nc.
se Conversations=Lexicon
(7

GESCHENK
FRESENIUS

Chr: Baur
1817.

<36610773430011

<36610773430011

Bayer. Staatsbibliothek

Converſations-Lexicon.

Siebenter Theil.

O bis Q.

Enc. 42 x/17
BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN
30 Hülse

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädiſches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Siebenter Band.

O bis Q.

Mit Königl. Württembergiſcher allergnädigſter Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1817.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

O.

Bayeriſche Staats-Bibliothek München

O, auf den franzöſiſchen Münzen, bezeichnet den Münzort Riom. Das o vor den irländiſchen Namen zeigt eine adelige Abkunft an.

Obduction, ſ. gerichtliche Arzneikunde.

Obelisk, eine vierſeitige Säule, welche gegen die Spitze zu ſchmäler wird, und in eine kleine Pyramide endigt. Dieſe Säulen ſind eine Erfindung der alten Aegypter und von hohem Alter. Schon Herodot erwähnt derſelben. Am ausführlichſten aber ſpricht davon Plinius. Er hält für den erſten Errichter von Obelisken den König Mitres oder Meſtres, der Theben beherrſchte, giebt aber weder ſein Zeitalter an, noch kommt dieſer König bei Herodot und Diodor vor. Noch jetzt findet man mehrere Obelisken in Aegypten, zwei zu Alexandrien zwiſchen der neuen Stadt und dem Leuchtthurm; einen ſtehenden und einen umgeworfenen zu Matarea, unter den Ruinen des alten Heliopolis, einen in der Landſchaft Fajum, nahe bei dem alten Arſinoe, ſechs unter den Ruinen von Theben u. ſ. w. Von den nach Rom gebrachten werden wir weiter unten ſprechen. — Die meiſten Obelisken ſind 50 bis 150 und mehr Fuß hoch, und meiſtens aus einem einzigen Steine gehauen, meiſtens aus röthlichem Granit, einige wenige aber auch aus weißem Marmor. Unten, wo ſie aufſtehen, nehmen ſie gewöhnlich einen Raum von 4 bis 12 und oft mehr Fuß ins Gevierte ein. Gemeiniglich ſind ſie mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft 2 Zoll tief) ausgearbeitet und meiſtens felder= oder etagenweiſe eingetheilt ſind; bisweilen ſind ſie auch mit verſchiednen Farben angeſtrichen. Einige Obelisken ſieht man auch ganz glatt, und ohne Hieroglyphen. Vielleicht ſind dieſe aus einer Zeit, wo die Kenntniß der Hieroglyphen verloren gegangen war. Der Fuß des Obelisken ſteht auf einem einfachen viereckigen Poſtamente, das gemeiniglich 2 bis 3 Fuß breiter iſt als der Obelisk ſelbſt, und eine Aushöhlung hat, in welcher er ruht. Mehrere Gelehrte haben es unmöglich finden wollen, ſo ungeheure Steine aus dem Felſen zu brechen und manche andre Erklärungsart verſucht; aber nach dem Zeugniß der Reiſenden findet man noch in der Gegend des Bergs Sinai, vorzüglich aber in Oberägypten die alten Steinbrüche, wo noch in einigen derſelben ſchon angehaune Obelisken und große Säulen ſind. Von ihrer Entſtehung läßt ſich nichts Gewiſſes ſagen. Vielleicht kam man auf den Gedanken, Obelisken aufzurichten, durch die älteſten Götterbilder, welche nichts anders als pyramidenförmige Steine waren. So war das uralte Bild der Venus zu Paphos eine Pyramide aus weißem Marmor. Nach Herodot waren ſie der Sonne gewidmet und ein Symbol der Sonnenſtrahlen. Dies ſollte auch ihre Benennung und Geſtalt anzeigen. Daß ſie zu Sonnenzeigern beſtimmt geweſen wären, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, weil die obere Spitze derſelben keinen ſcharfen Schatten wirft. So viel iſt gewiß, daß die Obelisken bei den alten Aegyptern eine vorzügliche Zierde der großen Plätze vor den Tempeln ausmachten, vor deren Haupteingange gemeiniglich einige ſtanden. Man brauchte aber dazu nur Obelisken von anſehnlicher Höhe, die kleinen von 11 bis 12 Fuß Höhe waren unſtreitig nur Fußgeſtelle für Götzenbilder. Eine Nebenbeſtimmung kann auch wohl die geweſen ſeyn, das Andenken merkwürdiger Begebenheiten durch die auf ſiegeſetzte Hieroglyphenſchrift der Nachwelt zu überliefern. — Die römiſchen Kaiſer ſchafften mehrere Obelisken aus Aegypten nach Rom. Auguſt z. B. ließ zwei große Obelisken aus Heliopolis nach Rom bringen. Der eine machte den Sonnenzeiger der ungeheuern Sonnenuhr aus, welche Auguſt durch den Aſtronomen Manilius auf dem Marsfelde hatte anlegen laſſen. Zu dieſem Behuf war oben auf die Spitze eine Kugel geſetzt worden. Der andre ſtand auf der Spina im Circus

Maximus und ſoll eben derjenige ſeyn, den der König Semneſerteus, nach Plinius, errichtet hatte. Bei der Verheerung Roms durch die Barbaren ward er umgeſtürzt und blieb viele Jahrhunderte lang in drei Stücken zerbrochen unter dem Schutte liegen, bis 1589 Sixtus V. ihn durch den Baumeiſter Domenico Fontano wieder ergänzen und bei der Kirche Modona del Popolo aufrichten ließ. Unter Caligula kam ein andrer großer Obelisk nach Rom, der im Circo Vaticano aufgeſtellt wurde. Er ſteht jetzt vor der Peterskirche; man ſchätzt ſein Gewicht auf 10,000 Centner. Claudius ſoll die zwei Obelisken aus Aegypten haben bringen laſſen, welche vor dem Eingange des Mauſoleums des Auguſt ſtanden. Auch Caracalla ſoll für ſeinen Circus an der appiſchen Straße einen Obelisk aus Aegypten haben holen laſſen. Den größten Obelisk in Rom ließ Kaiſer Conſtantius dahin bringen, wo er im großen Circus aufgeſtellt wurde. Im 5ten Jahrhundert wurde auch dieſer von den Barbaren umgeworfen, und lag von der Zeit an, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutt vergraben, bis ihn Sixtus V. im J. 1588 auf dem Platze vor der Johanniskirche vom Lateran wieder aufrichten ließ. Das Gewicht beträgt über 13,000 Centner, die Höhe, ohne das Fußgeſtell, 140, mit demſelben 179 Fuß. Außerdem wurden noch andre Obelisken nach Rom gebracht, zum Theil auch dort verfertigt. Auch nach Sicilien und Conſtantinopel ſind dergleichen gebracht worden. — Das vorzüglichſte Werk über die Obelisken iſt von dem gelehrten Dänen Zoëga.

Oberlin (Jeremias Jacob), Profeſſor und Bibliothekar an der Univerſität zu Straßburg, Correſpondent des franzöſiſchen Inſtituts, Mitglied des Staatsraths von Straßburg, geboren daſelbſt den 7. Aug. 1735, trat 1750 unter die Zahl der Studierenden dieſer Univerſität, und vertheidigte ſieben Jahre darauf öffentlich eine Abhandlung unter dem Titel: Dissertatio philologica de veterum ritu condiendi mortuos, Argent. 1757. Nachdem er den Curſus ſeiner philologiſchen und philoſophiſchen Studien beendigt hatte, genoß er drei Jahre lang den Unterricht der Profeſſoren der Theologie; aber er beſchäftigte ſich mehr mit dem philologiſchen und archäologiſchen Theil der Kenntniſſe eines Theologen, als mit dem Studium der Theologie in ihrem ganzen Umfang. Als Kennicot in ganz Europa die Varianten des hebräiſchen Textes des alten Teſtaments ſammeln ließ, übernahm es Oberlin, die vier Handſchriften, welche die ſtraßburger Univerſitätsbibliothek beſitzt, zu vergleichen. Einige Proben dieſer Arbeit lieferte er in den Miscella Argentoratensia. Nachdem er den Curſus der Theologie geendigt hatte, widmete er ſich ganz dem Studium der alten und neuen Sprachen, der Literatur, der Denkmäler des Alterthums und der Diplomatik. Das Studium der Literatur aus den ſchönen Zeiten des Alterthums hinderte ihn nicht, ſich auch mit dem Studium des Mittelalters zu beſchäftigen; und die Forſchungen, auf die er dadurch geführt wurde, lieferten ihm treffliche Materialien für die Geſchichte, die Sprache und die Literatur jener Zeiten. Dieſe wichtigen und vielfältigen Arbeiten erwarben ihm ſowohl in ſeinem Vaterlande als im Auslande den Ruf eines der gründlichſten Gelehrten in den Alterthümern, der Philologie und Diplomatik. Seine Ausgaben von einigen Werken des Ovid, von Vibius Sequeſter, von Horaz, Tacitus und Cäſar werden mit Recht geſchätzt. Seine übrigen Werke ſind: Miscella litteraria Argentoratensia; Museum Schoepflini T. I. (der zweite Theil iſt nie erſchienen); Orbis antiqui monumentis suis illustrati prodromus: Rituum romanorum tabulae; Artis diplomaticae primae lineae; die letztgenannten Elementarwerke dienten ihm zum Leitfaden bei ſeinem akademiſchen Unterricht; Litterarum omnis aevi fata, tabu-

lis synopticis exposita. Dieſe Tafeln geben die Namen der vorzüglichſten Schriftſteller, die Gegenſtände, worüber ſie geſchrieben, die Nation, zu welcher ſie gehört, und die Zeit, wann ſie gelebt haben, an; Essai sur le patois lorrain, du comté du Ban de La Roche; Exposé d'une découverte faite au Forum de Rome, par le chevalier de Fredenhein; Essai d'annales de la vie de Jean Guttenberg, inventeur de la typographie. Das Studium der deutſchen Sprache im Mittelalter beſchäftigte Oberlin ſehr und bewog ihn zur Herausgabe von J. G. Scherzii glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suaevicae, 2 Foliobände. Außerdem ſind mehrerete andere Werke und Abhandlungen eben ſo viele Beweiſe von Oberlins Talenten und gründlicher Gelehrſamkeit. Er iſt der erſte geweſen, der einen Abriß der Statiſtik des ehemaligen Elſaß lieferte, indem er von 1782 zehn Jahre lang den Elſaßer Almanach herausgab. Endlich bearbeitete er auch die Alsatia litterata, wozu Schöpflin ihm viele Materialien lieferte. Die beiden erſten Bände erſchienen 1782 und 1786. 1778 war Oberlin außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und zugleich Lehrer am Gymnaſium in Straßburg, 1782 ordentlicher Profeſſor der Logik und Metaphyſik, und 1787 Gymnaſiarch geworden. Während der heftigſten Stürme der Revolution ſtand er große Verfolgungen aus, wurde mit mehreren ſeiner Collegen nach Metz gebracht, und von einem Kerker in den andern umher geſchleppt. Nach hergeſtellter Ruhe erhielt er ein Profeſſorat an der Centralſchule, und ſpäter an der proteſtantiſchen Akademie. Er ſtarb zu Straßburg den 10. Oct. 1806.

Obereit (Jacob Hermann), wurde am 2. December 1725 zu Arbon in einer Familie geboren und erzogen, die mit Kopf und Herz dem Myſticismus ergeben war. So geſchah es, daß auch er bald Geſchmack an den Lehren und Grundſätzen deſſelben, die ſich ſo leicht in den Herzen der Gutgeſinnten einſchmeicheln, und ſich, wie wir in der ganz neueſten Zeit geſehen haben, oft ſelbſt des Denkenden bemächtigen. Zu dieſem Hange zum Myſticismus geſellte ſich noch bei Obereit eine gränzenloſe Wißbegierde hinzu, die er aber erſt ſpäterhin gänzlich zu nähren im Stande war. Da der Zufall wollte, daß er ſich ſchon früh mit dem Leſen mediciniſcher und chirurgiſcher Bücher beſchäftigt und Intereſſe an dieſer Wiſſenſchaft genommen hatte, ſo wählte er jetzt, da es Zeit war, ſich für eine künftige Lebensart zu entſcheiden, die Chirurgie zu ſeiner Beſtimmung. Er trat alſo 1740 zu einem Wundarzte in Arbon, der die äußere und innere Heilkunde mit Glück ausübte, in die Lehre, und ſchon nach den erſten Wochen übertrug ihm dieſer mehrere Patienten zu eigner Beſorgung. Seine Freiſtunden wandte er zum unermüdlichen Studium ſeiner Kunſt an. Nach überſtandenen drei Lehrjahren wurde er im October 1743 zu St. Gallen freigeſprochen. Nun trat er ſeine Wanderung an, und hielt ſich in München, Nürnberg, Augsburg und Chriſtian-Erlang auf. Als ihm am letzten Orte ſein Herr im Junius 1746 den Abſchied gab und Obereit darüber in Verlegenheit kam, zeigte ſich ihm unvermuthet eine Gelegenheit, ſein Fortkommen auf eine andre Art zu finden, die er für einen höhern Wink anſah. Ein königlich polniſcher Architekt, der nach Italien reiſ'te, nahm ihn in ſeine Dienſte. Allein unterwegs veruneinigte ſich ſein neuer Herr mit ihm und entließ ihn plötzlich. Obereit ging nach Wien, wo er vergebens eine Condition als Barbiergeſelle ſuchte und ſeinem Vater meldete, wie er wünſche, ſich auf einer Univerſität in ſeiner Wiſſenſchaft noch mehr vervollkommnen zu können. Er begab ſich nun auf Verlangen der Obrigkeit der Stadt Lindau, welche ihm ein anſehnliches dreijähriges Stipendium ausgeſetzt hatte, auf die Univerſität Halle, wo er mediciniſche Wiſſenſchaft mit Philoſophie

ſtudirte, von wo er im Herbſte 1747 nach Berlin ging, um ſich in den dortigen Anſtalten vorzüglich in der practiſchen Chirurgie und in der Entbindungskunſt zu üben. Nachdem er ſich daſelbſt drittehalb Jahre aufgehalten hatte, mußte er auf Befehl des Magiſtrats zu Lindau im Mai 1750 dorthin zurückkehren. Hier wurde er 1750 als Operateur und ausübender Arzt angeſtellt, ſchrieb ſeine neugegründeten Betrachtungen über einige chirurgiſche Materien (Lindau, 1751) und wurde im Jahre 1752 zum Geburtshelfer beſtellt. Allein die fortdauernde Ungunſt und der Neid der übrigen verleideten ihm die mediciniſche Praxis und ſomit widmete er ſich deſto unbedingter ſeinen Lieblingsſtudien, und überließ ſich der Neigung zur Philoſophie, Theoſophie, Poeſie und Chemie. Er las und ſtudirte alles, grübelte über allem. Ihn beſchäftigten theologiſche, philoſophiſche, mediciniſche, chemiſche und phyſiſche Studien; er ward Dichter, aber der Hang zur philoſophiſchen Speculation behielt für das ganze Leben die Oberhand bei ihm. Er durchwanderte die philoſophiſchen Syſteme der Alten und der Neuern, als eines Spinoza, Descartes, Malebranche, Newton, Leibnitz, Wolf, Locke, Hume und vor allen ſeines großen Landsmanns Lambert. Betagt und hinfällig ſtudirte er noch mit jugendlicher Kraft die Syſteme Kants, Reinholds und Fichte's. Im Jahre 1763 arbeitete er ſeine Disquiſitio de univerſali methodo medendi confortativa aus, und erbat ſich vor dem Drucke das Urtheil der bayerſchen Akademie der Wiſſenſchaften darüber, die ihn zu ihrem Mitgliede aufnahm. Dieſe Abhandlung iſt zu Carlsruhe 1767 gedruckt, und 1769 hatte Obereit die Freude, ſich von Wieland, als damaligem Kanzler der freien Reichsſtadt Bieberach in Schwaben und Pfalzgrafen, zum Doctor der Philoſophie ernannt zu ſehen. Kurz darauf hatte er den Verdruß, daß ihm die Obrigkeit zu Lindau ſeine Arbeiten in der Chemie, der er ſich in der letzten Zeit zum gänzlichen Ruin ſeiner Vermögensumſtände faſt ausſchließlich gewidmet hatte, verbot, ſie ihm aber kurz darauf zu ſeinem Verderben wieder erlaubte. Nachdem Zimmermann zu Hannover ſein erſtes Fragment über die Einſamkeit herausgegeben, worin freilich der Einſamkeit gehuldigt, aber das fromme Einſiedlerleben durchaus nicht gebilligt wurde, ſchrieb Obereit, von heiligem Eifer, die Ehre der Anachoreten zu retten, entbrannt, eine Schrift, der er in ſeinem Geſchmacke den Titel vorſetzte: „Ein Zimmermanns-Handlanger, von Liebes-Enthuſiaſten und der allerfreieſten Republik der Einſamen. Kiriath Sepher der Freimaurerinnen. Anno mundi 7275. Aus der Bergſchotten-Loge. Sub roſa. Obgleich Zimmermann in dieſer Schrift ſehr hart mitgenommen wurde, ſo ſchickte ihm Obereit nichts deſto weniger ſelbſt 1775 die Handſchrift derſelben zu, und beſchwor ihn, ſie ihm zu Liebe drucken zu laſſen, indem er hinzuſetzte: Pro Cynico, qui fere omnia ſua ſecum portat vitamque extrema per omnia duxit. Nachdem er in mehrern Briefen nur mit noch ſtärkern Beſchwörungsformeln dieſes Anſinnen wiederholt hatte, ließ endlich Zimmermann den Tractat mit zwei Briefen von Obereit drucken, und begleitete ihn mit einer Vorrede, die eine höfliche und urbane Miene hatte, gab auch der Schrift den verſtändlichen Titel: Vertheidigung der Myſtik und des Einſiedlerlebens gegen den Herrn Leibarzt Zimmermann von Obereit, Dr. der Philoſophie im Bodenſee. Frkf. a. M. 1775. Eine Liebesgeſchichte, welche Obereit ſchon ſeit achtzehn Jahren mit einer ſeraphiſchen Schäferin, oder Theantis, oder Pſyche Empirea, wie er ſie nannte, hatte, ſchilderte er jetzt in dem Magazin zur Erfah-

rungsſeelenkunde unter dem Titel: Theantis und ihr Schweizerphiloſoph, eine pſychologiſche Geſchichte, mit brennenden Farben. Im Jahre 1776 gab er noch folgende Schriften heraus: Urſprünglicher Geiſter- und Körperzuſammenhang nach Newton. Geiſte an die Tiefdenker in der Philoſophie, und Einfältige Fragen eines Laienbruders über die bremiſche Prüfung der lavaterſchen Meinung von der Glaubenskraft, worauf er 1780 Gamaliels, eines philoſophiſchen Juden, Spaziergänge über die berliniſchen Wundergaben herausgab. Kurz nachher lud ihn Lavaters Bruder, ein Arzt, Chemiſt und wirkſamer Maurer, zu ſich nach Zürich ein, und öffnete ihm ſein Laboratorium. Hier verlebte er nun ein glückliches ſorgenfreies Jahr, und ſchrieb ein ausführliches Werk gegen Zimmermann, welches an ſich ſelbſt reichhaltig war, und von einem ſeiner Freunde durchgeſehen und in der äußern Form genießbarer gemacht wurde, worauf es unter dem Titel: Die Einſamkeit der Weltüberwinder nach innern Gründen erwogen von einem lakoniſchen Philanthropen, im Drucke erſchien. In dieſem Werke wurde die Lichtſeite des aſcetiſchen Mönchs- und Anachoretenlebens mit ſo viel Reiz und Intereſſe hervorgehoben, das Wohlthätige eines ſtillen, eingezognen, einſamen und in ſich gekehrten Lebens in einen ſo ſcharfen Contraſt mit dem zerſtreuten, außer ſich gerichteten, geräuſchvollen und leeren Leben der Weltbürger geſtellt, daß kein ernſter Leſer dieſes Buch aus der Hand legen wird, ohne jener Abgeſchiedenheit von der Welt einen beſtimmten Geſchmack abgewonnen zu haben. Das Buch hat gewirkt; es hat viele Leſer gefunden. Ihm verdankt Obereit ſeine Berühmtheit; und Zimmermann iſt dadurch veranlaßt worden, ſein großes Werk über die Einſamkeit zu ſchreiben. Im Jahre 1787 verließ Obereit die Schweiz, um zu ſeinem Bruder nach Dresden zu reiſen, bei dem er ſich eine geraume Zeit aufhielt. Hier ſchrieb er: Die Natur und die Heiden über Steinbart, und ging mit der Stiftung einer Privatverbindung von Chriſtusverehrern zur gemeinſchaftlichen Arbeit am Tempel Chriſti um. Im Auguſt und September 1782 hielt er ſich zu Hannover auf, wo Zimmermann, ob dieſer gleich Urſach hatte, Obereiten wenigſtens nicht zu lieben, auf einem ziemlich guten Fuße mit ihm umging. Von hier aus wanderte Obereit nach der Oberlauſitz, wo er ſich zwei Jahre bei dem Hofrath Nitſche, den er durch ſeinen Weltüberwinder gewonnen hatte, aufhielt. Im Sommer 1784 kam Obereit nach Leipzig, von wo er ſich zu ſeinem Wohlthäter Wieland nach Weimar begab, der in Verbindung mit andern Freunden für ſein Unterkommen ſorgte. In dieſer Zeit erſchien Zimmermanns großes Werk über die Einſamkeit; in welchem dieſer zwar der Einſamkeit das Wort redet, aber dennoch alle Mönche, Myſtiker und Einſiedler als heilige Halunken ſchildert. Was er Obereiten ſchon in Hannover gedroht hatte, daß er nämlich noch einſtens eine Lanze mit ihm brechen würde, das ging in dem genannten Werke reichlich in Erfüllung. Der Zorn über den Weltüberwinder war eigentlich der Apollo, der Zimmermann begeiſtert und ihn dieſes Werk zu ſchreiben beſtimmt hatte. Die Rache, die er an ſeinem Gegner nimmt, beſteht darin, daß er ihn im dritten Bande in puris naturalibus zeigt und ein durchaus ins Lächerliche gezogenes Caricaturbild von ihm entwirft; auch die Auftritte, die er mit ihm in Hannover gehabt hatte, ganz nach dem Leben und auf eine äußerſt komiſche Art ſchildert. Man kann nicht läugnen, daß Zimmermanns Schilderung von Obereit ſehr ſprechend und im Ganzen treffend iſt. Er ſagt von ihm:

„Einen äußerſt ungewöhnlichen und gar nicht gemeinen Menſchen verriethen mir, auf den erſten Blick, ſeine freie und erhabene Stirn, ſein ehrliches Geſicht, ſeine hellen, kecken, ſchönen und doch zuweilen etwas verſchobnen Augen, ſein freundlicher Mund, und dann doch auch das Komiſche in der majeſtätvollen Empordrehung ſeines Kopfes und ſein ſpaniſcher Gang." Ja, man trifft auch auf ſehr wahre Lobeserhebungen des wackern Obereit: „Ein kraftvoller, grundfeſter, kernhafter und in mancher ſtrengen Tugend geübter Mann iſt er allerdings. Man ſieht auch, daß er die Wahrheit tief herauf und mit eiſerner Beharrlichkeit ſucht und innere Theologie mit Eifer treibt." Aber das Unrecht, welches er an ihm begeht, beſteht darin, daß er faſt nur die komiſchen und lächerlichen Züge Obereits hervorhebt und denſelben auf dieſe Weiſe um ſo ſicherer dem allgemeinen Gelächter preis giebt. Die- und mehrere Angriffe auf Obereit werden dadurch noch lange nicht genugſam entſchuldigt, daß Zimmermann durch die Art, wie ſeine Gegner von dem *Weltüberwinder*, als einem großen über Zimmermann erhaltnen Triumphe ſprachen, äuſſerſt gereizt und erbittert worden war. Obereit, auf den dieſe Ausfälle in dem zimmermannſchen Werke ſehr tief gewirkt hatten, wollte dieſen mit ähnlichen, doch ihm völlig unbekannten Waffen bekämpfen, und ſchrieb ſein ſatyriſches Werk: *Supplike an philoſophiſche Damen zur Beſänftigung der großen flammenden Autorſchaft über die Einſamkeit des königl. großbritanniſchen Hrn. Hof- und Leibarztes Zimmermann in Hannover. In drei Aufwartungen von dem Verfaſſer der Einſamkeit des Weltüberwinders Obereit. Leipzig 1785.* Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Weimar ſchlug Obereit ſeine Wohnung 1785 auf einem dunkeln Stübchen zu Jena auf, noch ferner durch Wieland und andre barmherzige Seelen nothdürftig unterſtützt. Von nun an ſchien er der Myſtik Abſchied gegeben, und ſich bloß dem Studium der eigentlichen Zeit-Philoſophie gewidmet zu haben, ſo, daß ihm auch ſeine alten myſtiſchen und theoſophiſchen Freunde nicht ſelten ſein vorwitziges Grübeln der gemeinen menſchlichen Philoſophie vorrückten. Doch thaten ſie dies, im Ganzen genommen, ſehr mit Unrecht. Denn wenn ſich Obereit lange genug in den Irrgängen der Philoſophie herumgetrieben hatte, kehrte er zuletzt dennoch zu dem lang genährten Myſticismus zurück. Als er hierauf in der berliner Monatsſchrift beſchuldigt worden war, er habe das berüchtigte, von Jeſuiten zur Bethörung geſchriebene Buch des erreurs et de la vérité allgemein verbreitet und angeprieſen und die Centraliſtengeſellſchaft, welche er ſtiften wollte, beziehe ſich gewiſſermaßen darauf, ſo ſchrieb er dagegen eine derbe und nachdrückliche Philippica unter dem Titel: Dr. Obereits gerade Schweizererklärung vom Centralismus, Erjeſuiterei, Anekdotenjagd, Aberglauben, Maulglauben und Unglauben. Mittlerweile fügte es ſich, daß der Herzog von Meiningen bei einem Beſuche in Jena von dem berühmten Weltüberwinder hört, ihn beſucht, dem originellen alten Denker Geſchmack abgewinnt, und ihn bald darauf ſchriftlich einladet, nach Meiningen zu kommen, wo er ihm eine ganz freie Exiſtenz zuſagt. An dieſem Ereigniſſe nahmen Obereits Freunde, ſo wie alle Centraliſten, den lebhafteſten Antheil und ſchrieben ihm ihre Glückwünſche darüber. Er befand ſich in Meiningen, wohin er ſich im März 1786 begab, recht wohl, ward vom Herzoge und dem Hofe hervorgezogen, und fühlte ſich nicht wenig geſchmeichelt. Hier ſchrieb er bis 1791 eine Menge Werke, die namhaft zu machen, uns der Raum verbietet, um ſo mehr, da keins derſelben auf ſein öffentliches oder Privatleben einigen

Einfluß gehabt zu haben ſcheint. Mochte ſich nun Obereit in Meiningen auf die Länge nicht mehr gefallen, oder ſah er vielleicht ein, daß er endlich überflüſſig wurde, genug, er ging nach einem fünfjährigen Aufenthalte daſelbſt im Frühjahre 1791 mit einer Penſion nach Jena, wo er ſich von nun an dem Studium der neueſten Philoſophie hingab. Von dort begab er ſich wieder 1793 nach Dresden zu ſeinem Bruder, deſſen drei erwachſene Söhne er zu den Studien der Menſchheit anführen ſollte, blieb aber daſelbſt nur bis ins folgende Jahr und begab ſich zum dritten Male nach Jena. Nachdem er ſich daſelbſt noch dem fichtiſchen Idealismus gewidmet, und beſonders deſſen Wiſſenſchaftslehre ſtudirt hatte, ſtarb er, von Fichte bis an ſeinen Tod unterſtützt, den 2ten Februar 1798. Dies iſt das Leben eines Mannes, den Myſticismus für die Philoſophie, und dieſe wieder für den Myſticismus verdorben hatte, und der alſo, wohin er ſich auch wenden mochte, ſtets am unrechten Orte ſtand, ſo ſehr ihn auch ſeine wirklichen Kenntniſſe in der Philoſophie ſowohl als in vielen andern Wiſſenſchaften zu ſeinem Vortheile auszeichneten.

Oberſchlächtig heißt im Mühlen- und Bergbau ein Waſſerrad, auf welches das Waſſer von oben ſchlägt oder fällt, ſo daß es durch die Schwere des darauf fallenden Waſſers umgetrieben wird. Es erfordert eine ungleich geringere Waſſermaſſe als ein unterſchlächtiges Rad, das durch die Gewalt des darunter wegſtrömenden und in die Schaufeln eingreifenden Waſſers in Bewegung geſetzt wird.

Object, Objectiv, Objectivität, Object, **Gegenſtand**, iſt entgegengeſetzt dem Subject, d. i. einem Weſen, welches den Gegenſtand betrachten, ſich vorſtellen, erkennen kann. Es verſteht ſich, daß jedes Subject in andrer Beziehung auch ein Object ſeyn kann, der Vorſtellende, Erkennende, Betrachtende wird das Vorgeſtellte, Erkannte, Betrachtete. Ja, jedes menſchliche Subject kann ſich ſelbſt zum Object ſeines Vorſtellens und Erkennens machen. — **Objectiv** iſt demnach **gegenſtändlich**, und ſteht entgegen dem **Subjectiven**, d. i. **perſönlichen**: **Objectivität**, **Gegenſtändlichkeit**, iſt entgegengeſetzt der **Subjectivität** oder **Perſönlichkeit**. Ob eine Erkenntniß oder eine Darſtellung objectiv oder nur ſubjectiv ſey, macht einen bedeutenden Unterſchied. Im erſtern Fall iſt ſie der wahren Beſchaffenheit des Gegenſtandes gemäß, im zweiten nur der Vorſtellung, die ſich irgend einer davon gemacht hat, wobei die Frage nach der Richtigkeit und Wahrheit der Vorſtellung immer erſt zu entſcheiden iſt. Uebrigens hat das, was **allen** Subjecten als das Richtige und Wahre erſcheint, den Werth des Objectiven. Von dieſen Ideen ſind die Aeſthetiker ausgegangen, welche in den Darſtellungen der ſchönen Künſte auf Objectivität als auf dasjenige dringen, was den **Styl** bewirke, da hingegen aus der Subjectivität bloße **Manier** entſtehe, dort alſo etwas allgemein Wahres, Nothwendiges, hier nur ein bedingt Wahres und Zufälliges. Die Objectivität allein bewirkt eine wahre **Darſtellung**, die Subjectivität eine bloße **Vorſtellung**; jene giebt Bild und Geſtalt und Anſchaulichkeit, und iſt daher der Plaſtik verwandt, dieſe iſt zerfloſſener, dunkel, und giebt mehr den Eindruck der Muſik. Selbſt im Muſikaliſchen aber, wird verlangt, ſoll Objectivität ſeyn, alſo auch im Lyriſchen: der Künſtler ſoll ſich in einem Gegenſtand außer ſich hinſtellen. Indeß iſt hier noch gar manches näher zu beſtimmen, beſonders aber der Umſtand: wie ſich der Künſtler zu verhalten habe, wenn er nicht bloß **bildend**, ſondern auch **ſtimmend** zu verfahren hat, und wie, wenn es ihm gar überhaupt nur um Stimmung des Gemüths zu thun iſt? Offenbar kann nicht jedem Künſtler das Geſetz

der Objectivität gleich ſtreng vorgeſchrieben ſeyn. — Bisweilen ſcheint man unter einer objectiven Darſtellung bloß eine ſolche zu verſtehen, wo der Künſtler in ſeiner Schöpfung nie ſelbſt hervortritt, wo ſeine Perſönlichkeit nie durch eine eingeſtreute Reflexion oder einen Ausbruch des Gefühls ſich einmiſcht. Daß dieſes nur in der epiſchen und dramatiſchen Poeſie Statt finden könne, bedarf keiner Frage. Weſſen dichteriſche Natur mehr zum Lyriſchen hinneigt, bei dem wird freilich auch in andern Gattungen die objective Darſtellung durch die ſubjective Stimmung leicht unterbrochen werden, wie z. B. in Klopſtocks Meſſias. Der Epiker und Dramatiker, der aus ſich herausgeht, und mehr in einer Außenwelt lebt, kann ſich auch ſelbſt mehr entäußern, und bleibt im Schaffen unvermiſcht mit ſeiner Individualität. — Was vom Objectiven und Subjectiven in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen überhaupt zu ſagen iſt, darüber ſiehe Transſcendentalphiloſophie. dd.

Oblate heißt das Abendmahlsbrot, weil es in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche von den Oblationen (freiwilligen Geſchenken an Brot und andern Lebensmitteln), die die Glieder der Gemeinden darbrachten, genommen wurde. Die jetzt in der katholiſchen und lutheriſchen Kirche beim Abendmahle gebräuchlichen kleinen, dünnen, runden Scheiben von ungeſäuertem Waizenbrot, auf denen man das Crucifix mit den Buchſtaben I. N. R. I. abgeformt ſieht, ſcheinen erſt im 11ten Jahrhunderte aufgekommen zu ſeyn, und werden, wie jene geſchenkten Brote, Oblaten genannt. Die reformirte Kirche bedient ſich anſtatt derſelben größerer Scheiben von gewöhnlichem Brote, die bei der Austheilung gebrochen werden. Die griechiſche Kirche hat nach dem Beiſpiele der in ſolchen Dingen weniger bedenklichen älteſten Chriſtengemeinden den Gebrauch des geſäuerten Brotes beim Abendmahle beibehalten. E.

Obligat (vom italieniſchen Worte obligare, verpflichten, verbinden), wird in der Muſik von demjenigen Inſtrumente geſagt, welches entweder allein, oder mit andern Inſtrumenten zugleich, die Hauptmelodie des Stücks zu führen hat, alſo nicht bloß begleitend iſt. Obligat ſpielen, heißt alſo ſo viel, wie die Hauptſtimme, und keine Neben- oder begleitende Stimme ſpielen. Die begleitenden Stimmen könnte man allenfalls weglaſſen, und die obligate oder Soloſtimme würde dadurch nur in der Quantität, nicht aber in der Qualität verlieren; wollte man aber die obligate Stimme überſchlagen, und bloß die Begleitung ſpielen; ſo würde dieſe, als bloßer todter Körper, dem die Seele (die Melodie) fehlte, jedermann zum Ekel werden. Nun kann ein Inſtrument entweder durchaus obligat geſetzt ſeyn, in welchem Falle man dies Muſikſtück ein Concert für dies Inſtrument nennt, oder daſſelbe kann nur hin und wieder einzelne Solo- oder obligate Sätze haben, wie dies meiſtens in Singeſtücken, aber auch oft in Concerten, der Fall zu ſeyn pflegt. Hieraus geht nun hervor, daß jedes Inſtrument obligate Sätze vorzutragen haben kann, und wirklich iſt auch kein Inſtrument vorhanden, dem nicht der Componiſt in einer vollſtimmigen Muſik, nach Befinden der Umſtände, dann und wann eine obligate Stelle vorzutragen geben ſollte. Hiervon iſt kein Inſtrument ausgenommen, als etwa der Contrebaß, theils, weil die Soloſpieler auf demſelben ſehr ſelten ſind, theils aber beſonders, weil die Soloſtimme, von dieſem Inſtrumente vorgetragen, zu tief liegen würde, als daß ſie von den andern begleitenden Inſtrumenten könnte gehörig unterſtützt werden. Da man jedoch einige bedeutende Virtuoſen auf dem Contrabaſſe hat, ſo folgt auch natürlich daraus, daß es Concerte für dieſes Inſtrument geben muß. So haben wir z. B. unter einer Geſellſchaft ſogenannter prager Muſiker einen

Contrapaſſiſten gekannt, der die Tanzmelodien, welche die Geſellſchaft ſpielte, auch jedesmal auf ſeinem Contraviolon ſolo vorzutragen pflegte. Uebrigens wurde der Ausdruck obligat urſprünglich nur von ſolchen Stimmen geſagt, welche, wenn ſie in der gebundenen oder fugenartigen Schreibart geſetzt und alſo gleichſam mit den andern Stimmen verbunden waren, bei dem Vortrage nicht weggelaſſen werden durften, wenn nicht dadurch das ganze Tonſtück zerriſſen werden ſollte. Jetzt hingegen nennt man, wie bereits oben geſagt worden iſt, eine Stimme obligat, welche, auch in ungebundenen Stücken, nicht weggelaſſen werden könnte, ohne das eigentliche Leben des Tonſtücks gänzlich zu zerſtören. Oft braucht man das Wort obligat auch in dem Sinne, welcher dem Kunſtausdrucke concertirend eigen iſt, und weil man alsdann ſagen will, daß der obligate Spieler auch im Stande iſt, eine Soloſtimme vorzutragen, oder daß er, mit andern Worten, ein Concertſpieler iſt. Pq.

Obligation, ſ. Schuldſchein.

Obligo, in Obligo ſtehen, ein kaufmänniſcher Ausdruck, der beſonders von Banquiers gebraucht wird, um zu bezeichnen, in welcher Geſammtverbindlichkeit ſie nicht bloß durch reellen Vorſchuß oder Credit, ſondern auch durch Wechſelgiro u. ſ. w. zu ihren Correſpondenten ſtehen.

Obrigkeit. Unter dem Worte Obrigkeit werden überhaupt alle diejenigen begriffen, welche im Namen des Staats eine rechtliche und ordnungsmäßige Gewalt über andre üben; es werden daher auch oft ganze Behörden Obrigkeiten genannt; man ſpricht von Civil- und Militärobrigkeit u. ſ. w. So bald eine Obrigkeit einmal angeordnet worden, ſo iſt ſie als eine rechtmäßige von den Unterthanen anzuſehn; jede Unterſuchung über die Rechtmäßigkeit ihres Urſprungs, jede Weigerung, ihr unter dem Vorwande, als ſey ſie unrechtmäßig, Gehorſam zu leiſten, iſt Aufruhr und Meuterei; — es gilt in dieſer Rückſicht durchaus der Spruch: eine jede Obrigkeit iſt von Gott. Nur derjenige, der eine ordnungswidrige Gewalt übt, kann nicht als Obrigkeit angeſehn werden. Fällt jemand in die Gewalt von Räubern, ſo werden dieſe nie ſeine Obrigkeit ſeyn können, wenn er ihnen gleich, durch die Gewalt gezwungen, gehorchen müßte. Iſt aber einmal eine Obrigkeit beſtehend, ſelbſt wenn ihr Urſprung vielleicht einige Zweifel über ihre Rechtmäßigkeit zuließe, ſo muß ſie dennoch ſchon deswegen, weil ſie beſteht, als rechtlich angeſehn werden. Cz.

Obſequium (lat.) iſt 1. der unbedingte Gehorſam gegen die Obern, zu dem ſich Mönche und Nonnen durch die Ordensgelübde verpflichten; 2. ein Gefängniß, in das ſie wegen bewieſener Widerſpenſtigkeit eingeſperrt werden, um Gehorſam zu lernen.

Obſt nennen wir gemeiniglich diejenigen Baumfrüchte, von welchen nicht der Same oder die Kerne, ſondern das ſaftige wohlſchmeckende Fleiſch genoſſen wird, welches den Samen umſchließt, alſo Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirſchen, Pfirſchen, Aprikoſen u. ſ. w. Die Obſtbaumzucht iſt ein Hauptzweig der Gärtnerei und Landwirthſchaft. Sie gedeiht jedoch nicht allenthalben. Der höhere Norden läßt bei der Kürze des Sommers das Obſt nicht zur Reife kommen, und die Bäume ſind zu häufig dem Erfrieren ausgeſetzt; ein trockner, ſandiger und ſteiniger Boden iſt eben ſo wenig für Obſtbäume geſchickt als ein naſſer. Am beſten zur Obſtbaumzucht iſt ein aus Lehm und Sand gemiſchter fruchtbarer Boden.

Occident, die Himmelsgegend, wo die Sonne ſcheinbar untergeht, der Abend, Weſten.

Occidentaliſches oder weſtrömiſches (abendländiſches) Kaiſerthum. Theodoſius der Große, letzter Alleinherrſcher über das

ganze römiſche Reich, hatte kurz vor ſeinem Tode jene ungeheure Ländermaſſe durch teſtamentariſche Verfügung unter ſeine beiden unmündigen Söhne, Arcadius (18 Jahre alt) und Honorius (11 J. alt), alſo getheilt, daß jener den Orient (Thrazien, Klein-Aſien, Syrien und Aegypten, halb Illyrien, von der Nieder-Donau bis an die perſiſchen und äthiopiſchen Gränzen ſich erſtreckend, mit der Hauptſtadt Conſtantinopel), Honorius aber den Occident erhielt, welcher Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und die andere Hälfte von Illyrien, mit den Hauptſtädten Rom und Mailand, dann Ravenna, umfaßte. So in zwei große Reiche zerſpalten, ſollten, nach des Theodos Beſtimmung, beide doch immer als das vorherige Ganze, als Ein Reich, jetzt zwar von zwei Herrſchern regiert, aber der Wiedervereinigung beider Throne auf einem einzigen Haupte ſtets fähig, betrachtet werden, indem dem Scharfblicke des Kaiſers es nicht entgangen war, daß dieſe Throne nur durch eine ſolche Verbindung ſich in der Dauer aufrecht erhalten konnten. Mit dem letzten Athemzuge des großen Kaiſers (11ten Januar 395 nach Chr.) traten die von ihm beſtellten Vormünder ſeiner Söhne, der Miniſter Rufin, ein Gallier, für Arcadius, und der Generaliſſimus Stilicho, ein Vandale und angeheiratheter Neffe des verſtorbenen Theodos, für Honorius, in ihre Rechte ein*). Doch bald unterlag Rufin der größern Kraft des Feldherrn, ſo wie die Plane des letztern in der Folge an den Ränken des Hofes von Conſtantinopel ſcheiterten. Stilicho theilte zwar auf Rufins Verlangen ſogleich die Länder, die Armee und die unermeßlichen Koſtbarkeiten aus dem kaiſerlichen Nachlaſſe, war aber nicht gemeint, auch die Regentengewalt an den Miniſter, als den Vormund über den jungen Beherrſcher des Orients, zur Hälfte abzutreten. Der Feldherr hatte ſich an die Spitze der dem Arcadius zugehörigen Armeeabtheilung geſtellt, um ihrem Gebieter ſie zuzuführen und ſich ſo zugleich den Oberbefehl über die geſammte Kriegsmacht beider Reichstheile zu ſichern. Schon war er auf dem Wege nach Conſtantinopel bis Theſſalonich gelangt, als Rufin, den ſtarken Helden und ſeine perſönliche Erſcheinung über Alles fürchtend, dieſem den Befehl entgegenſchickte, Halt zu machen, indem man jeden Schritt, mit dem er für ſeine Perſon der Hauptſtadt des Orients näher kommen würde, als eine Feindſeligkeit betrachten werde. Stilicho war zu fein, um nicht ſcheinbar zu gehorchen, aber auch entſchloſſen genug, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu ſchaffen, der es wagen durfte, ihm, den Feldherrn und Retter des kaiſerlichen Hauſes, ſich entgegenſtellen zu wollen. Gainas, ein gothiſcher General, von ihm zum Oberbefehlshaber des morgenländiſchen Heeres beſtellt, erhielt ſeine Aufträge, und Rufin fiel auf dem Marsfelde vor Conſtantinopel, umgeben von dem angekommenen, darauf vorbereiteten, Heere, durch das Schwert eines kecken Soldaten, unter den Augen des Kaiſers Arcadius. Doch Stilicho hatte ſich ſehr verrechnet, wenn er nun glaubte, ſeinem großen Ziele näher zu ſeyn; er war jetzt in der That weiter als vorher davon entfernt, da jetzt die Politik eines Eunuchen aus dem Innern des byzantiniſchen Palaſtes gegen ihn in die Schranken trat. Der kluge Höfling Eutropius, oberſter Kämmerling und erſter Günſtling des Arcadius, und die eben ſo geiſtvolle als reizende Kaiſerin Eudoxia gefielen ſich ſelbſt zu wohl in der leichterrungenen Herrſchaft über einen ſchwachen Herrn und Gemahl, als daß ſie dem Feldherrn einen Einfluß hätten geſtatten ſollen, der dem

*) Man vergleiche mit dieſem ganzen Artikel den vom orientaliſchen oder morgenländiſchen Kaiſerthum unter Byzantiner, und mit dieſen beiden den vom römiſchen Reiche.

Günſtlinge ſo gefährlich werden konnte. Arcadius ſelbſt mochte es auch lieber vorziehen, dem Höflinge, und der ſchönen, ſchmeichelnden Gemahlin ſich hinzugeben, als dem kraftvollen Eraſte des Generaliſſimus, der weiſen, ihm jedoch unbequemen, Berathung und Leitung eines Mannes ſich zu überlaſſen, der des Vaters Stelle zu erſetzen wohl verſtand. Man wußte ſich der Anhänglichkeit der Truppen und ihres Befehlshabers, Gainas, zu verſichern, und nachdem man alles verſucht hatte, um Stilicho in der öffentlichen Meinung zu ſtürzen, gelang es, wider ihn ein Decret des Senats von Conſtantinopel zu erhalten, wodurch er für einen Feind des Reiches und ſeiner in den Gränzen des Orients liegenden großen Beſitzungen verluſtig erklärt wurde; meuchelmörderiſche Anſchläge auf ſein Leben glückten aber ſeinen Widerſachern nicht. Dieſe offene Feindſeligkeit gegen den Adminiſtrator der occidentaliſchen Regierung gab das erſte Zeichen zur ewigen Trennung beider Reiche, und des vorſichtigen Theodos weiſe Abſichten ſcheiterten an den Leidenſchaften einiger wenigen Menſchen und der Schwäche ſeiner jungen Söhne, die ohnehin bei ihrer Jugend weder die moraliſche noch phyſiſche Kraft haben konnten, um jene zu zügeln. Es war wohl eher wahrſcheinlich als unmöglich, daß Stilicho, der weltberühmte Feldherr, mit dem Schwerte in der Hand ſich den Weg in den Pallaſt des Arcadius hätte bahnen können, doch das Bild des Bürgerkriegs ſchreckte ihn ab; er überließ dem Eunuchen das Steuerruder des Orients und widmete ſich nun einzig den Angelegenheiten ſeines Mündels Honorius, oder vielmehr der Regierung des Abendlandes, deſſen beſondere Geſchichte, nach der nun vollendeten gänzlichen Scheidung von dem verſchwiſterten Morgenlande hier eigentlich beginnnt. Die Kindheit des Kaiſers Honorius machte ſeinen Vormund-Miniſter zum alleinigen Regenten; allein dieſer fand auch allerdings vieles zu thun. Seine erſte Sorgfalt war der Beſiegung des aufrühriſchen Statthalters in Afrika, Gildo, gewidmet, und als dieſe durch deſſen eignen Bruder, den mauriſchen Prinzen Mascezel, der die Ermordung zweier Kinder an ſeinem tyranniſchen Bruder zu rächen hatte, vollbracht, Gildo ſelbſt todt, auch Stilicho's Feldzug in Griechenland gegen die Gothen beendigt war, vermählte Stilicho ſeine Tochter Maria ihrem Vetter, dem 14jährigen Kaiſer Honorius (398 nach Chr. Geb.), die jedoch zehn Jahre darauf, und, wie die Geſchichtſchreiber verſichern, noch als Jungfrau, ſchon ſtarb. Doch ſchon zwei Jahre nach jener Vermählung brach ein Unglück über Italien aus, das Stilicho in ſeinem raſchen Gange nur aufzuhalten, doch nicht abzuwenden vermochte. Alarich, der tapfere König der Weſtgothen, durch Stilicho im J. 397 nach Chr. Geb. an der gänzlichen Unterjochung Griechenlands gehindert, beſchloß, dafür ſich zu rächen und ſeine Fahne auf den Wällen Roms aufzupflanzen. Er fiel im J. 400 nach Chr. Geb. in Italien ein; ſchon nahte er ſich der Reſidenz des Kaiſers, Mailand, ſchon hatte dieſer in das feſte Aſta am Tanarus (Aſti) ſich geflüchtet, und mußte, darin belagert, ſich den demüthigenden Antrag einer ſchimpflichen Capitulation gefallen laſſen, als Stilicho, der mit reißender Thätigkeit die weit umher zerſtreuten abendländiſchen Truppen geſammelt hatte, durch die Fluthen der Adda ſchwimmend erſchien und Italien rettete. Alarichs Lager (bei Pollentia), mit dieſem die großen zuſammengeraubten Schätze Griechenlands und Alarichs Gemahlin wurden die Beute der Sieger, die, als der gothiſche König dennoch auf Rom marſchirte, und nicht einmal um den Preis der ihm abgenommenen Schätze und Gemahlin, die ihm zurückgegeben werden ſollten, zum Rückzuge zu bewegen war, ihm eine zweite Schlacht bei Verona (403) lieferten, und nach einer gänzlichen Niederlage, in der

er faſt ſelbſt umgekommen wäre, zur Räumung Italiens zwangen. Honorius, an ſeiner Seite der ruhmgekrönte Stilicho, zogen (404) im Triumph in das alte Rom, das jubelnd ſeinen Kaiſer empfing, ein, und verewigte das Andenken ſeiner Anweſenheit in dieſer Stadt, die im Laufe von 300 Jahren nur dreimal ihre Beherrſcher geſehn hatte, durch das Edict, wodurch er die Fechterkämpfe bei den öffentlichen Spielen für immer aufhob. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verließ Honorius Rom, um in Ravenna ſeine Reſidenz aufzuſchlagen, da die kaum überſtandene Gefahr in dem unbefeſtigten Mailand ihm die Bewohnung einer Feſtung vorzüglicher erſcheinen ließ; und er pries ſeine Vorſicht, als zwei Jahre ſpäter Radegais, an der Spitze von 200,000 Kriegern, aus deutſchen und gothiſchen Völkern, über die Alpen hereinbrach und bis Florenz vordrang. Da eilte Stilicho, der bis dahin nur mit der Organiſation eines Heeres ſich beſchäftigt hatte, ohne die Verwüſtungen, welche die Barbaren anrichteten, verhindern zu können, mit der kaum 40,000 Mann ſtarken und letzten Armee des ſeinem Verfalle immer mehr ſich nähernden Reichs herbei, ſchloß durch eine ungeheure Kette von Verſchanzungen das Heer des Radegais ein, wußte das bedrängte Florenz mit Lebensmitteln zu verſehn, während die Barbaren allmählig ausgehungert wurden, und ließ endlich in einem allgemeinen Angriff auf den entkräfteten Feind durch das Schwert das Werk des Hungers vollenden. Radegais wurde gefangen und hingerichtet, die gefangenen Barbaren aber als Sklaven verkauft. — So war Italien noch einmal gerettet; doch Stoß auf Stoß traf das in ſeinen Grundfeſten längſt erſchütterte Reich aufs neue. Der Ueberreſt der Armee des unglücklichen Radegais fiel in Gallien ein und bald waren die Germanen (Vandalen und Alanen, mit Sueven vereint) Herren der ſieben galliſchen Provinzen und des blühenden Rheins, der damals von allen Truppen entblößt war, da Stilicho ſie zu ſeiner Beſiegung der Deutſchen in die Felder von Florenz gerufen hatte. Zu gleicher Zeit empörte ſich die römiſche Armee in Britannien; ſie wollte ſelbſt ſich einen Kaiſer geben, doch erſt der dritte, Conſtantin, ein gemeiner Soldat, um ſeines Namens willen von ihnen zum Herrſcher gewählt, erhielt ſich, nachdem ſeine beiden Vorfahren, Marcus und Gratian, nach wenigen Monaten ihrer Herrſchaft, durch Dolchſtöße vom neuen Throne wieder herabgeworfen worden waren. Conſtantin landete in Boulogne und gern unterwarf ſich ihm das von Honorius verlaſſene, den Barbaren Preis gegebene Gallien; der Gothe Sarus, beauftragt, Conſtantins Haupt nach Ravenna zu bringen, mußte ſich glücklich ſchätzen, nach einem ſiebentägigen Sturm auf des galliſch-britanniſchen Kaiſers Verſchanzungen bei Vienne, ſein faſt aufgeriebenes Heer über die Alpen zurückzuführen, welche jetzt die Gränzſcheide zwiſchen Honorius und Conſtantin machten, der kurz hierauf (404) auch Spanien ſeinem neuen Reiche einverleibte, wo er einen ſchwachen, bald beſiegten Widerſtand von Seiten der dort auf reichen Beſitzungen wohnenden vier Vettern des verſtorbenen Kaiſers Theodoſius, und dagegen viel Anhänglichkeit unter dem Volke fand. Während dies unter dem weiten Himmelsſtriche zwiſchen den Alpen und den Säulen des Herkules ſich begab, entwickelten ſich am Hofe zu Varenna Begebenheiten, welche die Anfangsglieder einer neuen großen Kette von Unfällen, Schwächen und Verbrechen waren, in denen der Thron des Occidents unterging. Alarich, der Gothen König, hatte ſich ſeines würdigen Gegners Stilicho Freundſchaft erworben und auf den Grund derſelben ein Friedens- und Vereinigungsbündniß mit Honorius geſchloſſen, durch welches er zu dem Oberbefehlshaber der römiſchen Kriegsmacht

in der Präfectur von Illyricum ernannt wurde. Stilicho's Abſicht, die morgenländiſche Hälfte dieſer Präfectur wieder mit der occidentaliſchen zu vereinigen, die durch den Zug gegen Radegais hatte unterbrochen werden müſſen, trat jetzt wieder hervor und ſollte ihm wahrſcheinlich zugleich dazu dienen, den immer gefährlichen Alarich durch die Ausſicht auf die Pforten von Conſtantinopel entfernt von Italien zu beſchäftigen. Zwar unternahm dieſer auch einige Bewegungen in Theſſalien und Epirus; allein von Aemona aus ſandte er nach Varenna ſeine Foderung, ihm eine große Rechnung gehabter Auslagen für Honorius zu bezahlen, und ſeine Vorſchläge, ihn in den Beſitz irgend einer occidentaliſchen Provinz, als bleibende Stätte für ſein Volk, zu ſetzen, wofür er den Uſurpator von Gallien demüthigen wolle. Nach den heftigſten Auftritten in dem römiſchen Senate drang Stilicho mit dem Antrage durch, den ungeſtümen Mahner jetzt mit einer Summe von 4000 Pfund Gold, unter dem Namen einer Subſidie, zu beſchwichtigen. Aber den geheimen Groll des Senats über dieſe Nachgiebigkeit, die doch nur lediglich aus Stilicho's Kenntniß mit der Kraft des Gothenkönigs floß, theilte, vielleicht angereizt, auch die Armee. Des Honorius Vertrauen zu ſeinem alten Miniſter ward untergraben. Er fing an ihn zu fürchten, dann zu haſſen, als man ihm Nachrichten über die geheime Abſicht des Stilicho, ſeinen eignen Sohn Eucherius auf den Thron zu ſetzen, einflüſterte, und ſo gab er ſeine Einwilligung zur Hinrichtung eines Mannes, der bisher der noch einzige Stützpfeiler des wankenden abendländiſchen Throns geweſen war. Stilicho's Haupt fiel am 23ſten Auguſt 408; ihm folgten auf gleiche Weiſe ſein Sohn und viele ſeiner Freunde *); Honorius ließ ſich zugleich von ſeiner zweiten Gemahlin, Thermantia, zweiten Tochter des Stilicho, ſcheiden; auch ſie ſoll gleich ihrer Schweſter als Jungfrau ihn verlaſſen haben. — Dieſer ſchwache Menſch befand ſich nun in den Händen einiger Günſtlinge, die bloß von Fanatismus und Selbſtſucht erfüllt waren, und nicht zu beurtheilen wußten, welchen großen Dienſt ſie dem lauernden Könige der Gothen durch Stilicho's Fall geleiſtet hatten, den zuerſt die dieſem alten Feldherrn treu ergeben geweſenen fremden Hülfstruppen dadurch zu rächen ſuchten, daß ſie, 30,000 Mann ſtark, unter Alarich's Fahnen traten. Noch hatte man dieſem jene ſogenannte Subſidie nicht bezahlt, und als man noch im dumpfen Hinbrüten zu Varenna ſaß, über die Frage, was man auf Alarich's Frage darnach thun wolle, war dieſer ſchon über die Alpen, den Po, bis Rimini vorgedrungen, hatte die Päſſe der Appenninen erobert, die triumphaliſchen milchweißen Stiere an den Ufern des Clitumnus ſeinen Soldaten Preis gegeben, und lagerte ſich unter den Mauern von Rom, welches er nun mit ſeinem Heere ſo eng einſchloß, daß bald die ſchrecklichſte Hungersnoth, welche die verzweifelnden Einwohner zu den fürchterlichſten Maßregeln zwang, darin herrſchte. Als eine Deputation Roms, in Alarich's Lager geſandt, dieſem zu erklären wagte: „daß, verweigere er eine ehrenvolle Capitulation, die ganze Bevölkerung ſich auf ihn losſtürzen würde,“ ſprach er die wenigen Worte: „je dichter das Gras iſt, je leichter läßt es ſich mähen,“ und als er endlich das ungeheure Löſegeld beſtimmt hatte, und man ihn fragte: „wenn du dies, o König, von uns foderſt, was willſt du uns denn laſſen?“ antwortete er mit den inhaltsſchweren vier Sylben: „Euer Leben!“ Doch ließ er von ſeinen Foderungen noch etwas nach, verließ die Umgebungen Roms und nahm ſeine Winterquartiere im herrlichen Tuscien, nachdem ihm 5000 Pfund

*) Man vergl. d. Art. Stilicho.

Goldes, 30,000 Pfund Silbers, 4000 ſeidene Kleider, 3000 Stück feinen Scharlachtuchs und 3000 Pf. Pfeffer von der zitternden Hauptſtadt des Reichs geopfert worden waren. Bald vermehrte ſich ſein Heer bis über 100,000 Mann, als ſein Schwager Adolph (Aſtaulf) mit einer Armee von Gothen und Hunnen von der Donau aus ſich bis zu ihm durchgeſchlagen hatte. Nach fruchtloſen Friedensunterhandlungen, die nichts als den Wechſel der Miniſter zu Varenna bewirkten, wo Honorius auf die Befeſtigungen ſeiner Reſidenz trotzte, eilte Alarich, nach der Eroberung des Hafens und der Stadt von Oſtia, wieder auf Rom zu, ernannte in der Perſon des Präfecten Attalus, mit Einwilligung des Volks und Senats, einen neuen Kaiſer (409) und zog mit dieſem, von demſelben als Oberbefehlshaber der occidentaliſchen Kriegsmacht anerkannt, vor Varenna. Schon war Honorius im Begriffe, in die Arme ſeines Vetters, des jungen Kaiſers Theodos zu Conſtantinopel, ſich zu werfen, als er durch ein Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, die Anhänglichkeit und Klugheit ſeines Feldherrn Heraklian in Afrika und die durch Geldſpenden erhaltene Treue ſeiner Leibwache, im Vereine mit den falſchen Maßregeln des Attalus, ſeinen Thron gerettet ſah. Ja, Alarich ſetzte ſelbſt den Attalus wieder ab, und ſchickte deſſen Purpur nach Varenna. Zum Lohne dafür überfiel ihn des Honorius Feldherr, Sarus, tödtete ihm viele Leute und erklärte ihn als Reichsfeind jedes Bündniſſes mit ſeinem Kaiſer für unwürdig. Doch fürchterlich rächte ſich der ſchwer beleidigte Feind. Er wandte ſich wieder gegen Rom und nahm es ein in der Mitternacht des 24ſten Auguſt 410, nachdem von innen durch die Hände verrätheriſcher Sklaven das ſalariſche Thor ihm geöffnet worden war. Die alte Hauptſtadt der Welt wurde geplündert und zum Theil verbrannt, wobei außer den Schätzen der Einwohner, auch die koſtbaren Werke römiſcher und griechiſcher Kunſt größtentheils ein Raub der Barbaren wurden, die das wenigſtens zerſtörten, was in ihren Augen keinen weſentlichen Werth hatte, wobei auf Alarich's ausdrücklichen Befehl nur das Heiligthum der Kirchen anerkannt wurde, und ihr Eigenthum unberührt blieb. Dies geſchah 1163 Jahre nach Erbauung der Stadt des Romulus. (Man vergl. d. Art. Rom.) Alarich verließ nach ſechs Tagen Rom, plünderte das ganze ſüdliche Italien, und war endlich im Begriffe, Sicilien und Afrika zu erobern, als zu Corentia in Unter-Italien der Tod ihn erreichte (410). Noch zwei Jahre lang mußte Italien die Anweſenheit der Barbaren ruhig dulden, bis Adolph, Alarich's Nachfolger, es verließ, als er nach vollzogener Vermählung mit Placidia, des Honorius Schweſter, mit der Beute aus Rom und deſſen ſüdlichen Provinzen beladen, nach Gallien und Spanien zog (412), wo er der Stifter des weſtgothiſchen Reichs wurde. Italien athmete nun wieder freier, Rom erhob ſich faſt ſo prächtig wie ſonſt in ſeiner Blüthe aus der Aſche, und das Reich hätte vielleicht zu neuer Kraft gelangen können, wenn ſein Beherrſcher, der nach Adolphs Abzug noch eilf Jahre lebte, nicht ſelbſt ſo gar kraftlos geweſen wäre. Gallien kam zwar einen Augenblick lang durch die Tapferkeit des römiſchen Feldherrn Conſtantius, der den Uſurpator Conſtantin beſiegte, und zum Lohne die Hand der Wittwe Placidia erhielt, ja ſogar Mitregent des Honorius wurde, wieder unter deſſen Herrſchaft; doch es wurde wie Spanien, durch unaufhörliche Kämpfe im Innern zerriſſen. Britannien, das nach einigen Jahren (427) gänzlich von den Römern geräumt werden mußte, und Afrika waren damals ſchon verloren, da Honorius ihre Unabhängigkeit anerkennen mußte und die unſeligſten Zwiſtigkeiten hatten im Palaſte zu Varenna, wo Placidia zum zweiten Male Wittwe nach des Auguſtus,

Conſtantius, Tode ihre Herrſchſucht walten ließ, als Honorius nach einer zwar ereignißreichen, aber ruhmloſen 28jährigen Regierung ſtarb (24ſten Auguſt 423). Placidia empfing die Nachricht davon zu Conſtantinopel, wohin ſie ſich wegen der gefährlich drohenden Unruhen zu Ravenna mit ihren Kindern geflüchtet hatte, und unter dem Schutze ihres Neffen, des jungen Kaiſers Theodoſius II. vom Orient, der bei wenigerer Selbſtbeherrſchung und feurigerer Seele leicht das Diadem des Occidents jetzt mit dem des Orients hätte vereinigen können, ſtatt deſſen aber den Geheimſchreiber Johannes, der von einigen Truppen begünſtigt, den Thron ſich angemaßt hatte, beſiegte und enthaupten ließ, wurde der Sohn der Placidia und des Conſtantius, das ſechsjährige Kind, Valentinian der Dritte genannt, zum abendländiſchen Kaiſer ausgerufen. Placidia ward zur Vormünderin erklärt, worin ſie ſich fünf und zwanzig Jahre lang behauptete, während welcher Zeit das abendländiſche Reich ſeinem gänzlichen Untergange immer näher gebracht wurde. War die Regierungszeit des Honorius durch Alarich berühmt in der Geſchichte des Occidents geworden, ſo wurde die des Valentinian es zuerſt durch den Einfall des Genſerich, Königs der Vandalen, in Afrika (428) und deſſen Stiftung eines vandaliſchen Reichs in den dortigen Provinzen Roms mit der Hauptſtadt Carthago, welcher Verluſt durch die Abberufung des römiſchen Statthalters jener Provinzen, Bonifaz, der als ein Opfer der Eiferſucht des römiſchen Feldherrn Aetius fiel, befördert worden war. Ein zweiter empfindlicher Verluſt für das Reich war die Abtretung des weſtlichen Illyricum an den Orient, womit Placidia für ihren Sohn eine Gemahlin, die Tochter des Theodoſius und der Athenais, Eudoria, erkaufte (437) und zugleich dem Hofe von Byzanz die Koſten des Kriegs gegen den Uſurpator Johannes erſetzte. Doch alles trat in den Schatten des Hintergrundes, als plötzlich Attila, der Hunnen König und des Vandalen Genſerich Bundesgenoſſe, auftrat, und nachdem er, im Angeſicht der Thürme von Conſtantinopel, dem Theodoſius einen harten jährlichen Tribut abgepreßt hatte, jetzt die Hand der Honoria, des Valentinian Schweſter, die von Conſtantinopel aus, wohin ſie wegen eines zu vertrauten Umgangs mit ihrem Kammerherrn Eugenius verwieſen worden war, im Gefühle aller Leidenſchaften ſich ſelbſt und ihre Anſprüche auf Italien den Hunnen hatte antragen laſſen, nebſt ihrem Erbtheile begehrte. Die abſchlägige Antwort hierauf entſchied den Krieg, den Attila mit einem Einfalle in Gallien begann und der mit der gewaltigen Schlacht in den catalauniſchen Feldern (bei Chalons 450) ſich wieder endigte, wo der römiſche Feldherr Aetius, verbunden mit Theodorich, der Gothen König, das Heer des Attila ſchlug und deſſen Macht vielleicht gänzlich hätte vernichten können, wenn nicht die politiſche Rückſicht, in den Hunnen ein Gegengewicht wider die mächtigen Gothen zu erhalten, ihn zum Rückzuge und zur Trennung von ſeinem Verbündeten veranlaßt hätte. Doch ſchon im folgenden Frühjahr (451) wiederholte Attila ſeine Foderungen auf die Prinzeſſin Honoria und ihr väterliches Erbe, und kaum war die abermals ablehnende Antwort ertheilt, als er auch ſchon in Italien einbrach, Aquileja, Padua, Vicenza, Verona und Bergamo gänzlich zerſtörte *), Mailand, Pavia plünderte, und bis Rom vordrang, wohin Valentinian aus Ravenna geflohen war. Da entſchloß dieſer ſich, durch eine Geſandtſchaft um Frieden zu bitten, und die unwiderſtehliche Gewalt des Biſchofs von Rom

*) Als hiſtoriſche Reminiscenz erwähnen wir hier beiläufig, daß die Erbauung von Venedig in der Folge durch die damals geflüchteten Einwohner aus jenen Städten geſchah.

(Papſt Leo I.), der an der Spitze der römiſchen Abgeſandten ſich befand, der Eindruck, den ſeine Umgebungen auf den Hunnen machten, bewogen dieſen, von der Eroberung Roms gegen ein Löſegeld, das den Werth des Erbtheils der Honoria betrug, abzuſtehn, während ſeine ausſchweifende Leidenſchaft zu der ſchönen Jldico ihr zugleich die Honoria aufopfern ließ, die mit einer lebenslänglichen Einkerkerung den romantiſchen Einfall, Königin der Hunnen zu werden, abbüßte. Attila's Tod (453) *) befreite den Kaiſer des Occidents von einem der furchtbarſten Feinde, und Valentinian hätte glücklich werden können, wenn er weniger leidenſchaftlich geweſen wäre. Verführt durch die Einflüſterungen des Eunuchen Heraclius, ſah er mit einem Mal in dem Stolze ſeines Oberfeldherrn Aetius die Grundlage verrätheriſcher Abſichten, er fing an ihn zu fürchten, und dieſelben innern Gründe, welche die Hinrichtung des Stilicho einſt anriethen, machten den Kaiſer Valentinian zum Mörder des Aetius, dem er in der Hitze eines leidenſchaftlichen Wortſtreits im Pallaſte zu Rom mit eigner Hand ſein Schwert in die Bruſt ſtieß; die ihn umgebenden Feinde des großen Feldherrn kühlten ihren elenden Muth an dem Körper des Unglücklichen, der mit hundert Wunden bedeckt wurde, und Valentinian mußte ſich von einem edeln Römer ſagen laſſen: „Sie haben gehandelt wie ein Menſch, der ſeine rechte Hand mit ſeiner linken Hand abhaut." Die Nemeſis erreichte den unbeſonnenen Tyrannen, als er die Gemahlin des Senators Maximus geſchändet hatte; der beſchimpfte Gemahl wußte die Werkzeuge ſeiner Rache zu finden, und Valentinian, der letzte römiſche Kaiſer aus dem Stamme des Theodoſius, fiel (15ten März 455) auf dem Marsfelde, beim Anblick militäriſcher Spiele, mit ſeinem Günſtlinge Heraclius zugleich, durch die Schwerter von zwei Anhängern des ermordeten Aetius, die unter des Kaiſers Leibwache ſich befanden, und ſein erbittertſter Feind, der Senator und Patrizier Petronius Maximus, ward vom Senat und Volk zum Kaiſer ausgerufen; ſeine erſten Thaten waren die Vermählung ſeines Sohns Eudoxius mit der älteſten Tochter des vorigen Kaiſers und ſeine eigne erzwungne mit des Valentinian Wittwe, Eudoxia, nachdem ſeine erſte Gemahlin aus dem Wege geräumt worden war. Doch ſchon nach drei Monaten ward er das Opfer des Haſſes der Eudoxia und der Volkswuth. Eudoxia ergriff (da von Conſtantinopel ihr keine Hülfe kommen konnte) das ſonderbare Mittel, den König Genſerich in Carthago um ſeinen Beiſtand zu ihrer Befreiung von einem verhaßten Gemahl und um Rache zu bitten; wie im Fluge erſchien dieſer mit ſeinen vandaliſchen Horden im Hafen von Oſtia, und der fliehende Maximus wurde in den Straßen Roms geſteinigt und verſtümmelt in die Tiber geworfen, die Hauptſtadt ſelbſt aber, noch einmal durch Leo des Großen muthvolle Beredſamkeit von Brand und Mord gerettet, vierzehn Tage und Nächte lang geplündert; alle Denkmäler aus der Vorzeit mehrerer Nationen und alle Koſtbarkeiten, die in den ſeit Alarich's Dortſeyn verfloſſenen 45 Jahren wieder aufgehäuft worden waren, aller öffentliche und Privatreichthum wurde ein Raub der Eroberer, die außerdem noch viele Tauſende der unglücklichen Römer beiderlei Geſchlechts auf ihre Schiffe nach Afrika ſchleppten, wo ſie in der thätigen Theilnahme des Biſchofs von Carthago, Deogratias, den einzig gebliebenen Troſt fanden. Während dies zu Rom ſich begab, wurde in Gallien der abendländiſche Kaiſer gemacht. *Avitus*, ein Gallier, unter Valentinian prätorianiſcher Präfect von Gallien, dann vom Kaiſer Maximus zum Oberbefehlshaber über

das

*) Man vergl. d. Art. *Attila* und *Hunnen*.

das Kriegsheer in Gallien ernannt, ein eben ſo talentvoller als kenntnißreicher Kopf, wurde unter dem Einfluſſe ſeines Freundes, des weſtgothiſchen Königs Theodorich, zu Arles von den Repräſentanten dieſer Nation mit dem Diadem des abendländiſchen Kaiſerthums geſchmückt (15ten Auguſt 455), auch ſogleich vom Hofe zu Conſtantinopel, doch mit heimlichem Unwillen vom Senat zu Rom und dem Volke anerkannt. Das erſte Jahr ſeiner Regierung war daher auch ſein letztes, und ſo kurz auch ſeine Herrſchaft war, ſo war er doch ſo unglücklich, daß die ſpaniſchen Provinzen, unter dem Vorwande, als Bundesgenoſſe der Römer, die dort eingefallenen Sueven wieder zu verjagen, von Theodorich als erobertes Eigenthum behandelt wurden, und für das Reich ſchon ſo gut als verloren zu betrachten waren. Ja er ſelbſt ward ſo unweiſe, daß er den ſinnlichſten Leidenſchaften ſich hingab, ſo daß er nun nicht nur gehaßt, ſondern auch verachtet wurde. Ricimer, einer der oberſten Anführer der zur Vertheidigung Italiens beſtimmten fremden Truppen, der aber nach einem gewonnenen Siege über eine Flotte der Vandalen im Triumphe zurückkehrte, und vom Volke als Befreier begrüßt wurde, kündigte dem Avitus das Ende ſeiner Herrſchaft an (16ten October 457); dieſer entfloh, als das Todesurtheil über ihn vom Senate ausgeſprochen worden war, und kam dennoch auf dieſer Flucht ums Leben. Auf des Patriziers Ricimer, des allgewaltigen Feldherrn, Stimme wurde Majorian, ſonſt Soldat unter Aetius, auf den abendländiſchen Thron erhoben (457), den er durch ſeine Tugenden und ſeinen Verſtand zierte; ſeine heilſamen Verordnungen, beſonders in Anſehung der Abgaben und deren Erhebungsweiſe, die Erneuerung der ſogenannten Stadtvertreter (Defensores civitatum) und ſeine Sittengeſetze zeichnen ſeine Regierung in dieſen Zweigen der Verwaltung aus, während er ſo glücklich war, den Theodorich zu ſchlagen, und auch über Genſerich, der aufs neue Italien anfiel, Vortheile errungen hatte. Doch Rom war nicht mehr empfänglich für einen ſolchen Regenten, und Majorian wurde ein Opfer der allgemeinen Verderbniß und Charakterloſigkeit; man nahm ihm den Purpur plötzlich wieder, und wahrſcheinlich am fünften Tage darauf auch das Leben, während verbreitet wurde, er ſey an der Ruhr geſtorben (7ten Auguſt 461). Ein gewiſſer Libius Severus wurde zum Kaiſer ernannt, doch 465 wieder aus dem Wege geräumt. Die Regierung ſowohl im Laufe dieſer 5 Jahre, als auch während zwei folgender, in denen der Thron unbeſetzt blieb, war einzig in Ricimers Händen, der es aber doch nicht wagte, den Herrſchertitel ſelbſt anzunehmen. Allein bald ſah er ſich genöthigt, bedrängt von den Vandalen, die Hülfe des Orients anzurufen, und der Hof von Conſtantinopel ſchloß mit Rom unter der Bedingung, daß es dem Kaiſer Leo die Ernennung eines abendländiſchen Herrſchers überlaſſen wolle, ein Bündniß. So ward der griechiſche Patrizier Anthemius Kaiſer des Occidents, in deſſen Hauptſtadt er (12ten April 467) mit großem Pomp einzog. Dem Ricimer gab er ſeine Tochter zur Frau, und es ſchienen jetzt zur Wiederbefeſtigung Roms viele ſonſt getheilte Intereſſen glücklich vereinigt. Doch der Krieg gegen die Vandalen ward nur mit ſehr abwechſelndem Glücke geführt, und koſtete ungeheure Summen, und bald entwickelten ſich Mißverſtändniſſe zwiſchen Anthemius und Ricimer, welcher letztere von Rom ſich weggewendet und nach Mailand gezogen war. Durch die Vermittelung des Biſchofs von Pavia, Epiphanias, wurde zwar eine Verſöhnung zwiſchen beiden zu Stande gebracht und der Bürgerkrieg vermieden; doch kurze Zeit darauf ſtand Ricimer mit einem großen Heer, durch Burgunder und morgenländiſche Sueven verſtärkt, vor Rom, ernannte den Senator Oly-

brius, Schwiegerſohn des Valentinian, zum Kaiſer (23ſten März 472), und eroberte Rom, das Anthemius und das ihm treue Volk drei Monate lang vertheidigten; Anthemius wurde auf ſeines Schwiegerſohns Befehl auf grauſame Weiſe ermordet (11ten Juli 472), die Stadt geplündert und dabei mit dem Blute ihrer edeln Bürger bedeckt, und Olybrius wurde als Kaiſer eingeſetzt. Doch einen Monat darauf (20ſten Auguſt) ſtarb der tyranniſche Gothe Ricimer, und einige Monate nachher (23ſten October) auch der neue Kaiſer, und Rom ſah ſich der Willkühr der Barbaren, an deren Spitze jetzt ein burgundiſcher Fürſt, Gundobald, Ricimers Neffe, als Oberbefehlshaber ſtand, Preis gegeben. Gundobald ernannte den Glycerius, einen ſeiner Soldaten, zum abendländiſchen Kaiſer, unterſtützte ihn aber ſo wenig, daß er durch den, vom conſtantinopolitaniſchen Hofe ernannten, Julius Nepos, Neffen des Marcellin und Regenten von Dalmatien (474), wieder verdrängt wurde, und das Bisthum Salona dafür erhielt. Kurz nach ſeiner Thronbeſteigung ſchloß Nepos mit den Weſtgothen einen Frieden, in dem er ihnen Auvergne abtrat, ſah aber durch einen Aufruhr der verbündeten Barbaren, unter Anführung ihres Feldherrn Oreſt, ſich veranlaßt, aus Ravenna nach Dalmatien zu flüchten; fünf Jahre lang lebte er dort als landflüchtiger Kaiſer, als er zu Salona vom Glycerius ermordet wurde, der dafür das Erzbisthum von Mailand erhielt. Des Oreſt Sohn, Romulus Auguſtus, wurde als Beherrſcher des Occidents ausgerufen (476). Doch das Ende dieſes Reichs war beſchloſſen und da; die verbündeten deutſchen Truppen, Heruler, Rugier u. ſ. w., empörten ſich unter ihrem Anführer Odoaker, als Oreſt ihre Foderung, daß ſogleich ein Drittheil der Ländereien Italiens unter ſie vertheilt werden ſollte, zurückwies; Pavia, wo Oreſt ſich vertheidigen wollte, wurde von ihnen mit Sturm erobert, Oreſt ſelbſt hingerichtet, Auguſtulus dankte ab, Odoaker wurde von ſeinem Heere zum Könige ausgerufen und die Senatoren von Rom ließen durch eine Geſandtſchaft dem Kaiſer Zeno zwar in Conſtantinopel die Eröffnung machen: „daß ſie es weder für nothwendig erkennten, noch daß es ihr Wunſch ſey, daß Italien noch fernerhin durch eigne Kaiſer regiert werde, daß ſie daher im Namen des Volks einwilligten, daß der Sitz des allgemeinen Reichs von Rom nach Conſtantinopel verlegt werde, daß ſie dem Rechte, einen eignen Herrn zu wählen, entſagen, die Republik aber ſich den Tugenden des Odoaker anvertrauen und demüthig bitten wollten, daß der Kaiſer ihm den Titel eines Patriziers und die Verwaltung der Diöces Italien zutheilen möge." So tief war Rom geſunken, daß ſein Senat ſelbſt das Daſeyn eines Reichs vernichtete, deſſen vormalige Größe von jenem Augenblick an nur noch im Schatten dunkler Erinnerung fortlebte. Kaiſer Zeno gab zwar anfänglich dem Senate zu verſtehn, daß der damals noch lebende Nepos in Dalmatien der rechtmäßige Beherrſcher Roms ſey, doch bald gefiel er ſich ſelbſt in der dargebotenen Würde des Alleinherrſchers, und ließ ſich die kaiſerlich-römiſchen Ehrenzeichen überreichen. Der entthronte Kaiſer Romulus Auguſtus, deſſen erſter Name zu Conſtantinopel in Momyllus und deſſen zweiter von den Römern ſpottweiſe in das Diminutivum Auguſtulus verwandelt worden, wurde von Odoaker mit einer jährlichen Leibrente von 6000 Goldſtücken auf das Luſtſchloß des Lucull in Campanien verwieſen. So waren denn die Barbaren, die in demſelben Grade, als der alte Geiſt der Römer nach und nach verſchwand, ſich emporgehoben hatten, aus den Söldnern Roms zu deſſen Bundesgenoſſen und nun endlich zu deſſen Herren geworden.

König Odoaker regierte Italien vierzehn Jahre. Da kam 491 Theodorich, König der Oſtgothen, beſiegte Odoaker und ſtiftete das oſtgothiſche Reich auf Italiens altklaſſiſchem Boden. Vom großen römiſchen Reiche blieb nichts als der Name ſeiner ehemaligen Hauptſtadt. Aus der Geſchichte des Verfalls dieſes ſonſtigen Rieſenſtaates ergeben ſich auch die Urſachen dazu. Zunehmende Sittenloſigkeit zog den Verluſt aller moraliſchen Kraft und Würde nach ſich, und man kann wohl behaupten, daß ſeit Theodoſius Tode und des Honorius Thronbeſteigung bis zu des Reichs gänzlichem Untergange, daſſelbe ſich in einem unaufhörlichen Todeskampfe befand. Das ſeit Diocletian (284) ſchon angenommene Syſtem der Theilung des Reichs, die Theodoſius zuletzt vollendete, ward der nächſte Grund zu ſeiner politiſchen Ohnmacht und endlichen Vernichtung, welche bei jener, ſelbſt durch die Verbreitung der chriſtlichen Religion nicht abzuwendenden, moraliſchen Schwäche, durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, während die wachſende Civiliſation der eindringenden fremden Völkerſchaften dieſen ein niederdrückendes Uebergewicht verlieh. Wie Griechenland einſt, ſo fiel Rom. Eine neue Ordnung der Dinge trat ein; das von den Oſtgothen mitgebrachte Lehns- oder Feudalſyſtem änderte alle Verhältniſſe eines Staates, der Jahrhunderte lang ſeinen Stolz in der republikaniſchen Verfaſſung gefunden hatte; ganz neue Erſcheinungen traten hieraus hervor, und der neuerſtandene Geiſt jener Zeit übte ſeine unwiderſtehliche Gewalt vorzüglich auch in dem Untergange der römiſchen Volksſprache, die in die italieniſche ſich umwandelte und allmählig in die nach und nach ſich ausbildende franzöſiſche, ſpaniſche und engliſche Sprache mit überging. Von Romulus, dem ſtarken kühnen Mann, ward Rom vordem geſtiftet, zwölf Geyer erſchienen ihm einſt hoch über dem Grundſteine ſeiner Colonie, der Augur Vettius prophezeite hieraus die zwölfhundertjährige Dauer der neuen Stadt, und ſonderbar genug ging Rom zwölfhundert Jahre nach ſeiner Entſtehung unter, und ſein letzter Beherrſcher hieß wie der erſte, Romulus. I.

Ocean. Wir bezeichnen mit dieſem unbeſtimmten Ausdruck gewöhnlich das Weltmeer, ſeltener eins der eingeſchloßnen Meere.

Oceaniden, die Töchter des Oceanus und der Thetis, dreitauſend an der Zahl. Man verſtand darunter, wie aus den orphiſchen Hymnen erhellt, nicht nur des Oceanus Töchter, ſondern ſeine ganze weibliche Nachkommenſchaft, d. h. alle Göttinnen der unterirdiſchen, aus dem Weltſtrom Oceanus abgeleiteten Brunnen und Waſſeradern; nur unterſcheidet man davon die Nereiden, als Nymphen des innern Mittelmeers, ob ſie gleich auch von der Oceanide Doris abſtammen, und daher von Antipater von Sidon ſelbſt des Oceanus Töchter genannt werden.

Oceanus, der älteſte der Titanen, deſſen Geburt ſich an die Entſtehung des Meers (Pontos) anſchließt. Er umſtrömte die Erdſcheibe und hinter ihm ſenkte ſich nach allen Seiten der Himmelsbogen auf die Erde herab. Daher konnte Oceanus ein Sohn der Gäa und des Uranus heißen. Er erzeugte mit Tethys die Flüſſe und das heilige Töchtergeſchlecht der 3000 Oceaniden. Allenthalben erſcheint er als ein friedlicher Gott; auch wurde er nicht mit den Titanen in den Tartarus verſtoßen. Seiner umſichtigen Gelaſſenheit wegen gab man ihm die Metis zur Tochter.

Ocellus Lucanus, ein pythagoriſcher Philoſoph, der, wie man glaubt, den Unterricht des Pythagoras ſelbſt genoß. Man ſetzt ſein Zeitalter um das Jahr 495 vor Chr. Geb. Außer einigen verloren gegangnen

Schriften legt man ihm ein Werk über die Natur der Dinge bei, das wir jedoch nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Geſtalt haben, und das, wenn es auch wirklich echt iſt, doch an mehreren Stellen interpolirt zu ſeyn ſcheint.

Ochlokratie iſt diejenige Ausartung der Demokratie, in welcher nicht die geſammte Bürgerſchaft, ſondern der unverſtändige Pöbel die Herrſchaft führt.

Ochſenauge heißt in der Baukunſt ein rundes oder langrundes Fenſter. Ochſenaugen mit niedrigem Bogen heißen kleine Kapp- oder Dachfenſter, deren drei Seiten geradlinig ſind, oben aber einen gedrückten Bogen haben.

Octant hat dieſelbe Einrichtung wie der Sextant, nur daß ſtatt des ſechsten, der achte Theil eines Kreiſes genommen iſt, und wird jetzt wenig mehr gebraucht.

Octave heißt dasjenige Hauptintervall von acht diatoniſchen Stufen oder Tönen, welches mit dem nämlichen achten, unter oder über ihm liegenden Tone den höchſten Grad von Harmonie beſitzt, d. h. welches, wenn es mit demſelben zugleich angeſchlagen wird, ſo mit dieſer unten oder oben liegenden Octave zuſammenſchließt, daß das Ohr nur einen Klang vernimmt, und durchaus nicht im Stande iſt, einen von dem andern zu unterſcheiden. Eben deßhalb muß nun auch dieſe Octave in unſerm Tonſyſteme eine vollkommene Reinheit beſitzen, während alle andern Intervalle etwas über oder unter ſich ſchweben dürfen. Die obere Octave, d. h. den oben gelegenen achten Ton von einem jeden beliebigen Grundtone, erhält man, wenn die Saite, welche eben dieſer Grundton angiebt, nur die Hälfte kürzer, die untere Octave, wenn eben dieſe Saite noch einmal ſo lang gemacht wird. Die Saite, welche die obere Octave einer andern angibt, macht zwei Schwingungen, während die Saite des Grundtons nur eine macht. Sie hat den Namen daher bekommen, weil ſie in dem diatoniſchen Syſteme (d. h. dasjenige Syſtem, worin zwei ganze Töne, dann ein halber, und drei ganze und wieder ein halber Ton auf einander folgen) die achte Saite vom Grundton iſt. Alſo kommt auf der achten diatoniſchen Saite der Ton der erſten oder unterſten noch einmel ſo hoch wieder. Eben ſo wiederholt die neunte Saite den zweiten Ton, oder die Secunde, die zehnte Saite den dritten Ton, oder die Terzie, und ſo fort. Nach der Einrichtung unſers modernen, d. h. diatoniſchen Tonſyſtems iſt die Octave daher die Grenze, innerhalb welcher alle weſentlich von einander verſchiednen Töne enthalten ſind; denn alle Töne außerhalb der Grenze einer Octave ſind nichts anders als Wiederholungen der bereits in dem Raume der Octave enthaltenen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Alſo hat unſer diatoniſches Syſtem nicht mehr als ſieben verſchiedne Töne oder Intervalle, welche aber durch den ganzen Umfang der vernehmlichen Töne um zwei oder mehr Mal erhöht wieder kommen können. Hinge dieſer Umfang der Töne bloß von der Menſchenſtimme ab, ſo würde die Gränze deſſelben ſich leicht beſtimmen laſſen, da die Menſchenſtimmen in Betreff der Höhe oder Tiefe nicht eben ſehr von einander verſchieden ſind. Indeſſen überſchreiten die Geigen-, beſonders aber die Clavierinſtrumente jenen Umfang täglich, ſo daß dieſes auf den Clavieren ſeit noch nicht zwanzig Jahren gerade um eine ganze Octave vermehrt worden iſt. Da nun, wie geſagt, in der Octave alle weſentlich von einander unterſchiedenen Töne enthalten ſind, ſo nannten bereits die Griechen eine ſolche Octave Diapaſon, d. h. ein Intervall, welches durch alle vorhandenen Töne geht oder

alle Töne des Syſtems in ſich faßt. Das Wort Octave hat alſo einen doppelten Sinn. Einmal bedeutet es den ganzen Raum des Syſtems, in ſo fern alle Töne in demſelben enthalten ſind, in welchem Falle es alſo eine Collectiv-Benennung für alle die in demſelben enthaltenen Töne iſt. Dann aber bedeutet das Wort auch im eingeſchränkteren Sinne das einzige Intervall, deſſen Beſchaffenheit oben beſchrieben worden iſt, oder allemal den achten Ton von dem Tone, den man zur Grundlage genommen hat, mit Ausſchluß aller andern dazwiſchen belegenen Tönen, und in dieſem Sinne iſt nicht nur die achte diatoniſche Saite eines Tones die eigentliche Octave deſſelben, ſondern auch die funfzehnte, oder die Octave dieſer Octave, ingleichen alle folgenden, acht, ſechzehn und zwei und dreißig Mal höhern Töne, und zwar aus dem Grunde, weil alle auf dieſelbe vollkommene Weiſe mit dem Grundton harmoniren. Die Octave, als Intervall betrachtet, hat, wie ſchon oben geſagt, von allen Intervallen die vollkommenſte Harmonie; aber eben deswegen hat ſie auch den wenigſten harmoniſchen Reiz. Deswegen ſagen die Tonſetzer, die Octave klinge leer, und verbieten ſie, wo nur eine Hauptſtimme iſt, anders zu ſetzen, als im Anfange, oder bei einem Schluſſe. Hingegen thut auch eine ſolche Reihe auf einander folgender Octaven bei paſſenden Veranlaſſungen ſehr gute Wirkung. Warum unſere Vorfahren in einem vierſtimmigen Satze die Octaven verboten haben, läßt ſich daraus genügend erklären, weil, ſobald zwei Stimmen in Octaven fortſchreiten, keine Verſchiedenheit dieſer beiden Stimmen mehr vorhanden iſt, und weil daher z. B. der vierſtimmige Satz bei einem ſolchen Fortſchreiten nur zu einem dreiſtimmigen werden würde. Es giebt aber auch ſogenannte verdeckte Octaven, unter welchen man ſolche verſteht, die nur alsdann erſt zum Vorſchein kommen, wenn bei dem Fortſchritte eines Intervalls, welches in gerader Bewegung in eine Octave oder Quinte geht, der Intervallraum mit Noten ausgefüllt wird. Von dieſen werden in dem zweiſtimmigen Satze, oder in den beiden äußerſten Stimmen des drei und vierſtimmigen Satzes nur diejenigen als fehlerfrei angeſehn, bei welchen die Oberſtimme eine Secunde, die Grundſtimme aber eine Quarte oder Quinte ſteigt oder fällt. Der Gebrauch der übrigen iſt nur unter den Mittelſtimmen, oder unter einer äußerſten und einer Mittelſtimme erlaubt. — Octave heißt auch dasjenige offene Flötenwerk bei der Orgel, welches nur ein oder zwei Octaven höher ſteht als das Principal, und durch welches der Ton keines beſondern Inſtruments nachgeahmt wird. — Octave bedeutet noch in der römiſchen Kirche diejenigen religiöſen Gebräuche, welche ſich acht Tage hindurch auf ein Hauptfeſt in derſelben beziehen. So werden z. B. die acht Tage fortdauernden religiöſen Gebräuche, welche ſich auf die Auferſtehung Chriſti beziehen, die Oſteroctave genannt.

Octavia, die Tochter des C. Octavius und der Attia, und die Schweſter des Kaiſers Auguſtus. Alle Schriftſteller loben eben ſo ſehr die Schönheit als den Charakter dieſer edeln Römerin, die in der Geſchichte eine nicht unbedeutende Rolle ſpielte. Sie war zuerſt die Gemahlin des M. Marcellus; nach dem Tode deſſelben vermählte ſie ſich mit dem Triumvir M. Antonius, um durch dieſes Bündniß die Freundſchaft zwiſchen ihm und ihrem Bruder noch mehr zu befeſtigen. Aber Antonius war nicht fähig, die Eigenſchaften der Octavia zu würdigen; er zog die buhleriſchen Reize der Cleopatra der ſittſamen Schönheit ſeiner Gattin vor. Sie war nach ihrer Vermählung ihrem Gemahl nach Athen gefolgt, wo ſie den Winter mit ihm verlebte, ohne an den aus-

ſchweifenden und üppigen Vergnügungen, denen dieſer ſich überließ, Geſchmack zu finden. Ohne ihre vermittelnde Dazwiſchenkunft wäre ſchon damals der Bürgerkrieg zwiſchen Octavius und Antonius ausgebrochen; ſie aber beſänftigte zunächſt durch die dringendſten Bitten ihren Gemahl, der über das Mißtrauen ihres Bruders gegen ihn höchſt erzürnt war, begab ſich ſodann, die Beſchwerlichkeiten der Reiſe trotz ihrer Schwangerſchaft nicht achtend, mit ſeiner Bewilligung von Griechenland nach Rom, und bewog ihren Bruder, in eine Unterredung mit Antonius zu willigen, und ſich auszuſöhnen. Als Antonius in den Krieg gegen die Parther ziehen wollte, begleitete ſie ihn bis Corcyra und kehrte dann auf ſeinen Befehl nach Italien zurück, um bei ihrem Bruder zu bleiben. Neue Mißverſtändniſſe entſtanden bald zwiſchen Antonius und Octavius. Um einen ſcheinbaren Vorwand zum Bruche zu erhalten, befahl Octavius ſeiner Schweſter, ſich zu ihrem Gemahl zu begeben, in der gewiſſen Erwartung, daß er ſie zurückweiſen würde. Wirklich geſchah dies. Antonius vergnügte ſich mit der Cleopatra zu Leucopolis, als Briefe der Octavia von Athen aus ihm meldeten, daß ſie bald mit Geſchenken und Truppen bei ihm ſeyn werde. Dieſer Beſuch war der Cleopatra ſo unwillkommen, daß ſie nicht eher abließ, bis Antonius ſeiner Gemahlin den Befehl zur Rückkehr ſchickte. Auch jetzt trat ſie nochmals vermittelnd zwiſchen beide Nebenbuhler. Octavius befahl ihr, das Haus eines Gemahls zu verlaſſen, der ihr ſo verächtlich begegnet ſey; ſie aber erklärte ihm im tiefen Gefühl ihrer Pflichten als Gattin und Römerin, daß ſie ihn bitte, ſich ihrer nicht gegen einen erzürnten Gemahl anzunehmen, und die Wohlfahrt der Welt und zweier ihr ſo theuern Perſonen nicht eines Weibes wegen den Gefahren eines Krieges Preis zu geben. Octavius erfüllte ihren Wunſch; ſie blieb in dem Hauſe des Antonius, und beſchäftigte ſich gleich ſorgfältig und zärtlich mit der Erziehung der Kinder, welche derſelbe mit ihr und ſeiner erſten Gemahlin, der Fulvia, gezeugt hatte. Aber ein ſo edles Betragen der Octavia diente nur dazu, den Unwillen der Römer noch mehr gegen den Antonius rege zu machen. Jeder entrüſtete ſich mit Recht, einem ſolchen Weibe eine Buhlerin vorgezogen zu ſehn. Endlich traf Octavien der empfindlichſte Schlag; ihr Gemahl verſtieß ſie, und befahl ihr, ſein Haus zu verlaſſen. Sie gehorchte, ohne ſich zu beklagen, und nahm alle ſeine Kinder, mit Ausnahme des älteſten Sohnes, Antyllus, der ſich bei dem Vater befand, mit ſich in ihr Haus. Bald war ſie Zeugin des ausgebrochenen Bürgerkrieges. Sie ſtarb im J. Roms 742; Auguſtus ſelbſt hielt ihr die Leichenrede, lehnte aber die Ehrenbezeigungen ab, welche der Senat ihr zuerkannt hatte.

Octavius, ſ. Auguſtus.

Octroy heißt ein von der Regierung verliehenes Vorrecht, und wird beſonders von Handelsprivilegien gebraucht, die einer gewiſſen Perſon oder Geſellſchaft ertheilt werden. Daher heißen octroirte Handelscompagnien ſolche, denen das ausſchließliche Recht, einen gewiſſen Handel zu treiben, durch ein Privilegium beſtätigt worden iſt, wie z. B. die oſtindiſche Compagnie in England u. a. Rheinſchiffahrtsoctroy ſ. d. Art.

Oculiren (Aeugeln), heißt das Verfahren des Gärtners, nach welchem er das mit Sorgfalt ausgeſchnittene Auge eines Baums oder Strauchs in die aufgeſchlitzte Rinde eines andern ſo einſetzt, daß es fortwachſen kann. Der Zweck dieſes Verfahrens iſt die Veredelung des wilden Stammes, der, wenn man ihm alle ſeine wilden Aeſte und Zweige nahm, aus dem eingeſetzten Auge fortwächſt, und mit dem Baume, von

welchem das Auge genommen worden, gleiche Früchte trägt. Das Oculiren kann vorgenommen werden, ſo lange ſich die Rinde von den Zweigen löſt; jedoch nimmt man es am liebſten im Frühlinge oder im Herbſte vor. Wenn man im Frühlinge oculirt, ſo treibt das eingeſetzte Auge noch in demſelben Jahre einen Zweig; das im Herbſte eingeſetzte aber ſchläft bis zum folgenden Frühlinge. Die Herbſtoculation kann bis zum Ende des Auguſts geſchehn. Die Augen nimmt man allemal von den zuletzt getriebenen Zweigen, welche abgeſchnitten werden, ehe ſich die Knospen öffnen. Will man die Oculation nicht ſogleich vornehmen, ſo ſchneidet man die Blätter des Zweigs bis über die Hälfte ab, und ſteckt ihn einige Zoll tief in friſche Erde oder ins Waſſer. Das Auge wird mit einem Stückchen von der umgebenden Rinde abgelöſt, und zwar etwas größer, als man den Schnitt in den zu oculirenden Zweig oder Stamm machen will. Je mehr Rinde man mit dem Auge vereinigt läßt, deſto ſicherer wächſt es. Bevor man das Auge einſetzt, muß man jedoch unterſuchen, ob an dem Auge auch der Keim befindlich iſt, denn ohne dieſen wächſt es nicht. Ein durchſichtiges Loch auf der Rinde des Auges iſt das Zeichen, daß der Keim nicht daran befindlich, ſondern am Holze des Zweiges ſitzen geblieben iſt. In die Rinde des zu oculirenden Stammes wird ein gabelförmiger Einſchnitt gemacht; man hebt dabei die Rinde ſo weit auf als nöthig iſt, und ſchiebt das Auge ſo ein, daß es zwiſchen dem Einſchnitte hervorſteht, bewickelt es mit Baſt, und ſchneidet bei der Frühlingsoculation den Stamm etwa anderthalb Zoll über dem eingeſetzten Auge ab, bei der Herbſtoculation aber erſt im Frühling, wenn man ſieht, daß das Auge noch Leben hat und gedeihen will. Sobald das Auge angewachſen iſt, öffnet man den Verband. Eine eigne Art des Oculirens iſt die, wenn man eine ganze abgeſtreifte Röhre von der Rinde des Oculirzweigs, woran mehrere Augen befindlich, auf einen gleich ſtarken ſeiner Rinde beraubten wilden Stamm zieht. Die Oculation nicht holziger Gewächſe gelingt nur ſelten.

Oczakow, eine in den Kriegen zwiſchen den Ruſſen und Türken berühmt gewordene Feſtung, nahe am Einfluß des Dneprs ins ſchwarze Meer. Die Ruſſen nahmen ſie 1737 mit ſtürmender Hand, verließen ſie aber 1738 nach vollendeter Schleifung freiwillig wieder, worauf ſie die Türken 1743 aufs neue befeſtigten und bis den 17ten December 1788 in Beſitz hatten. Damals aber wurde Oczakow nach einer langen Belagerung von den Ruſſen mit Sturm genommen, und im Frieden 1791 die ganze Landſchaft gleiches Namens an die Ruſſen abgetreten, welche ſie zum Gouvernement Nicolajew ſchlugen. Demnach trennt auf dieſer Seite der Dnieſtr das türkiſche und ruſſiſche Gebiet. Die Stadt iſt durch die vielen Belagerungen ſehr zerſtört worden. Die Gegend umher iſt meiſtens holzloſe Steppe, die von den Tataren und Koſaken zur Viehzucht benutzt wird.

Ode. Mit dieſem griechiſchen Namen, welcher *Geſang* bedeutet, bezeichnen wir eine Gattung kurzer Gedichte, die reinlyriſch ſind, indem ſich die gegenwärtigen Gefühle des Dichters darin ausdrücken. Kurz können dergleichen Gedichte nur ſeyn, weil der Ausdruck eines lebhaften Gefühls ſeiner Natur nach nur von kurzer Dauer ſeyn kann. Der Charakter der Ode hängt ab von der Natur der darin herrſchenden Empfindung. Schmerz oder Freude, Kummer oder Entzücken, Liebe oder Haß, Sehnſucht oder Abſcheu, Bewunderung oder Verachtung, kurz alle Seelenzuſtände, in denen das Gefühl vorwaltet, können in der Ode ausgedrückt werden. Sie kann erhaben und pathetiſch, heiter oder ernſt, tän-

delnd und ſcherzhaft u. ſ. w. ſeyn. In einem durch die Empfindung aufgeregten Zuſtande bieten ſich uns die Gedanken in einer andern Geſtalt und einer andern Folge dar, als dem reinen und kalten Verſtande. Sie haben nicht jene logiſche Nothwendigkeit, nach der einer ſtreng aus dem andern folgt, ſondern eine den Geſetzen der Einbildungskraft und Empfindung gemäße, die dem Phantaſieloſen oft nicht einleuchtet. Wie die Ode ihrem Inhalte nach lyriſch iſt, ſo iſt ſie auch in der Form. Die mannichfaltigen lyriſchen Sylbenmaße, die, da ſie für den Geſang beſtimmt ſind, meiſt in gleichen Strophen wiederkehren, paſſen im Allgemeinen für ſie. Dahin gehören bei den Griechen und Römern, das alcäiſche, das ſapphiſche, das anakreontiſche, das pindariſche Versmaß u. ſ. w., bei den neuern ſüdlichen Völkern beſonders die Canzonenform, bei den Engländern die lyriſche Strophe in vielfacher Zuſammenſetzung, bei den Deutſchen alle dieſe verſchiedenen Formen, wiewohl nicht alle mit gleichem Glücke verſucht worden ſind. Verwandt iſt die Ode mit dem Hymnus und dem Liede, und ſteht zwiſchen beiden gewiſſermaßen in der Mitte. (Vergl. Hymnus und Lied.)

Oder, ein großer, fiſchreicher und ſchiffbarer Fluß in Deutſchland, der bei dem Dorfe Kozlan in Mähren, unweit des Städtchens Liebau, in einem Walde und Felſen entſpringt, faſt ganz Schleſien und die Mark Brandenburg durchläuft, nachmals in Vorpommern bei Stettin den dammiſchen See bildet, durch das große und kleine friſche Haff geht, und ſich in drei Mündungen, welche Peene, Swine und Diwenow genannt werden, in die Oſtſee ergießt. Erſt bei Breslau wird die Oder für größere Fahrzeuge ſchiffbar; ſie hat aber auch noch nachher mehrere ſeichte Stellen.

Odeſſa, eine ruſſiſche Stadt am Liman Atſchi zwiſchen den Mündungen des Dnieſtrs und Dneprs, im Departement Nikolaiew. Es iſt hier ein ſehr guter durch eine Citadelle gedeckter Hafen, welchen Catharina II. anlegen ließ und für einen Theil der Kriegsflotte beſtimmte. Auch eine Quarantaine und ein Zollamt finden ſich daſelbſt. Die Stadt iſt durch ihre für den Handel günſtige Lage und durch die ihr ertheilten Freiheiten ſehr bald gewachſen, ſo daß man im J. 1799 ſchon 506 ſteinerne Häuſer außer vielen Erdhütten und Kaufmannsbuden und 4847 Einwohner zählte, unter welchen ſich 400 Ausländer unter einem eignen Magiſtrat und 300 Juden befanden. Im J. 1804 zählte man bereits 2000 ſteinerne Häuſer und 15,000 Einwohner, und immer noch iſt der Handel wie die Bevölkerung im Steigen.

Odeum hieß bei den Griechen, und ſpäter auch bei den Römern ein zu poetiſchen und muſikaliſchen Wettſtreiten beſtimmtes öffentliches Gebäude. Das erſte Odeum wurde zu Athen von Perikles aufgeführt; ſpäter wurden noch zwei andere Odeen, von Pauſanias und Herodes Atticus, erbaut. In verſchiedenen griechiſchen Städten wurden ſie nachgeahmt. Rom erhielt erſt unter den Kaiſern Odeen. Wir finden deren zwei erwähnt, von denen das eine Domitian, das andere Trajan aufführen ließ. Aber auch außer Rom erbauten die Römer Odeen, namentlich zu Catana auf Sicilien, deſſen Ueberbleibſel noch vorhanden ſind, die uns jedoch über die eigentliche Einrichtung dieſer Gebäude wenig Aufſchluß geben. Im Ganzen ſcheint die Form eines Odeums und eines Theaters gleich geweſen zu ſeyn, nur daß die Odeen kleiner waren.

Odin, ſ. nordiſche Mythologie.

Odoaker, merkwürdig geworden durch die gänzliche Zerſtörung des abendländiſchen römiſchen Reichs, die ſein Werk war. Er lebte in

der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, und ſtand als Anführer an der Spitze einer großen Menge von Miethtruppen der Römer, die aus Rugiern, Herulern, Scirren und andern deutſchen Völkern zuſammengeſetzt waren, benutzte, als Romulus Auguſtulus 475 auf den römiſchen Kaiſerthron geſtiegen war, die Schwäche jenes Reichs und foderte für ſeine Truppen, die ſich von Zeit zu Zeit ſehr verſtärkten, den dritten Theil aller Länder in Italien. Als ihm dieſes verweigert wurde, trat er feindlich auf, ſchlug den Kaiſer, nahm ihn 476 zu Ravenna gefangen, machte ſeinem Reiche ein Ende, und unterwarf ſich ganz Italien, Vindelicien, Rhätien und Noricum. Er behauptete ſich aber nicht lange im Beſitz ſeiner weitläuftigen Länder. Im J. 489 überzog ihn Theodorich, König der Oſtgothen, mit Krieg: die tapfere und verzweifelte Gegenwehr Odoakers war vergeblich; er verlor mehrere Schlachten, wurde endlich nach der Einbuße aller übrigen Plätze in Ravenna eingeſchloſſen, welche Feſtung er mit der äußerſten Anſtrengung über zwei Jahre nachdrucksvoll vertheidigte. Endlich 493 capitulirte er, übergab Ravenna an den Sieger, und machte für ſich die Mitregentſchaft in Italien, nach Andern bloß einen ſtandesmäßigen Unterhalt und perſönliche Freiheit zur Bedingung. Allein Theodorich hielt ſein Verſprechen nicht, vermuthlich, weil Odoaker ſelbſt geheime Plane gegen ihn ausführen wollte. Er lud ihn zur Tafel, und ermordete ihn mit eigner Hand. Odoakers Reich hatte ſechzehn Jahre beſtanden.

Odyſſee, ſ. Homer.

Oecolampadius (Johann, eigentlich Hausſchein, nach der Sitte der damaligen Zeit ins Griechiſche überſetzt durch), der Melanchthon Helvetiens, ſtammte aus einem Schweizergeſchlecht, war 1482 zu Weinsperg einem damals pfälziſchen, nachher Würtemb. Städtchen, unweit Heilbronn geboren, und ſtarb zu Baſel im Jahr 1531. Früh kam Oecolampadius nach Heilbronn und Heidelberg, u. da er hier die beſten Anlagen zeigte, ſo ſchickte ihn ſein wohlhabender Vater nach Bologna, um die Rechte zu ſtudieren. Er kehrte nach einem halben Jahre wieder zurück, und ging nach Heidelberg, um ſich der Theologie zu widmen. Bald verließ er den churpfälziſchen Hof, wohin er als Prinzenhofmeiſter berufen war, wieder, um zu Hauſe eine Pfründe anzutreten. Da er hier die Lücken in ſeinen Kenntniſſen merkte, reiſ'te er nach Tübingen, und von da nach Stuttgart zu Reuchlin, wo er griechiſch und bald darauf von einem Spanier hebräiſch erlernte. Nicht lange, ſo brachte er es in der griechiſchen Sprache ſo weit, daß er eine Grammatik herausgab. Er kehrte nach Weinsperg als Prediger zurück, trat mit vielem Ernſt auf, und eiferte in ſeiner Schrift: **Ueber das Oſterlachen**, gegen die Späße der Prediger auf der Kanzel zur Oſterzeit. Durch ſeines Freundes Capito Empfehlung kam er 1515 als Prediger nach Baſel, wo er Erasmus kennen lernte, welchem er ſich ganz hingab. Im folgenden Jahre nahm er einen Ruf nach Augsburg an. Hier faßte er den Entſchluß, ſich in das benachbarte Brigittenkloſter Altenmünſter zurückzuziehn. Aber die Lectüre von Luthers Schriften lehrte ihn freiere Geſinnungen und Aeußerungen. Er mußte flüchten, und begab ſich auf das Schloß Ebernburg zu Franz von Sickingen, wo er Schloßprediger wurde. Im Jahr 1523 ging er nach Baſel zurück. Hier wurde er Profeſſor der Theologie und Paſtor ſubſtitutus. Mehrere angeſehene Männer, wie Cochläus, ſuchten ihn von der Partei Luthers abzuziehen; jedoch umſonſt. Er fing vielmehr an, wichtige Veränderungen bei ſeiner Gemeinde vorzunehmen. Muſterhaft war ſein Betragen in den Nachtmahlsſtreitigkeiten. Er zeigte ſich hier in ſeiner Schrift: De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, inter-

pretatione, mit einer Mäßigung, die die entgegengeſetzte Partei nicht belebte. Oecolampadius erklärte den Leib für Symbol des Leibes, nahm alſo nur einen geiſtigen Genuß des Abendmahls an. Die Vertheidiger der leiblichen Gegenwart des Leibes fielen dafür mit Wuth über ihn her und belegten ihn und ſeine Anhänger mit dem Schimpfnamen Sacramentirer. Pirkheimer, Luther und mehrere gehörten hieher. Oecolampadius antwortete auf dieſe rohen Angriffe mit Ruhe und Würde. Ueberall zeigte ſich Oecolampadius bis an ſeinen Tod, der durch den Tod ſeines Freundes Zwingli herbeigeführt wurde, als einen friedliebenden, ſanften, edeln und gelehrten Mann.

Oedipus, der Sohn des thebäniſchen Königs Laïos und der Jokaſte, der Tochter des Menökeus und Schweſter des Kreon. Ein Orakelſpruch hatte dem Laïos verkündigt, daß, wenn er mit Jokaſte ein Kind zeugen würde, dieſes Kind einſt ſein Mörder ſeyn werde. Eingedenk dieſer Weiſſagung ließ Laïos, als ihm ein Sohn geboren worden, demſelben die Ferſen durchbohren und ihn im Gebirge Cithäron ausſetzen. Der damit beauftragte Sklave aber übergab das Kind einem Hirten des korinthiſchen Königs Polybos, und dieſer brachte es dem Könige, deſſen kinderloſe Gemahlin Merope es aufnahm, und von ſeinen angeſchwollenen Füßen Oedipus nannte. In Unwiſſenheit über ſeine Herkunft wuchs der Knabe am korinthiſchen Hofe auf und bildete ſich zum rüſtigen Heldenjüngling. Einſt aber machte bei einem Gaſtmahl ein berauſchter Jüngling ihm den Vorwurf, nicht des Königs wirklicher Sohn zu ſeyn, und dieſer Zweifel nagte fortwährend an ſeinem Herzen. Die befragten Pflegeältern wieſen ihn an das delphiſche Orakel, und dies gab ihm zur Antwort: „Vermeide die Fluren der Heimath, ſonſt wirſt du deines Vaters Mörder und der Gemahl deiner Mutter werden.“ Da er nun Korinth für ſeine Heimath hielt, mied er die Gränze deſſelben und wanderte nach Theben in Böozien. In einem ſchmalen Wege in Phocis begegnete ihm der König, der nach Delphi reiſen wollte, um das Orakel nach dem ausgeſetzten Sohne zu fragen und deſſen Wagenlenker ihm trozig gebot, auszuweichen. Oedipus weigerte ſich zu gehorchen; darüber kommt es zum Kampfe, und Wagenlenker und König fallen unter ſeinem Schwerte. So hatte er unwiſſend die Hälfte des Orakels ſchon erfüllt. Nichts Böſes ahnend, ſetzte er ſeinen Weg fort. In Thebe's Gebiet wüthete damals die Sphinx (ſ. d. Art.), die ein Räthſel ſang, und jeden tödtete, der es nicht zu löſen vermochte. Noch war keinem die Löſung des Räthſels gelungen; in dieſer Noth wurden dem Retter von Theben der erledigte Thron und der Königin Hand verheißen. Oedipus eilt herbei, löst das Räthſel, befreit die Stadt und empfängt den Preis. Das Orakel war erfüllt. Kaum ſchützte und ehrte Theben jetzt den Mörder des Laïos in ſeinen eignen Mauern, als eine Peſt das Land traf, von welcher das Orakel Befreiung verſprach, „ſobald der entfernt ſeyn werde, der den Fluch über das Land gebracht.“ Das zagende Volk wendet ſich an ſeinen ehemaligen Retter, und dieſer, unwiſſend, daß er ſelbſt der Verbrecher ſey, ſtrebt mit raſtloſem Eifer, denſelben zu entdecken. Er ſelbſt entpreßt dem Seher Tireſias das unglückſelige Geheimniß, und führt die ſchrecklichſte aller Entdeckungen herbei: daß er des Vaters Mörder und der Mutter Gemahl ſey. Fluchend dem Bett, in welchem der Gatte ihr den Gatten zeugte, der Sohn den Sohn, erhing ſich die unglückliche Jokaſte; Oedipus aber ſtach ſich beide Augen aus, um ſeine Qual und ſeinen Frevel fürder nicht zu ſchauen. Er ſelbſt drang darauf, daß Theben ihn verſtoße. Dies geſchah erſt ſpäterhin, als er zu

bleiben wünſchte, auf ſeiner herrſchbegierigen Söhne, Eteocles und Polynices, Verlangen. Erzürnt ſprach er den Fluch über ſie aus, daß einſt das Schwert ihr Erbe theilen ſolle. Mit kindlicher Zärtlichkeit ſchloſſen ſich dagegen die beiden Töchter, Antigone und Ismene, an den blinden verwieſenen Vater an. Von der erſtern geleitet, kommt er in den Flekken Colonos nach Attica, wo Theſeus herrſcht, und ruht im Haine der Eumeniden, den kein ſterblicher Fuß betreten darf. Er verſöhnt die furchtbaren Göttinnen; das Volk und Theſeus ſelbſt nehmen ihn in Schutz. Inzwiſchen hatte der pythiſche Apoll verkündet, glücklich und unüberwindlich werde das Land ſeyn, das unbekannt ſeine Aſche verbärge. Man bemühte ſich jetzt, jedoch vergebens, ihn nach Theben zurückzuführen. Durch nahe Todesahnung getrieben, ſuchte er bald darauf, von Theſeus allein begleitet, ſein Grab. Die Götter waren mit ihm verſöhnt, ſein Tod war der Tod der leidenden Unſchuld. Ueber ſeinen Begräbnißort waren ſchon die Alten nicht einig. — Die Geſchichte des Oedipus iſt als ein wahrhaft tragiſcher Stoff vielfach für die Bühne bearbeitet worden. Der Oedipus des Aeſchylus und Euripides iſt verloren gegangen; vom Sophokles dagegen haben ſich noch zwei Stücke erhalten, welche die Fabel des Oedipus behandeln: Oedipus der König und Oedipus auf Colonos. Auch Seneca hat die nämliche Mythe bearbeitet.

Oſen, ungariſch Buda, eine königliche Freiſtadt Ungerns, in der peſther Geſpannſchaft, an dem öſtlichen Ufer der Donau gelegen. Sie beſteht aus der obern Stadt, welche befeſtigt iſt, und nebſt dem Schloſſe auf einem felſigen Berge liegt; der Waſſerſtadt, die unter dem Berge ſehr ſchön erbaut iſt, und aus welcher man mittelſt einer Schiffbrücke über die Donau in die Stadt Peſth kommt; aus dem Neuſtifte, in welchem die 52 Fuß hohe Dreifaltigkeitsſäule zu bemerken iſt, und der Raitzenſtadt, welche faſt ganz von Raitzen bewohnt wird, da hingegen in den übrigen Theilen ſowohl Ungern als Deutſche anſäſſig ſind. In dieſer Raitzenſtadt hat ein unirter griechiſcher Biſchof ſeinen Sitz. Die Zahl der ſämmtlichen Einwohner beläuft ſich auf etwa 22,000. Das Schloß dieſer Stadt wählte König Ludwig I. zu ſeiner Reſidenz, und König Matthias I. legte daſelbſt eine berühmte Bibliothek an, die aber nach der türkiſchen Eroberung 1526 vernichtet wurde. Damals wurde ſie von den Türken bald wieder verlaſſen; allein 1530 fiel ſie ihnen aufs neue in die Hände, und konnte ihnen, ungeachtet der wiederholten Belagerungen, nicht eher entriſſen werden, als im J. 1686, wo ſie von den Kaiſerlichen, in Verbindung mit bayerſchen und brandenburgiſchen Truppen, unter dem Herzog von Lothringen mit Sturm erobert wurde. In dieſer Belagerung wurde das Schloß zerſtört und blieb in dieſem Zuſtande, bis Maria Thereſia es herzuſtellen befahl, und der neuen Univerſität einräumte. Dieſe wurde 1777 von Tyrnau nach Oſen verlegt, und mit trefflichen Anſtalten verſehn, worunter verſchiedene Kunſt- und Naturalienſammlungen und eine anſehnliche Bibliothek ſich auszeichnen. Die Güter und Einkünfte des Jeſuiterordens in Ungern wurden zur Unterhaltung der Univerſität beſtimmt, welche auch alle Lehrbücher, deren man ſich auf den ungeriſchen Gymnaſien und Schulen bedienen muß, anfertigen, drucken und verkaufen läßt. Am 25ſten Juni 1780 wurde ſie mit großer Feierlichkeit eingeweiht, in der Folge aber nach Peſth verlegt. Das ehemalige Bergſchloß Plintenburg, Blendenburg oder Wiſchegrad bei Oſen iſt jetzt ein Steinhaufen. Auch von der darunter liegenden ehemals ſo anſehnlichen Stadt an der Donau, wo ein prächtiges königliches Schloß war, iſt nur noch ein geringer Ueberreſt, der ein

Marktflecken heißt, vorhanden. Das meiſte ward in den Türkenkriegen verwüſtet. Zu Ofen findet man berühmte Bäder, das Kaiſer-, Sprenger-, Raitzen-, Bruck- und Blocksbad genannt, welche in Hautkrankheiten Krämpfen, Lähmungen u. ſ. w. von guter Wirkung ſind. Die Gegend hat trefflichen Weinbau.

Ofen iſt eine Vorrichtung entweder zum Kochen, Braten und Backen, oder zum Heizen. Die Erfindung jener verliert ſich in das höchſte Alterthum; auf die Erfindung von dieſen wurde der Menſch, als er ſich unter den kältern Himmelsſtrichen auszubreiten und anzuſiedeln anfing, durch das Bedürfniß geführt. Daß die Griechen und Römer noch keine Stubenöfen kannten, iſt wohl ausgemacht. Zu Seneca's Zeiten heizte man dadurch die Zimmer, daß man wie in den Bädern, ſo auch in den Zimmern eine unterirdiſche Kammer anlegte, die ſtatt des Ofens diente, ſie mit Kohlen füllte und die Wärme davon in einem Zimmer ſammelte, aus welchem man ſie durch die im Cirkel an den Wänden herumgehenden Canäle oder Röhren, die man nach Belieben öffnen und ſchließen konnte, in die andern Zimmer des Hauſes leitete, welches auch ſchon zu Auguſts Zeiten geſchehen ſeyn ſoll, wo man bereits verſchloſſene Fenſter hatte. Die jetzigen Stubenöfen ſollen von den Deutſchen in den nördlichen Gegenden erfunden worden ſeyn. So lange in Deutſchland Ueberfluß an Holz war, dachte man nicht eben darauf, ſie ökonomiſcher und holzerſparender einzurichten. Um ſo mehr Verſuche hat man darin und nicht ohne bedeutenden Erfolg in den neuern Zeiten gemacht.

Offenbach, eine wohlgebaute Stadt am ſüdlichen Ufer des Mains, mit einem ſchönen Schloſſe und 8000 Einwohnern, unter der Souveränetät des Großherzogs von Heſſen. Es war die Reſidenz einer Linie der Grafen von Iſenburg, welche 1718 ausſtarb, worauf die fürſtlich iſenburg-birſteiniſche Linie zum Beſitz kam. Deutſche und franzöſiſche Reformirte, und ſeit 1740 auch die Lutheraner haben hier eigne Kirchen. Offenbach iſt die Reſidenz des Fürſten von Iſenburg-Birſtein u. der Sitz ſeiner Verwaltungsſtellen. Die hieſigen Manufacturen von Schnupf- und Rauchtabak, Seidenzeugen, Strümpfen und Bändern, Hüten, Fayence, Tabaksdoſen, Wachslichtern, Wachstuch, Bijouteriearbeiten u. ſ. w. ſind von Bedeutung, ſo wie auch die Handlung, welche durch die Nähe von Frankfurt ihr Leben erhält.

Offenbarung iſt nach dem bibliſch-kirchlichen Lehrbegriffe 1. *active* (in Beziehung auf das ſich offenbarende Weſen), derjenige freie Act der Gottheit, durch den ſie den Menſchen einen ihren Bedürfniſſen angemeſſenen Religionsunterricht ertheilt; 2. *paſſive* (in Beziehung auf die Menſchen, welche die Offenbarung erhalten), eine von der Gottheit empfangene Belehrung über die Wahrheiten der Religion. Dieſe Wirkſamkeit Gottes kann als eine mittelbare und als eine unmittelbare gedacht werden. Die *mittelbare* oder *allgemeine Offenbarung* iſt der Inbegriff aller derjenigen Anſtalten Gottes, wodurch ein Menſch veranlaßt werden kann, ſich vermittelſt ſeiner Reflexion Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erwerben. Die Natur, die Geſchichte und das eigne Herz des Menſchen werden in dieſem Sinne Quellen der Offenbarung Gottes für den, der ſie mit Nachdenken betrachtet und die ſogenannte natürliche oder Vernunftreligion gründet ihre Lehren auf Abſtractionen und Schlüſſe aus der Beſchaffenheit dieſer allen vor Augen ſtehenden und an alle Zeiten und Völker ſprechenden Zeugen des göttlichen Willens und Wirkens. Doch viel älter, als dieſe ſchon einen gewiſſen Grad von Bildung vorausſetzende Gotteserkenntniß durch die reflectirende Vernunft iſt der Glaube an eine *unmittel-*

bare und beſondere Offenbarung der Gottheit an die Menſchen durch Worte und Werke; alle Völker des Alterthums führen den Urſprung ihrer Religion, ja ihrer geſammten Cultur auf einen Unterricht zurück, den ihre Vorfahren von höheren Weſen gerade ſo erhielten, wie ein Vater ſein Kind unterweiſ't, und wer überhaupt zugiebt, der Menſch bedürfe der Erziehung, der wird dieſer Tradition die Wahrheit nicht abſprechen. So wenig als ein Kind ohne alle fremde Nachhülfe in den Beſitz der Kenntniſſe und Einſichten kommt, auf die es als Mann fortbaut, konnte das Menſchengeſchlecht in ſeiner Kindheit die, wenn auch noch ſo rohen, Anfänge der Kunſt und des Wiſſens ohne Anleitung finden; und ſey immerhin dieſe Anleitung in den Kenntniſſen und Fertigkeiten, die das ſinnliche Wohlſeyn angehen, dem Bedürfniß und Nachahmungstriebe der Urmenſchen durch Gegenſtände und Erſcheinungen der äußern Natur gegeben worden, vermochte dieſe Natur auch ihre ſittlichen Kräfte in Bewegung zu ſetzen und ihnen Ausſichten in die überſinnliche Welt zu öffnen? Dem gemeinen Verſtande, der nur aus ſinnlicher Erfahrung erkennt, iſt die Welt ein Räthſel; das Wort dieſes Räthſels, die Kunde von Gott und ſeinem Verhältniſſe zu der Welt, konnte nur Gott geben. Was die Menſchen davon wiſſen, hat er ihnen ſelbſt durch unmittelbare mündliche Offenbarungen mitgetheilt, ohne die ſie weder ſo früh, noch ſo ſicher zu dieſer Kunde gelangt wären. Gott nahm bei ſeinen Offenbarungen Rückſicht auf die Faſſungskräfte der Menſchen, nach deren allmähliger Entwickelung ſich drei Zeitalter der Offenbarung oder Perioden (Curſus) der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts unterſcheiden laſſen. Die früheſten Offenbarungen im patriarchaliſchen Zeitalter ſind den Stammältern aller Völker gemein und ihre Strahlen leuchten durch die Dämmerung aller uns bekannten heidniſchen Mythen hervor, die bei näherer Betrachtung als mehr oder weniger wunderlich ausgeſponnene Phantaſieen über die einfachen Religionsbegriffe der Urwelt erſcheinen und beſtätigen, was die heilige Schrift ſagt, daß Gott ſich nirgend unbezeugt gelaſſen habe. Rein erhalten und nach und nach vervollſtändigt wurden dieſe älteſten Vorbegriffe, im moſaiſchen Zeitalter, durch fortgeſetzte Offenbarungen Gottes an einzelne Auserleſene, die die Bibel uns als Propheten des iſraelitiſchen Volks von Moſes bis Maleachi kennen lehrt. Vollendet hat Gott ſeine Offenbarungen endlich durch Chriſtum, deſſen Religion, nachdem Gott die Zeiten der Unwiſſenheit unter den Heiden überſehen hatte, wieder für alle Völker beſtimmt und das letzte (ſ. d. Art. Inſpiration), vollkommenſte, bis zum Ende der irdiſchen Dinge ausreichende Wort Gottes an die Menſchen iſt. So hat die Offenbarung das Menſchengeſchlecht von ſeiner Kindheit an bis zum Mannesalter auferzogen und unterrichtet und nun ſeit 18 Jahrhunderten aus dieſer Schule entlaſſen, ſoll es in dem Lichte der empfangenen Belehrungen nur dahin arbeiten, daß ſolches Licht allen Einzelnen kund, klar und heilſam werde. Die Beſtätigung dieſes in der Bibel ausgeſprochenen und durchgeführten göttlichen Planes der Menſchenerziehung durch Offenbarung leſen wir auf den Blättern der Weltgeſchichte, wenn wir anders den Geiſt, der in ihnen waltet, verſtehen. Sie beweiſ't die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes an das Menſchengeſchlecht, indem ſie die Wirklichkeit dieſer Thatſache darthut, eben ſo wie die Welt ſelbſt für die Möglichkeit des Wunders ihrer Entſtehung durch den Willen Gottes auch keinen andern Erfahrungsbeweis hat, als die Thatſache ihrer Exiſtenz. Weil es ſich hier von Beziehungen des Unendlichen zum Endlichen handelt, wird jedoch der gemeine Men-

ſchenverſtand, für den Erſteres gar nicht da iſt, nie aufhören, die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes in Zweifel zu ziehen, zumal da ſie außer den Religionswahrheiten, die die Vernunft durch eigne Thätigkeit finden könnte, auch noch geheimnißvolle Lehren (Myſterien) verkündigt, die der Vernunft zwar nicht widerſprechend, aber doch zu hoch und unbegreiflich und daher von denjenigen, welche mit ihrer Vernunft, wie unentwickelt ſie noch immer ſey, das Gebiet alles wirklichen Seyns im Himmel und auf Erden ausmeſſen, und deshalb gar nichts Neues mehr erfahren zu können glauben, kurz ab verworfen worden ſind. Gleichwohl haben gerade dieſe theoretiſch unbegreiflichen Lehren der Religion von ihrer praktiſchen Seite ſo viel Gewicht für das menſchliche Herz, daß es ſie trotz der nachdrücklichſten Warnungen und Gegenerklärungen einer das Maß der Menſchheit überſchreitenden Zeitphiloſophie feſthält. Denn nicht nur den Einfältigen im Volke, ſondern auch Männern von der umfaſſendſten Geiſtesbildung iſt es nach ihrem eignen Geſtändniſſe erfreulich zu wiſſen, daß Gott ſich als Vater, der alles geſchaffen hat und ſich aller ſeiner Geſchöpfe erbarmt, als Sohn, der Menſch geworden iſt, um die Welt vom Böſen zu befreien, und als heiliger Geiſt, der ſie durch immerwährendes Lehren, Ermahnen und Tröſten im Guten erhalten will, geoffenbart, und durch dieſe Herablaſſung zu den Bedürfniſſen der verirrten Menſchheit denen, die ſich beſſern, die Zuverſicht ihrer Verſöhnung mit ihm, der Vergebung ihrer Sünden und einer himmliſchen Uterſtützung zu allem Guten eingeflößt hat. Sie überzeugen ſich, dieſe Offenbarung könne Gottes eben ſo wenig unwürdig ſeyn, als eines Familienvaters die Weisheit, mit der er ſich ſeinen Kindern immer von der Seite zu zeigen ſucht, die ihren Faſſungskräften, Bedürfniſſen und den Zwecken ihrer Erziehung die angemeſſenſte iſt. Denn weil Gott den Menſchen mit moraliſcher Freiheit, d. h. ſo geſchaffen hat, daß er nicht nur das Gute erwählen, ſondern auch irren und Fehler begehen kann, ſo erfordert die Beſtimmung zur Tugend und Aehnlichkeit mit Gott, die der Menſch dennoch erreichen ſoll, Veranſtaltungen zu einer außerordentlichen, in der bekannten Natur der Dinge nicht gegründeten Nachhülfe, wie ſie durch die unmittelbaren göttlichen Offenbarungen an das Menſchengeſchlecht getroffen wurden. Je mehr nun dieſer durch die Demonſtrationen der Skepſis und Kritik des 18ten Jahrhunderts verdächtig gemachte Offenbarungsglaube gegenwärtig wieder überhand nehmen will, deſto größer wird die Verlegenheit der Naturaliſten, die ihn in der Theorie ſchon völlig verdrängt zu haben meinten, da ſie ſich einerſeits durch die Erfahrung überführt ſehn, wie wenig ein der göttlichen Autorität ermangelndes Religionsſyſtem aus bloßer Vernunft zulänglich und geeignet ſey, in das Leben der Völker einzutreten, andererſeits aber der Rüge einer zu wenig erkannten argen Selbſttäuſchung, in der ſie Empfangenes für Erfundenes ausgeben, nicht mehr entgehen können. Denn daß ſie die Religionswahrheiten, die ſie für Produkte der bloßen Vernunft erklären, anders woher hätten, als aus den Lehren der göttlichen Offenbarung, unter deren Einfluſſe ſie und ihre Vorgänger auferzogen und gebildet worden ſind, werden ſie nicht eher beweiſen können, als bis ſie einen Menſchen ausfindig machen, der ohne je unter Offenbarungsgläubigen gelebt, je ein bibliſches oder von einem mit der geoffenbarten Religion bekannten Verfaſſer geſchriebenes Buch geleſen, noch überhaupt je irgend einigen Unterricht in einer poſitiven Religion genoſſen zu haben, nur durch Naturbetrachtung und eigne Vernunftthätigkeit zur Erkenntniß der Sätze gelangt ſey, die die natürliche Religion ausmachen. Bis ein ſolcher von aller übernatür-

lichen, göttlichen Belehrung unabhängiger Repräſentant der vergötterten Vernunft auftritt, wird die Offenbarung des lebendigen Gottes die Lehrerin der Menſchen und die Stütze des Glaubens der Millionen bleiben, die ſich zu ihr bekennen. Um über die Art und Weiſe, wie ſie an die Urväter und Propheten ergangen ſey, zuverläſſige Auskunft zu geben, müßte man ſelbſt zu dieſen Vertrauten Gottes gehören. Seit es keine dergleichen Eingeweihte mehr giebt, iſt weder ein näherer Aufſchluß hierüber, noch eine weitere Vervollkommnung der geoffenbarten Religion ſelbſt denkbar. Vervollkommnen ſoll und kann ſich aber immerwährend das Verſtändniß der Offenbarung und ihre Anwendung im Cultus und im ſittlichen Leben. Denn hat auch der Menſch ſich die Religion nicht ſelbſt gegeben, ſo liegen doch in ſeinem Gemüthe alle Keime der wahren Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, und die Offenbarung zeigt und enthüllt ihm nur, was er unbewußt in ſich trägt. Je beſſer er dies Zeigen und Enthüllen des göttlichen Erziehers wahrnimmt und verſtehen lernt, deſto deutlicher und lebendiger wird er Gottes und ſeiner Beziehung zu der Welt inne; daher denn die Einbildung, als habe er ſelbſt gefunden, was ihm gelehrt worden iſt, wohl möglich und verzeihlich, aber von dem Verſuche, die Perfectibilität der geoffenbarten Religion durch die Vernunft zu erweiſen, kein anderes Reſultat zu erwarten war, als was ſich von ſelbſt verſteht, daß nämlich unſere Erkenntniß und Ausübung dieſer Religion und der aus ihren Quellen abſtrahirte kirchliche Lehrbegriff einer unendlichen Vervollkommnung fähig ſey. E.

Offenſiv, Offenſivallianz. Mit dem Worte offenſiv bezeichnet man überhaupt alles, was auf einen Angriff abzweckt, dieſen zum Gegenſtande hat; ſo ſpricht man von Offenſivoperationen, Offenſivallianzen, Offenſivkriegen u. ſ. w. Am häufigſten wird das Wort von Allianzen und Bündniſſen gebraucht, die man in zwei große Claſſen, in Offenſiv- und Defenſivallianzen, oder in Trutz- und Schutzbündniſſe abtheilt. Der Name ſelbſt giebt ſchon den weſentlichen Charakter beider an; die erſtern ſind zum Angriffe eines gemeinſchaftlichen Feindes, die zweiten zur Vertheidigung gegen die Angriffe deſſelben beſtimmt; nicht ſelten vereinigen aber auch Allianzen beide Eigenſchaften. Die erſten pflegen gewöhnlich nur gegen einen beſtimmten Feind, die Defenſivallianzen dagegen unbeſtimmt gegen jeden Angreifer gerichtet zu ſeyn. Ueberhaupt zerfallen die Allianzen, was die Rechte und Verpflichtungen, ſowohl der Alliirten unter ſich, als auch das Verhältniß derſelben zu dem Feinde betrifft, in drei Hauptclaſſen: nämlich in ſogenannte Kriegsgemeinſchaft — société de guerre, alliance pour faire la guerre en commun — wenn beide Theile ſich verpflichten, mit gemeinſchaftlichen Kräften, mit ihrer ganzen Macht, den Krieg gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu führen, wodurch alsdann jede der alliirten Mächte als hauptkriegführende Macht angeſehen wird; oder in Auxiliarallianzen im engern Sinne, wenn die Alliirten ſich wechſelſeitig nur zu einer beſtimmten Hülfe verpflichten, wo alſo eintretenden Falls nur die eine der verbündeten Mächte als Hauptmacht, die andere aber nur als hülfleiſtende Nebenmacht erſcheint, wobei noch bemerkt werden muß, daß ſich bei dieſer Art von Allianzen beide contrahirende Theile in der Regel nur zu einer beſtimmten Hülfe verpflichten, und nur dann dieſelbe gewöhnlich ins Unbeſtimmte auszudehnen ſich wechſelſeitig verſprechen, wenn der eine oder der andere Theil von einer dritten Macht, aus keinem andern Grunde, als wegen dieſes geſchloſſenen Bündniſſes, angegriffen werden, oder Falls vielleicht die erſte ſtipulirte Hülfe als vollkommen unzulänglich befunden wurde; drittens endlich in

bloße Subſidientractate, wenn die eine Macht ſich nur gegen ihr gezahlte Subſidien anheiſchig macht, Truppen zu ſtellen, oder ſie der andern Macht in Sold zu geben, ohne ſelbſt irgend einen directen Antheil an dem Kriege zu nehmen. Dieſe letztere Art von Verbindungen, wenn ſie nicht zugleich mit einer Auxiliarallianz, wie dies häufig der Fall iſt, verſchmolzen iſt, verdient eigentlich den Namen einer Allianz nicht, da dieſe immer Gleichheit der Abſicht und des Zwecks vorausſetzt. Wenden wir dieſe angeführten Beſtimmungen auf den Begriff von Off- und Defenſivallianzen an, ſo folgt daraus, daß jede Kriegsgemeinſchaft den Feind berechtige, die durch eine ſolche Allianz verbündeten Mächte, jede insbeſondere, als ſeinen directen Feind anzuſehen und zu behandeln, gleichviel ob er einen Offenſiv- oder Defenſivkrieg führt, indem ja durch dieſe Verbindung jeder der Verbündeten ſich zugleich als hauptkriegführenden Theil darſtellt. Was dagegen die Allianzen im engern Sinne, oder die ſogenannten Auxiliarallianzen betrifft, ſo muß man, wenn ſie in die Claſſe der Defenſivallianzen gehören, zwei Fälle ſorgfältig von einander unterſcheiden. War nämlich die Allianz vor dem Kriege, oder vor deſſen wahrſcheinlichem Ausbruche geſchloſſen, ſo galt bisher allgemein die Regel: ſobald ein Staat vermöge eines früher geſchloſſenen Allianztractats einem Andern eine beſtimmte, das in dem Bündniſſe ſtipulirte Maß nicht überſchreitende Hülfe leiſte, ſo werde dadurch der Alliirte noch keineswegs der directe Feind desjenigen, gegen welchen dieſe Hülfe gebraucht werde; denn in dieſem Falle ſey keine feindſelige Abſicht bei dem Alliirten zu vermuthen, dieſer erfülle vielmehr nur ein früher gegebenes Verſprechen. Das Hülfscorps allein ward daher feindlich behandelt, die zwiſchen dem Alliirten und der Macht, gegen welche die Hülfe gegeben ward, beſtehenden Verträge wurden aber keineswegs als gebrochen angeſehen. War aber dagegen die Allianz erſt während des Krieges, oder als der Ausbruch deſſelben ſchon nicht mehr zweifelhaft war, geſchloſſen, ſo glaubte man in einem ſolchen Falle ziemlich allgemein, den Alliirten als directen Feind behandeln zu dürfen, da aus ſeinem Verfahren die feindſelige Abſicht klar hervorging. War eine offenſive Allianz geſchloſſen, ſo wurde, da auch hier offenbar eine feindliche Abſicht zum Grunde lag, der Verbündete, ſelbſt wenn er nur eine beſtimmte Hülfe leiſtete, jedesmal als Feind behandelt. Bei bloßen Subſidientractaten fand dagegen nie feindſelige Behandlung desjenigen Statt, der ſeine Truppen den Kriegführenden gegen Subſidien überließ; ein ſolcher Staat ward vielmehr fortdauernd als vollkommen neutral angeſehen. Dieſe Maximen, welche ſo lange in Europa befolgt wurden, als es noch keinen übermächtigen Staat gab, der es mit allen, oder doch dem größten Theile der übrigen Mächte ſelbſt vereint aufzunehmen gewagt hätte, und die ſo wohlthätig dazu wirkten, die Ausbreitung und Ausdehnung der Kriege zu verhindern, wurden, wie ſo manche andere humane Regeln des Völkerrechts, von der neuern franzöſiſchen Regierung bei mehr als einer Gelegenheit auf das gröbſte verletzt; ja man war ſogar ſchaamlos genug, bloß zufällige Verhältniſſe, Familienverbindungen der Regenten u. ſ. w. für hinreichende Urſachen feindſeliger Behandlung zu erklären; ein Verfahren, das nur von einem Staate befolgt werden konnte, deſſen einziges Streben auf Univerſalmonarchie gerichtet war. — Schließlich mag noch bemerkt werden, daß die Zahl der den Namen der defenſiven führenden Allianzen die der Offenſivallianzen bei weitem überſteigt, wie denn überhaupt bei jedem Kriege keine Partei gern als der angreifende Theil erſcheinen will; wobei aber auch nicht zu überſehen iſt, daß viele ſogenannte Defenſivallianzen wahre

Trutzbündniſſe, ſo wie manche ſogenannte Vertheidigungskriege wahre Angriffskriege waren. Cz.

Offertorium heißt in der römiſchen Kirche derjenige Geſang, welcher alsdann, wenn das Volk, währerd der Meſſe zum Opfer geht, angeſtimmt, oder auch auf der Orgel geſpielt wird. — Dann heißt es auch das Opfergeld, das den Kirchendienern auf den Altar hingelegt, — geopfert wird.

Official heißt der Vicarius eines Biſchofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten (z. B. Eheſachen); dagegen der Vicarius deſſelben in geiſtlichen und Kirchenſachen der Suffraganeus heißt. Das Officialat iſt daher das biſchöfliche Gericht, hauptſächlich in weltlichen peinlichen Fällen, wo ein ſolcher Official an des Biſchofs Statt den Vorſitz hat und Recht ſpricht.

Officinell, was theils als einfaches, theils als zubereitetes oder zuſammengeſetztes Arzneimittel in der Apotheke nach der Beſtimmung der Landespharmacopöe vorräthig gehalten werden muß; von Officin, der Benennung einer pharmaceutiſchen Werkſtätte. H.

Ofterdingen (Heinrich von), oder Afterdingen, Efterdingen, einer der berühmteſten Minneſänger aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert (dem ſchwäbiſchen Zeitalter), von deſſen Lebensumſtänden jedoch wenig bekannt iſt. Seine Jugend, heißt es, brachte er in Oeſterreich an dem Hofe des Herzogs Leopold VII., mit dem Beinamen der Ehrenhafte, zu. Hier bildete er ſich zum Dichter. Er unternahm von Zeit zu Zeit Reiſen und verbreitete allenthalben den Ruhm ſeines Fürſten. Ein Gleiches that er auch an dem Hofe des Landgrafen Herrmann von Thüringen, wo er in einem öffentlichen Wettſtreit den Lobpreiſern Herrmanns das Lob Leopolds entgegenſetzte. Erbittert verſuchten ſeine Gegner allerlei Mittel, ihn bei dem Landgrafen in Ungnade zu bringen und vom Hofe zu entfernen. Endlich wurde auf des Landgrafen Veranlaſſung Klingsohr aus Ungarn, ein hochberühmter Sänger damaliger Zeit, herbeigerufen, um den Streit als Schiedsrichter zu entſcheiden; der Ausſpruch deſſelben war zu Ofterdingens Vortheil. Wir haben von Ofterdingens Poeſie nichts übrig, als einige Rollen des Krieges zu Wartburg in der maneſſeſchen Sammlung. Daß er der Verfaſſer des Heldenbuchs oder des Nibelungenliedes ſey, wird eben ſo ſehr beſtritten als behauptet.

Ohio, der ſchöne Fluß, ein großer Fluß in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, welcher ſüdlich unter dem Erieſee entſpringt, den Namen Alleghany führt, und erſt wenn er den Menongahla ſüdöſtlich von Pittsburgh aufgenommen hat, die Benennung Ohio erhält. In einem ſehr langen ſüdweſtlichen Lauf nimmt er auf der Nordſeite, außer vielen andern kleinen Flüſſen, den Scioto, Miami und Wabaſchfluß, und auf der Südſeite den Kentucky, Teneſſee und Cumberlandfluß auf, und fällt endlich in den Miſſiſippi. Er iſt in der ganzen Länge ſeines Laufs ſchiffbar, und leiſtet den Anwohnern treffliche Dienſte zum Abzug ihrer Produkte. Die ausgebreiteten Gegenden nördlich von dem Fluß heißen mit einem allgemeinen Namen the western Territory, und theilen ſich in Indiana und in die Landſchaft nordweſtlich vom Ohio. An ſeine ſüdlichen Ufer gränzt der Freiſtaat Kentucky und höher Virginien.

Ohr, ſ. Gehör.

Ohrenbeichte wird das dem Prieſter im Beichtſtuhle abzulegende geheime Sündenbekenntniß genannt, bei dem der Beichtende die Sünden, dieſer ſeit ſeinem letzten Abendmahlsgenuſſe begangen hat, einzeln und namentlich hererzählt. Der Beichtvater pflegt das Beichtkind noch

über die näheren Umſtände der eingeſtandenen Sünden auszuforſchen und nach Maßgabe derſelben ſowohl ſeine Ermahnung, als auch die beſondern Büßungen einzurichten, die er ihm als eine Bedingung der Abſolution auflegt. Solche Büßungen ſind Abbeten des Roſenkranzes in beſtimmten Friſten, außerordentliche Faſten, Wallfahrten, Almoſen und Meſſen, die der Büßende für ſein Geld leſen laſſen muß. Der Beichtende darf keine grobe Sünde, deren er ſich erinnern kann, verſchweigen, dagegen der Beichtvater zur unbedingten und ſtrengſten Geheimhaltung der ihm abgelegten Bekenntniſſe verpflichtet iſt. Dieſe Verpflichtung heißt Beichtgeheimniß oder Beichtſiegel. Der Gebrauch der Ohrenbeichte iſt in der katholiſchen Kirche vom Papſte Innocenz III. 1215 förmlich angeordnet worden und die dabei zu ertheilende Abſolution hat nach dem Lehrbegriff dieſer und der griechiſchen Kirche ſacramentaliſche Kraft. Da die heilige Schrift keine erweisliche Beſtimmung hierüber enthält, fand der Gebrauch der Beichte vor dem Abendmahlsgenuſſe in den älteſten Chriſtengemeinden nicht Statt. Wer ſich grober Sünden ſchuldig gemacht hatte, legte vor der verſammelten Gemeinde ein öffentliches Bekenntniß der Reue ab, welches gewöhnlich ſchriftlich aufgeſetzt war und von dem Büßenden abgeleſen wurde. Papſt Leo der Große verwandelte um 450 dieſe öffentliche Beichte in eine geheime vor dem Prieſter, deren Ablegung jedoch vor 1215 keineswegs allgemein geſetzlich vorgeſchrieben war. Die proteſtantiſchen Kirchen haben die Ohrenbeichte bekanntlich abgeſchafft, und es ihren Gliedern freigeſtellt, wie viel ſie dem Beichtvater von ihren einzelnen Sünden bekennen oder ob ſie es bei dem allgemeinen Geſtändniſſe, daß ſie Sünder ſind, bewenden laſſen wollen. E.

Ohſſon d' (Muradgea), Geſandter des Königs von Schweden bei der ottomaniſchen Pforte, ſtammte aus einer angeſehenen armeniſchen Familie ab, und wurde zu Conſtantinopel geboren. Seine ausgezeichneten Talente und der Reichthum von Kenntniſſen, den er ſich erwarb, verhalfen ihm frühe ſchon zu einer Anſtellung bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft in ſeiner Vaterſtadt; durch Tüchtigkeit und Dienſteifer ſtieg er ſchnell empor, wurde Ritter des Waſaordens, und erhielt 1782 die Stelle eines Miniſters und außerordentlichen Geſandten. Neben ſeinen diplomatiſchen Geſchäften betrieb er mit raſtloſem Eifer das Studium der orientaliſchen Sprachen und Literatur, las alle Schriftſteller der Araber, Türken und Perſer, unterſuchte die Denkmale des Alterthums, und forſchte in den öffentlichen Urkunden und in den Archiven der Regierung, zu welchen er durch ſein Anſehen Zutritt erhalten hatte. So brachte er eine Menge Materialien zur Geſchichte und Statiſtik des türkiſchen Reiches zuſammen, mit denen er ſich nach Paris begab, um ſie zu bearbeiten. Hier erſchien in den Jahren 1787 und 1788 mit viel typographiſcher Pracht, in groß Folio gedrucktes und einer Menge Kupferſtichen verſehenes, in ſeiner Art einziges Werk: Tableau général de l'empire d'Othoman, divisé en deux parties, dont l'un comprend la législation Mahometane, l'autre l'histoire de l'empire Othoman. II Tom. (deutſch von Beck, Lpzg. 1788. und Pezzl, Wien 1790.), worin er aber, mit Zurücklaſſung der Geſchichte, nur das Religionsweſen, die Moral und Hierarchie darſtellt. Nach dem Ausbruche der Revolution ging er auf ſeinen diplomatiſchen Poſten nach Conſtantinopel zurück, ſetzte ſeine Forſchungen fort, und begab ſich dann wieder nach Paris, wo er 1804 die 2 erſten Bände ſeines Tableau historique de l'Orient (deutſch von Rink, Danzig 1806.) herausgab, durch ſeinen am 27. Aug. 1807 erfolgten Tod aber an der Fortſetzung verhindert wurde. Die franzöſiſche Revolution

brachte ihn nicht nur um den größten Theil ſeines Vermögens, ſondern auch um die meiſten Exemplare ſeines Tableau général etc. und den dazu gehörigen Platten und Zeichnungen. d'Ohſſon war, bei ſo großen Verdienſten, ein ſehr einfacher und anſpruchloſer Mann, angenehm und intereſſant im Umgang, u. in allen Verhältniſſen des Lebens höchſt rechtſchaffen.

Oekonomie, Haushaltung, beſonders die Haushaltung des Landmanns. Wir haben davon in dem Artikel Landwirthſchaft geſprochen. — Aber auch der Staat hat eine Oekonomie. Von der Einrichtung derſelben hängt das Wohl der Nation ab. Man kann daher ſagen, daß die Staatsökonomie als Wiſſenſchaft, wozu ſie in den neueſten Zeiten erhoben worden, von dem Wohlſtand der Nationen handelt. Ihr Gegenſtand iſt, zuvörderſt zu beſtimmen, worin dieſer Wohlſtand beſteht, und dann, wie er hervorgebracht und unter die verſchiedenen geſellſchaftlichen Claſſen verbreitet wird. Die Schriftſteller über Staatsökonomie theilen ſich in zwei große Claſſen: in die Vertheidiger des Merkantilſyſtems (ſ. d.) und in die Vertheidiger des phyſiokratiſchen oder Agriculturſyſtems (ſ. d.), je nachdem ſie Handel und Gewerbfleiß oder Ackerbau als die Grundlage des Nationalwohlſtandes betrachten.

Olavides (Don Pablo), Graf von Pilo, geboren 1740 zu Lima, der Hauptſtadt von Peru, kam früh nach Madrid, wo ſeine angebornen Talente und ſeine Thätigkeit ihn bald zu wichtigen Aemtern erhoben. Er folgte als Secretär dem Grafen von Aranda auf ſeiner Geſandtſchaft nach Frankreich. Durch ſeinen Umgang mit dieſer fröhlichen und leichtſinnigen Nation verlor er ſein ſtrenges Betragen, nahm zum Theil ihre Sitten an und gewann ihren Charakter lieb. Nach ſeiner Rückkehr nach Spanien erhob ihn Carl III. in den Grafenſtand und ernannte ihn zum Intendanten von Sevilla. Er entwarf mehrere große und nützliche Plane, und vornehmlich den, die Sierra Morena urbar zu machen. Dieſes auf ſeinen Höhen dürre, in ſeinen Thälern moraſtige, zu allen Zeiten unwegſame Waldgebirge hat bei einer Breite von fünf bis ſechs Stunden eine Länge von 27 Stunden. Um es zum Ackerbau und Handel geſchickt zu machen, berief Olavides Coloniſten aus allen Nationen, beſonders Deutſche, dahin. Ein ſicherer Schutz von Seiten der Regierung hatte ſie bald an den Boden und ihre Arbeiten gewöhnt. Gute Gaſthäuſer erhoben ſich in bisher wüſten Gegenden, und noch jetzt iſt dieſer Diſtrict Spaniens derjenige, wo der Reiſende ſich am beſten befindet. Es wurden neue Ortſchaften nach den Anordnungen des Intendanten angelegt, welcher daſelbſt Seidenmanufacturen anlegen wollte und Arbeiter dafür aus Lyon berief. Schwere, vielleicht übertriebene Beſchuldigungen unterbrachen dieſe Erfolge, und der Mann, der den Glanz und die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes durch glückliche Einrichtungen vermehrt hatte, wurde in einen Kerker geworfen und blieb drei Jahre lang gefangen. Indeß waren die Dienſte, die er Spanien geleiſtet hatte, zu einleuchtend, um vergeſſen zu werden; es fanden ſich Freunde, die ſeine Flucht möglich machten. Er begab ſich nach Venedig und kehrte ſpäter nach Spanien zurück, wo er im J. 1803 in einem Alter von 63 Jahren ſtarb. Man hält Olavides für den Verfaſſer eines ſpaniſchen Werks unter dem Titel: El Evangelio en triunfo, worin die Religion gegen den Unglauben vertheidigt wird, und das trotz ſeines mittelmäßigen Gehalts ſo häufig geleſen wurde, daß binnen zwei Jahren acht Ausgaben erſchienen.

Olbers (Wilhelm), geboren zu Arbergen im Herzogthum Bremen im J. 1758, Doctor der Medicin, lebt als ausübender Arzt in Bremen und beſchäftigt ſich aus beſonderer Neigung mit der Aſtronomie, in der er

ſich einen bleibenden Namen erworben hat. Er richtete ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf die Cometen. Einen Beweis von dem Erfolge ſeiner Bemühungen lieferte er in ſeiner neuen und bequemen Methode, die Bahn eines Cometen aus eignen Beobachtungen zu berechnen (Weimar 1797). Noch berühmter wurde er, als er am 28ſten März 1802 einen neuen Planeten zwiſchen dem Mars und Jupiter entdeckte. Er legte ihm den Namen Veſta bei. Außerdem hat Olbers einzelne Aufſätze über die Parallarenberechnung, über die vom Himmel gefallenen Steine u. ſ. w. geſchrieben. Seine Inauguraldiſſertation handelt: De oculi mutationibus internis (1780).

Oldenburg, eine ehemalige Grafſchaft im weſtphäliſchen Kreiſe, an der Weſer und Hunte, zwiſchen Oſtfriesland, Jever, der Weſer und Bremen gelegen, iſt das Stammhaus der heutigen Könige von Dänemark. Seit dem J. 1547 mit Delmenhorſt vereinigt, fiel ſie, nach dem Abgange der ehemaligen Grafen 1667 an die regierende Linie in Dänemark. Dieſe vertauſchte ſie 1773 für ſeinen holſteiniſchen Antheil an den ruſſiſchen Großfürſten, der ſie wieder ſeinem Vetter, dem Herzog von Holſtein und Biſchof von Lübeck, Friedrich Auguſt, welcher der Stifter des zweiten Aſtes der holſtein=eutiniſchen Linie wurde, abtrat. Dieſen Tauſch ſowohl als die Abtretung beſtätigte der Kaiſer im J. 1777. Zugleich erhob er die beiden Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt zu einem Herzogthum unter dem Namen Oldenburg und ertheilte dem Beſitzer deſſelben auf dem Reichstage die Stimme, welche zuvor die ältere gottorpiſche Linie gehabt hatte. Bei den allgemeinen Ausgleichungen im J. 1802 ſollte der Herzog den elsfleter Zoll verlieren, welcher im Durchſchnitt jährlich 60,000 Thlr. trägt, und trat als Biſchof von Lübeck einige Dörfer und die Domſtiftsgebäude an die Reichsſtadt Lübeck ab. Dagegen erhielt er das Bisthum Lübeck mit den Beſitzungen des Domkapitels als erbliches Eigenthum, ferner das hanöveriſche Amt Wildeshauſen und die beiden münſteriſchen Aemter Vechte und Klopenburg, zuſammen 54 Quadratmeilen mit 85,000 Einwohnern und über 200,000 Gulden Einkünften. Das eigentliche Herzogthum Oldenburg nebſt Delmenhorſt enthält 46 Quadratmeilen mit 92,000 Einwohnern und 490,000 Gulden Einkünften. Den Ertrag vom elsfleter Zoll gab der Herzog im J. 1803 auf 130,000 Gulden an, und bewirkte durch ruſſiſche Verwendung, daß ihm dieſer noch auf 10 Jahre zugeſtanden wurde. Der Herzog, welcher am 14ten October 1808 dem rheiniſchen Bunde beitrat, war im Beſitz ſeiner Länder, bis Napoleon durch ſein Decret vom 10ten December 1810 ſie nebſt andern Gebieten Deutſchlands ſeinem Reiche einverleibte. Oldenburg wurde zum Departement der Weſermündungen, Lübeck zum Departement der Elbmündungen geſchlagen. Dieſer Gewaltſchritt des franzöſiſchen Uſurpators wurde vornehmlich von Rußland übel empfunden, das dadurch eine Schöpfung ſeiner Großmuth vernichtet ſah. Die Entſchädigung, welche Frankreich in unbeſtimmten Ausdrücken anbot, wurde weder von dem Herzog, noch von Rußland angenommen. Mit Deutſchlands Befreiung traten auch für Oldenburg die frühern Verhältniſſe wieder ein, und der Herzog wurde Mitglied des deutſchen Bundes. Den von dem Wiener Congreß ihm zugeſicherten Ländererwerb jenſeits des Rheins erlangte er 1817, indem ihm von Preußen Birkenfeld und die Umgebungen abgetreten wurden. Auch erhielt er 5000 Unterthanen von Hanover. Seine Reſidenzſtädte ſind Oldenburg und Eutin.

Oldendorp (Chriſtian Johann), geboren 1772 zu Schloß Marienborn in der Wetterau, hat ſich als Mahler durch ſeine Feuersbrünſte und Brandſtücke bekannt gemacht, von denen er mehrere öffentlich gezeigt hat.

Die Kenner der Kunſt geſtehen ihm in dieſer Gattung der Mahlerei ein nicht gewöhnliches Talent zu, und vermiſſen nicht ſowohl die Kunſt der Zeichnung, des Colorits und Helldunkels, als die leitende Idee in der Anordnung, ohne welche das Ganze nicht Einheit haben kann. Den meiſten ſeiner Arbeiten fehlt noch der höhere poetiſche Charakter, um ächte Kunſtprodukte zu ſeyn. Der deutſche Freiheitskrieg entzog den patriotiſchen Künſtler ſeinen ſtillen Geſchäften und rief ihn in die Reihen des ſächſiſchen Banners; ſeit dem Frieden aber übt er zu Dresden wieder ſeine Kunſt aus und iſt auch als humoriſtiſcher Schriftſteller aufgetreten.

Oele ſind fettige Flüſſigkeiten, welche ſich nicht mit dem Waſſer vereinigen und vermittelſt eines Dochtes brennen und verdampfen. Es giebt Subſtanzen dieſer Art aus allen drei Reichen der Natur. Des thieriſchen Oels iſt unter dem Art. Fett Erwähnung geſchehn. Die Pflanzenöle haben mit den thieriſchen große Aehnlichkeit. Jedoch hat ein Theil derſelben noch beſondere Eigenſchaften. Man unterſcheidet zwei Hauptarten der vegetabiliſchen Oele, nämlich fette und ätheriſche. Letztere werden auch weſentliche oder riechende Oele genannt. Die Beſtandtheile der Pflanzenöle ſind Waſſerſtoff und Kohlenſtoff; die ätheriſchen enthalten mehr von dem erſtern, die fetten hingegen mehr Kohlenſtoff. Durch allmählige Verbindung mit dem Sauerſtoffe werden ſie ranzig, durch ſchnelle Verbindung damit verbrennen ſie. Aetheriſche oder riechende Oele, welche oft auch einen ſtarken Geſchmack haben, erhält man aus ſtarkriechenden vegetabiliſchen Subſtanzen meiſtens durch Deſtillation im Waſſer, ſeltner durchs Auspreſſen, wie z. B. das Citronenöl. Sie laſſen ſich im Weingeiſt, mehr oder weniger auch im Waſſer auflöſen, entzünden ſich am Flammenfeuer ohne Erhitzung, und werden weder brenzlich (empyreumatiſch), noch ranzig. Die Flüſſigkeit und Schwere der ätheriſchen Oele iſt verſchieden, eben ſo auch ihre Farbe. Einige ſind ſchwerer als das Waſſer und ſinken darin zu Boden. Mit Zucker vermiſcht laſſen ſie ſich mit dem Waſſer vereinigen. Beim Zugange der freien Luft verbinden ſich die ätheriſchen Oele leichter mit dem Sauerſtoff als die fetten, nehmen dadurch eine Farbe an, werden dicker und in ein Harz verwandelt. Von dieſen Oelen durchdrungene Körper widerſtehen der Fäulniß, und hierauf gründet ſich die Theorie des Einbalſamirens. Alle gewürzhaft riechende Pflanzen enthalten ätheriſche Oele, die den Geruch der Pflanze beſitzen, von welcher ſie kommen. Bei manchen Pflanzen findet man in allen ihren Theilen ein ätheriſches Oel, bei andern nur in den Blüthen, in den Blättern, den Früchten oder den Schalen und dem Samen, oder endlich in der Rinde und der Wurzel. Bei ſehr vielen Pflanzen finden ſich in den ätheriſchen Oelen derſelben entweder alle, oder doch die mehreſten und vorzüglichſten Arzneikräfte, daher ſie für die Apotheken von großer Wichtigkeit ſind. Pflanzen, die an trocknen ſonnenreichen Orten wachſen, geben das meiſte ätheriſche Oel. Durchs Trocknen derſelben verringert ſich die Quantität ihres Oels. Man zieht auch mittelſt der Deſtillation im Waſſer aus einigen animaliſchen Subſtanzen, z. B. aus den Ameiſen, dem Bibergeil und andern, ein ätheriſches Oel. Wenn nun das Waſſer, in welches man die aromatiſchen Pflanzen gethan hat, den Grad der Siedhitze bei der Deſtillation in der Blaſe erreicht hat, ſo gehen die meiſten ätheriſchen Oele über; doch thun dies einige auch ſchon bei einem geringern Grade. Je leichter ſie ſind, deſto eher geſchieht ihr Uebergang. Manche Pflanzen bedürfen nur eines Dampfbades, um daraus das Oel zu erhalten. Mit dem Oele geht zugleich Waſſer über. Dies ſondert man dadurch ab, daß man die ganze, durch die Deſtillation erhaltene Miſchung, die milchicht ausſieht, zugedeckt an einen kühlen Ort

ſtellt. Hier ſetzt ſich das ſchwerere Oel zu Boden, das leichtere aber ſchwimmt auf der Oberfläche des Waſſers und kann ohne viel Mühe vollends abgeſondert werden. Wenn man es von den ſchleimichten Theilen befreit hat, die mit übergegangen ſind, ſo muß es in wohlverwahrten Flaſchen aufbehalten werden. — Die fetten Oele, welche auch ausgepreßte Oele genannt werden, obgleich man nicht alle durch das Auspreſſen gewinnt, ſchwimmen ſämmtlich auf dem Waſſer, ſind alſo ſpecifiſch leichter. Sie hinterlaſſen auf dem Papiere einen durchſichtigen Fleck, der durch das Erwärmen des Papiers nicht wieder vergeht, weil dieſe Oele, um verflüchtigt zu werden, einen weit höhern Grad der Hitze, als der des ſiedenden Waſſers iſt, verlangen. Sie laſſen ſich im Weingeiſt nicht auflöſen, und erhalten, wenn ſie im friſchen Zuſtand auch noch ſo mild ſind, beim Ranzigwerden einen ſcharfen, beißenden, brennenden Geſchmack und einen widrigen Geruch. Viele von dieſen Oelen nehmen auch von den Schalen der Früchte, wenn dieſe mit denſelben gepreßt werden, einen unangenehmen Geſchmack und Geruch an; auch geben alte, verdorbene, desgleichen unreife Samen ein ſchlechteres Oel; die fetten Oele des Pflanzenreichs werden aus ſolchen Pflanzenſamen und Kernen gewonnen, welche mit dem Waſſer zerrieben Emulſionen liefern. Durch das Auspreſſen erhält man die mehreſten. Im Groſſen geſchieht dies auf eignen Oelmühlen. Hier werden die Samen entweder geſchält oder ungeſchält zerſtampft, ſodann, um das Auspreſſen zu erleichtern, erwärmt und in die Preſſen gebracht. Durch kaltes Auspreſſen bringt man nicht alles Oel aus dem Samen; treibt man aber die Erwärmung zu hoch, ſo ſchadet man dadurch dem Oele, welches in dieſem Falle eher ranzig wird. Alle friſch ausgepreßten Oele enthalten eine Menge Schleimtheile, welche beim Preſſen mit abgefloſſen ſind, und ſehen daher trübe aus. Durch anhaltende Ruhe werden ſie völlig klar und können von dem Bodenſatze abgegoſſen werden. Auch durch das Auskochen gewiſſer Früchte oder Samenkerne erhält man fette Oele. Es ſind dies inſonderheit die ſogenannten Pflanzenbuttern. Manche von den fetten Oelen trocknen an der Luft zu einer feſten Maſſe aus, andere bleiben dagegen immer ſchmierig. Wenn man die erſtern kocht, ſo wird ihr Austrocknen noch mehr befördert, weil dabei die wäſſerigen und ſchleimichten Theile mehr abgetrieben werden. Dieſe trocknenden Oele geſtehen erſt bei einem weit höhern Kältegrad als die ſchmierig bleibenden, von denen einige ſchon bei der gewöhnlichen Temperatur unſeres Clima's im Sommer zu einer Art von Butter gerinnen. Zum Sieden erfodern alle einen Grad von Hitze, den man auf 600 Grad Fahrenheit rechnet. Erſt, wenn ſie bis zur Verflüchtigung erhitzt ſind, entzünden ſie ſich. Mit dem Waſſer laſſen ſich die fetten Oele nicht vermengen. Wenn man beide Subſtanzen unter einander ſchüttelt, ſo entſteht eine trübe milchichte Flüſſigkeit, aus der ſich aber das Oel bald wieder vom Waſſer ſcheidet und obenauf ſchwimmt. Eine bleibende milchichte Flüſſigkeit der Art erhält man, wenn man die ölichten Pflanzenſamen mit Waſſer reibt. Dieſe Pflanzenmilch wird Emulſion genannt. In derſelben iſt das Oel nicht mit dem Waſſer vermiſcht, ſondern nur mittelſt des Schleims in demſelben vertheilt, und kann daraus abgeſchieden werden. In der Wärme löſen die fetten Oele die Harze und den Schwefel auf. Mit den ätzenden Laugenſalzen verbinden ſie ſich aufs innigſte, werden in dieſer Verbindung auch ſelbſt auflösbar und zur Seife. Wenn man die fetten Oele mit Kalkwaſſer unter einander ſchüttelt, ſo verdicken ſie ſich. Blei, Kupfer, Braunſtein und Arſenik greifen die fetten Oele an und löſen ſie allmählig auf. Beim Verbrennen ſetzen ſie einen Ruß ab, welcher von dem aus Mangel an Sauerſtoff unzerſetzt und unver-

brannt gebliebenen Kohlenſtoffe herrührt. Wenn man daher dem Dochte einer Lampe die Einrichtung giebt, daß die Luft durch die Achſe der Flamme gehen kann, ſo wird aller Rauch vermieden, weil aller Kohlenſtoff zerſetzt wird, und es bildet ſich nur Waſſerdunſt und kohlenſaures Gas. Nach Lavoiſiers Verſuchen verzehren 19½ Gran Baumöl beim Verbrennen 62 Gran Lebensluft, und dabei bilden ſich 54½ Gran kohlenſaures Gas und 27 Gran Waſſer. Durch die Decarboniſation können die fetten Oele in ätheriſche verwandelt werden, indem ihnen dadurch ein Theil des Kohlenſtoffs entzogen wird. — Diejenigen Oele, die man prenzliche oder empyreumatiſche nennt, ſind Produkte, welche aus den Oelen erſt durch die Einwirkung des Feuers erzeugt werden; alſo nicht beſondere Arten der Oele überhaupt. Sie haben einen brandigen unangenehmen Geruch, ſcharfen bitterlichen Geſchmack, eine dunkle Farbe und etwas dicke Conſiſtenz. Man kann ſie durch die trockne Deſtillation ſowohl aus thieriſchen als vegetabiliſchen Oelen ziehen. In mancher Hinſicht verſchieden von den beiden genannten Gattungen iſt das mineraliſche oder Erd- und Bergöl. Es iſt gemeiniglich braunroth oder ſchwarzbraun von Farbe; doch giebt es auch eine weiße, waſſerhelle, ingleichen eine gelbe Sorte. Das meiſte Bergöl quillt aus weißen, ſchwarzen und gelben Thonſchichten, beſonders in der Gegend von Derbent, Schamachin und Baku in Medien und Perſien. In Lothringen, im Modeneſiſchen und auf der Inſel Sumatra quillt ebenfalls einiges aus der Erde. Unter allen tropfbaren Flüſſigkeiten iſt das weiße Bergöl die leichteſte. Sein Geruch iſt durchdringend, angenehm gewürzhaft und ähnelt dem vom rectificirten Bernſteinöle. Es iſt in ätheriſchen Oelen und in Vitrioläther, nicht aber in fetten Oelen oder im Weingeiſte auflösbar, wenn man nicht Harz hinzuſetzt. Schon in einiger Entfernung an Flammenfeuer gehalten, entzündet es ſich vermittelſt ſeines Dunſtkreiſes und brennt mit ſtarkem Rauche in einer bläulichen Flamme. Es iſt ausnehmend dünn und verfliegt bald. Wenn man weißes gewöhnliches Papier damit tränkt, ſo ſieht man es in kurzer Zeit verſchwinden, ohne eine Spur von Flecken zurück zu laſſen. An der freien Luft verdickt es ſich, und nimmt eine bräunliche Farbe und einen widrigen Geruch an. Deſtillirt man es in Waſſer, ſo geht es unverändert über. Das braunrothe oder ſchwärzlichbraune Bergöl iſt weit häufiger. Es wird in mehrern Gegenden Deutſchlands, in der Schweiz, in Italien, Frankreich und anderwärts gefunden. Nur durch ſeine Farbe, durch den unangenehmen Geruch und durch die beträchtlichere Dicke, nicht aber im Weſentlichen weicht es von dem feinen weißen Bergöl ab. Es quillt nicht bloß aus Erdſchichten, ſondern auch aus Steinritzen hervor, und zwar öfter an ſolchen Stellen, wo man keine Spur von Steinkohlen erblickt, die doch ſonſt die Mutter des Bergöls zu ſeyn pflegen. — Was den Nutzen der verſchiedenen Oele betrifft, ſo iſt es kaum nöthig, davon etwas zu ſagen. Jeder weiß, daß ſie für den gemeinen häuslichen Gebrauch in Lampen, an Speiſen, ferner in vielen Künſten und Manufacturen, ſo wie in Apotheken auf mannichfache Art verwendet werden und von großer Wichtigkeit ſind.

Olearius (Adam), eigentlich Oelſchläger, wurde zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Aſchersleben im Halberſtädtiſchen geboren, wo ſein Vater ein Schneider war. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nicht viel bekannt. Er wurde zu Leipzig Magiſter und Aſſeſſor der philoſophiſchen Facultät, auch des kleinen Fürſtencollegiums Collegiat, wendete ſich aber darauf aus unbekannten Urſachen nach Holſtein, und wurde des damaligen Herzogs von Holſtein-Gottorp, Friedrichs III., Hofmathematicus und Bibliothekar. Im J. 1635 ſchickte ihn der Herzog mit einer an-

ſehnlichen Geſandtſchaft, bei der ſich auch der Dichter **Paul Flemming** (ſ. d.) befand, als fürſtlichen Rath und Secretär an ſeinen Schwager, den Czaar Michael Fedeorowitz, nach Moskau, und im J. 1635 mit derſelben Geſandtſchaft zum zweiten Male nach Rußland und von da an den König in Perſien Shah Sofi. Er kam 1639 glücklich nach Gottorp zurück, und gab von dieſer Reiſe eine in mehrerer Hinſicht merkwürdige und an wichtigen Notizen reichhaltige Beſchreibung heraus, die noch jetzt in Anſehn ſteht, ob es ihr gleich auch an Beweiſen der Leichtgläubigkeit nicht fehlt. Er hatte in Perſien die Landesſprache gründlich erlernt und mehrere Handſchriften von dort mitgebracht, unter andern die Werke des Dichters Saadi, deſſen Guliſtan oder Roſengarten er nebſt den Fabeln des arabiſchen Dichters Locman in deutſcher Ueberſetzung lieferte. Im J. 1651 wurde er unter dem Namen des **Vielbemühten** in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen. Außer den genannten Werken hat er theils noch verſchiedene andere Schriften herausgegeben, als Flemmings Epigrammata latina, Mandelsloh's Reiſebeſchreibung u. ſ. w.; theils ſelbſt noch mehrere verfaßt, als gottorpiſche Kunſtkammer; holſteiniſche Chronik von 1448 bis 1663; Siegs- und Triumphsfahne Guſtav Adolphs; Ballet von der Unbeſtändigkeit der weltlichen Dinge; Erfundener Weg zum Paradies. Hiſtorie der Cleopatra; Relation von dem gottorpiſchen Parnaſſe; Luſtige Hiſtorie, woher das Tabakrauchen komme u. ſ. w. — Olearius verdient auch in Beziehung auf die Sprache ehrenvoll erwähnt zu werden. Seine Schreibart iſt männlich und rein, und nirgend durch die zu ſeiner Zeit ſchon üblichen Pedantereien entſtellt.

Oligarchie, der Wortbedeutung nach: Herrſchaft der wenigen; im gewöhnlichen Sinne die Ausartung der Ariſtokratie, wenn die höchſte Gewalt aus den Händen des geſammten dazu berechtigten Corps in die einiger wenigen Familien, oder einzelner Individuen, übergeht (ſ. **Monarchie**); eine Veränderung, die freilich früher oder ſpäter nicht leicht zu vermeiden ſcheint, je mehr ſich im Laufe der Zeit nicht nur das Eigenthum in einzelnen Händen anhäuft, ſondern auch vielleicht die eine oder die andere Familie eine große moraliſche Ueberlegenheit durch ausgezeichnete Männer aus ihrer Mitte erhält. Dagegen aber iſt auch oft, vorzüglich in unſern Tagen, über Oligarchie geſchrien, wo dieſe noch keineswegs vorhanden war, ſo z. B. von den Franzoſen bei ihren Anfällen auf die Schweiz. Man wählte nur den gehäſſigen Namen, um die dort beſtehende, zum Theil ſehr wohlthätige Ariſtokratie gleichfalls gehäſſig zu machen. In jedem Falle aber ſcheint ſelbſt die Oligarchie der Volksherrſchaft ſowohl als der unumſchränkten Willkühr eines Einzigen bei weitem vorzuziehen zu ſeyn, und die Erfahrung zeigt, daß gewöhnlich die große Maſſe des Volks, unter der Herrſchaft einzelner mächtigen Familien, der größten perſönlichen Freiheit und des blühendſten Wohlſtandes genoß, nur daß ſie von der Regierung ſelbſt ausgeſchloſſen blieb. Die Gränzlinie übrigens, die Ariſtokratie von Oligarchie ſcheidet, läßt ſich im Allgemeinen nur ungefähr beſtimmen, und kann nur in jedem gegebenen Falle nach den Umſtänden beurtheilt werden. Cz.

Olivarez (Gaſparo de Guzman, Graf von), Herzog von Sanlucar, aus einem vornehmen ſpaniſchen Geſchlechte, war zu Rom geboren, wo ſein Vater als Geſandter bei Sixtus V. ſich befand. Das Haus, wo er zur Welt kam, war der alte Pallaſt des Nero, und ſeine Feinde nahmen in der Folge daher Gelegenheit, ſeine grauſame Unbeugſamkeit mit den Barbareien dieſes Kaiſers zu vergleichen. Der Vater des jungen Olivarez kam in den Verdacht, den Papſt durch einen Brief vergiftet zu haben; wenn er

dieſes Verbrechens ſich ſchuldig machte, ſo wurde er wenigſtens ſchlecht dafür belohnt, denn ſeine Vermögensumſtände waren ſo beſchränkt, daß er kaum ſeinen Sohn zu Sevilla und ſpäter auf der Univerſität Salamanca erhalten konnte. In dem Jünglinge entwickelte ſich früh ein hohes ehrgeiziges Streben, welches bei ſeinem Erſcheinen am Hofe noch mehr genährt wurde, da es ihm gelang, die Gunſt Philipps IV. als Vertrauter in ſeinen Liebesintriguen zu gewinnen. Aus dem Günſtlinge ſchwang er ſich an die Stelle des Herzogs von Uzeda zum Premierminiſter empor und übte binnen 22 Jahren eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus. Den Anfang ſeines Miniſteriums bezeichnete er durch nützliche Verordnungen. Um die Bevölkerung zu begünſtigen, befreite er alle Neuvermählte auf vier Jahre von allen Staatslaſten, diejenigen aber, die ſechs Söhne zeugen würden, von allen Abgaben auf Lebenszeit. Er erlaubte, auch ohne der Aeltern Einwilligung eine Ehe ſchließen zu dürfen; eine Erlaubniß, die nur durch die große Entvölkerung des Königreichs einigermaßen gerechtfertigt werden kann. Er verbot den Bewohnern der Provinzen bei ſchwerer Geldſtrafe, ohne wichtige Geſchäfte nach Madrid oder Sevilla zu gehn. Er verſprach fremden Handwerkern und Landleuten, die ſich in Spanien niederlaſſen würden, Befreiung von den Taxen. Aber ſtatt den blühenden Zuſtand des Reichs ſtets im Auge zu haben, war er nur bemüht, Geld aus demſelben zu ziehn, um den Krieg mit den benachbarten Mächten zu unterhalten. Seine unbeugſame Härte war Urſache, daß Catalonien ſich empörte, um ſeine Privilegien, die man ihm rauben wollte, aufrecht zu erhalten. Die Portugieſen, der Mißhandlungen müde, zerbrachen das ſpaniſche Joch und erkannten im J. 1640 den Herzog von Braganza für ihren König an. Olivarez hatte die Unverſchämtheit, dem Könige dieſes Ereigniß als etwas erfreuliches anzukündigen, indem er dadurch berechtigt werde, die ungeheuern Beſitzungen des Herzogs in Spanien einzuziehen. Der Krieg, welcher darauf erfolgte, wurde ſo unglücklich von Spanien, deſſen Heere von den Franzoſen, und deſſen Flotten von den Holländern geſchlagen wurden, geführt, daß der König ſich endlich 1643 genöthigt ſah, ſeinen Miniſter, welcher der Gegenſtand der allgemeinen Unzufriedenheit geworden war, zu entſetzen. Olivarez mußte in dem Augenblick vom Schauplatze abtreten, wo er, befreit von ſeinem furchtbaren Nebenbuhler Richelieu, die Angelegenheiten des Reichs wieder herzuſtellen vermocht hätte. Vielleicht wäre er zurückberufen worden, wenn er nicht zu ſeiner Vertheidigung eine Schrift abgefaßt hätte, die mehrere mächtige Perſonen beleidigte, ſo daß der König es gerathen fand, ihn noch mehr zu entfernen und auf Toro zu beſchränken, wo er im J. 1643 kinderlos ſtarb. Außer der Grauſamkeit und dem Geiz beſchuldigte man Olivarez noch mancher Verbrechen, die jedoch weniger erwieſen ſind. So ſollte er des Königs Oheim, den Erzherzog Leopold, der nach Spanien gekommen war, um ſeine Abſetzung zu bewirken, bei einem Feſte haben vergiften laſſen. Zugleich ſoll er höchſt abergläubiſch und ein Anhänger der Aſtrologie und Magie geweſen ſeyn. Er ſoll den Mahomet für den größten Politiker gehalten und ſich bei mehrern Gelegenheiten bemüht haben, demſelben nachzuahmen.

Olive, die Frucht des Oelbaums, welche äußerlich ein ſchwarzgrünes, bisweilen auch weißliches oder rothbraunes Fleiſch zeigt, in welchem der harte Stein oder die Nuß mit dem Samenkorn enthalten iſt. Roh hat die Frucht einen unangenehmen bittern Geſchmack und iſt ungenießbar. Die Hauptbenutzung der Oliven iſt zu dem vortrefflichen Baum- oder Oliveuöl. Die Früchte, welche dazu dienen ſollen, müſſen mit Sorgfalt geſammelt werden; ſie müſſen reif, aber nicht überreif ſeyn. Sie werden zuvörderſt

auf einer hiezu beſtimmten Mühle zerrieben und ſodann in die Preſſe gebracht. Das erſte Mal werden ſie nur gelinde gedrückt. Das dadurch erhaltene Oel iſt das koſtbarſte, weiß von Farbe, ungemein mild und ſüß von Geſchmack, und träufelt bloß aus dem Fleiſche. Man nennt es Jungfernöl. Etwas geringer iſt die Sorte, welche durch eine zweite, ein wenig ſtärkere Preſſung erhalten wird, wobei ſchon der Kern und ſeine Schale Oel fahren laſſen, welches nicht ſo gut iſt, wie das aus dem Fleiſche. Wenn endlich nach ſtarkem Preſſen kein Oel mehr fließt, ſo gießt man ſiedendes Waſſer auf den Brei, rührt ihn um und preßt von neuem. Hierdurch erhält man Waſſer mit Oel vermengt. Letzteres ſondert ſich bald von jenem und ſchwimmt obenauf, ſo daß es bequem abgenommen werden kann. Dieſe letztere Sorte iſt die geringſte, und wird theils zum Brennen, theils in Manufacturen gebraucht. Der Verbrauch des Baumöls iſt ſehr groß; es geht daher aus den ſüdlichen Ländern in großen Quantitäten jährlich nach dem nördlichen Europa in eichenen Fäſſern. Soll das Baumöl lange gut bleiben, ſo muß es in gläſerne, wohlverwahrte Flaſchen mit engen Hälſen gethan werden, welche man an einem kühlen Ort aufbewahrt. Es giebt auch noch andere Kunſtgriffe, die man zur Verhütung des Ranzigwerdens anwendet. Uebrigens gehen auch mit dem Baumöle mancherlei Betrügereien vor. Höchſt nachtheilig für die Geſundheit des Menſchen iſt die Nachahmung dieſes Oels durch Rüböl oder Leinöl, welches, um ihm die Süßigkeit und Weiße des Baumöls zu geben, in bleierne Gefäße gegoſſen wird. Bekanntlich löſen die fetten Oele eine nicht unbeträchtliche Menge von Bleitheilen auf, und werden dadurch vergiftet. Die ökonomiſche Benutzung des Baumöls iſt mannichfaltig. Es wird gebrannt und an Speiſen genoſſen. In der Arzneikunſt iſt es von Wichtigkeit. Vermöge ſeiner Fettigkeit hüllt es die ſcharfen Reize im menſchlichen Körper ein, macht die Faſern und Gefäße ſchlüpfrig und geſchmeidig, und allzuſtark geſpannte Theile ſchlaff. Baumöl beſitzt die ſchätzbare Eigenſchaft, die Wirkung ſcharfer, ätzender Gifte im Körper unwirkſam zu machen; es giebt ferner den angefreſſenen Gedärmen einen ſchützenden Ueberzug, lindert den Huſten, welcher von ſcharfen Reizen oder vom Krampfe entſteht, lindert Steinſchmerzen und viele andere Uebel. Auch äußerlich leiſtet es in vielen Fällen treffliche Dienſte, namentlich gegen den Biß giftiger Schlangen. — Auch eingemacht werden die Oliven weit verſchickt und verbraucht.

Oelmahlerei iſt die Kunſt mit Oelfarben, d. h. mit Farben, die mit Oel vermiſcht und dadurch zum Auftragen mit dem Pinſel tüchtig gemacht werden, zu mahlen. In den ältern Zeiten kannte man nur den Gebrauch der Waſſerfarben. Für die erſten Erfinder der Oelmahlerei hat man die Gebrüder van Eyk (ſ. d.), Hubert und beſonders Johann gehalten, aber mehrere noch vorhandene Gemählde von unläugbar höherm Alter beweiſen, daß die Oelmahlerei vor Johann van Eyk bekannt war, nur mahlte man vor ſeiner Zeit ohne Geſchicklichkeit, und die Oelmahlerei gerieth auch wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten wieder in Verfall. Aber Johann van Eyk erfand die Kunſt aufs neue oder ſtellte ſie wieder her, überwand alle damit verbundenen Schwierigkeiten und brachte ſie wieder in Flor. Dies kann man daraus beweiſen, weil die Oelmahlerei auf hundert Jahre vor Johann van Eyk unterbrochen wurde und man im 14ten und 15ten Jahrhunderte bis auf ihn allgemein mit Waſſerfarben mahlte; wie denn auch die Waſſerfarben wenigſtens bis 1469 noch häufig im Gebrauch blieben. Johann van Eyk war ein Freund der Chemie, welches ihm Gelegenheit gab, die Manier mit Oel zu mahlen, wieder zu entdecken. Er erfand nämlich einen Firniß, womit er ſeine Gemählde von

Waſſerfarben überzog und denſelben mehr Glanz und Stärke gab; aber dieſer Firniß trocknete ſchwer, und als er einſt eins ſeiner Gemählde in die Sonne ſetzte, zerſprang es. Dies bewog ihn, ſtatt des vorigen Firniſſes einen andern aus Nuß- und Leinöl zu kochen, der beſſer ausfiel als der erſte. Hierbei bemerkte er, daß ſich die Farben viel leichter mit Oel als mit Leimwaſſer und Eiweiß vermiſchen ließen, und beſchloß, dieſer Methode zu folgen. Er fing damit zwiſchen 1402 und 1410 an, und unterrichtete auch zwei ſeiner Landsleute darin, nämlich Roger von Brügge und Roger van der Weyden. Nachfolgende Mahler vervollkommneten die Kunſt immer mehr. Die Oelfarben haben vor den Waſſerfarben große Vortheile, ſowohl zur Bearbeitung des Gemähldes als zu ſeiner Wirkung. Wenn die Oelfarbe einmal angetrocknet iſt, ſo löſt ſie ſich nicht leicht wieder auf; daher kann eine Stelle, ſo oft der Mahler will, übermahlt werden. Durch öfteres Uebermahlen aber kann die beſte Harmonie und die höchſte Wirkung der Farbe leichter erhalten werden, als wenn man die Farben einmal muß ſtehen laſſen, wie ſie zuerſt aufgetragen worden ſind. Auch können Oelfarben über einander geſetzt werden, ſo daß die untere durchſcheint; ein wichtiger Vortheil, den die Waſſerfarben nicht haben. Endlich, da die Oelfarbe zähe iſt, und nahe an einander gelegte Dinten nicht in einander fließen, ſo kann der Mahler ſowohl eine beſſere Miſchung als eine bequemere Nebeneinanderſetzung der Farben in Oelfarben erreichen, als in Waſſerfarben. Da ſich im Trocknen die Farbe nicht ändert, wie die Waſſerfarben, ſo hat der Mahler den Vortheil, ſeine Farbe ſchon während der Arbeit ſicherer beurtheilen zu können. — Die Wirkung der Gemählde in Oelfarben hat eigene Vorzüge vor allen andern Arten. Die Farben ſind zwar etwas dunkler, aber auch glänzender als die Waſſerfarben. Man erreicht in Oelfarben den Schmelz, womit die Natur viele Gegenſtände beſtreut; das ſanfte duftige Weſen, wodurch ſie ihren Landſchaften den größten Reiz giebt, das Durchſichtige der Schatten und das Ineinanderfließende der Farben. Hingegen hat die Oelfarbe auch das Nachtheilige des Schimmers vom auffallenden Lichte, daher man es nicht von allen Standpunkten gleich gut ſehen kann, ferner den Nachtheil, daß jedes Oel mit der Zeit gelb wird, und dadurch alle helle Dinten anſteckt, ferner daß der Staub feſter darauf haftet, wiewohl man dieſem zuvorkommen kann, wenn man das Gemählde mit Eiweiß überzieht. Uebrigens muß man zum Oelmahlen ſolche Oele nehmen, welche trocknen, als Nußöl, Mohnöl. Einigen Farben muß außerdem noch Firniß beigemiſcht werden.

Olmütz, die ehemalige Hauptſtadt des Markgrafthums Mähren in dem nach ihr benannten Kreiſe, iſt ganz von dem Fluſſe March umgeben, wohl gebaut und ſtark befeſtigt. Sie hat 900 Häuſer und 11,000 Einwohner ohne die Beſatzung, ein ſchönes Rathhaus, ein Lyceum, eine Ritterakademie, viele Kirchen und Klöſter, von welchen aber einige aufgehoben worden ſind, und in der Vorſtadt die weitläufigen erzbiſchöflichen Gebäude. Die Stadt hat mehrere Tuchfabriken und einen bedeutenden Handel mit polniſchen Ochſen. Der Erzbiſchof bezieht ſeine beträchtlichen Einkünfte aus zwei Herrſchaften und ſechs Kammergütern, welche zuſammen zehn Städte, fünf Märkte und 112 Dörfer begreifen; ferner aus vielen, der Kirche von Zeit zu Zeit heimfallenden Lehen. Im J. 1777 wurde das Bisthum zu einem Erzbisthum erhoben, 1778 aber die Univerſität nebſt dem Prieſterhauſe von hier nach Brünn verlegt. Im J. 1758 ward dieſe Stadt von den Preußen belagert, aber von der Beſatzung unter dem General von Marſchall und von der Bürgerſchaft tapfer vertheidigt, bis der Feldmarſchall Daun ſie entſetzte. Maria Thereſia belohnte die Treue der Bür-

ger dadurch, daß ſie das Stadtwappen mit einem Lorbeerkranz und ihrem Namenszuge vermehrte, die meiſten Rathsherren unentgeldlich in den Adelſtand erhob, andere mit goldenen Schaumünzen und Ketten beſchenkte, den erlittenen Schaden bezahlen ließ, und jährlich am 2ten Juli, als dem Befreiungstage, ein feierliches Vogelſchießen zu halten befahl, wozu ſie jährlich 800 Gulden aus ihrer Schatulle ausſetzte.

Oels, ein Fürſtenthum in Nieder-Schleſien, welches gegen Oſten an das Briegiſche, gegen Weſten an das Wolauiſche, gegen Süden an das Breslauiſche und gegen Norden an die Standesherrſchaften Trachenberg und Militſch gränzt. Es hat 31 Quadratmeilen und 80,000 Einwohner. Die Hauptſtadt Oels, an dem Fluß Oels, zählt 3500 Einwohner, worunter viel Tuchmacher, und hat ein wohleingerichtetes Gymnaſium und Seminarium. Das Herzogthum Oels fiel nach dem Tode des letzten Herzogs Carl Friedrich zu Münſterberg und Oels, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, an deſſen Schwiegerſohn Herzog Julius Friedrich von Wirtemberg, den Stifter der Linie Wirtemberg-Oels. Aber auch dieſe Linie erloſch 1792 in Herzog Carl Chriſtian Erdmann. Durch deſſen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (welche 1789 ſtarb), fiel das Fürſtenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich Auguſt von Braunſchweig, und nach deſſen Tode 1805 an den vorigen regierenden Herzog Wilhelm Friedrich von Braunſchweig, welchem die Erbfolge bereits 1785 zugeſichert worden.

Oelung (letzte) iſt eines von den ſieben Sacramenten der katholiſchen Kirche, welches an tödtlichen Kranken durch Salben des Kopfs, der Hände und Füße mit geweihtem Oele (ſ. d. Art. Chriſam) unter prieſterlichem Gebet verrichtet wird. Da die letzte Oelung nach der Meinung der Katholiken ſacramentaliſche Kraft hat, d. h. die Reinigung des Sterbenden von der Sünde und die Mittheilung der ſündenvergebenden göttlichen Gnade bewirkt, ſo kann ſie nur durch Biſchöfe oder Prieſter, und weil ſie die eigne Andacht des Genießenden erfordert, nur an ſolchen Kranken geſchehen, denen der Genuß des heiligen Abendmahls verſtattet iſt. Kleine Kinder und Excommunicirte ſind daher dieſes Sacraments nicht fähig. Die katholiſche Kirche gründet ihre Meinung von der letzten Oelung auf den Gebrauch der Apoſtel, Kranke unter Gebet mit Oel zu ſalben, Jac. 5, V. 14, 15, um ſie dadurch zu tröſten und die Heilung ihrer Seelen zu befördern. Als ein Sacrament wurde ſie erſt ſeit dem 12ten Jahrhunderte betrachtet, die Proteſtanten haben ihr aber darum die ſacramentaliſche Bedeutung und Kraft abgeſprochen, weil nichts von einer förmlichen Einſetzung dieſes Gebrauchs durch Chriſtum ſelbſt bekannt iſt, dagegen wird ſie in der griechiſchen Kirche nicht nur bei Sterbenden, ſondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zu Wiederherſtellung der Geſundheit und zur Vergebung der Sünden dienliches Sacrament angewendet. E.

Olymp. Mehrere Berge führten im Alterthum dieſen Namen; der berühmteſte darunter war der in Theſſalien gelegene, jetzt Lacha genannt, den die älteſten Griechen für den höchſten Berg und den Mittelpunkt der ganzen Erdſcheibe hielten; und der eben darum in ihrer Mythologie eine ſehr wichtige Rolle ſpielt. Der Olymp wurde zum Himmels- oder Götterberg; auf ſeinen heitern Höhen wohnten die Götter Homers in verſchiedenen Palläſten. Ueber dem Haupte deſſelben glaubte man eine Oeffnung in dem metallenen Gewölbe des Himmels, welches am Rande der Erdſcheibe auf Bergſäulen ruhte. Als in der Folge der Begriff des Weltalls und der Gottheit ſich erweiterte, verſetzte man die ewigen Mächte auf die äußerſte, um die Planetenkreiſe ſich drehende Himmelsſphäre, und dieſer neue

Götterſitz über der Himmelsveſte erhielt ebenfalls den Namen Olympus. Außer der Oeffnung des Gipfels hatte dieſes auf den Rand des Erdkreiſes geneigte Himmelsgewölbe noch zwei Pforten: eine im Oſten, die andere im Weſten, durch welche der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean in den Himmel aufſtiegen und dahin wieder zurückkehrten. — Die Götter ſelbſt hießen von dieſem ihren irdiſchen oder himmliſchen Wohnſitz **Olympier**, und als ſolche bildeten ſie einen eignen Götterſtaat, an deſſen Spitze Zeus ſtand. Die großen Götter, die ſogenannten Zwölfe, machten den Rath der Alten im Olymp, alle übrigen Gottheiten bildeten die große Verſammlung. Nicht in Einem Pallaſte beiſammen, ſondern in mehreren zerſtreut, auf den verſchiedenen Höhen des vielgipflichen Olympus wohnten die mächtigen Götter. Auf der höchſten Spitze deſſelben ſtand der Pallaſt des Zeus, wo alle Verſammlungen und Gelage in einem großen Saale gehalten wurden. Von dort überſah er den Erdkreis, umzog das Himmelsgewölbe mit Gewölk und ſchleuderte ſeinen Blitzſtrahl.

Olympiade, eine berühmte Zeitära bei den Griechen, der die Feier der olympiſchen Spiele zum Grunde lag. Dieſe Spiele waren eine Nationalfeierlichkeit des ganzen Griechenlands; ein Band, das die verſchiedenen Völkerſtämme deſſelben aufs genauſte vereinigte. Die erſte Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, ſetzt Petavius 777, Uſſer 772, Calviſius 774 vor Chr. Geb.; Gatterer und die meiſten Neuern nehmen dafür das Jahr 776 an. Der Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unſerer Zeitrechnung in ſich, oder eine griechiſche Tetracteris von 48 Monden und zwei Schaltmonaten. Anfänglich nannte man die Olympiade mit dem Namen der Sieger; weil indeſſen bei dieſer Methode, ſie zu bezeichnen, manche Irrthümer vorgehen konnten, insbeſondere wenn man nicht gleich Gelegenheit hatte, die Verzeichniſſe der Sieger zu Olympia nachzuſehen: ſo machte man in der Folge die Olympiaden dadurch für jeden Staat merklicher und beſtimmter, daß man z. B. zu Athen dem Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des regierenden Archonten, zu Lacedämon den Namen des Epheren, zu Argos den Namen der Prieſterin der Juno, zu Delphi den Namen der Pythia u. ſ. w. beifügte. Die alſo eingerichteten und unter obrigkeitlicher Aufſicht gemachten Verzeichniſſe wurden in dem Archiv jedes Staates aufbewahrt, wo ſie jeder nachſehen konnte. Später nahmen Privatperſonen Abſchriften. Leider iſt keine derſelben auf uns gekommen.

Olympias, die Gemahlin des macedoniſchen Königs Philipp und die Mutter Alexanders des Großen, war eine Tochter des epiriſchen Fürſten Neoptolemus. Sie verband mit vielem Verſtande einen herrſchſüchtigen, rachgierigen, verſchlagenen Charakter. Liebesintriguen beider Ehegatten ſtörten ihre Einigkeit und führten endlich zu förmlicher Scheidung. Dieſe Beſchimpfung entflammte ihr ſtolzes Herz zur Rache. Wahrſcheinlich war ſie nicht nur Mitwiſſerin, ſondern Hauptanſtifterin der Ermordung Philipps. Gewiß iſt es, daß Cleopatra, Philipps nachherige Gemahlin, von ihr zum Selbſtmorde gezwungen und ihre ganze Familie mit dem ſchrecklichſten Haſſe verfolgt wurde. Ihr Sohn Alexander bewies ihr zwar alle kindliche Ehrfurcht, ließ ſie aber nie an der Regierung Antheil nehmen. Nach Alexanders Tode ſuchte ſie unter dem Streite der Kronprätendenten vergebens ihre Herrſchaft auszubreiten. Zwar hatte ſie nach Antipaters Tode (319 vor Chr.) den Nachfolger Polyſperchon auf ihrer Seite, der ſie auch aus Epirus, wohin ſie geflüchtet war, nach Macedonien zurückrief; allein ihre Anmaßung, indem ſie den blödſinnigen Aridäus, Alexanders Bruder und Nachfolger, nebſt ſeiner Gemahlin Eurydice,

umbringen ließ, zog ihr bald die verdiente Strafe zu: denn Caſſander, Polyſperchons Gegner, überwand ſie, nahm ſie gefangen, und überredete die Verwandten jener Ermordeten, ſie peinlich anzuklagen. Dies geſchah; ſie wurde abweſend zum Tode verurtheilt. Auf die Nachricht davon verlangte ſie ſich zu vertheidigen. Dies zu verhindern, wurden Meuchelmörder gedungen, welche ſie (317 vor Chr. Geb.) umbrachten.

Olympiſche Spiele, die feierlichſten, größten und berühmteſten unter den vier heiligen Spielen des ganzen Griechenlands. Sie hatten ihren Namen von der Stadt Olympia in Elis, wo ſie gefeiert wurden, oder auch vom Jupiter Olympius, der hier den berühmten Tempel hatte. Ueber ihren Urſprung ſind die Sagen verſchieden. Nach Einigen ſoll Jupiter ſelbſt nach ſeinem Siege über die Titanen dieſe Spiele geſtiftet und bei ihrer erſten Feier Mars den Preis im Fauſtkampf und Apollo über den Merkur den Sieg im Wettkampfe davon getragen haben. Nach Andern ſoll Piſus, von dem die Stadt Piſa den Namen erhielt, ihr Stifter geweſen ſeyn. Noch Andere machen einen von den Dactylen, Namens Hercules, zum Stifter, als er mit ſeinen vier Brüdern Päoneus, Ida, Jaſius und Epimedes von Creta ſich nach Elis begab. Dieſe vier jüngern Brüder ſtritten mit einander im Wettrennen um den Vorzug, und Hercules krönte den Sieger mit einem Olivenkranze, der nicht von gemeinen Olivenzweigen, ſondern von einem aus dem Lande der Hyperboräer in den heiligen Hain bei Piſa verpflanzten vorzüglich ſchönen Olivenbaume gemacht war. Auch in der Folge wurden immer nur von dieſem Baume die Kränze für die Sieger genommen. Gewiß iſt es, daß ſchon in den älteſten Zeiten Griechenlands in der Gegend von Piſa Wettſpiele gehalten wurden, deren Zweck anfangs wahrſcheinlich religiöſer Art war. Sie wurden mehrere Male unterbrochen und wieder erneuert. Aber erſt ſeit der letzten Wiederherſtellung durch Iphitus, einen Fürſten von Elis, der zu Lycurgs Zeiten lebte (nach Andern durch Chorôbus), wurden ſie ununterbrochen und regelmäßig gefeiert. Sie wird in das J. 776 vor Chriſti Geb. geſetzt und von ihr die Olympiaden an gerechnet. Anfangs hatten die Einwohner von Piſa die Aufſicht und Beſorgung über die Spiele. Nachdem aber dieſer Ort durch die Elier zerſtört worden war, übernahmen dieſe die Beſorgung derſelben und behielten ſie mit einigen Unterbrechungen. Sie waren auch die Kampfrichter, deren Anzahl nicht immer unverändert blieb. Ein feierlicher Eid verpflichtete ſie zur ſtrengſten Unparteilichkeit. Zur Erhaltung der Ordnung wurden noch eigne Beamte ernannt. — Unendlich war die Menge der Zuſchauer, welche zur Feier der Spiele aus allen Gegenden nach Olympia ſtrömten. Außer den Prieſterinnen der Ceres durften ihnen jedoch nur Männer beiwohnen. Die Uebertreterinnen des Geſetzes wurden von einem Felſen herabgeſtürzt. Der Anfang der Spiele war allemal den 11ten des Monats Hekatombäon, der ungefähr mit unſerm Julius übereinkommt, und ihre Dauer auf fünf Tage beſtimmt. Die Kämpfer mußten ſich zehn Monate vorher in dem Gymnaſium zu Elis vorbereitet haben; beſonders wurden in den letzten 30 Tagen vorher die Kampfübungen eben ſo vollſtändig angeſtellt, wie ſie bei den Spielen ſelbſt vorkamen. Das Feſt begann Abends mit großen und feierlichen Opfern, die Spiele aber mit dem Anbruch des folgenden Tages. Dieſe beſtanden in Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, in Springen, Diſcus werfen, Ringen, Fauſtkampf; muſikaliſche und dichteriſche Wettſtreite machten den Beſchluß. Die Ehre des Siegs in den olympiſchen Spielen war außerordentlich; ſie ging von dem Sieger ſelbſt auf ſein Vaterland über, das ſtolz darauf war, ihn hervorgebracht zu haben.

Omar I., der Nachfolger Abubekr's und der zweite Kalif der Moslemin nach Mahomet, ſeinem Schwiegervater, trat die Regierung 634 nach Chr. Geb. an. Als einer der reißendſten Eroberer, die je die Welt verwüſtet haben, brach er zuerſt gegen Damaſcus, die Hauptſtadt von Syrien, auf, und verjagte die Griechen aus dieſer Provinz und aus Phönicien. Dann kehrte er ſeine Waffen gegen Jeruſalem, das er 637 nach einer harten Belagerung einnahm. Omar hielt ſeinen Einzug in dieſe Stadt auf einem mit zwei Säcken beladenen Kameele, in deren einem Baumfrüchte, in dem andern Getraide war, und die ſeinen ganzen Mundvorrath enthielten. Eine hölzerne Schüſſel war ſein einziges Geſchirr, und die Erde ſein Seſſel. Da die Capitulation von Jeruſalem vielen andern, welche die Moslemin ſeitdem ſchloſſen, zum Muſter diente, ſo führen wir hier die Hauptſache davon an: „Die Einwohner behalten ihr Leben, ihr Eigenthum, ihre Kirchen; aber ſie ſollen keine neuen Kirchen bauen, noch auf die vorhandenen Kreuze ſetzen dürfen. Sie ſollen nicht mit den Glocken läuten, ſondern ſich begnügen zu klingeln. Wenn ein Muſelmann durch die Stadt reiſ't, ſollen ſie ihn drei Tage frei halten. Sie ſollen niemand vom Mahommedanismus abwendig machen, und ihre Anverwandten nicht verhindern, ihn anzunehmen. Sie dürfen nicht die Sprache, Kleidung, noch die Namen der Mahommedaner annehmen. Sie ſollen keine Waffen tragen, keinen Wein verkaufen, dem Kalifen treu ſeyn, und die Abgaben regelmäßig bezahlen.“— Andere Siege ſicherten den Triumph Omars. Seine Statthalter drangen in Perſien vor, ſchlugen das Heer des Jezdejerd, und eroberten die Hauptſtadt und das Reich. Amru, einer ſeiner Statthalter, ſchlug die Truppen des Kaiſers Heraclius; Memphis und Alexandria ergaben ſich; ganz Aegypten und ein Theil von Libyen wurden den Römern entriſſen. Damals wurde nach dem allgemeinen Glauben, der jedoch neuerlich widerlegt worden iſt, auf Omars Befehl die große Bibliothek zu Alexandria verbrannt. Eine wichtige Unternehmung war die Wiederherſtellung des alten Canals, der den Nil mit dem rothen Meere verband, welche der Statthalter von Aegypten bewerkſtelligte. Nichts widerſtand den Waffen der Moslemin; ſie ſetzten ihre Eroberungen bis weit in Afrika fort. Aber Omar genoß ſeines Ruhms nicht lange; er wurde im J. Chriſti 644, in einem Alter von 63 Jahren, von einem perſiſchen Sklaven, Namens Firuz, ermordet. Dieſer Sklave beklagte ſich einſt bei Omar, daß ſein Herr täglich zwei Silberdrachmen von ihm verlange, da er die meiſte Zeit mit ſeiner Arbeit nicht mehr verdienen könne. Omar fragte ihn, was für ein Gewerbe er treibe, und entſchied, als jener ihm antwortete, er ſey ein Baumeiſter, Zimmermann und Bildhauer, daß die Summe nicht unmäßig ſey, daß vielmehr ſein Herr drei Drachmen täglich fodern könne, da er drei Gewerbe habe. Er ſetzte hinzu, daß er ihn zur Erbauung von Windmühlen gebrauchen wolle, worauf das Korn für die öffentlichen Speicher gemahlen werden ſollte. Erbittert antwortete Firuz: „Ich will Euch eine Windmühle bauen, davon man ſprechen ſoll, ſo lange das Rad der himmliſchen Mühle ſich dreht.“ Omar, der dieſe Worte hörte, ſagte ſcherzend zu ſeinen Hofleuten: „Ich glaube, der Menſch droht mir,“ achtete aber nicht darauf. Jener aber lauerte ihm auf, und verſetzte ihm einige Tage darauf einen Meſſerſtich in den Leib, woran er nach drei Tagen ſtarb. Die Großen baten ihn, ſeinen Nachfolger zu beſtimmen, er aber antwortete: „Wenn Salem noch lebte, ſo würde ich ihn allen Andern vorziehn.“ Den Vorſchlag, ſeinen Sohn zur Kalifenwürde zu ernennen, lehnte er mit Lebhaftigkeit ab: „Es iſt genung,“ ſagte er, „daß in meiner Familie ſich Einer gefunden hat, der dieſe

Laſt hat übernehmen mögen." So wurde durch ihn das Kalifat ein Wahlreich. Der Islam hat nie einen tugendhaftern und eifrigern Apoſtel gehabt, als Omar; er beobachtete ſtreng alle Vorſchriften des Koran. Cairo wurde von ihm erbaut und unter ihm 36,000 Städte oder Schlöſſer erobert, 4000 Tempel und Kirchen zerſtört und 1400 Moſcheen erbaut.

Omina, Vorbedeutungszeichen, waren gewiſſe zufällig ſich ereignende Umſtände, welche man als Vorzeichen eines Glücks oder Unglücks anſah. Sie waren entweder 1. gewiſſe am Körper befindliche oder im Gemüthe ſich ereignende Erſcheinungen; oder 2. ſie kamen von äußern Dingen her; oder 3. ſie beſtanden in gewiſſen bedeutenden Worten. — Zur erſten Claſſe gehörten die Mahle am Körper, plötzliche Unruhe und Beſtürzung, überhaupt alle unerwarteten Erſchütterungen des Körpers und der Seele, Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend eines Muskels, das Nieſen u. ſ. w. Alle dieſe Dinge waren von übler Vorbedeutung. — Zu den äußern Erſcheinungen gehörten folgende. Ein ungewöhnlich heller Schein, der ſich in einem Hauſe oder ſonſt an einem Orte zeigte, war ein glückliches Zeichen; denn man glaubte, daß irgend eine himmliſche Gottheit gegenwärtig ſey. Dagegen war es ein nachtheiliges Omen, wenn den Bildſäulen der Götter etwas ungewöhnliches widerfuhr. — Die ominöſen Worte waren glücklich oder unglücklich nach ihrer Bedeutung und zufälligen Beziehung. Wirkſam war ein ſolches Omen nur dann, wann es dem Hörenden auffiel und Eindruck auf ihn machte; achtete er nicht darauf, ſo war es ohne Wirkung. — Um die üble Vorbedeutung eines Omens abzuwenden, hatte man verſchiedene Mittel. Man warf z. B. einen Stein auf die etwas Uebles bedeutende Sache oder tödtete das ominöſe Thier, damit die Unglücksbedeutung ſelbſt darauf zurückfallen und ſo vernichtet werden möchte. Unglück bedeutende Worte gab man dem, der ſie ſprach, mit dem Ausdruck: „auf dein eignes Haupt!" zurück. Man hatte auch einen beſondern Zauberapparat, um üble Vorbedeutungen abzuwenden. Man nahm dornichtes und ſonſt unfruchtbares Holz, verbrannte es zu Aſche und warf dieſe in das fließende Waſſer oder ins Meer, wenn ein böſes Omen ſich ereignete. Ueberhaupt aber pflegte man, wenn unglückliche Omina ſich ereigneten, das angefangene Geſchäft liegen zu laſſen und es ein ander Mal wieder vorzunehmen.

Omnium. Man bezeichnet in England mit dieſem Ausdruck das Ganze der Gegenſtände, welche die Unterzeichner einer Anleihe von der Regierung dagegen erhalten. Sollen die Unterzeichner z. B. vermöge ihrer Uebereinkunft mit der Regierung für jedes Hundert Pfund, das ſie vorſchießen, eine gewiſſe Summe in den Fonds zu 3 pro Cent, eine andere Summe zu 4 pro Cent und einen gewiſſen Theil in langen Annuitäten erhalten, ſo bilden dieſe drei Gegenſtände zuſammen das Omnium; jeder einzelne dagegen wird Scrip genannt. Da das Omnium einer Anleihe nach Maßgabe der Umſtände ſteigt und fällt, die zwiſchen dem Tage der Anleihe und dem Tage ihrer Wiederbezahlung eintreten, ſo iſt es der Gegenſtand großer Speculationen.

Omphale, die Tochter des lydiſchen Königs Jardanes und Gemahlin des Tmolus, nach deſſen Tode ſie ſelbſt die Regierung führte. Als Hercules wegen des am Eurytus verübten Mordes ſich als Sklave mußte verkaufen laſſen, überbrachte Merkur ihn derſelben. In ihrem Dienſte verrichtete er mehrere tapfere Thaten. Omphale belohnte ihn dafür durch ihre Umarmung und gebar von ihm einen Sohn. Hercules ſelbſt liebte die Omphale mit ſolcher Leidenſchaft, daß er ihr zu Gefallen in weiblicher Kleidung einherging, die Finger mit goldnen Ringen beſteckte, die Haare

in künſtliche Locken legen ließ, hohe goldgeſtickte Schuhe trug, und unter ihren Sklavinnen ſich an den Rocken ſetzte und ſpann. Uebrigens herrſchte Omphale ſehr deſpotiſch über die Lydier, und war eben ſo zügellos und ausſchweifend als grauſam.

Omrah heißt in Oſtindien, beſonders im ehemaligen mongoliſchen Reiche, ein vornehmer Kriegsofficier oder Befehlshaber. Den Omrahs iſt ein **Mirza** (Emir Sadeh) oder Oberfeldherr vorgeſetzt.

Ontologie, Weſenlehre, nennt man denjenigen Theil der Metaphyſik, welcher die Eigenſchaften, ohne die ein Ding kein Ding ſeyn würde, vollſtändig angiebt und erweiſ't. Was nur immer aus dem Begriffe des Dinges erfolgt, das wird hier angegeben, und was den nothwendigen Prädikaten deſſelben nicht widerſpricht, das wird ihm als nothwendige Eigenſchaft beigelegt. Es iſt aber von dem Dinge (dem Weſen, dem Etwas) nur als von etwas Denkbarem die Rede, und es bleibt unentſchieden, ob ihm ein wirklicher Gegenſtand außer dem Denken entſpreche; die Ontologie iſt alſo keine Erkenntniß realer Objecte. Man handelt in ihr 1. von Dingen überhaupt, ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit; 2. von Subſtanz und Accidens, Urſache, Wirkung und Wechſelwirkung; 3. von Quantität und Qualität, Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge; 4. vom Raum und der Zeit, und 5. von dem Einfachen und Zuſammengeſetzten. — Seit der Umwandlung, welche die Philoſophie durch Kant erhielt, iſt eigentlich die ganze Ontologie, wie ſie von den früheren dogmatiſchen Schulen aufgeſtellt wurde, zerfallen, und an deren Stelle eine Analytik unſerer Begriffe und ganzen Vorſtellungsvermögens getreten. Dieſe Analytik unſerer Begriffe wird von Kant Transſcendentalphiloſophie genannt. Wie es möglich war, daß durch ſie die Ontologie verdrängt werden konnte, muß der von ihr eigens handelnde Artikel zeigen. dd.

Onuphis, einer von den drei heiligen Stieren, welche die Aegypter göttlich verehrten. Dies geſchah in Hermunthis in einem prächtigen Tempel.

Onyx, eine Chalcedonart von rauhbrauner oder ſchwarzbrauner Farbe, oft auch mit ſcharf abwechſelnden Schichten von milchblauem gemeinen Chalcedon, welche theils rund umher, theils über einander laufen. Die Alten pflegten die ſchönſten Steine dieſer Art zu Cameen zu verwenden. Der Onyx wird in mehrern europäiſchen Ländern, unter andern im ſächſiſchen Erzgebirge, im Königreiche Böhmen, im Oeſterreichiſchen, in Italien und auch in der Levante gefunden.

Ooſt (Jacob van), ein berühmter Mahler aus Brügge, wo er im J. 1600 geboren war und 1671 ſtarb. Der Mahlerkunſt gewidmet, vernachläſſigte er für ſie alle andere Beſchäftigungen. Wer ſein Lehrer war, iſt unbekannt. Er begab ſich nach einem wohlgelegten Grunde nach Rom, wo er nach Hannibal Caraccio mit ſo gutem Erfolg ſtudirte, daß ſeine Compoſitionen allgemein von den Künſtlern bewundert wurden. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er den beſten niederländiſchen Meiſtern beigezählt. In ſeiner Jugend copirte er mit ſolcher Geſchicklichkeit nach Rubens und Vandyk, daß ſeine Gemählde noch jetzt die Kenner täuſchen. Hieraus lernte er die Grundſätze ſeiner ſchönen, wohl in einander geſchmelzten Färbung und zierlichen Führung des Pinſels. Er mahlte nur große Geſchichten; ſeine Compoſitionen ſind ungekünſtelt und wohlüberlegt; er brachte in dieſelben nicht mehr Figuren, als nöthig waren, um ſeine Gemählde zu beleben; jede hat ihre erfoderliche Verrichtung. Ihre Auszierungen ſind ſinnreich, von edler Einfalt und die Gewänder ſchön. Seine Hintergründe zierte er mit Architektur, die er, ſo wie die Perſpective, ſehr gut ver-

ſtand. Seine Zeichnung iſt in gutem Geſchmack, das Colorit ſeines Nackten friſch und natürlich; ſeinen Gewändern dagegen kommt nicht ein gleiches Lob zu. Er ward 71 Jahr alt. — Sein Sohn gleiches Namens ſtudirte zu Paris und Rom, lebte lange zu Lille, und begab ſich endlich wieder nach Brügge, wo er 1713 ſtarb. Von ſeinen großen hiſtoriſchen Gemählden ſieht man mehrere in den Kirchen und Palläſten von Lille. Seine Zeichnung ſowohl als ſein Colorit ſind alles Beifalls würdig. Seine Manier iſt paſtoſer und die Touche freier als ſeines Vaters. Er drappirte im größten Styl. Seine Compoſitionen waren nicht überreich, aber ſehr verſtändig geordnet.

Opal. Dieſer Stein, von dem es mehrere Arten giebt, gehört zu dem Kieſelgeſchlechte. Mehr oder weniger Durchſichtigkeit iſt eine allgemeine Eigenſchaft aller. Der Bruch iſt muſchelig, der äußere Glanz fettartig, bald matter bald hervorſtechender, der Conſiſtenz nach ſind ſie halb hart, die Farbe iſt verſchieden. Man rechnet den Opal zu den Edelſteinen geringerer Art und unterſcheidet zwei Hauptarten: den eigentlichen Opal und den Wachsopal. Vom erſtern giebt es wieder mehrere Sorten, wovon der edle Opal, der bei durchfallendem Lichte meiſt gelb, beim auffallenden aber milchblau iſt; ferner der gemeine Opal und das Weltauge oder Hydrophan die merkwürdigſten ſind. Das ſogenannte Weltauge ſcheint ein gemeiner verwitterter Opal zu ſeyn. Es beſitzt die ſonderbare Eigenſchaft, Waſſer einzuſaugen, wobei es ſeine Durchſichtigkeit verliert. Die Farbe deſſelben iſt meiſtentheils rahmgelb, bisweilen auch regenbogenartig. Vom Wachsopal giebt es vornehmlich zwei merkwürdige Sorten, wovon die eine der Holzopal, die andere der Telkobanjerſtein heißt. Erſterer iſt nichts anders als ein verſteintes Nadelholz von gelblicher und bräunlicher Farbe, woran man zum Theil noch den faſerigen Längenbruch und zuweilen ſchalige Ablöſungen der Jahresringe bemerkt. Der Telkobanjerſtein, welcher eine wachsgelbe, aber auch braunrothe oder olivengrüne Farbe hat, führt ſeinen Namen von einem Orte in Ober-Ungarn, wo er meiſtens gefunden wird. In Ober-Ungarn finden ſich auch noch andere Opale; außerdem ſind ſie im Erzgebirge, in Böhmen, Schleſien u. ſ. w. nicht ſelten. Die orientaliſchen übertreffen alle an Härte und Schönheit; unter den europäiſchen ſind gewöhnlich die ungariſchen die beſten.

Oper. Ehe wir zu der Geſchichte der Oper übergehn, halten wir es für unſre Pflicht, in philoſophiſcher Hinſicht über die künſtleriſche Entſtehung derſelben eine allgemeine kurze Unterſuchung vorauszuſchicken. Die poetiſche Bildung der Neuern iſt, wie wir in dem Artikel Muſik gezeigt haben, durchaus romantiſch, d. h. die Idee, welche in ihr vorhanden, ſtellt kein freudiges Gefühl am Beſitze des Vorhandenen, des Gegebenen, dar, ſondern die Sehnſucht nach dem Unbekannten, nach dem bloß vom innerſten Gemüthe Geahneten macht vielmehr den Charakter der romantiſchen Poeſie aus. Da nun die neuere Muſik, ihrer innerſten Natur zu Folge, ebenfalls rein romantiſch iſt, und hierin alſo ſchon von innen aus eine abſolute Beziehung zwiſchen der neuern Poeſie und der neuern Muſik liegt; ſo folgt daraus, daß die Vereinigung beider, der Muſik und Poeſie, ſchon an und für ſich ſelbſt in der Natur der Dinge begründet ſeyn müſſe. Und dies iſt denn auch in der That der Fall. Was man alſo auch bisher über die Unſtatthaftigkeit der Oper möchte bemerkt haben, ſo geht daraus bloß ein gänzliches Verkennen der neuern poetiſchen und muſikaliſchen Bildung hervor, dem es nicht deutlich geworden iſt, daß Muſik und Poeſie, ſo wie wir ſie jetzt haben, ihrem innerſten Weſen nach eigentlich gänzlich unzertrennbar ſind, u. daß alſo folglich die eine ohne die andere nicht wohl beſtehen

kann. Dieſe auf einem rein philoſophiſchen Wege gefundene Wahrheit wird durch die Erfahrung beſtätigt, die wir täglich zu machen im Stande ſind. Wo iſt das Publikum, um nicht zu ſagen, wo iſt ſelbſt der einzelne Menſch, der nicht die Oper dem ungeſungenen Drama, das in Muſik geſetzte Gedicht dem nicht in Muſik geſetzten vorziehen ſollte? Wo iſt ſelbſt der Theaterunternehmer, der nicht geneigt wäre, wenn es ſich mit dem Koſtenaufwande vertrüge, das recitirende Schauſpiel ganz abzuſchaffen, und ſtatt deſſen ſtets Opern zu geben? Ja, wir glauben noch weiter gehn zu dürfen. Wenn nämlich, wie uns abſolut ausgemacht zu ſeyn ſcheint, die Beziehung zwiſchen Muſik und Poeſie, wie wir ſie oben angegeben haben, jede Trennung zwiſchen beiden unmöglich macht, und wenn die Muſik nicht ohne Poeſie und die Poeſie nicht ohne Muſik exiſtiren kann; ſo wagen wir zu behaupten, daß in Zeit von funfzig Jahren in Deutſchland vielleicht durchaus kein recitirendes Schauſpiel mehr exiſtiren, ſondern daß vielmehr die Oper ausſchließlich ſich des deutſchen Theaters bemächtigt haben wird. Dies iſt, was wir über das Weſen der neuern Muſik anmerken zu müſſen geglaubt haben; wir gehen nun zur Geſchichte derſelben ſelbſt über. Oper, in ſo fern darunter das ernſthafte Singſpiel verſtanden wird, iſt ein Schauſpiel in Verſen, deſſen kleinerer Theil geſungen, der größere hingegen nach Noten, jedoch ohne Takt, geſprochen und gewöhnlich mit Tänzen verbunden iſt. In wie fern man berechtigt ſeyn dürfte, das Buch Hiob und die dramatiſchen Vorſtellungen der Griechen, die mit Muſik begleitet waren, für Veranlaſſungen zur Erfindung der heutigen Oper zu nehmen, wollen wir ununterſucht laſſen, und nur erwähnen, daß Italien unſtreitig das Land ihrer Entſtehung iſt. Im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts ſoll eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden zu Florenz den Verſuch gemacht haben, die alte griechiſche Tragödie wieder herzuſtellen. Um dieſem Endzwecke ſo nahe als möglich zu kommen, unternahmen es Vicenzo Galilei und Giulio Caccini, Mitglieder jener Geſellſchaft und berühmte Tonkünſtler ihrer Zeit, ein Gedicht unter einfacher Begleitung eines Salteninſtruments herzuſagen oder zu recitiren. Dieſe Verſuche werden als der erſte Urſprung der Oper angeſehn. Sie bahnten einem durchaus in Muſik geſetzten Drama den Weg, welches Daphne hieß, und von dem Dichter Ottavio Rinuccini verfertigt war. Die Muſik hatte Peri geſetzt. Zwei andere Schäferſpiele, die Anole von Giraldi und die Arethuſa von Lollio, ſollen um dieſelbe Zeit am Hofe des Herzogs von Ferrara aufgeführt worden ſeyn, ſo wie man auch meint, daß Guarini's Pastor fido ſchon in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts muſikaliſch dargeſtellt worden. Im Jahre 1485 ſoll zu Venedig die erſte opera buffa, und ſeit der Zeit in den Palläſten aller italieniſchen Prinzen ähnliche Vorſtellungen gegeben worden ſeyn. Die Muſik zu dieſen Schauſpielen beſtand größtentheils in einem Vortrage, der unſerm heutigen Recitative ähnlich war, welches nur ſelten durch Chöre unterbrochen wurde. Für den eigentlichen Erfinder des Recitativs, ſo wie wir es jetzt haben, wird jedoch Emilio del Cavaliero gehalten, von dem im Jahre 1590 zu Florenz zwei Paſtorale's, il Satiro und la disperazione, aufgeführt wurden, und welcher auch auf eben dieſelbe Weiſe ein Oratorium, Anima e Corpo, in Muſik geſetzt hat. Im Jahre 1597 ließ bereits Horazio Vechi alle Rollen, auch ſogar den Pantalon, den Doctor und ſpaniſchen Hauptmann in Verſen abſingen. Nach mehrern andern dergleichen Verſuchen wurde endlich im Jahre 1600 bei der Vermählung Königs Heinrich IV. die Oper Eurydice, von Rinuccini gedichtet und von Peri und Caccini

componirt, in Florenz öffentlich aufgeführt. Nach einer andern Meinung ſoll bereits um das Jahr 1480 ein gewiſſer Johann Sulpitius, mit dem Zunamen Verulamo, von ſeinem Geburtsorte gleiches Namens im römiſchen Gebiete alſo genannt, auf dem Markte zu Rom, ſo wie auch vor dem Papſte und einigen Cardinälen, Schauſpiele mit muſikaliſcher Declamation gegeben und ſich ſelbſt einen Wiederherſteller muſikaliſcher Vorſtellungen auf dem Theater genannt haben. Eins von den Stücken, die er zur Carnevalszeit aufführte, führt den Titel Pauli Bekehrung, und war von Vererini in Muſik geſetzt. Im Jahre 1646, bis wohin die Oper bloß auf Italien beſchränkt geweſen war, ließ der Cardinal Mazarini zuerſt Operiſten aus Italien nach Paris kommen, welche daſelbſt die erſte italieniſche Oper, Orpheus und Eurydice, aufführten. Um dieſelbe Zeit machte Perrin den erſten Verſuch mit einer franzöſiſchen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium erhielt. Außer der ernſthaften Oper zu Paris, die den Namen der königlichen Akademie der Muſik führte, ward daſelbſt auch im Jahre 1678 eine andere eingeführt, die man auf den Meſſen zu St. Laurent und St. Germain vorſtellte, und welche im Jahre 1715 den Namen der komiſchen Oper erhielt. Zu Nürnberg wurden ſchon zu Hans Sachſens Zeiten († 1567) geſungene Faſtnachtsſpiele aufgeführt. Den erſten eigentlichen Operntext verfertigte Martin Opitz († 1669); er hieß Daphne, und iſt eine Nachahmung der oben erwähnten italieniſchen Oper Daphne. Nachher ſchrieb Paul Thiemich die Oper Alceſte, welche die erſte iſt, die 1693 zu Leipzig in der Oſtermeſſe aufgeführt wurde. Einige halten die komiſche Operette, der Teufel iſt los, für die erſte komiſche Oper in Deutſchland; Flögel hingegen behauptet, daß es dort eben ſo früh komiſche Opern gegeben habe, als ernſthafte. Zu Augsburg wurde im Jahre 1697 zum erſten Male eine deutſche Oper aufgeführt, und zu Nürnberg 1667 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erſte deutſche Oper, Arminius, aufführte. In Schweden wurde 1774 die erſte ſchwediſche Originaloper, Birger Jarl, von gebornen Schweden aufgeführt. — Die Marionetten-Opern (franzöſiſch les Bamboches) ſind ſehr alt. Herodot gedenkt ſchon der Marionetten, und die Römer bedienten ſich bei ihren öffentlichen Spielen einer Marionette, die der Kinderfreſſer hieß. Im Jahre 1674 wurde die Marionettenoper in Paris eingeführt und durch eine Docke oder Marionette (bamboche, marionette) vorgeſtellt, deren Bewegungen von dem Geſange einer verſteckten Perſon begleitet wurden. — Opera buffa iſt der Name des komiſchen Singſpiels der Italiener, welches ſich von unſerer komiſchen Oper hauptſächlich dadurch unterſcheidet, daß durchgehends nicht darin geſprochen, ſondern daß der Dialog darin vielmehr recitativiſch (d. h. nach Noten, aber ohne Takt) geſungen wird. — Opera seria (die ernſthafte Oper) iſt nur ihres Inhalts wegen von der komiſchen Oper verſchieden, hat aber gewöhnlich keine Finale's. — Operette bedeutete noch in der erſten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts ein ernſthaftes Schauſpiel, welches eben ſo, wie die Oper, durchaus geſungen wurde, und ſich von dieſer nur durch eine kürzere Ausführung der vorgeſtellten Begebenheit und durch wenige in die Handlung verflochtene Nebenperſonen unterſchied. In der Folge ging dieſer Name auf die Nachahmung desjenigen franzöſiſchen Schauſpiels über, welches mit kleinen Liedern und dergleichen, oft auch mit einem Chore, untermiſcht war. Man nannte dieſe Gattung des Schauſpiels, welche in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts vorzüglich von Weiße und Hiller mit allgemeinem Beifalle bearbeitet wurde, wegen der in die dargeſtellte Begebenheit ein-

gemiſchten komiſchen Charaktere, vorzugsweiſe die komiſche Operette. Um mehr muſikaliſchen Genuß in dieſes vermiſchte Schauſpiel zu verweben, wurden nach und nach die Geſangſtücke immer weiter ausgeführt, und bekamen die nämlichen Formen, wie in der ernſthaften Oper. Endlich ertheilte die Benutzung des von den Italienern erfundenen Finale's, in welchem die Handlung fortrückt, und die Muſik zu einer Folge ſehr intereſſanter und abwechſelnder Sätze Gelegenheit giebt, dieſer Art von Oper gleichſam den allgemeinen Vorzug, ſo daß ſie von nun an die herrſchende Gattung des mit Muſik verbundenen Schauſpiels wurde. Dieſe Operette, in ſo fern ſie nämlich bloß eine bürgerliche Handlung von geringem Umfange und von wenigen Perſonen darſtellt, iſt ſeit einigen zwanzig Jahren in etwas aus der Mode gekommen, und hat der komiſchen Oper weichen müſſen. Dieſer liegen nun die größten ernſteſten Sujets zum Grunde, ſind aber ſtets mit komiſchen Partien vermiſcht, ſo daß ſie meiſtens zur eigentlichen romantiſchen Oper werden. Die Compoſition derſelben iſt da, wo ſie die erſten Scenen des Stücks darzuſtellen hat, ganz in der Gattung der ernſten Oper, und ſie bedient ſich in dieſem Falle aller Formen der letzten, ſo wie die komiſchen Situationen nach Art der italieniſchen Opera buffa behandelt werden. Die jetzige komiſche oder romantiſche Oper iſt alſo eine Zuſammenſetzung der Opera seria und der Opera buffa der Italiener, nur mit dem Unterſchiede, daß der Dialog derſelben wirklich geſprochen und nicht recitativiſch geſungen wird. Zu den vorzüglichſten deutſchen romantiſchen Opern gehören: Die Zauberflöte, Don Juan, das unterbrochene Opferfeſt und andere mehr. Pq.

Opfer ſind Gaben, die man der Gottheit darbringt, um dadurch die Hingebung ſeiner eignen Perſon auszudrücken. Dieſer Gebrauch war die erſte Wirkung der Anerkennung höherer Weſen und ein Haupttheil des Gottesdienſtes in allen Religionen des Alterthums; und noch heut glaubt der Orientale vor Gott eben ſo wenig mit leeren Händen erſcheinen zu dürfen, als vor ſeinem Fürſten und Herrn. Die Vorſtellung, daß Gott ſinnliche Bedürfniſſe habe, und an Speiſe, Trank und Wohlgeruch Gefallen finde, und die Lebensart der Opfernden beſtimmte die Beſchaffenheit ihrer Gaben. Hirten und Jäger brachten Thiere, Ackerbauer Früchte und Brod; und die Ehrfurcht vor der Gottheit gebot, ihr das Beſte, was der Opfernde beſaß, zu widmen. Daher wollte Abraham ſelbſt den geliebten Sohn und einzigen Erben opfern, und Agamemnon ſeine Tochter Iphigenia; doch zeigte ſich in der glücklichen Wendung, die dieſe Opfer nicht zur Ausführung kommen ließ, früh die reinere Idee, daß Gott kein Menſchenblut verlange und ſchon durch die fromme Geſinnung befriedigt werde. Die Verirrungen des Naturdienſtes erhielten gleichwohl den grauſamen Gebrauch, Menſchen zu opfern, auch bei ſolchen heidniſchen Völkern aufrecht, die der erſten Rohheit entwachſen waren. Die Phönicier opferten ihrem Götzen (Molech) Kinder, wie in gleichem Sinne die germaniſchen Völker und die ältern Mexikaner und Peruaner. Denn zu der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die zuerſt zum Opfern antrieb, kam, da man Unfälle und Plagen als göttliche Strafen für begangene Sünden zu betrachten anfing, der neue Beweggrund, die erzürnte Gottheit zu verſöhnen, u. dazu ſchien ein Menſchenleben nicht zu koſtbar. Aber während die Altäre der heidniſchen Welt von dem Blute unſchuldiger Kinder und wehrloſer Gefangenen trieften, beſtimmte Moſes in ſeinen Opfergeſetzen reine, makelloſe Thiere und Früchte zu Stellvertretern der Hingebung und Buße ſeines Volks vor Jehova. In Rückſicht ihrer Form waren die iſraeliti-

ſchen Opfer **blutige**, wenn Rinder, Ziegen, Schafe oder im Nothfall Tauben von den Prieſtern geſchlachtet und ganz oder zum Theil verbrannt wurden (Brandopfer), **unblutige** dagegen, wenn man Mehl, Kuchen, Oel, Salz, Honig und Weihrauch (Speisopfer), oder Wein, der um den Altar her ausgegoſſen wurde (Trankopfer), darbrachte. In Rückſicht der Geſinnungen, die ſie ausdrücken, und der Zwecke, zu denen ſie dienen ſollten, waren dieſe Opfer entweder Dank- und Freudenopfer, die in Rind- und Kleinvieh beſtanden und gewöhnlich mit Speisopfern begleitet, oder Sünd- und Schuldopfer, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Bei den Sünd- und Schuldopfern pflegten die Prieſter die Darbringenden zum Zeichen ihrer Verſöhnung mit Jehova mit dem Blute der geſchlachteten Thiere zu beſprengen, und wenn es einer allgemeinen Buße und Entſündigung des ganzen Volkes galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen, wenn es nur Privatperſonen anging, das Fleiſch ſelbſt zu eſſen. Denn die Opfer an Thieren und Erſtlingen der Früchte, die an gewiſſen Feſten und bei wichtigen Familienbegebenheiten oder zur Entſündigung Einzelner dargebracht werden mußten, gehörten zu den Naturaleinkünften der Prieſter, die nur den ungenießbaren Theil derſelben verbrannten. Dieſen Vortheil verſchafften ſich auch die heidniſchen Prieſter, die, wenn gleich bei Juden und Heiden nur die Prieſter opfern durften, an ihren Opfermahlzeiten die Geber Theil nehmen ließen, wie von den Hekatomben der Griechen vor Troja an bis zu den Opfergelagen, denen Theodoſius durch ein Decret im Jahre 392 mit dem ganzen heidniſchen Cultus zugleich im römiſchen Reiche ein Ende machte, aus den Dichtern der Alten und den Kirchenvätern hinlänglich bekannt iſt. Die Hekatomben der Griechen und Römer waren Brandopfer, ihre Libationen Trankopfer, und Speisopfer die Gaben, die ſie in den Myſterien darbrachten. Die ſchon von den Propheten des alten Bundes erkannte Wahrheit, daß der Menſch der Gottheit nichts anbieten könne, was nicht ſchon an und für ſich ihr Eigenthum und ihre Gabe ſey, machte das Chriſtenthum dadurch geltend, daß es, ſo weit es drang, den heidniſchen und jüdiſchen Opferdienſt, welcher letztere nach Zerſtörung des Tempels zu Jeruſalem ohnehin aufhören mußte, gänzlich abſchaffte, und den Tod Jeſu als die ein für allemal und immer gültige Genugthuung für die Sünden der Menſchen und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darſtellte. Zugleich verwarf es den Eigennutz, der die Gunſt der Gottheit durch Geſchenke zu erkaufen und den Leichtſinn, der ſich damit bei ihr abzufinden meinte, und foderte von ſeinen Bekennern nur die moraliſchen Opfer der Entſagung vom Böſen und Eitlen, der Aufwendung aller Kräfte und Güter für das Wohl der Menſchen und die völlige Hingebung des Herzens an Gott. Ganz ließ ſich jedoch die Vorſtellung, daß man Gott auch ſinnliche Gaben ſchuldig ſey, bei den zum Chriſtenthume bekehrten Völkern nicht ausrotten, und das Bedürfniß der Armen in der Gemeinde und der Kirche zur Unterhaltung des Cultus und der Geiſtlichkeit machte gewiſſe Gott geweihte Abgaben immerwährend nothwendig. Als ſolche ſind die Oblationen oder freiwilligen Opfer an Lebensmitteln und Geld zu betrachten, welche die Laien dem Clerus zu den Agapen, Abendmahlshandlungen und ſonſt zu beſtimmten Zeiten darbrachten. Sie wurden, auch da die Leiſtung des Zehnten an den Clerus ſchon eingeführt war, beibehalten und meiſtentheils in Geld verwandelt, und die Opfer oder Offertoria, welche nach einem noch jetzt faſt bei allen chriſtlichen Religionspartheien beſtehenden Gebrauche zu gewiſſen Zeiten für die Geiſtlichen auf den Altar gelegt werden, ſtehen mit jenen Oblationen der erſten Chriſten in geſchichtlichem Zuſammenhange, ohne jedoch auf

irgend eine Weiſe zu den gottesdienſtlichen Handlungen zu gehören. Dagegen wird eine Haupthandlung des Cultus in der katholiſchen Kirche, die Meſſe, noch jetzt das unblutige Opfer genannt, weil nach dem Lehrbegriffe dieſer Kirche der Meßprieſter durch Conſecration des Brods und Weins Leib und Blut Chriſti im Sinne der jüdiſchen Sühnopfer gleichſam aufs neue opfert (Meßopfer). Bei den Heiden findet der alterthümliche Gebrauch gottesdienſtlicher Opfer auch in unſern Zeiten Statt: der Chineſe weiht ſeinen Göttern Früchte, der Caraibe Tabak, der Neger in Weſtindien Branntwein, und bei den wilden Inſelbewohnern und Anthropophagen zeigen ſich immer noch Spuren von Menſchenopfern. E.

Ophiten, Ophianer oder Schlangenbrüder, wird eine gnoſtiſche Partei genannt, die mit den Valentinianern (ſ. d. Art. Gnoſis) die Annahme zweier Grundweſen, die Aeonenlehre und die damit verbundenen Theogonien gemeln, übrigens aber das Eigene hatte, daß ſie ſich bei ihren gottesdienſtlichen Myſterien einer lebendigen Schlange, als Symbols des ſinnlichen Princips im Menſchen und der Klugheit, die es erzeugt (Sophia), bediente. Die Ophiten küßten die Schlange, in der ſie nach Anleitung des chaldäiſchen Schlangendienſtes die Verführerin der Eva im Paradieſe auf ähnliche Weiſe verehrten, wie feindliche Götter von den Heiden angebetet wurden. Dieſe Religionsgeſellſchaft entſtand am Ende des 2ten Jahrhunderts aus ſchwärmenden Juden und Heiden, vornehmlich in Syrien und Kleinaſien, und noch im 6ten Jahrhundert wurden Edicte zu ihrer Ausrottung erlaſſen. Zu den Chriſten gehörten ſie eigentlich nicht, und nur ein Zweig derſelben ſcheint Jeſum nach Art der Gnoſtiker als einen Aeon zweiten Ranges anerkannt zu haben. E.

Ophthalmie, die Augenentzündung, von dem griechiſchen Wort ophthalmos, das Auge. Sie iſt verſchieden, theils nach dem Sitze der Entzündung in der Bindehaut des Auges, oder in den Augenliedern und deren Drüſen, theils nach dem verſchiedenen Grade, da die obige Benennung ſpeciell für den gewöhnlichen gelindern Grad, die Taraxis für den ſtärkern Grad, wenn die Bindehaut in ihrem ganzen Umfange ſo entzündet iſt, daß ſie wie mit Blut überzogen ausſieht; Chemoſis, der heftigſte Grad, wenn durch die Entzündung ein Austritt des Bluts unter der Bindehaut, und Anſchwellung derſelben Statt findet; endlich Phlegmone des Auges, bei Entzündung innerer Theile des Auges. Die gewöhnlichen Zeichen der Augenentzündung ſind: widernatürliche Röthe, Schmerz in dem Auge, anfangs als wenn Sand oder dergleichen etwas hineingefallen wäre, was oft zu Täuſchung Veranlaſſung giebt, widernatürliche Hitze, meiſtens auch Ausfluß von Feuchtigkeit, und Geſchwulſt der Augenlieder. Oft iſt gänzliche Lichtſcheue damit verbunden. Zuweilen ſchwillt die Bindehaut des Auges ſo ſehr an, daß ſie Falten auf dem Augapfel bildet. Wenn die Entzündung ſich bis auf die durchſichtige Hornhaut fortſetzt, was zuweilen in Form eines Bläschens, das einem Geſchwürchen ähnlich iſt, geſchieht, ſo verliert ſie ihre Durchſichtigkeit, bekommt Flecken, und es entſteht Blindheit, weil die Lichtſtrahlen nicht mehr durchdringen können. Daſſelbe geſchieht, wenn die innere Entzündung die Cryſtalllinſe ergreift. Auch kann Eiterung die Hornhaut ergreifen und ganz zerſtören, oder es erfolgt eine Eiterſammlung im Innern des Auges, welche ſich in den Augenkammern bildet, und, ohne gehörige Hülfe, die Hornhaut durchbricht und zerſtört. Auch Auswüchſe auf der Hornhaut entſtehn zuweilen nach Entzündungen. H.

Opitz (Martin), einer unſerer beſten ältern Dichter, wurde den 23ſten December 1597 zu Bunzlau in Schleſien geboren. Er beſuchte anfangs

die Stadtſchule ſeines Geburtsorts, deren Rector ſein Onkel, Chriſtoph Opitz, und nach deſſen Tode Valentin Sanftleben war. Letzterm ſcheint Opitz beſonders die Entwickelung ſeines dichteriſchen Geiſtes verdankt zu haben. Im Jahr 1614 ging er nach Breslau, wo er auf dem dortigen Marien-Magdalenen-Gymnaſium unter Hockelshofen ſeine Studien bis 1616 fortſetzte. Dieſer gelehrte Mann erweckte bei ihm die Liebe zur Philoſophie, womit er noch das Studium der Beredſamkeit und des Alterthums verband. Uebrigens entſchied er ſich jetzt für die Rechtsgelehrſamkeit. Als er Breslau verließ, erſchien von ihm eine kleine Sammlung lateiniſcher Gedichte im Druck, die er Neujahrsgeſchenke (Strenae) nannte, die erſte Spur von literariſchen Xenien. Es war ein Tribut des Dankes; denn alle die kurzen Gedichte, die dieſer einzelne Bogen enthält, ſind an ſeine ehemaligen Lehrer oder andere Gelehrte in Bunzlau gerichtet. Im J. 1617 vertauſchte er das breslauiſche Gymnaſium mit dem damals berühmtern zu Beuthen an der Oder, wo ihm der kaiſerliche Kammerfiscal und Pfalzgraf, Tobias Skulterus von Schwanenſee und Bregoſchütz die Aufſicht und Führung ſeines Sohns anvertraute. Auch jetzt gab er verſchiedene lateiniſche Gedichte, desgleichen ſeinen Aristarchus, eine Schrift, die ſeinen Patriotismus für die deutſche Literatur bethätigte, heraus. Im J. 1618 bezog er die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, wo er, die Jurisprudenz vernachläſſigend, ein Jahr ſeinen Lieblingsſtudien und der Dichtkunſt widmete. Zwei Brautlieder waren hier ſein erſter Verſuch, in deutſcher Sprache zu dichten. Nach damaliger Sitte begann er jetzt ſeine Wanderungen. Im J. 1619 hielt er ſich auf der Univerſität zu Heidelberg auf. Der churpfälziſche Geheimerath Lingelsheim nahm ihn als Lehrer ſeiner Söhne in ſein Haus, und ſtellte ihn bei Hofe vor. Er wurde mit dem berühmten Janus Gruter und andern trefflichen Köpfen bekannt. Opitz ſchrieb viel, ſowohl deutſch als lateiniſch, in Proſa und Verſen, ſcherzhaft und ernſthaft. Im J. 1620 beſuchte er Straßburg, wo er Matthias Berneggers Freundſchaft gewann, der den künftigen Virgil der Deutſchen in ihm prophezeite. Ueber Tübingen ging er nach Heidelberg zurück, von wo er, um den Kriegsſtürmen auszuweichen, zu Ende des J. 1620 mit ſeinem Freunde Hamilton, einem Dänen, in die Niederlande reiſte. Zu Leiden kam er in Bekanntſchaft mit Scriver, Voſſius, Rutgerſius und dem großen Daniel Heinſius, und beſonders Letzterer bildete ihn zu dem gehaltvollen und beſonnenen Dichter, der er ſeitdem wurde. Während der Krieg ſich immer weiter über Deutſchland verbreitete, lebte Opitz 1621 im Holſteiniſchen ſieben Monate lang den Muſen und der Freundſchaft. Damals ſchrieb er ſein treffliches Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs, welches er jedoch erſt 1633 drucken ließ. Zu Ende des Jahrs kehrte er in ſein Vaterland zurück, und wurde an den Hof des Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz berufen. Im J. 1622 ging er auf Bethlen Gabors Einladung als Lehrer der Philoſophie und Humanioren nach Weißenburg. Hier lebte er in der Gunſt des Fürſten und äußerm Glanze, und begann ein gelehrtes Werk, Dacia antiqua, deſſen Vollendung, nachdem er ſechzehn Jahre darauf verwendet hatte, ſein Tod verhinderte. Aber es bemächtigte ſich ſeiner eine traurige Gemüthsſtimmung. Die Uncultur des Landes weckte in ihm die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande; er nahm ſeine Entlaſſung, mit dem Vorſatze, fortan der Ruhe und den Muſen zu leben. Dennoch ging er im J. 1623 von Bunzlau abermals nach Liegnitz an den Hof Georg Rudolphs. Hier dichtete, arbeitete, edirte er. Im J. 1624 erſchien die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte, von Zinkgref beſorgt, die Opitz aber für übereilt erklärte, und bald durch eine ſelbſtveran-

ſtaltete verdrängte. Der Herzog Rudolph, auf deſſen Befehl er die Sonn- und Feſttagsepiſteln nach dem Sylbenmaße der franzöſiſchen Pſalme in Verſe gebracht hatte, ernannte ihn zu ſeinem Rath. Auch erſchien jetzt ſein Buch von der deutſchen Poeterei, wodurch er den Anfang zu einer deutſchen Poetik machte. Nachdem er zu Ende des J. 1624 nach Sachſen gereist, faſt ein halbes Jahr in Wittenberg verlebt, und über Dresden den geſchmackvollen Hof des Herzogs Ludwig von Anhalt, des Stifters der fruchtbringenden Geſellſchaft, beſucht hatte, und unter dem Namen des Gekrönten in dieſe Geſellſchaft aufgenommen worden war, kehrte er 1625 nach Schleſien zurück, um noch in demſelben Jahre ſeinen Freund Kirchner, der in Geſchäften des Herzogs nach Wien ging, dahin zu begleiten. Hier empfahl er ſich durch ein Trauergedicht auf den Erzherzog Carl dem Kaiſer Ferdinand II., aus deſſen Händen er den poetiſchen Lorbeerkranz empfing. Nach einem kurzen Aufenthalt kam er 1626 nach Schleſien zurück, wo er abwechſelnd zu Breslau, Brieg und Liegnitz lebte, und bald im Geräuſche des Hofs, bald in den ſtillen Cirkeln ſeiner Freunde Erholung von ſeinen Arbeiten fand. Noch in demſelben Jahre trat er als Secretär in die Dienſte des gelehrten und tapfern Burggrafen zu Dohna, Carl Hannibal, und lebte jetzt größtentheils zu Breslau; doch machte er mehrere kleine Geſchäftsreiſen an fremde Höfe und zu andern Großen des Reichs. Er ließ ſich auch gelüſten, ſeinen Heldenmuth auf die Probe zu ſtellen, und einen Ausfall unter dem General Pechmann mitzumachen; aber ſchon dieſer einzige Verſuch reichte hin, ihn zu überzeugen, daß er zum Krieger keinen Beruf habe. Im J. 1628 erhob ihn Kaiſer Ferdinand II. aus freiem Antrieb in den Adelſtand, unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld; jedoch bediente er ſich dieſes Titels nur ſelten oder gar nicht. Im J. 1630 unternahm Opitz in Angelegenheiten des Burggrafen eine Reiſe nach Paris; er erneuerte auf derſelben alte und ſchloß neue Bekanntſchaften; bei den ausgezeichnetſten Männern fand er Zutritt und Aufnahme. In Paris ward er mit Hugo Grotius bekannt, deſſen Haus der Sammelplatz aller durch Rang und Gelehrſamkeit ausgezeichneten Männer war. Er überſetzte das Gedicht deſſelben von der Wahrheit der chriſtlichen Religion aus dem Holländiſchen in deutſche Verſe, wofür der Verfaſſer ihn mit den ehrenvollſten Lobſprüchen überhäufte. Ein Ruf ſeines Burggrafen riß ihn noch in dieſem Jahre aus ſeinem literariſchen Hochleben zu Paris. Am Ende deſſelben kam er, bereichert mit neuen Kenntniſſen und einem Schatze von ſeltenen Büchern, Handſchriften, Münzen und geſchnittenen Steinen nach Breslau zurück, wo er zwei Jahre blieb. Aber nachdem 1633 der Burggraf zu Dohna geſtorben war, ging er, da die unruhigen Zeiten ihm nicht erlaubten, einſam ſich ſelbſt zu leben, an die fürſtlichen Höfe von Liegnitz und Brieg zurück. Hier gab er ſein Lehrgedicht Veſuv und ſein Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs heraus. Im Frühling 1634 folgte er dem Herzog Johann Chriſtian von Brieg nach Thorn, wohin dieſer wegen der Kriegsunruhen ſich begab, und nahm bald darauf ſeinen Wohnſitz zu Danzig, wo er ſich mit Ruhe und Sicherheit ſeinen Arbeiten widmen konnte. Das Singſpiel Judith und die Ueberſetzung der Antigone des Sophokles waren die Früchte dieſer Muße. Als der König Uladislaus IV., der ihn bereits aus einem trefflichen deutſchen Lobgedichte, womit er ihn bei ſeiner Rückkehr von ſeinem Zuge gegen Rußland begrüßt hatte, kannte, im J. 1638 nach Danzig kam, ließ dieſer den Dichter vor ſich, und erlangte endlich durch dringendes Zureden von ihm, daß er mit Bewilligung des Herzogs als königlich polniſcher Secretär und Hiſtoriograph unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in ſeine Dienſte

trat. Er fuhr fort, ſeine Muße gelehrten Arbeiten zu widmen. Im J. 1637 gab er die Sammlung ſeiner geiſtlichen Poeſien heraus, ſammelte und revidirte ſeine weltlichen Poemata, arbeitete an den daciſchen Alterthümern, und vollendete ſeine Pſalmenüberſetzung nach den gewöhnlichen Melodien. Er beſuchte auf kurze Zeit Thorn und Königsberg. So hatte Opitz die Blüthe der männlichen Jahre und ſeines Ruhms erreicht. Die würdigſten und edelſten ſeiner Zeitgenoſſen liebten und ehrten ihn. Sein Urtheil und Geſchmack hatten eine vollkommene Reife erlangt, von ſeinem thätigen Geiſte erwartete man die vollendetſten Früchte. Dieſe Hoffnung ſollte nicht erfüllt werden. Opitz wurde ein Opfer der Peſt, welche 1639 Danzig verheerte, und auch ihn am 20ſten Auguſt hinraffte. Sein literariſcher Nachlaß ging in jener Zeit allgemeiner Verwirrung verloren. — Als Dichter hat Opitz die unbeſtrittenſten Verdienſte. Er war der erſte unter den neuern Deutſchen, der ſich zur wahren Poeſie emporſchwang; und in ſo fern heißt er mit Recht der Vater der deutſchen Dichtkunſt. Er war mit den Alten vertraut, und hatte ſeinen Geiſt mit den nützlichſten Kenntniſſen bereichert; daher ſind ſeine Gedichte, beſonders die größern, reich nicht nur an ſchönen, ſondern auch an gründlichen Ideen und Maximen. Die Sprache verdankt ihm neue Verbindungen und Formen, größſere Geſchmeidigkeit und Correctheit, höhern Nachdruck und Wohlklang, vor allen aber Reinigung von hundert wilden Auswüchſen. Der Proſodie gab er zuerſt ihr Daſeyn. Der erſte Platz unter ſeinen Gedichten gebührt den lyriſchen, nächſt dieſen den didaktiſchen; der ſchwächſte Theil ſind ſeine Ueberſetzungen.

Opitz, zuletzt Schauſpieler und Regiſſeur der privilegirten ſächſiſchen Hofſchauſpielergeſellſchaft des Franz Seconda, hat ſich in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens den allgemeinen Ruf eines Schauſpielkünſtlers vom erſten Range zu verſchaffen gewußt, und die meiſten Kritiker haben ihm dieſen Ruf theils ſtillſchweigend, theils auch mit einigem untermiſchten Tadel ſeiner Darſtellungen, zugeſtehn zu müſſen geglaubt. Wenn wir nun aber vollkommen davon überzeugt ſind, daß nur der Schauſpieler ein wahrhafter Künſtler, ein Künſtler im eigentlichen Verſtande genannt zu werden verdient, deſſen Darſtellungen ſelbſt bis in die kleinſten Details den vollkommenſten Zuſammenhang offenbaren, und welchen jede Zufälligkeit durchaus fremd iſt; ſo müſſen wir Opitzen, deſſen Kunſtbildung uns in einem Zeitraume von mehr als zehn Jahren vollkommen kund geworden iſt, das eigentliche Künſtlerthum durchaus abſprechen und ihm dagegen nur eine glückliche Routine, verbunden mit einem klingenden Organe und einer kräftigen gefälligen Körperbildung zugeſtehn. Dieſe Vorzüge, die, in einem ſolchen Grade vereint, wie ſie es bei Opitzen waren, ſchon für ſich allein im Stande ſind, ein Publikum für ſich einzunehmen, hatten noch das Verdienſt, daß ſie bei Opitzen mit einer glücklichen, augenblicklichen Auffaſſungsgabe gepaart waren, durch welche er in den Stand geſetzt wurde, gewiſſe Einzelnheiten, beſonders in den ſogenannten Chevaliers, wahrhaft künſtleriſch darzuſtellen. Aber es gebrach ihm von der andern Seite an jeder logiſchen Kunſtſpeculation, an jeder eigentlichen philoſophiſchen Reflexion, um jene Einzelnheiten, nachdem er ſie mit Glück aufgefaßt hatte, zu einem ſtreng in ſich zuſammenhängenden Ganzen zu verarbeiten, und auf dieſe Weiſe von einem bewußtloſen Mechaniker zu einem wahrhaft überlegenden Schöpfer ſeiner Darſtellungen zu werden. Aber es hätte immer noch möglich ſeyn können, daß Opitz, ausgerüſtet mit jener leichten Auffaſſungsgabe, die wir ihm ſo eben zugeſtanden haben, durch redliches, unausgeſetztes Studium wo nicht zum

eigentlichen Künſtler ſelbſt geworden wäre, doch aber immer größere Fortſchritte zu dieſem Ziele gemacht haben würde, wenn er nicht, bei der ihm angebornen Trägheit zum eigentlichen tiefern Studium ſeiner Rollen und bei dem Mangel an reflectirendem Geiſte, um ſo mehr von dem Lobe, welches leichtſinnige Frauen und geſchmeichelte Kritiker ihm im Uebermaße ſtreuten, verderbt worden wäre. Hierin iſt die eigentliche Urſache zu ſuchen, warum Opitz, bei Anlagen, die mehr werth waren als ſeine endliche Ausbildung, auf einer Stufe ſtehen geblieben iſt, wo wahre Kenner nichts anders als einen glücklichen, von der Natur beſonders begünſtigten Mechaniker in ihm erkennen konnten. Daß ihm überhaupt jede Genialität abging, davon zeugten unter andern ſeine Briefe, welche, neben einer wahrhaft pedantiſchen Handſchrift, als Muſter ſchwülſtiger, geſuchter und oft ganz unverſtändlicher Diction betrachtet werden können. Uebrigens war das Fach des Chevaliers, wie wir ſchon oben geſagt haben, am meiſten dazu geeignet, daß Opitz ſeine von der Natur erhaltenen Vorzüge geltend machen konnte, weswegen er ſich auch in dieſen Rollen den meiſten Ruf verſchafft hat. Durch ein zu geſchwindes Leben ſchon frühzeitig erſchöpft, ſtarb er in ſeinen beſten Jahren. Da der wahren Künſtler unter den Schauſpielern ſehr wenige, deſto mehr aber der ſchlechten, eigentlichen Handlanger ſind, ſo wird Opitzens Verluſt, in ſo fern er ſelbſt wenigſtens unter den mittelmäßigen Schauſpielern einen bedeutenden Rang behauptete, der Kunſt ſelbſt ſtets ſchmerzhaft bleiben. Pq.

Opium, der eingetrocknete Saft aus den Samenköpfen der Mohnpflanze (Papaver somniferum). Im Orient, beſonders in Natolien, Arabien, Perſien, Aegypten und Oſtindien, wächſt dieſe Pflanze zu einer vorzüglichen Größe, ſo daß ſie z. B. in Perſien vierzig Fuß hoch wachſen und Köpfe tragen ſoll, die zwei Pfund Waſſer faſſen. Der milchichte Saft der Pflanze wird geſammelt, indem man die halbreifen Mohnköpfe gegen Abend aufritzt, und am folgenden Morgen den hervorgequollenen und an der Luft verdickten Saft abſchabt und in einem Gefäße zuſammenknetet, bis er die gehörige Steifigkeit hat. Eine geringere Sorte von Opium ſoll durch das Auspreſſen und Kochen der Stengel, Blätter und ſchon aufgeritzten Köpfe bereitet werden, indem dieſe Abkochung bis zur gehörigen Dicke eingekocht wird. Von Theben in Aegypten kam ſonſt das reinſte Opium. Das gute Opium muß ſchwer, dicht, äußerlich von rothbrauner Farbe, auf dem Bruche glänzend ſeyn. In der Medicin wird dieſes Mittel als Arznei gebraucht, indem es mächtig auf das Nervenſyſtem wirkt, in geringer Gabe zuerſt das Gefäßſyſtem und das Nervenſyſtem zu ſtärkerer Thätigkeit reizt, hintennach aber ſchwächt, welches in größerer Gabe bis zur Betäubung, ja bis zur gänzlichen Vernichtung der Nervenkraft kommen kann. Es wird deswegen unter die betäubenden Gifte gerechnet. Als Medicament iſt das Opium ſchon über zweitauſend Jahre im Gebrauch. Diagoras, ein Zeitgenoſſe des Hippokrates, verwarf zwar die Anwendung davon, aber die empiriſche Schule gebrauchte es häufig. Auch haben wir noch mehrere Vorſchriften zu Opiatmiſchungen aus den damaligen Zeiten, z. B. das Philonium von Philo, der Mithridat von Damokrates, u. a. m. Noch mehreren Gebrauch machten die arabiſchen Aerzte von dem Opium, und Paracelſus empfahl es unter den europäiſchen Aerzten zuerſt und ſehr eindringlich. Obgleich es in verhältnißmäßig großen Gaben, z. B. von einem Gran bei Kindern, und von 4 bis 5 Gran bei Erwachſenen, als Gift wirkt, ſo giebt es doch im Orient, beſonders unter den Türken, viele Perſonen, die man Opiophagen (Opiumseſſer) nennt, weil ſie an den Genuß deſſelben ſich allmählig ſo gewöhnt haben, daß ſie täglich

etwas davon nehmen können, um ſich, anſtatt des Weins, eine Art von Rauſch dadurch zu verſchaffen. Anfangs nehmen ſie ganz kleine Portionen, etwa von der Größe eines Nadelkopfes, allmählig ſteigen ſie bis zur Größe einer Erbſe. Bald nach dem Genuſſe empfinden ſie eine angenehme Munterkeit, ſie ſind weit lebhafter und thätiger, ſie ſtimmen ſich auf jeden Ton, den ſie wählen. Wählen ſie den Zorn, ſo ſind ſie muthig bis zur Raſerei, und ſtürzen ſich blindlings in jede Gefahr hinein; wählen ſie ſanfte Gefühle, ſo ſchweben die angenehmſten Bilder und wollüſtige Phantaſien ihnen vor, eine innige Zufriedenheit lächelt aus ihnen, die alle Anweſenden gleichſam ſtillſchweigend von ihrem Glücke überredet. Dieſer gegebene Schwung dauert aber nur ſo lange, als der Rauſch des Mohnſafts nachhält; nach einigen Stunden verfliegt dieſer, und Erſchlaffung, Unmuth und Schmerz tritt dann an die Stelle des vorigen Wohlbehagens. Wider dieſe Folge wird eine neue Doſis Opium genommen, die immer größer ſeyn muß, wenn ſie dieſelbe angenehme Wirkung hervorbringen ſoll; allein auch immer unerträglicher wird der nachfolgende Zuſtand von Trägheit, Verdroſſenheit und Erſchlaffung; die Farbe des Geſichts verſchwindet, der Körper magert ab, die Glieder zittern, alles Gefühl wird ſtumpf. Sinnlos, und wie unvernünftiges Vieh ſterben ſie endlich mit hinzukommender Waſſerſucht oder andern Cacherien. Da dieſes Mittel denen ſo ſchädlich iſt, welche ſich doch durch öftern Gebrauch daran gewöhnt haben, ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß ſein Gebrauch als Arzneimittel die größte Vorſicht erfodert; da ſo kleine Gaben, als z. B. ein Gran, ſchon als Gift wirken können. Um ſo weniger iſt es zu entſchuldigen, wo die Medicinalpolizei nicht den Verkauf deſſelben den Materialiſten, Droguiſten, und ſelbſt den Apothekern an andere, als auf Verordnung der Aerzte, verbietet. Auch die Kinderpulver, die ſogenannten Ruhpulver, unter welchen Opium iſt, ſollten nicht verkauft werden dürfen, da ſchon manches Kind mit ſolchen Ruhpulvern in die ewige Ruhe befördert worden iſt. Gegen die Opiatvergiftung, welche ſich durch heftige Unruhe, Erbrechen, Zuckungen, Unbewußtheit, kalten Schweiß, endlich Schlafſucht und gänzliche Unempfindlichkeit äußert, und zuletzt unter Zufällen von Schlagfluß tödtet, iſt nach vorausgeſchicktem Brechmittel, der reichliche Genuß eines ſtarken Caffées, oder eines guten Rheinweins, Säuren mit Kampfer, das beſte Gegenmittel. H.

Oporinus (Johann), eigentlich Herbſt, ein gelehrter Buchdrucker, geboren zu Baſel 1507, war der Sohn eines unbemittelten Mahlers. Er ſtudirte zu Straßburg, indem er ſeinen Unterhalt durch Stundengeben, Abſchreiben und Correcturenleſen erwarb. Um ſeine Umſtände zu verbeſſern, verheirathete er ſich mit einer alten Frau, die ein beträchtliches Vermögen, aber einen ſehr unfreundlichen Charakter hatte. Er ertrug ihre üble Laune bis an ihren Tod, ohne auch nur durch einen Theil ihres Vermögens entſchädigt zu werden. Da ſeine Freunde ihm zum Studium der Medicin und Phyſik riethen, trat er als Lehrling und Schreiber in die Dienſte des berüchtigten Paracelſus, der ihm die Mittheilung einiger ſeiner mediciniſchen Arcana verſprach. Allein Oporinus ſah ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht, verließ ihn und legte zu Baſel eine griechiſche und lateiniſche Schule an. Endlich übernahm er gemeinſchaftlich mit einem gewiſſen Robert Winter, der ſeinen Namen auch ins Griechiſche überſetzte und ſich Chimerinus nannte, eine Buchdruckerei. In dieſem Geſchäft war er unermüdlich; er beſchäftigte ſechs Preſſen, und gab kein Buch heraus, das er nicht ſelbſt ſorgfältig corrigirt hatte. Aber ſein großer Fleiß wurde nicht durch Glücksgüter belohnt. Sein Compagnon ſtarb inſol-

zent, und nur durch die Unterſtützung ſeiner Freunde konnte Oporinus das Geſchäft fortſetzen. Er ſtarb im J. 1568, und hinterließ beträchtliche Schulden. Außerdem, daß er den Druck vieler ſchätzbaren Werke beſorgte, verfaßte er ſelbſt folgende Schriften: Notae in Solinum; Onomasticon nominum propriorum; Notae in Ciceronis opera; Notae in Hesiodi opera; Epistolae u. ſ. w. Sein Zeichen iſt Arion mit einem ſchwimmenden Delphin, bisweilen mit der Beiſchrift: Invia virtuti nulla est via, oder Fata viam invenient. Als einen Beweis ſeiner raſtloſen Thätigkeit führt man folgende Inſchrift an, die er über ſeine Thür ſetzte: Quisquis es, rogat de Oporinus etiam atque etium, ut, si quid est, quod a se velis, perpaucis agas, deinde actutum abeas, nisi tanquam Hercules, defesso Atlante, veneris suppositurus humeros. Semper enim erit, quod et tu agas.

Oporto oder **Porto**, eine Stadt in der portugieſiſchen Provinz Entre Minho e Duero; ſie iſt nach Liſſabon die reichſte und hat den ſtärkſten Handel, der hauptſächlich in Wein beſteht, wovon eine große Quantität unter dem Namen Portwein jährlich nach England geht. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich mit Einſchluß von Gaya und Villanova auf mehr als 60,000. Der Biſchof von Oporto ſteht unter dem Erzbiſchof von Braga. Es wohnen hier ungefähr 30 engliſche Familien, die vornehmlich den Weinhandel betreiben. Der Hafen, Barra genannt, hat eine Sandbank, die, wenn das Waſſer nicht merklich hoch iſt, das Ein- und Auslaufen gefährlich macht. Den Eingang des Hafens ſchützen zwei Forts: De Leixões auf der Nordſeite der Flußmündung, und S. Juan de Foz näher gegen die unbefeſtigte Stadt. Oporto hat ſeinen Urſprung von einem Orte **Cale**, der auf der andern Seite des Stroms auf einem Berge lag, von welchem ſich ein Theil der Einwohner an dieſem bequemern Platz niederließ, der Porto Cale (der Hafen von Cale) genannt wurde, und von dem der Name des Königreichs Portugal herkommt.

Oppian, ein ſpäterer griechiſcher Dichter, als deſſen Vaterſtadt ſein anonymer Biograph Anazarbos in Cilicien, Suidas aber Corycus angiebt. Sein Vater war Ageſilaus, ein reicher Mann und Philoſoph, welcher wegen einer dem Kaiſer Severus bewieſenen Unhöflichkeit von dieſem auf die Inſel Malta verbannt wurde. Der Sohn, welcher vom Ageſilaus eine wiſſenſchaftliche Erziehung erhalten hatte, begleitete ihn nach Malta, legte ſich hier auf die Dichtkunſt und verfertigte ein Gedicht vom Fiſchfang (Helieuticon), das er nach Einigen dem Kaiſer Severus, nach Andern dem Antonius Caracalla überſchickte. Es fand ſo vielen Beifall, daß er nicht allein die Befreiung ſeines Vaters aus dem Exil, ſondern auch für jeden Vers ein Goldſtück zur Belohnung erhielt. Bald nach ſeiner Rückkunft in ſein Vaterland ſtarb er an der Peſt in einem Alter von kaum 30 Jahren. Außer dem Gedicht über den Fiſchfang ſchreibt man ihm auch ein Gedicht von der Jagd (Cynegetica) in vier Büchern zu. **Schneider** hat den Ungrund davon gezeigt, und wiewohl **Belin de Ballu** die gewöhnliche Meinung vertheidigt, ſo kann er doch Schneiders Beweiſe nicht entkräften. Der griechiſche Biograph bezeugt auch, daß Oppian ein Gedicht vom Vogelfange (Ixeuticon) verfertigt habe, welches aber verloren gegangen iſt. Es iſt davon nur noch eine griechiſche Paraphraſe in Proſa vorhanden. Die beſte Ausgabe des Oppian iſt von Schneider, Straßburg, 1776.

Oppoſition, der Gegenſchein, ſ. Aſpect.

Oppoſitionspartei, ſ. Miniſterialpartei.

Optik iſt die Lehre vom Licht in der umfaſſendſten Bedeutung des

Worts, und in dieſem Sinne würde auch die ganze Lehre vom Sehen und von der ſcheinbaren Größe und Lage der Gegenſtände, als die Perſpective einen Theil derſelben ausmachen. Im engern Verſtande aber begreift die Optik nur das, was zu den eigenthümlichen Eigenſchaften und Erſcheinungen des Lichts, als Materie betrachtet, gehört. Die beiden allgemeinſten Erſcheinungen ſind die der Zurückſtrahlung und der Brechung. Auf dem einfachen Geſetz der erſtern, daß die Lichtſtrahlen von einer Fläche unter demſelben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem ſie auffallen, beruht die Catoptrik (ſ. d. Art.), ſo wie die Dioptrik (ſ. d. Art.) auf dem Geſetz, daß der Lichtſtrahl bei ſeinem Uebergange aus einem durchſichtigen Mittel in ein anderes von ſeinem geraden Wege abgebrochen wird, und zwar ſo, daß bei dem Uebergange aus einem dünnern Mittel in ein dichteres (z. B. aus Luft in Glas) der Einfallswinkel (d. i. der Winkel, den der einfallende Lichtſtrahl mit der auf die durchſichtige Fläche in dem Einfallspunkte errichteten ſenkrechten Linie oder dem Einfallslothe bildet) größer iſt als der Brechungswinkel (d. i. der Winkel zwiſchen dem gebrochenen Strahle und dem Einfallslothe), hingegen umgekehrt der Brechungswinkel größer iſt als der Einfallswinkel, wenn das Licht aus Glas oder Waſſer in Luft, aus dem dichtern Mittel in ein dünneres übergeht. Aus dieſen Geſetzen wird nun mit Hülfe der Mathematik die Theorie der Spiegel und Linſengläſer (vgl. d. Art. Convex und Concav), der Teleſcope, Fernröhre und Mikroſcope, ſo wie der Farben (ſ. Farbenlehre) u. ſ. w. abgeleitet, was hier aber nicht weiter ausgeführt werden kann, ſondern worüber die beſondern Artikel (vergl. Art. Licht) nachzuſehen ſind. L.

Orakel, Götterausſprüche, waren ein wichtiger Theil des Religionsweſens der alten Welt. Ihre Entſtehung und Beſchaffenheit zu beſtimmen, fehlt es faſt ganz an unparteiiſchen Nachrichten des Alterthums. Wir finden indeß, daß die erſten und berühmteſten Orakel oder Orte, wo Götterausſprüche (Orakel) ertheilt wurden, von Ausländern geſtiftet oder doch nach deren Muſter errichtet worden. Die ägyptiſchen Orakel entſtanden in ſolchen Zeiten, bis zu welchen nicht einmal Ueberlieferungen, viel weniger hiſtoriſche Denkmäler hinaufreichen. Das älteſte war das zu Meroe, nächſtdem zu Theben und Ammonium. An allen drei Orten herrſchte der Dienſt des Jupiter Ammon. Wie dieſe Orakel mögen beſchaffen geweſen ſeyn, könnten wir aus einem Abkömmling des letztern, dem Orakel zu Dodona, dem älteſten in Griechenland, vielleicht mit größerer Sicherheit ſchließen, wenn dieſes Orakel nicht ein Gemiſch aus Pelasgiſchem und Aegyptiſchem geworden wäre. Herodots Erzählung von dem Urſprunge dieſes Orakels unter den Pelasgern zeigt, daß man von Afrika aus verſuchte, ſich durch Gründung eines Orakels in Griechenland feſtzuſetzen; allein früher ſchon war die heilige Buche hier orakelgebend, und das Rauſchen in ihren Wipfeln das Orakelzeichen geweſen; die heiligen Weiber (Wahrſagerinnen, die ſchwarzen Tauben bei Herodot) aus Afrika ammoniſirten bloß dieſes pelasgiſche Orakel. Gleich alt mit dieſem war vielleicht das Orakel in Böotien, welches erſt der Gäa, dann der Themis angehört hatte, und nachher an Apollo kam. Später bildete ſich das Orakel zu Delphi aus, welches theils wegen ſeiner günſtigen Lage, theils wegen ſeiner Verbindung mit dem Amphiktyonengericht zu Pyläa das wichtigſte von allen wurde. — Außerdem aber hatten Zeus und Apollon noch verſchiedene andere Orakel, Zeus zu Elis, zu Piſa, und auf Creta in einer unterirdiſchen Höhle, Apollon aber auf Delos, wo das Rauſchen der Bäume das Orakelzeichen gab, zu Milet, auch das Orakel der Bran-

chiden oder des didymäiſchen Apollo genannt, wo eine heilige Quelle begeiſterte, zu Klaros, unweit Kolophon, wo ein heiliger Brunnen begeiſterte, zu Abä in Phocis, zu Lariſſa in Argos, vier in Böotien, zu Ichnä in Macedonien, zu Orope auf Euböa, zu Hybla in Sicilien u. a. m. Nächſt den Zeus- und Apollonsorakeln ſtanden in Griechenland in großem Anſehn das Orakel des Trophonius zu Lebadia in Böotien und des Amphiaraus zu Oropus, auf der Gränze zwiſchen Attika und Böotien. Here hatte im corinthiſchen Gebiete zwiſchen Lechäum und Pagä ein Orakel gehabt, Hermes hatte eins zu Pharä in Achaja, Pan an der Gränze von Piſa, Herkules zu Bura in Achaja, wo das Orakel entwürfelt wurde, Dionyſus zu Amphiklea in Phocis, das ſich durch Träume erklärte, ſo wie das Orakel der Ino zu Thalamä in Laconien, des Aeſculap zu Epidaurus u. a. m. Eines Orakels des Ulyſſes gedenkt Tzetzes, und auch andere Heroen und Seher hatten deren, außer den oben ſchon genannten, z. B. Tireſias, Mopſus, Amphilochus u. a. — Die Römer hatten, wenn man die Albunea, die cumaniſche Sibylla, die ſibylliniſchen Bücher, das Orakel des Faunus und der Fortuna zu Präneſte abrechnet, welche ſämmtlich in die älteſte Zeit gehören und nachher verſchollen, keine einheimiſchen Orakel, ſondern nahmen ihre Zuflucht zu den gangbaren griechiſchen und ägyptiſchen. — Ueber Gründung von Städten und Colonien, die Einführung neuer Verfaſſungen, wichtige Unternehmungen im Krieg und Frieden, und beſonders in allen großen Nöthen wendete man ſich an die Orakel, deren Vorſteher eben ſo vieler Behutſamkeit als Klugheit bedurften, um ſich nicht bloß zu ſtellen. Dunkelheit und Zweideutigkeit in den Ausſprüchen war ein gewöhnliches Auskunftsmittel. Dennoch kamen zuweilen Widerſprüche vor. Trotz deren aber und trotz der bekannt gewordenen Beſtechungen behaupteten ſie ſich lange in ihrem Anſehn, und ſanken nicht eher als nach dem Verluſt der Freiheit und Unabhängigkeit von Griechenland. Unter der Regierung des Theodoſius wurden die Tempel der weiſſagenden Götter entweder zerſtört oder geſchloſſen.

Orang-Outang. Dieſer oft mit dem afrikaniſchen Waldmenſchen oder Schnüpanſe, dem menſchenähnlichſten von allen Affenarten, verwechſelte, von Linnée aber ſogar als eine Gattung von Menſchen unter dem Namen Homo troglodytes aufgeführte Affe iſt einzig auf Borneo zu Hauſe, und wird ungefähr vier Fuß hoch. Er lebt in den großen Wäldern dieſer Inſel, und iſt ſehr geſchickt im Klettern und Springen. Der Arme und Hände bedient er ſich wie der Menſch zum Zugreifen und Feſthalten. Er bricht Aeſte von den Bäumen und ſchlägt damit nach ſeinen Feinden. Bei ſeiner ungeheuern Kraft ſchlägt er den ſtärkſten Menſchen mit leichter Mühe nieder. Man kann daher auch nur die Jungen lebendig fangen. Dieſe werden zahm, gewöhnen ſich an den Menſchen und laſſen ſich, da ſie ſehr gelehrig und dabei geſchickt ſind, zu allerlei Künſten und Geſchäften abrichten. Unter andern lernen ſie auf dem Seile tanzen, Waſſer holen, Reiß ſtampfen, Gläſer und andere Gefäße ausſpülen, den Bratſpieß umdrehen und dergleichen. An das europäiſche Clima gewöhnen ſie ſich nicht wohl, und ſterben meiſtens nach kurzer Zeit.

Oranien, Orange, ein kleines Fürſtenthum, das nach dem Tode Königs Wilhelm von England von dem König von Preußen, welcher Erbſchaftsrechte darauf hatte, an Frankreich abgetreten, und 1714 zum Gouvernement der Dauphiné geſchlagen wurde. Jetzt gehört es zum Departement der Vaucluſe. Ueber das Haus Oranien ſ. Naſſau.

Oratorium iſt ein geiſtliches, durchaus lyriſches, mit Muſik aufzuführendes Drama zum gottesdienſtlichen Gebrauch bei hohen Feiertagen,

welches zur Abſicht hat, die Herzen der Zuhörer mit Empfindungen für irgend einen erhabenen Gegenſtand der Religion zu durchdringen. Der Stoff dazu iſt irgend eine bibliſche Handlung oder ſonſt eine geiſtliche Geſchichte; die Muſik muß ohne geſuchte Zierlichkeit, durchdringend, erhaben, feierlich ſeyn. Den Urſprung der Oratorien ſetzt man in die Zeiten der Kreuzzüge, wo ganze Haufen chriſtlicher Pilgrimme Geſänge fertigten, worin ſie das Leben und den Tod des Erlöſers, das jüngſte Gericht, wohl auch die Wunderwerke der Heiligen und ihre Martern beſangen. Mit dem Pilgrimmſtabe, Hut und Mantel verſehn, ſangen ſie dieſe Geſchichten auf Straßen und öffentlichen Plätzen ab. Ihre jetzige Form erhielten die Oratorien in Italien, wo ſie zuerſt der heilige **Philipp von Neri** (geboren zu Florenz 1515, geſtorben zu Rom 1595), der Stifter des Oratorienordens, um das J. 1540 eingeführt haben ſoll, und wo ſie anfangs unter dem Titel Laudi spirituali gedruckt wurden. Den Namen **Oratorium** erhielten ſie erſt in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, wahrſcheinlich von der vorgedachten Geſellſchaft. Anfangs waren ſie auch mehr Erzählung als Drama, indem eine beſondere Perſon den Zuſchauern die Geſchichte erſt hererzählte und dann nur wenige Arien Statt fanden. Dieſe langweilige Art wurde zuerſt von **Spagna** (1656) abgeſchafft, und die Oratorien ihrer jetzigen Form näher gebracht, ſo daß gegenwärtig in Italien zur Faſtenzeit nichts gewöhnlicher iſt als dieſe Oratorien, worunter ſich unter den neuern die von Metaſtaſio beſonders auszeichnen. Die Muſik hat ſich in den neuern Oratorien ſehr von der urſprünglichen Einfachheit und dem andächtigen Ausdruck entfernt, und iſt zu ſehr opernmäßig geworden. In England wurde dieſe Dichtungsgattung zuerſt von **Händel** eingeführt, nur daß derſelbe ſeine Texte immer von ſehr mittelmäßigen Dichtern hernahm. In Frankreich hat man lange nichts von dieſer Gattung wiſſen wollen; auch paßt nach Rouſſeau's Urtheil die franzöſiſche Muſik ſo wenig für das Drama, daß man ihre Unzulänglichkeit ſchon genug beim Theater, geſchweige denn in der Kirche wahrnehme. Erſt in den neueſten Zeiten ſind dergleichen im Concert spirituel eingeführt worden. In Deutſchland ſind die bekannteſten Oratorien der Tod Abels, Abraham auf Moria, die Schöpfung und Ramlers Tod Jeſu, wenn letzterer nicht vielmehr eine Paſſions-Cantate zu nennen iſt.

Orbilius Pupillus, ein Grammatiker von Benevent, that anfangs Kriegsdienſte in Macedonien, unterwies dann einige Zeit in ſeinem Vaterlande die Jugend, kam unter Cicero's Conſulat nach Rom, wo er mit großem Beifall lehrte. Dem Horaz, der ihm wegen ſeiner Strenge den Beinamen plagosus giebt, verdankt er hauptſächlich die Ehre, daß ſein Name noch jetzt als Appellativum für einen einbläuenden Schulmeiſter gebraucht wird.

Orcadiſche Inſeln, Orkney's, ſind 30 bis 40 kleine zu Schottland gehörige Inſeln, welche ſich von Norden nach Süden bis an Schottland erſtrecken, von welchem ſie durch eine Meerenge abgeſondert werden. Sie haben Zinn-, Blei- und Eiſenbergwerke, geſunde Luft und auf den Küſten einen reichen Heringsfang. Nur 28 derſelben ſind bewohnt; man ſchätzt ſämmtliche Einwohner auf 32,000. Die bedeutendſte unter dieſen Inſeln iſt Mainland oder Pomona.

Orcheſter wird theils der in dem Schauſpielhauſe vor dem Theater befindliche und durch ein Geländer von den Zuſchauern abgeſonderte Ort, theils auch in dem Concertſaale diejenige gewöhnlich etwas erhöhte Abtheilung deſſelben genannt, wo die Muſiker ſich befinden. Sehr oft aber

braucht

braucht man das Wort Orcheſter auch in einem uneigentlichen Sinne, und verſteht darunter die Geſellſchaft der Tonkünſtler ſelbſt, die an dieſem Orte die Muſik ausüben. Im letztern Sinne begreift man darunter die Ausüber aller in der heutigen Muſik gebräuchlichen Inſtrumente, welche ſich verſammeln, um irgend ein muſikaliſches Stück, ſey es Oper, Kirchenmuſik oder Concert, aufzuführen. An ihrer Spitze ſteht alsdann der Anführer, der, wenn die Muſiker einem Fürſten angehören, Capellmeiſter, und in den andern Fällen Muſikdirector genannt wird. Dieſer gebietet über das ganze Orcheſter, giebt das Tempo an und berichtigt die von den einzelnen Muſikern begangenen Fehler. Er dirigirt in den italieniſchen Opern gewöhnlich am Flügel, in den meiſten deutſchen Opern mit der Geige, in den franzöſiſchen hingegen aber bloß mit dem Taktſtocke. Außer dieſem Orcheſterdirector giebt es auch noch einen andern Anführer, der übrigens ein geſchickter Muſicus ſeyn muß, welcher die Geigen, als die in einem Orcheſter wichtigſten Inſtrumente, anführt, und beſonders dazu beſtimmt iſt, das vom Orcheſterdirector angegebene Tempo mit der Geige ſchnell aufzufaſſen und den übrigen Muſikern eben ſo ſchnell mitzutheilen. Pq.

Orcus, ein Name des Pluto, auch bisweilen der Unterwelt, des Reichs des Pluto.

Ordalien, ein altdeutſches Wort, das ſo viel als **Urtheile** bedeutet, nannte man die **Gottesurtheile**, die ein Erzeugniß des ehemaligen Aberglaubens und des Mangels an Aufklärung in der Rechtsgelehrſamkeit waren. Man glaubte (und dieſer Glaube findet ſich nicht bloß bei den Deutſchen, ſondern auch bei den Engländern, Dänen, Norwegern und andern Nationen), daß da, wo dem menſchlichen Richter alle Beweiſe für Recht oder Unrecht, Schuld oder Unſchuld fehlten, der wahrheit- und gerechtigkeitsliebende Gott ſelbſt durch ein Wunder kund machen werde, was wahr und recht ſey. In dieſer Meinung ließ man denjenigen, wider den Verdacht da war, gewiſſe Handlungen, welche ihrer Natur nach dem Handelnden ſchaden mußten, feierlich in Gegenwart der Prieſter vornehmen, und erklärte ihn für unſchuldig, wenn er ſie ohne Nachtheil überſtehen konnte. Dieſe Handlungen nun heißen **Ordalien** oder **Urtheile Gottes**, und waren bei den Deutſchen beſonders üblich. Da das Gelingen oder Mißlingen derſelben, einzelne Zufälle abgerechnet, immer von denen abhing, welche die Vorbereitungen zu dieſen Proben trafen, ſo war dadurch dem Betrug und der Tücke, beſonders der Pfaffen, ein weites Feld eingeräumt. Tauſende von Unſchuldigen wurden aufgeopfert, während die abſcheulichſten Verbrecher triumphirend entrannen. Nach **Fr. Majers Geſchichte der Ordalien, insbeſondre der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutſchland** (Jena, 1795) waren in Deutſchland vorzüglich folgende Gottesurtheile üblich: **der gerichtliche Zweikampf**, in welchem der **Beſiegte** für ſtrafbar geachtet wurde, die **Feuerprobe**, die **Waſſerprobe**, der **geweihte Biſſen**, das **Abendmahl**, das **Kreuzgericht** und das **Bahrrecht**. In **peinlichen** Fällen bediente man ſich, wenn man den Thäter nicht gewiß ausfindig machen konnte, aller dieſer Mittel, und einiger derſelben auch in **bürgerlichen**, ſo daß der Beklagte ſich dadurch von des Gegners nicht ganz erwieſenen Anſprüchen befreien konnte. Ihr Gebrauch ward bald ganz allgemein, da theils der Reinigungseid wenig oder gar nicht bekannt war, theils die Geiſtlichkeit durch die **Ordalien** Gelegenheit bekam, Rechtshändel aller Art ihrer Entſcheidung zu unterwerfen; und Geiſt-

liche waren es beſonders, die zur Ausbreitung derſelben beitrugen. Schon unter unſern heidniſchen Vorfahren waren Ordalien einigermaßen bekannt; und die Celten ſollen Kinder, deren Mutter wegen Ehebruchs verdächtig war, in einem Schilde auf den Rhein geſetzt, und aus deſſen Unterſinken gefolgert haben, daß die Mutter eine Ehebrecherin ſey. Die Saalfranken hatten zu Anfang des 5ten Jahrhunderts die Probe des heißen Waſſers, und ſpäter kam auch die Probe des kalten Waſſers vor. Am meiſten kamen die Ordalien nach Einführung des Chriſtenthums auf. Ein anderes Gottesurtheil war die Feuerprobe (ſ. d. Art.). Sie beſtand außer dem Angeführten auch darin, daß man dem Beklagten glühende Kohlen auf den bloßen Buſen legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Verſuche ihm oft ein mit Wachs überzogenes Hemde angezogen wurde (die Probe des wächſernen Hemdes); fand man keine Verletzung durch das Feuer, ſo erklärte man ihn für ſchuldlos, im entgegengeſetzten Fall aber folgte die Strafe. In andern Fällen gab ein Geiſtlicher dem Angeklagten einen geweihten Biſſen unter vielen Verwünſchungen in den Mund. Derjenige, welcher ihn ſogleich ohne Mühe hinterſchlucken konnte, und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit der Probe des heiligen Abendmahls, die beſonders unter Geiſtlichen und Mönchen gebräuchlich war, aber auch mit weltlichen Perſonen vorgenommen wurde. Sie nahmen nämlich zum Beweiſe ihrer Unſchuld das Abendmahl, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach deſſen Genuß ſogleich tödten oder krank machen werde. Ein anderes Gottesurtheil war das Kreuzgericht, über deſſen eigentliche Erklärung noch viel Dunkelheit herrſcht. Nach Majer war es doppelt. Entweder ſtellte man den Kläger und den Beklagten mit ausgeſtreckten oder kreuzweis ausgebreiteten Armen eine beſtimmte Zeit hindurch unter ein Kreuz, und verurtheilte den, der zuerſt die Hände bewegte oder ſinken ließ; oder man führte den angeblichen Verbrecher zu Reliquien oder in die Kirche, bezeichnete von zwei Würfeln einen mit einem Kreuz, und zog einen von beiden. Hatte nun dieſer das Zeichen des Kreuzes, ſo folgte die Befreiung von der Strafe. Endlich bediente man ſich, und zwar ſchon in den früheſten Zeiten, bei Erforſchung der Mörder, des Bahrrechts, d. h. man legte den Ermordeten auf eine Bahre, und ließ den vorgeblichen Mörder die Leiche, vornehmlich die Wunden, berühren. Floß dabei Blut aus denſelben, oder kam Schaum aus dem Munde, oder veränderte und bewegte ſich der todte Körper, ſo beſtrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen nahm man hiebei anſtatt der ganzen Leiche bloß die Hand; und dieſes hieß das Scheingehn. Aberglaube und Betrug hatten dieſe vernunftloſen Gebräuche im höchſten Anſehn erhalten; und ſelbſt die Verbote aufgeklärter Kaiſer, die von Ludwig dem Frommen an (im 9ten Jahrhundert) bisweilen erlaſſen wurden, konnten ihnen wenig Einhalt thun. Stärker wirkte denſelben der päpſtliche Stuhl durch häufige Unterſagungen und durch Einführung einer beſſern Gerichtsverfaſſung entgegen. Viele Obrigkeiten ſahen auch ſelbſt das Abgeſchmackte und Abſcheuliche derſelben ein. Die Ordalien wurden daher ſeit dem vierzehnten Jahrhundert ſeltner, und im funfzehnten fingen ſie an, durch den zunehmenden Gebrauch des canoniſchen Rechts, welches zur Ablehnung des Verdachts andere Mittel, beſonders den Reinigungseid, einführte, und noch mehr durch den allgemein verbreiteten Gebrauch des römiſchen Rechts,

nach und nach zu erlöſchen. So hörten die Feuerprobe, die Waſſerprobe u. ſ. w. auf. Indeß bediente man ſich ſelbſt in dem weit aufgeklärtern ſechzehnten Jahrhundert, und ſelbſt den erſten Jahren des achtzehnten, des Bahrrechts noch ziemlich häufig; und der fortdauernde Glaube an Zauberei erhielt in Herenprozeſſen die Probe des kalten Waſſers. Die vermeintlichen Heren wurden nämlich auf das Waſſer gelegt, und wenn ſie ſchwammen, für überführt erklärt; ja es wurde bei denſelben außer dieſer Probe (die man das Herenbad nannte, und die im 17ten Jahrhundert in Preußen und den benachbarten Gegenden noch in der erſten Hälfte des achtzehnten angetroffen wird) zuweilen auf die Herenwage erkannt; man wog ſie nämlich, und wenn ſie ein ungewöhnlich leichtes Gewicht hatten, wurden ſie für ſchuldig erklärt. Lächerlich iſt der Aberglaube einiger Gerichte, bei denen manche angebliche Heren anderthalb Quentchen oder ein Paar Loth wogen. Dieſe Albernheiten hörten nach und nach gänzlich auf, als es dem großen Thomaſius gelungen war, den Glauben an Heren faſt ganz zu verbannen. Als eine Seltenheit verdient es erwähnt zu werden, daß noch 1728 zu Szegedin in Ungarn eine Wägung mehrerer Heren vorgenommen wurde. — Demnach iſt, dieſe wenigen jetzt ebenfalls erloſchenen Reſte der Ordalien abgerechnet, das Ende des fünfzehnten und der Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts als der letzte Zeitpunkt des Ordalienunfugs feſtzuſetzen. Aber leider führte das römiſche Recht, das zu ihrem Sturze ungemein viel beitrug, an ihre Stelle ein eben ſo abſcheuliches Beweismittel in peinlichen Prozeſſen, nämlich die Tortur, ein, welche anfänglich nur an Leibeigenen, nachher aber auch an freigebornen Perſonen vollzogen wurde. — Uebrigens findet man noch jetzt die Gottesurtheile bei vielen außereuropäiſchen Völkern. So halten die Senegambier in Afrika den wegen Verbrechen verdächtigen Perſonen ein glühendes Eiſen an die Zunge; einige Neger auf der Küſte von Guinea geben denſelben Kräuter und Rinden von gewiſſer Art in die Hände, und glauben, daß die Schuldigen ſich daran verbrennen. Die Einwohner von Siam und Pegu haben die Probe des kalten Waſſers. Die Tſchuwaſſen und Oſtiaken im aſiatiſchen Rußland verbinden das Gottesurtheil des geweihten Biſſens mit einem Eide; die Chineſen haben die Feuer= und Waſſerprobe; die meiſten Ordalien aber ſind bei den Hindu's.

Orden (Ritter=). Schon zu der Zeit, als die Ritterſchaft ſelbſt noch blühte, hatten die Fürſten beſondere Geſellſchaften von Rittern oder Orden geſtiftet, von denen jeder einen beſondern Zweck und eine beſondere Auszeichnung hatte. Viele von dieſen beſondern Ritterorden haben ſich auch nach Verlöſchung der Ritterſchaft und des Rittergeiſtes noch erhalten. Ueber dieſes ſind von den Fürſten neue Orden noch dazu geſtiftet worden, ſo daß die Zahl der Orden jetzt außerordentlich groß iſt. Man kann dieſe Orden nach verſchiedenen Eintheilungsgründen auch verſchieden claſſificiren. Um dem Leſer nöthigenfalls das Aufſuchen zu erleichtern, wollen wir die vorzüglichſten noch vorhandenen Orden nach alphabetiſcher Ordnung durchgehn. Unter den Orden, welche vom Adler den Namen haben, bemerken wir zuerſt den preußiſchen ſchwarzen Adlerorden. Dieſer Orden wurde von Friedrich I., König von Preußen, zu Königsberg den 17ten Januar 1701 am Tage vor der Krönung geſtiftet, und iſt noch jetzt der erſte und vornehmſte unter den preuſſiſchen Orden. Er wird an Prinzen vom königlichen Hauſe, auswärtige Fürſten und die erſten Staatsbeamten des Reichs vertheilt. Die Or=

denszeichen ſind ein goldnes Kreuz mit acht Spitzen und goldnen Knöpfen blau emaillirt und mit Gold gerändert, zwiſchen deſſen Winkeln vier doppelte ſchwarze Adler mit ausgebreiteten Flügeln angebracht ſind. In der Mitte ſtehen ohne Umſchrift die Buchſtaben F. R. (Fridericus Rex) in Gold. Dieſes Kreuz wird an einem breiten orangefarbenen Bande getragen, welches von der linken Schulter über die Bruſt nach der rechten Hüfte zu hängt. Hierzu gehört noch auf der linken Bruſt ein ſilberner Stern, in deſſen Mitte man einen ſchwarzen fliegenden Adler, der mit der einen Klaue einen Lorbeerkranz, mit der andern einen Donnerkeil hält, mit der Ueberſchrift: Suum cuique, ſieht. Der König iſt Großmeiſter des Ordens, und die Ritter deſſelben ſind zugleich Ritter des rothen Adlerordens. Er hat keine Veränderung erfahren. — Der preußiſche rothe Adlerorden wurde im J. 1724 von dem Markgrafen Georg Friedrich Carl von Brandenburg-Bayreuth geſtiftet, und hieß damals der Orden de la Sincérité. Markgraf Chriſtian Carl Friedrich Alexander von Ansbach-Bayreuth erneuerte ihn im J. 1777, und König Friedrich Wilhelm II. erklärte ihn im J. 1792 zum zweiten preußiſchen Ritterorden. Die Ordenszeichen ſind ein weißemaillirtes goldnes Kreuz mit acht Spitzen, auf deſſen Mitte man die verſchlungenen Buchſtaben F. W. R. ſieht; in den Ecken zwiſchen den Spitzen befinden ſich vier einköpfigte rothe Adler mit rothen Kronen in goldnen Flammen. Ueber dem Kreuze ſchwebt eine goldne Königskrone, welche mittelſt eines Ringes an das dreifach colorirte Ordensband befeſtigt iſt. Der Stern iſt von Silber und mit acht Strahlen, in deſſen Mitte der rothe brandenburgiſche Adler mit dem Motto: sincere et constanter, angebracht iſt. Der jetzige König von Preußen hat dieſen Orden erweitert und eine zweite und dritte Claſſe deſſelben hinzugefügt. Der König iſt Großmeiſter. — Der goldne Adlerorden im Königreich Wirtemberg iſt der von König Friedrich I. unter dem 6ten März 1807 veränderte urſprüngliche Jagdorden, welchen Herzog Eberhard Ludwig als Jägermeiſter des deutſchen Reichs im J. 1702 geſtiftet hatte. Der Orden iſt für Tugend, Verdienſte und Freundſchaft beſtimmt. Das Ordenszeichen iſt ein Kreuz von Gold mit rubinrothem Schmelzwerk überzogen, in der Geſtalt eines Malteſerkreuzes, mit vier goldnen Adlern in den vier Ecken und zwiſchen den mittlern und untern Spitzen jedesmal mit einem Jagdhorn; in der Mitte ſteht ein rundes grün geſchmelztes Schildchen, auf deſſen Hauptſeite die verſchlungenen Buchſtaben F. R. mit der Königskrone und auf der Kehrſeite ein goldner Adler zu ſehen iſt. Neben dem Kreuze wird auf dem Rock an der linken Bruſt ein geſticktes ſilbernes Kreuz getragen, in deſſen Mitte und Boden das Ordenszeichen gearbeitet iſt, ſammt dem in einem grünen Ring um daſſelbe mit Gold geſtickten Denkſpruch des Ordens: Virtutis amicitiaeque foedus. Die Ordenskleidung beſteht in einem grünſammtnen Kleide und einem rothſammtnen Mantel. Der ſchwarzſammtne Hut à la Henri IV. iſt mit einer rothen Cocarde und zwei weißen und einer rothen Feder geziert. — Der Orden von Alcantara in Spanien hat ſeinen Namen von dem Ordenshauſe zu Alcantara, das er erhielt, als er im 13ten Jahrhundert mit dem Orden von Calatrava vereinigt werden ſollte. Der Urſprung des Ordens ſelbſt iſt unbeſtimmt. Gewöhnlich verlegt man ihn auf das J. 1177, wo er unter dem Namen der Brüder von St. Julien del Perrero geſtiftet oder erneuert wurde. Der Hauptzweck war Vertheidigung der ſpaniſchen Chriſten gegen die Mahomedaner. Er hat 33 Commenden, 4 Alkadien und gegen 80,000 Ducaten Einkünfte. Das Ordenszeichen iſt

ein grünes lilienförmiges Kreuz, welches an einem grünen Bande am Halſe getragen wird. Daſſelbe Kreuz iſt auch auf dem langen und weiſſen Mantel geſtickt. Der Orden gehört mit zu den geiſtlichen Orden. — Der St. Alexander-Newskyorden iſt vom Kaiſer von Rußland Peter I. im J. 1722 geſtiftet und hat ſeinen Namen von dem ruſſiſchen Helden und Czarewitſch Alexander, der im J. 1241 einen Sieg über die deutſchen Ritter und Schweden an der Newa erfocht. Die Ordenszeichen ſind ein ſilberner Stern und ein rothemaillirtes und mit goldnen Adlern durchſchnittenes Kreuz, in deſſen Mitte der Patron des Ordens ſteht. Er wird an einem hochrothen Bande über der linken Schulter getragen. Die Deviſe iſt: Pro labore et patria. — Der St. Andreasorden iſt der älteſte und vornehmſte aller ruſſiſchen Orden, und wird nur an Fürſten und die vornehmſten Staatsbeamten vertheilt. Er wurde im J. 1698 von Peter I. geſtiftet. Die Ordenszeichen ſind ein ſilberner Stern und ein dunkelblau emaillirtes goldnes Kreuz, welches an einem über die rechte Schulter hängenden breiten hellblauen Bande getragen wird. Auf der obern Seite des Kreuzes ſteht der Märtyrer Andreas mit den Buchſtaben S. A. P. R. (Sanctus Andreas, Patronus Russiae), auf der Rückſeite befindet ſich der ruſſiſche Adler. — Der St. Andreas- oder Diſtelorden in Schottland ſoll nach Einigen daſelbſt ſchon im 9ten Jahrhundert, nach Andern von Jacob V., König von Schottland, im J. 1540 geſtiftet worden ſeyn. Die neueſte Einrichtung des Ordens ſchreibt ſich von den J. 1714 und 1723 her. Das Ordenszeichen beſteht in einer goldnen Medaille, auf welcher ſich das Bildniß des heiligen Andreas mit dem Andreaskreuze befindet, mit der ſilbernen Umſchrift: Nemo me impune lacessit. Man trägt es an einem grünen Bande von der linken zur rechten Seite. — Der St. Annenorden in Rußland wurde im J. 1735 von der Kaiſerin Anna geſtiftet. Die Ordenszeichen beſtehen in einem ſilbernen Stern und einem viereckigen goldnen und flammenden Kreuz, von rothem Email, auf deſſen Vorderſeite die heilige Anna mit einem Kreuz in der Hand abgebildet iſt; auf der Kehrſeite lieſt man die Buchſtaben A. P. J. F. (Amantibus Pietatem, Justitiam, Fidem). Dieſes Kreuz wird an einem breiten hochrothen Bande auf der rechten Seite der Bruſt getragen. Die Ritter ſind in drei Claſſen abgetheilt. — Der Orden der Annunciade von Savoyen wurde i. J. 1362 von Amadeus VI., Grafen von Savoyen, zu Ehren der Geheimniſſe des Roſenkranzes geſtiftet, und im J. 1518 erneuert. Das Ordenszeichen beſteht aus einer drei Finger breiten, aus goldnen, weiß und roth emaillirten Roſen zuſammengeſetzten Kette, auf welcher die Buchſtaben F. E. R. T. (Fortitudo Ejus Rhodum Tenuit) befindlich ſind. Unter denen hängt noch ein aus drei Zweifelsknoten beſtehender Ring, in welchen die Geſchichte der Verkündigung der Jungfrau Maria abgebildet iſt. — Die Ritter von Avis wurden von König Alphons I. von Portugal nach der Eroberung von Evora im J. 1142 gegen die Mauren geſtiftet. Ihren Namen haben ſie von Avis, einem Städtchen und Schloſſe, welches an einem Fluſſe gleiches Namens in der Provinz Alentejo liegt, und wohin ſie von Alphons II. im Jahr 1211 verſetzt wurden. Während Portugal unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtand, waren ſie eine Zeit lang mit dem Calatravaorden vereinigt. Dieſer Orden war anfangs ein bloß geiſtlicher Orden. Die Ordenszeichen beſtehen in einem weißen Mantel mit einem grünen Lilienkreuze auf der linken Seite, an deſſen Fuße zwei Vögel ſtehen. — Der Bathorden wurde von Heinrich IV., König von England, im

J. 1399 bei der Veranlaſſung geſtiftet, daß dieſer König auf das Anſuchen zweier bedrängten Witwen ſogleich ſein Bad verließ, um ihnen zu helfen. Die jetzigen Statuten des Ordens rühren von Georg I. (1725) her. Das Ordenszeichen beſteht in einer goldnen Medaille, in deren Mitte man auf blauem Grunde ein Scepter mit drei Kronen, wovon die eine das Scepter deckt, die beiden andern aber zur Seite zwiſchen zwei rothe Roſen und zwei grüne Diſtelblätter geſtellt ſind. In der rothen Umgebung lieſt man in goldner Schrift die Worte: In uno tria juncta. Dieſe Medaille hängt an einem rothen Bande, welches von der linken auf die rechte Seite fällt. Außerdem wird auf der linken Bruſt ein ſilberner Stern getragen. — Der Orden von Calatrava, ein geiſtlicher ſpaniſcher Orden, wurde im Jahr 1158 vom König Sanchez von Caſtilien geſtiftet, nach Eroberung der Stadt Calatrava in Andaluſien, welche der König demjenigen verſprochen hatte, der ihre Vertheidigung übernehmen würde. Dieſe Ritter zeichneten ſich auch in der Folge ſehr durch ihre kriegeriſche Tapferkeit gegen die Araber aus. Jetzt beſitzt der Orden ſehr viele Güter, welche in 24 Commenden und 8 Priorate vertheilt ſind und über 120,000 Ducaten einbringen. Das Ordenszeichen iſt ein rothes lilienförmiges Kreuz, das Ordenskleid ein weißer Mantel, mit dem Kreuze auf der linken Bruſt. Der König iſt Großmeiſter ſeit 1523, da vorher auch die Päpſte Antheil an dem Großmeiſterthum verlangt hatten. Sonſt durften die Ritter, da der Orden geiſtlich iſt, ſich nicht verheirathen. Seit 1740 legen ſie ſtatt des Gelübdes der Keuſchheit das Gelübde der ehelichen Treue ab. — Der Carlsorden in Spanien wurde von Carl III., König von Spanien, im J. 1771 der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria gewidmet. Die Ritter ſind in zwei Claſſen getheilt: 1. Großkreuze, 60 an der Zahl. Außer den Gliedern der königlichen Familie können bloß Adelige und Militärs, die wenigſtens 25 Jahre alt ſind, Großkreuze werden. Ihre Inſignie iſt ein von der rechten zur linken Seite gehendes breites, dreifach geſtreiftes Band, welches in der Mitte weiß und an beiden Seiten himmelblau iſt, und deſſen beide äußerſte Enden in einen Knoten geſchlungen ſind. An dieſem Knoten hängt ein Kreuz, das auf der einen Seite das Bild der Empfängniß, auf der andern den Namenszug Carls III. mit der Deviſe: Virtuti et merito, zeigt. Der auf der linken Bruſt des Kleides geſtickte ſilberne Stern ſtellt das nämliche Kreuz vor, mit einem himmelblauen Medaillon, auf welchem die Empfängniß der Jungfrau Maria mit jener Deviſe in der Umſchrift abgebildet iſt, von Strahlen umgeben, unter welchen man den Namenszug Carls III. erblickt. 2. Penſionirte Ritter und überzählige; die Zahl der erſtern iſt 200, von denen jeder 250 Thlr. Penſion bezieht. Sie tragen, jedoch im verjüngten Maßſtabe, das nämliche Kreuz wie die Großkreuze, und einen ähnlichen Stern im Knopfloche. Dieſes kleine Kreuz können auch Bürgerliche erhalten, die ſich irgend ein Verdienſt erworben haben oder in beſonderer Gunſt bei Hofe ſtehen. — Der Carlsorden in Wirtemberg wurde von dem Herzog Carl Eugen von Wirtemberg im Jahre 1759 geſtiftet, und iſt jetzt in den ſogenannten Militär=Verdienſtorden verwandelt. Er beſteht aus vier Claſſen: Großkreuze, Commandeurs erſter Claſſe, Commandeurs zweiter Claſſe, und Ritter, und enthält Penſionen für die älteſten Mitglieder jeder Claſſe. Das Ordenszeichen iſt daſſelbe, wie bei dem Civil=Verdienſtorden, von welchem ſogleich die Rede ſeyn wird, nur mit dem Unterſchiede, daß es an einem gelben, ſchwarz eingefaßten Bande getragen wird. — Der Catharinenorden in Rußland oder

der Orden der heiligen Catharina iſt ein weiblicher Orden, der von Peter I. im J. 1714 zu Ehren ſeiner Gemahlin Catharine, die ihn im J. 1711 am Pruth aus jener bekannten großen Verlegenheit gerettet hatte, errichtet wurde. Die Ordenszeichen beſtehen aus einem ſilbernen Sterne und einem roth emaillirten goldnen Schilde, welcher an einem hochrothen Bande mit ſilberner Einfaſſung hängt und von den Damen über die rechte Schulter nach der linken Seite übergehangen getragen wird. Auf der Vorderſeite des Schildes ſieht man ein weißes Kreuz mit dem Bilde der heiligen Catharine; auf der Rückſeite ein Neſt voll junger und zwei alte Adler, welche Schlangen verſchlingen, mit der Deviſe: Aequat munia comparis. Die Damen, welche dieſen Orden tragen, werden in Groß- und Kleinkreuze eingetheilt. — Der Civil-Verdienſtorden in Wirtemberg iſt zur Belohnung beſonderer Verdienſte im Civilſtande für diejenigen beſtimmt, welche durch ihre Geburt oder ihre Stelle von dem großen wirtembergiſchen Jagdorden oder dem großen Orden des goldnen Adlers ausgeſchloſſen ſind. Er beſteht aus drei Claſſen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Das Ordenszeichen iſt 1. ein mit Gold und Silber geſtickter Stern, in deſſen Mitte in einem blauen Felde die verſchlungenen Buchſtaben F. R. und in den äußern Feldern die Umſchrift: Bene merentibus, befindlich iſt. Dieſes iſt nur für die Großkreuze beſtimmt. 2. Ein goldnes, in den äußern Feldern weiß und im mittlern blau emaillirtes Kreuz, mit obiger Umſchrift und Chiffer; oberhalb iſt die Königskrone angebracht; es wird von den Großkreuzen und Commandeurs an einem ſchwarzen gelb eingefaßten ſeidenen Bande getragen. 3. Das kleine Kreuz iſt wie das vorige, jedoch ohne Krone. Alle Ritter dieſes Ordens haben für ihre Perſon die Rechte und Vorzüge des Adels. — Der königlich Sächſiſche Civil-Verdienſtorden wurde an dem Tage ſeiner Rückkehr, 7. Jun. 1815, von dem Könige von Sachſen geſtiftet, um diejenigen auszuzeichnen, welche treue Anhänglichkeit an den Fürſten und einſichtsvolle Dienſtleiſtung im Dienſte des Vaterlandes und des Fürſten in vorzüglichem Grade bewährt haben. Die Mitglieder beſtehen aus Großkreuzen, Comthuren, Rittern, und — als vierte Claſſe — aus denjenigen, die eine Civilmedaille tragen. Ein goldnes, emaillirtes, achteckigtes Kreuz, in deſſen Mitte ein runder mit einem goldnen Reife eingefaßter Schild, auf der Vorderſeite das ſächſiſche Wappen mit der Umſchrift: Friedrich Auguſt, König von Sachſen, den 7. Jun. 1815, auf der Hinterſeite der Eichenkranz u. die von ihm umſchlungene Inſchrift: Für Verdienſt und Treue, zu ſehen iſt, wird von den Großkreuzen mit Stern und einem vier Zoll breiten gewäſſerten weißen Bande, mit zwei grasgrünen Streifen zur Einfaſſung, von der rechten Schulter herablaufend, von den Comthuren an eben dieſem Bande um den Hals, von den Rittern aber mit einer Schleife im Knopfloche getragen. Ordensertheilungen und Beförderungen finden in der Regel immer am Stiftungstage ſtatt. Die Civilmedaille enthält auf der Hauptſeite des Königs Bildniß, mit der auf der Vorderſeite des Ordensſchilds befindlichen Umſchrift; die Rückſeite der Medaille iſt der des Ordenszeichens völlig gleich. — Der Civil-Verdienſtorden Leopolds wurde von dem jetzt regierenden Kaiſer Franz I. in Oeſterreich im J. 1808 geſtiftet. Er iſt zur Belohnung des Verdienſtes jeder Art beſtimmt, und kein Stand, keine Confeſſion iſt davon ausgeſchloſſen. Die Mitglieder deſſelben beſtehen aus drei Claſſen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. — Die Ritter Chriſti in Portugal bilden einen geiſtlichen Ritterorden, der ge-

gen die Mauren von König Dionyſius I. um das J. 1319 geſtiftet wurde. Das Ordenszeichen iſt ein ſchwarzes Kleid, auf welchem ſich ein rothes Kreuz befindet, das in der Mitte weiß iſt. Dieſer Orden, deſſen Großmeiſter der König von Portugal iſt, hat 454 Commenden. — Die Conſtantinsritter, ein geiſtlicher Orden, deſſen Stiftung dem Kaiſer Conſtantin, als er durch das Geſicht des Kreuzes begeiſtert, den Marentius beſiegt hatte (313), zugeſchrieben, von Andern aber richtiger dem Kaiſer Iſaak Angelus Comnenus (1190) beigelegt wird, der ihn unter den Schutz des heiligen Georgs ſtellte, woher er auch der engliſche (angelicus) und der St. Georgorden genannt wird. Nachdem ſich die Päpſte lange die Großmeiſterſchaft dieſes Ordens angemaßt hatten, wurde ſie im J. 1699 dem Herzog von Parma, Franz Farneſe, abgetreten. Das Zeichen dieſes Ordens, der im J. 1770 zu Neapel erneuert wurde, iſt ein rothes, mit Gold umgebenes, lilienförmiges Kreuz, auf welchem die vier Buchſtaben I. H. V. S. (In hoc vinces signo) ſtehen. Die große Ordenskette, welche über dem Mantel am Halſe getragen wird, beſteht aus funfzehn goldnen emaillirten Ovalſchilden, von denen das mittelſte, an welchem ſich das Bild des Ritters St. Georg zu Pferde befindet, mit einem Laubwerk von Eichen= und Oelblättern umgeben iſt. — Die Kreuzherren oder deutſche Ritter, welche ſonſt auch Ritter der Jungfrau Maria, Marianer u. Brüder des deutſchen Hauſes unſrer lieben Frauen zu Jeruſalem genannt wurden, haben mit den Johannitern einerlei Urſprung. Ein Hoſpital zu Jeruſalem, für die kranken Pilgrimme von einem Deutſchen angelegt, war die erſte Veranlaſſung. Papſt Cöleſtin III. ſtiftete den förmlichen Orden, deſſen Statuten im J. 1191 nach der Grundlage der Regel des heiligen Auguſtinus feſtgeſetzt wurden. Wegen der folgenden Geſchichte des Ordens vergleiche man den Artikel: deutſche Ritter. Sie tragen einen weißen Mantel, und auf demſelben ein ſchwarzes Kreuz. — Der ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Stern, anfangs von ſeinem erſten Wohnſitz der bethlehemitiſche Orden genannt, hat ſeit dem Jahr 1217 ſeinen Hauptſitz in Böhmen, Mähren, Schleſien und Polen. Der Großmeiſter dieſes Ordens, welcher bisher zunächſt unter dem Papſt ſtand, hält ſich in Prag auf. Das Ordenszeichen iſt ein ſchwarzes Kleid, mit einem rothen Kreuz und Stern auf der linken Bruſt und ſchwarzen Mantel. — Die Kreuzträgerinnen oder der Sternkreuzorden, ein Damenorden, den die Kaiſerin Eleonora 1668 zu Wien geſtiftet hat, und den die jedesmalige Kaiſerin als Großmeiſterin vergiebt. Das Ordenszeichen, welches die Damen auf der linken Bruſt tragen, beſteht in einem kaiſerlichen Adler, der in der Mitte ein blau emaillirtes Kreuz mit einem goldnen Herzen enthüllt, worin man den verſchlungenen Namen Chriſti erblickt. Ueber das Kreuz laufen zwei kleine Arme von Holzfarbe. Die zweiſeitige goldne Medaille, auf welcher ſich der Adler ausbreitet, wird oben und unten von einem weiß emaillirten Bande durchbrochen, worauf die Worte Salus et Gloria ſtehen. Dieſer Orden wird an einem ſchwarzen Sterne auf der linken Bruſt getragen. — Däniſcher Hausorden. Dieſer Orden, welcher bloß für Mitglieder der königlichen Familie beſtimmt iſt wurde von Chriſtian VII., König von Dänemark, bei Gelegenheit der Vermählung des Erbprinzen Friedrich mit der Prinzeſſin von Mecklenburg=Schwerin, Sophie Friederike, am 21ſten October 1774 geſtiftet. Wenn der König ſelbſt dieſen Orden trägt, ſo ſieht man ſtatt der königlichen Namenschiffer C. VII., welche ſich in einem rothen Felde mit dem Motto: Tessera Concordiae, befindet, dieſes Motto in

der Mitte ſelbſt mit der Umſchrift: Gloria ex amore patriae. — Der Danebrogorden hat ſeinen Namen von der Danebrogfahne, einem der berühmteſten Heiligthümer der däniſchen Geſchichte, und ſoll nach Einigen 1671 von Chriſtian V. geſtiftet worden ſeyn, wiewohl Andere dieſe Stiftung noch weit früher geſchehen und nur von Chriſtian V. erneuert werden laſſen. Die Statuten dieſes Ordens ſind erſt den 1ſten September 1793 unterzeichnet. Im J. 1808 wurde er ſehr erweitert und in mehrere Claſſen eingetheilt, als Großcommandeurs, Großkreuze, Ordenscommandeurs, Ritter und Danebrogsmänner. Das Ordenszeichen war ſonſt ein weiß emaillirtes Kreuz; die Kette beſtand aus dem weiß und roth geätzten Ordenszeichen und den gekrönten Buchſtaben W. u. CW. Jetzt wird das Kreuz an einem weißen gewäſſerten ſeidnen Bande getragen. Jede Claſſe hat nun noch beſondere Auszeichnungen und Inſignien, welche in der Verordnung vom 28ſten Juny 1808 feſtgeſetzt ſind. — Die Ehrenlegion. (S. d. Art.) — Der Orden der Eiſernen Krone wurde von Napoleon im J. 1805 geſtiftet, nachdem er die italieniſche Republik in ein Königreich verwandelt hatte. Dieſe alte lombardiſche Krone war das Zeichen der Decoration, und erhielt die Umſchrift: Dieu me l'a donnée, gare! a qui la touchera. Die Mitglieder des Ordens konnten nicht nur Italiener, ſondern auch franzöſiſche Militärs ſeyn, und bezogen Penſionen von 1000 bis 3000 Francs. Als der Kaiſer von Oeſterreich das nördliche Italien wieder erobert, und das lombardiſch-venetianiſche Königreich hergeſtellt hatte, beſtätigte er am 1. Jan. 1816 die Statuten dieſes Ordens, mit den erforderlichen Modificationen. Der Regent des Königreichs, der beſtändiger Großmeiſter iſt, ertheilt den Orden allen Claſſen von Verdienſten um den König und den Staat. Die Zahl der Ritter iſt – mit Ausnahme der Prinzen des kaiſerlichen Hauſes — 20 der erſten, 30 der zweiten und 50 der dritten Claſſe. Die, welche den Orden zuvor getragen, mußten ſich bei der Ordenskanzley melden, um die veränderte Decoration zu erhalten. — Der Orden vom eiſernen Helm wurde am 18. März 1814 von dem Kurfürſten von Heſſen geſtiftet, zur Auszeichnung des im Kampfe für Deutſchlands Selbſtſtändigkeit erworbenen Verdienſtes. Er iſt in zwei Claſſen und ein Großkreuz getheilt, wovon jene ein ganz gleiches, in Silber gefaßtes, ſchwarzes brabanter Kreuz von Gußeiſen auf der Vorderſeite, in der Mitte den offenen Helm, an deſſen beiden Seiten auf dem Kreuz der Namenszug W. H. und unten die Jahrszahl 1814 haben, welches an einem rothen Bande, mit weißer Einfaſſung, im Knopfloche getragen wird. Die erſte Claſſe hat neben dieſer Decoration noch ein Kreuz von rothem Bande, mit weißer Einfaſſung, auf der linken Bruſt, und das Großkreuz, noch einmal ſo groß als das der beiden andern Claſſen, wird an dem rothen Bande, mit weißer Einfaſſung, um den Hals getragen. — Der Elephantenorden in Dänemark iſt der älteſte und angeſehenſte Orden dieſes Reichs. Seine neueſte Stiftung und Einrichtung fällt in das J. 1805. Das Ordenszeichen iſt ein weiß emaillirter Elephant; die Kette beſteht aus zwei Elephanten und zwei Thürmen, die mit einander abwechſeln; das Band iſt blau und wird von der linken Schulter gegen die rechte Seite heruntergetragen. Die Ordensdeviſe iſt: Magnanimi pretium. Nach den Statuten darf dieſer Orden bloß 30 Ritter enthalten und bloß an Perſonen vom höchſten Adel und Rang vergeben werden. — Der Eliſabeth-Thereſienorden, ein Militärorden, der im J. 1750 von der Kaiſerin Eliſabeth für verdiente Stabsofficiere der öſterreichiſchen Monarchie vom

Oberſten bis zum Generale aufwärts geſtiftet wurde. Das Ordenszeichen iſt ein Stern mit acht rothen und weißen Spitzen; das weiße Mittelfeld enthält die verſchlungenen Namen Eliſabeths und Marien=Thereſiens, über welchen der erzherzogliche Hut ſchwebt. In dem Umkreiſe lieſt man die auf die im J. 1771 durch die Kaiſerin Maria Thereſia geſchehene Erneuerung des Ordens ſich beziehenden Worte: Maria Theresia parentis gratiam perennem caluit. Ueber dem Ordenszeichen hängt wieder ein Erzherzogshut, mit deſſen Maſche die Ritter den Stern auf die linke Seite der Bruſt heften. Der Kaiſer iſt Großmeiſter, und vertheilt den Orden, mit welchem eine anſehnliche Penſion verbunden iſt, an verdiente Oberſten und Generale, ohne Unterſchied der Religion. — Der Falkenorden oder der Orden der Wachſamkeit wurde im J. 1732 von dem Herzoge Ernſt Auguſt von Weimar aus Patriotismus für das deutſche Reich und deſſen Oberhaupt geſtiftet. Allmählich aber ſtarben die Mitglieder aus, und der Orden kam ziemlich in Vergeſſenheit, bis ihn der jetzige Großherzog, der Enkel des Stifters, am 18. Oct. 1815 wieder erneuerte. Der Ordenszweck iſt, nach den erneuerten Statuten, in ächt deutſchem Geiſte beſtimmt, indem Treue und Ergebenheit gegen das gemeinſame deutſche Vaterland, und Förderung vaterländiſcher Geſinnung, deutſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Bildung, als die Hauptpflichten der Ordensglieder angegeben werden. In dem Ordenszeichen iſt ein weiß emaillirter Falke, mit goldnem Schnabel und Fängen, auf einem achteckigten, goldnen, grün emaillirten Stern, zwiſchen einem kleinern viereckigten Stern zu ſehen. Unter dem Stern befindet ſich eine goldne königliche Krone, und auf der Rückſeite ein blau emaillirter Schild, mit den Worten: Vigilando ascendimus. Damit der Orden auch an Militärperſonen ertheilt werden kann, iſt der Schild für Civilperſonen mit einem Lorbeerkranze, für's Militär mit Armatur eingefaßt. Es giebt Großkreuze, Commandeurs und Ritter. Das Ordensfeſt iſt jährlich am 18. Octbr. — Der Orden des heiligen Georgs hat ſeinen Urſprung, wie ſo viele andere, aus den Zeiten der Kreuzzüge. Der Kurfürſt von Bayern, Carl Albrecht (nachmals unter dem Namen Carl VII. römiſcher Kaiſer), erneuerte ihn am 24ſten April 1729 zur Ehre der Religion und Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria und des heiligen Georgs. Die Ritter dieſes Ordens, welche ſich ſtrengen Ahnenproben unterwerfen müſſen, werden in drei Claſſen eingetheilt. Das Ordenszeichen iſt ein viereckiges Kreuz, auf deſſen einer Seite der Ritter St. Georg mit dem Lindwurm, auf der andern die kurfürſtliche Namenschiffre und in den vier Ecken die Anfangsbuchſtaben des Spruches: Justus ut palma florebit, befindlich. Der Orden wird an einem hellblauen Bande getragen, deſſen beide Seiten mit einem ſchwarzen und weißen Rand verſehen ſind. — Der St. Georgsorden in Rußland iſt ein militäriſcher Verdienſtorden, deſſen Mitglieder ſich in zwei Claſſen theilen: 1. für Officiere der Armee und Marine. Für dieſe wurde er im J. 1769 von Catharine II. geſtiftet. Die Ordenszeichen beſtehen in einem viereckigen goldnen Stern mit dem Namenszuge des heiligen Georgs und der Deviſe: Za shlusba i chabros (für Kriegsdienſt und Tapferkeit) und einem goldnen emaillirten Kreuz, welches an einem ſchwarz und gelb geſtreiften Bande getragen wird. Der Kaiſer iſt Großmeiſter. Die Ritter theilen ſich in vier Claſſen, wovon das Kreuz der erſten 700, der zweiten 400, der dritten 200 und der vierten 100 Rubel Penſion giebt; die vierte Claſſe trägt ihn am Knopfloche; die höhern Claſſen am Halſe und um die Schulter hängend. Nur die beiden erſtern Claſſen haben den Stern. 2. Für Unterofficiere und Gemeine. Für dieſe Claſſe wurde er von Alexander I.

1806 zur Belohnung der Tapferkeit geſtiftet, und iſt ebenfalls mit Gratificationen verbunden. — Der Orden der Guelfen, welcher 1815 von dem Prinzen Regenten von Großbritannien für das Königreich Hannover geſtiftet worden, Großkreuze, Commandeurs und Ritter hat, und in zwei Abtheilungen für Civil= und Militärverdienſte zerfällt. — Der Heinrichsorden iſt ein militäriſcher Verdienſtorden im Königreich Sachſen, welcher im J. 1736 von König Auguſt III. zu Hubertsburg zu Ehren des Kaiſers Heinrich II. geſtiftet und im J. 1766 erneuert wurde. Das Ordenszeichen beſteht in einem goldenen achteckigen Kreuz, mit einer weiß emaillirten breiten Einfaſſung. In der Mitte deſſelben iſt ein kleines gelb emaillirtes Schild, auf welchem Kaiſer Heinrich ſtehend und geharniſcht abgebildet iſt. Auf der andern Seite des Kreuzes befindet ſich das königlich ſächſiſche Wappen, und auf der blauen Einfaſſung deſſelben ſtehen die Worte: virtuti in bello. Er wird an einem blau gewäſſerten Bande, das an jeder Seite mit einer ſchmalen Kante von Silber eingewirkt iſt, getragen. Die Mitglieder des Ordens ſind in Großkreuze, Commandeurs und Kleinkreuze eingetheilt, und eine beſtimmte Anzahl derſelben erhält Penſion. — Der Hoſenbandorden, oder der Orden des blauen Hoſenbands, zuweilen auch der Orden von St. George, wurde im J. 1334 von Eduard III. bei einer Veranlaſſung errichtet, die zu bekannt iſt, um noch einmal erzählt zu werden. Die Ritter tragen das blaue, mit koſtbaren Steinen und Perlen beſetzte Band, auf welchem die Deviſe: Honny soit qui mal y pense, ſteht, um das linke Knie. Für feierliche Gelegenheiten iſt eine eigne Ordenskleidung vorgeſchrieben, die in einem Oberkleide, einem Mantel, einer Sammtmütze und goldner Halskette beſteht. Dieſes war bisher im Ganzen die Einrichtung dieſes Ordens, welcher nur aus 26 Mitgliedern beſtehen durfte, die vom höchſten Adel ſeyn mußten. Im J. 1814 wurde, vorzüglich um militäriſche Verdienſte zu belohnen, eine große Erweiterung des Ordens vorgenommen. — Der Orden des heiligen Hubertus, urſprünglich von dem Herzog Gerhard von Jülich und Berg, der am Hubertustage 1444 eine kleine Schlacht gegen Arnold von Egmont bei Linnich gewonnen hatte, im J. 1445 geſtiftet, vom Kurfürſten von der Pfalz, Johann Wilhelm, bei Uebernahme der Oberpfalz im Jahr 1709 erneuert, und ehemals auch der Orden vom Horn genannt iſt. Jetzt der erſte Orden des Königreichs Bayern. Nach den Statuten iſt die Zahl der Ritter, welche aus fürſtlichem Geſchlechte ſind, unbeſtimmt, die der gräflichen und freiherrlichen Capitularen aber, nebſt einem Großcommenthur, auf zwölf feſtgeſetzt. Das Zeichen iſt ein goldnes achtſpitziges, weiß emaillirtes Kreuz, mit dem Bilde des heiligen Hubertus und der Umſchrift: In trau vast (in der Treue feſt), in alter gothiſcher Schrift. Das handbreite Band, woran das Kreuz getragen wird, iſt ponceauroth mit grüner Einfaſſung. Bei Feierlichkeiten wird das Kreuz über dem Ceremonienkleide, welches in einer ſchwarzen ſpaniſchen Kleidung beſteht, an einer goldnen Kette um den Hals getragen. Außerdem tragen die Ritter noch auf der linken Bruſt einen ſpitzigen, mit Strahlen matt geſtickten Stern, worauf ein mit Silber geſticktes und mit Gold durchwirktes Kreuz von einer viereckigen Einfaſſung liegt. — Der Orden von St. Jago, der vornehmſte aller geiſtlichen Orden in Spanien. Dieſer Orden, welchen fabelhafte Sagen ſchon im J. 884 entſtehen laſſen, entſtand im J. 1170 aus einer Vereinigung vieler Edelleute mit den Domherren des Stifts Loyo, und wurde von Ferdinand II., König von Leon, im J. 1175 beſtätigt. Er hat noch jetzt 87 Commenden und über 270,000 Ducaten Einkünfte. Die Ordenszeichen beſtehen in einer goldnen dreiſträngigen Halskette und in ei-

nem daran hängenden ſchwertförmigen Kreuze, wovon der Knopf die Form eines Herzens hat und die beiden mittlern Balken in Lilien auslaufen. Die Ritter tragen es theils am Knopfloche, theils auf der linken Seite der Kleider; im großen Coſtume erſcheinen ſie in einem weißen Mantel. An das Gelübde der Keuſchheit ſind ſie nicht mehr gebunden, wohl aber an das der ehelichen Treue, der Armuth und des Gehorſams. Seit Ferdinand dem Catholiſchen iſt das Großmeiſterthum mit der Krone vereinigt (1499). — Der Orden des heiligen Johann von Lateran wurde von Papſt Pius IV. im Jahr 1560 geſtiftet. Das Ordenszeichen beſteht in einem achtſpitzigen goldnen, aber roth emaillirten Kreuze, in deſſen Mitte man das Bild Johannes des Täufers auf einer grünen Terraſſe ſieht, und um daſſelbe die Worte lieſt: Ordinis Institutio MDLX. Auf der Kehrſeite des Kreuzes ſind zwei übers Kreuz geſtellte Schlüſſel hinter einer päpſtlichen Tiare abgebildet, und die Worte zu leſen: praemium virtuti et pietati. Dieſes Kreuz wird in einem Knopfloch an einem rothen Bande getragen. — Der Johanniter=, oder Rhodiſer=, oder Malteſerorden. Ueber die Geſchichte und Verfaſſung dieſes Ordens, ſeine Unglücksfälle in den neuern Zeiten, und ſeine Verſuche, um ſeine Wiederherſtellung zu bewirken, iſt oben im V. Bd., Art. Johanniterorden, das Nöthige geſagt worden. Noch haben einige Fürſten, die in ihrem Gebiete liegende Güter der Johanniter oder Malteſer aus Achtung gegen dieſen alten Orden unangetaſtet gelaſſen, und ertheilen dieſen Orden ihren Unterthanen. Dieſes iſt namentlich noch jetzt in Preußen und Rußland der Fall. Die Ordenszeichen ſind ein goldnes Kreuz an einem ſchmalen ſchwarzen Bande und ein weißes achtwinklichtes Kreuz auf der linken Seite eines langen ſchwarzen Mantels. Noch iſt zu bemerken, daß von den proteſtantiſchen Johannitern, im Preußiſchen z. B., nicht eheloſer Stand, ſondern eheliche Treue gefodert wird. — Der Louiſenorden wurde, in Erwägung der Verdienſte, welche ſich das weibliche Geſchlecht in dem Kampfe um die Befreiung des Vaterlandes durch die pflegende Sorgfalt für die Krieger und andere Hülfsleiſtungen erworben hatte, am 13. Aug. 1814 von dem Könige von Preußen für die Frauen geſtiftet. Das Ordenszeichen iſt ein kleines ſchwarz emaillirtes goldnes Kreuz, mit einem auf beiden Seiten himmelblau emaillirten runden Schild, der auf der Außenſeite den Buchſtaben L. und um denſelben einen Sternenkranz, auf der Rückſeite aber die Jahrszahlen 1813 und 1814 hat. Dieſer Orden wird an dem weißen Bande des eiſernen Kreuzes, mit einer Schleife, auf der linken Bruſt getragen. Die Zahl der Mitglieder wurde auf 100 geſetzt. Die Prinzeſſin Wilhelm iſt Vorſteherin des Ordenskapitels. — Der Löwenorden oder der Ritterorden vom heſſencaſſelſchen goldnen Löwen wurde den 14ten Auguſt 1770 vom Landgrafen Friedrich II. bei Gelegenheit ſeines Geburtstages geſtiftet. Das Zeichen iſt ein ovaler goldner Ring, worin ein goldner Löwe aufrecht und mit den Füßen auf der inwendigen Kante des Schildes ſteht, auswendig oder auf der einen Seite des Cirkels die Deviſe: Virtute et Fidelitate. Es wird an einem handbreiten carmoiſinrothen gewäſſerten Bande getragen, welches von der rechten Schulter nach der linken Hüfte zu geht. Außerdem befindet ſich auf der linken Bruſt am Kleide ein geſtickter ſilberner Stern von acht Strahlen, deſſen Mittelſpitzen länger ſind als die Eckſpitzen, und in deſſen Mitte ſich der rothgeſtreifte heſſiſche Löwe mit der in der Rundung auf Carmoiſin=Atlas in Silber geſtickten Deviſe befindet. — Der Civilverdienſtorden des belgiſchen Löwen wurde 1815 vom Könige der Niederlande geſtiftet, und am 18. Nov. deſſelben Jahrs zum erſtenmale vertheilt. —

Der Orden des heiligen Ludwigs wurde 1693 von dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich für ausgezeichnete Officiere bei dem Land- und Seedienſte geſtiftet. Es gab Großkreuze, Commenthure und Ritter, die zum Theil Penſionen genoſſen. Das Ordenszeichen war ein goldnes Kreuz, in deſſen Mitte ein Gepräge herabhing. Auf der einen Seite des letztern war das Bild Ludwigs des Heiligen, und auf der andern ein flammendes Schwert, und über demſelben ein Lorbeerkranz angebracht, mit der Umſchrift: Bellicae virtutis praemium. Die Revolution machte dem Orden in Frankreich ein Ende; doch trugen ihn die Ausgewanderten noch immer fort. Mit der Reſtitution 1814 wurde er aber wieder hergeſtellt. — Der Orden pour le mérite wurde von Friedrich dem Großen im Jahr 1740 geſtiftet, und enthält nur eine Claſſe. Das Ordenszeichen iſt ein ſchwarzer, mit Silber eingefaßter Stern, an welchem ein goldnes, blau emaillirtes Kreuz mit acht Spitzen geheftet iſt, in deſſen Winkeln vier Adler mit goldnen Kronen angebracht ſind. Auf dem obern Strahle des Kreuzes ſieht man den Buchſtaben F. mit einer darüber ſchwebenden goldnen Königskrone, auf den drei andern ſtehen die Worte: Pour le mérite. — Der Militär-Max-Josephs-Orden, ein königlich bayerſcher Orden, der in drei Claſſen eingetheilt iſt, Großkreuze, Commandeurs und Ritter. Jeder Offizier von Verdienſt kann den Orden bekommen, aber nur Generale können Großkreuze werden. Einige Stellen dieſes Ordens ſind mit Penſionen verbunden. — Der Orden des halben Mondes wurde von dem türkiſchen Kaiſer Selim III. zur Belohnung ausgezeichneter Verdienſte im J. 1799 geſtiftet. Die Ordenszeichen ſind: ein wachſender Mond mit einem Sterne auf einer ovalen Medaille; der Stern im Mittelpunkte iſt von Strahlen umgeben. Dieſe Medaille wird an drei goldne Schleifen geheftet. Der Orden enthält drei Claſſen; die Medaille der dritten iſt ſehr klein und ganz von Gold, die der zweiten und erſten Claſſe größer und mit Edelſteinen beſetzt. Die Ritter tragen den Orden am Halſe. — Der Orden von Monteſa wurde im J. 1319 von König Jacob VII. von Arragonien nach Aufhebung der Tempelherren geſtiftet, und mit den im Königreich Valencia belegenen Gütern derſelben dotirt. Dieſer Orden, welcher jetzt mehr geiſtlich als militäriſch iſt, war ſtets von dem Orden von Calatrava abhängig. Das Ordenszeichen iſt ein rothes Kreuz auf einem weißen Kleide. — Der Nordſternorden wurde den 17ten April 1748 von dem König von Schweden Friedrich I. geſtiftet, oder vielmehr, da ſchon die Königin Chriſtine ihn entworfen hatte, wieder hergeſtellt und 1751 von Adolph Friedrich, dem Nachfolger Friedrichs I., mit einigen Veränderungen erneuert. Er iſt für Civilbeamte und Biſchöfe beſtimmt, und enthält zwei Claſſen, nämlich Commandeurs und Ritter, deren Großmeiſter der König iſt. Das Ordenszeichen iſt ein weiß emaillirtes goldnes Kreuz mit acht Spitzen, die mit goldnen Knöpfen verſehen ſind. Es hat in der Mitte einen blauen Medaillon, worauf ein ſilberner Stern mit der Umſchrift: Nescit occasum, abgebildet iſt. In den vier Winkeln des Kreuzes ſind Kronen angebracht, und es iſt an einer Krone befeſtigt, vermittelſt welcher es durch einen goldnen Ring an einem breiten ſchwarzen Bande hängt, das die Commandeurs um den Hals, die Ritter aber am Knopfloche tragen. Niemand kann Commandeur werden, der nicht zuvor Ritter war. — Der Orden des heiligen Patrik. Dieſer irländiſche, dem heiligen Patrik als Schutzpatron von Irland zu Ehren errichtete Orden wurde im J. 1783 geſtiftet, und der König von Großbritannien vergiebt ihn bloß an irländiſche Pairs. Das Ordenszeichen beſteht in einem ovalen Medaillon von Email, in deſſen Mitte das

rothe Patrikkreuz mit dem grünen Kleeblatte, auf deſſen drei Blättern goldne Kronen liegen, ſich zeigt; es wird von einem doppelten Rande umgeben, in deſſen Innerm die Worte: Quis separabit, mit der Jahrszahl MDCCLXXXIII. ſtehen, der äußere aber mit Kleeblättern beſtreut iſt. Das Band iſt grün, der Stern hat acht Strahlen und zeigt in der Mitte den Medaillon. — Der Orden der ſächſiſchen Rautenkrone wurde vom König von Sachſen den 20ſten July 1807 geſtiftet. Er enthält nur Eine Claſſe Ritter, und iſt zur Ehrenbezeugung für regierende Fürſten und Herren und erſte Staatsbeamte beſtimmt. Das Ordenszeichen iſt ein achtſpitziges hellgrünes emaillirtes Kreuz, welches im weißen Mittelſchilde auf beiden Seiten den aus dem ſächſiſchen Wappen genommenen grünen Rautenkranz zur Einfaſſung hat, in dem Schilde ſteht auf der einen Seite F. A. mit der königlichen Krone und auf der andern die Ordensdeviſe: Providentiae memor. Er wird an einem breiten grasgrünen Bande, das über die rechte Schulter geht, getragen. Der auf der Bruſt befeſtigte achteckige ſilberne Stern zeigt in der Mitte die Ordensdeviſe mit ſilbernen Buchſtaben auf einer goldnen Sonne geſtickt. — Der Schwertorden ſoll ſchon von König Guſtav Waſa in Schweden im J. 1522 errichtet worden ſeyn. Seine gegenwärtige Einrichtung rührt von König Friedrich I. (1748) und König Adolph Friedrich (1751) her. Dieſer militäriſche Orden, deſſen Großmeiſter der König iſt, beſteht aus vier Claſſen, nämlich Commandeurs mit dem großen Kreuze, Commandeurs, Rittern mit dem großen Kreuze und Rittern. Die Ordenszeichen ſind ein goldnes weiß emaillirtes Kreuz mit 8 Spitzen, in deſſen Winkeln goldne Kronen angebracht ſind; in der Mitte ſieht man auf azurblauem Grunde ein goldnes Schwert mit den drei ſchwediſchen Kronen, auf der Kehrſeite aber eben dieſes Schwert, deſſen Spitze mit einem Lorbeerkranze geziert iſt, und die Worte: Pro patria, zeigt. Die Spitzen des Kreuzes ſind durch goldne Schwerter verbunden, die oben und unten kreuzweiſe gelegt ſind und von einem goldnen Bande gehalten werden. Das Kreuz hängt an einer goldnen Krone, und wird an einem grünen und blauen Bande von den Commandeurs um den Hals, von den Rittern am Knopfloche getragen. — Der Seraphinenorden, der erſte und vornehmſte aller ſchwediſchen Orden, ſoll ſchon von König Magnus II. im J. 1334 geſtiftet worden ſeyn, und wurde von König Friedrich I. im J. 1748 erneuert. Bloß fürſtliche Perſonen und Staatsbeamte, welche wenigſtens Generallieutenants Rang haben, können denſelben erhalten. Außer den regierenden Fürſten ſollen nur 24 einheimiſche und 8 fremde Mitglieder aufgenommen werden. Die Mitglieder ſind zugleich Commandeurs und Ritter der übrigen ſchwediſchen Orden. Die Ordenszeichen beſtehen in einem goldnen, weiß emaillirten Kreuze mit acht Spitzen, in deren Winkeln man die Köpfe von acht goldnen Seraphinen mit ausgebreiteten Flügeln ſieht. Auf der Mitte des Kreuzes befindet ſich ein azurblaues Medaillon mit den Buchſtaben I. H. S. Es iſt an einer goldnen Krone befeſtigt, und wird an einer doppelten goldnen Kette, die aus Seraphinenköpfen und blau emaillirten Patriarchenkreuzen beſteht, um den Hals gehangen. Bei großen Feierlichkeiten erſcheinen die Ritter in einer beſondern Ordenstracht. — Der Orden beider Sicilien iſt der einzige Orden des Königreichs Neapel. Die Decoration beſteht in einem goldnen Stern von fünf Spitzen mit rubinrothem Email, über welchem ein goldner Adler an einem hellblauen Bande ſchwebt. Auf der Vorderſeite zeigt der Stern das Wappen von Neapel mit der Inſchrift: Renovata patria, auf der Kehrſeite das Wappen von Sicilien mit der Umſchrift: Joseph Siciliarum Rex instituit. Die Mit=

glieder des Ordens ſind in drei Claſſen abgetheilt, Großdignitärs, Commandeurs und Ritter. Die Ritter tragen den Orden auf der linken Bruſt, die Commandeurs vorn am Halſe und die Dignitäre den großen Stern auf der linken Bruſt. — Der Ritterorden vom goldnen Sporn, ein päpſtlicher Orden, wurde nach Einigen vom Papſt Pius IV. 1559, nach Andern vom Papſt Pius V. 1566 errichtet. Das Ordenszeichen beſteht in einem goldnen, weiß emaillirten Malteſerkreuz mit acht Spitzen, an welchem unten ein goldner Sporn hängt; er wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen. — Der St. Stephansorden, ein ungariſch=öſterreichiſcher Orden, wurde den 5ten Mai 1764 von der Kaiſerin Maria Thereſia zur Belohnung ſolcher Perſonen vom Adel, die ſich im Civilfache um das Erzhaus verdient gemacht haben, ohne Unterſchied der Nation geſtiftet, jedoch nur für Catholiken. Das Ordenszeichen iſt ein achteckiges Kreuz, grün emaillirt und mit einem rothen Wappen decorirt, worin eine goldne Krone auf einem grünen Hügel, woraus das ungariſche apoſtoliſche Kreuz hervorgeht, liegt. Zu beiden Seiten des Kreuzes ſieht man die Buchſtaben M. T. und um das Schild das Motto: Publicum meritorum praemium. Auf der Rückſeite befindet ſich im weißen Felde eine bürgerliche Krone und die Worte: Sancto Stephano Regi I. apostolico. Die Ritter theilen ſich in drei Claſſen: Großkreuze, Commandeurs und Kleinkreuze. Sie können aus dem weltlichen oder geiſtlichen Stande ſeyn. Der Kaiſer iſt Großmeiſter, und das Großmeiſterthum auf ewig mit der Krone Ungarn, deren Großkanzler zugleich Ordenskanzler iſt, verbunden. — Der Thereſienorden oder Marien=Thereſienorden iſt ein militäriſcher Orden der öſterreichiſchen Monarchie, welcher im J. 1757 zum Andenken des am 17ten Juny dieſes Jahres über die Preußen erfochtenen Sieges bei Prag von der Kaiſerin Maria Thereſia geſtiftet, und vom Kaiſer Joſeph II. erweitert wurde. Das Ordenszeichen iſt ein Kreuz mit breiten Enden, weiß emaillirt und mit Gold eingefaßt; in der Mitte des Kreuzes ſieht man eine weiße Medaille mit dem öſterreichiſchen Wappen und dem Worte: Fortitudine, mit goldnen Lettern; auf der Kehrſeite iſt ein Lorbeerkranz um einen Namenszug, der aus den Buchſtaben M. T. R. beſteht, geſchlungen. Das Ordenszeichen hat die Farbe des öſterreichiſchen Wappens und iſt weiß und ponceauroth dreifach getheilt. Die Großkreuze tragen den Orden en écharpe von der linken zur rechten Seite, mit einer Stickerei auf der linken Seite der Kleidung, die das Großkreuz über einen Lorbeerkranz vorſtellt; die Commandeurs en sautoir mit der Stickerei; die Ritter an das Knopfloch geheftet, mit einem kleinen Sterne, der eben die Farbe hat wie der große. Der Kaiſer iſt Großmeiſter des Ordens, und vertheilt ihn ohne Unterſchied des Ranges, Standes und der Religion bloß an Officiere der Armee, die ſich durch eine beſondere That ausgezeichnet haben. Die Ritter ſind in drei Claſſen abgetheilt: Großkreuze, Commandeurs und Ritter, von denen einige beſondere Penſionen ziehen. Auch giebt der Orden Wittwenpenſionen und große Vorrechte, als den erblichen Adel, den Freiherrntitel u. ſ. w. — Der Orden der Treue iſt der großherzoglich badiſche Hausorden, welcher ſchon im J. 1715 geſtiftet und den 8ten Mai 1803 erneuert wurde. Er beſteht aus Großkreuzen und Commandeurs. Das Ordenszeichen iſt ein goldner, roth geſchmelzter, durch vier goldne doppelte C zuſammengehaltener Kreuzſtern, bedeckt von dem weiß und roth geſchmelzten Kurhut. Auf der einen Seite ein doppeltes C mit der Ueberſchrift: Fidelitas, in weiß emaillirtem Felde, auf der andern das badiſche Herzſchild. Das Ordenskreuz wird an orangefarbenem Bande mit ſilberner Einfaſſung getragen. Der Stern iſt ſechseckig,

in der Mitte mit dem Ordenszeichen auf orangefarbenem Grund. — Der Orden der Treue wurde von Ludwig XVIII. am 17ten Mai 1815, als er ſich auf der Flucht in Gent befand, für diejenigen Franzoſen geſtiftet, die ihm nachgefolgt waren, oder ſonſt ihre Ergebenheit gegen ihn bewährt haben. Das Ordenszeichen iſt eine ſilberne Schaumünze, 24 Millimeter groß, einer Seits mit dem königlichen Bildniſſe, anderer Seits mit dem Worte Fidélité, in der Mitte einer Krone von zwei Lorbeer- und Eichenzweigen. Dieſe Münze wird auf der linken Seite des Kleids an einem weiß und blauen zu gleichen Streifen, vierzig Millimeter breiten Bande getragen. — Der Orden de l'union parfaite wurde von der Gemahlin Königs Chriſtian VI. von Dänemark, Sophie Magdalena, zur Erinnerung an ihren Vermählungstag den 3ten Auguſt 1732 geſtiftet, und wird an Herren und Damen vergeben. Die erſtern tragen ihn im Knopfloche an der Weſte, die letztern um den Hals. Das Ordenszeichen beſteht in einem blauen, weiß und roth geränderten Bande, woran eine runde Medaille hängt. Auf dieſer Medaille ſieht man einen Elephanten von Strahlen umgeben auf einem rothen Grunde, auf welchem die Worte: Tessera Concordiae, ſtehen. Auf der Kehrſeite lieſt man in blauer Umgebung die königliche Deviſe: Gloria ex amore patriae. — Der Verdienſtorden in Bayern oder der Orden der bayeriſchen Krone iſt ein Civil-Verdienſtorden, welcher von dem jetzt regierenden König von Bayern im J. 1808 geſtiftet wurde. Jeder Eingeborne, ohne Rückſicht auf ſeinen Stand, kann in denſelben zu allen Claſſen befördert werden. Auch wird er an Auswärtige verliehen. Er beſteht aus vier Claſſen, wovon die erſte zwölf Großkreuze, die zweite 24 Commandeurs, die dritte hundert Ritter, und die vierte diejenigen enthält, welchen die Civilverdienſtmedaille verliehen wird. Das Zeichen beſteht aus einem achteckigen, weiß emaillirten und mit einem Eichenkranz umgebenen Kreuze, welches mit der Königskrone bedeckt iſt, mit der Umſchrift: Virtus et honor; auf der untern Seite iſt das Bruſtbild des Stifters angebracht, mit der Umſchrift: Max. Jos. Rex Bojoariae. Dieſes Kreuz wird an einem gewäſſerten blauſeidnen Bande getragen, deſſen Rand weiß eingefaßt iſt. — Der Verdienſtorden im Großherzogthum Heſſen wurde den 25ſten Auguſt 1807 geſtiftet. Er beſteht aus vier Claſſen. Die Deviſe des Ordens iſt: Gott, Ehre, Vaterland. — Der Carl-Friedrich-Militär-Verdienſtorden im Großherzogthum Baden wurde im J. 1807 für verdiente Militärs geſtiftet. — Der Orden des goldnen Vließes iſt ſowohl ein öſterreichiſcher als ſpaniſcher Orden, und wurde 1429 von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, bei ſeiner Vermählung mit der portugieſiſchen Prinzeſſin Iſabelle geſtiftet. Durch Maximilians I. Verbindung mit der Erbin von Burgund, Maria, kam er an das Erzhaus Oeſterreich, und bei der nachher erfolgten Trennung der unter Carl V. vereinigt geweſenen öſterreichiſch-ſpaniſchen Monarchie ging dieſer Orden zwar zunächſt mit Philipp II. zur ſpaniſchen Monarchie über, allein bei den ſpäter darüber erfolgten Streitigkeiten wurde es endlich im J. 1725 durch einen Vergleich beſtimmt, in wie fern Oeſterreich ſowohl als Spanien ihn beſitzen ſollten; eine Streitigkeit, die jedoch ſpäter noch oft erneuert worden iſt. Das Zeichen des öſterreichiſchen Ordens vom goldnen Vließe beſteht aus zwei Feuerſtrahlen, die mit flammenden Kieſeln abwechſeln, und worauf die Worte: Ante ferit quam flamma micat, eingegraben ſind. An der Spitze der Kette hängt die Figur eines Vließes oder Widderfells mit der Inſchrift: Pretium non vile laborum. Statt der Kette dürfen die Ritter auch ein flammendes

mendes gelbes Band tragen. — Die Zeichen des ſpaniſchen Ordens vom goldnen Vließe ſind die nämlichen; nur iſt zu bemerken, daß die ſpaniſchen Ritter auf den Ketten die Deviſe: Ante ferit quam flamma micat, nicht führen und keinen Ordensmantel haben. — Der Waſaorden in Schweden wurde den 26ſten Mai 1772, als dem Geburtstage Königs Guſtav III., von dieſem Monarchen geſtiftet. Er iſt beſtimmt zur Belohnung des Gewerbfleißes und bürgerlicher Verdienſte im Acker- und Bergbau, in Künſten und Handel. Er beſteht aus drei Claſſen: Großkreuzen, Commandeurs und Rittern. Das Ordenszeichen beſteht in einem ovalen rothemaillirten Medaillon, worin man in der Mitte eine goldne Waſe (Garbe) ſieht, und welcher mit den Worten: Guſtav den tredie inſtiktare MDCCLXXII. umſchrieben iſt. Das Ordensband iſt grün, und wird von den Großkreuzen von der rechten zur linken Seite, von den Commandeurs en sautoir und von den Rittern am Knopfloche getragen. — Der St. Wladimirorden in Rußland wurde den 22. September 1782, als dem Krönungsfeſte der Kaiſerin Catharina II., von dieſer Monarchin zum Andenken des erſten chriſtlichen und apoſtoliſchen Großfürſten in Rußland, Wladimir des Großen, für verdiente Civil- und Militärperſonen geſtiftet. Die Ordenszeichen ſind ein viereckiger Stern, in deſſen Mitte im ſchwarzen Felde ein rothes Kreuz mit den ruſſiſchen Buchſtaben S. P. K. B. ſteht, und ein goldnes, an den Seiten ſchwarz emaillirtes Kreuz mit dem Namen des Ordenspatrons und dem Stiftungstage an einem rothen, ſchwarz eingefaßten Bande. Die Ritter ſind in vier Claſſen abgetheilt; die von der erſten genießen 600, die von der zweiten 300, die von der dritten 200, und die von der vierten 100 Rubel Penſion. Die erſte Claſſe trägt das Band über der rechten Schulter, die zweite und dritte am Halſe, und die vierte am Knopfloche; nur die beiden erſtern haben den Stern.

Orden (geiſtliche), ſind Verbrüderungen zu einem andächtigen und enthaltſamen Leben, wie es der Verkehr mit der Welt nicht erlauben will. Von den geiſtlichen Brüderſchaften unterſcheiden ſie ſich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den ſogenannten Kloſtergelübden oder Ordensregeln. (Vergl. die Art. Klöſter und Mönchsweſen. Ueber eine andere Bedeutung ſ. d. Art. Ordination.) Die Mönche und Nonnen im Oriente, beſonders die griechiſchen, richten ſich nach der Regel des h. Baſilius; in der römiſchen Kirche hingegen erhielt das Mönchsleben ſeine Grundregel vom h. Benedict von Nurſia, der als der erſte Stifter eines geiſtlichen Ordens betrachtet werden muß; denn die Klöſter der orientaliſchen Kirchen tragen den Namen gemeinſchaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem ſo engen Zuſammenhange und feſtem Verbande mit einander zu ſtehen, wie die Glieder der geiſtlichen Orden im Occidente. Nach Benedicts Regel ſind die Hauptgelübde, welche jeder Noviz nach Beendigung des von ihm zuerſt eingeführten Probejahrs ablegen muß, eine canoniſche (vorſchriftmäßige) Lebensart, welche die Verpflichtung zum Gebete in gewiſſen Stunden des Tages, zur Arbeit, ewigen Keuſchheit und Entſagung von den Freuden der Welt in ſich ſchließt, ein unbedingter Gehorſam gegen die Ordensobern und die Clauſur oder das beſtändige Bleiben im Kloſter. In ſo fern dieſe Regel und die ſchwarze Kutte vom 6ten bis zum Anfange des 10ten Jahrh. faſt allen Mönchen und Nonnen im Occidente gemein war, konnte der Benedictinerorden während jener Zeit für den einzigen gelten, wenn gleich die dazu gehörigen Klöſter ohne gemeinſame Ordensobere noch unter den Biſchöfen ſtanden, und ſich durch partielle Erweiterung,

Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Congregationen theilten. Der erſte neue Orden, der die unter den alten Benedictinern eingeriſſenen Mißbräuche abzuſtellen ſuchte und die Regel Benedicts wieder in Kraft ſetzte, ging aus dem 910 geſtifteten Kloſter Clugny in Burgund hervor. Die Cluniacenſer behielten die ſchwarze Kleidung bei, und gaben über die canoniſchen Stunden des Gebetes und Gottesdienſtes, über den Gehorſam, die Disciplin und die gemeinſchaftliche Regierung aller Klöſter ihres Ordens feſte Beſtimmungen, die bald in ganz Europa Beifall und Nachahmung fanden. Im 12ten Jahrh. zählte ihr Orden 2000 Klöſter, deren Reichthum und Ueppigkeit öftere Reformationen nöthig machte und die Haupturſache ihres nachmaligen Verfalls wurde. Die Ueberreſte der Cluniacenſer vereinigten ſich im 17ten Jahrh. unter Richelieu's Begünſtigung mit den Benedictiner-Congregationen von St. Vannes und St. Maurus, welche letztere 1618 geſtiftet, im Anfange des 18ten Jahrh. 180 Abteien und Priorate in Frankreich hatte und durch gelehrte Glieder, wie Mabillon, Montfaucon, Martène, zu verdientem Anſehn gelangt iſt. Das Beſtreben, dem Mönchsleben noch größere Strenge und Heiligkeit zu verſchaffen, äußerte ſich im Mittelalter durch die Stiftung mehrerer Orden, die auf die Grundregel Benedicts neue Conſtitutionen bauten. So entſtanden durch die Bemühungen des h. Romuald, eines florentiniſchen Edelmanns, 1018 die Camaldulenſer, ein Eremiten-Orden, der nach ſeinem erſten Wohnſitze Camaldoli auf den Appenninen dieſen Namen führt und 1072 eigne Klöſter errichtete. Man erkennt dieſe Religioſen an der weißen Kleidung und an einer Kopfhängerei, die die Benennung Kalmäuſer (corrumpirt aus Camaldulenſer) ſprichwörtlich gemacht hat. Aehnlicher Art, doch weniger ausgebreitet, war der 1038 geſtiftete Orden von Vallombroſa in Oberitalien, der wegen ſeiner Kleidung unter dem Namen der grauen Mönche bekannt, ebenfalls aus dem Einſiedlerleben in die Kloſterverfaſſung überging und 1662 mit dem 1231 auf Monte Fano unweit Ancona geſtifteten Orden der Silveſtriner vereinigt wurde, nach deren Beiſpiele er jetzt ſchwarze Kleidung trägt. Größeres Anſehn, beſonders in Frankreich, erlangte der vom h. Stephan aus Muret bei Limoges 1076 errichtete Orden von Grandmont oder Grammont, welcher nach vielen innern Zerrüttungen 1642 eine ſchärfere Obſervanz erhielt, ſchwarze Kleidung trägt und ſich durch ſtrenge Clauſur auszeichnet. Eine ſeltſame Verbindung des Einſiedlerlebens mit dem Kloſterleben verſuchte der h. Bruno, der 1086 in einer Einöde bei Grenoble die große Carthauſe (Chartreuse) anlegte, und die Glieder ſeines neuen Ordens neben den gewönlichen Mönchsgelübden auch zum Stillſchweigen und zur Einſamkeit verpflichtete. Sie heißen Carthäuſer, tragen weiße Kutten von grober Wolle, und zählten im 18ten Jahrh. 172 Carthauſen oder Klöſter ihres Ordens, unter denen 5 weibliche waren. In Frankreich allein gab es 75 Carthauſen, die wie die erfurter während der Revolution eingegangen ſind. Sie blieben ſich bis auf die neueſten Zeiten in der Beobachtung ihrer ſtrengen Obſervanz gleich, und nur für die Carthäuſerinnen mußte das Gelübde des Stillſchweigens aus erklärlichen Urſachen gemildert werden. Der Regel Benedicts folgen auch die in der Mitte des 13ten Jahrh. entſtandenen Einſiedler des h. Damians, welche von ihrem Stifter, dem Papſte Cöleſtinus V., den Namen Cöleſtiner annahmen, weiße Kleidung mit ſchwarzen Capuzen und Scapulieren tragen, und im 18ten Jahrh. nur noch 21 Klöſter in Frankreich und 96 in Italien hatten. Unter allen Zweigen des Benedictinerordens hat aber keiner eine ſchnellere und größere

Ausbreitung erlangt, als der 1098 zu Citaux unweit Dijon geſtiftete Orden der Ciſterzienſer, der beſonders durch die Thätigkeit des h. Bernhard von Clairveaux hundert Jahre nach ſeiner Entſtehung ſchon zu 1800 Abteien in verſchiedenen Ländern von Europa angewachſen war, und in Frankreich zu Ehren dieſes großen Beförderers den Namen Bernhardiner führte. Die Ciſterzienſer, deren Orden jetzt auf wenige Klöſter, wovon noch zwei weibliche in der Oberlauſitz vorhanden ſind, herabgeſunken iſt, tragen weiße Kleidung mit ſchwarzem Scapulier, und beobachten die Regel Benedicts mit verſchiedenen Zuſätzen ſehr genau. Unter den von ihnen ausgegangenen beſondern Congregationen waren die Barfüßer oder Feuillans (vgl. d. Art.) und die Nonnen von Portroyal (vgl. d. Art.) in Frankreich, die Recollectinnen in Spanien und die Mönche von la Trappe die merkwürdigſten (ſ. Trappiſten). Mit angemeſſenen Modificationen iſt die Ciſterzienſer-Regel auch auf die Ritterorden von Calatrava und Alcantara in Spanien, auf den Avis- und Chriſtorden in Portugal und auf den Orden des h. Moritz und Lazarus in Savoyen übergegangen. Außer obgenannten namhaften Mönchsorden, welche ſich ſämmtlich durch weibliche Zweige verſtärkt haben, gehören zu der Familie Benedicts noch eine Menge Klöſter, welche von den alten, eremten Benedictinern abſtammend, ſich auf Befehl der tridentiniſchen Kirchenverſammlung nach und nach in beſondere Congregationen vereinigt haben. Unter dieſen verdienen die Benedictiner von Monte Caſſino bei Neapel, dem Stammkloſter des ganzen Ordens, von Monte Vergine oder Jungfernberge, von Monte Oliveto, welche ſich Olivetaner nennen, in Italien und Sicilien, von Valladolid, wozu das berühmte Kloſter Montſerrat gehört, in Spanien, von Hirſchau, Fulda mit Bursfeld, welche beide eigegangen ſind, von Mölk, wozu Kremsmünſter, Mariazell, das Schottenkloſter in Wien und andere noch jetzt beſtehende öſterreichiſche Benedictiner-Klöſter ſich halten, in Deutſchland wegen der Größe ihrer Beſitzungen, der Pracht ihrer Kirchen und der Milde ihrer Regel vorzügliche Erwähnung. Die alte Regel Benedicts galt endlich noch bei dem um 1100 von dem wegen ſeiner ſeltſamen Bußübungen (vgl. d. Art. Fontevraud in Bayle's Dictionnaire) bekannten Robert von Arbriſſel geſtifteten Orden von Fontevraud (Ebraldsbrunnen) in Poitou, der aus Nonnen und Mönchen zuſammengeſetzt, unter der gemeinſchaftlichen Regierung der Aebtiſſin zu Fontevraud ſtand, und vor der Revolution noch 57 Häuſer oder Priorate in Frankreich zählte. Nachahmung fand dieſe ſonderbare Vereinigung beider Geſchlechter nur bei wenigen wieder erloſchenen Congregationen, unter denen bloß der von einer vornehmen Schwedin durch Errichtung des vermiſchten Nonnen- u. Mönchskloſters Wadſtena in Oſtgothland 1344 geſtiftete Orden des Weltheilandes (St. Salvator- oder Brigittenorden nach dem Namen der Stifterin) einiges Anſehn erhalten und ſich noch nach der Reformation im Süden von Europa behauptet hat. Der Brigittenorden folgte der vermeinten Regel des h. Auguſtinus, welche, ohne hiſtoriſch gegründet zu ſeyn, von einer bedeutenden Claſſe geiſtlicher Orden angenommen worden iſt. Auguſtinus hatte zwar nur die Geiſtlichen an ſeiner Cathedrale und mehreren andern Kirchen ſeines Sprengels zur Beobachtung des canoniſchen Lebens, d. h. zur Eheloſigkeit, Armuth, Clauſur und gemeinſchaftlichen Andachtsübung in beſtimmten Stunden vereinigt, und keineswegs an die Stiftung eines Mönchsordens gedacht; auch konnten die Mönche, welche man noch im 7ten Jahrh. unter die Laien rechnete, die zunächſt für Kleriker beſtimmten Vorſchriften Auguſtins nicht auf ſich anwenden. Aber

ſchon im 8ten Jahrh. fing man an, ſie als Glieder des geiſtlichen Standes zu betrachten, und im 10ten Jahrh. wurden ſie durch die Verwilligung der Tonſur förmlich für Kleriker erklärt. Ja die Meinung des Volks und manche Auslaſſungen der Päpſte ſetzten ſie wegen ihrer vorzüglicheren Heiligkeit noch über die Weltgeiſtlichen, welche daher ſelbſt häufig in den Mönchsſtand übergingen, oder ſich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des canoniſchen Lebens vereinigten. Von dieſer Art ſind die nach der Regel Auguſtins gebildeten Congregationen der regulirten Chorherren oder Canoniker, welche aus dem im 9ten Jahrhunderte gegründeten Inſtitute des gemeinſchaftlichen Lebens der Geiſtlichen an den Domkirchen hervorgingen, und mit den weltlichen Chorherren, die zu keinem Orden vereinigt, ſondern Geiſtliche und Capitularen an beſtimmten Kirchen ſind, nicht verwechſelt werden dürfen. (Ueber die letztern vergl. man den Art. Stift.) Die meiſten Congregationen der regulirten Chorherren haben die Kleidung der Weltgeiſtlichen und manches von den Freiheiten derſelben beibehalten, obwohl ſie in Klöſtern zuſammenleben und unter dem Zwange der Ordensgelübde ſtehen. Namhaft ſind unter dieſen die ehedem durch große Reichthümer ausgezeichneten Congregationen von St. Salvator im Lateran, welche weiß gekleidet gehen und in Italien und Polen zahlreich ſind, des h. Grabes, die in den Kreuzzügen geſtiftet und in Frankreich, Böhmen und Polen weit verbreitet waren, von St. Genoveve zu Paris, welche über 100 Klöſter in Frankreich hatten, und der Kreuzherren oder Kreuzträger, welche urſprünglich zum Hoſpitaldienſte geſtiftet und ſpäter zur Clauſur übergegangen, noch jetzt als Beſitzer anſehnlicher Pfründen in Böhmen beſtehen und meiſtens Kirchenämter oder Profeſſuren an der Univerſität zu Prag bekleiden. Von einigen erſt im Zeitalter der Reformation und ſpäter zu beſtimmten milden Endzwecken geſtifteten Congregationen dieſer Art werden wir weiter unten ſprechen. Eigentliche Mönchsorden nach der Regel Auguſtins ſind die Prämonſtratenſer, deren Orden vom h. Norbert 1121 errichtet, nach dem Stammkloſter Premontré bei Coucy in der Champagne benannt, weiß bekleidet, und obwohl anfangs ſehr weit ausgebreitet, doch in neuern Zeiten bis auf wenige Klöſter in Deutſchland und Frankreich herabgeſunken war; die Auguſtiner, welche aus den vorher ohne Ordensband zerſtreuten, 1256 zur Clauſur vereinigten Einſiedlern des h. Auguſtinus entſtanden ſind, ſchwarze Kutten tragen und ſich bald ſo ſehr vermehrten, daß man im Anfange des 16ten Jahrh. bei 2000 Klöſter dieſes Ordens mit 30,000 Mönchen und über 300 Klöſter der Auguſtinerinnen zählte — nachdem ihnen die Reformation ihres Ordensbruders Luther vielen Abbruch gethan, erhielten ſie 1567 die Privilegien der Bettelorden und verzweigten ſich in mehrere anſehnliche Congregationen, unter denen die Auguſtiner-Barfüßer in Italien, Spanien und Frankreich die zahlreichſten wurden —; die Serviten oder Diener der h. Jungfrau, welche 1250 zu Florenz geſtiftet, auch Brüder vom Ave Maria hießen, weil ſie alle ihre Geſpräche mit dem engliſchen Gruße anfangen, und zwar zahlreich, auch mit allen Vorrechten der Bettelorden begabt, aber doch nie für die Geſchichte bedeutend wurden. — Paul Sarpi, der geiſtvolle Geſchichtſchreiber des tridentiniſchen Conciliums, gehörte ihnen an, und neuerdings wendete ſich Werner, der Dichter der Söhne des Thales, zu ihnen —; die Hieronymiten oder Einſiedler des h. Hieronymus, welche 1373 geſtiftet, beſonders in Spanien, wo ſie das prachtvolle Kloſter des h. Laurentius im Escurial, dem Begräbnißorte der Könige, beſitzen, und in den Niederlanden, wo aus ihnen mehrere Brüderſchaften zu mil-

den Zwecken, wie die von Gerhard Groote gegründete Geſellſchaft der Kleriker und Brüder des gemeinſchaftlichen Lebens (ſ. d. A. Inſtitut) hervorging, zahlreich und mächtig geworden ſind, und weiße Kleidung mit ſchwarzen Scapulieren tragen; die Jeſusdiener oder Jeſuaten des h. Hieronymus, die 1365 zu Siena entſtanden ſind, ſpäterhin wegen ihres Handels mit Arzneien und Branntwein Padri dell' aqua vita genannt und 1668 aufgehoben wurden. Unter die Claſſe der bisher genannten, nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der ſtillen Contemplation ergebenen und von der Welt ganz zurückgezogenen Orden gehört noch der, nach einer Regel des Patriarchen Albrecht zu Jeruſalem von Pilgern um 1205 geſtiftete Orden U. L. Fr. vom Berge Carmel in Paläſtina, insgemein Carmeliter genannt. Ihre Regel ſtimmt mit der baſilianiſchen meiſt überein, doch ſehen ſie den Propheten Elias für den Stifter ihres Ordens an, und haben über das Alterthum deſſelben heftige Streitigkeiten geführt. Um die Mitte des 13. Jahrh. ſahen ſie ſich genöthigt, den Berg Carmel zu verlaſſen und Klöſter in Europa zu bauen, wo ſie anſtatt der früher weiß und braun geſtreiften Kleidung eine ganz braune annahmen, die Privilegien der Bettelorden erhielten, ſich wie die Franziscaner in Congregationen der Conventualen und der Obſervanten und Barfüßer theilten und zu einer der bedeutendſten Mönchscorporationen heranwuchſen. Sie hatten im 18ten Jahrh. 38 Provinzen und in mehrern derſelben über hundert Klöſter. — Schon mehr Neigung, der Welt zu dienen, zeigte der 1198 geſtiftete Orden der h. Dreieinigkeit, der neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden nach der Regel Auguſtins auch die Verpflichtung übernahm, Almoſen zur Loskaufung der gefangenen Chriſtenſklaven zu ſammeln. Die Glieder dieſes Ordens heißen Trinitarier, tragen weiße Kleidung mit roth und blauem Kreuze auf Scapulier und Mantel, und haben ſich in Frankreich, wo ſie Mathurinen genannt wurden, in Spanien, Portugal, Italien und Polen ſo weit verbreitet, daß ſie mit Inbegriff der in Spanien geſtifteten, ſeit 1636 unter einem eignen Generale ſtehenden und auch in den öſterreichiſchen Staaten angeſiedelten Trinitarier-Barfüßer im 18ten Jahrh. 300 Klöſter beſaßen. Mit gleichem Gelübde und zu gleichem Zwecke, ſo wie zur Verpflegung der Armen und Gefangenen, wurde 1230 in Spanien der Orden U. L. Fr. von der Gnade (de merced) zur Auslöſung der Gefangenen errichtet, der ſich nach Frankreich und Italien, beſonders aber in den außereuropäiſchen Colonien verbreitet hat. Er iſt ebenfalls durch eine Congregation von Barfüßern vermehrt worden, welche, wie die Brüder von der alten Obſervanz, weiße Kleidung und auf dem Scapulier das Wappen von Arragonien tragen. — Charakteriſtiſch wurde das Streben nach politiſcher Bedeutung in der Kirche und nach Einfluß auf die Welt bei den im Anfange des 13ten Jahrh. geſtifteten Mendicanten- oder Bettelorden. Die Dominicaner entſtanden durch die Bemühungen des h. Dominicus Gusman (ſ. d. Art. Dominicus) 1216 zu Toulouſe urſprünglich als regulirte Chorherren, nach Auguſtins Regel mit der Beſtimmung, gegen die Ketzer zu predigen. Sie heißen daher Prediger-Mönche, Prädicanten, und in Frankreich wurden ſie Jacobiner genannt, weil ihr erſtes Kloſter zu Paris in der Jacobsſtraße lag. Durch ſeine Miſſionen und das im Zeitalter ſeiner Stiftung ſehr vernachläſſigte Predigen machte dieſer Orden ſich gemeinnützig, aber auch als Handhaber der Inquiſition und Büchercenſur furchtbar und einflußreich, und durch große Gelehrte aus ſeiner Mitte, wie Albertus Magnus und Thomas von Aquinum, wichtig und angeſehen. Seit dem

14ten Jahrh. entwöhnte er ſich vom Betteln, und beſchäftigte ſich, im ruhigen Genuſſe reichlicher Pfründen und ſtolz auf eine vor andern Orden behauptete äußere Würde und Gravität, mehr mit der Politik und den theologiſchen Wiſſenſchaften. Er gab den Königen Beichtväter, den Univerſitäten Lehrer, der Andacht den Roſenkranz, der ihm reichliche Zinſen trug, und machte ſich um die Beſtimmung des kirchlichen Lehrbegriffs vorzüglich verdient. Die Dominicaner tragen weiße Kleidung mit ſchwarzem Mantel, und zählten im 18ten Jahrh. in der katholiſchen Chriſtenheit aller Erdtheile über 1000 Mönchs- und Nonnenklöſter, die in 45 Provinzen und 12 beſondere Congregationen getheilt waren. Allein in der Stadt Neapel gab es 28 Klöſter dieſes Ordens, von denen 18 den Mönchen und 10 den Nonnen gehörten. Eine noch größere Ausbreitung erlangte der Orden des h. Franz von Aſſiſi (ſ. d. Art. Franz). Dieſer ſonderbare Heilige ſtiftete ihn 1208 in der Kirche Porticella oder Portiuncula bei Aſſiſi, und nannte die Glieder deſſelben Minoriten. Dieſer Name ſollte die Demuth andeuten, die ihnen der h. Franz neben den Gelübden der äußerſten Armuth, des Gehorſams und der Keuſchheit einſchärfte, und zufolge deren auch ihre Ordensobern nur Miniſtri heißen. Gewöhnlich nannte man ſie jedoch nach ihrem Stifter Franziscaner, auch ihren Orden den ſeraphiſchen. Ihre Kleidung beſteht in einer Kutte von grauem wollenen Zeuge und einem Stricke um den Leib, an dem eine knotige Geißel hängt. Dieſer Orden erhielt wegen der außerordentlichen Abläſſe, die den Eintretenden und Beförderern bewilligt wurden, und weil er der Beſtimmung des Stifters gemäß ſeine Glieder nach allen Gegenden ſandte, um Buße zu predigen und zu betteln, ſchnellen und zahlreichen Zuwachs. Mehrere der berühmteſten ſcholaſtiſchen Philoſophen, wie Bonaventure, Roger Bacon und Joh. Erigena, die Päpſte Nicolaus IX., Alexander V., Sixtus IV. und V. gehörten ihm an; freilich erzeugte er auch Schwärmer, wie den h. Antonius von Padua, der den Fiſchen predigte. Die Dominicaner und Franziscaner erhielten von den Päpſten die Vorrechte, welche als die Privilegien der Bettelorden bekannt ſind und ſpäterhin auch andern Orden zu Theil wurden. Sie beſtehen in der Exemtion von jeder biſchöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit und der Befugniß, außer dem Kloſter von Jedermann Almoſen zu fordern (in der Kirchenſprache terminiren), ohne Rückſicht auf die Parochialrechte der Pfarrer an jedem Orte zu predigen, Beichte zu hören, Meſſe zu leſen und die päpſtlichen Abläſſe zu verkaufen. Dieſe Befugniß ſollte ihnen zum Erſatz für die Strenge dienen, mit der ihre alte Regel ihnen verbot, irgend ein Eigenthum zu beſitzen. Freilich wurden ſie dadurch bald mit der Welt bekannter, als ihre Stifter beabſichtigt hatten, und über die Beobachtung ihrer Regel unter ſich ſelbſt uneinig. Die heftigſten Streitigkeiten dieſer Art entſtanden unter den Franziscanern, deren viele ſich der armſeligen Lebensart ihres Stifters zu entziehen und eine mildere Regel vom Papſte zu verſchaffen gewußt hatten. Die Cäſariner, Clarentiner, Amadeiſten, Spiritualen, Franziscaner, Eremiten oder Cöleſtiner, aus denen die Fraticellen hervorgingen, waren Parteien in dieſem Orden, die im 13ten und 14ten Jahrhunderte auf die Wiederherſtellung der alten ſtrengen Obſervanz in Rückſicht des Gelübdes der vollkommenen Armuth mit einer Hartnäckigkeit drangen, die in Ketzerei und Empörung gegen den päpſtlichen Stuhl ausartete, und beſonders an den Spiritualen und Fraticellen in der Lombardei mit Feuer und Schwert beſtraft wurde. Doch war die Folge dieſes Zwieſpaltes eine Trennung des Ordens in zwei Hauptzweige. Die der gelindern Regel folgen und einz

ges Eigenthum beſitzen, werden *Conventualen*, die Strengeren hingegen, unter die eine päpſtliche Bulle von 1517 alle Reſte jener Parteien, die kein Eigenthum haben wollten, und die Barfüßer überhaupt begreift, *Obſervanten*, in Frankreich wegen des Leibriemens, den ſie tragen, *Cordeliers* genannt. Zu dieſen letztern gehört auch die 1592 entſtandene Congregation der Recollecten. Jeder dieſer beiden Hauptzweige hat ſeinen eignen Generalminiſter. Die 1528 von Matthäus Baſſi in Urbino geſtifteten *Capuziner*, welche zum Franziscanerorden gehörig, die gänzliche Armuth und die bloßen Füße mit den Obſervanten gemein haben, ſich aber durch den Gebrauch einer ſpitzigen Capuze auszeichnen, gehorchten anfangs dem Generale der Conventualen, ſeit 1619 haben ſie aber einen eignen General und bedeutenden Zulauf erhalten, auch mehrere Miſſionen in Amerika und Afrika errichtet. Sie zählten im 18ten Jahrhunderte 1700 Klöſter und 25,000 Glieder in 50 Provinzen. Der Vorwurf des Schmutzes, der Rohheit und zudringlichen Bettelei trifft beſonders die zu den Obſervanten gehörigen, als Prediger und Almoſenſammler herumſchweifenden Mönche dieſes Ordens und die Capuziner, die man als poſſenhafte Bußprediger kennt. Mehr Würde behaupten die ruhig in ihren Klöſtern zuſammenlebenden, reichern Conventualen oder Beſchuheten, wenn auch die Anzahl der Obſervanten immer die größere blieb. Da die Kirchenverſammlung zu Trient allen geiſtlichen Orden das Recht gab, liegende Gründe zu beſitzen, wurden nur dieſe Obſervanten und die Capuziner davon ausgenommen. Die Geſammtzahl aller Franziscaner belief ſich im 18ten Jahrhundert auf 115,000 Mönche in 7000 Klöſtern und 28,000 Nonnen dieſes Ordens, welche aus den Congregationen der Clariſſinnen, Urbaniſtinnen und Capuzinerinnen beſtehen und wie die Obſervanten barfuß gehen, in 900 Klöſtern. Um die Franziscaner in der Demuth und Enthaltſamkeit noch zu übertreffen, ſtiftete der vielgeltende heilige Franziscus a Paula den Orden der Einſiedler des heiligen Franziscus. — Obwohl die Stiftung neuer Mönchsorden von einigen Kirchenverſammlungen ausdrücklich unterſagt worden war, ſo wußten ſich doch mehrere ſeit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts entſtandene Inſtitute dieſer Art durch Angabe ihrer Beſtimmung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit die päpſtliche Genehmigung zu verſchaffen und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß ſie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, ſondern ſich regulirte Chorherren des heil. Auguſtinus nennen laſſen und die ſchwarze Kleidung der Weltgeiſtlichen tragen. Unter dieſe Rubrik gehören die *Theatiner*. Religioſen derſelben Gattung ſind die 1536 zu Mailand entſtandenen regulirten Chorherren des heiligen Paulus nach der ihnen eingeräumten Kirche des heiligen Barnabas *Barnabiten* genannt, welche ſich der Miſſion, dem Predigen, der Seelſorge und dem Jugendunterrichte widmen, und in Italien, wo ſie auf den Akademien zu Mailand und Pavia die Theologie lehren, in Frankreich und Oeſterreich, wo man ſie zur Bekehrung der Proteſtanten brauchte, und noch jetzt in Spanien Häuſer haben, die ſie Collegien nennen; die 1528 zu Venedig vereinigten regulirten Kleriker zur Pflege der Armen und Erziehung der Waiſen, welche nach ihrem Hauptſitze, dem Städtchen Somascha im Mailändiſchen, *Somasker* heißen, erſt 1568 als geiſtlicher Orden anerkannt, mit den Privilegien der Mendicanten ausgezeichnet, und beſonders in Italien durch Anlegung von Waiſenhäuſern und Lehranſtalten gemeinnützig wurden; die *Väter der chriſtlichen Lehre*, die ſchon 1597 zu Avignon zum katechetiſchen Unterrichte des gemeinen Volks verbunden, doch erſt 1647 als ein beſonderer Orden beſtätigt, in Frankreich ziem-

lich zahlreich waren; die Prieſter vom Oratorium oder Bethauſe, welche Philipp von Neri 1574 in Rom zur Leitung geiſtlicher Uebungen der Andächtigen und zum Studium der theologiſchen Wiſſenſchaften ſtiftete, ohne ſie durch Kloſtergelübde zu binden; die Väter vom Oratorium Jeſu in Frankreich, welche 1611 zu Paris ebenfalls ohne Verpflichtung zu Kloſtergelübden geſtiftet, durch berühmte Gelehrte aus ihrer Mitte, wie der Philoſoph Malebranche, der Orientaliſt Morin und der freimüthige Theolog Richard Simon, zu Anſehn und Einfluß gelangten und ſich als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geiſtliche verdient machten; die von Vinzenz von Paul 1634 errichteten, als Lehrer und Seelſorger des Landvolks nützlich gewordenen Prieſter der Miſſion, nach ihrem Priorate St. Lazarus zu Paris Lazariſten genannt, die die Mönchsgelübde leiſteten und durch ihre vielſeitige Geſchäftigkeit ſich im 18ten Jahrhundert in Frankreich und Spanien weit ausgebreitet hatten; die Bartholomäer (ſ. d. Art.), welche keine Kloſtergelübde thun, und ſich noch jetzt im ſüdlichen Deutſchland mit Erfolge der Bildung junger Geiſtlichen widmen, und die Piariſten oder Väter der frommen Schulen, welche von Joſeph Caloſenza, einem Spanier, geſtiftet, 1621 unter die geiſtlichen Orden aufgenommen und 1690 für ihre gemeinnützigen Bemühungen mit den Privilegien der Bettelorden belohnt wurden. Sie ſind neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden auch zum Unterrichte armer Kinder in den Elementarkenntniſſen verbunden, und haben ſich durch Anlegung von Volksſchulen in den Ländern der katholiſchen Chriſtenheit Verdienſte erworben, denen ſie die Fortdauer ihres zahlreichen Ordens bis jetzt verdanken. Gleiche Gemeinnützigkeit in Rückſicht auf Krankenpflege hat den von Johannes de Deo 1540 in Spanien errichteten Orden der barmherzigen Brüder erhalten, deren Hoſpitäler durch den Ertrag von Almoſen, welche ſie ſelbſt den Ketzern abfordern, in den bedeutendſten Städten der katholiſchen Chriſtenheit beſtehen. Die europäiſchen Barmherzigen haben einen gemeinſchaftlichen General, und tragen ſchwarze Kleidung; nur die in Spanien und beiden Indien bilden eine beſondere Congregation unter einem eignen Generale, und tragen braune Kutten. — Da das Kloſterleben der Mönche bald nach ſeiner Entſtehung Anlaß zu ähnlichen Verbindungen gottſeliger Jungfrauen gegeben hatte, ſo ſchloſſen ſich bei der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an. Es giebt Benedictinerinnen, Camaldulenſerinnen, Carthäuſerinnen, Ciſterzienſerinnen, Auguſtinerinnen, Prämonſtratenſerinnen, Carmeliterinnen, Trinitarierinnen, Dominicanerinnen, Franziscanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrerer Orden der regulirten Chorherren, wie die von St. Salvator im Lateran, vom heiligen Grabe und die zahlreichen Theatinerinnen, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der prieſterlichen Wirkſamkeit derſelben ausgeſchloſſen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt der erſte Orden, der weibliche dagegen der zweite; ſo gehören z. B. die Capuziner zum erſten und die Capuzinerinnen zum zweiten Orden des heiligen Franziscus. Es giebt auch Congregationen von Kloſterfrauen, welche ſich an gewiſſe Mönchsorden angeſchloſſen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clariſſinnen, die Urbaniſtinnen, die Nonnen von der Empfängniß U. L. Fr. in Italien und Spanien und die Annunciaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heiligen Franziscus gehören, und die Angeliken oder engliſchen Schweſtern, nach ihrer Stifterin,

einer Gräfin von Guaſtalla, auch Guaſtallinnen genannt, welche der Regel der Barnabiten folgen und ſich der Erziehung junger Mädchen widmen. Weibliche Orden, welche für ſich beſtehen, keinem männlichen angehören und ſämmtlich nach der Regel des heiligen Auguſtinus leben, ſind die Kloſterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, auch Magdalonetten genannt, welche in Deutſchland ſchon vor 1215, ſpäter in Frankreich, Spanien und Italien für gefallene Mädchen und Buhlerinnen, welche ſich bekehren wollen, errichtet wurden, mehrere durch Farbe der Kleidung und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verſchiedene Congregationen bilden, ſich weit ausgebreitet, und ungeachtet ſie nur gemeinſchaftlichen Andachtsübungen obliegen und durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen hier und da von ihrer erſten Beſtimmung abgewichen ſind, doch in den meiſten katholiſchen Ländern bis in die neueſten Zeiten erhalten haben; die Saleſianerinnen oder Nonnen von der Heimſuchung U. L. Fr., deren Orden auf Betrieb des als Myſtiker und Verfolger der Reformirten bekannten Franz von Sales und ſeiner Freundin Chanta 1610 zu Annecy in Savoyen urſprünglich als eine Zuflucht für Witwen und kränkliche Frauenzimmer gegründet, in der Folge aber erweitert, hauptſächlich zu geiſtlichen Uebungen und nebenbei auch zur Krankenpflege beſtimmt, ſchwarz bekleidet und ſo zahlreich wurde, daß er im 18ten Jahrhundert 160 Klöſter und 6600 Nonnen hatte; die 1605 zu Genua entſtandenen himmliſchen Annunciaden, welche weiße Kleidung mit himmelblauem Scapulier und Mantel tragen, ein ſehr ſtrenges, bloß der Andacht gewidmetes Leben führen, und es im 18ten Jahrhundert zu 50 Klöſtern in Italien, Frankreich und Deutſchland gebracht hatten; die von der heiligen Angela zu Brescia 1537 zuerſt als eine Schweſterſchaft zur Uebung der chriſtlichen Liebe ohne Clauſur vereinigten, ſpäter zu zwölf verſchiedenen Congregationen angewachſenen Urſulinerinnen, wovon die meiſten ſeit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöſtern zuſammenleben, einige in Italien jedoch bei der erſten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuſchheit geblieben ſind. Dieſer Orden beſchäftigt ſich lediglich mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch ein beſonderes Gelübde verpflichtet iſt; ſeine Kleidung iſt ſchwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt, ſeine Ausbreitung wurde ſo anſehnlich, daß er im 18ten Jahrhundert über 350 Klöſter beſaß, und wegen ſeiner Gemeinnützigkeit haben ihn die Regierungen allenthalben bis jetzt beſtehen laſſen. Derſelben Auszeichnung erfreuen ſich die Hoſpitaliterinnen oder barmherzigen Schweſtern, die in mehreren, von einander unabhängigen Congregationen, ſo weit ſie ihrer erſten Beſtimmung zur Pflege der Kranken und Verwundeten treu geblieben ſind, noch beſtehen, und wie die barmherzigen Brüder anſehnliche Hoſpitäler, z. B. das Hôtel-Dieu zu Paris u. a. m., inne haben, welche durch milde Vermächtniſſe erhalten und in Kriegen als Lazarethe gebraucht werden. — Außer den Kloſterfrauen, welche die zweiten Orden ausmachen, erhielten faſt alle bedeutend gewordene geiſtliche Orden noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder conversi) und Laienſchweſtern, die man zur Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöſtern und zur Beſorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Choriſten, d. h. die eigentlichen Religioſen, welche im Chore der Kirche die Horas (canoniſchen Betſtunden) abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht geſtört würden. Das erſte Beiſpiel dieſer Einrichtung gab der Orden vom Vallombroſa, und bald auch in den Klöſtern anderer

Orden nachgeahmt, wurde ſie allmählig ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchsweſens beträchtlich zu vergrößern. Unter den Namen von Oblaten, d. h. Dargebrachten, und Donaten, d. h. Geſchenkten, widmeten unzählige Andächtige ihre Perſonen, oder ihr Vermögen und ihren Einfluß dem Dienſte der geiſtlichen Orden, ohne förmlich Glieder derſelben zu werden. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf dieſe Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu dem regulirten Clerus, das nach ihrem Glauben, dadurch dem Himmel näher zu kommen, immer noch vortheilhaft genug erſcheinen mußte, wenn es gleich die läſtigſten Aufopferungen nach ſich zog. Der heilige Franz von Aſſiſſi gab dieſem Verhältniſſe zuerſt eine beſtimmtere Form, indem er Laien, die ſich mit ſeinen Minoriten verbrüdern wollten, ohne Kleriker zu werden, in eine beſondere Corporation unter dem Namen des dritten Ordens der Minoriten vereinigte. Später hieß dieſer Zweig der Franziscaner Orden von der Buße des heiligen Franziscus (in Frankreich bons hommes) und verbreitete ſich in mehreren männlichen und weiblichen, ſeit 1287 zum Theil regulirten Congregationen, welche einen gemeinſchaftlichen General haben, jedoch von dem erſten Orden des heiligen Franziscus abhängig ſind. Nach dieſem Muſter geſellten ſich außer ſämmtlichen Bettelorden, nämlich den Dominicanern, Carmelitern, Auguſtinern, Serviten, Paulanern, auch die Ciſterzienſer, Trinitarier und die Religioſen von der Gnade dergleichen dritte Orden zu, von denen nur wenige in die Clauſur traten und feierliche Kloſtergelübde leiſteten. Die meiſten Mitglieder derſelben ſind Laien, bleiben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen, und verpflichten ſich nur zu einem frömmern Leben, als Weltkinder zu führen pflegen. Dazu gehört, daß ſie täglich einige Ave Maria und Paternoſter beten und zu gewiſſen Zeiten faſten. Die Mitglieder jedes dritten Ordens heißen Tertiarier oder Tertianer, und werden im gemeinen Leben vorzüglich daran erkannt, daß ſie die Befriedigung ihrer religiöſen Bedürfniſſe in den Kirchen ihres Ordens ſuchen, die Klöſter und Mendicanten deſſelben reichlich beſchenken und ſeinen Vortheil auf alle Weiſe befördern. Sie dürfen die Kleidung ihres Ordens anlegen, begnügen ſich aber in der Regel das Scapulier oder den Gürtel deſſelben wie ein Amulet unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Dieſe Abzeichen der Verbrüderung mit einem geiſtlichen Orden, denen der herrſchende Glaube eine geheime ſegensvolle Kraft beilegt, werden theuer erkauft, und mit ihrem Beſitze iſt gemeiniglich die Verſicherung großer Abläſſe verbunden. Außer ſolchen Einkünften verſchaffte die Anſchließung dritter Orden den erſten ſo viele Mittel zu Anſehn und Einfluß, daß die Sorgfalt, mit der ſie erhalten, erweitert und begünſtigt worden ſind, ſich leicht erklären läßt. Auch entſtanden beſonders in Rückſicht dieſer verbrüderten Laien zwiſchen den geiſtlichen Orden über die Gränzen ihrer Werbediſtricte, Hut und Weide die heftigſten Streitigkeiten, welche nur durch förmliche, die Demarcationslinien ihrer Beſitzungen und ihres Einfluſſes beſtimmende Verträge und durch gegenſeitiges Cartel wegen der Ueberläufer von einem Orden zum andern beigelegt werden konnten. — Zu dem urſprünglichen Endzwecke des Mönchsweſens, Gott durch Gebet und der Welt durch Lehre, Beiſpiel und Wohlthätigkeit zu dienen, hat die Politik der päpſtlichen Hierarchie allmählig den großen Plan der Herrſchaft über die Völker geſellt, und in den Verfaſſungen der geiſtlichen Orden deutlich genug zu Tage gelegt. Die Orden älterer Stiftungen regierten ſich anfangs auf ariſtokratiſch-republikaniſche Weiſe ſelbſt. Die Benedictinerklöſter blieben lange von einander ganz unabhängig, die Ciſterzienſer ge-

horchten einem hohen Rathe, der aus dem Abte zu Citeaux als Generalſuperior, den Aebten zu Clairveaux, La Ferte, Pontigni und Morimand und 20 andern Definitoren beſtand, und anfangs jährlich, ſpäter in jedem dritten Jahre gehaltenen Generalkapiteln der Aebte und Prioren aller Ciſterzienſerklöſter verantwortlich war; ſchwächere Orden, wie die Carthäuſer, Grandmontenen u. a. m., hatten bei ähnlichen Verfaſſungen überdies noch mit den Biſchöfen zu kämpfen, deren alte Anſprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöſter ihres Sprengels ſie nicht ſo leicht abweiſen konnten, als die durch päpſtliche Exemtionen begünſtigten Benedictiner und Ciſterzienſer. In ein viel engeres Verhältniß zum Papſte ſetzten ſich aber gleich bei ihrem Entſtehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehenen Privilegien einzig und unmittelbar abhängig von Rom, bewährten ſie die Stärke ihrer monarchiſch-militäriſch geordneten Verfaſſung mit Erfolgen, welche ſich in der Regierung großer Corporationen nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorſam der Glieder bewirken laſſen. Bald folgten die meiſten der übrigen Orden ihrem Syſteme, welchem gemäß an der Spitze jedes geiſtlichen Ordens ein General oder Regent ſteht, der alle drei Jahre von neuem aus den Ordensobern gewählt wird, zu Rom reſidirt und nur dem Papſte verantwortlich iſt, jedoch bei einigen Orden noch einen Admonitor zur Seite hat, der ſeine Schritte im Namen des Ordens controlirt und ihn bei conſtitutionswidrigen Handlungen erinnern darf. Die Definitoren oder Räthe des Generals ſind die Provinzialen, Obere, denen die Viſitation und Regierung der Klöſter in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden unter dem Vorſitze des Generals das Generalkapitel des ganzen Ordens und präſidiren wiederum als Generalvikare auf den Provinzialkapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöſter einer Provinz als ſtimmfähige Capitularen (suffraganei) Theil nehmen. Dieſe, die nach den bei verſchiedenen Orden hergebrachten Namen Aebte, Prioren, Superioren, Guardiane, Pröpſte oder Rectoren heißen und im Sinne des canoniſchen Rechts Prälaten ſind, verhandeln jeder für ſich die Angelegenheiten ſeines Kloſters in einem Kapitel oder Convente mit den zum Chore gehörigen Religioſen deſſelben. Daher führen die Chriſten den Namen der Conventualen und Väter (Patres), zum Unterſchiede von den niedern Mönchen, welche, weil ſie noch Neulinge und der höhern prieſterlichen Weihen nicht theilhaftig, oder nur Laienbrüder ſind, die das Kloſter zu Hausdienſten braucht, Brüder (Fratres) heißen. Auch werden bei den Bettelorden nur die letzteren zum Terminiren ausgeſendet, dagegen die Väter allein zur Verwaltung prieſterlicher Amtshandlungen im Kloſter und auf den Pfarreien, die ſeinem Patronate zugehören, berechtigt ſind. Die Kapitel der einzelnen Klöſter einer Provinz ſtehen unter dem Provinziale, als ihrer Behörde in erſter Inſtanz, die letzte Inſtanz für alle Glieder eines Ordens iſt der General deſſelben, der auch die zweiten und dritten Orden dirigirt. Die Frauenklöſter haben eine ähnliche Verfaſſung, nur können ſie nicht ohne einen Propſt beſtehen, der mit ſeinen Caplänen das geiſtliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn ſie keinem zweiten Orden angehören, ſo ſind ſie, wie die Hoſpitäler und alle nicht eximirte Klöſter, der Jurisdiction und Aufſicht des Biſchofs oder des mit biſchöflicher Gewalt verſehenen Prälaten des Sprengels untergeben, in dem ſie liegen. Die nicht eximirten Orden und Klöſter haben der Hierarchie von jeher weniger gedient und ihre urſprüngliche Beſtimmung, wenn ſie nicht von ihrer Regel abſielen, treuer erfüllt, als die eximirten und ſtrenggeſchloſſenen Ordenscorporationen, welche um ſo weiter von ihrer religiöſen Beſtimmung abwichen, je ſchärfer und militäriſcher das

Verhältniß ihrer Subordination unter ihre Obern, und je mehr es ihr Hauptzweck wurde, ſich der Herrſchaft über die Gemüther zu bemächtigen, politiſchen Einfluß zu gewinnen und die Anmaßungen der Hierarchie mit allen ihren Kräften und Mitteln zu befördern. Die treuſten, folgſamſten und brauchbarſten Werkzeuge des römiſchen Stuhls zur Ausführung ſeiner gewaltigen Plane waren die Bettelorden, die man darum mit Recht häufig die ſtehenden Armeen des Papſtes genannt hat. Auch fehlt es ihnen dabei eben ſo wenig an Aufmunterung, als den Soldaten der ſogenannten großen Nation. Mönche, die ſich durch Geſchick und Eifer im Dienſte des Papſtes hervorthaten, können von ſeiner Gunſt die einträglichſten Pfründen erwarten. Zu Biſthümern, die nicht wie die deutſchen von adeligen Capitularen abhängig ſind, ſteht ihnen der Weg viel eher offen, als den gemeinen Weltgeiſtlichen, und es iſt bekannt, daß Generale und Definitoren der geiſtlichen Orden häufig in das Cardinalscollegium übergegangen, ja ſelbſt zur päpſtlichen Würde erhoben worden ſind. — Viel höher aber, als alle andere geiſtliche Orden, ja über die Kirche ſelbſt hat ſich eine Corporation geſtellt, die ihren Gliedern die Annahme aller und jeder Kirchenämter und Prälaturen verbietet, und doch in der Kunſt zu herrſchen die weltlichen Regierungen nicht minder, als ihre geiſtlichen Nebenbuhler übertraf. Wir meinen die Geſellſchaft Jeſu, deren Verfaſſung, Geſchichte und Wirkſamkeit ſo viel Eignes hat, daß ſie ſich keiner der obenerwähnten Claſſen geiſtlicher Orden beigeſellen läßt. Denn während die, die ſich nur der Contemplation und Andacht widmen, wenig charakteriſtiſche Züge darbieten, und meiſtentheils nur durch Namen, Schnitt und Farbe der Kleidung, größere oder mindere Strenge der Regel, mehr oder weniger Uebungen der Buße und Gottſeligkeit von einander verſchieden ſind, und auch die Regſamern, welche durch Unterricht, Seelſorge und Mildthätigkeit, ſo wie durch ihre Intriguen an Höfen und in Familien nach außen wirken, faſt überall dieſelben Manieren zeigen und das bekannte Thema der Mönchsweiſe mit geringen Abwechſelungen durchführen, hat die Geſellſchaft Jeſu ſich bald zu dem Range einer welthiſtoriſchen Erſcheinung emporgeſchwungen, die in ihrer Art einzig iſt. Der mindeſte Theil dieſer Größe ging von ihrem Stifter aus, der ſeinen Ruhm mehr der Weltklugheit und Energie ſeiner Nachfolger, als ſich ſelbſt verdankt. Inigo oder Ignaz, der jüngſte von eilf Kindern eines ſpaniſchen Edelmanns, auf deſſen Stammſchloſſe Loyola im Biscayiſchen 1491 geboren, war am Hofe Ferdinands des Katholiſchen als Edelknabe herangewachſen und bald in Kriegsdienſte getreten, ohne ſich anders, als eitel, galant und ritterlich zu zeigen. Eine 1521 bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzoſen erhaltene ſchwere Verwundung am Beine unterbrach ſeine militäriſche Laufbahn. Während der langwierigen Kur, die er zu Loyola abwartete, trieb ihn die Langeweile zur Lectüre, und da man ihm die Lebensgeſchichte Jeſu und Legenden der Heiligen gab, entzündete ſich an den Abentheuern der Letztern ſeine lebhafte Phantaſie. Ueberdies durch eine Verunſtaltung ſeines rechten Beins, die ihn in Folge jener Wunde zu lebenslänglichem Hinken zwang, von der Hoffnung fernern Glücks bei den Damen abgeſchnitten, entſchloß er ſich, ſich der heiligen Jungfrau Maria zu weihen. Nach ſeiner Geneſung verließ er daher ſeine Familie, legte ſeinen ritterlichen Schmuck bei dem wunderthätigen Marienbilde zu Montſerrat ab, und fing an, ſich in freiwilliger Armuth mit Beten, Wachen und Geißeln zu quälen, wobei es ihm eben ſo wenig an den wunderlichſten Anfechtungen des Teufels fehlte, als dem heiligen Franz von Aſſiſſi. Eine Wallfahrt nach Jeruſalem ſollte dieſen Vorübungen zur geiſtlichen Ritterſchaft die Krone aufſetzen. Wirklich

kam er 1523 als ein bettelnder Pilger dahin, kehrte aber, da die Mönche in Paläſtina ſeinen Eifer zur Bekehrung der Türken nicht aufkommen ließen, ſchon 1524 nach Barcellona zurück. Hier fühlte er, wie ſehr der Mangel gelehrter Kenntniſſe ſeinen Planen hinderlich ſey, und miſchte ſich unter die Schulknaben, um Latein zu lernen. Ob es nun gleich damit viel weniger fortrückte, als mit ſeiner Gottſeligkeit, ging er doch ſchon 1526 nach Alcala, wo er philoſophiſche Studien trieb, ſich vom Betteln nährte und zum Volkslehrer im Chriſtenthume aufwarf. Dieſe unberufene Seelſorge zog ihm jedoch von Seiten der Inquiſition Verfolgungen zu, die ihn bewogen, ſich 1528 nach Paris zu wenden. Daſelbſt brachte er es in der lateiniſchen Sprache und den philoſophiſchen Wiſſenſchaften endlich ſo weit, daß ihm 1534 die Magiſterwürde ertheilt werden konnte. Nebenbei hatte er das beliebte Betteln fortgeſetzt, ſeine Bekehrungsverſuche aber auf wenige Mitſtudirende eingeſchränkt, aus denen er eine Geſellſchaft zuſammenwarb, die ſich 1534 durch feierliche Gelübde zu freiwilliger Armuth, zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem mit ihm verband. Pierre Le Fevre, ein Savoyard, Franz Xavier, ein Navareſe, Jacob Lainez und Nicolaus Bobadilla, zwei kräftige, geiſtvolle Spanier, und Rodriguez, ein portugieſiſcher Edelmann, waren dieſe erſten Gefährten Loyola's, zu denen ſich in Paris und ſpäter im Venetianiſchen, wo ſich die Geſellſchaft ſeit 1537 büßend, bettelnd und predigend herumtrieb, noch einige minder bedeutende Subjecte geſellten. Ein Türkenkrieg hinderte die Reiſe nach Jeruſalem, weshalb die Verbündeten ſich auf den Univerſitäten in Oberitalien zerſtreuten, um neue Mitglieder zu werben. Loyola ſelbſt ging mit Le Fevre und Lainez nach Rom, wo er endlich ſeinen Plan zur Stiftung eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten Ordens 1539 zur Ausführung brachte. Er nannte ihn zufolge einer ihm angeblich wiederfahrenen Viſion die Geſellſchaft Jeſu, und verpflichtete die Glieder, deren Stamm jene erſten Gefährten wurden, neben den Gelübden der Armuth, Keuſchheit und des blinden Gehorſams gegen die Obern, noch zu dem vierten, ſich in jedes Land, wohin der Papſt ſie als Miſſionarien gegen Ketzer und Ungläubige oder ſonſt zum Dienſte der Kirche ſchicken würde, unweigerlich und ohne Lohn zu begeben und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften und Mitteln ins Werk zu ſetzen. Die Novizen ſollten außer andern geiſtlichen Uebungen auch durch die niedrigſten Dienſte bei den Kranken geprüft werden, denn Xaviers Beiſpiel hatte es zu einem beſondern Ehrenpunkte der geiſtlichen Ritterſchaft gemacht, die ekelhafteſten Geſchwüre der Kranken in den Spitälern auszuſaugen. Eine beſondere Bulle Pauls III. beſtätigte 1540 dieſen, in Betracht ſeines Zwecks dem Papſtthume ſo viel verſprechenden Orden, deſſen Glieder im folgenden Jahre bei einer Verſammlung zu Rom den Stifter ſelbſt zum erſten General ernannten. Durch ſeinen heroiſchen, alle ſeine Gefährten mit fortreißenden Enthuſiasmus hatte Ignatius dieſe Auszeichnung wohl verdient, wenn ihm auch von den geiſtigen Eigenſchaften, die ein ſolcher Poſten erforderte, die meiſten abgehen mochten. Dennoch hatte er ſich nur als ein gutmeinender geiſtlicher Abentheurer gezeigt, der ſich von gehabten Viſionen überredete und zum Helden der Kirche von Gott berufen glaubte, aber einer Verwaltung im Großen nicht gewachſen ſchien. Auch als General trieb er mit einem Eifer, der ſeinem Verſtande weniger, als ſeinem Herzen Ehre macht, Nebendinge, die geringern Gliedern ſchicklicher zugekommen wären. Er verrichtete in der Kirche ſeines Ordenshauſes zu Rom die niedrigſten Dienſte, gab ſich, obgleich nicht einmal der italieniſchen Sprache ganz mächtig, zum Unterrichte klei-

ner Kinder her, und ſammelte Almoſen zur Verſorgung von Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er ſich ganz beſonders angelegen ſeyn ließ; während ſeine gelehrtern und weiterſehenden Freunde, vorzüglich Lainez, der immer um ihn war, ſeine rohen Entwürfe zur Organiſation und Befeſtigung der Geſellſchaft Jeſu mit ſeltener Umſicht und Klugheit auszuſpinnen wußten. Dabei kamen ihnen die günſtigſten Umſtände zu Statten. Die Päpſte Paul III. und Julius III., wohl ahnend, welche Stützen gegen das überhandnehmende Reformationswerk ſie an den Jeſuiten haben würden, bewilligten dieſen regulirten Klerikern Vorrechte, wie ſie noch nie irgend eine Corporation in der Kirche oder im Staate erhielt. Sie ſollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und der Weltgeiſtlichen zugleich genießen, und mit ihren Gütern von jeder biſchöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufſicht und Beſteuerung gänzlich befreit ſeyn, ſo daß ſie außer ihren Ordensobern und dem Papſte keinen Herrn auf Erden anzuerkennen, und prieſterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten zum Trotze, bei Menſchen aus allen Ständen, ſelbſt während eines Interdicts auszuüben befugt wären; ſondern auch, was ſonſt nicht einmal den Erzbiſchöfen unbedingt erlaubt iſt, von allen Sünden und Kirchenſtrafen eigenmächtig abſolviren, Gelübde der Laien in andere gute Werke verwandeln, ohne weitere päpſtliche Beſtätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuſer anlegen und nach Befinden der Umſtände ſich ſelbſt von der Abwartung der canoniſchen Stunden, von Faſten und Speiſeverboten, ja ſogar vom Gebrauche des Breviers diſpenſiren dürfen. Ueberdies wurde ihrem Generale bei einer unumſchränkten Macht über alle Glieder des Ordens freigeſtellt, ſie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, ſelbſt unter excommunicirte Ketzer zu ſenden, aller Orten als Lehrer der Theologie willkührlich anzuſtellen und mit akademiſchen Würden zu bekleiden, die denen der Univerſitäten gleich gelten ſollten. Dieſe Privilegien, die den Jeſuiten neben einer größern Ungebundenheit in Rückſicht kirchlicher Pflichten, als die Laien genießen, eine faſt an die päpſtliche Gewalt angränzende geiſtliche Macht zuſicherten, hatten ſie von den Päpſten wegen ihrer Beſtimmung zu Miſſionen erhalten, um unter Ketzern und Heiden ſich in jede Lebensart fügen und, wo ſie Eingang fänden, ohne Hinderniß und weitere Bevollmächtigung neue papiſtiſche Kirchen organiſiren zu können; aber die Allgemeinheit, in der ſie ihre Rechte und Freiheiten verſtanden, ließ doch eine nicht zu berechnende Ausdehnung und allen beſtehenden geiſtlichen und weltlichen Autoritäten gefährliche Anwendung derſelben um ſo gewiſſer beſorgen, je beſtimmter die Verfaſſung ihres Ordens auf die Organiſation einer unabhängigen Monarchie mitten im Schooße der Staaten des Erdkreiſes angelegt war. Allgemeine Verbreitung in der menſchlichen Geſellſchaft bei möglichſt feſtem, innerm Zuſammenhange als Orden wurde der Hauptgrundſatz dieſer Verfaſſung. Zufolge derſelben theilt ſich die Geſellſchaft Jeſu in mehrere Claſſen oder Stände. Die Novizen, welche aus den talentvollſten, wohlgebildetſten Jünglingen und Männern ohne Rückſicht auf Geburt und äußere Verhältniſſe gewählt und zwei Jahre lang in beſondern Noviziathäuſern durch alle erſinnlichen Uebungen der Selbſtverläugnung und des Gehorſams geprüft werden, ob ſie zu den Zwecken des Ordens tauglich ſind, gehören noch nicht unter die wirklichen Glieder. Die geringſten unter dieſen ſind die weltlichen Mitarbeiter oder Coadjutoren, die keine feierlichen Kloſtergelübde leiſten, und daher wieder entlaſſen werden können. Sie dienen dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der Glieder höherer Grade, theils als Verbündete, wie die Mit-

glieder der dritten Orden den erſten, und bilden gleichſam das Volk des Jeſuitenſtaats. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte und andere einflußreiche Perſonen, z. B. Ludwig XIV. in ſeinem Alter, hatten bisweilen die Ehre, zu dieſem Grade aufgenommen zu werden, um in der bürgerlichen Geſellſchaft unbemerkt für den Vortheil des Ordens zu wirken. Höher im Range ſtehen die Scholaſtiker oder Schüler und die geiſtlichen Coadjutoren, welche gelehrte Kenntniſſe beſitzen, feierliche Mönchsgelübde leiſten, und ſich insbeſondere zum Unterricht der Jugend verpflichten müſſen. Sie ſind die Künſtler und Bürger des Jeſuitenſtaats, deren er ſich als Profeſſoren auf Akademien, als Prediger in den Städten und an fürſtlichen Höfen, als Rectoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeiſter und Gewiſſensräthe in Familien, die er beobachten oder gewinnen will, und als Gehülfen bei ſeinen Miſſionen bedient. Den Adel endlich oder den oberſten Stand machen die Profeſſen aus, wozu nur die erfahrenſten Glieder kommen, deren Weltklugheit, Energie und Treue gegen den Orden ſich vorzüglich bewährt hat. Sie leiſten Profeß, indem ſie neben den Mönchsgelübden ſich noch durch ein viertes Gelübde zur Uebernahme von Miſſionen aller Art verbindlich machen, und dienen, wenn ſie nicht in den Profeßhäuſern, den eigentlichen Prytaneen und Ritterſitzen des Ordens, bequem und andächtig zuſammenleben, als Miſſionäre unter den Heiden und Ketzern, als Regenten der Colonien in fernen Welttheilen, als Beichtväter der Fürſten und Reſidenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat und ſich anſiedeln will; von der Verpflichtung zum Jugendunterricht ſind ſie dagegen völlig befreit. Nur die Profeſſen haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Aſſiſtenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt und ſelbſt Profeß geweſen ſeyn muß. Der General bekleidet ſeine Würde lebenslang und reſidirt in Rom, wo ihm ein Admonitor und die fünf Aſſiſtenten oder Räthe, welche ſonſt die fünf Hauptnationen, die Italiener, Deutſchen, Franzoſen, Spanier und Portugieſen, bei ihm repräſentirten, zur Seite ſtehen. Er iſt der Centralpunkt der Regierung des ganzen Ordens, und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen, und vierteljährliche von den Superioren der Profeßhäuſer, von den Rectoren der Collegien, welche die eigentlichen, freilich eben nicht ſehr klöſterlichen Klöſter der Jeſuiten ſind, und von den Noviziatmeiſtern Notiz über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über politiſche Ereigniſſe und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienſte aller einzelnen Glieder, worauf er verordnet, was zu thun und wie ein bewährtes Subject zu brauchen ſey. Alle müſſen ihm blindlings und auch wider ihre Ueberzeugung gehorchen; gegen ſeine Befehle gilt keine Appellation, ja er kann ſelbſt einzelne Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Unterſuchung ausſtoßen oder durch Verſendungen exiliren und Strafen verhängen oder erlaſſen, wie es ihm gut dünkt. Ignatius Loyola, der den 31ſten Juli 1556 zu Rom ſtarb, hinterließ dem Orden den Entwurf dieſer Conſtitution und ein myſtiſches Erbauungsbuch, Exercitia spiritualia (geiſtliche Uebungen) betitelt, deſſen Gebrauch bei den Jeſuiten förmlich eingeführt iſt und die erſten vier Wochen jedes Novizen ausfüllen muß. Unvergänglichen Ruhm und die Ehre der Canoniſation, die ſeinem Namen 1622 widerfuhr, verſchaffte dieſem ſchwärmeriſch-religiöſen, doch ſonſt eben nicht großen Manne die ſchnelle Ausbreitung ſeines Ordens, der 1556 ſchon über 1000 Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erſte war Portugal, wo Xavier und Rodriguez ſchon 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder ſchnell ging es mit der Fortpflanzung der Jeſuiten in den italieni-

ſchen Staaten, wo ihnen das Anſehn des Papſtes zu Statten kam, in Spanien, wo, obgleich anfangs die Biſchöfe ſich dieſen neuen Gäſten widerſetzten, doch das Beiſpiel der Großen, vorzüglich eines der mächtigſten Granden Franz Borgia, Herzogs von Gandia, der ſelbſt Inigiſt (ſo nannte man die Jeſuiten in Spanien nach ihrem Stifter Inigo) wurde, ſehr bald durchdrang, und im katholiſchen Deutſchland, wo Oeſterreich und Bayern ihnen mit Begünſtigungen und Fundationen entgegen kam. Auf den Univerſitäten zu Wien, Prag und Ingolſtadt erlangten ſie ein Uebergewicht, in deſſen Beſitze ſie ſich durch zwei Jahrhunderte behaupteten. In ihren ſtreng hierarchiſchen Grundſätzen, in ihrer raſtloſen, enthuſiaſtiſchen Thätigkeit und in ihrer erfolgreichen Bekehrungsmanier erkannten die papiſtiſch geſinnten Fürſten, wie die Päpſte ſelbſt, das wirkſamſte Gegengift gegen den mächtig anwachſenden Proteſtantismus. Auch dem großen Publikum empfahlen ſie ſich bald als Kinder eines modernen Zeitgeiſtes, mit dem auch ſolche Weltleute, die den Mönchen ſonſt abhold waren, ſich leicht befreundeten. Denn Inſtitute, denen die Richtung auf das Praktiſche und die heitere Außenſeite abging, konnten ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften und der geſunden Vernunft nicht mehr ihr Glück machen, die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln, als zur Beſchaulichkeit angeleitet ſeyn, und die Bettelmönche, die ſich allerdings allenthalben ſehen und hören ließen, hatten ihre glänzendſte Epoche überlebt. Wem die Franziscaner zu plump und gemein, und die Dominicaner, als Moraliſten und Inquiſitoren, zu ſtreng und finſter waren, dem ſagten die feingebildeten, heitern, umgänglichen Jeſuiten deſto beſſer zu. Müßiges Hinbrüten bei Gebet und Geſang konnte ihnen Niemand vorwerfen, ſelbſt in ihren Profeßhäuſern wurden die canoniſchen Stunden nicht beobachtet, nirgend hielten ſie ſich, auch als Seelſorger der Laien, lange bei ihren Andachtsübungen auf, ſorgfältig vermieden ſie den Schein des Stolzes auf eine beſondere Heiligkeit, und in ihrer Kleidung glichen ſie ganz den Weltgeiſtlichen, ja ſie durften an Orten, wo ſie ohne geiſtliche Abzeichen leichter Zutritt zu finden hofften, auch dieſe Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauſchen. Ueberdies waren ſie inſtruirt, bei ihrer geiſtlichen und politiſchen Wirkſamkeit ſanft zu verfahren, die Menſchen durch Nachgiebigkeit gegen ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirn gegen Stirn zu kämpfen, und überhaupt nichts Leidenſchaftliches blicken zu laſſen, ſondern ihre Abſichten und Maßregeln geheim zu halten und bei äußerer Kälte und Zurückhaltung deſto unabläſſiger im Verborgenen durchzuſetzen, was öffentlich Widerſtand aufregen konnte. Der Geiſt dieſer Lebenskunſt und Gewandtheit für Händel aller Art ging beſonders von den ſtaatsklugen Maximen ihres zweiten Generals, Jacob Lainez, aus, der, was die Regeln des Stifters noch Düſteres und Mönchiſches enthielten, geſchickt zu mildern und dem Zwecke des Ordens zeitgemäß anzupaſſen wußte. Dieſer war urſprünglich kein anderer, als die Rettung und Befeſtigung der päpſtlichen Univerſalmonarchie gegen jede Oppoſition des Proteſtantismus, der Fürſten und der Nationalbiſchöfe. Darauf arbeiteten die Jeſuiten unter der Firma, die Religion oder die Ehre Gottes zu befördern, d. h. in majorem Dei gloriam, wie die Deviſe ihres Wappens ſagt, planmäßig hin, und weil es hierzu kein dienlicheres Mittel gab, als die Unterjochung der Geiſter und der öffentlichen Meinung, bemächtigten ſie ſich der Jugend durch Anlegung von Schulen und der Erwachſenen durch Umgang, Beichtſtuhl und Predigtamt. Als Lainez 1564 ſtarb, war dieſe Tendenz und der ihr angemeſſene kräftige Geiſt bereits entſchieden genug in das innere

Leben

Leben des Ordens eingedrungen, daß das Beiſpiel der klöſterlichen Frömmelei, welcher ſich ſein Nachfolger, der wie Ignatius ſpäterhin canoniſirte Franz Borgia, ergab, und das Anſinnen der Päpſte Paul IV. und Pius V., wie andere geiſtliche Orden zur Beobachtung der canoniſchen Stunden zurückzukehren, unwirkſam blieb. Die folgenden Päpſte und Generale ließen dem Orden die ihm unentbehrliche Freiheit von allem mönchiſchen Zwange, und bald ſetzten die wichtigen Erfolge und Verdienſte, deren er ſich rühmen konnte, die Zweckmäßigkeit ſeines Syſtems ins Licht. Einen Fortgang, der, wenn man den Erzählungen der Jeſuiten ſelbſt trauen darf, ins Ungeheure und Fabelhafte ging, hatten ihre Miſſionen außer Europa, die Franz Xavier ſchon 1541 im portugieſiſchen Oſtindien begann. Er bekehrte mit dem ihm nachgeſchickten Gehülfen in Goa, Travancor, Cochin, Malacca, Ceylon und ſelbſt in dem ſtörriſchen Japan Hunderttauſende zum Chriſtenthume, und ſtarb 1551 auf dem Wege nach China mit dem Ruhme einer wahrhaft heroiſchen Aufopferung für die Religion, welche ihm den Namen des Heidenapoſtels und die Ehre der Canoniſation erwarb. Seine Siege über das Heidenthum wurden durch die Grauſamkeit der Inquiſition in Goa befeſtigt, während andere Jeſuiten nach Südamerika kamen und in Braſilien und dem benachbarten Paraguay nicht ohne Erfolg auf die Civiliſation und Unterwerfung der Eingebornen hinwirkten. Nur Afrika zeigte ſich widerſpenſtig; die weſtlichen Küſten nahmen die Jeſuiten nicht einmal auf, und im Oſten wurden ſie von den Kopten verjagt und von den Abyſſiniern, die ſie mit Hülfe Portugals (ſ. d. Art. Habeſch) eine Zeit lang beherrſcht hatten, als Hochverräther aufgeknüpft. Dafür nahm ihr Gewicht in Europa ſelbſt deſto ſchneller zu. Daß die Vertilgung der für den Papismus höchſt gefährlichen Spuren, welche die Reformation auch in katholiſchen Ländern zurückgelaſſen hatte, hauptſächlich das Werk der Jeſuiten war, macht ihnen Niemand ſtreitig, und was zur Verbeſſerung des Schulweſens von den Barnabiten, Somaskern, den Vätern der chriſtlichen Lehre und vom Oratorium und zuletzt von den Piariſten nur im Kleinen oder für die niedern Volksklaſſen begonnen wurde, leiſteten ſie im Großen und für die höhern Stände. Claudius Aquaviva, aus dem Geſchlechte der Herzoge von Atri, von 1581 bis 1615 General der Jeſuiten, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik, und ſein Werk Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu die Inſtruction der weltberühmten Jeſuitenſchulen. Dieſe waren in den anſehnlichen Gebäuden ihrer Collegien theils als Erziehungsanſtalten oder Penſionen (convictoria alumnorum) für Knaben aus allen Ständen, theils als Seminarien oder Pflanzſchulen für Jünglinge, welche in den Orden treten ſollten, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Aufnahme in das Noviziat eingerichtet. Den Unterricht ertheilten die in den Collegien zuſammenlebenden Scholaſtiker und Coadjutoren nach Methoden, die auf das Bedürfniß der Jugend wohl berechnet und durch auffallende Erfolge bewährt, noch im 18ten Jahrh. für muſterhaft galten. Ein freierer Geiſt bei unabläſſiger Aufſicht, eine freundliche Herablaſſung zu den Schülern und eine weiſe Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unſchuld und Sittlichkeit zeichnete ſie vor andern Kloſterſchulen aus; Liebe und Vertrauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Prämien, Ehrentitel, wurden angewendet, um den Fleiß anzuſpornen; für die Körperbildung gab es gymnaſtiſche Uebungen, und auch der äußere Anſtand für das geſellige Leben ſollte durch theatraliſche Darſtellungen verfeinert werden. Freilich waren dieſe Comödien, die das Publikum anlocken ſollten, und das oft ſehr ſchlechte Latein, das die Schüler

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ſelbſt beim Spielen ſprechen mußten, nicht die Lichtſeite der Jeſuitenſchulen; Mangel an Gründlichkeit und die willkührliche Verſtümmelung der alten Claſſiker zum Frommen der Jugend machte ſie überdies den Philologen ärgerlich und verächtlich. Gleichwohl hatten ſie als die beſten Lehranſtalten ihrer Zeit ungemeinen Zulauf; oft zählte ein Collegium mehrere hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen faſt ausſchließlich anvertraut und auch aus proteſtantiſchen Ländern zugeſchickt, wodurch man ſich proteſtantiſcher Seits genöthigt ſah, Lyceen und Ritterakademien nach dem Bedürfniſſe des höher trachtenden Zeitgeiſtes anzulegen. Für ihren Orden zogen die Jeſuiten aus ihren Schulanſtalten den großen Vortheil, die beſten Köpfe frühzeitig auswählen und für ihre Zwecke heranbilden zu können; daher es denn erklärlich iſt, wie die Geſellſchaft Jeſu ſich durch wiſſenſchaftliche Verdienſte ſo bedeutend hervorthun und bei der gelehrten Welt in Achtung ſetzen konnte. Jeſuiten, wie Serrarius, Petav, Sirmond, Turſellin, Bellarmin, Balde, Mariana und Flechier, förderten die Geſchichte und Geographie, das Sprachſtudium und die Beredſamkeit auch außer ihrem Orden und ihrer Kirche. Dieſe unläugbaren Vorzüge verſtand Niemand beſſer geltend zu machen, als die Jeſuiten ſelbſt; die Menge mußte in ihnen Weltverbeſſerer und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts erkennen. Dabei mehrten ſich ihre Häuſer und Beſitzungen zuſehends; ihre Kirchen und Beichtſtühle wurden nicht leer; auch Vermächtniſſe und Schenkungen wußten ſie mit vieler Geſchicklichkeit an ſich zu bringen und jeden Vortheil wahrzunehmen, den die leichtgläubige Andacht und der Umfang ihrer Verbindungen ihnen darbot. Indeß wollten ſie in ihrer innern Verfaſſung weder durchſchaut, noch nachgeahmt ſeyn, und da ein Haufe unternehmender Frauen und Mädchen in Italien und am Niederrheine ſich um 1623 einfallen ließ, auf eigne Hand, unter dem Namen von Jeſuitinnen zu einem Orden zuſammenzutreten, der in Verfaſſung, Aemtern und Graden eine völlige Copie der Geſellſchaft Jeſu war, verbat ſich dieſe, wie ſchon Loyola in einem ähnlichen Falle gethan, jede Annäherung, und wirkte 1631 ein päpſtliches Breve zur völligen Aufhebung dieſer nie anerkannten Halbſchweſtern aus. Dagegen machten die Jeſuiten ſelbſt zwar wiederholte vereitelte Verſuche, ſich in England und den nordiſchen proteſtantiſchen Staaten anzuſiedeln, hatten es aber doch, ohne einen weiblichen Zweig zu dulden, 1618 bis auf 13,112 Mitglieder in 32 Provinzen gebracht, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen und, außer Europa, das ſpaniſche Amerika, die Philippinen und China neu hinzugekommen waren. Stolz auf dieſe Blüthe feierten ſie 1540 unter dem Generale Vitelleschi mit großem Gepränge das hundertjährige Jubiläum ihres Ordens, ein Feſt, deſſen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt ſeyn konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den ſie an den Höfen und unter dem Volke fanden, witterte doch der nichtjeſuitiſche Clerus und der Stand der Gelehrten überhaupt bald das Unheil, deſſen Keime die Geſellſchaft Jeſu, dieſe Wucherpflanze auf dem Boden der Chriſtenheit, ausſtreute. Den Univerſitäten, Biſchöfen und Pfarrern ſtand ſie durch Privilegien im Wege, die, wo ſie ſie geltend machte, den Lehrſtand und Clerus beeinträchtigen und verdrängen mußten; und dem Neide der alten Mönchsorden, den ſie durch Eingriffe in ihr Gebiet eben ſo ſehr, als durch ihr Glück gereizt hatte, gab ihr ungeiſtliches, zweideutiges Betragen Stoff genug zu Beſchwerden und giftigen Ausfällen. Sie beobachtete nirgend eine Demarcationslinie gegen den Wirkungskreis anderer Orden, und vertrug ſich höchſtens mit den Carthäuſern, welche wegen ihres Stillſchweigens die einzigen Cleriker

außer ihren eigenen Ordensgenoſſen waren, bei denen die Jeſuiten beichten durften. Mißtrauiſch und eiferſüchtig machten dieſe allzugeſchäftigen Ordensleute auch die Staatsbeamten und Juriſten durch ihr Einmiſchen in politiſche Händel, deſſen verderbliche Wirkungen in Portugal ſchon unter den Königen Johann III. und Sebaſtian, ihrem Zöglinge, weltkundig, und nach deſſen Tode eine Haupturſache der Ueberlieferung dieſes Reichs an die ſpaniſche Krone geworden waren. Daher wehrte das Parlament und der hohe Clerus in Frankreich die Verſuche der Jeſuiten, ſich einzudringen, zwanzig Jahre lang entſchloſſen ab. Gemeinſchaftlich mit dieſen Behörden erklärte die Univerſität zu Paris ihr ganzes Inſtitut für unnütz und unverträglich mit den Rechten der gallicaniſchen Kirche, und ſie hatten es hauptſächlich der Gunſt des Hofes zu danken, daß ſie endlich 1562 unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont mit einer demüthigenden Verzichtleiſtung auf den Gebrauch ihrer wichtigſten Privilegien in Frankreich zugelaſſen wurden. Ungeachtet dieſes gedrückten Zuſtandes wußten ſie ſich in Paris und den ſüdlichen und weſtlichen Provinzen bald feſtzuſetzen, und während der bürgerlichen Unruhen unter dem Schutze der Guiſen, deren Geſchäftsträger ſie machten, den franzöſiſchen Proteſtanten Abbruch zu thun, ihre Vorrechte allmählig geltend zu machen, und ſich trotz des Verdachts der Theilnahme an Heinrichs III. Ermordung zu behaupten. Zwar wurden ſie wegen des Attentats ihres Schülers Joh. Chatel auf Heinrichs IV. Leben 1594 als Majeſtätsverbrecher feierlich aus Frankreich verwieſen, doch hielten ſie ſich ununterbrochen in Toulouſe und Bordeaux, und auf Fürſprache des Papſtes von Heinrich IV. ſchon 1603 wieder aufgenommen, ſpielten ſie als Beichtväter des Hofes bald wieder die vorige Rolle. Der freilich ſehr wahrſcheinlichen Theilnahme an Ravaillacs That konnte man ſie nicht überweiſen; das Buch, worin der ſpaniſche Jeſuit Mariana den Königsmord vertheidigt, halfen ſie ſelbſt mit verurtheilen, und blieben durch Liſt und Schmeichelei gegen den Hof in ungeſtörtem Beſitze. Noch viel wichtiger machten ſie ſich dem deutſchen Reiche, da Ferdinand II. und III. ihre gehorſamen Zöglinge waren. Sie entwickelten im dreißigjährigen Kriege ein ungemein politiſches Talent; die Ligue der Katholiſchen, deren Seele ſie waren, that ohne ſie keinen Schritt; ſie durften 1629 die zufolge kaiſerlichen Mandats von den Reichsſtädten reſtituirten katholiſchen Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen ſie gehört hatten, an ſich ziehen; Pater Lamormain, ihr Ordensgenoſſe und Beichtvater des Kaiſers, ſtürzte den großen Wallenſtein, und erhielt durch ſeine Gehülfen das eiferſüchtige Bayern bei Oeſterreich. Doch während ſie hier als Staatsmänner glänzten, ohne den Sieg der Religionsduldung im weſtphäliſchen Frieden verhindern zu können, brach durch die janſeniſtiſchen Streitigkeiten ein neues Ungewitter in Frankreich und den Niederlanden über ſie herein. Der alte Haß der Univerſität von Paris, die ſich immerwährend geſträubt hatte, ihnen Lehrſtühle einzuräumen, regte ſich dabei mit dem moraliſchen Rigorismus der Janſeniſten zugleich gegen den notoriſchen Semipelagianismus des Jeſuiten Moline und ſeiner Ordensbrüder (vergl. d. Art. Gnade und Janſen). Unheilbare Wunden erhielt der gute Ruf der letztern durch Pascals berühmte Provinzialbriefe, welche ſeit 1656 vielfältig gedruckt, in ganz Europa begierig geleſen, und in dem Verdammungsurtheile, das Innocenz XI. 1679 über 65 anſtößige Sätze meiſt jeſuitiſcher Caſuiſten ſprach, als Zeugniß angeführt, die im Lehren und Handeln verderbliche Geſchäftigkeit der Jeſuiten mit einem Aufwande von Witz und dialectiſcher Kunſt ans Licht ſtellte, dem ſie in der erſten Angſt nichts als Schmähungen und Gewalt-

thätigkeiten entgegen zu ſetzen wußten. Aber es half ihnen wenig, daß die von den jeſuitiſchen Beichtvätern Ludwigs XIV. la Caiſe und le Tellier ausgewirkten königlichen Decrete und päpſtlichen Bullen dem Janſenismus Todesſtreiche verſetzten und die berüchtigte Conſtitution Unigenitus ihnen endlich den vollen Sieg zuwendete; in den Augen der Wohlgeſinnten blieben ſie dennoch der Anhänglichkeit an die von Pascal angeführten Lehrſätze ihrer vornehmſten Caſuiſten verdächtig, die dem Nachdenkenden über ihr oft räthſelhaftes und zweideutiges Betragen die empörendſten Aufſchlüſſe darbieten mußten. Eine ſchlaffe Moral, die den Neigungen des unſittlichen Zeitgeiſtes anbequemt die Grundſätze des Handelns den Eingebungen einer eigennützigen Klugheit und den äußern Umſtänden unterwarf und die ſchlechteſten Mittel um guter Endzwecke willen heiligte; der Probabilismus, ein Syſtem von Maximen und Lebensregeln für Laſterhafte, wie für Tugendhafte, das Alles erlaubte, was ſich mit wahrſcheinlichen Meinungen vertheidigen ließ; Beſchönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art bald durch willkührliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man ſich nur etwas anderes denken durfte, als man ſagte und that, um wegen der gröbſten Sünden vor ſich ſelbſt gerechtfertigt zu ſeyn und dergl. mehr; dieß ſind die Vorwürfe, deren Detail man aus Pascals Briefen oder den Schriften der Jeſuiten Sanchez, Bauny, Escobar, Suarez und Buſenbaum kennen muß, um zu wiſſen, was die Jeſuiten der Welt geweſen. Ihre eignen Vertheidigungen dagegen beſtätigen den wider ihre Sittenlehre erregten Verdacht, indem ſie milderten und die Hälfte zugaben, wo das Ganze verwerflich iſt. Dabei wurden andere Beſchuldigungen laut, die ſie noch weniger widerlegen konnten. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart und das theatraliſche Unweſen ihrer Schulen hatte Mariana, ein gelehrter ſpaniſcher Jeſuit, ſelbſt gerügt; ihr grober Ordensegoismus war in Sciotti's Monarchia solipsorum öffentlich an den Pranger geſtellt; gegen den Leichtſinn, mit dem ſie bei ihren Heidenbekehrungen die fortgeſetzte Verehrung der alten Götzen unter der Bedingung zuließen, daß die Bekehrten dabei an Chriſtum und die Jungfrau Maria denken ſollten, und gegen ihre Unverträglichkeit mit den übrigen Miſſionarien in China hatten ſchon mehrere päpſtliche Bullen ohne Erfolg geeifert. Ueberdieß entdeckte man hier und da eine ſehr bedenkliche Uebereinſtimmung ihrer Sitten mit ihrer gefälligen Moral, weil ſie bei ihren Ausſchweifungen nicht immer vorſichtig genug zu Werke gingen; daher denn ſogar die von ihnen bekehrten Irokeſen ſich in einem Friedensſchluſſe 1682 ausdrücklich die Entfernung dieſer lüſternen Ordensleute ausbedungen, die Alles thäten, was Jeſus nicht gethan. Auch aus einigen Städten in Italien mußten ſie wegen ihres verbotenen Umgangs mit Weibern und Mädchen auf immer entfernt werden, und noch iſt der Abſcheu nicht vergeſſen, den Europa 1731 bei dem Prozeſſe gegen den Jeſuiten Girard wegen ſeiner an dem unſchuldigen Fräulein Cadière bei Gelegenheit der Beichte verübten Schändung empfand. Daß die Jeſuiten keineswegs die Beförderung der wahren Religion und Tugend, ſondern nur die Verbreitung des Papismus und nebenbei ihren eignen Genuß und Vortheil beabſichtigten, ſah man nun immer allgemeiner ein. Den letzten Vorwurf beſtätigen die Klagen der Kaufleute wegen des bedeutenden Handelns der Geſellſchaft Jeſu mit den Produkten ihrer außereuropäiſchen Miſſionsplätze; die von ihr unter ſpaniſcher Hoheit aus den Eingebornen in Paraguay und Uraguay gebildete Republik, in der ſie unumſchränkt herrſchte

und 1753 beinahe 100,000 Unterthanen zählte, mochte ihrer Regierungs⸗kunſt allerdings Ehre machen und das beſte Mittel zur Civiliſation jener Wilden geweſen ſeyn; daß ſie aber dem Orden auch als Handelsdepot und Geldquelle wichtig war, zeigte ſich bei Gelegenheit eines Tauſchvergleichs, durch den Spanien 1750 ſieben Reductionen oder Pfarrbezirke dieſes Lan⸗des an Portugal überließ. Der gewaffnete Widerſtand, den die Eingebor⸗nen, 14,000 Mann ſtark, unter Anführung der Jeſuiten, den portugieſi⸗ſchen Truppen leiſteten, nöthigte die concurrirenden Mächte endlich jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Läugnens kamen die portugieſiſchen Jeſuiten hierüber in peinliche Unterſuchung, die noch nicht beendigt war, als ein meuchelmörderiſcher Angriff auf das Leben des Königs von Portu⸗gal ihre Sache verſchlimmerte. Pombal brachte ihre Mitwirkung bei dieſem Attentate zu großer Wahrſcheinlichkeit, und wußte endlich 1759 durch ein Edict, worin der König ſie für Hochverräther erklärt, ihren Orden mit Confiscation ſeiner Güter ganz aus Portugal zu vertreiben. Vor dieſem erſten Schlage zählte der Orden 24 Profeßhäuſer, 669 Collegia, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuſer, 335 Reſidenzen und 273 Miſſionen in heidniſchen und proteſtantiſchen Ländern, und im Ganzen 22,589 Glie⸗der aller Grade, worunter die Hälfte geweihte Prieſter waren. In Frank⸗reich, wo Choiſeul ſowohl als die Pompadour gegen ſie eingenommen wa⸗ren, brachte ihnen der Handel, den ſie allen päpſtlichen Befehlen zum Trotze fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten ſie ſich durch ihren Abge⸗ordneten Pater La Valette unter dem Vorwande einer Miſſion zu Marti⸗nique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Produkte dieſer und der benachbarten weſtindiſchen Inſeln faſt allein an ſich zog und mit den größten Kaufleuten Frankreichs in Verkehr trat. Da jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Millionen an Werth den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marſeille, an welches La Valette dieſe Ladung an Zahlungsſtatt geſendet hatte, weil die Jeſui⸗ten keinen Erſatz leiſten wollten, einen Prozeß gegen ſie anhängig, der nicht nur ihre Verurtheilung zur vollen Entſchädigung des Hauſes Lioncy, ſon⸗dern auch die Aufdeckung anderer Mißbräuche ihres Ordens nach ſich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: „sint, ut sunt, aut non sint,“ jede Abänderung ihrer Conſtitution verweigerte, hob ein königli⸗ches Decret 1764 den Orden, als eine irreligiöſe, bloß politiſche Geſell⸗ſchaft, deren Zweck ein zunehmender Machtgenuß ſey, in allen franzöſiſchen Staaten auf. Vergeblich erließ der Papſt Clemens XIII. gleichzeitig eine Bulle, worin er die Jeſuiten als die frömmſten und gemeinnützigſten Reli⸗gioſen empfahl. Aus Spanien wurden ſie ſchon 1767 und bald darauf aus Neapel, Parma und Malta verbannt, was unſtreitig das Werk Choi⸗ſeuls und des ſpaniſchen Miniſters Aranda war. Die Acht des Zeitgeiſtes ſprach endlich der Papſt Clemens XIV. in der berühmten Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21ſten Juli 1773 durch eine völlige Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu in allen Staaten der Chriſtenheit aus. Dieſe Maß⸗regeln wurden allenthalben raſch und gewaltſam durch Militär ausgeführt, weil eine förmliche Unterſuchung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelaſſen hätte. Doch waren die bedeutendſten Fonds und Actenſtücke von ihnen, wie man erzählt, ſchon vorher auf die Seite geſchafft worden, und ihre Archive und Caſſen befriedigten die Erwartung nicht. Ricci, der die⸗ſes Schickſal durch einige Nachgiebigkeit in Abänderung der Conſtitution hätte abwenden können, betheuerte die Unſchuld der Geſellſchaft Jeſu, die nun einmal Alles, was von ihr kam, eben darum für recht hielt; denn große, mit jedem wohlgeordneten kirchlichen und bürgerlichen Weſen unverträg⸗

liche Beeinträchtigungen der natürlichen Rechte Anderer waren ja durch ihre Privilegien ſanctionirt, ſo daß ſchon ihre Exiſtenz in einem Staate ein Ungebührniß genannt werden konnte. Unſtreitig hatte daher die Welt Urſache, bei ihrem Sturze zu frohlocken, wenn auch ein großer Theil ihrer Glieder keineswegs ſtrafbar und tadelnswürdig war, und ihre früher erworbenen Verdienſte immer in gutem Andenken bleiben werden. Uebrigens geſchah den Exjeſuiten kein Leid, als daß ſie ihre Häuſer verlaſſen, ihr Ordenskleid ablegen, aller Verbindung mit einander entſagen und ſich entweder unter andere Orden oder unter die Aufſicht der Biſchöfe begeben mußten. Aus dem Ertrage ihrer allenthalben confiscirten Güter erhielten ſie Jahrgelder, die nur Portugal nicht verabfolgen ließ. Dieſes Königreich und Spanien verſtatteten auch keinem Exjeſuiten Aufenthalt, dagegen ſie im Kirchenſtaate, in Oberitalien, in Deutſchland, wo man bei ihrer Auflöſung noch am ſchonendſten verfuhr, in Ungarn, Polen und ſelbſt in Frankreich als Privatperſonen geduldet wurden. In das allgemeine Einverſtändniß über ihre Entbehrlichkeit ſtimmte jedoch Friedrich II. nicht ein, weniger aus Luſt des Widerſpruchs, als um ſeinen katholiſchen Schleſiern gefällig zu ſeyn, das katholiſche Schulweſen in einer Verfaſſung zu laſſen, die ihm nichts koſtete, und ſich eine ergiebige Geldquelle offen zu erhalten. Indeß mußten die Jeſuiten, um ſich in den preußiſchen Staaten zu halten, ihr Ordenskleid und ihre Conſtitution aufgeben, und ſich unter dem Namen der Prieſter des königlichen Schulinſtituts auf Jugendunterricht einſchränken, und auch dieſes Inſtitut hob Friedrich Wilhelm II. auf. Nun blieb ihnen nur noch Rußland, dem mehrere Häuſer ihres Ordens 1772 mit dem öſtlichen Theile von Polen einverleibt worden waren. Die Kaiſerin Catharine behielt ſie auch nach ihrer Aufhebung aus Schonung gegen ihre katholiſchen Unterthanen und wegen der Nützlichkeit ihrer Schulanſtalten bei. Czernitſchews und Potemkins Gunſt verſchaffte ihnen die Erlaubniß, 1779 ein Noviziathaus anzulegen und 1782 einen Generalvicar zu wählen. Inzwiſchen hatten ſich die Umſtände auch in Rom zu ihrem Vortheile geändert. Clemens XIV. ſtarb ſchon 1774, nach der allgemeinen Meinung, durch Gift, das der jeſuitiſchen Rachſucht immer zur Hand war, und ſein Nachfolger zeigte ſich bald als ein Freund der, wenn ſchon unterdrückten, doch lange noch nicht erloſchenen Geſellſchaft Jeſu. Die Exjeſuiten, welche jene Aufhebungsbulle geradezu für ungültig erklärten, weil man ſie ungehört verdammt habe, blieben angeſehene Geiſtliche, denen vielgeltende Freunde aus allen Ständen anhingen und wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren, außer Italien, bei 9000, die nach dem herrſchenden Glauben immer noch in feſter Verbindung und unter geheimen Obern ſtanden: auch ſollten ſie ſich der Roſenkreuzerei bemächtigt und in die Plane der Illuminaten gemengt haben. Das Geſchrei der allgemeinen deutſchen Bibliothek und der Berliner Monatſchrift, welche die Exjeſuiten zum Untergange des Proteſtantismus verſchworen ſahen, und überall Spuren ihres Einfluſſes entdeckt haben wollten, machte damals viel von der meiſt übertriebenen Jeſuitenriecherei und von dem Jeſuitismus reden, deſſen ein ehrlicher Proteſtant leicht beſchuldigt werden konnte, wenn er einmal gut von Katholiken ſprach, oder mit ihnen umging. Doch verſtand man unter Jeſuitismus nicht nur eine Oppoſition gegen alle dem Papſtthume ungünſtigen Ideen und Inſtitute, ſondern auch überhaupt das Schleichen und Lauern der Hinterliſt, das Verfahren nach der Maxime: „der Zweck heiligt die Mittel,“ das verſteckte Spiel ehrgeiziger Machinationen unter der Maske der Leutſeligkeit und Religioſität,

das vielen Söhnen Loyola's allerdings zur andern Natur geworden war. Ungeſtört von ſolchen Angriffen einer oft ungerechten Parteilichkeit hofften die Exjeſuiten inzwiſchen, wie die Juden in der Zerſtreuung, unter einander wohl verbunden auf ihre Wiederherſtellung, von der nach ihrem Glauben das Wohl der Menſchheit abhängt. Ein Verſuch 1787 als Vicentiner wieder aufzuleben, ſchlug ihnen fehl, und die Väter des Glaubens Jeſu (Patres de fide Jesu), ein geiſtlicher Orden, den Baccanari, ein fanatiſcher Tyroler und ehemaliger päpſtlicher Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariane 1795 meiſt aus Exjeſuiten ſammelte, und mit Hülfe des leicht überredeten Papſtes als eine neue Auflage der Geſellſchaft Jeſu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit ſetzte, wurden von den geheimen Obern der alten Jeſuiten nie als ihres Gleichen anerkannt, und daher in Italien und Frankreich, wo Feſch ſie noch begünſtigte, der vertilgenden Polizei, und in England (wo Abbé Broglio wirklich ein Collegium derſelben bei London errichtet hatte), dem Hunger preis gegeben. In erweislicherem Zuſammenhange mit den Planen der Exjeſuiten ſtand, was Pius VII. für ſie that. Er beſtätigte ihren Orden 1801 in Weißrußland und Litthauen, wo er noch jetzt auf pädagogiſche und prieſterliche Thätigkeit eingeſchränkt fortblüht, und ſtellte ſie im Stillen 1804 auf der durch das Schickſal des Continents ganz iſolirten Inſel Sicilien wieder her, daher es unterrichteten Leuten gar nicht unerwartet kam, daß dieſer Papſt, der noch 1806 einen Jeſuiten canoniſirt hatte, ſeinen erſten freien Schritt im Frühlinge 1814 zur feierlichen Erneuerung der Geſellſchaft Jeſu benutzte. Die hierüber von ihm erlaſſene Bulle ſpricht von inſtändigen Bitten und einer allgemeinen Sehnſucht der chriſtlichen Fürſten und Biſchöfe nach dieſem Orden, wovon außer Rom und Madrid ſchwerlich ein Menſch etwas weiß, und nennt die Wiederherſtellung deſſelben eine Repriſtination, um anzukündigen, daß er durchaus in derſelben Geſtalt, wie er unterging, auferſtehen ſoll. In dieſem Sinne wurde von den wieder geſammelten Jeſuiten am 11ten November 1814 das Noviziat zu Rom feierlich wieder eröffnet. Im Herbſte 1815 hat man ihnen ein Collegium zu Modena eingeräumt, und ſie ſäumten nicht, auch den Einladungen der Könige von Sardinien, Neapel und Spanien zu folgen, in welchem letztern Reiche dieſer Orden im Triumphe wieder eingezogen iſt. Dabei fällt nichts ſtärker auf, als daß gerade die Fürſten, die lediglich durch die Anſtrengungen Englands, Rußlands und Preußens auf ihre Throne zurückgebracht worden ſind, ihren Dank durch die Wiedereinführung eines Ordens beweiſen, der ſeit beinahe 100 Jahren den meiſten ihrer Befreier, d. h. den aufgeklärteſten Völkern Europa's, ein Gegenſtand gerechter Beſorgniß und verſchuldeten Abſcheues war. In ſeinen Schickſalen und Thaten iſt buchſtäblich eingetroffen, was ſein dritter General, Franz Borgia, vor 250 Jahren ſagte: „wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen." — Während ſich indeſſen für den Orden in den beſagten Ländern ſo günſtige Ausſichten aufthaten, trafen ihn in andern deſto unerwartetere und empfindlichere Schläge. Am 20. Dec. 1815 erließ der Kaiſer Alexander von Rußland einen Ukas, worin er verordnete, daß alle Jeſuiten unverzüglich aus Petersburg fortgeſchickt, und ihnen der Zugang in beide Hauptſtädte für immer unterſagt ſeyn ſoll. Dieſer Befehl, dem die Vollziehung auf dem Fuße nachfolgte, wurde damit motivirt, daß dieſe Ordensleute „die rechtgläubige griechiſche Religion beeinträchtigt, und das ihnen geſchenkte Zutrauen mißbrauchend, Jünglinge und Frauenzimmer vom Glauben abwen-

dig gemacht haben.“ — Vorher ſchon hatte der portugieſiſche Hof in Rio de Janeiro ſeine Unzufriedenheit über die päpſtliche Bulle vom 7 Aug. 1814, wodurch der Jeſuitenorden wieder hergeſtellt wird, zu erkennen gegeben. Es wurde nämlich unter dem 1. Apr. 1815 dem portugieſiſchen Miniſter Pinto zu Rom bekannt gemacht, daß der Prinz Regent die frühern in Portugal gegen den Orden ergangenen Verordnungen in ihrer ganzen Strenge handhaben werde, welche Entſchließungen auch die übrigen gekrönten Häupter in Anſehung dieſes Gegenſtandes faſſen mögen. Im Sinne dieſer Bekanntmachung erließ dann auch der portugieſiſche Hof Erklärungen an den päpſtlichen Nuntius und an ſeine ſämmtlichen an den europäiſchen Höfen accreditirten Miniſter. — In Deutſchland ſtand die öffentliche Meinung fortwährend gegen die Jeſuiten. Beſonders ſchädlich wurde ihnen eine kleine Sammlung von Actenſtücken, die der Ritter K. H. v. Lang 1815 unter dem Titel herausgab: Reverendi in Chriſto Patris Jacobi Marelli S. J. Amores, e ſcriniis provinciae ſuperioris Germaniae Monachii nuper apertis brevi libello expoſiti. Man lernt hier die ſchändlichſten Unthaten und Gräuel kennen, die in den Collegien der Jeſuiten ſtatt hatten, und von den Obern immer recht ſorgſam verheimlicht wurden. Zwar hat die Felderiſche Literaturzeitung ſich viele Mühe gegeben, den Schatten, der durch dieſe Entdeckung auf den Orden gefallen iſt, zu beſeitigen, aber ſie hat dadurch dem letztern wohl mehr geſchadet, als genützt. — Was die übrigen geiſtlichen Orden betrifft, ſo unterſagte Joſeph II. 1781 jede Verbindung der Ordensglieder in ſeinen Staaten mit auswärtigen Obern, namentlich mit dem Generale und Rom, annullirte alle Exemtionen, und ſtellte die Religioſen jeder Gattung unter biſchöfliche Aufſicht, die Ausländer unter ihnen entfernte er, verbot auf unbeſtimmte Zeit die Annahme von Novizen, und decretirte bald darauf die völlige Aufhebung aller Orden, die ein bloß beſchauliches Leben führen. Dadurch erloſchen die Trinitarier, Serviten, Carthäuſer und Paulaner, und beinahe alle weiblichen Orden in den öſterreichiſchen Erbſtaaten; bald darauf wurden alle noch übrigen Orden, auſſer den Benedictinern von der Congregation Mölk, den Piariſten, Urſulinerinnen, barmherzigen Brüdern und Schweſtern, auf eine beſtimmte Zahl von Gliedern jedes Kloſters geſetzt, und durch das auf immer ausgedehnte Verbot, keine Novizen mehr anzunehmen, zum allmähligen Ausſterben verurtheilt, ſo daß die in zehn Jahren von 882 bis auf 469 herabgeſunkene Zahl der Klöſter im Oeſterreichiſchen ſich von Jahr zu Jahr vermindern muß. In Frankreich hob die Nationalverſammlung 1790 alle geiſtliche Orden auf und ſetzte die vorhandenen 18,000 Mönche und 30,000 Nonnen auf kärgliche Penſionen, die aber nicht lange ausgezahlt wurden, und im deutſchen Reiche, wo das Loos der Seculariſation 1802 faſt alle geiſtlichen Stifter und Klöſter traf, mußten die Orden von ſelbſt weichen. Das Zeitalter Napoleons dehnte dieſe Maßregel auch auf Italien und Polen aus; der König von Preußen erklärte die Klöſter in ſeinen Staaten 1810 für erloſchen, um ſeinen Schulfonds zu verſtärken, und nur in Rußland, das alle Religionen in ihren Gewohnheiten läßt, in Oeſterreich, wo der jetzt lebende Kaiſer den Mönchen weniger abgeneigt iſt, als Joſeph II. war, in Sardinien, Sicilien, Irland und den außereuropäiſchen Colonien, wo der franzöſiſche Einfluß nicht hinreichte, in Portugal und Spanien, wo er nicht ganz durchdrang, gab es noch Klöſter mit Religioſen verſchiedener Orden, jedoch ohne das alte Ordensverband, als Pius VII. 1814 die Wiederherſtellung aller geiſtlichen Orden proclamirte. Im Grunde ging dieſer Auferſtehungsruf nur den Kirchenſtaat an,

wo der Papſt die geiſtlichen Orden als freiwillige Pfleger des Schul- und Armenweſens braucht, für das er bei ſeinen zerrütteten Finanzen nicht ſelbſt ſorgen kann. Aus ähnlichen Gründen und wohl auch aus Bigotterie folgten die Höfe von Madrid, Turin und Neapel ſeinem Beiſpiele, und haben angefangen, die von gemeinnützigen Anſtalten verdrängten Religioſen in ihre alten Beſitzungen wieder einzuweiſen. In Frankreich macht die Partei Angouleme zu gleichen Maßregeln Anſtalt, doch iſt noch nichts Entſcheidendes geſchehen, und die Epoche, wo geiſtliche Orden gedeihen konnten, iſt in dieſem Lande, ſo wie in Deutſchland, vorüber. Außerdem, daß hier der vorgeſchrittene Zeitgeiſt alles Mönchsweſen entbehrlich macht, und faſt überall Geld und guter Wille zu geiſtlichen Stiftungen fehlt, iſt das Wiederaufkommen der Jeſuiten und anderer Orden in Deutſchland auch darum nicht zu beſorgen, weil man die deutſchen Fürſten nicht erſt erinnern darf, daß die Maintenon, die Gemahlin des größten Gönners der Jeſuiten, als ſie zu geiſtlichen Führern ihrer Zöglinge zu St. Cyr Lazariſten gewählt hatte, auf die Frage: „Warum nicht Jeſuiten?" zur Antwort gab: „Ich bleibe gern Herr in meinem Hauſe." E.

Ordensgeneral und **Ordensprovinzial**, ſ. d. Art. Orden (geiſtliche).

Ordination heißt die **Prieſterweihe** oder Einſegnung zum geiſtlichen Amte, weil ſie die Aufnahme in den Stand oder Orden der Geiſtlichen iſt. Dem **Ordinandus** (zu weihenden Candidaten) ſind bei dieſer Handlung von einem obern Geiſtlichen die Pflichten des geiſtlichen Amtes vorzuhalten und die Rechte und Befugniſſe deſſelben zu ertheilen, welches der Ordinirende durch Anreden, Segenſprechen und Auflegung der Hände thut. Bei dieſem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird die Aſſiſtenz mehrerer anderer Amtsgeiſtlichen erfodert, welche damit einen Segenswunſch für den Ordinandus verbinden. Dieſer genießt nach dieſer Handlung, zum Zeichen ſeiner Kirchengemeinſchaft, das heilige Abendmahl. Dieß iſt das Weſentliche der Ordination, welches die proteſtantiſchen Kirchen beibehalten haben und bei Jedem anwenden, der zu einem Predigtamte berufen, und in der vorhergehenden Prüfung dazu tüchtig befunden worden iſt. Die Fähigkeit, Candidaten zu ordiniren, hat an und für ſich eigentlich jeder Amtsgeiſtliche, doch wird der Ordnung wegen die Befugniß dazu von den Kirchenräthen und Conſiſtorien nur den als Examinatoren und Conſiſtorialaſſeſſoren angeſtellten Superintendenten oder Inſpectoren übertragen, welches in England und in den nordiſchen Reichen die proteſtantiſchen Biſchöfe ſind. Auch bedürfen proteſtantiſche Geiſtliche beim Hinaufrücken in höhere Aemter keiner weitern Ordination. Dagegen unterſcheidet ſeit dem dritten Jahrhunderte die katholiſche Kirche und mit ihr die griechiſche acht verſchiedene Grade der Geiſtlichen, die nach dem katholiſchen Kirchenrechte ebenfalls Orden (ordines) genannt werden, von denen jeder mit beſonderen Ceremonien ertheilt wird. Die unterſten Kleriker der alten Kirche waren die **Oſtiarien** oder Kirchenthürhüter, auch Sacriſtane und Glöckner, welche das Läuten, das Aufſchließen der Kirche und Sacriſtei, und das Aufſchlagen der Lection zu beſorgen haben. Hierauf folgen die **Lectoren**, welche die Lectionen aus der Bibel vor der Gemeinde leſen oder abſingen. Dann die **Exorciſten**, die die Befugniß zu Teufelsbeſchwörungen haben und dem Taufprieſter durch Vorleſung des Exorcismus (der Beſchwörungsformel) bei der Taufe aſſiſtiren. Endlich die **Akolythen** oder **Akoluthen**, welchen die Cere-

monienbedienung der Biſchöfe und Prieſter bei der Meſſe und bei Proʒeſſionen mit Anzünden und Tragen der Lichter und Darreichung des Weines und Waſſers zum Abendmahle obliegt. Dies ſind die vier niedern Grade oder Orden (kleineren Weihen), welche den Candidaten des geiſtlichen Amtes von dem Biſchofe durch angemeſſene Ceremonien gewöhnlich an einem Tage nach einander ertheilt werden, jedoch als nichtheilige Weihen weder zur Eheloſigkeit verpflichten, noch den Charakter der geiſtlichen Würde aufdrücken, und zu keiner eigentlichen geiſtlichen Amtshandlung berechtigen. Deßhalb werden auch Capellknaben, Küſter und andere Kirchendiener, die ſich verheirathen dürfen, mit den Geſchäften dieſer Grade beauftragt; doch muß jeder ſie erhalten haben, der zu den höheren oder heiligen Weihen gelangen will. Letztere machen zum Cölibate verbindlich, berechtigen zur geiſtlichen Amtskleidung und Tonſur, und drücken dem Ordinirten den unauslöſchlichen Stempel (character indelebilis) des geiſtlichen Standes auf. Die unterſte der heiligen Weihen iſt das Subdiaconat, welches zur Obſicht über alle bei der Meſſe nöthigen Gefäße und Geräthſchaften, zur Bekleidung des Altars, zum Aufſetzen des Brodes und Weines und zum Abſingen der Epiſtel vor der Gemeinde verpflichtet. Um einen Grad höher ſtehen die Diaconen, welche bei der Meſſe adminiſtriren (Oblaten austheilen), taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde abſingen, und ſich durch Tragen der Stola und Dalmatica von den Subdiaconen auszeichnen. Höher im Range als die Diaconen ſind die Prieſter oder Presbyter, welchen die Verwaltung aller Sacramente, außer der Firmelung und Ordination, zukommt, und das Meßgewand bei der Meſſe zur Auszeichnung dient. Auch dieſe drei höheren Weihen pflegt der Biſchof denen, die Prieſter werden ſollen, an einem Tage mit groſſen rührenden Feierlichkeiten nach einander zu ertheilen. Der höchſte Grad unter den geiſtlichen Würden der katholiſchen Kirche iſt der biſchöfliche, dem die Verwaltung der Sacramente, der Firmelung und Ordination vorbehalten iſt. (Vergl. d. Art. Biſchof.) Die Biſchöfe werden von den Erzbiſchöfen geweiht, und dieſe letzteren bedürfen keiner weitern Weihe, ſondern erhalten ihre Beſtätigung mit dem Pallium vom Papſte. Der Glaube, daß die Ordination von den Apoſteln nur durch die Biſchöfe fortgepflanzt und bis jetzt in ihrer Kirche erhalten worden ſey, macht in den Augen der Katholiken die Ordination proteſtantiſcher Prediger durch verheirathete Superintendenten und Decane ungültig und zur Ertheilung der prieſterlichen Würde unzulänglich, jedoch weichen hier die Begriffe der Proteſtanten ſo weit von dem katholiſchen Lehrbegriffe ab, daß ſie darum bei ihren Predigern nichts vermiſſen. (Vergl. d. Art. Prediger.) E.

Ordnung heißt im allgemeinen metaphyſiſchen Sinne die Einförmigkeit in der Verbindung mehrerer Dinge. Es kann dies ſowohl das Nebeneinanderſeyn, als die Folge derſelben betreffen. Der objective Grund, nach welchem die Verbindung der Theile Statt findet, iſt die Regel oder das Geſetz, und da dieſes ſowohl einfach als zuſammengeſetzt ſeyn kann, ſo kann auch die Ordnung eine einfache oder zuſammengeſetzte ſeyn. Die Zuſammenſetzung kann ſo verwickelt ſeyn, daß man die Regel davon nicht einzuſehn vermag. Daraus entſteht für uns eine ſcheinbare Unordnung. Nur da, wo keine Regel vorhanden iſt, findet wirkliche Unordnung Statt. Iſt der Grund, nach welchem die Dinge (Erſcheinungen) mit einander verknüpft ſind, ein Naturgeſetz, ſo heißt es Naturordnung, und alles, was dieſen Naturgeſetzen gemäß erfolgt, erfolgt nach der

Ordnung der Natur. Iſt aber der Grund der Zuſammenſtimmung ein moraliſcher, ſo entſteht der Begriff von einer moraliſchen Ordnung. Sie beſteht in der Uebereinſtimmung aller Dinge mit dem Sittengeſetze, mit dem, als dem Abſoluten und Unbedingten, alles zuſammenſtimmen muß. Folglich muß auch alles durch daſſelbe beſtimmt und eingeſchränkt ſeyn. Ob eine ſolche durchgängige moraliſche Ordnung wirklich Statt finde, kann weder aus Erfahrung noch a priori aus theoretiſchen Principien eingeſehen werden. Denn keine endliche Kraft kann bei ihrer Beſchränktheit die ſittliche Ordnung im Ganzen bewirken, ob ſie gleich etwas, und ſo viel an ihr iſt, im Einzelnen zu Realiſirung derſelben beitragen kann; dies aber iſt, da es nur durch Erfahrung erkannt werden kann, immer zufällig. Das Princip, welches eine ſolche ſittliche Ordnung möglich oder wirklich machen ſoll, iſt überſinnlich. Da es nun aber völlig unmöglich iſt, eine theoretiſche Einſicht des Ueberſinnlichen zu erlangen, ſo müſſen wir auch auf eine theoretiſche Einſicht und Erkenntniß der realen Möglichkeit oder Unmöglichkeit, Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit einer ſolchen moraliſchen Verknüpfung der Dinge völlig Verzicht thun. Indeß liegen in der practiſchen Vernunft gewiſſe moraliſche Gründe, die Realität der moraliſchen Ordnung für wahr zu halten, wodurch dieſe Vermuthung zu einem moraliſchen Glauben wird. Denn gäbe es keine moraliſche Ordnung, ſo müßte man die nothwendigen practiſchen Wahrheiten über Sittlichkeit und Tugend theoretiſch aufgeben. Dies iſt aber wegen des erſten Begriffs eines moraliſchen Geſetzes unmöglich, folglich auch jenes. Die Folge ergiebt ſich darum als falſch, weil ſonſt die theoretiſche Vernunft das, was die practiſche vorauszuſetzen gebietet, für eine leere Einbildung erklären müßte. Daraus aber würde ein realer Widerſpruch in der Vernunft ſelbſt entſtehn. Wir ſind daher völlig berechtigt, eine ſolche durchgängige moraliſche Ordnung auf Gründe eines moraliſchen Glaubens zu ſtützen, in welche ſich bei aller anſcheinenden moraliſchen Unordnung alles zuletzt harmoniſch auflöſen wird, ſo räthſelhaft auch dies ſcheinen mag.

Ordnung, ſ. Säulenordnung.

Oreaden, Bergnymphen, vorzüglich Begleiterinnen der Diana.

Orenoko, ſ. Oronoko.

Oreſtes, des Agamemnon und der Clytämneſtra Sohn, der als Rächer ſeines Vaters, als Mörder ſeiner Mutter und als Befreier ſeiner Schweſtern einer der Hauptbelden der griechiſchen Tragödie wurde. Von den Stücken, die ſein Schickſal darſtellten, beſitzen wir noch des Aeſchylus Coephoren und Eumeniden, des Sophokles Electra, des Euripides Electra, Oreſtes und Iphigenia in Tauris. Oreſt, auf Electra's Veranſtaltung durch ſeinen Erzieher vor dem Schickſal ſeines Vaters gerettet, wurde bei ſeinem Oheim Strophius, Fürſten von Phocis, auferzogen, und ſchloß mit deſſen Sohne Pylades die innigſte Freundſchaft. Zur Rache von dem delphiſchen Gotte ſelbſt aufgefodert, eilte er nach Mycene zurück. Um unerkannt zu bleiben, nahm er zur Liſt ſeine Zuflucht. Sein Erzieher und Pylades bringen eine Urne mit, welche angeblich des Oreſtes Aſche enthält. Clytämneſtra empfängt die Nachricht von des Sohnes Tode mit kaum zu verbergender Freude, bald fällt ſie von ſeinem Dolche. Gleiche Rache trifft den Aegiſth. Aber nach einem religiöſen Mythus der Griechen war der Muttermörder den Eumeniden verfallen. Unabläſſig verfolgen die gräßlichen Göttinnen den Unglücklichen, und ſtürzen ihn in Wahnſinn. Da beſiehlt ihm Apollo, nach Delphi zu flüchten; die Rächerinnen folgen ihm auch dorthin, aber durch einen Ora-

kelſpruch macht ihm der Gott bekannt, daß ſeine Qual endigen werde, wenn er die Schweſter werde von Taurien nach Argos geführt haben. Auf dieſe Weiſung ſchiffte Oreſtes mit Pylades nach Taurien. Hier war Iphigenia (ſ. d. Art.), ſeine Schweſter, als unerkannte Fremdlingin Prieſterin der Diana, deren Statue Oreſtes zu entführen kam. Ein altes Geſetz befiehlt, jeden Fremdling der Diana zu opfern. Iphigenia ſoll die Opferung ihres Bruders vollziehen. Aber beide erkennen ſich, und von ſeiner Schweſter begünſtigt, entführt Oreſt das Dianenbild, und kommt mit demſelben und der Iphigenia glücklich nach Argos. Jetzt waren die unterirdiſchen Göttinnen verſöhnt und Glück und Ruhe kehrten zu ihm zurück. Mit des Menelaus Tochter Hermione vermählt, herrſchte er über das väterliche Reich Mycene und über Argos, deſſen König ohne Erben ſtarb. Ein Orakelſpruch bewog ihn aber, nach Arkadien auszuwandern, wo er in der Stadt Oreſtia wohnte, und, von einer Schlange gebiſſen, in hohem Alter ſtarb. Seine Gebeine wurden ſpäter nach Sparta gebracht.

Organe ſind dem Wortverſtande nach Inſtrumente, Werkzeuge, zur Ausführung irgend einer Verrichtung (von dem griechiſchen Worte organon, ein Werkzeug). In dieſem Verſtande könnte es auch eine mechaniſche Maſchine ſeyn, die eine fremdartige Anregung, ein fremdes Leben erſt in Bewegung verſetzt. Allein dem gebräuchlichen Verſtande nach bedeutet es jetzt einen durch eignes inneres Leben in Thätigkeit geſetzten Körper, der zwar ein in ſich geſchloſſenes Ganzes ausmacht, jedoch wieder Theil eines andern Ganzen iſt, das ſich ſelbſt erhält, und zu deſſen höhern Zwecken der einzelne Theil in Thätigkeit geſetzt iſt. Organiſation iſt die Zuſammenſetzung mehrerer einzelnen Theilganze oder Organe zur Erreichung Eines Zwecks. Organismus iſt dieſes aus mehrern Theilganzen Zuſammengeſetzte, deſſen Zweck die Einrichtung und Thätigkeit aller einzelnen Organe untergeordnet iſt. Organiſch heißt dasjenige, was vermöge des ihm einwohnenden eignen Lebens von ſelbſt thätig iſt zu ſeiner eignen Erhaltung. Hieraus erhellt, daß Organiſation nur durch Leben möglich iſt, und daß das Organiſche dieſes nur in ſo fern iſt, als es Leben hat. Da das Leben durch Seyn und Thätigkeit ſich offenbart (vergl. d. Art. Leben), ſo wird die materielle Exiſtenz durch das Organ, die Thätigkeit durch deſſen Function dargeſtellt, da aber das urſprünglich ewige und unendliche Leben in der Endlichkeit auf verſchiedenen Stufen ſich offenbart, ſo muß auch das dadurch bedingte Verhältniß in den Organen zwiſchen Materie und Kraft in unendlich verſchiedenen Modificationen erſcheinen. So zeigt ſich ſelbſt im unorganiſchen Naturreiche, wo das Seyn in relativem Uebergewicht exiſtirt, und durch daſſelbe das Thätige gänzlich gebunden iſt, doch in den phyſiſchen Verhältniſſen deſſelben, dem Wachsthum, den Veränderungen von äußern Einflüſſen, den Anziehungen der Wahlverwandtſchaften eine Spur des allgemeinen Lebens, welches in der Cryſtalliſirung ſich am höchſten zu offenbaren ſcheint. In dem eigentlichen organiſchen Leben iſt nun erſt Seyn mit eigner Thätigkeit vereint, und durch Selbſterhaltung zur Individualität erhoben, ſo daß das organiſche Leben ſich an einzelnen Geſchöpfen offenbart, deren jedes einen Organismus darſtellt, gleichſam das Band, wodurch das Leben mit dem Individuum verbunden wird, in welchem nun die vollkommenſte Einigung zwiſchen Vielheit und Einheit herrſcht, indem das Beſondere dem Ganzen gleich, aber auch für ſich ſelbſt wieder ein Einzelnes, vom Ganzen verſchiedenes iſt, jedes Theilganze für ſich, aber auch zugleich für das Ganze und in dem

Ganzen lebt. Schreitet aber ſelbſt im organiſchen Naturreiche das Leben in verſchiedenen Abſtufungen immer höher, ſo müſſen auch die Organiſationen ſelbſt verſchieden ſeyn. In der Pflanze zeigt ſich das Leben zwar ſchon, durch die innige Vereinigung von Leben und Thätigkeit, allein ihre ganze Lebensäußerung iſt nur allein auf ihr individuelles Seyn bezogen, iſt vom Allgemeinen und Aeußern völlig abgeſchieden. Das Leben ruht gleichſam völlig in ſich ſelbſt, und äußert ſich bloß durch Aufnehmen des Stoffes von außen, und ein ſtilles Bilden und Produciren, zur Behauptung ſeiner organiſchen Form. Dieſe Beziehung des Lebens nur auf das individuelle Seyn nennt man Reproduction (Selbſterneuerung, Selbſterhaltung), daher iſt die Vegetabilität in der organiſchen Welt überhaupt der Repräſentant der Reproduction, und in ſo fern dieſe im thieriſchen Leben im Schlafe vorherrſchend iſt, kann man auch ſagen, daß die Pflanzenwelt das organiſche Leben im Schlafe iſt. Die Organiſation der Pflanze iſt daher auch nur auf Reproduction beſtimmt; die Nahrungsſäfte werden vom Wurzelgefäßſyſtem aufgenommen, von dem Stamm zugeführt, und durch das Lungenſyſtem der Blätter der Körpermaſſe gleich verarbeitet. Das animaliſche Leben offenbart eine höhere Stufe; es iſt nicht mehr bloß in ſich verſenkt, ſondern aus ſich in das Allgemeine und Aeußere übergegangen, die Thätigkeit beſchränkt ſich nicht mehr auf das bloße Seyn und deſſen Erhaltung, ſondern geht in Wechſelwirkung auf die Außenwelt, in willkührliche Bewegung und Aufnahme der Außenwelt in ſich, über. Dieſe mannichfaltigern Lebensäußerungen erfodern alſo auch eine vollkommenere zuſammengeſetztere Organiſation. Der animaliſche Organismus enthält daher mehrere Theilganze, die von einander geſchieden, und doch auf das engſte verbunden, ihr verſchiedenes Leben haben, und doch Einem Zweck untergeordnet ſind. Der thieriſche Organismus nimmt zwar den Pflanzenorganismus in ſich auf, in ſo fern er ſeine Thätigkeit auch auf ſeine Reproduction wenden muß, allein er erhebt ſich zugleich über die Vegetation, in ſo fern das thieriſche Leben zugleich aus ſich ſelbſt heraustritt, der Außenwelt ſich hingiebt, und mit derſelben in Wechſelverhältniß übergeht. Dies bezeichnet man durch Irritabilität und Senſation, oder Bewegung und Empfindung; es erfodert alſo zugleich Organe der Bewegung und Empfindung. So wie aber das vegetabiliſche Leben nur in ſich lebt, und den organiſchen Schlaf darſtellt, ſo lebt die Animalität außer ſich und im Erwachen, doch ohne beides noch im Bewußtſeyn zu vereinigen. Der Menſch nimmt die höchſte Stufe des organiſchen Lebens ein, in ihm iſt das Leben weder bloß in ſich verſenkt, noch bloß der Außenwelt hingegeben, ſondern beides mit Freiheit und Selbſtbewußtſeyn vereinigt, die klarſte Unterſcheidung des Ichs von der Außenwelt und allen äußern Verhältniſſen in der Intelligenz (Vernunft) vorherrſchend. Die Organiſation des Menſchen iſt daher die vollkommenſte, zarteſte und zuſammengeſetzteſte, da ſie nicht nur die Organe des vegetabiliſchen und animaliſchen Lebens in ſich begreift, ſondern dieſe auch für das eigentliche menſchliche Leben in der Vernunft ſämmtlich Beziehungsweiſe thätig und eingerichtet ſind. — Organe und Functionen laufen alſo parallel mit einander, beſtehen gleichzeitig mit einander und ſind unauflöslich an einander gebunden, keins iſt ohne das andere denkbar, eins durch das andere beſtimmt. Der menſchliche Organismus hat deshalb eigens modificirte Organe und Functionen der Reproduction (Vegetation). Dahin gehören die Organe der Verdauung, der Aſſimilation, der Ernährung (ſ. d. Art.), der Erhaltung der Gattung, zu welchem Zwecke die Geſchlechtsorgane, die Organe der Ausſonderungen unbrauchbarer Stoffe aus dem Organismus, wohin die Nieren und Blaſe, die Haut, und zum Theil die Lungen gehören; die Organe

der unwillkührlichen (der Reproduction dienenden) und der willkührlichen Bewegung (der Irritabilität), das ſämmtliche Muskelſyſtem, von dem das Herz und Gefäßſyſtem, die Muskelfaſern der Gedärme, der Reproduction angehören, das Zwerchfell (der Zwerchmuskel) ſo wie die Bruſtmuskeln den Uebergang zu der willkührlichen Bewegung der Muskeln des Geſichts, der Gliedmaßen bilden, indem ſie theils der unwillkührlichen, theils der willkührlichen Bewegung dienen; die Organe der Senſation, wohin das ſämmtliche Nervenſyſtem gehört, das wieder in der Reproduction, wie in der Irritabilität herrſcht, die äußern Sinnesorgane, und das Organ des innern Sinnes in ſeinem Centrum bildet (ſ. d. Art. Nervenſyſtem). So ſtellt der menſchliche Organismus das Bild aller übrigen Organismen in der Natur dar, die ſich in ihm wiederholen, nur dem Zwecke des menſchlichen Lebens untergeordnet, erhöht, und veredelt, ſo daß ein Organ auf das andere beſtimmend wirkt, eine Function in die andere eingreift, ein Syſtem von Organen in dem andern ſich wiederholt. So iſt z. B. in jedem Organ Vegetation durch Ernährungsgefäße, Irritabilität durch Muskelfaſern, Senſibilität durch Nervenfäden angedeutet; ſo iſt die vegetabiliſche Reproduction durch willkührliche Annahme und Auswahl der Nahrungsmittel, durch Herrſchaft des Geſchmacksſinnes, durch die Unterwerfung unter die Zwecke der Vernunft zur menſchlichen Ernährung veredelt. Da das Organ nur durch Einwohnung des eignen Lebens zum Organ wird (ſiehe oben), ſo folgt daraus, daß mit der Entweichung des Lebens auch die Thätigkeit des Organs verlöſchen muß, und das Organ als ſolches nicht mehr gedacht werden kann. Eben aus dieſer innigen Vereinigung von Organ und Function erhellt aber auch, daß Hemmung oder Störung der Function das Organ verändern, gegentheils jede materielle Abweichung des Organs eine Veränderung der Function zur nothwendigen Folge haben muß, wobei die ungetrübte Idee des Lebens in dem Individuum nicht beſtehen kann (ſ. d. Art. Geſundheit), ſondern eine Abweichung von derſelben entſteht (ſ. Krankheit), woraus endlich gänzliches Unvermögen des Organs, ſeinem Zwecke zu entſprechen und die Idee des Lebens länger durchzuführen, entſtehen muß, und das Individuum als ſolches ſich nicht länger behaupten kann (ſ. Tod), ſondern das Leben zu ſeinem Urquell zurückkehrt, das Organ aber der allgemeinen unorganiſchen Natur und deren phyſiſchen Geſetzen wieder anheim fällt. H.

Organiſch, Organiſation, Organ, von dem griech. Wort Organon, bedeutet eigentlich jedes Werkzeug, womit etwas zu Stande gebracht wird. Bisweilen gebraucht man es wohl auch bei uns in demſelben Sinne, z. B. wenn geſagt wird, daß ein Menſch das Organ von einem andern ſey; ſonſt aber hat unſer Sprachgebrauch zwiſchen dem griechiſchen Wort Organ und dem lateiniſchen Inſtrument (instrumentum), welches eigentlich daſſelbe bedeutet, einen auffallenden Unterſchied begründet. Unter Inſtrument verſteht man ein Werkzeug der Kunſt, wodurch ein vorhandener Stoff bearbeitet wird, Organ gebraucht man bloß von Naturproducten, und ſcheint, nicht ohne einen in der Sache ſelbſt liegenden Grund, das deutſche Wort Werkzeug von beiden noch zu unterſcheiden. Organ nennt man nämlich denjenigen Theil eines Naturerzeugniſſes, welcher eben ſowohl durch alle übrigen Theile als um ihrer willen vorhanden iſt, wodurch in einem organiſchen Weſen deſſen ſämmtliche Theile ſich zu einander wechſelſeitig verhalten wie Mittel und Zweck. In allen mechaniſchen Kunſtwerken findet ſich ein ähnliches Wechſelverhältniß, z. B. in einem Uhrwerk, allein man nennt das Rad, die Feder darin u. ſ. w. nicht Organe, ſondern Werkzeuge. Der Grund liegt jetzt ſchon vor uns. Es iſt

zwar hier jeder einzelne Theil um des andern, und alle ſind um des Ganzen willen da, verhalten ſich alſo zu einander wie Mittel und Zweck, und dienen ſämmtlich einem Endzweck; allein ſie ſind nicht durch einander da. Dieſes ſetzt eine ihnen inwohnende eigenthümliche Lebenskraft und Bildungstrieb voraus, an welche denn auch in der That das Entſtehen und Beſtehen der organiſchen Weſen geknüpft iſt; nimm ſie beide weg, und es erfolgt Auflöſung, Zerſtörung. Unter Organiſation verſteht man demnach eine ſolche Beſchaffenheit eines von der Natur hervorgebrachten, mit eigenthümlicher Lebenskraft und Bildungstrieb verſehenen Weſens, kraft deren alle Theile deſſelben ſich einander wechſelſeitig hervorbringen, erhalten und erſetzen, ſo daß zugleich der eine Theil die wirkende Urſache und auch der Zweck aller übrigen Theile, und dieſe die wirkenden Urſachen und die Zwecke jenes einen Theils ſind. Höchſt zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung iſt die nothwendige Folge davon. — Seit einiger Zeit hat man angefangen, die Werke der ſchönen Kunſt als Organiſationen zu betrachten, und macht an ſie die Anforderung, daß ſie organiſcher Natur ſeyn. Dann ſetzt man den Organismus des Kunſtwerks der mechaniſchen Compoſition ungefähr ſo entgegen, wie in der Naturgeſchichte der Organismus dem Aggregat, die zufällige Anhäufung einer in ſich ſelbſt begründeten und bedingten Bildung. Nur das, was in der darzuſtellenden äſthetiſchen Idee liegt, ſoll daraus entwickelt werden, und zwar auf eine Weiſe, daß alles wie durch einander und für einander erzeugt erſcheine, alles ſich wechſelſeitig verhalte wie Mittel zum Zweck, und nichts getrennt werden könne, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Daß auf ſolche Weiſe die höchſte Zweckmäßigkeit, die reinſte Einheit, die vollkommenſte Ganzheit erreicht werde, und eine in ſich ſelbſt beſchloſſene Form entſtehe, ſpringt eben ſo bald in die Augen, als daß eine ſolche Kunſtbildung nur aus der innern Lebenskraft, dem eigenthümlichen Bildungstriebe des äſthetiſchen Genies, welches hier der Natur gleichartig wirkt, hervorgehen könne. Die Frage über das Verhältniß der Objectivität und Subjectivität in den Darſtellungen der ſchönen Kunſt iſt bei dieſer Gelegenheit noch nicht aufgeworfen worden, wird aber wohl noch aufgeworfen werden müſſen. dd.

Orgel hat ihren Namen von dem griechiſchen Wort Organon, welches bei den Griechen überhaupt jedes muſikaliſche Inſtrument bedeutete. Einige haben ſchon das Wort Uggabh, welches im Moſe und Hiob vorkommt, durch Orgelpfeife überſetzen wollen, andere Ausleger es jedoch für Harfe nehmen wollen. Auch behaupten die neuern Juden, Salomo habe bereits im Tempel zu Jeruſalem eine Orgel erbauen laſſen, welche Sage aber durch nichts erwieſen werden kann. Wahr ſcheint es jedoch zu ſeyn, daß die Hebräer bereits ein Pfeifenwerk hatten, welches Maſchrokita hieß, und zur Erfindung der Orgeln Veranlaſſung gegeben haben kann. Der Ton deſſelben wurde aber nicht durch Taſten, ſondern durch Blaſen mit dem Munde hervorgebracht. Es war im Grunde die etwas veränderte ſiebenröhrige Flöte des Pan. Noch größere Aehnlichkeit mit der Orgel hatte das Pfeifenwerk, welches die Hebräer Magrepha nannten. Es war ein Kaſten mit zehn Löchern, worin eben ſo viele Pfeifen ſteckten, wovon jede wieder zehn Löcher hatte, und jedes Loch gab einen beſondern Ton. Der Kaſten war alſo eine Art Windlade, die auch nach der Beſchreibung der Talmudiſten zwei Blaſebälge hatte. Die Griechen hatten eine Art Waſſerorgel, die meiſtens mit einem Luftdruckwerk verſehen war, und welche von Cteſibius von Alexandrien, der 120 Jahre vor Chriſti Geburt lebte, erfunden ſeyn ſoll. Dieſe Waſſerorgel hatte ein Regiſter, und wurde mit der Claviatur geſpielt. Offenbar haben dieſe Art Waſſerorgeln, die aber

nach ganz andern Grundſätzen erbaut waren, wie unſere Windorgeln, und deren Einrichtung man jetzt nicht einmal völlig mehr kennt, Veranlaſſung zu unſern Orgeln gegeben. Die Claves waren bei ihnen ſo breit und ſo ſchwer zu bewegen, daß man ſie mit Fäuſten ſchlagen mußte, woher der Ausdruck „die Orgel ſchlagen" entſtanden iſt. Die erſten Windorgeln ſollen nur funfzehn Pfeifen gehabt haben, wozu man jedesmal, wenn ſie geſchlagen werden ſollten, zwölf Blaſebälge aus den Schmiedeeſſen borgte, die den nöthigen Wind dazu hergeben mußten. Ein ſolches Orgelwerk fand Hieronymus um das Jahr 400 zu Jeruſalem, welches nach ſeiner Beſchreibung, wenn es geſpielt wurde, einen ſo lauten Schall von ſich gab, daß man es auf dem Oelberge hören konnte. Im Jahre 660 ſollen die Orgeln ſchon in England bekannt geweſen ſeyn. Papſt Vitalianus († 671), der zuerſt den unordentlichen regelloſen Geſang der Gemeinde abſchaffte und den ordentlichen Geſang der canoniſchen Sänger einſetzte, ſoll auch zuerſt den Gebrauch der Orgeln in den Kirchen eingeführt haben. Im Jahre 753 (nach Andern 757) ſchickte, nachdem die Orgeln in einen beſſern Stand geſetzt worden waren, der byzantiniſche Kaiſer Conſtantinus Copronymus dem neu gekrönten fränkiſchen Könige Pipin, dem Vater Carls des Großen, eine Orgel zum Geſchenk, welches eine Waſſerorgel war, und zwar die erſte, welche man im Abendlande ſah, von der nachher nürnbergiſche Künſtler die erſte Anleitung genommen haben ſollen, Poſitive und andere Orgelwerke zu bauen. Seit dieſer Zeit wurden die Orgeln in den fränkiſchen und deutſchen Kirchen eingeführt. Auch Carl der Große ſoll eine ſolche Orgel geſchenkt bekommen haben. Die erſte Kirchenorgel in Deutſchland, welches ebenfalls eine Waſſerorgel mit bleiernen Pfeifen geweſen ſeyn ſoll, iſt diejenige, welche im Jahre 822 (nach Andern 826) für Ludwig den Frommen zu Aachen erbaut wurde. Theophilus Iconomachus (829-842) ſoll zwei große, ganz goldne Orgeln, zu denen durch verborgene Gänge der Wind geleitet wurde, haben erbauen laſſen. Auch wiſſen wir von einer großen Orgel, die Elfeg, Biſchof von Wincheſter († 951), in die daſige Kirche ſetzen ließ, und die man, obgleich mit Unrecht, aus dem Grunde für eine Windorgel gehalten hat, weil ſie vierzig Regiſter gehabt haben ſoll. Da die Waſſerorgeln jedoch auch Regiſter hatten, ſo beweiſen dieſe nicht geradezu für eine Windorgel. Im dreizehnten Jahrhundert eiferten noch viele Geiſtliche, beſonders Thomas von Aquin, gegen die Kirchenmuſik, weswegen die Orgeln in den Kirchen nicht ſo bald allgemein wurden. Die jetzt gebräuchlichen Orgeln werden für eine Erfindung der Deutſchen gehalten, über deren Zeit man aber nicht einig iſt. Schon im Jahr 1298 ſoll der Münſter in Straßburg durch den Brand eine Orgel verloren haben, die keine Waſſerorgel geweſen zu ſeyn ſcheint. Nichts deſto weniger behaupten einige, daß die erſte Orgel, ſo wie wir ſie jetzt haben, nicht früher als 1312 durch einen Deutſchen zu Venedig erbaut worden ſey. Anfangs waren die jetzigen Orgeln noch ſehr unvollkommen; einen vollſtändigen Accord konnte man noch nicht darauf greifen, noch viel weniger einen Choral darauf ſpielen. Der ganze Nutzen derſelben beſtand zur Zeit noch darin, daß man bei Abſingung eines Chorals mit der Hand eine Taſte, die drei Zoll breit und ziemlich dick war, niederſchlug, die den Ton des Liedes halten mußte. Die erſten Werke waren nicht viel über eine Octave ſtark, und hatten nicht leicht mehr als zehn Claves. Von Regiſtern wußte man damals noch nichts. Mit der Zeit wurden die Claves ſchmäler und zierlicher, und man ſchob zwiſchen die diatoniſchen Töne auch chromatiſche ein, die man jetzt Semitonia nennt. Auch der linken Hand gab man durch Verfertigung eines neuen Claviers Beſchäftigung, daß ſie auf demſelben

den Baß ſpielen konnte. Eine ſolche Orgel wurde bereits 1361 in der Domkirche zu Halberſtadt durch den Prieſter Nicolaus Faber (vermuthlich Schmidt) erbaut und 1495 von Georg Kleng ausgebeſſert. Dieſe Orgel hatte bereits vierzehn diatoniſche und acht chromatiſche Töne. Im vierzehnten Jahrhundert war bereits in der Kirche zu St. Ulrich zu Augsburg und 1426 ebendaſelbſt in der Barfüßerkirche eine Orgel. Im Jahre 1470 (nach Andern 1471 oder 1480) ſoll ein Deutſcher, Namens Bernhard, Hoforganiſt des Dogen zu Venedig, die Zahl der Orgelpfeifen vermehrt, und den Unterſchied der Regiſter und das Pedal eingeführt haben. Die größte Orgel, die man bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Deutſchland kannte, war die in dem Stifte zu St. Blaſius zu Braunſchweig, welche Heinrich Kranz 1499 daſelbſt erbaut hatte. Im ſechzehnten Jahrhundert folgten die Verbeſſerungen der Orgeln ſchneller auf einander, und man erfand jezt die Scheidung des Pfeifenwerks in beſondere Regiſter. Beſonders wurden jezt die Windladen und die Blaſebälge verbeſſert, von deren leztern bis dahin an einem Werke oft zwanzig bis vier und zwanzig geweſen waren, und von zehn bis zwölf Menſchen hatten getreten werden müſſen. Zu Stendal ward bereits 1580 eine Orgel verfertigt, die auf dem Manualclavier ſchon acht und vierzig und im Pedal ſechs und zwanzig Claves, nebſt manchen offenen u. gedeckten Stimmen, auch Zungenwerke hatte. In der Peterskirche zu Rom iſt die größte Orgel; ſie hat hundert Stimmen. Dem Plane zufolge, welchen man zu der Orgel für die Petrikirche zu Berlin gemacht hatte, ſollte dieſe hundert und zehn Stimmen und über dreitauſend Pfeifen haben. Das Einſtürzen des Thurms verhinderte jedoch die Ausführung der Unternehmung. Die große, künſtliche Orgel in der Petri- und Paulikirche zu Görlitz hatte ſieben und funfzig Stimmen und 3270 klingende Pfeifen, und ihre Erbauung koſtet 25,000 Thaler. Die Orgel im Münſter zu Straßburg hat 2136 Pfeifen, deren größte vierzehn Eimer und etliche Maß Waſſer faßt. Die Orgel zu Ulm hat über 3000 Pfeifen. Zu Rothenburg an der Tauber iſt eine Orgel, auf welcher drei Organiſten zugleich ſpielen können. Die Orgel in Maria Magdalena zu Breslau hat 56 Stimmen und 3342 Pfeifen. Die größte zinnerne Pfeife wiegt viertehalb Centner, iſt 12½ Ellen lang, im Durchmeſſer 14 Zoll breit und faßt 8 Scheffel in ſich. In der neuern Zeit hat ſich der Abt Vogler um die Verbeſſerung der Orgeln, beſonders um die Simplificirung des Mechanismus derſelben, ſehr verdient gemacht, ſo daß die Orgeln, die nach ſeiner Angabe verfertigt worden, bei weitem kleiner und einfacher als die gewöhnlichen ſind, und doch dieſelbe Stärke des Tons haben. Er begann damit, daß er nach eigner Erfindung und auf ſeine Koſten eine Orgel erbaute, die vier Claviere, 63 Taſten, 39 Pedale, und drei Schwellern hat. Sie iſt 9 Schuh hoch, tief und breit, und ſo rein temperirt, daß man aus Cis, wie aus C ſpielen kann. Sie gleicht an Stärke einer ſechzehnfüßigen Kirchenorgel, übertrifft an Gravität manche zweiunddreißigfüßige Werke, und an Feinheit die Harmonica. Da Newton entdeckt hatte, daß die Verhältniſſe der Brechung der Farben den Verhältniſſen der muſikaliſchen Töne in der Octave ähnlich wären; ſo glaubte der Pater Caſtell in der Aehnlichkeit der ſieben Hauptfarben mit den ſieben Tönen in der Muſik den Grund zu einer Farbenmuſik zu finden, woraus dann nach und nach die ſogenannte Farbenorgel entſtand, welche vermittelſt der langſamen oder ſchnellen Abwechslung der Farben dem Auge eben die Empfindung verſchaffen ſollte, welche das Ohr bei den Tönen der Muſik empfindet. Halle hat dieſes Inſtrument beſchrieben, verfertigen gelehrt, durch ein Kupfer erläutert und gezeigt, wie man es einrichten müſſe, um

darauf Stücke durch Farben abſpielen zu können. (Vergl. Farbenclavier.) Pater Julian hat eine Orgel von Pappe verfertigt, die ſich zu Saintes befindet und ſehr angenehme Töne giebt. In Paris hat ein Liebhaber eine Orgel aus Spielkarten gemacht, welche reinere Töne hören läßt als zinnerne Röhren.

Orgien (von ὀργη, Unſinn, Raſerei), ein allgemeiner Name, der mit myſtiſchen Ceremonien und trunkener Wildheit gefeierten Feſte des Bacchus, in der Folge auch anderer geheimen enthuſiaſtiſchen Feſte und Myſterien der Alten.

Orient (L'), eine Stadt in Bretagne mit einem Seehafen, an der Baye von Port Louis, an der Mündung des Fluſſes Scorf; gegenwärtig der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement des Morbihan. In den Jahren 1733 bis 1735 kam hier die Einrichtung des Seeweſens der franzöſiſchen oſtindiſchen Geſellſchaft zu Stande, und 1735 war die erſte Verſteigerung von Waaren. Im Jahr 1738 bekam der Ort Stadtrecht und Deputirte auf den Landtagen. Im Jahr 1784 ward der Hafen für einen Freihafen erklärt. Es befinden ſich hier Magazine für das Seeweſen und in der Nähe Anlagen zur Bereitung des Seeſalzes.

Orient, die Morgengegend, dann die nach Morgen gelegenen Länder. Wir verſtehen im Allgemeinen unter dem Orient die Länder Aſiens. Orientaliſch, morgenländiſch. Orientaliſche Chriſten, griechiſche Chriſten.

Orientaliſche Sprachen. Bei der Eintheilung der Sprachen in orientaliſche und occidentaliſche lag die Vorſtellung zum Grunde, daß alle Sprachen von der Arche Noahs ausgegangen wären. Die Sprachen der Semiten und Hamiten ſind die orientaliſchen, die Sprachen der Japhetiten die occidentaliſchen. Die Gelehrten (z. B. Olaf Celſius, C. G. Anton) haben ſich bemüht, allgemeine charakteriſtiſche Unterſcheidungszeichen anzugeben, allein bis jetzt ſind dieſe Beſtimmungen ſehr mangelhaft geblieben, da wir noch keine vollſtändige Ueberſicht des innern Baues der geſammten Sprachen haben. — Im gemeinen Leben verſteht man unter der Benennung orientaliſche Sprachen die Sprachen Aſiens ohne Unterſchied.

Orientaliſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner.

Oriflamme (Auriflamme), die ehemalige Reichsfahne Frankreichs, war urſprünglich die Kirchenfahne der Abtei von St. Denys, und wurde von dem Abt jedesmal dem Beſchützer dieſes Kloſters, welches ehedem die Grafen von Vexin und Pontoiſe waren, überreicht, wenn es die Noth erfoderte, für die Erhaltung der Freiheiten und Güter deſſelben die Waffen zu ergreifen. Es war dieſelbe ein Stück feuerrother Taffent (daher der Name), in Form eines Paniers, unten an drei Orten ausgeſchnitten, an den Spitzen mit grünſeidnen Quaſten geziert und an einer goldnen Lanze befeſtigt. Als in der Folge König Philipp I. Vexin mit der Krone vereinigte, kam es ihm auch als Schirmvogt der Abtei zu, die Fahne zu tragen. Sie wurde nun bei den Heeren geführt, und in der Folge die Hauptfahne der franzöſiſchen Truppen. Seit Carl VII. wurde ſie jedoch nicht mehr in den Krieg mitgenommen.

Origenes, geboren zu Alexandria im J. 185 nach Chr. Geb., mit dem Beinamen Adamantinus wegen ſeiner unermüdlichen Anhaltſamkeit im Arbeiten, wurde von ſeinem Vater Leonidas früh in dem Chriſtenthum und den Wiſſenſchaften unterrichtet. Nachher war Clemens Alexandrinus ſein Lehrer. Schon in ſeiner zarten Jugend gab Origenes Beweiſe ſeiner Seelengröße. Als ſein Vater der Religion wegen ins Gefängniß geworfen

worden, ermahnte er ihn, eher den Märtyrertod zu leiden, als dem Chriſtenthum zu entſagen. In einem Alter von achtzehn Jahren erhielt er den Auftrag, die Gläubigen zu Alexandrien zu unterrichten. Männer und Weiber ſtrömten herbei. Um der Verleumdung zu entgehen, kam er auf den Gedanken, ſich zu entmannen, und glaubte dieſe Handlung durch eine Stelle im Evangelium zu rechtfertigen. Nachdem Septimius Severus, einer der eifrigſten Chriſtenverfolger, im J. 211 geſtorben war, ging Origines nach Rom, wo er ſich Freunde und Bewunderer erwarb. Nach ſeiner Rückkehr nach Alexandria ſetzte er hier, auf des Biſchofs Demetrius Verlangen, ſeinen Unterricht fort. Ein Volksaufruhr bewog ihn, ſich ins geheim nach Paläſtina zu begeben. Dieſe Entfernung ſetzte ihn der Eiferſucht und Empfindlichkeit ſeines Biſchofs aus. Die Prälaten der Provinz ſtellten ihn an, öffentlich die heiligen Schriften zu erklären. Demetrius erklärte dies für eine unerhörte Neuerung; und rief, ohne auf die Gründe der Biſchöfe von Jeruſalem und Cäſarea zu achten, den Origenes zurück, welcher fortfuhr, die Gläubigen durch ſeine Einſichten, ſeine Tugenden, ſeine Nachtwachen, ſeine Faſten und ſeinen Eifer in Erſtaunen zu ſetzen. Bald darauf wurde er nach Achaja berufen, das mehreren Ketzereien Preis gegeben war. Auf ſeiner Reiſe von Paläſtina nach Cäſarea wurde er von den Biſchöfen, die ſich hier beiſammen fanden, zum Prieſter geweiht. Dies war der Anfang der Verfolgungen, die ſein Leben vergifteten, ſo wie der Unruhen Aegyptens und der Streitigkeiten, die ſo lange die Kirche heimſuchten. St. Alexander vertheidigte den Origines, der in Alexandria ſeine gewöhnlichen Beſchäftigungen wieder vornahm; aber Demetrius, deſſen Ausſöhnung nur erheuchelt war, verſammelte zwei Concilien, entſetzte ihn des Prieſteramts, unterſagte ihm, in Alexandria zu lehren, nöthigte ihn, ſich von dort zu entfernen, und excommunicirte ihn. Dieſe Verurtheilung wurde zu Rom, wie von den meiſten andern Biſchöfen, gebilligt. Aber die Kirchen von Paläſtina, von Arabien, Phönicien und Achaja blieben mit Origines in Verbindung. Demetrius ſchrieb nach allen Orten, um ihn verhaßt zu machen. Auf die Schilderung, die dieſer Biſchof von ihm machte, verurtheilte ihn die römiſche Kirche. Origenes beklagte ſich darüber bei ſeinen Freunden, läugnete die Irrthümer, die man ihm Schuld gab, und zog ſich nach Cäſarea in Paläſtina zurück. Theocriſt, der daſelbſt Biſchof war, nahm ihn als ſeinen Lehrer auf, und vertraute ihm das Geſchäft an, die heilige Schrift auszulegen. Nachdem ſein Verfolger im J. 231 geſtorben war, genoß Origenes der Ruhe und des Ruhms, die er verdiente. Gregor der Thaumaturg und ſein Bruder Athenodor begaben ſich zu ihm, und ließen ſich von ihm in den Wiſſenſchaften ſowohl als in den Religionswahrheiten unterweiſen. Die Verfolgung der Chriſten unter Maximinus nöthigte ihn, ſich zwei Jahre verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wieder gegeben hatte, benutzte Origines denſelben zu einer Reiſe nach Athen. Er blieb einige Zeit in Athen, und nachdem er nach Cäſarea zurückgekehrt war, ging er nach Arabien, wohin die Biſchöfe dieſer Provinz ihn riefen. Ihre Abſicht war, den Biſchof Beryll durch ihn auf andere Meinung zu bringen, welcher läugnete, „daß Chriſtus vor ſeiner Menſchwerdung nicht exiſtirt, ſondern erſt mit ſeiner Geburt von der Jungfrau angefangen habe, Gott zu ſeyn.“ Origenes behandelte den Gegenſtand mit vieler Geſchicklichkeit. Er ſprach mit ſo vieler Beredſamkeit, daß Beryll widerrief, und dem Origenes für ſeine Belehrung dankte. Die Biſchöfe von Arabien beriefen ihn darauf zu einer Kirchenverſammlung, die ſie

gegen gewiſſe Ketzer hielten, welche behaupteten, der Tod ſey Leib und Seele gemein. Origenes erſchien, und ſprach über den Gegenſtand ſo kräftig, daß er alle für ſich gewann. Dieſer Umſtand rechtfertigt Origenes vollkommen in Anſehung eines Punkts, den man für den hauptſächlichſten von ſeinen Irrthümern hält. Der Kaiſer Decius, der auf Philipp gefolgt war, erregte eine neue Verfolgung. Origenes, den man für die Hauptſtütze der Kirche anſah, wurde eingekerkert. Man belaſtete ihn mit Ketten, legte ihm ein eiſernes Band um den Hals und Feſſeln an die Beine; man marterte ihn und drohte ihm mit dem Scheiterhaufen, ohne jedoch dieſe Drohung zu vollziehen. Erſchöpft durch die Mißhandlungen, ſtarb Origenes zu Tyrus im J. 254. Wenige Schriftſteller haben ſo viel gearbeitet wie er, wenige Menſchen ſind ſo ſehr bewundert und geachtet worden, wie er es eine lange Zeit hindurch wurde; niemand iſt lebhafter angegriffen und verfolgt worden, als er ſowohl während ſeines Lebens als nach ſeinem Tode. Man kann ſagen, daß Origenes dieſe verſchiedene Begegnung ſelbſt veranlaßte. Wer hätte nicht einen Mann bewundert, der ſchon in der Jugend als ein Lehrer der Chriſten und Heiden auftrat, und für fähig gehalten wurde, an die Spitze der berühmten alexandriniſchen Schule zu treten, die unter ihm die Schule des Märtyrerthums wurde? Aber die Chriſten warfen ihm vor, daß er die Wahrheiten ihrer Religion habe platoniſchen Ideen anpaſſen wollen. Beſonders in ſeinem gegen die Ketzer gerichteten Buche De Principiis ſtellt er ein auf die Philoſophie des Plato gegründetes Syſtem auf; aber er giebt ſeine Meinungen nur als Möglichkeit; überdies hatten, wie er ſelbſt klagt, die Ketzer ſeiner Zeit ſeine Schriften verfälſcht. Man hat ihm ohne Grund vorgeworfen, daß er dem Materialismus günſtig geweſen. Er widerlegt ausdrücklich diejenigen, die ſich Gott als körperlich dachten. Die Behauptung, daß er, um ſich aus dem Gefängniß zu befreien, dem Serapis Weihrauch dargebracht habe, hat Epiphanias zu leichtgläubig nacherzählt. Seine Werke ſind: 1. eine Ermahnung zum Märtyrerthum; 2. Commentare über die heilige Schrift, die er vielleicht zuerſt ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meiſten ſind ſehr freie Ueberſetzungen. Er arbeitete an einer Hexapla (ſ. d. Art.), von der Montfaucon und ſpäter Chr. Fr. Bahrdt eine Ausgabe beſorgt haben; 4. De principiis, nur noch in der Ueberſetzung Rufins vorhanden; 5. eine Schrift gegen Celſus, die als die vollſtändigſte und bündigſte Vertheidigung des Chriſtenthums anzuſehen iſt, welche das Alterthum aufzuweiſen hat. Sämmtliche Werke ſind zuſammen in 4 Foliobänden erſchienen, Paris 1733 – 1759. — Ueber des Origenes Rechtgläubigkeit haben ſich viele Streitigkeiten erhoben. Im vierten Jahrhundert beriefen ſich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrſätze zu beweiſen. Sowohl unter ſeinen Vertheidigern als unter ſeinen Gegnern finden ſich die gelehrteſten und berühmteſten Kirchenväter.

Original, Originalität, Originell. Im Allgemeinen bezeichnen dieſe Ausdrücke die Beziehung eines Gegenſtandes zu ſeinem Urſprung, namentlich bei Gegenſtänden, welche der Vervielfältigung oder Nachahmung fähig ſind. Ein Original nennt man ſomit das Urſprüngliche, der Nachahmung oder Nachbildung vorliegende Product, in Beziehung auf dieſe Nachahmung oder Vervielfältigung, entgegengeſetzt alſo der Copie, daher oft ſo viel als Muſter, Muſterbild, Vorbild, wenn es auch nicht immer muſterhaft, d. h. ſo beſchaffen iſt, daß es zum Muſter dienen ſollte. In engerer Bedeutung, und vorzüglich in

dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt nennt man den Menſchen oder Gegenſtand originell (oder auch original), und ein Original, der in ſeiner Art einzig iſt, und durch eigenthümlichen Charakter von dem Gewöhnlichen bedeutend abweicht; dieſe Eigenthümlichkeit ſelbſt Originalität. Auch in dieſer Abweichung liegt noch keine Muſterhaftigkeit, wenn auch der Begriff einer nicht nachgeahmten Richtung der innern, und zwar freien Kraft. Letzteres iſt der Grund, warum wir nur den Menſchen und ſeine Producte, nicht die Natur und ihre Erſcheinungen originell nennen; denn der Menſch kann ſich durch Freiheit über den Kreis gewöhnlicher Bildung erheben, die durch Gewohnheit und Natur den größten Theil der Menſchen ohne Bewußtſeyn und Willen mitgetheilt wird. Weil nun die Meiſten auch mehr auf die Wirkung und ihren Eindruck, als auf die wirkende Kraft ſehen, ſo hat man das Originelle oft mit dem Frappanten, Seltſamen, Paradoxen und Bizarren verwechſelt. Der Grund, ſagt ein ſcharfſinniger Beobachter, liegt darin, daß man fühlt, jeder wahre Urſprung ſey nur durch Freiheit möglich; die Freiheit aber frappirt, oder erſcheint ungewöhnlich, deshalb, weil der Menſch nicht frei geboren, ſondern erſt durch Freiheit gebildet wird, und die meiſten im gewöhnlichen Laufe des Lebens dieſe Stufe der Bildung gar nicht erreichen, ſondern nur von blinden Naturtrieben beſtimmt und gebildet werden. Ein origineller Menſch iſt daher eine frappante Erſcheinung, nur mehr oder weniger, je nachdem das Zeitalter, in dem, oder die Geſellſchaft, in der er lebt, der Freiheit gewohnt iſt oder nicht. Das Originelle kann durch den Verſtand allein hervorgebracht werden, das Genielle ſetzt dagegen immer eine Wirkſamkeit aller Kräfte der Menſchheit in Vereinigung voraus. Es kann daher originelle Narrheiten, aber keine genialiſchen geben. Zu einem originellen Menſchen kann man ſich ſelbſt nach und nach bilden, zu einem genialen nicht. Eine bloß originelle Erſcheinung erregt daher wohl Aufmerkſamkeit, Verwunderung, ſtößt aber auch nicht ſelten ab; die geniale erregt Antheil, Bewunderung, Liebe, Zuneigung. Genial iſt, was die Spuren der nach Geſetzen der höhern und edlern Menſchheit eigenthümlich wirkenden Bildungskraft deutlich an ſich trägt. Das Genie iſt daher immer originell, d. h. urſprünglich und eigenthümlich in ſeinen Hervorbringungen und Originalität (eine eigenthümliche Weltanſchauung ſagt Jean Paul), ein ſo weſentliches Merkmal des Genies, daß ſelbſt der Ausdruck: Originalgenie, nur ein Pleonasmus iſt; aber nicht immer erſcheint das Genielle originell, in ſofern die Eigenthümlichkeit und Urſprünglichkeit genieller Producte in der Betrachtung deſſelben um ſo weniger hervorſtechende Seite iſt, je mehr man beim Genuſſe des Kunſtwerks den Künſtler über der Kunſt zu vergeſſen pflegt. Dies geſchieht, wenn der Künſtler ſeine Eigenthümlichkeit dem Geiſte der Kunſt und ſeinem Werke untergeordnet, oder ſich ganz in ſein Werk verloren hat. Letzteres iſt vorzüglich auf Naturpoeſie (ſ. d. Art. Naturdichter, Naturpoeſie) anzuwenden, weshalb auch ein Homer und Göthe nicht originell erſcheint, wiewohl ihren Werken Originalität im weitern und engern Sinne nicht abzuſprechen iſt. In dem Genius lebt ein Ideal des Schönen; und je vollendeter dieſes iſt, deſto weniger wird es eigentlich frappiren, oder durch ſeltſame Form die Aufmerkſamkeit reizen. Durch reines Ebenmaß und inneres Leben verkünden ſich die Schöpfungen des wahren Genies, und eine edle Einfalt iſt oft gerade ſein unterſcheidendſtes Merkmal. Die ächte Originalität (Neu-

heit mit Muſterhaftigkeit verbunden, nennt ſie Kant) iſt dagegen zugleich Genialität. Einen Jean Paul, von Beethoven, Cherubini möchten wir mehr originell als geniell nennen; ihre Originalität iſt nicht immer liebenswürdig, wenigſtens erſcheinen ſie gerade da oft liebenswürdiger, wo dieſe zurücktritt. Immer jedoch iſt Originalität ein Vorzug, weil ſie als ſtark ausgedrückte individuelle Lebenskraft erſcheint, welche deshalb auch einer verſchönernden Bildung mehr oder weniger fähig iſt. So ſcheint ſich im Grunde Originalität zur Genialität, wie das Charakteriſtiſche zum Schönen zu verhalten, und es iſt einzuſehen, warum die Künſtler und Dichter der neuern Zeit mehr originell als geniell ſind. T.

Orion, ein berühmter Heros des mythiſchen Alterthums, über deſſen Urſprung und Thaten die Nachrichten getheilt ſind. Einige nennen ihn einen Sohn des Neptun und der Berylle, Andere des Neptun und der Euryale, noch Andere des Hyrieus und der Berylle. Nach Homer war er ein ſchöner Jüngling, in deſſen Reize Aurora ſich verliebte. Die Götter beneideten dieſe Liebe, und Diana erlegte ihn auf der Inſel Ortygia mit ihren Pfeilen. Nach Andern war er ein König und großer Jäger, der noch in der Unterwelt fortfuhr, auf einer großen Wieſe das Wild zu jagen, das er ſchon auf der Oberwelt getödtet hatte. Er war von ſo rieſenhaftem Wuchs, daß er auch in den tiefſten Stellen des Meers mit den Schultern hervorragte. Sein Tod, den Einige an dem Stich eines giftigen Scorpion erfolgen laſſen, wird von Andern ſo erzählt: Diana liebte den Orion ſo leidenſchaftlich, daß ſie ihn zu ihrem Gatten begehrte. Dieſe Erniedrigung beleidigte den Apoll, und da er ſeine Schweſter nicht von ihm abwenden konnte, ſo beſchloß er den Tod des verwegenen Sterblichen. Als einſt Orion durch das Meer daherſchritt, und man von ihm nichts als den Kopf ſehen, dieſen aber wegen der Entfernung nicht erkennen konnte, foderte Apollo die Diana auf, zu verſuchen, ob ſie jenen ſchwarzen, über dem Meere befindlichen Punkt mit ihrem Geſchoſſe erreichen könne. Sie ſandte den unglücklichen Pfeil ab, der ihren Geliebten traf. Erſt als die Wellen den Leichnam ans Ufer warfen, erkannte ſie ihren Irrthum. Der getödtete Heros wurde ſammt ſeinem Hunde als ein glänzendes Geſtirn an den Himmel verſetzt (ſ. Sternbilder.)

Orixa oder Oriſſa, ein Königreich in der oſtindiſchen Halbinſel, diesſeits des Ganges, zwiſchen Golconda und Bengalen. Es ward 1765 von dem Großmogul an die Engländer abgetreten, die jedoch nur einen Theil beſitzen. Das übrige iſt in den Händen der Maratten, namentlich des Rajah von Berar.

Orkan, ſ. Wind.

Orkney-Inſeln, ſ. orcadiſche Inſeln.

Orleans, an der Loire, mitten unter Weinbergen gelegen, die Hauptſtadt des ehemaligen Gouvernements und der Landſchaft Orleannois, jetzt die Hauptſtadt im Departement des Loiret, und eine der größten Städte in Frankreich. Im J. 1802 zählte man 36,000 Einwohner. Merkwürdig ſind die nach gothiſcher Art gebaute Domkirche, an welcher, bis auf die Zeiten der Revolution, Chriſtus der erſte Domherr war, und bei allen Austheilungen eine doppelte Portion bekam, die dem Spital zufiel; ferner die öffentliche Bibliothek im Kloſter Notre Dame de bonne nouvelle; das ehemalige Jeſuitercollegium, die vier Marktplätze, das Rathhaus, das Chatelet, die große Mailbahn im Stadtgraben, die 1760 fertig gewordene prächtige Brücke über die Loire, ſonſt mit dem metall-

nen Denkmale geziert, welches König Carl VII. und die Jungfrau von Orleans vor dem Kreuze Chriſti knieend vorſtellte, zum Andenken an die 1429 durch dieſes Mädchen glücklich ausgeführte Befreiung der Stadt von den Engländern. Jährlich wurde deswegen am 12ten Mai eine feierliche Prozeſſion gehalten, während der Revolution aber das Denkmal vernichtet. Im J. 1312 hatte König Philipp IV. eine juriſtiſche Univerſität hier errichtet, die vormals ſehr berühmt war, jetzt aber durch ein Lyceum erſetzt worden iſt. Der Biſchof von Orleans ſteht unter dem Erzbiſchof von Paris. Die Stadt hat einigen Handel, ferner Strumpf-, Wollenzeug-, Hut-, Meſſer- und Lederfabriken, und wichtige Zuckerſiedereien und Raffinerien. Es wird hier das beſte Franzöſiſch geredet. Seit 1344 war Orleans ein Herzogthum und eine Pairie, die verſchiedene Prinzen des königlichen Hauſes beſaßen. Ludwig XIV. gab ſie ſeinem Bruder Philipp, bei deſſen Nachkommen ſie bis zur Zeit der Revolution blieb.

Orleans (Jungfrau von), ſ. Jeanne d'Arc.

Orleans (Philipp, Herzog von), bekannter unter der Bezeichnung: Prinz Regent von Frankreich, geb. 1674, geſt. 1723; Neffe Ludwigs XIV.; Sohn Philipps von Frankreich, Herzogs von Orleans, Ludwigs XIV. einzigen Bruders und Stifters der noch blühenden Linie Bourbon-Orleans, und Charlotten Eliſabeths von der Pfalz, Philipps von Frankreich zweiter Gemahlin, die eine der geachtetſten Frauen in Frankreich war, Urgroßvater des im J. 1793 guillotinirten Herzogs von Orleans (Philipp Egalité); vermählt mit Franziska Maria von Bourbon, Ludwigs XIV. natürlicher, legitimirten Tochter, welche ihm ſechs Töchter und einen Sohn gebar. Als Regent von Frankreich, ſeit 1715 bis 1723, hat er ungeachtet ſeiner Talente und Temperamentsgüte, durch ſeine Perſönlichkeit ſowohl als durch ſeine Staatsverwaltung die Uebel des Landes nicht nur nicht geheilt, ſondern ſogar der Revolution in ſittlicher wie in politiſcher Hinſicht vorgearbeitet. Sein ſchamloſes Sündenleben mit dem ruchloſen Dubois und der furchtbare Staatsbanquerott, Syſtem genannt, ſind die Pfahl- und Herzwurzel des großen Giftbaums der franzöſiſchen Revolution. Außer den bekannten Denkſchriften des kauſtiſchen, aber wahrheitsliebenden und ſicherurtheilenden St. Simon, des Menſchenkenners Duclos, des Ritters Pioſſens, des Marſchalls Richelieu, Voltairs Siècle de Louis XV. u. A., die ſchon Lacretelle in ſeiner Geſchichte Frankreichs benutzen konnte, haben wir die Régence du duc d'Orléans, par Marmontel (Oeuvres posth. T. V. et VI. Paris 1805) und die kürzlich erſchienenen Mémoires secrets et Correspondance inédite du Card. Dubois, par M. de Sevelinges (Paris 2 Vol. 1815. 8.) bei dem Abriſſe dieſer Biographie verglichen. Die Schrift: La vie de Philippe d'Orléans, petit-fils de France, Régent du royaume etc. par Mr. L. M. D. M. (Londres 1736, 2 Vol.), die dem Jeſuiten la Motte zugeſchrieben wird, hat durch jene Memoiren manche Berichtigung und Ergänzung erhalten. Auch erſcheint nach den vom Herrn von Sevelinges herausgegebenen Memoiren der Cardinal Dubois in Hinſicht ſeines Verſtandes als Staatsmann beſſer, als man ſich ihn bisher gedacht hat. Der Herzog von Orleans, ſo lange Monſieur, ſein Vater, lebte, Duc de Chartres genannt, vereinigte Geiſt, Witz, Beredſamkeit mit Anmuth und Liebenswürdigkeit. Er dachte eben ſo klar und richtig, als ſein Ausdruck beſtimmt und treffend war. Bei großer Faſſungskraft und einem treuen Gedächtniſſe hatte er

ſpielend eine Menge Kenntniſſe ſich erworben, ſo daß er in jedes Geſchäft leicht eindringen, das Verworrenſte ſchnell überſehen und den Hauptpunkt mit ſchnellem Blicke finden konnte. Von Heinrich IV., dem er in ſeinen Vorzügen wie in ſeinen Schwächen gern ähnlich ſeyn wollte, beſaß er jenen beſcheidenen Freymuth, das Einfache, Gütige, Fröhliche und Zutrauliche, die Gabe, Beleidigungen bald zu vergeſſen, und die angebornen Eigenſchaften eines Kriegers. Aber dieſem höchſt liebenswürdigen Fürſten fehlte, um ein großer Mann zu ſeyn, innere Kraft und Seelenſtärke. So ward er ein Spielwerk Anderer, die mehr Kraft beſaßen und mit ſeinen Schwächen ihn gängelten. Er gerieth in Dubois Hände, und die herrlichſten Naturanlagen wurden durch den verächtlichſten Epicureismus geſchändet. Sehr jung noch, verlor er ſeinen erſten Lehrer, den guten, braven St. Laurent. Der Abbé Dubois, ein Mann von Verſtand und beharrlicher Willenskraft, aber voll tiefer Ränke, der kein Mittel verſchmähte, um durch die Befriedigung einer ausſchweifenden Ehrſucht ſich an den Menſchen zu rächen, die, ſelbſt verächtlich, ihm ſeine niedrige Herkunft — er war der Sohn eines Apothekers — nicht vergeben wollten, dieſer damals ſehr unbedeutende Mann wußte es dahin zu bringen, daß er der Lehrer des Duc de Chartres wurde. Die große Kunſt des ſo verrufenen Dubois beſtand in der Geſchicklichkeit, mit welcher er die Schwächen und Fehler charakterloſer Menſchen, die ihm nützlich werden konnten, in ſein Intereſſe zog, und in der Kühnheit, mit der er jeden, den er nicht fürchtete, und der ſich ihm entgegenzuſtellen wagte, zu Boden trat. An einem Hofe, wo er vielleicht der Einzige war unter Menſchen von leichtſinniger Denkart und verdorbenen Sitten, der die Ruchloſigkeit in ein Syſtem gebracht hatte, mußte er obſiegen. Die treue Anhänglichkeit des Prinzen Regenten an ihn läßt ſich theils aus der natürlichen Gutmüthigkeit eines Schülers, der ſeinem Lehrer viel zu verdanken glaubte, theils aus dem Bedürfniſſe eines geiſtvollen Schwächlings, ſich an einen verſchlagenen, kräftig thätigen Mann, der Muth und Charakterſtärke mit der nöthigen Sachkenntniß und Klugheit verband, anzulehnen, erklären. Auch hatte Dubois dem Prinzen, wie wir unten anführen werden, einen weſentlichen Dienſt in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten erzeigt, ſo daß kein Vorwurf der öffentlichen Meinung das Vertrauen des Prinzen zu dem Verſtande ſeines Dubois wankend machte, ſo ſehr er übrigens den Charakter deſſelben verachtete und öffentlich verſpottete. Der Prinz konnte unmöglich die Menſchen achten, welche er in ſeinen Umgebungen nur auf der niedrigſten Stufe thieriſcher Genußgier und Habſucht hatte kennen lernen; er wählte ſie daher, oder ſtieß ſie von ſich, je nachdem es ſein Bedürfniß verlangte. Selbſt ohne Glauben an die Tugend, war ihm das öffentliche Urtheil einer üppigen Hauptſtadt gleichgültig, und hell, wie er dachte, ſetzte er ſich über das Vorurtheil weg, welches nach ſeiner Meinung den Miniſter am meiſten ſeiner niedrigen Herkunft wegen anfeindete. Dubois hatte die Gemüthsart des Prinzen ſo glücklich ſtudirt, daß er ſich ſeines Vertrauens gänzlich bemächtigte. Er war ihm, ohne daß der Prinz ſelbſt es glaubte, unentbehrlich geworden. Marmontel, welcher dem Duc de St. Simon, der das häßlichſte Bild von dem Abbé gezeichnet hat, keinesweges folgt, außer wo jener von Thatſachen ſpricht, ſchildert die Erziehung des Prinzen mit folgenden Worten: „Es ward dem Abbé Dubois leicht, aus ſeinem Zögling dem Herzen wie dem Geiſte nach einen Wüſtling zu machen. Der Prinz lernte von ihm die Güte als eine Schwäche anſehen, die Tugend als eine Thorheit, die Religion als ein Hirngeſpinnſt, Rechtſchaffenheit und Treue als das Verdienſt der Einfältigen; die Kunſt zu

lügen aber, zu täuſchen und mit gegebenen Worten zu ſpielen ſey die einzige Regierungskunſt. Dieſe hölliſche Lehre würde aus einem energiſchen Menſchen ein Ungeheuer gemacht haben; da ſie aber bei dem von Natur ſchlaffen und leichtſinnigen Prinzen weder den Muth noch die Spannkraft des Böſen fand, ſo machte ſie aus ihm nur einen Laſterhaften, der ſich rückſichtlos ſinnlichen Leidenſchaften hingab, der öffentlichen Meinung ſpottete, Achtung oder Tadel geringſchätzte, der das Geräuſch aufſuchte, um ſich zu betäuben, und Bewegung nach außen, um ſeinem langweiligen Ich zu entfliehen, der mit verkehrter Geſchmackslust der ausſchweifendſten Sinnlichkeit und der ſchändlichſten Genußgier fröhnte, um den durch Ueberſättigung abgeſtumpften Nervenreiz immer wieder zu ſchärfen. Bei dieſer Denkart blieb der Prinz eben ſo weit von großen Verbrechen entfernt, als von ausgezeichneten Tugenden. Er war gut aus Schwäche, der Rache unfähig aus Schlaffheit, er liebte in ſeiner Größe nur die Leichtigkeit ganz nach ſeinem Gelüſte zu leben; er ſchenkte ſeine Gunſt jedem, der ihn zu unterhalten wußte; er ſtreute mit vollen Händen große Geſchenke aus, um ſich die Mühe zu erſparen, ihnen Maß und Ziel zu ſetzen." — So urtheilte Marmontel, und wir glauben hundert Jahre nach Ludwigs XIV. Tode die Bemerkung hinzufügen zu müſſen, daß der Regent vorzüglich durch ſein ſchimmerndes Beiſpiel, durch ſeinen Witz und die lachende Verſpottung alles Ehrwürdigen mehr als irgend ein Anderer vor ihm das Laſter in jener liebenswürdigen Geſtalt zeigte, die den leichtſinnigen Franzoſen, der alles kalten Berechnungen gefühllos unterwirft, und Witz und Glanz über Alles ſetzt, am leichteſten täuſcht und verführt. Dieſe Seite des franzöſiſchen Nationalcharakters hat in der Revolution die Sache der Freiheit verdorben. Herr von Sevelinges, der Herausgeber der geheimen Memoiren des Cardinals Dubois, ſagt über die Jugend des Prinzen ungefähr daſſelbe. Der gewandte, liſtige, einſchmeichelnde Dubois ſtudirte die ſinnlichen Neigungen des Prinzen, ſchmeichelte ihnen, gewann dadurch ſein Vertrauen, machte ſich ihm angenehm, zuletzt unentbehrlich. Bei der ungewöhnlichen Faſſungskraft des Prinzen und der natürlichen Wißbegier deſſelben ward es ihm nicht ſchwer, ſeinen Zögling mit Erfolg zu unterrichten, und vor dem ganzen Hofe, wo freilich Ludwig XIV. ſeiner eignen Unwiſſenheit im gleichen Alter ſich erinnern mußte, glänzende Prüfungen mit ihm anzuſtellen, während er ihm des Nachts im Palais Royal heimlich Dienerinnen der Wolluſt zuführte. So belohnte Dubois den Fleiß ſeines Zöglings, und gründete zugleich auf dieſen Fleiß die gute Meinung, welche Ludwig XIV. von dem Talente des Lehrers faſſen ſollte. Natürlich war auch der Prinz dem Abbé ſehr dankbar, der ihm ſolche Triumphe und ſolche Genüſſe bereitete. Er ließ ſich daher leicht von ihm überreden, was Ludwig XIV. ſo ſehr wünſchte, und dem die ſtolze Pfalzgräfin, des Prinzen Mutter, vergeblich entgegenwirkte, die legitimirte Tochter des Königs, Mlle. de Blois, zu heirathen. Dadurch ſtieg Dubois eben ſo ſehr in Ludwigs XIV. Meinung, als er den Haß der Pfalzgräfin ſich zuzog. Der Vater des Prinzen, ein höchſt ausſchweifender Mann, war zu wenig ſelbſtſtändig, und zu ſehr unter fremdem Einfluß zu ſtehen gewohnt, als daß er in ſolchen Angelegenheiten eine Stimme gehabt hätte. Die Ehe war nicht glücklich, deſto nothwendiger machte ſich Dubois. Der Prinz vernachläſſigte ſeine Gemahlin, die weniger ſchön und geiſtvoll, als ſtolz und kalt war. Der ſtrenge Ton des Königs, welcher von ſeinen Verirrungen hörte, machte ihn nur um ſo leidenſchaftlicher im Aufſuchen geheimer und niedriger Wollüſte. Hier trieb er, mitten unter lüderlichen aber kurzweiligen Taugenichtſen, die er, auch in der Folge

noch, mit dem Beinamen Roués (Galgenſchwengel) förmlich ehrte, und mitten unter gemeinen Buhldirnen Spott mit allem, was Sitte hieß; hier verlachte er des alten Königs furchtſame Frömmigkeit mit dem kecken Uebermuthe der Gottloſigkeit. Der König ſchien dies nicht zu wiſſen, er behandelte ſeinen Neffen, in welchem er die Eigenſchaften eines Helden erblickte, und den er ziemlich treffend un fanfaron de crimes nannte, mit Schonung, und erlaubte ihm, ſeinen erſten Feldzug unter dem Marſchall Luxemburg in den Niederlanden (i. J. 1692) zu machen. Dubois begleitete ihn auch hier, und fand Gelegenheit, ſeinen Credit aufs neue zu befeſtigen. Als er bemerkte, daß den Prinzen auf dem Schlachtfelde von Steenkerke der Anblick der Verwundeten rührte, rieth er ihm, die Unglücklichen auf ſeinem Wagen fortſchaffen zu laſſen. Dieſer Zug bezeichnet den Charakter des Prinzen. Er fühlte das Elend der Verwundeten, mußte aber, um in dieſem Gefühle zu handeln, erſt von ſeinem Vertrauten den Anſtoß erhalten. Man bewunderte die Menſchlichkeit des Prinzen, und dieſer verdankte ſein Verdienſt dem klugen Abbé. So immer gut bis zur Schwäche gegen ſeinen Lehrer, machte er ihn nach dem Tode ſeines Vaters im J. 1701 zu ſeinem Privatſecretär. Dubois ward nun mit vollem Recht der geheime Rath oder Secretär des Prinzen und der unumſchränkte Verwalter ſeines Hausweſens. Der Prinz erhielt hierauf im ſpaniſchen Erbfolgekriege im J. 1706 ein Commando in Italien. Man hörte nicht auf ſeinen Rath, und Italien ging verloren. Der König machte ihm darüber keinen Vorwurf, ſondern ſtellte ihn an die Spitze eines Armeecorps in Spanien, unter Berwicks Oberbefehl. Hier ließ man es ihm aber bei den Belagerungen von Lerida und Tortona an der nöthigen Unterſtützung fehlen, und der Prinz glaubte, daß die Prinzeſſin Urſini und Frau von Maintenon, die er mit Unrecht für ſeine größten Feindinnen hielt, daran Schuld wären. Gleichwohl widerſetzte ſich jene ſo wenig als der ſpaniſche Hof ſelbſt dem Wunſche des Prinzen, daß ſeine Maitreſſe, das unverſchämte Fräulein von Séry, den Titel einer Hofdame der Königin von Spanien erhielt; nur machten ſie die großväterliche Einwilligung des alten Ludwigs zur Bedingung, welcher aber davon nichts hören wollte. Dies erbitterte den Herzog von Orleans, der auch hier in der Prinzeſſin Urſini ſeine Gegnerin zu erkennen glaubte, und er wagte es, als man in Spanien den Untergang des ſchwachen Philipps V. für wahrſcheinlich hielt, auf dieſen Fall ſeine Einwilligung zu geben, daß eine Partei an ſeiner Erhebung auf den ſpaniſchen Thron arbeitete; allein dieſer Plan wurde verrathen. Man verhaftete die Unterhändler des Herzogs; und zu Verſailles ward berathſchlagt, ob man dem Herzog ſelbſt deshalb den Prozeß machen ſollte. Seine Feinde behaupteten, er habe die Soldaten Philipps V. gegen dieſen König zu den Waffen rufen wollen, und der Dauphin verlangte daher die Hinrichtung des Herzogs. Frau von Maintenon war nicht für dieſe Strenge, doch ſchien ſie den Herzog für ſchuldig zu halten. Der Kanzler aber und der Sohn des Dauphins, der Herzog von Bourgogne, ſprachen mit Nachdruck für den Angeklagten. Der tugendhafte Herzog von Bourgogne liebte den laſterhaften Orleans ſeiner natürlichen Anmuth wegen und aus Dankbarkeit, weil dieſer ſich ſowohl für ihn als auch für Fenelon gegen beider Feinde mit Wärme erklärt hatte; ein Zug, welcher der Gutmüthigkeit, dem richtigen Gefühle und der Geradheit des Herzogs von Orleans Ehre macht. Endlich ward dieſem erlaubt, ſich zu rechtfertigen; und der König erklärte gegen den König Philipp V. ſeinen Neffen für unſchuldig. Der Hof von Verſailles wollte nämlich in den Schritten des Herzogs von Orleans nichts weiter ſehen, als ein Spiel der

Rache, das ſeine Maitreſſe Séry aus Verdruß, weil ſie nicht Hofdame geworden, eingeleitet habe. Seit dieſem Anlaß ward der Herzog vom Haß und von der Verläumdung unaufhörlich verfolgt. Man wollte ſchlechterdings in ihm einen großen Verbrecher ſehen, da er nur ein großer Wüſtling war. So verlor er die letzte Achtung für Menſchen, welche bei mehr äußerer Decenz ſchlecht dachten und handelten, und für rechtliche Leute galten. Sein Lieblingsſtudium war Chemie. Er laborirte fleißig mit einem gewiſſen Homberg. Die Höflinge konnten die Wißbegierde eines Prinzen, der Geiſt und Kenntniſſe beſaß, mit ihrem leeren Kopfe nicht begreifen, und legten ihr einen geheimen Grund unter. Als nun die Frau des Herzogs von einer heftigen Kolik befallen wurde, ſo hieß es, ihr Gemahl habe ſie vergiften wollen. Sie ward wieder geſund, und man ſchwieg. Als aber im J. 1711 und 1712 ſchnell nach einander der Dauphin, der Duc de Bourgogne, deſſen Gemahlin und älteſter Sohn geſtorben waren, und nur ein Wundarzt ein ſehr bösartiges Faulfieber und die Röthelu als die natürliche Urſache ſo plötzlicher Todesfälle anſah, wo die übrigen Aerzte Spuren von Vergiftung erkennen wollten, da klagte die öffentliche Stimme laut den Herzog von Orleans, der mit Roués umgehe und Gift koche, als den Mörder an. Nach St. Simon erklärte ſich ſelbſt die Frau von Maintenon in Gegenwart des Königs für dieſe Meinung. Es blieben nur zwei Glieder der Familie des Dauphins am Leben: der Herzog von Berry, der Schwiegerſohn des Herzogs von Orleans, und der ſchwächliche Herzog von Anjou, ein Kind, das nur durch Gegengift, wie zwei Hofdamen vorgaben, in der nämlichen Krankheit, die ſeine Aeltern und den Duc de Bretagne hingerafft habe, gerettet worden ſeyn ſollte. Am eifrigſten verbreitete der Herzog von Maine, Ludwigs XIV. natürlicher Sohn, das Gerücht von dieſer Vergiftung. Es ward allgemein geglaubt; und der Herzog von Orleans kam mehr als einmal in Gefahr, von dem Pöbel in Stücken zerriſſen zu werden. Da ſtellte er ſich vor den König, aber nicht als ein Mann, der ſeine Unſchuld vertheidigt, ſondern er verlangte, in der Baſtille nebſt ſeinem Chemiker vernommen zu werden. Dieſe Erniedrigung mißfiel dem König. Auf des Herzogs wiederholte Bitte willigte er zwar ein, daß Homberg in der Baſtille ſich einſtellen könne; allein er nahm bald dieſe Erlaubniß zurück. Als nämlich Homberg zur Haft ſich ſtellen wollte, ward er nicht eingelaſſen. Ludwig XIV. fand es eben ſo würdig als ſchicklich, des Herzogs Unſchuld ohne Unterſuchung anzuerkennen. Nicht ſo der Hof. Wo der Herzog erſchien, da wich jeder vor ihm aus; und er ſtand bei Hofe, von allen ſichtbar vermieden, allein. Dies kümmerte ihn aber wenig. Als Regent hatte er jede erlittene Beleidigung vergeſſen. Jenes Abſtoßen beluſtigte ihn wie ein mechaniſches Spiel, deſſen Federn er kannte. Denn je älter der König wurde, deſto aufmerkſamer wurden die Höflinge für den Herzog. Indeß empfand Ludwig XIV. es deſto tiefer, wie niedrig ſein Neffe in der öffentlichen Meinung ſtand. Er wünſchte daher, daß Philipp V. nach ſeinem Tode Regent, und wenn der Herzog von Anjou (nachmals Ludwig XV.) nicht mehr am Leben ſeyn ſollte, König von Frankreich werden möchte. Doch Philipp V. willigte nicht ein. Jetzt ſtarb auch plötzlich der Herzog von Berry; und diesmal traf der Verdacht einer Vergiftung ſeine Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Orleans, die ſo ſittenlos lebte, daß ſie in ein Kloſter geſperrt werden ſollte. Ihrem wilden Charakter nach konnte ſie eine ſolche That, ohne Vertrauten, begehen; allein man wußte, daß zwiſchen ihr und ihrem Vater eine ſchändliche Vertraulichkeit herrſchte; Grund genug, um dieſen für den Mitſchuldigen zu erklären. So galt das Laſter als

Beweis des Verbrechens. Doch machte der Vorfall im Ganzen wenig Eindruck. Der ſtumpfſinnige König mochte nichts wiſſen, und behandelte ſelbſt die Witwe mit Auszeichnung. Der Hof aber fürchtete die Rache des Herzogs von Orleans, wenn er nach dem Tode des Königs in den Beſitz der Gewalt kommen ſollte. Niemand ſprach daher weiter über die Sache. Seitdem überließ ſich der alte König ganz der Leitung des Herzogs von Maine und der Frau von Maintenon. Sie bewogen ihn, jenes außerordentliche Edict zu unterſchreiben, durch welches er über den Thron wie über ein erobertes Gut verfügte, indem er ſeinen Baſtarden (dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouſe) das Recht der Erbfolge ertheilte. Es gelang ihnen aber nicht, den König dahin zu bringen, daß er ſeinem Neffen, dem als erſten Prinzen von Geblüte die Regentſchaft gebührte, von derſelben ausſchloß. Ludwig würde dadurch ſtillſchweigend den Herzog von Orleans für ſtrafbar und ſich für ſchwach erklärt haben, weil der Strafbare unbeſtraft geblieben war. Sein Beichtvater Le Tellier beſtärkte ihn in ſeiner Anſicht von der Unſchuld ſeines Neffen; doch wollte der König ihm nicht allein die Regentſchaft anvertrauen. Er ernannte vielmehr in ſeinem Teſtamente einen Regentſchaftsrath, in welchem der Regent den Vorſitz führen, aber kein anderes Vorrecht als bei gleichen Stimmen die entſcheidende haben ſollte. Die Perſon des unmündigen Königs, ſeine Erziehung und ſein ganzer Hof- und Militärſtaat ſollten ausſchließend unter der Aufſicht, Fürſorge und Anordnung des Herzogs von Maine ſtehen. Dieſes dem Parlament unter eiſernen Riegeln verſchloſſen übergebene Teſtament ward an dem Tage ſeiner Eröffnung, 24 Stunden nach dem Tode des Königs, von demſelben Parlamente in Gegenwart des jungen Königs, der Prinzen vom Geblüte und der Pairs, auf den Vorſchlag des Regenten für nichtig erklärt. — In der letzten Krankheit des Königs ward nämlich die Ehrfurcht der Höflinge für den Herzog von Orleans mit jedem Augenblick größer und ſichtbarer. Schien eine ſtärkende Arznei dem König neues Leben einzuflößen, ſo verminderte ſich zwar jener Eifer; er ward aber gleich wieder rege, ſo wie dort die Gefahr zurückkehrte. Den Herzog beluſtigten dieſe „Girouettes.“ Auch die Nation hatte ſich mit ihm ausgeſöhnt. Er war nicht böſe, er gefiel durch ſeine Perſönlichkeit, und wo iſt man überhaupt gegen ſinnliche Laſterhaftigkeit nachſichtiger, als in Frankreich? Nur witzig muß ſie ſeyn, glänzend, ſchimmernd, und ſie gilt wohl noch überdies für Genie. Man fand es daher unrecht, einen ſo liebenswürdigen Fürſten, dem man ſo abſcheulich verläumdet habe, ohne ihn zu hören, ſeiner Rechte eines erſten Prinzen vom Geblüte zu berauben. Das Militär endlich war entſchieden auf der Seite des tapfern Herzogs. Kein Wunder alſo, daß auch das Parlament, die Herzoge und die Pairs, welche durch den den Baſtarden gegebenen Vorzug beleidigt waren, auf die Seite des Regenten traten. Jeder hoffte von ihm Schutz für die alten Rechte. Mehrere der angeſehenſten Männer, ſelbſt Miniſter, Voiſin, der undankbare Marſchall Villeroi, dem Ludwig XIV. die Erziehung ſeines Nachfolgers anvertraut und im Teſtamente zugeſichert hatte, und der Polizeiminiſter d'Argenſon boten ihm insgeheim ihre Dienſte an; für eine halbe Million Livres erklärte ſich der Duc de Guiche im Namen des Garderegiments für den Herzog. Villeroi ſollte vermöge eines Codicills bis zur Eröffnung des Teſtaments den höchſten Befehl über den Hofſtaat und die Garden haben. Der Kanzler vertraute dies dem Herzog in dem Cabinette des ſterbenden Königs. So wurden alle Maßregeln genommen, um der Proteſtation des Herzogs gegen die Gültigkeit des Teſtaments am Tage der Eröffnung,

den 2ten September 1715, Nachdruck zu geben. Der Regent berief ſich auf die Worte, die der ſterbende König zu ihm geſagt hatte: er habe ihm in ſeinem Teſtamente alle Vorrechte ſeiner Geburt geſichert. Nach kurzen Zwiſchenreden erklärte daher das Parlament einſtimmig: der Herzog von Orleans ſey Regent, und könne allein den Regentſchaftsrath ernennen. Hierauf verlangte der Herzog von Orleans die Aufhebung der vom König angeordneten Vormundſchaft. Der Herzog von Maine widerſetzte ſich; und der Streit ward ſo lebhaft, daß der Regent die Sitzung aufhob, nachdem er vorher, um ſich der Ergebenheit des Parlaments zu verſichern, demſelben ſein altes Recht, Vorſtellungen zu machen, wiedergegeben hatte. So ward denſelben Nachmittag noch, als die Sitzung vom Regenten kaum eröffnet war, auch dieſer Punkt des königlichen Teſtaments vom Parlamente einſtimmig vernichtet: und der Herzog von Orleans erhielt die höchſte Gewalt, doch ſollte im Staatsrathe die Stimmenmehrheit gelten. Er erklärte hierauf, daß er die Regierung nach einem Plane einrichten wolle, den man unter den Papieren des Herzogs von Bourgogne gefunden habe. Je mehr dieſer Prinz allgemein verehrt geweſen war, deſto mehr hoffte man von der neuen Regentſchaft. Der Regent kehrte jetzt im Triumph, unter dem Jubel des Volks, in ſeinen Pallaſt zurück, und den 12ten September ließ er den fünfjährigen Ludwig XV., zu deſſen Füßen die Gouvernante ſaß, ein Lit de Juſtice halten, wo der Kanzler Voiſin, der das Teſtament geſchrieben hatte, die Vernichtung deſſelben feierlich ausſprach. So begann die Regentſchaft Philipps von Orleans. Das Wichtigſte, wodurch ſie ſich auszeichnete, beſteht in folgendem. Die Bürgerlichen, la roture, womit der Cardinal Mazarin, wie man ſich ausdrückte, das Königreich vergiftet habe, wurden aus allen oberen Verwaltungsſtellen entfernt, indem dieſe dem Adel ausſchließend bleiben ſollten. Die Beſetzung der verſchiedenen Conſeils erfolgte größtentheils nach perſönlichen Rückſichten. Der brave Miniſter Desmarets ward entlaſſen. Und bei der Unfähigkeit, Schwäche, Ergebenheit oder dem knechtiſchen Sinn derer, die der Regent in ſeine Nähe berufen hatte, fand ſein Wille nirgends Widerſtand. Er regierte ſo ruhig, als ob er gekrönt geweſen wäre. — Man verfuhr gemäßigt und unparteiiſch in dem großen Zwieſpalt der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, welchen die Moliniſten und Janſeniſten veranlaßt hatten. Der Regent dachte hierüber um ſo leichter ohne Vorurtheil, weil er überhaupt keine Religion hatte, und das Anſehn des tugendhaften Cardinals von Noailles, der Erzbiſchof von Paris war, gern auf ſeine Seite ziehen wollte. Die beiden Hauptangelegenheiten aber, auf die ſich Alles in der Geſchichte der Regentſchaft bezieht, ſind die Allianz mit England und das verunglückte Finanzſyſtem. Jene machte den Unterhändler derſelben, den Abbé Dubois, zum erſten Manne im Staate; dieſes ſtürzte den unternehmenden, thätigen, aber vom franzöſiſchen Leichtſinne verführten Schottländer Law von ſeiner Höhe ins tiefſte Elend. Der Regent, welcher bis zur Schwäche immer gut gegen ſeinen alten Lehrer des Epicureismus dachte, hatte nicht ſogleich den Muth, ihn anzuſtellen, weil jedermann es ihm widerrieth. Man nannte Dubois öffentlich am Hofe des Regenten den Abbé Schuftlein, l'abbé Friponneau. Die Mutter des Herzogs von Orleans, Madame, bat ihren Sohn ausdrücklich: Mon fils, je n'ai qu'une grâce à vous demander, c'est de ne jamais employer ce fripon d'abbé Dubois; le plus grand coquin qu'il y ait au monde; il sacrifierait l'état et vous au plus léger intérêt! — Aber Dubois, immer keck und immer gewandt, redete geradezu den Regenten an: Vous voilà tout-puissant; laisserez-Vous dans l'inaction

un homme qui Vous a élevé? Der Prinz ernannte ihn zum Staatsrathe, und ſagte ihm dabei nach ſeiner leichten vertraulichen Weiſe: mais un peu de droiture, l'abbé, je t'en prie! Bald fand der Abbé Gelegenheit, dem Prinzen einen überaus wichtigen Dienſt zu leiſten, auf welchen er ſich gewiſſermaßen ſchon früher vorbereitet hatte. Dem Regenten lag Alles an der Erhaltung des Friedens, um die Wunden des Staats zu heilen. Aber Frankreich ſtand ſeit dem utrechter Frieden allein in Europa. Der Regent war perſönlich dem Könige von England verdächtig, der alte Haß Englands gegen Frankreich wurde durch die Verſuche des Prätendenten, welchen Frankreich ſchützte, in Schottland und England Anhänger zu finden, und durch den neuen Hafenbau zu Mardyk, in der Nähe des geſchleiften Dünkirchen, fortwährend gereizt; die Holländer trauten dem franzöſiſchen Syſteme eben ſo wenig, und näherten ſich daher dem öſterreichiſchen Hofe, welcher ebenfalls mit Frankreich in keinem guten Vernehmen ſtand. Mit Spanien aber war der Regent in perſönlicher Feindſchaft. Er hatte für ſeine Rechte alles von den Planen des ehrgeizigen Miniſters am madrider Hofe, des Cardinals Alberoni, zu fürchten. Nur eine Allianz mit England konnte den Regenten ſicher ſtellen; und Dubois, der ihm zuerſt die Nothwendigkeit derſelben einleuchtend machte, konnte leicht die Verbindung, welche England ſelbſt wünſchen mußte, zu Stande bringen, indem er dem engliſchen Miniſter Alles bewilligte, was dieſer verlangte. Die Unterhandlung würde alſo wenig Schwierigkeiten gefunden haben, wenn man nicht brittiſcher Seits großes Mißtrauen in den Charakter des Regenten geſetzt und gewiſſe Punkte vorläufig hätte eingeräumt haben wollen, die wieder den Regenten mißtrauiſch machten. Daß Dubois die gegenſeitige Annäherung vorſichtig und nachgebend einleitete, zugleich aber auch die Generalſtaaten durch eine feſte Haltung zum Zutritte bewog, wodurch die berühmte Tripelallianz im Haag den 4ten Januar 1717 zu Stande kam, welche Alberoni's kühne Plane vereitelte, und die Politik des Hauſes Bourbon in Frankreich von dem in Spanien gänzlich trennte: das iſt Dubois Verdienſt, welches ihm aber der Prinz bei ſeiner Scheu vor jeder Anſtrengung zu hoch anrechnete. Dubois hatte ſchon zu Ludwigs XIV. Zeit in London die Freundſchaft des Lord Stanhope gewonnen, und ihn in der Folge in Paris bei den geheimen Feſten des Herzogs von Orleans eingeführt. Stanhope war jetzt Staatsſecretär und Miniſter Georgs I. Auf ihn gründete Dubois ſeinen Plan mit der Tripelallianz. Aber ſelbſt die Idee dazu rührte nicht von Dubois, ſondern vom Lord Stairs her, welcher als brittiſcher Geſandter am Hofe Ludwigs XIV., durch den Marquis von Canillac und den Abbé Dubois, der ſich hierzu eines kleinen Ränkemachers Raimond bediente, welchen er bei der erſten Maitreſſe des Herzogs, Md. d'Argenton, und durch dieſe beim Prinzen einzuführen gewußt, und dem er ſelbſt die Bekanntſchaft des Lords zu verdanken hatte, mit dem Herzog von Orleans in genauere Verbindung gekommen war. Der Lord wollte den König von England und den Herzog von Orleans einander nähern, weil jeder den andern brauchte. Er bot daher dem Prinzen den Beiſtand ſeines Königs an, ſowohl in Behauptung der Rechte der Regentſchaft, als auf den Fall der Erledigung des franzöſiſchen Thrones. Dubois und Canillac durchſchauten ſchnell, wohin das führen könne; allein der Regent wies die gleich anfangs, als Dubois noch nicht im Staatsrathe ſaß, ihm angebotene Allianz mit England von ſich, weil er auch den Beitritt Hollands verlangte, unterdeſſen aber ſehen wollte, welchen Ausgang die Unternehmung des Prätendenten in Schottland haben würde. Als ſie mißglückt war, ging der Regent auf

Stairs Plan mehr ein, den, außer Dubois und Canillac, auch der Duc de Noailles unterſtützte. Er wünſchte nur, um die Ruhe vollkommen zu ſichern, daß auch Philipp V. von Spanien dazu treten möchte. Allein Alberoni verhinderte dies, und machte die Spannung zwiſchen Philipp und dem Regenten um ſo größer, weil letzterer dem Cardinal durch den franzöſiſchen Geſandten in Madrid entgegen arbeiten ließ. Jetzt war aber auch England weniger entgegenkommend, ja Frankreich mußte befürchten, daß jenes mit Oeſterreich und Holland aufs neue ſich verbände, bei Gelegenheit einer Reiſe, die Georg I. über den Haag nach Hannover machte. Da begab ſich Dubois ſelbſt mit geheimen Aufträgen nach dem Haag, um Lord Stanhope bei ſeiner Durchreiſe zu ſprechen, endlich ſogar nach Hannover. Er ward beifällig gehört, doch gelang es ihm erſt ſpät, den König von des Regenten Aufrichtigkeit zu überzeugen, und den Abſchluß des Bündniſſes, auf den Fuß des utrechter Vertrags, und der Garantie gegenſeitiger Rechte, und unter, für Frankreich eben nicht ſehr ehrenvollen, Bedingungen zu Stande zu bringen. Dieſer unerwartete Erfolg einer für die perſönliche Sicherheit des Regenten ſo wichtigen Unterhandlung überwog bei dieſem jede andere Betrachtung. Er machte den bürgerlichen Dubois zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Dieſer galt endlich Alles, zumal nachdem er die Entdeckung eines Schreibers, den der ſpaniſche Geſandte in Paris gebraucht hatte, als er einen Plan des Cardinals Alberoni, den Herzog von Orleans zu entführen und für Philipp V. die Regentſchaft in Beſitz zu nehmen, copiren ließ, benutzt und ſich dadurch das Verdienſt, den Regenten gerettet zu haben, zugeeignet hatte. Auch brachte Dubois die Doppelheirath einer Infantin mit dem Könige und der Prinzeſſin von Chartres mit dem Prinzen von Aſturien zu Stande. Der Regent hatte darüber ſo große Freude, daß er ſagte: „Dubois iſt gewandt wie der Teufel, um Alles durchzuſetzen, was er will." — Doch ernannte er ihn nur auf ein Empfehlungsſchreiben des Königs von England zum Erzbiſchof von Cambray. Jetzt war es die wichtigſte Angelegenheit für den Miniſter, den Cardinalshut zu erlangen. Er trat deshalb auf die Seite der Moliniſten, und der Regent nöthigte das Parlament, die den Jeſuiten günſtige Erklärung der Bulle in ſeine Regiſter einzutragen. Auch gab man dem Könige gegen den Willen des Cardinals von Noailles einen Jeſuiten zum Beichtvater. Die Unterhandlung über den Purpur zog ſich aber in die Länge. Der Herzog Regent ſchrieb deshalb an zwei Päpſte, an den König von Spanien, und ſelbſt an den Cardinal von Rohan. Dubois ward immer hingehalten. Der Hut koſtete ihm anſehnliche Geſchenke. Er wollte ſogar einen Theil der Gelder, welche der Kriegsminiſter Leblanc dem Herrn von Belle-Isle zur Bezahlung der Truppen angewieſen hatte, nach Rom in jener Abſicht ſchicken; allein beide Männer ſchlugen es ihm ab. Bald darauf fielen ſie in Ungnade, und der Herzog Regent ließ ſie verhaften. Endlich kam der Hut an; und der Regent dankte in einem ſehr verbindlichen Schreiben dem Cardinal Rohan für ſeine dabei gehabten Bemühungen, auch ertheilte er an die dabei thätig geweſenen Unterhändler die ihnen von Dubois dafür verſprochenen Stellen. Der Cardinal wollte jetzt ſeine Macht auf Mazarins Beiſpiel gründen, und ließ ſich daher vom Regenten den 23ſten Auguſt 1722 zum Premierminiſter ernennen. Schon fing er an, allgewaltig wie Richelieu zu herrſchen; alles beugte ſich vor ihm: da ereilte ihn, die Folge ſeiner Ausſchweifungen, der Tod. Er hatte nicht eher den Muth, ſich einer ſchmerzhaften Operation zu unterwerfen, als bis der Regent ſelbſt ihn dazu ermunterte und zugegen zu ſeyn verſprach. Bei dieſer Gelegenheit

ſoll der Prinz, da eben ein Gewitter am Himmel ſtand, ſpaßhaft gerufen haben: „das iſt, hoffe ich, Reiſewetter für meinen Kauz!" Voilà un tems, qui, je l'eſpère, fera partir mon drôle! Dubois ſtarb auch wirklich den Tag darauf, den 10ten Auguſt 1723, ein Mann, dem, wie St. Simon ſagt, auch wenn er noch ſo freundlich und geſcheut ſprach, ein Rauch von Falſchheit (fumée de fauſſeté) aus allen Poren drang, der ihn verfinſterte. Deſſen allen ungeachtet bleibt ihm das Verdienſt, die auswärtigen Verhältniſſe Frankreichs während der Regentſchaft nach einer beſonnenen Anſicht mit Glück geleitet zu haben, obgleich der Regent ſelbſt hierbei hauptſächlich auf ſein perſönliches Intereſſe Rückſicht nahm, und die Würde des Staats demſelben nachſetzte. Doch rettete er ſich und Frankreich aus der Gefahr von Alberoni's Entwürfen. Deſto unglücklicher war der Regent in der Wiederherſtellung der Finanzen. Er fand ein Deficit von 140 Millionen Livres. Desmorets entwarf ihm folgende Schilderung von der Lage des Staatsvermögens am 20ſten September 1715. Die ordentlichen Ausgaben von 1715 betrugen 142 Millionen; der Ertrag der Abgaben war bis auf drei Millionen bereits verthan; und der Staat hatte an gefälligen Wechſeln an die Briefsinhaber 711 Millionen zu bezahlen. Hierzu erſchöpfte Unterthanen, verlaſſene und verwüſtete Felder, einen vernichteten Handel, kein Vertrauen, keinen Credit, und im öffentlichen Schatze kaum 800,000 Livres baar. Die Regentſchaft verwarf den Vorſchlag eines Banquerotts, und nahm das Syſtem einer ſtrengen Oekonomie an. Der Duc de Noailles hatte vorzüglich Einfluß auf dieſen Theil der Staatsverwaltung. Man machte Erſparniſſe, wo man konnte, und ſetzte ſogar drückende Abgaben herab; doch konnte man Willkühr und Härte in der Erhebung nicht ganz verhindern. Indeß ward der von Louvois eingeführte Mißbrauch, Militärſteuern auf einen bloßen Miniſterialbefehl zu erheben, abgeſchafft. Von der Armee entließ man 25,000 Mann, die man dem Ackerbau zu gewinnen ſuchte. Was dieſem am meiſten ſchadete, war der veränderliche Stand des baaren Geldes. Bis 1712 war der Werth des Goldes und Silbers geſtiegen; ſeitdem aber immer tiefer geſunken. Jedermann hielt alſo das baare Geld zurück, in der Erwartung, es ſolle ſteigen. Das Umſchmelzen der Louisd'or entſprach der Abſicht nicht, und die königlichen Papiere konnten nur mit vier Fünftel Verluſt ausgegeben werden. Da entſchloß ſich der Regent durch das berüchtigte Viſa-Edict, alle königliche Papiere in Staatspapiere zu verwandeln. Man gewann durch dieſe Umſetzung auf 600 Millionen viſirte Papiere 237 Millionen. Hierauf ließ er, ſeit dem März 1716, vor einer beſondern Juſtizkammer die Papierwucherer verfolgen und beſteuern, welche bisher von dem öffentlichen Elend ſich bereichert hatten und einem ſchändlichen Luxus fröhnten. Allein es fanden ſich viele angeſehene Familien in dieſen ſchändlichen Handel verwickelt, ſo daß man jene Kammer im J. 1717 wieder aufheben mußte. Doch hatte der Staat über 200 Millionen an Strafſteuern eingezogen. Dies alles aber vermehrte nur die allgemeine Unruhe und Unſicherheit in Geldgeſchäften; überall ſtockten die Zahlungen; die Oberſteuereinnehmer konnten nicht mehr monatlich die verſprochenen dritthalb Millionen Livres in den königlichen Schatz einliefern, und der Staat konnte den Truppen ihren Sold nicht zahlen. Da legte der Schottländer Law dem Regenten den Plan einer Hauptdisconto- und Zettelbank vor, welche den 2ten Mai 1716 ihre Geſchäfte begann, und die bei einer fortgeſetzten richtigen Verwaltung den Geldumlauf und das öffentliche Zutrauen dauerhaft geſichert hätte. Schon hörte der Wucher und das Schwanken des Geldwerthes auf, und der

Wechſelkurs hatte ſich verbeſſert. Allein das Deficit war noch immer nicht ganz gedeckt. Man ſetzte daher die Penſionen herab, und befahl den 10ten April 1717 die Bankzettel wie baar Geld in allen königlichen Caſſen anzunehmen. Jetzt ſtieg ihr Credit auffallend, und der Staat verminderte die öffentliche Schuld nach und nach um 400 Millionen. Allein jetzt ließ ſich der Regent verleiten, die Bank auf königliche Rechnung zu übernehmen, und damit eine Handelsgeſellſchaft zu verbinden, deren Actien zu drei Vierteln mit Staatspapieren gekauft werden konnten. Auch dieſer Plan konnte, wenn man ihn mit vorſichtiger Mäßigung und ſtrenger Ordnung ausführte, völlig gelingen; allein der franzöſiſche Leichtſinn überließ ſich der Hoffnung eines großen, ſchnellen und leichten Gewinnes zu früh; er ließ nichts reifen; er wagte zu viel, und verlor endlich Alles. Statt wie bisher den gleichen Umlauf des baaren und des Papiergeldes zu ſichern, hofften Law und der Regent, das letztere werde ſeinen Meinungswerth unter allen Umſtänden behaupten. Es war leicht, eine flüchtige, unbeſonnene Nation zu verlocken, daß ſie ihr baares Geld in die königliche Bank gegen Papier, das man nach Willkühr vermehrte, hingab; aber deſto ſchwerer, einen verſchwenderiſchen Hof an Ordnung und Sparſamkeit zu gewöhnen, wo Ränkemacher, Günſtlinge und Maitreſſen, welche den eingebildeten Reichthum für unerſchöpflich hielten, über das Staatsvermögen verfügen konnten. Darum ſcheiterte Laws Plan, oder das Syſtem, wie es gewöhnlich genannt wird. Die höchſte Strafbarkeit aber war es, daß er, als er die Folgen ſchon kommen ſah, nicht ſchnell Halt machte, ſondern durch gewaltſame oder treuloſe Mittel, die nur das Gegentheil bewirkten und den Sturz um ſo ſchneller herbeiführten, ſein künſtlich überſpanntes Syſtem aufrecht erhalten wollte. So ließ er den Glauben an reiche Goldgruben verbreiten, die man in Louiſiana oder am Miſſiſippi, auf deſſen Colonialhandel die Actien der weſtlichen Compagnie im J. 1717 gegründet waren, finden würde, ob er ſelbſt gleich den Ungrund oder die Unwahrſcheinlichkeit dieſer Hoffnung einſehen mußte. Jedermann kaufte nun Actien. Indeß wies Law dieſer weſtlichen oder Miſſiſippi-Geſellſchaft große Vortheile zu, u. a. den ausſchließenden Negerhandel am Senegal, den Handel vom Cap bis China, das Münzrecht auf neun Jahre, den Tabaks- und den Steuerpacht. Die Geſellſchaft borgte dazu gegen 1500 Millionen größtentheils in Papieren auf, — denn im ganzen Königreiche war kaum die Hälfte dieſer Summe in Silber vorhanden — um ſie dem Könige zu drei fürs Hundert zu leihen. Die Nation rechnete nicht nach, ſondern überließ ſich blindlings der Lockung ſo großer mit der Compagnie verbundenen Vorrechte. Man konnte nicht Actien ſchnell genug verfertigen, ſo groß war die Begierde, ſich zu bereichern. Ihr Preis ſtieg auf eine unbegreifliche Höhe, und Law that nichts, um eine ſo gefährliche Spielwuth zu mäßigen. Vielmehr verſprach er eine Dividende von zwölf fürs Hundert. Aber ſchon im December 1719 kam die Nation von ihrem Rauſche zu ſich. Im ganzen Königreiche war nur Papier im Umlaufe, und die Gebrüder Pâris hatten als kluge Finanziers dem Syſteme des Schotten, der ihren Einfluß auf die Finanzoperationen der Regierung beſchränkte, in der Stille entgegengearbeitet. Vergebens ſuchte der Regent, durch Umſchmelzen und Herabſetzen des Metallwerthes das Papiergeld gegen Münze zu erhalten. Die Actien fielen zugleich mit den Bankzetteln im Werthe; doch kauften die klügeren Franzoſen, auch wohl Ausländer, zeitig genug, ehe die Bank zu discontiren aufhörte, mit ihren Actien und Zetteln Diamanten, Grundſtücke und Erzeugniſſe aller Art zu jedem Preiſe auf. Die Verlegenheit der Regierung ſtieg endlich ſo ſehr,

daß ſie den 24ſten Februar 1720 die königliche Bank mit der indiſchen Compagnie vereinigte, und der zum Generalcontrolleur ernannte Law ließ den Regenten das tyranniſche Geſetz vom 25ſten Februar 1720 unterſchreiben, nach welchem niemand im Königreiche mehr als 500 Livres in Silber, weder gemünzt noch ungemünzt, bei Confiscation, zum Vortheil des Angebers, und einer Strafe von 10,000 Livres, bei ſich haben ſollte. Das Schrecken war allgemein. Jedermann ſah ſich von Verrath umgeben. Kein Freund traute mehr dem Freunde, und aus den Familien ſelbſt verſchwand die Treue. Einige vergruben ihre Schätze, Andere flüchteten ſich damit ins Ausland, der größte Theil gehorchte. Law ließ in zwei Monaten 150 Millionen neue Bankzettel zur Einlöſung des abgelieferten Silbers verfertigen. Hierauf gab man unbeſonnener Weiſe den 21ſten Mai 1720 einen Befehl, nach welchem der Werth der Actien und Zettel nach und nach bis zu Ende des Jahres auf die Hälfte herabgeſetzt werden ſollte. Dies war der Anfang des Banquerotts. Zwar nahm man den Befehl zurück, aber der Credit war dahin. Die Schuldner bezahlten ihre Gläubiger mit Papier, weil das Geſetz die Annahme deſſelben noch erzwang; allein der freie Handel hörte auf. Nun mußte Law die Circulation des Geldes wieder herſtellen, da er aber im Beſitze des größten Theils des baaren Geldes war, ſo ſteigerte er den Werth der Mark Silbers von 65 Livres auf 82, und den 30ſten Juli gar bis auf 120, das Gold aber bis auf 1800. Das Volk ſah ſich betrogen, und es drohte ein allgemeiner Aufſtand auszubrechen. Das Papier verlor auf dem Platze neun Zehntel, und die Bank nahm keins mehr an. Um das Volk, welches mit Papier kein Brod kaufen konnte, zu beruhigen, ließ man die kleinſten Zettel umſetzen. Bei dem Gedränge wurden drei Perſonen erdrückt, man trug ſie vor den Pallaſt des Regenten, doch wurde der Tumult noch geſtillt. Sechs Monate ſpäter entzog ſich Law dem allgemeinen Haſſe durch die Flucht. Sein ganzes Vermögen, das er mitnahm, beſtand, wie man ſagte, in 2000 Louisd'or. Er ſtarb in ſehr beſchränkten Umſtänden in Venedig. Der Regent war von der ſchimmernden Seite des Syſtems ſo beſtochen, daß er den Sturz deſſelben dem böſen Willen der Gegner Schuld gab. Daher fiel der geſcheute und brave d'Agueſſeau in Ungnade, an des Duc de Noailles Stelle trat d'Argenſon, und das Parlament wurde verbannt, weil es einige Verordnungen Laws nicht angenommen hatte. Als bei dieſer Gelegenheit der ehrliche Trudaine, welchen man ſeiner Stelle als Prévôt des marchands entſetzt hatte, beim Regenten ſich beklagte, gab ihm dieſer zur Antwort: Que diable voulez-vous, que je vous dise? — Vous êtes trop honnête homme pour nous!! — Der neue Generalcontroleur ordnete die Trümmer ſo gut er konnte. Die Gebrüder Paris ſetzten durch die Operation des Viſa 2222 Millionen Staatspapiere auf ungefähr 1700 Millionen herab. Ein kleiner Theil dieſer Schuld ward bezahlt, der übrige gegen Viſaſcheine ausgelöſt. So endigte dieſe große Revolution des Vermögens. In ganz Frankreich, beſonders in der Hauptſtadt, waren viele Tauſende rechtlicher Leute Bettler geworden, nur wenig geſchickte Speculanten hatten ungeheuer gewonnen. Aber Luxus und Thorheit vergeudeten ſchnell den mit dem Unglücke ſo vieler Familien erkauften Reichthum. Dadurch vollendete Laws Syſtem das Sittenverderbniß des franzöſiſchen Volks. Gewinnſucht und Verzweiflung, Haß und Ueppigkeit berauſchten, lähmten, peinigten und vergifteten ſelbſt den ſchlichten Sinn des fleißigen Bürgerſtandes. Dieſe Revolution und die Tripelallianz, aus welcher durch Oeſterreichs Beitritt im J. 1718, London den 2ten Auguſt, die Quadrupelallianz gegen Spanien

entſtand, beſtimmen den Gang der Regentſchaft in ihrer auswärtigen, wie in der innern Politik. Jene hing von Englands Syſtem ab, daher der Krieg im J. 1719 und die Veränderungen des Beſitzſtandes in Italien nicht in die Geſchichte des Prinzen Regenten gehören. Dieſe, die innere Politik, ſchwankte ſtets zwiſchen weiſen und unbeſonnenen Entſchlüſſen. Die Armee und das Seeweſen wurden vernachläſſigt. Der Regent ließ, bei ſeiner eignen Scheu vor Anſtrengung, die Miniſter machen, und wiegte ſich mit ſchimmernden Ideen und Planen ein. Vor dem ſchwierigen Unternehmen, die Reichsſtände zu berufen, erſchrak ſein unentſchloſſener Geiſt. Allein den legitimirten Söhnen Ludwigs XIV. ließ er, trotz allen Widerſpruchs, durch eine Commiſſion das Recht der Erbfolge und den Vorzug, ſich Prinzen vom Geblüte zu nennen, abſprechen. Alle Feinde des Regenten ſchloſſen ſich daher an den Herzog von Maine an, und dieſer fand im Parlamente geheime Unterſtützung. Er widerſetzte ſich ſtandhaft den Münzedicten. Da beſchloß der Regent durch ein Lit de Juſtice, welches er den 26ſten Auguſt nach einem von Dubois entworfenen Plan den jungen König im Pallaſte der Tuilerien halten ließ, allen Widerſtand und die Gegenpartei ſelbſt zu vernichten. Die Beſchlüſſe des Parlaments wurden aufgehoben; den legitimirten Prinzen wurde der vom verſtorbenen Könige ihnen eingeräumte Rang vor den Pairs genommen und den letztern wieder zugeſtanden, jedoch in Anſehung des Grafen von Toulouſe eine perſönliche Ausnahme gemacht, endlich ward dem Herzog von Maine die ihm von Ludwig XIV. ertheilte oberſte Leitung der Erziehung des Königs abgenommen. Niemand widerſprach dieſen deſpotiſchen Entſcheidungen, der Regent hatte bloß ſeine Frau zu beruhigen, welche über die ihrem Bruder, dem Herzog von Maine, zugefügte Beleidigung außer ſich war. Allein die Gemahlin des letztern ließ ihre ganze Wuth an dem Präſidenten des Parlaments und an ihrem Manne aus. Zuletzt arbeitete ſie an einem Plane, das Königreich gegen den Regenten in Aufruhr zu bringen, den König von Spanien an deſſen Stelle zu ſetzen und ihren Gemahl zum Viceregenten zu machen. Der ſpaniſche Geſandte Cellamare verfuhr aber in dieſer Angelegenheit dem ungeſtümen Alberoni viel zu langſam, und die franzöſiſche Nation ſetzte damals noch ihre Hoffnung auf das Syſtem, ſo daß an einen Aufſtand nicht zu denken war. Ein Zufall entdeckte endlich dem Miniſter Dubois, wie ſchon oben geſagt worden iſt, den ganzen Plan. Der Regent ließ den ſpaniſchen Geſandten bewachen, ſeine Papiere unterſuchen, und ihn hierauf über die Gränze bringen, der Herzog von Maine aber und ſeine Gemahlin wurden als Staatsgefangene in den Schlöſſern zu Dourleas und Dijon eingeſperrt. Die letztere geſtand Alles ein, und nahm die Schuld auf ſich. Der Regent wollte aus natürlicher Furchtſamkeit oder Schwäche nicht ſtreng nach den Geſetzen verfahren. Er glaubte, daß der Herzog von Maine an den Planen ſeiner Gemahlin keinen Theil gehabt habe, und verzieh dieſer eine Verſchwörung, welche er wie ein Intriguenſtück auf dem Theater der Welt belachte. Aber von ihren Mitverſchwornen in Bretagne, die ſie verrathen hatte, ſtarben vier auf dem Blutgerüſte. Der erſte Präſident des Parlaments de Mesmes wagte es, durch eine Dame, die Zutritt beim Regenten hatte, eine Audienz zu erlangen, in welcher er ſeine Unſchuld betheuerte. Der Prinz überwies ihn aber durch einen Brief, den er als Mitverſchworner geſchrieben; doch ſtrafte er nicht, weil er nun ganz auf die ſklaviſche Ergebenheit dieſer Magiſtratsperſon rechnen konnte. Dieſelbe Feſtigkeit, mit welcher der Regent das Parlament von aller Einmiſchung in Regierungsgeſchäfte entfernt hielt, bewies er auch in der

parteiloſen Verwaltung der Gerichtspflege, wo jeder Bürger vor dem Geſetze gleich ſey; daher wurde der Graf Horn, welcher einen Wechsler ermordet hatte, um ihm ſein Taſchenbuch zu nehmen, trotz aller Fürbitten ſeiner Familie, lebendig gerädert. Die Familie ſtellte ihm vor, der Graf ſey mit den vornehmſten Häuſern, und ſelbſt mit dem des Regenten verwandt, auf die ein Theil der Schande mit fiele; allein der Prinz antwortete: „die Schande liegt im Verbrechen, nicht in der Beſtrafung, und was mich betrifft, M. H., nun gut, ich will die Schande mit Ihnen theilen.“ Den König machte der Regent nach und nach auf eine ſehr gefällige Art mit den Geſchäften bekannt, indem er ihm jeden Abend das Anziehendſte davon leicht und verſtändlich vortrug. Der Marſchall Villeroi war dabei als Gouverneur des Königs ſtets zugegen. Dies wollte der Regent abſichtlich verhindern, um den Marſchall, wenn er ſich darein nicht fügte, und den Regenten mit Trotz behandelte, für eine dem Cardinal Dubois, welcher Premierminiſter werden wollte, zugefügte Beleidigung zu züchtigen. Der Plan gelang. Villeroi gab nicht zu, daß der Regent den König allein ſprach; dafür ließ ihn der Regent den Tag darauf verhaften und verbannte ihn auf ſein Landgut. An ſeine Stelle ernannte er den Herzog von Charoſt zum Gouverneur. Der Lehrer des Königs, der Biſchof von Frejus, Fleury, beruhigte den über dieſen Vorfall erſchrockenen jungen König, und Villeroi blieb abgeſetzt. Jetzt wurde Dubois Premierminiſter. Bald darauf erfolgte die Krönung des Königs, und den 15ten Februar 1723 legte der Regent ſeine Gewalt in die Hände des volljährigen Königs nieder. Jetzt überließ ſich der Herzog von Orleans ungeſtört ſeinem Hange zum epicureiſchen Leben. Indeß nach Dubois Tode nahm er die Stelle eines Premierminiſters an: denn er ſcheute nicht die Arbeit, ſondern nur die Mühe; galt es aber, ſo erhob er ſich mit Kraft. Seinen Luſtgenoſſen (roués) und Günſtlingen geſtattete er keinen Einfluß auf die Geſchäfte. Er kaufte ſeine Genüſſe nur mit Geld, und ſelbſt im wildeſten Taumel der Ausſchweifung entfiel ihm nie ein Staatsgeheimniß. Der König ſchien ihm Zutrauen zu ſchenken, die Zeit, glaubte man, habe ſeine ſeltenen Eigenſchaften gereift, und man faßte ſchon gute Hoffnungen von der Zukunft, als der Herzog in ſeinem funfzigſten Jahre — eine Folge ſeiner Unmäßigkeit — den 25ſten December 1723 am Schlagfluſſe ſtarb.

Orleans (Louis Joſeph Philipp, Herzog von), Urenkel des Vorigen, geb. zu St. Cloud den 13ten April 1747, guillot. 1793 den 6ten November. Er hieß Herzog von Chartres bis 1787, wo ſein Vater, Ludwig Philipp von Orleans, ſtarb. Seine Mutter war Luiſe Henriette von Bourbon und Conti. Eine gemeine Natur, aufgedunſen von den Gelüſten einer verbrecheriſchen Zeit, ſchwamm dieſer Menſch, getragen von der Woge der Revolution, dem Strome nach, bis er an ſeinen Klippen zerſchellte. Sein Leben entſprach dieſem Ende. In der Jugend war ſein Ruhm die höchſte Sittenloſigkeit. Man gab ihm Schuld, er habe abſichtlich ſeinen Schwager, den Prinzen von Lamballe, Sohn des Herzogs von Penthievre, in ſeine Ausſchweifungen hineingezogen und zu Grunde gerichtet, um ſein Vermögen zu erben. Seine Gemahlin glich an Tugend und Frömmigkeit ihrem Vater. Orleans machte ſie unglücklich, ſie wandte dagegen ihr Herz und ihren Geiſt mit glücklicherm Erfolge zu ihren Söhnen, die an Bildung der Mutter gleichen, und, wenn die regierende Linie des Hauſes Bourbon ausſtirbt, dem Throne die nächſten, und ihrer perſönlichen Eigenſchaften wegen die Hoffnung Frankreichs ſind. — Die Natur hatte viel für den Herzog von Orleans gethan, das Glück noch mehr, er war uner-

meßlich reich. Von mehr als mittler Manneslänge, gefiel er durch ſeine ſchöne Geſtalt und angenehme Geſichtsbildung; aber ſeine Ausſchweifungen hatten ſein Geſicht mit rothen bösartigen Pocken bedeckt. Nicht ohne natürlichen Verſtand, war er dennoch unwiſſend und leichtgläubig, doch ſehr geſchickt in körperlichen Uebungen; übrigens bei ſchwächlicher Gutmüthigkeit ohne Charakter, ja ohne eignen Willen, außer wo ihn Leidenſchaften reizten. Nachdem er allen Sinnenkitzel bis zur Sättigung genoſſen, fand er in dem blutigen Haſſe der Revolution neue Spannung für ſeine abgeſtumpften Nerven, und in der Befriedigung der Rache ein neues wolluſtiges Gefühl. — Sein öffentliches Leben war durchaus nicht ſein Werk, ſondern das der Umſtände. Durch ſeine Geburt zur Stelle eines Großadmirals berufen, führte er im J. 1778 eine Abtheilung der Flotte, unter Herrn von Orvilliers Oberbefehl, gegen den Admiral Keppel in dem Treffen bei Queſſant, an. Allein dieſe Abtheilung ſtand im Hintertreffen, und der Ruf warf ihm Feigheit vor, ſo daß er, ſtatt Großadmiral zu werden, die Stelle eines Generaloberſten der Huſaren erhielt; Stoff genug zu bittern Epigrammen! Seitdem fing er an, Ludwig XVI. zu haſſen. Vergebens ſtieg er einige Jahre darauf in einem Luftballon. Da er bisher keinen Muth gezeigt, ja beim Einfahren in einen Schacht ſogar gezittert hatte, ſo ſagten jetzt die Spötter: er habe alle Elemente zu Zeugen ſeiner Feigheit machen wollen. Ungeachtet dieſer natürlichen Zaghaftigkeit war er nicht ohne Ehrgeiz; er verwechſelte aber die Macht ſeines Reichthums und ſeines Ranges mit angeborner Kraft. Daher ſuchte und erhielt er die Stelle eines Großmeiſters aller Freimaurerlogen in Frankreich; der Weg, um ſpäterhin in den Volksgeſellſchaften eine Rolle zu ſpielen. Schon 1788, wo der Hof mit den Parlamenten in Streit gerieth, trat er auf die Seite des Volks, widerſetzte ſich in der königlichen Sitzung vom 19ten November dem Könige, und ward verwieſen, von Zeitſchriftſtellern aber, denen er reichlich Gold ſpendete, zu einem Abgotte des Volks erhoben. So fand er in Ränken durch ſein Geld den Weg zur Berühmtheit. Er kaufte Korn auf, um es bei der eingetretenen künſtlichen Theurung den Armen wohlfeil oder umſonſt abzulaſſen. Er ließ im Winter 1788 und 89 Zimmer für die Armen heizen, ſie an großen Tafeln ſpeiſen, und Geld unter ſie vertheilen. Seine Habſucht glaubte, durch herrſchſüchtige Entwürfe zehnfach zu gewinnen, was er hier verſchwendete. Er trat daher als entſchiedener Gegner des Hofes in den erſten Bewegungen der Revolution auf; er war, um dem Volke zu gefallen, perſönlich bei der Plünderung der Papiermanufactur zu Reveillon zugegen, und ließ ſich vom Adel zu Crepy in Valois zum Mitgliede der erſten Nationalverſammlung ernennen. Aber bald trennte er ſich vom Adel, und trat nebſt mehrern andern auf die Seite des dritten Standes. So warf er ſich vom erſten Anbeginn mit frevelhaftem Geluſt in den Strudel der Revolution. Er nahm an den geheimen Zuſammenkünften im Palais royal und zu Paſſy Theil, wo ihn liſtige Häuptlinge mit dem Wahne kirrten, er könne das Anſehn der Königin vernichten, den König ſchrecken, und ſich zu deſſen Generallieutenant im Königreich ausrufen laſſen. Hätte er mehr Muth gehabt, ſo würde er ſchon damals an die Spitze des Volksaufſtandes getreten ſeyn. Vergebens ſtießen ihn ſeine Führer auf dieſen Punkt hin. Kaum hatte er den 12ten Juli 1789, wo er mitten unter den Volkshaufen im Palais royal trat, die Kraft, das Wort hervorzubringen: „Es giebt nur ein Mittel: greift zu den Waffen!“ Eiligſt zog er ſich in ſeinen Pallaſt zurück. Seitdem brauchten ihn ſeine Anhänger nur als ein Schreckmittel für ihre Zwecke, doch ſchmeichelten ſie ihm und ſeiner

aufgeblaſenen Ehrſucht ſo lange noch, als er ihnen zum Schämel nöthig ſchien. Von ihnen verleitet, beſtach er das Regiment der franzöſiſchen Garden, damit die Baſtille am 14ten Julius fiele, und der Hof zitterte. Er ließ Schmähſchriften gegen die Königin vertheilen, die er vorzüglich mit dem giftigſten Haſſe verfolgte. Dafür trug das Volk ſeine und Neckers Büſte im Triumph durch die Stadt. In wie fern er ſeitdem an allen Ausbrüchen des Volksjacobinismus nähern oder entferntern Theil genommen, kann nicht mit Beſtimmtheit gezeigt werden, allein die Spur der orleaniſchen Partei läuft deutlich genug durch die dunkelſten Windungen der Revolutionsgräuel hin. Er hatte nicht das Herz vorzutreten, noch Kühnheit genug, um das begonnene Verbrechen zu vollenden. Daher gelang der Plan in der Nacht vom 5ten und 6ten October, als deſſen Haupturheber alle Ausſagen den Herzog einſtimmig bezeichneten, nur halb. Lafayette bedrohte ihn deshalb mit gerichtlicher Unterſuchung, wenn er nicht Frankreich verließe; und der erſchrockene Orleans ließ ſich durch keine Vorſtellung Mirabeau's zurückhalten; er ging mit Erlaubniß des Königs nach England. In der Folge (2ten October 1790) wurden jedoch er und Mirabeau durch die Nationalverſammlung von jeder Anklage freigeſprochen. Nach acht Monaten kam er zurück, und leiſtete den Bürgereid. Bei der Flucht Ludwigs XVI. erklärte er, daß er auf die Regentſchaft, im Fall ſie ihm angetragen werden ſollte, Verzicht leiſte, wahrſcheinlich aus Furcht vor den Gefahren, die damit verbunden waren. Er beſchäftigte ſich lieber mit gewinnreichen Aufkäufen von Getraide und Zukker. Daher verließen ihn die meiſten ſeiner Anhänger, und die einzelnen Republikaner traten, zum Theil von dem kühnen Barnave aufgefodert, in einen größern Verein zuſammen. Jetzt riethen die Miniſter dem Könige zu einer Ausſöhnung mit Orleans. Er wurde zum Admiral von Frankreich ernannt; da er ſich hierauf gegen den Miniſter Bertrand von Moleville dem Hofe weniger abgeneigt zeigte, ſo rieth ihm Moleville, ſich dem Könige wieder zu nähern, und übernahm es auf ſeinen Wunſch, Ludwig XVI. darauf vorzubereiten. Der König hatte auch wirklich mit dem Herzog eine lange Unterredung, und war ſehr zufrieden, daß ſeine Miniſter eine Art von Ausſöhnung zu Stande gebracht hatten. Aber unglücklicher Weiſe wußten davon die Hofleute nichts, als der Herzog wenig Tage nach jener Unterredung, im Januar 1792, bei Hofe erſchien, um dem Könige ſeine Morgenaufwartung zu machen. Sie behandelten daher, von ihrem blinden Royalismus bethört, den Herzog mit der beleidigendſten Verachtung, und vergaßen dabei die Klugheit wie den Anſtand, ſo daß beim Hinabſteigen der Treppe auf den Herzog ſogar geſpuckt wurde. Die Beſchimpfung war ſo öffentlich und erſchien ſo abſichtlich, daß Orleans ſich die Ueberzeugung nicht nehmen ließ, der König und die Königin wüßten darum. Mit Wuth und Rache im Herzen verließ er das Schloß, und ward der unverſöhnlichſte Feind des Königs und der Königin in der Revolutionspartei, zu der er jetzt von neuem trat. Der Hof ſchlug ihm daher ſein Geſuch ab, bei dem Heere unter Luckner zu dienen, worüber der Herzog bei der Nationalverſammlung Klage führte. Nun erfolgten die Schreckenstage vom 20ſten Juni und 10ten Auguſt 1792, an denen Orleans wohl Theil haben mochte, ob er gleich einſehen mußte, daß hier eine mächtigere Partei als die ſeinige ihn ſelbſt mit ſich fortriß. Er ward hierauf im September zum Mitgliede des Convents ernannt; aber hier verließen den feigen Schwächling die letzten ſeiner falſchen Freunde und Mitverbrecher, ſelbſt Fauchet, Manuel und Merlin von Thionville. Sie ſpielten jetzt offen und frei ihre Rolle als Republikaner. Zuletzt hielt es nur

noch ein Theil der Girondepartei mit ihm. Um ſich der Geſellſchaft Marats, Robesvierre's, Danton's, Collot d'Herbois, Camille Desmoulins, Frerons u. A. m., mit denen er zugleich zum Deputirten von Paris bei dem Nationalconvente ernannt werden ſollte, würdig zu machen, ließ er ſich den 15ten September 1792 von der Gemeinde von Paris bevollmächtigen, den Namen Egalité für ſich und ſeine Nachkommen anzunehmen, auch machte er im December durch den Druck bekannt, daß er, um ſich die Rechte eines Bürgers zu erhalten, feierlich auf ſein Thronfolgerecht verzichte. Er ſuchte überhaupt die noch ſchwankenden Jacobiner auf die Seite der Maratiſten zu ziehen, und gab ihnen in dieſer Abſicht republikaniſche Gaſtmähler. Jene Verbindung aber machte ihn der Gironde verdächtig. Dieſe Faction gab vor, die Municipalität von Paris habe die Abſicht, den Herzog von Orleans auf den Thron zu ſetzen. Sie verlangte daher, als die Stadt Paris die Verurtheilung Ludwigs foderte, daß Philipp von Orleans und alle Bourbons aus der Republik verbannt werden müßten. Das Betragen des Herzogs in dem Prozeſſe des Königs, wo er mit herzloſer Kälte für die Hinrichtung ſeines Vetters ſtimmte, empörte ſelbſt einen Theil der Jacobiner, und erregte lautes Murren in der Verſammlung. Bei der Hinrichtung war er in einem Cabriolet zugegen, und fuhr hierauf mit ſeinen Genoſſen nach Raincy, um dieſen Tag durch eine Orgie zu feiern. Bald darauf trennte ſich ſeine Gemahlin von ihm; ſein Schwiegervater, der tugendhafte Herzog von Penthièvre, ſtarb vor Kummer den 4ten März, und Orleans riß deſſen reiche Erbſchaft an ſich. Am 9ten beſuchten ihn Danton, Robiespierre, Marat u. A., um Geld von ihm zu empfangen zu einer Volksbewegung, die ſie zu ſeinen Gunſten veranſtalten wollten; allein der Verſuch mißlang, weil Orleans in dem entſcheidenden Augenblicke den Muth nicht hatte, auf das Rathhaus zu gehen, und ſeine Rolle auszuführen. Nun gab ihn ſelbſt Robespierre auf. Er ließ ihn im April aus der Liſte der Jacobiner ſtreichen. Endlich traf ihn das Anklagedecret. Vergebens flehte er den Convent und ſeine ehemaligen Freunde um Theilnahme und Schonung an. Umſonſt berief er ſich auf ſein „Verdienſt, für den Tod des Königs geſtimmt zu haben!!“ Alle Parteien waren gegen ihn, jede machte der andern die Verbindung mit einem ſo verächtlichen Menſchen zum Vorwurf. Er ward daher nebſt den übrigen Mitgliedern ſeiner Familie in die Gefängniſſe von Marſeille gebracht. Hier lebte er in ſolcher thieriſchen Völlerei, daß der Prinz von Conti den Convent ſchriftlich erſuchte, ihn von ſeinem Mitgefangenen zu trennen, deſſen Nähe ihm eine härtere Strafe dünke, als der Tod. Der Convent aber nahm auf dieſe Bitte keine Rückſicht. Als hierauf das beſtochene Criminalgericht von den Rhonemündungen den gefangenen Philipp Egalité für unſchuldig erklärte, verbot der Wohlfahrtsausſchuß deſſen Freilaſſung, und ließ ihn nach ſechsmonatlichem Hafte nach Paris bringen, wo er den 2ten November ankam, und den 6ten November früh um 4 Uhr vor dem Revolutionstribunale ſich mit ziemlicher Ruhe und Gewandtheit vertheidigte. Man beſchuldigte ihn der Verſchwörung gegen die Sicherheit der Republik. Sein Hauptverbrechen aber war ſein Vermögen und ſein königliches Blut. Nach Abhörung eines einzigen Zeugen verurtheilte man ihn. Er hörte das Todesurtheil mit Standhaftigkeit an, und ſtarb gefaßt denſelben Tag um 5 Uhr; doch erblaßte er, als er dem Schaffotte ſich näherte. Man führte ihn vor ſeinem Pallaſte vorüber, auf den er aber keinen Blick warf. Mit ihm wurde noch der Deputirte Couſtard hingerichtet. Das Volk verwünſchte Orleans laut, und rief ihm zu: Tu as voté la mort de ton cousin, comptant lui succéder, mais tu ne lui succéderas que dans la Guillotine.

Wenige Tage vorher, den 31ſten October, waren 21 Mitglieder des Convents hingerichtet worden, und unter dieſen mehrere von Orleans ehemaligen Freunden und Theilnehmern, namentlich der Marquis von Sillery, der Gemahl der Gräfin von Genlis, der Maitreſſe des Herzogs von Orleans. Seine beiden Söhne wurden im November 1796 von Marſeille, wo ſie bis dahin Gefangene geweſen waren, nach Philadelphia gebracht. Seine unglückliche Gemahlin, Louiſe Marie Adelaide, geb. von Bourbon-Penthievre, geb. den 13ten März 1753, ſeit dem 6ten November 1793 verwitwete Herzogin von Orleans, wurde im September 1795 in Freiheit geſetzt, erhielt aber erſt im J. 1797 den Genuß ihres Vermögens wieder. Nach dem 18ten Fructidor wurde ihre Deportation von den geſetzgebenden Räthen beſchloſſen; ſie begab ſich nach Spanien, wohin man ihr ein Jahrgeld von 100,000 Franken verabfolgen ließ. Nach der Reſtauration Ludwigs XVIII. kam ſie im J. 1814 wieder nach Paris, und blieb durch Krankheit zurückgehalten daſelbſt, als Bonaparte im März 1815 des Thrones von Frankreich ein zweites Mal ſich anmaßte. Damals begab ſich der älteſte Fürſt des Hauſes Orleans, des Guillotinirten Sohn, **Ludwig Philipp**, nach England. Hier verweilte er, bei der zwiſchen der regierenden Linie und ihm vorwaltenden Spannung, bis in das Frühjahr 1817, da er ſich wieder in Paris niederließ. Er iſt geboren den 6ten October 1773, und im J. 1809 mit Marie Amalie, der Tochter Ferdinands IV., Königs beider Sicilien, vermählt, aus welcher Ehe zwei Söhne (Ferdinand, Herzog von Chartres, und Ludwig, Herzog von Nemours) und zwei Töchter am Leben ſind. Er hat außerdem noch zwei Brüder: Anton Philipp, Herzog von Chartres, und Alphons, Graf von Beaujolois, und eine unverheirathete Schweſter. — Ch.

Orlow. In der ruſſiſchen Geſchichte ſind mehrere Männer dieſes Namens berühmt geworden. Die Familie Orlow gehört zu den altadeligen Geſchlechtern Rußlands. Ein gewiſſer Gregor Orlow war unter Peter I. Oberſtlieutenant der Strelitzen, und hinterließ fünf Söhne: Iwan, Gregorei, Alexei, Feodor und Wladimir, unter denen wir des zweiten und dritten weitläufiger erwähnen wollen. — **Gregorei Orlow** kam nebſt ſeinen beiden älteſten Brüdern in das Landcadettencorps, wo er in den Militärkenntniſſen und in der deutſchen und franzöſiſchen Sprache guten Unterricht erhielt. Von da trat er in ein Garderegiment zu Fuß, wurde aber bald zur Artillerie verſetzt und Adjutant des Generalfeldzeugmeiſters Schuwalow. Er lebte mit ſeinen Brüdern ausſchweifend und verſchwenderiſch, und wußte ſich, als ſein Vermögen aufgezehrt war, durch Spiel und andere Kunſtgriffe aus ſeinen Verlegenheiten zu helfen. Im ſiebenjährigen Kriege wurde er mit dem zum Gefangenen gemachten Grafen Schwerin nach Petersburg geſchickt, und hier zufällig von der Großfürſtin Catharina geſehen, die eben in Poniatowski ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des ſchönen Mannes feſſelte ihr Herz, und bald entſpann ſich eine Intrigue, welche den gewöhnlichen Gang ſolcher Einverſtändniſſe nahm. Die Nacht verbarg die geheimen Zuſammenkünfte bei Gregor. Die Folgen davon traten noch unter der Regierung der Kaiſerin Eliſabeth ein, und machten den Vorwand eines kranken Fußes nöthig, welcher der Großfürſtin das Aufſtehn vom Stuhle nicht erlaubte. Erſt unter Peters III. Regierung wurde Catharina wieder hergeſtellt. Die Idee einer Thronrevolution, welche die Kaiſerin ihrem Günſtling mittheilte, wurde von dieſem mit Feuer ergriffen. Er zog ſeine Brüder ins Geheimniß, welche es hauptſächlich übernahmen, die Garden zu gewinnen. Gregor aber erhielt auf der Großfürſtin Empfehlung die Zahlmeiſterſtelle bei der Artil-

lerie, und wurde dadurch in den Stand geſetzt, bedeutende Geldſummen für das Intereſſe der Kaiſerin anwenden zu können. Als man ſich genöthigt ſah, die Revolution früher auszuführen, als man Willens geweſen, blieb Gregor, während ſein Bruder Alexis die Kaiſerin von Peterhof abholte, in der Stadt, ſpielte und trank die Nacht hindurch mit einem gewiſſen Perſiliew, der von Peter den Auftrag hatte, Catharinens Anhänger zu beobachten, und verließ ihn erſt gegen Morgen, als jener nicht mehr ſchädlich werden konnte. Er ging zu den Garden, fuhr dann der Kaiſerin entgegen, und kündigte ihr an, daß alles bereit ſey. Die Revolution begann u. hatte den erwünſchteſten Erfolg. Orlow wurde jetzt ungeſäumt dem ganzen Hofe öffentlich als erklärter Liebling feierlich dargeſtellt. Bei der Cour im Sommergartenpalais ſaß er neben dem Thron; und gleich darauf bezog er eine Wohnung im Winterpalais, ganz in der Nähe der neuen Monarchin. Dies geſchah noch bei Peters Lebzeiten. Nach des Kaiſers Tode empfing er den Kammerherrnſchlüſſel und den Alexander-Newskyorden. Die Grafenwürde für ihn und ſeine Brüder, und höhere Ehrenſtellen folgten bald nach; er wurde Generaladjutant der Kaiſerin, Generaldirector aller Fortificationen, Chef der Chevaliergarde, Obriſtlieutenant der Garde zu Pferde und Präſident des Gerichts über die Coloniſten. Endlich wurde er Generalfeldzeugmeiſter, Ritter des blauen Bandes von Rußland und verſchiedener fremder Orden, und Reichsfürſt. Er war lange der einzige, der das Portrait ſeiner Monarchin im Knopfloche tragen durfte. Dabei waren ſeine Reichthümer ungeheuer. Seiner Macht fehlte nichts als der kaiſerliche Titel, und auch dieſen würde er mit Catharinens Hand empfangen haben, wenn ſich nicht die Grafen Beſtuſchew, Woronzow und Panin ihrer Vermählung widerſetzt hätten. Orlows rohes und rückſichtsloſes Betragen war nicht geeignet, die Kaiſerin dauernd zu feſſeln. Ihre Zuneigung erkaltete; ſeine Nähe fing an, ihr läſtig zu werden. Catharina überredete ihn daher, als 1771 die Peſt 150,000 Menſchen in Moskau hinraffte, perſönlich Anſtalten gegen das Uebel zu treffen, und ſich dadurch den Dank der Nation zu erwerben. Orlow ging dahin, und wurde bei ſeiner Rückkehr mit ſcheinbarer Freude empfangen. Ein marmorner Triumphbogen zu Sarskoe-Selo und eine Medaille, auf der er, ein zweiter Curtius, ſich in den Pfuhl ſtürzt, verherrlichten das Andenken ſeines Verdienſtes. Ihn aufs neue zu entfernen, überredete ihn die Kaiſerin, nach Fockſchani in der Wallachei zu gehen, wo ein Congreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden ſollte. Orlow erſchien hier mit einer kaiſerlichen Pracht, benahm ſich aber mit einer ſo empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Er war noch in Fockſchani, als er erfuhr, daß die Kaiſerin einen neuen Günſtling gewählt habe. Wüthend darüber machte er ſich ſogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weiſung, ſich einſtweilen auf ſein Schloß Gatſchina zu begeben. Ein Vierteljahr lebte Orlow hier unter unaufhörlichen Ausbrüchen ſeines gereizten Charakters, ohne daß es der Kaiſerin gelang, ihn durch Unterhandlungen zur Ruhe zu bringen. Eben ſo fruchtlos waren Drohungen. Die Kaiſerin, die nicht ohne Furcht vor ſeiner Rache war, ſchrieb endlich ſelbſt an ihn, überſchickte ihm das Fürſtendiplom, nannte ihn Durchlaucht, und bat ihn, eines ihrer Luſtſchlöſſer zu ſeinem Aufenthalt zu wählen. Orlow ging nach Sarskoe-Selo, und lebte hier mit der Pracht und dem Aufwande eines Kaiſers. Aber im December 1772 verſchwand er plötzlich, und überraſchte Catharinen in Petersburg. Beide benahmen ſich ſehr gut, und ſöhnten ſich aus. Orlow blieb den Winter über in Petersburg, und bekam alle ſeine vorigen Beſchäftigungen im

Staate zurück. Die Kaiſerin machte ihm unter andern den prächtigen Marmorpallaſt zum Geſchenk. Fürſt Orlow ſchenkte ihr dagegen den berühmten großen Brillanten, und ließ auf ſeine Koſten das große Arſenal in Petersburg bauen. Bei dem allen wurde er nicht ruhig, und kam plötzlich auf den Einfall, ſich in Reval niederzulaſſen. Von hier ging er auf Reiſen, beſuchte Frankreich, kehrte aber bald nach Petersburg zurück. Er fand jetzt Potemkin in der Gunſt der Kaiſerin, begab ſich nach Moskau, und beſuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Endlich heirathete er in Petersburg, und von dieſem Augenblick an kehrte die Zufriedenheit in ſein Herz zurück. Er fand ſich in der Ruhe des Privatlebens glücklich, ging mit ſeiner Gemahlin auf Reiſen, hatte aber das Unglück, ſie ſehr bald zu verlieren. Nach ihrem Tode kam er 1782 nach Petersburg zurück, und ſogleich ergriff ihn auch die vorige Unruhe wieder. Seine Rückſichtsloſigkeit hatte ihm eine Menge Feinde gemacht, deren Haß täglich zunahm. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß ihm auf ihre Veranſtaltungen ein verzehrendes Gift beigebracht wurde, welches ſeine Wirkungen dadurch äußerte, daß es anfänglich periodiſche Anfälle von Wahnſinn hervorbrachte, und endlich im April 1783 ſeinem Leben unter den ſchrecklichſten Qualen eines ſchuldbewußten Gewiſſens ein Ende machte. Unter Catharinens Lieblingen war Orlow der ſchönſte. Er hatte mehr Verſtand als Kenntniſſe, war mehr leichtſinnig als boshaft, mehr verſchwenderiſch als gutthätig, dabei entſchloſſen und muthig, und bewies in den letzten Lebensjahren die ſtrengſte Rechtſchaffenheit. Seine Ehe war kinderlos. — **Alexis Orlow**, der dritte Bruder, hatte mit den beiden ältern gleiche Erziehung, und trat ebenfalls als Unterofficier unter die Garde. In einem Streite, den er noch als Sergeant einſt in einem Weinhauſe hatte, erhielt er einen Hieb über der linken Seite des Mundes, der für immer eine große Narbe zurückließ. Bei der Revolution im J. 1762 bewies er von allen ſeinen Brüdern vielleicht die meiſte Thätigkeit. Als die Verſchwornen in der Nacht vor dem entſcheidenden Tage die Rollen unter ſich vertheilten, erhielt Alexis den Auftrag, mit dem Sergeanten Bibikow die Kaiſerin von Peterhof abzuholen. Dem gemäß eilte er zur beſtimmten Zeit hin, ließ die Kaiſerin ein ſchlechtes Fuhrwerk beſteigen, und nahm ſelbſt als Kutſcher die Zügel. Sobald ſie im Quartier der ismailowſchen Garde angekommen waren, begann die Revolution. Nachdem man ſich der ſämmtlichen Garden verſichert hatte, fuhr die Kaiſerin in demſelben Wagen nach der kaſanſchen Kirche. **Alexis** ſchwang ſich auf ein Pferd, ritt voran, und als die Kaiſerin bei der Kirche ankam, rief er ſie daſelbſt zur Monarchin von Rußland aus. Peters Tod wurde beſchloſſen; Alexis ritt mit einigen Andern nach Ropſcha, um ihn zu beſchleunigen. Er überbrachte die Nachricht davon der Kaiſerin, welche ſie mit gefaßter Seele aufnahm. Jetzt wurde er für ſeine Dienſte reichlich belohnt; aber Catharinens glänzender Hof gab ſeinem Ehrgeiz keine Befriedigung. Der erſte Türkenkrieg bot ihm Gelegenheit dar, ſich Ruhm zu erwerben. Orlow war Generallieutenant, Generaladjutant der Kaiſerin, Lieutenant der Chevaliersgarde, Oberſtlieutenant der Garde Preobratſchensky, und Ritter der damaligen ruſſiſchen Orden; er konnte folglich keine ſubalterne Rolle übernehmen, zum Oberbefehl über eine Landarmee aber fehlten ihm Kenntniß und Erfahrung. Er übergab der Kaiſerin den Operationsplan einer Flotte in den Gewäſſern des Archipelagus. Der Plan wurde genehmigt, und Alexis Orlow zum Generaladmiral der ganzen ruſſiſchen Flotte im Archipelagus mit unumſchränkter Vollmacht ernannt. Die Hauptunternehmung dieſer prächtigen Rüſtung war der Angriff auf die türkiſche Flotte bei Tſchesme und ihre Verbren-

nung, wofür er den Beinamen Tſcheſmenskoy (der Tſcheſmier) erhielt. (Vergl. Hackert.) Orlow war noch bei der Flotte, als ſein Bruder die Stelle eines Günſtlings verlor. Die Kaiſerin, die ſeinen unternehmenden Geiſt kannte, ſchickte ihm den Befehl, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß die Flotte zu verlaſſen. Orlow beſuchte Italien, und damals täuſchte er zu Livorno die hülfsbedürftige, aber gewiß nicht gefährliche Tochter der Eliſabeth, und ließ ſie zu ihrem Tode nach Rußland führen. Als er nach Verlauf einiger Jahre nach Petersburg zurückkam, ward ihm der glänzendſte Empfang zu Theil. Alle Künſte mußten wetteifern, ſeine Siege zu verkündigen und zu verewigen. In Sarskoe-Selo wurde ihm eins der ſchönſten und koſtbarſten Monumente errichtet. Ueberdies verlieh ihm die Kaiſerin unermeßliche Reichthümer. Dennoch gefiel ſich Orlow am Hofe nicht; er foderte und erhielt, nach einiger Weigerung, ſeine Entlaſſung, und ging nach Moskau. Er war damals General en Chef. Als ſein Bruder Gregor ſtarb, gab die Kaiſerin ihr Portrait, das derſelbe getragen hatte, dem Grafen Alexis; ein Ehrenzeichen, das damals nur Potemkin trug. Im Sommer 1791 kam er nach Petersburg, und wohnte dem Thronbeſteigungsfeſte in Peterhof bei. Seitdem blieb er in Moskau, bis Paul I. den Thron beſtieg. Dieſer beſchied ihn nach Petersburg, und nahm dadurch Rache an ihm, daß er ihn zwang, bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newskykloſter, von dort bis in das kaiſerliche Winterpalais, und von da bis in die Feſtung vor dem Sarge herzugehen und die Kaiſerkrone zu tragen. Gleich darauf mußte er wieder abreiſen, durfte auch nicht in Moskau bleiben, als der neue Monarch ſich dort krönen ließ. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß zu reiſen, und ging nach Dresden. Erſt nach Pauls Tode kehrte er nach Rußland zurück, und ſtarb zu Moskau im Januar 1808. Er war verheirathet, und hinterließ aus ſeiner Ehe eine Tochter und außerdem einen natürlichen aber legitimirten Sohn, dem er ſeinen Beinamen Tſcheſmenskoy gab.

Ormus, eine kleine zu Aſien gehörige Inſel, am Eingang des perſiſchen Meerbuſens. Auf derſelben lag die Stadt und Feſtung Ormus mit einem guten Hafen. Die Portugieſen nahmen ſie 1507 in Beſitz, und trieben von dort aus einen für ſie ſehr einträglichen, den Perſern aber beſchwerlichen Handel, bis Schah Abbas ſie mit Hülfe engliſcher Kauffahrteiſchiffe 1622 vertrieb. Seitdem iſt Ormus ein Steinhaufen; der Handel aber zog ſich nach dem benachbarten Bender Abaſſi. Die Inſel hat an allen Bedürfniſſen, ſelbſt an gutem Waſſer, Mangel. Letzteres muß von der benachbarten Inſel Kiſchme geholt werden. Ein Admiral Nadir Schahs machte ſich zum Herrn der felſigen Inſel und eines Theils des fruchtbaren Kiſchme.

Ormuzd, ſ. Ahriman.

Ornithologie (aus dem Griechiſchen), iſt derjenige Theil der Naturgeſchichte, welcher ſich mit den Vögeln beſchäftigt. Die Vögel machen die zweite der ſechs Claſſen aus, in welche man das ſogenannte Thierreich einzutheilen pflegt. Ihre Unterſcheidungszeichen beſtehen darin, daß ſie zwei Beine und zwei Flügel und Federn haben, welche zuweilen den Haaren ſehr ähnlich ſind. Der Rumpf gleicht einem Kahne, indem dieſe Geſtalt am geſchickteſten iſt, die Verrichtung des Fliegens zu vollziehen. Statt des Mundes findet ſich bei den Vögeln ein Schnabel von einer hornartigen Subſtanz. Der Uebergang aus dem Vogelgeſchlecht zu den benachbarten Claſſen iſt ſchärfer und abgebrochener, als bei andern Claſſen von Naturgegenſtänden, in denen die Uebergänge oft ganz unmerklich ſind, und die äußerſten Unterarten verſchiedener Claſſen ſich ſo ſehr ähnlich ſind. Der

Strauß nähert ſich durch ſeine hornähnlichen Federn den Säugthieren; die Pinguine durch ihre Bildung und Lebensart den Amphibien; allein der Abſtand iſt doch größer und auffallender, als bei ähnlichen Zuſammengränzungen anderer Claſſen. Betrachtet man das Aeußere des Körpers der Vögel, ſo bemerkt man zuerſt in Hinſicht des Kopfes, daß derſelbe meiſtentheils im Verhältniß zum übrigen Körper weit kleiner iſt, als bei den Fiſchen, Inſecten, Würmern, Amphibien und Säugthieren, und nur die Eulen machen hiervon eine Ausnahme. In Hinſicht der innern Structur des Vogelkörpers iſt zu bemerken, daß die Knochen dünn, leicht, zum Theil hohl, und ſtatt des Marks mit Luft angefüllt ſind. So wie dieſer letztere Umſtand zur Erleichterung des Fliegens beiträgt, ſo dienen dazu noch insbeſondere gewiſſe im Innern des Körpers ſehr zweckmäßig vertheilte Luftbehälter, von denen die meiſten mit den Lungen, andere aber mit der Mundöffnung in Verbindung ſtehen. Die verſchiedene Lage des Halſes ſteht, ſo wie die verſchiedene Beſchaffenheit der Füße und der Schnäbel, mit der verſchiedenen Lebensart der Vögel, und beſonders ihrer eigenthümlichen Art ſich zu nähren, in der genaueſten Verbindung. Nur bei wenigen Gattungen der Vögel iſt auch der obere Theil des Schnabels beweglich. Beide Theile des Schnabels ſind gewöhnlich von gleicher Länge, und in Hinſicht der Ausnahmen iſt es häufiger, daß der obere Theil des Schnabels länger gefunden wird, als umgekehrt. Statt der Zähne findet man in ihnen nur zahnähnliche Kerben. Die Richtung und Biegung der Schnäbel ſelbſt iſt unendlich verſchieden, und zuweilen deshalb von den Ornithologen als Eintheilungsgrund bei der Claſſification der Vögel angenommen worden. Der Schnabel dient nicht bloß zum Faſſen des Futters, ſondern auch zum Bau des Neſtes und Herbeitragen der dazu gehörigen Baumaterialien. Die Augen ſind bei den meiſten Vögeln ſehr groß, und flacher, als bei den Säugthieren. Die Farbe derſelben ſcheint veränderlich, ſo wie die Schärfe des Geſichts größer zu ſeyn, als bei andern Thiergattungen. Statt der Ohren findet man Oeffnungen, die mit Federn bedeckt und bei den Eulen und andern Nachtvögeln mit gewiſſen Klappen verſehen ſind. In Hinſicht der Federn iſt bekannt, daß die Vögel dieſelben jährlich zu beſtimmten Zeiten ablegen, und neue dagegen bekommen, welches man die Mauſerung zu nennen pflegt. Während der Zeit der Mauſerung, die überhaupt und beſonders für die zahmen Vögel mit unangenehmen Empfindungen begleitet zu ſeyn ſcheint, werden ſie oft von Krankheiten überfallen, die ihnen leicht tödtlich ſind. Die gewöhnliche Mauſerungszeit iſt in unſerm Himmelsſtriche meiſtens im Auguſt und September, wo das Fortpflanzungsgeſchäft und die Erziehung der Jungen beendigt iſt. Ungeachtet bei den wilden Vögeln die Mauſerung nicht ſo ſchnell vor ſich zu gehen pflegt, als bei den Hausvögeln, ſo verbergen ſich jene doch während jener Zeit mehr als ſonſt vor Menſchen und Raubvögeln, da ſie ſich nicht ſo ſehr auf ihren Flug verlaſſen können. So ſcharf der Sinn des Geſichts und des Gehörs bei den Vögeln zu ſeyn ſcheint, ſo ſchwach iſt dagegen der des Geruchs und des Geſchmacks. Dahingegen iſt das Gefühl der Vögel wieder ſehr fein. In Hinſicht der Seelenkräfte zeichnen ſie ſich vorzüglich durch ihr Gedächtniß aus. Dieſes zeigen die Singvögel durch die Leichtigkeit einmal gehörte Melodien zu behalten, und die Zugvögel durch die Sicherheit, mit welcher ſie nach langer Abweſenheit und weiter Entfernung ihre alten Wohnplätze aufſuchen und wiederfinden. Auch ihre übrigen Seelenfähigkeiten ſcheinen einer gewiſſen Ausbildung fähig, welches man vorzüglich bei der Vergleichung der Vögel in bewohnten und unbewohnten Gegenden wahrnimmt, indem die erſtern ſchon weit mehr Liſt, Klugheit und Auf-

merkſamkeit zeigen, den Nachſtellungen der Menſchen zu entgehen. Am bewundernswürdigſten ſind die Singvögel durch die Modulationen der Töne, welche ſie hervorbringen. In der Bauart ihrer Kehle liegt die Urſache, warum die Stimme der Vögel im Verhältniß zu der Größe ihres Körpers weit ſtärker iſt, als die Stimme der meiſten Säugthiere. Mit dieſer Stimme drücken ſie alle Affecten aus, und die damit ausgedrückte Sprache der einen Gattung ſcheint auch den übrigen Gattungen verſtändlich zu ſeyn, welches man daraus ſehen kann, daß auf die warnende Stimme eines Vogels bei Erſcheinung eines Sperbers alle Vögel des Waldes ſchweigen, welche dieſe Stimme vernommen haben. Der eigentliche Geſang der Vögel ſcheint ſich hauptſächlich auf ihre Liebesverhältniſſe zu beziehen, und wird daher am häufigſten und ſchönſten zu der Zeit der Paarung im Frühling gehört. Dieſer Geſang iſt eigentlich ein Vorrecht der Männchen, welche ſich in der Regel auch durch die beſondere Schönheit ihres Gefieders vor den Weibchen auszeichnen. So wahr es iſt, daß die heiſſen Himmelsſtriche der ſüdlichen Gegenden die Vögel vom ſchönſten Gefieder aufweiſen, ſo unrichtig iſt es, was man dagegen geſagt hat, daß die nördlichen Gegenden die vorzüglichſten Singvögel enthalten. Ungeachtet die Vögel gleich den Säugthieren über die ganze Erde verbreitet ſind, ſo beſitzen doch die heißen Gegenden die größte Anzahl von Gattungen. Nur einige Vogelgattungen, wie z. B. die Paradiesvögel, welche zwiſchen Neu-Guinea und den Molucken wandern, ſind auf ein beſonderes Land beſchränkt. In Beziehung auf die merkwürdigen Wanderungen der Vögel theilt man ſie in Zugvögel und Standvögel ein. In den heißen Himmelsſtrichen ſcheinen die meiſten Vögel Standvögel zu ſeyn, und den Ort ihrer Geburt entweder gar nicht, oder nur auf kurze Zeit und um eine geringe Entfernung zu verlaſſen. Die Zahl der Standvögel ſcheint abzunehmen, je weiter man ſich von den Wendekreiſen entfernt, um ſich den Polarkreiſen zu nähern. Da ſich die Abreiſe der Zugvögel nach dem Eintreten der rauhen Witterung und dem Mangel der Nahrungsmittel richtet, ſo iſt die Epoche der Abreiſe derſelben Vögelgattung ſo verſchieden, als das Clima der Länder iſt. Es ſcheint als ob die Vögel, welche am früheſten abreiſen, und am ſpäteſten wiederkommen, ſehr weite Reiſen machen. So gehen z. B. die Schwalben bis noch Senegal. Dieſelben Vögel, die in unſerm Clima Zugvögel ſind, ſind es in den milden Gegenden ſüdlicher europäiſcher Länder nicht. Zu derſelben Zeit, wo uns unſere Zugvögel verlaſſen, um einem wärmern Himmelsſtrich zuzueilen, erſcheinen bei uns Zugvögel aus dem hohen Norden, um den bei uns vergleichungsweiſe mildern Winter zuzubringen. Dieſes Wandern der Zugvögel iſt eine der intereſſanteſten Erſcheinungen der Naturgeſchichte, über welche wir vorzüglich deshalb noch keine genauen Aufſchlüſſe haben, weil es in ſüdlichſten Gegenden, wo ſich unſere Zugvögel niederlaſſen, an genauen Beobachtern fehlt. Bloß aus der Analogie der Vögel, welche aus dem hohen Norden hieher kommen, um bei uns zu überwintern, hat man geſchloſſen, daß unſere Zugvögel ihre Reiſe nach den ſüdlichen Gegenden nicht immer ohne Unterbrechung und temporären Aufenthalt fortſetzen, und an dem Orte, wo ſie überwintern, weder ſingen, noch ſich begatten. Gewöhnlich treten die Zugvögel ihre Reiſe des Nachts, und am liebſten bei Mondſchein an. Durch eigne Töne ſcheinen ſie ſich wechſelſeitig zur Abreiſe einzuladen, und im Durchfluge andere zur Theilnahme an der Reiſe zu ermuntern. Mehrere Gattungen, als z. B. die Schwalben, verſammeln ſich an gewiſſen Oertern, um in großen Geſellſchaften zu reiſen. Man glaubt bemerkt zu haben, daß die Vögel lieber gegen einen ſchwachen

entgegengeſetzten Wind reiſen, als mit dem Winde, der ihr Gefieder aus einander treiben würde. Nur die Vögel von ſchwachem Flug finden mehr Bequemlichkeit darin, mit dem Winde zu reiſen. Man hat behauptet, daß es die unfreundliche Witterung und der Mangel an Nahrungsmitteln allein nicht ſeyn können, was die Vögel zu ihren Wanderungen antreibe, indem manche Gattungen ſich im ſtrengſten Winter ſehr kümmerlich an ihrem Geburtsorte behelfen müſſen, ohne an ein Fortziehen zu denken, und die ziehenden Vögel dagegen zur beſtimmten Zeit oft ſchon dann ſich entfernen, wenn die Witterung noch ſehr gelinde und kein Mangel an Nahrungsmitteln zu ſpüren iſt. Selbſt die in Käfigen eingeſperrten Zugvögel, denen es weder an Nahrung, noch an Wärme fehlt, ſcheinen durch ihre unruhigen Bewegungen vorzüglich des Nachts, zu der Zeit, wenn ihre Gattung zieht, zu zeigen, daß ein geheimer Inſtinct ſie ebenfalls zur Abreiſe treibt. Dieſelbe Unruhe zeigen ſie zu der Zeit, wo die Vögel ihrer Gattung den Ort verlaſſen, wo ſie überwintert haben. Einige Gelehrte haben behaupten wollen, daß eine geheime in der Luft vorhandene Urſache die Vögel bei ihren Wanderungen leite. Man hat ſogar die Hypotheſe eines in den obern Regionen befindlichen Luftſtroms zu Hülfe genommen. Allein alle dieſe Hypotheſen ſind theils zu willkührlich, theils erklären ſie nicht alles. Diejenigen Vögel, welche, ohne ihren eigentlichen Himmelsſtrich zu verlaſſen, nur im Umkreiſe von einigen Stunden oder Meilen umherſchweifen, werden Strichvögel genannt. — Im Allgemeinen freſſen die Vögel in Verhältniß ihrer Größe mehr als die Säugthiere. Die Droſſeln und Staare freſſen in einem Tage ſo viel, als ſie überhaupt wiegen. In der Art der Begattung gleichen die Vögel den Säugthieren. Ihre gewöhnliche Begattungszeit iſt im Frühjahr. Die hühnerartigen Vögel leben im Allgemeinen in Polygamie (Vielweiberei). Faſt alle andere Vögel leben hingegen in einer ordentlichen Ehe. Die polygamiſchen Vögel bekümmern ſich eben ſo wenig um Neſter, als um eine ſorgfältige Pflege der Jungen. Bei den übrigen iſt das Weibchen der Baumeiſter des Neſtes, während das Männchen die Materialien dazu herbeiſchafft. Bloß bei den Schwalben bauen Mann und Frau gemeinſchaftlich daran. Die Vögel erreichen im Verhältniß zu ihrer Größe ein höheres Alter, als die Säugthiere. Kleine Vögel ſind ſogar in der Gefangenſchaft an 24, Papageyen über 100 Jahr alt geworden. Linnée hat die Vögel in ſechs Ordnungen abgetheilt. **Blumenbach** nimmt nur zwei Hauptgattungen, Land- und Waſſervögel an, welche zuſammen neun Ordnungen enthalten.

Orographie heißt derjenige Theil der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung, welcher von den Bergen und Gebirgen handelt. Sie liefert 1. eine allgemeine Eintheilung und Erklärung. **Berge** ſind beträchtlich große Erhöhungen auf der Erdoberfläche; kleinere heißen **Hügel**, **Anhöhen**. Selten findet man auf ebenem Lande einzelne von beträchtlicher Höhe, ſondern meiſtentheils mehrere beiſammen, und dieſe nennt man **Gebirge**, die, wenn ſie in einer langen Kette fortlaufen, **Bergrücken**, **Bergketten** heißen. Eine Reihe von Bergen, die nach Einer Linie fortgeher, heißt ein **Bergzug**. Denjenigen Ort, wo viele Berge beiſammenſtehen, nennt man den **Gebirgsſtamm**, und die Berge, die hieraus entſpringen, und eine beſondere Richtung nehmen, **Gebirgsäſte**. An dieſe Berge ſchließt ſich das flache Land an, denn die Hauptreihen der Berge laufen ſeitwärts in kleinere Reihen aus, und dieſe verlieren ſich zuletzt in **Ebenen**, wovon die **Meeresküſten** der niedrigſte Theil ſind. Den höchſten Ort des Landes nennt man **Landhöhe**, und dieſe iſt entweder **Bergebene**, **Platform**, **Plateau**, wenn ihre Ausdehnung ſich nach

allen Seiten hin erſtreckt, oder Berg-Landrücken, wenn ihre Ausdehnung ſich nur nach einer oder der andern Seite hin erſtreckt. Von dieſen Landhöhen breiten ſich die Flüſſe nach allen Seiten hin aus. Gemeiniglich ſind ſie in der Mitte des Landes befindlich, das ſich von ihnen allmählig immer weiter nach dem Meer herabſenkt. Dieſe Herabſenkungen nennt man Geſenke oder Abdachungen. — Nach der Lage unterſcheidet man Mittelgebirge oder inländiſche, und Küſten- oder Vorgebirge, denen man die Seegebirge beizählen kann, zu denen auch Inſeln, Klippen, Sandbänke und Untiefen gehören. Nach dem Umfang unterſcheidet man Haupt- und Nebengebirge. — Faſt alle Gebirge ſtehen mit einander in Verbindung, und ſo handelt nun die Orographie 2. von dem Zuſammenhange der Gebirge. Sie gehen von den Bergebenen aus, und deren giebt es in Europa zwei, in der Schweiz und in Moskau, in der Gegend, wo der Don und die Wolga entſpringen. In der Schweiz iſt der Hauptſtock um die Gegend des Gotthardsberges und der oberitaliſchen Seen. Von hier dehnt ſich die Kette ſüdlich unter dem Namen der ſavoyiſchen, griechiſchen, cattiſchen und Seealpen bis nach Monaco, weiter nordwärts über Genua hinaus durch ganz Italien herunter bis nach Reggio, und heißt der Apennin. Nordweſtlich hängt der Jura in der weſtlichen Schweiz mit den Vogeſen zuſammen, die in einer Parallele mit dem Rhein bis an die Moſel fortlaufen, alsdann ſich wieder ſüdlich beugen, und mittelſt der Cevennen in Languedoc ſich mit den Pyrenäen vereinigen, die wieder andere Aeſte bis nach Galizien und Andaluſien ausſenden, welche letztern vermuthlich unter dem Meer hin mit dem afrikaniſchen Atlas zuſammenhängen. Nördlich ſenken ſich die Alpen in niedrigern Bergen herunter, und laufen unter dem Namen Schwarzwald, Harzwald, Fichtelberg, Rieſengebirge durch Deutſchland. Die böhmiſchen Gebirge hängen mit den karpatiſchen zwiſchen Polen und Ungarn, und dieſe, welche bis ans ſchwarze Meer ſich verlängern, mit der moskauiſchen Bergfläche zuſammen. Oeſtlich verbinden ſich die ſchweizeriſchen Alpen durch die rhätiſchen, tridentiniſchen und kärnthiſchen Alpen und durch die Berge von Illyrien und Macedonien mit den kleinaſiatiſchen und armeniſchen. Vom zweiten Hauptſtock geht eine Kette nördlich durch Lappland bis zum Nordkap, dann wieder ſüdlich zwiſchen Norwegen und Schweden, wo ſie die Sewoberge heißt, herunter, und ſtreicht unter dem Meere bis Island und Grönland fort, wo ſie ſich an die Polarberge anſchließt. Wahrſcheinlich gehören auch die engländiſchen und hochſchottiſchen Gebirge zu dieſer Kette, die, nach Buache, bis zu Terreneuve in Nordamerika fortgeht. Eine andere Kette der moskauiſchen Gebirge geht ſüdlich zwiſchen dem caſpiſchen und ſchwarzen Meer, und zwiſchen Syrien und Perſien durch an die Meerenge bei Suez. Die vierte verbindet ſich mit dem tibetaniſchen Hauptſtock. In Aſien hat man nämlich die höchſte Fläche zwiſchen den Quellen des Indus, Ganges und Ob, in Afrika faſt in der Mitte zu beiden Seiten des Aequators (Mondsberg) zu ſuchen; Amerika hat zwei, in Südamerika oberhalb der Quelle des de la Plata, und in Nordamerika auf der Nordſeite der fünf canadiſchen Seen. — Betrachtet man nun dieſe Gebirge und Berge einzeln, ſo hat man zu berückſichtigen 3. ihre Höhe. Unter den europäiſchen Bergen ſind die ſchweizeriſchen Alpen die höchſten. Ein Gipfel des Gotthards wird auf 18,050 Fuß geſchätzt. Maudis in Savoyen iſt über 15,300, Mont Cenis 9,780, Lanigou, der höchſte der Pyrenäen, 9,459 Fuß hoch. Die tatariſchen Berge über Sina haben eine Höhe von 15,800 Fuß, und eben ſo hoch iſt der Pik auf Teneriffa, einer der Canarieninſeln. Nächſt dieſen iſt der höchſte der Adamsberg auf Ceilon,

alle aber übertrifft der Chimboraſſo in Peru, welcher eine Höhe von 21,136 Fuß hat. Nächſt der Höhe hat man endlich 4. zu berückſichtigen die Beſonderheiten der einzelnen Berge und Gebirge. Die niedrigen, meiſt aus Erde zuſammengehäuft, haben einen rundlichen Gipfel, die hohen beſtehen aus Felſen, die wie hinter einander aufgethürmte Pyramiden erſcheinen. Die äußere Geſtalt iſt ſehr verſchieden. Gebirge, die plötzlich ſteigen und fallen, nennt man prallige; Nadelberge, Piks (aiguilles) heißen die Klippen, die ſchmal, faſt wie Nadeln zugeſpitzt ſind. Zwei ſehr merkwürdige Arten von Bergen ſind die Eisberge, in der Schweiz Gletſcher, in Tyrol Ferner oder Firn, in Island Jökein genannt, die vom Gipfel herab das ganze Jahr mit Schnee und Eis bedeckt ſind, und die Feuerberge oder Vulkane oben mit Trichtern oder Kratern. Oefters ſind die Eisberge zugleich feuerſpeiende, z. B. der Hekla und viele in Südamerika. Wenigſtens von dieſen zwei Arten wird die Orographie ein Verzeichniß zu liefern haben, übrigens aber ſich bloß auf die Lage, Höhe und äußere Beſchaffenheit der Berge und Gebirge beſchränken, denn ſie iſt nur ein Theil der Geographie, nicht der Naturgeſchichte. Man darf ſie deshalb nicht verwechſeln mit der Oryktologie oder der Lehre von den Gebirgsarten, welches darum ausdrücklich bemerkt werden muß, weil hier auch von den Vulkanen gehandelt wird, jedoch in anderer Beziehung. dd.

Oronoko, ein großer Fluß in Südamerika, zwiſchen der Terra Firma und Guiana, deſſen einer Arm ſich unter dem Namen Rio Negro in den Amazonenfluß, der Hauptſtrom aber bei der Inſel Trinidad in das Mar del Nort ergießt. Von ihm führt ein Theil der Landſchaft Guiana den Namen. Er wird von manchen auch Paria genannt, von dem Diſtricte Paria in Neu-Andaluſien.

Orpheus, ein weiſſagender Barde der Griechen, nach der gewöhnlichen Sage der Sohn der Muſe Kalliope und des thraziſchen Stromgottes Oeagrus. Sammt dem Thamyris und Herkules war er von dem jüngern Linus unterrichtet worden. Sein ſüßer Geſang, ſo erzählt die Sage, zog Felſen und Bäume ihm nach, bezähmte die wildeſten Thiere der Bergwälder und bändigte Ungewitter und Meerſtürme. Dichter nennen ihn König von Thrazien, die Geſchichtſchreiber ſchweigen davon. Die unter ſeinem Namen noch vorhandene, unſtreitig aber ſpätere, Argonautik nennt ihn Beherrſcher der heerdenreichen Ciconen. Dorthin ſetzt auch Ovid die Hochzeitfeier deſſelben mit Eurydice oder Agriope, die am Tage der Hochzeit vom Biß einer Schlange ſtarb, worauf Orpheus in die Unterwelt ſtieg, ſie von deren Herrſcher zurückzuerflehen. (S. Eurydice.) Als er einſt von ſeinen Irren zur ismariſchen Wohnung heimkehrte, wurden die ciconiſchen Weiber, die durch ſein Uebermaß ehelicher Zärtlichkeit ſich verſchmäht fühlten, bei einer ſchwärmenden Bacchusfeier ſo erbittert, daß ſie den durch keine Reize bezwingbaren Jüngling in der Wuth zerriſſen. In der Argonautik hingegen hat Orpheus ſchon ein ehrwürdiges Alter, da er mit den Argonauten den Zug nach Colchis machte, auf welchem er den Schiffenden öfters ſehr nützlich ward. Früher beſuchte er mehrere andere Länder, vornehmlich Aegypten. Mit Kenntniſſen bereichert, kehrte er von dort zurück, und wurde der Stifter der Myſterien in Griechenland, vermehrte und berichtigte die Götterlehre, und führte eine beſondere, die Reinheit befördernde Lebensweiſe ein. Von ſeinen Werken ſprechen durchgängig die Alten, und Jamblich bezeugt, daß er ſich des doriſchen Dialects bedient habe. Dennoch bleibt es glaublicher, daß Orpheus nicht eigentlich geſchrieben, ſondern nur ſeine Ideen, Lehren und Fabeln, in

Form von Gedichten verfaßt, durch die Ueberlieferung fortzupflanzen geſucht habe. Schon in ſehr alten Zeiten waren Gedichte vom Orpheus in Griechenland in Umlauf, und wenn ſie auch untergeſchoben waren, ſo beweiſt es doch im Allgemeinen den alten Glauben an orphiſche Gedichte, der ſich am Ende doch wohl auf Wahrheit ſtützen mußte. Man zweifelte aber auch ſchon in alten Zeiten an der Echtheit der vorhandenen orphiſchen Werke, und wahrſcheinlich war ſchon zu Ariſtoteles Zeiten keins von allen den Gedichten ganz echt, vielleicht aber enthielten ſie Bruchſtücke alter orphiſcher Lehre. Wir beſitzen unter des Orpheus Namen noch eine Argonautik, Hymnen, ein Werk von den Kräften der Steine, und mehrere Fragmente. Die beſte Ausgabe iſt von Hamberger, Leipzig, 1764.

Orſini, eins der berühmteſten und älteſten Fürſtenhäuſer Italiens, welches vormals in Umbrien an der Tiber ſehr bedeutende Herrſchaften beſaß. Als älteſter bekannter Stammvater wird Johann Cajetan genannt, deſſen Nachkomme, Matthäus Rubens, drei Söhne hatte, welche drei Linien geſtiftet haben; nämlich: Orſini del Caſtel St. Angelo, Orſini del Cavalieri, und Orſini-Gravina, von denen nur die letzte, Orſini-Gravina, noch vorhanden iſt, welche von Napoleon, dem jüngſten Sohne des Matthäus, herſtammt. Beiläufig iſt hierbei zu bemerken, daß dieſer in unſern Tagen eine ſo furchtbare Celebrität erhaltene Name ſich am häufigſten und früheſten in dieſer Familie befinde, wie denn im 14ten Jahrhunderte ein berühmter Cardinal und ein berühmter Feldherr aus der Familie der Orſini den Namen Napoleon geführt haben. Franz Orſini, von dem gedachten Napoleon abſtammend, wurde im Jahr 1417 zum erſten Grafen von Gravina, einer Stadt in der neapolitaniſchen Landſchaft Bari, ernannt. Sein Sohn, Jacob Orſini, erlangte im Jahre 1463 von eben dieſer Stadt den herzoglichen Titel. Der eilfte Herzog nach ihm, Peter Franz, trat im Jahre 1667 das Herzogthum Gravina an ſeinen Bruder Dominicus ab, und wurde im Jahre 1724 unter dem Namen Benedict XIII. zum Papſte erwählt. Er regierte bis 1730, da abermals ein Orſini unter dem Namen Clemens XII. die dreifache Krone erhielt. Dieſer erhob den Bruderſohn Benedicts XIII., Fürſten Beroald Orſini, zum Fürſten des päpſtlichen Stuhls, welchem Kaiſer Carl VI. bereits im Jahre 1724 die deutſche Reichsfürſtenwürde ertheilt hatte. Der Wohnſitz der Familie iſt meiſtentheils in Neapel, und es ſtammt von ihr auch das fürſtlich-reichsgräfliche Haus Roſenberg in Deutſchland her, welches den Namen Orſini ſeinem eigentlichen Namen Roſenberg vorſetzt. Das Geſchlecht der Orſini hat eine beträchtliche Reihe berühmter Staatsmänner und Feldherren geliefert; mehrere derſelben glänzen in der Geſchichte Venedigs, wo ſeine Mitglieder unter die des güldenen Buches fähigen Edeln gezählt wurden. Doch hatte es auch große Unglücksfälle und tragiſche Begebenheiten mit andern berühmten Geſchlechtern Italiens gemein. Zu letztern gehört beſonders das traurige Schickſal Ludwigs Orſini im J. 1583, welches nicht nur in Italien, ſondern in ganz Europa großes Aufſehen erregte. Sixtus V. hatte, um ſeinem Hauſe einigen Glanz zu verſchaffen, ſchon als Cardinal ſeiner Schweſter Sohn an Kindes Statt angenommen, und ihm ſeinen eignen Familiennamen, Peretti, beigelegt. Er vermählte ihn mit Victoria Accoramboni, deren Schönheit und Geiſt in Rom eine Menge Verehrer fanden. Allein Marcellus Orſini ließ ihren Gemahl durch Meuchelmörder erſchießen, und ſie vermählte ſich bald darauf mit Paul Giordano Orſini. Die ganze Stadt murrte, und Victoria wurde in der Engelsburg verhaftet, aber als

unſchuldig bald wieder entlaſſen. Als nun Sixtus V. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, wich der neue Gemahl der ſchönen Victoria dem ihm drohenden Ungewitter aus, und zog mit ſeiner Gattin nach Salo am Lago di Garda, woſelbſt er jedoch bald an einem hitzigen Fieber ſtarb. Seine Witwe begab ſich mit ihren großen von ihm ererbten Reichthümern nach Padua unter den Schutz der Republik Venedig. Hier wurde ſie eines Morgens in dem Pallaſte Cavalli, den ſie bewohnte, mit ihrem jüngern Bruder todt gefunden. Es war eine Bande vermummter Banditen in den Pallaſt gedrungen, und hatte die Unthat an ihnen verübt. Ein aufgefangener Brief nannte Ludwig Orſini als den Thäter. Der Senat ſandte den Staatsinquiſitor Bragadino zur Unterſuchung des Verbrechens nach Padua. Ludwig Orſini verließ ſich auf den Adel ſeines Hauſes, hatte funfzig der entſchloſſenſten Edelleute bei ſich, und verſchanzte ſich in dem Pallaſte Barbarigo. Der Staatsinquiſitor mußte den Pallaſt förmlich belagern, und Ludwig Orſini ſah ſich genöthigt, als der Vordertheil deſſelben durch die Kanonen gänzlich zerſtört worden, ſich zu ergeben, worauf ihn der Staatsinquiſitor am folgenden Morgen mit einem ſeidnen Stricke erdroſſeln ließ. Der Graf Paganelli, welcher der Accoramboni den Dolch in die Bruſt geſtoßen, und denſelben ſo lange umgedreht hatte, bis ſie todt war, mußte auf gleiche Weiſe ſein Verbrechen büßen. DH.

Orthodoxie, orthodox wird derjenige genannt, der ſich in Hinſicht der religiöſen Ueberzeugung ſtreng an den Lehrbegriff ſeiner Kirche hält. Der Begriff der Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit iſt in den proteſtantiſchen Kirchen, bei dem Schwanken, in dem ſich die Meinung von der Autorität der ſymboliſchen Bücher als kirchlicher Glaubensnorm befindet, jetzt noch mehr relativ, als er es ſonſt war, und in der katholiſchen Kirche jemals werden kann. Die Billigſten und Liberalſten laſſen ſchon den für orthodox gelten, der nichts den erweislichen Lehren der heiligen Schrift Widerſprechendes glaubt und lehrt. Vergl. d. Art. Heterodox. E.

Orthographie, ſ. Rechtſchreibung.

Orville (Jacob Philipp d'), ein berühmter Gelehrter, war 1696 zu Amſterdam geboren, wohin ſich ſeine Familie aus Frankreich begeben hatte. Er bereiſ'te mehrere Länder von Europa, um die Bibliotheken und Kunſtſammlungen zu ſehen und Verbindungen mit Gelehrten anzuknüpfen. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1736 zum Profeſſor der Geſchichte, der Beredſamkeit und griechiſchen Sprache zu Amſterdam ernannt. Dieſem Amte ſtand er mit großem Ruhm bis 1742 vor, wo er es niederlegte, um ſich ganz dem Studium und literariſchen Arbeiten zu widmen. Unter dieſen Beſchäftigungen lebte er meiſtens auf ſeinem Landgute zu Harlem bis an ſeinen Tod, der 1751 zu Amſterdam erfolgte. In der Kritik und Geſchichte hat er ſich große Verdienſte erworben. Auf eine ruhmwürdige Art wucherte er zum Beſten der Wiſſenſchaften mit ſeinen gelehrten Schätzen, deren Anſchaffung ihm ſein anſehnliches Vermögen erleichterte. Er verfaßte nicht nur ſelbſt gelehrte Werke, ſondern theilte auch Andern ſeine Anmerkungen zu ihren Bearbeitungen alter Claſſiker bereitwillig mit, und es erſchien nicht leicht eine vorzügliche Ausgabe eines alten griechiſchen oder römiſchen Schriftſtellers, woran er nicht einen anſehnlichen Antheil gehabt hätte. Man dankt ihm die erſte Ausgabe des Chariton, den er mit einem ſehr weitläufigen Commentar begleitete. In Verbindung mit Burman ſetzte er die von einigen gelehrten Engländern angefangene Herausgabe der vermiſchten Anmerkungen fort, die mehrere Philologen über die Alten verfaßt hatten: Miscellaneae obſervationes in aucto-

res veteres et recentiones, 10 Bände, zu denen er ſpäter allein noch vier Bände hinzufügte. Gegen Pauw ſchrieb er eine gelehrte Streitſchrift unter dem Titel: Critica vannus in inanes J. C. Pavonis paleas. Ferner gab er ſeines gelehrten Bruders Gedichte, mit den ſeinigen vermehrt, unter dem Titel heraus: Petri d'Orville ICti poëmata. Seine Reiſebeſchreibung von Sicilien, worin er viele alte Denkmäler erläuterte, erſchien nach ſeinem Tode: Sicula, quibus Siciliae veteris rudera additis antiquitatum tabulis illustrantur, ed. P. Burmannus Sec. 2 Bde. Fol. 1764.

Oryktognoſie, die Kenntniß der Foſſilien; **Oryktographie**, die Beſchreibung der Foſſilien; **Oryktologie**, die Wiſſenſchaft von den Foſſilien. S. Foſſilien.

Oeſer (Adam Friedrich). Dieſer verdienſtvolle Künſtler war 1717 zu Presburg in Ungarn von evangeliſchen Aeltern ſächſiſcher Nation geboren, und widmete ſich aus angeborner Neigung ſchon frühzeitig den bildenden Künſten. Sieben Jahre genoß er den Zeichenunterricht auf der Akademie zu Wien, und gewann in einem Alter von achtzehn Jahren ſchon den ausgeſetzten Preis. Von Raphael Donner erhielt er Unterricht im Poſſiren; ſo wie er auch ſeine Kenntniß des Coſtume's und der Antike dieſem gelehrten Bildhauer verdankte. Indeß entſchied er ſich ſchon damals vorzüglich für die Mahlerei, und ging 1739 nach Dresden, wo um dieſelbe Zeit ſich Diettich und Mengs ausgebildet hatten. Späterhin ward dort Winkelmann ſein vertrauter Freund, welcher ihn „den wahren Nachahmer des Ariſtides nennt, der die Seele ſchildere, und für den Verſtand mahle." Auch war es eben Oeſer, der Winkelmanns erſte Schritte bei ſeinem Studium der alten Kunſt leitete. Er ſelbſt machte indeſſen immer größere Fortſchritte, namentlich auch in der Frescomahlerei durch die Bekanntſchaft mit Ludwig Sylveſtre. Während des ſiebenjährigen Kriegs hielt er ſich meiſtens zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf. Nach wiederhergeſtelltem Frieden ging er nach Leipzig, und wurde, da er hier zu bleiben wünſchte, einſtweilen zum Director der dortigen Zeichnungs- Mahlerei- und Architekturakademie, zugleich aber zum Profeſſor derjenigen zu Dresden und zum kurfürſtlich ſächſiſchen Hofmahler ernannt. In dieſem Wirkungskreiſe erwarb er ſich große Verdienſte durch die Bildung vieler Zöglinge. Leipzig beſitzt mehrere ſeiner ſchönſten Arbeiten; dahin gehören die Frescogemählde im Concertſaale und in der Nicolaikirche, deren innere Verſchönerung hauptſächlich ſein Werk iſt. Eine gewiſſe Natürlichkeit in der Compoſition, Leichtigkeit und Richtigkeit in den Formen und Gefälligkeit im Colorit ſind die charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeiner Gemählde. Von ſeiner Geſchicklichkeit in der Bildhauerkunſt geben ſeine Arbeiten, als die marmorne Statue Friedrich Auguſts, welche, zumal auf dem unverhältnißmäßigen Poſtamente, die Eſplanade in Leipzig nicht ſonderlich ziert, ein Denkmal in der katholiſchen Kapelle daſelbſt, das Denkmal der Königin Mathilde von Dänemark zu Zelle, und das von Gellert in einem Privatgarten zu Leipzig, die ſämmtlich nach ſeiner Erfindung und ſeinen Modellen theils von ihm ſelbſt, theils unter ſeiner Aufſicht von Andern ausgeführt worden, keinen vortheilhaften Begriff. Als Menſch, Staatsbürger und Freund war Oeſer höchſt achtenswerth und im Umgange liebenswürdig. Das Alter hatte ſeinen Geiſt und ſeine Thätigkeit nicht geſchwächt, und noch wenige Tage vor ſeinem Tode, der den 18ten März 1799 an einem Stickfluß erfolgte, hatte er einen Chriſtuskopf vollendet. Seine zahlreichen Werke haben Meuſel und Roſt verzeichnet; viele derſelben ſind auch durch Kupferſtiche bekannt geworden. Seine beiden Söhne, die er ebenfalls zu Künſtlern gebildet hatte, ſind vor ihm geſtorben.

Oſiander (Andreas), einer der erſten Schüler Luthers, war 1498 zu Gunzenhauſen, im Fürſtenthum Ansbach, geboren, ſtudirte Theologie zu Ingolſtadt und Wittenberg, wurde der erſte lutheriſche Prediger zu Nürnberg und 1569 Prediger und Profeſſor der Theologie zu Königsberg, wohin er ſich des Interims wegen begeben hatte. Er ſtarb 1552. In der Theologie, den Sprachen, der Philoſophie, der Mathematik und Medicin beſaß er gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe. Als ein Mann von lebhaftem Gefühle ſeiner Kraft, der ſich zum Nachſprechen Luthers mit dem großen Haufen der Schüler deſſelben nicht erniedrigen wollte, lehrte er ſeit 1550 ganz anders als Luther von der Buße, dem göttlichen Ebenbilde, und beſonders der Rechtfertigung, und veranlaßte dadurch ſehr heftige Streitigkeiten, die auch noch nach ſeinem Tode fortdauerten. Man kann aber leichter einſehen, was Oſiander nicht gedacht, als was er gedacht hat, weil er ſeine Meinungen nicht nur dunkel, ſondern auch unbeſtändig vorträgt. Seine Hauptwerke ſind: Harmonia evangelica, Basil. 1537. fol.; Epistola ad Zwinglium de eucharistiâ; Dissertationes duae, de Lege et Evangelio et Justificatione; Liber de imagine Dei quid sit! Sein Sohn und Enkel, beide gleiches Namens, haben ſich ebenfalls als gelehrte, aber ſtreitſüchtige Theologen bekannt gemacht. Der erſtere, geboren zu Nürnberg 1534, ſtudirte zu Königsberg, wurde 1555 Diaconus zu Göppingen, 1558 Superintendent zu Blaubeuren, 1560 zu Stuttgart, und ſtarb als Conſiſtorialrath und Hofprediger im J. 1604. Letzterer, geboren zu Stuttgart 1571, ſtudirte zu Tübingen, und ſtarb als Propſt und Kanzler 1638. Noch ein vierter, Andreas Oſiander, war zu Blaubeuren 1562 geboren, ſtudirte zu Tübingen, und ſtarb 1617 als Propſt und Kanzler zu Tübingen. Die Schriften Aller ſind jetzt vergeſſen. — Ferner führen wir an: Johann Adam Oſiander, Propſt und Kanzler zu Tübingen, geboren zu Vayhingen im J. 1622. Er ſtudirte zu Tübingen, wurde Diaconus zu Göppingen, dann zu Tübingen, erhielt ein philoſophiſches, dann ein theologiſches Lehramt, ward 1680 Propſt und Kanzler, und ſtarb 1697. Scharfſinn, ausgebreitete Wiſſenſchaft, glückliches Gedächtniß, Nachdruck und Fertigkeit im akademiſchen Vortrage, und beſonders in den Streitübungen, Fleiß in ſeinen Amtsgeſchäften waren bei ihm vereinigt, und geben ihm einen Rang unter den größten und verdienteſten Theologen. Seine Werke ſind noch jetzt nicht unbrauchbar, namentlich ſeine Theologia casualis, ſein Commentarius in Pentateuchum u. ſ. w. Sein Sohn, Johann Oſiander, wirtembergiſcher wirklicher Geheimer Rath und Conſiſtorialdirector, war geboren zu Tübingen 1657, ſtudirte daſelbſt Theologie, machte Reiſen durch die Schweiz, Elſaß, Frankreich, Holland u. ſ. w., wurde nach ſeiner Rückkunft Profeſſor der hebräiſchen Sprache und Geographie, bald darauf der griechiſchen Sprache, bei den damaligen kriegeriſchen Zeiten um ſeiner beſondern Einſicht und Klugheit willen 1690 Oberkriegscommiſſarius, 1692 Ephorus des herzoglichen Stipendii, 1697 Abt zu Königsbronn, nach zwei Jahren zu Hirſau, auch vormundſchaftlicher Rath der herzoglich friedrich-caroliniſchen Familie, 1705 Landſchaftsaſſeſſor, 1703 kurſächſiſcher Conſiſtorialrath und bald darauf königlich ſchwediſcher Kirchenrath, 1708 herzoglich wirtembergiſcher Conſiſtorialdirector und Mitglied der Univerſitäts-Viſitationsdeputation, 1713 wirklicher geheimer Rath, und ſtarb 1724. Er war ein Mann von großen Talenten, der mit der akademiſchen Gelehrſamkeit praktiſchen Verſtand, Beredſamkeit, Weltkenntniß, Muth und Patriotismus verband, und erwarb ſich um ſein Vaterland bleibende Verdienſte. Bei dem franzöſiſchen Einfall 1693 wurde ihm die ganze Stadt und Feſtung

anvertraut. Ueberdies hat er als Abgeſandter beſonders bei den Königen von England und Schweden, welcher letztere ihn mit einer goldnen Kette beehrte, und ſelbſt als Anführer wirtembergiſcher Völker ſein vielſeitiges Talent bewährt. Eine ſehr intereſſante Lebensbeſchreibung von ihm hat J. F. Abel 1795 zu Tübingen herausgegeben.

Oſiris, einer von den Hauptgöttern Aegyptens, deſſen Mythus aber ungemein verwickelt iſt. Nach Einigen wurde er nebſt vier andern Geſchwiſtern, unter denen vorzüglich Iſis merkwürdig iſt, von Jupiter und Juno, nach Andern von Kronos (Saturn) und Rhea, und zwar ungeſetzlich gezeugt. Er vermählte ſich mit Iſis, und beherrſchte mit ihr gemeinſchaftlich Aegypten. Beide werden als vorzügliche Beförderer der Cultur geprieſen, und zwar wird ihnen zugeſchrieben: 1. Abſchaffung der Menſchenfreſſerei; 2. Erfindung des Pfluges; 3. des Ackerbaues überhaupt; 4. Bereitung der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche; 5. Obſtzucht, und vornehmlich Weinbau; 6. Gründung von Städten; 7. Einführung der Geſetze, beſonders des Eigenthumsrechts; ferner in Verbindung mit Theut 8. Ausbildung der Rede; 9. der Schrift; 10. Muſik; 11. Kenntniß der Geſtirne, des Sternenlaufs und des daraus hervorgehenden Geſetzes der Zeit; 12. Geſchmeidigkeit und Anſtand im Gebrauch des Körpers. — Nicht zufrieden, bloß Aegypten zu beglücken, brachte er ein Heer zuſammen, um auch außerhalb der Gränzen dieſes Landes ſeine Wohlthaten zu verbreiten. Er erreichte dies Ziel ohne Waffen, bloß durch Ueberredung. (Vergl. d. Art. Iſis.)

Osmanniſche Pforte, ſ. Türkei.

Osnabrück, ein ehemaliges Hochſtift im weſtphäliſchen Kreiſe, zwiſchen dem Fürſtenthum Münſter, den Grafſchaften Lingen, Tecklenburg, Ravensberg, Diepholz und dem Fürſtenthum Minden. Die Größe beträgt gegen 50 Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner ſchätzt man auf 130,000. Unter dieſen ſind noch jetzt viele Leibeigene. Wenn der Vater ſtirbt, theilt der Gutsherr das Vermögen mit den Erben, und nimmt noch das Beſthaupt vorweg. Heirathet der neue Beſitzer des Hofs, ſo muß er die Braut bei dem Gutsbeſitzer kaufen. Der nicht ſehr fruchtbare Boden des Landes trägt Roggen, Hafer, Buchwaizen, jedoch nicht hinlänglich für das Bedürfniß der Einwohner; ferner etwas Gerſte und Waizen; Hanf und vielen Flachs, der aber nur von mittelmäßiger Güte iſt. Zur Ausfuhr iſt wenig oder nichts vorhanden; deſto mehr gewinnt der Fleiß der Einwohner an Garn und Linnen. Dieſes Löwentlinnen, oder grobe Leinwand, welches über England, Holland, Spanien und Portugal nach Afrika, Oſt- und Weſtindien geführt wird, verfertigen die Einwohner nach vollendeter Feld- und Hausarbeit gleichſam zum Zeitvertreib, und mit dem dafür gelöſten Gelde müſſen alle Landesausgaben beſtritten werden. Man ſchätzt die Summe, welche durch dieſe Leinwand und durch das Garn in das Land kommt, jährlich faſt auf eine Million Thaler. Nächſtdem gehen jährlich an 6000 Beiwohner oder ſogenannte Heierlinge, d. h. ſolche Leibeigene, welche die Nebenhäuſer der Bauern miethweiſe inne haben, in die vereinigten niederländiſchen Provinzen, und verdienen ſich im Sommer Geld mit Torfſtechen, Grabenauswerfen, Mähen und anderer Feld- und Gartenarbeit. Der geringſte von dieſen bringt 20, und der beſte Arbeiter wohl 70 Gulden zurück, ſo daß durch ſie wenigſtens 200,000 Gulden baares Geld jährlich eingebracht wird. Seit dem weſtphäliſchen Frieden wurde in Osnabrück immer wechſelsweiſe ein katholiſcher und proteſtantiſcher Biſchof, und zwar letzterer jedesmal aus dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg gewählt. Der Reichsdeputationsreceß vom 25. Februar 1803

theilte das Land dieſem Hauſe als eigenthümlich zu. 1807 kam es zu dem Königreiche Weſtphalen; 1810 wurde es mit Frankreich vereinigt und zum Departement der Ober-Ems geſchlagen; 1813 aber gelangte es wieder in den Beſitz des Hauſes Hannover.

Oſſian, oder Oiſian (dies letztere ſprich: Oſchjän), der berühmteſte aller Barden, der ums J. 300 nach Chr. Geb. gelebt haben ſoll, jedoch nach Schlegel (deutſches Muſeum, I. 16 u. ff.) erſt im 9ten oder 10ten Jahrhunderte, weil dahin die in ſeinen Geſängen erzählten Hauptthaten zu fallen ſcheinen. Man nennt ihn Sohn des Fürſten von Morven, Fingal oder Fin Mac Coul, in dem geſangliebenden Selma, welcher entweder ein caledoniſcher oder hochſchottiſcher Held war, oder nach Andern ein irländiſcher, deſſen Heldenthaten aber, als Vertheidiger einer iriſchen Colonie gegen die Römer, dem ſchottiſchen Boden angehören. S. Waller in ſeinen historycal memoirs of the Irish bards.) Oſſian war Held und Dichter, thaten- und ſangreich zugleich, und ſoll mit vielen berühmten Sängern des Alterthums, z. B. Homer, Demodokos, Thamyris, das Schickſal der Blindheit getheilt, und durch Geſang ſeinen Schmerz über den Verluſt ſeiner Lieben, z. B. ſeines gefallenen Sohnes Oscar, gemildert haben. Sein Name iſt unter den Bergſchotten und Hebridiern noch in ſehr ehrenvollem Andenken, indem viele außerordentliche Dinge von dem Volke ihm zugeſchrieben werden. Aber auch unter uns iſt er ſeit einem halben Jahrhundert viel gefeiert, indem man glaubt, daß ſein altgaliſcher Bardengeſang noch nicht verklungen ſey, und die Laute ſeiner traurigſüßen Harfe noch uns nachtönen, ſeit James Mac a Pherſoin oder Mac Pherſon (Gouverneur in Graham, ſtarb 1796), ſeine Lieder uns gebracht habe. Es hatte nämlich mit dem Bekanntwerden oſſianiſcher Lieder folgende Bewandtniß. Macpherſon war ſeit 1751 auf die altſchottiſchen Balladen und andere Geſänge aufmerkſam geweſen, und gab, beſonders durch den berühmten Home Lord Kaimes veranlaßt, 1760 ein Bändchen ſolcher Geſänge heraus, unter dem Titel: Remains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland. Darauf ließen Home und Robertſon ihn zu den Bergſchotten reiſen, um zu ſammeln. Dieſem zu Folge gab er 1762 das größere Gedicht Fingal, nebſt 16 kleinern, und 1763 Temora, nebſt fünf kleinern heraus; und 1764 erſchienen die ganzen Gedichte, die er auf dieſe Art herausgeben wollte, in zwei Quartbänden, und 1773 in zwei Octavbänden, worauf ſie vielmal wiederholt worden ſind. Alles aber erklärte er für Ueberſetzungen aus den galiſchen Liedern des alten Barden Oſſian, die theils aus dem Munde des Volks aufgenommen, theils aufgeſchrieben gefunden worden ſeyen. Ihre Ueberſchriften haben ſie von Helden, deren Thaten oder Mädchen, deren Liebe und Schickſale, oder Orten, deren Begebenheiten ſie beſingen, z. B. Comala, Carric-Thura, Carthon, Calthon und Cotmal, der Krieg des Caros, die Geſänge von Selma, der Kampf von Lora, der Krieg von Inisthona, Darthula, Conlath und Cuthona u. ſ. w. So groß auch der Beifall war, den dieſe Gedichte an ſich ſelbſt fanden, ſo ward doch gleich vom Anfange an gegen ihre Aechtheit geſtritten, und theils behauptet, daß dieſe Poeſien Macpherſons eigne Erfindungen ſeyen, denen er Oſſians Namen leihe; theils, daß ſie wenigſtens nicht von jenem alten Barden ſeyen, obwohl aus alten ſchottiſchen Poeſien gebildet. Die erſten Gegner waren Recenſenten 1762, dann der berühmte Johnſon 1775, und Shaw 1761, dann Waller, Malcolm Laing (im 2ten Theil ſ. Geſch. von Schottl. und in einer eignen Schrift) und Andre. In Deutſchland erklärte ſich beſonders Adelung gegen die Aechtheit (ält. Geſch. d. Deutſchen, S. 392 ff.). Auf der andern Seite erhoben ſich aber auch viele, die für Macpherſon ſprachen, beſonders der edinburger Profeſ-

ſor Hugo Blair, dann Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clark, Home, Arthur Young u. A. Aber alle dieſe konnten ja nur beweiſen, daß Macphersons Arbeit nicht geradezu etwas von ihm ſelbſt Verfertigtes und Untergeſchobenes ſey, daß man Originale zu ſeinen engliſch bearbeiteten Geſängen unter den Bergſchotten finde, und daß man ſolche dem Oſſian beilege; nimmermehr aber, daß ſie in der That von jenem Oſſian herrühren, der ums J. 300 gelebt haben ſoll. Die Hauptgründe der Beſtreiter der Aechtheit dieſer Geſänge, z. B. 1. daß in jenen Zeiten Gedichte von ſolchem Werthe und ſolcher Zartheit in den Nebelgefilden Weſt-Schottlands, und bei dem damaligen Zuſtande des Volks nicht gedacht werden könnten (vergl. die Abhandlung über Oſſian in Vaters zweitem Theile von Adelungs Mithridat, die ſchon vorher im deutſchen Merkur geſtanden hatte), 2. daß ſolche, wenn jenes auch wäre, unmöglich 14 Jahrhunderte mündlich hätten fortgepflanzt werden können, und 3. daß, wenn auch dieſes möglich wäre, ſo alte (nach Schlegels Meinung jedoch weniger alte) Geſänge nicht mehr ſo verſtändlich ſeyn würden, können nicht wohl aufgewogen werden durch die Bemerkungen der Vertheidiger der Echtheit, daß dieſe Geſänge einen jüngern Urſprung nicht verriethen (z. B. nichts vom Chriſtenthum), vielmehr in die ganz alte Zeit, ſo wie in die natürliche Beſchaffenheit der Hochländer paſſen; daß ſie von ganz anderer Art ſind, als die ſonſtigen weniger alten irländiſchen und engliſchen Balladen; daß Macpherſon unmöglich in ſo kurzer Zeit ſo viel Geſänge habe hervorbringen können, noch viel weniger (da er zu wenig galiſch gekonnt) ſich galiſche Originale (wie er zum Theil herausgegeben, z. B. den 7ten Geſang von Semora, 1763) machen; daß er bei wirklich ſo ſchönen Gedichten gewiß den Ruhm nicht einem andern zugewendet und ſein eignes Verdienſt verläugnet haben würde, wenn er ſie ſelbſt producirt hätte; und daß die lange Erhaltung bei der Vorliebe der Hochſchotten für ihre alte Heldenzeit durch das Inſtitut der Bardenſchulen möglich geweſen ſey. Es iſt wahr, es wäre uns intereſſant, glauben zu dürfen, daß der Norden uns ſchon vor 1500 Jahren durch einen ausgezeichneten Geiſt ſo zarte Gedichte geboten habe, und da Bekanntſchaft mit dem Treiben jener Heldenjünglinge und jener zarten Jungfrauen zu machen; allein die Wahrheit muß uns hier immer lieber ſeyn. Deshalb muß es uns freuen, daß die edinburger Alterthumsgeſellſchaft ſeit 1797 durch eine Commiſſion die Sache gründlich unterſucht und die Reſultate ihrer Bemühungen an den Tag gelegt hat. Es ergab ſich (wie wir aus Mackenzie's Report of the Committee etc. Edinb. 1805, erſehen), daß in Irland Sagen herrſchten von den Helden bei Macpherſon, und es fanden ſich auch mehrere Handſchriften mit alten Balladen. Solche Sagen und Balladen, theils geſchrieben vorgefunden, theils mündlich vernommen, hielt man nun für die Baſis, auf welche Macpherſon gebaut hatte. Seine oſſianiſchen Poeſien ſind alſo aus alten Balladen entſtanden, die von Barden, wie ſie erſt ſeit 1746 aufhörten, als nach der Schlacht bei Culloden die hochländiſche Verfaſſung aufgehoben ward, und die Schotten ihre Sitten zu ändern anfingen, nach alten Sagen und im Geiſte der alten Zeit geſungen wurden. Macpherſon hat ſie frei überſetzt, willkührlich verbunden, ergänzt, veredelt, verfeinert, verſchönert, auch entſtellt. Daß die längern Heldengedichte, Fingal in ſechs Büchern, welches die Thaten Fingals, die Rettung von Erin oder Irland, gegen den ſtolzen König Swaran von Lochlur, d. i. vermuthlich Norwegen, beſingt, und Temora in acht Büchern, welches eigentlich der Name eines iriſchen Königspallaſtes iſt (Tighmora), und in welchem Gedichte irländiſche Thaten des Fingal beſungen werden, — in dieſer Geſtalt ſollten vom alten Oſſian ſeyn, daran iſt noch weniger zu denken. Eine epiſche Einklei-

dung iſt den Originalen ganz fremd. Sie ſind von Macpherſon aus kleinen poetiſchen Erzählungen zuſammengeſetzt worden, die man auch wieder einzeln leſen muß, wo ſie dann treffliche Rundung, überſchaubare Kürze und ihre Vollendung haben (ſ. Herders Adraſtea St. X.). Die Haupthandlung im ganzen Balladenkreiſe iſt Fingals That gegen Swaran. Die übrigen ergänzen die Erzählung durch Vorhergehendes und Nachfolgendes. 1807 gab die holländiſche Geſellſchaft die galiſchen Originale von eilf oſſianiſchen Gedichten in drei Bänden heraus, mit einer wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung von Macfarlan. Auch hat man eine neue engliſche Ueberſezzung von Roß. Wir können ſie oſſianiſche Gedichte nennen, in ſo fern ſie im Geiſte eines alten Barden, wie Oſſian, und von ſeinen, ſeiner Verwandten und Zeitgenoſſen, durch die Tradition bekannten Thaten geſungen ſind; und die Schotten mögen ſie auch ihm ſelbſt zuſchreiben, weil ihr Urſprung alt und unbekannt iſt, und ſie alles Alte, Ehrwürdige und Erhabene dem Oſſian zuſchreiben. Dabei wäre es doch möglich, daß wenigſtens etwas vom alten Oſſian noch in dieſen Geſängen wiederhallte. Aber durch die Behauptung, daß man unter den Bergſchotten macpherſonſche poetiſche Erzählungen und Lieder wieder erkenne und finde, iſt immer weiter nichts ausgemacht, als daß ſie Macpherſon nicht ſelbſt erfunden habe, nicht aber, daß ſie 1400 Jahr alt, und durch mündliche Ueberlieferung erhalten worden ſeyen. Mag man nun auch immer an Macpherſon tadeln, daß er durch die Ankündigung dieſer Poeſien als ächt oſſianiſcher eine Täuſchung verbreitete, und daß er die ſeinen Poeſien zum Grunde liegenden alten galiſchen Geſänge bisweilen ſchlecht überſetzt und entſtellt habe (wie Sinclair und Ahlwardt gezeigt), ſo gebührt ihm immer großer Dank, theils wegen des Hervorziehens und der Verbreitung jener altſchottiſchen Volksgeſänge (die vielleicht bald nach und nach verloren gegangen wären, da die Schotten ihre alten Gewohnheiten immer mehr verlaſſen), theils wegen ſeines eignen poetiſchen Verdienſtes bei der Einkleidung derſelben. Zwar erwähnt Oſſians Namen (nach Smiths Verſicherung, in der Sean Dana) ſchon im 12ten Jahrhundert Giraldus Cambrenſis, und man wußte aus Buchanan, daß die Galen Hochſchottlands und der Inſeln Geſänge bewahrten, die ihren Stolz und ihre Freude ausmachten; aber in ihrer unverſtandenen Sprache blieben ſie andern Völkern ein vergrabener Schatz, ein Lüftchen, das in jenen einſamen Gegenden wie auf einer Geiſterinſel tönte. Erſt mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts fing eine nähere Kunde jener Gegenden an, und das Jahrhundert verlief über die Hälfte, ehe jene Stimme vergangener Zeiten in Europa weiter ertönte und mit Freude überall gehört ward. Und wem verdanken wir dieſen Genuß, der durch ſeine gefällige Einkleidung erhöht ward, als Macpherſon? Ja, dieſe Geſänge wurden mit Enthuſiasmus aufgenommen, und in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt, am öfterſten von den Deutſchen, die auch oft das Engliſche abdruckten, z. B. zu Frankfurt 1783, Leipzig 1805, Gotha 1807. Schon 1764 erſchienen zu Hamburg Ueberſetzungen; 1768 von Denis (in hier unpaſſenden Herametern), von Harold 1775 (Proſa), von Peterſen 1782, von Rhode, Berlin 1800, 3 Bändchen 8. (rhythmiſch, treu und elegant), von Schubart, vom Grafen F. L. zu Stolberg, Hamburg 1805, 3 B. gr. 8. und vieles einzeln, z. B. von Neumann, herausgegeben von Gurlitt, Hamburg 1803 ff., und beſonders die ſo ſchönen Lieder von Selma, in Göthe's Werther; in der Iris, im deutſchen Muſeum u. ſ. w. Die 1807 herausgegebenen galiſchen Originale ſogenannter oſſianiſchen Gedichte (zu deren Verſtändniß man die Wörterbücher von O'Brien und Shaw, und die Sprachlehre der von an-

dern gänzlich verſchiedenen galiſchen Sprache von Stewart hat), die metriſch ſind (eigentlich in daktyliſchen, katalektiſchen Trimetern, z. B. Thigeadh an oiche le Jain, komme die Nacht mit Geſang), überſetzte im Metrum des Originals Ahlwardt zu Oldenburg, Leipzig 1811; wo ſich aber jene Poeſien weniger gefällig ausnehmen, als in der freiern und verfeinerten Form Macphersons, der auch aus den härtern Namen lieblichere bildete, z. B. Minona und Malwina. Aber nicht allein die Deutſchen verpflanzten die oſſianiſche Poeſie auf ihren Boden, ſondern auch die andern europäiſchen Völker. Man hat ſie franzöſiſch, von Le Tourneur, Paris 1777, von Lombard, Berlin 1789, von Jangues, Paris 1801; ſpaniſch von Ortin, Valladolid 1788; italieniſch von Ceſarotti, Pad. 1763 und 1774; holländiſch, Fingal von Bilderdyk, 1806, und polniſch vom poſener Erzbiſchof Kraſicky. Dieſe Poeſien, die uns eine ganz neue Welt eröffneten, wurden faſt mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und keiner wird ſich darüber wundern, der auch nur die ſo ſchönen Lieder von Selma in Göthe's Werther geleſen hat. Auch Herder, gewiß hier ein guter Richter, empfahl den Oſſian ſehr (in Schillers Horen, 1795, St. X., in ſeiner Adraſtea, St. X. und in ſeinen Blättern von deutſcher Art und Kunſt). „Die lieblichſte Geſtalt," ſagt Herder, „macht Oſſian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroiſche Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als rein lyriſche Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, ſich dem Drama nähern." Indem er ihn mit Homer zuſammenſtellt, ſagt er: „Homer dichtet rein objectiv, Oſſian rein ſubjectiv. Bei Homer treten alle Geſtalten frei und lebhaft hervor; Oſſian hat Nebelgeſtalten. Er wählt ſeine Helden nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſich nahen, wie ſie erſcheinen und verſchwinden. Im Homer ſieht man die Handlung, im Oſſian ahnt man ſie an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Geſtalt ſeiner Geliebten deutet Oſſian mehr an, als daß er ſie darſtellte und mahlte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme; man ſieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl. Homer ſang die erſte Kriegsunternehmung Griechenlands; Oſſian iſt dagegen Stimme voriger Zeiten, er verkündet den Ausgang des Heldenſtammes." — Der Inhalt der oſſianiſchen Poeſien, theils hiſtoriſch, theils lyriſch, iſt: Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, Preis vergangener beſſerer Tage, helldunkle Gemählde der hochländiſchen Natur, Klagen über erlittene Leiden, Schickſale Liebender, wehmuthsvolle Klagen lieblicher Jungfrauen am Grabhügel ihrer geliebten gefallenen Heldenjünglinge, Heldenfeſte, u. ſ. w. Die Form iſt ganz originell, eine eigene, immer kurz abgebrochene, und darum bisweilen mißfallende Sprache (im Original metriſch, bei Macpherſon unmetriſch, doch rhythmiſch), voll concreter Ausdrücke. Glückliche Darſtellung der Leidenſchaften, treffliche, rührende Schilderungen, mahleriſcher Ausdruck, kühne, aber liebliche Bilder oder Gleichniſſe, tiefe, rührende Empfindung, lieblicher Ausdruck ſanfter Wehmuth, und Einfachheit (z. B. Nichteinmiſchung von höhern Weſen, nur daß die Geiſter der Todten wie Nebelgeſtalten bisweilen die Handelnden umſchweben), geben dieſen Geſängen einen eigenen Reiz. Auf der andern Seite wirft man dieſen Poeſien vor: den Mangel beſtimmt geſchilderter und verſchiedener Charaktere der handelnden Perſonen, die zu öftere Wiederkehr der nämlichen Gleichniſſe (viele bot freilich die arme, nur an Rohr, Felſen, Haiden, Seen, Nebeln und Winden reiche Natur in jenem Lande nicht dar), und zu große Empfindſeligkeit, zumal im Munde der Helden (vgl. leipz. lit. Zeitung 1808, Nr. 85). Dennoch werden dieſe ſchottiſchen Poeſien, ſo wie die von Smith in ſeiner Sean Dana (engl.

1780, galiſch 1787, deutſch von C. F. Weiße, Leipzig 1781, 2 Bände 8.), von Miß Brookes, 1789, von Arthur Young, deutſch 1792, und von Stewart herausgegebenen, andern alten Barden zugeſchriebenen, Lieder jenes geſangliebenden Volks immer ſehr intereſſant bleiben, und manchen zarten, beſonders weiblichen Gemüthern, herrlichen Genuß verſchaffen, und ſolche werden ihnen immer geneigt bleiben. Der Künſtler Ruhl hat neuerlich Kupferſtiche dazu geliefert, Penig, 1805. F.

Oſſuna, eine anſehnliche Stadt im ſpaniſchen Königreich Sevilla, mit dem Titel eines Herzogthums, 15,000 Einwohnern und einer Univerſität.

Oſt heißt diejenige Gegend am Himmel, in welcher die Sonne aufzugehen ſcheint, der Morgen, Orient. Oſt zum Süden heißt bei den Seefahrern der Compaßſtrich, welcher 11¼ Grad vom Oſtpunkte nach Süden liegt; Oſt zum Norden derjenige, welcher 11¼ Grad vom Oſtpunkte nach Norden liegt.

Oſtade (Hadrian van), ein berühmter niederländiſcher Mahler und Kupferſtecher, der zum Unterſchiede von ſeinem minder ausgezeichneten Bruder Iſaac gewöhnlich der gute Oſtade genannt wird, war 1610 zu Lübeck geboren. Ländliche Tanzplätze, das Innere von Bauerhöfen, Schenken, Wirthshäuſern, Bauerſtuben, Ställen und Bierſtuben ſind die Orte, wohin Oſtade ſeine Perſonen verſetzt hat, die größtentheils derbe Bauerkerle, betrunkene Tabaksraucher oder mit ihren ländlichen Arbeiten beſchäftigte Bäuerinnen ſind. Wenn man ihn mit Teniers vergleicht, ſo findet man, daß der Letztere die Natur, die er zum Muſter nahm, zuweilen verſchönerte, ſtatt daß Oſtade ſie immer ſo darſtellte, wie er ſie ſah, ja zuweilen ſogar ſie noch zu verhäßlichen ſchien. Aber wie Teniers weiß er in ſeine kleinen Bilder viel Geiſt und Wahrheit zu legen. Sein Pinſel iſt voll Feinheit, ſein Colorit warm und mannichfach, und ſeine Zeichnung iſt der Gattung, in der er gearbeitet hat, angemeſſen. Obgleich Oſtade in Deutſchland geboren war, ſo gehört er doch zur niederländiſchen Schule, indem er ſein Talent in Flandern bildete. Er hatte Franz Halß zum Lehrer, und empfing einigen Unterricht von Rembrandt. Bei dem Erſtern machte er die Bekanntſchaft des ebenfalls berühmten Brauwers, und wurde ein Freund deſſelben. Brauwer war unglücklich, und gab Oſtade für den Troſt, den er von ihm bekam, manchen trefflichen Rath. Oſtade ſchlug zuerſt ſeine Werkſtätte in Harlem auf, und blieb hier bis zu dem Zeitraum, wo die Heere Ludwigs XIV. die Niederlande bedrohten. Den Schrecken des Kriegs auszuweichen, verließ er den Ort, wo ſein Ruhm und ſein Glück begonnen hatten. Er nahm ſeine Familie mit ſich, und wollte nach Lübeck zurückgehen, aber bei ſeiner Durchreiſe durch Amſterdam traf er mit einem reichen Privatmann zuſammen, der ſeine Beſorgniſſe zu zerſtreuen und ihn in dieſer Hauptſtadt zurückzuhalten wußte. Er erwarb ſich hier neuen Ruhm, brachte durch ſeinen anhaltenden Fleiß ein anſehnliches Vermögen zuſammen, und ſtarb 1685. Er war mit einer Frau verheirathet, die ihm eine zahlreiche Nachkommenſchaft gab, und ihm im Kreiſe ſeiner Familie ein hohes Glück finden ließ. Das pariſer Muſeum beſitzt ein herrliches Gemählde, worin der Künſtler ſich ſelbſt neben ſeiner Frau, die er bei der Hand gefaßt hat, und von acht Kindern umringt, gemahlt hat. Die Zufriedenheit, die ſeinem Geſicht aufgeprägt iſt, beweiſ't, daß er Sinn für dieſes ſtille Glück hatte.

Oſtende, eine befeſtigte Stadt im Königreiche der Niederlande, in der Provinz Flandern, mit ungefähr 11000 Einwohnern und einem Hafen an der Nordſee. Das 1711 neuerbaute Stadthaus iſt ein ſchönes Gebäude.

Die Stadt iſt merkwürdig wegen der Belagerung, die von 1601 bis 1604 über drei Jahre dauerte, und damit endigte, daß die holländiſche Beſazzung ſich an den ſpaniſchen General, Ambroſius Spinola, ergeben mußte. Im J. 1723 legte Kaiſer Carl VI. hieſelbſt eine Handlungsgeſellſchaft an, die jedoch die Eiferſucht der Holländer und Engländer erregte, und daher kraft des wiener Traktats 1731 wieder aufgehoben werden mußte. Im J. 1745 zwang der franzöſiſche Marſchall von Löwendahl die Stadt binnen zehn Tagen nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe. Im aachner Frieden 1748 erfolgte die Rückgabe. Im J. 1757 vertraute Maria Thereſia die Bewahrung des Platzes einer franzöſiſchen Beſatzung an. Der Hafen iſt klein und ſeicht, ſo daß größere Schiffe nur mit Hülfe der Fluth einlaufen können. Joſeph II. erklärte ihn 1781 für einen Freihafen, wodurch die Handelsthätigkeit und die Anzahl der Fremden ſehr vermehrt wurden. Der Krieg zwiſchen Frankreich, Holland und England trug überhaupt damals viel zur Aufnahme des Orts bei. Noch lebhafter wurde das Gewerbe der Stadt in den erſten Jahren des franzöſiſchen Revolutionskriegs; als aber die Franzoſen ſich in den Niederlanden behaupteten, blockirten die Engländer den Hafen, und der Handel ſank tief darnieder; ſeit dem Frieden aber fängt er an ſich wieder zu heben. — Ein Canal ſetzt Oſtende mit Nieuport u. Brügge in Verbindung.

Oſteologie, die Knochenlehre, ein Theil der Anatomie (ſ. d. Art.).

Oſtermann (Heinrich Johann Friedrich, Graf). Dieſer in der ruſſiſchen Geſchichte merkwürdige Mann war der Sohn eines lutheriſchen Geiſtlichen in Bockum, einer Stadt in der Grafſchaft Mark. Nachdem er in Jena ſtudirt hatte, trat er 1704 in die Dienſte des ruſſiſchen Viceadmirals Crups, eines gebornen Holländers, der ihn dem Monarchen als einen ſehr geſchickten und brauchbaren Mann empfahl. Von dieſem Augenblick an leiſtete er in politiſchen und einheimiſchen Geſchäften dem ruſſiſchen Hofe die nützlichſten Dienſte. Sie ſind zu wichtig und zu vielfach, zugleich aber zu ſehr mit der Geſchichte Rußlands bis zum Ende des Jahrs 1741 verflochten, um abgeſondert von dieſer hier erzählt zu werden. Alle Regenten Rußlands, denen er diente, ſetzten das vollſtändigſte Vertrauen in ihn, und ließen ſich angelegen ſeyn, ihn zu belohnen. Bekanntlich zog Oſtermann, in Gemeinſchaft mit Catharinen und Schaphirow den Kaiſer am Pruth aus der gefährlichſten Lage. Seit der Zeit war Peters Vertrauen zu ihm unbegränzt. Mit nicht minderer Geſchicklichkeit unterhandelte er im J. 1721 den nyſtädter Frieden. Peter ſelbſt gab Oſtermann das Zeugniß, daß er nie einen Fehltritt in Erfüllung ſeiner Pflichten gethan. Er ernannte ihn zum Geheimenrath, und erhob ihn in den Freiherrnſtand. Unter der Regierung der Kaiſerin Catharina I. wurde Oſtermann Reichsvicekanzler und wirklicher Geheimerath. Auf ihrem Sterbebette ernannte ihn dieſe Fürſtin zum Oberhofmeiſter ihres Nachfolgers, Peters II., und zum Mitgliede des Conſeils, das während der Minderjährigkeit des Prinzen die Regierung führte. Oſtermann leitete die Erziehung des jungen Kaiſers nach beſter Einſicht, und ſchrieb für ihn die bekannte vortreffliche Einrichtung der Studien. Er erhielt von ſeinem Zögling, der noch faſt als Kind ſtarb, im J. 1730 die Grafenwürde. Die Kaiſerin Anna machte ihn zum Cabinetsminiſter; auch jetzt bewährte er ſeine Talente. Da aber ſeinem hellen Blicke die Verwirrung und der Parteigeiſt, welche am Hofe immer mehr zunahmen, keineswegs verborgen blieben, ſo ſuchte er ſich durch Zurückgezogenheit, die er durch ſeine Kränklichkeit entſchuldigte, vor dem drohenden Ungewitter zu ſichern. Nur wenn die Monarchin in wichtigen Fällen aus-

drücklich ſeinen Rath hören wollte, erſchien er noch. Nach dem Tode der Kaiſerin, 1740, wollte Oſtermann ganz von dem Schauplatze abtreten, aber der damalige Regent, der Herzog von Curland, hinderte ihn daran. Die Regentin Anna, des Kaiſers Mutter, ernannte ihn zum Großadmiral, und wiewohl Oſtermann, als ein eifriger Freund Preußens, viele mächtige Große, und unter dieſen den Gemahl der Regentin ſelbſt, den Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig, welche ſämmtlich der öſterreichiſchen Partei anhingen, zu Gegnern hatte, ſo entſprangen für ihn doch keine nachtheiligen Folgen daraus, da er ſich, um der Regierung mehr Feſtigkeit zu geben, bewegen ließ, denjenigen beizutreten, welche die Großfürſtin und Regentin Anna ſelbſt auf den ruſſiſchen Thron zu ſetzen, und den bisherigen Kaiſer, ein Kind von einigen Monaten, zum Thronfolger zu erklären im Sinne hatten. Die Ausführung dieſes Plans wurde durch die Empörung der Eliſabeth am Ende des Jahrs 1741 übereilt, und dieſe ſchwache Fürſtin ließ ſich von ihren Miniſtern und Höflingen überreden, den Grafen Oſtermann und mehrere Andere der größten Verbrechen ſchuldig zu glauben. Sie ließ ihn verhaften, von einer Commiſſion zum Tode verurtheilen, und ſchon hatte Oſtermann das Schaffot beſtiegen und der Henker das Beil erhoben, als ihm angekündigt wurde, daß die Kaiſerin ſeine Strafe in Verbannung verwandle. Sein Verbannungsort war Bereſow, wo Menzikoff geſtorben war. Seine Gemahlin, eine geborne Stresnew, ſo wie ſeine Dienerſchaft, folgten ihm dahin. Seine Tochter und ſeine zwei Söhne blieben zurück. Er lebte noch fünf Jahre, ſchwächlich und mühſam, und ſtarb den 25ſten Mai 1747. — Oſtermann hatte einen weitumfaſſenden, aufgeklärten Verſtand, beſaß eine nie trügende Beurtheilungskraft und Menſchenkunde, und zeigte in allem ſeinen Thun die feinſte Delicateſſe. Seine Zwecke verfolgte er trotz aller Hinderniſſe. Er war untadelhaft in ſeinem Lebenswandel, geſchäftig, unbeſtechlich und treu, in den Wiſſenſchaften nicht unerfahren, und beſonders für die Erlernung von Sprachen mit ſeltenen Talenten ausgerüſtet, ein Beſchützer des Verdienſtes und der Gelehrſamkeit, und als Staatsmann unübertroffen an Kenntniß der europäiſchen Höfe und ihrer Verhältniſſe unter einander. Dabei aber war er mißtrauiſch, und jedem Talent, das ihm den Rang ſtreitig machen zu können ſchien (was jedoch nur ſelten der Fall war), feind. Seine Leidenſchaften wußte er eben ſowohl zu beherrſchen, als ſeine Meinung in ſchwierigen Fällen geſchickt zurückzuhalten oder ſchwankend und räthſelhaft auszudrükken. Oſtermanns Söhne, die beide kinderlos waren, adoptirten ihrer Schweſter Söhne, die ſeitdem Tolſtoy-Oſtermann (ihr Vater war der General Tolſtoy) heißen, und ſich in Hof-, Civil- und Militärdienſten rühmlich auszeichnen.

Oſtern, das Feſt der Auferſtehung Jeſu, hat am wahrſcheinlichſten ſeine deutſche Benennung von dem Feſte der Göttin Oſtera, welches die alten Sachſen in demſelben Zeitpunkte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchem das chriſtliche Oſterfeſt fällt. Mit dieſer Erklärung beſteht ſehr wohl die adelungſche Meinung, daß Oſtern von dem veralteten Worte oſter, oſten abzuleiten ſey, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferſtehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unſern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war. Mit dem Cultus, der ihr vor Einführung des Chriſtenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Oſterwälder, Oſterberge und die abergläubiſchen Gebräuche des Oſterfeuers, der Oſtereier ꝛc. zuſammen. Der ſeit der Mitte des zweiten Jahrhunderts mit

vieler Heftigkeit zwiſchen den orientaliſchen und occidentaliſchen Chriſten geführte und mehrere Male erneuerte Oſterſtreit, worin jene nicht aufhören wollten, dieſes Feſt mit den Juden zugleich zu feiern (ſ. d. Art. Paſcha), und dieſe darauf drangen, es ohne Paſchamal, und nur von einem Sonntage (als dem Auferſtehungstage Jeſu) an, zu begehen, wurde auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa nach der Meinung der letztern entſchieden. E.

Oſterode, eine Bergſtadt auf dem Harz, in dem zum Königreiche Hannover gehörigen Fürſtenthum Grubenhagen, an der Söſe. Sie hat ein Schloß und ungefähr 4000 Einwohner, deren Wollarbeiten und hölzerne Eimer weit verſchickt werden. In der Gegend giebt es Kalkberge, Alabaſter, Gypsbrüche und Eiſenhütten.

Oeſterreich, Haus Oeſterreich (Habsburg und Lothringen), öſterreichiſches Kaiſerthum. Mit dem Herzoge Thaſſilo von Bayern hatten ſich die Avaren gegen Carl den Großen verbündet (788); doch Thaſſilo büßte die wiederholte Empörung mit der Verweiſung in ein Kloſter, und die Avaren wurden Carls Unterthanen, nachdem er ſie auf ihrem eignen Boden beſiegt hatte. Den von dieſer Völkerſchaft bewohnten Landſtrich, der von der rechten Seite der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (Land unter der Ens) ſich erſtreckte, vereinigte Carl mit Deutſchland unter dem Namen „Avarien" oder „öſtliche Mark," „Marchia orientalis" oder „Austria," dann in der Folge „Oeſterreich" genannt. (Der Name Avarien kommt zuerſt in einer Urkunde Carls des Großen für das Kloſter Altaich vom J. 812 und der Name Oeſterreich im J. 996 unter dem Markgrafen Leopold II. vor.) Carl ſchickte Coloniſten, mehrentheils Bayern, in die neue Provinz, welche er durch einen dem Kaiſer unterworfenen Markgrafen regieren ließ, während zugleich der Erzbiſchof von Salzburg die Aufſicht über alles Kirchenweſen darin führte. Avarien ward bei der Theilung Ludwigs des Frommen (817) deſſen jüngſtem Sohne, Ludwig (nachmals der Deutſche benannt), zu Theil, der es auch in dem berühmten Theilungsvertrage von Verdun (843) behielt, und von welchem (876) deſſen Sohn Carlmann, und von dieſem (880) ſein Bruder Ludwig II. dieſe Provinz erbten, welche nun ſeit dem verdüner Vertrage die öſtlichſte Gränzprovinz des neu gebildeten deutſchen Reichs geworden war. Durch den Einfall der Ungarn in Deutſchland kam Avarien (900) in deren Beſitz, bis Kaiſer Otto I. (955), in Folge des Siegs bei Augsburg, einen groſſen Theil dieſer Provinz wieder an ſein Reich brachte, die auch nach Verlauf einiger Jahre durch die Kraft und Klugheit der ihr vorgeſetzten Markgrafen in ihrem urſprünglichen Umfange mit Deutſchland aufs neue vereinigt ward, und deren Gränze unter Kaiſer Heinrich III. und deſſen Markgrafen Albrecht I. (dem Siegreichen) bis an die Leitha, und unter Heinrich IV. und dem Markgrafen Ernſt dem Tapfern durch einen noch jenſeit der Leytha gelegenen Landſtrich erweitert wurden. Das Markgrafthum von Oeſterreich war nun bereits 156 Jahre lang (von 982 bis 1156 in dem Geſchlechte der Grafen von Babenberg (Bamberg), doch nicht nach dem Rechte der Erſtgeburt, ſondern nach der Wahl des Kaiſers, erblich geweſen, und noch ſtets hatten ſie nur für Statthalter des Kaiſers von Deutſchland gegolten. Doch als Markgraf Heinrich, mit dem Beinamen Ja-ſo-mir-Gott (Jabſomirgott), von Kaiſer Conrad III. mit dem Herzogthum Bayern belehnt worden war, dieſer daſſelbe aber, nach einem in der Reichsverſammlung zu Regensburg (1156) geſchloſſenen Vergleiche, an Heinrich den Löwen wieder abgetre-

ten hatte, wurde die bisherige Mark Oeſterreich unter der Ens durch die ganze Mark ob der Ens (von welcher in den Jahren 1101-1118 ſchon ein kleiner Theil zu jener gekommen war) vergrößert und beide vereint zu einem Herzogthum mit großen Vorrechten ſeines Beherrſchers erhoben, ſo daß man denſelben eben ſo ſouverain nennen konnte, als in den neueſten Zeiten die deutſchen Fürſten nach dem unglücklichen Verfall des deutſchen Reichs (1806). — Von dieſem Zeitpunkte gewann Oeſterreich an Umfang und Kraft immer mehr. Unter dem Herzog Leopold VI. wurde mit demſelben das Herzogthum Steyermark durch Erbſchaft vereinigt, welches Kaiſer Otto I. ebenfalls durch jenen Sieg über die Ungarn (955) erworben hatte. Dieſer Leopold VI. war es auch, der den König Richard Löwenherz von England, auf deſſen heimlicher Durchreiſe von Paläſtina, gefangen nehmen und an Kaiſer Heinrich VI. ausliefern ließ. — Bisher war die Reſidenz der Herzoge von Oeſterreich in der Burg auf dem Kahlenberge unweit Wien geweſen. Leopolds VI. jüngerer Sohn und, nach dem Tode ſeines ältern Bruders Friedrich, ſein Nachfolger, Herzog Leopold VII., baute ſich aber in der Stadt Wien ſelbſt einen Pallaſt, der heutigen Tages noch unter dem Namen der alten Burg in dieſer Kaiſerſtadt von dem Monarchen Oeſtreichs bewohnt wird. Dieſer Fürſt, der ſich den Beinamen des Glorreichen erwarb, ſtiftete das Hoſpital zum heiligen Kreuz, und verlieh der Stadt Wien, die nun auch eine ordentliche ſtädtiſche Verfaſſung erhalten hatte (1198), das Stapelrecht, indem er ihr zur Beförderung des Handels zugleich 30,000 Mark Silber vorſchoß. Vom Hochſtifte Freiſingen kaufte er auch einen demſelben anheim gefallenen Theil von Krain für 1650 Mark (1229), und hinterließ das Land dem jüngſten ſeiner drei Söhne, Friedrich II., in einem blühenden Zuſtande. — Doch ein Unſtern ging jetzt auf über dem Hauſe der Babenberge und dem Schickſale Oeſterreichs. Kaiſer Friedrich II. verfolgte den jungen Herzog Friedrich II. von Oeſterreich mit ſeinem Haſſe, der endlich in einer völligen Achtserklärung (1236) ausbrach. Herzog Otto von Bayern riß das Land ob der Ens (bis auf die Stadt Linz) an ſich, und der Kaiſer unterwarf das übrige Land als eingezogenes Lehngut einem Markgrafen; Wien wurde wieder Reichsſtadt. Doch bemächtigte Herzog Friedrich während des Kaiſers Zug nach Italien ſich des größten Theils ſeines Landes wieder. Der Kaiſer errichtete auch endlich, verſöhnt im Drange der Umſtände, mit dem Herzog einen Vergleich, wodurch er dieſem ſeine Vorrechte aufs neue beſtätigte, und das reichsſtädtiſche Privilegium Wiens wieder vernichtete, ja Friedrich hatte ſogar einen Augenblick lang die Ausſicht auf die königliche Würde für Oeſterreich zu erhalten, als ſein Fall in der Schlacht an der Leytha gegen König Bela IV. von Ungarn (15ten Juli 1246), im 35ſten Jahre ſeines thatenreichen Lebens, alle ſeine Hoffnungen vernichtete. Dieſer Herzog Friedrich, der Streitbare genannt, beſchloß zugleich den Mannsſtamm des babenbergiſchen Hauſes. Jetzt erklärte Kaiſer Friedrich II. die Herzogthümer Oeſterreich und Steyermark als erledigtes Reichslehn förmlich für ein Erbgut der deutſchen Kaiſer, und ſetzte einen Statthalter ein, deſſen Wohnſitz in der Stadt Wien war, deren reichsſtädtiſche Rechte wieder erneuert wurden. Aber dieſe unmittelbare Vermehrung der kaiſerlichen Macht lag nicht im Sinn des Papſtes Innocenz IV., und auf ſeine Anreizungen erhoben auf einmal die hinterlaſſenen weiblichen Verwandten des verſtorbenen Herzogs Friedrich, ſeine Schweſter Margarethe, Witwe von Kaiſer Heinrich VI., und ſeine Nichte Gertraut, die nach der Trennung von ihrem erſten Ge-

mahl, dem Markgrafen Wladislaw von Mähren (Sohn des Königs Wenzeslaw von Böhmen), ſich mit dem Markgrafen Herrmann von Baden, Statthalter Kaiſers Friedrich in Oeſterreich, vermählt hatte (1248), ihre Anſprüche auf das Erbe ihres Bruders. Markgraf Herrmann, vom Papſte durch eine Beſtätigungsbulle und durch ſeine Partei unterſtützt, bemächtigte ſich auch Wiens und mehrerer öſterreichiſchen Städte, während in Steyermark der dortige Statthalter, Graf Meinhard von Görz, ihm Widerſtand leiſtete, ward aber (1250) vom Tode überraſcht, ehe er noch ſeine Herrſchaft in Oeſterreich befeſtigt hatte. Sein Sohn Friedrich — der in der Folge mit Conradin von Schwaben auf dem Blutgerüſte zu Neapel (1268) ſtarb — war erſt ein Jahr alt, und Oeſterreich mit Steyermark waren in Gefahr, bei der Kraftloſigkeit ihrer Statthalter, und der wenigen Aufmerkſamkeit, die der neue Kaiſer, Conrad IV., dieſen Provinzen widmen konnte, von den verſchiedenen Parteien gleichſam zerriſſen zu werden, als dieſe endlich den Entſchluß faßten, einen von den Söhnen der zweiten Schweſter Friedrichs des Streitbaren, Conſtantia, Witwe von Markgraf Heinrich dem Erlauchten in Meißen, zum Herzog zu ernennen. Schon waren ihre Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als ſie bei ihrer Einkehr zu Prag vom König Wenzeslaw überredet wurden, ſeinen Sohn Ottokar zum Herzog von Oeſterreich und Steyermark zu erklären, und dieſer wußte durch Waffen, Geld und die Vermählung mit der verwitweten Kaiſerin Margarethe ſeine Ernennung zu unterſtützen. Steyermark, deſſen Bela, König von Ungarn, ſich bemächtigt hatte, nahm er dieſem nach dem Siege im Marchfelde (Juli 1260) wieder ab, und ließ ſich im J. 1262 von dem römiſchen Könige Richard eine feierliche Belehnung über beide Herzogthümer ertheilen. Sieben Jahre darauf fiel ihm durch das Teſtament ſeines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnthen und Friaul (geſt. 1269), das Herzogthum Kärnthen, und der damit vereinigte Theil von Krain, das Hiſterreich (Theil von Friaul) und noch ein Theil von Friaul zu, ſo daß ſeine Macht ihn zu einem der größten Fürſten in Deutſchland erhob. Doch dieſe Macht zerbrach an der Stärke des wider ſeinen Willen zum Kaiſer erwählten (1272) Grafen Rudolph von Habsburg. Nach einem unglücklich geführten Kriege mußte er dieſem Helden (November 1276) die geſammten öſterreichiſchen Beſitzungen abtreten, und als er ſie (1278) wieder erobern wollte, verlor er in der Schlacht bei Stillfried (26ſten Auguſt 1278) ſein Leben, und ſein Sohn Wenzeslaw mußte, um nur ſeine Erblande zu behalten, allen Anſprüchen auf jene Länder entſagen. Kaiſer Rudolph blieb ſelbſt drei Jahre lang in Wien, und ernannte dann ſeinen älteſten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg (1280), ſo wie die der drei geiſtlichen Kurfürſten und der Pfalzgrafen am Rhein (1282) zu erhalten, belieh er (27ſten December 1282) ſeine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit den Herzogthümern Oeſterreich und Steyermark, und allem, was bis Ottokar damit vereinigt worden war, wie auch noch beſonders mit Kärnthen, welches letztere beide Brüder aber an Albrechts Schwiegervater, den Grafen Meinhardt von Tyrol, überließen. Doch ſchon im folgenden Jahre ſchloſſen beide Brüder einen Vergleich, durch welchen Albrecht alleiniger Beſitzer von Oeſterreich, Steyermark und Krain wurde; Wien, das ſeinen reichsſtädtiſchen Rechten nun gänzlich entſagte, ward ſeine Reſidenz, Oeſterreich aber von nun an der Geſchlechtsname der Nachkommen Rudolphs und ſeiner Söhne. — Mit dem Eintritt der habsburgiſchen Dynaſtie eröffnet ſich der zweite Hauptabſchnitt in der

Geſchichte Oeſterreichs, zu deſſen nachmaliger Größe dort der Grundſtein gelegt ward. Albrecht führte ein despotiſches Regiment, daher er nicht geliebt war; von Ungarn und Bayern befehdet, lebte er wenige ruhige Tage, deren noch weniger wurden, als er die längſt gewünſchte römiſche Königskrone empfing (1298); kaum hatte er ſie aber auf ſeinem Haupte befeſtigt, als er von ſeinem Neffen, Johann, dem er ſeine ſchwäbiſchen Erbgüter vorenthalten wollte, auf der Brücke bei Rheinfelden (1ſten Mai 1308) ermordet wurde. Johann ſtarb flüchtig in Italien, und ſein Erbe fiel des ermordeten Albrechts fünf Söhnen (Friedrich, genannt der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht, Otto) zu, die von 21 Kindern noch übrig waren. Dieſe mußten, auf den ränkevollen Betrieb des Herzogs Otto von Bayern, dem Kaiſer Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder mit 55.000 Mark Silber abkaufen. Unter ihrem Vater waren die öſterreichiſchen Beſitzungen durch die ſchwäbiſche Markgrafſchaft vermehrt worden (1301), und durch die Fehden, welche die nunmehrigen Herzoge von Oeſterreich mit Bayern fortſetzten, erwarben ſie Neuburg und Wernſtein. Dagegen ſcheiterte der Verſuch des Herzogs Leopold, die unter Albrecht verlornen helvetiſchen Waldſtädte wieder zu erlangen (1315) an der Tapferkeit der Eidgenoſſen in der Schlacht bei Morgarten. Sein Bruder Friedrich ward nach Heinrich VII. Tode zum römiſch-deutſchen Könige gewählt; doch er unterlag ſeinem Gegner Kaiſer Ludwig (von Bayern), und ward 2½ Jahre lang als deſſen Gefangener im Schloſſe Trausnitz feſtgehalten. Das Schwert ſeines Bruders Leopold vermochte aber den Kaiſer, ſeinem Gefangenen die Freiheit zu geben, dagegen dieſer einen Vergleich einging, in welchem er aller Theilnahme an der Regierung entſagte, alle Reichsgüter, die noch in öſterreichiſcher Gewalt waren, herauszugeben, und ihm Beiſtand gegen ſeine Feinde zu leiſten verſprach. Doch der Papſt erklärte dieſen Vertrag zu Friedrichs Gunſten für ungültig, und Ludwig ſah ſich endlich zu dem Entſchluſſe genöthigt, die Regierung des deutſchen Reichs mit Friedrich zu theilen. Als Friedrich (13ten Januar 1330) kinderlos ſtarb, waren nur noch zwei ſeiner Brüder, Albrecht und Otto, Herren von Oeſterreich, denn auch Leopold und Heinrich waren ſchon geſtorben. Sie verſöhnten ſich gänzlich mit dem Kaiſer Ludwig, der ihnen Breiſach, Schaffhauſen, Rheinfelden und Neuburg überließ. Nach dem Tode ihres Vetters Heinrich, Markgrafen von Tyrol und Herzogs von Kärnthen, des Vaters der Margarethe Maultaſch, ließen ſie ſich vom Kaiſer Ludwig mit Tyrol und Kärnthen belehnen (Mai 1335), traten jedoch Tyrol an den König Johann von Böhmen durch einen Vergleich (vom 9ten October 1356) für deſſen Sohn Johann Heinrich, oder vielmehr deſſen Braut, Margarethe Maultaſch, wieder ab. Als Otto und ſeine Söhne verſtorben waren (1344), wurden unter dem noch übrigen Albrecht (dem Weiſen) II. die geſammten öſterreichiſchen Lande wieder vereinigt, und durch ſeine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, mit deſſen Beſitzungen (1324), ſo wie durch die burgundiſch-kyburgiſchen Güter (1326) vergrößert. Unter Albrechts vier Söhnen (Rudolph, Albrecht, Leopold, Friedrich) zeichnete ſich Rudolph II. (IV.) durch die Vollendung der Stephanskirche in Wien, durch die Errichtung eines Collegiatſtifts und der hohen Schule zu Wien, vorzüglich aus; er ſtarb zu Mailand (1365) kinderlos, ſo wie vor ihm noch der jüngſte, Friedrich, und nach mancherlei Veränderungen theilten ſich die beiden verbliebenen alſo (1379); daß Albrecht III. (mit dem Zopfe) Oeſterreich für ſich nahm und alle übrigen Länder ſeinem Bruder Leopold III. (dem Frommen) überließ. Leopold

wieder-

wiederholte die Verſuche auf die habsburgiſchen Beſitzungen in der Schweiz, doch er büßte ſie in der Schlacht bei Sempach (9ten Juli 1386), wo Winkelrieds unſterbliche That ihm den Sieg entriß, mit ſeinem eignen Leben, und nun war Albrecht III. im einzigen Beſitze aller öſterreichiſchen Lande, welche Margarethe Maultaſch durch die Abtretung Tyrols an Albrecht noch vermehrte, nachdem ſie von ihrem Gemahle, dem böhmiſchen Prinzen, wieder geſchieden worden, und ihr zweiter Gemahl, Markgraf Ludwig von Brandenburg, ſo wie ihr einziger Sohn, Prinz Meinhard, mit Albrechts III. Schweſter vermählt, geſtorben war. Sie behielt bloß einige Schlöſſer und 6000 Mark Goldes; Bayern aber entſagte ſeinen Anſprüchen gegen die Ueberlaſſung von Schärding und der drei tyroliſchen Städte, Kitzbühl, Ratenberg, Kufſtein und einer Summe von 116,000 Goldgülden. Außer Tyrol kamen aber bis 1395, wo Albrecht III. ſtarb, noch mehrere ſchöne Gebiete an Oeſterreich. Schon Leopold III. hatte (1365) dem letzten Grafen von Feldkirch ſeine Beſitzungen für 36,000 Goldgülden abgekauft; für 55,000 Goldgülden erhielt Oeſterreich von dem Grafen von Fürſtenberg das Breisgau nebſt den Städten Neuburg, Altbreiſach, Kenzingen und Villingen; der Reſt von Krain und der windiſchen Mark waren nach dem Tode des letzten Grafen von Görz; die Grafſchaft Plüdenz von einem Grafen Werdenberg, die gräflich hohenbergiſchen Beſitzungen für 66,000 Goldgülden, durch Theilnahme an einem Kriege zwiſchen Ungarn und Venedig die Stadt Trieſt (1380) erworben, und die beiden Landvogteien in Ober- und Nieder-Schwaben mit noch einigen Gütern vom römiſchen Könige Wenzeslaw dem Herzoge Leopold für 40,000 Goldgülden verpfändet worden. Albrecht III. und ſein Bruder Leopold III. hatten zwei Linien ihres Hauſes, die öſterreichiſche und ſteyermärkiſche geſtiftet, die 78 Jahre lang fortdauerten. Albrecht IV. folgte ſeinem Vater, dem dritten Albrecht, der eben ſtarb (1395), als ſein einziger Sohn in Paläſtina war; als er zurückgekommen und an dem Markgrafen Procop von Mähren ſich rächen wollte, für deſſen verübte Feindſeligkeiten, ſtarb er an Gift vor Znaym (1404); und ſein minderjähriger Sohn Albrecht V., erſt ſechs Jahre lang unter Vormundſchaft, wurde 1410 mündig erklärt. Er wurde der Schwiegerſohn des Kaiſers Siegmund, und vereinigte durch Heirath auf ſeinem Haupte die Krone von Ungarn und Böhmen (1437) mit der deutſchen Kaiſerkrone. Sein Sohn Ladislaw (Poſthumus) beſchloß 1457 die albrecht-öſterreichiſche Linie, deren Länder nun der ſteyermärkiſchen zufielen. Die deutſche Kaiſerwürde verblieb nun ununterbrochen dem Hauſe Oeſterreich; nur Ungarn und Böhmen gingen durch Albrechts V. Tod auf einige Zeit wieder verloren, ſo wie nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern unter Kaiſer Friedrich III. auch die letzten habsburgiſchen Stammgüter in Helvetien, dagegen Cilly, Sekkingen, Bregenz, Nellenburg, Sonnenberg und das Schloß Neydberg erworben wurden, und nur um den Glanz des Hauſes zu erhöhen, ertheilte dieſer Kaiſer ihm die **erzherzogliche** Würde. Der Tod ſeines Bruders Albrecht (December 1463) endigte den zwiſchen ihm und ſeinen Brüdern, Albrecht und Siegmund, ausgebrochenen Erbſtreit, während deſſen der Kaiſer in der wiener Hofburg von den Bürgern, die Albrecht ergeben waren, eingeſchloſſen und belagert wurde. Nun trat auch Siegmund ſeinen Antheil am Erbe des verſtorbenen Ladislaw ab, und Friedrich war alleiniger Herr über Oeſterreich. Friedrichs Regierung ward höchſt wichtig für Oeſterreich durch die unter ihm begründete Erwerbung der Niederlande. Die Eitelkeit des Herzogs von Burgund,

des kühnen Carl, die Königskrone auf ſein Haupt zu ſetzen, ſo wie ſein Angriff auf Lothringen und Helvetien, hatte dieſem in der Schlacht bei Nancy (1477) das Leben gekoſtet. Da warb Kaiſer Friedrich, geſtützt auf eine frühere ſchriftliche Zuſage Carls des Kühnen, um deſſen hinterlaſſene einzige Tochter, Marie, für ſeinen Sohn Maximilian; die Vermählung ward vollzogen, und die Abſicht war erreicht. Doch koſtete es Maximilian viele Mühe, ſich in der Regierung der Niederlande, die er als Vormund ſeines Sohns Philipp führte, zu erhalten. Seine Gefangenſchaft zu Brügge endigte (1489), durch Unterſtützung des deutſchen Reichs, ein Vergleich zu ſeinem Vortheile; doch verlor er das Herzogthum Geldern wieder an den Sohn des letzten Herzogs. Kaiſers Friedrich III. Tod (19ten Auguſt 1493) ſetzte die Kaiſerkrone auf Maximilians I. Haupt, der nun ſeinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande abtrat. Maximilians Regierung umgab Oeſterreich mit neuem ſtrahlenden Glanze; außer dem, was er als Kaiſer für das deutſche Reich that (man vergl. Deutſchland), erweiterte er die Gränzen ſeiner Erbländer durch ganz Tyrol und viele andere, beſonders bayerſche Gebiete, und erwarb ſeinem Hauſe die Anſprüche auf Ungarn und Böhmen. Der wiener Hof begann unter ihm der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſchland zu werden, und nicht kleine Summen wendete Maximilian auf Unterſtützung der Künſtler und Gelehrten, wozu er oft die gefüllten Goldtruhen der reichen Fugger in Augsburg in Anſpruch nahm. Die Verheirathung ſeines Sohns Philipp mit der Infantin Johanna von Spanien ſetzte eine Linie des öſterreichiſchen Geſchlechts auf den Thron von Spanien und in den Beſitz der reichen amerikaniſchen Provinzen, und dieſe Staaten würden ſogar mit Oeſtreich vereinigt worden ſeyn, hätte Philipp ſeinen Vater überlebt; allein er ſtarb dreizehn Jahre früher (1506), und hinterließ zwei Söhne, deren älteſter nach Maximilians I. Tode (12ten Januar 1519) als Kaiſer Carl V., König von Spanien, auftrat, während der zweite, Ferdinand I., durch die Theilungsverträge von Worms (28ſten April 1521) und Gent (7ten Mai 1540) alle deutſchen Erbländer (die Niederlande behielt Carl für ſich) erhielt. Siebzehntauſend Quadratmeilen von Europa waren jetzt im Beſitz des Hauſes Oeſterreich, allein es ſollte noch mächtiger werden. Außerdem daß Kaiſer Carl V. die Zahl der niederländiſchen Provinzen bis auf 17 vermehrte, und unter dem Namen des burgundiſchen Kreiſes ihre, von ſeinem Großvater ſchon beſchloſſene Einverleibung mit dem deutſchen Reiche beſtätigte, erwarb Ferdinand I., der mit einer Schweſter des ungariſchen Königs Ludwig II. vermählt war, die Königreiche Ungarn und Böhmen, nebſt den dazu gehörigen Ländern, Mähren, Schleſien und Lauſitz. Ungeachtet der getheilten Stimmung der ungariſchen Magnaten und des anfänglichen Glücks ſeines Gegners Johann von Zapolya (man vergl. Ungarn) wurde er (26ſten November 1526) durch die Reichsverſammlung zum König von Ungarn ernannt, und als ſolcher (am 5ten November 1527) gekrönt. Doch Zapolya vertraute ſein Schickſal dem Sultan Soliman an, und bald ſtand dieſer vor den Mauern Wiens; aber die Standhaftigkeit und Tapferkeit des öſterreichiſchen Feldherrn, Grafen von Salm, vereint mit der Treuloſigkeit des Großweſſirs, rettete die Hauptſtadt, und die nun auch verſammelte Reichsarmee nöthigte Soliman zum Rückzuge, und nach einigen Jahren (1535) kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Johann von Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn, ſeine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten ſollten. Als aber Johann geſtorben war, entſpannen ſich neue Streitigkeiten,

Soliman miſchte ſich noch Einmal hinein, und Ferdinand konnte die Ruhe und den Beſitz von Nieder-Ungarn nur durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten von dem kriegsluſtigen Sultan erkaufen (1562), während er dagegen Böhmen ungeſtört beherrſchte, das ſich willig ihm unterworfen hatte. Nicht glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Wirtemberg, welches der ſchwäbiſche Bund dem unruhigen Herzog Ulrich abgenommen, und dem Kaiſer Carl V. verkauft hatte, von dem es an ſeinen Bruder bei der Theilung überlaſſen worden war. Herzog Ulrichs Freund, der Landgraf Philipp von Heſſen, von Frankreich unterſtützt, benutzte Ferdinands Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn, und eroberte Wirtemberg, welches Ferdinand im Vergleich zu Cadan (29ſten Juni 1534) an Ulrich, mit der Beſtimmung, daß es öſterreichiſches Afterlehn ſeyn, und nach dem Abgange des wirtembergiſchen Mannsſtammes an Oeſterreich fallen ſolle, wieder abtrat. Dieſe Verluſte wurden freilich durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafſchaft Thengen und der Stadt Coſtnitz nicht ganz erſetzt, doch betrugen die Beſitzungen des öſterreichiſchen Hauſes deutſcher Linie 5402 Quadratmeilen. Ferdinand empfing auch die Kaiſerkrone, als ſein Bruder Carl (1558) das Scepter mit der Mönchsgeißel vertauſcht hatte, und hinterließ, als er (25ſten Juli 1564) mit dem Ruhm eines vortrefflichen Regenten ſtarb, drei Söhne und zehn Töchter. Nach ſeinem Willen theilten die erſtern die väterliche Erbſchaft alſo, daß der älteſte, Maximilian II., der auch Kaiſer wurde, Oeſterreich, Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tyrol nebſt Vorder-Oeſterreich, und der dritte, Carl, Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt. Als aber Erzherzog Ferdinand, der den bekannten Roman mit der ſchönen Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welſerin, ſpielte, die er heirathete, geſtorben (1595) war, und ſeine Söhne, Andreas (Biſchof zu Conſtanz und Brixen und Cardinal, auch ſpaniſcher Gubernator der Niederlande), und Carl (Markgraf zu Burgau), nicht als ſtandesmäßig anerkannt wurden, fielen ſeine ſämmtlichen nachgelaſſenen Beſitzungen an ſeine Vettern zurück. Kaiſer Maximilian war in Ungarn glücklicher als ſein Vater; der Tod Solimans vor Sigath befreite ihn von den Türken, und 1572 ließ er ſeinen älteſten Sohn Rudolph als König von Ungarn krönen, der dann auch zum König von Böhmen gekrönt und zum römiſchen Könige erwählt wurde, dagegen Maximilians Verſuche, auch die polniſche Krone an Oeſterreich zu bringen, ihm mißlangen, ſo wie in der Folge ſeinem vierten Sohne, Maximilian, nach dem Tode Stephan Bathori's (1587), es ebenfalls nicht gelang, König von Polen zu werden. Kaiſer Maximilian II. ſtarb am 12ten October 1576; von ſeinen fünf Söhnen wurde Rudolph der älteſte Kaiſer. Unter den Ereigniſſen während ſeiner Regierung waren der Krieg gegen die Türken und Siebenbürgen, die Unruhen wegen des Proteſtantismus, den der unduldſame Rudolph aus ſeinen Staaten gänzlich verbannen wollte, und die Umſtände, unter denen er genöthigt wurde, im Jahre 1608 Ungarn und Böhmen, und 1611 ebenfalls die öſterreichiſchen Erblande, an ſeinen Bruder Matthias abzutreten, welcher auch, nach Rudolphs Tode (20ſten Januar 1612) ihm in der Kaiſerwürde folgte. Matthias ſchloß zwar einen zwanzigjährigen Frieden mit den Türken, hatte aber deſto mehr mit den Böhmen zu thun, welche die Religionsfreiheit mit den Waffen in der Hand erzwingen wollten. Das Ende begonnener Unterhandlungen erlebte Matthias nicht (ſt. 20ſten März 1618), und die Böhmen weigerten ſich, ſeinen Nachfolger, Ferdinand, anzuerkennen, und wählten den Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige; und der Kampf der evangeliſchen Union gegen die katholiſche Ligue

brach heftiger noch aus, und nach einem blutigen Kriege ſah Ferdinand Böhmen ſich wieder unterworfen, worin er die proteſtantiſche Religion nun ganz ausrotten wollte. Zugleich vernichtete er der Böhmen freie Königswahl und den Majeſtätsbrief, errichtete ein katholiſches Reformationsgericht, und veranlaßte hierdurch die Auswanderung vieler Tauſende. Auch die öſterreichiſchen (meiſtens proteſtantiſchen) Stände mußte Ferdinand zur Huldigung zwingen, in Oeſterreich ward das Lutherthum ſtreng verboten, und auch Ungarn, das unter dem Siebenbürgen, Bethlen, ſich empört hatte, wurde endlich bezwungen. Dieſer Religionskrieg, der bekanntlich dreißig Jahre noch fortdauerte, koſtete dem öſterreichiſchen Hauſe ungeheure Summen. Ferdinand erlebte ſein Ende nicht (ſtarb 25ſten Februar 1637), und unter ſeinem Nachfolger Ferdinand III. wurden Oeſterreichs Länder immer mehr der Schauplatz des furchtbaren Kriegs, bis der weſtphäliſche Friedensſchluß Oeſterreich gegen Aufopferung des Elſaß an Frankreich, und der Lauſitz an Sachſen, davon befreite. Leopold I. folgte ſeinem Vater Ferdinand III. (ſt. 2ten April 1657), und erhielt auch die Kaiſerkrone. Glücklich gegen die Siebenbürgen und Türken, unterwarf er ſich die erſtern und noch den Theil von Ungarn zwiſchen der Donau und der Theiß im Frieden von Carlowitz 1699. Leopold wollte, und zwar im Einverſtändniß mit Carl II., König von Spanien, der ohne Nachkommen war, die ſpaniſche Krone auf das Haupt ſeines zweiten Sohnes, des Erzherzogs Carl, ſetzen laſſen. Doch ſeine Unentſchloſſenheit zu den nöthigen Maßregeln und Frankreichs feine Politik, die am madrider Hofe der franzöſiſche Miniſter Harcourt zu üben verſtand, vermochte Carl II., den Enkel Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Anjou, zum Erben ſeines Throns einzuſetzen. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg begann; doch ſchon zu deſſen Anfang ſtarb Leopold (5ten Mai 1705). Sein älteſter Sohn und Nachfolger, Kaiſer Joſeph I., ſetzte das Unternehmen gegen die Bourbons in Spanien fort, ſtarb aber noch vor Erreichung des gewünſchten Reſultats (17ten April 1711), und der beſtimmte König von Spanien, Carl VI., eilte aus Barcellona in ſeine Erbſtaaten, um deren Regierung zu übernehmen, und Kaiſer zu werden, wozu er am 24ſten December deſſelben Jahrs erwählt wurde. Doch bald ward er genöthigt, von allen Abſichten auf Spanien abzuſtehen da ſeine Bundesgenoſſen, England, Holland und Savoyen, den utrechter Frieden (11ten April 1713) mit Frankreich ſchloſſen, worin dem Herzog Philipp von Anjou die ſpaniſche Krone verblieb, und Oeſterreich die Niederlande, Neapel und Sardinien erhielt. Im Vertrage von Raſtadt (4ten März 1714) unterwarf, nach verſuchtem kurzen Widerſtande, Joſeph ſich jenen Beſtimmungen, und vereinigte als Lehn auch das Herzogthum Mantua mit der öſterreichiſchen Monarchie, das von Joſeph ſchon 1708 in Beſchlag genommen worden war, da deſſen Herzog gegen das deutſche Reichsoberhaupt mit Frankreich ſich verbündet hatte. Die öſterreichiſche Monarchie umfaßte jetzt einen Flächengehalt von 9043 Quadratmeilen, mit faſt 20 Millionen Einwohner und zwiſchen 13 bis 14 Millionen Einkünfte, und ſtellte eine Armee von 130,000 Mann. Dieſe bedeutende Macht wurde jedoch durch den mit Spanien bald aufs neue ausbrechenden Krieg wieder ſehr geſchwächt. Die Abſicht der Königin Eliſabeth von Spanien, ihrem Sohne Carl ein Reich in Italien zu verſchaffen, gelang ihr nur zu gut. Nach einem unglücklich geführten Kriege mußte Joſeph an dieſen Prinzen Neapel und Sicilien, auch an den König von Sardinien einen Theil vom Herzogthum Mailand abtreten (18ten November 1738), wofür er zur geringen Entſchädigung Parma und Piacenza erhielt. Einen neuen empfindlichen

Verluſt erlitt Oeſterreich durch den belgrader Frieden (19ten September 1739), worin es auf Belgrad, Servien, den öſterreichiſchen Antheil an der Wallachei, Orſowa und Bosnien Verzicht leiſten mußte, welche die Pforte in Beſitz nahm. Carl VI. ſtarb (20ſten Oct. 1740) ohne männliche Nachkommenſchaft, ſo daß mit ihm der habsburgiſch-öſterreichiſche Mannsſtamm erloſch. Durch die von ihm längſt ſchon (1713-1719) errichtete pragmatiſche Sanction ſicherte er die öſterreichiſche Monarchie auch ſeiner weiblichen Nachkommenſchaft, und ſo beſtieg nun ſeine älteſte Tochter, Marie Thereſia (vermählt mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen, daher von jetzt an das lothringiſch-öſterreichiſche Haus beginnt), den Thron von Oeſterreich, zu deſſen Behauptung ſie aber die in ihr wohnende Kraft und Genialität entwickeln ſollte. Von allen Seiten wurde ſie angefochten. Der Kurfürſt von Bayern machte Anſprüche auf das Erbe Kaiſers Carl; Spanien, Sardinien, Sachſen, Preußen wollten von der ſchönen Erbſchaft haben. Doch alle wies Marie Thereſia im Gefühl ihres Rechts und ihrer Selbſtſtändigkeit zurück. Ein heftiger Krieg begann, worin bloß England auf ihrer Seite war, denn auch Frankreich war wider ſie; Friedrich II. erwarb ſeine erſten Lorbeern im Kampfe um Schleſien, der Kurfürſt von Bayern wurde als Carl VII. (im Februar 1742) zum Kaiſer erwählt; nur auf dem getreuen Ungarn ruhte ihre Hoffnung. Da ſchloß ſie den Frieden von Breslau (4ten Juni 1742), worin ſie an Preußen ganz Schleſien nebſt Glaz, mit Ausnahme von Teſchen und Troppau, abtrat. Doch Friedrich II. erneuerte den Krieg, indem er dem Kaiſer Carl VII. zu Hülfe eilte; allein dieſer ſtarb ſchon am 20ſten Januar 1745, und Thereſiens Gemahl wurde als Franz I. Kaiſer von Deutſchland. Ein neuer Friedensſchluß (25ſten December 1745) ſicherte Friedrich den Beſitz von Schleſien aufs neue zu, ſo wie im Frieden von Aachen (18ten October 1748) Oeſterreich auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla an den Infanten Philipp von Spanien und an Sardinien einige Bezirke von Mailand abtreten mußte. Jetzt war die Ruhe wieder hergeſtellt, allein Marie Thereſia wollte durchaus Schleſien zurückhaben. Sie ſtellte daher ihre Armee wieder her, und verband ſich unter der Leitung des großen Miniſters Kaunitz mit Frankreich, Rußland, Sachſen und Schweden. Der ſiebenjährige Krieg begann; der hubertsburger Friede beendigte ihn; Preußen behielt Schleſien, und Oeſterreich hatte viel Gut und Blut vergebens geopfert. In Oeſterreich erſchien daher jetzt bei eintretendem Geldmangel das erſte Papiergeld, Staatsobligationen genannt, womit die Armee bezahlt wurde, und zu deren Umſetzung Kaiſer Franz eine Bank errichtete. — Zwei Jahre darauf (18ten Auguſt 1765) ſtarb Franz I. an einem Schlagfluſſe, und Joſeph, ſein älteſter Sohn, ſchon 1764 zum römiſchen König gewählt, ward Mitregent der öſterreichiſchen Monarchie und deutſcher Kaiſer. Jetzt ſtiftete ſeine weitblickende Mutter, in der Beſorgniß, daß der Mannsſtamm ihres Hauſes leicht wieder ausſterben könnte, noch zwei Nebenlinien, nämlich das Haus Toscana in ihrem zweiten Sohne, Peter Leopold, und das Haus Eſte in der Perſon des Erzherzogs Ferdinand. Für ſolche Abtrennungen vom Hauptkörper entſchädigte Marie Thereſia denſelben durch Einziehung mehrerer von Ungarn an Polen einſt verpfändeten Gebiete und Städte, ohne das Löſegeld dafür zu bezahlen, durch Erwerbung Galliziens und Lodomiriens bei der erſten Theilung des Königreichs Polen (1772) und die Beſitznahme der Buckowina, welche die friedliebende Regierung der Pforte, zur Vermeidung des Kriegs, abtrat. Das Rentamt Burghauſen (Innviertel) erhielt Oeſterreich im teſchner Frieden (13ten Mai 1779),

dann (1765) die erledigte Grafſchaft Hohenembs in Schwaben, die Grafſchaft Falkenſtein, die ſchwäbiſchen Herrſchaften Tettnang und Argen wurden auch damit vereinigt, ſo daß, ungeachtet der erlittenen Verluſte, beim Tode der Kaiſerin Oeſterreich 11,070 Quadratmeilen umfaßte, denn ſie hatte nur 772 Quadratmeilen verloren, und dagegen 1618 gewonnen; die Bevölkerung betrug gegen 24 Millionen; allein die Staatsſchulden, Folgen der Kriege, waren auf 160 Millionen angewachſen. Marie Thereſia ſtarb am 28ſten November 1780, mit dem Ruhme einer großen Frau, deren natürlicher Verſtand ſie über den Werth eines Kauniß belehrte, den ſie zum Vertrauten ihrer geheimſten Gedanken machte, und welcher mit ihr und durch ſie regierte, ſo wie ſie mit ihm und durch ihn. Daher die vortrefflichen Einrichtungen für die Staatsverwaltung im Allgemeinen, daher die Sorge für Ackerbau und Landesinduſtrie, beſonders für Handlung, für Volkserziehung, Unterricht, Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt, daher die Kraft in Anſehung der auswärtigen Verhältniſſe, ſelbſt in Anwendung auf den römiſchen Hof, für welchen Marie Thereſia übrigens eine tiefe Ehrfurcht hatte. — Oeſterreich war ſo glücklich, im Nachfolger dieſer großen Fürſtin, Joſeph II., ſeit ſeines Vaters Tode Kaiſer, einen Regenten zu erhalten, der unaufhörlich der Gegenſtand des bewundernden Andenkens bleiben wird. Schon als Mitregent ſeiner Mutter that er eingreifende Schritte. Zur Verminderung der Staatsſchulden ließ er für zwei Millionen Staatsſcheine verbrennen, machte bedeutende Erſparniſſe in der Hofverwaltung, in Penſionsertheilungen und überhaupt im Beſoldungsweſen, ward jedoch in ſeinen großen Planen für der Monarchie Würde und Macht noch durch ſeine Mutter beſchränkt. Nach deren Tode entwickelte ſich ſeine ganze Regententhätigkeit. Streng gegen den Soldaten, wie gegen den Civilbeamten, behauptete er doch ſeltene liberale Regierungsgrundſätze, welche der Geiſtlichkeit beſonders nicht ganz gefallen wollten. Das Cenſurweſen wurde reformirt, die Proteſtanten erhielten Freiheit und bürgerliche Rechte, die Juden wurden mit vieler Duldſamkeit behandelt, 900 Klöſter und Stifter wurden aufgehoben, ſelbſt der Beſuch Pius VI. in Wien änderte nichts in Joſephs Reformation ſeines Kirchenſtaates, das Schulweſen unterwarf er einer Reviſion und Verbeſſerung, Fabriken und Manufacturen nahm er unter ſeinen beſondern Schutz, — kurz, es gab keinen einzigen Verwaltungszweig, dem Joſeph II. nicht ſeine Fürſorge widmete, und nur die zu ſtrenge, an Deſpotie gränzende, Art und Weiſe, mit welcher er ſeine Ideen durchführen zu müſſen glaubte, mochte tadelnswerth ſeyn. Dies verwickelte ihn auch in Mißhelligkeiten mit den Niederländern, und der Verdruß, den er darüber empfand, war vielleicht ein hauptſächlicher Grund zu dem Gedanken, die Niederlande, unter dem Titel eines Königreichs von Auſtraſien, an den Kurfürſten von Pfalzbayern gegen dieſes Land zu vertauſchen, welcher Plan aber an der Feſtigkeit des nächſten Agnaten, Herzogs von Zweybrücken, und dem von Friedrich II. gemachten Entwurfe zu einem deutſchen Fürſtenbunde gegen die Anmaßungen des Kaiſers ſcheiterte. Nicht glücklicher war Joſeph mit ſeinen Planen gegen die Pforte; die perſönlichen Anſtrengungen, welchen er ſich, während des wider dieſe Macht, in Verbindung mit Rußland, geführten Krieges unterwarf, und der Gram über die in Holland und im Innern ſeiner Erbſtaaten ausgebrochenen Unruhen, beſchleunigten ſeinen Tod, welcher den 20ſten Februar 1790 erfolgte. Sein älteſter Bruder, Leopold II., bisher Großherzog von Toscana, folgte ihm durch teſtamentariſche Verfügung. Seine Abſicht, die Ruhe in jeder Hinſicht wieder herzuſtellen, gelang ihm durch Sanftheit und Feſtigkeit in ſei-

nem Benehmen. Auf dieſe Weiſe endigte er die Empörung der Niederländer; der Vertrag mit Preußen von Reichenbach (27ſten Juli 1790), und der von Sziſtow (4ten Auguſt 1791), verſchaffte ihm den Frieden mit der Pforte. Das traurige Schickſal ſeiner Schweſter und ihres Gemahls, Ludwigs XVI. von Frankreich, veranlaßte ihn zum Bündniß mit Preußen (Vertrag von Pillnitz 27ſten Auguſt 1791) gegen die franzöſiſche Nation; doch noch ehe der erſte Revolutionskrieg losbrach, ereilte den Kaiſer der Tod (1ſten März 1792). Seinen Wahlſpruch: „die Herzen der Unterthanen ſind der größte Reichthum eines Fürſten,“ hatte er durch ſeine kurze Regierung bekräftigt. Kurz nach der Thronbeſteigung ſeines Sohns und Nachfolgers, Franz II., der bald (14ten Juli 1792) auch zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde, erklärte der Nationalconvent von Frankreich an ihn, als Erzherzog von Oeſterreich und König von Ungarn und Böhmen, den Krieg, deſſen nähere Geſchichte an einen andern Ort gehört. Aber Oeſterreich verlor in dem erſten Friedensſchluſſe von Campo Formio (17ten October 1797) die Lombardei, nebſt den Niederlanden, wofür es den größten Theil des ehemaligen venetianiſchen Gebiets erhielt; zwei Jahre früher (1795) war bei der dritten Theilung Polens Oeſterreich durch Weſtgallizien vergrößert worden. Im Anfange des Jahrs 1799 begann aber Franz im Verein mit Rußland den Krieg gegen Frankreich aufs neue; doch er koſtete neue Opfer; der franzöſiſche erſte Conſul Bonaparte erzwang den Frieden von Luneville (9ten Februar 1801), den Franz ohne Englands Beitritt abſchloß, und worin er die Grafſchaft Falkenſtein und das Frickthal abtreten mußte, während zugleich der Großherzog Ferdinand von Toscana dieſem Lande gegen eine Entſchädigung in Deutſchland entſagte, welche in dem bisherigen Erzſtift Salzburg, nebſt Berchtesgaden und einem Theile des paſſauiſchen Gebiets beſtand; welchen Ländern in der Folge noch der größte Theil von Eichſtädt zugetheilt und ihm die Kurwürde zugeſtanden wurde. Franz erhielt die beiden tyroliſchen Erzſtifte Trient und Brixen, ſo daß, mit Einſchluß der letzten Erwerbungen in Polen, Oeſterreich, ungeachtet jener Abtretungen an Frankreich, doch noch 452 Quadratmeilen gewonnen hatte, und alſo 11,976 Quadratmeilen überhaupt umfaßte. Aber die Maſſe der Staatsſchulden war bis auf 1220 Millionen Gulden angeſtiegen.— Da trat der Zeitpunkt ein, wo Frankreichs erſter Conſul ſich zum Kaiſer ausrufen ließ, und Franz, in richtiger Ahnung der Zukunft, erklärte ſich nun (11ten Auguſt 1804) zum Erbkaiſer von Oeſterreich, indem er unter dem Namen „Kaiſerthum Oeſterreich“ alle unter ſeiner Herrſchaft ſtehenden Staaten zu Einem großen Ganzen vereinigte. Der damalige Zuſtand von Europa erlaubte aber noch keine Ruhe. Noch einmal griff Franz, im engen Bunde mit Rußland und Großbritannien, zu den Waffen gegen die Anmaßungen des franzöſiſchen Staatsoberhauptes. Der Krieg von 1805 begann mit den Gefechten bei Ulm, im October 1805, und endigte mit dem auf die Schlacht von Auſterlitz (2ten December) folgenden Frieden von Preßburg (26ſten December 1805), welcher dem Kaiſer Franz noch alle übrigen Provinzen in Italien an Frankreich, dann Burgau, Eichſtädt, den Antheil von Paſſau, Tyrol mit Brixen und Trient, Vorarlberg, Hohenembs, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an Bayern, dann an Wirtemberg die fünf Donauſtädte, die Grafſchaft Hohenberg, Landgrafſchaft Nellenburg, Landvogtei Altdorf und einen Theil von Breisgau, ſo wie an Baden das übrige Breisgau, die Ortenau, Conſtanz und die Commende Meinau koſtete. Dafür erhielt es Salzburg und Berchtesgaden; der Kurfürſt von Salzburg wurde durch Würzburg entſchädigt, woneben noch die Würde eines

Hoch- und Deutſchmeiſters für einen öſterreichiſchen Prinzen erblich ſeyn ſollte. Auch erkannte Franz die Königswürde von Bayern und Wirtemberg, und die großherzogliche Würde von Baden an. — So endigte ein Krieg, welcher außer dieſen Länderabtheilungen der öſterreichiſchen Monarchie noch 90 Millionen an dem, was die Franzoſen aus Wien und ſonſt mit ſich fortgenommen hatten, und 800 Millionen an anderm Kriegsaufwand koſtete, wozu Franz einen großen Theil aus ſeinem Privatſchatze hergab. Eine der wichtigſten Folgen für das Haus Oeſterreich war, daß nach der Errichtung des Rheinbundes (12ten Juli 1806) Kaiſer Franz der deutſchen Kaiſerwürde (6ten Auguſt 1806) feierlich entſagte, welche ſeit länger als 500 Jahren ſeine Familie beſeſſen hatte, womit zugleich das faſt tauſendjährige deutſche Reich zerfiel. Franz II., Kaiſer von Deutſchland, war nicht mehr vorhanden; — er nannte ſich nun ausſchließlich Franz I., Kaiſer von Oeſterreich, und als ſolcher beſchloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein, ohne Bundesgenoſſen, außer Großbritannien, deſſen Beiſtand aber lediglich in Subſidien und in einer leider zu ſpäten Diverſion in Holland beſtand. Des Kaiſers Bruder, Erzherzog Carl, Generaliſſimus aller öſterreichiſchen Armeen, erkämpfte hohen Ruhm in der Schlacht von Aspern — aber doch unterlag Oeſterreich. Der Friede von Wien (14ten October 1809) koſtete der Monarchie 2000 Quadratmeilen mit 3½ Millionen Menſchen und über 11 Millionen Gulden Einkünften. Die Staatsſchuld war allein auf 1200 Millionen Gulden geſtiegen, 950 Millionen betrug die Maſſe des vorhandenen Papiergeldes. Viel alſo hatte Oeſterreich an Hab und Gut verloren, doch noch ein größeres Opfer ſollte es bringen. Nicht genug, daß Frankreichs übermüthiges Oberhaupt, Napoleon Bonaparte, welcher ſich Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Protector des Rheinbundes nennen ließ, der öſterreichiſchen Monarchie die ſchönſten Provinzen der Erbländer abgenommen hatte, nämlich: das Herzogthum Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das weſtliche Hausrucksviertel, Krain mit Görz, Trieſt, den villacher Kreis Croatien zum größten Theile, Iſtrien, Räzuns in Graubünden, die böhmiſchen Enclaven im Sächſiſchen, ganz Weſtgallizien, den zamosker Kreis von Oſtgallizien, Cracau mit einem Bezirk nebſt der Hälfte der Salzbergwerke von Wialiczka und den tarnopoler Kreis, welchen Rußland bekam. Napoleon wollte mit ſich Oeſterreichs Herrſcherſtamm ſelbſt vereinen, und er errang dieſe Abſicht in ſeiner Vermählung mit Marie Luiſe, des Kaiſers Franz von Oeſterreich Tochter. — „Für die Monarchie, für das heiligſte Intereſſe der Menſchheit, als Schutzwehr für unabſehliche Uebel, als Unterpfand einer beſſern Ordnung der Dinge, gaben Se. Majeſtät das, was Ihrem Herzen das Theuerſte war, hin!“ — ſo ſprach Franz in ſeinem Kriegsmanifeſt gegen Frankreich (vom 10ten Auguſt 1813). Auch dieſes theuerſte Opfer — Marie Luiſe, Vermählte des Corſen Napoleon Bonaparte — war keine hinlängliche Bürgſchaft für des Friedens Erhaltung. Als Franzens Schwiegerſohn für ſeinen tollkühnen Einfall in Rußland gebüßt — als Preußen gegen ihn aufgeſtanden — als Franz der Ueberzeugung geworden war, daß niemals mit Bonaparte Friede zu halten möglich ſey: da erließ er jenes Manifeſt, und verbündete ſich mit England, Rußland, Preußen und Schweden gegen den Schwiegerſohn und deſſen Anhänger. Die unvergeßliche Schlacht bei Leipzig, woran die öſterreichiſchen Truppen ſo ruhmvollen Antheil genommen, des Kaiſers Franz Ausharren im Kampfe bis zur Eroberung von Paris, ſeine Reſignation bei der Verweiſung ſeines Schwiegerſohns nach Elba, und die Entfernung der Tochter und des Enkels von jenem; die

mancherlei Opfer, die er brachte, als der europäiſche Congreß in ſeiner Hauptſtadt verſammelt war, ſeine Standhaftigkeit, mit welcher er die Achtserklärung gegen den bundbrüchigen Eidam unterzeichnet, das Schickſal der Tochter und ihres Sohnes beſtimmt, und die Beſchlüſſe des Congreſſes überhaupt mit geleitet hat; die Kraft, mit welcher er des ehemaligen Königs Murat von Neapel Angriff auf Italien hat zurückſchlagen und den rechtmäßigen Beherrſcher jenes Reichs wieder hat einſetzen laſſen: dies Alles erfüllte Aller Herzen mit wahrer Ehrfurcht gegen ihn, und mit Schmerz ſahen die Völker Deutſchlands die Hoffnung, in ihm wieder ihren Kaiſer zu verehren, getäuſcht. — Oeſterreich erhielt durch den Frieden von Paris den gegenwärtig zu einem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche erhobenen Theil von Italien, die im Frieden von Wien abgetretenen Theile ſeiner Erbländer nebſt Dalmatien, und dann durch die weitern Verträge mit Bayern das Tyrol, Vorarlberg, die 1809 abgetretenen Theile des Hausruckviertels und Innviertels, und das Herzogthum Salzburg, mit Ausnahme der auf dem linken Ufer der Salzach und Saale gelegenen Bezirke, zurück, wogegen der bisherige Großherzog von Würzburg ſein Land an Bayern abtrat, und dagegen Toscana wieder erhielt. Seit dem am 14. April 1816 mit Bayern geſchloſſenen Vertrage iſt der Beſtand der Monarchie folgender: I. Deutſche Staaten: 1) das Herzogthum Nieder-Oeſterreich, a) das Land unter der Ens $384\frac{5}{10}$ Q. M. 1,048,000 E., b) das Land ob der Ens $208\frac{6}{10}$ Q. M. 628,000 E.; 2) das Herzogthum Steyermark 399 Q. M. 799,100 E.; 3) das Herzogthum Kärnthen $190\frac{9}{10}$ Q. M. 278,000 E.; 4) das Herzogthum Krain mit Idria $198\frac{8}{10}$ Q. M. 377,000 E. (3. und 4. gehören nun zu dem Königreiche Illyrien, ſ. d. Art.); 5) die gefürſtete Grafſchaft Tyrol und Vorarlberg 514 Q. M. 692,000 E.; 6) das Herzogthum Salzburg $162\frac{8}{10}$ Q. M. 164,000 E. II. Die böhmiſchen Staaten: 1) das Königreich Böhmen $951\frac{4}{10}$ Q. M. 3,203,000 E.; 2) die Markgrafſchaft Mähren, mit dem Antheil an Schleſien, $551\frac{9}{10}$ Q. M. 1,708,000 E. III. Das Königreich Gallizien, mit der Buckowina und dem aufs neue einverleibten Bezirk von Tarnopol, 1514 Q. M. 3,645,000 E. IV. Das Königreich Ungarn, mit Slavonien und Croatien, 4112 Q. M. 7,900,000 E. V. Das Großherzogthum Siebenbürgen, mit der eingeſchloſſenen Militärgränze, $1046\frac{8}{10}$ Q. M. 1,660,000 E. VI. Das Königreich Dalmatien, mit den Bezirken von Raguſa und Cattaro, 304 Q. M. 315,000 E. VII. Das lombardiſch-venetianiſche Königreich $830\frac{4}{10}$ Q. M. 4,290,000 E. VIII. Die Länder der Militärgränze a) in Croatien 1) das Generalat von Karlſtadt u. von Waradin 231 Q. M. 295,000 E., 2) die bannatiſche Gränze $47\frac{1}{10}$ Q. M. 95,000 E.; b) in der ſlavoniſchen Gränze $135\frac{1}{10}$ Q. M. 230,000 E.; c) im Generalat des ungariſchen Bannats $145\frac{2}{10}$ Q. M. 171,000 E.; d) in der ſiebenbürgiſchen Militärgränze, wo der Flächenraum ſchon unter dem Lande Siebenbürgen begriffen iſt, 137,000 E. Zuſammen $12{,}046\frac{4}{10}$ Q. M. mit 27,956,000 Einwohnern. Dieſe hier aufgezählten Länder ſind von zahlreichen zum Theil ſchiffbaren Flüſſen durchſtrömt, von denen wir nur die Donau, Ens, Morawa, Leitha, Raab, Theiß, Maroſch, Drau, Save, Aluta, den Po, die Elbe, Moldau, Eger, Oder, Weichſel und den Dnieſter bemerken, während ſechs große, unter der Regierung des jetzigen Kaiſers zu Stande gekommene, Canäle Schifffahrt und Holzflößen befördern. Von den Seen nennen wir den Platten- oder Palatenſee, den neuſiedler See, den paliticher und lirknitzer See, alle in Ungarn an der rechten Seite der Donau. — Die Gebirge ſind: 1. die Alpen (Großglockner 12,980, Hohen-

wartshöhe 10,392, Wiesbachhorn und Hochhorn 10,600—11,000, Terglou 10,200, Watzmann 9,060, Brennkogal 9,000 Fuß hoch); 2. die Sudeten (weiße Wieſe 4,500 Fuß hoch, Paſchkopol); 3. die Carpathen. — Der Boden iſt meiſtens bergig, jedoch mit ſchönen fruchtbaren Feldern gegen Süden vermengt, wo es auch viele Seen und ſtehende Waſſer giebt. — Das Clima hat drei verſchiedene Abſtufungen: das ſüdliche vom 42° 30′ ; 46°, das mittlere vom 46° ; 49°, das nördliche vom 49° ; 52° 16′. — Der Reichthum an Producten aus allen Reichen der Natur iſt unſchätzbar. An Mineralien findet ſich: Gold, in 40 Minen, jährlich 12,500 Pfund; Silber, jährlich 260,000 Pf.; Kupfer, über 60,000 Zentner; Zinn, jährlich 900 Zentner; Eiſen 672,000 Zentner; Queckſilber 12,760 Zentner; Zinnober 7,000 Zentner; Kobalt 10,000 Zentner; Magnet; Edelſteine; Porzellanerde; Meerſchaum; Steinkohlen; Schwefel; Salz; Mineralwaſſer zu Carlsbald, Töplitz, Franzensbad, warm; Eger, ſauer; Saidſchütz, bitter; Baden, Krain, Schwefelwaſſer. — An Pflanzen hat Oeſterreich: Getraide aller Art, auch zur Ausfuhr; Mais; Reiß; Hülſenfrüchte; Baumfrüchte, beſonders ſchöne Südfrüchte, Oel ꝛc.; Wein; Hopfen; Saffran; Tabak; Hanf und Flachs; Waid; Holz. (Wir gedenken hier als einer ſeltenen Merkwürdigkeit der Pflanzung von ausländiſchen Hölzern, die der Fürſt Lichtenſtein zu Felsgrub und Feldberg in Mähren und Oeſterreich angelegt hat, welche die größte in Europa iſt, ſchon 1804 über zwei Millionen amerikaniſcher Bäume und Stauden zählte, und jetzt ſo gediehen iſt, daß man gegenwärtig darin forſtmäßig ſchlagen kann.) — Aus dem Thierreiche beſitzt es: Rindvieh; Büffel; Pferde; Eſel und Mauleſel; Schaafe; Ziegen; Schweine; Federvieh; wilde Thiere; Fiſche; Perlenauſtern; Bienen (jährlich über 2000 Zentner Wachs und 47,000 Zentner Honig); Seide. — Der ganze Flächenraum des in der Monarchie landwirthſchaftlich benützten Bodens beträgt 94,615,091 öſterreichiſche Joche (1 Joch = 1600 Quadratklaftern, oder 9453¼ Joche = 1 geogr. Quadratmeile). Hievon ſind 41,375,815 Joch als Aecker, 16,932,955 J. als Wieſen und Weiden, 1,376,777 J. als Gärten, 1,854,518 J. als Weingärten, und 33,175,026 als Waldungen benutzt. — Die Bewohner dieſes herrlichen Staates theilen ſich in Deutſche, Ungarn, Walachen (oder Wlachen), Servier, Italiener, Zigeuner. Sie beſtehen aus drei Ständen: Adel, höhere und niedere Bürger, und Bauern. — Die herrſchende Religion iſt die römiſch-katholiſche; dann folgen, nach der Kopfzahl, die nicht unirten Griechen, Proteſtanten und Juden (zwiſchen 400 und 500,000). — Die Manufacturen und Fabriken produciren jährlich 500 Millionen Gulden an Werth der Waaren, und zwar in: Uhren, Porzellan, Spiegel und Meſſing, Stahl und Eiſen, Leinwand, Baumwolle, Papier, Tabak, Zucker, Schaafwolle, Seide, Leder, Wachsbleichen. Der Handel deſſen Mittelpunkt die Hauptſtadt der ganzen Monarchie, Wien, iſt, iſt ſehr bedeutend; die Aus- und Einfuhr wird in der Folge ſich erſt beſtimmter angeben laſſen, da ſie ſehr von dem durch Italiens Wiedererlangung neubeginnenden Seehandel abhängig werden: Seehandelsſtädte ſind Trieſt und Fiume; andere Handelsſtädte ſind Wien, Prag, Peſth, Lemberg; die wiener Stadtbank iſt eine große Unterſtützungsanſtalt für den Handel; See- und Handelsſchulen giebt es zu Trieſt und Wien. — Das Geld beſteht hauptſächlich in Gulden zu 60 Xr.; 20 und 10 Xr. Stücke, Kupferſcheidemünze; Goldmünzen. — Ein wichtiger Gegenſtand des Finanzweſens in Oeſterreich iſt, beſonders in den letztern 20 Jahren, das Papiergeld, an Banknoten, Einlöſungsſcheinen ꝛc. geworden, worüber in einem eignen Artikel das Nähere

geſagt wird. — Die Künſte und Wiſſenſchaften werden gepflegt in vielen Gymnaſien und auf den Univerſitäten zu Wien, Prag, Peſth, Lemberg; Lyceen giebt es zu Linz, Grätz, Brünn, Großwardein; für junge Edelleute und Militärs beſtehen vortreffliche Akademien und andere Unterrichtsanſtalten; die Bergakademie zu Schemnitz, die mediciniſch-chirurgiſche Akademie zu Wien, die Akademie der Mahler-, Bildhauer-, Bau- und Kupferſtecherkunſt zu Wien, die daſige Bibliothek, Bildergallerie, Münz- und Kunſtſammlungen verdienen hier beſonderer Erwähnung. — Die Staatseinkünfte aus der geſammten Monarchie betragen über 130 Millionen Gulden; der Staatsſchuld haben wir oben ſchon gedacht. — Die Militärmacht iſt jetzt bedeutend vermehrt, und man kann ſie füglich zu 300-400,000 Mann, von allen Waffengattungen, annehmen. — Die Regierung iſt faſt ganz uneingeſchränkt; doch üben die Reichsſtände in Ungarn und im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, und die Landſtände in Oeſterreich, Böhmen, Tyrol, Mähren, Schleſien ihre conſtitutionellen Rechte.

Oeſterreichiſche Staatspapiere. Die koſtſpieligen und größtentheils unglücklichen Kriege, welche Oeſterreich beſonders in den letzten Decennien geführt hat, erforderten Anſtrengungen, welche der Staat durch ordentliche Hülfsmittel zu beſtreiten nicht vermögend war. Er nahm deswegen, nach dem Vorgange anderer Regierungen, zu künſtlichen Geldzeichen ſeine Zuflucht, und ſetzte Papier an die Stelle des Metalls. Da die Uebel, welche dieſe Operation veranlaßt hatten, lange fortdauerten, und das Schickſal in dem Gange der militäriſchen Ereigniſſe ſich immer ungünſtiger erwies, ſo wurde auch dieſe Art von Hülfe immer fortgeſetzt, und die Monarchie — während das baare Geld im öffentlichen Verkehr immer mehr verſchwand — mit einer unermeßlichen Summe von Papiergeld überſchwemmt. Nach dem unglücklichen Kriege von 1809 hatte die hieraus entſtehende Zerrüttung einen ſo hohen Grad erreicht, und die Unmöglichkeit, das auf ſolche Weiſe im Finanzweſen entſtandene Unheil auf dem ordentlichen Wege zu beſeitigen, war ſo klar geworden, daß ſich die Regierung zu außerordentlichen Maßregeln entſchließen mußte. Es ward am 20ſten Februar 1811 verordnet, daß die ganze Maſſe der Banknoten, deren Betrag zu 1060 Millionen Gulden berechnet war, auf den fünften Theil des Nennwerths herabgeſetzt, und gegen ein neues Papiergeld, welches man Einlöſungsſcheine nannte, ausgewechſelt werden ſollte. Den Inhabern der Banknoten war dieſe Operation ſehr nachtheilig; aber der Staat verminderte dadurch ſeine Schuld um vier Fünftheile. Indeſſen fingen auch die Einlöſungsſcheine bald an zu kränkeln; einen gewaltigen Stoß aber erhielten ſie, als die Regierung, um ihre Rüſtungen zum neuen Kriege zu beſtreiten, durch das Patent vom 16ten April 1813 45 Millionen Anticipationsſcheine zu ſchaffen befahl. Auch die glücklichen Erfolge des Krieges konnten den Credit des Papiergelds nicht halten. Beide Arten von Scheinen ſtanden 1814 auf der Hälfte ihres Nennwerths; im Jahre 1815 ſanken ſie bis auf 22 Procent herunter; vom Januar bis Junius 1816 ſchwankten ſie zwiſchen 315 bis 375 für 100 Gulden baares Geld. Nun unternahm die Regierung, „um die Regelmäßigkeit in dem zerrütteten Geldweſen wieder herzuſtellen," eine neue Operation. Es erſchienen die Patente vom 1ten Juni. Vermöge derſelben ſollte keine Ausfertigung neuen Papiergelds mit Zwangsumlauf und keine Vermehrung des alten mehr ſtatt finden. Es ward geſtattet, Verträge auf Münze oder Papiergeld abzuſchließen. Um aber den Zweck der Einlöſung des Papiergelds zwangsfrei und möglichſt vortheilhaft für die Inhaber zu er-

reichen, ſollte die Verwechslung theils gegen Zahlungsanweiſungen, die zu jeder Zeit in klingender Münze realiſirt werden können, theils gegen zinstragende Staatsobligationen geſchehen. Die Einlöſung wurde einer neuen unter der Verwaltung ihrer Actionaire ſtehenden Bank übertragen, an welche von Staats wegen die vertragsmäßigen Zahlungen des Auslands und die entbehrlichen Geldvorräthe der Staatskaſſe überliefert, und die Bergwerke des Staats verpfändet werden ſollten. Die Banknoten ſollten bei ihr auf Vorzeigen gegen Conventionsgeld umgewechſelt, auch von allen öffentlichen Kaſſen angenommen, und zur Berichtigung der deutſchen und ungariſchen Zollgefälle, der Taxgebühren im ganzen Reiche, der Erwerb- und Perſonalſteuer in den deutſchen Staaten, und der Judenſteuer, vom Auguſt an gebraucht, und das eingegangene Papiergeld von Zeit zu Zeit vertilgt werden. Das Publikum erkannte den Werth dieſer Anordnungen; doch mußte ſich der Zweifel von ſelbſt darbieten, daß die Bank durch den Andrang der ihr Papiergeld verwechſelnden Perſonen in manche Verlegenheit kommen dürfte. Dieſe Beſorgniß ging auch nur zu bald in Erfüllung. Am 1ſten Juli fing die Bank ihre Geſchäfte an; ſie wurde ſo heftig beſtürmt, daß man nach wenigen Tagen Beſchränkungen des Andrangs nöthig fand; am 18ten Auguſt aber erfolgte die Erklärung, daß, bis auf weitere Verordnung, ſowohl die Annahme unmittelbarer Einlagen, als die Ueberreichung ſchriftlicher Anmeldungen um Verwechslung von Papiergeld eingeſtellt ſey. Um dieſe Zeit fiel das letztere, das ſich im Juni bis 260 gehoben hatte, bis über 290 herunter. Dieſes Sinken dauerte auch nachher fort, obgleich bis zum September des Jahrs bereits über 40 Millionen Banknoten verbrannt worden waren; und ſo ſah ſich Oeſterreich noch immer ferne von dem Ziel, die Unordnungen und Nachtheile beſeitigt zu ſehen, in die ſich alle diejenige Staaten ſtürzen, die die Production des Papiergelds übertreiben.

Oſtfriesland, ein Fürſtenthum, das von der Nordſee, von der Herrſchaft Jever, dem Herzogthum Oldenburg, dem Stift Münſter und der Provinz Gröningen begränzt wird. Das Land iſt gegen die See zu ſo niedrig, daß es durch koſtbare Dämme vor Ueberſchwemmungen geſichert wird. Es hat viel Holz, und treffliche Viehzucht und Ackerbau. Unter den Fabriken und Manufacturen ſind zu bemerken die Schiffbauereien in Emden, die Zwirn- und Oelmühlen, Strumpfwirkereien, Nadel-, Baumwollenzeug-, Leder- und Linnenfabriken. Die Größe des Landes beträgt 56 Quadratmeilen, worauf man im J. 1802 über 116,000 Einwohner zählte. Die herrſchende Religion iſt die lutheriſche. Sämmtliche Abgaben beliefen ſich ſonſt auf 255,645 Thaler. — Vormals hatte Oſtfriesland ſeine eignen Grafen, unter denen Enno IV. von Kaiſer Ferdinand III. im J. 1657 in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde. Mit dem Fürſten Carl Edzard erloſch 1744 das fürſtliche Haus, und Preußen nahm, zufolge der dem Kurhauſe Brandenburg vom Kaiſer Leopold im J. 1694 ertheilten Anwartſchaft, von dem Lande Beſitz, ließ ſich die Belehnung darüber von den Reichsvicarien im J. 1745 geben, und entkräftete Kurbraunſchweigs, auf eine Erbverbrüderung gegründeten Anſprüche. Nach dem tilſiter Frieden theilte Napoleon das Fürſtenthum dem Königreiche Holland zu, von dem es nebſt den Herrſchaften Jever und Knipphauſen das eilfte Departement bildete. Nur ein kleines Stück wurde zum Departement Gröningen geſchlagen. Nach der Einverleibung Hollands in Frankreich im Jahr 1810 erhielt Oſtfriesland den Namen Departement der öſtlichen Ems. Nachdem das Land 1813 von den Alliirten wieder erobert worden war, trat es der König von Preußen, durch den wiener Vertrag vom 29ſten Mai

1815, mit Inbegriff des Harlinger Lands, an den Prinz Regenten von England ab, der es dann am 28ſten October in Beſitz nahm, und dem Königreiche Hannover einverleibte.

Oſtindien, ſ. Hinduſtan.

Oſtindiſche Compagnien. Unter den Handelsgeſellſchaften, welche für Oſtindien in verſchiedenen Ländern geſtiftet worden ſind, iſt die engliſch-oſtindiſche Compagnie die bei weitem wichtigſte. Sie wurde am 31ſten December 1600 von der Königin Eliſabeth durch ein Patent begründet, das, obwohl durch keine Parlamentsacte beſtätigt, dennoch als ein unbedingtes und ausſchließliches Privilegium betrachtet wurde. Vermöge deſſelben handelten die Mitglieder der Geſellſchaft ungefähr zwölf Jahre lang, ein jeder mit ſeinem eignen Capital, bis ſie im J. 1613 einen gemeinſchaftlichen Fond zuſammenſchoſſen. Unter Jacob I. erhielt die Compagnie ein neues Patent, und erweiterte ihr Capital bis auf 1,500,000 Pfund. Der Gewinn war damals nicht beſonders groß. Cromwell löſte im J. 1655 die Geſellſchaft auf und gab den Handel frei, aber der Nachtheil, welcher daraus folgte, bewog ihn, ſie nach ungefähr drei Jahren wieder herzuſtellen. Neue Patente wurden der Geſellſchaft in den Jahren 1661, 1669 und 1670 ertheilt, welche alle ihre frühern Privilegien beſtätigten. Da aber dieſe Privilegien bloß aus königlichen Freibriefen abgeleitet waren, ohne daß das Parlament ſie beſtätigt hätte, ſo fing man an, die ausſchließliche Gültigkeit derſelben zu beſtreiten, und einzelne Privatleute machten nicht ſelten den Verſuch, an einem Handel Antheil zu nehmen, der ſehr ergiebig zu werden anfing. Da die Zahl dieſer Privatunternehmer zunahm, ſo fand die Compagnie Mittel, im J. 1683 einen andern Freibrief zu erlangen, durch den alle frühern beſtätigt, und ſie ſelbſt ermächtigt wurde, die Schiffe und Waaren der Privatperſonen in Beſchlag zu nehmen, Militär zu halten und einen Gerichtshof einzurichten. Nicht lange danach wurde die Geſellſchaft in einen Krieg mit dem Mogul verwikkelt, wozu noch verſchiedene andere Streitigkeiten kamen. Man ſuchte ihnen durch den oft verſuchten Ausweg eines neuen Freibriefs ein Ende zu machen, und jetzt ſuchte die Geſellſchaft, welche neue Macht gewonnen hatte, alle Privatperſonen von der Theilnahme an dem oſtindiſchen Handel wirklich auszuſchließen. Im Jahr 1693 wurde das Patent der Compagnie ungültig, da ſie die ihr aufgelegte Abgabe nicht entrichtet hatte; jedoch wurde es mit dreijähriger Aufkündigung wieder erneuert. Da die Geſellſchaft während des Kriegs mit Frankreich große Verluſte erlitten und ihren Credit verloren hatte, ſo wurde im J. 1698 von Samuel Shepherd und einer Anzahl anderer Kaufleute der Vorſchlag gemacht, daß ſie für den Staatsdienſt 2 Millionen Pfund zu 8 Procent vorſchießen wollten, wenn der ausſchließliche Handel nach Indien ihnen zugeſichert würde. Die Regierung nahm den Vorſchlag an, und mit Zuziehung des Parlaments wurde eine neue Geſellſchaft vermöge eines Patents errichtet, welche den Namen erhielt: English Company trading to the East Indies. Der Wetteifer und die Eiferſucht zwiſchen der alten und neuen Compagnie ſtiegen zu einem Grade, der die öffentliche Ruhe zu bedrohen ſchien; weshalb man beide Geſellſchaften vereinigte. Dieſe Vereinigung wurde 1702 angefangen, und im J. 1708 wurden beide Geſellſchaften durch eine Parlamentsacte unter der gegenwärtigen Benennung: United Company of Merchants of England trading to the East Indies, vollkommen conſolidirt. Für die Ausdehnung des Termins ihres ausſchließlichen Handels auf dreijährige Aufkündigung nach Mariä Verkündigung 1726, ſchoß die Geſellſchaft der Regierung abermals die Summe von

1,200,000 Pfund vor, ohne dagegen weiter Zinſen zu empfangen. Jene Summe wurde durch neue Actien herbeigeſchafft, wodurch das Capital der Geſellſchaft auf 3,200,000 Pfund ſtieg. Ihre Privilegien wurden nach und nach bis 1733, 1766, 1780, jedesmal mit dreijähriger Aufkündigung prolongirt, und zugleich kam man überein, daß, wenn die Regierung mit Zurückzahlung der empfangenen Capitalien und Tilgung aller Rückſtände die Privilegien der Geſellſchaft aufheben würde, dieſe dennoch als eine Corporation fortdauern, und wie jeder andere Staatsunterthan an dem oſtindiſchen Handel Antheil nehmen ſolle. Die Einmiſchung der Geſellſchaft in die Streitigkeiten der eingebornen Fürſten ſeit 1750 führte zu der Erwerbung beträchtlicher Länder, und legte den Grund zu den ausgedehnten Beſitzungen der Compagnie, die an Umfang die vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland dreimal übertreffen. In den 16 Jahren vor 1757, zu welcher Zeit die Geſellſchaft aus Territorialeinkünften wenig Zuſchuß hatte, belief ſich im Durchſchnitt der jährliche Betrag ihrer Importen auf 2,055,000 Pfund. Die Exporten betrugen damals im Einkaufspreis 238,000 Pfund, das exportirte rohe Metall 690,000 Pfund, und die Bezahlung der Wechſelbriefe erforderte 190,000 Pfund. In den nächſten zehn Jahren ſtiegen die Importen auf 2,150,000 Pfund jährlich; ausgeführt wurde an ungemünztem Metall jährlich ungefähr 120,000 Pfund, aber die Ausfuhr an Gütern und die durch Wechſel erhobenen Summen ſtiegen in größerm Verhältniß als der Gewinn von außen. Von 1767 bis 1777 betrugen die ausgeführten Güter jährlich 490,000 Pfund, das ungemünzte Metall 110,000 Pfund, die durch Briefe erhobenen Summen 458,000 Pfund. Mit Hinzuziehung der Landeseinkünfte war der jährliche Geſammtbetrag 3,300,000 Pfund. Dennoch waren die Angelegenheiten der Compagnie in jenem Zeitraume keineswegs in einem blühenden Zuſtande. Man war vielmehr genöthigt, die Dividende herabzuſetzen, und bei dem Parlament um Unterſtützung nachzuſuchen. Nach Wegräumung dieſer Schwierigkeiten wurden im J. 1778 die Dividende wieder auf 8 Procent erhöht. In den ſieben nächſten Jahren bis Ende 1784 war der Ertrag der Importen der Compagnie, trotz des koſtſpieligen Kriegs, worein ſie verwickelt war, nur ungefähr um 200,000 Pfund jährlich geringer; die Ausfuhr von rohem Metall war damals ſehr unbedeutend, aber die ausgeführten Güter ſtiegen auf ungefähr eine halbe Million. Am Ende des Kriegs befanden ſich die äußern und innern Angelegenheiten der Compagnie in großer Zerrüttung, und man kam zu der Ueberzeugung, daß ſie für die künftige Verwaltung ihrer ausgedehnten Gebiete einer neuen Einrichtung bedürfe. Die Hauptmaßregel, welche man nahm, war die Errichtung eines Board of control (Collegiums zur Oberaufſicht), deſſen Mitglieder vom König ein- und abgeſetzt werden. Dieſes Collegium wurde beauftragt, über die Civil- und Militärregierung und die Einkünfte der Geſellſchaft Aufſicht und Controle zu führen und die Ausfertigungen der Directoren an die verſchiedenen Präſidentſchaften einzuſehen. Die Beſoldung des Generalgouverneurs, der Präſidenten und Räthe in den Präſidentſchaften wurden von der Beſtimmung des Königs abhängig gemacht. Zur Unterſuchung der in Indien begangenen Verbrechen wurde ein Gerichtshof errichtet. Im J. 1786 wurden noch verſchiedene Einrichtungen getroffen, unter denen die bedeutendſte war, daß der Generalgouverneur das wichtige Vorrecht verlor, einen Beſchluß auch gegen die Mehrheit des Raths zu faſſen, und das Amt des Generalgouverneurs und Oberbefehlshabers mit einander verbunden wurden. Die Compagnie wurde bevollmächtigt, ihr Capital mit 800,000 Pfund zu vermehren, wo-

für ſie 1,240,000 Pfund oder für 100 Pfund 155 erhielt; und im J. 1789 erhielt ſie die Erlaubniß, noch eine Million hinzuzufügen, welches mit 174 Pfund für jedes Hundert bewerkſtelligt wurde. Dabei wurde denen der Vorzug gegeben, die bereits Actien in Händen hatten. Die Dividende war damals 8 Procent, bis im Jahr 1793 bei der Erneuerung des Freibriefs auf 20 Jahre, vom 1ſten März 1794 an, der Fond noch um eine Million vermehrt (ſo daß er nun 6 Millionen betrug) und die Dividende auf 10½ Procent erhöht wurde. — Die Compagnie ſteht unter vier und zwanzig Directoren, die von ſolchen Actionärs erwählt werden, die wenigſtens 1000 Pfund in den Fonds der Geſellſchaft haben. (Man vgl. den Art. Colonien, 2r B. S. 602 ff.) — Weniger iſt von den übrigen oſtindiſchen Handelsgeſellſchaften zu ſagen. Die vormals ſo berühmte holländiſch-oſtindiſche Compagnie, die ſich im J. 1602 durch das Zuſammentreten mehrerer einzelnen Geſellſchaften bildete und eine lange Reihe von Jahren blühte, gerieth beſonders ſeit 1770 in ſchnellen Verfall, und wurde 1799 ganz aufgehoben, indem die Regierung ihre Beſitzungen ſowohl als ihre Schulden übernahm. Die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie, welche 1664 errichtet wurde, konnte nicht aufkommen; 1769 wurde der Handel freigegeben. Eine neue im J. 1785 errichtete Geſellſchaft erreichte 1791 ihre Endſchaft. Eben ſo wenig gedieh die oſtindiſche Compagnie in Dänemark, die mehrmals erneuert wurde, und endlich 1777 ihre Beſitzungen dem Könige abtrat. Die Geſellſchaft iſt nur noch im Beſitz des chineſiſchen Handels. Endlich die ſchwediſch-oſtindiſche Geſellſchaft, welche 1731 geſtiftet, und 1766 und 1786 erneuert wurde, beſteht noch, und hat ihren Sitz zu Gothenburg. (Auch hier iſt der Art. Colonien zu vergleichen.)

Oſtracismus hieß in Athen eine zehnjährige Verbannung, welche in gewiſſen Fällen über Staatsbürger verhängt wurde. Der Name kam daher, weil das Urtheil von den Bürgern durch Votiren mit Scherben geſprochen wurde. Wenn nämlich das Volk glaubte, daß es gegen Jemand den Oſtracismus verhängen müſſe, ſchrieb jeder Bürger, der dieſer Meinung war, den Namen des zu Verbannenden auf einen Scherben, und legte dieſen auf den Marktplatz an einen gewiſſen Ort nieder, der mit einem hölzernen Geländer umgeben war und zehn Eingänge hatte, durch welche ſich bei der Volksverſammlung die zehn Stämme Athens begaben. Die Archonten zählten dann die beſchriebenen Scherben, und wenn wenigſtens 6000 den Ausſpruch der Verbannung ausdrückten, ſo war der Beſchluß gültig; im Gegentheil wurde der Beklagte losgeſprochen. Die Verbannung durch den Oſtracismus dauerte zehn Jahre, nach deren Endigung der Verbannte wieder zurückkehren und Beſitz von ſeinen Gütern und allen ſeinen Bürgerrechten nehmen konnte. Die Sache ſelbſt hatte nichts Schimpfliches oder Entehrendes, denn ſie wurde nicht bei Uebelthätern angewendet, ſondern nur bei denjenigen, welche ſich durch Vorzüge, Verdienſte, Reichthümer u. ſ. w. ein ſolches Anſehn erworben hatten, daß ſie den Neid oder Argwohn ihrer Mitbürger auf ſich zogen. Ariſtoteles und Plutarch nennen den Oſtracismus eine Arznei, ein Heilmittel des Staats, aber wenn er dies auch in einzelnen Fällen ſeyn mochte, ſo brachte er doch im Ganzen dem Staate gewiß mehr Schaden als Nutzen, indem Neid und Bosheit durch ihn einen offenen Weg zur Erreichung ihrer niedrigen Abſichten fanden und der große Mann Bedenken tragen mußte, ganz ſo für das Beſte des Vaterlandes zu wirken, wie er konnte und wünſchte.

Oſtrömiſches Kaiſerthum, ſ. Byzantiner.

Oſtſee, ſ. Baltiſches Meer.

Otaheite, Taiti, die Königin auf dem Südmeere, vormals Sagittaria, Neu-Cythere, Amat, Wallis, Königs Georgs III. Inſel, genannt, die größte unter den geſellſchaftlichen oder Societäts-Inſeln, gehört zu Auſtralien, liegt in der Südſee unter einem glücklichen Himmel, 228° der Länge und 18° ſüdlicher Breite. Dieſes anmuthige, von einem höchſt ſinnlichen und naiven Naturvölkchen bewohnte Eiland wurde von den Engländern, und zwar vom Capitän Wallis im J. 1767, entdeckt und in Beſitz genommen. In der Folge behauptete Spanien ein früheres Recht darauf zu haben, und machte eine Urkunde über die Abhängigkeit dieſer Inſel von Spanien im J. 1775 bekannt, die aber ohne Wirkung geblieben iſt. Cook, der 1769, 1773 und 1777 auf Otaheiti landete, und Forſter haben uns dieſe ſchöne Inſelgruppe zuerſt genauer kennen lehren. Die Phantaſie der Europäer bildete daraus eine philoſophiſche Unſchuldswelt, oder ein Genußtempe, wo die Könige Geßners Hirten glichen. Man ſchwärmte damals mit Rouſſeau, daß die Cultur unſittlich und unglücklich mache: allein die nähere Bekanntſchaft mit jenen Inſulanern, ſelbſt ehe ſie durch europäiſche Gewohnheiten und Laſter verführt waren, zeigte bald, daß da, wo der Verſtand in der Kindheit bleibt, keine Kraft, am wenigſten die ſittliche, ſich entwickle, und daß eine Geſellſchaft, welche das Eigenthum nicht achtet, wie dies auf jenen Inſeln der Fall war, nie zu einer feſten Staatsverbindung reifen könne. Es gab damals in Europa Klüglinge, welche den Begriff des Eigenthums aus dem ſittlichen Gebiete der Menſchheit verbannen und ihn nur als poſitives Statut der bürgerlichen Welt anerkennen wollten. Dieſe konnten auf Otaheiti und in der ganzen Südwelt lernen, wohin und wie weit der bloße Beſitzgenuß den Menſchen führe. Ohne Eigenthumsrecht blieben jene Menſchen, trotz ihrer Könige, Krieger und Prieſter, verzogene Kinder einer allzugütigen Mutter. Die Natur gab ihnen Alles, daher konnten ſie durch ſich ſelbſt ſich nichts geben. Jetzt iſt Otaheiti noch immer in jenem Afternaturzuſtande; aber bekannt geworden mit europäiſchen Sünden iſt der Menſch daſelbſt ſo verwildert, daß es den engliſchen Miſſionären der Brüdergemeinde, die ſeit 1797 daſelbſt einen Bekehrungsverſuch machten, ſo wenig als den methodiſtiſchen Miſſionären gelungen iſt, die Civiliſation von Otaheiti durch die Macht des Chriſtenthums zu gründen. Damals wurden zwei Knaben von dieſer Inſel nach England gebracht, und in einer Schule der Brüdergemeinde erzogen. Sie erregten große Hoffnungen, ſtarben aber nach wenig Jahren. Seitdem ſind keine neueren Verſuche gemacht worden. Der intereſſanteſte Erfolg ihrer Bemühungen war ein Brief, den der König Pomarre eigenhändig an den Director der londoner Miſſionsgeſellſchaft geſchrieben hat. — Di. Inſel Otaheiti hat 30 Quadratmeilen Flächeninhalt, mit 5000 Einwohnern. Cook zählte daſelbſt vor 1770, und Bougainville, der 1768 dort war, gegen 200,000 Menſchen. Die Abnahme der Bevölkerung iſt eine Folge der hitzigen Getränke und der ſyphilitiſchen Krankheiten, mit welchen ſie die Europäer beſchenkten. Die Inſel iſt gebirgig, eine Bergſpitze hat 9530 Fuß Höhe, nach Forſter 10,230 Fuß. Da ſie in zwei Halbinſeln ſich theilt, eine größere und eine kleinere, jede mit einem Hafen, ſo hat ſie auch zwei Erbkönige, und Ehrgeiz und Schwäche ſpielen hier ſo gut mit dem Glücke der Völker, wie in Europa. In der Nähe liegen mehrere kleinere und größere Inſeln, unter welchen Majetea der Inſel Otaheiti an Schönheit faſt gleich kommt. Die Blutrache verwickelt dieſe Völkerſchaften oft in hartnäckige Kriege, die ſie zu Lande und zur See führen, wobei die Gefangenen bisweilen grauſam zu Tode gemartert werden. Dieſes ſonſt gutmüthige, gaſtfreie, frohe Völkchen auf Otaheiti iſt

von

von weißer Farbe mit etwas braungelbem Anſtrich. Die Wohlhabenden zeichnet eine ſchöne Bildung aus. Die ärmeren Einwohner treiben den Feldbau, aber ohne Ermüdung. Denn drei Brodfruchtbäume können einen Menſchen ein Jahr hindurch ernähren. Außerdem haben ſie Kokusnüſſe, Bananas, Platanen, Yamswurzeln, Piſang, Palaten, Arawurzeln u. ſ. w. Man bewundert die Geſchicklichkeit der Taheiter und Taheitinnen im Verfertigen kunſtreicher Zeuge vom Baſte des Papiermaulbeerbaums, geflochtener Matten, Canots, Fiſchergeräthe, muſikaliſcher Inſtrumente und Waffen aus Steinen, z. B. Baſalt, Knochen und Eiſen. Sie ergözzen ſich mit Muſik und dramatiſchen Tänzen. Ihre Kenntniſſe beſtehen außer jenen mechaniſchen Geſchicklichkeiten faſt nur in Heilmitteln. Die Inſel hat ihren eignen Schutzgeiſt, den die Prieſter mit Opfern und vielen Ceremonien verehren. Auch nehmen ſie Verbrecher zu Menſchenopfern. Gaukler und Phantaſten, vom „Eatou" begeiſtert, treten unter ihnen als Propheten auf. Ihre Begräbnißplätze oder Morais ſind ihre Tempel. Von den Europäern haben ſie zu ihren einheimiſchen Thieren, unter welchen die Hunde und Schweine die Hauptnahrung der Vornehmeren ſind, Pferde, Ziegen, Schafe, Pfauen, Truthühner und Gänſe erhalten; auch hat man Zuckerrohr und Kartoffeln gepflanzt, die gut fortkommen. Der Getraidebau macht den Eingebornen zu viel Mühe, ſo auch die europäiſchen Küchenkräuter. Sie kennen übrigens nur den Tauſchhandel, und nehmen gern auch heimlich, was ihnen gefällt. Im Allgemeinen ſind ſie nicht ſo gelehrig, wie die Sandwich-Inſulaner; daher ſie kaum den Gebrauch der Säge und der Schmiede von den Miſſionarien gelernt haben. Sie laſſen ſelbſt die ihnen von den Europäern mitgetheilten Thierracen wieder eingehen, z. B. Pferde und Schafe. Der Reichthum ihrer Inſel an Vögeln und Fiſchen befriedigt ſie. Beide Geſchlechter tätowiren ſich. Wer die liebenswürdige Königin Oberea, die Freundin des Capitäns Wallis, wer den gutmüthigen Tupia, welcher aus Freundſchaft dem Capitän Cook folgte, und auf der See ſtarb, und den ehrlichen Omai, der mit Cook nach London reiste, wo er eine Zeit lang die vornehme Welt beſchäftigte, näher kennen lernen, und ſich in jene anmuthige Kinderwelt verſetzen will, der leſe J. Reinh. Forſters Reiſe um die Welt, Berlin 1778—84; von Zimmermanns Auſtralien, Hamburg 1810; Lindners Auſtralien, Weimar 1814; und Reiſen der Spanier nach der Südſee, insbeſondre nach Otaheite, überſetzt mit Anmerkungen von Bratring, Berlin 1802. Indeß hat ſich der Charakter der Einwohner ſeit Forſters Zeit ſehr verändert. Die Menge der ihnen durch die Britten zugeführten Werkzeuge hat ſie verleitet, die ihrigen bei Seite zu legen; fehlt es daher an jenen, ſo wiſſen ſie ſich nicht zu helfen: denn die vielen Ausſchweifungen und Krankheiten, welche ſeit der Ankunft der Europäer, von denen mehrere Ausreiſſer und verdorbene Menſchen unter ihnen ſich anſiedelten, auf Otaheiti überhand genommen haben, mußten dem Kunſtfleiße und den häuslichen Arbeiten nachtheilig werden. Dabei dauerten die ſchändlichen, durch das Anſehn der Prieſter geheiligten Gebräuche fort, daß z. B. die Weiber der vornehmſten Claſſe ihre Kinder gleich nach der Geburt tödten! Was half es ihnen alſo, daß ſie von den Britten Pulver und Gewehr eintauſchten, um ſich unter einander mit größerer Erbitterung zu ermorden? Sie haben für dieſe Inſtrumente ihre Liebe zu Kleinigkeiten, ihre Freude an einfachen Spielzeugen hingegeben, und ſind leidenſchaftliche, laſterhafte Männer geworden, ohne an innerer Kraft und Bildung ein Gegengift gewonnen zu haben. Sie beſtätigen die alte Erfahrung, daß ohne Liebe zur Arbeit und ohne Achtung für das Eigenthum der ſinnliche Menſch, auch

wenn ihn die Natur noch ſo freigebig ausſtattet, nimmer zu einem ſittlichen Weſen ſich entwickeln kann. Wir müſſen daher die oben genannten Beſchreibungen als Darſtellungen eines nicht mehr vorhandenen Zeitalters anſehen, und erwarten, ob unter den Miſſionarien ein Manco Capak für dieſe armen Verführten aufſtehen wird. Bis jetzt iſt der Anſchein dazu nicht vorhanden. K.

Otfried. Ungeachtet der Vorliebe Carls des Großen für die deutſche Sprache und der unter Ludwig dem Frommen für die neubekehrten Sachſen veranſtalteten poetiſchen Ueberſetzung der Bibel würde doch die noch rauhe deutſche Sprache ohne den Vertrag von Verdun (843), in welchem Deutſchlands Selbſtſtändigkeit begründet wurde, unfehlbar von der biegſamen und durch das Verhältniß ihres Vaterlandes zu Deutſchland begünſtigtern fränkiſchen endlich verdrängt worden ſeyn. Wenn ſie indeſſen auch ſeit dieſer Zeit im gemeinen Leben und ſelbſt auch in Schriften üblicher wurde, ſo waren es doch nur wenige, welche für ihre höhere grammatiſche und wiſſenſchaftliche Ausbildung etwas thaten, und ſie fanden damit bei den Gelehrten ihrer Zeitgenoſſen wenig Dank. Den erſten größern und ganz auf unſere Zeiten gekommenen Verſuch dieſer Art verdanken wir dem biedern Otfried. Er war Mönch des Benedictinerkloſters Weißenburg im Elſaß, eine Zeit lang Schüler des Rabanus Maurus zu Fulda, und dann Vorſteher der Schule ſeines Kloſters, wo er ſich von 840 bis 870 berühmt machte. Unter Ludwig II. oder dem Deutſchen verfertigte er eine poetiſche Umſchreibung der evangeliſchen Geſchichte oder eine ſogenannte Harmonie der vier Evangelien in kurzen Reimpaaren, von denen je zwei eine Strophe bilden, in der alten fränkiſch-deutſchen Mundart. Neben dem hohen Intereſſe, welches dieſes koſtbare Ueberbleibſel der alten deutſchen Literatur für die Geſchichte der Sprache hat, erregen auch einzelne Stellen, in denen Otfried, von heiliger Begeiſterung ergriffen, mit allen Härten ſeiner Sprache ſiegend kämpft, Achtung für die Talente des Dichters. Viele ſeiner Bilder ſind erhaben und ſtark, ſeine Wendungen und Ausdrücke kühn. Nicht minder ſchätzenswerth macht ihn der edle Stolz, mit welchem er die hohen Vorzüge ſeiner Nation preist, und die daher entſpringende Verbindlichkeit zur Ausbildung ihrer Sprache empfiehlt. Möchte ihn nur nicht der Vorwurf treffen, durch ſein Werk die Verdrängung alter, ihm, dem Geiſtlichen, gefährlich ſcheinender, Lieder der Liebe und des Spottes, die er nach ſeinem eignen Geſtändniß ausdrücklich beabſichtigte, bewirkt zu haben. Herausgegeben von Matthias Flacius zu Baſel 1571, 8. und in Schilters thesaur. antiquitatum Teutonicarum, Tom. I. p. 1–400. Von deutſchen Predigten auf die Feſte und Heiligen, welche er in Proſa ſchrieb, haben ſich nur geringe Bruchſtücke erhalten. A—s.

Otho (Marcus Sylvius), der Nachfolger des Kaiſers Galba, ſtammte aus einer conſulariſchen Familie, verlebte ſeine Jugend in Schwelgerei und Müßiggang, und wurde des Nero Günſtling und Vertrauter. Dieſer Kaiſer ernannte ihn zum Statthalter von Luſitanien, um ſeiner Liebe zur Poppäa Sabina, der Gemahlin deſſelben, auf deren Schönheit Otho ſelbſt ihn aufmerkſam gemacht hatte, um ſo ungehinderter folgen zu können. Otho verwaltete dieſe Stelle zehn Jahre lang mit Ruhm, und widmete ſich den Geſchäften mit Fleiß und Ernſt. Er erklärte ſich als der erſte für den Galba, als dieſer ſich gegen den Nero empörte, begleitete ihn nach Rom und ward nach deſſen Thronbeſteigung zum erſten Mal Conſul (im J. Roms 821). Er hatte gehofft, von Galba zum Nachfolger ernannt zu werden. Da dies nicht geſchah, und die Zerrüttung ſeines Vermögens ihn in die peinlichſte Lage verſetzte, ſo dachte er darauf, den Kaiſer zu ſtürzen. Dies

gelang ihm mit Hülfe der Prätorianer und den übrigen Truppen, die er leicht zu gewinnen wußte. Galba wurde ermordet, und Otho zum Kaiſer ausgerufen. Aber die Legionen in Deutſchland ernannten auf gleiche Weiſe den Vitellius zum Kaiſer. Umſonſt bot Otho unmäßige Summen, den Vitellius zu gewinnen. Dieſer ſchlug ſelbſt das Anerbieten aus, Mitkaiſer zu werden, und ließ ſein Heer über die Alpen gehen. Otho, für den ſich die meiſten Provinzen erklärt hatten, ſandte dieſen alten Kriegern ein zwar neugeſchaffnes Heer entgegen, aber an der Spitze deſſelben ſtanden die kriegerfahrenſten Feldherren. Sie ſchlugen des Vitellius Truppen, die ſich getheilt hatten, drei Mal. Dadurch ſtolz und unvorſichtig gemacht, verwarf er den Rath ſeiner Feldherren, den Feind durch Mangel aufzureiben, und befahl ein entſcheidendes Treffen gegen die nun vereinigten Truppen des Vitellius einzugehen. Otho wurde beſiegt, und beſchloß auf die Nachricht davon, durch freiwilligen Tod den Bürgerkrieg zu enden, ſo wenig auch ſeine Lage ihn zu einem ſo verzweifelten Entſchluß trieb. Er durchbohrte ſich mit einem Dolch, nachdem er drei Monate und drei Tage regiert hatte, und bewies durch dieſe That, wie durch manche frühere, daß er bei aller Sittenloſigkeit und Ausſchweifung einen kühnen und entſchloſſenen Geiſt beſaß.

Otto I., mit dem Beinamen der Große, war Heinrichs I. und der Mathilde Sohn, und am 22ſten November 912 geboren. Groß und gewaltig als Krieger und Eroberer, war er zugleich unbändig, ſtolz und eigennützig, und dieſe Eigenſchaften machten ihm ſeine Brüder zu Feinden und ſelbſt ſeine Mutter ſo abgeneigt, daß ſie alles anwandte, ihren zweiten Sohn Heinrich auf den Kaiſerthron zu erheben. Die Stände ſchwankten, welchen Entſchluß ſie faſſen ſollten; Otto's entſchloſſener Geiſt ſiegte über ihren Wankelmuth. Er ward 936 zu Aachen gekrönt, aber des ruhigen Beſitzes der Krone ſollte er ſich nicht erfreuen. Ein Aufſtand in Böhmen war kaum durch Herrmann Billung, dem Otto das Herzogthum Sachſen verliehen hatte, geſtillt worden, als die Söhne des verſtorbenen Herzogs Arnulph in Bayern von ihm bekriegt werden mußten. Er beſiegte die nach Unabhängigkeit Strebenden, und gab das Herzogthum an Arnulphs Bruder Berthold (939). Eben ſo fand ſich der Herzog Eberhard von Franken durch einen königlichen Ausſpruch beleidigt, und verband ſich mit Otto's Stiefbruder Tankmar, welcher zu den Waffen gegriffen hatte, weil Otto ſein Erbe einem Fremden gab. Beide hatten ſich der Feſtung Eresburg bemächtigt; Otto zwang ſie zur Uebergabe, und Tankmar wurde innerhalb der ſchützenden Mauern der Kirche neben dem Altar ermordet. Aber Eberhard, der anfangs verbannt worden, ſpäter jedoch ſein Herzogthum wieder erhalten hatte, erneuerte die Fehde, im Bunde mit Otto's Bruder Heinrich, mit Giſelbert von Lothringen, Otto's Schwager, und unterſtützt von dem Könige von Frankreich. Herzog Hermann von Schwaben beſiegte (939) die Feinde des Königs; Eberhard fiel in der Schlacht, Giſelbert ertrank im Rhein, und der König von Frankreich ſchloß Frieden (940) und vermählte ſich mit Otto's Schweſter, der Witwe Giſelberts. Graf Conrad von Worms ward mit Lothringen belohnt, und heirathete Otto's Tochter Luitgard. Seinem Sohne Ludolf gab der König (949) das Herzogthum Schwaben, und ſeinem Bruder Heinrich, nachdem die Mutter beide mit einander verſöhnt hatte, Bayern (947). Auch bei den Nachbarn erwarb ſich Otto durch die Gewalt ſeiner Waffen Hochachtung. Die Dänen, welche verheerend in Deutſchland eingefallen waren, wurden von ihm über die Eyder zurückgetrieben, die er zu Deutſchlands Gränze beſtimmte. Der König Harald konnte ſeine Krone nur unter der Bedingung retten, daß er

Dänemark dem deutſchen Reiche lehn- und tributpflichtig machte und das Chriſtenthum annahm. In das Meer, das Dänemark von Norwegen ſcheidet — noch jetzt Ottenſund genannt — ſtieß er ſeine Lanze, zum Zeichen, daß nur das Meer ſeine weitern Fortſchritte hemme. Das Königreich Böhmen hatte Otto an Wenzel gegeben, der von ſeinem Bruder Boleslaus ermordet wurde. Da Otto ſich weigerte, dieſem den erledigten Thron zu verleihen, ſo beſchloß derſelbe, Böhmen von Deutſchland unabhängig zu machen. Ein vierzehnjähriger Krieg begann, der endlich damit endigte, daß Boleslaus die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte und ſich taufen ließ. König Ludwig (Outremer) rief ihn zu Hülfe gegen ſeine aufrühriſchen Vaſallen, die ihn unter Anführung des mächtigen Grafen Hugo vom Throne zu ſtoßen ſuchten. Otto trieb die Aufrührer zu Paaren, und befeſtigte ſeines Schwagers Herrſchaft. Die Italiener riefen ihn herbei, ſie von den Bedrückungen Berengars II. zu befreien. Er beſiegte den Uſurpator, und vermählte ſich mit des vorigen Königs Lothar Witwe, Adelheid, worauf er (951) zu Pavia als lombardiſcher König gekrönt wurde. Dieſe zweite Ehe hatte aber verſchiedene nachtheilige Folgen. Sie verwickelte ihn nicht nur in weitausſehende Kämpfe wegen des Beſitzes von Italien, ſondern bewirkte auch, daß viele Ausländer an den Hof gezogen wurden, und ſeine würdigſten Familienmitglieder ſich aus Mißvergnügen gegen ihn auflehnten. Sein wackerer Sohn, Ludolf von Schwaben, verband ſich mit ſeinem Schwager, dem Herzoge Conrad von Lothringen, jedoch weniger gegen den Vater, als gegen den ränkevollen Herzog von Bayern, Otto's Bruder, der Adelheids Gunſt zu erhalten gewußt hatte. Dennoch verloren beide (954) ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des bayriſchen Heinrichs Schwiegerſohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt. Ober-Lothringen bekam Friedrich; Nieder-Lothringen Gottfried; über beide führte der Erzbiſchof Bruno von Cöln, Otto's Bruder, die Oberaufſicht. Kaum waren dieſe Angelegenheiten geordnet, als die von Kaiſer Heinrich ſo nachdrücklich zurückgeſchlagenen Ungarn aufs neue einen Einbruch in Deutſchland verſuchten. Otto führte die geſammte Macht des Reichs gegen ſie, und ſchlug ſie auf dem Lechfelde bei Augsburg (den 10ten Auguſt 955) dergeſtalt, daß ſie ſeit dieſer Zeit keinen neuen Angriff auf Deutſchland wagten. Geſichert vor den Ungarn, richtete Otto ſeinen Blick wieder auf Italien, als Berengar, der ihm den Vaſalleneid geſchworen hatte, einen neuen Empörungsverſuch wagte. Er ging dahin und ward (961) vom Erzbiſchof von Mailand zum Könige von Italien, und bald darauf (am 2ten Februar 962) vom Papſt Johann XII. in Rom zum Kaiſer gekrönt. Dieſer ſchwur dem Kaiſer den Eid der Treue; die römiſche Geiſtlichkeit verſprach künftig keinen Papſt anders als in Gegenwart kaiſerlicher Commiſſäre zu wählen. Otto dagegen beſtätigte die verſchiedenen dem Papſte gemachten Schenkungen, ohne ſie jedoch näher zu beſtimmen. Bald aber reute es den Papſt, ſich in dem Kaiſer einen Herrn gegeben zu haben, und er wagte zu den Waffen zu greifen, während Otto zu Pavia war. Dieſer eilte nach Rom, ließ den Papſt abſetzen und ſtatt ſeiner Leo VIII. wählen (963), wofür ihm und allen ſeinen Nachfolgern die ausgedehnteſten Rechte bewilligt wurden. Aber kaum war Otto nach Deutſchland zurückgekehrt, als die Römer frei ſeyn wollten, den Papſt abſetzten und die alte Verfaſſung herſtellten. Otto erſchien abermals in Rom, und beſtrafte die Schuldigen mit dem Tode. In ſeinen letzten Lebensjahren gerieth er mit den morgenländiſchen Kaiſern in einen Krieg, der damit endigte, daß der Kaiſer Johann Zimisces ſeine Nichte Theophanie an Otto's Sohn vermählte. Bald darauf, den 7ten Mai 973, ſetzte der Tod ſeiner raſtloſen Thätigkeit

ein Ziel. Er ſtarb mit dem Ruhm, Carls des Großen Reich in Italien wieder hergeſtellt zu haben; aber Carl war der Rächer, Otto der Beſieger und Unterdrücker Roms. Otto beſaß große Eigenſchaften, hohen Muth, Geradheit und die ſtrengſte Gerechtigkeitsliebe. Die Geiſtlichkeit, deren Freund er war, verdankt ihm in Deutſchland ihre Macht und Reichthümer; er verlieh ihr ganze Herzogthümer und Grafſchaften mit fürſtlicher Gewalt. Er liegt beerdigt in dem Dom zu Magdeburg, den er bauen ließ. Ihm folgte

Otto II., geboren 955, Otto's I. und der ſchönen Adelheid jüngſter Sohn. Den Kaiſerthron beſtieg er den 13ten Mai 973. Seine Brüder waren vor dem Vater geſtorben, und hatten dadurch ihm nicht nur die Nachfolge auf dem väterlichen Thron, ſondern zuvor ſchon die Mitregentſchaft geſichert. Sein Vater ſelbſt nannte ihn ſeinen Mitregenten, und ließ ihn zum römiſchen Könige krönen, ſo daß er der erſte römiſche König war, den uns die Geſchichte der Deutſchen aufſtellt. Er hatte von ſeinem Vater jenen heftigen unſteten Geiſt geerbt, der ſich mit großen Entwürfen beſchäftigt und zu ihrer Ausführung eilt, bevor ſie völlig gereift ſind. Heftige Leidenſchaften, denen ſelbſt ein Königsthron nicht zur Entſchädigung dient, ſtürmten in der Seele Otto's II., und da er ſchon im 29ſten Jahre ſeinen mißlungenen Entwürfen unterlag: ſo hatte er nicht einmal das Glück, durch ſpätere reifere Handlungen die Welt mit den Uebereilungen ſeiner Jugend auszuſöhnen. In den erſten Jahren hatte ſich Adelheid der Zügel der Regierung bemächtigt. Als Otto, der Abhängigkeit müde, ſie vom Hofe entfernte, brach ein Bürgerkrieg aus, an deſſen Spitze der junge Herzog von Bayern, Heinrich, ſtand. Otto verfuhr mit Strenge gegen ſeinen Vetter Heinrich, nahm ihm Bayern und verlieh es ſeinem Vetter Otto von Schwaben (978), der dadurch zum Beſitze zweier großen Lehen gelangte. Mit König Lothar gerieth Otto über Lothringen in Krieg. Er verſammelte 60,000 Mann, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, deſſen Vorſtädte er verbrannte. Aber auf dem Rückmarſch wurde er an der Aisne geſchlagen. Der Graf von Anjou verfolgte ihn durch die Ardennen und foderte ihn zum Zweikampf, den Otto aber ausſchlug. — In Italien ſuchte er ſeine Macht dadurch feſter zu begründen, daß er die Griechen aus dem Ueberreſte des Exarchats in Apulien und Calabrien verdrängen wollte. Dieſe riefen aber die Araber (981) von Sicilien zu Hülfe, und Otto erlitt bei Baſentello in Calabrien (den 13ten Juli 982) eine völlige Niederlage. Er ſelbſt floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf ſich in daſſelbe, und ward von einem vorbeiſegelnden griechiſchen Schiffe aufgenommen, weil er verſprach, ſich nach Conſtantinopel bringen zu laſſen, wenn man ihn vorher zu Roſano in Calabrien ausſetzen würde, wo ſeine Gemahlin, eine geborne Griechin, ſich mit großen Schätzen befände. Man benachrichtigte Theophanien von dem Schickſale ihres Gemahls. Der griechiſche Befehlshaber aber erlaubte keinem den Eintritt ins Schiff, außer einem deutſchen Biſchofe und den Mädchen, welche die zugeſicherten Schätze überbringen ſollten. Die Griechen, von Golddurſt ergriffen, waren eben mit dieſen Koſtbarkeiten beſchäftigt, als Otto ſich ins Meer ſtürzte, um ſich durch ſeine Fertigkeit im Schwimmen zu retten. Zwar wollten ihn die Griechen daran hindern, aber unter den Mädchen befanden ſich verkleidete deutſche Jünglinge, welche die Flucht ihres Kaiſers ſicherten. So entkam Otto der Gefahr, aber ſeine Geſundheit war zerrüttet, ſein Geiſt gebrochen. Auf einem Reichstage zu Verona, wo ſein dreijähriger Sohn zum Nachfolger erwählt wurde, beſchloß man die Griechen und Araber anzugreifen, und ſelbſt Sicilien zu erobern. Aber Otto erlag ſeinem Kummer

in der Blüthe des Lebens. Er ſtarb zu Rom den 7ten December 983. — Sein Sohn, Otto III., der ihm folgte, war 980 geboren, und ſtarb ſchon 1002. Mit ihm erloſch der Mannsſtamm des ſächſiſchen Kaiſerhauſes.

Otto von Wittelsbach, genannt der Große, Herzog von Bayern, war zu Kelheim geboren, und ein Abkömmling von Arnulph, ſo daß er zu dem alten Hauſe Bayern gehörte, das Otto I. im J. 948 des Herzogthums beraubt hatte, um es an Berthold zu geben. Er wurde im J. 1180 wieder in Beſitz geſetzt, nachdem Friedrich der Rothbart es Heinrich dem Löwen genommen hatte, und von ihm ſtammt das noch jetzt in Bayern regierende Fürſtenhaus ab. Ehe er in ſein Herzogthum zurückkehrte, war Otto Pfalzgraf von Bayern, und hatte ſich durch ſeine Tapferkeit ſehr hervorgethan. Auf dem erſten Heereszuge Friedrichs des Rothbarts nach Italien nahm er mit 200 Mann einen ſteilen Felſen ein, der den Uebergang über die Etſch bei Verona vertheidigte. Das Mailändiſche, Toscana und alle die Orte, wohin Friedrich ſeine Waffen trug, waren zu verſchiedenen Malen der Schauplatz ſeiner Heldenthaten. Friedrich gebrauchte ihn zu verſchiedenen wichtigen Verhandlungen, und obgleich er Regensburg als freie Reichsſtadt und das tyroler Land von Bayern trennte, ſo war ihm Otto darum nicht minder treu. Er ſtarb 1183, und hinterließ außer zwei Töchtern einen noch unerwachſenen Sohn, Ludwig, der ſein Erbe war.

Otto von Freyſingen, des Markgrafen von Oeſterreich, Leopolds des Heiligen, und der Agnes, der Tochter Kaiſer Heinrichs IV., Sohn. Sein Vater, der ihn dem geiſtlichen Stande widmete, ernannte ihn zum Propſt des von ihm geſtifteten Kloſters zu Neuburg, übertrug aber die Verwaltung dieſes Amts einſtweilen einem Andern, bis ſein Sohn von Paris, wohin er ihn wegen ſeiner Studien geſendet hatte, zurückgekehrt ſeyn würde. Vorzügliche Talente, eine ungemeine Gelehrſamkeit und ſeine edle Geburt verſprachen dem jungen Otto die glänzendſten geiſtlichen Würden; aber, entfernt von allem Ehrgeiz, trat er auf ſeiner Rückreiſe von Paris zu Morimont in Burgund in den Ciſterzienſerorden, und wurde in kurzem Abt dieſes Kloſters. Hier würde er in frommer Sitte ſein Leben verbracht haben, hätte ihn nicht ſein Stiefbruder, Kaiſer Konrad III., im J. 1137 veranlaßt, das Bisthum Freyſingen anzunehmen, das er zwanzig Jahre, bis an ſeinen am 22ſten September 1158 erfolgten Tod, verwaltete. Durch eine allgemeine Geſchichte (gewöhnlich mit Unrecht Chronik genannt) bis zum Jahr 1146, in acht Büchern, und durch eine Geſchichte Kaiſers Friedrich I. in zwei Büchern hat er unter den deutſchen Hiſtorikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang erworben. Entgeht auch ſein Styl nicht immer dem Vorwurf des Gezwungenen und Gekünſtelten, ſo zeigt doch ſeine ganze Behandlung des Stoffs den mit dem Leben und Treiben der großen Welt vertrauten Mann. Seine Verwandtſchaft mit dem Kaiſerhauſe verſchaffte ihm die genauſten und gründlichſten Nachrichten, und er erwarb ſich das Verdienſt, intereſſante Urkunden ganz einzurücken. Seine, ehedem oft bezweifelte, Unparteilichkeit macht ihn höchſt ſchätzenswerth; am ſchönſten hat er ſie in der Schilderung der Streitigkeiten zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer bewährt, bei welcher er, an die eine Partei durch ſeine Verhältniſſe als Geiſtlicher, an die andere durch ſeine Blutsfreundſchaft geknüpft, allerdings einen höchſt mißlichen Standpunkt hatte. Uebrigens war ſeine Anſicht der Geſchichte, als eines groſſen Trauerſpiels, welche durch ſein ganzes Werk hindurch geht, gewiß nicht mönchiſche Frömmelei, ſondern tiefgeſchöpftes Reſultat aus den Schickſalen ſeiner eignen Familie und aus den Ereigniſſen, welche die damals noch in trüben Maſſen gährende Welt ſeiner Beobachtung darbot. — Neueſte

Ausgabe ſeiner Schriften in Urſtiſius Sammlung deutſcher Geſchichtſchreiber; ſeine Geſchichte Friedrichs I. deutſch bearbeitet in Schillers Memoiren 1. Abtheilung 2. Bd. A—s.

Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, in der Geſchichte als Königsmörder merkwürdig. Philipp von Schwaben, der ſich mit Otto IV. ſeit 1197 um die deutſche Königswürde ſtritt, und endlich ein großes Uebergewicht über denſelben gewann, hatte ihm ſeine Tochter zur Gemahlin verſprochen, aber nachher ſein Wort nicht gehalten, und überdies folgende neue Treuloſigkeit an ihm begangen. Als ſich Otto nachher mit der Tochter eines polniſchen Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp ſtatt des verſprochenen Empfehlungsſchreibens einen Brief mit, worin der Herzog vor ihm als vor einem Unruheſtifter gewarnt und gebeten wurde, ihn ſeiner eignen Sicherheit wegen zu verhaften. Otto ahnete Betrug, erbrach den Brief und eilte voll Zorn und Rache (1208) nach Bamberg, wo eben Philipp ſeinen Hof hielt. Er drang (den 21ſten Juni) mit bloßem Schwert in ſein Gemach, und verſetzte ihm eine tödtliche Wunde am Kopf, an der er bald ſtarb. Er entkam in der erſten Beſtürzung der Hofleute glücklich aus dem Schloſſe. Aber Otto IV., der nunmehr die Kaiſerwürde erhielt, erklärte den Mörder (1208) auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marſchall von Pappenheim traf 1209 den Geächteten auf der Flucht an der Donau, und ermordete ihn, worauf auch Otto's Schloß Wittelsbach in Obern-Bayern, der Sitz einer anſehnlichen Grafſchaft, zerſtört wurde. — Ueber Babo's dramatiſche Bearbeitung dieſer Geſchichte ſiehe Babo. Von geringerm Werthe iſt Steinsbergs Trauerſpiel dieſes Namens.

Ottomaniſche Pforte, ſ. Türkei.

Otway (Thomas), ein berühmter engliſcher Tragödiendichter, geboren 1651 zu Trotting in Suſſex, erhielt ſeinen erſten Unterricht zu Wincheſter, und bezog 1669 die Univerſität Oxford. Aber Mangel und vielleicht eine gewiſſe Unregelmäßigkeit waren Urſach, daß er vor Beendigung ſeiner Studien die Univerſität verließ. Er ging nach London, und betrat, um ſeinen Unterhalt zu verdienen, die Bühne, jedoch ohne beſondern Erfolg. Er hoffte als Theaterdichter glücklicher zu ſeyn. Im J. 1675 wurde ſein erſtes Trauerſpiel, Alcibiades, gegeben; im nächſten Jahre erſchien ſein Don Carlos, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Seine theatraliſchen Arbeiten verſchafften ihm die Bekanntſchaft mit mehrern Männern aus der großen Welt, unter andern mit dem Carl of Plymouth, einem natürlichen Sohn Carls II., der ihm bei den 1677 nach Flandern beſtimmten Truppen eine Anſtellung als Cornet verſchaffte. Otway folgte zwar ſeinem Regimente, kam aber bald im Geleit ſeiner gewohnten Dürftigkeit nach London zurück. Er fuhr fort, durch Arbeiten für das Theater ſeinen Unterhalt zu erwerben, den jedoch Mangel an Aufmunterung und Ausſchweifungen ſehr ſchmälerten. Er überſetzte zwei Stücke (Titus und Berenice, und die Schelmſtreiche Scapins) aus dem Franzöſiſchen, und ſchrieb zwei neue Tragödien: The Orphan (1680) und Venice preserved (1682), welche letzteren ſich auf der Bühne erhalten und ſeinen Ruf gegründet haben. Sie gehören zu dem Beſten, was die neuere dramatiſche Literatur der Engländer aufzuweiſen hat, und zeichnen ſich ſowohl im Zärtlichen als Pathetiſchen aus. Wäre Otway auf dieſem Wege fortgegangen, ſo würde er gewiß bleibendere Werke geliefert haben, aber die äußerſte Noth, aus der er ſich nie emporarbeiten konnte, machte ſeinem Leben ſchon 1685 ein Ende. Nach einer allgemein verbreiteten Erzählung war er dem Verhungern nahe, als er eine Guinee geſchenkt bekam; er

kaufte ſogleich etwas zu eſſen, und verſchlang es mit ſolcher Haſt, daß er daran erſtickte. Johnſon ſtellt dieſe Angabe in Zweifel; nach den von Pope eingezogenen Erkundigungen ſtarb er an einem Fieber. Sein Tod erregte zwar Theilnahme, aber ſein unſittlicher Charakter hatte ihn durchaus um die allgemeine Achtung gebracht. Ueberdies hat er ſich in ſeinem Leben und ſeinen Schriften als einen ſchamloſen Schmeichler der Großen gezeigt.

Oudinot, Herzog von Reggio, Großkreuz der Ehrenlegion u. ſ. w., geboren zu Bar in Lothringen, ſtieg durch die Verdienſte ſeiner perſönlichen Tapferkeit und ſeine militäriſchen Talente ſchnell vom gemeinen Soldaten bis zum General. Er commandirte 1796 ein Corps bei der Rheinarmee und 1798 nahm ſeine Diviſion Mannheim ein. Hierauf diente er unter Maſſena in der Schweiz, und wurde im Juni 1799 verwundet. Von da ging er als Chef des Generalſtabes zur Armee in Italien, und bekleidete dieſen Poſten in den Jahren 1800 und 1801. Im Monat April 1805 erhielt er an Junots Stelle, der nach Portugal geſandt wurde, das Obercommando der Grenadiere von der Reſerve der Armee zu Boulogne, und kurz darauf das rothe Band. Bei dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten mit Oeſterreich befehligte er eine Diviſion, und war einer der erſten, die über den Rhein gingen. Er zeichnete ſich ſodann in dem Gefechte von Wertingen und Amſtetten aus, wurde in dem Gefechte von Junkersdorf verwundet, in Wien behandelt, und übernahm ſchon nach wenigen Tagen das Commando der Grenadiere wieder. In dem preußiſchen Feldzuge that er ſich vornehmlich an Lannes Seite in der Schlacht von Friedland hervor, ging dann nach Frankreich, ward hierauf zum Reichsgrafen ernannt, und war bei der Unterredung Napoleons und Alexanders 1808 Commandant zu Erfurt. In dem Feldzuge von 1809 ſtand er an der Spitze der Gardegrenadiere. Er ward nach dem Frieden zum Herzog von Reggio und zum Commandirenden in Holland ernannt. Im ruſſiſchen Feldzuge befehligte er wieder die Grenadiere, war thätig bis zur Entthronung Napoleons, wurde von dem Könige mit Auszeichnung behandelt und zum Pair und ſpäter auch zum Marſchall ernannt.

Ouvertüre (von dem franzöſiſchen Worte ouvrir, eröffnen), bedeutet ein Tonſtück, welches zum Eingange eines Schauſpiels, eines Concerts, oder einer feierlichen muſikaliſchen Aufführung dient. Der franzöſiſche Componiſt Lully ſoll dergleichen Stücke zuerſt verfertigt haben, um vor ſeinen Opern geſpielt zu werden, und von dieſer Zeit an ward jedes dergleichen Schauſpiele mit einer Ouvertüre eröffnet. Ehedem hatte ſie eine beſtimmte Form: ſie fing jederzeit mit einem nicht weitläufig ausgeführten Grave im Viervierteltakte an, welches in der Dominante ſchloß und mit der Cäſur dieſes Schluſſes in eine Fuge von willkührlicher Tonart überging, nach welcher das Grave zum Theil wiederholt wurde. Die Ouvertüre hatte bis gegen die Mitte des verwichenen Jahrhunderts jederzeit faſt die nämliche Form, deren ſich Mozart bei der bekannten Ouvertüre zu ſeiner Zauberflöte bedient hat. Waren dieſe Ouvertüren nicht für die Oper, ſondern für das Concert beſtimmt; ſo ſetzte man nach der Fuge auch wohl eine Tanzmelodie hinzu, als z. B. eine Menuett, eine Angloiſe oder dergleichen, womit ſie alsdann ſchloſſen. Da dieſe Art von Ouvertüren, wie wir deren Charakter ſo eben angegeben haben, einen höhern Grad von Wiſſenſchaft, Kenntniß und Geſchmack erfoderten, als der gewöhnliche Haufe der Tonſetzer im Allgemeinen zu beſitzen pflegte; ſo ſchaffte man ſie ab, und fing an, die Sinfonien (ſ. d. Art.) an deren Stelle zu ſetzen. Uebrigens werden die eigentlichen Ouvertüren noch häufig von franzöſiſchen Componiſten vor ihre Opern componirt; ſo wie die Ouvertüren von

Haydn, der dieſe Art Muſikſtücke ganz insbeſondere ausgebildet hat, eigentlich mehr als ſolche, denn als eigentliche Ouvertüren, zu betrachten ſind.

Pq.

Ovid. Publius Ovidius Naſo, einer der bekannteſten und merkwürdigſten römiſchen Dichter aus dem auguſteiſchen Zeitalter, aus ritterlichem Geſchlecht, geb. zu Sulmo, im Lande der Peligner in Mittel-Italien, im J. Roms 711, vor Chr. Geb. 43. Muß man auch zugeben, daß er an Gediegenheit und künſtleriſcher Vollendung, ſo wie an Erhabenheit und Würde andern ſeiner Zeitgenoſſen nachſtehe; ſo iſt es doch gewiß, daß er von keinem an anmuthiger Leichtigkeit und Gewandtheit übertroffen wird. Dabei iſt nicht zu läugnen, daß er es ſich mitunter allzuleicht und bequem macht, auch wohl bisweilen in eine unangenehme Geſchwätzigkeit und froſtige Spielerei verfällt. Aber glücklich weiß er die kleinen eigenthümlichen Züge menſchlicher Leidenſchaft aufzufaſſen und darzuſtellen. Manche ſeiner Erzählungen aus dem Gebiet der Idylle und Romanze ſind ungemein lieblich und lebendig, z. B. die von Pyramus und Thisbe, von Dädalus und Icarus, von Philemon und Baucis. Hier iſt er Meiſter, und unter Allem, was wir noch von dieſem fruchtbaren Dichter haben, möchte man wohl mit Recht dieſen Erzählungen den Preis zuerkennen. Ovid ſagt ſelbſt in der merkwürdigen Elegie (der 10ten des 4ten Buchs ſeiner Trauergeſänge), wo er ſein inneres und äußeres Leben ſchildert, er ſey zum Dichter geboren; trotz der Ermahnungen ſeines Vaters, der einen tüchtigen Rechtsgelehrten und Senator aus ihm bilden wollte, habe ihn doch ſchon als Knaben ein geheimer, unwiderſtehlicher Trieb zum Dienſt der Muſen hingezogen; vergeblich habe er ſich bemüht, den Wunſch ſeines Vaters zu erfüllen, was er geſchrieben, ſey von ſelbſt zum Verſe geworden. Uebrigens giebt er nicht undeutlich zu verſtehen, daß er von jeher ein gemächliches, von Amtsgeſchäften freies Leben geliebt, und ein Jünger des Epicur geweſen ſey. Dieſer Hang zur Gemächlichkeit und zum fröhlichen Lebensgenuß, wobei ihm ſein anſehnliches Vermögen zu Statten kam, machte es ihm auch unmöglich, viel Zeit auf die Vollendung ſeiner Verſe zu wenden, die dennoch, auch in dieſer mangelhaften Geſtalt, das wußte er, von der großen Menge mit Begierde geleſen und wieder geleſen wurden. Denn die Sinnlichkeit fand in ihnen reiche Nahrung, und auch die Edleren wurden durch das Anmuthige der Darſtellung ſowohl, als durch die Wahl des Stoffs vielfach angezogen. In Ovids Gedichten bewegte ſich die ganze Fabelwelt im bunteſten Schmuck der Phantaſie, und die Vorzeit des römiſchen Volkes mit ihren Sagen, und die berühmten Heroen und Heroinnen des Alterthums erſchienen noch einmal lebendig vor den Augen der entzückten Zuſchauer. Und ſelbſt das traurige Schickſal, das den Dichter in ſeinen letzten Jahren traf, trug nicht wenig dazu bei, ſeinem Namen und ſeinen Poeſien eine ungewöhnliche Berühmtheit zu verſchaffen. Doch ehe wir darauf kommen, möge eine gedrängte Ueberſicht ſeiner Gedichte und eine kurze Beurtheilung ihres Werthes vorangehen. Sein größtes und berühmteſtes Gedicht ſind die Metamorphoſen oder Verwandlungen in 15 Büchern, ein ſeltſames Werk, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, was es doch unſtreitig nach dem Plane des Dichters ſeyn ſollte. An einen Faden gereiht, den man nicht ſelten in Gefahr iſt, ganz aus dem Auge zu verlieren, windet ſich der bunte Kranz der mannichfaltigſten Erzählungen von dem geſtaltloſen Chaos an, aus dem man das ſchön geordnete Weltall mit Allem, was darin lebt und webt, ſich entwickeln ſieht, durch die mythiſche Zeit und alle Weltalter hindurch bis zu den Tagen Julius Cäſars. Jede dieſer Erzählungen endigt mit einer Verwandlung;

aber dieſe erſcheint oft ſo wenig als Hauptſache, wie man doch nach der Ueberſchrift des Ganzen erwarten ſollte, daß vielmehr nicht ſelten eine lange Reihe von Verſen vorangeht, die darauf nicht die geringſte Beziehung haben, aber gleichwohl gerade das Vorzüglichſte und Anziehendſte ſind, wobei der Dichter augenſcheinlich mit Liebe verweilt; und am Ende wird dann die Verwandlung mit einigen Verſen ganz kurz abgefertigt, die die meiſten Leſer gewiß recht gern dem Dichter ganz erlaſſen hätten. Aehnlich iſt ein anderes Gedicht des Ovid, wo an die merkwürdigen Tage und Feſte des römiſchen Calenders Erzählungen aus der Mythologie und aus der ältern römiſchen und italieniſchen Geſchichte geknüpft ſind. Es iſt überſchrieben „Facti,“ umfaßt aber nur in ſechs Büchern die ſechs erſten Monate. Vorzüglich wichtig iſt es für die römiſche Chronologie, und eine der gelungenſten eingewebten Erzählungen die Geſchichte von der Lucretia in zwei Büchern. Es ſcheint, der Dichter habe das Werk ſelbſt unvollendet gelaſſen. Das Ganze iſt übrigens in Diſtichen geſchrieben, die Metamorphoſen dagegen in Hexametern. Auch Sänger der Liebe iſt Ovid; aber nicht der himmliſchen Er ſelbſt war von dem Zauber der ſinnlichen Luſt ſo befangen, daß ſein Lied nur in ihrem Kreiſe ſich bewegen konnte. Jene göttliche Begeiſterung, die in der Liebe unendlich mehr ahnet und ahnen läßt, als einen flüchtigen Sinnenrauſch, die ſie zur Sache des Herzens macht, und der Würde der Frauen mit zarter Scheu huldigend, dieſe ſelbſt zu Prieſterinnen der häuslichen Tugend weiht — war jener Zeit und jenem Volke fremd. Wir haben noch drei Gedichte von Ovid, welche ſich auf die Liebe beziehen, ſämmtlich im elegiſchen Versmaß. Zuerſt Amores in drei Büchern, dann die Kunſt zu lieben, ebenfalls in drei Büchern, und von den Mitteln gegen die Liebe in einem Buch. An üppigen und in ſittlicher Hinſicht verwerflichen Stellen fehlt es in dieſen Gedichten nicht; aber ſie können als Beitrag dienen zur genauern Kenntniß des ſittlichen Zuſtandes der damaligen römiſchen Welt; auch findet ſich hier und da manches eingemiſcht, was man gerade hier nicht ſuchte, und was bei einer Auswahl oder Blumenleſe aus Ovid-Gedichten nicht überſehen werden dürfte; z. B. die 15te Elegie des 1ſten Buches der amorum, wo der Dichter die berühmteſten Sänger der Griechen und Römer nach einander aufführt und ſeine eigne Unſterblichkeit ahnend ausſpricht. Zu den ſchönſten Stellen gehört auch die Episode von Cephalus und Procris im 3ten Buche der Kunſt zu lieben. Auch in einer eigenthümlichen Gattung hat ſich Ovid nicht ohne Glück verſucht, in einer Gattung, von welcher wir bei alten und neuen Dichtern wenige Beiſpiele finden. Wir haben nämlich von Ovid noch eine Sammlung ſogenannter Heroiden, d. h. 21 Briefe bekannter, meiſt weiblicher Perſonen der älteſten, halb fabelhaften Zeit, z. B. der Penelope an Ulyſſes, der Dido an Aeneas, der Ariadne an Theſeus. Endlich haben wir von Ovid auch noch Elegien im eigentlichen Sinn des Wortes, nämlich Klagelieder, oder Trauergeſänge, wie er ſie ſelbſt benennt, tristia, und Briefe, epistolae ex Ponto, ebenfalls im elegiſchen Versmaß und verwandten Inhalts, ſämmtlich in ſeiner Verbannung geſchrieben, jene in fünf, dieſe in vier Büchern. Man muß die ungemeine Leichtigkeit und Gewandheit bewundern, mit welcher Ovid ſich auch in dieſen Gedichten bewegt, wo das Herz ihm ſo ſchwer war, und die Bürde des Alters überdies ſchon auf ihm laſtete; darum iſt es aber auch gerade hier dem Sänger am erſten zu verzeihen, wenn der Strom der Verſe öfters zwar breit genug, aber ſeicht fließt; doch treffen wir auch hier und da auf Stellen, wo ſich ein tiefes Gefühl wahr und lebendig ausſpricht. Zur Erläuterung iſt es nöthig, hier noch etwas mehr über die letzten traurigen Schick-

ſale unſers Dichters zu ſagen. Ovid hatte, wie ſchon geſagt, im Genuß eines nicht unbedeutenden Vermögens, ohne in ſeinen reifern Jahren ein öffentliches Amt zu bekleiden, und ohne ſich mit dem Geſchäft des Sachwalters und Redners zu befaſſen, bis in ſein 50ſtes Jahr faſt einzig der Poeſie und dem Leben ſelbſt gelebt, wie es ſcheint, in angenehmen Verhältniſſen mit Verwandten und Freunden und gern geſehen an Auguſtus Hofe, harm- und ſorgenlos. Durch ſeine auf den Geſchmack der großen Menge berechneten Gedichte hatte er bereits eine nicht geringe Berühmtheit erlangt, die ſeiner Eitelkeit nicht wenig ſchmeichelte; und ſo konnte er hoffen, die letzten Jahre vollends in behaglicher Ruhe auf den leicht gewonnenen Lorbeern ſeines Dichterruhms zu verleben. Plötzlich aber zerſtörte der Bannſtrahl, den Zeus-Auguſtus vom palatiniſchen Berg herab auf den armen Dichter ſchleuderte, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, ſein ganzes häusliches und irdiſches Glück. Er bekam den Befehl, nicht nur Rom, ſondern ſelbſt Italien ſofort zu verlaſſen, und er mußte gehorchen. Getrennt von Weib und Kind, von Verwandten und Freunden, von dem mütterlichen Lande, von Italiens mildem Himmel, von der herrlichen Roma — mußte er in ein weit entlegenes, ihm ganz fremdes Land, über's Meer, an die unwirthbare Küſte des Pontus euxinus, gen Tomi (in Nieder-Möſien, dem jetzigen temeswarer Bannat), wo damals die rohen Geten wohnten, wandern. Die Frage, worin ſein Verbrechen beſtand, hätte wohl Ovid ſelbſt am beſten genügend beantworten können; aber er hebt den Schleier nur halb, und ſo bleibt die Sache ein Geheimniß, das wir vergebens ganz zu enthüllen ſuchen würden. Indeß verſichert er doch an mehr als einem Orte ausdrücklich, ein Verſehen ſey es zwar, was ihm dieſe Verbannung zugezogen, aber keineswegs ein Verbrechen. Auch nennt er mehr als einmal ſeine Poeſien die Urſache ſeines Unglücks. Gewiß aber waren ſeine üppigen Verſe nicht der einzige, ja nicht einmal der eigentliche Grund der über ihn verhängten Strafe; auch deutet er ſelbſt an, er habe etwas geſehen, und dadurch den Zorn des Auguſtus gegen ſich gereizt. Daraus läßt ſich vermuthen, er habe um irgend etwas gewußt, das den Auguſtus nahe anging, und deſſen Verheimlichung vielleicht den Unwillen des Gewalthabers in ſo hohem Grade erregte. Was dies geweſen, läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen. Manche meinen, es habe einen ſtrafbaren Liebeshandel der Julia betroffen, der berüchtigten Tochter des Auguſtus. Genug, daß der Dichter wenigſtens nach ſeiner eignen Ausſage nicht als ein ruchloſer Verbrecher erſcheint, was man ſonſt wohl aus der harten Züchtigung und aus dem unverſöhnlichen Zorn des Auguſtus, der ſich durch keine Bitten bewegen ließ, die Aechtung aufzuheben, ſchließen könnte. Ovid ſtarb in Tomi, nachdem er zehn Jahre in der Verbannung geſchmachtet hatte, in einem Alter von 60 Jahren, im Jahr Roms 771, nach Chr. Geb. 17. Die letzte Nacht ſeines Aufenthalts in Rom und ſeine ſchmerzliche Trennung von den Seinen und von der geliebten Heimath ſchildert er ſelbſt tiefbewegt in der 3ten Elegie des 1ſten Buchs der Trauergeſänge. Außerdem findet ſich noch in der Sammlung der ovidiſchen Poeſien ein langes Schmäh- und Fluchgedicht, Ibis überſchrieben, im elegiſchen Versmaß, worin der Dichter in immer neuen Wendungen auf eine widerliche und empörende Art die heftigſten Verwünſchungen und ſeinen unauslöſchlichen, ſelbſt nach dem Tode noch fortdauernden Haß gegen einen Ungenannten, der ihn ſchwer beleidigt hatte, ausſpricht. Einige andere kleinere Gedichte werden ihm mit Unrecht zugeſchrieben, z. B. de philomela,

de pulice. Aber manches Echte iſt auch verloren gegangen, worunter vorzüglich ſein Trauerſpiel Medea zu bemerken iſt. Man hat mehrere gute Ausgaben ſämmtlicher ovidiſchen Werke und einzelner Gedichte. Von jenen iſt eine der beſten die von Nikol. Heinſius, Amſterdam 1661, neu verbeſſert und mit Anmerkungen bereichert von Burmann, 1727. Von dieſer Recenſion mit den Heinſiusſiſchen Noten und einem ſehr vollſtändigen Wörterverzeichniß beſorgte Fiſcher eine neue Ausgabe, Leipzig (1758 und 1773). Nach der burmanniſchen Recenſion beſorgte eine Ausgabe der ſämmtlichen Werke mit einem Wörter- und Sachregiſter Mitſcherlich (Götting. 1796 bis 98). Von den Metamorphoſen hat Gierig eine brauchbare Ausgabe mit einem ausführlichen lateiniſchen Commentar geliefert (Leipzig 1804 bis 7) und von den Trauergeſängen und Briefen aus Pontus Harles, ebenfalls mit erläuternden Anmerkungen (Erlangen 1772). Von den Metamorphoſen hat Rode (Berlin 1791) eine deutſche Ueberſetzung geliefert, mit Anmerkungen für junge Leute, Künſtler und Kunſtliebhaber. Die ſchönſten Stellen eben dieſes Gedichts hat Voß, der Homeride, mit gewohnter Kunſtfertigkeit metriſch ins Deutſche übergetragen unter dem Titel: Verwandlungen nach Ovid, von J. H. Voß (Berlin 1798). Auch hat man die Metamorphoſen im Auszug zum Gebrauch auf Schulen von Meineke mit Anmerkungen von Lenz, und als lateiniſche Chreſtomathie einen Auszug daraus zu eben dieſem Gebrauch von Gierig. S.

Owaihi, die öſtliche und größte unter den Sandwichinſeln, welche erſt 1778 Cook entdeckte, und auf welcher dieſer Entdecker 1779 getödtet wurde. Sie hat ungefähr 50 deutſche Meilen im Umfang, gemäßigte Luft und trefflichen Boden. Man findet hier zwei ſehr hohe Berge, die beſtändig mit Schnee bedeckt ſind. Der eine, Mauna Koah, hat 18,400, der andere 16,000 Fuß Höhe. Im J. 1794 wurde die Inſel, jedoch der bisher beſtandenen Regierungs- und Religionsverfaſſung unbeſchadet, von den Engländern in Beſitz genommen. Die Einwohner ſind wohlgebildet, fleißig, und mit den Neu-Seeländern und den Bewohnern der Societätsinſeln von Einem Stamme. Man baut hauptſächlich Zucker.

Owen (Johann), zu Armon in Caernarvonſhire geboren, ſtudirte zu Oxford die Rechte, ward aus Armuth 1591 Schullehrer zu Tryleigh und 1594 zu Warwich, und ſtarb 1622 in ſehr ungünſtigen Umſtänden zu London. Seine zahlreichen lateiniſchen Epigramme, die ehedem viel geleſen wurden, nun aber meiſtens vergeſſen ſind, obwohl manche neuere Epigrammatiſten ſie fleißig benutzt haben, zeichnen ſich durch Eigenthümlichkeit, treffenden und beißenden (nur bisweilen in Gezwungenheit und Schmutzigkeiten ausartenden) Witz, tiefe Menſchenkenntniß und eine lebendige und höchſt correcte Sprache aus. Sie erſchienen unter andern zu Baſel 1780, 8. (auch lieferte Didot eine Prachtausgabe in 4.) Oweni epigrammata selecta mit den vorzüglichſten vorhandenen deutſchen Ueberſetzungen und Nachahmungen verſchiedener Verfaſſer, herausgegeben von C. H. Jördens. Leipzig, 1813, 8. A—s.

Oxenſtierna (Axel, Graf von), ein berühmter ſchwediſcher Miniſter, geboren zu Fano in Upland im J. 1583. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters wurde er mit Sorgfalt unter den Augen ſeiner Mutter erzogen. Um ſeine Studien weiter fortzuſetzen, ging er nach Roſtock, Wittenberg und Jena; er beſchäftigte ſich hier außer den Sprachen beſonders eifrig mit der Theologie, denn ſeine Neigung ſowohl als ſeine Fa-

milie hatte den geiſtlichen Stand für ihn beſtimmt, und obgleich er ſich ſpäter den Staatsgeſchäften widmete, ſo blieb ihm doch für ſein ganzes Leben eine große Liebe für das Studium der Theologie und ein lebhafter Eifer für die Ausbreitung der evangeliſchen Lehre. Er wurde daher oft in wichtigen Angelegenheiten der Kirche zu Rathe gezogen, und zeigte ſich dabei immer als einen Mann von Sachkenntniß und Urtheil. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Jahre beſuchte er die meiſten deutſchen Höfe, und als er 1602 mit allen damals im Auslande ſich befindenden Schweden zurückberufen wurde, um Carl IX. den Eid der Treue zu ſchwören, trat er bald darauf in die Dienſte dieſes Monarchen, der ihn 1606 als Geſandten an den mecklenburgiſchen Hof ſandte. Im J. 1609 trat er als 26jähriger Jüngling in den Senat, in welchem in ununterbrochener Reihe vom Vater auf den Sohn dreizehn ſeiner Vorfahren geſeſſen hatten. Das erſte öffentliche Geſchäft, welches er darauf übernahm, war die Beilegung gewiſſer Streitigkeiten zwiſchen dem liefländiſchen Adel und der Stadt Reval, die er glücklich beſeitigte. Er hatte dabei ſeine Talente in einem ſo günſtigen Lichte gezeigt, daß der König, der ſeinen Geiſt durch das Alter geſchwächt fühlte, ihn zum Aufſeher der königlichen Familie machte, und an die Spitze der Regentſchaft ſtellte. Als Guſtav Adolph den Thron beſtieg, wurde er zum Kanzler befördert, und im J. 1613 war er bei den Friedensunterhandlungen zwiſchen Schweden und Dänemark erſter ſchwediſcher Bevollmächtigter. Im folgenden Jahre begleitete er den König nach Deutſchland, und hatte bald darauf die Genugthuung, die Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und Schweden durch den ehrenvollen Frieden von Stolborn beendigt zu ſehen. Im J. 1620 begleitete er die zukünftige Gemahlin ſeines Königs von Brandenburg; im J. 1622 erwartete er den König in Liefland; ſpäter wurde er mit verſchiedenen Regimentern nach Preußen geſchickt, und zum Generalgouverneur aller daſelbſt den ſchwediſchen Waffen unterworfenen Diſtricte ernannt. Als die Kaiſerlichen nach Pommern gingen, um ſich ſelbſt zu Herren der Oſtſeeküſten zu machen, wurde Oxenſtierna an den Herzog von Pommern geſandt, um wegen der Beſetzung Stralſunds durch ſchwediſche Truppen ſtatt der däniſchen, die den Platz in Beſitz hatten, zu unterhandeln; von da ging er nach Dänemark, um für dieſes Arrangement die Genehmigung des Königs auszuwirken; durch franzöſiſche und engliſche Vermittelung aber gelang es ihm, mit Polen einen ſechsjährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen. In wie hoher Gunſt Oxenſtierna jetzt bei ſeinem Fürſten ſtand, erhellt aus einem Briefe, den dieſer im J. 1630 von Pommern aus an ihn ſchrieb, als er im Begriff war, gegen die Kaiſerlichen ins Feld zu rücken. Als der Krieg bald in das Herz von Deutſchland verſetzt worden, rief Guſtav Adolph ſeinen Kanzler zu ſich, um ſich ſeiner Talente und Einſichten zu bedienen. Er wurde deshalb mit unbeſchränkter Vollmacht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rheine verſehen, und nahm ſein Hauptquartier in Mainz, während Guſtav Adolph in Bayern und Franken vordrang. Er brach von dort mit den zuſammengebrachten Truppen auf, um zu dem Könige zu ſtoßen, und ſtand, als dieſer glorreich im J. 1632 bei Lützen ſchlug und fiel, in Ober-Deutſchland. Die Nachricht von des Königs Tode erſchütterte ihn tief, aber entmuthigte ihn nicht. Er ſammelte zahlreichere Heere, um Schweden und ſeine Bundesgenoſſen zu ſchützen, und beſuchte Dresden und Berlin, um Maßregeln wegen der Fortſetzung des Krieges zu verabreden. Die ſchwediſche Regierung ertheilte ihm jetzt ungemeſſene Vollmacht, um alles anzuordnen, wie er es für des Vaterlandes

Wohlfahrt am dienlichſten erachten würde. Dem gemäß trat er mit verſchiedenen Fürſten in Unterhandlungen, verſammelte einen Congreß zu Heilbrunn, und wurde hier als Director des evangeliſchen Bundes anerkannt. Die Eiferſucht, beſonders der Franzoſen, konnte ſeinem Genie keine Hinderniſſe in den Weg legen; er reiſ'te ſelbſt nach Frankreich und Holland, um dieſe beiden Mächte zur Theilnahme an der Sache der Evangeliſchen zu gewinnen. Aber mit Schmerzen fand er bei ſeiner Rückkehr nach Sachſen alles in der größten Unordnung, die Bundesgenoſſen ſchwankend, den Soldaten mißvergnügt und der Zucht entwöhnt, faſt alle muthlos gemacht durch den unglücklichen Ausgang der nördlinger Schlacht, den Kurfürſten von Sachſen offen der Sache des Feindes beigetreten. Sein an Hülfsquellen reicher Geiſt wußte jedoch auch unter dieſen ſchwierigen Umſtänden die Angelegenheiten ſeiner Partei vom Untergange zu retten. Nachdem er ſie geſichert ſah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück, von dem er zehn Jahre abweſend geweſen. Er ſehnte ſich nach einem ruhigern Wirkungskreis, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder, und nahm ſeinen Sitz im Senat als Kanzler des Reichs und einer der fünf Vormünder der Königin. Seine Hauptſorge war jetzt, die Königin mit allem, was auf die Regierungskunſt Beziehung hatte, bekannt zu machen, und ſie in den Grundſätzen einer geſunden Politik zu unterrichten. Da es ihm ſehr am Herzen lag, den Krieg in Deutſchland zu einem glücklichen Ende zu bringen, ſo ſandte er ſeinen Sohn, Johann Oxenſtierna, als ſchwediſchen Bevollmächtigten nach Deutſchland; der weſtphäliſche Friede kam endlich glücklich zu Stande. Oxenſtierna wohnte 1645 den Unterhandlungen mit Dänemark zu Bromſebo bei, und nach ſeiner Rückkehr ertheilte ihm die Königin Chriſtina die Grafenwürde. Zu derſelben Zeit wurde er zum Kanzler der Univerſität Upſala erwählt, und er verwaltete dieſes Amt mit großem Eifer und zum Gewinn dieſer gelehrten Anſtalt. Als Chriſtina ihren Entſchluß bekannt machte, einen Nachfolger zu ernennen, widerſetzte ſich Oxenſtierna aus allen Kräften; noch dringender widerſprach er ihrem Vorſatz, die Krone niederzulegen, und als er die Königin unerſchütterlich fand, ſchützte er Krankheit vor, um an den Verhandlungen über eine Maßregel nicht Antheil nehmen zu dürfen, die er als den Anfang großer Uebel anſah. Er fand ſeitdem keine Freude mehr an den Staatsgeſchäften, wiewohl er fortfuhr, ſeinem Lande gewiſſenhaft und eifrig zu dienen. Zur Vermehrung ſeines Kummers ſah er die Finanzen des Reichs in großer Zerrüttung, und die Staatsſchuld, trotz der durch die Vergrößerung des Ländergebiets und ſeine weiſen Maßregeln vermehrten Einkünfte, auf mehrere Millionen angewachſen. Ueberdies hatte er mit den Beſchwerden des Alters zu kämpfen, und öftere Krankheitsanfälle mahnten ihn an die Nähe des Todes, der im Auguſt 1654 ſeine Laufbahn endigte. — Oxenſtierna war unverkennbar ein Mann von großen Talenten; er darf ſich den berühmteſten Männern zugeſellen, die auf der Bühne der Welt eine ausgezeichnete Rolle geſpielt, und ſich durch eine für die Menſchheit wohlthätige Wirkſamkeit bei der Nachwelt verewigt haben. Erziehung und Studien hatten ſeine natürlichen Anlagen entwickelt, und dem Guten, Großen und Edeln zugewendet, ſo daß er von ſeinen Kräften ſtets den würdigſten Gebrauch machte. Sein politiſcher Scharfblick erregte eben ſo ſehr Achtung, als Bewunderung; er lebte unter Umſtänden, die ihm Gelegenheit gaben, den ganzen Umfang ſeiner tiefen Einſichten zu zeigen und die Richtigkeit ſeines Urtheils zu bewähren. Die Regierungs-

form, die er auf höhern Befehl entwarf, und die 1634 von den ſchwediſchen Ständen angenommen wurde, galt für ein Meiſterwerk der Staatskunſt. Seine Beredſamkeit war wortkarg, aber kräftig. Er beſaß das ſeltene Talent, die Erfolge einer Maßregel vorherzuſehen und ſein Betragen danach einzurichten. Seine Rechtſchaffenheit erwarb ihm Freunde, und nöthigte ſelbſt ſeinen Gegnern Bewunderung und Vertrauen ab. Allen Stürmen und Unfällen widerſtand er mit Feſtigkeit, Klugheit und Hochherzigkeit. Die Ehre und Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes gegen das Ausland aufrecht zu erhalten, und durch Belebung des Handels und Kunſtfleißes, verbunden mit weiſer Oekonomie, die innere Wohlfahrt zu vermehren, waren ſeine großen Beſtrebungen. Von ſeinen Schriften iſt nur ein Theil im Druck erſchienen.

Oxford, die Hauptſtadt von Oxfordſhire in England, an den Flüſſen Cherwell und Iſis. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 12,000. Die hieſige Univerſität iſt eine der berühmteſten in ganz Europa. Sie hat 40 Collegia oder Hallen, wo Lehrer, Lernende und Univerſitätsverwandte beiſammen wohnen. Die Zahl der Studirenden beläuft ſich immer auf mehr als tauſend. Die Univerſitätsbibliothek, welche nach ihrem Stifter die bodlejaniſche heißt, iſt reich an ſeltenen und alten Büchern und Handſchriften, worüber ein Catalog auch im Druck erſchienen iſt. Ueber der Bibliothek befindet ſich die Gemähldegallerie, ein Münzkabinet, das anatomiſche Theater und die berühmte Marmorchronik. Dieſe Chronik, das einzige Originalwerk aus dem Alterthume, auf eine große Marmortafel eingegraben, iſt 263 vor Chr. Geb. (nach Selden 262 vor Chr. Geb.) verfertigt und nach den meiſten Schriftſtellern, die ihrer erwähnen, zu Paros (daher pariſche), nach Andern zu Smyrna ausgegraben worden. Dieſe Chronik umfaßte unverſtümmelt einen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie fing von Cecrops 1582 vor Chr. Geb. an, und endigte 264 vor Chr. Geb.; das erhaltene unleſerliche Bruchſtück reicht nur bis zum J. 354 vor Chr. Geb. Thomas, Graf von Arundel (daher auch Marmora Arundeliana) erkaufte ſie 1627, und ſein Enkel, Heinrich Howard, ſchenkte ſie 1667 der Univerſität Oxford. Johann Selden (1628), Humfrey Priteaux (1676), Chandler (1763 ſehr prachtvoll) und Wagner (1790) haben ſie herausgegeben. — Das weitläufige Theatrum Sheldonianum iſt beſonders wegen der großen clarendoniſchen Buchdruckerei berühmt. Auch die radcliffſche Bibliothek iſt bemerkenswerth. Unbedeutend iſt das Muſeum Aſhmolianum und der botaniſche Garten am Fluſſe Cherwell bei dem Eingange der Stadt. Die Univerſität und die Stadt ſchicken jede zwei Deputirte ins Parlament.

Oxhoft, ein Weingefäß von zweierlei Art oder Gebinde. Das engliſche und das von Bordeaux hält drei Eimer, das holländiſche hingegen nur ungefähr die Hälfte.

Oxydation, ſ. Calcination.

Oxygen, ſ. Gas.

Oxymoron, eine Redefigur, vermöge welcher man Dinge, die eigentlich mit einander in Widerſpruch ſtehen, mit einander verbindet.

Oybin, ein Bergfelſen im ſüdlichſten Theile der Oberlauſitz, eine Meile ſüdweſtlich von Zittau. Schon als Naturwunder einzig, und überdies durch ſchöne Ruinen geſchmückt, wird er von Reiſenden gern für einen der intereſſanteſten Plätze Deutſchlands erklärt. In einem amphitheatraliſch von höhern felſigen Bergen eingeſchloſſenen Thale erhebt ſich dieſe Felſenpyramide 208 leipziger Ellen hoch (aber über die Meeresfläche 1592 Fuß), zuſammengethürmt aus ungeheuern Sandſteinmaſſen,

theils zackig, theils abgerundet, und mit Nadelgehölz ſchattirt. Zugänglich iſt dieſer Rieſenfels ſüdweſtlich durch Treppen in verſchiedenen Biegungen. Oben genießt man zwar keine ausgebreitete, aber doch treffliche Ausſicht in das nahe romantiſche Thal und allein auf der zittauer Seite ins Weite. Aber die Hauptſache ſind die vortrefflichen Ruinen eines von 1384 bis ins 16te Jahrhundert beſtandenen Cöleſtinerkloſters, des erſten in Deutſchland, und eines vorher da geweſenen Raubſchloſſes. Herrlich ſind die noch hohen umgrünten Trümmer einer großen Kloſterkirche und ihres Kreuzganges, und daneben ſehr überraſchend ein Gottesacker, wohin die Bewohner des unten liegenden Dörfchens noch immer ihre Todten beſtatten. Hinter dieſem, auf einem freien Platze neben ungeheuern Felſenmaſſen, und auch auf dem höchſten Gipfel ſtehen jetzt Luſthäuſer für die zahlreichen Beſucher, die überdies durch ein ſchönes Echo der Mörſer ergötzt werden. Die Abbildungen dieſes romantiſchen, Auge und Empfindung mächtig anſprechenden Platzes ſind meiſt verfehlt. Treu ſind jedoch die von Steinauer und von Laurin zu Dresden, welche letztere zu der topographiſchen und hiſtoriſchen Beſchreibung des Oybins von D. Peſcheck, Zittau 1792 und 1809, gehören. T.

P.

P. Dieſer Buchſtabe bezeichnet auf franzöſiſchen Münzen die Münzſtadt Dijon in Bourgogne. In der Muſik bedeutet P oder p piano. Als Zahlzeichen drückt das P. 400 aus, und P̄. 400,000. Die beiden P, welche man mit Weglaſſung der Titulatur über Briefe ſetzt, bedeuten praemissis praemittendis, und ſollen die fehlende Titulatur erſetzen.

Päan, ein Beiname des Apoll, deſſen Bedeutung von den Grammatikern auf zu verſchiedene Weiſe erklärt wird, als daß man die richtige mit Sicherheit beſtimmen könnte. Da in den Lobgeſängen auf den Apoll der Ausruf: „Jo Päan" häufig vorkam, ſo bezeichnet man ſie vorzüglich mit dem Worte Päanen. Solche Päanen wurden bei anſteckenden Krankheiten und allen ſolchen Gelegenheiten geſungen, wo man ſich den Gott geneigt machen wollte. Bald wurde indeſſen das Wort Päan auch von Lobgeſängen auf die Thaten anderer Helden und ausgezeichneter Männer gebraucht. So gab es einen Päan auf die Thaten des Lyſander zu Samos u. dgl. Auch der Schlachtgeſang, den man vor Anfang der Schlacht dem Mars, und nach erfochtenem Siege dem Apoll ſang, hieß Päan.

Pädagogik heißt die Wiſſenſchaft und Kunſt der Menſchenerziehung (ſ. Erziehung). Die theoretiſche Pädagogik lehrt die Geſetze und Principien der Erziehung und des Unterrichts; dieſe, die praktiſche Pädagogik, leitet zur Anwendung derſelben an und giebt die Methoden an die Hand. Pädagogiſche Maximen und Anſtalten findet man bei jedem Volke, das ſich zu einiger Cultur erhoben hat, denn ohne eine ſorgfältigere und planmäßige Erziehung der Jugend iſt überhaupt keine Nationalbildung denkbar. Was die Hebräer, Aegypter, Perſer und Indier in dieſem Fache geleiſtet haben mögen, erhellt mehr aus dem Culturzuſtande dieſer Völker, als aus den ſehr unvollſtändigen hiſtoriſchen Nachrichten von ihrer Erziehungsweiſe. Zum klaren, wiſſenſchaftlich geordneten Bewußtſeyn kamen die Grundſätze der Pädagogik erſt bei den Griechen und Römern, unter denen Plato, Ariſtoteles, Xenophon, Plutarch und Quinctilian die Lehrer ſpäterer Pädagogen wurden, und viel beitragen, die Keime der liberalen Erziehung, die dem Chriſtenthume eigen ſind, zu entwickeln. Was Carl der Große und die Klöſter des Mittelalters dafür thaten, verfiel wieder mit dieſen Inſtituten ſelbſt, und es bedurfte ſelbſt nach dem Wiederaufleben der claſſiſchen Literatur und den Bemühungen der Reformatoren Jahrhunderte, um die Ideen zu zeitigen und in Umlauf zu bringen, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Pädagogik bezeichnen. (Vgl. die Art. Menſchenbildung und Methode.) Engländer, Franzoſen und Deutſche haben das Meiſte und Beſte für dieſe Wiſſenſchaft gethan, und eine ſyſtematiſche Anordnung verdankt ſie inſonderheit dem Scharfſinne deutſcher Philoſophen. Ob ſie gleich nicht gerade an eine der neuern philoſophiſchen Schulen gebunden wurde, ſo laſſen ſich doch mit Niemeyer mehrere pädagogiſche Schulen oder Syſteme anführen, die im 18ten Jahrhunderte nach einander und gleichzeitig galten. Hiervon haben die fränkiſche Schule (ſ. d. Art. Pietismus) im Anfange bis gegen die Mitte, und die philanthropiſche (ſ. d. Art. Philantropinismus) von der Mitte bis gegen das Ende dieſes Jahrhunderts ihre vorübergehenden Epochen in Deutſchland gehabt; dagegen die Humaniſten (ſ. d. Art. Human), die der Eifer für die Aufrechterhaltung der klaſſiſchen Literatur und der

Wunſch, das Schulweſen der Aufſicht des Clerus zu entziehen, verbunden hält, und die Eklektiker, z.B. Niemeyer ſelbſt, welche dem Grundſatze: „Alles zu prüfen und das Beſte zu behalten,“ folgen, ſich immer unabhängig und im Beſitze einer bedeutenden Wirkſamkeit behauptet haben. Außer dem Bereich dieſer pädagogiſchen Syſteme, auf dem Grunde und Boden einer eignen, trefflichen Idee, ſteht Peſtalozzi's Unternehmen, dem die praktiſche Pädagogik eine tiefere Begründung und ein neues Leben verdankt. (S. d. Art. Peſtalozzi.) Zu den literariſchen Notizen, welche der Art. Erziehung giebt, haben wir noch hinzuzuſetzen, daß die Geſchichte der Erziehung von Schwarz (Leipz. 1813, 2 Bde.) die Epochen der Pädagogik mit Geiſt und Gelehrſamkeit in einem lichtvollen Ueberblicke darſtellt, und von jedem Freunde dieſer Wiſſenſchaft geleſen zu werden verdient. E.

Paderborn, ein ehemaliges Bisthum und Hochſtift im weſtphäliſchen Kreiſe, welches öſtlich an Heſſen, Corvey und das Fürſtenthum Calenberg, von welchem es durch die Weſer getrennt wird, nördlich an die Grafſchaft Lippe, weſtlich an ebendieſelbe, die Grafſchaft Rietberg und an das Herzogthum Weſtphalen, und ſüdlich an ebendies und das Fürſtenthum Waldeck gränzt. Es wird durch rauhe Gebirge, die Egge genannt, in den unter- und oberwaldiſchen Diſtrict eingetheilt. Die Größe beträgt ungefähr 50 Quadratmeilen, worauf gegen 100,000 Menſchen leben. Der Boden iſt im Ganzen ſehr fruchtbar, beſonders das ſogenannte Sendvelt, zwiſchen der Alme und Diemel. Beträchtlich iſt die Schweine- und Schafzucht. Das Land liefert Eiſen, Steinkohlen, Salz, und hat beträchtliche Waldungen. — Das Bisthum war eins der erſten, die Carl der Große ſtiftete; die Stiftskirche wurde 799 von Leo III. ſelbſt eingeweiht. Unter den weſtphäliſchen Kreisſtänden hatte der Biſchof die erſte Stelle. Seine Kammereinkünfte beliefen ſich auf nahe an 100,000 Thaler; die Landeseinkünfte auf mehr als 82,000 Thaler. Das Domcapitel beſtand aus 24 Capitularen, die 16 Ahnen haben und auf einer italieniſchen oder franzöſiſchen Akademie ſtudirt haben mußten. Zu den Landſtänden gehörten außer dem Domcapitel die vollbürtige Ritterſchaft und die Städte. — Im J. 1802 kam das Land, welches noch großer Verbeſſerung fähig iſt, als Entſchädigung an Preußen, wurde 1807 von demſelben abgetreten, und bildete das Departement der Fulda im Königreich Weſtphalen bis zu deſſen Auflöſung, worauf Preußen wieder Beſitz davon nahm. Die Hauptſtadt Paderborn iſt wohlgebaut, und zählt 6000 Einwohner. Vorzüglich ſehenswerth iſt der Dom, in welchem außer andern Koſtbarkeiten ſich ſonſt die goldnen Bildniſſe der zwölf Apoſtel befanden, die aber Herzog Chriſtian von Braunſchweig 1622 nebſt dem ſilbernen Sarge des Liborius wegnehmen, und aus letztern Thaler mit der Inſchrift ſchlagen ließ: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“ Im J. 1635 erhielt aber Liborius einen neuen ſilbernen und ganz vergoldeten Sarg. Seine Gebeine, die im J. 836 aus Frankreich hieher gebracht wurden, ſind nebſt dem im hohen Altar befindlichen Zahne Petri die vorzüglichſten Reliquien. Die Collegiatkirche zum Buſtorf enthält die Gebeine des heiligen Blaſius. Ferner verdient das ehemalige Jeſuitercollegium mit ſeiner Kirche erwähnt zu werden. Außer dem Gymnaſium hat Paderborn eine den Namen einer Univerſität führende theologiſche Lehranſtalt, welche 1592 von dem Fürſten und Biſchof Theodor von Fürſtenberg geſtiftet, von Papſt Paul V. und Kaiſer Matthias beſtätigt und 1623 feierlich eingeweiht worden. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner iſt Ackerbau und Viehzucht; außerdem

giebt es eine Tabakfabrik und Seifenſiedereien. Die Pader, welche unter dem Dom und in der Gegend umher entſpringt, wächſt ſo ſchnell an, daß ſie ſchon innerhalb der Stadtmauern neun Mühlen treibt.

Padiſhah iſt der Titel, welchen der türkiſche Kaiſer ſich ſelbſt beilegt. Er iſt aus den Worten: **Pad**, Beſchützer oder Thron, und **Shah**, König, Fürſt, zuſammengeſetzt. Vormals ertheilten ihn die türkiſchen Kaiſer unter den chriſtlichen Monarchen nur den Königen von Frankreich, indem ſie die andern Monarchen nur **Kral** nannten. Jetzt geben ſie den Titel Padiſhah auch dem öſterreichiſchen und ruſſiſchen Kaiſer.

Padua, italieniſch Padova, eine alte und anſehnliche Stadt im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, welche mittelſt eines Canals mit der Brenta in Verbindung geſetzt iſt. Die hieſige Kathedralkirche gehört zu den reichſten in Italien. In der Sacriſtei iſt das Bild Petrarca's befindlich, welcher Domherr an derſelben war, und ihr einen Theil ſeiner Bibliothek vermacht hat. Die Franziscanerkirche, Chiesa del Santo, iſt wegen ihrer Koſtbarkeiten und prächtigen Denkmäler ſehenswerth. Vor derſelben ſteht die Bildſäule zu Pferde, welche die Republik Venedig ihrem berühmten General, Gattamelata, von Narni errichten ließ. Ueberhaupt zählte man 96 Kirchen und Klöſter. Das biſchöfliche Seminarium, welches durch den 1097 verſtorbenen Cardinal Barbarigo erneuert wurde, iſt eine treffliche, für 100 junge Geiſtliche eingerichtete Bildungsanſtalt; es hat zugleich eine berühmte, mit lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen und morgenländiſchen Schriften verſehene Buchdruckerei, deren Ertrag der Stiftung zu Gute kommt. Die Univerſität macht Padua am berühmteſten. Sie wurde von Kaiſer Friedrich II. geſtiftet; die mediciniſche Facultät iſt die wichtigſte; ſie darf auch Juden und Türken die Doctorwürde ertheilen. Die deutſche Nation hat unter andern Vorrechten die Freiheit, einen Conſiliarium zu erwählen. Die Zahl der Studirenden, die in ältern Zeiten mehrere Tauſende betrug, hat jedoch gegenwärtig ſehr abgenommen. Außerdem iſt zu Padua eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, ſchönen Literatur und Künſte, welche 1779 der Senat von Venedig beſtätigte und mit einem Fond zu Beſoldungen und Preiſen verſah. Das vornehmſte Univerſitätsgebäude iſt Il Palazzo degli studi, welches mit den Bildniſſen der berühmteſten Profeſſoren austapezirt iſt. Ueberdies gehören zur Univerſität noch zwölf zerſtreut liegende Collegia, die Sternwarte auf dem alten Schloſſe, ein botaniſcher Garten, ein anatomiſches Theater u. ſ. w. Unter den Gebäuden zeichnen ſich noch aus: das Rathhaus, der Pallaſt des Podeſtà mit der Stadtbibliothek, das Schauſpielhaus u. ſ. w. Man zeigt hier das vermeintliche Grab des trojaniſchen Helden Antenor. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 40,000; ſie könnte aber viel größer ſeyn, denn ganze Straßen ſind öde und mit Gras bewachſen. Der Handel iſt meiſt in den Händen der Juden, die ein eignes Quartier bewohnen. Man fabricirt Tuch und ſeidne Zeuge. Im Sommer wird die Stadt lebhaft, vornehmlich zur Meſſe im Junius, indem die Reichen aus der Gegend hier zuſammenſtrömen und einige Zeit verweilen. — Das Gebiet von Padua (Il Padovano) iſt eine der ſchönſten und fruchtbarſten Landſchaften von Europa. Man zählt 300,000 Einwohner. — Stadt und Land gehörten der Republik Venedig, kamen nach deren Aufhebung als Entſchädigung an Oeſterreich, wurden von dieſem 1805 wieder an Napoleon abgetreten, der aus einem Theil des Landes das italieniſche Departement der Brenta bildete, und ſind jetzt wieder unter öſterreichiſcher Herrſchaft.

Paer (Ferdinando), gegenwärtig Muſikdirector und Componiſt zu

Paris, iſt 1774 zu Parma geboren. Nachdem er das Seminar dieſer Stadt beſucht hatte, widmete er ſich der Compoſition unter dem Neapolitaner Ghiretti auf dem Conſervatorium Della Pietà. In einem Alter von zehn Jahren gab er zu Venedig ſeine erſte Oper, Circe, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Er beſuchte darauf Padua, Mailand, Florenz, Neapel, Rom, Bologna u. ſ. w. Der Herzog von Parma, der ſein Pathe war, ſetzte ihm ein Jahrgeld aus, und erlaubte ihm im J. 1795 wegen der Kriegsunruhen nach Wien zu gehen, um dort mehrere Werke zu componiren. Paer verblieb hier und wurde 1798 als Componiſt beim daſigen Nationaltheater engagirt, indeß ſeine Gattin als erſte Sängerin bei der italieniſchen Oper engagirt wurde. Um dieſe Zeit fing ſein Ruhm an, immer mehr ſich zu verbreiten, wozu beſonders 1799 ſeine Camilla beitrug, die bald auf allen deutſchen Bühnen erſchien. Der Beifall, den mehrere ſeiner Werke auch zu Dresden fanden, hatte zur Folge, daß er 1801 daſelbſt nebſt ſeiner Gattin auf drei Jahre engagirt wurde, er, um jährlich für das Hoftheater zwei italieniſche Opern zu ſetzen, und ſie als erſte Sängerin. Beide trafen Oſtern 1802 daſelbſt ein, und debütirten unter großem Beifall mit der Oper Intrigo amoroso. Im folgenden Jahre machte er einen kurzen Beſuch in Wien. Als Napoleon nach der jenaer Schlacht nach Dresden gekommen war, bewog er Paer und deſſen Gattin, ihm nach Poſen und Warſchau zu folgen, wo ſie kleine Concerts vor ihm gaben. Nach dem tilſiter Frieden traten ſie ganz in ſeine Dienſte. Paer iſt Mitglied der Akademie der ſchönen Künſte von Neapel, von Bologna und Venedig; ſeine Gattin war 1811 zu Ferrara. Wir begnügen uns, von Paers Opern, die vielleicht jetzt überſchätzt werden, nur die bekannteſten zu nennen. Dieſe ſind: Cinna, Il principe di Tartano, Idomeneo, La Griselda, Camilla, Achille, I fuorusciti, Leonora, Sargino, Numa Pompilio, I Baccanti u. A.

Paganalien, ein Feſt der alten Römer, das nach der Verordnung des Servius Tullius in jedem Diſtricte (pagus) zu Ehren der Schutzgottheit dieſes Diſtrictes jährlich nach der Ernte gefeiert wurde, und wobei jeder Landbewohner dem Aufſeher des Feſtes ein Stück Geld bezahlen mußte, indem Servius Tullius dadurch die Stärke der Bevölkerung erfahren wollte. Die Münzen waren verſchieden, je nachdem ſie von Männern, Weibern oder Kindern gegeben wurden.

Paganismus (Heidenthum, ſ. Heiden) heißen alle Religionen außer dem Chriſtenthum, Judenthum und Islamismus. Der Grund iſt unter dem angeführten Artikel angegeben. Von dieſer Seite her iſt, da die Polemik das Ungehörige und Ausgeartete aus ihrem Gebiete ausgeſchieden hat und noch ausſcheidet, wo es ſich vorfindet, nichts weiter zu bemerken. Da aber das neueſte Princip des Heidenthums die Hingebung an die Natur, und mithin das Zurücktreten und Sichverbergen der Gottheit, alſo Form und Geſtaltung iſt, welches nothwendig, zu ſeiner Reife gediehen, auf die Kunſt führt: ſo iſt in der Kunſt der Paganismus dem Chriſtenthum ſcharf und bedeutend entgegengeſetzt, und gränzt folglich auch ganz nahe an die Begriffe von Alterthümlichkeit und Modernität. Man kann aber dieſe beiden auf einander beziehbaren und darum ſich gegenſeitig ergänzenden Gegenſätze nicht faſſen, wenn man nicht überhaupt ein Seyn des Geiſtes ſetzt, worin ſie gebunden liegen, wo alſo das Geiſtige und Leibliche nicht ſowohl vereinigt, als vielmehr Eins und verſchmolzen ſind; ein Seyn, worauf die Religion aller Völker als das Vorgeſchichtliche in den Mythen ahnend oder erinnernd zurückweiſ't. Dieſes Seyn ſtrebte ſich zu entwickeln, entzweite ſich alſo mit

ſich ſelbſt, und nahm zuvörderſt, das Schema der Natur in ſich walten laſſend, einen Leib an, den es nach allen Theilen hin ſchuf und gliederte, ſo daß es mit ihm zuſammenfiel und allmählich das Bewußtſeyn ſeiner als Schöpfers verlor. Alſo Form war, wie bereits geſagt, ſein Princip, es war eine Vergötterung der Naturanſchaulichkeit, und in der Plaſtik oder Bildnerkunſt, als ſeinem Höchſten, war das Göttliche bis zur höchſten Geſchloſſenheit und Kälte dargeſtellt, aber auch erſtarrt. Hiemit war, da Leben nicht enden kann, eine Umbeugung oder Rückkehr in ſich ſelbſt nöthig. Auf dieſe ging das Chriſtenthum aus. Es herrſchte durch den Geiſt, hatte ſeine Heimath im Himmel, Welt und Natur mit ihren Erſcheinungen waren nur Symbole des Geiſtigen; der Menſch, ein Sohn Gottes, fröhnte willig, und durch ſeines Geiſtes Kraft über ſie erhaben, den Leiden der Zeit. Was hier als Grundzug und Vorherrſchendes eines jeden dieſer Gegenſätze angegeben iſt, ſchließt darum nicht das Vorhandenſeyn ſeines Entgegengeſetzten aus, nur daß dies ihm untergeordnet, gleichſam in ihm gebunden liegt. Wo daher dergleichen vorkommen, ſind ſie jederzeit unter ihr Allgemeines, wovon ſie beherrſcht werden, aufzunehmen. Daß aber das Angegebene die Grundzüge ſeyen, ergiebt ſich im Gebiete der Kunſt daraus, daß im Heidenthum Bildnerkunſt ihre höchſte Vollendung, wie nie wieder, erreichte, mit dem Chriſtenthum dagegen eine Zurückbildung des künſtleriſchen Schaffens in die geiſtige, oder ihr analoge Welt des Lichts durch die Mahlerei und des Tons durch die Muſik Statt fand, in deren Gefolge ähnliche Künſte, wie Druckerkunſt und Kupferſtecherkunſt, erſchienen, die Kraft der ſinnlichen Anſchauung aber zu einer Flächenanſchauung erſtorben erſt allmählich wieder durch die Kraft des Geiſtes gewonnen und geübt werden muß. Darum iſt auch ferner im Heidenthum die Kunſt überhaupt mehr gereiſt, in der Modernität die Wiſſenſchaft, indem beide ſich zu einander verhalten, wie Leib zu Seele, Natur zu Geiſt, Darſtellen zu Erkennen. Wa.

Page, ein Edelknabe, der am Hofe die Aufwartung bei fürſtlichen Perſonen hat. Dieſe Aufwartung gehörte in der Zeit des Mittelalters zur Erziehung des jungen Edelmanns, indem er an den Hof geſchickt wurde, um ſich dort in ritterlichen Beſchäftigungen zu üben und feine Sitte zu lernen, und durch den Dienſt ſich geſchickt zu machen, künftig ſelbſt zu befehlen.

Pagoden heißen die Göttertempel der Hindus und anderer Religionsverwandten im ſüdlichen Aſien, z. B. in China und Oſtindien, mit Ausnahme der Mahomedaner daſelbſt, deren Tempel Moſcheen heißen. Dieſe aus Steinen und Holz erbauten Tempel ſtehen auf einem freien, mit Obelisken, Säulen und andern Werken der Baukunſt verzierten Platz, ſind ſehr groß und hoch, und mit unendlicher Pracht verziert. Die Geſtalt des Gebäudes ſtellt gewöhnlich ein Kreuz vor, deſſen vier Enden von gleicher Länge ſind, oben haben ſie ein hohes thurmähnliches Dach mit mehrern Abſätzen. Im Innern findet man, außer vielen Koſtbarkeiten, Altäre und die Statuen der verehrten Götter, welche letztere ebenfalls Pagoden heiſſen. Dergleichen Statuen ſtehen in einer Pagode oft unglaublich viele; ſie ſind gemeiniglich von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich übergoldet; ſie ſind entweder nackt oder bekleidet, ſtehend oder mit gekreuzten Beinen ſitzend, und nicht ſelten in coloſſaler Größe. Der Gottesdienſt beſteht in Opfern und Geſchenken, religiöſen Tänzen und Geſängen; auch werden Wallfahrten dahin angeſtellt. Merkwürdige Pagoden ſind in Benares, Siam und Pegu, vornehmlich aber zu Jaggrenat in Orixa.

Pairs, Gleiche, heißen in Großbritannien und Frankreich diejenigen Edelleute, welche die mit der Pairwürde verbundenen Vorrechte beſitzen. In England und Schottland heißt Pair (Peer) ein edler Lord, welcher Sitz und Stimme im Hauſe der Lords hat, das daher auch Haus der Pairs genannt wird. Obgleich der engliſche Adel verſchiedene Stufen hat, ſo ſind doch die Pairs, ſie ſeyen Erzbiſchöfe, Herzoge, Marquis, Grafen, Vicomtes oder Barone, in allen öffentlichen Handlungen, in ihren Stimmen im Parlament u. ſ. w. unter einander gleich. Ihre Hauptvorrechte beſtehen darin, daß ſie erbliche königliche geheime Räthe ſind, nicht arretirt werden können, außer wegen Hochverraths, den Eid of Allegiance und Supremacy, auch ſonſt keinen Eid abzulegen, ſondern ihre Ausſage nur mit ihrer Ehre zu bekräftigen brauchen, daß ihre Häuſer von aller Jurisdiction frei ſind, und ſie von Niemanden anders als von Pairs des Reichs gerichtet werden können. — Die Pairs in Frankreich waren ehemals zwölf Herren und unmittelbare Kronvaſallen, welche Richter in Staatsſtreitigkeiten waren und den Gerichtshof von Frankreich, der auch der königliche hieß, ausmachten. Es hatten aber die Könige nach der Zeit außer dieſen alten zwölf Pairien noch viele neuere aufgerichtet. Sie wurden in geiſtliche und weltliche eingetheilt. Die geiſtlichen waren die Erzbiſchöfe von Rheims (als erſter Pair und Primas des Reichs) und von Paris; die Biſchöfe von Langres und Laon, welche Herzoge und Pairs, und die Biſchöfe von Beauvais, Noyon und Chalons an der Marne, welche Grafen und Pairs waren, und nach der Zeit ihrer Erhebung zur geiſtlichen Würde den Rang unter ſich hatten. Die weltlichen Pairs waren die Herzoge von Burgund, Normandie und Guienne, und die Grafen von Flandern, Toulouſe und Champagne. Die zwölf Pairs ſollten in Lehnsſachen Recht ſprechen, unter den Vaſallen die Streitigkeiten entſcheiden, und bei der königlichen Salbung und Krönung erſcheinen, wo ſie verſchiedene Aemter verrichteten. Weil aber die ſechs weltlichen zu der Krone gezogen worden, ſo erwählte man bei dergleichen Feierlichkeiten allemal ſechs der vornehmſten Herren, welche dieſe Stelle vertraten. Die Prinzen vom Geblüt und die legitimirten Prinzen waren geborne Pairs, d. h. ſie hatten alle Rechte und Vorzüge der Pairwürde, ſobald ſie das zwanzigſte Jahr erreicht hatten. Die Pairs hatten Sitz und Stimme im Parlament von Paris, und wohnten bei wichtigen öffentlichen Vorfällen den Verſammlungen deſſelben bei. Mit der Revolution verſchwand die Pairwürde, und erſt von Ludwig XVIII. wurde ſie wieder hergeſtellt, indem er in der ſeinem Volke gegebenen Conſtitution, neben der Kammer der Deputirten, auch eine Kammer der Pairs anordnete, mit der Beſtimmung, daß die Prinzen vom Geblüt durch Geburtsrecht dazu gehören, die übrigen Mitglieder aber, ohne an eine Zahl gebunden zu ſeyn, von dem Könige ernannt werden ſollten. Die Ernennung erfolgte auch ſogleich in 154 Individuen. Bonaparte behielt bei ſeiner ephemeren Wiedererſcheinung dieſe Einrichtung bei, vernichtete jedoch die vom Könige getroffene Wahl der Pairs, und ernannte diejenigen Perſonen zur Pairwürde, durch die er ſich am meiſten zu behaupten und zu befeſtigen hoffte. Als aber der Uſurpator abermals verdrängt war, ſtellte der König die von ihm zuerſt ernannten Pairs, in ſo ferne ſie ſich in den hundert Tagen nicht ſeines Zutrauens unwürdig gemacht hatten, wieder her, und gab ihnen noch mehrere neue Collegen.

Paiſiello (Giovanni), Capellmeiſter des Königs von Neapel, ſeit 1809 Mitglied des Inſtituts von Frankreich u. ſ. w., iſt den 9ten Mai 1741 zu Tarent geboren, woſelbſt ſein Vater mit Auszeichnung die Thierarzneikunde ausübte. Von ſeinem fünften bis dreizehnten Jahre beſuchte er das

dortige Jeſuitercollegium. Man bemerkte bald, daß er einen ſchönen Contrealt und ein treffliches Ohr habe. Ein gewiſſer Chevalier Carducci, der als ein Kenner und Liebhaber der Kunſt ſich von den glücklichen Anlagen des Knaben überzeugt hatte, rieth dem Vater, ihn nach Neapel zu ſchicken und dort die Muſik ſtudiren zu laſſen. Nur nach langem Widerſtande konnten ſich die Aeltern entſchließen, ſich von ihrem einzigen Sohne zu trennen. Endlich willigte der Vater ein, ließ ihn zwei bis drei Monate noch zu Tarent in den erſten Elementen der Muſik unterrichten und begleitete ihn im J. 1754 nach Neapel, wo Paiſiello in das Conſervatorio di S. Onofrio trat, an welchem der berühmte Durante Lehrer war. Er genoß den Unterricht dieſes Meiſters, und wurde nach fünf Jahren der erſte unter den Zöglingen des Inſtituts, in welchem er noch vier Jahre blieb. Er componirte Meſſen, Pſalmen, Motetten, Oratorien und ein komiſches Intermezzo, welches letztere ihm den Auftrag verſchaffte, im J. 1763 eine Oper für das Theater von Bologna zu componiren. Von jetzt an ſetzte er mit raſtloſem Fleiße ſeine Arbeiten ununterbrochen fort. Er bereiſ'te die Hauptſtädte Italiens, und brachte ſeine Opern auf ihre Bühnen. Sein Ruf verbreitete ſich, und ſchon ſtand er mit dem londoner Theater in Unterhandlung, als er von Seiten des ruſſiſchen Hofs eine Einladung erhielt, der er unter ſehr ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen folgte. Er ging 1776 nach Rußland. Außer mehreren Compoſitionen gab er hier für die Kaiſerin auch ein theoretiſches Werk heraus, wofür er noch außer ſeinem anſehnlichen Gehalt mit einer Penſion von 900 Rubeln belohnt wurde. Nach einem neunjährigen Aufenthalt in Rußland, kehrte er über Wien, wo er Caſti's König Theodor für Joſeph II. componirte, nach Neapel zurück. Ferdinand IV. nahm ihn mit einem Jahrgehalt von 1200 Dukaten als Capellmeiſter in Dienſt. Dieſe Verbindung hinderte Paiſiello, den Einladungen zu folgen, welche von Berlin, Petersburg und London an ihn ergingen. Als im J. 1799 Neapel revolutionirt wurde, und der Hof ſich nach Sicilien flüchtete, ernannte die neue Regierung Paiſiello zum Muſikmeiſter der Nation. Nach der Rückkehr der königlichen Familie wurde es ihm zum Verbrechen gemacht, dieſes Amt angenommen zu haben; er wurde ins Gefängniß geſetzt, ſein Gehalt eingezogen, und nur die Achtung vor ſeinen Talenten rettete ihn von der Todesſtrafe. Erſt nach zwei Jahren trat er in ſeine vorigen Verhältniſſe zurück. Wirklich hegte er immer eine große Liebe für die Franzoſen; dies bewies er unter andern 1797 durch eine Trauercantate auf den Tod des Generals Hoche, welche er zur Concurrenz nach Paris ſchickte. Im J. 1801 gab ihm Bonaparte den Auftrag, ein Te deum für die Friedensfeier in Paris zu ſetzen, welches zu Oſtern 1802 in Notre Dame aufgeführt wurde. Um dieſelbe Zeit kam er ſelbſt mit Bewilligung ſeines Königs auf den Wunſch des erſten Conſuls nach Paris, deſſen Aufträge zu vollziehen. Er fand die ſchmeichelhafteſte Aufnahme. Es wurden ihm verſchiedene Aemter unter den ehrenvollſten Bedingungen angetragen. Paiſiello begnügte ſich mit der Stelle eines Directors der Capelle, die er aus den vorzüglichſten Künſtlern bildete. Außer mehreren Meſſen, Motetten, Gebeten u. ſ. w., und der Oper Proſerpina, componirte er hier eine große Meſſe für zwei Chöre, ein Te Deum und einige Gebete zur Kaiſerkrönung. Da aber das Clima von Paris ſeiner Gattin nicht zuſagen wollte, bat er nach einem dritthalbjährigen Aufenthalt daſelbſt um ſeine Entlaſſung, und ging nach Neapel zurück. Einem ſpätern Vorſchlag, wieder nach Paris zu kommen, konnte er wegen ſeiner ſchwachen Geſundheit nicht folgen. Paiſiello begnügte ſich, Napoleon jährlich zum 15ten Auguſt eine Kirchenmuſik einzuſchicken. Als Joſeph Bona-

parte den Thron von Neapel beſtieg, beſtätigte er ihn in ſeinen Aemtern mit einem Jahrgehalt von 1800 Dukaten. Napoleon ertheilte ihm das Kreuz der Ehrenlegion mit einer Penſion von 1000 Franken, und Joſeph den Orden beider Sicilien. Auch wurde er zum Mitglied der königlichen Geſellſchaft von Neapel und Präſidenten der Direction des königlichen Conſervatoriums ernannt. Unter Paiſiello's zahlreichen Compoſitionen, deren Aufzählung hier zu weitläufig ſeyn würde, haben mehrere den ungetheilteſten Beifall erhalten, und werden noch jetzt auf den erſten Theatern Europa's aufgeführt. Dahin gehören von ſeinen komiſchen Opern: La Frascatana, Le due Conteſse, Il Re Theodoro, Il Barbiere di Siviglia, il Furbo mal accorto, D. Anchiſe Campanone, La modiſta raggiratrice, I Zingari in fiera, Dal finto il vero, L'inganno felice, L'Arabo corteſe, L'Amor contraſtato, Il Tamburro notturno, La pazza per amore, L'Innocente fortunata, Il matrimonio inaſpettato, La ſerva padrona, I filoſofi imaginari, Le gare generoſe, La Grotta di Trofonio; und von den ernſthaften Opern: La Diffatta di Dario, L'Elfrida, Il Pirro, La Nitteti, L'Antigono, Lucinda ed Armidoro, L'Olimpiade, Il Demetrio, L'Andromaca, La Fedra, Catone in Utica, I ginochi d'Agrigento. Unter ſeinen Kirchenmuſiken zeichnen wir aus: die Paſſion, die Meſſe für zwei Chöre, das Te Deum, die Motetten und Trauerſymphonien. Die Eigenſchaften, welche Paiſiello charakteriſiren, ſind eine ungemeine Fruchtbarkeit in der Erfindung und eine glückliche Leichtigkeit in Auffindung natürlicher und origineller Motive, ein ſeltenes Talent, ſie durch die Hülfsmittel der Melodie ſelbſt zu entwickeln, und ſie durch immer intereſſante Details zu verſchönern, Begeiſterung und Beſonnenheit in der Ausführung, ein Geſchmack, eine Anmuth und eine Lebendigkeit in der Melodie, worin er ſeinen Nachfolgern zum Muſter geworden. Alle ſeine Werke zeichnen ſich aus durch Einfachheit, Correctheit, Eleganz, ſeine Accompagnements ſind klar, und zugleich glänzend und von großer Wirkung. Obgleich Lieblichkeit ſein Hauptzug zu ſeyn ſcheint, ſo verſteht er doch ſehr gut, den Ton zu wechſeln, und vom Poſſenhaften, Naiven und Kunſtloſen zum Pathetiſchen, Grandioſen und ſelbſt Furchtbaren überzugehen, ohne darum der Grazie und Zierlichkeit zu entſagen. Wenige Componiſten haben ein ſo allgemeines Intereſſe erweckt, wie Paiſiello.

Pajou (Auguſtin), Bildhauer, geboren zu Paris im J. 1730, verrieth ſchon in ſeiner Kindheit einen entſchiedenen Geſchmack an der Bildnerei, und modelirte, ohne die geringſte Anweiſung erhalten zu haben, Blumen, Fiſche, Vögel mit ſo vieler Wahrheit und Genauigkeit, daß er dadurch die Aufmerkſamkeit der Kenner auf ſich zog. Der königliche Bildhauer Jean-Baptiſte Lemoine nahm den vierzehnjährigen Knaben unter ſeine Schüler auf. Dieſer ſah ſich dadurch am Ziel ſeiner Wünſche, und gewann die Liebe ſeines Lehrers ſowohl durch ſeine Geſchicklichkeit, als durch ſeine Sitten und übrigen Eigenſchaften. Er arbeitete unermüdlich, und ſah nach vier Jahren ſeinen Fleiß durch den großen Preis der Akademie belohnt, den er über ältere und geübtere Mitbewerber davon trug. Dieſer Erfolg feuerte ſeinen Eifer nur noch mehr an. Nachdem er noch drei Jahre, vom Könige unterſtützt, in Paris verlebt hatte, ging er nach Rom, wo er vier Jahre verweilte. Da er jetzt den Mangel gewiſſer, einem Künſtler unentbehrlichen Kenntniſſe fühlte, deren Erwerbung er in ſeiner Jugend verſäumt hatte, beſonders der Geſchichte und Mythologie, ſo theilte er jetzt ſeine Zeit zwiſchen dem Studium des Alterthums, um ſich in der Bildhauerei zu vervollkommnen, und zwiſchen wiſſenſchaftlichen Studien, um ſeinen Geiſt zu bilden. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris wurde Auguſtin

Pajou für eine marmorne Statue des Pluto, der den Cerberus gefeſſelt hält, in die königliche Mahler- und Bildhauerakademie aufgenommen. Dieſes kräftig und feſtgedachte und ausgeführte Werk war der erſte Schritt zu beſſern Grundſätzen in der Kunſt, als ſeit ſechzig Jahren herrſchend geweſen waren. Pajou führte in ſeinen Werkſtätten auf das Studium der Natur und der Antike zurück. Viele von den Arbeiten dieſes tiefdenkenden Künſtlers, womit er das Opernhaus zu Verſailles, das Palais Royal, das Palais Bourbon, das Gerichtshaus zu Paris, die Kreuzkirche zu Orleans u. ſ. w. geſchmückt hatte, ſind während der Revolution zerſtört worden. Aber noch vollkommener erkennt man das Talent dieſes großen Meiſters in den marmornen Statuen von Deſcartes, Boſſuet, Paſcal in den Sälen des Inſtituts, und von Turenne in der Gallerie der Tuilerien. Von großer Schönheit iſt eine Pſyche, welche man im Luxemburg ſieht. Sein letztes Werk war ein Demoſthenes für den Erhaltungsſenat. Nachdem Pajou die ehrenvollſten Aemter an der Mahler- und Bildhauerakademie bekleidet hatte, wurde er zum Mitglied des Inſtituts und zum Aufſeher des Muſeums Napoleon ernannt, und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Er ſtarb in einem Alter von 78 Jahren in den Armen ſeines als Mahler nicht unberühmten Sohnes.

Paladin. So hießen urſprünglich die Ritter im Kriegsgefolge Carls des Großen. Durch die Romanendichter, welche die Abenteuer und Heldenthaten derſelben erzählten, kam die Benennung in Umlauf, und ſie wurde nachher auf jeden irrenden, Abenteuer aufſuchenden Ritter übergetragen.

Palafox (Don Joſé de), der berühmte Vertheidiger von Saragoſſa, einer der erſten unter Spaniens Helden, die für das Vaterland und die Freiheit fochten, ſtammt aus einer vornehmen arragoniſchen Familie. Von ſeiner Erziehung und Bildung iſt nichts bekannt, als daß ſein Vater darauf viel Sorgfalt gewandt hatte. Dies, der allgemeine Nationalcharakter und eine ernſte Zeit haben ſeine ſeltenen Anlagen entwickelt. Die Regierung des Günſtlings Carls IV. hatte alle Gemüther aufgebracht; der ſchändliche Prozeß gegen den Prinzen von Aſturien im Escurial hatte die Spannung und die Erwartung eines beſſern Zuſtandes der Dinge aufs höchſte geſteigert. Nichts empörte zu jeder Zeit den Spanier mehr, als Unrecht und Unterdrückung. Da rückten im J. 1808 franzöſiſche Heere gegen Madrid vor, und der Haß gegen den Verderber des Nationalruhms und der Ehre des Monarchen, den Fürſten de la Paz, brach in Aranjuez los. Mit leidenſchaftlichem Jubel ward der junge, bisher unterdrückte, von der eigenen Mutter verfolgte, Ferdinand als König von der ganzen Nation begrüßt. Aber in dieſe Freude miſchte ſich der Zorn einer ſtolzen Nation und glühender Volkshaß gegen die Franzoſen. Die kühnen und kräftigen Männer, vor allen aber die Frauen (denn dieſes Geſchlecht iſt in Haß und Liebe das ſtärkere) wurden Feuer und Flamme, als fremde Gewalt und Liſt ihre Schlingen um den Nacken des Spaniers zu werfen drohten. Indeß hatte, wie überall, England ausgenommen, ſo auch in Spanien der Adel im Ganzen weniger Spannkraft und Erhebung, als das Volk. Halbheit in Geſinnung und That machte die Großen dem leidenſchaftlich erregten Bürger verdächtig. Mancher rechtliche Hidalgo, in Würden und Ehren ergraut, aber ohne kühnen Männerſinn, ward ein Opfer der Volkswuth. Deſto gefeierter waren die Wenigen unter den Großen, welche im Geiſte des Volks handelten. Der Gefeiertſten Einer iſt Palafox, ein Mann von ungefähr 47 Jahren, gegenwärtig Generalcapitain von Arragonien. Er hatte

Ferdinand VII. nach Bayonne begleitet. Als er ſeinen König betrogen und gefangen ſah, entfloh er, und begab ſich nach Saragoſſa, der Hauptſtadt ſeines Geburtslandes, die vor dem Kriege gegen 60,000 Einwohner zählte. Hier wandte er mit ungewöhnlicher Thätigkeit Alles an, um einen Einfall der Franzoſen in Arragonien zu verhindern. Zugleich trat das Volk im Süden unter die Waffen. Zu Sevilla bildete ſich eine Inſurrections-Junta. Auch Navarra und Catalonien bewaffneten ſich gegen Frankreich, wie Arragonien. Zu Saragoſſa erſchoſſen die Bauern den Oberſten des Dragoner-Regiments König, und ermordeten 33 andere Offiziere deſſelben Regiments, als Anhänger der Franzoſen und Verräther des Vaterlandes. Bald entſtand auch hier eine Inſurgenten-Junta, welche die Mitglieder der bayonner Junta ächtete, und hohe Preiſe auf ihre Köpfe ſetzte.* Die Heere Napoleons in Spanien ſahen überall ſich umzingelt von tödtlichem Haſſe und aufgeſtandenen Völkern. So nahm im Mai 1808 der Inſurrectionskrieg in Spanien ſeinen Anfang. Im Norden und in Caſtilien ſiegte zwar die franzöſiſche Kriegskunſt über die in wilder Unordnung aufgährenden Volksmaſſen; aber im Süden ordnete Caſtaños, in Arragonien leitete Palafox den Widerſtand mit glücklicherm Erfolge. Jetzt brach General Lefevre mit 3000 Mann von Pampeluna gegen Saragoſſa auf; er ſchlug bei Tudela einen Inſurgentenhaufen, und ließ die Anführer hinrichten. Vergebliche Strenge; vergebliche Siege in der Ebene! Saragoſſa widerſtand; dorthin floh bewaffnet, wer an dem Vaterlande nicht verzweifelte. Die Hauptſtadt Arragoniens war der Brennpunkt der ſpaniſchen Inſurrection. Hier erließen die Inſurgenten-Häupter die wüthendſten Proclamationen. Hier erklärte Palafox, nach der ſtärkſten Apoſtrophe an den franzöſiſchen Kaiſer, den 31ſten Mai, daß Napoleon, daß alle Mitglieder ſeiner Familie, daß jeder General und franzöſiſche Offizier für die Sicherheit Ferdinands VII., ſeines Bruders und Oheims, perſönlich verantwortlich ſeyn ſollten. Es lag alſo dem Kaiſer Alles daran, dieſer Stadt ſich zu bemächtigen. Ueber die Geſchichte ihrer Belagerung ſ. unten den Art. Saragoſſa. Palafox heldenmüthige Vertheidigung der Stadt gründete ſeinen Ruf als Bürger, Krieger und Feldherr in dieſer, wie in der zweiten noch blutigern Belagerung. Alle Bewohner der Stadt wetteiferten aber auch einmüthig mit ihm in Aufopferung und Standhaftigkeit. Vorzüglich muß hier die Gräfin Burita genannt werden, welche mit den vornehmſten und reichſten Damen einen Verein bildete, um den Verwundeten Beiſtand zu leiſten. Man ſah ſie und andere edle Frauen unerſchrocken, mitten unter Kugeln, Bomben und Kleingewehrfeuer, Erquickung und Hülfe den Kriegern darreichen. Dieſer Geiſt erhob jetzt die ganze ſpaniſche Nation. König Joſeph verließ Madrid ſchon am 1ſten Auguſt, und zog ſich nebſt den einzelnen, ſehr geſchwächten franzöſiſchen Heerhaufen nach Vittoria zurück. England hatte ein Trutz- und Schutzbündniß mit der ſpaniſchen Nation gegen Frankreich abgeſchloſſen, und die hohe Junta ſtellte ein Heer von mehr als 100,000 Spaniern unter den Befehl der Generale Palafox, Caſtaños, Caro, Cueſta und Blake. Der Erſtere hatte ſich nämlich mit der Junta, deren Befehle er anfangs nicht allemal beachtete, verglichen, und um die Eintracht des Ganzen zu fördern, ſich ihr unterworfen, ſo daß er von ſeinem aus 25,000 Mann, größtentheils bewaffneten Bauern, beſtehenden Heere, 10,000 Mann zur Unterſtützung des in Catalonien commandirenden Generals Veres abſandte, damit Barcellona enger eingeſchloſſen würde. Jetzt führte auch der Marquis de Romana 10,000 Spanier von Bernadotte's Heere aus den däniſchen Inſeln hin-

weg, über England nach Spanien zurück. Zugleich mußte Junot ganz Portugal räumen. Wer hätte da nicht die Befreiung der Halbinſel gewiß erwarten ſollen! Aber die ſpaniſche Junta und die Heerführer verloren in der Ausrüſtung und Waffenübung der neugeworbenen Heere die Zeit, wo Blake und Cueſta, mit Unterſtützung der Engländer, von Santander her gegen den rechten feindlichen Flügel, Caſtaños, Caro und Palafox aber von vorn angreifend gegen den linken Flügel des Feindes vordringen, und die Franzoſen über die Pyrenäen bis Bayonne zurückwerfen konnten. — Daher vollzog nun Napoleon ſeine in Erfurt ſicher geſtellten Entwürfe. Die Siege bei Eſpinoſa, Burgos, Tudela und auf den Höhen der Somo-Sierra, die Eroberung von Santander und Madrid, unterwarfen ihm Navarra und Caſtilien, während Marſchall Moncey den General Palafox, welcher vergebens (ſeit dem 15ten November 1808) über Pampeluna dem linken franzöſiſchen Flügel in den Rücken zu kommen geſucht hatte, mit dem rechten Flügel der ſpaniſchen bei Tudela den 23ſten November geſchlagenen Centralarmee auf Saragoſſa zurückwarf. Im Januar des folgenden Jahrs wurden die Engländer gezwungen, ſich in Coruña einzuſchiffen; St. Cyr eroberte Roſas und entſetzte Barcellona; Victor aber ſchlug die Trümmer der ſpaniſchen Heere bei Cuença. Da hoffte Napoleon, der ſüdliche Theil von Spanien und Portugal werde ſich durch Ueberredung und Drohung gewinnen laſſen; es ſey ihm nur Saragoſſa's Eroberung übrig, um ſeine Herrſchaft auf der Halbinſel zu befeſtigen. Hier aber hielt Palafox ein zweites Mal die Entwürfe des Kaiſers auf, wie unter dem Art. Saragoſſa umſtändlich erzählt wird. Nach der Uebergabe von Saragoſſa ward der kranke Palafox mit Härte behandelt, und blieb lange als Gefangener in Frankreich. Man kann Bonaparten vorwerfen, daß er das Verdienſt eines überwundenen Feindes nicht geehrt und das Unglück nicht geachtet habe. Der Vertheidiger von Saragoſſa würde der Waſhington Spaniens geworden ſeyn, hätte er einen umfaſſendern Geiſt gehabt, und jene Alles ordnende und tiefbegründende Staatskunſt beſeſſen. Nach dem Abſchluſſe des Traktats von Valençay vom 11ten December 1813, den bekanntlich die Cortes verwarfen, da er ein Vertrag zwiſchen dem Wolfe und dem Lamme war, wurde Palafox aus der Kriegsgefangenſchaft entlaſſen. Er überbrachte damals den Cortes in Madrid einen Supplementar-Artikel zu jenem Vertrage, nach welchem Catalonien von den Franzoſen geräumt, und die Kriegsgefangenen ausgewechſelt werden ſollten; zugleich ſandte Ferdinand VII. durch ihn den Befehl an die Regentſchaft, jenen Traktat zu vollziehen, indem er ihr ſeine Rückkehr nach Spanien anmelden ließ. Palafox erklärte ſich bei der bald darauf erfolgten Auflöſung der Cortes für die unumſchränkte königliche Gewalt. Ferdinand ernannte ihn im Jahr 1814 zum General-Capitain oder Statthalter von Arragonien, wo er den in Saragoſſa und an andern Orten von der Bürgermiliz erregten anarchiſchen Unordnungen mit Kraft Einhalt that. Den 8. Mai 1815 übergab ihm und dem General Giron der König den Oberbefehl über die Armee von Arragonien, welche nebſt der von Catalonien und von Navarra, zuſammen 60,000 Mann ſtark, gegen Frankreich vorrückte, um zu Bonaparte's Wiederverdrängung vom franzöſiſchen Throne mitzuwirken. K.

Palais Royal. Das Palais Royal, der Mittelpunkt von Paris, blieb ſich ſeinem Charakter nach immer ähnlich, ſo oft auch ſein Name ſich änderte. Dieſer Pallaſt, mit ſeinem Garten, ſeinen Höfen, Gal-

lerien und Arkaden, iſt für Paris das, was Paris ſelbſt für Europa iſt. Im Jahr 1636 legte ihn der Cardinal von Richelieu auf den Trümmern der Hotels Mercoeur und Rambouillet an; (er baute gern auf die Trümmer des Adels!) ſieben Jahre wurde daran gebaut. Richelieu ließ die Inſchrift: Palais cardinal, darüber ſetzen, welche den Pariſern viel Nachdenkens koſtete, ob dies heißen ſolle: der Pallaſt aller Palläſte, oder der Pallaſt des Cardinals? Ueber dieſe Streitfrage vergaß man an die Reichthümer des Erbauers zu denken. Der Cardinal ließ einen Schauſpielſaal darin anlegen, wo er an allen Feſten, die er gab, den Pariſern den Zutritt erlaubte. Er vermachte Ludwig XIII. dieſen Pallaſt. Im Jahr 1642 zog Anna von Oeſterreich nebſt Ludwig XIV. aus dem Louvre hinein. Von jetzt an hieß er: Palais Royal. Ludwig räumte ihn ſeinem Bruder ein, und ſchenkte ihn zuletzt ſeinem Enkel, dem Herzog von Chartres. Seitdem blieb er der Familie Orleans, welche ihn bis ins Jahr 1791 bewohnte; der letzte Herzog nannte ihn während der Revolution: Palais Egalité. Er ließ 1786 die große Allee von Kaſtanienbäumen umhauen, die auf der einen Seite die Länge des Gartens einnahm. Aeltere Franzoſen ſprechen noch mit Entzücken von ihr; ſie ſchützte vor Hitze und Regen; von eilf Uhr des Morgens an war ſie belebt, auf beiden Seiten ſtanden Stühle, die von Menſchen aus allen Ständen und Welttheilen nie leer wurden. In der Mitte ſtand ein Baum, der unter dem Namen: Arbre de Cracovie, bekannt war; er war der Sammelplatz der Politiker, unter ſeinem Schatten entſchied man über Welthändel; es war hier von jeher der freimüthigſte Punkt in Paris. Eine richtige Finanzſpeculation gab dem Herzog die Idee, den Garten mit Gallerien zu umbauen, um meublirte Hotels, Kaufmannsgewölbe, Spiel- und Kaffeehäuſer, Theater, kurz, Genüſſe aller Art hier zu vereinigen. Plötzlich wurden Hunderte von Aexten und Sägen in Bewegung geſetzt, und in wenigen Tagen waren die ſchönen Alleen gefällt; die Spaziergänger, troſtlos über dieſen Verluſt, rächten ſich durch witzige Einfälle. Man nannte den Herzog: Egorgeur des ombres. Unglaublich ſchnell wuchs die neue Schöpfung heran, nach den Planen des Architekten Louis. In drei Jahren waren ſchon zwei der großen Flügel fertig, in deren Arkaden ſich die zierlichſten Kaufmannsladen an einander drängen; doch wurden auch neue Alleen gepflanzt. Früher im J. 1781 brannte das Opernhaus vom Palais Royal ab; die Pariſer waren ſo lange untröſtlich über den Verluſt ihrer Feenwelt, bis es einem Laſtträger, der auf einen Wagen voll geretteter Theaterkleider ſaß, einfiel, den Helm eines römiſchen Helden aufzuſetzen, einen königlichen Purpur umzunehmen, und ſo, einen Blitz Jupiters in der einen, und ein Nymphengewand in der andern Hand haltend, aufrecht ſtehend durch einige Straßen zu fahren, man lachte, vergaß über dem Schalksnarren Feuer, Gefahr und Verluſt, und trug die nächſten Tage ſchon Bänder: couleur du feu d'Opéra. Seitdem wurde die Oper erſt an die Porte St. Martin, und dann in die Rue de la loi verlegt, wo ſie noch iſt. Das Théâtre françois gehört aber noch jetzt zu den Gebäuden des Palais Royal; ſo wie auch das Théâtre du Vaudeville innerhalb ſeines Bezirkes iſt; die Salle Montanſier blieb für Seiltänzer und ähnliche Kunſtſpiele, z. B. von Hunden. Im J. 1802 erhielt das Palais Royal den Namen: Palais du Tribunat. Der Verſammlungsſaal der Volkstribunen wurde zirkelförmig eingerichtet, umgeben von einer Reihe joniſcher Säulen, welche die Gallerie der Zuhörer trug. Am Eingang des

Saales ſieht man zwei coloſſale Statuen, Demoſthenes und Cicero. Der Haupteingang des Palais Royal iſt auf der Straße St. Honoré. Der Platz vor demſelben iſt unaufhörlich mit einer Menge Wagen und Menſchen bedeckt, er iſt weder geräumig noch elegant. Das oft gefährliche Drängen und Stoßen erinnern den Reiſenden, daß er ſich dem Vereinigungspunkt einer großen Hauptſtadt nähert, aber der Ton des übermüthigſten und feinſten irdiſchſinnlichen Lebensgenuſſes kündigt ſich ihm hier noch nicht an. Von dem Chateau d'eau aus (ein Gebäude, wo die Waſſerhälter für die Tuilerien und das Palais Royal angelegt ſind) ſieht man die ganze Façade jenes Zauberpallaſtes vor ſich. Zwei Pavillons, an welchen ioniſche und doriſche Säulen emporſtreben, und deren jeder mit einem Fronton und mit Bildſäulen von Pajou geziert iſt, werden durch eine Mauer verbunden, die von Säulen durchbrochen iſt, und von beiden Seiten her drei Eingänge in das Palais hat. Dieſe Mauer dünkt einem zu hoch für das Gebäude ſelbſt, das kaum noch einmal ſo hoch darüber vorragt. Hat man ſich durch das Gedränge in den erſten Hof gewunden, ſo breiten ſich zwei Flügel vor dem Auge aus, die ebenfalls mit ioniſchen und doriſchen Pilaſtern verziert ſind. Nun tritt man in das Veſtibule, das aus dem erſten Hof in den zweiten, ſonſt la cour royale genannt, führt. Mächtige doriſche Säulen erheben ſich auf beiden Seiten, deren Wirkung aber dadurch geſtört wird, daß an und unter denſelben Buden und Läden allerlei Art ſo eng zuſammengedrängt ſind, daß man zwiſchen dem Säulenwerk kaum hindurch kann. Dieſer Theil des Pallaſtes war ſonſt die Wohnung des Herzogs von Orleans, und übertraf an Pracht und geſchmackvoller Anordnung jede Vorſtellung. Hölzerne Gallerien, die noch nicht ganz ausgebaut ſind, laufen nun quer hin, Buchhändler und Brochürenkrämer, Modehändlerinnen und Bandverkäufer ſind hier vereinigt; durch dieſe Galleries de bois tritt man erſt in die eigentliche Feenwelt des von ſeinen glänzenden Arkaden umgebenen Gartens. Doch dieſer ſelbſt iſt ſchattenlos, ſteif und dürr, der Boden iſt feſtgeſtampfter Kies, und die Bäume ſind klein und verdorren ſchnell, von den zurückprallenden Sonnenſtrahlen getroffen; aber wer wird auch reinen Naturgenuß in dieſem Garten ſuchen? Dagegen iſt die Wirkung der Arkaden und Pavillons, beſonders Abends in ihrer ſchimmernden Beleuchtung, wahrhaft blendend. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Toiſen und der entgegenſtehende in einer Breite von 50 Toiſen hin. Alle drei ſind gleichförmig hoch. Kannelirte Pilaſter von zuſammengeſetzter Ordnung herrſchen rund herum und unterſtützen eine Baluſtrade, auf welcher Vaſen ſtehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Gallerie rund herum, die von 180 Arkaden durchbrochen wird, zwiſchen denen je zwei und zwei ein großer Reverbere hängt. Sie endigen auf beiden Seiten in zwei von prächtigen Säulen ſtarrenden Veſtibulen. Feſtons und Basreliefs zieren die Zwiſchenräume. Ueber den Arkaden erhebt ſich das erſte Geſchoß mit hohen pallaſtmäßigen Fenſtern, über dieſem das zweite mit niedrigern, und über dieſem die Manſarden, vor deren Fenſtern die Baluſtrade hinläuft. Es giebt kein natürliches oder erkünſteltes Lebensbedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde zum Sinnengenuß, wofür hier nicht Befriedigung ſich darböte. Bei dieſem Buchhändler kann man nach dem älteſten wie nach dem neueſten, nach dem wiſſenſchaftlichſten wie nach dem frivolſten Buche fragen, es iſt hier zu finden. Schwärme von berühmten und unberühmten Schriftſtellern verſammeln ſich bei ihm, und um ſie her wimmelt es von Kri-

tikern und Dilettanten. In dem Bijouteriegewölbe daneben, das drei Arkaden einnimmt, iſt für der Aermſten wie der Reichſten Eitelkeit geſorgt, es bietet der armen Braut den kleinen goldnen Ring, und der reichſten Fürſtin die brillantnen Armbänder. Dies funkelnde Gewölbe iſt Abends von mehr als funfzig Wachskerzen erleuchtet, und große Spiegel vermehren das zauberiſche Strahlen- und Farbenſpiel. Elegante Modehändlerinnen walten hier mit ihrem Scepter. Was die phantaſtiſche Laune aus Band und Pettinet, Blumen und Federn zu ſchaffen verſteht, formt ſich hier unter den niedlichen Fingern einer Schaar von zierlichen Mädchen, welche raſch arbeiten, während ihre Blicke noch raſcher die Vorübergehenden heranlocken. In dieſem ſtattlichen Gewölbe breiten ſich die glänzendſten ſeidnen Zeuge, die köſtlichſten Merino's aus, in jenem die feinſten Tücher, die weichſten orientaliſchen Shawls, hier die netteſten Waſchwaaren, dort die zarteſten Stickereien. Gewölbe mit Uhren aller Arten wechſeln mit Niederlagen des geſchmackvollſten Porzellans ab, hier ſind Knöpfe von Wedgwood und Diamanten, dort Uhrketten von Gold, Degengefäße von Stahlbrillanten und Silber, im bunteſten Strahlenſpiel; hier duften die lieblichſten Parfums, dort feſſeln den Blick die vollendetſten Miniaturgemählde, die herrlichſten Kupferſtiche; und eben ſo lockend ſind Bonbons wie mathematiſche Inſtrumente, Kinderſpielzeug wie Gewehre in bunter Mannichfaltigkeit neben einander hingereiht; dazwiſchen erblickt man wieder ein weites Gewölbe, das alles faßt, was man an größern und kleinern Meublen, im erleſenſten Geſchmack nur wünſchen kann. Chiffonnieren und allen Hausrath, dem die üppige Bequemlichkeit aus den Wäldern aller Zonen und Welttheile, dem die Verſchwendung aus den Erzeugniſſen aller Naturreiche; dem die Kunſt mit Poliereiſen, Firniß, Lack und Farbe, dem die Mode in ihrer abenteuerlichſten Laune, Entſtehung, Pracht und Geſchmack gab, findet der Kauf- und Schauluſtige hier ausgelegt und aufgeſtellt. Lotterie- und Geldwechslergewölbe, Petſchaftſtecher und Paſtetenbäcker, Reſtaurateurs und Obſthändlerinnen drängen ſich in jede Reihe. Aufgethürmt ſind die erwählteſten Leckereien aller Meere und Provinzen in der berühmten Boutique au gourmand, während man in dem Caffé de Foi das beſte Eis findet, bei welchem die ausgeſuchteſte Geſellſchaft ſich verſammelt. Aus dem Caffé des aveugles ertönt die fröhlichſte Muſik von lauter Blinden aus dem Hospice des quinze vingts ausgeführt, während wilder Lärm und freche Ausgelaſſenheit aus dem Caffé du caveau und du ſauvage erſchallen. Daneben zieht der Caffé du ventriloque durch die Poſſen ſeines Eigenthümers eben ſo viele Gäſte an, als dort im Pavillon des Gartens der Caffé des mille colonnes durch ſeinen von allen Seiten zurückgeſpiegelten Glanz. Alle Waaren ſind im Palais Royal um die Hälfte theurer, als im übrigen Paris; doch ſcheinen dieſe Gallerien den verkörperten Begriff von Handel und Wandel geben zu wollen, indem die eine Hälfte der Menſchen hier ſtets handelt, und die andere immer wandelt. Das äußere Leben drängt ſich hier ſo mächtig und ſo allgebietend auf; es ſcheint über alles Geiſtige, über das Innere, Reine, Heilige, Sittſame und Natürliche ſo leichtſinnig zu ſpotten, daß der unverdorbene Fremde ſich gewiß bald aus dieſem bethörenden Luſtlabyrinthe wegſehnt, ſo reizend auch ſeine Pracht iſt. Und doch ſind die obern Säle noch anlockender für den Unerfahrnen, als die Gallerien. Hier in der erſten Etage ſind zwiſchen reichen Magazinen und glänzenden Reſtaurateurſälen jene verrufenen Spielzimmer, wo an der grünen Tafel Rouletté und Rouge et noir die letzten Funken der pariſer Vernunft erſtik-

ken; hier wohnen die berüchtigten Hetären, die ſolchen Ton und ſolche Anſprüche nur bei einem Volke, das die Pucelle auswendig weiß, erlangen konnten. Als Femmes du monde iſt die erſte und vornehmſte Claſſe derſelben bekannt; alle andern niedrigern Gattungen, die man Filles nennt, ſchwärmen hier mit Schmetterlingseitelkeit herum; ſo elegant und geſchmackvoll ſie gekleidet ſind, ſo unterſcheidet doch ein nur einigermaßen geübtes Auge ſie von den rechtlichen Frauen. Sie wandeln meiſt zwei und zwei, oft in Begleitung einer Bonne, herum, ihre Claſſen ſind ſo verſchieden, als die Claſſen des Publikums ſelbſt, das in das Palais Royal kommt. Die mehreſten wohnen in der zweiten Etage und in den Manſarden; der Umgang mit denen aus den obern Claſſen iſt höchſt verführeriſch; die meiſten ſind ſehr ſchön, witzig, beleſen, lebhaft und einſchmeichelnd, äußern Anſtand wiſſen ſie zu heucheln, und ſinnliche und geiſtige Frivolität dermaßen in ewiger Abwechslung in den Becher der Wolluſt zu miſchen, daß der junge, lüſterne, reiche Fremdling für dieſe Fliegen, ſpannen ſie die künſtlichen Netze aus, bald keine Freude ohne ſie zu finden träumt, und das Bißchen Gemüth, was er etwa noch mitbringt, um Phrynengift im luſtigen Tauſchhandel hingibt. — Spaziergänger trifft man zu jeder Tageszeit im Palais Royal, doch ſehr verſchieden nach der Tageszeit. Früh eilt nur der ernſte Geſchäftsmann, der fleißige Künſtler durch, um noch einmal friſche Luft zu ſchöpfen, ehe er an ſeine Arbeit geht, die eigentlichen Bewohner ſind da noch im tiefen Schlaf; erſt nach acht Uhr werden die Gewölbe geöffnet, und nach neun Uhr fangen die Caffehäuſer an ſich zu füllen, die Zeitungsleſer verſammeln ſich und die Gruppen vermehren und vervielfältigen ſich. Von zwölf bis zwei Uhr wird es der Sammelplatz der vornehmſten Welt; rechtliche Frauen erſcheinen und bilden hier die Schule des Geſchmacks und der Mode. Die Bänke reichen nicht zu, hunderte von Strohſtühlen, die unter den Bäumen aufgeſchichtet ſtanden, werden herbeigeſchafft und für zwei Sous vermiethet. Gewöhnlich nimmt der Pariſer, welcher ſich ſetzt, drei oder vier Stühle für ſich in Beſchlag, und ſtellt oder legt auf jeden etwas von ſeiner indolenten Perſon. Von zwei bis gegen fünf Uhr nimmt die wogende Menge ab, und nur diejenigen von den Filles, welche man Cherche-diner nennt, ſtreifen noch umher. Dagegen benutzen die Wärterinnen, die Ammen und Mütter mit ihren Kleinen dieſe Pauſe der Ruhe, doch bald ſtrömt alles, was in die Theater eilt, wieder herbei. Gegen acht Uhr nehmen die Femmes du monde die Alleen ein, die funkelnde Beleuchtung beginnt, und die Stunden bis eilf Uhr werden die rauſchendſten und mannichfaltigſten. Nach eilf Uhr verliert ſich allmählich das Getümmel, nur die Filles, die kein Glück gemacht haben, verfolgen noch die Spaziergänger, und um zwölf Uhr iſt alles leer und todtenſtill. Da die Alleen drei Mal des Tages beſprengt werden, ſo iſt der Staub nie beſchwerlich. Aus dem Garten tritt man durch eine zweite Gallerie in den Hof, wo gewöhnlich die herrlichſten Blumen und fremden Gewächſe zu haben ſind. Ein anderer Ausgang führt durch einen Perron hinauf in die glänzende Rue Vivienne. Während der Revolution war das Palais Royal Schauplatz der merkwürdigſten Scenen; alle frohen und furchtbarſten Nachrichten wurden hier zuerſt verkündigt und austrompetet; alle Aufzüge ließen ſich hier ſehen; die Rebellion wurde hier angeflammt, und grauſend zeigten ſich hier ihre Wirkungen. Höchſt merkwürdig bleibt ſtets dieſer Ort, belehrend für den Unerfahrnen, ergötzlich und unterhaltend für den Schuldloſen, und intereſſant für den Beobachter der Menſchen und Sitten; ein lebenvolles Gemählde

der Frivolität und des Luxus, des Sinnenrauſches und der Verdorbenheit der neuern Zeit. K.

Palamēdes, einer der berühmteſten griechiſchen Helden von Troja, und vorzüglich deshalb merkwürdig, weil ihm die Erfindung des Würfelſpiels und einiger Buchſtaben des griechiſchen Alphabets zugeſchrieben wird. Er war nach der Sage ein Sohn des Nauplius und der Klymene. Nachdem er mit andern griechiſchen Geſandten die Helena vergebens von Priamus zurückgefodert, und den verſtellten Wahnſinn des Ulyſſes in Ithaka aufgedeckt hatte, wodurch er ſich die heftigſte Feindſchaft deſſelben zuzog, ging er mit gegen Troja, und behauptete hier unter den griechiſchen Helden im Kriegsrath ein vorzügliches Anſehen. Den Anmaßungen des Agamemnon ſetzte er ſich ſtandhaft entgegen, und nahm ſelbſt eine Zeit lang deſſen Stelle als Oberfeldherr ein. Jedoch muß bemerkt werden, daß von dieſer Theilnahme des Palamedes im Homer noch nichts vorkommt, ſondern daß ſie eine Erfindung ſpäterer Dichter zu ſeyn ſcheint, ſo wie denn überhaupt die Sagen vom Palamedes durch Tragiker, Rhetoren und Grammatiker häufig erweitert, verändert und benutzt worden ſind. Daher rührt auch die Verſchiedenheit der Sagen über ſeinen Tod. Nach der gewöhnlichſten vergrub Ulyſſes einen Schatz im Zelt des Palamedes, und brachte dieſen durch einen untergeſchobenen Brief in den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit dem Priamus, worauf Palamedes als Verräther geſteinigt wurde. Einige haben ihm ſtatt des Würfelſpiels die Erfindung oder die Einführung des Schachſpiels zugeſchrieben, ſo wie ihm auch die Erfindung der Rechnung und des Maßes und Gewichts beigelegt wird. Noch allgemeiner und merkwürdiger iſt die Sage, daß er das alte griechiſche von Kadmus zuerſt eingeführte griechiſche Alphabet, welches aus 16 Buchſtaben beſtand, mit vier andern, welche verſchieden angegeben werden (gewöhnlich nennt man ϑ ξ φ χ), vermehrt habe. Von einigen wird er ſogar zum Dichter gemacht. Höchſt merkwürdig bleibt es, daß Apollonius von Thyana, ein Mann, deſſen Lebensbeſchreibung, wie ſie ſeyn ſollte, noch nicht geſchrieben iſt, und der beſonders in Hinſicht der älteſten griechiſchen Culturgeſchichte ganz eigne Ideen gehabt zu haben ſcheint, eine ſo außerordentliche Verehrung gegen das Andenken des Palamedes bezeigte.

Palämon. Unter den mythiſchen Perſonen, welche dieſen Namen führen, iſt der berühmteſte jener Melicertes, der Sohn der Ino oder Leukothea, welcher mit ſeiner von der Juno verfolgten und ins Meer geſprungenen Mutter in eine Meergottheit verwandelt wurde und als ſolche den Namen Palämon erhielt (ſiehe den Art. Athamas). Nach einer Sage wurde ſein Leichnam von einem Delphin nach dem Iſthmus gebracht, wo ihn Siſyphus, König von Corinth, begraben ließ, und ihm zu Ehren die iſthmiſchen Spiele einführte. Die Seefahrenden verehrten ihn als einen ſchützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weshalb er auch von den Römern Portumnus oder der Hafengott genannt wurde. In der eilften Region der Stadt Rom hatte er zwei Tempel, und jährlich am 17ten Auguſt wurden ihm zu Ehren die Portumnalien gefeiert. Als Meergott wird er gewöhnlich mit einem großen blauen Bart, einem Schlüſſel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie ſonſt bei größern Meergöttern geſchieht, auf einem Wagen fahrend, ſondern ſchwimmend vorgeſtellt. In vielen Hafenſtädten waren ihm Tempel errichtet, und auf der Inſel Tenedos wurden ihm ſogar Kinder geopfert.

Palankin iſt eine eigene, in Oſtindien ſehr gebräuchliche Art von

Trag-

Tragſeſſeln mit vier Füßen u. mit einem ziemlich hohen Geländer rings herum, ſo wie mit einer gewölbten Decke von Bambusſtäben, inwendig aber mit einer weichen Matratze und einigen Kiſſen belegt, überdies auch noch mit einem bis auf den Boden reichenden Vorhang verſehen, den man, im Fall man in dem Palankin ſchlafen will, herunterlaſſen kann. Er wird von vier Trägern (Kulies) auf den Schultern getragen, welchen vier andere zum Abwechſeln beigeſellt ſind, und welche eine ganz beſondere Claſſe unter den Suders, der letzten indiſchen Caſte, ausmachen, die in jeder Stadt und jedem Dorfe ihren eignen Vorſteher haben, der mit dem Reiſenden den Accord abſchließt. Man reiſ't in dergleichen Tragſeſſeln immer ſchnell genug, und zugleich ſehr bequem und ſicher, denn die Träger ſind ehrliche, gutmüthige und dienſtfertige Leute.

Paläphatus, ein griechiſcher Schriftſteller, deſſen Zeitalter und Vaterland ungewiß ſind. Mehrere Schriftſteller deſſelben Namens ſind mit einander verwechſelt worden. Suidas ſetzt ihn vor Homer, aber aus ſeinem noch vorhandenen Werke (de incredibilibus) wird ſichtbar, daß er in eine Zeit gehört, wo die Griechen anfingen, ihre Mythen hiſtoriſch und durch grammatiſche Etymologien zu erklären. Gewiß lebte er noch vor Chr. Geb. Sein Werk ſoll aus fünf Büchern beſtanden haben, von denen wir aber nur noch das erſte beſitzen. Die beſte Ausgabe iſt von Fiſcher.

Palaprat (Jean), Herr von Bigot, geboren zu Toulouſe im Jahr 1650, entwickelte früh ein angenehmes Talent für die Dichtkunſt, und hatte kaum ſeine Studien beendigt, als er mehrere Preiſe in den Blumenſpielen gewann. Er trat in die juriſtiſche Laufbahn, und wurde 1673 zum Capitoul und 1684 zum Chef des Conſiſtoriums in ſeiner Vaterſtadt ernannt. Dieſe Aemter verwaltete er mit Ruhm, aber ſie konnten ihn nicht hindern, Toulouſe drei Mal zu verlaſſen. Das erſte Mal beſuchte er Paris, das zweite Mal Rom, wo die Königin Chriſtine ſich vergeblich bemühte, ihn bei ſich zurückzuhalten. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris nahm ihn der Duc de Vendôme als Secretär in ſeinen Dienſt. Ein angenehmes Talent der Unterhaltung machte ihn allenthalben beliebt. Palaprat fing an für das Theater zu arbeiten, und dieſe Neigung ſtieg, als er die Bekanntſchaft des Abbé Brueys machte. Beide ſchloſſen die innigſte Freundſchaft, und arbeiteten gemeinſchaftlich. Nur der Tod trennte ſie. Die Stücke von Brueys, woran Palaprat Antheil hat, ſind: Le secret revelé; Le sot toujours sot ou le marquis paysan; Le grondeur; Le muet; Le concert ridicule. Allein von ihm ſind: Hercule et Omphale; Les sifflets; Le ballet extravagant; La prude du temps. Palaprat verband mit einer lebhaften und angenehmen Phantaſie die größte Einfachheit und Reinheit der Sitten. Sein Witz hatte den Charakter der Naivetät. Seine Werke ſind heiter und leicht, aber ohne Genauigkeit und Sorgfalt in der Schreibart. Er ſtarb zu Paris im J. 1721. Er hatte ſich ſelbſt folgende Grabſchrift verfertigt:

J'ai vécu l'homme le moins fin
Qui fût dans la machine ronde;
Et je suis mort la dupe enfin
De la dupe de tout le monde.

Paläſtina, wegen der Verheißung, die es den Nachkommen Abrahams verſicherte, insgemein das gelobte Land genannt, nimmt die ſyriſche Küſte am mittelländiſchen Meere von Libanon ſüdwärts bis an den Gränzen Aegyptens ein. Es hieß nach dem Stammvater ſeiner Bewohner **Canaan**, als Abraham in ſeine ſüdlichen Gegenden einwanderte, und durch den Ankauf eines Begräbnißortes für ſeine Familie das Recht begründete, unter deſſen Titel die Hebräer es unter Joſua 1450 vor Chr.

Geb. eroberten und nach den Stämmen ihres Volks in zwölf Bundesſtaaten eintheilten. Saul vereinigte dieſe Cantons in ein Königreich, und David erweiterte es durch Eroberungen oſt- und ſüdwärts; Phönizien, der nördliche Streif der Weſtküſte, in dem die verdrängten Canaaniter ſich behaupteten, blieb jedoch unabhängig von den Hebräern. Die beiden Reiche, Israel nördlich und Juda ſüdlich, in die Paläſtina 975 vor Chr. Geb. zerfiel, begriffen zuſammen das Gebiet zwiſchen dem 52ſten und 57ſten Grade der Länge und dem 31ſten und 34ſten Grade der Breite. In Folge des Falls dieſer Reiche 754 und 730 vor Chr. Geb. wurde es eine perſiſche Satrapie, und die politiſche und religiöſe Trennung der unter Cyrus und Darius I. aus der Gefangenſchaft nach Paläſtina zurückkehrenden hebräiſchen Colonien begründete die Eintheilung, die zu den Zeiten Chriſti unter den Hasmonänen galt. Das Land diesſeits des Jordans, des Hauptſtroms, der vom Libanon ſüdwärts durch den See Genezareth in das Salzmeer fließt, umfaßte die Provinzen: Judäa, oder das gröſſere ſüdliche Gebiet, worin Jeruſalem, Bethlehem und Jericho am Gebirge Juda, die Häfen Cäſarea und Joppe, jetzt Jaffa, an der Küſte des Mittelmeers liegen und ein Theil von Idumäa mit inbegriffen war; Samaria, oder das kleinſte mittlere Gebiet, mit den Städten Samarie, ſpäter Sebaſte, und Sichem, jetzt nach der griechiſchen Benennung Neapolis Nabluſa, und dem Gebirge Ephraim oder Israel, auf dem der Berg Garizim liegt; und Galiläa das nördliche Gebiet, gegen Mittag an das Vorgebirge Carmel und den damit zuſammenhängenden Berg Thabor auf der Gränze von Samaria gelehnt, gegen Abend von Phönizien und nördlich vom Libanon begränzt, mit den Städten Tiberias, welche nach der Zerſtörung Jeruſalems als der Sitz der jüdiſchen Gelehrſamkeit berühmt war, Capernaum und Bethſaida am See Genezareth, Nain, Nazareth und Cana. Zu dem Lande jenſeit des Jordans gehörten die Provinzen: Peräa, die größte ſüdliche, mit dem Gebirge Gilead, Gaubonitis, öſtlich vom See Genezareth, Batanea und Trachonitis, die kleinſte im Norden. Die verſchiedenen Denkmäler zu Jeruſalem bezeichnen die Epochen der Geſchichte von Paläſtina. Aus der älteſten abrahamitiſchen, wo dieſe Stadt Salem hieß und von einem Prieſterkönige Melchiſedeck beherrſcht wurde, aus der ſpätern, wo die Jebuſiter es eroberten und die Burg Jebus auf dem Berge Zion bauten und der Name Jeruſalem aufkam, und aus den Zeiten der Richter ſind keine Denkmäler mehr wahrzunehmen. Auch die ſogenannten Gräber der Könige im Thale Ben-Hinnon unweit Jeruſalem zeugen von dem Einfluſſe des griechiſchen Styles, und ſind unſtreitig aus der Periode der Maccabäer und Hasmonäer. Die Periode nach dem Umſturze des jüdiſchen Staates durch die Römer, wo Jeruſalem unter dem Namen Aelia Capitolina 132 vor Chr. Geb. vom Kaiſer Hadrian wieder aufgebaut und der Hauptort der Präfectur Paläſtina wurde, hat auch nur noch wenige Spuren in den unförmlichen Trümmern der Burg Antonia und des Theaters zu Jeruſalem zurückgelaſſen. Aus der byzantiniſch-griechiſchen Periode rühren noch einige chriſtliche Klöſter und die von der Mutter Conſtantins des Großen, Helena, erbaute Kirche des heiligen Grabes her, welche zwar unter der Herrſchaft der Sarazenen, die Paläſtina 636 eroberten und es zum Schauplatze ihrer Streitigkeiten machten, und während der Bedrükkungen, die über die darin zurückgebliebenen Chriſten in dieſem Zeitraume von beinahe vier Jahrhunderten ergingen, öfteren Zerſtörungen Preis gegeben war, aber doch bis zu der Epoche der Kreuzzüge in den Händen chriſtlicher Geiſtlichen blieb. Das 1099 von den Kreuzfahrern gegrün-

dete chriſtliche Königreich Jeruſalem gab dem heiligen Lande eine neue Blüthe; es umfaßte die Provinzen diesſeit des Jordans mit Einſchluß von Phönizien und Philiſtäa, und erſtreckte ſich jenſeit bis in die Wüſte Arabiens. Seine Verfaſſung war europäiſch, ein Patriarchat, vier Erzbisthümer, reich dotirte Klöſter und geiſtliche Stiftungen, drei Ritterorden, mehrere Grafſchaften und Baronien wurden errichtet, Gerichtshöfe für den Adel und den dritten Stand niedergeſetzt, ein Heer von 12 bis 20,000 Mann unterhalten, und die 637 vom Kalifen Omar auf der Stelle des ſalomoniſchen Tempels erbaute Moſchee in eine prächtige Kathedrale verwandelt. Die bei mäßigen Auflagen und fruchtbarem Boden, der Wein, Oel und Getraide aller Art hervorbringt, zunehmende Bevölkerung und die ſchickliche Lage zum Handel ſchien dieſem Reiche Wohlſtand und lange Dauer zu ſichern. Die Könige Gottfried von Bouillon, der ſchon 1100 ſtarb, die Balduine, Anjou und Luſignan, regierten es mild, doch mit wechſelndem Glücke gegen die Sarazenen, denen innere Zwiſte der regierenden Dynaſtie und die Verzögerung der Hülfe aus Europa den Weg zur Wiedereroberung bahnten. Saladin nahm 1188 Jeruſalem ein, machte die Kathedrale wieder zur Moſchee, und nur das Gold der ſyriſchen Chriſten erhielt die Kirche des heiligen Grabes. Nach hundertjährigen Bedrängniſſen wurden endlich 1291 die letzten chriſtlichen Herrſcher von den Mamelücken aus Paläſtina vertrieben, und der leere Titel des Königreichs Jeruſalem kam durch die Verheirathung der Urenkeltochter Balduins IV., Jolantha, mit Kaiſer Friedrich II. an das deutſche Kaiſerhaus, und durch die Anſprüche des Hauſes Anjou an die Krone Sicilien. Seitdem ſchmachtet Paläſtina verödet und von arabiſchen Räuberhorden durchſtreift unter der Herrſchaft der Mahometaner, und gehört jetzt unter das Paſchalik Damask in der türkiſchen Provinz Soriſtan. Jeruſalem, ſechzehn Mal zerſtört, bietet jetzt nur den Anblick des ſiebzehnten Schattens ſeiner ehemaligen Größe dar. Die Politik der Türken, welche von den chriſtlichen Pilgern ſtarke Abgaben erheben, hat die während der chriſtlichen Regierung im 12ten Jahrhundert neubezeichneten Denkmäler der Geſchichte Jeſu nicht ganz untergehen laſſen. Noch 1806 ſah Chateaubriand in dem ſtark befeſtigten Kloſter zu Bethlehem eine unter römiſch katholiſche, griechiſche und armeniſche Mönche getheilte Kirche mit einer unterirdiſchen Capelle, welche den Ort der Geburt Jeſu, ſeine Krippe und das Grab der unſchuldigen Kinder in ſich ſchließt, und durch Gemählde von ſeltener Schönheit ausgezeichnet iſt; in den Umgebungen Jeruſalems das Thal Joſaphat, welches ſich zwiſchen dem Berge Moria und dem Oelberge von Norden gegen Süden erſtreckt, von dem Bache Kidron durchſchnitten wird, und den Bewohnern Jeruſalems zum Begräbnißorte dient; den Garten des Oelberges mit der Stätte von Gethſemane, der Capelle des Grabes der heiligen Jungfrau, der Grotte des bittern Kelches und einer kleinen Moſchee auf dem Flecke der Himmelfahrt; Zion, einen Hügel von ödem gelblichem Anſehen, worauf das Haus des Caiphas, jetzt eine armeniſche Kirche, das Haus der Einſetzung des heiligen Abendmahls und der Ausgießung des heiligen Geiſtes, jetzt eine Moſchee mit türkiſchem Spitel, und Davids Pallaſt in Ruinen ſtehen; ſüdlich daneben im Thale Ben-Hinnon der Blutacker und die Gräber der Könige; innerhalb der Stadt die Schmerzensſtraße (via doloroſa), auf der Jeſus den Weg zum Tode ging, eine 500 Schritt lange Gaſſe vom Hauſe des Pilatus, einer Ruine, bis zur Kirche des heiligen Grabes. Dieſe Kirche, deren Mauern alle Stätten, welche aus der Geſchichte der Kreuzigung, des Be-

gräbniſſes und der Auferſtehung Jeſu bemerkenswerth ſind, umſchließen, hält in der Länge 126 und in der Breite 70 Schritt. Sie iſt kreuzförmig gebaut, und bildet drei Dome über einer ungleichen Fläche. Cleriker von acht Nationen und chriſtlichen Religionsparteien haben ſich in ihren Beſitz getheilt und verrichten darin ihren Gottesdienſt, jede nach ihrem Ritus: Katholiken, welche die Franziscaner-Mönche vom Kloſter St. Salvator zu Jeruſalem repräſentiren, Griechen, Abyſſinier, Copten, Armenier, Neſtorianer und Jacobiten, Georgier und Maroniten. Die dienſtthuenden Prieſter und Mönche jeder Partei bleiben gewöhnlich zwei Monate lang in der Kirche, bis ſie von andern abgelöst werden, und 200 Lampen brennen Tag und Nacht in den weiten Räumen dieſes Gebäudes. Die Mauern deſſelben, an denen man die Grabmäler Gottfrieds und Balduins I. ſieht, ſcheinen noch ſeit Conſtantins des Großen Zeit zu ſtehen, der innere Ausbau aber rührt von den Kreuzfahrern her. Dieſe Kirche iſt 1808 abgebrannt, und die immer ſeltener kommenden Pilger finden nun das Ziel ihrer Sehnſucht in Trümmern. E.

Paläſtra hieß bei den Griechen derjenige Theil des Gymnaſiums, wo das Pentathlon oder die Uebungen im Ringen, Fauſtkampfe, Laufen, Springen und Werfen, vorgenommen wurden. Einige halten ſie für eigne, den Gymnaſien ähnliche Gebäude. Man muß die Sache als unentſchieden betrachten.

Palatinus heißt der vornehmſte ungariſche Reichsbaron oder Magnat, der auf dem Landtage von den Ständen aus vier vom Könige vorgeſchlagenen Magnaten erwählt wird, um in allen wichtigen Staatsangelegenheiten die Stelle des Königs zu vertreten, zugleich aber zwiſchen dieſem und dem Volke Vermittler zu ſeyn. Auch iſt er Präſident in dem hohen ſtatthalterſchaftlichen Rathe, bei der Septemviraltafel (d. h. demjenigen Theile des adeligen Obergerichts oder höchſten Juſtizhofes, der über Apellationen entſcheidet); er hat endlich den höchſten Rang unter allen Ständen, den Erzbiſchof von Gran ausgenommen. Von 1765 an bis zu Josephs II Tode (1790) blieb die Stelle unbeſetzt; es wurde, wie dies ſchon vorher zuweilen geſchehen war, ein bloßer Statthalter in dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen ernannt; allein Leopold II. machte den Beſchwerden der Nation über dieſe Erledigung durch die Wahl eines neuen Palatins ein Ende. Gegenwärtig bekleidet dieſe Würde der Erzherzog Joſeph Anton, Bruder des Kaiſers Franz, geboren den 9ten Mai 1776.

Palermo, die Hauptſtadt des Königreichs Sicilien, im Val di Mazzara, an einem Meerbuſen, zwiſchen den Vorgebirgen Monte Pellegrino und Capo Saffarano. Sie iſt groß, ſchön gebaut und wohlbefeſtigt. Der Hafen wird durch zwei feſte Schlöſſer beſchützt. Die Zahl der Einwohner, die vor hundert Jahren 200,000 betrug, iſt jetzt auf 120- bis 130,000 herabgeſunken. Die Stadt beſteht aus vier Haupttheilen; zu den vorzüglichſten Gebäuden gehören der Pallaſt des Vicekönigs, der Pallaſt des Erzbiſchofs, das große Hoſpital, das St. Claren-Kloſter, das ehemalige Profeßhaus der Jeſuiten, die erzbiſchöfliche Domkirche, das Rathhaus und mehrere aus Marmor und Alabaſter erbaute prächtige Kirchen und Thore. Die zwei Hauptſtraßen, Caſſero und Strada nuova, kreuzen ſich in der Mitte der Stadt, und bilden daſelbſt ein regelmäßiges Achteck, Piazza Villena, das mit ſehr ſchönen Gebäuden geziert iſt. Sowohl das Pflaſter als die nächtliche Beleuchtung ſind vortrefflich. Die Univerſität, Academia Reale, hat eine beträchtliche Bibliothek. Die Stadt treibt anſehnlichen Handel. Sie liefert die meiſten ſicilianiſchen

Producte, Waizen, Wein, Oel, Südfrüchte, Manna u. ſ. w. an das Ausland, und verſorgt die Inſel mit Spezereien- und Manufacturwaaren. Es laufen im Durchſchnitt jährlich gegen 500 fremde Schiffe in den Hafen ein. Palermo iſt von den häufigen Erdbeben nur einmal, am 1ſten September 1726, erſchüttert worden, und erlitt damals großen Schaden. Die Kaiſer, Heinrich VI. und Friedrich II. ſtehen in der hieſigen Domkirche beigeſetzt. Als man im J. 1781 bei einer vorzunehmenden Reparatur die porphyrnen Särge an einen andern Ort brachte und öffnete, fand man die Leichname faſt ganz unverſehrt, und auf ihren Kleidern arabiſche Inſchriften in der heutigen arabiſchen Curſivſchrift.

Pales, eine der dunkeln altitaliſchen Feldgottheiten, die Geberin guter Bergweide und Schützerin der Heerden vor Seuchen und Raubthieren. Einigen ſchien ſie männlichen Geſchlechts, ein Sohn des Jupiter. Gewöhnlich aber kommt ſie als Hirtengöttin vor, und wird bald unter Bäumen, bald in eignen Tempeln verehrt. Man opferte ihr Milch und Hirſekuchen.

Paleſtrina (Giovanni Pietro Aloiſio de), der berühmteſte Meiſter der alten römiſchen Muſikſchule, war im J. 1529 zu Paleſtrina, dem alten Präneſte, geboren, weshalb die Biographen ihm ſtatt Paleſtrina auch den Beinamen il Preneſtino geben. Er ſtudirte die Muſik unter einem Meiſter der vor ihm berühmten galliſch-belgiſchen Schule, den Einige Goudimel, Andere Gaudio di Mel nennen. Sein Genie erhob ihn bald aus der Dunkelheit und Dürftigkeit zum erſten Rang unter den Componiſten. Den erſten Anlaß, ſich hervorzuthun, gaben ihm folgende Umſtände. Gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts war die Muſik dergeſtalt in Künſtelei, Spielerei und leeren Schall ausgeartet, daß ſie, ſtatt beim Gottesdienſt die Andacht zu erwecken und zu beleben, dieſelbe auf das ärgerlichſte ſtörte. Schon mehrmals hatte man vorgeſchlagen, ſie aus der Kirche zu verbannen und nur den allgemeinen Geſang beizubehalten. Papſt Marcellus II., welcher 1555 regierte, war im Begriff, den Befehl dazu zu erlaſſen, als Paleſtrina, der die Fehler der damaligen Muſik bemerkt und ihre wahre Beſtimmung richtig aufgefaßt hatte, den Papſt um die Erlaubniß bat, eine Meſſe von ſeiner Arbeit vor ihm aufführen zu dürfen. Der Papſt bewilligte dies Geſuch, und der junge Componiſt ließ eine ſechsſtimmige Meſſe aufführen, die durch ihre würdige und ſchöne Einfachheit den Papſt von ſeinem Vorſatz zurückbrachte. Vielmehr trug derſelbe dem Paleſtrina auf, eine Anzahl ähnlicher Compoſitionen für ſeine Capelle zu verfertigen. Jene Meſſe iſt noch vorhanden, und unter dem Namen der Missa Papae Marcelli bekannt. Nach Marcellus Tode erhielt Paleſtrina von Paul IV. denſelben Auftrag. Im J. 1562 wurde er zum Capellmeiſter von Santa Maria Maggiore, und 1571, nach Animuccia's Tode, zum Capellmeiſter von St. Peter ernannt. Er ſtand dieſen Aemtern mit dem größten Ruhm vor. Die beſten Componiſten ſeiner Zeit erkannten in ihm ihr Muſter und ihren Meiſter. Seine Methode und ſein Styl ſiegten über die flamländiſche Schule, die damals durch ganz Europa in Anſehn ſtand. Endlich, nachdem er die Kirche mit einer Menge von Meiſterwerken bereichert hatte, ſtarb er am 2ten Februar 1594. Er ward mit großer Pracht in der Peterskirche am Fuße des Altars des heiligen Simon und Juda beerdigt, wo man noch jetzt ſein Grabmal mit der Inſchrift ſieht: Joannes Petrus Aloysius Palestrinā, Musicae Princeps. — Paleſtrina iſt einer der größten Meiſter, wo nicht der größte von allen; er iſt das Haupt der ganzen alten italieniſchen Schule. Seine Art beſteht darin, einen Geſang

nach allen Regeln der Kunſt, nach der Modulation des Chorals, mit einer zierlichen und reinen Melodie in einem edeln und majeſtätiſchen Styl auszuführen. Er hat in ſeine Compoſitionen beſonders Anmuth und Majeſtät gelegt, und dieſe Eigenſchaften, verbunden mit der Genauigkeit der Modulation, charakteriſiren ſeine Manier. Er hat darin den alten Contrapunkt der Flamländer und Franzoſen ſo ſehr übertroffen, daß dieſe Gattung als ſein Eigenthum zu betrachten iſt, und noch jetzt unter dem Styl alla Paleſtrina verſtanden wird. Es giebt nichts Edleres und Gröſſeres, nichts zugleich Anmuthigeres, als dieſen Styl, wenn die Ausführung mit Geſchmack und Einſicht geſchieht. Noch jetzt werden die Werke dieſes Patriarchen der Harmonie täglich in Italien ausgeführt, und es iſt nur zu beklagen, daß ſie ſo ſelten und zum Theil Handſchrift geblieben ſind.

Palette iſt in der Mahlerei ein kleines dünnes ovales Täfelchen von Holz oder Elfenbein, worauf die Paſtell= oder Oelfarben geſetzt und nach dem jedesmaligen Bedürfniß ſogleich während der Arbeit gemiſcht werden. Der Mahler hält die Palette mit dem Daumen der linken Hand, den er durch die zu dieſem Zweck vorhandene Oeffnung ſteckt. Man ſagt, ein Gemählde verrathe die Palette, um die richtige Wahl der Farben zu tadeln, als ob der Künſtler dabei mehr ſeine Palette als die darzuſtellenden Gegenſtände zu Rathe gezogen.

Palindrōmon, ein Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts geleſen, denſelben Sinn geben. Z. B. der bekannte Vers, den man dem Teufel zuſchreibt: Signa te signa, temere me tangis et angis (kreuze dich, kreuze dich nur, du berührſt und quälſt mich vergebens). Man fand vormals an dergleichen künſtlichen Spielen mehr Gefallen, als jetzt.

Palingeneſie, die Wiedergeburt. Wir bezeichnen mit dieſem griechiſchen Worte vornehmlich die Uebergänge, die wir beſonders im Reiche der Inſecten wahrnehmen, und vermöge deren ein Inſect verwandelt in einer völlig veränderten Geſtalt wieder erſcheint, wie die Raupe, die Fliege und unzählige andere.

Palinodie, Widerruf deſſen, was man gegen Jemand Schimpfliches oder Falſches geſagt hat. So ſchrieb der alte Dichter Steſichorus eine Palinodie ſeines Schmähgedichts auf die Helena, wofür er mit Blindheit geſtraft worden war, und erklärte in derſelben Punkt für Punkt ſeine Beſchuldigungen für unwahr.

Palinūrus, der berühmte Steuermann des Aeneas auf ſeiner Fahrt nach Italien, war ein Sohn des Jaſius. Bekannt iſt die Fiction, nach welcher der Gott des Schlafs unter der Geſtalt des Phorbas den Palinurus in dem Augenblicke, wo das Schiff ſich der erwünſchten Küſte nähert, zur Ruhe ermahnt, ihn dann vermöge ſeiner magiſchen Gewalt einſchläfert und in das Meer hinabſtürzt. Aeneas ſah den verlornen Gefährten in jenem berühmten Geſichte, als die Schatten der Unterwelt, der Vor= und Nachwelt vor ſeinen Augen vorüber gingen. Palinurus erzählte dem Aeneas, wie er ſich an die Küſte des untern Italiens gerettet und von den Lucaniern erſchlagen worden ſey. Auf Anrathen der Sybille erfüllte Aeneas die Bitte des Palinurus, ſeinen Leichnam zu begraben, nicht, indem dem Palinurus noch größere Ehre wiederfahren ſolle. Denn als die Lucanier ſpäter von einer Peſt heimgeſucht wurden, errichteten ſie dem Palinurus ein eignes Ehrenbegräbniß und einen heiligen Hain. Das palinuriſche Vorgebirge erhielt von ihm ſeinen Namen. Vielleicht hat dieſes Vorgebirge Veranlaſſung zu der ganzen Fiction gegeben.

Paliſaden, Schanzpfähle, ſind 8 bis 9 Fuß lange, und 6 bis 7 Zoll ins Gevierte habende, unten ſpitzige Pfähle, welche zur Befeſtigung eingeſchlagen werden, beſonders im Feldlager, um einen Ueberfall abzuhalten, ferner zur Beſchützung der offenen Zugänge von Forts, Halbmonden, Gräben, bedeckten Wegen und überhaupt allen leicht zugänglichen Punkten. **Paliſadiren**, mit Schanzpfählen verſehen, verpfählen.

Paliſſot (Charles), de Montenoy. Dieſer bekannte franzöſiſche Dichter war den 3ten Januar 1730 zu Nancy geboren. Sein Vater gab ihm eine ſorgfältige Erziehung, die er ſo gut benutzte, daß ſeine Geiſtesfähigkeiten ſich ungewöhnlich ſchnell entwickelten. In ſeinem zwölften Jahre hatte er den Curſus der Philoſophie vollendet, und war Magiſter, im dreizehnten vertheidigte er eine theologiſche Theſis, und im ſechzehnten war er Baccalaureus in dieſer Facultät. Dieſe frühzeitigen Studien würden mehr nachtheilig als vortheilhaft geweſen ſeyn, wenn nicht Liebe zu den Wiſſenſchaften und Ruhmbegierde ihn angetrieben hätten, auch nach Gründlichkeit und Vollſtändigkeit der Kenntniſſe zu ſtreben. Er trat in die gelehrte Congregation des Oratoriums, blieb hier kurze Zeit, und beſchäftigte ſich mit mehr Unabhängigkeit mit der Literatur und beſonders mit der Dichtkunſt, die ihn am meiſten anzog. In ſeinem achtzehnten Jahre war Paliſſot bereits verheirathet und Verfaſſer einer Tragödie, die jedoch nicht aufgeführt wurde. Das Jahr darauf erſchien er mit einem zweiten Trauerſpiel, welches er anfangs **Zares**, ſpäter **Ninus** betitelte. Da ihm dieſe Laufbahn wenig Erfolg verſprach, verließ er ſie und wählte das Luſtſpiel, welches ſeinem Talent und ſeiner Gemüthsart beſſer zuſagte. Er gab Les Tuteurs, ein froſtiges Stück, dem bald Le Barbier de Bagdad folgte, wozu der Stoff aus Tauſend und einer Nacht entlehnt iſt. Das erſte Aufſehn erregte er durch ſein Luſtſpiel: Le Cercle, welches zu Nanci vor dem König Stanislaus aufgeführt wurde; die ſtürmiſche Periode, die mit demſelben in Paliſſots Leben begann, endigte erſt mit ſeinem Tode; er war fortan in unaufhörliche Kämpfe verwickelt. In dieſem Luſtſpiele erſcheint ein lächerlicher Philoſoph, in welchem man J. J. Rouſſeau erkannte. Es erhob ſich ein wüthender Streit, in welchem ſich Paliſſot mit Feſtigkeit, Rouſſeau mit Würde benahm. Paliſſots Unwille gegen die ſogenannten Philoſophen, die dieſen Sturm erregt hatten, machte ſich Luft in den Petites lettres sur de grands philosophes. Die Erbitterung ſtieg, und erreichte, als Paliſſot mit ſeinem Luſtſpiel Les Philosophes auftrat, den höchſten Grad. Dieſes Stück hat von Seiten der Kunſt und Erfindung keinen Werth, aber es iſt mit Eleganz geſchrieben und voll ſatiriſcher Züge; die Perſonen ſind gut gezeichnet, beſonders die gelehrte und philoſophiſche Dame; mehrere Scenen ſind trefflich. Die Angegriffenen antworteten mit einer Menge von Schmähſchriften, in denen ſich eben keine philoſophiſche Würde und Faſſung offenbarten. Hatte Paliſſot in ſeinem Stücke die Gränzen jener indirecten und allgemeinen Rüge von Fehlern und Gebrechen, die dem Theater erlaubt iſt, überſchritten, ſo achteten ſeine Gegner ſelbſt nicht die Schranken der Ehrbarkeit und Scham; die ſchmählichſten, pöbelhafteſten Schriften erſchienen zur Schande der franzöſiſchen Literatur; weder Macht und Anſehn, noch Verdienſte ſchützten dagegen. Aber Paliſſot räumte das Schlachtfeld nicht, ſo furchtbar auch ſeine Gegner an Zahl und durch ihren Ingrimm waren; er bot ſelbſt Voltaire Trotz, der ſich mit ungewohnter Schonung und Mäßigung gegen ihn benahm, wie man aus dem Briefwechſel zwiſchen beiden erſieht. Paliſſot ſetzte den Krieg gegen die Encyclopädiſten und Philo-

ſophen in ſeiner Dunciade fort, einem Gedicht voll bitterer Satyre, das bei einer guten Verſification und einzelnen unterhaltenden Stellen doch durch ſeine Länge ermüdet. Paliſſots Gegner wurden durch daſſelbe aufs neue unter die Waffen gebracht. Die Luſtſpiele, Le Satirique und Les Courtisanes, die er um dieſe Zeit ſchrieb, verdienen nicht weiter erwähnt zu werden; wohl aber ſeine Mémoires sur la Littérature, welche das Wichtigſte von ſeinen Werken in Proſa ſind. Man findet darin gute Bemerkungen über die dramatiſche Kunſt und die dramatiſchen Schriftſteller, aber das Ganze iſt weder neu, noch beſonders gründlich. Erfindung und Ideenreichthum fehlen überhaupt in allen Werken Paliſſots; aber die Schreibart iſt ſtets rein, correct und geſchmackvoll. Mit dieſen Eigenſchaften hätte er ſich recht wohl zum Akademiker gepaßt, allein ſeine Feinde hintertrieben ſtets ſeine Ernennung dazu. Die Revolution hatte ihm den größten Theil ſeines Vermögens geraubt. Er hatte ſeinen ſchönen Landſitz verkaufen müſſen, und lebte ſeitdem auf einem Gütchen zu Pantin, und in dem Palais des Arts, wo er als Vorſteher der mazariniſchen Bibliothek eine Wohnung hatte. Mit ungeſchwächten Geiſteskräften, ſtets lebhaft, geiſtreich, heiter und gefällig in der Unterhaltung, erreichte er ein hohes Alter, und ſtarb im J. 1814.

Palladio (Andrea), ein berühmter Baumeiſter, war im J. 1508 zu Vicenza in beſchränkten Umſtänden geboren, und ſtarb 1580. Für ſeine Verdienſte und für die Vortheile, die er ſeinem Vaterlande verſchafft, wurde er in die Zahl der Bürger aufgenommen und geadelt. Palladio beſchäftigte ſich anfangs mit der Bildhauerei, aber der berühmte Triſſino, der ſeine Neigung zur Mathematik wahrnahm, erklärte ihm Vitruvs Baukunſt, und nahm ihn auf drei Reiſen, die er nach Rom machte, mit ſich. Auf dieſen Reiſen und auf zwei andern, die er in der Folge ausdrücklich dahin machte, ſtudirte und zeichnete er mit großem Eifer die alten Denkmäler dieſer Stadt. Sein nachgelaſſenes Werk über die Alterthümer des vormaligen Roms beweiſ't, wie unvollkommen es auch iſt, daß er den Geiſt der Alten wohl ergründet hatte. Er hat ein Werk über die Architektur in vier Büchern hinterlaſſen, das von den Kennern geſchätzt und geſucht wird. (Beſte Ausgabe, Vicenza, 1776–83, 4 Bde. in Fol.) Unter mehrern Prachtgebäuden, die nach ſeinen Zeichnungen und unter ſeiner Leitung aufgeführt wurden, iſt das Theater Degli Olimpici, womit er ſeine Vaterſtadt Vicenza zierte, der glänzendſte Beweis ſeines großen Talents. Früher baute er das dortige Gerichtshaus und den Pallaſt Tienne, das Stadthaus zu Udine, den Pallaſt Foſcati bei der Malcontenta und das Stadthaus zu Feltre. Venedig dankt ihm mehrere ſeiner ſchönſten Gebäude. Dahin gehört das Refectorium von St. Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gleiches Namens; ferner die Kirche von S. Franceſco della Vigna, die Kirche il Redemptore auf der Inſel Giudecca, und die Waiſenkirche delle Zitelle. Zu Maſer in der treviſaniſchen Mark ſieht man von ihm den prächtigen Pallaſt Barbaro, zu Vicenza, außer dem genannten Theater, die Frauenkirche St. Luzia, die Hauscapelle Barbaro und mehrere Palläſte, zu Padua einen kleinen tempelähnlichen Pallaſt in der Vorſtadt Santa Croce, und mehrere in der umliegenden Gegend, unter denen beſonders die Villa Capra oder Rotonda ausgezeichnet iſt, u. ſ. w. Palladio hat in allen ſeinen Werken eine beſondere Neigung zum Antiken gezeigt. Immer ſchwebte ihm die edle und majeſtätiſche Einfalt des Alterthums vor Augen, weshalb auch Algarotti ihn den Rafael unter den Baumeiſtern

nennt. Den verſchiedenen Ordnungen ließ er immer ihren eigenthümlichen Charakter; ſeinen Façaden wußte er Leben und Bewegung zu geben. Ganz beſonders verſtand er ſich auf die Pyramidenform. Seine Profile ſind untadelhaft. In ſeinen Lichtern möchte man zuweilen mehr Größe, und im Verhältniß ihrer Länge zur Breite mehr Strenge wünſchen. Außerdem findet man an ſeinen Werken manche kleine Incorrectheiten, die aber mehr denen, welche ſie ausführten, als ihm ſelbſt beizumeſſen ſind. Wohl aus einer zu ſtrengen Nachahmung des Antiken kam es her, daß er ſtets Fußgeſimſe unter ſeine Säulen ſetzte, daß er Säulen von verſchiedener Höhe auf den gleichen Plan ſtellte, ſeinen Fenſtern und Thüren ſo viel Frontiſpicen gab u. ſ. f.

Palladium, das Bildniß der Pallas (Minerva), wovon die Sage erzählte, es ſey vom Himmel nach Troas herabgefallen, daſelbſt vom Ilos gefunden, und von ihm als ein Zeichen von Zeus in der neu erbauten Stadt in einem eignen Tempel aufgeſtellt worden. Man glaubte, die Stadt werde unüberwindlich ſeyn, ſo lange ſie das Bild unverletzt beſitze. Dieſes Hinderniß wegzuräumen, entwendeten es Ulyſſes und Diomedes, nach Einigen durch nächtliches Einſteigen, nach Andern, da ſie als Geſandte nach Troja gekommen waren. Die Römer behaupteten, das Bild werde zu Rom im Tempel der Veſta aufbewahrt. Aber man hielt es für ſo heilig, daß auch der Pontifex Maximus es nicht ſehen durfte. Andere Städte rühmten ſich ebenfalls des Beſitzes.

Palladium, ein von Wollaſton in der Platina entdecktes Metall, welches in einem hohen Grade dehnbar iſt, durch Säuern, nicht aber durch die bloße Hitze verkalkt und erſt in einem hohen Wärmegrad flüſſig wird. Die ſpeciſiſche Schwere iſt nach ſeiner Beſchaffenheit von 10,9 bis 11,8. Weitläufige Nachrichten über dieſes Metall findet man in den Philosophical Transactions von 1802 bis 1805.

Pallas, ſ. Minerva.

Pallas, ſ. Planeten.

Pallas (Peter Simon), kaiſerlich-ruſſiſcher wirklicher Staatsrath und Ritter des Wladimirordens, berühmt durch ſeine Reiſen und gelehrten Arbeiten, war 1741 zu Berlin geboren. Hier, wo ſein Vater ausübender Arzt war, erhielt er ſeine erſte Bildung. Er wählte das Studium der Arzneikunde gleich mit dem Vorſatz, ſich allein den Naturwiſſenſchaften und vorzüglich der Naturgeſchichte zu weihen. Dazu bot Holland damals die größten Sammlungen und die trefflichſten Lehrer dar. Er beſuchte Leyden, wo Männer aus Boerhave's, Gaubins und Albinus Schule lehrten, und gab dort im J. 1760 ſeine Disputationen von den Entorois heraus. Um dieſe Zeit ordnete Volkmann die prächtige Naturalienſammlung des Erbſtatthalters im Haag, wobei er thätige Beihülfe leiſtete, und dadurch ſich bald ſo große Kenntniſſe in der naturhiſtoriſchen Muſeographie erwarb, daß er zur Anordnung ähnlicher Sammlungen gebraucht und in den Stand geſetzt wurde, ſeinen Elenchus Zoophytorum (dies für die Zoophyten noch claſſiſche Werk) und ſeine Miscellanea Zoologica im J. 1760 herauszugeben, nachdem er auch England beſucht hatte. Kurz darauf ging er nach Berlin zurück, und fing dort an, ſeine ſpäter bis auf 14 Faſcikel fortgeſetzten Specilegia Zoologica herauszugeben. Die ruſſiſche Kaiſerin ſuchte damals taugliche Naturforſcher, die ihr großes Reich bereiſen und unterſuchen ſollten. Der Profeſſor Ludwig, der deshalb vom Grafen Orlow befragt wurde, empfahl Pallas. Dieſer erhielt im J. 1768 den Ruf nach Petersburg als Akademiker und Collegienaſſeſſor, und machte ſeine erſte

Reiſe in Geſellſchaft von Sokolow und Sujew. Wie reich an Entdeckungen ſie war, weiß jeder, der das Hauptwerk der darauf gegründeten Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reichs von Pallas, das auf kaiſerliche Koſten zu Petersburg 1771–1776 in 4. erſchien, die Sammlung hiſtoriſcher Nachrichten und die neuen nordiſchen Beiträge genau kennt. Als im J. 1777 unter dem damaligen Director der petersburger Akademie, Demaſchnew, ein eigner topographiſcher Ausſchuß zur Ausmeſſung und vollſtändigen Topographie des ruſſiſchen Reichs errichtet wurde, war auch Pallas unter den Mitgliedern. Er wurde 1782 zum Collegienrath ernannt. Die Botanik war unterdeß Pallas Lieblingsneigung geworden. Um ſeiner Flora Rossica willen machte der raſtloſe Pflanzenforſcher und Ordner noch mehrere Reiſen in verſchiedene Provinzen des ungeheuern Reichs. Die prächtige Flora Rossica, die zu Anfang des J. 1785 in Petersburg erſchien, deren Fortſetzung aber durch manchen Unſtern unterbrochen wurde, war die erſte Frucht dieſer botaniſchen Excurſionen. Nebenbei blieb aber kein Theil der Natur- und Menſchenkunde von ihm unbeachtet. Das beweiſen ſeine trefflichen Icones Insectorum und ſeine linguiſtiſchen Beiträge zu dem leider unbeendigt gebliebenen Gloſſarium aller Sprachen und Mundarten im ruſſiſchen Reiche. Da er in Taurien zu leben wünſchte, ſchenkte ihm die Kaiſerin mehrere der Krone heimgefallene Güter in dem fruchtbarſten ſüdlichen Theile der Halbinſel, und ſeit 1796 lebte Pallas zu Achmetſchet oder Sympheropol mit einem reichlichen Auskommen. Eine Frucht ſeiner letzten Reiſe, die er mit Geisler in Leipzig auf eigne Koſten unternahm, waren die bei Martini in Leipzig 1799 und 1801 in zwei Quartbänden gedruckten Bemerkungen auf einer Reiſe durch die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſiſchen Reichs, wovon der zweite Theil ausſchließlich der Crimm gewidmet iſt, die uns dadurch zum erſten Mal gleichſam ganz aufgeſchloſſen wurde. Der Hauptzweck der Reiſe war geweſen, ſeine Sammlungen von Pflanzenzeichnungen zu ergänzen. Was er in den Reiſebemerkungen gab, war ihm nur Nebenſache; gleichwohl ſind ſie das einzige Denkmal dieſer Reiſe geblieben, man müßte denn die 14 Faſcikel der Species astragalorum, die faſt um dieſelbe Zeit zu erſcheinen anfingen, als einen Theil des ausgeführten Vorhabens annehmen. — Es kann hier nicht der Ort ſeyn, die Menge von neuen Entdeckungen und Anſichten auszuzeichnen, womit Pallas die europäiſche Menſchheit bereicherte. Eine ſeiner lichtvollſten und folgerungreichſten Anſichten war die Idee von einer ſüdlichen, nach dem Norden hinaufgedrungenen Fluth, woraus er auch die ſo befremdende Erſcheinung der im Norden gefundenen Elephantenknochen und ſüdlichen Naturkörper am befriedigendſten erklärte, und die Vorſtellung von dem Verſinken der Berge durch ein Erdbeben, da, wo jetzt der Bosporus und die Dardanellen den Zuſammenhang des Archipelagus mit dem ſchwarzen Meere herſtellen, wodurch die ehedem unter Waſſer geſtandenen Erdflächen zum Vorſchein kamen, welche er auf ſeinen Reiſen nordwärts vom Pontus Euxinus, ſo wie in den Gegenden am caſpiſchen Meere und am Aralſee als vormaligen Meeresboden erkannte. Pallas beſtätigte hierdurch zwar nur die Ausſage der vordem ſo mißverſtandenen Alten über dieſen Punkt, gab aber durch die Erweiterung und Ausführung dieſer Anſichten den wohlthätigſten Anſtoß für nachfolgende Forſchungen. Die Grundzüge dieſer fruchtbaren Idee gab Pallas ſchon 1777 in einer akademiſchen Vorleſung, welche ſpäter unter dem Titel: Observations sur la formation des montagnes et les changemens arrivés au globe, particulièrement

à l'égard de l'empire Russe, in Petersburg gedruckt erſchien. — Der Aufenthalt in Taurien war Pallas durch mehrere Umſtände, beſonders durch Anfeindungen und durch die Geſetzloſigkeit der Tataren verleidet worden, und als auch ſeine Gattin geſtorben war, hielt ihn nichts mehr ab, ſelbſt mit großen Aufopferungen, in Geſellſchaft ſeiner Tochter nach Berlin zurückzukehren, wo er nach einem vierzehnmonatlichen Aufenthalt am 8ten September 1811 ſtarb. Einen Theil ſeiner koſtbaren Sammlung hat er der berliner Univerſität vermacht.

Pallavicini (Pietro Sforza), Cardinal, aus dem großen Geſchlechte der Marcheſen Pallavicini entſproſſen. Er war 1607 zu Rom geboren, und widmete ſich aus Neigung dem geiſtlichen Stande. Er zeichnete ſich ſo vortheilhaft aus, daß er ſchon früh in die römiſchen Congregationen, dann in die Akademie der Humoriſten aufgenommen und zum Gouverneur von Jeſi, Orvieto und Camarino ernannt wurde. Aber Pallavicini leiſtete auf alle dieſe Vortheile Verzicht, und trat 1638 in den Jeſuiterorden. Nach ſeinem Noviziat lehrte er in dieſer Geſellſchaft die Philoſophie und Theologie. Papſt Innocenz X. übertrug ihm verſchiedene wichtige Geſchäfte, und ſein alter Freund, Alexander VII., der ihm zum Theil ſein Glück verdankte, ehrte ihn 1657 mit dem Purpur. Pallavicini ſtand am päpſtlichen Hofe im höchſten Anſehn, und ſtarb 1667. Sein Hauptwerk iſt die Istoria del Concilio di Trento, das er dem Fra Paolo entgegenſetzte. In den Thatſachen ſtimmen beide ziemlich überein, aber die Nebenumſtände und die Folgen, welche ſie daraus ziehen wollen, ſind ſehr verſchieden. Pallavicini zeigt viel Parteilichkeit für den päpſtlichen Stuhl; ohne dieſelbe würde ſein Werk vortrefflich ſeyn, da es ſchön geſchrieben und aus den Archiven der Engelsburg geſchöpft iſt. Die beſte Ausgabe iſt in 2 Foliobänden, Rom 1656 und 57. Außerdem verdienen ſeine Briefe (1669, 12.) angeführt zu werden.

Palliativ (von pallium, Bedeckung, Hülle, Mantel), heißt, was zur Verhüllung, Verbergung eines Gegenſtandes angewendet oder gethan wird; daher ein *Palliativ* oder *Palliativmittel* ein Mittel, wodurch ein phyſiſches oder moraliſches Uebel nicht weggeräumt und gehoben, ſondern nur verhüllt und den Augen Anderer entzogen wird. In ſo fern ſchon der Begriff dieſes Wortes andeutet, daß das Uebel noch beſteht, im Stillen fortwirkt, und zuletzt die zerſtörenden Folgen deſſelben um ſo verſtärkter hervorbrechen können, je länger ſie nur im Verborgenen ſich anhäuften, in ſo fern verbindet man auch meiſtens einen Nebenbegriff von Tadel und Vorwurf mit demſelben, indem man ihm, ſtillſchweigend oder laut, das *Radicalmittel* entgegenſetzt, welches das Uebel an der Wurzel angreift, und dadurch den ſichtbaren Aeußerungen deſſelben die Nahrung benimmt, ſo daß ſie allmählig von ſelbſt verſchwinden müſſen. In *mediciniſcher* Bedeutung bezeichnet das Wort Palliativmittel ſolche Arzneimittel, welche beſonders gefährliche, dem Gefühle des Kranken vorzüglich läſtige, oder ihm und den Umſtehenden auffallende Aeußerungen der Krankheit mindern, ohne jedoch auf die ihnen zum Grunde liegenden krankhaften Urſachen heilend zu wirken. Man verwechſelt in dieſer Hinſicht oft die *palliative Curmethode* mit der ſogenannten *ſymptomatiſchen*, welche zwar auch nur auf Beſeitigung der äußern Zufälle der Krankheit geht, allein allen dieſen ohne Unterſchied, ſo wie ſie erſcheinen, gewiſſe, und zwar jedem Symptome beſondere Mittel entgegenſetzt, ohne auf die einzige weſentliche Urſache zu gehen, da hingegen die *Palliativmethode* nur auf die beſonders läſtigen oder gefährlichen Aeußerungen der

Krankheit Rückſicht nimmt, mithin nur eine Unterart der ſymptomatiſchen iſt. Ungeachtet die Palliativmittel nicht ganz mit Unrecht in einem ungünſtigen Rufe ſtehen, ſo giebt es doch auch Fälle, wo ihre Anwendung zu rechtfertigen, ja unentbehrlich iſt. Zuläſſig iſt ſie in ſolchen Fällen, wo uns die Kenntniß der weſentlichen Urſache der Krankheit abgeht, und der Arzt ſich mit der Bekämpfung der gefährlichſten Zufälle begnügen muß; ferner da, wo wir zwar die weſentliche Urſache der Krankheit kennen, allein ſie mit den uns bekannten Mitteln vor der Hand nicht heben können. Ohne Tadel iſt ſie ferner, wenn einzelne Zufälle der Krankheit den Kranken ſo beunruhigen, daß er es vom Arzte durchaus verlangt, ſie zu heben, und dieſes, um den Kranken zu beruhigen, und das Vertrauen zum Arzte zu befeſtigen, ohne weſentlichen Nachtheil geſchehen kann. Unentbehrlich iſt ſie, wenn ſolche Zufälle bedeutender und in ihren Folgen gefährlicher werden, als die Urſache der Krankheit ſelbſt iſt, wenn z. B. heftige Schmerzen die Ruhe und den Schlaf des Kranken gänzlich verſcheuchen, Krämpfe u. dergl. die kritiſche Entſcheidung hindern oder ſtören, Blutandrang nach dem Kopfe einen Schlagfluß droht u. ſ. w. Zu rechtfertigen iſt auch ihre Anwendung, wenn bei einem Kranken keine radicale Heilung mehr zu hoffen iſt, z. B. im letzten Stadium mancher chroniſchen Krankheiten, wo es nur noch Geſchäft des Arztes ſeyn kann, die Exiſtenz des Kranken zu verlängern, in ſo weit es in der Macht der Heilkunſt ſteht, und ſeine Leiden zu mildern. Dagegen iſt ſie unnöthig, wenn die bevorſtehenden Zufälle keine Gefahr drohen; unzuläſſig, wenn der Arzt die weſentliche Urſache der Krankheit kennt, und ſie beſeitigen kann; tadelhaft, wenn er die Erforſchung der weſentlichen Urſache dabei vernachläſſigt, und ihre Beſeitigung hintanſetzt, und unerlaubt, wenn Palliativmittel die Urſache der Krankheit wohl gar vermehren, oder doch die Criſen derſelben verzögern und ſtören.

Pallium hieß der Prachtmantel, den die römiſchen Kaiſer als ein Hauptſtück ihrer Ceremonienkleidung ſeit dem 4ten Jahrhundert aus beſonderer Gunſt an Patriarchen und höhere Biſchöfe ihres Reichs zu verſchenken pflegten. Im 5ten Jahrhundert fingen die Patriarchen an, mit kaiſerlicher Genehmigung ſelbſt Pallien an die Erzbiſchöfe beim Antritte ihres Amtes zu ſenden, welche die damit Beſchenkten beim Hochamt tragen mußten. Demnach wurde man gewohnt, die Ertheilung der Pallien an die Metropoliten für Zeichen der Beſtätigung ihrer Wahl von Seiten der Patriarchen anzuſehen, und die Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel machte es 872 zum Geſetz, daß alle Metropoliten von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände oder durch Zuſendung der Pallien confirmirt werden müßten. Die Päpſte bemächtigten ſich dieſes Confirmationsrechts im ganzen Occident, und foderten von den mit Pallien beehrten Erzbiſchöfen und Biſchöfen anfangs nur eine ſchriftliche Verpflichtung zum canoniſchen Gehorſam gegen den päpſtlichen Stuhl, ſeit dem 10ten Jahrhundert aber auch eine bedeutende Taxe für ihre Kanzlei. Ungeachtet der unmäßigen Erhöhung dieſer Taxe wurde das Pallium als Unterpfand der päpſtlichen Confirmation der Metropoliten für unentbehrlich gehalten, und bis auf die neueſten Zeiten jedem Erzbiſchofe und auch einigen mächtigeren Biſchöfen beim Antritt ihrer Würde ertheilt. Seit dem 12ten Jahrhundert beſteht es in einem breiten weißwollenen Kragen, der über die Schultern geworfen wird; ein Streifen davon hängt über den Rücken, der andere etwas länger

über die Bruſt herab, und beide ſind mit einem rothen Kreuze bezeichnet. Dieſer eben ſo einfache als koſtbare Schmuck (man bezahlte bis 30,000 Gulden dafür) wird durch die Nonnen im Kloſter St. Agnes zu Rom aus der Wolle geweihter Schafe gefertigt, und mit denen, die ihn erhalten, begraben. E.

Palm (Johann Philipp), Buchhändler zu Nürnberg, geb. zu Schorndorf 1766, auf Napoleons Befehl erſchoſſen zu Braunau den 26ſten Auguſt 1806. Den 12ten Juli 1806 hatte Napoleon zu Paris das Protectorat über die Rheinbundesfürſten übernommen; er hatte die Souverainetät derſelben öffentlich anerkannt, und die freie Reichsſtadt Nürnberg dem Könige von Bayern in ſeiner Acte des Rheinbundes, die den 19ten Juli 1806 zu St. Cloud ratificirt worden war, zugetheilt; aber der erſte Beweis ſeines Schutzes war, daß er einen nunmehrigen Unterthan des erſten Rheinbundesfürſten, des Königs von Bayern, im Frieden, mitten in Deutſchland aufgreifen, nach franzöſiſchen Kriegsgeſetzen, von franzöſiſchen Offizieren, auf allgemeine Beſchuldigung hin, ohne dem Schlachtopfer ſeiner Tyrannei einen Vertheidiger zu gewähren, verurtheilen und ermorden ließ. So fiel Palm, in der Geſchichte unſers Vaterlandes ein blutiger Zeuge von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung! Die zufällige Verſendung einer jetzt nicht mehr geleſenen Flugſchrift, die im J. 1806 unter dem Titel erſchien: Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung, hatte dieſen Frevel veranlaßt. Man findet den Hauptinhalt dieſer kleinen, an ſich gehaltloſen Schrift, mit Weglaſſung aller Nebendinge, die nicht unmittelbar als Vorwand zu Palms Ermordung angeſehen werden können, abgedruckt in der vom Grafen Julius Soden herausgegebenen Schrift: Joh. Phil. Palm, Buchhändler zu Nürnberg. Ein Beitrag zur Geſchichte des letztern Jahrzehends. Nürnberg 1814. Wenn ein in ſeiner und des Staats Sicherheit von innern und äußern Gefahren bedrängter Fürſt, um ſich zu retten, dem Geſetze vorgreifend, zu gewaltſamen Maßregeln ſich entſchließt, ſo kann dies als eine Handlung der Nothwehr mit der ſogenannten Raiſon d'état von manchem Rechtslehrer entſchuldigt werden; wenn aber der Sieger, nach ſtolzen Triumphen, durch einen Frieden, wie der preßburger war, vollkommen geſichert, in dem Lande ſeines Freundes und Bundesgenoſſen, deſſen Regentenrecht er zu ſchützen feierlich verſprochen, das erſte Recht deſſelben, die richterliche Gewalt über ſeine Unterthanen, in allen Formen mit kalter Grauſamkeit höhnt und vernichtet, um die Familie eines unbedeutenden, rechtlichen, ſeinem Berufe allein lebenden, friedlichen Bürgers, ihres Verſorgers, zu berauben: ſo empört dies das Gefühl aller Völker, und ſchändet den Namen des Tyrannen. Die öffentliche Meinung hat dies laut ausgeſprochen. Der Britte ſteuerte Beiträge für die unglückliche Familie des Ermordeten; in Petersburg trug der Kaiſer Alexander und die Kaiſerin Mutter großmüthig zu der Sammlung bei; einzelne Städte in Deutſchland, Berlin, Leipzig, Hamburg, Dresden, auch Dorpat thaten daſſelbe; der Name Palm entflammte den Zorn der edlen lützowſchen Freiſchaar; — nur die, deren Hoheit am tiefſten erniedrigt war, ſchwiegen — aus dankbarem Reſpect. Es war ja einmal geſchehen, man konnte Palmen das Leben nicht wiedergeben!! — Palm war ein Bürger der Stadt Nürnberg. Sein natürlicher Richter war die Obrigkeit der Stadt, durch die rheiniſche Conföderation aber war Nürnberg mit dem Königreiche Bayern vereinigt, jedoch ungeachtet des Friedens noch von franzöſiſchen Truppen unter dem General Frère be-

ſetzt, als Palm verhaftet wurde. Die Hinrichtung erfolgte aber in der öſterreichiſchen Stadt und Feſtung Braunau, welche die Franzoſen nach dem Frieden nicht an Oeſterreich zurückgaben, weil die Ruſſen das von Oeſterreich an Frankreich im preßburger Frieden abgetretene Cattaro nicht räumen wollten. Um Palms Schickſal zu beurtheilen, muß man den Inhalt jener Flugſchrift kennen, und den Antheil wiſſen, welchen Palm an ihrer Verbreitung hatte. Dieſe Schrift, deren Verfaſſer man nicht kennt, erſchien im Frühjahr 1806. Sie führte unter mehreren folgende Behauptung aus: „Bonaparte habe hinter dem Vorhange der Freiheit Frankreichs Feſſeln geſchmiedet, die Nation damit klug gegängelt, viel Außerordentliches gethan, ſelbſt im Frieden den Herzog von Enghien auf deutſchem Reichsgebiete meuchlings geraubt und erſchoſſen; aber Alles dies nur für ſeine Herrſchſucht, nicht für Frankreichs Glück. Ein unerſättlicher Eroberer wolle er Englands Schätze auf dem feſten Lande an ſich reißen; darum lebten ſeine Heere auf Deutſchlands Koſten, indem ſie die Staaten ſeiner deutſchen Bundesgenoſſen überzögen, und in Freundes Land wie Feinde hauſ'ten u. ſ. w.“ — Dieſe zum Theil mit ſtarken Farben ausgeführte Darſtellung, vorzüglich aber eine leidenſchaftlich abgefaßte Stelle über die Indisciplin der franzöſiſchen Truppen in Bayern, hat Palms Schickſal herbeigeführt. Die franzöſiſchen Heerführer, unter denen Einzelne — freilich nur Ausnahmen von der Regel! — auf Mannszucht hielten und mit Mäßigung ſich betrugen, fanden dadurch die Ehre des franzöſiſchen Militärs aufs tiefſte gekränkt. „Die Schrift, zürnten ſie, rufe die Deutſchen zu Empörung auf; ihre Verbreiter ſeyen als Aufrührer zu ſtrafen!“ — Der Graf Soden tadelt das Uebertriebene, das Unziemliche, das Leidenſchaftliche in dieſer Darſtellung, die in einer nichts weniger als edlen Sprache abgefaßt ſey, giebt aber dennoch zu, daß die Franzoſen hier und da ihre Foderungen aufs höchſte ſpannten, daß ein großer Theil derſelben auf Koſten der Deutſchen ein ſybaritiſches Leben führten, daß manche einzelne grobe Mißhandlungen der Einwohner vorfielen u. ſ. f. Dieſer nicht kalte, nicht warme Ton der vornehmen deutſch-franzöſiſchen Höflichkeit iſt eben die Haupturſache von unſerer Erniedrigung. Wenn jene Schrift nichts als Schilderungen enthielt, welche die franzöſiſche Eitelkeit verwundeten, ſo konnte ſie nur Eindruck machen, wenn ſie die Wahrheit ſagte, weil ſie dieſe aber ſagte, darum wollten Napoleon und ſeine Raubgefährten, denn auch hier fällt ein großer Theil von Napoleons Schuld auf ſeine Franzoſen zurück, durch Schrecken auch die Zungen feſſeln; der Arm des Deutſchen war es ſchon. Uebrigens fällt es in die Augen, daß die Begriffe Empörung und Aufruhr hier gar nicht anwendbar ſeyn konnten; die Schrift war höchſtens ein Libell, und die gekränkte franzöſiſche Ehre konnte, wenn ſie ſich freilich zu jeder Zeit rein und fleckenlos gezeigt hat, in ihr Bewußtſeyn ſich hüllen, oder von der Obrigkeit des Schuldigen ſtrenge Beſtrafung nach den Geſetzen des Landes verlangen, in welchem der Schuldige lebte. Der Heerführer ſelbſt darf nur Verräther und Spione greifen laſſen. Was wir aber tadeln, iſt, daß der Verfaſſer jener Schrift, die, wie die Erfahrung von acht Jahren bewieſen, auf das geduldige Phlegma der rheinbündneriſchen Deutſchen keinen Eindruck gemacht, und nicht einmal einem franzöſiſchen Plünderer, geſchweige dem ganzen Heere, Gefahr gebracht hat, ſich nicht nannte, oder aus ſeinem Dunkel hervortrat, um Palmen das Leben zu retten. Indeß geben wir zu, daß es durch äußere Umſtände, zumal bei

der geheimen und ſchnellen Vollziehung des kaiſerlichen Befehles, verhindert worden ſeyn, und ſpäterhin nichts helfen konnte. Das Buch ſelbſt foderte zu keinem Widerſtande auf, es ſchilderte aber das Betragen der franzöſiſchen Truppen in Bayern ſo, wie wir es damals aus Privatbriefen von München kennen gelernt, und wie es ſeitdem alle deutſche Völker, zumal das ſo treu den Franzoſen anhangende Königreich Sachſen, zur Genüge erfahren haben. Iſt es etwa übertrieben, was der Verfaſſer von den Koſten der Beköſtigung eines franzöſiſchen Soldaten ſagt? Oder iſt es ihm zu verargen, wenn er über die Laſt klagt, daß nach dem Frieden mit Oeſterreich das franzöſiſche Heer noch acht Monate lang, bis der Krieg mit Preußen ausbrach, in Bayern ſtehen blieb, und vom Lande verpflegt werden mußte? Eben ſo wenig wird der Unterrichtete dem Verfaſſer widerſprechen, in ſeiner Würdigung der von Napoleon in Deutſchland ausgetheilten Königskronen und Länder, und in der Unterſuchung, warum Deutſchlands Fürſten ſo ſich bethören und feſſeln laſſen konnten. Der Inhalt der ganzen Schrift iſt hiſtoriſch, mit Schilderungen und Bemerkungen durchflochten: aber nirgends findet ſich ein anderer Aufruf zur Abſchüttelung des franzöſiſchen Joches, als ſtille Wünſche, die jedem Deutſchen ſein Gefühl ſagte, auch wenn er die Schrift nicht geleſen hatte. Darum alſo, daß der Verfaſſer es gewagt, Bayerns Elend zu beklagen, darum mußte Palm, von ſeiner Nation und deren Fürſten hülflos verlaſſen, ein Märtyrer der Wahrheit ſterben. Darum gehört Palm in die Geſchichte unſerer Zeit, in die Annalen der deutſchen Nation, und ſein Schatten ſchreitet voran den Helden, die im J. 1813 Deutſchlands Feſſeln zerbrochen. Wäre auch das Glück dem franzöſiſchen Kaiſer ſtets günſtig geweſen, und hätte er ſeine Weltdictatur mit immer neuen Triumphen behauptet: ſo würden dennoch die Namen Enghien, Pichegru, Moreau, und vor allen Palm die Strafen der Hölle auf ſein mordbeflecktes Diadem herabziehen, und die Nemeſis der Weltgeſchichte würde die Tafeln ſeines Ruhms zerbrechen. Treffend wandte daher der freimüthige Bredow, als er Palms Ermordung erzählte, auf Napoleon an, was Seneca von Alexander ſagt: Hoc est Alexandri crimen aeternum, quod nulla virtus, nulla bellorum felicitas redimet. Nam quotiens quis dixerit: Occidit Persarum multa millia; opponetur: et Callisthenem. S. Bredows Chronik des 19ten Jahrhunderts, 1806, S. 598. Folgende Umſtände aus Palms Leben müſſen hier noch angeführt werden. Er war in allen ſeinen Verhältniſſen ein rechtlicher Mann. In Erlangen lernte er bei ſeinem Oheim, Johann Jacob Palm, den Buchhandel, ſtand hierauf als Diener in der andräiſchen Buchhandlung zu Frankfurt am Main und in der Vandenhökiſchen zu Göttingen, heirathete dann die Tochter des Buchhändlers Stein in Nürnberg, und ward Inhaber der ſteiniſchen Buchhandlung daſelbſt, deren Firma er beibehielt. Im Frühjahr 1806 verſandte dieſe Handlung die genannte Flugſchrift an den Buchhändler Jeniſch, Factor der ſtageſchen Buchhandlung in Augsburg, jedoch wie Palm bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens behauptete, als einen bloßen, ihm unbekannt gebliebenen Speditionsartikel. Von der augsburger Handlung erhielt ſie als Neuigkeit ein Geiſtlicher, bei welchem ſich franzöſiſche Offiziere im Quartiere befanden, die deutſch verſtanden und über den Inhalt der Schrift ihren Unwillen äußerten. Dieſe haben wahrſcheinlich die Schrift als aufrühreriſch der franzöſiſchen Regierung angezeigt. Napoleons auswärtige Polizei, die unter allerhand Verlarvungen von Weinhändlern,

Sprachmeiſtern u. ſ. w. in Deutſchland herumſpürte, erfuhr bald, daß die Schrift mit der Factura der ſteiniſchen Buchhandlung nach Augsburg geſandt worden ſey. Palm verlangte nun ſelbſt bei der nürnbergiſchen Buchhandlungsbehörde eine gerichtliche Unterſuchung; ſie ward aber abgelehnt. Indeß wurden in München, wo ſich der franzöſiſche Geſandte Otto befand, die Nachforſchungen fortgeſetzt. Palm war damals in ſeinen Handelsgeſchäften in München auf der Duld, wohin ihm ſeine Gattin meldete, daß am 28ſten Juli vier Fremde in ihrem Hauſe nach jener Flugſchrift gefragt, alles durchſucht, und da ſie nichts gefunden, ſich entfernt hätten. Palm beruhigte ſie, und kam den 9ten Auguſt nach Nürnberg zurück; wahrſcheinlich hatte man ihn nicht ſchon in München verhaftet, weil ſein Name nicht mit der Firma ſeiner Buchhandlung zuſammentraf. Er hätte längſt ſich flüchten können, und that es nicht; doch als er hörte, daß der augsburger Buchhändler verhaftet ſey, begab er ſich von Nürnberg, das noch franzöſiſche Beſazzung hatte, nach der damals preußiſchen Stadt Erlangen. Nach wenig Tagen aber trieb ihn, den Freunde vergebens warnten, die Sorge für ſeine Familie nach Nürnberg zurück. So lieferte er ſich ſeinen Mördern ſelbſt in die Hände. Doch ließ er ſich nicht öffentlich ſehen. Da erſchien ein armer Knabe im Buchladen mit einem Zeugniß mehrerer angeſehener Männer, und verlangte Almoſen für eine Soldatenwitwe. Er drang darauf, Palmen ſelbſt zu ſprechen. Der argloſe Palm ließ ihn zu ſich kommen, und theilte ihm eine Gabe mit. Kaum hatte ſich aber der junge Bettler entfernt, ſo traten zwei franzöſiſche Gensd'armen, die durch dieſen Kunſtgriff Palmen überraſchten, in den Buchladen, ſtiegen, ohne nach Jemand zu fragen, zwei Treppen hinauf, drangen in Palms Zimmer, und führten ihn mit ſich zum franzöſiſchen General. Er ward über die Flugſchrift befragt, und ſagte aus, was er noch in der Stunde ſeines Todes betheuerte, daß ſie ihm von fremden Buchhandlungen, ohne Benennung, zur weitern Spedition, nach Buchhändler Gebrauch in verſchloſſenen Packeten zugeſandt worden ſey. Da er nicht entdecken konnte, woher er ſie erhalten, ſo ward er in ein verſchloſſenes Zimmer geſperrt, und den Tag darauf, ſo wie er ging, in einer Chaiſe nach Anſpach zum Marſchall Bernadotte gebracht. Hier ſchlug man ihm das verlangte Gehör ab. Der Adjutant des Marſchalls erklärte, Palms Verhaftung gründe ſich auf einen unmittelbaren Befehl aus Paris. Er ſolle nach Braunau geſchafft, und wenn er keinen Wagen bezahlen könne, zu Fuße dahin abgeführt werden. Daſſelbe gewaltthätige Verfahren beobachtete die geheime franzöſiſche Polizei in jedem ähnlichen Falle, z. B. in Gotha gegen den Hofrath Becker, und in Dresden gegen den Hofrath D. Weigel. Palm kam den 22ſten Auguſt in Braunau an, wohin ihm ſeine Gattin die nöthigen Bedürfniſſe nachſandte. Ihr indeſſen an den franzöſiſchen Geſandten Otto in München gerichtetes Bittſchreiben, in welchem ſie ihres Mannes Vertheidigung hinreichend ausführte und bewies, daß außer jenem nach Augsburg geſandten, ihm unbekannten Packete auch nicht ein Exemplar der Flugſchrift in Nürnberg von der ſteiniſchen Handlung verkauft worden wäre, blieb unbeantwortet. Auf eine an den Marſchall Berthier, Fürſten von Neufchatel, übergebene ähnliche Vorſtellung erfolgte der kurze Beſcheid, daß alles vergebens und nichts zu thun ſey. Der Prozeß wurde nämlich mit ſolcher Eile betrieben, daß ſchon am 25ſten Auguſt, nachdem Palm in zwei Verhören ſeine Unſchuld dargethan zu haben glaubte, und ſeine Loslaſſung erwartete, ſein Todesurtheil gefällt und

vollzogen ward. Napoleon hatte ſeinen Tod in Voraus befohlen, und das niedergeſetzte Kriegsgericht war nichts als ein militäriſches Puppenſpiel. Dieſe außerordentliche militäriſche Commiſſion, welche Marſchall Berthier in Folge des kaiſerlichen Decrets vom 17ten Meſſidor des 12ten Jahres ernannt hatte, beſtand aus ſieben franzöſiſchen Oberſten, dem Chef des Generalſtabes der erſten Diviſion des vierten Corps, dem Adjutant-Commandanten Binot als Rapporteur, und einem franzöſiſchen Kriegsgerichtsſchreiber. Nach dem von ihr in aller Form der franzöſiſchen Militärgeſetze, nach den franzöſiſchen Kriegsartikeln am 25ſten Auguſt zu Braunau geſprochenen, und in 6000 Exemplaren überall, um Schrecken zu erregen, angeſchlagenen Urtheil wurden außer Palm auch noch ein Weinhändler aus Donauwörth, Joſeph Schoderer, der ebenfalls nach Braunau abgeführt worden war, und vier abweſende Unterthanen deutſcher Souveraine, der Gaſtwirth Merkel zu Neckars-Ulm im Wirtembergiſchen; der ſtageſche erſte Handlungsdiener Jeniſch in Augsburg, und die Buchhändler Kupfer in Wien und Eurich in Linz, als Verfaſſer, Drucker und Vertheiler von Schandſchriften, welche die Deutſchen zum Aufſtand und Meuchelmord gegen die franzöſiſchen Truppen aufreizten, ohne daß eine dieſer Schriften in dem weitläufigen, mit Förmlichkeiten überladenen Urtheil namentlich bezeichnet wurde, einſtimmig, als durch Ueberzeugungsacten überführt und des Hochverraths ſchuldig, nachdem die beiden gegenwärtigen Verurtheilten und ihre Vertheidiger gehört (?) worden, zum Tode verurtheilt, ſo daß die Vollziehung des Urthels binnen 24 Stunden erfolgen, ihr Vermögen aber zur Bezahlung der Gerichtskoſten in Beſchlag genommen werden ſollte. Schoderer erhielt eine Stunde vor ſeiner Hinrichtung durch die Verwendung ſeines Landesherrn Aufſchub, und nach ſechswöchentlicher Haft Begnadigung. Er hatte zwei Vertheidiger gehabt; für den unglücklichen Palm hatte, ungeachtet das Urtheil dies behauptete, kein Vertheidiger geſprochen, da der von ihm dazu erbetene nicht gekommen war, und das Kriegsgericht ihm einen zu geben nicht für nöthig gefunden hatte. Ein Dolmetſcher leitete die Verhöre; Palm war bei ſeiner erſten Behauptung ſtandhaft geblieben; auch fand ſich in der ihm zur Laſt gelegten Schrift kein Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmord. Er glaubte daher, als man den 26ſten halb 11 Uhr Mittags ſeinen Kerker eröffnete, und er in den Hof des Gefängniſſes ins Freie geführt wurde, man würde ihm ſeine Freiheit ankündigen. Statt deſſen ward ihm das Todesurtheil vorgeleſen, welches nicht nach 24 Stunden, ſondern denſelben Tag um zwei Uhr vollzogen werden ſollte. Tief erſchüttert berief er ſich auf Gott und ſeine Unſchuld. Er verlangte einen Geiſtlichen. Vergebens ward der General St. Hilaire von braunauer Frauen und Kindern um Aufſchub angefleht. Der Kaiſer allein, hieß es, könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Dieſer habe das Todesurtheil ausgeſprochen, und die unaufſchiebbare Vollziehung anbefohlen. Den beiden würdigen katholiſchen Geiſtlichen, dem Weltprieſter Thomas Pöſchl, und dem Spitalſeelſorger, Johann Michael Gropp, zwei eben ſo frommen als theilnehmenden Männern, blieb nichts übrig, als den unglücklichen Palm, der Proteſtant und ein frommer Mann war, auf ſeinen Tod vorzubereiten. Auch ihr Zeugniß beſtätigt, daß Palms Tod vorgeſchrieben war. Ein franzöſiſcher Capitain hatte nämlich den Geiſtlichen in Braunau ſchon acht bis zehn Tage vor Palms Ankunft vertraut, daß ein gewiſſer Buchhändler aus Nürnberg nebſt zwei andern hier werde erſchoſſen werden. Dieſe genannten

Geiſtlichen waren von echt chriſtlicher Geſinnung durchdrungen. Sie überzeugten ſich innig von Palms Unſchuld. Dieſer ſchenkte ihnen ganz ſein Vertrauen; ſeine letzten Wünſche für Frau und Kinder, ſeine Aufträge, Ringe, ein Schnupftuch mit ſeinen Thränen, und einen Brief, den er an ſeine Gattin eine halbe Stunde vor ſeiner Hinrichtung ſchrieb, in welchem er betheuerte, daß er nur ſpeditionsweiſe, aber nicht mit ſeinem Wiſſen und Willen jene Schrift verſandt, und daß man ihn nach zwei Verhören ohne Defenſor gerichtet habe. Sie begleiteten ihn nach zwei Uhr auf den Richtplatz, wo alle Anſtalten getroffen waren, um einen Aufſtand des Volks zu verhindern. Palm blieb gefaßt, und ſtarb mit frommer Ergebung. Die franzöſiſchen Soldaten zitterten, als ſie ſchoſſen, und drei Mal wurde Feuer auf ihn gegeben, ehe er todt war. Man begrub ihn, gegen den Befehl ſeiner Richter, auf dem katholiſchen Kirchhofe. Ueberhaupt gaben jene beiden Geiſtlichen ſowohl, als die Bewohner Braunau's, die rührendſten Beweiſe der Theilnahme und ihres tiefen Gefühls der allen Deutſchen durch Palms Ermordung zugefügten Schmach. Auch die franzöſiſchen Offiziere, den harten Binot ausgenommen, äußerten ihren Unwillen über Napoleons despotiſches Verfahren. Einer der Richter zerbrach, nach ſeiner Rückkunft in das Cantonnirungsquartier, ſeinen Degen, und ſchwur, eher zu ſterben, als ſich wieder zu einem ſolchen Henkergericht brauchen zu laſſen. Ein anderer, der Artillerie-Oberſte Ardant, hatte ſich mit Krankheit entſchuldigt, um nicht an der anbefohlnen Urtheilsſprechung Theil zu nehmen. Der Feſtungscommandant St. Hilaire verreiſ'te nebſt mehrern Offizieren, um nicht Zeuge der Hinrichtung ſeyn zu müſſen. Und der Hauptmann, welcher bei der Execution commandirt hatte, ſchimpfte laut, als er in ſein Quartier zurückkam, und ſagte, er würde lieber quittiren, als noch einmal eine ſolche Execution auf ſich nehmen. Auch die Nebenumſtände waren empörend. Palm wurden die Hände auf dem Rücken gebunden; und er mußte ſich nebſt den beiden Geiſtlichen auf einen mit Ochſen beſpannten Leiterwagen ſetzen, obgleich er und die Geiſtlichen baten, daß er frei zum Richtplatze gehen dürfe. Palm wollte vor ſeiner Hinrichtung an das Volk eine Anrede halten, was ihm aber die Geiſtlichen widerriethen. Jetzt, wo es erwieſen iſt, daß er geſetzwidrig geraubt und ermordet wurde, iſt ſein Name in dem Herzen aller Deutſchen gerechtfertigt. Er ſtarb als ein Märtyrer der guten Sache. K.

Palme, in Nieder-Deutſchland ein Längenmaß, die Dicke der Rundhölzer auf Schiffen darnach zu beſtimmen. In Hamburg hält ſie $42\frac{1}{4}$ Linien pariſer Maß, wenn man den Umfang mißt, oder $12\frac{1}{2}$ ſolcher Linien, wenn man den Durchmeſſer mißt. In Holland und Norwegen hält ſie nur $39\frac{5}{16}$ ſolcher Linien, und drei Palmen machen daſelbſt 10 Zoll 2 Linien däniſchen Maßes. Nach Röding iſt in der Seeſprache Palme auch ſo viel als Spann.

Palmenorden, ſ. Fruchtbringende Geſellſchaft.

Palmer, ein berühmter engliſcher Schauſpieler, war der Sohn eines Logenſchließers von Drury-Lane und 1741 geboren. Er hatte früh das Theater ſo lieb gewonnen, daß er gegen ſeines Vaters Abſicht, der ihn bei einem Mechanicus in die Lehre gab, ſich zu Norwich als Schauſpieler engagirte. Er gefiel, heirathete, und verließ die Geſellſchaft. Nachdem er einige Zeit die Provinz durchzogen war, kam er nach London, wo er die erſten Rollen ſpielte, und der Liebling des Publikums wurde. Am 2ten Auguſt 1798 gab er in Kotzebue's Menſchenhaß und Reue den Fremden. In den beiden erſten Acten ſpielte er auf die von ihm gewohnte Weiſe, aber im dritten Act ſchien er ungewöhnlich bewegt und niedergeſchlagen; und

als er auf die Frage des Majors nach dem Befinden ſeiner Kinder antworten ſollte, ergriff ihn der Schmerz um ſeinen erſt vor kurzem geſtorbenen Sohn ſo heftig, daß er mit einem Seufzer zur Erde ſank und augenblicklich verſchied.

Palmſonntag iſt der Sonntag vor Oſtern, an welchem der Einzug Chriſti in Jeruſalem, bei welchem ihm Palmen auf den Weg geſtreut wurden, gefeiert wird; ehedem der Blumenſonntag, verderbt der blaue Oſtertag.

Palmyra, eine im Alterthum berühmte Stadt in Syrien, in der Landſchaft Palmyrene, die auf kurze Zeit ein eigner mächtiger Staat war. Vorher hieß ſie Thamar oder Thadmör, die Palmenſtadt; der lateiniſche Name iſt nur eine Ueberſetzung davon. Der Urſprung der Stadt fällt in das höchſte Alterthum. Sie war theils als Vormauer des jüdiſchen Landes gegen den Euphrat und herumſtreifende Horden, theils als Stapelplatz für den Handel aus dem öſtlichen und weſtlichen Aſien wichtig, und wurde eben durch dieſen Handel, beſonders ſeit Trajans Zeiten, der die ganze Provinz unter römiſche Oberherrſchaft brachte, reich und groß. Die prächtigſten Gebäude und Palläſte zierten die Stadt, deren nach einer zweimaligen Zerſtörung übrig gebliebene Ruinen noch jetzt Bewunderung erregen. Zum erſten Mal wurde ſie vom Kaiſer Aurelian zerſtört, welcher die berühmte Fürſtin Zenobia, die Stadt zu übergeben, zwang, und nach ihrer Wiederherſtellung zum zweiten Mal von den Saracenen im J. 744. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Ruinen von den Engländern entdeckt und in einem Prachtwerke (The Ruins of Palmyra) beſchrieben. Es befinden ſich unter dieſen Trümmern eine Menge der ſchönſten Pfeiler, Ruinen von Tempeln und Thürmen, alle von Marmor und bewundernswürdig gearbeitet; viele griechiſche, palmyreniſche und eine lateiniſche Inſchrift erhöhen ihren Werth noch mehr. Das älteſte Denkmal darunter fällt ins 3te Jahrhundert nach Chr. Geb. — Jetzt iſt Palmyra, unter dem alten Namen Tadmor, ein armſeliges Dorf in der Wüſte von Syrien, und dürftige Familien haben zwiſchen den prächtigen Ruinen ihre Hütten.

Pampelona am Arga, die Hauptſtadt des ſpaniſchen Königreichs Navarra. Sie iſt von ziemlicher Größe und zählt gegen 12,000 Einwohner. Die von Philipp II. dicht an der Stadt angelegte Citadelle hat fünf Baſtionen, einen vortrefflichen Wall, bedeckten Weg, ſtarke Außenwerke und einen Graben, der unter Waſſer geſetzt werden kann. Sie wurde zuletzt von der engliſch-ſpaniſchen Armee im J. 1813 und 14 belagert und erobert. Pampelona iſt der Sitz einer Univerſität und eines Biſchofs, der unter dem Erzbiſchof zu Burgos gehört.

Pampus heißt der Einfluß des Y in den Süderſee, durch welchen die Schiffe, welche von Amſterdam nach dem Texel gehen, wegen ſeiner Seichtigkeit nur mit großer Schwierigkeit fahren können.

Pan, urſprünglich ein arkadiſcher Feldgott, krummnaſig, gehörnt, ſpitzohrig, mit Schwanz und Geisfüßen, gewöhnlich eine Syringe und einen gekrümmten Hirtenſtab tragend. Den übrigen Griechen ward er erſt ſpäter bekannt. Er zeichnete ſich aus im Wettgeſang und Syringenſpiel. Die Erfindung der Syringe machte er, als er von dem Rohre, worein die vor ſeiner Lüſternheit fliehende Najade Syrinx von ihren Schweſtern verwandelt worden war, zum Andenken einige Halme abſchnitt und hinein blies. Einige ſcheinen ihn auch als den Erfinder der Rohrtibie zu verehren. Pan iſt Obwalter der geweideten Thiere, des Wildes, der Uferfiſche, und ſorgt für die Bienen des Landmanns, weshalb ihm nicht nur

Milch, ſondern auch Honig geopfert ward. — Nach Italien ſoll ſeinen Dienſt Evander gebracht haben. Man verglich hier den Pan mit dem Faunus und feierte ihm zu Ehren mehrere Feſte, unter denen die Lupercalien die berühmteſten ſind. — Zweifelhaft iſt es, woher der Ausdruck paniſcher Schrecken komme. Nach Plutarch waren es die um Chemmo wohnenden Pane und Satyrn, welche den Tod des Oſiris zuerſt verkündeten, und dadurch einen ſolchen Schrecken erregten, daß ſeitdem alle plötzliche Schrecken paniſche heißen. Nach Polyän rettete Pan des Bacchus Heer aus einer großen Gefahr durch ein wildes, vom Widerhall der Wälder und Felſen tauſendfach verdoppeltes Geſchrei, und von dieſem ſollen die nächtlichen Schrecknisse, die ohne Grund Kriegsheere verwirren, paniſche heißen. Auch könnte man zur Erklärung des Ausdrucks an den Titanenkampf erinnern, wo Pan durch das Blaſen einer Seemuſchel den Feind in Schrecken verſetzte. Die wahre Urſache dieſer Benennung möchte wohl in dem alten Glauben liegen, daß große Heere zur Nachtzeit leicht ein Schrecken befalle, für deſſen Urheber man einen Gott oder Dämon hielt, der dem Uebermuth eines ſo großen Beginnens entgegenwirkte. Nachher verſchmolz man dieſe Art von Schrecken mit einer andern im Hirtenleben häufig vorkommenden, und trug ſie auf die Panen und Faunen als Urheber über, die öfters als wahre Waldteufel Landleute und Holzhauer durch Schrecken tödteten.

Panacēa, eine Tochter des Aesculap; ſie entſtand als ſpäte Allegorie, eine Schöpfung der Dichter und Künſtler. Der Name bedeutet eigentlich die Allesheilende, daher bei uns Panacee ſo viel als Univerſalarznei.

Panard (Charles-François), ein franzöſiſcher Dichter, war 1690 zu Courville bei Chartres geboren, und zeigte früh viel Talent für das moraliſche Vaudeville, als deſſen Vater er angeſehen wird. Er arbeitete lange unbekannt in einem Bureau, wo er ein kleines Amt hatte. Der Schauſpieler Le Grand, der einige ſeiner Verſuche geſehen hatte, munterte ihn auf, mit ähnlichen Arbeiten fortzufahren. Nicht unpaſſend hatte Marmontel ihn den La Fontaine des Vaudeville genannt; er glich dieſem Dichter auch in ſeinem Charakter, der uneigennützig, einfach und ſanft war. Die Pfeile ſeines Witzes richtete er gegen das Laſter, nicht gegen den Laſterhaften. Er ſtarb, allgemein geachtet, im J. 1765 an einem Schlagfluß. In folgenden Verſen ſchildert er ſich ſelbſt:

Mon corps dont la structure a cinq pieds de hauteur,
Porte sous l'estomac une masse rotonde,
Qui de mes pas tardifs excuse la lenteur,
Peu vif dans l'entretien, craintif, distrait, rêveur,
Aimant sans m'asservir, jamais brune ni blonde,
Peut-être pour mon bien, n'ont captivé mon coeur.
Chansonnier sans chanter, passable coupleteur,
Jamais dans mes chansons on n'a rien vu d'immonde.

Er ſchrieb über achtzig Stücke, theils für die komiſche Oper, theils für das pantomimiſche Schauſpiel. Im J. 1763 erſchienen von ihm unter dem Titel: Théâtre et Oeuvres diverses, vier Bändchen, welche fünf Luſtſpiele, dreizehn komiſche Opern und viele kleine Gedichte u. ſ. w. enthalten. Man findet in allen viel Leichtigkeit, Natur, Innigkeit, Witz, aber auch viele Nachläſſigkeiten, viel Langweiliges und Fehler gegen die Sprache und Dichtkunſt. Panard ſchlief über dem Wein ein; man weckte ihn und verlangte Verſe; mit ſchwerer Zunge ſtammelte er die lieblichſten Couplets, bis ihn der Schlaf aufs neue überwältigte. An den morgenden Tag hat er nie gedacht; man kleidete ihn an; ſeine Freunde gaben ihm Speiſe und Trank. — Armand Gouffé hat in drei Bändchen Oeuvres choisies de Panard herausgegeben.

Panathenäen (Panathenäa) hießen die Feſte, welche zu Athen der Schutzgöttin Minerva gefeiert wurden. Erichthonius, der ſie ſtiftete, nannte ſie Athenäen; als Theſeus aber die Bewohner aller zwölf Bezirke in die Stadt rief, um dieſe zu vergrößern, erhielten ſie den Namen der Panathenäen, weil nun das geſammte Volk der Athener daran Theil nahm. Man unterſcheidet die großen und kleinen Panathenäen, von denen erſtere alle fünf Jahre, letztere jedes Jahr gefeiert wurden. Bei beiden gab es dreierlei öffentliche Spiele, die von den zehn Athlotheten geleitet wurden: am erſten Tage Wettrennen mit Fackeln im Ceramicus, am zweiten gymnaſtiſche Uebungen und Luſtgefechte mit Schiffen, am dritten endlich geiſtige Wettkämpfe, als Muſik, Deklamation, dramatiſche Vorſtellungen. Ein Kranz von Oelzweigen aus der Akademie und ein Gefäß voll des beſten Oels war des Siegers Preis. Dann erſt folgten die Opfer und der Opferſchmaus. Die größern Panathenäen unterſchieden ſich von den kleinern nicht nur durch größere Pracht und längere Dauer, ſondern vornehmlich auch durch den feierlichen Aufzug, unter welchem der heilige Peplos (Gewand oder Teppich), von Jungfrauen gewebt und geſtickt mit den Thaten der Götter und Helden, auf die Acropolis in den Tempel der Göttin gebracht wurde. Das Feſt war ſo heilig, daß man Gefangene aus dem Kerker befreite, und verdienſtvollen Männern goldne Kronen an ihm zur Belohnung reichte.

Panckoucke (Charles-Joſeph), der Sohn des auch als Schriftſteller bekannten André-Joſeph Panckoucke, Buchhändlers zu Lille, war daſelbſt 1736 geboren, und ſetzte die Geſchäfte ſeines Vaters mit Auszeichnung fort. Sein natürlicher Verſtand, ſeine Schriften und ſeine großen buchhändleriſchen Unternehmungen haben ihn in ganz Europa bekannt gemacht. Zu letztern gehört die große Encyclopädie, Buffons Werke, die Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften, das Vocabulaire français, das Repertoire universel de jurisprudence, der Voyageur français von La Porte, der Mercure de France u. ſ. w. Er ſtarb zu Paris 1799, und hinterließ ſein Geſchäft einem Sohn, der es mit Eifer und Umſicht fortſetzt.

Pancratium (wörtlich überſetzt der Allkampf) war ein Wettkampf der alten Griechen, bei welchem alle fünf Kampfarten, das Laufen, Springen, Fechten, Ringen und Werfen, zugleich geübt wurden; desgleichen ein Wettkampf, bei welchem man kein Mittel und keine Kraft unverſucht ließ, den Sieg zu erringen; ein Kampf auf Leben und Tod.

Pandämonium, der allgemeine Tempel für Götter und Halbgötter bei den Alten.

Pandēmos (aus dem Griechiſchen), ein häufig vorkommender Beiname der Venus, deſſen Entſtehung verſchieden angegeben wird. Nach Einigen ſtiftete Theſeus in Athen die Verehrung der Venus Pandemos, als er die verſchiedenen Stämme oder Flecken (δημοι) dieſer Landſchaft zuerſt in ein Ganzes verband. Nach Andern kam dieſer Beiname daher, weil der Tempel der Venus ſich am Markte, dem Verſammlungsplatze des ganzen Volkes (παντος δήμου) befand; nach Andern endlich, weil dieſer Tempel vom Solon von dem Gelde, welches die öffentlichen Mädchen bezahlen mußten, erbaut worden war. Allein dieſe Angaben erſcheinen nichtig, wenn man ſieht, daß Venus unter dieſem Beinamen auch an andern Orten ſchon von den älteſten Zeiten an verehrt wurde. Am merkwürdigſten war das Bild der auf einem Bocke reitenden Venus Pandemos zu Elis, neben dem Bilde der Venus Urania. Hier erſcheint die Venus Pandemos als das Symbol der gemeinen Liebe und ſich Allen preisgebenden Sinnlichkeit im Gegenſatz der überirdiſchen Liebe, und in dieſer

Bedeutung nimmt man den Ausdruck Venus Pandemos auch noch in der Converſation, wenn man die Sache ſelbſt nicht deutlicher bezeichnen will.

Pandecten ſind ein Theil des Corpus juris civilis, und enthalten eine ſyſtematiſch geordnete Sammlung von Ausſprüchen römiſcher Rechtsgelehrten über viele Rechtsgegenſtände, welcher der Kaiſer Juſtinian, auf deſſen Befehl ſie unternommen wurde, im Jahr 533 geſetzliche Kraft ertheilte, indem er alle bisher gültig geweſenen Schriften der Rechtsgelehrten, ſo wie frühere Rechtsſammlungen, abſchaffte. Sie haben ihren Namen vom griechiſchen πᾶν (alles), und δέχεσθαι (zuſammenfaſſen), weil ſie das Beſte aus den Schriften der Rechtsgelehrten enthalten ſollten; auch nannte man ſie Digesta von digerere (ordnen), weil das in jenen Werken Zerſtreute in eine ſchöne Ordnung gebracht werden ſollte. Der berühmte Juriſt Tribonian excerpirte ſie, mit Hülfe von ſechzehn andern Rechtsgelehrten, aus 39 juriſtiſchen Claſſikern, beſonders ſolchen, die unter den Kaiſern ſeit Hadrians Zeiten gelebt hatten, in drei Jahren, obgleich Juſtinian eine Friſt von zehn Jahren dazu bewilligt hatte. Es wurden dazu 2000 Schriften, vorzüglich die des Papianus, Ulpianus, Paulus, Julianus, Marcellus, Cajus Modeſtinus u. ſ. w. gebraucht. Sie ſind im Ganzen nach der Ordnung der Geſetze der zwölf Tafeln und des Edicti perpetui: Prozeß, Verträge, Ehe und Tutel, Verlaſſenſchaft, Eigenthum, Stipulationen und Interdicte, Criminalrecht und Lehre von den Appellationen, abgefaßt und in 50 Bücher abgetheilt. — Man nennt auch die zum Behufe akademiſcher Vorleſungen geſchriebenen Syſteme des römiſch-deutſchen bürgerlichen Rechts Pandecten, weil ſie nach der Ordnung derſelben abgefaßt ſind. Mr.

Pandōra, die Allbegabte; alſo benannt, weil jeder der Olympier ſie mit einer Gabe beſchenkte, zum Leid der Menſchen. Prometheus, vom Zeus aus dem Himmel geſtoßen, hatte Menſchen gebildet, und ſie mit dem heimlich entwendeten Funken belebt. Zornig beſchloß der Vater der Götter den Frevel zu ſtrafen. Er befahl dem Vulkan, aus Erde ein Bild zu machen, den Göttinnen gleich an Schönheit und Anmuth, und ihm Sprache und Leben einzuhauchen. Der Gott vollzog den Befehl; Minerva aber mußte das Gebilde in kunſtvollen weiblichen Arbeiten unterrichten, Venus ſie mit Schönheit und Reiz begaben, Merkur ihr die Sucht zu gefallen einflößen, und ſie die ſchmeichelnde und gefällige Sprache lehren. So geſchmückt führte Minerva ſie in die Verſammlung der Götter, und alle erſtaunten über das Kunſtwerk. Darauf ſchickte Zeus, der ſie mit einer Büchſe beſchenkte, worin aller Jammer und Trübſal für die Menſchen eingeſchloſſen war, den Merkur zum Epimetheus, ihm die Pandora als ein Geſchenk zuzuführen. Prometheus hatte ihn gewarnt, je ein Geſchenk vom Jupiter anzunehmen, aber die Reize des Mädchens bethörten ihn; erſt als es ihn traf, erkannte er das Unglück. Bisher lebten die Menſchen ohne alle Uebel, ohne drückende Arbeit, und frei von allen Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Uebeln mit, welche, als Epimetheus den Deckel des Gefäßes öffnete, ſogleich herausſtrömten und ſich über die Erde verbreiteten. Nur die Hoffnung blieb auf dem Boden der Büchſe zurück, da er ſie ſchnell wieder ſchloß.

Panduren, alſo benannt von dem Dorfe Pandur in der ſolder Geſpannſchaft von Nieder-Ungarn, wo ſie in den Gebirgen zerſtreut wohnen, heißen die ſerviſchen oder reitziſchen Fußvölker, die ſonſt unter einem eignen Hauptmann, welcher Harun Baſcha hieß, ſtanden. Sie tragen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen; bewaffnet ſind ſie mit einer langen Flinte, einigen Piſtolen im Leibgürtel, einem ungariſchen Säbel und zwei

türkiſchen Meſſern. Sie haben namentlich im öſterreichiſchen Succeſſions-Kriege unter dem Baron von Trenk gute Dienſte geleiſtet und ſich furchtbar gemacht. Seitdem ſind ſie immer mehr auf regulären Fuß geſetzt worden, und jetzt gehören ſie zu den ſogenannten Granitzern.

Panegyricus, eine Lobrede oder Lobſchrift, ein Zweig der Redekunſt, deſſen Zweck die ſchöne Darſtellung oder Schilderung einer Thatſache oder Perſon iſt. Die hiſtoriſche Wahrheit iſt in ſo fern erfoderlich, als der Panegyricus einen geſchichtlich gegebenen Gegenſtand behandelt. Schon in dem freien Griechenland fand dieſe Art von Reden vielen Beifall, und der Panegyricus des Iſocrates iſt ungeachtet der zu ſichtbaren Kunſt, die dem Werke das Großartige raubt, ein wahres Meiſterſtück ſorgfältiger Schreibart. In der römiſchen Literatur, wie wir ſie noch beſitzen, iſt der treffliche Panegyricus des jüngern Plinius auf Trajan der vorzüglichſte, ſowohl in Rückſicht des klaſſiſchen Styls, als der redneriſchen Anlage. Die ſpätern römiſchen Panegyriker des dritten und vierten Jahrhunderts können nur den Geſchichtsforſcher intereſſiren. Unter den Neuern haben die Franzoſen eine ähnliche Gattung in ihren Eloges (ſ. d.). Einzelne treffliche Lobreden beſitzen auch die Engländer, die Deutſchen u. ſ. w.

Panier oder **Banner** hieß im Mittelalter bei der deutſchen Lehnmiliz eine Heeresfahne, welche nur derjenige von Adel, der eine Compagnie gut bewaffneter Vaſallen in den Krieg führen konnte, vom Herzog bekam. Ein ſolcher hieß **Bannerherr**, und war gewöhnlich ein vornehmer Adeliger. Nach Einführung der ſtehenden Milizen wurde daraus eine bloſſe Titularwürde. — **Erzbanner** des römiſchen Reichs nannte ſich, nach erlangter Kurwürde, der Herzog von Wirtemberg, in Beziehung auf die Reichsſturmfahne, mit der das wirtembergiſche Haus, ſeit alten Zeiten, von dem Kaiſer belehnt war.

Panin (Nikita Iwanowitſch, Graf von), ein berühmter ruſſiſcher Staatsminiſter, geboren 1718. Seine Familie, die aus Lucca in Italien abſtammte, hatte ſich nach Rußland begeben, und hier war ſein Vater unter Peter I. Generallieutenant. Er diente anfangs bei der Garde der Kaiſerin Eliſabeth, wurde Kammerherr und kam 1747 als bevollmächtigter Miniſter nach Copenhagen, und zwei Jahre darauf nach Stockholm. Bei ſeiner Rückkehr wurde er zum Gouverneur des Großfürſten Paul Petrowitz erſehen, und als Catharina II. 1762 den ruſſiſchen Thron beſtieg, ſtellte ſie ihn an die Spitze des ruſſiſchen Miniſteriums. Die denkwürdigſten Ereigniſſe, an denen er von jetzt an zwanzig Jahre lang einen vorzüglichen Antheil hatte, ſind die verſchiedenen Traktaten, die er mit auswärtigen Mächten ſchloß; der Krieg wider die Türken, welchen die Unruhen von Polen veranlaßten; die Vertauſchung des Herzogthums Holſtein gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt zum Vortheil der jüngern Linie des Hauſes Holſtein-Gottorp; der vortheilhafte Friede mit der Pforte; die Vermittlung Rußlands beim Frieden von Teſchen; endlich die bewaffnete Neutralität. Alle dieſe Begebenheiten wurden größtentheils durch ſeine Vorſtellungen hervorgebracht und durch ſeine Arbeiten vollendet. Alle Inſtructionen für die Feldherren und auswärtigen Miniſter, ſo wie die ganze Correſpondenz mit den fremden Höfen, wurden von ihm ſelbſt entworfen. In den öffentlichen Angelegenheiten handelte er nach den Grundſätzen, daß der Staat beſtändig ſeine Würde, ohne Beeinträchtigung anderer, behaupten müſſe, und daß es einem groſſen und mächtigen Reiche nicht anſtehe, zu Liſt und Verſtellung ſeine Zuflucht zu nehmen, ſondern die offenſte Freimüthigkeit das Verhalten ſeines Miniſteriums beſeelen müſſe. Er behandelte die Geſchäfte gern mit

derjenigen Sanftheit und angenehmen Leichtigkeit, welche den Charakter ſeiner tugendhaften Seele ausmachten. Ueberall bewies er große Feſtigkeit. Wo es das Wohl des Staates galt, erſchütterten ihn weder Drohungen, noch Verſprechungen. Er rieth nur, wovon er überzeugt war, daß es das beſte ſey, und widerſprach in dieſem Falle ſelbſt ſeiner Fürſtin. Mit einem richtigen Verſtande verband er eine ſcharfe Urtheilskraft, tiefe Menſchenkenntniß, und die Gabe der Ueberredung. Er ſtarb den 11ten April 1783.

Panisbrief, ein Empfehlungsſchreiben, worin vormals ein deutſcher Kaiſer eine weltliche Perſon, die etwa in ſeinem Dienſte alt geworden, einem der deutſchen Stifter oder Klöſter zur Verpflegung empfahl. Es läßt ſich, nach den beſten deutſchen Publiciſten, z. B. Pütter, nicht behaupten, daß es in Rückſicht aller Stifter und Klöſter in Deutſchland ein kaiſerliches Recht geweſen ſey, ſolche Panisbriefe auszuſenden; auch waren ſie ſeit Jahrhunderten nicht mehr üblich geweſen, als plötzlich unter Joſeph II. eine Menge derſelben erſchien, wobei die Hauptabſicht zu ſeyn ſchien, Perſonen aus den kaiſerlichen Erblanden in anderer Reichsſtände Ländern mit Penſionen zu begnadigen.

Paniſcher Schrecken, ſ. Pan.

Pannonien hieß im Alterthum das von den Pannoniern, einem urſprünglich thraziſchen Volke, bewohnte Land, welches zwiſchen den Illyriern und Celten auf dem nördlichen Abhange der öſtlichen Alpen gelegen war. Erſt dem Kaiſer Auguſtus gelang es, in dieſen Gegenden ſich feſtzuſetzen. Er überwältigte die Illyrier, Japoden und Dalmatier, drang in die Gebirge der Pannonier ein und bezwang ſie (10 J. nach Chr. Geb.). Bald nach ihrer Beſiegung ließen ſie ſich in eine gefährliche Verſchwörung gegen die Römer ein, welche jedoch durch Tiberius an der Spitze von zehn Legionen glücklich gedämpft wurde. Nachher ſcheinen ſie unter Begünſtigung der Römer ſich an der Donau niedergelaſſen zu haben; wahrſcheinlich aber erhielt ihr Land erſt unter Claudius die Einrichtung einer römiſchen Provinz. Pannonien umfaßte auf unſern Karten den öſtlichen Streif von Oeſterreich und Steyermark, ganz Ungarn, ſo weit es auf der Südſeite der Donau liegt, einen Theil von Krain und Croatien, ganz Slavonien und einen Streif von Bosnien längs der Save. Wahrſcheinlich theilte Hadrian es in Pannonia superior (nachher prima) und Pannonia inferior (nachher secunda). Seit dem markomanniſchen Krieg ward Ungarn häufig von Barbaren mitgenommen. Ungleich mehr litt es durch die Völkerwanderung. Indeß blieben die Römer im Beſitz, wenn ſie es auch, wie im J. 300 nach Chr. Geb., auf einige Zeit an die Vandalen verloren. Ganz entriſſen wurde ihnen Pannonien von den Hunnen unter Attila. Aber nach dem Tode dieſes Eroberers ging das Hunnenreich wieder zurück in ſeine öſtlichen Gränzen über den Pontus, in die weiten Gefilde am Don, wo die Hunnen nun unter dem Namen Mugari und Lutriguri noch lange herrſchten. Im Oſten von Europa brachte dieſe Revolution die wichtigſten Veränderungen hervor. In Pannoniens Gebirgen ließen ſich namentlich jetzt jene Sarmaten nieder, welche die Vorfahren der heutigen Slavonier ſind. Pannonien aber ſelbſt nahmen nur mit Bewilligung der morgenländiſchen Kaiſer die Oſtgothen in Beſitz. Als dieſe nach Italien zogen, folgten ihnen die Longobarden, und dieſen, als ſie nach 42 Jahren ebenfalls nach Italien zogen, die Avaren, eine aus Hunnen, Deutſchen und Slaven gemiſchte Völkerſchaft unter einem Nachkommen Attila's, welche nach und nach bis an die Elbe und Saale vordrang, ſich aber 806 Carl dem Großen unterwarf und die chriſtliche Religion annahm.

Panniput, eine Stadt in der oſtindiſchen Provinz Lahor, berühmt durch die große Schlacht, welche daſelbſt im J. 1761 zwiſchen den Maratten und Abdalla, dem Beherrſcher von Oſtperſien, vorfiel, und in welcher der Letztere den entſcheidendſten Sieg erfocht, und den Maratten, welche ganz Hindoſtan zu erobern ſtrebten, ein Ziel ſetzte.

Panorama, Rundgemählde, nennt man das Horizontalbild einer Stadt oder Gegend, die täuſchendſte Art der Darſtellung in Farben und Licht, welche gegen das Ende des letzten Jahrhunderts in England von Mr. Barker erfunden wurde. Man kann ein Panorama mit Recht den Triumph der Perſpective nennen. Von einem Thurm oder Berge aus muß der Künſtler die Gegend ringsherum, ſo weit ſein Auge den fernſten Horizont erreichen kann, mit der größten Genauigkeit aufnehmen; höchſte Wahrheit und Pünktlichkeit, überraſchendſte Täuſchung ſind die Hauptzwecke ſolcher Darſtellungen, welche aber nur durch die Art, wie ſolche Gemählde aufgeſtellt und beleuchtet werden, ihre Bedeutung und Wirkung erhalten. Iſt nämlich ein Panoramgemählde in allen ſeinen Theilen vollendet, ſo wird es in einem eigends dazu eingerichteten runden Pavillon dergeſtalt zuſammengeſetzt und aufgehängt, daß der Beſchauer in der Mitte, von einer Gallerie umgeben, ſo ſteht, als befände er ſich auf dem Platz, von welchem aus das Rundgemählde gezeichnet wurde. Das Licht fällt rund herum nur von oben auf das Gemählde, ſo daß dies beleuchtet iſt, ohne daß der Beſchauer geblendet wird; da dieſer nirgends ein Ende des Gemähldes erblickt, glaubt er wirklich in die dargeſtellte Gegend verſetzt zu ſeyn. In London und in Paris giebt es eigne Gebäude, welche ſtets zur Aufſtellung dieſer Gemählde bereit und eingerichtet ſind. Robert Fulton, ein Amerikaner, brachte zuerſt ein Panorama nach Frankreich. Man bewunderte dort nach und nach die Darſtellungen von London, von Paris, Toulon, Neapel, dem Hafen von Boulogne, Rom, Amſterdam ꝛc. Das Leben und Treiben auf den Straßen iſt bei dieſen Gemählden eben ſo täuſchend nachgebildet, wie die in Duft verſchwimmende Ferne; nichts kann daher einen deutlichern Begriff von einer Gegend geben, als ein treues Panorama. K.

Pantalon oder **Pantaleon**, ein von Pantaleon Hebenſtreit aus Eisleben, einem damals beſonders als Geiger berühmten Virtuoſen, erfundenes, jetzt aber in Vergeſſenheit gerathenes Inſtrument in Form eines Cimbals. Es hat neun bis zehn Fuß Länge, auf beiden Seiten Reſonanzböden, wovon der eine mit Drath=, Stahl=, und Meſſingſaiten, der andere mit Darmſaiten bezogen iſt, übrigens wie das Clavier alle harte und weiche Tonleitern, auch denſelben Umfang in den Octaven, und wird mit zwei mit Tuch überzogenen Klöppeln geſpielt. — Außer dieſem Inſtrumente nennt man auch ſolche Claviaturinſtrumente Pantalons, bei welchen der Schlag der Hämmer auf die Saiten von oben herab geſchieht, oder bei welchen metallne Hämmer oder in Haken gebogne Drathe an die Saiten angeſchnellt werden, und wobei das flügelartige Corpus ſenkrecht in die Höhe ſteht.

Pantalone iſt bei den Masken der italieniſchen Komödie die Rolle des Vaters. Die ehemalige Kleidung des Pantalon iſt von der neuern verſchieden; doch ſind beides venetianiſche Trachten. Der ältere Pantalon trug die ſogenannte **Zimarra**, eine Art von langem Mantel mit kürzern Oberermeln und umgelegtem ſchmalen Kragen, dieſes Gewand pflegten die Kaufleute in ihren Läden zu tragen, und noch jetzt tragen es die Advokaten. Zugleich gehörte es zum Coſtum des Patalone, daß Beinkleider und Strümpfe aus einem Stücke ſeyn mußten. Daher nannte man auch in neue-

rer Zeit dieſe Tracht Pantalons. Sie waren bei dem alten Coſtum ſtets roth und die Zimarra ſchwarz. Als die Türken Conſtantinopel eroberten, verlor die Republik Venedig das Königreich Negroponte. Ganz Venedig fühlte dieſen Verluſt ſo ſchmerzlich, daß man auch bei dieſer Tracht das rothe Untergewand in ein ſchwarzes, zum Zeichen der Trauer, verwandelte, ſo blieb es ſeit dem. An der Maske war nichts ungewöhnliches; man trug damals noch den Bart, und ſo ſah ein alter Kaufmann gewöhnlich aus. Der Bart der neuern Pantalonsmaske iſt verſchieden, er geht rund um die Kinnlade, und läuft vorn in der Mitte ganz ſpitzig zu. Uebrigens wurde die Weſte verlängert, und man unterband die oben faltenreichern Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln blieben ſich gleich. Gewöhnlich iſt Pantalon dem Charakter nach ein gutmüthiger, einfältiger, alter Kaufmann; er iſt meiſt verliebt, und wird ſtets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten angeführt. Bisweilen macht man ſeit dem letzten Jahrhunderte einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Delicateſſe, was ſein gegebenes Wort betrifft, und ſehr ſtreng gegen ſeine Kinder. Doch bleibt es ſtets dabei, daß er angeführt wird; bald entwendet man ihm, dem Sparſamen, das Geld aus der eignen Taſche, bald bringt man ihn dahin, daß er, ohne es zu wiſſen, ſeine Tochter ihrem von ihm verfolgten Liebhaber ſelbſt zuführt. Braucht man einen rechtſchaffenen Alten, ſo muß es Pantalon ſeyn; doch iſt ein lächerlicher Schwachkopf nöthig, ſo dient Pantalon auch dazu. Plautus macht es in ſeinen Luſtſpielen mit den Alten eben ſo. Wollte man in der neuern Komödie die Venetianer von irgend einer Modethorheit heilen, ſo war es genug, ſolche durch den Pantalon öffentlich lächerlich zu machen; indem er ſie als Caricatur zeigte, wurde er Sittenlehrer ſeiner Mitbürger. Er ſpricht ſtets in venetianiſcher Mundart. Eigentlich führte **Ruzzante** aus Padua zuerſt die verſchiedenen Maskencharaktere in das italieniſche Luſtſpiel ein, indem er im Jahre 1530 ſechs in Proſa geſchriebene Luſtſpiele herausgab, in denen jeder Mitſpieler einen andern Dialect redet: venetianiſch, bologneſiſch, bergamaskiſch, paduaniſch, florentiniſch, und ſogar neugriechiſch; er ahmte hierin dem Plautus nach, und die Carnevalsmasken gaben ihm die Idee zu Trachten und Charaktern. **Flaminio Scala**, **Flavio** genannt, bediente ſich ſpäter dieſer von Ruzzante eingeführten Masken, ſchrieb aber keine ausgeführten Luſtſpiele, wie ſein hochgefeierter Vorgänger, ſondern gab den Schauſpielern nur Skizzen, welche dieſe improviſirend ausführten. K.

Pantheismus. Die Idee der Gottheit oder des abſolut nothwendigen, vollkommenſten Weſens iſt der ſich entwickelnden Menſchenvernunft überall eigen und nothwendig; denn durch Vernunft erhebt ſich der Menſch über die Erſcheinungen der Dinge zu dem Gedanken des letzten Grundes derſelben. Dieſen ſtellt ſich der Menſch auf verſchiedenen Stufen ſeiner Bildung bald als einfach und von der Welt verſchieden (Monotheismus), bald als vielfach (Polytheismus), bald als **Totalität** vor. Dieſe letztere Vorſtellungsweiſe, oder dieſes philoſophiſche Syſtem (wenn dieſe Vorſtellungsweiſe wiſſenſchaftlich aufgeſtellt und entwickelt wird) nennt man im eigentlichen Sinne **Pantheismus**. Letzterer beſteht alſo darin, daß man das All der Dinge (τὸ πᾶν) oder die Welt im weitern Sinne für Gott hält, und kein von ihr verſchiedenes Weſen als Grund derſelben annimmt, mithin Gott und Welt ſchlechthin identificirt. Eine ſolche Annahme iſt in der Philoſophie das Reſultat eines folgerecht durchgeführten **Materialismus**, d. h. derjenigen Anſicht, welche die **Materie** als Princip alles deſſen, was iſt, betrachtet. Da aber dieſe Anſicht dem innerſten Bewußtſeyn des Menſchen, welches durch dieſelbe nicht erklärt werden

kann, eben ſo wohl, als den heiligſten Intereſſen ſeiner ſittlichen Natur widerſpricht, weil dann nur eine Naturnothwendigkeit herrſcht, und Freiheit unmöglich iſt, durch die der Menſch der Vervollkommnung ins Unendliche fähig iſt; weil mithin dieſe Anſicht nothwendig in Fatalismus übergehen muß, welcher die reine, dem ſittlichen Selbſtbewußtſeyn einzig zuſagende Idee der Gottheit als des allweiſen und heiligen Schöpfers, unmittelbar aufhebt, ſo iſt auch der Pantheismus in dieſem Sinne gleich verwerflich, und dem Atheismus gleich zu ſtellen, der den Schöpfer läugnet. Zweitens kann man zwar dem Worte nach auch diejenige Anſicht Pantheismus nennen, nach welcher man annimmt, die Gottheit ſey Alles, was wahrhaft iſt, das Weſen aller Dinge beruhe in ihr, und nichts ſey wahrhaft, was nicht in Gott gegründet ſey (man hat auch dies die Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott genennt); allein dieſe Anſicht iſt von der vorigen in religiöſer und moraliſcher Hinſicht ſo verſchieden, und läßt ſo mannichfaltige Modificationen zu, daß man ſogar mit Schelling behaupten kann, jede Vernunftanſicht, wir ſetzen hinzu, jede religiöſe Anſicht, müſſe in irgend einem Sinne zu dieſer Lehre hingezogen werden. Denn hauptſächlich kommt es darauf an, was man unter Gott verſteht, und in welche Beziehung man die Dinge zu ihm ſetzt; — ob nämlich ein Fatum oder eine bildende Naturkraft, durch welche alles urſächlich bedingt iſt, Gott genannt, und den Dingen, die aus Gott ſtammen, eine göttliche Natur beigelegt wird, in demſelben Sinne, in welchem ſie Gott zugeſchrieben wird, d. h. dem Grade oder der Art nach, mit Gott völlig gleich. Denn nur in dieſem Sinne würde die eben beſchriebene Anſicht mit der obigen gleichen Tadel verdienen. Selbſt der Menſch darf ſich nicht eine Göttlichkeit beilegen, welche mit der Natur Gottes zuſammenfällt. Wenn aber Gott als das vollkommenſte Weſen im obigen Sinne die Welt als das Werk, wodurch er ſich von Ewigkeit offenbart hat, und die freie Natur als dem Menſchen durch ihn verliehen betrachtet wird, ſo iſt dieſes ſogar der Ausſpruch der chriſtlich-religiöſen Anſicht, durch welche der Unterſchied zwiſchen Gott und Welt nicht aufgehoben wird, ja ſogar die Sittlichkeit eine höhere Sanction erhält. Uebrigens ſchreibt man die obige Anſicht, oder den eigentlichen Pantheismus, der aber freilich ebenfalls verſchiedene Modificationen zuläßt, unter den neuern Philoſophen gewöhnlich dem Spinoza zu; — daher die Benennungen Spinozismus und Pantheismus oft, aber fälſchlich, als gleichbedeutend gebraucht werden. T.

Pantheon (aus dem Griechiſchen), war im Alterthum jeder Tempel, welcher allen oder den vorzüglichſten Gottheiten gemeinſchaftlich gewidmet war. Am berühmteſten iſt unter dieſer Art von Tempeln das alte Pantheon zu Rom, welches Agrippa, der Günſtling Auguſts, in der neunten Region auf dem Marsfelde allen Göttern erbaute. Dieſes Pantheon hat ſich bis jetzt erhalten, und iſt vom Papſt Bonifaz IV. im Jahr 607 der Jungfrau Maria und allen Märtyrern gewidmet worden, weshalb es jetzt die Kirche St. Maria ad Martyres genannt wird. Noch häufiger nennt man es aber die Rotonda, weil es rund gebaut iſt. Die Decke iſt gewölbt, und das Licht fällt von oben durch eine große Oeffnung hinein. Der Portikus oder Säulengang, welcher ſich vor dem Tempel befindet, ſcheint von einer ſpätern Bauart als der Tempel ſelbſt zu ſeyn. Dieſer Portikus enthält 16 Säulen von orientaliſchem Granit, deren jede 15 Fuß im Umfange hat. Das Innere des Tempels war mit den ſchönſten Bildſäulen der Götter geziert, von denen indeſſen die beſten durch Conſtantius nach Conſtantinopel gebracht wurden. Jetzt befinden

ſich noch hier in acht antiken Niſchen eben ſo viel ſchöne Säulen, welche Kaiſer Hadrian ſetzen ließ. Die Höhe des Tempels beträgt eben ſo viel als die Weite, nämlich 137 Fuß. Der Durchmeſſer der Oeffnung in der Kuppel beträgt 27 Fuß. Der Fußboden iſt mit Porphyr belegt. Außerordentlich hat dieſes Denkmal der Kunſt durch die Beraubungen der Barbaren und einiger Kaiſer und Päpſte gelitten. — Außerdem iſt noch ein kleineres Pantheon zu Rom, welches nach Montfaucon für das Pantheon der Minerva medica gehalten wird. — Noch finden ſich auch gut erhaltene Ueberreſte eines prächtigen Pantheons, welches Kaiſer Hadrian zu Athen erbauen ließ, und welches auf 120 Marmorpfeilern ruhte. Im Alterthum wurde das Wort Pantheon auch häufig in einer andern Bedeutung gebraucht, nach welcher es eine Götterbildſäule bezeichnete, welche die Symbole und Attribute mehrerer Gottheiten vereinigt. Solche Figuren ſieht man häufig auf alten Denkmälern, und ſie ſcheinen in Ideen des älteſten Cultus gegründet geweſen zu ſeyn. — Das merkwürdigſte Pantheon der neuern Zeit iſt das Gebäude, welches die Franzoſen im Anfang der Revolution zur Aufbewahrung der Aſche der verdienteſten Männer ihrer Nation beſtimmten. Es iſt eigentlich die Kirche der heiligen Genovefa, deren Bau der Architekt Sufflots in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts anfing, und über deren Haupteingang man jetzt die Worte geſetzt hatte: Das dankbare Vaterland großen Männern. Indeſſen wurde dieſe Idee nicht mit der Würde und Dauerhaftigkeit ausgeführt, die ſich bei den Werken von einer ſolchen Anlage und Beſtimmung zeigen ſollte. Rouſſeau's und Voltaire's Leichname befinden ſich hier in ſchwarzen Sarkophagen. Auch Mirabeau und Marat waren hier begraben, wurden jedoch wieder entfernt. Ueberhaupt iſt die Idee oft entweiht worden. Späterhin wurden hier Senatoren, Reichsmarſchälle und andere Perſonen von Rang und Verdienſt beigeſetzt. Die Kirche iſt nun ihrer religiöſen Beſtimmung wieder gegeben, und der Name Pantheon hat aufgehört.

Pantomime. Die Mimik oder Geberdenkunſt, welche der Verf. des Artikels Mimik fälſchlich auf die Schauſpielkunſt beſchränkt, iſt eine Kunſt, welche ſich zunächſt nur auf den Menſchen bezieht, und das Menſchliche, in ſo fern es ſich durch Geberde (im weitern Sinn) zuſammenhängend und mannichfaltig ausdrücken läßt, darſtellt. Dieſer Charakter der Mimik iſt in ihrem Darſtellungsmittel begründet, welches ſelbſt der menſchliche Körper in ſeinen durch Willkühr hervorzubringenden, dauernden oder vorübergehenden und unmittelbar erſcheinenden Zuſtänden iſt. Die Mimik erſcheint daher an ihrem angemeſſenſten Platze, wo das innere Leben des Menſchen auf die Geberde einzuwirken, und dieſe unmittelbar zu erzeugen ſcheint. Aber in der Wirklichkeit erſcheint die Aeußerung und Mittheilung des Innern durch Geberden nie ganz von der Aeußerung durch die Sprache getrennt, und ſo leuchtet auch ein, daß Mimik und die Kunſt der Declamation urſprünglich zuſammengehören, ſo wie ſie denn in ihrer höchſten und umfaſſendſten Ausübung vereinigt die Schauſpielkunſt bilden. Durch Trennung beider könnte zwar jede für ſich auf den höchſten, von ihr zu erreichenden Grad der Ausbildung gebracht werden, indem der Künſtler bei einem geringern Umfange ſeiner Kunſtmittel dem Einzelnen größere Aufmerkſamkeit und fleißigere Uebung widmen kann; aber die Betrachtung und der Genuß erfodert auf der andern Seite eine künſtliche Abſtraction, vermöge welcher man davon, daß jene beide in der Natur und bei vollkommener Aeußerung des menſchlichen Innern zuſammengehören, hier aber

nicht in dieſer Verbindung erſcheinen, abſehen muß. Dieſe Abſtraktion wird beſonders dann begünſtigt, wenn der Künſtler die Geberde oder den mündlichen Vortrag ſo weit ausbildet, daß er durch Anwendung eines dieſer Kunſtmittel das andere ſelbſt zu erſetzen ſcheint; ja dieſe Abſtraktion veranlaßt ihn ſelbſt dazu, ſeinem mündlichen Vortrage den möglichſt lebendigen Ausdruck zu ertheilen, und die Geberde gleichſam zur Sprache zu erheben, ſo wie letzteres den Zuſchauer und Hörer wieder veranlaßt, dem Künſtler durch Ergänzung des ſichtbaren oder hörbaren Ausdrucks mittelſt der, beide zuſammendenkenden und innerlich verbindenden Einbildungskraft entgegen zu kommen. Was nun jene Trennung ſelbſt anlangt, ſo ſehen wir die Declamation in derſelben nie ſo weit gehen, als die Mimik. Denn wenn man auch mit Recht behaupten kann, der Declamator müſſe, als ſolcher, auch im Dunkeln, mithin ohne durch Geberden und überhaupt ohne durch ſeine ſichtbare Perſönlichkeit zu wirken, die Kraft ſeiner Kunſt beweiſen und deren Wirkungen vollkommen zeigen können, ſo ſehen wir doch nie einen Declamator, der ſich unſern Augen zeigt, ſich der Geberden ganz enthalten, wiewohl dieſelben bei der Declamation in verſchiedenen Graden untergeordnet ſeyn müſſen. Der Grund davon liegt darin, daß man ſich eher eine Reihe von Geberden ohne Sprache denken, als deren lebendigen Ausdruck des Innern, welcher in der Sprache liegt, bei völliger Bewegungsloſigkeit des Körpers ohne Mißfallen ertragen kann. Wollte man hingegen die Geberdenkunſt herrſchend machen, und ihr die Sprache durchaus unterordnen, ſo würde dieſes eben ſo wohl gegen den Geiſt der Kunſt, als gegen die Natur der Sprache ſeyn. Denn letztere in einer Darſtellung durchaus unterordnen, hieße, die Geberde nur hie u. da durch einige Worte begleiten und erklären. Allein die Sprache erfodert, daß ſie nicht bloß der Ausdruck der Empfindungen, ſondern vorzugsweiſe der Gedanken iſt, einen innigern und fortlaufenden Zuſammenhang, welcher nur dann unterbrochen werden kann, wo aus irgend einem Grunde das Schweigen zur Nothwendigkeit wird, oder angemeſſener erſcheint; ja das Einmiſchen einzelner Worte und Sätze in die Geberdenſprache würde den Zweck der letztern, als ſelbſtſtändiger Kunſt betrachtet, geradezu vernichten, indem es auf das Unvermögen dieſer Kunſt, oder des Künſtlers aufmerkſam machen würde. Daher wählt der Mime im letztern Fall nur einen ſolchen Stoff, der durch die Geberde vorzugsweiſe ausgedrückt und vollkommen ausgeſprochen werden kann, und heißt, in ſo fern er nur durch die Geberde darſtellt, Pantomime, ſo wie die Darſtellung ſelbſt, die durch den ſelbſtſtändigen Gebrauch der Geberdenkunſt entſteht, eine Pantomime, oder beſſer eine pantomimiſche Darſtellung genannt wird, und mithin im vorzüglichen Sinne eine künſtliche Darſtellung, oder Kunſt des Virtuoſen iſt. Eine Darſtellung aber, in welcher alles (Darzuſtellende) durch Geberden (ohne Mitwirkung der Sprache) dargeſtellt wird, kann ſich auf die ruhende oder feſtgehaltene Geberde beſchränken, dann iſt ſie pantomimiſche Stellung oder Attitude (ſ. d. Art.); oder ſie bedient ſich des Wechſels der Geberden in Bewegung und Ruhe. Im letztern Falle wird entweder nur eine einzelne Situation, ein thätiger oder leidender Gemüthszuſtand, oder ein beſtimmter Charakter durch eine Reihe von Geberden vollſtändig entwickelt (und man kann dieſes eine lyriſch-pantomimiſche Darſtellung nennen, weil hier die Geberde nur als ſubjectiver Ausdruck des Innern, vorzüglich des Gefühls, erſcheint), oder es wird eine menſchliche Handlung dargeſtellt. Hier heißt die pantomimiſche Darſtellung eine Pantomime im eigentlichen

Sinne oder eine dramatiſch-pantomimiſche Darſtellung. Denn die Mimik wirkt in ihrem höchſten Umfange hier, wo ein Ganzes menſchlicher Aeußerungen unter der Form einer Handlung gezeigt wird, vornehmlich da, wo mehrere Charaktere (durch mehrere Pantomimen vorgeſtellt) durch ihr Zuſammenwirken dieſes Ganze bilden. In dieſem Sinne hat man auch die Pantomime ein Schauſpiel ohne Sprache oder durch ſtumme Sprache genannt. Aber auch die höchſte innere Vollkommenheit der Mimik wird hier erfodert, denn nur bei großer Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Lebendigkeit und Zuſammenhang der Geberden läßt ſich die darzuſtellende Handlung nach dem Zuſammenhange und der Bedeutung ihrer einzelnen Theile vom Anfang bis zum Ende auffaſſen und verſtehen. So wie nun der Stoff der Mimik überhaupt, oder das, was der Mime darſtellen ſoll, etwas Poetiſches und in ſich Vollendetes ſeyn muß, wenn die Mimik als ſchöne Kunſt (ſ. d. Art. Kunſt) ſich zeigen ſoll, ſo muß der Stoff der Pantomime insbeſondere eine Handlung ſeyn, welche ſich auf mannichfaltige Weiſe ſichtbar äußert, und ſich zugleich mit Beſtimmtheit und mannichfaltigem Ausdruck als ein ſichtbares Ganzes darſtellen läßt. Er kann übrigens aus der Geſchichte und Mythologie entlehnt, oder ein wirklich erdichteter, z. B. ein allegoriſcher, ſeyn; er kann ferner nach der herrſchenden Stimmung, welche die Handlung ausdrückt und bewirkt, ernſt oder ſcherzend, naiv oder ſentimental, und in der Behandlung bald ſtrenger gebunden, bald wunderbar und phantaſtiſch gebildet ſeyn. Eigentliche Tragödie aber kann die Pantomime eben ſo wenig, als bürgerliches Schauſpiel ſeyn. Geberden nämlich können nie den ſtrengen Zuſammenhang haben, welchen die erſtere erfodert, auch ſind ſie mehr der Ausdruck des lebhaften Gefühls, als der Geſinnung und der Gedankenwelt, und deshalb iſt die Handlung der Pantomime eines Theils mehr lyriſcher Art als eine Reihe von Gefühlszuſtänden, andern Theils mehr äußerlich, d. h. für das Auge beſtimmt; dahingegen der Kampf des Gemüths mit einer höhern Nothwendigkeit, welcher doch die Grundlage der Tragödie zu ſeyn ſcheint, weder äußerlich angeſchaut, noch durch Geberden angedeutet werden kann. Verhältniſſe des bürgerlichen oder conventionellen Lebens aber können durch die Pantomime nur ſcherzend aufgefaßt werden, oder ſie werden durch die Geberde unwillkührlich perſiflirt, da ſie, ſo fern ſie conventionell ſind, ohne Sprache ihre Bedeutung und ihren Reiz faſt gänzlich verlieren. Am angemeſſenſten ſind daher der Pantomime bei ernſter und ſcherzender Behandlung die allegoriſchen, idylliſchen und phantaſtiſchen Stoffe, weil dieſe ihrer Natur nach eine Handlung von ſichtbarer Bedeutung am meiſten verſtatten. — Was das Darſtellungsmittel der Mimik, die Geberden ſelbſt, betrifft, ſo müſſen dieſe, um zur äſthetiſchen Form erhoben zu werden, nicht nur ſprechend, deutlich, mannichfaltig und in Beziehung auf das Darzuſtellende vollkommen entſprechend ſeyn, ſondern auch in ihrem Wechſel und ihrer Aufeinanderfolge dem Geſetze übereinſtimmender und wohlgefälliger Bewegung angemeſſen ſeyn. Theils um dieſe rhythmiſche Bewegung zu begleiten, theils um den Ausdruck der Geberden zu ergänzen und zu verſtärken, und das Ohr, ohne die Selbſtſtändigkeit der Mimik aufzuheben, zugleich mit dem Auge zu beſchäftigen, hat man faſt überall für nöthig gefunden, mit der Pantomime Muſik zu verbinden. Die Muſik muß in dieſem Falle nicht zu ausgeführt, ſondern gedrängt und charakteriſtiſch ſeyn. Allein die Eurhythmie der Geberdenſprache iſt noch nicht ſtrenge rhythmiſche Bewegung des Körpers, welche mittelſt der Füße bewirkt wird. Letztere

iſt Tanz, welcher freilich in ſeiner Vollendung nicht ohne wechſelnde Geberden zu denken iſt. Wenn daher durch mimiſchen Tanz eine Handlung dargeſtellt wird, ſo entſteht das Ballet. Das Ballet iſt daher immer pantomimiſch (ohne Sprache), wiewohl die rhythmiſche Bewegung des ganzen Körpers die Anwendung der Geberden beſchränkt, aber die Pantomime kann auch ohne Tanz ſeyn, und wird dann im engſten Sinne Pantomime genannt, denn ſie drückt alles durch Geberden im engſten Sinne aus. Die Pantomime hat den Zweck, die lebendige Menſchengeſtalt überhaupt in ihrer charakteriſtiſchen Bedeutſamkeit, das Ballet die reizende Bedeutſamkeit und Fülle wechſelnder Körperformen in harmoniſch gemeſſener Bewegung, beide in poetiſcher Mannichfaltigkeit und dramatiſcher Entwickelung zu zeigen. — Der Ausdruck pantomimiſches Ballet iſt daher entweder ein Wortüberfluß, oder bedeutet ein ſolches Ballet, in welchem ſtreng rhythmiſche Körperbewegung (Tanz) mit der Darſtellung durch Geberdenſprache ohne dieſelbe abwechſelt. Dieſer Art ſind faſt die meiſten Ballets. Pantomimen im engern Sinne ſind dagegen weit ſeltner, da die poetiſche Erfindungskunſt in dieſem Kreiſe, eben ſo wohl als das mimiſche Talent, welches beim Tanze mehr zurücktritt, heutzutage ſelten geworden iſt; die Tanzkunſt hingegen ſchon dadurch, daß der Tanz zugleich geſellſchaftliches Vergnügen iſt, zu ihrer Ausbildung mehr Veranlaſſung erhält. — Bei den Griechen war eine ſolche Trennung der Mimik und Declamation, auf welcher die Pantomime beruht, unbekannt; zur Darſtellung der Poeſie verbanden ſich Mimik und kunſtreiche Declamation mit der Muſik. Wohl aber findet man bei ihnen, daß eine Perſon einen Charakter durch Geberden und künſtliche Bewegungen nach der Muſik (dieſes zuſammengenommen nannten die Griechen ὀρχησις, die Römer saltatio) darſtellte, während eine andere dazu declamirte. Auch war dies wegen des Umfangs der alten Theater und der Entfernung des Spielenden von den Zuſchauern, und bei der rhythmiſchen Bewegung, welcher die Declamation und Action gemeinſchaftlich folgten, kaum bemerkbar und auffallend. Ferner wurden wohl einzelne Situationen und Menſchen, beſonders Auftritte lächerlicher Art, pantomimiſch, z. B. bei Gaſtmählern, dargeſtellt; aber die Pantomime im eigentlichen Sinne war ihnen fremd. In Italien wurde der Name Pantomime erfunden, und man bezeichnete früher mit demſelben überhaupt einen Künſtler, der Alles durch Geberden nachahmt, insbeſondere einen Schauſpieler, der nicht zugleich auch ſeine Rolle declamirt. Einen engern Sinn erhielt dieſes Wort, ſeit man theatraliſche Vorſtellungen durch bloße Geberdenſprache gab, saltatio pantomimorum. Dieſe Gattung theatraliſcher Vorſtellungen wurde vorzüglich unter den erſten römiſchen Kaiſern ausgebildet, zu einer Zeit, wo mit dem Verſchwinden der Volksfreiheit auch die theatraliſche Poeſie zu verſtummen anfing. Allein der Grund zu derſelben war in Rom ſchon früher durch die Hiſtrionen (ſ. d. Art.) gelegt worden, welche mimiſche Tänze aufführten, obgleich ſpäterhin dieſer Name der Name aller Bühnenſpieler geworden zu ſeyn ſcheint. Wahrſcheinlich ging die pantomimiſche Kunſt von der pantomimiſchen Darſtellung einzelner Scenen berühmter Schauſpiele aus, auch ſtellte ein Mime mehrere Rollen dar. Erſt ſpäter findet man von Pantomimengeſellſchaften Spuren. Die Pantomimen aber ſcheinen ſich bei ihren Darſtellungen nicht bloß natürlicher, ſondern auch willkührlicher Geberden bedient zu haben, wenigſtens fand man ſchon früh für nöthig, den Inhalt deſſen, was ſie durch ſtummes Spiel vorſtellen wollten, durch Ausrufen dem Volke bekannt zu machen, wofür man ſich in neuern

Zeiten der Komödienzettel bedient hat. Doch ſieht man aus einem alten lateiniſchen Epigramm, in welchem geſagt wird, die Pantomimen haben ſo viel Zungen als Glieder des Körpers, wie weit dieſe Kunſt bei den Alten ausgebildet ſeyn mochte. Von den Pantomimen ſagte man fabulam saltant (ſie tanzen ein Stück in der oben angeführten weitern Bedeutung der saltatio), und ihr Spiel wurde von dactyliſchen Flöten begleitet. Minneſpiel konnte bei dieſen Darſtellungen eben ſo wenig als bei dem Schauſpiele der Alten Statt finden, weil die Pantomimen wie die Schauſpieler ſich der Masken bedienten. Bathyllus (ſ. d. Art.) und Pylades, die zwei größten Nebenbuhler in dieſer Kunſt, von denen der erſtere der Schützling des Mäcen und im Komiſchen, der andere aber mehr im Tragiſchen ausgezeichnet war, ferner Hylas u. A. machten unter Auguſt Epoche, und gaben oft Veranlaſſungen zu Unruhen unter dem Volke, welches die Partei des einen gegen den andern nahm. Nach einer gewöhnlichen Meinung werden ſie ſelbſt als Erfinder dieſes ſogenannten italieniſchen Tanzes angeſehen. Die Darſtellungen der Pantomimen huldigten aber, beſonders in der folgenden Zeit, immer mehr der Unkeuſchheit und Sittenloſigkeit; ja ſie wurden, ungeachtet ſie bei dem Volke in großer Gunſt ſtanden, doch wegen ihrer Ausſchweifungen oft aus Rom und Italien verbannt. In ihrer Jugend wurden ſie häufig zu Verſchnittenen gemacht, weil man glaubte, daß ſie dadurch eine größere Geſchmeidigkeit des Körpers erhielten. Viele Schriftſteller des Alterthums rechnen aus dieſen Gründen die Erfindung und Ausbildung der Pantomimen, an welcher in der That die Römer einen wahrhaft leidenſchaftlichen Antheil nahmen, unter die Urſachen der Sittenverderbniß im römiſchen Volke und Staate. Die alten theatraliſchen Pantomimen hörten wahrſcheinlich mit dem Verfalle des römiſchen Theaters im fünften und ſechsten Jahrhundert allmählig auf. Bei den Italienern, die wie alle ſüdlichen Völker in ihren Geberden lebhafter und beredter ſind, als die nördlichen, erhielt ſich jedoch dieſe Kunſt immer in Uebung und großem Antheil. In den italieniſchen Maskenſpielen blieb eine Spur derſelben. Die Pantomimen in dem oben angeführten ſtrengſten Sinne (als Darſtellung einer Handlung durch mehrere Pantomimen mittelſt der bloßen Geberden, ohne tanzmäßige Bewegung) iſt erſt in neuern Zeiten erfunden worden. Noch häufiger aber iſt ſie mit dem höhern Tanze vorzüglich von Italienern und Franzoſen ausgebildet worden. Noverre, der zugleich als Vater der neuern franzöſiſchen Tonkunſt berühmt iſt, machte aus Voltaire's Semiramis eine Pantomime. Gegenwärtig ſcheint der Antheil, den man ſonſt an der Pantomime nahm, ganz dem Ballet oder der pantomimiſchen Darſtellung einzelner Situationen nach Gemählden angewendet zu ſeyn. Endlich bemerken wir noch, daß bei vielen orientaliſchen Völkern, namentlich den Perſern und Chineſen, die Aufführung pantomimiſcher Scenen mit muſikaliſcher Begleitung zu ihren Hauptluſtbarkeiten gehört. T.

Panzer, ſ. Harniſch.

Paoli (P.), geb. zu Voſtina in Corſika, um das J. 1730, ſtarb zu London den 5. Febr. 1807. Die Inſel Corſika hat im Laufe des 18. Jahrh. mehrere kräftige und berühmte Männer hervorgebracht, die vorzüglich durch eine eiſerne Feſtigkeit des Charakters ſich ausgezeichnet haben. So die Brüder Lucian und Napoleon Bonaparte; ſo der corſiſche Held Paoli. Sie tragen ſämmtlich in ſich den Geiſt jenes Inſularvolks, das Rouſſeau ſchon in ſeinen Bekenntniſſen ſo treffend geſchildert hat, mit der prophetiſchen Aeuſſerung: er habe ein Vorgefühl, daß dieſe kleine Inſel einſt ganz Europa erſchüttern werde. Paoli ſtammte aus einer angeſehenen corſiſchen Familie.

Nach-

Nachdem er in der Militärſchule zu Neapel 13 Jahre zugebracht, und ſich durch jugendliche Studien mannigfaltige Kenntniſſe erworben hatte, begann er in ſeinem Vaterlande als Lieutenant zu dienen, floh mit ſeinem Vater, um den Verfolgungen der Genueſer zu entgehen, nach Neapel, und bekleidete hier eine Officiersſtelle, bis er 1755 zu den Corſen zurückkehrte, die ihn als Generalcommiſſair der ganzen Inſel anerkannten. Als ſolcher ſtand er an der Spitze einer demokratiſchen Regierung, mit königlichem Anſehn; doch verſchmähte er, wie es Theodor von Neuhof gethan, den Titel eines Königs anzunehmen. Seine Thätigkeit und die Kraft, mit welcher er einen durchgreifenden und verſtändigen Plan, den Zuſtand des verwilderten Volkes zu verbeſſern, befolgte, waren für Corſica ſehr wohlthätig. Er ordnete die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Truppencorps, und gründete eine Univerſität, um ſeinen Landsleuten den Sinn für geiſtige Bildung zu geben. Man gehorchte dem ſtrengen Oberhaupte, und liebte in ihm den Corſen. Mit Erfolg unterdrückte er die barbariſche Sitte der Blutrache, denn vor ſeiner Zeit waren Mordthaten ungeſtraft geblieben. Die Inſel trennte ſich jetzt von Genua; und Paoli's Einfluß vereitelte alle Geldopfer, durch die jene Republik den Gehorſam der trotzigen Inſulaner erkaufen wollte; aber eben ſo wirkſam ermuthigte er ſeine Corſen zum Widerſtande gegen Frankreichs Waffen. Als die Franzoſen im J. 1769 die Inſel eroberten, ein Jahr nachdem Napoleon Bonaparte ſchon geboren war, ging Paoli, der Geſetzgeber ſeines Vaterlandes und der kühne Vertheidiger von Corſica's Unabhängigkeit, nach London, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. Zwanzig Jahre nachher eröffnete die franzöſiſche Revolution ſeinem Geiſte eine neue Laufbahn. Er kehrte in ſein Vaterland zurück, wo er noch immer viel Einfluß beſaß. Als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Hierauf begab er ſich im April 1790 nach Paris, um der Nationalverſammlung, die Corſica in den Rang der franzöſiſchen Provinzen aufgenommen hatte, zu danken, und ihr den Eid der Treue zu leiſten. Lafayette ſtellte ihn dem Könige vor, der ihn bereits im Februar zum Commandanten von Baſtia ernannt hatte. Seine Gegenwart erweckte ſelbſt in Paris eine Art von Enthuſiasmus. Nach ſeiner Rückkehr auf die Inſel ward er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präſidenten des Departements erwählt. Als ſolcher befolgte er dem Scheine nach in den Jahren 1791 und 92 die Grundſätze der Revolution, faßte aber bald, bei der in Frankreich zunehmenden Anarchie, den geheimen Vorſatz, Corſica zu einem unabhängigen Staate zu erheben. Als die jacobiniſche Partei dies wahrnahm, und ſein Republikanismus in Paris verdächtig ſchien, rief er im Mai 1793 eine Conſulta zuſammen, die ihn zum Präſidenten und Generaliſſimus der Corſen ernannte. Der Nationalconvent befahl ihm nun, vor ſeinen Schranken zu erſcheinen; da er nicht kam, ward er durch ein Decret des Convents vom 17ten Juli für einen Staatsverräther erklärt, der Schuld ſey an dem Mißlingen der Expedition gegen Sardinien, und der unter Englands Schutze zum unumſchränkten Herrn von Corſica ſich habe machen wollen. Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte Paoli mit der Familie Bonaparte im beſten Einverſtändniſſe gelebt; jetzt erklärte ſich aber dieſe entſchieden für die jacobiniſche Partei, und beide Familien waren auf immer getrennt. Nun verband ſich Paoli mit England; und im Februar 1794 begünſtigte er die Landung engliſcher Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzoſen aus der Inſel vertrieben. Allein er ſah ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Zwar wurde er

als Befreier ſeines Vaterlandes ſelbſt von den Engländern ausgezeichnet, und das zu Baſtia errichtete Parlament ſtellte ſeine Büſte in dem Verſammlungsſaale auf; allein England betrachtete die Inſel als eine Eroberung, und der unruhige, ehrgeizige Paoli war mit dem Theile der Macht, den man ihm gelaſſen, nicht befriedigt; auch verlor er durch ſeine Verbindung mit den Engländern bei einem großen Theile ſeiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Hierzu kam ſeine Feindſchaft mit dem engliſchen Vicekönig Eliot, der ihm weniger Einfluß, als er wünſchte, geſtattete. Er hielt es daher für beſſer, ganz auf die Regierung Verzicht zu leiſten, und ging nach London, wo er in der Stille von einem ihm ausgeſetzten Jahrgehalte von 2000 Pf. St. lebte. Napoleons Ruhm und Glanz ſoll ihn in ſeiner Einſamkeit mit eiferſüchtigem Unmuth erfüllt haben. Unſtreitig gehört Paoli zu den unglücklichen Männern, deren größter Schmerz es war, die Entwürfe eines ganzen Lebens vereitelt zu ſehn und mit dem Kummer eines verfehlten Daſeyns zu ſterben. K.

Paphos. Auf der Inſel Cypern gab es zwei Städte dieſes Namens: Alt-Paphos, welches, 10 Stadien von der Küſte entfernt, auf einer Anhöhe lag, und Neu-Paphos, welches an dem Ufer des Meers gelegen war. Die erſte Stadt iſt es eigentlich, welche wegen der dort herrſchenden alten Verehrung der Venus im Alterthume beſonders berühmt war, und daher auch von neuern Liebesdichtern oft genannt wird. Hier war es, wo Venus zuerſt aus dem Meer ans Land geſtiegen ſeyn ſoll. Hier war das alte Bild der Venus, welches keine menſchliche Geſtalt, ſondern ein weißer gewundener, oben ſpitzig zulaufender Klumpe war, der deswegen bisweilen die Benennung eines Nebels, zuweilen die eines Gränzſteins erhielt. Sowohl dieſe Geſtalt als andere Nachrichten ſcheinen zu beweiſen, daß hier die Verehrung der Venus noch nach altem phöniciſch-ſyriſchem Cultus herrſchte. — Als Handelsſtadt und Seehafen war dagegen berühmt Neu-Paphos, eine Stadt, die häufig durch Erdbeben litt, und unter Auguſt beinahe ganz dadurch zerſtört wurde. Noch jetzt findet ſich an ihrer Stelle das kleine Städchen Baffo.

Papier, eine aus verſchiedenen Vegetabilien in Geſtalt dünner Blätter bereitete Maſſe, vorzüglich um darauf zu ſchreiben oder zu drucken. Die älteſte bekannte Art ward aus der ägyptiſchen Papierſtaude, Cyperus Papyrus, bereitet. Dieſe gehört zu den Gräſern, ihr Halm iſt an ſeiner Baſis von Scheidenblättern umgeben, auf dem Gipfel trägt er eine Blüthendolde. Sie wächſt nach Plinius L. 13. Cap. 11 am Nil und bei Syrakus in ſtehenden Gewäſſern. Den auf uns gekommenen Nachrichten zu Folge, löſ'te man vom Halme des Papierſchilfes die Haut in ſo feinen Schichten als möglich ab, breitete dieſe auf einer mit Nilwaſſer befeuchteten Tafel aus, und überſtrich ſie mit heißem klebrigen Nilwaſſer. Auf die erſte Lage ward in die Queere eine zweite gelegt, zuſammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Das Alter der Erfindung iſt ſehr ungewiß. In ſpätern Zeiten wandten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung ihres Papiers, ſie hatten ihre Glutinatores, Malleatores etc., auch bereiteten ſie mehrere Sorten, wovon wir des hieratiſchen oder heiligen, claudiſchen, famianiſchen (von Famius in Rom bereitet), toeniatiſchen (aus Damiette) unter andern erwähnen. Das mehrſte Papier ward in Alexandrien gemacht; dieſe Stadt zog dadurch große Reichthümer an ſich. Im 5ten Jahrhunderte war es durch ſtarke Auflagen ſehr vertheuert. Im 8ten Jahrhundert fing es an durch Baumwollenpapier verdrängt zu werden, doch erhielt es ſich in Italien bis zum 11ten

Jahrhundert. Auch die Eingebornen von Mexiko bereiteten ſich noch vor der ſpaniſchen Invaſion ihr Papier auf ähnliche Art. Sie entfernten aus den Blättern der Agave durch Auswäſſern alles Fleiſch, legten die übrig gebliebenen Netze auf einander und überzogen ſie mit einem erdigen Teige, der unſerm Pergament nahe kommt und dem Ganzen viel Feſtigkeit und zugleich Elaſticität gibt. Neben dem ägyptiſchen Papier finden ſich noch Reſte von Baumbaſtpapier aus jenen alten Zeiten, das aber wegen ſeiner Sprödigkeit und Brüchigkeit nicht ſo allgemein geweſen zu ſeyn ſcheint. Die Araber lernten 704 das Baumwollenpapier in der Bucharei kennen, bereiteten es nachher ſelbſt aus roher Baumwolle und brachten dieſe Kunſt im elften Jahrhunderte nach Spanien. Hier, wo man die Waſſermühlen kannte, entſtanden eigentlich die erſten Papiermühlen, die ſpäter (1300) auch nach Italien, Frankreich und Deutſchland verpflanzt wurden, und ſchon anfingen, baumwollne Lumpen zu verarbeiten. Dies baumwollene Papier war unter den Namen der Charta serica, cuttunea, gossypina, xylina, damascena, auch Parcamena graeca und des Tuchpergamens bekannt. Es unterſcheidet ſich von dem leinenen Papier durch weniger Zuſammenhalt und größere Brüchigkeit. Aber nach dem Anſehn mehrerer ſpaniſchen Papierreſte aus dem 12ten Jahrhundert zu urtheilen, hat man ſchon damals verſucht, der Baumwolle leinene Lumpen beizumengen, was ſpäter wohl auch der Weg geweſen iſt, der zur Erfindung des leinenen Papiers führte. Eigentlich leinenes Papier kommt vor dem Jahre 1318 ſchwerlich vor, von dieſem Jahre aber hat das Archiv des Hoſpitals zu Kaufbauren Urkunden auf leinenem Papier aufzuzeigen, ſo wie im dortigen Stadtarchive mehrere von 1324, 1326, 1331 befindlich ſind, ſo daß die erſte Bereitung dieſer Papierart wahrſcheinlich nach Deutſchland gehört. Spanien und Italien haben vor 1367 kein leinen Papier in ihren Archiven und Bibliotheken, von dieſem Jahre aber exiſtirt in Spanien eine Handſchrift von Francisci Eximii vita et actis Christi auf dergleichen Papier und in Italien ein Document eines Biſchofs von Verona. Aus China ſtammt übrigens die Erfindung nicht, da die Chineſen noch gegenwärtig ihr Papier aus rohem Hanfe, Bambu oder Maulbeerbaumrinde bereiten. Leinenes Papier wird ſeiner Feſtigkeit, Dauer und Brauchbarkeit wegen als das vorzüglichſte geſchätzt. In Deutſchland wird es in beſondern Papiermühlen bereitet, deren Beſitzer zünftig ſind und in ihren Mühlen mehrere Sorten Papier zugleich verfertigen. Frankreich, England, Holland und die Schweiz beſitzen dagegen unzünftige Papiermanufacturen von großer Ausdehnung, die von der Induſtrie ihrer Beſitzer zeugen. Die Holländer ſind in dieſer Kunſt Meiſter, ſie haben glücklich die Schwierigkeit, gutes Waſſer zu erhalten, und den Mangel an Lumpen zu überwinden gewußt, liefern auch deßhalb beſſeres Papier, weil ſie für jede Sorte eine beſondre Mühle in Thätigkeit ſetzen. Der deutſche Papiermacher läßt ſeine Lumpen durch den Haderlump ſammeln, der holländiſche erhält ſie im Handel, welcher Zweig dort viele Hände beſchäftigt. Die erſte Sorge der Papiermacher iſt das gehörige Ausleſen der Hadern, denn Leinwand allein gibt gutes Papier. Alle wollnen, baumwollnen, ſeidenen müſſen abgeſondert, und können höchſtens nur zu geringern Sorten als Zuſatz verbraucht werden. Die leinenen ſortirt der Papiermacher nachmals nach ihrer Feinheit, Güte und Farbe, und je ſorgfältiger er dies vornimmt, deſto beſſer wird ſeine Waare. Seine Hauptſorge muß ſodann die gehörige Reinigung von Staub, Holz, Sand, Erde ſeyn, die durch Ausſchütteln, Klopfen, Waſchen in der

Waſchmaſchine (einer großen Tonne, in deren Mitte durch einen Kübel ein beweglicher Rechen gedreht wird), auch durch Sieb- und Beutelvorrichtungen erzielt wird, und worauf die Holländer bei weitem größere Aufmerkſamkeit als die Deutſchen richten. Dieſe gereinigten Lumpen werden auf einem Klotze zerhackt, oder durch eine Maſchine, der Lumpenſchneider genannt, zerriſſen, an welche ſich mit großem Vortheile nach Loſchge eine Siebvorrichtung, den Staub zu entfernen, anbringen läßt. Dieſe zerſtückten Hadern werden entweder im Geſchirr zu Halbzeug zerſtampft oder im Holländer gemahlen. Das Geſchirr, Stampfmühle, Hammermühle, beſteht in mehrern hölzernen oder ſteinernen Trögen, deren Boden mit Eiſenplatten ausgelegt ſind, in welchen die Lumpen mit ſtets zufließendem reinen Waſſer benetzt und durch Stampfer (Hämmer) grob zermalmt (ausgefaſert) werden. Das ſchmutzige Waſſer läuft durch unterwärts angebrachte Sieblöcher wieder ab, die Stampfen werden durch eine Welle mit Daumen abwechſelnd auf- und niederbewegt. Nach einigen Stunden ſind die Lumpen zu Halbzeug ausgefaſert; dieſer wird ſodann mittelſt eines viereckigen Rahmens, des Zeugkranzes, auf Haufen zum Abtrocknen gepackt, woſelbſt er mehrere Wochen ſtehen bleibt. Während dieſer Zeit kommt die feuchte Maſſe durch freiwillige Erhitzung in Gährung, wodurch der färbende Stoff der Leinwand zerſtört und in Eſſigſäure verändert wird. Eine rohere Behandlung iſt die Fäulniß der nur grob zerſtückten Hader, welche der Papiermacher entweder in große Gefäße wirft und ſie daſelbſt lange Zeit der Einwirkung des immer erneuerten Waſſers ausſetzt, oder ſolche angefeuchtet auf Haufen ſetzt und ſich erhitzen läßt. Da aber in ſolchen Haufen die Erhitzung und Gährung ſehr ungleich, in der Mitte heftig, am Rande gar nicht, vor ſich geht, auch bei ungereinigten Lumpen ſchnell in Fäulniß geht und die Maſſe gelb färbt, ſo hat man vorgeſchlagen, den Halbzeug in großen, bedeckten Gefäßen gleichförmig in Gährung zu bringen. Indeſſen kann der Papiermacher ſeine Maſſe auch durch Froſt bleichen, oder mit Aſchenlauge oder Kalkwaſſer beitzen (was er im Holländer wieder auswäſcht). Auch wäre eine Bleiche mit oxydirter Salzſäure nach Campbell anzuwenden. Der ſo gebeſſerte Halbzeug wird nochmals am beſten auf dem Holländer oder auch im Geſchirr, in Feinerungströgen, weiter zu Ganzzeug vollkommen zerſtampft, d. i. die Mühle von neuem beſchickt. Dieſer Holländer, eine holländiſche Erfindung, in der Landesſprache Roerbeck genannt, iſt eine ſchwere eichene Walze, welche durch ein Kammrad geſchwind umgetrieben wird, horizontal liegt und rund herum mit ungefähr 30 metallnen Schienen nach der Länge belegt iſt, die den Halbzeug auf einer unterliegenden, gekerbten kupfernen Platte (die Platte am Kropf) zu Ganzzeug zerreibt. Die Maſchine liegt in einem verſchloſſenen Bottig, damit durch den ſchnellen Umlauf nichts verſpritzt wird. Hineingeleitetes Waſſer ſpült alles ſchräg über den Kropf und läuft nach unten wieder ab. Auf den holländiſchen Mühlen wird Ganz- und Halbzeug damit zermahlen, wodurch der dritte Theil Zeit, viel Raum, den der große Stampftrog einnimmt, erſpart und große Reinlichkeit der Waare erlangt wird. Bisweilen wird der Ganzzeug noch in Schaumtrögen vollends fein gearbeitet. Jetzt wird er in einer hölzernen Butte mit Waſſer angerührt und durch einen darin befindlichen kupfernen Ofen, Piſtolet, erhitzt, auch durch Bewegung in Gleichförmigkeit erhalten. Aus dieſem Brei ſchöpft der Buttgeſell oder Schöpfer mit der durch den Rahmen oder Deckel bedeckten Form ſo viel aus, als er findet, läßt das Waſſer ablaufen, und ordnet durch

Rütteln den Brei gleichförmig auf der Form. Dieſe iſt ein, nach Beſchaffenheit des zu bereitenden Papiers, eng oder weit geflochtenes Drathgitter in einem hölzernen Rahmen, der etwas größer iſt als der zu fertigende Bogen, und worauf ein zweiter leerer Rahmen, gerade von der Größe des Bogens, während des Schöpfens aufgedrückt wird. Nach dem Schöpfen nimmt der Geſell den Rahmen weg und ſchiebt die Form auf einem ſchrägen Brette ſeinem Gehülfen, dem Kautſcher, zu, der den Bogen auf eine Filzplatte ſtürzt, die leere Form zurückgibt, und fortfährt, Papier und Filz in einem Pauſcht aufzuſchichten. Aus den Pauſchten wird durch Preſſen das Waſſer weggeſchafft und dem Bogen Haltbarkeit gegeben. Der Bogen wird vom Filz abgeſondert und nochmals für ſich gepreßt; feines Papier nachmals noch mehrere Male (wird ausgetauſcht), worin eben die beſte Zurichtung beſteht. Darauf folgt das Trocknen, am beſten auf Rohrſtäben und ohne Luftzug; nach dem Trocknen das Leimen. Dieſes geſchieht durch Eintauchen mehrerer Bogen in eine warme Leimbrühe mit Alaunzuſatz, die in einer kupfernen Schüſſel ſich befindet. Das geleimte Papier wird abermals getrocknet, die zuſammenklebenden Bogen abgeſondert, das ſchadhafte weggenommen (ausgeſchält), und das taugliche in Bücher gelegt, wovon Schreibpapier zu 24 Bogen gerechnet wird. Dieſem gibt man unter einer großen, breiten Stampfe Dichtigkeit und Glätte, packt ſie in Lagen von 20 Buch oder Rieße, welche nochmals geſtampft und zum Verkauf in Ballen oder Riem zu 10 Rieß verpakt werden. Papier zum Schreiben, Zeichnen, Zuckerpapier, Preßſpäne werden aus Maſſe gemacht, deren Gährung nicht bis zur Fäulniß fortgeſetzt iſt. Sie ſind derb, hart, elaſtiſch. Druckpapier, Kupferſtichpapier, Kartenpapier ſind aus gefaultem Brei bereitet und weicher. **Buntes Papier** iſt entweder aus farbigen Lumpen oder gefärbtem Ganzzeug gemacht, oder wird nach dem Trocknen gefärbt, bemahlt, gedruckt; dahin gehören **türkiſches** (wahrſcheinlich eine deutſche Erfindung) **Marmorpapier, Tapeten. Conceptpapier**, ein Schreibpapier von geringer Güte. **Druckpapier**, ungeleimtes, ſtark gefaultes. **Gold- und Silberpapier** iſt auf einer Seite mit Metallblättchen überzogen. **Löſchpapier**, ein ungeleimtes, graues. **Marokinpapier** hat rothe Lederfarbe und eingepreßte Narben. **Poſtpapier** iſt eine feine Sorte. **Pro Patria** hat ſeinen Namen von dem ſo lautenden Waſſerzeichen. **Steinpapier** oder **Steinpappe**, ein durch beigemengte Erden oder Eiſenocher unverbrennliches Papier. **Stempelpapier**, ein mit dem Wappen des Landes bezeichnetes Papier, was als Abgabe dient, iſt eine holländiſche Erfindung. **Velinpapier**, von ſtarker, weißer, feiner, ſehr gleichförmiger Maſſe, ſonſt auch ſchweizer, engliſches oder franzöſiſches Papier genannt. Außer den Lumpen ſind noch viele andre Vegetabilien zur Papierbereitung geſchickt. Dr. Schäffer, Superintendent zu Regensburg, machte 1765 in ſeinen Verſuchen Papiere bekannt, welche aus Pappelwolle, Weſpenneſtern, Hobelſpänen, Hölzern, Mooſen, Flechten, Stroh, Diſteln, Rohrſtengeln, Nußbaumblättern bereitet waren. Senger empfiehlt dazu grüne Waſſerfaden, Conferva: Loſchge die Lohe mit wollnen Lumpen zum Packpapier. Die Chineſen nehmen Bambus, Maulbeerbaumrinde, Seide; die Japaneſen von der Papierbaumrinde, Morus papyrifera, was ſie mit Reißleim behandeln. Feinfaſeriger Asbeſt gibt unverbrennliches Papier. F.

Papiergeld, ein von Staatswegen in Umlauf geſetztes Tauſchmittel, welches die Stelle des Metallgelds oder der klingenden Münze

vertritt. Es iſt an ſich nichts anders, als ein Schuldſchein, an deſſen Inhaber ſich der Staat verpflichtet, zu einer feſtgeſetzten, oder zu jeder Zeit den darinn angegebenen Werth mit Zinſen (Staatspapiere) oder ohne Zinſen (Banknoten) in Münze zu bezahlen. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Erfindung der neuern Finanzkunſt den Regierungen zur Ausführung großer Operationen ungemeine Vortheile darbiete, ſo wie ſie auch den Privatverkehr in der Handelswelt ſehr erleichtert; was aber nur unter der Vorausſetzung gilt, daß in ihrer Anwendung nach feſten Grundſätzen und mit Mäßigung verfahren werde. Wird aber das Papiergeld unverhältnißmäßig vermehrt, oder erfüllt der Staat ſeine Zahlungsverbindlichkeit nicht, ſo ſinkt es von ſeinem Nennwerthe herab, es entſtehen die ärgſten Zerrüttungen im Geldweſen und im Handel, und es fällt ein ſchwerer Druck auf die Nation. Welche auſſerordentliche politiſche Wirkungen ſich durch das Papiergeld hervorbringen laſſen, aber auch welchen Schaden es den Völkern zufüge, in welche Gefahren es die Staaten ſtürze, und zu welchen ungerechten Maaßregeln es die Regierungen bringe, haben wir in neuern Zeiten beſonders an dem Beiſpiele von Frankreich (ſ. d. A. Aſſignat und Mandat) und Oeſterreich (ſ. d. A. Oeſterreichiſche Staatspapiere) geſehen.

Papiermaché, eine Maſſe von geſtampftem Papiere, woraus allerhand Geräthe in Formen gebildet werden. Doſen von ſolcher Maſſe werden jetzt von Papierſtreifen zuſammengeleimt, dann getrocknet oder vielmehr gebacken, geraspelt, gedrechſelt und lackirt. Der Kanzleirath Criſtin zu Hoop in Norwegen hat eine Kirche, die gegen 1000 Menſchen faßt, innen mit ſolcher Maſſe ausgekleidet, und dadurch den Wänden ein glattes Ausſehn und Dauerhaftigkeit gegeben, ſehr ſchön geformte Säulen, Figuren und Basreliefs angebracht, ſelbſt Oefen daraus gemacht. Criſtin hat ſeinem Papiermaché durch Zuſatz von Eiweiß, Kalk und Vitriolwaſſer bedeutende Feſtigkeit und Unverbrennlichkeit zu verſchaffen gewußt. F.

Papin (Denys), geboren zu Blois gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, war ein Schüler von Huygens und Boyle, verließ wegen der Religionsverfolgungen als Calviniſt ſein Vaterland, und ward Profeſſor zu Marburg, wo er ſtarb. Er hat ſich einen Namen erworben durch die Erfindung mehrerer nützlichen Maſchinen, die in den Nouvelles de la république des lettres par Bayle, 1685 bis 87 beſchrieben ſind. Die wichtigſten darunter ſind eine Maſchine, um das Waſſer emporzuheben, und ſein Digeſtor oder der nach ihm benannte papiniſche Topf. Derſelbe iſt ein cylindriſches kupfernes, inwendig verzinntes Gefäß, welches man durch einen Deckel mit um den Rand gelegter Pappe, vermittelſt einer ſtarken eiſernen Schraube, ſehr genau und feſt verſchließen kann, um das Waſſer darin in einem hohen Grade zu erhitzen, ohne daß die dadurch entſtehenden Dämpfe einen Ausgang finden. Durch dieſe Vorrichtung kann man in heißem Waſſer binnen weniger Minuten Knochen, Elfenbein u. ſ. w. auflöſen, auch aus thieriſchen Materien kräftige Brühen und Gallerte bereiten. Dieſe nützliche Maſchine iſt in neuern Zeiten noch verbeſſert worden.

Papinianus (Aemilius), der größte römiſche Rechtsgelehrte ſeiner Zeit, ſtammte aus Benevent oder Syrien, und war unter Antoninus Pius um das J. Chr. 140 geboren. Er widmete ſich dem Studium der griechiſchen und römiſchen Literatur, der Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft, und erwarb ſich durch ſeine gründliche Gelehrſamkeit ſowohl als durch ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit hohes Anſehn und mächtigen Einfluß. Er gelangte zu den erſten Staatsämtern, und

ward zuletzt Präfectus prätorio. Der Kaiſer Severus empfahl ihm ſterbend ſeine Söhne Caracalla und Geta. Papinian wandte alles an, zwiſchen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten. Aber ſeine treugemeinten Vorſtellungen wurden dem Caracalla ſo läſtig, daß dieſer ihn ſeines Amtes entſetzte, wiewohl er fortfuhr, ihn äußerlich als einen Freund und Vertrauten zu behandeln. Als Caracalla endlich ſeinen Bruder hatte ermorden laſſen, foderte er dringend Papinian auf, dieſe ſcheußliche That zu rechtfertigen, empfing aber die ſtrenge Antwort, daß es leichter ſey, einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen, und daß es ein zweiter Mord ſeyn würde, das Andenken des Unſchuldigen zu beſchimpfen. Caracalla verbarg ſeinen Ingrimm, als aber bald darauf, wahrſcheinlich auf des Tyrannen Anreizung, die Prätorianer den Kopf des Papinian foderten, gab er ihn ihrer Wuth Preis, und ließ ihn hinrichten, im Jahr Chr. 212. Dieſer große Rechtsgelehrte hat mehrere Werke geſchrieben, und verſchiedne ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein juriſtiſches Anſehn ſtieg ſo hoch, daß Valentinian III. verordnete, daß in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, Papinian den Ausſchlag geben ſolle. — Eberh. Otto hat alles ausgezeichnet, was von ihm in den Pandecten enthalten iſt.

Pappe, (in Süddeutſchland Pappendeckel) ein Papierbogen von großer Dicke und Feſtigkeit, ward ehedem aus vielen zuſammengeklebten Papierbogen bereitet, wird jetzt, wie das Papier, aus ſchlechten Lumpen und Papierabgängen gefertigt. Man nimmt Papierabſchnittſel, Maculatur, Hüte, Bilder u. ſ. w. und läßt ſie in einem großen Troge, der Faulbütte, weichen, wirft ſie dann heraus auf einen großen Haufen, wo das überflüſſige Waſſer abläuft, und die feuchte Maſſe in Erhitzung geräth. Dieſe ſo erweichte Maſſe kommt in den Zertheilungskübel, wo ſelbige mit Rührhaken umgearbeitet wird, ferner in den Stein, wo ſie durch eine von Pferden bewegte Welle, an der etwas bewegliche Meſſer ſtehn, vollends zu Teig zermalmt wird. Nachmals kommt dieſer Teig, wie das Papier, in die Bütte, wo er mittelſt Formen, die ſich nur durch die Höhe ihres Deckels von den Papierformen unterſcheiden, ausgeſchöpft und zwiſchen Frieß gepreßt wird. Die gepreßten Pappen werden durch S förmige Haken in luftigen Böden getrocknet, auch nach Belieben geleimt oder nicht. F.

Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf von), einer der ausgezeichnetſten kaiſerlichen Feldherren im dreißigjährigen Kriege, war 1594 geboren und ſtammte aus einem altgräflichen Geſchlecht in Schwaben, das ſeit länger als ſechshundert Jahren das Reichs-Erbmarſchallamt und das Reichs- Forſt- und Jägermeiſteramt im Nordgau bekleidet hat, und noch jetzt in einer catholiſchen und einer evangeliſchen Linie fortblüht. Nach geendigten akademiſchen Studien und mehrern gethanen Reiſen widmete er ſich den Waffen, für die er geboren war. Sein feuriger, raſtlos nach Thaten dürſtender Geiſt, ſo wie ſein flammender Eifer für die catholiſche Religion und den Kaiſer führten ihn auf den Schauplatz des Kriegs. Die prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenſtein als Obriſter beiwohnte, öffnete ſeine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch den Ungeſtüm ſeines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechſelt, unter der Laſt ſeines Pferdes auf der Wahlſtatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er im Jahr 1626 die Rebellen in Ober-Oeſterreich, vierzigtauſend an der Zahl, in drei verſchiedenen Schlachten. Unter abwechſelnden Siegen durchzog er darauf das

nördliche Deutſchland, vereinigte ſich 1630 mit Tilly zur Eroberung Magdeburgs, und übertraf nach Erſtürmung dieſer unglücklichen Stadt ſelbſt den blutdürſtigen Tilly an Grauſamkeit. Er blieb einige Zeit mit dieſem vereinigt, und folgte ihm nach Leipzig, um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachſen zu bekämpfen. Das wilde ſtürmiſche Feuer ſeines Muthes, den auch die entſchiedenſte Gefahr nicht ſchreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarſten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heers. Wenn auch, wie Tilly behauptete, die Schlacht durch ſeine ungeſtüme Hitze verloren ging, ſo iſt doch ausgemacht, daß Pappenheim Wunder der Tapferkeit that, und dem einbrechenden Verderben lange entgegenkämpfte. Er ſammelte darauf die Fliehenden, ſo gut er konnte, entſetzte das von Banner belagerte Magdeburg, und focht mit Vortheil gegen die Schweden in Nieder-Sachſen. Er befand ſich eben auf ſeinen Streifzügen in Halle, als Wallenſtein ihn nach Lützen berief, um Theil zu nehmen an der bevorſtehenden entſcheidenden Schlacht. Nur mit der Reiterei konnte Pappenheim das Schlachtfeld erreichen, wo er Wallenſtein bereits hart bedrängt fand. Seine Erſcheinung hob den Muth der Kaiſerlichen, und ſchien den Sieg auf ihre Seite zu neigen. Voll glühender Begierde, Guſtav Adolph ſelbſt im Kampfe zu begegnen, ſtürzte er ſich in das blutigſte Schlachtgewühl. Zwei Musketenkugeln durchbohrten ſeine Bruſt, und gewaltſam mußten ihn die Seinen aus dem Handgemenge reißen. Er vernahm, daß auch ſein edler Gegner gefallen ſey, da erheiterte ſich ſein Auge. „Man hinterbringe dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahin ſcheide, da ich weiß, daß dieſer unverſöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen iſt.“ Er verſchied am Tage nach der Schlacht. Der Kaiſer verlor in ihm einen ſeiner treuſten Diener, die Kirche einen ihrer eifrigſten Verfechter, das Heer ſeinen Telamonier. Man führt an, daß auf ſeiner Stirn zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, ſichtbar waren, womit die Natur ihn ſchon bei der Geburt gezeichnet hatte, und daß auch ſpäter noch dieſe Flecken erſchienen, ſo oft eine Leidenſchaft ſein Blut in Aufruhr ſetzte. So ſchien die Natur ſchon auf der Stirn des Kindes den künftigen Beruf des Mannes angedeutet zu haben.

Papſt, Papſtthum, Päpſte. Papſt (aus dem griech. Pappas, Vater) hat ſich der Biſchof von Rom früher genannt, als er die jetzt mit dieſer Würde verbundene Auctorität erhielt. Seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts galt er als der erſte unter den fünf Patriarchen oder Oberbiſchöfen der Chriſtenheit; denn der Umſtand, daß Rom die alte Hauptſtadt des Reichs, und nach der Tradition auch der letzte Aufenthaltsort des Apoſtels Petrus war, hatte ihm als vorgeblichen Nachfolger Petri (ſ. d. Art. Petrus) ſchon längſt ein überwiegendes Anſehn, doch noch kein eigentliches Suprematsrecht über fremde Sprengel gegeben. Dieſes wußte er durch die Reichthümer der römiſchen Kirche, welche in den meiſten andern Diöceſen Güter beſaß, durch ſchiedsrichterliche Ausſprüche in kirchlichen Streitigkeiten und durch weiſe Benutzung günſtiger Gelegenheiten zur Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes zu erlangen. Eine Provinzialſynode zu Sardica im J. 344 und ein kaiſerliches Decret Valentinians III. vom J. 445 hatten den Biſchof zu Rom zwar als Primas und letzte Inſtanz der Biſchöfe anerkannt; doch ſelbſt im Occident, wo dieſe Beſtimmungen nur gelten konnten, fand ſeine Anmaßung bis in das achte Jahrhundert noch ſtarken Widerſpruch. Um dieſe Zeit trafen aber mehrere Umſtände zuſammen, die

ihm den Weg zur allgemeinen Kirchenherrſchaft bahnten. Dazu gehört die Pflanzung neuer Kirchen in Deutſchland, welche, wie früher die britanniſchen, durch ſeine Miſſionärs gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden. Die politiſche Verwirrung und der Wechſel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwiſchen 830 und 50 wahrſcheinlich von einem mainziſchen Diaconus Benedict geſchmiedeten Decretalen des falſchen Iſidor (ſ. d. Art.), deren Zweck, die Rechte und die Ausübung des römiſchen Supremats durch untergeſchobene Briefe und Conſtitutionen der früheſten römiſchen Biſchöfe bis in die erſten Jahrhunderte zurück zu datiren und dadurch über allen Widerſpruch zu erheben, bei der Unwiſſenheit jener Zeiten wohl erreicht werden konnte; der Zwieſpalt der orientaliſchen mit den occidentaliſchen Kirchen, der die letztern immer feſter an ihre Wortführer und Geſchäftsträger, die Päpſte, band; die ſchon durch den Ehrgeiz der Patriarchen allenthalben eingeführte ſtrenge Abſtufung des Ranges der geiſtlichen Würden, die von ſelbſt gleichſam pyramidaliſch auf die Annahme eines höchſten Oberhaupts hinauslief, endlich die perſönliche Ueberlegenheit mehrerer Päpſte über ihre Zeitgenoſſen. So hatte ſchon Leo der Große (ſ. d. Art.) im fünften, Gregor der Große, ein eifriger heiliger und um die Organiſation des Kirchenweſens höchſt verdienter Mann von großer Energie im ſechsten, und Leo III., der Carl den Großen krönte, im achten Jahrhundert dem päpſtlichen Namen ein Anſehn verſchaft, gegen welches die Patriarchen des Orients nicht aufkamen und die Fürſten wenig vermochten. Die Erzählung von der Päpſtin Johanne, einer in Mainz und Athen gebildeten Engländerin, die ſich durch ihre Gelehrſamkeit und durch Verläugnung ihres Geſchlechts vom Notarius zu Rom bis zum Papſte 855 emporgeſchwungen, aber nach einer 2 1/2jährigen Regierung durch ihre unvorhergeſehene Niederkunft ihr Geſchlecht öffentlich verrathen habe, wird von den neuern Geſchichtforſchern für eine Satyre gehalten. Unwürdige Päpſte gab es in den Jahrhunderten des Mittelalters allerdings; allein nach dem glänzenden Siege, den Nicolaus I. (der Erſte, der ſich förmlich krönen ließ), in der Eheſcheidungsſache des Königs Lothar von Lothringen (865) über dieſen und die aus päpſtlicher Machtvollkommenheit von ihm abgeſetzten Erzbiſchöfe von Trier und Cöln erkämpft, und nach dem Beiſpiele, das Johann VIII. 875 von einer päpſtlichen Verfügung über die Kaiſerkrone, die er an Carl den Kahlen brachte, gegeben hatte, konnte auch die mehr als hundertjährige Verwilderung und Entweihung des heiligen Stuhls (insgemein das Hurenregiment genannt), welche unter dem Einfluſſe der gräflich toscaniſchen Familie zu Rom 904 mit Sergius III. begann, und durch ruchloſe, wollüſtige Creaturen und Nepoten (der berüchtigten Markgräfinnen Theodora und Marozia, wie Johann XII., der 956 als ein Jüngling von 18 Jahren und Benedict IX., der 1033 gar als ein 12jähriger Knabe zur päpſtlichen Würde gelangte) fortgepflanzt ward, ja ſelbſt das Scandal, daß 1045 drei für Geld gemachte Päpſte zugleich in Rom reſidirten, dem römiſchen Supremate keinen weſentlichen Eintrag thun. Die Wildheit des Zeitalters bedeckte dieſe Schändlichkeiten, aus deren Dunkel die Regierung Sylveſters II. (ſ. d. Art.) 999 bis 1003, des, von der Welt als einen Zauberer angeſtaunten, größten Gelehrten ſeiner Zeit, ehrwürdig hervorleuchtete; die mit dem Verfalle der carolingiſchen Dynaſtie in Frankreich und Deutſchland einreißende Verwirrung gab dem Ehrgeize der Päpſte immer größern Spielraum, ja auch ſeine während jener innern Zerrüttungen und Parteiungen Roms ſchwer verletzte Würde und Unabhängigkeit

von dem römiſchen Adel und Volke erhielt der heilige Stuhl durch die Conſtitution wieder, mit welcher Nicolaus II. 1059 die Papſtwahl (ſ. d. Art. Conclave) in die Hände der Cardinäle legte und aller Einmiſchung der Laien entzog. Von jetzt an ſah man eine Reihe echter Kirchenregenten von großem Sinne und heiligem Wandel auf dieſem erſten Throne der Chriſtenheit; Gregor VII., (ſ. d. Art.) der an Geiſt und Energie alle übertraf und den Plan der Weltherrſchaft mit bewundernswürdiger Conſequenz durchzuführen begann; Urban II., der durch den Gegenpapſt Clemens III. unaufhörlich beunruhigt und mehrere Male aus Rom vertrieben, dennoch mit vielſeitigem, gewaltigem Einfluſſe und ſeltenem Nachdrucke von 1088 bis 1099 regierte; Alexander III., der während ſeiner Regierung von 1160 bis 1181 zwei Gegenpäpſte überlebte und den dritten niederwarf, die Könige von England und Schottland zum unbedingten Gehorſam in kirchlichen Sachen brachte, ſich von Kaiſer Friedrich I. die Steigbügel halten ließ, und die Verfaſſung der Papſtwahl feſt beſtimmte; und Innocens III., deſſen neunzehnjährige Regierung von 1198 bis 1216 das Papſtthum auf den höchſten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpſte früherer Jahrhunderte kaum gewollt und nur in einzelnen Fällen verſucht hatten, machten dieſe großen, ihren Zeitgenoſſen überlegenen Männer durch dreiſtes Umſichgreifen und beharrliches Fortſchreiten in einem Geiſte conſtitutionell. Sie knüpften den Klerus des weſtlichen und mittleren Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel, die ihn zum unbedingten Gehorſam gegen den Papſt verpflichtete, durch die Nöthigung zum Cölibat, welches ihn von den Familien- und Nationalintereſſen losriß, und durch die Anmaßung des Rechts der Confirmation geiſtlicher Aemter (ſ. d. Art. Inveſtitur), welche das Lehnsverband der Biſchöfe mit ihren Fürſten trennen ſollte und durch das Verfahren des dritten Innocenz in eine willkührliche Dispoſition über kirchliche Würden und Pfründen ausartete, gleich Vaſallen und eignen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl; ſie brachten vermittelſt ihrer Legationen und Nuntiaturen (ſ. Legaten und Nuntien) das biſchöfliche Recht der Judicatur und Dispenſation in kirchlichen und Eheſachen und das ausſchließende Canoniſationsrecht in ihre Gewalt, und gaben der päpſtlichen Würde dadurch das Gewicht des einzigen Ordinariats in der Welt, von welchem alle geiſtliche Auctorität und Amtsbefugniß ausgehe. Die geſammte Kirche ſelbſt machten ſie ſich endlich als einzige ausſchreibende Präſidenten der Concilien und Nationalſynoden (deren Beſchlüſſe nur durch päpſtliche Beſtätigung gültig werden ſollten), und durch die nach und nach immer kühner hervortretende Behauptung der Infallibilität (Untrüglichkeit), und jedem Evangelio gleich zu achtende Auctorität völlig unterthan, und ſchufen ſich durch den klugen Gebrauch der Mönchsorden, beſonders der Mendicanten (vergl. d. Art. geiſtliche Orden) eine geiſtliche Miliz, die, weil dieſen Orden die Inquiſition, das Beicht- und Predigtweſen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Univerſitäten in die Hände fiel, das geſchickteſte Werkzeug ihrer Politik und eine der ſtärkſten Stützen ihrer Macht geworden iſt. Das Gelingen dieſer Fortſchritte zur unumſchränkten geiſtlichen Oberherrſchaft gab ihnen den Muth, auch nach der weltlichen Souveränität zu ſtreben. Doch ſind die weltlichen Hoheitsrechte des Papſtes viel ſpätern Urſprungs, als die römiſchen Hofſchriftſteller behauptet haben. Die Schenkung Conſtantins des Großen betraf kein Landesgebiet, ſondern nur einzelne Gebäude und Güter in und bei Rom; durch Pipins

Schenkung (vergl. d. Art. Kirchenſtaat) erhielt der Papſt nur das dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, wurde aber dadurch zugleich Vaſall der fränkiſchen Könige, und dann der deutſchen Kaiſer, welche die landesherrlichen Rechte über das päpſtliche Gebiet ohne Widerſpruch ausübten, und bis in das 12te Jahrh. keine Papſtwahl ohne ihre Beſtätigung gelten ließen. Erſt Innocenz III. ſetzte es durch, daß Rom, die Marken und die mathildiſchen Erbgüter (vgl. d. Art. Mathildis) ihm als ſouveränen Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten der kaiſerlichen Gewalt über Rom und den Papſt verſchwand. Günſtige Gelegenheiten hatten dem päpſtlichen Stuhle ſchon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. England befand ſich, ſeit es chriſtlich war, Polen und Ungarn ſeit dem 11ten Jahrhundert, die Bulgarei und Aragonien ſeit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts, das Königreich beider Sicilien, deſſen normänniſche Könige ſchon Lehnsträger des Papſtes wurden, ſeit 1265, wo Clemens IV. es aus Haß gegen die von den Päpſten glücklich geſtürzten Hohenſtaufen dem Hauſe Anjou gab, in dieſer Abhängigkeit; ja der Orient würde noch unter die römiſche Herrſchaft gekommen ſeyn, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande manche, den Päpſten vortheilhafte Unordnung des bürgerlichen Weſens und Privateigenthums veranlaßt hatten, weniger vorübergehend geweſen wäre. Innocenz III., der überall genannt werden muß, wo von Erweiterung der päpſtlichen Macht die Rede iſt, durfte ungeſtraft Könige, z. B. Johann von England ab- und einſetzen, und alle Welt mit ſeinen Bannſtrahlen bedrohen; Kaiſer Otto IV. nannte ſich von Gottes und des Papſtes Gnaden, die Könige hießen des Papſtes Söhne und die Furcht vor den ſchrecklichen Folgen des Interdicts, das er als Statthalter Chriſti über ungehorſame Fürſten und ihre Reiche ausſprach, die Uneinigkeit und Empörungsluſt der Barone, die ſchlechtgeordnete Verfaſſung der Staaten und die großen Mängel der Geſetzgebung unterwarfen die weltlichen Regenten jener Jahrhunderte von ſelbſt der Vormundſchaft eines Herrn, deſſen Hof die Wiege der neuern Staatsklugheit, deſſen Macht und Anſehn durch die Waffen des Geiſtes, unter dem Schutze der öffentlichen Meinung und des Aberglaubens unwiderſtehlich war. Nicht mit Unrecht wurde daher das Papſtthum ſeit jener Zeit eine Univerſalmonarchie genannt und die Cardinäle als Räthe, die in den verſchiedenen Reichen der Chriſtenheit reſidirenden Legaten als Vicekönige, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe als Präfecten und Unterpräfecten, die Pfarrer als Polizei- und Rentbeamte, und die geiſtlichen Orden als das ſtehende Heer des römiſchen Oberhirten betrachtet, deſſen Wink über mehr als 300,000 in dieſen Abſtufungen unter die Völker vertheilter, völlig in ſein Intereſſe verwickelter, unbedingt gehorſamer und durch alle Mittel der Religion und des Fanatismus mächtiger Diener gebot. In der That war auch dieſe Theokratie zur Gewöhnung roher Fürſten und Völker an Geſetzlichkeit und chriſtliche Sitte wohlthätig genug, um in einer Zeit, wo Rechte erſt entſtanden, der Rechtsgründe entbehren zu können. Nur die Monarchie, die ſich durch den allmähligen Erwerb der Länder ihrer Vaſallen und Nachbarn zwiſchen den Pyrenäen und Deutſchland unter allen am glücklichſten ausbildete, Frankreich trat zuerſt mit Erfolg gegen den Papſt in die Schranken. An Philipp dem Schönen fand Bonifaz VIII. (ſ. d. Art.), einer der kühnſten und übermüthigſten Päpſte, ſeinen Meiſter, und ſeine Nachfolger blieben während der Dauer ihrer Reſidenz zu Avignon, von 1309 bis 1376 (eine Periode, die man ihre babyloniſche Gefangenſchaft nennt) unter franzöſi-

ſchem Einfluſſe. Offenbar litt die Selbſtſtändigkeit der Päpſte durch den Umſtand, daß ſie nun an eine beſtimmte politiſche Partei gebunden waren, wenn ſie auch die kräftig erworbenen Vorrechte ihres Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der occidentaliſchen Chriſtenheit ausübten. Doch tiefer ſank ihr Anſehn, als 1378 neben dem italieniſchen Papſte Urban VI. von den franzöſiſchen Cardinälen ein Graf von Genf unter dem Namen *Clemens* VII. zum Papſte gewählt wurde und jeder von Beiden nicht nur ſeinen eignen Einfluß auf die ſeiner Partei ergebenen Nationen, nämlich der italieniſche über Italien, Deutſchland, England und die nordiſchen Reiche, der franzöſiſche über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland behauptete, ſondern auch in eben ſo unverſöhnlichen Nachfolgern fortlebte. Der offne Aemterhandel, die ſchändlichen Erpreſſungen und niedrigen Ränke, worin die meiſten dieſer Gegenpäpſte einander überboten, gaben den Vorläufern der Reformation in England und Böhmen (ſ. d. Art. Huß) gerechten Grund zu den Beſchwerden und Foderungen einer Kirchenverbeſſerung, denen die Wohldenkenden überall beiſtimmten. Zwar gelang es der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz, das große *Schisma* (ſo wurde dieſe Spaltung der Kirche unter zwei Päpſten genannt) durch Abſetzung der beiden Gegenpäpſte zu endigen; aber der 1417 an ihrer Stelle gewählte alleinige Papſt *Martin* V. (ſ. d. Art.) kam in den Beſitz der Rechte und der Macht ſeiner Vorgänger, ohne die Mißbräuche derſelben abzuſtellen und ſelbſt die nachdrücklichen Reformationsdecrete der Kirchenverſammlung zu Baſel wurden durch die Liſt und Beharrlichkeit des ſich gegen den Willen dieſes Conciliums behauptenden *Eugen* IV., aus dem Hauſe Urſini, der von 1431 bis 1447 Papſt war, größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich gewann er ſchon 1438 durch die pragmatiſche Sanction, welche die Freiheiten der gallicaniſchen Kirche begründete und durch Unterhandlungen mit ihm und ſeinem Nachfolger (dem als Freund der alten Literatur und Beſchützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten *Nicolaus* V.) brachte Aeneas Sylvius als Geſandter Kaiſer Friedrichs III. 1448 das wiener Concordat zu Stande. Warum aber darin den Beſchwerden der deutſchen Nation ſo wenig abgeholfen und das päpſtliche Intereſſe ſo ſorgfältig wahrgenommen war, merkten die von dem ſchlauen Unterhändler Aeneas Sylvius zur Annahme überredeten deutſchen Fürſten erſt, als letzterer Cardinal und 1458 unter dem Namen *Pius* II. ſelbſt Papſt wurde. In dieſem Concordate erhielt der Papſt die Beſtätigung der Annaten, des Rechtes, die Prälaten zu confirmiren und unter vielen andern Reſervationen auch die *Papſtmonate*, oder die nicht mehr nach den Erledigungsfällen, ſondern nach den Monaten der Erledigung (deren ſechs in jedem Jahre ihm vorbehalten waren), mit den Stiftern abwechſelnde Verleihung der Pfründen. Durch allmälige Ausdehnung dieſer ſchon an ſich ſehr beträchtlichen Vortheile, die auch andere chriſtliche Reiche unter andern Titeln gewähren mußten, hatten die Päpſte es noch im 15ten Jahrhunderte wieder ſo weit gebracht, daß ihnen die volle Hälfte aller geiſtlichen Einkünfte des Occidents unter mancherlei Namen zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnlichſte Vorwand, wozu jedoch nur ſelten Etwas von dieſen ungeheuren Summen angewendet wurde. Denn theils mußte die Gunſt der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geſchlechter der Colonna und Urſini ſeit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfniſſe der Nepoten (vgl. d. Art. *Nepotismus*) ſo viel weg, daß für das allgemeine Beſte der Chriſtenheit eben nichts übrig blieb. In der Sorgfalt

für ſeine Familie trieb es wohl kein Papſt weiter als Alexander VI. (ſ. d. Art.) 1492 bis 1503, der, wenn auch oft zu hart beurtheilt, ſich doch nur als Politiker in Achtung zu ſetzen, aber nie in den geiſtlichen Stand zu finden wußte. Sein Nachfolger Julius II. 1503 bis 1513 brauchte nicht weniger wegen ſeiner politiſchen Händel und des Kriegs mit Frankreich, in welchem er ſeine Armee ſelbſt ritterlich anführte, aber trotz ſeiner Kanonen vor Bayard fliehen mußte. Zum Glück für ihn und ſeinen Nachfolger Leo X. (ſ. d. Art.) wurde Maximilian I. durch äußere Umſtände und endlich durch ſeinen Tod gehindert, mit dem Einfalle einer Vereinigung der päpſtlichen und kaiſerlichen Krone auf ſeinem Haupte hervorzutreten. Durch den Umſtand, daß Deutſchland, Frankreich und Spanien mit einander wetteiferten, ihre Anſprüche auf die Lombardei und Neapel geltend zu machen und ſich daher wechſelſeitig um die Freundſchaft des Papſtes bewarben, hatte deſſen politiſche Bedeutung ſchon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts von neuem zugenommen, und Leo X. war eben mit Frankreich auf gutem Wege, als das nicht mehr zu wehrende Vordringen des Zeitgeiſtes ein Ereigniß herbeiführte, an welchem die anmaßende römiſche Staatskunſt ſcheiterte. Luther, Zwingli und Calvin waren nur die Herolde und Vorfechter einer Oppoſition, die ſchon das ſtille Bekenntniß von Tauſenden, faſt die Hälfte des Occidents förmlich vom Papſte losriß, während ihn auch die Politik Carls V. immer mehr in den Hintergrund ſtellte. Was frühere Jahrhunderte der Unwiſſenheit dem Papſte zugeſtanden hatten, ſanctionirte nun zwar die tridentiniſche Kirchenverſammlung und die Geſellſchaft Jeſu trat als eine Schutzwache um ſeinen Thron, die die Spuren der Reformation in den katholiſch gebliebenen Staaten zu vertilgen, und was in Europa verloren worden war, durch Miſſionen unter den Heiden zu erſetzen ſtrebte. Doch weder dieſe neue Stütze, noch die Staatskunſt ſchlauer Päpſte, wie Clemens VII. Medicis 1523 bis 1534, den des Kaiſers General, Carl von Bourbon 1527 in die Engelsburg trieb, und Paul III. Farneſe 1534 bis 1549, der ſeinem Hauſe Parma und Piacenza erwarb, noch die mönchiſche Kirchlichkeit Pauls IV. Caraffa 1555 bis 1559, noch die Mäßigung Pius IV. Medicis 1559 bis 1566, der ſich bis zur Verwilligung des Kelchs für die huſſitiſchen Böhmen herabließ, oder die Anmaßung und Härte Pius V. 1566 bis 1572, der durch ſeine, des ſtolzen Dominicaners und wüthenden Ketzerrichters, der er vorher geweſen, vollkommen würdige, Nachtmahlsbulle (in coena Domini) Fürſten und Völker empörte, obgleich ſeine rauhe Sittenſtrenge ihm zur Ehre der Canoniſation verhalf, ferner die gemeinnützige Thätigkeit Gregors XIII. 1572 bis 85, welcher der Welt den verbeſſerten (gregorianiſchen) Calender gab, oder die Regentengröße und Weisheit Sixtus V. 1585 bis 1590 (ſ. d. Art. Sixtus), das Glück Clemens VIII. Aldobrandini 1592 bis 1605, der 1597 Ferrara zum Kirchenſtaate ſchlug, noch endlich die Gelehrſamkeit Urbans VIII. Barberini 1623 bis 1644, der Urbino dazu brachte, und die Bewegung der Erde um die Sonne von Galilei abſchwören ließ, vermochte das alte Anſehen eines Throns wieder herzuſtellen, auf dem in der Regel nicht die Religion, ſondern die Politik des Eigennutzes und der Herrſchſucht, und im 17ten Jahrhundert auch meiſt die Schwäche und Beſchränktheit regierte. Vergebens erneuerte man zu Rom die Sprache des ſiebenten Gregors und des dritten Innocenz; auch in katholiſchen Staaten wurde der Unterſchied der kirchlichen Angelegenheiten von den politiſchen ſchon deutlich genug begriffen, um die Einſchränkung des päpſtlichen Einfluſſes

auf die erſteren in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurde kein deutſcher Kaiſer mehr vom Papſte gekrönt, die Fürſten, die ihm ſeine Politik abgelernt hatten, entzogen ſich ſeiner Vormundſchaft, die Nationalkirchen gewannen ihm Freiheiten ab, die er vergebens ſtreitig machte, und der weſtphäliſche Friede, den der heilige Stuhl nie anerkannt hatte, gab Grundſätzen der Toleranz, die mit den Fundamentallehren des Papismus im geraden Widerſpruche ſtehen, eine öffentliche, von allen europäiſchen Mächten garantirte Geltung. Unter ſolchen Umſtänden konnte nicht mehr von Erweiterung der päpſtlichen Macht, ſondern nur von Anſtalten gegen ihren gänzlichen Verfall die Rede ſeyn, und der Statthalter Chriſti, der, da er anfing, ſich den Knecht der Knechte zu nennen, Herr aller Herren war, mußte ſich nun in die Rolle eines Unterdrückten fügen, der mehr das Mitleid und die Billigkeit, als den Gehorſam anſpricht. Der Janſenismus raubte ihm einen bedeutenden Theil der Niederlande, ſeine Bullen galten außer dem Kirchenſtaate nichts mehr ohne die Genehmigung der Könige, die Abgaben aus fremden Reichen, die nur noch durch Concordate in Verbindung mit Rom erhalten werden konnten, gingen immer ſparſamer in Rom ein; in Frankreich und bald auch in Deutſchland wurde er das Ziel des Witzes, und die würdigen Männer, die den heiligen Stuhl im Laufe des 18ten Jahrhunderts zierten, der gelehrte Lambertini 1740 bis 1758 (ſ. d. Art. Benedict XIV.) und der aufgeklärte Ganganelli 1769 bis 1774 (ſ. d. Art. Clemens XIV.) mußten die Schuld ihrer Vorfahren büßen und ſich in Achtung, die dieſe ertrotzt hatten, durch Geduld, Nachgiebigkeit und perſönliche Verdienſte zu erhalten ſuchen. Schlimmer noch ging es ihren Nachfolgern Pius VI. 1775 bis 1799 und Pius VII ſeit 1800 (vergl. d. Art. Pius VI. u. VII.). Der Erſtere wurde nach bittern Erfahrungen von den Fortſchritten der Aufklärung, gerade als der Tod Joſephs II. ihm neue Hoffnungen gab (ſ. d. Art. Nuntien), Zeuge von der Revolution, welche die franzöſiſche Kirche von ihm losriß und ihn ſeiner Staaten beraubte. Der Andere mußte ſeine perſönliche Freiheit und den Beſitz des verkleinerten Kirchenſtaats durch ein zweideutiges Concordat 1801 mit Bonaparte und durch ſchmähliche Erniedrigungen erkaufen, um 1809 Beides wieder zu verlieren. Nie war die geiſtliche Würde des Papſtes mehr in das Gedränge gekommen, als durch die Folgen dieſes Unglücks, und wie ſchmerzlich Pius die Demüthigung empfindet, einer Coalition, welche größtentheils aus Ketzern (England, Preußen, Rußland) beſteht, ſeine Rettung im Frühjahre 1814 verdanken zu müſſen, hat er nicht nur durch die Wiederherſtellung der Inquiſition, der Jeſuiten und anderer geiſtlichen Orden gezeigt, ſondern auch durch Reclamationen und Proteſtationen zu erkennen gegeben, daß er ſeine durch die Mächte bewirkte Reſtitution ganz als eine Schuldigkeit der letztern anſehe. So publicirte der Cardinal Conſalvi am 14. Jun. 1815 eine feierliche Verwahrung gegen die Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes, namentlich gegen die verweigerte Zurückgabe von Avignon und von dem auf dem linken Poufer liegenden Theil von Ferrara, und gegen das dem Hauſe Oeſterreich zuerkannte Beſatzungsrecht in Ferrara und Commacchio. Dadurch hat ſich vor unſern Augen bewährt, was immer die Hauptmaxime des römiſchen Hofes war, „von ſeinen Behauptungen und Ausſprüchen nie das Mindeſte beſtimmt aufzugeben, ſondern damit nur die gelegne Zeit abzuwarten.“ Doch dieſe ſcheint noch nicht gekommen zu ſeyn und wird auch ſchwerlich wiederkehren. Die politiſche Rolle des Schiedsrichters

von Europa iſt von Rom durch Frankreichs Hände auf das Cabinet von St. James übergegangen, und in der franzöſiſchen und deutſchen katholiſchen Kirche regen ſich Elemente eines Freiheitsgeiſtes und weitverbreitete Wünſche eines ſelbſtſtändigen Nationalkirchenthums, bei welchen die alten Theorieen der päpſtlichen Curie ſchwerlich wieder zur allgemeinen Ausübung kommen dürften. E.

Papyrus, ſ. Papier.

Parabel iſt eine zu den Kegelſchnitten (vgl. d. Art.) gehörige krumme Linie. Sie hat zwei Schenkel, die auf beiden Seiten ihrer Achſe gleichförmig ins Unendliche fortlaufen, und einen Brennpunkt, welcher ſeinen Namen daher hat, daß alle von einem ſehr weit entfernten Gegenſtande, z. B. der Sonne, auf einen paraboliſch gekrümmten Spiegel (Brennſpiegel) fallende Strahlen in dieſen Brennpunkt (welcher bei einer unendlich großen Entfernung der Theorie nach auch genau nur ein Punkt iſt) vereinigt zurückgeworfen werden, welches bei keiner andern Krümmung der Spiegel geſchehen kann. Daher iſt die paraboliſche Geſtalt die zweckmäßigſte, ſowohl für Brennſpiegel als für die Hohlſpiegel der newtonſchen Spiegelteleſcope. Auf dieſelbe Weiſe würde ein, aus einer ſehr großen Entfernung gegen eine paraboliſch gekrümmte Wand anſtoßender, Schall in dem Brennpunkte dieſer Krümmung vorzüglich ſtark ſeyn. Auch iſt die Parabel diejenige Linie, in welcher jeder auf der Ebne geworfne Körper ſich bewegen müßte, wenn nicht der Widerſtand der Luft dieſe Bewegung abänderte.

Parabel. Dieſes Wort (παραβολή) wird bisweilen von einfachen Gleichniſſen, vorzüglich aber von einer fortgeſetzten Reihe derſelben, oder von einer ganzen Rede in Gleichniſſen gebraucht. Sie verhält ſich als ſolche zum einfachen Gleichniß, wie die Allegorie zur Metapher, und darf alſo weder mit der Allegorie, noch mit der Parömie (der ſprichwörtlichen Rede), noch mit der Fabel verwechſelt werden, deren Gebiet ſie oft beſtreift. Die Parabel ſetzt, wie das Gleichniß, da ſie eine Idee von allen Seiten umfaſſen und durch fortſchreitende Bilder von einer Art verſinnlichen will, einen ruhigen Zuſtand des Gemüths voraus, der uns erlaubt, bei der Betrachtung eines Gegenſtandes zu verweilen. Sie wird alſo im Lehrvortrage, auch in dichteriſchen Darſtellungen dieſer Gattung herrſchen, weniger im Epos, am wenigſten in der Lyrik und im Drama, wiewohl wir eine ſehr vollendete Parabel von den drei Ringen in Leſſings Nathan finden, welcher ſich aber auch ſeiner Natur nach zum Didactiſchen hinneigt. Die trefflichſten Parabeln oder Gleichnißreden finden wir im alten und neuen Teſtamente, da ſie überhaupt bei den Orientalen gewöhnlicher waren. So ſind z. B. Nathans Bußpredigt an David, die Erzählung vom verlornen Sohne, von den Arbeitern im Weinberg, von dem ungetreuen Haushalter, ausgeführte Parabeln. Unter den Deutſchen haben ſich beſonders Herder und Krummacher in dieſer Darſtellungsart um allgemeine Belehrung ſehr verdient gemacht. bb.

Paracelſus. Dieſer berüchtigte Abenteurer in der Chemie und Phyſik, welcher ſich ſelbſt Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſt de Hohenheim nennt, war der gewöhnlichen Meinung nach im J. 1493 zu Einſiedeln in der Schweiz geboren; Haller indeß glaubt, einer von ihm für gut gehaltnen Autorität folgend, daß er aus Gaiß im Canton Appenzell gebürtig war, und zu der noch daſelbſt beſtehenden Familie Hochener gehört habe. Sein Vater, welcher die Arzneikunde übte und ſich auch mit der Chemie beſchäftigte, ertheilte ſeinem Sohn den erſten Unterricht in dieſen Wiſſen-

ſchaften, und gab ihn dann unter Trithemius, Abt von Spanheim, der in dem Rufe großer Gelehrſamkeit in der Chemie ſtand. Paracelſus vertauſchte nachher dieſen Lehrer mit Sigismund Fugger, einem großen Operateur. Von beiden erfuhr er manches Geheimniß, und wurde in die Alchymie eingeweiht. Er begann darauf ein unſtetes Leben, durchreiſ'te einen großen Theil von Europa, und ſuchte nicht bloß auf den vorzüglichſten Univerſitäten und von den gelehrteſten Männern ſich unterrichten zu laſſen, ſondern nahm in Anſehung von Heilmitteln, Curarten und Arcanis auch von Barbieren, Beſchwörern, alten Weibern und Quackſalbern guten Rath an. Aber er erwarb auf ſeinen Reiſen eine nicht unwichtige Kenntniß in der Kunſt, die Metalle zu ſcheiden und zu verbinden, und wiewohl der Hauptzweck, auf den immer hingearbeitet wurde, der Stein der Weiſen und eine Univerſalmedicin waren, ſo fand er doch beiläufig auch manches ſchätzbare Heilmittel auf. Von Natur beſaß er alle Eigenſchaften, um als Wunderarzt mit Erfolg aufzutreten, die größte Anmaßung und Zuverſicht, unverſchämte Großſprecherei, rohes und ſonderbares Betragen und eine geheimnißvolle unverſtändliche Sprache. Auf ſeinen Zügen practicirte er als Arzt und Wundarzt, und wohnte in beiden Eigenſchaften mehrern Schlachten und Belagerungen bei. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Uebertreibungen erzählte Curen machten ſeinen Namen in Deutſchland berühmt; und die Linderung, die er dem berühmten Buchdrucker Froben, der an der Gicht litt, auf einige Zeit durch ſein Laudanum verſchaffte, bewog den Magiſtrat von Baſel, ihm den dortigen Lehrſtuhl der Medicin mit einem anſehnlichen Gehalt zu übertragen. In den J. 1527 u. 28 gab er täglich Unterricht, oft in barbariſchem Latein, gewöhnlich aber deutſch, wobei er hauptſächlich ſeine eignen dunkeln Werke erläuterte. Oeffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er, vielleicht nicht ohne allen Grund, für die Verderber der Phyſik erklärte, während er dem Hippokrates die ſchuldige Ehrfurcht zu erweiſen ſchien. Nichts gleicht dem lächerlichen Stolz, mit welchem er die Alleinherrſchaft in der Medicin und den Vorrang vor allen Schulen und Univerſitäten auf der Welt ſich anmaßte. Obgleich er ſich mehrere enthuſiaſtiſche Anhänger erwarb, ſo ſchreckte doch der Barbarismus und Unſinn ſeiner Vorleſungen die Lernenden zurück, ſo daß er ſich faſt allein befand. Ein Streit mit dem Magiſtrat in Betreff einer zu ſeinem Nachtheil gegebnen Entſcheidung vermehrte ſeine Unzufriedenheit, und er verließ plötzlich Baſel 1528. Darauf lebte er im Elſaß und in andern Ländern Deutſchlands, brachte ſeine meiſte Zeit in Schenken zu, und zechte ganze Nächte in der gemeinſten Geſellſchaft. Noch wußte er durch einige außerordentliche, durch ſeine kräftigen Mittel bewirkten Curen ſeinen Ruf zu erhalten, wiewohl die Fälle, wo er fehlgriff, eben ſo häufig waren. Endlich, wiewohl er ſich eines Elixirs rühmte, womit er ſein Leben nach Gefallen verlängern könne, ſtarb er 1541 an einem Fieber in einem Gaſthauſe zu Salzburg, und ward im St. Sebaſtianshoſpital begraben, dem er ſein ganzes mäßiges Vermögen vermachte. Die wiſſenſchaftliche Chemie verdankt Paracelſus ſehr wenig, der ſein Syſtem der drei Elemente von Salz, Schwefel und Queckſilber von Baſilius Valentinus entlehnte, und durchaus ohne alle klaren und methodiſchen Ideen war. Auch ſcheint er nicht ſowohl die chemiſche Pharmacie verbeſſert, als bisher für ſchädlich gehaltene Mittel dreiſt angewandt zu haben. Darin beſteht für die Heilkunde ſein Hauptverdienſt; denn ſeine gänzliche Unwiſſenheit in der Anatomie und rationalen Phyſiologie erlaubte ihm nicht, auf die Verbeſſerung der Theorie Anſpruch

zu machen; außerdem war er der Magie, Aſtrologie, Geomantie und anderm myſtiſchen Betruge zugethan. Das Opium ſtand unter ſeinen Arzneien oben an; oft half er ſeinen Kranken damit, noch öfter aber richtete er ſie zu Grunde. Auch aus Antimonium und Merkur bereitete er ſehr heftig wirkende Präparate. Letzteren wandte er mit Erfolg gegen die veneriſchen Uebel an. Bei Lebzeiten hat er wenig drucken laſſen, aber eine große Menge Schriften ſind nach ſeinem Tode unter ſeinem Namen erſchienen, deren vollſtändigſte Ausgabe zu Genf 1658 in 3 Foliobänden erſchienen iſt.

Paradies. Die Bibel erwähnt eines zwiefachen Paradieſes, eines irdiſchen, in welchem das erſte Menſchenpaar im Stande der Unſchuld ſeit ſeiner Erſchaffung lebte, bis es aus dieſem glücklichen Aufenthalt um ſeines Ungehorſams willen getrieben und in die Welt hinausgeſtoßen wurde, dort mit allen Beſchwerden des Lebens zu kämpfen bis an den Tod; und eines himmliſchen, welches als der Aufenthalt der Seligen nach dem Tode bezeichnet wird. Die Vorſtellung, daß der Menſch, je nachdem er gerecht oder ungerecht gelebt, einſt nach dem Tode an einen Ort der Freude oder der Trauer verſetzt werde, finden wir faſt bei allen Völkern der Erde wieder, aber unter den mannigfaltigſten Abweichungen und Verſchiedenheiten. Je roher und ſinnlicher die Begriffe eines Volks ſind, deſto roher und ſinnlicher ſtellt es ſich den Ort vor, an dem die Seele nach dem Tode des Körpers fortdauern wird, indem es das Irdiſche auf das Ueberirdiſche überträgt. In ſeinem Paradieſe iſt nichts vorhanden von dem, was ihm hier Schmerz oder Kummer verurſacht, dagegen wird ihm alles zu Theil werden, was ihm hier das Köſtlichſte und Wünſchenswertheſte iſt. Der kriegeriſche Germane ſchmauſ'te in ſeinem Paradieſe unter den Helden der Vorzeit, und ſchlürfte köſtliches Bier aus den Schädeln erſchlagener Feinde; der ſinnliche Mahomedaner ſchwelgt unter Wohlgerüchen in den Armen roſiger Mädchen u. ſ. w. Der geläuterte Chriſtianismus hat alle irdiſchen Vorſtellungen aufgegeben, und findet den paradieſiſchen Zuſtand der Gerechten nach dem Tode darin, daß ſie, je mehr ſie die Tugend lieb gewonnen, um ſo fähiger geworden, ſich geiſtig zu immer größerer Vollkommenheit auszubilden.

Paradies (Maria Thereſia), geboren zu Wien 1759, iſt eben ſo merkwürdig durch ihr Schickſal als durch ihr ausgezeichnetes muſikaliſches Talent. Schon in einem Alter von 4 Jahren und 8 Monaten wurde ſie durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Geſichts gänzlich beraubt. Da ſie für die Muſik viel Neigung zeigte, ließ ihr Vater ſie vom ſiebenten Jahre an auf dem Fortepiano und im Singen unterrichten. Schon nach drei Jahren ließ ſie ſich in der Auguſtinerkirche zu Wien in dem pergoleſiſchen Stabat mater als erſte Sopranſängerin hören, wobei ſie ſelbſt auf der Orgel accompagnirte. Die dabei anweſende Kaiſerin, Maria Thereſia, ſetzte ihr ſogleich ein Jahrgeld von 200 Gulden aus. Bald brachte es nun die junge Virtuoſin durch Kotzeluchs Unterricht ſo weit, daß ſie nach und nach gegen ſechzig Claviereoncerts mit der größten Genauigkeit ſpielen lernte. Im J. 1784 trat ſie darauf eine muſikaliſche Reiſe an, und erregte überall, wohin ſie kam, beſonders aber in London 1785, theils durch ihre Talente, theils durch ihr Unglück, Bewunderung und Theilnahme. Beſonders rührend weiß ſie ihr Schickſal in einer Cantate von dem gleichfalls blinden Dichter Pfeffel, in Muſik geſetzt von Kotzeluch, vorzutragen. Ihr Gedächtniß iſt bewundernswürdig treu; ihre Compoſitionen, deren Anzahl nicht klein iſt, und welche meiſtentheils für den Geſang ſind, dictirt

ſie Note für Note in die Feder. Es ſind Stücke darunter von bedeutendem Umfang. Auch in andern Wiſſenſchaften, z. B. in der Geographie, im Rechnen u. ſ. w. iſt ſie wohlerfahren. Dabei iſt ſie in der Geſellſchaft heiter, unterhaltend, witzig und höchſt intereſſant. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt iſt jetzt Wien.

Parador, ein griechiſches Wort, womit das bezeichnet wird, was gegen Meinung und Erwartung (paradoxon) verſtößt oder ausſchlägt, das Unglaubliche, Unvermuthete. Im Gebiete der Wiſſenſchaft oder des Geiſtes nennt man ſo, was gegen die herrſchende, für wahr angenommene Anſicht verſtößt, eine Behauptung oder ein Satz, welcher durch eine ſcharfſinnige, keck und ohne weiteres hingeſtellte Folgerung aus weggelaſſenen vorhergehenden Sätzen entſteht. Es erhellt von ſelbſt, daß an ſich der Sinn dieſes Worts bloß ein beziehungsweiſe wahrer iſt und eine Schule die Behauptungen der andern parador finden kann, weil ſie eben von einander abweichen, daß aber darum noch nicht entſchieden iſt, ob die ſo benannte darum auch verwerflich ſey. In einem Zeitalter, welches rüſtig in der Wiſſenſchaft vorſchreitet, muß darum, und weil der Forſchungstrieb, wie er ſich in den Schulen ausſpricht, auch ſeine üppigen Auswüchſe, ja man möchte ſagen, Unarten hat, manches parador ſcheinen, weil es gegen eine frühere, beſchränktere Anſicht verſtößt, obwohl es an ſich in einer geſetzmäßig aufgebauten Anſchauungs- und Begriffsreihe ganz natürlich und nichts weniger als unerwartet oder gar falſch ſeyn kann. Nachdenken und lebendige Einſicht in Bau und Gliederung der Ideen wird gewiß im Gebrauch dieſes Worts, zumal wo er zugleich verwerfender iſt, behutſam machen. Wa.

Paraguay. Dieſen Namen führt ein großer Landſtrich in Süd-Amerika, von dem ihn durchſtrömenden Hauptfluſſe Paraguay, der nach ſeiner Vereinigung mit dem Parana und Uruguay die allgemeinere bekannte Benennung Rio de la Plata erhält. Dies Land liegt zwiſchen Braſilien, dem äthiopiſchen Ocean, Peru, Patagonien und Tucuman. Sein Flächeninhalt umfaßt nicht weniger als 40,000 Quadratmeilen, von denen die Mehrzahl, die Provinzen Paraguay, la Plata und Buenos-Ayres, den Spaniern, der Ueberreſt (das öſtliche Land) den Portugieſen gehört. — Noch ehe Fernando Cortez ſeinen berühmten Eroberungszug nach Mexiko ausführte, entdeckte (1515) der Großſteuermann von Caſtilien, Diaz de Solis, die Landſchaften um den Paraguay (la Plata). Nachdem er im Kampfe mit den Wilden ſein Leben verloren hatte, auch ein dahin gekommenes portugieſiſches Schiff durch die Eingebornen mit großem Verluſte zurückgewieſen worden war, blieben jene Gegenden lange Zeit von den habſüchtigen Europäern unbeſucht. Zwar legte 1526 der Spanier Sebaſtian Cabot am Ausfluſſe des Paraguay eine ſpaniſche Feſtung an, allein ſowohl dieſe Niederlaſſung als auch das einige Zeit nachher gegründete Buenos Ayres wurden wegen der beſtändigen Ueberfälle der kriegeriſchen Einwohner wieder verlaſſen. 150 Meilen weiter landeinwärts am Paraguay, zu Aſſomtion, ſiedelten die Europäer ſich wieder an, denn dort waren die Eingebornen weniger kriegeriſch. Doch 40 Jahre darauf (1581) wurde ein Theil der Coloniſten auf Befehl der ſpaniſchen Regierung, um der nähern Verbindung mit dem Mutterlande willen, durch Juan Ortis de Zarate nach Buenos Ayres zurückgeführt, und dieſe Anſiedlung erhob ſich unter dem Schutze der angewachſenen Macht der Spanier bald zu einem bedeutenden Handelsorte, ſo daß die eine der vier großen ſpaniſchen Statthalterſchaften in Amerika nach ihr benannt wurde (man vgl. Süd-Amerika). — Das eigentliche Paraguay, mit der Hauptſtadt

la Aſſomtion, wurde im Jahr 1776, als das neue Vicekönigreich Rio de la Plata gebildet worden war, dieſem einverleibt. Noch vor dieſem Zeitpunkte war Paraguay der Schauplatz einer ſehr intereſſanten Begebenheit, welche ein Hauptmotiv zu der in dem Zeitraum von 1759 - 1767 erfolgten Aufhebung der Jeſuiten in Spanien und Portugal abgab. Dieſer Orden, der von jeher durch eine unbegränzte Herrſchſucht ſich auszeichnete, hatte ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert (1640) in jenem herrlichen Lande feſten Fuß zu faſſen gewußt. Unter der Vorſpiegelung, daß die Sittenloſigkeit der neuen Ankömmlinge dem Bekehrungswerke der Miſſionarien im Wege ſtehe, machten ſie der ſpaniſchen Regierung den Antrag, daß ihnen das Miſſionsgeſchäft in Paraguay ausſchließlich (d. h. mit Ausſchluß aller Spanier) überlaſſen werden möge, indem ſie zugleich ſich erboten, die ſpaniſche Sprache dort vorzüglich einheimiſch zu machen und für jeden Kopf der mannbaren Einwohner jährlich einen Piaſter (1 Thlr. 8 Gr.) an die Krone Spanien zu erlegen, auch auf Erfordern eine Anzahl derſelben zum Dienſte des Königs zu ſtellen. Die Regierung genehmigte dieſen Antrag, und machte dadurch gleichſam die Jeſuiten zu den allmächtigen Herren jenes Landes, wo ſie ſich in kurzer Zeit ſo einzuniſten wußten, daß ſie bald einunddreißig Miſſionsbezirke (Doctrinae) mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Einwohnern unter ihrer Herrſchaft beſaßen. Kein Spanier wurde in dieſen Bezirken geduldet, ſondern vielmehr der Haß der Einwohner gegen die Spanier und Portugieſen nur mehr genährt, denn es kam den Jeſuiten auf nichts geringeres hierbei an, als ihrem Orden hier einen Staat zu bilden, der ihm Unabhängigkeit und Reichthum ſichere. Sie wußten ſich ſogar eine bewaffnete Macht zu verſchaffen, indem ſie die Trennung der Portugieſen von den Spaniern (1640, als Braſilien an Portugal fiel) benutzten, von der Regierung Waffen zu bekommen, um den Feind von den Gränzen abhalten zu können. Unter dem Vorwande, gegen die Anfälle der benachbarten wilden Völkerſchaften ſich ſicher ſtellen zu müſſen, erbaueten ſie nun auch Feſtungen, und bildeten ſich ſo einen förmlichen Kriegsſtaat, mit der fein berechneten Erklärung, daß ſie den Aufwand davon einzig aus den Quellen des Landes beſtreiten wollten, ohne von der ſpaniſchen Regierung je etwas zu verlangen. So hatten ſie allmählich einen theokratiſchen Staat errichtet, der im 18ten Jahrhundert das eigentliche Paraguay, Tucuman, Rio de la Plata und das Corregimento Tarja umfaßte; der Sitz des dirigirenden Provinzials und ſeiner vier Conſultatoren war Cordova, wo auch eine hohe Schule errichtet worden war. Die Jeſuiten waren im Beſitze des ganzen Handels mit den köſtlichen Landesproducten; die Eingebornen konnten weder über ihre Perſonen, noch über ihren Erwerb und ihr Vermögen frei verfügen, keiner arbeitete für ſich ſelbſt, ſondern alle gemeinſchaftlich für den Staat, allein ſie wurden dafür auch aus der allgemeinen Staatscaſſe mit allen Bedürfniſſen verſorgt. — Durch ihr kluges Benehmen und falſche Darſtellungen von der Lage der Dinge gelang es ihnen beinahe 150 Jahre lang die ſpaniſche Regierung in ihrer Täuſchung zu erhalten und ſie mit der auferlegten mäßigen Kopfſteuer zu befriedigen. Allein der Vertrag zwiſchen den Kronen Spanien und Portugall von 1752, durch welchen an die letztere ſieben Miſſionsbezirke vom Reiche der Jeſuiten abgetreten werden ſollten, gab die Veranlaſſung zur Enthüllung des wahren Planes der Jeſuiten, aber auch ihrer Kräfte. Als dieſe anfänglich durch heimliche Ränke Streitigkeiten über Gränzberichtigungen zwiſchen den Spaniern und Portugieſen zu erregen geſucht hatten, um die Vollziehung des

Tractates wo möglich zu verhindern, ja ſogar die Einwohner anreizten, mit den Waffen in der Hand ſich den zu dem Theilungsgeſchäfte abgeordneten ſpaniſchen und portugieſiſchen Commiſſarien zu widerſetzen, erkannte man endlich in Madrid wie in Liſſabon, welche gefährliche Macht in den Händen dieſer verſchlagnen Mönche ſey. Beide Mächte vereinigten ſich, dieſe Macht zu brechen, allein ſie bedurften dazu bedeutender Verſtärkung, da die Jeſuiten eine wohlausgerüſtete reguläre Armee von 20,000 Mann aufſtellten. Doch ihre Stunde hatte einmal geſchlagen; ſie wurden von der vereinigten ſpaniſch-portugieſiſchen Armee (1756) geſchlagen und nicht nur aus dem ſchönen Paraguay, ſondern zehn Jahre ſpäter aus der ganzen ſpaniſchen Monarchie und Portugal vertrieben. — Paraguay iſt ein ebenes Land, das aus lauter Wieſen beſteht und wegen ſeiner vortrefflichen Bewäſſerung vorzüglich zur Viehzucht ſich eignet. Heerden von Hornvieh und Pferden bedecken ſeine Ebenen und manche Meierei zählt mehr als 10,000 Stück Schafe. Zwar liefert es kein Gold und Silber, allein aus ſeinem Handel mit Chili und dem Vertrieb ſeiner einheimiſchen Producte (Tabak, Zucker, Indigo, Seide und Baumwolle, Wachs, Holz und das geſuchte Paraguaykraut oder vielmehr die Blätter des Baumes Caa, die als Thee verführt werden und wovon Chili allein jährlich für eine Million Thaler erhält) fließen große Schätze nach Europa. Unter den eingebornen 50 verſchiednen Volksſtämmen, die das Land heutigen Tages noch bewohnen, zeichnen ſich die Abixoner, eine berittene Nation, durch ihren ſchönen Wuchs aus. — La Aſſomtion iſt die Hauptſtadt des Landes, am Fluſſe Paraguay gelegen, und von etwa 400 Familien bewohnt, ſie iſt der Sitz einer Audienz und eines Biſchofes. Charcas und Corrientas ſind kleinere Städte. Außer dem Paraguay (la Plata) wird es noch vom Parana, Piliomayo, Bermejo (Vermejo), Salado und andern durchſtrömt. Das Clima iſt geſund, nur hier und da etwas feucht; Gewitter gibt es ſehr häufig. Von den jetzigen politiſchen Verhältniſſen auch dieſes Landes ſeit den in Süd-Amerika ausgebrochenen Gährungen ſprechen wir in dem Art. Spaniſches Amerika unter Spanien. 1.

Parallaxe heißt der Winkel, den zwei verſchiedne Geſichtslinien zu einem und demſelben Gegenſtand mit einander machen. Man denke ſich, daß von den beiden Endpunkten einer geraden Linie aus ein dritter Punkt geſehen werde, ſo bilden die beiden Geſichtslinien zu demſelben mit jener Grundlinie ein Dreieck, deſſen Scheitelwinkel die Parallaxe iſt. Dieſelbe dient vorzüglich in der Aſtronomie (vgl. d. Art.) zur Berechnung der Entfernung der Himmelskörper. Iſt die Horizontalparallaxe eines Sterns gegeben, d. i. im Dreiecke, deſſen Grundlinie der Halbmeſſer der Erde, der Scheitelwinkel, welcher von der Horizontallinie (ſenkrecht auf dem Halbmeſſer des Beobachtungsortes) und der Geſichtslinie vom Mittelpunkt der Erde zum Stern eingeſchloſſen wird; ſo findet man, einem trigonometriſchen Lehrſatze gemäß, die Länge der letztern Linie oder die Entfernung des Sterns vom Mittelpunkte der Erde, wenn man den Erdhalbmeſſer durch den Sinus jenes Winkels dividirt. Vergl. den Artikel Aſtronomie.

Parallele. Parallellinien heißen zwei gerade Linien, die ins Unendliche fort verlängert, niemals zuſammenſtoßen, oder die überall gleichen Abſtand von einander haben. Parallelkreiſe oder auch Breitenkreiſe, ſind an der Erdkugel, die dem Aequator parallelen Kreiſe, von denen jeder einzelne durch alle diejenigen Punkte der Erdoberfläche geht,

die eine gleiche Breite, d. i. gleichen Abſtand vom Aequator haben. **Parallelen** ſind bei der Belagerung von Feſtungen die Gräben, welche die nach der Feſtung zuführenden Laufgräben mit einander in Verbindung ſetzen, und ihren Namen daher führen, daß ſie mit dem Umriß der Feſtung gewöhnlich parallel laufen. Sie dienen vorzüglich zum Sammelplatz der gegen die Feſtung zu richtenden Kräfte. Gewöhnlich werden bis zum Breſcheſchießen drei Parallelen erfodert, wo die erſte, d. i. entfernteſte von der Feſtung, nach Umſtänden in einer Entfernung von 600 — 900 Schritt vom bedeckten Wege der Feſtung, und die letzte, welche die Breſchebatterien aufnimmt, auf dem Glacis ſelbſt angelegt werden.

Paralytiſch, von dem griechiſchen Worte paralisis (die Auflöſung, Zerſtörung, Schwächung, beſonders mit der Bedeutung: nur von einer Seite) herſtammend, heißt jetzt in mediciniſcher Bedeutung ſo viel als gelähmt, und bezeichnet den Zuſtand des Körpers, da ein Theil deſſelben der Empfindung und willkührlichen Bewegung beraubt iſt. Man unterſcheidet den vollkommnen paralytiſchen Zuſtand, da beides, Gefühl und freiwillige Bewegung, z. B. des Arms, fehlt, und den unvollkommnen, da ein Theil des Körpers nur des Gefühls allein, oder der Bewegung allein beraubt iſt. In ſo fern Gefühl und Bewegung von dem Nerven- und Muskelſyſtem abhängen, kann der Sitz des paralytiſchen Zuſtandes nur in dieſen beiden ſeyn. Da aber die eigenthümliche Function der Muskeln, nämlich die Bewegung, ſelbſt wieder bloß in dem Einfluß des belebenden Nerven gegründet iſt, ſo folgt hieraus, daß jeder paralytiſche Zuſtand ſeinen Grund in einer Unterdrückung der Function desjenigen Theils des Nervenſyſtems haben muß (ſ. den Art. Nerven), welcher das Gefühl und die willkührlichen Bewegungen vermittelt, alſo des Gehirns, als des Centrums des ganzen Nervenſyſtems, der von ihm abgehenden Nervenpaare, der Nerven des verlängerten Marks und des Rückenmarks, der Nervenpartien des Geſichts, der Arme und Hände, der untern Extremitäten, und der Nerven der der Willkür unterworfenen Schließmuskel. Betrifft die Unterdrückung der Nervenfunction das Gehirn in ſeinem ganzen Umfang, ſo erfolgt ein allgemeiner paralytiſcher Zuſtand, der auch Apoplexie oder Schlagfluß genannt wird; betrifft ſie nur einen Theil des Gehirns, oder irgend einer der gedachten Nervenpartien, ſo entſteht einſeitige Lähmung des Körpers, theilweiſe Lähmung des Geſichts, des Arms und Beins der einen Seite, Verzerrung des Mundes; Unfähigkeit, den Arm oder das Bein zu bewegen, Mangel der Sprache, Lähmung der Schließmuskel; Unfähigkeit, den Urin zu halten u. ſ. w. Alles, was die Nerventhätigkeit anhaltend ſtört oder aufhebt, kann paralytiſchen Zuſtand hervorbringen. Die häufigſten Urſachen ſind ſolche, die einen Druck auf das Gehirn, Trennung des Nerven, einen Druck auf den Stamm oder mehrere Zweige einer Nervenpartie, oder materielle Zerſtörung deſſelben, Mangel an Ernährung deſſelben bewirken, z. B. Ueberhäufung des Gehirns mit Blut, oder mit wäſſerigen Flüſſigkeiten; Anſammlung von krankhaften Materien um einen Nervenſtamm, z. B. von Gicht und Rheumatismus, Unterbindung oder Durchſchneidung eines bedeutenden Nerven, Knoten, die ihn drücken, Geſchwüre, die ihn zerſtören, Erſchütterungen von einem Fall oder Schlage, Verrückung aus der Lage, Quetſchung durch eine Verrenkung, z. B. der Wirbelknochen, wodurch ſo oft ein paralytiſcher Zuſtand der untern Gliedmaßen und der Blaſe entſteht. H.

Paramaribo, die Hauptſtadt in Surinam (ſ. d. Art.).

Paraphe, ein Namenszug, ein Zug mit der Feder hinter dem Namen; deßgleichen ein Stempel, wodurch der Namenszug ausgedrückt wird. Daher Paraphiren, den Namenszug machen oder ſtempeln; Paraphenjura, Stempelgebühren.

Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen iſt alles dasjenige, was die Frau außer ihrem Heirathsgute beſitzt, ſie mag es nun bei Schließung der Ehe ſchon beſeſſen oder während der Ehe erworben haben. Außer den von der Frau eingebrachten ökonomiſchen Gegenſtänden gehört alles zu ihrem Paraphernalvermögen, wenn nicht etwas ausdrücklich für Brautſchatz erklärt iſt, oder wenn nicht die Ehefrau ihrem vorigen Manne ihr ganzes Vermögen zum Brautſchatze gebracht hatte, und dem jetzigen Ehemanne ſtillſchweigend dieſelben Rechte zugeſteht. Dem Ehemanne kommt der Nießbrauch des Paraphernalvermögens zu.

Paraphraſe, die Umſchreibung, die erklärende Uebertragung eines Satzes, Spruchs u. ſ. w. in andre Worte. Die Ueberſetzung oder die Uebertragung aus einer Sprache in die andre iſt davon zu unterſcheiden. Dieſe ſoll nicht mehr und nicht weniger ausdrücken als das Original. Die Paraphraſe dagegen iſt abſichtlich weitläuftiger, weil ihr Zweck iſt, das Geſagte näher zu beſtimmen.

Parentheſe nennen wir einmal einen in eine Wortperiode als beiläufige Bemerkung oder Erläuterung eingeſchobnen Satz, durch den die Conſtruction unterbrochen wird, ſo daß dieſe erſt nach dem eingeſchobnen Satz wieder fortgeht; dann die Zeichen ( ), womit wir einen ſolchen oder andern beiläufigen Satz einzuſchließen pflegen.

Parēre heißt ein ſchriftlich abgefaßtes Gutachten unparteiiſcher Kaufleute über eine zweifelhafte ſtreitige Handelsſache, worüber ſie, unter Vorlegung des vorſeyenden Falles und der Beſchaffenheit der Sache, zu Rathe gezogen und um ihre Meinung von den Parteien gebeten werden.

Pāris (auch Alexandros genannt), des Priamus und der Hecuba Sohn, der durch die Entführung der Helena die Urſach von dem trojaniſchen Kriege und dem Untergange ſeines Vaterlandes war. Hecuba träumte während ihrer Schwangerſchaft, daß ſie eine Fackel in ihrem Schoße trüge, welche die ganze Stadt in Flammen ſetzte und zerſtörte, und vernahm von den um Rath gefragten Deutern, daß ſie mit einem Sohn ſchwanger ſey, der noch vor ſeinem dreißigſten Jahre das Vaterland ins Verderben ſtürzen werde. Das Schickſal zu vermeiden, ließ Priamus den Knaben gleich nach der Geburt von dem Archelaus auf dem Ida ausſetzen. Dieſer aber fand ihn nach fünf Tagen unverſehrt — eine Bärin hatte ihn geſäugt, — nahm ihn in ſeine Wohnung, gab ihm den Namen Pāris, und zog ihn unter den Hirten auf. Als herangewachſener Jüngling zeichnete er ſich durch Verſtand und Tapferkeit aus, und als Minerva, Juno und Venus um den Preis der Schönheit ſtritten, foderten ſie die Entſcheidung von ihm. (S. Eris.) Ihn zu gewinnen, hatte jede Göttin ihm Verheißungen gemacht. Juno hatte verſprochen, ihn zum reichſten und mächtigſten König, Minerva ihn zum berühmteſten und weiſeſten aller Sterblichen zu machen; Venus aber hatte ihm das höchſte Glück der Liebe und das ſchönſte Weib verſprochen. Pāris verlangte, ſie unverhüllt zu ſehen; dies geſchah, nur Venus behielt ihren Gürtel und ihr erkannte er den Preis zu. Zwar war Pāris damals ſchon mit der Nymphe Oenone vermählt; allein von jetzt an dachte er nur an die ſchöne Helena und deren Beſitz. Zugleich wurde er jezt auf folgende Veranlaſſung von ſeinem Vater erkannt.

Um ihm Leichenſpiele zu feiern, ließ Priamus einen Stier zum Preis für den Sieger einholen, und es traf ſich, daß man dazu des Päris Lieblingsſtier wählte. Dieſer ging ſelbſt nach Troja, kämpfte um den Stier und beſiegte alle. Deiphobos, nach Andern Hector, zückte erzürnt das Schwert auf ihn; da flüchtete er an den Altar des Zeus und wurde von Caſſandra entdeckt und von dem Vater anerkannt. Jetzt rüſtete er ein Schiff aus und ſegelte nach Lacedämon, ward gaſtlich im Hauſe des Menelaus aufgenommen und entführte, da dieſer eben in Creta war, deſſen Gemahlin Helena und einen großen Theil ſeiner Schätze. In dem darauf folgenden Kriege entzog ſich Päris dem Kampfe nicht; er focht tapfer und oft ſiegreich. Gemeinſchaftlich mit Apoll erlegte er den Achill (ſ. d.) und wurde ſelbſt von den vergifteten Pfeilen des Philoktet getödtet. Als er die Wunde erhalten, gedachte er der treuen Oenome, die ihm einſt geſagt, zu ihr ſolle er kommen, wenn er verwundet würde, denn ſie nur könne ihn heilen. Er ließ ſich zu ihr auf den Ida bringen, wo ſie bei ihrem Vater lebte; aber die Beleidigte verweigerte ihm ihre Hülfe. Man brachte ihn nach Troja zurück, wo er ſtarb. Oenome, die ihre Härte bereute, erſchien zu ſeiner Rettung zu ſpät, und erhing ſich vor Verzweiflung ſelbſt.

Paris, Lutetia Parisiorum auch Parisii, die Hauptſtadt des franzöſiſchen Reichs, an der Seine, im Departement der Seine, 20° L. öſtlich von Ferro, 48° 50′ 15″ B. enthielt im J. 1814 auf 9858 Morgen und 3 Ruthen 26,000 Häuſer mit 550,000 Einwohnern; — zu Voltaire's Zeit 700,000 Einwohner. Unter jener Zahl finden ſich 30,000 Proteſtanten, und gegen 87,000 Almoſenempfänger. In dem unruhigen Treiben des franzöſiſchen Volks, das in tauſendfach verſchlungnen Kreiſen bald in den bodenloſen Schlund der Verdorbenheit hinabgezogen, bald zu der ſchwindelnden Höhe des kecken Leichtſinns hinaufgetrieben wird, iſt der Mittelpunkt des brauſenden Wirbels — Paris. Wer kennt nicht dieſen Tummelplatz der wildeſten Frivolität, für die unſere Sprache kein Wort hat, und des leichtfertigen Witzes, der mit dem Kleinſten ſpielt, wie mit dem Höchſten; wer kennt nicht dieſe Schaubühne des feinſinnigſten Verſtandes und der geregeltſten Decenz, dieſen Brennpunkt ſchimmernder Talente und der gröbſten Selbſtſucht, dieſen Prunkſaal der gefälligſten Anmuth und der übermüthigſten Ausgelaſſenheit; mit einem Worte dieſes ununterbrochene Faſtnachtsſpiel der Klugheit, der Thorheit und aller übrigen Gegenſätze des bunteſten Menſchenlebens, aus Merciers geiſtvollem Gemählde, oder aus Kotzebue's, Meyers, Schulz's und Anderer leichten und gefälligen Darſtellungen. S. Fr. Schulz über Paris und die Pariſer. Berlin 1791. D. Meyers Fragmente, aus Paris, Hamburg 1797. Kotzebue's Erinnerungen aus Paris, 2te Aufl. Berl. 1804. Merciers Tableau de Paris. (Vor der Revolution nouv. édit. Amsterd. 1782; ſeit der Revolution Le nouveau Paris, eine neue Bearbeitung in 6 Th.) Es iſt hier nicht der Ort, für Topographen den Mikrokosmus des Kleinen und Großen, was Kunſt, Sitte, Laune, Mode u. ſ. w. innerhalb der Ringmauern von Paris für den Beobachter und den Schauluſtigen aufſtellen, aufs neue zu ſchildern. Wir verweiſen den Reiſenden auf Villiers Manuel du voyageur à Paris, und auf Blanvillains Pariséum, ou Tableau de Paris, von welchen Wegführern ſeit 1806 in Paris mehrere Ausgaben erſchienen ſind. Ein größeres Werk iſt das Tableau historique et pittoresque de Paris, depuis les Gaulois jusqu'à nos jours, von dem ſeit 1810 mehrere Lieferungen erſchienen ſind. Damit verbinde man Piquets Plan routier de Paris, 2 feuilles. Der vollſtändigſte Plan von Paris iſt der von Verniquet vom J. 1791

und von 1803. Nach demſelben hat Paris 56 öffentliche Plätze, 8 Hallen, 22 Märkte, 8 Häfen, 34 Quais, 15 Boulevards, 12 Avenuen, 56 Schlagbäume, (barrières) und 45 Pfarrkirchen. Die jährliche Conſumtion der Einwohner von Paris ſchätzt man auf 260 Millionen Franken oder 65 Millionen Thlr. und die jährliche Einnahme zu 300 Millionen Franken. Aber nicht bloß in dieſem, ſondern auch in einem höhern Sinne gebührt dieſer Unerſättlichen die Inſchrift, welche ihr Mercier gab; Quaerens quem devoret. Ein galliſch-celtiſches Volk, die Pariſer, haben auf einer Moraſtinſel der Seine das alte Lutetia ſchon vor Chr. Geb. gebaut; daher fand im 19ten Jahrhundert nach Chr. Geb. die celtiſche Akademie in Paris es nicht unwahrſcheinlich, daß alle Sprache, Kunſt und Wiſſenſchaft nicht in Indien, wie Voltaire, noch in Tibet, wie Bailly, noch in Biscaya, wie der Pater Erro meint, ſondern unter den Celten in Gallien und Armorica entſtanden ſeyen. Doch unterſcheiden ſich die heutigen Pariſer von den alten celtiſchen dadurch, daß ſie nicht, als die Fremden im J. 1813 und 1815 in Frankreich eindrangen, ihren Wohnort zu zerſtören Luſt hatten, wie jene, welche ihn verbrannten, als die Römer Gallien überzogen. Die Römer bauten Lutetia wieder auf, es blieb aber ſeit Julius Cäſars Zeit klein, bis Kaiſer Julian ſich hier einen Palaſt baute. Der fränkiſche Merovinger Chlodwig wohnte in Paris, ſeine Nachfolger ſelten; die Carolinger gaben ſelbſt den Beſitz der Stadt auf, und Paris gehörte den Grafen von Paris, von welchen Hugo Capet 987 den franzöſiſchen Thron beſtieg. Seitdem blieb ſie die Reſidenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV., den im J. 1649 die Frondeurs aus der Stadt vertrieben hatten, Verſailles zu dem königlichen Wohnſitze erhob. — Philipp Auguſt ließ Paris im J. 1223 pflaſtern; Franz dem I. und den Bourbons, vorzüglich Ludwig XIV., verdankt ſie ihre Pracht und Schönheit, dem Kaiſer Napoleon den zweideutigen Schmuck des Kunſtraubes und die Vollendung einiger frühern Anlagen und Gebäude. So viel Unheil aus dieſer Stadt, wie aus Pandorens Büchſe, über Frankreich und Europa gekommen iſt, ſo wenig hatte die Hochmüthige ſelbſt davon erfahren. Die Britten unter Heinrich V. erlangten den Beſitz dieſer Stadt durch den Vertrag von Troyes im J. 1420 ohne Schwertſtreich. In den J. 1589 und 1590 wurde Paris vom König Heinrich III. und Heinrich IV. vergeblich belagert. Es wurde nicht eher als im J. 1814 den 31. März, von dem Schickſal des Kriegs ereilt, deſſen Unglücksſchalen Frankreichs Beherrſcher im reichſten Maße Jahrhunderte hindurch über alle Nachbarn ausgegoſſen hatten. Trugen nicht Napoleons Scharen in unſern Tagen alle Schrecken der Verwüſtung ſechshundert Stunden weit bis Moskau, und dreihundert und funfzig bis Liſſabon? Rom, das 270 Stunden, Madrid und Wien, die 250 Stunden, Amſterdam, das 95 Stunden von Paris entfernt liegt, mußten von dort her die Geißel des Krieges hart empfinden. Conſtantinopel mußte in einer Entfernung von 500 Stunden, und Stockholm in einer Weite von 380 Stunden das Geſetz des Friedens aus dem Palaſte der Tuilerien empfangen, welcher von einer Königin, die aus demſelben die Fackel des Religions- und Bürgerkriegs mitten in das ſchöne Frankreich ſchleuderte, von Catharina von Medicis, im 16ten Jahrhunderte gegründet und von Heinrich IV. im J. 1600 vollendet worden war. Was Paris jemals gelitten, das hat es ſich ſelbſt bereitet, von dem wilden Mordfeſte des 12. Junius 1418 an, wo der Pöbel die gefangnen Armagnacs ſeiner Wuth opferte, und ſeit der abſcheulichen Bartholomäusnacht (24. Auguſt 1572), wo zehnjährige Kinder ſelbſt die Wiegenkinder der Re-

formirten ermordeten, bis zu den Septembertagen, dem 2ten, 3ten und 6ten des J. 1792, wo der Pöbel die Gefangenen hinrichtete, und bis zu den blutigen Zuckungen der Volksanarchie, unter welchen im Julius 1815 Paris ein zweites Mal, Geſetz, Ordnung und Frieden, die es ſich ſelbſt nicht zu geben vermochte, von dem ſiegenden Europa erhielt. Der Pariſer iſt, dieſen Beiſpielen zu Folge, in ſeiner Sinnesart ſtets derſelbe geblieben; und was Voltaire von ganz Frankreich bemerkt, gilt in einem höheren Grade vorzüglich von Paris. „Die Fremden,“ ſagt Voltaire, „beurtheilen uns Franzoſen (beſonders die Pariſer) nach unſern Schauſpielen, Romanen, niedlichen Couplets, Operntänzerinnen, die recht liebenswürdig ſich benehmen; nach unſern Operiſten, die recht viel Anmuth haben; nach der Mademoiſelle Clairon, die Verſe zum Entzücken declamirt: aber ſie wiſſen nicht, daß es im Grunde keine grauſamere Nation gibt, als die franzöſiſche, (qu'il n'y a au fond de nation plus cruelle que la nation française)“ und Millot verſichert in ſeiner Gérocomie (Paris 1807) „Begehr- und Ehrſucht ſind die herrſchenden Leidenſchaften des Franzoſen (am meiſten des Pariſers); auch iſt dieſe Nation ſehr ausgeartet in den großen Städten und in den umliegenden Dörfern.“ Am deutlichſten beweiſ't der Theil des Code civil, welcher die Rechte der Perſonen und Familienverhältniſſe durch zahlloſe Formen gegen den unnatürlichſten und verſchmitzteſten Betrug ſicher zu ſtellen ſucht, ſo wie die Schrift von Méjean: Causes célèbres, wie raffinirt der Pariſer im Verbrechen iſt. Delacroix, Tribunalrichter zu Verſailles, ſchildert in ſeinen Réflexions morales sur les délits publics et privés, Paris 1807, die Folgen des Kriegs in der ſittlichen Verwilderung der Nation, und ruft dabei aus: „ſo ſehr haben Wolluſt und Beutedurſt die Herzen verdorben, und den Menſchen (in Paris) mit dem Morde vertraut gemacht!“ — Dieſe Schriften, ſo wie der Almanach des Gourmands und die pariſer Gaſtronomie (Luſtſchmeckkunſt) enthalten die ſprechendſten Züge von dem Charakter des Pariſers. Jetzt wollen wir nur noch Einiges über einzelne Merkwürdigkeiten ſagen. Unter den Gebäuden iſt das Palais Royal als der Mittelpunkt des pariſer Lebens das merkwürdigſte. (S. d. Art. Pal. Roy.) Die neuſten Bauwerke ſind die wieder aufgebaute Kornhalle und der Saal des Maifeldes. Vor allen andern verdienen hier die Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Anſtalten, die Theater und die pariſer Frauen einige kurze Bemerkungen. Jene ſind der Stolz von Paris, dieſe die Seele, die erſte Springfeder in dem raſchen und verworrenen Umtriebe des Ganzen. Die 19 öffentlichen Bibliotheken in Paris enthalten zuſammen über 880,000 Stück Bücher; vorzüglich iſt das Manuſcriptencabinet der königlichen Bibliothek, bei welchem ein Deutſcher, Herr Haſe aus Weimar, angeſtellt iſt, reichhaltig an großen Seltenheiten. Den Catalog der hindoſtaniſchen Manuſcripte hat ein kriegsgefangner Engländer, Hamilton, verfertigt, und dadurch ſeine Freiheit erlangt. Die 800 J. alte Handſchrift der erſten und vierten Veda in Sanſcrit hat hier ein Deutſcher, Herr Hagemann, aufgefunden. Für das Studium der chineſiſchen Sprache ſind hier die wichtigſten Hülfsmittel vorhanden. Das Cabinet enthielt vor 1815 72,000 Manuſcripte, von denen aber in dieſem Jahre viele wieder in die ausländiſchen Bibliotheken zurück gegangen ſind, denen ſie eher entzogen wurden. Die große königl. Bibliothek, in der man 350,000 Bände zählt, iſt in der neuern Literatur ſehr zurückgeblieben, ſo daß man, um ſie zu ergänzen, wenigſtens 500,000 Franken aufwenden müßte. Unter den öffentlichen Lehranſtalten ſtand ſonſt die polytechniſche Schule, eine urſprünglich republika-

niſche Anſtalt, in Anſehung ihrer trefflichen Einrichtung oben an. Der Unterricht in Mathematik, Phyſik, Chemie und allen zum Geniewesen erforderlichen Kenntniſſen iſt hier gründlicher und die Prüfungen der Zöglinge ſind ſtrenger, als auf vielen deutſchen Schulen. Doch iſt, nach Verſicherung mehrerer wackern Männer, die ältere Zöglinge dieſer Anſtalt geweſen ſind, der Geiſt derſelben unter Napoleon geſunken; jene Männer, die Offiziere in der kaiſerlichen Garde-Artillerie waren, geſtanden dem Verf. offen, daß die Regierung alle Freiheit im Denken und Studiren hemme, und nichts als mechaniſche Arbeiter für den Staat beabſichtige, wodurch Halbwiſſen, Seichtigkeit, Formelkram und Charakterloſigkeit entſtehe, die Denkkraft aber nicht erſtarke, noch der Geiſt ſich ermuthige. Dieſe Männer urtheilten ſehr richtig, und das ganze Studienweſen iſt vom Hauche des Militärdespotismus gelähmt. Wir ſagen daher nichts über die Einrichtung der großen Reichsuniverſität, der vier Lyceen, der berühmten Sternwarte, die jedoch Benzenberg weit unter ſeiner Erwartung fand, des Längenbureau's, der Akademien, des Jardin des Plantes, dem Buffon ſeine treffliche Einrichtung gab, und wo im J. 1806 die berühmten Naturforſcher Hauy, Faujas de St. Fond, Fourcroy, Juſſieu, Cuvier und noch acht andre Profeſſoren nahe an 2000 Zuhörer hatten, wo aber noch manches in der Form uud Verwaltung zu wünſchen übrig iſt, ſo wenig als über den Zuſtand ähnlicher Inſtitute. Indeſſen haben alle dieſe Anſtalten ſeit der Reſtitution der Bourbons neue Einrichtungen bekommen, durch die manche Fehler, die noch aus der Napoleoniſchen Zeit übrig geblieben, verbeſſert worden ſind. Man findet in Paris wohl einzelne tüchtige Gelehrte, z. B. Langlès, Sacy, Beauſſet, Say, Millin, Cuvier, Leveque, Gail, Noël, Gregoire, Ginguené, Laplace, Lacepède, Hauy u. a. m., aber wenig allgemein verbreitete wiſſenſchaftliche Bildung; bloß Liebhaberſinn für ſchöne Künſte und ſogenannte Brotſtudien, keinen ernſten, claſſiſchen Geiſt für das Wahre und Schöne, wie in Genf und in mehrern Städten Italiens und Deutſchlands. Creuzé de Leſſer vergleicht in ſeiner Reiſe nach Italien Rom und Paris: „dort athme man den wahren Kunſtſinn, in Paris zeige man nur in andern Dingen Geſchmack; komme man aus Rom nach Paris zurück, ſo könne man ſich nicht verhehlen, daß die liebenswürdigen Bewohner der letztern Stadt in der bildenden Kunſt nur Kinder ſeyen, und daß der Römer einen größern, edlern und reinern Geſchmack beſitze.“ Einſt waren die pariſer Caffeehäuſer treffliche Bildungsmittel für junge Leute, weil manche ausgezeichnete Köpfe nicht bloß dem Körper, ſondern auch dem Geiſte nach in ihnen häufig zuſammen trafen, ſich ihre Gedanken mittheilten, disputirten, und oft ſehr frei ſprachen. Dieß war die Periode, wo Rouſſeau, Voltaire u. A. m. im Caffee Richelieu zuſammenkamen, wo Duclos mit la Motte, Maupertuis, Freret, Terraſſon u. A. ſich unterhielten. Allein bald nach dieſer Zeit hörten ſolche Zuſammenkünfte auf. Die Caffeehäuſer wurden Zufluchtsörter des Müßiggangs, in welchen die größte Langeweile herrſchte für diejenigen, welche nicht dem Spiele oder der politiſchen Kannegießerei ſich ergaben. Die bedeutenden hommes de lettres kehren jetzt ſelten in ſolchen Häuſern ein, wo die Geſellſchaft oft gemiſcht und ſchlecht iſt. Sie beſuchen dagegen die ſogenannten maisons ouvertes, wo ſie einmal für immer von der Familie eingeladen ſind. — Das wichtigſte unter allen öffentlichen Inſtituten iſt das große Kunſtmuſeum im Louvre, einem Prachtgebäude, an deſſen Vorderſeite man Perraults Säulenreihe bewundert. Die 681 Ellen lange Gallerie der Gemählde verbindet den Louvre

mit dem Palaſte der Tuilerien. Hier waren bis 1815 1250 vorzügliche Gemälde aus allen Schulen aufgeſtellt, deren Zahl ſich aber durch die Reclamationen der fremden Eigenthümer ſehr vermindert hat. Auch befindet ſich eine treffliche Gemähldeſammlung, wo zugleich gute Werke der neuern Bildhauerkunſt aufgeſtellt ſind, im Palaſt Luxemburg; vorzüglich beſucht man den letztern um einige vortreffliche Vernets und die 21 allegoriſchen Gemählde zu ſehen, welche Maria von Medicis zu ihrem und Heinrichs IV. Andenken von Rubens mahlen ließ. Die guten Werke aus der ältern franzöſiſchen Schule, z. B. 34 Lebruns, 6 Claude Lorrains, 18 Pouſſins, 8 Le Sueurs u. A. in dem Muſeum des Louvre unterſcheiden ſich ſehr durch ihren reineren Kunſtſtyl von den Werken der neuern franzöſiſchen Schule, die mit Vien begonnen hat. Auch in den beſſern neuern franzöſiſchen Gemählden von Regnault, Gerard, David, Guerin, Harriet, Vincent, Gros, Gautherot, Girodet u. A. m. findet man wenig Zartes und richtig Empfundenes. Keiner vermeidet das Gekünſtelte und Theatraliſche; das eigentlich Naive fehlt beinahe ganz; dafür erſcheint oft Sentimentales, was außer den Gränzen der bildenden Kunſt liegt. Dagegen zeichnen ſie ſich aus durch ein ſehr beſtechendes Aeußere, durch auffallende Wirkung von gewaltigen Licht- und Schattenpartien, brennende Farben, zierlichen Faltenſchlag, feſte Zeichnung derber Formen, nebſt vieler Gewandtheit in Führung des Pinſels. Was von dem franzöſiſchen Kunſtſinne gilt, daſſelbe gilt von dem Charakter des Pariſers überhaupt. Beiden fehlt der Sinn für das Wahre, Reine und Einfache. Und warum? Um dies zu begreifen, muß man Paris ſehen. Ehrgeiz iſt die einzige Triebfeder aller Franzoſen, ſo auch der Künſtler; nicht die Liebe zur Sache. Wo aber jenes der Fall iſt, da muß alle Kunſt und Liebe eben da endigen, wo die Myſterien der Poeſie anfangen, welche ſich nur einer liebevollen Begeiſterung offenbaren. Dieſe fehlt dem Pariſer überhaupt. Er quält ſich mit ſeinem Modell; er befragt den Gliedermann. Ueberall ſieht ſich der Pariſer ſtets auf der Bühne. Man leſe Frau von Haſtfer Leben und Kunſt in Paris; Pinckertons Recollections of Paris. Insbeſondere lernt man den Geiſt der neuen franzöſiſchen (d. i. der pariſer) Schule kennen aus den gut geſtochenen Umriſſen in den Annales du Musée et de l'Ecole moderne des Beaux-Arts etc., par Landon T. I. — VII. Die Schätze jener Gallerie aber kann man, wer nicht nach Paris kommt, einigermaßen würdigen nach dem von Robillard Peronville und Laurent herausgegebenen Musée François, 1ſte — 30ſte Lieferung. Unter allen franzöſiſchen Prachtwerken über die Kunſt behauptet dieſes den erſten Rang. Die Kupfer ſind meiſterhaft, zum Theil von deutſchen Künſtlern, geſtochen, als die berühmte Madonna della Sedia Rafaels, von J. G. Müller in Stuttgart, der Bohnenkönig von Krüger in Dresden. Was aber den Louvre noch mehr auszeichnet, iſt die Antikengallerie, die jedoch auch 1815 ihre größten Koſtbarkeiten wieder zurückgeben mußte. In der Gallerie der Zeichnungen wird der Kenner unter 20,000 andern eine Auswahl von 450 Zeichnungen von den größten Meiſtern betrachten. — Außer dem Louvre und den Tuilerien hat die franzöſiſche Baukunſt Paris mit 20 Paläſten, 18 Brücken, 1000 Hotels, 8 Theatern u. ſ. w. geſchmückt. So reich die Stadt in dieſer Hinſicht iſt, ſo wenig gewährt ſie im Ganzen, bei ihren engen und krummen Gaſſen, einen ſchönen und großen Anblick. Am beſten fällt ſie ins Auge von Neuilly her. Den ſchönſten Anblick gewährt das natürliche Panorama von Paris auf der Höhe von Montmartre, 289 Fuß

über der Seine, wo ein Telegraph mit dem Haupttelegraphen des Louvre, außer welchem es in Paris noch zwei gibt, den Norden von Frankreich verbindet. Unter den Kirchen, die ſich durch ihre Bauart auszeichnen, kennt man als ein Denkmal altdeutſcher Baukunſt auch im Auslande die prächtige erzbiſchöfliche Kirche Nôtre Dame. Die Kirche der heiligen Genoveva, ehemals Pantheon genannt, iſt ein Meiſterwerk des berühmten Soufflot, deſſen ſinkenden Dom aber Prony durch ein ſinnreiches Verfahren zu ſtützen wußte. In den Grabgewölben ruhen Voltaire und Rouſſeau friedlich neben einander, ſeit 1792. Das Hotel der Invaliden mit ſeinem 300 Fuß hohen Dom von Manſard kommt in der innern Einrichtung dem greenwicher Hoſpital bei weitem nicht gleich. Große hiſtoriſche Erinnerungen bietet der Tempel, eins von den acht pariſer Gefängniſſen, dar, einſt ein Johanniterhaus aus dem 13ten Jahrhunderte, jetzt ſeit die Baſtille nicht mehr iſt, ein Staatsgefängniß. Die reichſte hiſtoriſche Gallerie aber iſt das von H. Alex. Lenois im Jahr 1791 gegründete und meiſterhaft beſchriebne Musée des Monuments François, in welchem man die verſchiednen Jahrhunderte der franzöſiſchen Geſchichte in eben ſo vielen Zimmern durchwandert, und bei den intereſſanteſten Denkmälern, von Hugo Capets Grabmal zu dem von Abälard und Heloiſe, bis zu dem von Lafontaine, Boileau, Molière, und von der Bildſäule Carls des Großen bis zu den Bruſtbildern Ludwigs XV. und ſeiner Zeitgenoſſen, wie von Geiſtern in einer Todtengallerie bei Fackelſcheine ſich fortgeführt fühlt. Für den Beobachter ſind mehrere Anſtalten der Humanität wichtig: das Hotel Dieu, das oft bis 4000 Kranke in ſich verſammelt, aber hinter ähnlichen Anſtalten des Auslandes zurückgeblieben iſt, ſo ſehr auch die fromme und hülfreiche Hingebung der Auguſtinerinnen als Krankenwärterinnen hier und anderwärts in Paris den Fremden in Erſtaunen ſetzt. Denn jener ſengende Typhon, der im kaiſerlichen Frankreich alles Geiſtliche ausbrannte, verſchonte einzig jene grauen Schweſtern. Auch die Salpetrière, wo man etwa 300 Wahnſinnige, meiſtens Frauen, verwahrt, unter denen der Verfaſſer dieſer Skizze mehrere ſah, die „à cause des circonstances du temps“ ihren Verſtand verloren hatten, ſteht mehreren Irrenanſtalten des Auslandes, z. B. der in Wien, und der auf dem Sonnenſtein in Sachſen, nach, obgleich die H. H. Pinel und Beauvais viel Verdienſt um die Heilart der Irren ſich erworben haben. Die Ausgabe für Ochſenziemer iſt zwar nicht mehr ein ſo beträchtlicher Ausgabeartikel, wie ehemals, indeß wird der deutſche Arzt hier noch immer die Anwendung der pſychiſchen Curart unſeres Reil vermiſſen. Außerdem gibt es noch ein Hôpital des fous zu Charenton und Bicêtre. Will man den ſchneidendſten Gegenſatz des Menſchenlebens in Paris mehr als irgendwo ſich vergegenwärtigen, ſo ſtelle man die Magie der pariſer Oper und den Reichthum der ſtolzen Kunſtſammlungen an der Seine mit dem Jammer in der Salpetrière und mit dem elenden, entblößten Zuſtande der Hoſpitäler zuſammen, welche in Paris und Frankreich, nach des Arztes Moreau Urtheil, noch bei weitem nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, der ein günſtiges Vorurtheil für die Sitten und Einſichten der „großen“ Nation erwecken könnte. — In dem vom ehrwürdigen Abbé l'Epée und deſſen Nachfolger Sicard gut eingerichteten Taubſtummeninſtitute iſt der taubſtumme Lehrer Maſſieu unſtreitig die größte Merkwürdigkeit. Auch Hauy's (des Mineralogen Bruder) Musée des Aveugles iſt als Lehranſtalt nach einer neuen, in Deutſchland vervollkommneten, Methode der Aufmerkſamkeit

werth, ſo wie das ſchon vom heiligen Ludwig geſtiftete Hospital der Quinze-vingts. Man vergl. über die Hospizanſtalten in Paris Joſ. Franks Reiſe nach Paris, und Friedländers Entwickelung einer Geſchichte der Armenanſtalten, nebſt einer Nachricht vom jetzigen Zuſtande der pariſer Armenanſtalten und Hoſpitäler im J. 1803, Leipzig 1804. Doch iſt bekannt, daß die mediciniſche Schule in Paris ſeitdem durch des Miniſters Chaptals (ehemaligen Profeſſors zu Montpellier) Bemühungen weſentliche Verbeſſerungen erhalten hat. Das Ausland kennt den Leibarzt Corviſart, den D. Thouret, Director der mediciniſchen Schule, und den D. Desgenettes, Director der Militärhoſpitäler, als ſehr verdienſtvolle Aerzte und Sabatier, den Aelteſten der einſt ſo berühmten franzöſiſchen Wundärzte. Da wohl nirgends ſo, wie in Paris, wo Millionen Wünſche und Bedürfniſſe ein lebhaft ſinnliches und geiſtvolles Volk beſchäftigen, jedes Talent zur äußerſten Kraftanſtrengung angereizt wird, ſo kann man erwarten, daß alle Künſte des Luxus, des Geſchmacks und der Freude mit der großen pariſer Schutzheiligen, der Mode, zugleich hier ihre Panathenäen feiern. Der Spiegel iſt für den ſchluſtigen eitlen Pariſer ein Hauptartikel. In keiner Stadt wird man überall ſo viel Spiegel angebracht ſehen, als in Paris, vom Artiſte Decrotteur an, bis zum Caffé de mille colonnes. Bekanntlich erfand der Franzoſe Thevart im J. 1559 die Kunſt, Spiegel zu gießen. Jetzt liefert die Spiegelfabrik zu Paris Spiegel von 102 Zoll Höhe zu einem Preiſe von 6000 Franken und drüber. — Wer kennt ferner nicht die Porzellanfabrik zu Sevres: die pariſer Uhren, Goldarbeiten, Cryſtalle, Parfums u. ſ. w., ſo wie die Stereotypen und Prachtdrucke von Herhan und Didot? vor allen aber die kunſtreichſte Fabrik, die der Gobelins? Letztere hat, wie mehrere andere noch blühende Anſtalten, Colbert im J. 1667 gegründet. Alles huldigt in Paris dem feinern Sinnengenuſſe; man betrachte die Bains Vigier auf der Seine, und die Bains Chinois, man beſuche die Baſtringues und Guinguettes (Tanzſäle für das Volk), oder die Caffés des Bauchredners und der Blinden; die Reſtaurateurs, wo die Perſon 30 Sous, und wo ſie 12 Franken zahlt, und wo neue Gerichte oft von berühmten Schlachtfeldern ihren Namen erhalten, wie Fricaſſée d'Auſterlitz, Poulet à la Marengo und ähnliche; oder man ſehe den Pariſer auf ſeinen Promenaden, unter denen die entfernteren, wie das Gehölz von Boulogne, Chaillot, Paſſy, Long-Champs, der Calvariberg, Vincennes, Verſailles, Malmaiſon mit ſeinem durch Ventenats Meiſterwerk berühmten Garten, St. Cloud, St. Denis, und das reizende Ermenonville, und die im Innern der Stadt, wie Fraſcati, Tivoli, die Boulevards, vorzüglich die Chauſſée d'Antin, wo die Reichen wohnen, die Champs Eliſées, auch im Auslande bekannt genug ſind; oder man beſuche das Schauſpiel, das Hauptelement, in welchem der Pariſer lebt. Er unterſcheidet: Spectacles und Petits spectacles. Von jenen gab es ſonſt ſieben, von dieſen zwanzig, überhaupt aber nur achtzehn vorzüglichere, mit 1388 Perſonen, deren Zahl ſich jetzt, ſo wie die der Beſuchenden ſehr vermindert hat. Das erſte iſt das Théâtre Français mit 174 dabei angeſtellten Perſonen; wo Talma, Lafond, Baptiſte der Aeltere und Jüngere, St. Phal, Fleury, und die Schauſpielerinnen Bourgoin, Georges, Mars. Thenard, Duchesnois u. A. m. die Kunſtwerke Corneille's, Racine's, Voltaire's, Molières und einiger neuern als Chenier's, Baour Lormian's, Picart's, Legouvés u. A. mit großem Beifall in echt mahleriſchem Coſtum darſtellen, nur muß man dabei den franzöſiſchen Ge-

ſchmack und den Charakter der franzöſiſchen Schauſpielkunſt im Auge behalten, welcher vom brittiſchen und deutſchen ſo verſchieden iſt, wie die Regel von der Freiheit. Von 241 Stücken, die ſich auf dem Repertoire des Théâtre Français befinden, ſind 21 von Trauerſpiel- und 59 von Luſtſpieldichtern. Herr Petitot hat es in 23 Octavbänden 1805 herausgegeben. Einige Kenner der alten franzöſiſchen Komödie klagen über den auf dem Théâtre Français eingeriſſenen ſchiefen Geſchmack, unter andern tadeln ſie an dem Liebling des Publicums, an Talma: pesanteur, monotonie, diction ennuyeusement vaporeuse, lourde éternité de syllabes mortellement alongées!! Die franzöſiſche Theaterkritik lernt man aus des nun verſtorbenen Geoffroy, ihm oft theuer bezahlten, Artikeln im Feuilleton des Journal des Debats kennen. Die große franzöſiſche Oper, oder muſikaliſche Akademie mit 466 dabei angeſtellten Perſonen, deren Saal von Lenoir gebaut, gegen 3000 Perſonen enthält, iſt für das Auge, wie Goldoni ſagt, ein Paradies, für das Ohr eine Hölle. So unvollkommen auch die franzöſiſche Tonſetzkunſt iſt, ſo iſt doch der letztere Satz nicht mehr wahr. Das von Ludwig XVIII. aufgehobene Conſervatoire de Muſique, bei welchem unter andern die Profeſſoren Mehul und Cherubini, Mengozzi, Garat, Goſſec, Richer, Langlé und Andere angeſtellt waren, hatte die Geſangweiſe in Frankreich nach der Unterrichtsmethode der ältern Italiener ausgebildet und verbeſſert. Indeß werden Deutſche bei dem Operngeſange der Mad. Branchu manches vermiſſen. Einzig iſt das Ballet und das Maſchinenweſen. Gardel und Duport ſind gefeierte Namen in der Kunſt Noverre's. Die Oper hatte im J. 1806 auf ihrem Repertoire 64 Stücke; die komiſche Oper 124, und ſämmtliche Theater in Paris überhaupt 944 Stücke. Die komiſche Oper befand ſich auf dem Theater Feydau, deſſen Zierde Elleviou, ſeit Kurzem nicht mehr Schauſpieler, iſt. Hier zeigt ſich das theatraliſche Talent des Franzoſen von der anmuthigſten Seite. Man ſieht mit Entzücken die Operetten von Sedaine, Marmontel, Favart, Bouilly, Hellé u. A. Hellé war ein Engländer, der erſt im 30ſten J. nach Frankreich kam, und einige der beſten Operetten ganz im franzöſiſchen Style dichtete. Die Fröhlichkeit des franzöſiſchen Geſangs, der Couplets und Chanſons zog ehemals die Fremden vorzüglich zum Theater des Vaudeville, wenn Honorine, Fanchon, Piron, oder ähnliche Stücke gegeben wurden. Auch beſuchte man ſonſt das Theater Montanſier, um den Komiker Brunet zu ſehn. Will man keine von dieſen Bühnen, ſo gehe man zu den Phantasmagorien, oder zu Franconi's Centaurenkünſten. Ueberall begegnet man dem fröhlichſten Leichtſinn und der anmuthigſten Gewandtheit. Geſang und Verſe erheitern Alles; ſo ſelten man auch echte Poeſie wahrnimmt. Der Pariſer allein ſieht und findet täglich bei ſich ſeine Meiſter in der poéſie fugitive, im Epigramm, im Chanſon, Apologue, Conte, in der Satire, Epitre, Elégie, Ode, kurz in allen Gattungen, ſelbſt im poëme épique, während das Ausland mit Delille die Poeſie in Frankreich erſtorben glaubt, und nur den Chanſonnier Desaugiers, oder Herrn Millevoye, oder im erotiſchen Fache Herrn Parny mit Achtung nennt. Das Verdienſt der Dichter und Schriftſteller beſtimmen in Paris noch immer die Frauen, obgleich mit geringerem Anſehen, als zu den Zeiten der Madame Geoffroy und Madame Necker. Die Revolution und der Krieg haben die äußern Formen der geſelligen Verhältniſſe verſchoben, und der gute Ton der alten Geſellſchaft iſt immer ſeltner geworden; allein mit den Bourbons, denen

die pariſer Frauen größtentheils anhangen, wird er wohl zurückkehren. Die Frauen allein hatten jenen Ton ausgebildet; ſie allein können ihn wieder zurückrufen. Man kann die Pariſerin als ein weibliches Weſen von eigenthümlicher Art anſehen, ſie glänzt mehr durch ihre reizende Bewegung und Haltung, ihre Anmuth und durch die Kunſt, alle ihre Vorzüge geltend zu machen, als durch eine ausgezeichnete ſchöne Bildung. Ihre Züge ſind mehr angenehm als regelmäßig, und laſſen ſich nur ſelten mit der griechiſchen Idealform vergleichen. Im gemeinen Leben führen ſie die meiſten Geſchäfte, ſelbſt dadurch haben ſie im Handel und im Umgang eine Fertigkeit der Sprache und des Denkens erlangt, die ihnen bei ſonſtigen Vorzügen eine gewiſſe Ueberlegenheit in den meiſten Verhältniſſen ſichert. Der Pariſer iſt in der Regel unwiſſend, aber er beſitzt jenen Tact im Handeln, das savoir faire, dieß gilt in noch höherm Grade von der Pariſerin. Doch findet man in den höhern und mittlern Ständen junge Damen, die durch ſeltne Talente glänzen, es ſey in den bildenden Künſten, in Tanz und Muſik, oder in einzelnen Lieblingsfächern wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, von der Botanik an bis zu der Aſtronomie. Es gibt daher unter den Pariſerinnen mehr als eine, in geiſtreichen Theezirkeln, auch außerhalb Frankreich, nicht unwillkommene Schriftſtellerin. Man ſchlage nur das von einer 22jährigen Franzöſin herausgegebene Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique des Françaises connues par leurs Ecrits auf. (Paris 1804). Die Verfaſſerin, Madame Bernier-Briquet, theilt darin intereſſante Nachrichten mit über die Mémoiren der unglücklichen Prinzeſſin Bourbon-Conti, über die Frau von Staël, und deren polygraphiſche Nebenbuhlerin, Madame Genlis, über die zartfühlende Romanenſchriftſtellerin Madame Cottin, über die beſcheidne Flahault, die fruchtbare Mademoiſelle Brayer St. Leon und die Mademoiſelle de Luſſan, von der Paris 43 Bände Romane und Geſchichten beſitzt. — Hat nicht Lalande ſeine Astronomie des Dames Madame Dupiery gewidmet, einer gelehrten Dame, welche jenem Aſtronomen mehrere Beobachtungen lieferte, und das Regiſter zu Fourcroy's großem chemiſchen Werke verfertigte? Eben ſo bekannt iſt es, daß noch jetzt die Gattin des Neffen von Lalande mit Miß Herſchel im Studium der Aſtronomie wetteifert, und daß Madame Grandchamp mit großem Beifall Aſtronomie, allgemeine Sprachlehre und ſogenannte Literatur lehrt. Auch für die weibliche Erziehung ſind Pariſerinnen als Schriftſtellerinnen thätig, z. B. die gelehrte Mademoiſelle Legroing la Maiſonneuve, und Madame Bernier, deren Preisſchrift über jenen Gegenſtand im J. 1804 gekrönt wurde. Bei dieſer Thätigkeit war vor einigen Jahren die Preisfrage ſehr zeitgemäß: welchen Einfluß haben die Weiber auf die öffentliche Meinung, und wie ſoll man ihn zum allgemeinen Beſten lenken? Und ſehr natürlich mußte Legouvé's Gedicht: Mérite des Femmes in Kurzem neun Auflagen erleben. Immer beweiſen jene Namen, daß in Paris das Weib weit öfter als anderwärts aus ihrer Sphäre tritt. Wie können aber dabei die zartern und ſittlichern Verhältniſſe des Lebens gewinnen? — Faßt man alles dies und vieles andre, was hier kaum angedeutet werden konnte, zuſammen, ſo iſt das allgemeine Bild vom Pariſer nicht das vortheilhafteſte. Wenn man auch das Stachelwort des Herrn von Champfort: le caractère naturel du François est composé des qualités du singe et du chien couchant, auf den Pariſer nicht anwenden will, ſo geben ihm doch die 25 Jahre der franzöſiſchen Revolution kein ehrenvolles Zeugniß; man mag die Ohnehoſen und Pikenmänner der Vor-

ſtädte, oder die Elegants und Badauds auf den Boulevards betrachten. Der gewöhnliche Pariſer ſieht eben ſo unwiſſend als anmaßend und hochfahrend auf die Provinz herab. Er muß daher von ſich erzählen laſſen, daß ein Pariſer einſt beim Anblicke der breiten Loire in der Nähe von Nantes ſehr ernſthaft ausgerufen habe: Ma parole! voilà une belle rivière pour une rivière de province! Das Phyſiſche des Pariſers iſt im Allgemeinen geſund; ſein Wuchs iſt vortheilhaft, ſeine Geſichtsfarbe bräunlich licht, ſeine Haare und Augen kaſtanienbraun. Er lebt in der Regel ganz dem Augenblick, und iſt ein Geſchöpf der Zeit. Um alles, was außerhalb ſeinem Geſichtskreiſe liegt, unbekümmert, ſucht er und erſtrebt er nichts als Genuß, Unterhaltung, Zerſtreuung. Unter der Mittelclaſſe aber findet man viel Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit. Ein arbeitſames Leben hält von ihr das Laſter und den Mangel gleich weit entfernt. In dem Quartiere du Marais findet man ſogar noch die alte Sitte und Einfalt. In den höhern Ständen ſind Wohlſtand und Glück mehr ſcheinbar als wirklich. Man iſt im Allgemeinen haushälteriſch und dennoch verſchwenderiſch, jenes in weſentlichen, dieſes in frivolen und glänzenden Dingen. Damen laſſen ihre Juwelen alle drei Monate neu faſſen, und die Einrichtung von zwei Zimmern kann einem einzelnen Mann von gutem Tone leicht über 100,000 Franken koſten. Nirgends glänzt der Buchsbaum und das Ebenholz ſo ſchön polirt als in Paris. Man lebt dabei im Luſttaumel, ohne im Hauſe noch außer demſelben zur Beſinnung zu kommen, langweilig trunken fort, wankt bei Bertrands anatomiſch treuen Abbildungen der Zerſtörung des Körpers durch die Wolluſt kalt vorüber zu den Hallen der Verführung, oder man ſucht das Glück an den Spieltiſchen des Palais Royal, oder in der Lotterie, die funfzehn Mal im Monat gezogen wird. Iſt man endlich banquerott, ſo greift man zum Piſtol, oder büßt ſeine Weltluſt ab in einer unterirdiſchen Wanderung unter den Todtengebeinen der Catacomben von Paris! K.

Pariſer Bluthochzeit, ſ. Bartholomäusnacht.

Pariſche Marmorchronik, ſ. Paros und Oxford.

Park im Allgemeinen iſt eine große, mit Mauern oder Palliſaden umſchloſſene, Erdfläche, um etwas innerhalb dieſes Raumes aufzubewahren, z. B. im Feldlager die Artillerie; daher Artillerie-Park. An fürſtlichen Schlöſſern und Paläſten nennt man einen Park eine große baumbepflanzte, mit Allee und Wald abwechſelnde, umſchloſſene, und zum Hegen des Wildes beſtimmte Erdfläche, dergleichen z. B. die zu St. Cloud, Verſailles, Meudon, Marly, Boulogne und andre ſind. Die alten Römer hatten ſolche Parks an ihren Villen, um das Vergnügen der Jagd deſto ungeſtörter genießen zu können. Anfangs, als ſie nur noch Haſen hegten, waren dieſe (leporaria) nur klein, erhielten aber nachmals, da auch größeres Wild gehegt ward, einen bedeutenden Umfang. Am berühmteſten ſind der Park des Pompejus und des Hortenſius. In neueren Zeiten hat England ſich vornehmlich durch ſie ausgezeichnet. „Die Regierungsverfaſſung,“ ſagt ein ungenannter Schriftſteller ſehr richtig, „hat wohl den erſten Grund zu den engliſchen Parks und ihren Anlagen gegeben, und zwar dadurch: es wird nach einem ausdrücklichen Geſetze kein Wildpret im Freien geduldet, weil dadurch dem Nachbar Schaden geſchehen kann, wer alſo Wildpret haben will, muß es einſperren; reiche Particuliers nahmen einen Theil ihres Waldes und ihrer Felder dazu, befriedigten beide, und hielten darin das ihnen nöthige Wildpret. Da dieſes meiſtens in der Nähe ihrer Landhäuſer war, die Engländer aber mit einem großen Ver-

mögen auch größtentheils einen richtigen Geſchmack verbinden, gab dieſer Wildgarten oder Park ihnen Gelegenheit, Anlagen mancherlei Art in demſelben zu machen, und ihrem Geſchmack und ihrer Einbildungskraft freien Lauf zu laſſen." Wahrſcheinlich davon, daß die neuere Gartenkunſt ebenfalls aus England her ſich über Europa verbreitet hat, iſt es gekommen, daß man nun häufig Park und Gartenlandſchaft mit einander für gleichbedeutend nahm, und unter Park ſich ein ſehr großes Stück Feld dachte, das zum ausgedehnteren Genuß verſchönert wurde, nach dem großen Maßſtabe der Natur ſelbſt, und zwar ſo gemacht, daß es völlig das Anſehen gewann, als ob alles ſo ſeyn müße. „Park und Garten," ſagt Hirſchfeld, „können durch keinen weſentlichen Unterſchied getrennt werden, obgleich die gemeine Meinung unter jenem überhaupt mehr Ausdehnung der Gegenden, mehr freie landſchaftliche Natur, mehr Mannichfaltigkeit der Scenen zu begreifen pflegt." In wiefern Hirſchfeld oder die gemeine Meinung mehr Recht habe, bedarf keiner Unterſuchung. Gilpin, indem er dem urſprünglichen Begriffe eines Parks getreu geblieben iſt, hat zugleich gezeigt, wie die Gartenlandſchaft mit ihm zu vereinigen ſey. „Der Park," ſagt er, „iſt eine außerhalb Englands wenig bekannte Art von Landſchaft, und einer der herrlichſten Zubehöre eines anſehnlichen Landhauſes. Nichts theilt einem Gebäude ſo viel Würde mit als eine ſolche anliegende Länderei, und nichts hilft die Wichtigkeit deſſelben ſtärker bezeichnen." Billig aber muß der Park mit der Größe und Würde des Gebäudes in Verhältniß ſtehen, und Nettigkeit und Zierlichkeit mit ihm theilen. Der Park iſt entweder durch Kunſt angepflanzt, oder, wenn er natürlicher Wald war, durch Kunſt vervollkommnet, und da erwarten wir eine Schönheit und einen Contraſt in ſeinen Baumgruppen, wonach wir uns in den wilden Naturſcenen nicht umſehen. Wir erwarten, ſeine Grasebnen mit ihren Zubehören in Größe, Geſtalt und Vertheilung gegen einander contraſtiren, und daraus mannichfaltige Kunſtſcenen entſtehen zu ſehen. Wir erwarten, wenn man einzelne Bäume ſtehen gelaſſen, daß es die ſchönſten, zierlichſten und wagerechteſten ihrer Art ſeyn werden; daß kein Tändelwerk das Auge beleidige, und daß alles rauhe, üppig wachſende Unterholz bis auf die Stellen abgetrieben ſey, wo es eine Scene zu verdichten, oder zuſammenzuhängen, oder eine Begränzung zu verſtecken nothwendig iſt. Koſten erfodernde Auszierungen werden in einer Parkſcene nicht verlangt. Tempel, chineſiſche Brücken und alle mühſeligen Werke der Kunſt erwecken unharmoniſche Vorſtellungen. Iſt wo eine Brücke nöthig, ſo ſey ſie niedlich ſchlicht; oder eine Wildhütte, oder eine Förſterwohnung, ſo ſey ihre Bauart ſo einfach als ihre Beſtimmung. Nichts verrathe Prahlerei oder Prunk. Eine Auszierung jedoch wären wir geneigt zu erlauben, ein ſchönes Thor nämlich zum Eingang in den Park; dieſes müßte aber an Reichthum, Zierlichkeit und Bauart mit dem Hauptgebäude übereinſtimmen. Daſſelbe Verhältniß hat auch ein durch den Park hinlaufender Fahrweg. Er ſey breiter oder ſchmaler, je nachdem es das Hauptgebäude iſt, auf das er zuführt. Er winde ſich, aber ſchweife nie ohne zureichenden Grund umher. Auf jeder Stelle des Zuganges und auf den Fahr- ſo wie den beſuchteſten Spazierwegen, müßen alle Begränzungen dem Auge entzogen ſeyn; die Anſicht einer Umpfählung mag zwar in einzelnen Fällen mahleriſch ſeyn, allein in den meiſten Fällen mißfällt ſie. Läuft ein natürlicher Fluß durch den Park, oder liegt eine wahre Ruine darin, ſo mag man wohl den glücklichen Zufall aufs beſte benutzen; die künſtlich geſchaffenen hingegen ſind

gewöhnlich von ſehr ſchlechter Wirkung. Auch mit dem künſtlichen See ſieht es mißlich genug aus; Großheit läßt ſich ſelten hervorbringen. Dannhirſche ſind die natürlichſten Bewohner des Parks und auch allerdings ſehr ſchön: allein Rindvieh- und Schaafheerden, ſind auch ſchön, und zugleich nützlicher. Außer den Parks gibt es aber in England noch kleinere Anlagen zu Privatgebäuden oder in Städten, welche man Pleasure ground, Luſtthal nennt, zum Beweiſe, daß nicht jede engliſche Anlage auch ein Park ſey. Ob nun aber das, was man in Deutſchland öfters einen Park genannt hat, auch ein ſolcher ſey, das beurtheile jeglicher ſelbſt. dd.

Park, (Mungo), ein Wundarzt aus Schottland, von deſſen frühern Schickſalen ſich zwar keine Nachricht findet, der aber durch ſeine Reiſen in Afrika allgemein bekannt iſt. Er war eben von einer Reiſe nach Indien zurückgekehrt, als die unter dem Namen African assocciation zu Erforſchung des Innern von Afrika ſeit 1788 zu London errichtete Geſellſchaft die Nachricht von dem durch Verſchmachtung oder Meuchelmord herbeigeführten Tode des Major Hougthon erhielt, welcher auf ihre Koſten eine Reiſe nach Afrika unternommen hatte. Park erbot ſich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung ſeines Antrags, und brach am 22ſten Mai 1795 nach der engliſchen Factorei Piſania am Gambia auf, wo er ſich vorerſt einige Monate zu ſeiner Reiſe vorbereitete und die Mandingoſprache erlernte. Von Weſten nach Oſten gerichtet, durchſtreifte er die Königreiche Wulli, Bondu, Kädſchaga, Kaſſon, Kaarta und Ludumar. In letzterm gerieth er im Anfange des Märzes 1796 nahe bei der Gegend, wo ſein Vorgänger Hougthon ſeinen Tod gefunden hatte, in die Gefangenſchaft des mauriſchen Königs Ali, wo er der roheſten Behandlung und den offenbarſten Lebensgefahren ſo Preis gegeben war, daß er den verzweifelungsvollen Entſchluß faßte, auf gut Glück, nicht etwa zurück auf dem Wege nach Piſania, ſondern, des Zwecks ſeiner Reiſe eingedenk, landeinwärts zu fliehen; und das Wagſtück gelang ihm ſo glücklich, daß er in der dritten Woche ſeiner Flucht, am 20ſten Juli 1796 das große Ziel ſeiner Reiſe, den Niger, erblickte. Er verfolgte den Lauf dieſes Fluſſes, bis er ſich unüberſteiglicher Hinderniſſe wegen zur Rückreiſe entſchließen mußte. Den Weg weſtwärts längs des Niger nehmend, kam er im September im Königreich Manding zu Kamilia an, wo er Krankheits und Sicherheits wegen ſieben Monate verweilen mußte. Ein Sclavenhändler, mit dem er darüber einen Accord ſchloß, brachte ihn von da am 10ten Juni 1797 nach der engliſchen Factorei am Gambia, wo er vor 18 Monaten abgereiſ't war, zurück; am 15ten gieng er über Antigua nach London ab, und traf daſelbſt am 25ſten December nach einer Abweſenheit von zwei Jahren und ſieben Monaten glücklich wieder ein. Die in einfacher und ungeſchmückter Darſtellung, aber mit ſtrenger Wahrheitsliebe abgefaßte und äußerſt anziehende Beſchreibung ſeiner Reiſe erſchien engliſch, London 1799, 4. deutſch überſetzt mit (ſehr entbehrlichen) Anmerkungen des Ueberſetzers, Hamburg 1799, 8. (oder der Geſchichte der See- und Landreiſen, 12r Thl.), Berlin 1799, 8.; Erfurt 1807, 8. Er trat in der Folge eine neue Reiſe nach Afrika an. Seine letzten Nachrichten im J. 1811 waren von Sanſanding am Niger. Von hier reiſ'te er nach dem Königreiche Haouſſa, wo er durch Unterlaſſung eines Geſchenkes den König beleidigte, der ihn in einem engen Paſſe an einem Fluſſe, welchen Park herabſchiffte, von Bewaffneten angreifen ließ. Park ſuchte, als alle ſeine Gefährten, bis auf einen getödtet waren, ſich durch Schwimmen zu retten, und ertrank.

Die afrikaniſche Geſellſchaft iſt beſchäftigt, die Nachrichten von dieſer ſeiner zweiten Reiſe zum Beſten ſeiner unglücklichen Familie herauszugeben. A—s

Parlament (Engliſches), ſ. Großbritannien.

Parlamente in Frankreich waren ehedem die höchſten Gerichtshöfe. Ihr Urſprung verliert ſich in die älteſten Zeiten. Man nannte Verſammlungen, worin Streitigkeiten entſchieden und Rechtsfragen aufgelöſ't wurden, **Parlamente** (von parler), wegen der abwechſelnden Debatten der Beiſitzer. Freilich war die Verfaſſung der Parlamente in ältern Zeiten ganz von der **neuern** verſchieden. Gewöhnlich hatte der König allemal an dem Orte, wo er Hoflager hielt, ein Gefolge von Richtern, die aus ſeinen Vaſallen und andern Edeln des Reichs gewählt waren; bei ſich; und dieſe mußten die Streitigkeiten der übrigen Vaſallen und Unterthanen entſcheiden. Erſt um das J. 1307 nahm dieſer wandernde Gerichtshof **Paris** zu ſeinem Sitz, und behauptete, da in der Folge in **mehrern Städten** des Reichs Parlamente angelegt wurden, vor allen übrigen die vornehmſte Stelle. Etwas früher hatte man ſchon angefangen, **nicht adelige** Beiſitzer in das Parlament aufzunehmen, weil die Adeligen größtentheils zu unwiſſend waren, um das richterliche Amt auszuüben. In der Folge wurde jeder als adelig angeſehen, der eine Stelle im Parlament erhielt, wenn er auch bürgerlicher Abkunft war. Im ganzen Reiche waren vierzehn Parlamente. Das zu Paris beſtand aus 296 wirklichen Beiſitzern und ſehr vielen außerordentlichen; über 500 Advokaten practicirten dabei. Man kann daraus auf die Menge der Prozeſſe ſchließen, die da verhandelt wurden. Da die großen Nationalverſammlungen ehemals in Frankreich ſelten, und gewöhnlich ohne erwünſchte Wirkung für das gemeine Beſte waren, ſo gewöhnte ſich das Volk frühzeitig daran, die Parlamente als ſeinen Schutz und als ein heilſames **Gegenmittel gegen die königl. Macht** zu betrachten. Dieſe benutzten die gute Meinung welche die Nation von ihnen gefaßt hatte; und daher finden ſich ſchon in der ältern franzöſiſchen Geſchichte häufige Beiſpiele von Widerſtand, welchen ſie den Königen leiſteten. Es war Gewohnheit, daß ſie jedes neu vorgeſchlagene Edict oder Geſetz feierlich in ihre Protokolle eintrugen, und daß es nicht eher Kraft hatte, als bis dieſe Handlung geſchehen war; ſchien ihnen daher ein Geſetz despotiſch oder einzelnen Claſſen von Bürgern nachtheilig; ſo durften ſie nur das **Einregiſtriren** verweigern, und es mußte zurückgenommen werden. Bisweilen halfen ſich wohl die Könige durch Strenge, und hoben die ungehorſamen Parlamente auf; allein ſie gewannen nicht viel dabei, weil ſie die Parlamente gewöhnlich bald zurückrufen mußten, um das aufgebrachte Volk zu beruhigen. Selbſt ein erklärter Despot, wie Ludwig XI., konnte nicht alles durchſetzen, was er wohl gewünſcht hätte. Einſt verweigerte ihm das Parlament ſeine Zuſtimmung zu einigen neuen Edicten; der König ließ die Sanction bei Todesſtrafe anbefehlen: allein das ganze Parlament ging zu ihm; und alle Mitglieder erklärten, daß ſie lieber ſterben als hierin ſeinen Willen befolgen wollten. Der König ließ darauf die Edicte in Gegenwart des Parlaments zerreißen. In ſpätern Zeiten, da es Sitte ward, die Stellen bei dem Parlamente zu **kaufen**, hatte der Hof ſchon nicht mehr ſo heftige Widerſprüche zu befürchten. Ludwig XIV. beſtand während ſeiner langen Regierung keinen bedeutenden Kampf mit den **Parlamenten**, allein er hatte ihnen auch gleich anfänglich erklärt, daß er keinen Widerſtand vertragen könne; und das despotiſche Regierungsſyſtem, das ſeine Miniſter einführten, unterſtützte dieſen

Grundſatz. Erſt unter dem Herzog Regenten gewannen die Parlamente wieder einigen Einfluß, der unter Ludwig XV. noch größer ward. Der Staatskanzler Meaupou ſah mit Verdruß die zunehmende Macht dieſer Gerichtshöfe, fürchtete, daß dadurch das königliche Anſehen verlieren möchte, und wagte daher 1771, alle Parlamente im Reiche aufzuheben und durch neue zu erſetzen, welche ganz vom König abhängig waren. Das Volk murrte, allein es half nichts; der Schritt war geſchehen, und der Hof hatte damals noch Macht genug, die einmal genommene Maßregel geltend zu machen. Ludwig XVI. rief nach dem Antritt ſeiner Regierung in den Jahren 1774 und 1775 die alten Parlamente zurück, ohne zu ahnen, wie gefährlich ſie ſeinem Anſehen in der Folge werden würden. Die Parlamente waren von jetzt an nur darauf bedacht, ſich in ihrem Anſehen immer mehr zu befeſtigen; ſie wurden daher immer kühner, und nahmen beſonders unter dem Miniſterium des Calonne und Brienne eine harte Sprache gegen den Hof an. Zwar wagte es der letzt genannte Miniſter, ſie am 8ten Mai 1788 abermals zu vernichten; aber die Gährungen unter dem Volke wurden im ganzen Reiche ſo bedenklich, daß ſich der Hof gezwungen ſah, ſie ſchon im September wieder zurückzuberufen. Das Volk frohlockte über dieſen Sieg, und Paris feierte den Tag der erſten Sitzung des daſigen Parlaments als ein allgemeines Feſt. Die Freude ſtieg noch höher, als ſich das Parlament für die Zuſammenberufung der Stände erklärte. Aber das Parlament ſah nicht voraus, daß dieſer Schritt ſeinen eignen gänzlichen Untergang herbeiführen würde, es hoffte vielmehr, durch die Verſammlung der Stände Vortheile zu ziehen und ſeine Macht zu erweitern. Es wünſchte deswegen, dabei eine eigne Abtheilung auszumachen, wie es auf dem letzten Reichstage im J. 1614 der Fall geweſen, und ſich nicht unter die übrigen Claſſen der Stände zu miſchen. Allein dieſer Plan ging nicht durch. Zwar wurden einige Mitglieder des Parlaments ihres ausgezeichneten Patriotismus wegen zu Deputirten gewählt, wie z. B. Desprémenil; aber das ganze Corps erhielt weiter keine beſondern Vorzüge. Man fing an, es wieder für das zu halten, was es urſprünglich geweſen war, für den oberſten Gerichshof des Reichs. Aber auch in dieſer Form ward es ganz überflüßig; denn die neue Eintheilung des Landes, die Einführung der Departementaladminiſtrationen, die Aufhebung des Feudalſyſtems und des Adels machten eine neue Juſtizpflege nothwendig. Die Nationalverſammlung hob daher im J. 1790 die Parlamente im ganzen Reiche auf, und vernichtete durch dieſen Beſchluß auf einmal die Macht dieſer Gerichtshöfe, welche Jahrhunderte lang beſtanden und, ungeachtet ihres beſtändigen Kampfes mit den Königen, doch wenig Nutzen geſtiftet hatten. Es war nur Blendwerk, wenn ſie ſich vormals der Nation anzunehmen ſchienen; ſie arbeiteten nur für ihren eignen Vortheil, und bereuten zu ſpät, die Volksfreiheit wider ihren Willen befördert zu haben. Uebrigens hatten ſie bei der Verwaltung der Juſtizpflege ſehr oft parteiiſch gerichtet, und die Prozeſſe muthwillig verzögert, um ſich damit zu bereichern. Die herrſchende Partei ließ am 14. Juni 1794 an 20 ehemalige Parlamentsräthe hinrichten, um ſich durch ihr nachgelaſſenes Vermögen zu bereichern.

Parlamentär heißt der Abgeordnete, der zur Unterhandlung, zur Mittheilung einer Nachricht oder zu ſonſt einem Geſchäft von der einen kriegführenden Partei an die andre abgeſchickt wird, ſey es nun bei einer belagerten Stadt oder im offnen Felde. Gewöhnlich wird der Par-

lamentär, ſobald er ſich beim erſten feindlichen Poſten als ſolchen angegeben, unter Bedeckung an den Ort ſeiner Beſtimmung und ſo wieder zurückgeleitet; zuweilen aber macht die Vorſicht beſondre Maßregeln nothwendig; in andern Fällen werden gar keine Parlamentäre zugelaſſen.

Parma, Permeſana oder Parmegiano, ein Herzogthum in der Lombardei, das gegen Norden und Weſten an das Mailändiſche, gegen Oſten an das Modeneſiſche, und gegen Süden an die Apenninen gränzt, welche es vom Genueſiſchen und Toscaniſchen trennen. Es enthält auf 90 Quadratmeilen 300,000 Einwohner. Die Einkünfte waren ſonſt für anderthalb Millionen Gulden verpachtet. Das Land liefert viele und gute Seide, Getraide, Wein, Oel, Hanf, und hat treffliche Schafzucht. Der Kunſtfleiß der Einwohner beſchränkt ſich faſt nur auf Verarbeitung der Seide. — Die Hauptſtadt Parma liegt an dem Fluſſe gleiches Namens und zählt 35,000 Einwohner. Die Feſtungswerke beſtehen in ſtarken Mauern, Baſtionen, Gräben und einer Citadelle. Die Straßen ſind meiſtens ſchön und die Häuſer von guter Bauart. In den Kirchen ſieht man mehrere Meiſterwerke von Correggio, Lanfranco und Mazzuoli, die alle drei hier geboren ſind. Die biſchöfliche Kirche hat das berühmte, jetzt aber ſchadhafte Stück des Correggio von der Himmelfahrt Mariä in Fresco; und in der Kirche des heiligen Grabes bewundert man die Madonna della Scocella deſſelben Meiſters. Die Kirche der Madonna della Steccata iſt wegen der Grabmäler des farneſiſchen Hauſes, und das Capuzinerkloſter wegen der Mahlereien ſehenswerth. Der Biſchof ſtand früher unter dem Erzbiſchof von Bologna, und während des franzöſiſchen Beſitzes unter dem von Genua. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der herzogliche Palaſt mit ſeiner Gallerie und Kunſtſammlung, woraus jedoch die koſtbarſten Stücke ſchon 1734 nach Neapel gebracht worden; die 1765 von dem Infanten und Herzog Don Philipp geſtifteten Akademien der ſchönen Wiſſenſchaften, der Mahlerei und der Künſte, das 1618 erbaute berühmte Operntheater, welches 14,000 Zuſchauer faßt, das kleinere Theater, die 1761 neuangelegte Promenade zwiſchen der Stadt und Citadelle, der Palazzo Giardino, ein mit der Stadt verbundenes herzogliches Luſtſchloß mit ſeinen Mahlereien und Gärten, das ehemalige weitläufige Benedictinerkloſter, die Carthauſe u. ſ. w. Die von Don Philipp angelegte Bibliothek iſt ausgezeichnet durch Pracht und Ordnung und reich an literariſchen Schätzen. Die bodoniſche Druckerei hieſelbſt gehört zu den erſten in Europa. — Parma nebſt Piacenza gehörte ehemals zu dem diesſeit der Alpen gelegnen Gallien. Nachdem beide Länder 250 vor Chr. Geb. unter die römiſche Herrſchaft gekommen waren, nahmen ſie ſowohl an allen Schickſalen dieſes Reichs, als auch an allen Veränderungen Theil, denen das abendländiſche Kaiſerthum unter Carl dem Großen ausgeſetzt war. Als ſie die deutſche Oberherrſchaft abgeſchüttelt hatten, führten Parma und Piacenza, die vornehmſten Städte des Landes, eine republikaniſche Regierung ein. Beide gehörten als Städte zum lombardiſchen Bunde. Reiche und mächtige Familien hatten einen bedeutenden Einfluß. Die Häuſer Eſte und Visconti beſaßen Parma einige Zeit. Ludwig XII. eroberte beide Städte. Nach der Auflöſung der Ligue von Cambray (1508, die Venedig gegolten hatte) eroberte ſie Papſt Julius II. Eigenmächtig erhob Papſt Paul III. (aus dem Hauſe Farneſe) Parma zum Herzogthume (1543) und belehnte ſeinen natürlichen Sohn Peter Aloyſius Farneſe damit. Frankreich bemächtigte ſich zwar Parma's, aber 1556 wurde Octavius (des Vorigen Sohn) reſtituirt (ſtarb 1586). Ihm folgten Alexander I. (1592), der in der Geſchichte

der Niederländer bekannte Feldherr; Rainutius I. (ſtarb 1622); Odoardo (ſtarb 1646); Rainutius II. (ſtarb 1694); Franz (ſtarb 1727); Anton (ſtarb 1731). Mit Letzterm erloſch der Mannesſtamm des Hauſes Farneſe. Schon im J. 1718 war feſtgeſetzt worden, daß in dieſem Fall der Infant Don Carlos, erſter Sohn Königs Philipp V. von Spanien von ſeiner zweiten Gemahlin, Eliſabeth von Parma, dieſe Herzogthümer als Reichsleben erhalten ſolle. Dies geſchah zwar, aber der 1733 ausgebrochene Krieg zog eine Aenderung nach ſich. Don Carlos bekam das Königreich beider Sicilien und Kaiſer Carl VI. Parma und Piacenza. Nach ſeinem Tode trat Maria Thereſia einen Theil von Piacenza 1743 an den König von Sardinien ab. Allein in dem Frieden von 1748 kam Parma nebſt dem öſterreichiſchen und ſardiniſchen Theil von Piacenza, wie auch das Fürſtenthum Guaſtalla, an den ſpaniſchen Infanten Don Philipp, mit der Bedingung des Rückfalls an Oeſterreich und Sardinien, im Fall der Mannsſtamm dieſes Infanten erlöſchen oder einer ſeiner Nachkommen den ſicilianiſchen oder ſpaniſchen Thron beſteigen ſollte. Auf Philipp folgte 1765 deſſen Sohn Ferdinand, der im J. 1796 mit Frankreich Frieden ſchloß und ſich durch Spaniens Allianz mit Frankreich im Beſitz ſeiner Länder behauptete. Dem Erbprinzen wurde ſogar im J. 1801 das Königreich Hetrurien ertheilt. Als aber 1802 der Herzog ſelbſt ſtarb, nahm Frankreich, zu Folge einer mit Spanien abgeſchloßnen Uebereinkunft, von Parma, Piacenza und Guaſtalla Beſitz, adminiſtrirte ſie bis 1805 und vereinigte ſie darauf als ein eigenes Departement mit der 28ſten Militärdiviſion. Nach dem 99 Art. des Wiener Congreßinſtruments wurden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla, mit Ausnahme der von dem Oeſterreichiſchen Gebiete auf dem linken Pouſer enclavirten Bezirke, mit vollem Eigenthum und Souverainität, der Kaiſerin Marie Louiſe zuerkannt. Sie nahm das Land, trotz der Widerſprüche der Bourboniſchen Höfe, im Frühling 1816 in Beſitz, und reſidirt nun in Parma. An ihrem glänzenden Hofe ſieht man meiſtens Deutſche.

Parmenides, ein berühmter griechiſcher Philoſoph der eleatiſchen Schule, blühte um das J. 504 vor Chr. Geb. Er war aus Elea gebürtig und beſaß ein großes Vermögen, in deſſen Genuß er mit glänzendem Aufwande lebte. Er zeichnete ſich auch in bürgerlichen Geſchäften aus und ſoll ſeinen Mitbürgern einige treffliche Geſetze gegeben haben, welche man in ſo hohen Ehren hielt, daß die Obrigkeit jährlich einen Eid ablegen mußte, für ihre Befolgung wachen zu wollen. Nachdem er mit dem Pythagoräer Diochetas vertraut geworden, fand er ſich durch dieſen bewogen, das öffentliche Leben mit den Studien zu vertauſchen. Die Philoſophie gewährte ihm den höchſten Genuß, und dem Diochetas, der ihn zuerſt darein eingeweiht hatte, hielt er ſich für ſo verpflichtet, daß er ihm nach ſeinem Tode zum Andenken einen Tempel erbauen ließ. Parmenides wurde der Schüler und Nachfolger des Xenophanes; auch ſoll er (vielleicht in ſeiner Jugend) den Anaximander gehört haben. Nach dem Zeugniß des Cebes war Parmenides ein Muſter der Tugend. Er ſchrieb die Lehre ſeiner Schule in Verſen, von denen aber nur einige verſtümmelte Fragmente, die Henricus Stephanus unter dem Titel: de poesi Philosophica u. ſ. w. geſammelt hat, bis auf uns gekommen ſind.

Parnaſſus, ein noch jetzt unter dem alten Namen bekanntes Gebirge in der griechiſchen Landſchaft Phocis, an deſſen Fuße die Stadt Delphi lag. Es war dem Apollo heilig. Den Namen leitet man bald von dem alten Heros Parnaſſus, einem Sohne Neptuns, bald von Deu-

ſalions Kaſten Larnace ab, in welchem dieſer bei der großen Waſſerfluth hier landete, daher es auch anfänglich Larnaſſus geheiſſen habe. Es hatte zwei Spitzen, von denen die ſüdliche, Hyampea genannt, ſich wieder in zwei Spitzen theilte; die nordweſtliche hieß Tithorea. Der höchſte Gipfel hieß Lycoreus.

Parnell (Thomas), ein ſcherzhafter engliſcher Dichter, war 1699 zu Dublin geboren und erhielt eine gute Erziehung und gründlichen Unterricht. Er widmete ſich der Theologie, ward 1700 Magiſter und drei Jahre ſpäter ordinirt. Im J. 1705 wurde er zum Archidiaconus von Clogher vorgeſchlagen, und um dieſelbe Zeit verheirathete er ſich. Seitdem beſuchte er häufig England, wo er die angenehmſten Tage verlebte. Seine geſelligen Eigenſchaften ließen ihn allenthalben gute Aufnahme finden. Seine erſten Verbindungen waren mit den damals mächtigen Whigs; die gelehrteſten Männer unter ihnen, als Addiſon, Congreve und Steele, wurden ſeine Freunde. Gegen das Ende der Regierung der Königin Anna aber, als die Tories ſiegten, verließ Parnell, wahrſcheinlich von Swift dazu vermocht, ſeine alten Freunde, und trat in genaue Verbindung mit Pope, Gay und Arbuthnoth, welche wie Swift mit Eifer der Gegenpartei anhingen. Seine glänzenden Ausſichten auf hohe geiſtliche Würden und Aemter wurden durch die Miniſterialveränderung beim Tode der Königin Anna zerſtört. Auf Swifts Empfehlungen an den Erzbiſchof King erhielt er indeß eine Präbende und die einträgliche Pfarre von Finglaß. Sein häusliches Glück vernichtete im J. 1712 der Tod ſeiner würdigen Gattin. Nie konnte er dieſen Verluſt verſchmerzen; er ſuchte Troſt in unmäßigem Genuß des Weins und verkürzte dadurch ſein eignes Leben. Mißvergnügen und Unruhe verfolgten ihn bis an den Tod, der ihn im J. 1717 in ſeinem 38ſten Jahre hinraffte. Parnell hat mehreres in Proſa und in Verſen geſchrieben. Er iſt der Verfaſſer von dem Leben Homers vor Pope's Iliade, das jedoch im Styl viele Verbeſſerungen von Letzterm erhielt, und von einer Lebensgeſchichte des Zoilus, welche eine Satire gegen Theobald und Dennis ſeyn ſoll; auch lieferte er einiges in den Spectator und Guardian. Alle dieſe Werke verrathen, ohne Meiſterſtücke zu ſeyn, Gelehrſamkeit und Phantaſie. Gegenwärtig wird er allein noch als Dichter gekannt und geſchätzt. Nach ſeinem Tode erſchien von Pope eine Auswahl ſeiner Gedichte, die dieſer der Bekanntmachung für werth hielt. Sie ſind ſeit dem mehrmals wieder gedruckt worden. Der Charakter dieſer Poeſien iſt Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Phantaſie, Klarheit der Sprache und Wohlklang des Versbaus. Sie gehören zwar nicht zu dem Edelſten und Vollendetſten der engliſchen Poeſie, wohl aber zu dem Gefälligſten. Die Gedanken ſind elegant und die Moral rein. Mehrere ſind glückliche Ueberſetzungen oder Nachahmungen. Im J. 1758 erſchien noch ein Band ſeiner nachgelaſſenen Werke, der jedoch ſeinem Rufe eher Nachtheil als Vortheil gebracht hat.

Parny (Evariſte), unter den neuern Elegiendichtern der Franzoſen einer der vorzüglichſten, und um ſo mehr der Erwähnung werth, da gerade in dieſer Gattung die franzöſiſche Literatur ſehr arm iſt. Im J. 1787 erſchienen ſeine Elegien, Oden, Lieder, Idyllen u. ſ. w. in zwei Bändchen unter dem Titel: Oeuvres complettes. Später gab er ſein berüchtigtes komiſches Heldengedicht: La guerre des Dieux anciens et modernes, poème en dix chants, in welchem nicht die chriſtliche Religion, wohl aber die chriſtliche Mythologie, vorzüglich mit den Waffen des Lächerlichen, ſo angegriffen wird, wie wohl früher nie geſchehen ſeyn dürfte. Das Directorium hatte ihm wegen dieſes Gedichtes die Auf-

nahme in das Inſtitut verweigert, in welches er jedoch ſpäter trat. Er iſt 1814 geſtorben.

Parochie, der Kirchenſprengel, das Kirchenſpiel, d. h. gewiſſe zu Einer Kirche gehörige und in dieſelbe eingepfarrte Perſonen, und der Bezirk, in welchem ſie wohnen, oder auch mehrere Dorfſchaften mit ihren Bewohnern, welche zu einer Kirche gehören. Daher heißt auch **Parochialkirche** (Pfarrkirche) die Hauptkirche in einer Parochie, an welcher ſich der Pfarrer befindet. Im Gegenſatz von **Filial-** oder Tochterkirche heißt ſie auch Mutterkirche.

Parodie. Mit dieſem Namen belegten die Griechen ſcherzhafte Gedichte, auch wohl nur einzelne Theile, wozu ganze Stellen oder einzelne Ausdrücke von ernſthaften Gedichten entlehnt oder doch nachgeahmt wurden. Athenäus hat uns ein ſolches Gedicht von Matron aufbehalten, und nennt den Hipponax, Ariſtoteles oder den Hegemon von Thaſos als den Erfinder. Ariſtophanes iſt voll ſolcher Parodien. Wir verſtehen unter Parodie ein Werk, in welchem ein ernſtes Werk in das Gebiet des Komiſchen und Niedrigen hinübergetragen wird. Dergleichen kann, wenn es mit Witz und Laune geſchieht, angenehm unterhalten und zugleich gewiſſen erhabnen Ausſchweifungen und Uebertreibungen entgegenwirken. Bei den witzigen Franzoſen haben dieſe Parodien den meiſten Beifall gefunden. Scarron parodirte die Aeneide, und nach ihm kamen die förmlichen Parodien der Tragödien auf. Auch wir beſitzen manche gelungene Parodie, z. B. die Aeneide von Blumauer, den Herodes vor Bethlehem, u. A.

Parole heißt in der Kriegsſprache das Loſungs- oder Erkennungswort, welches in einem oder ein Paar Wörtern beſteht, woran die zu einem und demſelben Heere gehörigen Krieger einander erkennen. Der commandirende General gibt im Felde täglich ein ſolches Wort aus. Die Wachen haben das Recht, auf diejenigen Feuer zu geben, welche ſich, ohne die Parole angeben zu können, ihnen nähern. Zuweilen wird ein Unterſchied gemacht zwiſchen Parole, Feldgeſchrei und Contreſigne, und jenes dem Officier, dies dem Unterofficier und letzteres dem Gemeinen zugetheilt. — Auf Paroli verſichern, auf ſein Wort, auf ſein Ehrenwort verſichern.

Paroli, im Pharoſpiel eine Biegung der Karte, welche anzeigt, daß der Spieler ſeinen Satz und den ſchon gemachten einfachen Gewinn noch einmal aufs Spiel ſetzen will, um, wenn er nochmals trifft, ſeinen Satz dreifach zu gewinnen. — Davon abgeleitet iſt der Gebrauch des Wortes Paroli für eine treffende Replik auf einen witzigen oder ſpöttiſchen Angriff, wodurch derſelbe dem Gegner in verſtärktem Maße zurückgegeben wird.

Paros, eine noch jetzt unter dieſem Namen bekannte Inſel des griechiſchen Archipelagus. Sie war im Alterthum reich und mächtig, hatte fruchtbare Gefilde, zahlreiche Viehheerden und zwei vortreffliche Häfen. Nach der Beſiegung des Xerxes wurde Paros, das ſich in dieſem Kriege zwar nicht wie früher mit den Perſern verbunden, aber doch ein zweideutiges Betragen beobachtet hatte, von Themiſtokles erobert, und blieb den Athenern unterworfen. Nach Alexander kam es eine Zeit lang unter den ägyptiſchen König Ptolemäus; doch bald gelangten die Athener wieder zum Beſitz der Inſel, und erhielten ſich darin bis auf Mithridates; dann kam ſie unter die Botmäßigkeit der Römer, welche ſie zur Provinz machten. Im Alterthum war Paros beſonders wegen ſeiner herrlichen Marmorbrüche berühmt. Hier wurde auch die berühmte pariſche Marmorchronik verfertigt (ſ. Oxford), welche auf Veranſtal-

tung des gelehrten Peireſc nach Smyrna gebracht, hier aber von dem Grafen von Arundel gekauft wurde. — Jetzt ſteht Paros unter türkiſcher Herrſchaft und gehört zur Statthalterſchaft des Capudan Paſcha. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf kaum 2000. Der Hauptort Parchia (Partſchia), eigentlich nur ein Dorf, ſteht wahrſcheinlich auf den Ruinen des alten Paros. Das Schloß und die Kirche der heiligen Jungfrau ſind aus den Ueberreſten alter prächtiger Gebäude aufgeführt. Das Innere der Inſel iſt bergig und mit Kirchen und Klöſtern angefüllt. Das Hauptproduct iſt Baumwolle. Unter den Häfen ſind S. Maria und Drio oder Treo die wichtigſten.

Paroxysmus, der Zuſtand der am höchſten geſtiegenen Verſtärkung eines jeden einzelnen Fieberanfalls, daher auch jede periodiſch wiederkehrende Verſchlimmerung einer Krankheit, von dem griechiſchen Worte paroxyno ſcharf, böſe, heftigmachen, anreizen, welches von para, daneben, auf unrechte Weiſe, zur Verſchlimmerung, und oxys heftig, ſcharf, ſtark, verſtärkt, zuſammengeſetzt iſt. Es laſſen ſich nähmlich bei dem ganzen Verlaufe des Fiebers die drei Stadien, der Zunahme, der Höhe und der Abnahme, deutlich unterſcheiden (ſ. d. Art. Fieber); jedes Fieber im Ganzen beſteht aber wieder aus einzelnen Fieberanfällen, welche zuſammengenommen den ganzen Umlauf des Fiebers bilden. Bei dem Wechſelfieber (febr. intermittens) ſind dieſe einzelnen Fieber am deutlichſten von einander getrennt, indem ein beinahe ganz fieberfreier Zeitraum von ſechs, bis vierundzwanzig, bis achtundvierzig Stunden dazwiſchen liegt. Bei dem nachlaſſenden Fieber (febr. remittens) iſt der Trennungszuſtand zwiſchen den einzelnen Fieberanfällen ſchon weniger deutlich, indem er ſich bloß durch einen merklichen Nachlaß der vom Fieber abhängigen Zufälle offenbart, während die meiſten, beſonders die weſentlichen Zufälle, ununterbrochen fortdauern. Am undeutlichſten ſind dieſe einzelnen Abſchnitte bei dem anhaltenden Fieber (febr. continua, continens), wo zumal in der Höhe der Krankheit die einzelnen Fieberanfälle ſo in einander verlaufen, daß kaum ein geringer Nachlaß dem Gefühl des Kranken und der geübten Beobachtung des Arztes die Zwiſchenperioden bemerklich macht. Im Verlauf dieſer einzelnen Fieberanfälle nun läßt ſich eben ſo, wie im Ganzen, ein Zeitraum der Zunahme, der höchſten Stärke und der Abnahme der Zufälle wahrnehmen, und dieſe Periode der Höhe, wo die Zufälle an Menge und Heftigkeit den höchſten Gipfel erreicht haben, wird ſchon in der hippocratiſchen Schule Paroxysmus, ſonſt auch bei andern accessio, exacerbatio, genannt. Doch iſt es auch nicht ſelten, daß man andre heftige Zufälle überhaupt, beſonders wenn ſie mit gewaltſamen Aeußerungen, mit Krämpfen und Convulſionen oder Wahnſinn und Raſen, verbunden ſind und periodiſch wiederkehren, den Paroxysmus nennt. Der Paroxysmus in Fiebern iſt entweder regelmäßig, d. h. zu beſtimmten Zeiten zurückkehrend, wie z. B. in den gemeinen Wechſelfiebern, oder unregelmäßig, zu unbeſtimmten und in ungleichen Zeiträumen wiederholend, wie in manchen unordentlichen Wechſelfiebern, in vielen anhaltenden Fiebern, in Nervenfiebern, und andern. In den meiſten Fiebern fällt die Zeit des Paroxysmus auf den Abend oder in die Nacht, daher die Kranken in dieſer Zeit ſich allemal ſchlimmer befinden, als Vormittags, wo gemeiniglich der Nachlaß des Fiebers eintritt. Selbſt dann, wenn das Fieber dem Anſchein nach gänzlich verſchwunden iſt, bemerkt der Kranke oft noch Abends oder in der Nacht etwas gelind fieberhaftes, gleichſam einen Wiederſchein des vorübergezogenen Ungewitters. H.

Parrhaſius, ein berühmter griechiſcher Mahler, gebürtig aus

aus dem Reiche der eigentlich ſogenannten Redetheile mit Recht ausge- Epheſus. Sein Vater Euenor war ebenfalls Mahler, und blühte um das J. 420 vor Chr. Geb. Der Sohn war ein Zeitgenoſſe des Zeuxis. Nach Plinius brachte Parrhaſius zuerſt Ebenmaß in die Mahlerei, lebhaften Ausdruck und Anmuth in die Geſichtsbildung und äußere Geberde, und übertraf alle Mahler im Umriß. Es werden mehrere ſeiner Gemählde von den Alten angeführt. Sein hoher Ruf machte ihn ungemein ſtolz und anmaßend. Wie Athenäus verſichert, ging er in Purpur gekleidet, mit einem goldnen Kranz auf dem Kopfe, und nach Plinius leitete er ſeine Abkunft vom Apollo ab. Er wetteiferte mit dem Thimanthes aus Samos in einem Gemählde, das den Ajax, wie er mit dem Ulyſſes um die Waffen Achills kämpfte, vorſtellte. Als ſeinem Gegner der Preis zuerkannt wurde, ſagte er ſpöttiſch: es ſey ihm um den Helden leid, daß er abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden.

Pärſen, ſ. Gebern.

Parthenon war ein berühmter Tempel der Minerva Parthenos zu Athen in der Acropolis. Perikles ließ ihn von den Baumeiſtern Ictinus und Kallikrates erbauen. Der Styl war doriſch und das Material ſchöner weißer Marmor. Die Breite betrug 100, die Länge 227, die Höhe 69 Fuß. Die Portikus an den beiden Hauptſeiten waren doppelt, an den beiden andern einfach. Durch drei Säulen war das Innere in drei Gemächer abgetheilt. Außer vielen Kunſtwerken war die Hauptzierde dieſes Tempels die Statue der Göttin von Phidias. Sie war aus Gold und Elfenbein, und 26 Ellen hoch. Außerdem gehörte zum Tempel ein Schatz, wo Privatperſonen die Geldſummen niederlegten, welche ſie in ihrem Hauſe nicht ſicher glaubten. Auch die heiligen Geſchenke, welche man der Göttin weihte, wurden hier aufbewahrt.

Parthēnope iſt der alte Name der Stadt Neapel, weswegen die Franzoſen dieſes Königreich, als ſie es 1799 revolutionirten, die parthenopeiſche Republick nannten. Man leitete dieſen Namen von einer Sirene Parthenope her, welche ſich aus Verzweiflung ins Meer ſtürzte, weil ſie den Ulyſſes durch ihre Geſänge nicht hatte bezaubern können. Sie wurde an derſelben Stelle ans Land geworfen, wo das nach ihr benannte Parthenope ſtand, und wo man ihr ein Grabmal errichtete. Andre mythologiſche Perſonen, welche denſelben Namen führten, ſind zu unbedeutend, um erwähnt zu werden.

Parther. Der Name Parthien kommt im Alterthum in dreifacher Bedeutung vor. Im weitläufigſten Sinne verſieht man darunter das ehemalige parthiſche Reich zwiſchen dem Euphrat, Oxus, dem caspiſchen und dem Südmeere. Im engſten Sinne iſt Parthien (Parthiene) das kleine Land, wo die ſo berühmten Parther wohnten, umgränzt von Hyrkanien, Arien, Karmanien und Medien, und rings umher von Gebirgen eingeſchloßen, das man in dem heutigen nordweſtlichen Theile von Choraſan, wo jetzt Kurti und Thus liegen, zu ſuchen hat. Endlich in einem mittlern Sinne bedeutet Parthien auch die nördlichen Provinzen Perſiens, das geſegnete Hyrcanien (jetzt Maſenderan, Dſcherdſchan und Karkan), das kleine Parthiene ſelbſt, Aria (einen Theil von Choraſan), Margiana (jetzt Forg und Maruſchak in Oſtchoraſan), Bactriana (oder den ſüdlichen Theil der Bucharei), die Länder um den Paropamiſus (die Gegend um Candahar), Drangiana (Seieſtan), Arachoſia und Sagdiana (den nördlichen Theil der großen Bucharei). Die Parther (Flüchtlinge) ſtammten von den Scythen, und kamen unter die Herrſchaft der Perſer, Macedonier und Syrer. Unter dieſen blieben ſie bis auf Antiochus II. Damals griff Arſace (Aſchak)

zu den Waffen, vertrieb die Syrer, (und verbreitete ſeine Siege über die benachbarten Länder. Noch mehr thaten dies ſeine Nachfolger. So entſtand das wichtige parthiſche Reich, beherrſcht von den Arſaciden (Aſchkaniern oder Aſchakern) ſeit dem Jahr 256 vor Chr. Geb. Sie kriegten mit den Römern mit abwechſelndem Glück, nie aber konnten die Römer ihnen dauernde Vortheile abgewinnen. Craſſus blieb gegen ſie in einer großen Niederlage. Traian hatte zwar einen Theil von Parthien erobert, aber dieſe Eroberung wurde theils von ihm ſelbſt, theils von Hadrian wieder aufgegeben. Im J. 214 nach Chr. Geb. erregte Artaxerxes, ein Perſer, Sohn des Saſſan, einen Aufſtand, ſtürzte die Arſaciden vom Thron und unterwarf 226 ganz Mittel-Aſien ſich und dem ſaſſanidiſchen Hauſe. (S. Perſien.)

Particip, deutſch Mittelwort, iſt in der Sprache derjenige Theil eines Zeitworts, welcher an ſich die Natur eines Eigenſchaftsworts hat, mit dem Unterſchiede jedoch, daß er zugleich auch die Zeitverhältniſſe bezeichnet und angibt, übrigens noch zu Bildung der zuſammengeſetzten Zeitformen gebraucht wird. Von dieſem Schweben, dieſem Sichaneignen von dem Zeit- und von dem Eigenſchaftswort führt es ſeinen Namen; denn es participirt, hat Theil an ihnen. Der Gebrauch deſſelben im Deutſchen iſt zum Theil durch einen gewiſſen Geſchmacksdünkel mehr beſchränkt worden, als der Geiſt der Sprache unumgänglich fodert, und frühere oder ältere Muſter beſtätigen dürften. Auch hat hierin die Sprache durch ihre Geſetzgeber, die Philoſophen und Dichter, alſo auch tüchtige ſprachkundige und geſchmackvolle Ueberſetzer Manches wieder ſich zugeeignet, Manches ziemlich allgemein gewöhnlich gemacht, was man noch vor nicht gar langer Zeit für unzuläſſig achtete. Dahin gehört z. B. die Participialconſtruction, welche in der lateiniſchen Sprache durch die ſogenannten abſoluten Ablative bewirkt wird: quo facto, dies gethan. Und es iſt allerdings nicht zu läugnen, daß namentlich in dieſem Falle an Kraft und Kürze gewonnen wird, wenn durch Auflöſung des Satzes mittelſt einer Partikel und der beſtimmten Zeitform nur Weitſchweifigkeit entſteht. Was übrigens durch gehörigen Gebrauch der Participien für den Periodenbau der Sprache gewonnen werden könne, zeigen manche wiſſenſchaftliche Schriften. Daß jedoch hier mit Umſicht verfahren werden müſſe, und nur nicht die abſolute Wehr, gegen den ſogenannten Kanzleiſtyl hier entſcheiden zu können, behauptet wird, verſteht ſich von ſelbſt. Denn eine Vergleichung der Sprachen zeigt wohl, daß die eine hierin freier iſt als die andre. So hat die Tochter der lateiniſchen Sprache, das Italieniſche, doch in dieſer Sphäre nicht alles, was die Mutter hat, ob ſie gleich im Einzelnen manches herübergenommen, was dahin gehört, wie das Wort futuro ſelbſt, welches in der Form doch ein Particip iſt, das aber nicht, wie im Lateiniſchen, von allen Zeitwörtern gebildet werden kann. Das Italieniſche hat hierin wieder mehr Beweglichkeit als das Deutſche. Kurz nur vor verwäſſernder Auflöſung und eigentlicher Entgliederung der Sprache durch eine gegen die läſſige und gedankenloſe Leſewelt zu große Nachgiebigkeit, welche alles in kleinen und zerſtückten Sätzchen vorlegen mag, iſt zu warnen. Wie aber dazu nebſt dem Geſchmacks- und Aufklärungsdünkel auch die ziemlich gleichzeitig eingeriſſene Popularität beigetragen, und daß ſie auch hier nachtheilig gewirkt, iſt zu ſagen hier nicht des Orts. Wa.

Partikel (particula), in der Grammatik ſolche Wörter, welche keiner Umbiegung fähig ſind, weder declinirt noch conjugirt werden können, als: die Präpoſition, das Adverbium, die Conjunction und die Interjection, welche letztere jedoch, als reiner, unwillkürlicher Naturlaut,

ſchloſſen wird. Man nennt ſie Partikeln, weil ſie in der Regel, dem äußern Umfange nach, die kleinſten Redetheile ſind, indem die meiſten von ihnen aus Stammlautern oder unverändert gebliebenen Stammwörtern beſtehen. Da aber das äußere Merkmal des größern oder geringern Umfangs eines Wortes, als etwas bloß Zufälliges und in den verſchiedenen Sprachen Verſchiedenes, keinen Eintheilungsgrund der Sprachformen abgeben kann, und da das Merkmal der Kleinheit keineswegs allen inflexibeln Redetheilen, dagegen vielen Wörtern der übrigen Claſſen zukommt; ſo haben neuere Sprachlehrer dieſen grammatiſchen Kunſtnamen ganz aufgegeben, indem ſie ſich begnügen, die Redetheile, in Hinſicht der Veränderung, deren ſie fähig oder nicht fähig ſind, in biegſame und unbiegſame (flexible und inflexible) einzutheilen.

Partiſan, Parteigänger, der Anführer oder das Mitglied eines Freicorps (ſ. d. Art.) — **Partiſane**, ehemals ein Gewehr, eine Art von Spieß, welches unter dem Stecheiſen noch eine Barte oder ein kleines zweiſchneidiges Beil hatte. Es iſt dieſelbe jetzt nur noch an einigen Höfen bei den Trabanten gewöhnlich, welche ſie zur Zierde tragen.

Partitur nennt man in der Muſik die ſchriftliche Ueberſicht aller zu einem vielſtimmigen Tonſtück gehörigen Stimmen (der muſikaliſchen Partien). Die Partitur iſt zuerſt das Werk des Tonſetzers, welcher das im Geiſte ſchon entworfne, oder ſich während des Schreibens ausbildende Tonganze äußerlich feſthält, indem er zugleich den Antheil jeder Sing- und Inſtrumentalpartie an demſelben, wie dieſe ſich bald thätig, bald pauſirend verhalten, durch Notenſchrift und andre muſikaliſche Signaturen verzeichnet. Hauptſächlich geſchieht dies dadurch, daß die einzelnen Partien auf beſondern Linienſyſtemen Tact für Tact unter einander geſchrieben werden, ſo daß man, was in jedem Tacte von irgend einer Sing- oder Inſtrumentalpartie zu leiſten iſt, vollkommen überſehen kann. Das Entwerfen der Partitur hängt mit dem Componiren unmittelbar zuſammen; denn dadurch entſteht überhaupt ein Kunſtwerk, daß das vom Geiſte Gebildete äußerlich und von dem Geiſte, aus welchem es hervorgegangen, abgeſondert wird. Wie wäre es auch dem ſchöpfungsreichen Künſtler möglich, namentlich ein Tonſtück von größerm Umfang, an deſſen Ausführung ſo viele Stimmen Antheil haben, nach ſeinen neben und nach einander fortlaufenden Tonreihen lange im Gedächtniß feſtzuhalten? Wir ſetzen aber voraus einen echten Tonſetzer, der nicht erſt des Papiers bedarf, um ein Tonſtück hervorzubringen, oder ſeine muſikaliſchen Gedanken erſt dann aufſchreibt, nachdem er ſie auf irgend einem Inſtrumente gehört hat, wenn er gleich das Einzelne ſich durch Hören mehr verdeutlichen kann. Denn was nicht aus dem Geiſte ſeinen Urſprung nimmt, und im Geiſte als Ganzes entworfen wird, hat keinen Werth. Einzelne Gedanken an einander reihen zu einem gefälligen Eindrucke macht nicht den Tonſetzer aus; denn daraus wird nimmer ein wahrhaftes **Ganzes**. Damit läugnet man jedoch nicht, daß nicht der Tonſetzer bei der Anlage ſeiner Partitur zuerſt nur die Grundzüge des Ganzen, wie es im Geiſte ausgedacht iſt, entwerfen, und erſt allmählig, gleich dem Mahler, der die Mitteltinten und den vollkommenen Ausdruck des Colorits erſt nach vollendeter Zeichnung hervorbringt, die Harmonie ausfüllen, das Einzelne genauer ausarbeiten, und zur vollkommenſten Uebereinſtimmung mit dem Ganzen ausbilden werde. Die Anordnung der Partien in der Partitur muß, obwohl im übrigen viele Verſchiedenheit darin Statt finden kann, und jeder Tonſetzer die ihm bequemſte Methode befolgt, im Allgemeinen

doch dem Zwecke der Partitur entſprechen, d. h. eine leichte Ueberſicht des vielſtimmigen Tonganzen gewähren. Gewöhnlich geſchieht dies, indem man die Sopraninſtrumente über die Mittelſtimmen und Baßinſtrumente, und die Singſtimmen unter die übrigen Inſtrumentalpartien, der Violonpartie zunächſt ſtellt, ferner den obligatern und bedeutendern Partien die mittlern Syſteme in der Partitur einräumt. Nach der Vielſtimmigkeit des Tonſtücks faßt die Partitur mehr oder weniger Notenſyſteme. Aus ihr werden dann, wenn das Tonſtück von dem dazu gehörigen Perſonale ausgeführt werden ſoll, die einzelnen Partien beſonders ausgeſchrieben, und um Fehler der Aufführung zu vermeiden, nach derſelben corrigirt. Nach ihr wird ferner ein größeres Tonſtück vervielfältigt; das Copiren nach den einzelnen ausgeſchriebenen Partien iſt größern Fehlern unterworfen, da hingegen bei der Anſicht der zuſammengeſtellten Stimmen der Fehler eher zu entdecken iſt. Nach ihr pflegt daher auch die Aufführung des Tonſtücks durch die dirigirende Perſon angeordnet zu werden; ja nach ihr kann endlich das Tonſtück ſelbſt, namentlich in Hinſicht ſeiner harmoniſchen Verhältniſſe beurtheilt werden, da hingegen dem Ohre manches entgeht, und bei der Ausführung ſchnell vorüberfliegt. Des Directors Sache iſt es alſo, eine Partitur leſen zu können, um darnach vorzüglich in muſikaliſchen Proben die Ausführung des Ganzen und Einzelnen zu leiten, damit die Aufführung ſelbſt möglichſt fehlerfrei ſey. Dazu gehört aber Kenntniß der Harmonie, Kenntniß der Singſtimmen und Inſtrumente, ſo wie ihrer Bezeichnungen, Kenntniß der Zeitmaße, die vorzüglich nach der vorgeſchriebenen Bezeichnung, mehr aber noch durch den Geiſt des Ganzen, und nach dem den einzelnen Partien zugemutheten Antheil zu beſtimmen ſind, endlich was überall nothwendig iſt, eine große Uebung und Erfahrung. Letztere ſind in einem noch höhern Grade nothwendig, um eine Partitur auf dem Clavier oder Pianoforte zu ſpielen, was vorzüglich in den erſtern Proben großer Stücke (z. B. der Opern, Kirchenſtücke) nothwendig iſt, in welchen einzelne Partien für ſich eingeübt werden, oder auch zur genauern Beurtheilung des Tonſatzes, oder endlich zum Vergnügen geſchieht. Für den erſtern Zweck wird zwar auch häufig die Violine angewendet, allein es wird vorzüglich bei ſtark beſetzten Tonſtücken, welche eine mannigfaltige und ſchwere Harmonie haben, dann oft der Fall eintreten, daß beim nachmaligen Hinzutreten der Inſtrumente und einer reichen Harmonie der Sänger oder Spieler ſich kaum zu orientiren weiß und ein andres Tonſtück, als das eingeübte zu hören glaubt. Nach dem Clavierauszuge diejenigen Partien einüben, welche nicht darin enthalten ſind, oder gar nach ihm die Aufführung dirigiren, wird der Muſikdirector nur höchſtens dann, wenn ihm das Tonſtück vollkommen und nach jedem ſeiner Theile bekannt iſt. Von dem Virtuoſen im Partiturſpielen, dergleichen es jetzt in Deutſchland viele gibt, erwartet man, daß er das Tonſtück auf dem Inſtrumente ſo vortrage, oder die einzuſtudirenden Partien ſo begleite, als ob er eben einen vollkommenen Clavierauszug liefere, wobei freilich der Zweck des Nachhelfens und Einſtudirens mannichfaltige Ausnahmen nothwendig macht. Der Partiturſpieler muß die größte und leichteſte Ueberſicht, und die Gewandtheit und Geiſtesgegenwart beſitzen, das Weſentliche eines Tonſtücks auf ſeinem Inſtrumente hören zu laſſen, und unter ſeine zwei Hände geſchickt zu vertheilen, wozu außer den obigen Erfoderniſſen auch noch eine ſehr bedeutende Fertigkeit im Clavierſpiel und eine ungemeine Kenntniß des Generalbaſſes gehört. Wie viel eine Partitur von Mozart, Cherubini, Beethoven u. ſ. w. in dieſer Hinſicht

erfodere, bedarf nicht entwickelt zu werden. Immer muß das Partiturſpiel ſich zu der Aufführung wie der einfarbige Kupferſtich zu dem Gemählde verhalten, das mit dem Reize aller Farben geſchmückt iſt. Man findet übrigens die Partituren häufiger geſchrieben als gedruckt oder geſtochen, theils weil die Meiſten geſchriebene Noten lieber leſen und beſſer überſehen, theils weil der Verlag der Partituren im Muſikhandel nur bei bedeutenden und ſchon als meiſterhaft anerkannten oder um beſondrer Zwecke willen geſuchten Tonſtücken einen die Koſten des Verlegers belohnenden Abſatz gewährt. T.

Parzen (griechiſch Mören), die unerbittlichen Schweſtern, welche das Schickſal der Menſchen in den werdenden Faden ſpinnen. Namen und Zahl derſelben kommen bei Homer nicht vor. Der Name Clotho, die Spinnerin, war anfangs wahrſcheinlich allgemein. Als ihre Zahl aber drei wurde, und die Dichtkunſt für die beſtimmte Zahl auch beſtimmte Namen erfand, wurde Clotho beſondrer Name, neben Atropos und Lacheſis, aber ohne eine beſondre Function. Dieſe lag auch nicht in den Namen der zwei andern, denn Atropos hieß das unveränderliche Schickſal, und Lacheſis drückte den Zufall im Schickſal und Glück aus, alſo alle das Schickſal unter verſchiednen Anſichten. Bei Homer und Heſiod erſcheinen ſie als Göttinnen des menſchlichen Schickſals und einzelner Geſchicke, ohne Todesverhängniß. Bei den Lyrikern treten ſie in den weitern Kreis der Ereigniſſe überhaupt, und ſind überall gegenwärtig, wo etwas zu vertheilen iſt. In der engſten Bedeutung ſind ſie die todbringenden Schickſalsgöttinnen, die Göttinnen des Todes als allgemeinen und endlichen Verhängniſſes nach beſtimmtem Lebensziel. Als Göttinnen des Todes gehören ſie der Unterwelt an und ſind Töchter der Nacht, als Schickſalsgöttinnen gehören ſie in das Gebiet des Zeus und ſind demſelben von der Themis geboren. Die erſtere Abſtammung iſt gewiß die ſpätere. Als Töchter des Zeus nahmen ſie Antheil an den Beſtimmungen des Schickſals, waren Dienerinnen ihres Vaters und mit allen dazu nöthigen Eigenſchaften ausgerüſtet. Sie ſpinnen dem Menſchen ſeine künftigen Schickſale in einem Faden zu, wiſſen alſo die Zukunft und prophezeien ſie; ſie ſingen die Schickſale der Sterblichen, indem ſie zugleich ihre Spindeln in Bewegung ſetzen. Man legte dann auch jeder ihr beſtimmtes Geſchäft bei. Die eine ſchrieb, die andre ſprach, die dritte ſpann den Faden ab, oder Atropos war die vergangne, Lacheſis die künftige, Clotho die gegenwärtige Zeit. Abgebildet werden ſie, wie Lacheſis die Spindel, Clotho den Rocken hält und Atropos den Faden durchſchneidet.

Pascal (Blaiſe), geb. zu Clairmont 19. Jun. 1623. Einer der geiſtreichſten Aſceten (ſ. d. Art.), oder, es recht und wahrhaft zu ſagen, ein frommer Chriſt. Er verrieth in den früheſten Kinderjahren, als er kaum ſprechen konnte, durch die paſſendſten Antworten und ſinnigſten Fragen eine ungemeine Geiſteskraft. Er war einziger Sohn des Präſidenten der Grafenkammer, der ihn, da er, drei Jahr alt, ſeine Mutter verlor, außerordentlich liebte und ſelbſt unterrichtete. 1631 zog die Familie nach Paris, und immer freier und herrlicher entwickelte ſich der Knabe lediglich unter des Vaters Leitung, der Kraft und Gegenſtand derſelben beſonnen in Verhältniß zu bringen wußte und ihm vor dem 12ten Jahre nicht Latein lehrte, obwohl er ihm klare und helle Begriffe über Sprache und Sprachbildung beibrachte. Seine Fortſchritte in den Sprachen waren deßhalb um ſo ſchneller. Hierauf belehrte er ihn auch über wunderbare Naturwirkungen, und mußte ſtets des Knaben Scharfſinn und richtigen, gerade auf die Wahrheit eindrin-

genden Verſtand bewundern, der ſchon ſelbſt forſchte, wo er unbefriedigt war. Entſchiedene große Anlage zur Geometrie zeigte er, trotz deſſen, daß der Vater den Unterricht in der Mathematik, worin er ſelbſt bedeutende Kenntniſſe hatte, verſagte, mit dem Bedeuten, zuvor müſſe er erſt Griechiſch und Latein gelernt haben. Kaum hatte der Knabe ihm auf die Frage: was denn Mathematik ſey? die Antwort entlockt, daß ſie zeige, wie man richtige Figuren zu entwerfen und ihre Verhältniſſe zu einander zu beſtimmen habe, ſo dachte er in ſeinen Erholungsſtunden darüber nach, und zeichnete mit Kohle Kreiſe, Dreiecke mit gleichen Seiten und Winkeln auf den ſteinernen Fußboden, und ſuchte ihre Verhältniſſe auf. Noch wußte er keinen Namen, nannte deshalb einen Kreis ein Rundes, eine Linie eine Stange u. ſ. w., definirte ſie ſich ſelbſt, fand Axiome und endlich Beweiſe, ſo daß er bis zu dem 32ſten Satze des Euklides vorrückte. Der Vater überraſchte ihn dabei unbemerkt, befragte ihn und eilte ſtaunend, vor Freuden weinend, zu ſeinem liebſten Freunde, ihm das Wunder mitzutheilen. Dieſer rieth, ihm den Euklides zu geben, den er auch ohne weitere Beihülfe verſtand. Von nun an wohnte er den Sitzungen mehrerer Freunde der Mathematik bei, die ſich bei ſeinem Vater verſammelten, und entdeckte nicht ſelten, was kein anderer ſah. So ſchrieb er im 16ten Jahre ſchon eine höchſt ausgezeichnet ſcharfſinnige Abhandlung über die Kegelſchnitte. Unbekümmert aber um Ruhm, ließ er ſie, trotz aller Auffoderungen, nicht drucken. Unterdeſſen ſtudirte er auch Sprachen, Logik, Phyſik und andre philoſophiſche Wiſſenſchaften ſo unermüdet und angeſtrengt, daß bereits im 18ten Jahre ſeine Geſundheit unheilbar zerſtört war. Dennoch erfand er im Jahr darauf die bekannte untrügliche Rechenmaſchine, deren Mechanismus den Arbeitern begreiflich zu machen ihm viel Mühe koſtete, zumal da er faſt keinen Tag ſchmerzenfrei war. Dennoch machte er noch bis in ſein 23ſtes Jahr Entdeckungen über die torricelliſche Leere. Noch war er nicht 24 Jahr alt, als er durch einige erbauliche Schriften plötzlich erleuchtet und ihm mit ſiegender Gewißheit klar wurde, daß ein Chriſt nur Gott, und nichts außer ihm lieben müſſe. Sogleich warf er alles bei Seite, was profane Wiſſenſchaften betraf, und wurzelte nur tiefer in dem ihm ohnedies eignen kindlichen Glauben. Dabei faßte er alle, ihm von Herzen verhaßte, als aus Spitzfindigkeit entſtehende Ketzerei ſcharf nach den kirchlichen Entſcheidungen ins Auge. Zu Rouen, wo er ſich damals mit ſeiner Familie befand, hörte er, auf Einladung zweier Freunde, einen Irrlehrer, warnte ihn zuvörderſt, dann zeigte er ihn bei Herrn von Bellay an, der von jenem durch ein zweideutiges Glaubensbekenntniß hintergangen wurde, und überhaupt die Sache nicht für ſo wichtig nahm. Die drei jungen Leute wendeten ſich an den Erzbiſchof. Dieſer befahl Herrn von Bellay, jenen in allen ſtreitigen Punkten zum Widerruf anzuhalten, und nichts ohne die Beiſtimmung der Ankläger von ihm anzunehmen. Alles erfolgte wie es ſollte, da der Irrlehrer ſelbſt nur getäuſcht ſchien. Pascals Frömmigkeit wirkte belebend und anziehend auf die ganze Familie. Der Vater ward des Sohnes Schüler, die eine Schweſter, ein geiſtreiches Mädchen, wählte ein Kloſter, wo ſie 1661 im 36ſten Jahre ſtarb. Pascal war indeß unaufhörlich krank, übte und ſtärkte aber dabei ſeine Geduld nur um ſo mehr. Bei unerträglichem Kopfweh, Brennen in den Eingeweiden, wo er nur warmes Getränk zu ſich nehmen durfte, nahm er auch eine ihm verordnete Arznei, gewärmt, tropfenweis unter außerordentlichen Schmerzen. Auf Verlangen der Aerzte ging er in Geſellſchaft; aber ſeine Schweſter, die Nonne, brachte ihn bald, wie früher

er ſie, ſo weit, daß er allen weltlichen Umgang aufhob, ſich alles Ueberflüſſigen, ſelbſt auf Koſten ſeiner Geſundheit, entſchlug. So lebte er gleichmäßig von ſeinem dreißigſten Jahre an bis an das Ende. Er bezog ein Landgut, entſagte dort allen Vergnügungen und allem Ueberfluß, ſchaffte ſeine Bedienung ab, bettete ſich ſelbſt, aß in der Küche und ließ nur in dem ſich bedienen, was er nicht ſelbſt verrichten konnte. Dabei betete und las er in der heiligen Schrift, die er auf dieſe Weiſe ganz auswendig lernte, nebſt den Auslegern. Er hatte eine natürliche, keuſche und eindringliche Beredſamkeit. Eine wunderſame Heilung ſeiner Schweſter von einer Thränenfiſtel mittelſt der bloßen Berührung eines Heiligenrückenwirbels gab ihm zu allerlei Gedanken über Wunder Veranlaſſung, und nährte in ihm den Wunſch, beſonders die Atheiſten zu bekämpfen. Da ihm dies dennoch wegen des damit verbundenen Weltverkehrs gefährlich ſchien, ſo legte er eine Kette um das bloße Fleiſch und erinnerte ſich durch ſchmerzerregendes Jucken, ſo oft ihm ein eitler weltlicher Gedanke kam, oder er ſich zu ſehr irgendwo gefiel. Dieſe Strenge gegen ſich ſelbſt übte er bis an ſeinen Tod, bei fortdauernder ſchmerzhafter Krankheit. Damals machte er auch in ſchlafloſen Nächten, ohne es zu wollen, allerlei mathematiſche Entdeckungen, die er erſt auf Bitten eines würdigen Freundes binnen acht Tagen zum Druck niederſchrieb. Endlich konnte er nicht mehr arbeiten, noch Jemand ſehen. Dennoch entſagte er noch immer allen Freuden und allem Ueberflüſſigen. Er konnte, trotz ſeines Ekels, nicht dahin gebracht werden, eine würzige oder Eßluſt erregende Speiſe zu genießen, zu verlangen oder zu loben; er nahm nur das Nothwendigſte und Erfoderliche. Er hatte in dieſer Hinſicht, wie über die Armuth, die zarteſte, man möchte ſagen, wundeſte Gewiſſenhaftigkeit. Daher er auch Armen mit der größten Aufopferung Almoſen ertheilte, ja alle ein gleiches zu thun trieb. Seine Liebe und Reinheit fand ſelbſt in den Liebkoſungen der Kinder gegen ihre Mutter, ſeine Schweſter, noch etwas Anſtößiges. Wie er ſich an niemand, den er auch liebte, leidenſchaftlich anſchloß, ſo verlangte er daſſelbe auch wieder von Andern. Seine Schweſter ſelbſt, die ſeiner pflegte, und der er bereitwilligſt half, wo er konnte, mußte ſich erſt allmählich an ſeine ſcheinbare Gleichgültigkeit gewöhnen; er meinte, ſolche Leidenſchaftlichkeit entziehe ein Herz Gott, dem es doch allein angehöre. Außerdem war er dem König treu, mild, vergebſam bis zur leichteſten Vergeſſenheit von Beleidigungen. Er ſchilderte ſich auf einem Blättchen Papier ſelbſt ſo: „Ich liebe die Armuth, weil Jeſus Chriſtus ſie liebte. Ich liebe Glücksgüter, weil ſie Mittel ſind, den Elenden beizuſtehn. Ich ſuche Keinem, der mir Böſes thut, wieder Böſes zu thun, ſondern wünſche ihm eine Lage, wie meine, wo man weder Gutes noch Böſes von den Menſchen erlebt. Ich ſtrebe immer, wahrhaft, aufrichtig und treu gegen alle Menſchen zu ſeyn und habe eine herzliche Zärtlichkeit für die, ſo Gott mir eng verbunden hat; mag ich allein, oder auch unter Menſchen ſeyn, überall habe ich in meinen Handlungen Gott gegenwärtig, der ſie richten wird, und dem ich ſie alle geweiht. Dies iſt meine Geſinnung und täglich preiſe ich meinen Erlöſer, der ſie mir ins Herz gelegt und aus einem ſchwachen, elenden, ſinnlichen, ſtolzen und ehrgeizigen Menſchen, durch Kraft ſeiner Gnade, wovon alles abhängt, mich zu einem von all dieſen Fehlern freien Menſchen gemacht.“ In ſeiner letzten Krankheit verließ er noch ſeine Wohnung, weil eine arme Familie, die er zu ſich genommen hatte und unterſtützte, die Blattern hatte, ſeine Schweſter aber für ihre Kinder vielleicht hätte fürchten müſſen. In den heftigſten Schmerzen bewies er

die größte Geduld, ſo daß er eher zu geneſen fürchtete, weil er, wie er ſagte, die Gefahren der Geſundheit und die Vortheile der Krankheit kenne; Krankheit ſey der natürliche Zuſtand des Chriſten; denn ſie halte immer in Duldſamkeit, Entbehrung der Glücksgüter und ſinnlicher Freuden, fern von Leidenſchaften. Am 6ten Auguſt bekam er heftigen Kopfſchmerz und Schwindel, wollte beichten, Kranke im Hauſe haben, um ſie zu verpflegen, ja unter armen Kranken ſterben. Am 17. ward er zuſehends ſchlimmer und, nach einem faſt ſchon den Tod bringenden Krampfe etwas wieder zu ſich gekommen, nahm er mit Ehrfurcht und unter vielen Thränen das Sacrament und ſtarb am 19. Auguſt 1662, im 39ſten Jahr ſeines Alters. Ein ſo durchgängig wahrhafter, redlicher Charakter, beſonders unter den Franzoſen, dieſer, wie ſehr ſie auch ſich dagegen zu vertheidigen ſtreben, leichtſinnigen und ſinnlichen Nation, mußte, da er das Haben auch im edelſten Sinne ſo ſehr verſchmähte, daß er nur mit ſeinem Seyn zahlen wollte, allerlei Mißdeutungen unterworfen ſeyn. Dieſe folgerechte Entſchiedenheit für Vergeiſtigung, oder Rückkehr des Menſchen aus dem ſinnlichen, verfinſternden Leibe in den Geiſt, ſein Urelement, mittelſt der chriſtlichen Religion erfodert eben ſo viel Kraft und Freiheit, als Demuth und kindliche Hingebung, und wie wenig ſie auch im Durchſchnitt dem Zeitalter zuſage, für Krankheit kann ſie doch nur von einem beſchränkten, im Irdiſchen feſtgehaltnen, Standort aus angeſehen werden. Pascal war gewiß ein kräftiger Geiſt. Er hatte ein Werk über die chriſtliche Religion im Sinne, das ihre Herrlichkeit eben ſowohl aus der Natur des Menſchen, als hiſtoriſch erörtern ſollte. Nur ſeine Liebe zur Gründlichkeit, die Klarheit und Reife, wozu es allmählig in ſeinem Geiſte gediehen und ſeine ſchmerzhafte vieljährige Krankheit hinderte die Ausarbeitung und Verfaſſung. Aus den Bruchſtücken aber, die uns unter dem Titel: Gedanken über die Religion und einige andere Gegenſtände, von ihm in den letzten vier Jahren niedergeſchrieben, von ſeinen Freunden geſammelt, vorliegen, läßt ſich der tiefe Meiſter wohl errathen. Die chriſtliche Religion war ihm die Vermittlerin der tief in der Menſchennatur begründeten Doppelheit von Niedrigkeit und Größe, indem ſie aus jener hinauf hob in das Geiſtige, Göttliche, aus dieſer herabführte in Demuth und in dieſem harmoniſch gewordnen Sinn jene Doppelheit ausglich. Das vorchriſtliche Weltleben war ein Hingegebenſeyn und Wurzeln in der Natur und Außenwelt; die geiſtigen Blitze, die dadurch hinſchoſſen, als ein Gemeingut der Menſchheit, traten erſt in Chriſto und der Geſchichte ſeiner Lehre, wie dunkel voraus verkündet und angedeutet, klar und leicht in das Leben und geſtaltet heraus, ohne Anſtrengung alle Gegenwirkungen beſiegend. Durch die chriſtliche Religion gewann erſt die Geſchichte Zuſammenhang. Voltaire nannte Pascal einen erhabnen Menſchenfeind und kritiſirte ſeine Gedanken; aber ſchon Abbé Gauchat urtheilte in einer brieflichen Widerlegung ſo davon: „Von ſeinen Vorurtheilen verblendet hat er alles, was ihm ein geheimer Haß gegen die Religion eingegeben, für gründlich erachtet. Gelehrſamkeit, ein Schein von Zuverſichtlichkeit, ein Anklang von Syſtem blendet von weitem ſehr, in der Nähe beſehen, ſind ſie nicht mehr ſo furchtbar.“ Freilich je verwickelter das äußere Leben iſt, deſto ſchwerer iſt es, ſich aus ihm für das Geiſtige aufzunehmen und zu ſammeln. Gleichwohl iſt dies ein unauslöſchlicher Grundzug der Natur des Menſchen, und ſeine Höhe und Würde hängt lediglich von der Stärke und Klarheit dieſes Zuges und dem damit einigen Willen ab. Wa.

Paſcha, ein vornehmer Beamter in der Türkei, welcher Statthalter einer Provinz und zugleich Befehlshaber der darin befindlichen Kriegsvölker iſt. Den vornehmſten werden drei, den kleinern zwei Roßſchweiſe vorgetragen. Die Gewalt eines Paſcha iſt ſehr groß und erlaubt viele Mißbräuche Zwar wird er vom Großherrn nach Willkür ein- und abgeſetzt, iſt verpflichtet, an den Kriegen deſſelben auf erhaltenen Befehl Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewiſſen Betrage an den Großherrn zu zahlen, aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm ab und zu Bedrückungen aller Art hat er um ſo freiere Gewalt, als bei dem Verfall des Reichs der Großherr lieber nachſieht, als durch ſtrenge Maßregeln zu Aufruhr und Empörungen Anlaß gibt.

Paſchalik, die Statthalterſchaft eines Paſcha. Der Sultan ertheilt ſie gewöhnlich dem, der das Meiſte zahlt oder zu zahlen verſpricht.

Paſigraphie, eine allgemeine (d. i. allen Nationen der Erde verſtändliche, oder leicht begreifliche) Zeichen- oder Schriftſprache iſt bis jetzt noch ein Problem, aber ein Problem, welches die ſcharfſinnigſten Männer beſchäftigt hat, und, wenn es gelöſ't werden kann, auch nur durch den größten Scharfſinn zu löſen möglich iſt. Der große Leibnitz ſoll zuerſt die Idee einer ſolchen Paſigraphie gefaßt haben (ſ. Leibnitz). Gewiß iſt es, daß er ſich mit der Erfindung einer ſolchen Kunſt, ſich allgemein verſtändlich zu machen, ernſtlich beſchäftigte. Ihm folgten in der Behandlung dieſes Problems der Engländer Wilkins (1668), die Deutſchen Chr. Gl. Berger (Plan zu einer überaus reichen, unterrichtenden und allgemeinen Rede- und Schriftſprache für alle Nationen. Berlin 1779 8.), Hofr. Wolke (Erklärung, wie die Paſigraphie möglich und ausüblich ſey. Deſſau und Leipzig 1797, 8.) Auch machten der berühmte Taubſtummenlehrer Sicard (1798), Näther (1805), Schmid, Prof. in Dillingen (1807) und Ab. Büria (Paſilalie, Berlin 1808) Verſuche hierin bekannt. Deßgleichen ſetzte die Akademie der Wiſſenſchaften zu Copenhagen noch 1811 der beſten Erläuterung dieſer Idee und Angabe ihrer Ausführung einen Preis aus. Es iſt ganz in der Art der Franzoſen, wenn ſich noch vor kurzem ein Herr de Maimieux als den wirklichen Erfinder einer ſolchen Kunſt anpries, welche ſo tiefe Unterſuchungen über das Weſen der Sprache vorausſetzt. Die Idee einer Paſigraphie und allgemeinen Sprachlehre, ſagt J. Jac. Wagner in ſeiner Philoſophie der Erziehungskunſt, gründen ſich darauf, daß das Weſen aller Sprache in ihrer innern Organiſation beſteht, für welche ein allgemeiner Ausdruck möglich ſeyn muß. Dieſe innere Organiſation der Sprache kann nämlich bloß Ausdruck der Wechſelverhältniſſe der Vorſtellungen ſeyn, welche Verhältniſſe wieder nur Ausdruck der realen Verhältniſſe der Objecte ſelbſt ſind. Läßt ſich nun für dieſe realen Verhältniſſe eine allgemeine Darſtellung finden, ſo iſt eine allgemeine Sprachlehre gegeben, und läßt ſich dieſe, in einer allgemeinen Charakteriſtik ausgedrückt, bis zum Einzelnen herabführen, ſo hat man eine Paſigraphie. Doch könnte eine wirkliche Paſigraphie nur dann entworfen werden, wenn wir ein vollſtändiges Syſtem von Begriffen hätten in welchem jedem Begriffe ſein Werth genau durch ſeine Stelle geſichert wäre. Ueber dieſe Idee vgl. J. Sev. Vaters Paſigraphie und Antipaſigraphie, oder über die neueſten Erfindungen einer allgemeinen Schriftſprache für alle Völker ꝛc. Weißenf. 1795 8.; J. Im. Niethammer, über Paſigraphie und Ideographie (Nürnb. 1808); und And. Riem, über Schriftſprache und Paſigraphie (Mannh. 1809 1. St. 1.). Eine allgemeine Sprache durch Laute

(Paſilalie), welche man mit der Paſigraphie zugleich verſucht hat, iſt ebenfalls noch nicht gefunden worden.

Paſiphaë, die Tochter des Helios und der Perſeïs, und die Gemahlin des Minos, Königs von Creta. Nach Einigen von Neptun, der Minos dafür beſtrafen wollte, daß er den von dem Gott erflehten und empfangnen Stier nicht geopfert, nach Andern von der Venus, die dem ganzen Geſchlechte des Helios wegen der an ihr und Mars begangnen Verrätherei Rache geſchworen hatte, verblendet, entbrannte ſie in unnatürlicher Liebe zu jenem Stier, ward in des ſinnreichen Dädalus hölzerner Kuh ihres Wunſches gewährt und gebar den ſtierhauptigen Minotaurus (ſ. d.).

Paſithea, der Beiname der Cybele, durch welchen ſie als die Mutter aller Götter bezeichnet wird.

Pasquill (Schmäh-, Schand- oder Läſterſchrift, Libell), iſt eine ohne oder unter einem erdichteten Namen öffentlich bekannt gemachte Schrift, durch welche eine benannte oder doch deutlich beſchriebene Perſon oder ganze Corporation eines Verbrechens beſchuldigt wird, das nach den Geſetzen mit dem Tode, am Leibe, oder mit Ehrloſigkeit beſtraft wird. Doch wird auch das ein Pasquill genannt, wenn man Jemand unmoraliſcher, oder bloß lächerlicher Handlungen beſchuldigt, um dadurch ſeinen guten Namen zu verletzen. Die Injurie kann auch durch Gemählde, Kupferſtiche und andre bildliche Darſtellungen ausgedrückt ſeyn. Gewöhnlich verſteht man unter Pasquill eine anonyme Injurie; doch behaupten Einige, daß die Namenloſigkeit keineswegs ein weſentliches Erforderniß deſſelben ſey. Die Abfaſſung und Verbreitung eines Pasquills wird nach Beſchaffenheit der Umſtände mit Zuchthaus oder Gefängniß beſtraft. Schandſchriften auf hohe Perſonen werden härter geahndet; die Strafe wird aber gemildert, wenn das Verbrechen, deſſen man Jemand beſchuldigt, erwieſen werden kann. Wenn man den Urheber eines Pasquills nicht entdecken kann, ſo wird es bisweilen durch den Scharfrichter verbrannt. Friedrich der Große ließ eine gegen ihn angeheftete Schmähſchrift tiefer hängen, damit das Volk ſie beſſer leſen könnte; Joſeph II. ließ ein gegen ihn gerichtetes Libell abdrucken und zum Beſten der Armen verkaufen. Das Wort Pasquill verdankt ſeinen Namen einem witzigen Schuhflicker, Namens Pasquino, der vor mehr als 300 Jahren in Rom lebte, und ſich durch ſeine witzigen Einfälle und beißenden Spöttereien ſo bekannt machte, daß ſeine Werkſtatt täglich von Menſchen beſucht wurde, welche an denſelben Vergnügen fanden. Kurz nach ſeinem Tode ward nicht weit von ſeiner Werkſtatt eine ſchön gearbeitete, aber ſehr verſtümmelte Bildſäule eines alten Fechters ausgegraben, und nicht weit davon in einem Winkel des urſiniſchen Palaſtes aufgeſtellt. Das Volk gab dieſer Antike einſtimmig den Namen Pasquino. Seit dieſer Zeit wurden Zettel daran geheftet, welche Satiren und witzige Einfälle über die Begebenheiten des Tages enthielten, die man dem gleichſam wieder auferſtandnen Schuſter Pasquino in den Mund legte. Man nannte ſie nach ſeinem Namen Pasquinaden, woraus das Wort Pasquill entſtanden iſt. Dieſer Statue gegenüber ſteht eine andre, Marforio genannt, welches ſo viel als Martis forum heißen ſoll, wo ſie ehedem geſtanden hat. An dieſe Bildſäule werden gemeiniglich Fragen geheftet, die Pasquino beantwortet. Es mag hier nur Ein Beiſpiel ſtehen. Der bekannte Papſt Sixtus V. hatte auf verſchiedne Lebensmittel Auflagen gelegt. An einem Sonntage erblickte man den Pasquino mit einem naſſen Hemde, um es an der Sonne zu trocknen. Marforio fragte, warum er, ſein Hemd zu

trocknen, nicht bis morgen warte? Worauf Pasquino zur Antwort gab: Ich darf keine Zeit verlieren; denn morgen könnten wir vielleicht für die Sonnenſtrahlen Geld bezahlen müſſen. Mr.

Pasquino, ſ. Pasquill.

Paſſah oder Paſcha (im Hebr. Verſchonung, Vorübergang) iſt das religiöſe Feſt, welches die Israeliten zum Andenken an die Verſchonung ihres Volks bei der Plage des Würgengels in Aegypten und an den Auszug aus dieſem Lande im erſten Vollmonde des Frühlings vom 14ten bis zum 21ſten des Monats Niſan feiern. Zu dieſer ſiebentägigen Feier verſammelten ſich alljährlich, ſo lange die Israeliten noch im Beſitze von Paläſtina waren, die Glieder der Nation bei der Stiftshütte und ſeit Salomons Zeiten bei dem Tempel zu Jeruſalem. Während derſelben durfte nur ungeſäuertes Brot gegeſſen werden, weil bei dem Auszuge aus Aegypten der Teig wegen der Eile ungeſäuert mitgenommen werden mußte, daher das Paſſah auch das Feſt der ungeſäuerten Brote heißt. Jeder Hausvater verzehrte am erſten Tage deſſelben Abends mit ſeiner Familie ein vom Prieſter geſchlachtetes Lamm, welches ganz und ohne Zerbrechung der Knochen gegeſſen werden mußte. Dankgebete und Erzählungen aus der Geſchichte des Auszugs gaben dieſem Mahl, an das ſich die Stiftung des chriſtlichen Abendmahls anreiht, ſeine religiöſe Bedeutung. Dazu wurden auch Opfer an Erſtlingen der Heerden und Früchte im Tempel dargebracht. Das Paſſah war das größte unter den jüdiſchen Feſten und beförderte durch jene Nationalverſammlung vorzüglich Vaterlandsliebe, Gemeinſinn und Verkehr. Jetzt wird es von den Juden jedes Ortes durch den Genuß ungeſäuerter Brote und mit Gebeten in der Stille begangen. E.

Paſſagen, auch Rouladen, nennt man in der neuern Muſik, (denn der ältern ſind ſie fremd) und zwar vorzüglich im Geſange, eine Folge melodiſcher Töne auf eine einzige Sylbe des Textes, ſo daß durch die ſogenannte Diminuation oder Verkleinerung eine Hauptnote in mehrere verwandelt wird. Dieſe aus allerlei Figuren zuſammengeſetzten Läufe, welche zur Auszierung der Melodie dienen, müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß alle Töne leicht und in einem Zuſammenhange vorgetragen werden. Sie ſind entweder vom Tonſetzer ſelbſt vorgeſchrieben oder werden vom Sänger oder Spieler da angebracht, wo dieſer nur die Hauptnote hingeſetzt hat. Im letztern Fall müſſen ſie mit Einſicht und Geſchmack angebracht werden, um nicht in beleidigende Künſteleien auszuarten. In dieſen Fehler verfallen am meiſten die Italiener, und zerſtören dadurch die einfache Würde und Erhabenheit.

Paſſatwinde, ſ. Wind.

Paſſau, ein ehemaliges Bisthum und Hochſtift zwiſchen Nieder-Bayern und Oeſterreich, deſſen unmittelbare Beſitzungen, beſtehend aus dem eigentlichen Fürſtenthum an der Nordſeite der Donau, aus der Stadt Paſſau, der Grafſchaft Neuburg und der Herrſchaft Riedenburg am Inn, 24 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern betrugen. Außerdem aber beſaß das Bisthum viele mittelbare Beſitzungen im Oeſterreichiſchen und zog aus Bayern anſehnliche Einkünfte. Sonſt war der Biſchof ein Suffraganeus des ſalzburgiſchen Erzbiſchofs, 1728 aber eximirte ihn der Papſt und ordnete ihn unmittelbar dem päpſtlichen Stuhl unter; welcher Verfügung jedoch Salzburg ſtets widerſprach. Das Domcapitel beſtand aus funfzehn Capitularen und acht Domicellaren. Der Ertrag der neunten Domicellarſtelle wurde zur Unterhaltung der Donaubrücke in Paſſau verwendet. Die Einkünfte des Biſchofs betrugen 220,000 Gulden, der geſammte Betrag des Bisthums aber

wurde auf 430,000 Gulden angeſchlagen. Im J. 1802 und 3 wurde Paſſau ſäculariſirt und getheilt. Achtzehn Quadratmeilen mit 30,000 Einwohnern nebſt den Beſitzungen im Oeſterreichiſchen kamen zum Churfürſtenthum Salzburg, das Uebrige an Bayern, bis durch den Presburger Frieden 1805 das ganze Land mit Ausnahme der öſterreichiſchen Enclaven mit Bayern vereinigt wurde. — Die Hauptſtadt Paſſau am Einfluß des Inn und der Ilz in die Donau iſt ſchön und wohlgebaut und zählt 10,000 Einwohner. Sie beſteht eigentlich aus drei Städten, Paſſau, Innſtadt und Ilzſtadt, wozu noch das biſchöfliche feſte Schloß Oberhaus auf dem St. Georgenberge, Paſſau gegenüber, kommt. Sehenswerth ſind das große und meiſt regelmäßige Reſidenzſchloß, die nach dem Brande 1662, der die ganze Stadt zerſtörte, neuerbaute prächtige Domkirche, und das ehemalige Jeſuitercollegium, in welchem ſich das Lyceum und Seminarium zur Bildung junger Geiſtlichen befinden. Die Stadt hat beträchtliche Bierbrauereien und einen ziemlich lebhaften Handel mit Specereien, Seide, Wechſelgeſchäfte u. ſ. w. — Hiſtoriſch merkwürdig iſt Paſſau wegen des hier geſchloßnen und nach ihm benannten Vertrags, der das erſte deutſche Reichsgrundgeſetz war, welches den Proteſtanten nach langen Religionskriegen und vergeblich verſuchten Ausſöhnungen, die Ausübung ihres Cultus und der davon abhängigen bürgerlichen Rechte ſicherte. Es wurde theils durch die Vermittlung Ferdinands, Königs von Ungarn und Böhmen, Bruders Kaiſers Carl V., theils durch die ſiegreichen Waffen des proteſtantiſch geſinnten Churfürſten Moritz von Sachſen zu Paſſau im J. 1552 ein Vergleich zwiſchen den catholiſchen und proteſtantiſchen Reichsſtänden bewirkt, und am 2. Auguſt auf die Bedingungen abgeſchloſſen: daß auf dem nächſten Reichstage ein endlicher Religionsfriede geſtiftet, vorläufig aber den Proteſtanten vollkommne Sicherheit und unbeſchränkte Religionsfreiheit nebſt allen bürgerlichen Rechten zugeſtanden, ihnen auch der Zutritt zu Beiſitzerämtern bei dem Reichskammergericht verſtattet werden ſollte. Alle in die Acht erklärten Proteſtanten wurden von derſelben entbunden, Landgraf Philipp von Heſſen, einer ihrer Hauptanführer, aus der Gefangenſchaft entlaſſen und in den Beſitz ſeiner Lande eingeſetzt. Die Proteſtanten dagegen verſprachen, nicht nur dem Bündniſſe mit Frankreich zu entſagen, ſondern auch ſelbſt alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Auch erfolgte wirklich ſchon 1555 der gewünſchte Religionsfriede, der jedoch immer noch nicht allen Beſchwerden der Evangeliſchen abhalf und erſt 1648 zu Münſter nach einem neuen dreißigjährigen Kampfe dauernd geſchloſſen wurde.

Paſſion nennt man jedes körperliche Leiden, beſonders das letzte verdienſtliche Leiden Chriſti, und was zum Andenken deſſelben geſchieht, wie die Feier der Faſten- oder Paſſionszeit ſieben Wochen lang vor Oſtern, worin über Paſſionstexte (einzelne Abſchnitte der Leidensgeſchichte) Paſſionspredigten gehalten werden und die dramatiſche Vorſtellung dieſer Geſchichte, an der die moderne Schauſpielkunſt im Mittelalter ihre erſten Verſuche machte. E.

Paſſirgewicht heißt in der Goldwage das Gewicht, mit deſſen Schwere ein Goldſtück zwar nicht vollwichtig iſt, aber doch noch ohne Abzug genommen wird.

Paſſivhandel, ſ. Activhandel.

Paſte. Paſten nennt man Abdrücke oder Abgüſſe geſchnittner Steine der Alten (Gemmen im weitern Sinne), vorzüglich in Glas (dergleichen waren nach Plinius, XXXVII. 26, ſchon im Alterthume bekannt), oder glasartigen mineraliſchen Erden (terra sigillata),

Siegelwachs, Schwefel (Abgüſſe), Gyps und gypsartigen Maſſen. In der neuern Zeit ſind die von Lippert (ſ. d. Art.), der früherhin ein Glaſer war, und von den Engländern Wedgewood und Taſſie vorzüglich beliebt und ſchön. Die wedgewoodſchen ſind in einer ſchwarzen baſaltähnlichen Maſſe, Lipperts Paſten in einer Maſſe von weißer Erde gebildet. Dieſe Paſten konnten ſeit dem Tode der Lippertſchen Tochter, die das väterliche Geheimniß mit ins Grab nahm, nicht mehr vervielfältigt werden. Nach vielen Bemühungen gelang es dem, bei der dresdner Antikengallerie angeſtellten, geſchickten Secretär Rabenſtein, welcher ſich durch Unterſtützung eines Kunſtfreundes reine Formen von der ganzen Sammlung machte, die lippertſchen Paſten in gleicher Güte, zum Theil noch viel zarter und feiner, nachzubilden. Sein Werk iſt um die Hälfte wohlfeiler als die lippertſche Sammlung. Dieſe koſtet 90 Ducaten; die rabenſteiniſche nur 50. Eine einzelne Paſte wird mit zwei Groſchen verkauft. Rabenſtein hat auch für Liebhaber der alten Geſchichte mehrere Hundert Bildniſſe berühmter Griechen und Römer in rothen Schwefelabdrücken gearbeitet.

Paſtell, Paſtellmahlerei. Paſtelle oder Paſtellſtifte ſind trockene, in kleine Stifte geformte kreideartige Farben. Es wird nämlich zuerſt die mineraliſche Farbe jede für ſich gerieben, dann wird aus ihr durch Vermiſchung mit Honigwaſſer, Gummi, mehr oder weniger Bleiweiß u. ſ. w. ein Teig gemacht, deſſen genauere Beſtandtheile im Einzelnen ſich nach der Tinte richten, welche man hervorbringen will. Aus dieſem Teige werden die Paſtelle geformt, (daher der Name von dem Franzöſiſchen pâte, alt paste). Dieſe Stifte vertreten alſo gewiſſermaßen die Stelle des Pinſels und die Paſtellmahlerei, Mahlerei in Paſtell, iſt alſo diejenige Art zu mahlen, bei welcher man ſich trockner, aus verſchiednen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Man wiſcht mit dem Finger oder mit einem Wiſcher die Striche, welche man mit dem Stifte macht, und bringt mithin die Tinten, Halbſchatten u. ſ. w. dadurch hervor, daß man die Farbe an dem Orte, wo ſie bleiben ſoll, vertreibt und verwiſcht. Nur die hellſten Lichter werden nicht verrieben. Die Paſtellmahlerei gränzt in einiger Hinſicht an die Zeichnung an, daher ſie Einige eine gemiſchte Zeichnung genannt haben. Damit hängt zuſammen, was Fiorillo ſagt: wahrſcheinlich verſtanden die ältern Schriftſteller unter dem Namen Paſtellmahlerei mehrere Gattungen der Zeichenkunſt, wozu man ſich der rothen, ſchwarzen und weißen Kreide bediente. Der gewöhnlichſte Stoff, auf welchem man mit Paſtellen mahlt, iſt bloßes, oder auf Leinwand gezognes (am beſten grauröthliches) Papier, oder ſtraff aufgezognes Pergament *). Weil aber die Farben nicht allzufeſt auf der Fläche haften, ſondern nur wie zarter

*) Es iſt dieſe Art zu mahlen ſehr einladend und bequem. Die Paſtellgemählde haben eine Anmuth und Friſche, welche das Auge zu ihrem Vortheil beſticht, daß Wollichte, welches die Paſtellmahlerei hervorbringt, iſt geſchickter als eine andere die Zeuge der Kleider, ſo wie das Markichte und Natürliche der Fleiſchfarben auszudrücken; weshalb auch die Art der Mahlerei ſich beſonders für das Portrait ſchickt und zu Bildniſſen vorzüglich angewendet worden iſt. Was ſie den Dilettanten noch mehr empfiehlt, iſt, daß man die Arbeit nach Gefallen verlaſſen, wieder vornehmen, retuſchiren, das Mißfällige mit Semmelkrume auslöſchen und in beliebiger Zeit vollenden kann, — da das Unterbrechen nicht wie bei andern Arten der Mahlerei auf die Farben und ihre Miſchung Einfluß hat.

Staub auf derſelben liegen, ſo ſind Paſtellgemählde auch die vergänglichſten und zerſtörbarſten. Sie müſſen daher vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit, ſo wie vor Staub und Erſchütterung möglichſt verwahrt werden. Zu dieſem Behufe werden ſie mit reinem Glaſe, das weder Blaſen noch Farbe hat, bedeckt, wodurch zugleich die Farben einen ſpielenden Lichtglanz gewinnen. Man hat der ſchädlichen Einwirkung äußerer Einflüſſe durch mancherlei Erfindungen entgegenwirken wollen. Unter den Franzoſen, die überhaupt große Vorliebe für die Paſtellmahlerei beſitzen, haben ſich mehrere ſolcher Erfindungen gerühmt, allein keine hat bis jetzt dem Uebel vollkommen abgeholfen. Das gewöhnlichſte iſt, das Gemählde zwiſchen zwei Glasplatten zu ſetzen; welches Mittels ſich de la Tour in ſeinen Portraiten bediente. Eine andere Erfindung von Loriot, die Paſtellfarben mehr auf der Fläche zu befeſtigen, ließ die königliche Akademie 1780 bekannt machen. Die eigentliche Paſtellmahlerei leitet ihren Urſprung aus dem 16. Jahrhundert her. Auch Leonardo da Vinci ſoll ſich ihrer oft bedient haben, um Apoſtel- und Chriſtusköpfe auf Papier zu bringen. Montfaucon führt zwei Paſtellgemählde (Portraits aus der königlich franzöſiſchen Familie darſtellend) auf goldnem Hintergrund an, welche aus dem 15ten Jahrhundert ſtammen ſollen. Fiorillo führt Joſeph Vivien (geb. 1657, ſtarb 1753), einen Schüler des Charles Le Brün, als einen der erſten an, welche ſich der Paſtellfarben bedienten, und in dieſer Gattung die ganze Familie des Grand Dauphin in natürlicher Größe abbildete, wodurch er ſich einen bedeutenden Namen, und die Gunſt des Königs, ſo wie der Churfürſten von Bayern und Cöln erwarb. Nachher hat die franzöſiſche Schule (ſ. d. Art.) mehrere große Meiſter in der Paſtellmahlerei gehabt, z. B. den obengenannten la Tour. Unter den Italienern, welche in Paſtell vorzüglich geſchätzt werden, iſt Carriera Roſalba (aus Venedig, 1672 geb. ſtarb 1737) und unter den deutſchen Raphael Mengs. Eine koſtbare Sammlung ihrer Gemählde, ſo wie des genfer Mahlers Liotard (geb. 1702) findet man in der königlichen Gemähldegallerie zu Dresden. Eine Anleitung zur Paſtellmahlerei, enthält Günthers praktiſche Anweiſung zur Paſtellmahlerei. Neue Auflage, Nürnberg 1792, 4.

Paſtici heißen in der Kunſtſprache ſolche Gemählde, welche in der Manier irgend eines großen Künſtlers gemacht und für deſſen Arbeit ausgegeben werden. Der italieniſche Name bedeutet eigentlich eine Paſtete, und man hat jene Gemählde unſtreitig ſo genannt, weil man auch hier verſchiedne Stoffe, wie bei einer Paſtete, unter einerlei Geſchmack zu bringen ſucht. Einer der größten Verfertiger ſolcher Paſtici war David Teniers der jüngere, deſſen Arbeiten oft erfahrne Kenner täuſchten.

Paſtorale, ſ. Schäferſpiel.

Paſtorale. Mit dieſem aus dem Lateiniſchen entlehnten Wort (collegium pastorale) bezeichnete man ſonſt den Theil der theologiſchen Wiſſenſchaft, welcher die eigentliche Amtsführung des Geiſtlichen, die Anwendung der für ſeinen Beruf unentbehrlichen Kenntniſſe, behandelt, den eigentlich practiſchen Theil der Theologie, auch die Predigerwiſſenſchaft genannt. Es wird dabei die ſogenannte theoretiſche Theologie mit ihren Hauptzweigen, der Auslegungskunſt, der Kirchengeſchichte, der Glaubenslehre und Sittenlehre, vorausgeſetzt, und nur die Anwendung derſelben, aus dem Geſichtspunkt der Beſtimmung des Predigamts, und nach den durch die Erfahrung bewährten Grundſätzen, für alle Theile der geiſtlichen Amtsführung gelehrt. Dies iſt der weiteſte Begriff von Paſtorale, der auch eigentlich mehr ausſagt, als

Predigerwiſſenſchaft, und mehr umfaſſen ſoll, weil das Amt des Geiſtlichen (des Pastors, Hirten der Gemeinde) ſich nicht allein aufs Predigen beſchränken darf. Man gebraucht dafür auch die Ausdrücke: Paſtoraltheologie, und Paſtoralweisheit, Paſtoralklugheit, unter denen der zweite der bedeutſamſte und zweckmäßigſte iſt. Die Paſtoralklugheit (prudentia pastoralis) hat denn auch unter dieſem Namen häufig nur gewiſſe Klugheitsregeln für die wichtigſten Theile der geiſtlichen Amtsführung mitgetheilt, die an ſich richtig und durch die Erfahrung bewährt ſind, aber nicht den ganzen engverbundnen Kreis des geſammten geiſtlichen Berufs aus einem höhern Standpunkt umfaſſen. Die echte Weisheit umfaßt alle wohlbegründeten und geläuterten Regeln der Klugheit, und das Paſtorale, als Anweiſung zur Paſtoralweisheit der echten Lehr- und Lebens- oder Amtsweisheit des chriſtlichen Geiſtlichen, trüge keinen zu ſtolzen Namen, da Weisheit überall nur das iſt, was wir unabläſſig ſuchen, nie aber ſchon vollkommen zu beſitzen wähnen. Nach der höchſten Anſicht deſſen, was der chriſtliche Geiſtliche in ſeinem ganzen heiligen Beruf ſeyn ſoll, zerfällt dann das Paſtorale in eben ſo viele Haupttheile, als es Zweige der geiſtlichen Amtsführung, Haupttheile des Berufs, gibt. Es umfaßt demnach in Beziehung auf das Lehramt 1. die Homiletik, die geiſtliche Beredſamkeit, in zuſammenhängenden Lehrvorträgen; 2. die Catechetik, die Unterrichtskunſt in der Geſprächsform, ſowohl für junge Chriſten als für Erwachſene, deren Irrthümer und Zweifel beſeitigt, die gebeſſert, erweckt, neubelehrt oder erſt bekehrt werden ſollen; in Beziehung auf das eigentlich prieſterliche Amt die Liturgik im weiteſten Umfang, die Verwaltung der Sacramente, den Dienſt am Altar und vor der Gemeinde (ſ. d. Art. Homiletik, Catechetik und Liturgie); in Beziehung auf das von jenen unzertrennliche Gemeindevorſteher-, und Gemeindewächter-, Berather-, Tröſteramt, die Geſchäfte und Pflichten im Beichtſtuhl, bei Betrübten, Angefochtenen, am Krankenbett, in Eheſachen, ſo weit dieſe der Entſcheidung des einzelnen Geiſtlichen zuſtehen, bei Eidesleiſtungen, bei Verbrechern, und bei allem, was zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht und Gemeindeordnung gehört, ſo daß auch die Haupttheile des ſogenannten canoniſchen oder Kirchenrechts (ſ. d. Art.) dazu gerechnet werden müſſen. Es iſt demnach das Paſtorale ein ſehr wichtiger Theil des theologiſchen Studiums. In der römiſchen Kirche wird auch wohl die authentiſche Zuſammenſtellung des ſämmtlichen bei Verwaltung der Sacramente und den prieſterlichen Geſchäften angenommenen Ceremoniells, das Paſtorale genannt. Es iſt ziemlich daſſelbe, was unter dem Titel Rituale Romanum bekannter iſt, nur daß dieſes eine beſondre päpſtliche Reviſion und Beſtätigung erhalten hat, das Paſtorale aber nicht, welches deßhalb auch in verſchiedenen Kirchen mit einiger unbedeutenden Verſchiedenheit ſich findet. Aber noch jetzt iſt es ein unentbehrliches Handbuch des catholiſchen Geiſtlichen, da die Ausübung des Rituale hier die ſtrengſte Form hat. So iſt dem catholiſchen Geiſtlichen ſein Paſtorale ein geſchriebnes Geſetz für ſein Prieſteramt, dem proteſtantiſchen das ſeinige ein überzeugender und erweckender Rathgeber für alle Theile ſeiner Amtsführung. Ke.

Paſtoralwiſſenſchaften nennt man den practiſchen Theil der Theologie, der die Anweiſung zu einer zweckmäßigen Führung des geiſtlichen Amtes gibt. Zweige der Paſtoralwiſſenſchaft ſind die Homiletik, die Catechetik und die Paſtoraltheologie im engern Sinne. In Rückſicht der erſtern beiden verweiſen wir auf die Art. Homilie, Ca-

techetik. Die letztere gibt die allgemeinen Vorſchriften zu einer dem geltenden kirchlichen Ritual und den religiöſen Bedürfniſſen der Gemeinde angemeßnen Leitung des öffentlichen Gottesdienſtes (Liturgik), zu einer würdigen Verwaltung der Sacramente und andrer geiſtlichen Amtshandlungen, zu einer dem Geiſte des Chriſtenthums entſprechenden Seelſorge oder Belehrung und Aufmunterung der einzelnen Gemeindeglieder zur Heiligung ihres Herzens und Lebens, welche beſonders durch die zurechtweiſende und tröſtende Zuſprache im Beichtſtuhle und am Krankenbette ausgeübt wird, und verbreitet ſich endlich auch über die Regeln des Betragens, welches der Geiſtliche in den Rechtsverhältniſſen ſeines Amtes zu beobachten hat. Man iſt gewohnt, den Inbegriff dieſer Regeln unter dem Namen der Paſtoralklugheit aufzuführen, welche die nach Maßgabe des eingeführten Kirchenrechts, der Conſiſtorialverordnungen und geſetzlich gewordnen Obſervanzen dem Geiſtlichen beſonders zukommenden Rechte und Verbindlichkeiten und die Maximen eines weiſen Verhaltens in der bürgerlichen Stellung, die ſein Amt ihm gibt, abhandelt. E.

Päſtum, von den Griechen Poſidonia genannt, eine griechiſche Stadt in Lucanien (im untern Italien), öſtlich vom Fluſſe Silarus unter dem Berge Alburnus, war bei den lateiniſchen Dichtern und iſt daher auch noch bei den unſrigen berühmt wegen der beſonders ſchönen Roſen, die hier jährlich zwei Mal, im Frühling und im Herbſte blühten, und in dieſer feuchten und warmen Gegend vorzüglich zu gedeihen ſchienen. Die Stadt war eine, wahrſcheinlich um das 3te Jahr der 67ſten Olympiade, oder 510 vor Chriſto geſtiftete Colonie von Sybaris und gehörte alſo zum Stamm der Achäer. Daher hatte ſie mit der Mutterſtadt vorzüglich die beſondre Verehrung des Neptun gemein. Aus den Münzen und noch vorhandnen Ruinen kann man den vorzüglichen Wohlſtand der Stadt erkennen. Durch die Vermiſchung mit benachbarten Nationen kam es indeſſen dahin, daß die Einwohner der Stadt ſchon um das J. 300 vor Chr. Geb. weder griechiſche Sprache noch Sitten mehr hatten. Jetzt liegt an ihrer Stelle Peſto und der Meerbuſen, an welchem die Stadt liegt und welcher ſonſt den Namen Sinus Paestanus führte; er heißt jetzt Golfo di Salerno.

Paßwan Oglu, oder eigentlich Pazman Ohlu, der Sohn eines Boſſi Aga, das heißt Oberhaupt von mehrern grundherrſchaftlichen Bezirken, war zu Widdin um das J. 1762 geboren, wo ihn ſein Vater in politiſchen, ökonomiſchen und militäriſchen Wiſſenſchaften unterrichten ließ. Mit dieſem ſeinem Vater gerieth er 1785 in Streit, ſo daß ſie gegen einander förmlich mit ihren ausgehobnen Mannſchaften Angriffe ausführten, bis ſich endlich 1788 die vornehmſten Widdiner ins Mittel legten, und die Einigkeit unter ihnen wieder herſtellten. Sie vereinigten nun beide ihre Mannſchaft mit einander, behandelten die Stadt Widdin ganz eigenmächtig, vertrieben alle mit Gewalt oder mit Liſt aus der Gegend, bis noch in demſelben Jahre der Seraskier Melek Mehmed Baſſa mit 12,000 Mann gegen ſie beordert wurde. Nach dreimonatlichem Kampfe flüchteten endlich Vater und Sohn mit 600 Mann zu dem Fürſten Mavrojeny in der Wallachei, der ſie auch aufnahm, und zu Bir Baſſas (Anführern von 1000 Mann) machte. Der Vater, nach Czernetz verſetzt, wurde vom Widdiner Aga angegriffen, gefangen genommen und heimlich hingerichtet; der Sohn, hierüber erbittert, ſann auf Rache, ging mit 2000 Mann zuſammengebrachter Truppen über die Donau, und im geheimen Einverſtändniß mit ſeinen Widdiner Freunden überrumpelte er mit 5000 Mann Widdin, bemächtigte ſich der Feſtungs,

werke, und zwang den Baſſa, ſeine Mannſchaft zu entlaſſen. So zur Herrſchaft über Widdin gelangt, übertrug er nun die Führung der Geſchäfte einem Bekir Aga, ging zu dem in Betislam ſtehenden Großvezier, Juſſuff Baſſa, erhielt von dieſem noch 6000 Mann, wurde aber bei Morava geſchlagen und flüchtig. Nach Widdin zurückgekehrt, lebte er nun bis 1792 in Ruhe, wo er unter andern auch den Bekir Aga, der ihm keine Rechenſchaft von den zuſammengehäuften Schätzen geben wollte, zuſammenhauen ließ. Ein neuer Baſſa zu Widdin machte die Pforte näher mit der Macht Paßwans bekannt, und ein Ferman foderte den Kopf deſſelben. Paßwan, bei Zeiten davon unterrichtet, ſammelte alle ſeine Kräfte, griff den Baſſa an, ſchlug ihn mitten in der Feſtung, und zwang ihn, alle Truppen zu entlaſſen. Einige Zeit darauf, von dieſen hinterliſtig überfallen, flüchtete er zwar nach einem blutigen Treffen, ſammelte aber wieder an 3000 Mann, überrumpelte Widdin, jagte den Baſſa aus der Stadt, und beſetzte nun Stadt und Feſtung mit ſeiner eignen Mannſchaft. Als bald darauf die Spaltungen im Divan wegen der Spahis und Janitſcharen entſtanden, welche der türkiſche Kaiſer abſchaffen wollte, benutzte Paswan Oglu dieſe Stimmung, warf ſich zum Vertheidiger der Spahis und Janitſcharen auf, und bekam ſo einen mächtigen Anhang. Trotz der Anerbietungen der Pforte zum Vergleich, vermehrte er ſeine Truppen immer mehr, nahm (1795) Nikopolis, eroberte mit den alten Janitſcharen Belgrad, aus dem ſie aber im Juli 1796 wieder vertrieben wurden, und jetzt ließ die Pforte ihre ganze Macht gegen ihn aufbieten. Eine Macht von 50,000 Mann verſammelte ſich um Widdin, Paßwan Oglu hatte deren 30,000, mit welchen er ſich ſehr ſtark verſchanzte. Nach mehrern Verſuchen, die Stadt zu erobern, wurden wieder Vergleichsvorſchläge gethan; Paßwan Oglu ging ſie anfangs ein, und die großherrlichen Truppen zogen auch wirklich ab, allein jener benutzte nur die Zeit zu ſeiner Verſtärkung, und rückte 1797 gegen Nikopolis und Adrianopel, die ſich ergeben mußten. Eine Armee von 60,000 Mann belagerte nun 1798 Widdin, allein nach vielen andern machte auch Paßwan Oglu im Juni einen ſo glücklichen Ausfall, daß 6000 von den großherrlichen Truppen blieben, und der Großvezier alles im Stiche ließ. Endlich kam unter Rußlands nachdrücklicher Verwendung ein Vergleich zu Stande, vermöge deſſen der Großherr die Janitſcharen wieder in ihre vorigen Beſitzungen einſetzen, und den Paßwan Oglu als Baſſa von drei Roßſchweifen in Widdin laſſen mußte. Der Tod dieſes für die Pforte allerdings bedeutenden Menſchen erfolgte zu Widdin am 3ten Februar 1807, nachdem er, wie man ſagt, nach mehrern Einfällen (1800) ins öſterreichiſche Gebiet, den Erzherzog Carl 1802 um Erlaubniß gebeten hatte, ſich auf kaiſerliches Gebiet begeben und da anbauen zu dürfen, welches ihm aber, ſo lange er noch von ſeinem rechtmäßigen Oberherrn als Rebell angeſehen würde, abgeſchlagen worden ſey. — Er war übrigens menſchenfreundlich und mitleidig, aber ſtreng in Handhabung der Gerechtigkeit. Für Wittwen und Waiſen hatte er mehrere Stiftungen gemacht, und für arme Reiſende Wirthshäuſer an den Straßen anlegen laſſen.

Patagonien, eine Landſchaft in Südamerika, zwiſchen Chili, Buenos Ayres, dem atlantiſchen und ſtillen Meere und der magellaniſchen Meerenge. Die Spanier behaupten die Herrſchaft über dieſes Land, wiewohl der ſüdliche Theil ganz unabhängig von ihnen iſt. Das Land hat Ueberfluß an Weiden und Hornvieh, welches letztere, wenigſtens in den nördlichen Strichen, wild herumläuft, und wovon jährlich viele tauſend Stücke bloß der Häute und des Unſchlitts, zuweilen auch

der Jungen wegen, erlegt werden. Das Fleiſch wird von den wilden Hunden und andern Thieren verzehrt. Wilde und zahme Pferde finden ſich in großer Menge; auch gibt es in allen Gegenden des Landes Vicunnas oder peruaniſche Schafe. Die Einwohner dieſes Landes, die Patagonier, ſind von langer Geſtalt, wenn auch keine Rieſen, kupferfarbig, haben langes ſchwarzes Haar, kleiden ſich in Felle und ſind treffliche Reiter.

Patarener, ſ. Secten.

Patene heißt der flache Teller, auf dem bei der Abendmahlsfeier die Oblaten den Communicanten dargereicht werden.

Paterculus (Vellejus), ſ. Vellejus Paterculus.

Paternoſter iſt 1. wörtlich der lateiniſche Ausdruck für Vaterunſer oder das Gebet des Herrn; 2. jede zehnte größere Kugel in dem unter den Catholiken als Andachtsmittel angewendeten Roſenkranze, wobei das Vaterunſer gebetet wird, dagegen man die kleineren dazwiſchen gereihten Kugeln nur mit Herſagen des Ave Maria durch die Finger gehen läßt; 3. der ganze Roſenkranz ſelbſt. Auch wird ein nach der Form deſſelben durch an einander gereihte Münzen gebildetes Halsgeſchmeide Paternoſter genannt und in der Waſſerkunſt heißt die Maſchine, welche vermittelſt mehrerer an eine Kette oder an ein Seil gereihter lederner, mit Haaren ausgeſtopfter und durch Röhren aufwärts laufender Kugeln das Waſſer aus der Tiefe hebt, Paternoſterwerk. E.

Pathogenie, die Lehre von der Entſtehung der Krankheiten. Aus den griechiſchen Wörtern pathos, das Leiden, und ginomai, ich entſtehe, werde geboren, zuſammengeſetzt. Sie iſt ein Theil der Pathologie überhaupt (ſ. d. Art.) und folgt unmittelbar auf die Phyſiologie. So wie dieſe den Bau und die Einrichtung des menſchlichen Körpers im geſunden Zuſtande, die Zuſammenſetzung des Ganzen aus einzelnen Theilen, die Verrichtungen dieſer Theile, ihre Beziehung auf die Verrichtungen der andern, ſo wie auf den Zweck des Ganzen, die Geſetze der Kräfte, welche dies alles regieren, den Zuſammenhang und die Verhältniſſe mit der übrigen Natur, uns entwickeln, ſo zeigt uns nun die Pathogenie, wie auf mannichfaltige Weiſe die Geſetze der dem Organismus einwohnenden Naturkraft abweichen, die Verrichtungen der einzelnen Theile, und ihre harmoniſchen Beziehungen auf andere geſtört, die Stoffe ſelbſt, aus denen der organiſche Körper beſteht, verändert werden können, wie durch alle ſolche Abweichungen ſelbſt der Zweck des Organismus verfehlt, das Leben deſſelben bedroht wird, und ſeine Endſchaft erreichen muß. Da die Lehre von der Entſtehung der Krankheiten unmittelbar aus der Phyſiologie folgt, und dieſe nach den verſchiednen Anſichten der Aerzte in den nach einander folgenden Epochen der Arzneikunde ſehr verſchieden waren, ſo war es eine natürliche Folge, daß auch die Pathogenie an dieſem Wechſel der Theorien Theil nahm, und eben ſo verſchiedene Anſichten darüber herrſchten. Es läßt ſich indeſſen doch mit Zuverläſſigkeit behaupten, daß alle philoſophiſche und die Natur beobachtende Aerzte alter und neuer Zeit die hauptſächlichen Erſcheinungen des organiſchen Lebens richtig auffaßten, die Geſetze deſſelben abſtrahirten, und ſie, nur nach Verſchiedenheit der herrſchenden Vorſtellungen, in verſchiednes Gewand eingehüllt, darſtellten, daß die Nachfolger jedesmal das Wahre, was in den Syſtemen der Vorgänger lag, benutzend, weiter darauf baueten, und demnach allmählig immer richtigere und hellere Ideen in der Phyſiologie, und von da in der Pathoge-

nie in Umlauf brachten. Das Weitere über dieſen Gegenſtand ſ. in d. Art. Pathologie. H.

Pathognomik (aus den griechiſchen Wörtern pathos, das Leiden, die Krankheit, und gnomica, die Kunſt, etwas deutlich zu erkennen oder erkennbar darzuſtellen). Man verſteht darunter die ſichtbare Darſtellung der Krankheiten. Dieſe beſtehen theils in Krankheiten des Körpers, bei welchen, obgleich ihr Sitz eigentlich im Innern des Organismus iſt, doch verſchiedene äußerliche, weſentliche und jedesmal ſichtbare Zeichen und Symptome erſcheinen, welche in Veränderung der Form und Geſtaltung, der Farbe des Körpers, der Lage und Haltung, der Geſichtszüge u. ſ. w. beſtehen, und bei verſchiedenen Krankheiten jederzeit als charakteriſtiſch erſcheinen, indem ſie von gewiſſen Umſtänden herrühren, welche mit der Krankheit weſentlich verbunden ſind. So iſt z. B. bei einem Kinde, welches an völlig ausgebildeter häutiger Bräune leidet, die Lage des Körpers mit rückwärts gebogener Bruſt, hinterwärts lehnendem Kopfe, offen gehaltenem Mund, vorgetriebenem Kehlkopfe, rothem Geſicht, vorſtehenden Augen ſo charakteriſtiſch, daß jeder geübte Arzt beim erſten Blick die Krankheit, welche Urſache davon iſt, erkennen wird. So offenbart eine gelblichblaſſe Geſichtsfarbe, mit gelblich gefärbten matten Augen, hagerem Geſichte, tiefen Einſchnitten der Wangen jederzeit ein tief liegendes verborgenes Leiden der Leber. So hat ſchon Hippocrates die äußern Züge bei dem Zuſtande des gänzlichen Sinkens aller Lebenskräfte in einem Gemählde mit wenigen Zügen, aber ſo treffend bezeichnet, daß noch jetzt das Geſicht eines Kranken mit zugeſpitzter Naſe, hohlen Augen, zuſammengefallenen Schläfen, kalten und in ſich gezogenen Ohren, harter, geſpannter und trockner Haut der Stirne, grünlich blaſſer, ſchwärzlicher, bleifarbiger, Geſichtsfarbe, facies Hippocratica, das hippocratiſche Geſicht genannt wird (ſ. deſſen Prognost. c. II.). Auch Gemüthskrankheiten führen gewiſſe äußere Kennzeichen mit ſich, die charakteriſtiſch ſind. So hat z. B. der Wahnſinn, nach ſeinen verſchiedenen Arten, als Narrheit das vage beſtändig wechſelnde in den Geſichtszügen; die Melancholie das ſtilltraurige, den ſtarren Blick; die Tollheit die Spannung aller Geſichtszüge, das rollende Auge u. ſ. w. Aber auch die Erregungen des geſunden Gemüthes durch Leidenſchaften und Affecte zeichnen ſich auf dem Geſichte des Menſchen durch eigene Haltung, Bewegung, Lage und Veränderung der Augen, der Geſichtsmuskeln, und der Farbe ſo deutlich, daß man die Darſtellung dieſer verſchiednen Gemüthsveränderungen durch treffende und beſtimmte Züge in der Gewalt hat. Sogar iſt der Zuſammenhang dieſer äußerlichen Veränderungen der Geſichtsmuskeln, und der Augen mit den innern Vorgängen ſo genau und weſentlich, daß ſelbſt die willkührliche Darſtellung derſelben durch Nachahmung (ſ. d. Art. Mimik) einen ſchwachen Nachhall derjenigen Leidenſchaft oder des Affects, die ſie nachahmt, in dem Menſchen, ſowohl in dem Darſtellenden ſelbſt, als auch in dem Zuſchauer, erregt. Manche verſtehen unter Pathognomik bloß dieſe Bezeichnung der Leidenſchaften und Affecte. Sie iſt beſonders als Studium für alle darſtellende Künſtler wichtig. So haben alſo der Haß und die Liebe, Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer, Zorn und Zufriedenheit, Habſucht, Neid u. ſ. w. alle ihre gewiſſen Nerven, auf welche ſie beſtimmt wirken, und durch deren Erregung wieder beſtimmte Muskeln des Geſichts, der Augen und zuweilen ſelbſt Muskeln des übrigen Körpers in Bewegung geſetzt werden, wodurch die Züge des Geſichts, die Haltung des Körpers, die Lage der Augenlieder, des Augapfels, ſelbſt das mehrere oder wenigere Feuer und der Glanz der Augen beſtimmt ſo oder anders verändert werden. —

Pathognomiſche Zeichen ſind ſolche Erſcheinungen an dem Kranken und Empfindungen deſſelben, welche mit der Krankheit weſentlich verbunden ſind, ſo daß ſie dieſer allein und für beſtändig eigen ſind, mit ihr ſogleich erſcheinen, mit ihr zunehmen, und wenn die Krankheit abnimmt, auch mit ihr abnehmen und verſchwinden. Solche Zeichen ſind z. B. bei Lungenentzündung das Fieber, das beſchwerliche Athemholen, der ſtechende Schmerz in der Seite, der Huſten. H.

Pathologie, die Lehre von den Krankheiten, aus den griechiſchen Wörtern pathos, die Krankheit, und logos, die Lehre zuſammengeſetzt. Sie beſteht aus mehreren Unterabtheilungen. Die erſte, Pathogenie, zeigt zuvörderſt, in wie fern im Organismus und in der Einrichtung deſſelben die Möglichkeit zu krankhaften Abweichungen gegründet iſt; die zweite, allgemeine Pathologie, betrachtet die in der wirklichen Erſcheinung vorkommenden krankhaften Abweichungen des organiſchen Lebens im Allgemeinen; die dritte, ſpecielle Pathogenie und Pathologie, weiſ't dieſe allgemeine Abweichungen an den beſondern Syſtemen und einzelnen Organen des Körpers nach; die vierte, Noſologie, zählt die einzelnen Krankheiten ſelbſt auf, theilt ſie in gewiſſe Claſſen und Ordnungen; die fünfte, Aetiologie, beſchäftigt ſich mit der Unterſuchung der Urſachen der Krankheiten. Ueber Pathogenie iſt zunächſt dieſer Artikel nachzuſehen. So verſchieden von jeher die phyſiologiſchen Anſichten waren, ſo verſchieden geſtaltete ſich auch die Lehre von den Krankheiten, indem der krankhafte Zuſtand als eine Abweichung von dem geſunden erſcheint, und die Phyſiologie die Unterſuchung dieſes letztern, und den Zuſtand des menſchlichen Organismus in demſelben unternimmt. Ohne uns hier bei der nähern Erwähnung dieſer verſchiedenen Anſichten zu verweilen, können wir bloß auf diejenigen einzelnen Artikel hinweiſen, in welchen jene ſchon berührt wurden, dahin gehören vorzüglich die Geſchichte der Arzneikunſt, die Artikel Brown, Erregungstheorie, Humoralpathologie, Hoffmann u. A. m. So wenig wir nun auch hier den Leſer mit einer vollſtändigen Darſtellung der pathologiſchen Lehre behelligen dürfen, ſo halten wir es doch für Pflicht, demjenigen, der ſich einen deutlichen Begriff davon zu machen wünſcht, eine gedrängte Ueberſicht von derſelben nach dem jetzigen Standpunkte der phyſiologiſchen Anſichten zu geben, zu welchem Behufe jedoch zuvörderſt der Artikel Phyſiologie nachzuſehen iſt. — Wenn die Pathogenie entwickeln will, in wie fern ſchon in der Einrichtung des menſchlichen Organismus die Möglichkeit zu verſchiedenen krankhaften Abweichungen gegründet iſt, ſo muß ſie die Verhältniſſe des Menſchen, 1. als eines der Erde angehörigen Naturgeſchöpfs, 2. als eines der Geiſterwelt angehörigen pſychiſchen Weſens, ſie muß 3. die Verbindung beider und 4. die Verhältniſſe des Menſchen zu der Außenwelt betrachten. Die phyſiologiſchen Unterſuchungen führen uns zu dem Reſultate, daß der Menſch als organiſches Geſchöpf den nothwendigen Geſetzen des Weltorganismus unterworfen iſt, daß in ihm die Idee des allgemeinen und abſoluten Lebens in einer gewiſſen und beſtimmten Modification realiſirt iſt, daß aber dieſe Idee in ihm unter allen irdiſchen Organismen auf das höchſte dargeſtellt iſt, indem der Menſch auf der höchſten Stufe der Organiſation ſteht. Dieſe allgemeine und abſolute Idee des Lebens ſehen wir als allgemeine innere Naturkraft an, welche wir als den letzten, nicht weiter zu verfolgenden Grund aller organiſchen Thätigkeit annehmen. Dieſe Naturkraft nun, welche auf den unendlich verſchiedenen Stufen der irdiſchen Geſchöpfe in eben ſo unendlich verſchiedenen Modificationen oder Ideen des abſoluten Lebens ſich offen-

bart, und ſichtlich darſtellt, iſt eben ſo im Menſchen ausgeprägt, deſſen ganze Organiſation nur der ſichtbare Ausdruck, die reelle Darſtellung der höchſten Stufe in der Reihe der Modificationen der allgemeinen Naturkraft, der Idee des Lebens auf der höchſten Stufe der irdiſchen Weſen iſt. Die Bildung des menſchlichen Organismus von ſeiner Entſtehung an, die Perioden des Wachsthums und der Ausbildung deſſelben iſt die ſich entwickelnde Idee des Lebens, die urſprünglich thätige Naturkraft, welche in der ſichtbaren Erſcheinung ihren Kreis durchläuft. Dieſe innere urſprünglich thätige Naturkraft iſt alſo auch im menſchlichen Organismus als das höchſte Agens anzuſehen, und von den älteſten Naturforſchern und den Stiftern der verſchiednen Heilſchulen erkannt, und verſchiedentlich benannt worden, es iſt das Enormon des Hippocrates, der Archäus des von Helmont, die Seele Stahls, die Reizbarkeit Hallers, die Erregbarkeit der brownſchen Schule, die Lebenskraft der neuern Aerzte u. ſ. w. Die Naturkraft offenbart ſich im menſchlichen Organismus in drei Regionen, oder Syſtemen (ſ. d. Art. Organismus): der Reproduction, der Irritabilität, und der Senſibilität. Jedem dieſer Syſteme iſt ein beſtimmter Antheil der Naturkraft zugetheilt, bei deſſen regelmäßiger Thätigkeit Geſundheit beſteht. Man hat nun folgende Geſetze der Naturkraft im Organismus durch die Beobachtung gefunden. Die Vertheilung der Naturkraft iſt verſchieden, nachdem die Organe es ſind, in welchen ſie ihre Aeußerungen offenbart. Sie iſt anders im Reproductions-, verſchieden im irritabeln, verſchieden im ſenſiblen Syſteme. Eben ſo verſchieden erſcheinen die Aeußerungen der Thätigkeit der Naturkraft in den verſchiedenen einzelnen Gebilden; im Magen und den Verdauungsorganen, verſchieden in den Lungen, dem Herzen und den Arterien. Dieſe normale Vertheilung der Naturkraft kann ungleich werden, die Thätigkeit kann in dem einen Syſtem ſtärker, in dem andern ſchwächer werden, als die Norm, d. h. die ungetrübte Idee des Organismus geſtattet. Die Energie der Thätigkeit kann alſo in der Region des reproducirenden, oder des irritabeln, oder des ſenſibeln Syſtems zu ſtark, oder zu ſchwach ſeyn, ſie kann ferner in einem einzelnen, dieſen Syſtemen angehörigen Gebilde zu ſtark oder zu ſchwach werden, wodurch eine Störung des harmoniſchen Verhältniſſes der Verrichtungen zu einander entſtehen muß. Die Urſachen hiervon liegen in urſprünglicher und angeborner Bildung und Anlage, oder in dem der freien Willkühr unterworfnen Gebrauch verſchiedner Organe, oder in der Veränderung des Organs ſelbſt, ſeiner materiellen Beſchaffenheit, oder in der Einwirkung der Außendinge. Die Thätigkeit der Naturkraft iſt ungleich, indem die Einwirkungen der äußern Natur ſowohl, als innere Stoffe und Vorgänge die Thätigkeit der Naturkraft verſtärken und aufregen oder herabſetzen können. Dieſe erregenden Potenzen ſind als Reize für die Naturkraft anzuſehen, welche entweder im Allgemeinen, oder in beſondern Syſtemen und Organen ihre Thätigkeit erregen, ſie ſind in Rückſicht ihrer Natur verſchieden, als mechaniſche, durch Berührung wirkende, oder chemiſche vermöge ihrer Beſtandtheile die Organiſation und die Stoffe verändernde, oder organiſchvitale, indem ſie als gleiche Naturqualitäten die im Organismus verſchiedentlich modificirte Naturkraft aufſuchen und ſich mit ihr vereinigen. Dieſe Einflüſſe ſind in Rückſicht ihrer Wirkungen entweder aufregend, indem ſie die Thätigkeit der Naturkraft verſtärken, oder deprimirend, indem ſie auf die Naturkraft feindlich einwirken, und ihre Thätigkeit unterdrücken, oder ſie ſind ſpecifiſch, indem ſie dieſe Thätigkeit in beſondern Organen verändern.

Die Harmonie der Verrichtungen der Organe des Körpers kann alſo auf mannichfaltige Weiſe durch dieſe Einflüſſe geſtört werden, indem einige Functionen gegen das harmoniſche Verhältniß zu ſehr erhöht, zu ſehr herabgeſetzt, oder in ihrer Norm verändert werden. Die Thätigkeit der Naturkraft im Organismus ſelbſt folgt beſtimmten Geſetzen. Die Erregung ihrer Thätigkeit von den Einflüſſen iſt verſchieden nach ihrem Stande ſelbſt, auf alte Menſchen z. B. wirkt Manches nicht, was junge ſehr erregt. Entgegengeſetzte Einflüſſe wirken auch entgegengeſetzt auf die Naturkraft, und die ſtärkere hebt die ſchwächere auf. Eine Function im Organismus iſt für andere ein Gegenſatz und beſchränkend, für andere erregend. Daher rühren wieder gewiſſe Erſcheinungen von Mitleidenheit und Gegenſatz im Körper, welche verſtärkt, und alsdann zur krankhaften Abweichung werden können, indem Theile und Organe in Conſens kommen, welche der Norm nach von einander abgeſondert ſeyn ſollen. Die verſchiednen Modificationen der Thätigkeit der Naturkraft im Organismus ſind in Rückſicht der Zeit an gewiſſe Perioden gebunden, ſo daß ein Wechſel von ſtärkerer und ſchwächerer Thätigkeit ſtatt findet. Dies iſt der Fall theils in Rückſicht auf den ganzen Cyclus des Lebens, indem in gewiſſen Lebensaltern beſtimmte Organe ruhen, in andern dagegen in voller Thätigkeit ſind, und eben ſo umgekehrt, theils in Rückſicht des Jahresumlaufs, theils in Rückſicht des Tagesumlaufs, welche den Wechſel mit Wachen und Schlaf begründet. Anhaltende Störung dieſer Wechſelverhältniſſe, Anreizungen der Naturkraft in denjenigen Organen, welche die Periode ihrer Ruhe durchlaufen, oder Verhinderung der Funktionen anderer, welche in der Periode ihrer Thätigkeit ſtehen, verurſachen ein Mißverhältniß im ganzen Organismus und eine Zerrüttung der Harmonie ſeiner Functionen. So wie die Naturkraft in ſteter fortſchreitender, entwickelnder und neuſchaffender Thätigkeit iſt, ſo geht die materielle Veränderung des Organismus ununterbrochen parallel mit jener fort, in ſteter Bildung und Auflöſung, in ſtetem Wechſel des Stoffes, in Aufnahme neuer und dem Ausſchaffen alter Stoffe, in Verbindung der neuen und Trennung der verbundenen. Daher die Abſonderungen und Ausſonderungen des Körpers in ununterbrochner Continuität im Organismus vor ſich gehen müſſen. Jede abnorme Veränderung in der Thätigkeit der Naturkraft muß demnach eine Störung in der organiſchen und materiellen Beſchaffenheit des Organismus zur Folge haben, ſie beſtehe nun in beſchleunigter oder zurückgehaltner Bildung oder Auflöſung, in vermehrter oder verminderter Ab- und Ausſonderung gewiſſer Stoffe, in regelwidrigen Verbindungen oder Trennungen, und daher rührenden Veränderungen der Beſtandtheile des Organismus ſelbſt, und Bildung fremdartiger Stoffe. — In der allgemeinen **Pathologie** wird die Wirklichkeit der vorkommenden mannichfaltigen Abweichungen von der Norm des Organismus gezeigt. Die Naturkraft zeigt ſich demnach in ihrer Thätigkeit zu ſtark, oder zu ſchwach, oder ungleich vertheilt, ſo daß ein Syſtem vor dem andern in abnormer Thätigkeit begriffen iſt. Damit in Uebereinſtimmung entſtehen Fehler der materiellen Stoffe des Organismus, in ſo fern in demſelben fehlerhafte Anhäufung von manchen Stoffen, oder Mangel an andern, oder ſchädliche neu entſtandene entſtehen; Fehler des organiſchen Baues, der organiſchen Faſer ſelbſt, indem ein zu großer oder zu geringer Zuſammenhang der feinſten organiſchen Faſer (Cohäſion) derſelben Statt findet, ſo auch in der Beſchaffenheit der einzelnen Beſtandtheile und Gebilde des Organismus, ſowohl der flüſſigen als feſten Theile. Letztere ſind theils Gefäße, Or-

gane, welche zur Aufnahme und Fortbewegung gewiſſer Flüſſigkeiten beſtimmt ſind, die fehlerhaft in Anſehung zu großer Erweiterung oder Verengerung ihrer Höhlung oder Mündungen ſeyn können; oder andere Gebilde, welche fehlerhaft in der Form, Bildung und Größe ſind, als Geſchwülſte, oder Zehrung; in Anſehung der Verbindung: Bruch, Verwundung, Verwachſung; irreguläre Lage, Verrenkung, Vorfall gewiſſer Theile, Austretung von Eingeweiden, als Brüchen u. ſ. w. Die Flüſſigkeiten, im Organismus, z. B. das Blut, der Magenſaft, die Galle, der Schleim u. ſ. w., zeigen ihre fehlerhafte Beſchaffenheit, durch zu große oder zu geringe Dichtigkeit, durch Veränderung ihrer innern Qualität, Abweichung des Verhältniſſes ihrer einfachen Beſtandtheile, Beimiſchung fremdartiger Theile, wodurch ſie den ſie führenden Gefäßen entfremdet werden; durch Veränderung des Verhältniſſes zu dieſen, in Anſehung der Menge, welche zu groß oder zu gering ſeyn kann; oder des Orts, durch Austreten aus den Gefäßen in Theile, wohin ſie nicht gehören; oder der Bewegung, welche zu ſtark, zu ſchwach oder unregelmäßig, nach manchen Organen zu heftig, zu häufig, nach andern zu gering ſeyn kann. Die hier nur im allgemeinen angegebnen Abweichungen werden nun an den einzelnen Theilen und Organen des Körpers ſelbſt aufgeſucht und hieraus entſteht die ſpecielle Pathologie, aus welcher wir, um einen deutlichen Begriff von ihrer Bearbeitung zu geben, die Fehler des Herzens und Blutumlaufsſyſtems ausheben wollen. Mechaniſche und organiſche Fehler des Herzens ſind, 1. widernatürliche Erweiterung, wodurch der Umlauf des Blutes geſtört wird und zuletzt Berſtung des Herzens erfolgen kann; 2. widernatürlicher Ueberzug der Oberfläche, z. B. mit Fett oder Faſern, nach Entzündung, bei den Alten cor vilosum; 3. Waſſerblaſen von Blaſenwürmern, Hydatiden; 4. Verknöcherung, beſonders kommt dies bei den das Herz ſelbſt ernährenden Arterien, und den Klappen des Herzens vor; 5. Wunde oder Geſchwür des Herzens, allemal tödtlich; 6. Polyp im Herzen, von krankhaft vermehrter Gerinnbarkeit der Lymphe im Blute; 7. Mißbildung des Herzens; 8. verkehrte Lage deſſelben; 9. örtliche Erweiterungen, Aneorismen deſſelben; 10. Verwachſung der Mündung der Lungenpulsader, woher die ſogenannte blaue Krankheit. Fehler des Herzbeutels, 1. Anhäufung von wäſſeriger Feuchtigkeit, Herzbeutelwaſſerſucht, woher Aſthma, unordentlicher Blutumlauf, Erſtickung folgen: 2. Hydatiden; 3. Verwachſung mit dem Herzen; 4. zottiger Ueberzug an den innern Wänden. Organiſche Fehler der Gefäße, 1. Aneorisma (ſ. d. Art.); 2. Varix (Blutadergeſchwulſt), örtliche Ausdehnung einer Blutader, iſt wegen der natürlichen Schlaffheit der Venen häufig; 3. Verknöcherung der Arterien, kommt beſonders in ſehr alten, rigiden Körpern vor. Fehler der Cohäſion der Faſer des Gefäßſyſtems zeigen ſich durch die zu ſchwache oder zu ſtarke Cohäſion der Faſer; im erſten Falle iſt es Schlaffheit, Atonie, die Gefäße ziehen ſich zu wenig zuſammen und können dem Andrang des Blutes zu wenig widerſtehen, daher der Umlauf des Blutes zu träge wird, es entſtehen Stockungen, örtliche Anhäufungen in denſelben, Erweiterungen der Gefäße, Pulsader- und Blutadergeſchwülſte; im andern Falle iſt es Straffheit der Gefäße, ſie dehnen ſich zu wenig aus, ſie widerſtehen dem Andrang des Blutes zu ſehr, daher der Blutumlauf unterdrückt wird, und mehr nach den ſchlaffen Theilen geht. Abweichung der inwohnenden Naturkraft äußert ſich durch zu große oder zu geringe Energie der Thätigkeit und durch zu leichte oder zu träge Reizbarkeit. Im erſten Falle iſt der Blutumlauf immer etwas ſchnel-

ler, als er der Norm nach ſeyn ſollte, das Arterienſyſtem wirkt zu ſtark, äußre Einflüſſe, die es noch mehr erregen, bewirken leicht Fieber und Entzündung. Im andern Falle, wenn das Arterienſyſtem zu wenig Energie oder zu wenig Reizbarkeit beſitzt, erfolgt Schwäche des Blutumlaufs, und Trägheit in allen Functionen, welche davon abhängen. Von den Abweichungen der Naturkraft und den organiſchen Fehlern hängen nun auch größtentheils die Abweichungen in den Functionen des Blutſyſtems ab. Der Blutumlauf iſt zu ſehr beſchleunigt, von vermehrter Energie oder erhöhter Reizbarkeit des Gefäßſyſtems, oder von zu vielem oder zu erregendem Blute, von Reizen des ſenſiblen Syſtems, von Bewegung des Körpers. Daraus entſtehen alsdann wieder vermehrtes und beſchleunigtes Athmen, Hitze im Körper, Ausbreitung des Blutes, vermehrte Abſonderung aus dem Blute, Entmiſchung deſſelben, Erweiterung der Adern, Verhinderung des Abſatzes der nährenden Stoffe. Verminderung des Blutumlaufs, von allgemeiner Schwäche der Naturkraft, beſonders des dem Blutſyſteme zukommenden Antheils, von Mangel an gehörig erregenden Beſtandtheilen im Blute, Mangel an Nervenreiz und an körperlicher Bewegung. Daher rührt alsdann Trägheit aller Functionen, die von dem Blutumlauf abhängen, unvollkommene Ab- und Ausſcheidungen, beſonders durch die Haut, ſchlechte Beſchaffenheit und Miſchung des Blutes, Anhäufung wäſſeriger und zäher Säfte, Stockungen in den Blutgefäßen und Eingeweiden, verminderte Wärme des Körpers u. ſ. w. — Die Noſologie ordnet nun die einzelnen Krankheiten in gewiſſe Claſſen und Ordnungen. Man ſtellt deren vier Hauptclaſſen auf: 1. Krankheiten des irritabeln Syſtems, Pyrexien, darunter gehören alle Fieber, Entzündungen, Exantheme, Blutflüſſe; 2. Krankheiten des ſenſibeln Syſtems, Fehler der Empfindung, Bewegung, Schlagfluß und Lähmung, Ohnmachten, Krämpfe, Wahnſinn; 3. Fehler des reproductiven Syſtems, Cacherien, Verzehrungen, Geſchwülſte, Waſſeranhäufungen u. ſ. w. Ausſchläge, veneriſche Seuche, Scorbut, u. ſ. w.; 4. Oertliche Krankheiten des Sinneswerkzeuge, Fehler der einzelnen Bewegungsorgane, Unterdrückung von Ausleerungen, örtliche Geſchwülſte, z. B. Anevrismen, Drüſengeſchwülſte, Beulen u. ſ. w., Verrückungen der Theile aus ihrer Stelle, Brüche, Vorfälle u. ſ. w. Trennungen, Wunden u. ſ. w. — In Rückſicht der phyſiſchen Exiſtenz des Menſchen muß der Organismus in Wechſelwirkung betrachtet werden, theils mit der ihn umgebenden äußern Natur, theils auch mit dem pſychiſchen Weſen, welches als unſer Ich in unſerm Bewußtſeyn lebt. Dieſe Wechſelwirkung kann aber auch als Urſache einer krankhaften Abweichung erſcheinen, indem der auf den Organismus, oder einen Theil deſſelben wirkende Einfluß eine Störung des normalen Verhältniſſes der Naturkraft und daher eine Zerrüttung der Harmonie der Functionen veranlaßt. Auch die innern Verhältniſſe des Organismus, ſeine periodiſchen Entwickelungen, und die von der Willkühr abhängenden Einwirkungen, ſowohl von außen, als die willkürlichen Kraftäußerungen des ſenſibeln Syſtems können als krankmachende Urſachen wirken. Dieſes entwickelt die Aetiologie, von deren Anſichten wir nur kürzlich noch eine Probe darlegen wollen. Die vorzüglichſten Einflüſſe der Außenwelt ſind die Luft, die Nahrungsmittel, die unwillkührlichen und willkürlichen Einwirkungen mittelſt der Sinnesreize, der Geiſtesthätigkeiten und Gemüthsaffecte, des Schlafs und Wachens, die Entwickelungsperioden durch das Wachsthum und Alter. So kann alſo die Luft Krankheit erregend wirken, in Beziehung auf ihre Temperatur. Zu heiß vermehrt

ſie die innere Wärme, dehnt die Säfte zu ſehr aus, regt die Naturkraft zu ſehr auf, vermehrt übermäßig die Ausdünſtung. Ihre Nachwirkung iſt Erſchlaffung, Schwächung, Austrocknung des Körpers. Sie erregt beſonders das Galleſyſtem, vermehrt die Abſonderung der Galle zum Uebermaß. Zu kalte Luft vermindert die Thätigkeitsäußerung der Naturkraft, vermehrt die Cohäſion der organiſchen Faſer bis zur Rigidität, verengert die Gefäße der Oberfläche und drängt das Blut nach den innern Theilen, wirkt beſonders auf die Lungen, auf die Naſen- und Mundhöhle, unterdrückt die Funktion der Haut, macht dagegen die innern Schleime und andere Feuchtigkeit abſondernden Häute zu ſtärkern Abſonderungen geneigt, löſcht endlich in höherm Grade die Naturkraft gänzlich aus. In Rückſicht der Feuchtigkeit der Luft, wenn erſtere zu groß iſt, ſchwächt ſie den Ton der Faſer, verhindert die Hauptausdünſtung, bewirkt Ueberfluß an wäſſerigen Feuchtigkeiten im Körper, veranlaßt ein Sinken der Naturkraft, beſonders in der Region der Irritabilität und Reproduction, bewirkt daher Neigung zu Krankheiten von Schwäche, zu Faulfiebern, ſie leitet die Electricität zu ſehr aus dem Körper, enthält auch mehr fremdartige Theile, beſonders die Sumpfluft. Zu trockene Luft vermehrt die Spannung der Faſer, begünſtigt die Anſammlung der Electricität im Körper, verſtärkt die Ausdünſtung und trocknet den Körper aus. In Rückſicht der Elaſticität der Luft kann der Druck derſelben auf den Körper zu ſtark ſeyn, daher von innern Anhäufungen des Blutes, von Schlagfluß u. ſ. w. Urſache werden; oder zu ſchwach, wodurch wieder das Gleichgewicht des Blutes gegen die Blutgefäße aufgehoben wird. In Rückſicht der Beſtandtheile der Luft kann ſie zu rein ſeyn, d. h. zu viel Sauerſtoffgas enthalten, wodurch das irritable Syſtem eine nachtheilige Vorherrſchaft über die andern erhält, und Fieber und Entzündungen entſtehen können; oder ſie hat zu wenig Antheil davon, wodurch die Naturkraft beſonders und zunächſt in deren irritabelm Syſtem zu ſehr herabgeſetzt wird, das Blut an Vitalität verliert, und allgemeine Schwäche eintritt; oder es ſind fremdartige ſchädliche Stoffe beigemiſcht, Ausdünſtungen, Anſteckungsſtoffe, u. ſ. w. Jede zu ſchnelle Abwechſelung der Luft, beſonders in Anſehung der Elaſticität und Temperatur kann Veranlaſſung zu Krankheiten geben; auch die Weltgegend, aus welcher die Luftſtrömung erfolgt, führt gewiſſe Diſpoſition zu Krankheiten mit ſich. Eben ſo bedingen die Jahreszeiten und die Beſchaffenheit des Clima's allezeit beſtimmte Anlagen zu Krankheiten. Die Nahrungsmittel können theils durch zu große oder zu geringe Quantität, theils durch ſchädliche Beſchaffenheit Urſache von Krankheiten werden; auch iſt dies der Fall, durch den Genuß ſolcher Dinge, die an und für ſich nicht Nahrungsmittel ſind, ſondern durch hervorſtechende Qualitäten die Naturkraft im Allgemeinen oder in einzelnen Syſtemen und Organen erregen oder herabſetzen, und daher im eigentlichen Sinne Arzneien und Gifte genannt werden. Mißverhältniſſe der Bewegung des Körpers, zu ſtarke oder zu wenig, auch der Lage und des Standes des Körpers, des Schlafes und Wachens können Krankheiten veranlaſſen. Die äußern Bedeckungen des Körpers, die Kleidungsſtücke können durch zu große Wärme oder Erkältung, durch Druck des Körpers, die Wohnung durch Feuchtigkeit u. ſ. w., Veranlaſſung zu Krankheiten werden. Die krankmachenden Einflüſſe, die von den Entwickelungsperioden des Organismus herrühren, ſind in dem Artikel von dem Alter ſchon erwähnt. Die Thätigkeiten des Geiſtes können theils durch dieſzu große Anhaltſamkeit, theils durch fehlerhafte Art, wie unrechte Zeit, wenn ſie vorgenommen

werden, Urſachen zu Krankheiten werden. Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen wirken theils erregend, theils ſchwächend auf den Organismus, theils auf das Ganze, theils auf einzelne Organe beſonders, und können durch Heftigkeit, oder durch die Art ihrer Einwirkungen, Störung und Zerrüttung in der Harmonie der organiſchen Verrichtungen bewirken. H.

Pathos, ein urſprünglich griechiſches Wort, das überhaupt Leiden oder Angeſprochenwerden von etwas bezeichnet, beſonders das, was drückt und Leiden macht, daher Unglück. Es würde in ſo fern ganz unſerm Worte Leidenſchaft entſprechen, welches jedoch in einem beſtimmtern Sinn für die ausſchließliche Richtung des Gemüths und die Hingegebenheit an dieſelbe gebraucht wird. Da nun jede einſeitig vorherrſchende und die übrigen zurückdrängende, ja gewaltſam niederhaltende Anſchauung, ſie ſpreche ſich im Wollen oder im Handeln aus, die Harmonie des Gemüths, ſeiner Elemente gleichmäßige Wechſelwirkung ſtört, ſo konnte ein tiefſinniger Schriftſteller gleich witzig wie wahr ſagen, Leidenſchaft ſey, was Leiden ſchafft. In der Kunſt wird Pathos dem Ethos oder Charakter ſchon von den alten Kunſtrichtern gegenübergeſtellt und beide als nothwendig darzuſtellende angeſehen, und mit Recht. Denn Charakter iſt das einem Menſchen zugetheilte Maß von Eigenthümlichkeit, wie fern es in das Allgemeine der Idee aufgenommen und es ſelbſt dadurch ſittlich organiſirt, oder ethiſirt iſt; Pathos iſt das Angeſprochenwerden von den Gegenſtänden; jener gleichſam das Ethiſche, dieſes das Phyſiſche oder Organiſche, beide aber nicht trennbar. Werden aber beide getrennt und das Pathos und ſeine Darſtellung als Hauptaufgabe und Vorwurf der Kunſt angeſehen, ſo wird es ein beſchränktes Verweilen und Angeſprochenwerden von einer einzelnen der zur Erzeugung eines Kunſtwerks oder Kunſtgenuſſes nothwendig in Wechſelwirkung ſtehenden Kräfte, beſonders des Gefühls. Da nun aber jedes Kunſtwerk, wie die Geſammtheit und Unendlichkeit der Idee fodert, aus dem Geſammtſpiel der Geiſteskräfte hervorgehen muß, und eben ſo wie der ſich an die geſammte Gemüthskraft wendet, nicht etwa das Gefühl, den Verſtand, die Einbildungskraft oder die Vernunft allein; ſo muß ein ſolches Haften auf einer Einzelheit der klaren Anſchaulichkeit und Gegenſtändlichkeit, welche die Kunſt als Darſtellung der Idee fodert, Eintrag thun, und wird daher, wo es als Abſicht zu Tage kommt, wie bei manchen Dichtern unſerer Zeit, welche dadurch ſich des Beifalls der Menge bemächtigen, verwerflich und ein falſches Pathos genannt. Denn allerdings iſt, wo alles nur Leidenſchaft iſt, im Grunde keine, und darum kleidet die Kunſt ſie noch in das Licht eines beſonnen waltenden Geiſtes ein, und was Hamlet den Schauſpielern ſagt, daß ſelbſt im Wirbelwind der Leidenſchaft noch eine gewiſſe Haltung und Mäßigung herrſchen müſſe, iſt in Kunſt und Sittlichkeit allerdings unerlaßlich und unverbrüchlich. Das Hervorheben eines Einzelnen, ſey es auch die zärtlichſte Rührung, wie es noch keinen Gegenſtand gibt, beruht auch auf dem Gefühl der Trennung, des Losreißens von einem Ganzen, mithin auf einem Schmerz, der zu erregen gar leicht, aber von der wahrhaft kunſtgemäßen Rührung, d. i. der unerwarteten Harmonie ſcheinbar widerſtreitender Kräfte, ſehr verſchieden iſt. Gefühl iſt nur Anſatz und Ausgangspunkt geiſtiger Vereigenthümlichung und gibt alſo nur Einen Wirkungsmoment der Idee, gleichſam Eine Farbe der Idee, an; dieſe aber, die Idee, fodert völlige Durchbildung und Ausgleichung, ja Einbildung aller Momente des Seyns und Erkennens in das Eine. So unterſchied ſchon ein alter

Kunſtrichter wieder das Pathos als bloßes Kunſtgefühl von der Wiſſenſchaft. Beſonders anſchaulich wird das Pathos, wiewohl es auch unter unſern Dichtern und Künſtlern nicht an Beiſpielen fehlt, durch die Franzoſen. Sie ſetzen namentlich im Dramatiſchen ihren Vorzug ſelbſt vor den Alten, deren claſſiſche Nachtreter zu ſeyn ſie ſich doch rühmen, darein, daß ſie mehr Leidenſchaft als Charakter zu ſchildern beſtrebt ſeyen. Hier ſchlägt es nun, da des Volkes durchgreifendes Prinzip Schauſtellung und Schein iſt, gar oft in fratzenhafte Leidenſchaftlichkeit um, verliert ſich in Schwulſt und Geſuchtheit, oder wird auch eben darum wieder zur ausgemergeltſten Verſtändigkeit. Uebrigens zeigt ſich das Princip nicht bloß in ihrer Dramatik, ſondern auch in der Mahlerei und andern Künſten und bei unſerer ehemaligen Nachſclavung alles deſſen, was franzöſiſch hieß, als des einzig Gebildeten und Geſchmackvollen, iſt dieſes Unbill auch auf uns übergegangen und nicht ſelten hat man dadurch Effect zu machen geſtrebt, wenn auch dieſer Effect ein ungehöriger, außer dem Darzuſtellenden liegender war. Daſſelbe Hinarbeiten auf Effect hat auch unſere Schauſpieler häufig zu einem falſchen Pathos verführt und jenes widerwärtige empfindſelige Genörgel, oder jenes leere und hohle ſich Zerpauken und ſogenannte Couliſſenreißen hervorgebracht, welches den Gebildeten anekelt oder ganz gleichgültig läßt. Ueberlegte man nur, daß auch die natürlichſte Affection der handelnden Perſonen nicht einmal das eine Moment des Drama, nämlich den Antheil an dem Hauptmoment der Handlung und des Schickſals erſchöpfend darſtellt, ſo würde man jenes windige Verfahren gar bald aufgeben und einſehen, daß meiſt mit Wenigerm mehr auszurichten wäre. Wa.

Patkul (Johann Reinhold oder Reginald von). Der Friede zwiſchen Schweden und Polen, geſchloſſen zu Oliva am 23. April 1660, hatte **Liefland**, längſt ſchon ein Zanckapfel unter den nordiſchen Mächten, mit Schweden endlich vereinigt. Der damalige König von Schweden, Carl IX., geſtand den Ständen des neuerworbnen Landes die Bedingung zu, daß ihnen ihre Freiheiten und Vorrechte, Gewohnheiten und Güter nicht nur ungekränkt bleiben, ſondern wo möglich auch noch vermehrt werden ſollten. Polen und Brandenburg garantirten dieſen wichtigen Punkt, den auch die Nachfolger Carls IX. (Guſtav Adolph, Chriſtina, Carl X.) jedesmal beſtätigten. Er ward aber vernichtet, als Carl XI. in Folge der auf dem ſchwediſchen Reichstage vom 15. Oct. 1680 beſchloſſenen, unter dem Namen Reduction bekannten, Einziehung u. Wiedervereinigung aller der Güter, welche von der Krone durch Schenkungen oder gegen geringes Kaufgeld abgekommen waren, dieſe Maßregel, ſeine Domainen zu vergrößern, auch auf Liefland anwenden wollte. Der liefländiſche Adel that die eindringlichſten Vorſtellungen; doch Drohungen erhielt er zur Antwort, und kurze Unterbrechungen in dem begonnenen Reductionsgeſchäfte waren die einzige Folge der gerechteſten Proteſtationen, und als man dieſe 1686 wiederholte, da im vorherigen Jahre die Reduction noch eifriger betrieben worden war, mußte Lieflands Ritterſchaft ſich gar harte Worte ſagen laſſen. Endlich (im J. 1689) verlangte der König, daß zu näherer Auseinanderſetzung und Beilegung aller Streitpunkte die Ritterſchaft aus ihrem Mittel hinlänglich unterrichtete Deputirte wählen und nach Stockholm ſenden ſolle. Dies geſchah und bei dieſer Deputation, die im September 1690 ihre Reiſe antrat, befand ſich auch der königlich ſchwediſche Capitain **Johann Reinhold von Patkul**, ein kenntnißreicher, feuriger und für die Sache ſeines Vaterlandes begeiſterter junger Mann von etwa dreißig

Jahren. Aber dieſe Reiſe nach Stockholm war der Anfangspunkt zu einer Reihe von wichtigen, meiſt unglücklichen Begebenheiten in Patkuls Leben, die ſich zuletzt mit dem fürchterlichſten Tode unter der Hand des Henkers endigte. — Sehr dunkel iſt Patkuls frühere Geſchichte; ſelbſt ſein Geburtsjahr wird nur ungewiß mit 1660 angegeben und nur aus einer Note in Guſtav von Adlerkreuz Leben Carls XII. (Bd. 3, S. 45) erfährt man, daß Patkul im Gefängniſſe zu Stockholm geboren worden ſey, indem ſeine Mutter die Erlaubniß erhalten hätte, ihrem Gemahle dort Geſellſchaft zu leiſten, welcher gefangen geſeſſen, weil er im vorhergegangnen polniſchen Kriege (der mit dem olivaer Frieden ſich endigte) die Stadt Wollmar „leichtfertiger Weiſe" an die Polen verrathen habe. De Limiers führt in ſeiner Histoire de Suède (T. IV. P. 395) an, daß Patkul aus einer der vornehmſten Familien in Liefland ſtamme; daß ſeine Aeltern ihm eine angemeſſene Erziehung gegeben und er derſelben mit den vortheilhafteſten Anlagen entſprochen hätte; Wiſſenſchaften und Sprachen habe er mit Leichtigkeit gelernt; ſeine Sitten wären unbeſcholten und nur ein Hang zum Geiz an ihm ſichtbar geweſen. Als er das zum Reiſen reife Alter erreicht gehabt, habe er die europäiſchen Höfe beſucht und ſey dadurch veranlaßt worden, ſich mit der Politik vertraut zu machen. — „Kein Mann (ſchließt Herr von Limiers) war liebenswürdiger, noch befriedigender in der Converſation; dabei wußte er meiſterhaft einer Lüge den Anſtrich der Wahrheit zu geben; doch nie ertrug er Widerſpruch. Nach der Zurückkunft von ſeinen Reiſen trat er in Kriegsdienſte und war im J. 1690 Hauptmann." — Georg Nordberg charakteriſirt in ſeiner Geſchichte Carls XII. Patkul noch ſchärfer, indem er ſagt: „er hatte wohl viel ſtudirt, viel geleſen und ſich in allen guten Wiſſenſchaften umgeſehen, war von Natur aufgeweckt und ſcharfſinnig, dabei aber hitzig, argwöhniſch und vermeſſen. Als er das erſte Mal unter König Carl XI. in Stockholm gefangen (?) ſaß und der königliche Rath, Graf Johann Stenbock zu hören bekam, mit was vor Verſtand, Fertigkeit und Dreiſtigkeit Patkul ſeine Sache vor der königlichen Commiſſion betrieben, ſoll er zum Könige geſagt haben: Ew. Majeſtät können mit Patkul nicht die Mittelſtraße gehen, ſondern müſſen ihm entweder einen kurzen Prozeß machen und den Kopf herunterſchlagen laſſen, oder ihn zum Oberſten befördern und ein ſchwediſches Regiment geben." — Wie richtig dieſe verſchiednen Urtheile über ihn waren, beweiſ't die Folge. — Mit Wärme und Eifer ſprach Patkul, der von ſeinen Codeputirten endlich ſich allein gelaſſen ſah, für Lieflands Gerechtſame; ja, es gelang ihm ſogar, das Intereſſe des Königs dafür zu erregen, und ſo kam er 1791 mit großen Hoffnungen zurück. Doch wurde in der Hauptſache dadurch nichts geändert. In der Eigenſchaft eins liefländiſchen Deputirten bei dem ſchwediſchen Generalgouverneur in Riga entwarf Patkul 1692 ein neues Schreiben an den König, ein ſummariſches Verzeichniß der alten und neuen Beſchwerden, an deſſen Schluſſe er die gefährliche Hindeutung ſeinem feurigen Unwillen nicht hatte verſagen können: daß Liefland wohl vordem faſt beſſer gethan haben würde, dem Kriege mit Polen oder Rußland ſich auszuſtellen, als einer Krone ſich zu unterwerfen, die ihm zum ſchweren Joche werden wolle! — Von dieſem Augenblick an begann die Verwickelung in Patkuls Schickſal. Die Regierung von Stockholm verlangte, als Beſchluß auf jenes Schreiben (1693) alle Landräthe von Liefland, den Landmarſchall und beſonders Patkul zum Verhör über ihr bisheriges Verhalten nach Stockholm. Man erfuhr aber auch zu-

gleich, daß dieſe Perſonen, namentlich Patkul, als Rebellen beſtraft werden ſollten. Dieſer hatte ſchon vorher wegen eines unangenehmen Handels mit Helmerſen, dem Obriſtlieutenant des Bataillons, wobei er Hauptmann war, ſich nach Curland geflüchtet, erhielt aber einen von dort ausgebetenen Schutzbrief (Salvum conductum) unterm 28. März 1694, worauf er nach Stockholm ging. Doch ſchon im October d. J. zog er in ſein Aſyl (Erwahln in Curland) ſich zurück und, ungeachtet eines ſehr demüthigen Schreibens an den König, ward er wegen ſeiner thätigen Mitwirkung bei der liefländiſchen Angelegenheit, wegen ſeines Streits mit dem Obriſtlieutenant und wegen ſeiner Flucht ins Ausland durch ein Decret vom 2. December 1694 verurtheilt, infam erklärt zu werden, dann die rechte Hand und den Kopf zu verlieren, ſeine Güter ſollten confiscirt und ſeine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden. Jetzt glaubte Patkul ſelbſt in Curland ſich nicht ganz ſicher, denn wie leicht konnte er durch Verrath ausgeliefert werden. Ueber Thorn, Berlin, Leipzig begab er ſich ins ſchweizeriſche Waatland; hier lebte er unter dem Namen Fiſchering, ganz den Wiſſenſchaften, beſonders der Philoſophie und Politik, hingegeben. Ueber Savoyen und das obere Italien ging er endlich nach Frankreich und durch Vermittlung des churſächſiſchen Generallieutenants Flemming ward er im J. 1698 geheimer Rath in ſächſiſchen Dienſten, nachdem er ſeine Begnadigung vergebens bei Carls XI. Nachfolger, dem funfzehnjährigen Carl XII. und deſſen Miniſtern, zu erlangen geſucht hatte. Der Churfürſt von Sachſen Auguſt, zugleich König von Polen, war damals von dem Plane erfüllt, in Verbindung mit Dänemark und Rußland Schweden zu bekriegen und Liefland wieder mit Polen zu vereinigen, indem er dabei auf den bei ſeiner Krönung beſchwornen Vertrag, die verlornen polniſchen Provinzen wo möglich mit dem republikaniſch-polniſchen Gebiete wieder zu vereinigen, ſich ſtützte. Von Patkul, dem ſchwer beleidigten und einflußreichen Liefländer, hoffte er große Einwirkung auf deſſen Nation, und ſo war dieſes doppelt ihm willkommen. Patkul von Vaterlandsliebe und dem Gefühl der Rache zugleich beſeelt, bot beide Hände zur Ausführung jenes Planes, ſeine Rathſchläge wurden gehört, und ſo kann Patkul als mitwirkendes Werkzeug zu dem furchtbaren zwanzigjährigen nordiſchen Kampfe betrachtet werden, der nun begann. Patkul ſelbſt ging nach Petersburg, das Bündniß mit Rußland ward geſchloſſen; weniger glücklich war er auf einer Miſſionsreiſe in Liefland, wo man zu furchtſam war. Man erfuhr aber in Stockholm ſeine Schritte, erfuhr dort, welchen Antheil er an des Königs von Polen Manifeſt gegen Schweden hatte, und nun war ſein Urtheil vom ſchwediſchen Hofe unwiderruflich ſchon geſprochen. Eine Vertheidigungsſchrift gegen dieſen Hof von ihm ward in Stockholm von Henkers Hand öffentlich verbrannt und er rächte ſich dafür dadurch, daß er den Czar Peter den Großen dahin vermochte, eine dagegen in Stockholm erſchienene Widerlegung in Moskau (1702) auf dem Markte öffentlich verbrennen zu laſſen. Dies konnte Carl XII. ihm nie vergeben. Damals ſchon war er in ruſſiſche Dienſte getreten, und nachdem er als ruſſiſcher General-Kriegscommiſſär zu verſchiedenen diplomatiſchen Geſchäften gebraucht worden war, begleitete er den König Auguſt von Polen als czariſcher Geſandter. Im J. 1704 war er als ſolcher in Dresden. Dort gefiel es ihm nicht, und er erhielt auf ſeine Bitte das Commando über die für Auguſt beſtimmten ruſſiſchen Hülfstruppen mit der Würde eines Generallieutenants. Er eroberte Warſchau durch Capitulation,

mußte ſich aber von Poſen zurückziehen. Jetzt begannen Friedensunterhandlungen zwiſchen Auguſt und Carl XII.; doch Patkul äußerte mit großer Kühnheit ſeine Meinung gegen Auguſt und beleidigte dadurch dieſen, ohne jedoch ſeinen Einfluß zu verlieren. Sein Bemühen (1705), den berliner Hof gegen Schweden zu gewinnen, ſcheiterte; durch eine neue Schrift „Echo" ſchärfte er nur den Haß der ſchwediſchen Regierung gegen ſeine Perſon und im Sturmſchritt rückte das Unglück jetzt gegen ihn an. Er hatte ſich ſo eben mit der reichen Witwe des däniſchen Geſandten am ſächſiſchen Hofe, Tag von Rumohr, verlobt. König Auguſt hatte ſein Bündniß mit Czar Peter durch eine perſönliche Zuſammenkunft nur noch feſter geknüpft, als Patkul einige Tage nach dieſer Unterredung, (in der Nacht vom 19. auf den 20. December 1705) mit noch achtzehn andern ſeiner Vertrauten verhaftet und er für ſeine Perſon auf die Feſtung Sonnenſtein, dann nach Königsſtein gebracht wurde. Jedermann wurde davon überraſcht und man beſchäftigte ſich mit mancherlei Vermuthungen. Die Urſachen dazu, welche vom ſächſiſch-polniſchen Hofe angegeben wurden, waren: 1. Patkul habe mit dem kaiſerlich-öſterreichiſchen Geſandten unterhandelt, 4000 Mann ruſſiſche Truppen, welche bisher in ſächſiſchen Dienſten geweſen, in kaiſerlich-öſterreichiſche zu bringen; 2. er habe beim Czar Peter vorgegeben, der kaiſerliche Hof wolle Stanislaus Leszinski als König von Polen anerkennen; 3. er habe den Czar und Auguſt entzweien wollen; 4. er habe im Rücken des Königs von Polen ſich ſchändlich über ihn ausgedrückt, und 5. er habe mit Schweden correſpondirt und zum Preiſe ſeiner Begnadigung ſich anheiſchig gemacht, zwiſchen Schweden und Rußland Frieden zu ſtiften. Patkul ſelbſt aber hat ſeine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit des Königs von Polen und der ſächſiſchen Miniſter zugeſchrieben. Auguſt ward kurz hierauf zum Frieden von Altranſtädt (24. September 1706) genöthiget, deſſen eilfter Artikel die Auslieferung Patkuls bedung. Dieſe geſchah auch, nachdem Patkul mehrere ihm gegebene Gelegenheiten, zu entfliehen, a u s G e i z nicht benutzt haben ſoll. Die Schweden nahmen ihn bei ihrem Abzuge aus Sachſen mit ſich fort; auf dieſem Zuge ſoll er auf eine Kanone gebunden geweſen ſeyn. Auf dem Marſche noch, beim Kloſter Caſimir, acht Meilen von Poſen, ward er durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und am 10. October 1707 in den Frühſtunden wurde er (durch die vielleicht auf Befehl abſichtliche Ungeſchicklichkeit des Scharfrichters) auf die fürchterlichſte Weiſe lebendig von unten hinauf gerädert, dann ihm, dem Halbtodten, der Kopf abgeſchlagen und der Körper in vier Theile zerhauen, welche man auf Räder legte. Erſt ſechs Jahre darnach (1713), als König Auguſt wieder zum Beſitz der Krone gelangt war, wurden ſeine Gebeine geſammelt und in einem Käſtchen nach Warſchau gebracht. Zwar hatte Peter ſeinen Geſandten vom ſchwediſchen Hofe reclamirt; doch ohne Erfolg, und dies erlaubt manche empörende Vermuthung; denn Patkuls Ende bleibt ein unauslöſchlicher Flecken in Carls XII. Thatenliſte, und wir ſchließen dieſen Artikel mit dem Urtheile Voltaire's in ſeiner Hist. de Charles XII.: „Die, welche in Patkul nur d e n U n t e r t h a n d e s K ö n i g s v o n S c h w e d e n ſehen, den Empörer gegen dieſen, behaupten, daß er den Tod verdient habe. Andere, die ihn blos als L i e f l ä n d e r betrachten und ſich erinnern, daß er ſein Vaterland nur dann erſt verließ, als er vergebens deſſen Rechte vertheidigt hatte, nennen ihn einen Märtyrer der vaterländiſchen Freiheit. Alle ſind darin übereinſtimmend, daß die Würde eines czariſchen Geſandten ihn unverletzlich hätte machen ſollen.

Aber der einzige König von Schweden, zu einer ganz unbeſchränkten Herrſchaft erzogen und ihrer gewohnt, glaubte bloß ſtreng gehandelt zu haben, während ganz Europa ſeine Grauſamkeit verabſcheute.“ I.

Patmos, jetzt Patimo oder Patmoſa, eine kleine, von Schiffern und Mönchen bewohnte, zwiſchen Naxos und Samos gelegne Felſeninſel im Archipelagus, auf welche der Evangeliſt Johannes verwieſen wurde und wo er angeblich ſeine Offenbarung ſchrieb.

Patois, die Mundart des gemeinen Volks und der Bauern; urſprünglich die ſchlechte verdorbne Sprechart der Bewohner von Padua, Patavium. Daher auch **Patavinität**.

Patriarchen (griechiſch), alte Väter, auch Erzväter, heißen die Familienhäupter des Urgeſchlechts vor der Sündfluth und die drei Stammväter des israelitiſchen Volks, Abraham, Iſaak und Jacob. Dieſe Benennung wurde ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Präſidenten des Sanhedrins, unter denen ſich die nach der Zerſtörung Jeruſalems in Syrien und Perſien geduldeten Juden vereinigten. Das jüdiſche Patriarchat zu Tiberias in Galiläa beſtand für die weſtlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die öſtlichen in der Zerſtreuung bis 1038. Von dieſen mit großer Macht bekleideten Würden der jüdiſchen Kirche ging der Patriarchentitel in die chriſtliche über, wo ſich ſeit dem Anfange des 5ten Jahrhunderts die Biſchöfe zu Rom, Conſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem Patriarchen nannten und das Recht der Ordination und Beaufſichtigung der Metropoliten und Biſchöfe ihrer Sprengel ausübten. Während das römiſche Patriarchat zu einem Pontificat über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die vier Häupter der orientaliſchen Kirche dieſen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Theil ihres Einfluſſes. Die beſondern Kirchen der Armenier, Abyſſinier, Jacobiten und Moroniten gehorchen eignen Patriarchen. Ueber die griechiſchen Chriſten im türkiſchen Reiche behauptet der Patriarch zu Conſtantinopel das Primat, und ein noch größres Anſehn hatte das im 16ten Jahrhundert entſtandene Patriarchat über die ruſſiſche Kirche zu Moskau, welches Peter der Große eben darum wieder abſchaffte und in eine permanente heilige Synode verwandelte. In der catholiſchen Kirche führen die Erzbiſchöffe zu Liſſabon, Venedig und Aquileja den Patriarchentitel, doch ſind die letztern beiden nicht über andre Erzbiſchöfe geſetzt, dagegen der erſtere die Rechte eines Primas von Portugal hat. Ganz verſchieden von dem Begriff dieſer kirchlichen Würde iſt der Sinn des Ausdrucks **patriarchaliſch**. Er erinnert nur an das Zeitalter jener Urväter des Menſchengeſchlechts, an die Unſchuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung, deren Gegenbild die poetiſche Anſicht unſrer modernen Verhältniſſe nur noch in dem Leben und Wirken würdiger Landgeiſtlichen findet. E.

Patrimonial- oder Erbgerichtsbarkeit iſt diejenige Gerichtsbarkeit, welche die Beſitzer adeliger und auch anderer Güter über ihre Unterthanen ausüben, und die mit denſelben dergeſtalt verbunden iſt, daß ſie auch auf ihre Erben und Nachfolger übergeht. Sie hat ihren Namen daher, weil ſie als ein zum Erbvermögen oder Erbgut (patrimonium) gehöriges Recht betrachtet wird, und iſt von der **perſönlichen** oder **adminiſtratoriſchen** darin unterſchieden, daß dieſe von Amtswegen, und im Namen des Regenten, jene hingegen aus eigner, auf dem Eigenthum haftenden Befugniß ausgeübt wird. Wir finden die Patrimonialgerichtsbarkeit, welche den Römern ganz unbekannt war, in der Verfaſſung aller Völker deutſchen Urſprungs. Da unſere Vorfahren in jenen ſtürmiſchen und rohen Zeiten, wo die Selbſthülfe erlaubt

und ſogar nothwendig war, ihre Gerechtſame ſo weit als möglich auszudehnen ſuchten, und die Regierungen zu ohnmächtig waren, dieſer Erweiterungsſucht Gränzen zu ſetzen, ſo maßten ſich auch die Gutsherrn eine Gewalt an, welche die Gränzen des Eigenthums- und Obereigenthumsrechts über ihre Unterthanen überſchritt, und dadurch eine beſondere Erbgerichtsbarkeit begründete. Dieſe hat daher mehr ihren Urſprung in einer Uſurpation landesherrlicher Rechte, als in der ſtillſchweigenden oder ausdrücklichen Conceſſion der Regenten, ob man gleich nicht in Abrede ſeyn kann, daß ſie bisweilen, beſonders in ſpätern Zeiten, durch ausdrückliche Privilegien, durch Belehnung, Kauf u. ſ. w. von denſelben mag erworben worden ſeyn. Da der Regent allein jede Gerichtsbarkeit verleiht, und der Unterthan, der ſie ausüben will, das Recht dazu von ihm erhalten haben muß, ſo folgt, daß ſich die Patrimonialgerichtsbarkeit auf die ausdrückliche oder ſtillſchweigende Conceſſion des Landesherrn gründet, und auch in zweifelhaften Fällen auf die niedere Jurisdiction einſchränkt, weil die peinliche in alten Zeiten für ein ſo wichtiges Hoheitsrecht galt, daß ſie ſelten einer Privatperſon ertheilt wurde. Sie iſt in jedem Betracht der oberſtrichterlichen Gewalt und höchſten Aufſicht des Staats untergeordnet, welche grobe Mißbräuche mit ihrer Aufhebung beſtrafen kann. Die Erbgerichtsbarkeit, bei deren Ausübung nach den Landesgeſetzen, und beſonders nach den Untergerichtsordnungen verfahren und geſprochen werden muß, pflegen die Gutsbeſitzer, da ſie ſelten der Rechte kundig ſind, durch eigene von ihnen ernannte Rechtsgelehrte verwalten zu laſſen, welche Gerichtshalter, Gerichtsverwalter, Juſtitiarien, Gerichtsdirectoren u. ſ. w. genannt werden. Sie müſſen aber vorher in den meiſten Ländern über ihre Rechtskenntniſſe geprüft, vom Landesherrn beſtätigt, und auf die Rechtspflege beeidigt werden, wodurch ſie den Charakter öffentlicher Beamten bekommen. Sie können daher nicht eigenmächtig vom Gutsherrn entlaſſen, ſondern wegen verübter Vergehungen nur durch Urtel und Recht ihres Amtes entſetzt werden. Uebrigens muß der Gutsbeſitzer für alle, ſowohl erlaubte als unerlaubte, Handlungen ſeines Gerichtshalters haften. Die Rheiniſche Bundesacte garantirte den unterdrückten Reichsſtänden die Patrimonialgerichtsbarkeit; deſſen ungeachtet wurde ihnen dieſelbe nachher in mehrern Bundesſtaaten entriſſen. Das war ein Act ungerechter Gewalt; indeſſen anerkannte man allgemein, daß dieſe Art von Gerichtsbarkeit, ein Ueberbleibſel einer längſt untergegangenen Verfaſſung, nicht mehr in die Begriffe und die Staatsformen des Zeitalters paſſe, und ohne den Beſitzern derſelben einen weſentlichen Vortheil zu gewähren, die Einheit in der Juſtizverwaltung hindere, und zu vielen Mißbräuchen Anlaß gebe. Deſſen ungeachtet beſchloß der Wiener Congreß, indem er den Mediatiſirten ihr Unglück erträglicher zu machen ſuchte, die Wiederherſtellung der Patrimonialgerichtsbarkeit, und in manchen Bundesſtaaten, in denen ſie war aufgehoben worden, iſt ſie dem höhern und ehemaligen Reichsritterſchaftlichen Adel, durch ausdrückliche Erklärungen der Souveraine bereits wieder zugeſichert. Mr.

Patrimonium Petri, Peters Erbtheil, heißt der Kirchenſtaat oder diejenige päpſtliche Provinz, welche Kaiſer Conſtantin im 4ten Jahrhundert dem Papſte geſchenkt haben ſoll, die aber eigentlich zu Anfange des 12ten Jahrhunderts durch eine Schenkung der Gräfin Mathilde von Thuscien an die Päpſte kam.

Patriot. Das fremde Wort für einen Begriff, der durchaus auf etwas Heimathliches hinweiſ't, hat ſich aus dem Latein des Mittelalters, aber nicht in ſeiner urſprünglichſten Bedeutung, bei uns ein-

geſchlichen. Denn Patriota iſt zunächſt nur ein Landeseingeborner, im Gegenſatz gegen den Peregrinus, den Fremdling, d. i. der kein Bürgerrecht im Lande hat, wo er fremd iſt. Aber wie dies Bürgerrecht, es ſey durch Geburt oder Verdienſt gewonnen, nicht bloß Gerechtſame gibt, ſondern auch an die Gemeinſchaft, welche dieſelben ertheilt und ſchützt, ſo unauflöslich knüpft, daß jedes Glied ſich nur als einen Theil des Ganzen betrachten, und das Eigne, Beſondre, dem Allgemeinen unterordnen muß; ſo liegt in dem Worte *Patriot* allerdings auch der ſchöne Begriff eines Mannes, der dem Lande, in dem er das Bürgerrecht hat, auch völlig und treulich ergeben iſt. Der ganze Begriff des Patrioten iſt eigentlich, wie ſchon in dem römiſchen civis, ſo in dem deutſchen *Bürger* enthalten, ja bei unſern Vätern galt das hohe Wort: *Mann* gleichbedeutend für das entbehrliche fremde *Patriot*. Gerade in den Zeiten, da in unſerm Vaterland ſich die größten vaterländiſchen Tugenden offenbarten, hat man nichts von Patrioten vernommen, und es wäre wohl der fremde Laut, das fremde Zeichen für den Mann von rechter Vaterlandstreue verſchmäht worden. Etwa die Römer konnten in der ſpätern Zeit einen Deutſchen, der, indem er ſich zum Werkzeug der römiſchen Weltherrſchaft gebrauchen ließ, das Wohl ſeines Vaterlandes zu befördern ſich leichtgläubig überredete oder den Schein hatte, einen Patrioten nennen, dem ſich denn wohl auch der Begriff des Idioten angeſchloſſen hätte. Es haftet dem Wort, das etwas ſehr Edles und Herrliches bedeutet, auch wirklich ein Makel an. Denn, je nach dem es gebraucht wird, mahnt es auch bald leiſer, bald ſtärker an einen Menſchen, der an ſeiner Scholle haftet, und nichts gut, nichts ſchön, nichts löblich findet, als was er in ſeiner Provinz kennen gelernt hat; oder, ſchlimmer noch, an einen ſolchen, der den bedeutſamen Ehrentitel nur als Maske und Schild gebraucht, ſelbſtſüchtige Plane zu verſtecken, und unter dem Schein des Eifers fürs Allgemeine das Eigne ſucht; oder auch in den Stürmen gefährlicher Volksbewegung ſich zum Sprecher oder zum Haupt einer Partei aufwirft, die die Rechte des Ganzen zu verfechten ſcheint, daß dann der Patriot ſo viel iſt als *Demagog*, entweder Volksführer oder Volksverführer. In revolutionären Zeiten hörte man denn auch am meiſten von Patrioten, und dadurch iſt das Wort in übeln Ruf gekommen. Doch gilt es noch immer auch in der edelſten Bedeutung, in der die beſten und redlichſten Männer ſich ſeiner nicht ſchämen dürfen, da es den bezeichnet, der das allgemeine Wohl dem eignen vorzieht, dem kein Opfer für das Vaterland zu groß iſt, deſſen Liebe für die Heimath ſich durch Wort und That bewährt, der in den Zeiten der Noth, wie des Glücks, ſich zu ſeinen Mitbürgern hält, und allem Fremden, was gewaltſam oder liſtig eindringen will, treu bis zum Tod widerſtrebt. Dieſe heilige Bedeutung von jedem Nebenbegriff, der etwa an das Wort *Patriot* ſich anſchließt, zu trennen, und das fremde bei uns zwar eingebürgerte, aber doch etwas verſteinte Wort zu verbannen, hat man für Patriot das deutſche, doch erſt ſpäter erfundene, *Vaterlandsfreund* empfohlen, das ſinnvoll und richtig gebildet iſt, aber doch einige Schwerfälligkeit und Unbequemlichkeit hat, zumal ſich keine andre Form darnach bilden läßt. Denn von *Patriot* leitet ſich wohl *patriotiſch* ab; jenes erſetzt man durch Vaterlandsfreund, aber dieſes kann nicht durch *vaterlandsfreundlich* übertragen werden. Setzen wir dafür *vaterländiſch* (das auch mehrdeutig iſt), ſo müßte der Patriot und Vaterlandsfreund ein *Vaterländer* werden, darnach aber auch die Geſinnung deſſelben, der Patriotismus, *Vaterländerei*, welches

aber nach dem Sinn ähnlicher Endausgänge in **rei** (Kinderei, Schwärmerei und beſonders Ausländerei) einen unwürdigen Nebenſinn gibt. Ke.

Patriotismus bezeichnet die wirkſame Geſinnung des Patrioten, und iſt aus dieſem Wort gebildet, hat ſich aber erſt ſpäter in unſre Sprache eingeſchlichen. Alle Worte mit ſolchen durchaus undeutſchen Endungen müſſen von dem Bürgerrecht in unſerer Sprache ausgeſchloſſen bleiben, und ſind darum für das Leben der Sprache todt. Darum eignet ſich das Wort Patriotismus am wenigſten für das Hohe, was man damit bezeichnen will. Vaterlandsliebe, Bürgertugend iſt der eigentliche Sinn, für den wir keinen Fremdling bedürfen, obgleich nach dem Sprachgebrauch mit Patriotismus ſich weniger als mit Patriot ein ſchlimmer Nebenſinn verbindet. Es gelte auch nur als Gegenſatz gegen den Cosmopolitismus, der dem Laut und gemeinen Sinne nach noch mehr uns fremd iſt, und unter uns nicht heimiſch werden darf. Es iſt ein ſinniges Wort: Vaterlandsliebe! (Auch der Römer ſagte: amor patriae, nicht Patriotismus!) Liebe mahnt, der urſprünglichſten Bedeutung nach, immer an etwas Hohes und Schönes, und es iſt ein Zeichen der Entartung, wenn der Sinn des Wortes niedrig oder zweideutig wird. Darum werden wir die Liebe des Vaterlandes wie im Herzen, ſo in der Sprache immer heilig halten, wenn der Patriotismus auch mißdeutig würde. Wirklich iſt auch damit, wie mit Patriot, manches bezeichnet worden, was weder eine Tugend, noch ein Lob genannt werden mag. Wer nur verſichert, er habe dies oder jenes aus Patriotismus gethan, der erweckt allerdings den Verdacht, daß das Hohe und Herrliche, das in der Vaterlandsliebe lebt, ihm nicht recht befreundet ſey, weil dieſe Liebe ſich keiner That, keiner Aufopferung rühmt, ſondern ſich eben darin am herrlichſten bewährt, daß ſie das Größte, was ſie vollbringt, ſich nicht zum Verdienſt anrechnet, ſondern alles aus reinem Eifer, und mit Verzichtleiſtung auf das Eigne, eignen Ruhm und eignen Gewinn, vollbringt. Doch kann der Mißbrauch des Wortes uns nie hindern, ſeinen innerſten heiligen Sinn anzuerkennen. Es bedeutet aber **Patriotismus**, nach ſeiner Ableitung von Patriot, die innigſte Gemeinſchaft mit dem Land und Volk, in dem man das Bürgerrecht hat, eine Gemeinſchaft, die ſich in der treueſten Anhänglichkeit an dieſes Land und Volk, in ſeiner völligen Hingebung ausdrückt, mit der man die Angelegenheit des Ganzen zur eignen Angelegenheit macht, und ſein Perſönliches allezeit dem Allgemeinen unterordnet. Da wacht der Bürger für das Gemeinwohl wie für das Wohl ſeines Hauſes, ſeiner Familie; da erregt die Gefahr, die jenem droht, eben ſo ſehr, wie die, die ſeinen perſönlichen Wohlſtand gefährdet, ſeine Aufmerkſamkeit, ſeine Kraft. Da erhebt er ſich nicht minder entſchloſſen und begeiſtert gegen den Feind, der die vaterländiſche Gränze überſchreitet und die Volksehre kränkt, wie gegen den Räuber, der in ſein Haus eindringt, den häuslichen Herd entweiht; da ſieht er nicht minder ſorgſam auf alles, was des Ganzen Ruhm und Wohlſtand und Glück fördern kann, wie auf das, was ſeines Hauſes Ehre und Glück begünſtige; da ſcheut er ſo wenig irgend eine Mühe oder Beſchwerde oder Aufopferung, die dem Vaterland erſprießlich ſeyn kann, wie er kein Bedenken trägt, für die Liebſten im Leben Alles hinzugeben. Darin iſt der **Patriotismus**, und wer ſich ſolcher Geſinnung, ſolcher Hingebung, ſolcher herzinnigen Theilnahme an dem Ganzen nicht bewußt iſt, wähne nicht, daß Patriotismus in ſeiner Klarheit ihm eigen ſey. Es mag aber ſcheinen, und iſt auch wohl geſagt worden, daß dieſer nur in Freiſtaaten, weil hier der freie Bürger in der engſten Gemeinſchaft mit dem Vaterlande

lebt, und an allen Angelegenheiten deſſelben freien lebendigen Antheil hat und nimmt, zu finden ſey; nicht in Monarchien, wo ſo vieles hinzuwirken ſcheint, den Bürger von jener Theilnahme auszuſchließen, ihn nur zum Werkzeug des Ganzen, die Angelegenheiten des Staats aber nur zum Eigenthum und Wirkungskreis einiger wenigen, dazu wie ausſchließlich Berufenen, die mehr Stellvertreter der Macht, als des Volkswillens und der Volkskraft ſeyn mögen, zu machen. In der That rühmt man beſonders den Patriotiſmus der Freiſtaaten Griechenlands und Roms, und bemerkt, wie in letzterm beſonders auch jener Patriotiſmus erſtorben ſey, da die Alleinherrſchaft der Cäſarn die Bürger vom Forum in ihre Häuſer zurückdrängte und die freien Vaterlandsvertheidiger zu Lohnſoldaten machte. Man zeichnet ihn daher auch an denen aus, die gegen eine Alleinherrſchaft ſich ſträubten, und ihr Vaterland in einen Freiſtaat umzuwandeln bemüht waren, und man möchte auch das Wort: Brutus oder Cato ſey der letzte Römer, man meint der letzte freie Bürger, der letzte Patriot in Rom geweſen, damit in Verbindung bringen. Aber waren nicht unſre Väter, die ſtarken, treuen alten Deutſchen, auch von Patriotiſmus in ſeinem höchſten Sinn erfüllt? Iſt nicht Zeugniß deſſen der Rieſenkampf, den ſie gegen Rom, nachher gegen die fränkiſche Macht beſtanden, obwohl ſie in letzterem endlich unterlagen? Und doch war Deutſchland eigentlich nicht eine Republik im gewöhnlichen Sinn, doch waren unſre früheſten Väter ſchon willig unterthan ihren Herzogen und eingebornen Fürſten, freilich nicht Souverainen, aber doch ſolchen, die man auch Monarchen, Alleinherrſcher nennen mag. Das iſt aber zu unterſcheiden: nicht die Alleinherrſchaft, die nur den Geſammtwillen der Nation vertritt und in Ausübung bringt, die durch Volksvertretung gemäßigt und rein erhalten wird; nur die Souverainetät, die dem Wort wie der Sache nach bei uns nicht heimiſch ſeyn kann, iſt das Grab des Patriotiſmus. Er mag wohl beſtehen da, wo das Volk in altdeutſchem Sinn treu ergeben iſt ſeinem eingebornen Fürſten, wo dieſer ihm gilt als der Sachwalter der Gerechtigkeit, der Bewahrer der Volksehre und Volksſelbſtſtändigkeit, als das von Gott verordnete Haupt des Gemeinweſens, das, weil es das Haupt iſt, ſo wenig von den Gliedern getrennt werden, als es die Glieder mißbrauchen darf. Er mag in Deutſchland wohl beſtehen, wo eigentliche Despotie ſich nie feſt begründen konnte, wo die große Idee der Volksvertretung ſich nie ganz verloren, und auch in den entartetſten landſtändiſchen Verhältniſſen ſich noch, obwohl verhüllt, erhalten hat. Und es iſt kein Verhältniß, keine Verfaſſung, die von ihm entbände, die Bürgertugend völlig vernichtete. Je drückender, beengter und ſchwieriger die Verhältniſſe des Vaterlandes, um deſto kräftiger muß er ſich erheben, deſto eifriger ſorgen, gleichviel, ob der Feind im Innern hauſe, oder von außen andringe, das Gemeinweſen zu ſchützen, das allgemeine Wohl zu fördern, Mühe und Aufopferungen nicht zu ſcheuen. So wenig wir aufhören, dem Vaterlande anzugehören und Bürger deſſelben zu ſeyn, ſo wenig darf je die Vaterlandsliebe in uns erſterben, Bürgertugend untergehen. Unter welcher Verfaſſung du leben magſt, im Glück und Unglück des Vaterlandes, hat daſſelbe heilige Anſprüche an deine Theilnahme, deinen Eifer, deine Treue, und dein Werth als Menſch ſteigt mit deinem Werth als Bürger. Iſt Patriotiſmus Vaterlandsliebe; was wäre das für eine Liebe, die da wankt und erkaltet in der Zeit der Gefahr, oder Noth des Kampfes, oder der Unterdrückung? Wohl mag es dem Deutſchen, der, zu ſeinem Ruhm, gewohnt iſt, Vaterland und Fürſt als unzertrennlich zu denken, ſchwer

ſeyn, dann beide zu trennen und entzweit mit dem Vaterland zu bleiben, wenn der Fürſt ihm und den Genoſſen nicht gerecht iſt. Aber auch dann muß das Vaterland uns heilig, unverletzlich ſeyn, dafern wir des Patriotismus uns freuen wollen. Es hat eine Zeit gegeben, wo uns die Bedeutung des Patriotismus faſt verloren war, der Cosmopolitismus, als ein viel höheres, nicht in der That, aber im Wort, ſich geltend machen wollte, wo man in böſer Mißdeutung das in ſeinem geheiligten Sinn ſo ſchöne Wort: allgemeine Menſchenliebe vorſchob, die Vaterlandsliebe zu verdrängen. Aber an ihren Früchten mag man ſie erkennen. Der Patriotismus hat Früchte getragen, die uns noch erhalten, der Cosmopolitismus hat nur taube Blüthen und dünnes Laubwerk gebracht, und jene gaben nicht einmal erquickenden Duft, dieſes keinen ſchützenden Schatten. Und mochte es anders ſeyn? Iſt Patriotismus Liebe, Liebe aber ein leuchtendes und wärmendes Feuer, ſo wirkt ſie zwar wie dieſes in engern und weitern Kreiſen, aber in den engern am ſtärkſten. Wer mit ſeiner Liebesflamme die ganze Welt erleuchten und erwärmen will, möchte leicht die Nächſten, mit denen das Leben, die Vorſehung ihn verband, erſtarren und in Finſterniß laſſen. Auch die heilige allgemeine Menſchenliebe hat ihre Kreiſe; ſie leuchtet und wärmt als eine ſtarke, aber beſcheidene Flamme allen, die ihr nahen, darum aber den Landesgenoſſen zunächſt, weil dieſe ihr die Nächſten ſind, und ſie erſt dieſen gerecht ſeyn muß, ehe ſie den Entferntern gütig ſeyn kann. In der Liebe aber iſt auch die Gerechtigkeit mächtig, und die Güte kann mit jener nie in Widerſtreit kommen, wo Liebe echt iſt und wahr. Darum iſt der Patriotismus nicht engherzig, wohl aber großmüthig. Darin iſt er zumeiſt, daß wir wahrhaft einig ſind unter einander, und dem Fremden, das ſich eindringen will, widerſtreben. Ke.

Patriſtik heißt derjenige Zweig der hiſtoriſchen Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Kirchenväter zum Gegenſtande eines beſondern Studiums macht, und als der zwar mühſame, aber belohnende Weg zu den Hauptquellen der Geſchichte der chriſtlichen Lehre und Verfaſſung in den erſten ſechs Jahrhunderten ganz die Aufmerkſamkeit verdient, die man ihm neuerdings wieder zu widmen anfängt. Vergl. d. Art. Kirchenväter. E.

Patrize, der von dem Formſchneider geſchnittene Stempel, mit welchem durch Einſchlagen in eine weichere Maſſe die Matrize (ſ. d. Art.) verfertigt wird. Die Patrize enthält das Darzuſtellende verkehrt.

Patrizier waren in dem alten Rom gewiſſe durch Abkunft, Ehre und Vermögen ausgezeichnete Familien, aus welchen die Senatoren gewählt wurden. Romulus theilte, nach dem Beiſpiel der Athenienſer, die römiſchen Bürger in zwei Claſſen; in Patrizier und Plebejer. Jene wurden urſprünglich patres (Väter) genannt, weil man ſie als Väter des Volks betrachtete, und aus dieſem Worte entſtand der Titel „Patrizier.“ Romulus wählte aus ihnen einen Senat von 100 Perſonen, welche die höchſten Würden in der Regierung und im Kriege bekleideten, und dem Gottesdienſt bis zum Jahre 495 nach Roms Gründung vorſtanden. Es wurden dazu aus jeder Tribus Ein, und aus jeder Curie drei Bürger genommen, ſo daß ihre Zahl ſich auf 99 belief, über welche ein erfahrner Mann geſetzt wurde, welcher in ihrer Verſammlung den Vorſitz hatte. Die Mitglieder dieſes erhabenen Collegiums wurden Senatoren, von senectus (Alter), genannt, weil man nur ſolche wählte, welche in Rückſicht ihres Alters, das nicht unter 25 Jahren ſeyn durfte, ihrer Erfahrung und Geſchicklichkeit, bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten das allgemeine Zutrauen des Volks genoſſen. In der Folge wurde ihre Zahl mit 100 neuen Mitgliedern

vermehrt, da man die Sabiner dazu nahm, und am Ende der Republik war ſie auf mehr als 1000 geſtiegen, welche der Kaiſer Auguſtus wieder auf 600 herabſetzte. Man unterſchied die patres majorum gentium (Patrizier der ältern Familien), welche von den von Romulus gewählten Senatoren abſtammten, und die patres minorum gentium (Patrizier der jüngern Familien), welche Tarquin der Aeltere hinzugefügt hatte. Ob man gleich den Patriziern das politiſche Uebergewicht über die Plebejer durch das ihnen über dieſe ertheilte Schutzrecht (jus patronatus) ſichern wollte, ſo gingen doch ihre Vorrechte verloren, als der Bürgerſtand vom Jahre Roms 261 an eine völlige politiſche Gleichheit mit den Patriziern erzwang, und zu obrigkeitlichen Aemtern, welche dieſe bisher ausſchließend verwaltet hatten, zugelaſſen, und die Heirathen unter beiden Ständen nach dem Jahre 308 erlaubt wurden. Es blieb ihnen nunmehr kein andrer Vorzug übrig, als ihre Abſtammung aus den erſten und älteſten Familien. Seit der Zeit entſtand ein Dienſtadel (nobilitas), welchen derjenige erhielt, der ſelbſt oder aus deſſen Familie einer die drei höchſten Ehrenſtellen (Conſulat, Prätur und curuliſche Aedilität) bekleidet hatte, und der vermittelſt des Rechts, die aus Wachs boſſirten Bruſtbilder ſeiner Vorfahren im Vorhauſe aufſtellen zu laſſen (jus imaginum), auf die Nachkommen überging. Die Abkunft aus patriziſchem Geſchlecht war dazu nicht erfoderlich, ſie erhöhte aber den Rang des Adels, beſonders wenn ſie mit Verdienſten begleitet war. Der Verfall der Republik, die bürgerlichen Kriege, und die Einführung des Kaiſerthums ſchwächten das Anſehn der Patrizier immer mehr, und Roms Eroberung von den Gothen, wodurch viele Patrizier ihr Leben verloren, in Gefangenſchaft geriethen oder nach Conſtantinopel flüchteten, bewirkte, daß aller Unterſchied zwiſchen Patriziern und Plebejern aufgehoben wurde. Als der Sitz der Regierung nach Conſtantinopel war verlegt worden, erfand Conſtantin der Große, um die alten römiſchen Patrizier wieder herzuſtellen, ein neues Patriziat, das bloß ein perſönlicher Ehrentitel war, und nur durch hohe Geburt und ausgezeichnete Verdienſte erlangt werden konnte. Unter der Dynaſtie der Carolinger und der folgenden Kaiſer bezeichnete das Patriziat nicht bloß eine hohe Würde, ſondern es war auch die Oberherrſchaft über Rom und deſſen Gebiet, ſo wie der Schutz des päpſtlichen Stuhls damit verknüpft. Carl der Große nahm den Titel eines römiſchen Patriziers an, ehe er ſich zum Kaiſer ausrufen ließ, und Heinrich IV. ſetzte den Papſt Gregor VII. als ſolcher ab. In neuern Zeiten wurden gewiſſe adelige Familien in den Reichsſtädten Patrizier genannt, die man aber, weil ſie obrigkeitliche Aemter verwalteten, von dem Hof- und Landadel unterſchied. Sie hatten in vielen Reichsſtädten das ausſchließende Vorrecht zu den Rathsſtellen, und bildeten eine Art von Ariſtokratie. Dieſe Patrizier entſtanden im 12ten und 13ten Jahrhundert, wo der Flor der Städte und die Furcht vor Räubereien mehrere Adelige bewog, ſich in Städten niederzulaſſen. Da ſich aber viele in der Folge mit bürgerlichen Familien verbanden, und zum Theil mit der Landwirthſchaft beſchäftigten, ſo hatten dieſe zwar in den Reichsſtädten mit den alten Adeligen gleichen Rang, aber außer denſelben wurde ihr Adel nicht für gültig erkannt. Mr.

Patroklus, der berühmte Freund des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötius und der Sthenele. Ohne Vorſatz tödtete er zu Opus beim Würfelſpiel des Amphidamas Sohn Cleſonymus. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht und brachte den Knaben zum Peleus, der ihn freundlich aufnahm, und als ſeines Soh-

nes Genoſſen erzog. Er folgte dem Achilles vor Troia und blieb thatenlos wie er, als dieſer zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm. Aber zuletzt drängte die Noth zu hart und Achilles gab zu, daß Patroklus in ſeiner Rüſtung auszog. Der Kampf, den er beginnt, iſt glänzend, aber nachdem Apoll ihn betäubt und wehrlos gemacht hat, erliegt er dem Hector. Die Griechen retten den Leichnam, beſtatten ihn mit vieler Pracht und ſtellen feierliche Leichenſpiele an, worauf Achill beſchließt, den Freund zu rächen und dann ihm in den Tod zu folgen.

Patrolle oder eigentlich **Patrouille**, die bei Nacht oder ſonſt zu Zeiten, wo beſondre Wachſamkeit erfodert wird, ausgeſchickte Soldatenwache. Iſt ſie beſtimmt, die ausgeſtellten Poſten zu viſitiren, ſo iſt ſie gleichbedeutend mit *Runde*; ſoll ſie gegen den Feind ſtreifen, um von dieſem Nachricht einzuziehn, ſo iſt ſie ſo viel wie Streifwache und von einer Recognoſcirung nur durch die geringere Zahl und dadurch unterſchieden, daß ſie ſich nur in geringe Entfernungen wagen kann. Ein Heer iſt bewacht, wenn es Patrouillen *gegen* den Feind und *Seitenpatrouillen* hat.

Patron iſt im Allgemeinen ein Beſchützer, Schutzherr, und wird oft gleichbedeutend mit *Gönner* gebraucht. Das lateiniſche Wort bezeichnete in der römiſchen Republik einen Patrizier, in ſo fern derſelbe einen oder mehrere Bürger aus dem Plebejerſtand unter ſeinen unmittelbaren Schutz genommen hatte, um dieſe, ſeine Clienten genannt, mit ſeinem Anſehn und Einfluß zu vertreten, zu unterſtützen und befördern (ſ. d. Art. *Patrizier* und *Client*). Als Rom ſchon ſeine Weltherrſchaft begründet, und viele fremde Völker unterjocht hatte, waren vornehme Römer auch wohl die Patronen ganzer Städte, ja ganzer Provinzen, und es erbte ſogar dieſe Patronſchaft in den patriziſchen Familien fort. So waren die *Claudier* die Patrone der Lacedämonier; die *Manceller* der Sicilianer. — Dieſe Einrichtung war um ſo wohlthätiger, als ſie den entferntern Städten und Provinzen mitten in der Hauptſtadt die treueſten und eifrigſten Anwalde und Beſchützer ohne große Aufopferungen ſicherte. Doch nannten die Römer auch jeden, der, ohne in jenem Verhältniß eines Patrons zu ſeinen Clienten zu ſtehen, als Sachwalter irgend eine Rechtsſache vor Gericht führte, *Patronus*, öfters gleichbedeutend mit *Advocatus*, zuweilen von dieſem, der oft nur Rathgeber und Sprecher vor Gericht war, verſchieden, in ſo fern jener als der eigentliche Sachwalter erſchien. In der chriſtlichen Welt blieb die allgemeine Bedeutung des Patronus als Schutzherr, aber in mannichfacher Anwendung und beſondrer Beziehung. Im Mittelalter wird der *Schutzheilige* einer Kirche, eines Kloſters, auch wohl einer Stadt oder Provinz, ja ſelbſt der Heilige, dem der Einzelne ſich beſonders empfahl, auch der *Patron* genannt (der im Deutſchen bei den Kirchen auch wohl der Hausherr oder Hauptherr hieß), und in dieſem Sinn wird das Wort Patron auch noch jetzt in der römiſchen Kirche gebraucht. Allgemeiner aber bezeichnet man damit den Beſitzer oder Verweſer eines Grundſtücks, zu dem eine Kirche gehört, über welche jener gewiſſe herkömmliche und anerkannte Rechte, das jus patronatus, übt, — einen Patronatsherrn, Kirchenpatron. *Patronat* (patronatus, das ſich im claſſiſchen Latein nicht findet, aber im Mittelalter gebraucht ward) bezeichnet eben ſowohl das Recht des Kirchenpatrons als diejenige Pfründe, über welche dieſem das Recht zuſteht. Es iſt eine Art Lehnsverhältniß, in welchem die Kirche mit ihrem Patron ſteht, wie auch die gleichbedeutenden Ausdrücke Kirchenlehn, Pfarrlehn, bezeugen, wofür man auch Kirchenſatz, Pfarrſatz, Pfarr-

recht, auch wohl Pfarrverleihung ſagt, und unrichtig die Collatur. Der Patron iſt zunächſt nur Schutzherr der Kirche, und das Patronat das Schutzrecht, welches in den frühern, frömmern Zeiten für beſonders ehrenvoll und verdienſtlich angeſehen ward. Es erſtreckt ſich aber das Patronatsrecht ſowohl auf die Beſetzung der geiſtlichen und der dieſer untergeordneten Schulſtellen als auf die Mitverwaltung des Kirchenvermögens, und hat einen ähnlichen Grund wie andre Lehnsgerechtigkeiten. In den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche nämlich, wo Reiche und Mächtige Ruhm und Segen davon erwarteten, wenn ſie Kirchen oder Capellen gründeten, oft auch dieſelben reich ausſtatteten mit liegenden Gründen, oder gewiſſen Zinsgerechtigkeiten und baarem Vermögen, behielten ſie ſich, für ſich und ihre Familien, einen Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der beſondern Angelegenheiten der Kirche vor. Die Kirche aber oder der Clerus geſtand ſolchen Stiftern neuer oder auch den Erneuerern verfallener oder verwüſteter Kirchen jenes Recht, weil es an ſich billig ſchien, willig zu, und erweiterte es ſo viel möglich, um auch Andre zu ähnlichem Kirchenbau und andern Begünſtigungen der Kirchen zu ermuntern. Zwar durfte der Patron eine von ihm gegründete oder begabte Kirche, wenn dieſelbe einmal für ihre heilige Beſtimmung von dem Biſchof geweiht war, nie zu einem andern Zweck beſtimmen, auch die ihr ertheilte Schenkung oder das von ihm bewilligte Kirchenvermögen nie rechtlich zurückfodern; aber eine Theilnahme an der Verwaltung, und ſelbſt eine Oberaufſicht über das Kirchengut ward dem Patron und ſeinen Nachkommen bewilligt, doch ohne Gefährde der höhern biſchöflichen Rechte. Für den Fall, daß der Patron nach Vollendung ſeiner Kirche verarmte, ward der Kirche die Obliegenheit zuerkannt, ihn aus ihrem Vermögen zu ernähren, und auch ſeine Familie und Nachkommen ſollten gleiche Anſprüche an das Kirchenvermögen haben, doch ohne Gefährde für das Beſtehen deſſelben. Dagegen blieb der Patronatsfamilie, ſo lange ſie dem Patronat nicht ſelbſt entſagte, auch die Verpflichtung, für Ausbeſſerung und Wiederherſtellung der Kirche mit zu ſorgen, ſelbſt für den Fall, daß die Kirche verarmt ſey. Schon früh ward auch für nöthig befunden, dem Recht des Patrons über das Kirchenvermögen, geſetzliche Gränzen zu ſetzen, die Größe des Aufwands zu beſtimmen, den er eigenmächtig aus demſelben machen durfte, und gegen willkürliche Eingriffe die Kirche ſelbſt, und die geſetzliche geiſtliche Gewalt zu verwahren. Dies war um ſo wichtiger, als manche Patronen nicht aus der frömmſten Abſicht, ſondern aus Eigennutz Kirchen erbauten, indem ſie ſich einen bedeutenden Theil der reichen Schenkungen und Vermächtniſſe, die neuen Kirchen zufielen, anzueignen gedachten, wie denn auch die in der frühern Kirche gewöhnlichen, von den Gemeindegliedern dargebrachten, Oblationen (freiwillige Gaben, die man meiſt zu jeder kirchlichen Verſammlung brachte, zunächſt für die Armen der Gemeinde, und zum Unterhalt der Kirchendiener) manchen Eigennützigen locken mochten, ſich einen erblichen Antheil daran zu verſchaffen. Bald geſellte ſich zu dieſem Recht des Patronats auch das weitere, daß er ſelbſt bei Beſetzung der geiſtlichen Aemter an der von ihm gegründeten oder ausgeſtatteten Kirche für ſich und ſeine Erben eine entſcheidende Stimme haben ſollte, doch keineswegs ein eigentliches Collaturrecht. Denn das Recht, Geiſtliche zu wählen und zu berufen, ſtand nur der ganzen Gemeinde oder dem dieſe vertretenden Aelteſtenrath (Presbytercollegium) oder dem Biſchof zu, und ward nie einem Privatmann unbedingt eingeräumt. Zunächſt geſtattete man es vielleicht nur Biſchöfen, die etwa in einem

fremden Sprengel, an einem ihnen perſönlich werthen Ort, eine Kirche gründeten, und dort die Collatur erhielten, der der Biſchof des Sprengels ſelbſt entſagte; es ging aber dann, wahrſcheinlich gleichzeitig, ein ähnliches Recht auch auf weltliche Kirchenpatrone über. Dieſer Theil des Patronatsrechts erweiterte ſich beſonders im Mittelalter, wo die mächtigen Großen und adeligen Grundbeſitzer, wie die Fürſten, die Vergünſtigung erhielten, ſich eigne Capellgeiſtliche (Capellane) zu wählen und zu beſolden, obwohl nicht ohne Genehmigung des Biſchofs, der auch die Oberaufſicht über die Capellane behielt. Wie die Capellen immer mehr in Dorfkirchen ſich erweiterten, ſchien das Wahlrecht auch an dieſen dem Gutsherrn zuzuſtehn, und ſelbſt Parochialſtellen, die urſprünglich nur der Biſchof zu beſetzen hatte, gingen bisweilen, wenn der Gutsherr etwa die Wiederherſtellung der Kirche oder die Verſorgung des Parochen, für deſſen Unterhalt ſonſt die Domkirche zu ſorgen hatte, übernahm, in das Verhältniß jener Dorfkirchen, die aus Hofcapellen entſtanden waren, über, dergeſtalt, daß ein großer Theil der adeligen Grundbeſitzer ein weitausgedehntes Patronatsrecht über ihre Gutskirchen erhielt. Zu keiner Zeit aber hat die katholiſche Kirche den Patronatsherren ein eigentliches Beſetzungsrecht zugeſtanden, und die Verordnungen proteſtantiſcher Conſiſtorien bezeugen, daß auch die evangeliſche Kirche ein ſolches Recht nicht anerkennt. Das Weſentlichſte des Patronatsrechts iſt das Präſentationsrecht, nach welchem der Patron für eine erledigte geiſtliche Stelle der geiſtlichen Behörde einen Candidaten vorſtellen darf, und das Berufungsrecht, das er aber nicht eher auszuüben befugt iſt, bis die Genehmigung und Beſtätigung des vorgeſtellten Candidaten von Seiten der höhern Behörde erfolgt iſt. In dieſem Sinn iſt er denn Collator, und hat als ſolcher ein um ſo weniger beſchränktes Recht, als ſeiner Entſcheidung für den Candidaten nichts entgegenſteht, wenn die geiſtliche Behörde die Würdigkeit deſſelben nicht bezweifelt. — Daſſelbe aber, was dem einzelnen Patronatsherrn zuſteht, fällt auch den Magiſtraten und andern Gemeinſchaften, die ein Patronatsrecht haben, anheim. Es iſt Regel, daß jeder Patron den von ihm beliebten Candidaten binnen einer, in den verſchiedenen proteſtantiſchen Ländern geſetzlich beſtimmten Friſt (in der Regel binnen ſechs Monaten) dem Superintendenten des Sprengels anzeigt, welcher dann wegen der Prüfung, Ordination und Confirmation das Nöthige einleitet. Außer dieſen Haupttheilen des Patronatsrechts ſichert es auch dem Patron einige andre Auszeichnungen und Vorrechte. So muß er namentlich in das Kirchengebet eingeſchloſſen werden; darf in der Kirche ſeine beſondre Capelle, vordem auch ſein Erbbegräbniß, haben, und bei ſeinem und ſeiner nächſten Blutsverwandten Tode wird vier Wochen lang täglich eine Stunde mit allen Glocken geläutet, und beim Gottesdienſt ſchweigt die Muſik und Orgel. Es iſt das Patronatsrecht in der Regel an den Grundbeſitz gebunden, und ſteht den Familien zu, ſo lange ſie die Beſitzer ſind. Bei allzulang verzögerter Ausübung des Rechts, beſonders der Präſentation eines Candidaten für die erledigte Stelle, oder wenn die Güter des Patrons mit dem Sequeſter belegt ſind, oder wenn das Recht unter mehrern ſtreitig iſt, tritt für die Perſon des Patrons, doch nicht für die künftigen Erben, dafern dieſe die Unbill abſtellen, eine Suspenſion ein, und die geiſtliche Behörde übt indeß das Recht. Aber völlig verloren geht daſſelbe, wenn der Patron der Beſtechung, der Verkaufung des Amts, d. i. der **Simonie**, überführt worden; wenn er die Kirche, auf die ſein Recht gegründet iſt, verfallen läßt, und nicht wieder herſtellt, wenn er zur Einziehung der Stelle ein-

ſtimmt; oder wenn der Grundbeſitz und das darauf haftende Recht an einen andern übergeht. Uebrigens iſt das Patronatsrecht eben ſo recht-lich begründet, wie jedes Lehnsrecht; und wie die Grundherrn in frü-hern unruhigen Zeiten die Güter der Kirche geſchützt haben, ſo kann ihnen, wenn ſie das Recht ſelbſt nicht mißbrauchen, die Ausübung deſ-ſelben nicht verweigert werden.

Ke.

Patrone, ein Modell, ein Muſter, wonach etwas gemacht wird, in vielfacher Bedeutung. Deßgleichen eine mit Pulver und Blei, ſo viel zu einem Schuſſe nöthig iſt, gefüllte Papierhülſe. — Auch werden die Streifen Papier, welche auf den Buchdruckerrahmen geklebt werden, um die leeren Ränder und Räume des Druckbogens rein zu erhalten, Patronen genannt.

Pau, eine wohlgebaute Stadt in Bearn in Frankreich, am Fluſſe Gave de Pau, jetzt die Hauptſtadt im Departement **des Baſſes Py-renées**. Sie zählt 8500 Einwohner und hat Manufacuren von Tuch, Leinwand, Schnupftüchern und Hüten. Auch wird hier die Schminke verfertigt, wovon dieſe Stadt den Namen hat. Sonſt reſidirten hier die Könige von Nieder-Navarra. Heinrich IV. ward hier geboren. Im J. 1721 wurde hier eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften ge-ſtiftet. Die Gegend hat guten Weinbau.

Pauke (tympano) war im Alterthum jeder mit einer Haut be-ſpannte hohle Körper oder Reif. Jetzt verſteht man darunter nur die urſprünglich kriegeriſche Keſſelpauke, die aus einem kupfernen Keſſel be-ſteht, über welchen an einem eiſernen Reif eine gegerbte Haut ausgeſpannt iſt, die vermittelſt eiſerner Schrauben höher und tiefer geſtimmt werden kann, und mit einem hölzernen Plectrum, Wirbel genannt, geſchlagen wird. Die Pauke iſt eigentlich beſtimmt, die Grundſtimme zu einem Trompetenchore zu machen. Um nun die beiden Haupttöne der Tonart, aus welcher geblaſen wird, nämlich die Tonica und Dominante, zu er-halten, bedient man ſich zweier Pauken von verſchiedner Größe, von welchen die kleinere in den Hauptton, die größere aber in die tiefere Octave der Dominante geſtimmt wird. Der Pauker pflegt die vorge-ſchriebenen Noten nicht einfach, ſondern mit gewiſſen Schlagmanieren anzugeben, als da ſind: die einfache, die doppelte oder geriſſene, die ge-tragne Zunge, die ganze Doppelzunge, die Doppelkreuzſchläge, der Wir-bel, der Doppelwirbel. Jetzt bedient man ſich der Pauke auch im Or-cheſter, in der Kirchenmuſik und bei andern vielſtimmigen Muſiken.

Paul (Vincent de), der Stifter der Prieſter von der Miſſion, war 1576 in dem Dorfe Povi in Frankreich geboren, ſtudirte zu Tou-louſe, erhielt nach vielen wunderbaren Schickſalen eine Pfarre zu Cli-chi, und ſtiftete mit Hülfe einer reichen und frommen Frau 1626 eine Miſſionscongregation, deren Glieder zunächſt beſtimmt waren, den Ar-men das Evangelium zu predigen, und vornehmlich acht Monate des Jahrs als Seelſorger, Friedensſtifter, Krankenpfleger und ſonſt auf alle Weiſe als Beförderer der Sittlichkeit unter dem Landvolke zuzubringen. Daneben ſollten ſie auch in Gemeinſchaft ſich ſelbſt zu einem muſter-haften und erbaulichen Betragen erwecken, und endlich die, welche ſich anſchickten, Landprieſter zu werden, mit ihren Kenntniſſen und Erfah-rungen zu dem künftigen Berufe unterſtützen. Ihr Hauptſitz war das Stift St. Lazarus zu Paris, wovon ſie auch den Namen **Lazariſten** empfingen. Aber erſt nach dem Tode des Stifters, welcher 1660 er-folgte, haben ſie ſich weiter umgethan, und eine ſehr vielſeitige Geſchäf-tigkeit gezeigt. Vincent de Paul wurde nach ſeinem Tode unter die Heiligen aufgenommen.

Paul I., Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reußen. Er war geboren am 1ſten October 1754. Sein Vater, damals noch Großfürſt, nachheriger Kaiſer Peter III., wollte in der Folge dieſes Sohnes Geburt nicht für rechtmäßig erkennen, und ernannte deßhalb während ſeiner kurzen Regierung, den Prinzen Iwan zum Thronfolger. Als Peter aber nach weniger Zeit Reich und Leben verlor, und Catharina II. den Scepter Rußlands führte, da ward ihr damals neun Jahr alter Sohn Paul, durch Iwans gelegentliches Abſterben, in ſeinen Rechten auf die Kronfolge wieder beſtätigt, und Catharina that alles, um die ſchwankende Geſundheit des einzigen Erben ihres Reichs zu befeſtigen, den ſie als eine Stütze ihres Throns mit Recht betrachtete, da die Ruſſen an dieſem eingebornen jungen Fürſten mit großer Liebe und Hoffnung hingen. Doch war es auch der Mutter Wille, daß der Sohn ganz nach ihren Abſichten und Planen erzogen werde, damit nicht dereinſt ein für ſie vielleicht nachtheiliges Andersdenken bei ihm einwurzele. Deßwegen erhielt ihr erſter Miniſter, Graf Panin, ein ihr ganz ergebener Mann, die Stelle als Oberhofmeiſter bei dem jungen Großfürſten; unter dieſem beſorgte Apinus den Unterricht des Prinzen. Das Loos ſeines unglücklichen Vaters, verbunden mit dem Druck, unter dem die Kaiſerin ihn hielt, gaben dem ſonſt offenen Charakter Pauls bald eine gewiſſe Härte und Verſchloſſenheit, zu welcher letztern er um ſo mehr ſich gezwungen ſah, da bei heranreifenden Jahren ſeiner Mutter ängſtliche Herrſchereiferſucht mit Auflaurern von allen Seiten ihn umgab, die nicht ermangelten, jedes Wort und jede Handlung des Großfürſten ihr zu hinterbringen. Doch hielt dieſe Strenge Paul nicht ab, in Catharinen ſtets die Mutter zu ehren, und nur ſelten äußerte der lebhafte Prinz die tief in der Bruſt verſchloſſenen Geſinnungen. Seine Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geſchlecht brachte Catharinen auf die Vermuthung, ihr Sohn leide an einem körperlichen Fehler gleich Peter III., und um dies zu erfahren, beauftragte ſie ein Fräulein ihres Hofes (eine Polin, Sophie Cz . . .), ſich ihm zu nähern. Dieſe befolgte der Kaiſerin Willen, und ein Sohn, den Paul mit ihr zeugte, welcher in der Folge als Gardeoffizier angeſtellt wurde, überführte Catharinen von dem Ungrund ihrer Vermuthung. Dieſer Sohn erhielt den Namen Simeon Welikoi. Jetzt gedachte Catharina Paul zu vermählen, und ihre Wahl fiel nach einigem Bedenken auf die Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt, die mit ihrer Mutter und beiden Schweſtern auf Catharinens Einladung nach Petersburg gekommen war. Wilhelmine erhielt bei ihrem Uebertritt zur griechiſchen Kirche die Namen Natalia Alexiewna, und das Beilager erfolgte am 10ten October 1773. Im folgenden Jahre begleitete Paul ſeine Mutter nach Moskau, bei welcher Gelegenheit Andreas Raſumowsky dem Großfürſten Winke zur ſchnellen Erreichung des Throns gab, die dieſer aber edelmüthig verwarf. Raſumowsky's Plan blieb jedoch der Kaiſerin nicht geheim, und ſie ſuchte die Freundſchaft ihres Sohns zu dem kühnen jungen Mann durch Eiferſucht zu untergraben. Doch wucherte dies Unkraut in Pauls Seele nicht, ſeine Gattin aber beſchloß für dieſen Schimpf an Catharinen ſich zu rächen, weßhalb ſie mit Raſumowsky in einen Briefwechſel ſich einließ, ehe aber ihr Plan zur Reife gedieh, im Wochenbette ſtarb, nicht ohne den Verdacht, daß Catharine die Urheberin ihres Todes ſey. Paul betrübte der Tod ſeiner Gemahlin ſehr, und da nun er anfing, einigen Verdacht gegen Raſumowsky's Verhältniß mit Natalien zu hegen, ſo wurde derſelbe vom Hofe entfernt, und erſt nach Venedig, ſpäter nach Neapel als Geſand-

ter geſendet. Hierauf knüpfte Catharina mit dem wirtembergiſchen Hofe an, und der Prinz Heinrich von Preußen, der damals gerade in Petersburg war, unterzog ſich dem Geſchäft durch ſeinen Bruder Friedrich II. von Preußen, die bereits eingeleitete Verbindung der wirtembergiſchen Prinzeſſin mit dem Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt zu hintertreiben. Auf Friedrichs II. Einladung reiſ'te nun Paul in Begleitung des Fürſten Romanzow nach Berlin. Hier traf er die ihm beſtimmte Gattin, die ſo wohl ihm gefiel, daß er ſogleich ſeine Vermählung mit ihr beſchloß, und nach einer Reihe von Feſten, die Friedrich, den ruſſiſchen Thronfolger ſich zu verbinden, ihm gab, nach Petersburg zurückkehrte, wohin bald darauf Dorothea Auguſta Sophie von Wirtemberg ihm folgte, die nun die Namen Marie Fedorowna annahm, und am 7ten October 1777 mit ihm verbunden wurde. Aus dieſer Ehe entſprangen die Großfürſten Alexander, Conſtantin, Nicolaus und Michael. Das häusliche Glück, das der Prinz jetzt genoß, verbunden mit der Ausſicht zu einer Reiſe durch Europa, tröſtete ihn über den faſt ſclaviſchen Druck, unter dem die Kaiſerin ihn von allen Regierungsgeſchäften ausſchloß, der ſo weit ging, daß er als Großadmiral der ruſſiſchen Seemacht nicht einmal die Flotte in Cronſtadt beſuchen durfte. Im Jahr 1780 trat Paul mit ſeiner Gemahlin die gewünſchte Reiſe an. Polen, Deutſchland, Italien, Frankreich und Holland ſahen nach einander das fürſtliche Paar, das nach einer Abweſenheit von zwölf Monaten nach ſeinem gewöhnlichen Aufenthaltsort Gatſchina zurückkehrte. Hier verging Paul in unfreiwilliger Unthätigkeit die Zeit, da ſeine Mutter ihm weder erlaubte, dem Feldzug gegen die Türken beizuwohnen, noch ſonſt um Staatsangelegenheiten ſich zu bekümmern. Zwar machte Paul auf kurze Zeit den Krieg in Finnland gegen Schwedens König Guſtav III. mit, er kehrte aber bald mißmuthig in ſeine Einſamkeit zurück, da er ſah, wie auch hier ſo gänzlich ihm aller freier Wille genommen war. Die unterdeß ausgebrochene Revolution in Frankreich fing nun auch an, das petersburger Cabinet zu beſchäftigen, um ſo mehr, da eine Menge franzöſiſcher Flüchtlinge ſich nach Rußland wandten, die im Ganzen ſehr günſtig aufgenommen wurden. Paul war ſogleich für die Sache der gegen Frankreich verbündeten Fürſten. Catharina, obgleich den neufränkiſchen revolutionären Grundſätzen nicht hold, glaubte jedoch nicht übel zu thun, wenn ſie die beiden ihr in Europa allein gefährlichen Mächte, Oeſterreich und Preußen, in dieſem Kampf ſich etwas abmatten ließ, und als ſpäterhin ſie endlich ſich bewogen fühlte, thätigern Antheil an jenen Händeln zu nehmen, überraſchte ſie der Tod am 9ten November 1796, wodurch Paul nun den Thron erhielt. Zwar war ein Teſtament vorhanden, in welchem die Kaiſerin, aus ungerechtem Widerwillen und Argwohn gegen ihren Sohn, ihn von der Thronfolge ausſchließen wollte, zu Gunſten ihres Enkels Alexanders (des jetzigen Kaiſers), die zahlreiche Partei aber, die Paul im Reiche hatte, und die Liebe des Volks bewogen Potemkin mit dieſer Schrift, die von vielen Großen unterſchrieben war, nicht hervorzutreten, und er war im Gegentheil der erſte, der dem neuen Herrſcher das Ende ſeiner Mutter berichtete. Pauls erſte Herrſcherhandlungen waren Werke des Wohlthuns, vollbracht im Gefühl der Freude, ſich endlich frei zu ſehn. Gegen das an ihm geübte Beiſpiel ließ er ſeinen Sohn Alexander ſogleich an den Geſchäften Theil nehmen, und die Leiche ſeines unglücklichen Vaters, Peters III., unter feierlichen Exequien in die Gruft der Kaiſer beiſetzen, eine Ehre, die den Reſten des unglücklichen Monarchen bisher noch nicht wiederfahren war. Zu-

gleich ſuchte er das alte Reichsgeſetz wieder hervor, dem zu Folge das weibliche Geſchlecht von der Thronfolge in Rußland ausgeſchloſſen war, und beſtimmte dieſe für ſein Reich durch eine zu Moskau während ſeiner Krönung erlaſſene Ukaſe. Friedliebend ſuchte er Frieden zu verbreiten, beendete den Krieg mit den Perſern, und ließ, laut ſein Mißfallen äußernd über das Verfahren ſeiner Mutter gegen Polen, viele bisher in ruſſiſcher Haft geweſene Individuen dieſes Volks los. Der Druck, der aber Pauls Jugendjahre verbittert hatte, hatte fortwährend den traurigſten Einfluß auf ſein Leben, und die mancherlei Mißgriffe, die er ſich zu Schulden kommen ließ, entſprangen größtentheils aus dieſer Quelle. Seine Verfügungen über die Einfuhr ausländiſcher Bücher in ſein Reich, ſo wie über den Eintritt fremder Reiſender beweiſen mehr als zu ſehr das durch mannichfache Kränkungen gereizte und verfinſterte Gemüth dieſes Fürſten. Ein gleiches leuchtete aus ſeinem Betragen, als er der Verbindung gegen Frankreich beitrat. Sein über 100,000 Mann ſtarkes Heer, das zum Theil in Italien und der Schweiz unter Suwarow und Korſakow, zum Theil in Holland gegen Frankreich focht, errang zwar manche Siege; da es aber durch die Niederlage bei Zürch faſt auf die Hälfte zuſammenſchmolz, auch Mißtrauen anfing, in Pauls Seele gegen den deutſchen Kaiſer ſowohl, als noch mehr gegen England und ſeinen damaligen erſten Miniſter Pitt zu wurzeln, Bonaparte aber ſolches ſchlau benutzend, dem Stolz des ruſſiſchen Herrſchers zu ſchmeicheln wußte, ſo ließ Paul ſeine Armeen ſich zurückziehn, und beobachtete fortan Pitt und England eben ſo argwöhniſch, als früher er es Frankreich gethan hatte. Dieſe Sinnesänderung ging ſo weit, daß Ludwig XVIII., ſo wie alle Emigrirte das ruſſiſche Gebiet verlaſſen mußten, und er den dem unglücklichen Bourbon bisher ausgezahlten Jahrgehalt aufhob. Zu den merkwürdigſten Zügen in Pauls Charakter gehört, bevor die eben erwähnte Sinnesänderung bei ihm eintrat, ſein Benehmen gegen Spanien und die Malteſer. Dem erſten Reich erklärte er auf eine Art den Krieg, als ſey die Krone Spanien dem ruſſiſchen Scepter ſo unterworfen, wie die Fürſten des Caucaſus. Doch hatte dies weiter keine Folgen, als die Confiscationen einiger Handelsſchiffe. Auch gegen Nord-Deutſchland nahm er eine ähnliche Sprache an, doch brachten die ernſten Aeußerungen Preußens ihn bald auf andre Gedanken. Mit den Malteſern verfuhr er dagegen ganz anders. In ihnen ſah Paul, als einer engen, ritterlichen Verbindung des Adels, eine gewaltige Stütze der Thronen, und würdigte ſie daher ſeines beſondern Schutzes, den er ſo weit erſtreckte, daß er ſich, als der Freiherr von Hompeſch ſeine Würde niederlegte, zum Großmeiſter des Ordens, nicht ohne Widerſpruch des Papſtes und mehrerer Mächte, erklären ließ (16ten December 1798). In dieſer Eigenſchaft brachte Paul ein Werk zu Stande, das mit Recht das Erſtaunen Aller erregte; einen Friedensvertrag nämlich zwiſchen der ottomanniſchen Pforte und dem Ritterorden von Malta, und die Welt ſah das überraſchende Schauſpiel, die Türken gegen ihre alten Freunde, die Franzoſen, ſich mit ihren Stamm- und Glaubensfeinden, den Ruſſen und Malteſern, verbinden. Noch weniger als durch ſein Wirken nach außen erwarb ſich aber Paul die Liebe ſeiner Unterthanen durch die Art der innern Verwaltung ſeines Reichs. Zwar ſchien auch hier oft in den wirklich ungerechteſten und willkürlichſten Handlungen ſein wahrhafter Eifer für Gerechtigkeit ſeltſam genug durch, welches edle Gefühl leider! nur durch die einmal ſeinem Charakter eingedrückte reizbare Empfindlichkeit und Heftigkeit, zu oft ſo gänzlich mißleitet wurde, daß die mehreſten ſeiner

Unterthanen und Zeitgenoſſen in ihm nur einen düſtern, fühlloſen Tyrannen ſahen, welches Urtheil Paul aber keineswegs verdiente, der unter andern Umſtänden und frühern Verhältniſſen gewiß ein guter Regent geworden wäre. Seine Strenge, die er anwenden zu müſſen glaubte, um die zu Thronveränderungen ſo geneigten Großen ſeines Reichs in Zaum zu halten, nahm, wie natürlich, in dem Verhältniß zu, als er auf Schwierigkeiten in der Ausführung ſeiner Plane ſtieß, und von Natur nicht ohne Muth, kam er dennoch endlich dahin, abermals bewirkt durch frühe Unterdrückung ſeiner Geiſteskraft — daß er kleinlich außerhalb, in einem erbärmlichen Ceremoniell, die Stützen ſeiner Größe ſuchte, die bei gewiſſenhafterer Leitung er in ſich ſelbſt würde gefunden haben. Wie ſchwach ſolche Stützen aber ſind, bewies ſein trauriges Ende, das in der Nacht vom 23ſten zum 24ſten März 1801 erfolgte, und das auf den erledigten Kaiſerſitz ſeinen älteſten Sohn, den Großfürſten Alexander, rief, zur Freude vieler Millionen, die unter Pauls verworrener und harter Regierung in ſteter Furcht und Zittern gelebt hatten. Ein Hauptzug in Pauls Charakter war Jähzorn, wodurch er nicht nur ſeinen Untergebenen, ſondern oft auch ſeiner eigenen Familie fürchterlich ward. Beſaß dieſer ihn nicht gerade, ſo war er milde, wohlwollend, menſchenfreundlich, ſuchte begangenes Unrecht gern zu vergüten, und war ein zärtlicher Vater und Gatte, welches letztere ihn aber nicht abhielt, ſeine Neigung auch andern Frauenzimmern zu ſchenken, wie das Beiſpiel der Madame Chevalier zeigt. Die einſt von ihm (vielleicht in ſatiriſcher Abſicht) erlaſſene Ausfoderung an alle Monarchen Europa's diente nicht wenig dazu, die über ihn einmal umlaufenden Ideen und Meinungen zu beſtätigen. F. G.

Paulicianer, ſ. Secten.

Paulus iſt der berühmteſte und verdienteſte unter den Apoſteln. Geboren von jüdiſchen Aeltern, welche zu Tarſus in Cilicien wohnten, und das römiſche Bürgerrecht auf ihn vererbten, wurde er früh zu einer gelehrten Bildung geleitet, und zu Jeruſalem, wohin er als Jüngling ging, durch den Unterricht Gamaliels, eines der berühmteſten Rabbinen im Zeitalter Jeſu, in das Studium der jüdiſchen Schriftauslegung und Tradition eingeweiht; auch erwarb er ſich, wie ſeine Briefe verrathen, eine genaue Bekanntſchaft mit den griechiſchen Dichtern und Philoſophen, und trieb daneben nach der Sitte der jüdiſchen Lehrer ein Handwerk, wahrſcheinlich Zeltſchneiderei und Tapezierarbeit, wodurch er ſich in der Folge auf ſeinen Reiſen Unterhalt verſchaffte. Ausgezeichnet zum Lehramte vorbereitet, trat er zuerſt wenige Jahre nach dem Tode Jeſu als Anhänger der phariſäiſchen Secte und Verfolger der neuentſtandenen Chriſtengemeinde, zu deren Unterdrückung der hohe Rath ihn in und außer Jeruſalem brauchte, öffentlich auf. Die Apoſtelgeſchichte hat mehrere Züge der Heftigkeit ſeines Eifers in dieſem traurigen Geſchäfte aufbewahrt, das er unſtreitig mit voller Ueberzeugung und aus Anhänglichkeit an das alte Geſetz betrieb. Eben war er mit Vollmachten des hohen Raths zur Verhaftung der Chriſten auf dem Wege nach Damask, als er durch ein außerordentliches Phänomen (Apoſtelgeſch. Cap. 9. und Cap. 22.) Veranlaſſung erhielt, das Chriſtenthum anders anzuſehn, und ſich durch den Unterricht chriſtlicher Lehrer eine überzeugende Erkenntniß von der Vortrefflichkeit dieſer Religion zu verſchaffen. Dieſe augenſcheinlich von Gott veranſtaltete raſche Bekehrung zum Chriſtenthume bezeichnete er durch Abänderung ſeines Namens Saul in Paul, und widmete ſich nun dem Berufe zum Apoſtel, den er in jener wunderbaren Viſion erkannt hatte, mit einer Begeiſterung, die die

größten Schwierigkeiten überwand. Arabien, Syrien, Klein-Aſien, Griechenland und die Inſeln des mittelländiſchen Meers wurden nun die Schauplätze ſeiner unermüdeten Thätigkeit für die Ausbreitung des Chriſtenthums. Wo er auf ſeinen Miſſionsreiſen hinkam, war er bemüht, Chriſtengemeinden zu ſtiften, und die vorhandenen in ihrem Glauben zu befeſtigen. Um die Gemeinden zu Antiochien, Epheſus und Jeruſalem machte er ſich durch Lehren, Anordnen der Gebräuche und Almoſenſammeln für die ärmern Mitglieder verdient. Die Gemeinden zu Philippi in Macedonien, zu Corinth, Galata und Theſſalonich verehrten ihn als ihren Stifter, und die im Canon des N. T. enthaltenen Sendſchreiben, die er an dieſe und andre Gemeinden in den angeſehenſten Städten Griechenlands und Kleinaſiens und nach Rom ſchrieb, zeugen, in welchem Verhältniſſe väterlicher Autorität und Sorgfalt er mit ihnen ſtand. Durch die Liberalität, mit der er auch Heiden, ohne ſie zur Beobachtung des jüdiſchen Geſetzes zu nöthigen, in die Chriſtenheit aufnahm, gab er ſeinem Wirkungskreiſe und dem Fortgange des Chriſtenthums einen Umfang, zu dem die beſchränktere Anſicht der übrigen Apoſtel, die anfangs nur Juden taufen wollten, es nie hätte kommen laſſen. Aber eben darum wurde er ein Gegenſtand des Haſſes der Juden, die ihn als einen Abtrünnigen verfolgten; und zu Jeruſalem war alles zu ſeinem Untergange bereit, als er nach einer mehr als zwanzigjährigen Wirkſamkeit für die Verbreitung der Lehre Jeſu um das Jahr 60 mit den von ihm geſammelten Unterſtützungsgeldern für die gedrückten paläſtinenſiſchen Chriſten, muthig wie Jeſus ſelbſt bei ſeiner letzten Reiſe nach Jeruſalem, ſich gerade nach dieſer Stadt begab. Hier wurde er bald nach ſeiner Ankunft verhaftet, und als Staatsgefangner nach Cäſarea gebracht, wo ihn die römiſchen Statthalter Felix und Feſtus zwei Jahre lang gefangen hielten, und die Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart, mit der er ſein Unternehmen rechtfertigte, nicht weniger bewundern mußten, als früher der Areopag und die Weiſen zu Athen, wo Dionyſius, der Areopagit, ſein Anhänger ward, die Kraft und Gediegenheit ſeines geiſtvollen Vortrags. Weil er als römiſcher Bürger wegen der widerrechtlichen Gefangenſchaft an den Kaiſer appellirt hatte, ſchickte man ihn endlich nach Rom. Nach einer langen ſtürmiſchen Seefahrt und einem bei Malta ausgeſtandnen Schiffbruch kam er im Frühlinge 62 in dieſe Hauptſtadt der Welt. Hier wurde er mit Achtung, jedoch als Staatsgefangener behandelt, und gewann mehrere, auch vornehme Römer für das Chriſtenthum. Daß er im Jahre 64 wieder auf freien Fuß kam, iſt erwieſen, was aber von ſeinen weitern Reiſen nach Spanien, England, Macedonien, Griechenland und Vorder-Aſien erzählt wird, nur Vermuthung. Im Jahre 66 kam Paulus nach Rom zurück, gerieth aufs neue in Gefangenſchaft, und ſtarb den Märtyrertod. Das Leben keines Apoſtels iſt ſo reich an merkwürdigen Auftritten, rühmlichen Thaten, harten Beſchwerden und außerordentlichen traurigen Schickſalen, als die Geſchichte dieſes großen Mannes, dem auch die Gegner der Religion, für die er lebte und ſtarb, ſeltne Geiſtesgaben, gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe, tiefes Eindringen in das Weſen der Religion, Fülle und Schärfe der Ideen und eine Lehrgeſchicklichkeit, die mit ſyſtematiſcher Anordnung der Materien, Faßlichkeit, Anmuth und Wärme verband, nicht abſprechen konnten. Und welchem Leſer des neuen Teſtaments ſollte die unbeſcholtne Tugend, die Seelengröße, die echte Frömmigkeit und Glaubenskraft, die aus allen ſeinen Worten und Thaten hervorleuchtete, unbekannt ſeyn? Seine Sendſchreiben, die er alle in griechiſcher Sprache abfaßte, und meiſt nur eilig dictirte, ſind Denkmä-

ler eines wahrhaft göttlichen Sinnes, der die Andächtigen erbaut, die Lehrbegierigen unterrichtet, die Unglücklichen tröſtet, und den Weiſen aller Zeiten Ehrfurcht und Bewunderung abnöthigen wird. K.

Pauſanias, ein berühmter lacedämoniſcher Feldherr, des Cleombrotus Sohn und Leonidas Neffe. Er ward zum Vormund ſeines unmündigen Vetters Pliſtarchus, des Sohns des Leonidas, ernannt, und ſtand als ſolcher, während der Abweſenheit des andern Königs, an der Spitze der Regierung. Als Mardonius mit einem großen Perſerheer in Griechenland einfiel, zog ihm Pauſanias als Oberbefehlshaber des griechiſchen Bundesheers entgegen, täuſchte den Feind durch einen verſtellten Rückzug und ſchlug ihn bei Platäa (im J. 479 vor Chr. Geb.) aufs Haupt. Darauf zog er vor Theben, das an der Sache Griechenlands zum Verräther geworden war, erzwang die Auslieferung der Häupter der perſiſchen Partei, und ließ ſie hinrichten. Aber dieſe Erfolge hatten ſeinen edeln Geiſt ſelbſt mit Stolz und Anmaßung erfüllt, und die lobenswerthe Mäßigung, die man während des Feldzugs gegen Mardonius an ihm bewundert hatte, war in Uebermuth und hochfahrenden Ungeſtüm übergegangen. Er ſchrieb ſich allein den Sieg bei Platäa zu, und ſchenkte dem delphiſchen Apoll einen goldnen Tripus mit einer Inſchrift, die nur ſeiner als des Siegers bei dieſem Orte erwähnte. Sein Uebermuth nahm zu, als er mit der vereinigten Flotte Griechenlands neue Erfolge erlangte, und die griechiſchen Städte, nach langem Kampfe auch Cypern und endlich ſelbſt Byzanz, den Schlüſſel Klein-Aſiens, von den Perſern befreite. Während Ariſtides und Cimon, die unter ihm befehligten, Aller Herzen durch ihre Leutſeligkeit gewannen, mißhandelte er die Bundesgenoſſen, und betrachtete die Spartaner gleichſam als das herrſchende Volk unter den Griechen. Endlich trat er ſogar mit Xerxes in geheime Unterhandlungen, deren verrätheriſcher Zweck war, ſich zum Herrn von Griechenland zu machen. Er gab dem Xerxes mehrere zu Byzanz gefangen genommene vornehme Perſer unentgeldlich zurück, entſagte ſelbſt äußerlich nicht bloß den ſpartaniſchen, ſondern überhaupt den griechiſchen Sitten, indem er mit perſiſchem Aufwand lebte und ſich perſiſch kleidete, und brachte es endlich dahin, daß die Unzufriedenheit aller griechiſchen Bundesgenoſſen ſich laut und thätig äußerte. Dies bewog die Spartaner, ihn zurückzurufen. Kaum aber war er, in Rückſicht auf ſeinen Rang und ſeine frühern Verdienſte von jeder Anklage losgeſprochen worden, als er ſich, unter dem Vorwande, dem Feldzug beiwohnen zu wollen, wieder nach Byzanz begab. Von den Athenienſern genöthigt, die Stadt zu verlaſſen, ging er nach Colonä in Troas, und trat in neue Unterhandlungen mit Griechenlands Feinden. Er wurde abermals zurückberufen und gefangen geſetzt, trotz aller nicht unerwieſenen Anklagen aber gegen das Verſprechen, daß er ſich auf Erfodern jedesmal ſtellen wolle, in Freiheit geſetzt. Sogleich trat er mit dem Perſerkönig wieder in Unterhandlung. Er hatte zu ſeiner Sicherheit mit Artabazus feſtgeſetzt, daß dieſer jedesmal den Ueberbringer eines Briefes von Pauſanias umbringen ließ. Ein gewiſſer Argilius, der zu einer gleichen Sendung und einem gleichen Schickſal beſtimmt war, ſchöpfte Verdacht, öffnete den ihm anvertrauten Brief, fand ſeinen Argwohn beſtätigt, und machte den Ephoren Anzeige davon. Um ſich einen vollen Beweis zu verſchaffen, befahlen ſie ihm, in den Tempel des Neptun nach Tänarus zu flüchten, als fürchte er für ſein Leben. Sobald Pauſanias davon hörte, eilte er zu ihm. Es entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen beiden, das den verborgenen Ephoren des Pauſanias ganze Schuld enthüllte. Sie kehrten mit dem Entſchluß nach

Sparta zurück, ihn nach der Strenge der Geſetze zu beſtrafen. Pauſanias, der auf dem Wege erfuhr, welches Schickſal ihm bevorſtehe, nahm jetzt ſelbſt zu den Füßen der Minerva Chalcidkos ſeine Zuflucht. Aber ſeine Hoffnung, ſich hier zu retten, täuſchte ihn. Seine eigne Mutter trug den erſten Stein herbei, um die Thür des Tempels zu verſchließen; dieſem Beiſpiele folgte das Volk, und ſo mußte der Eingeſchloßne nach einigen Tagen verſchmachten. Man begrub ihn vor dem Tempel und verſöhnte die Göttin durch zwei bronzene Bildſäulen.

Pauſanias, ein griechiſcher topographiſcher Schriftſteller, der unter Hadrian und den Antoninen blühte. Wenn er derſelbe Redner oder Grammatiker iſt, deſſen Philoſtratus unter dieſem Namen erwähnt, ſo war er aus Cäſarea in Capadocien gebürtig, und ſtudirte unter dem berühmten Herodes Atticus. Als Redner machte er wegen ſeiner Provinzialausſprache kein Glück; deſto größern Ruf erwarb er ſich durch ſeine Schriften. Er lehrte zu Athen und Rom, in welcher letztern Stadt er ſtarb. Seine Beſchreibung Griechenlands, die wir noch beſitzen, iſt bei allen ihren Mängeln ein höchſt ſchätzbares Werk für den Alterthumsforſcher, da es eine Menge von Nachrichten enthält, die außerdem verloren ſeyn würden. Es iſt eine Art von Reiſebeſchreibung, und beſteht aus zehn Büchern. Alles, was der Verfaſſer merkwürdig fand, verzeichnete und beſchrieb er darin, als Tempel, Theater, Grabmäler, Statuen, Gemählde, Denkmäler aller Art u. ſ. w. Seine Schreibart, die im Ganzen nachläſſig und gemein iſt, erhebt ſich nur zuweilen bei der Erzählung hiſtoriſcher Details. Das Werk iſt voll fabelhafter Erzählungen, die mit den beſchriebenen Gegenſtänden in Beziehung ſtehn; dies hat Scaliger verleitet, ihn mit der zu harten Bezeichnung: Graeculorum omnium mendacissimus, zu belegen. Wo Pauſanias als Augenzeuge ſpricht, iſt er vollkommen glaubwürdig. Seine Beſchreibungen von Syrien und Phönicien beſitzen wir nicht mehr. — Beſte Ausgabe von Kuhnius, Leipzig 1696, Fol.

Pauſe. Um anzuzeigen, wenn und wie lange dieſe oder jene Stimme eines Tonſtücks nicht mit in die Harmonie des Ganzen einſtimmen, ſondern ſchweigen ſoll, hat man in der Tonſchrift der Pauſen nöthig, die man in kleine und große einzutheilen pflegt. Unter kleinen Pauſen, die man auch Soſpiren nennt, werden diejenigen verſtanden, die für ſich allein keinen Tact der bei einem Tonſtück zum Grunde liegenden Tactart ausfüllen. Große Pauſen nennt man diejenigen, die einen oder mehrere Tacte hindurch dauern.

Pauſilipp, ein Berg bei Neapel, merkwürdig wegen einer der größten und ſehenswertheſten Grotten. Durch den Fels geht nämlich ein 80 — 90 Fuß hoher, 18 — 20 Fuß breiter und ungefähr 700 Schritte langer gepflaſterter Weg in gerader Linie gehauen. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Höhle, von welcher man zu Strabo's Zeiten viele Fabeln erzählte, ſchon vor den Zeiten der Römer, anfangs nur als ein Steinbruch, angehauen und in der Folge durch den ganzen Berg getrieben wurde. Alphons I. ließ ſie erweitern, und nachher wurde ſie noch breiter und höher gemacht, gepflaſtert und mit Luftlöchern verſehen. Der ganze Fels iſt überaus feſt und nie durch ein Erdbeben erſchüttert worden. In der Mitte der Höhle ſteht eine Capelle für die Maria; über der Grotte ſind Reſte einer Waſſerleitung, und unfern ſieht man das ſogenannte Grabmal Virgils.

Pauw (Cornelius de), Canonicus zu Xanten im Cleveſchen, war 1739 zu Amſterdam geboren, und ſtarb 1799. Er war ein Oheim des Anacharſis Clootz. Wie dieſer, hatte er eine große Neigung für ſonder-

bare Meinungen; aber er beſaß dabei unendlich mehr Scharfſinn und Gelehrſamkeit. Sehr bekannt iſt er durch ſeine Recherches philosophiques sur les Grecs und sur les Américains, les Egyptiens et les Chinois, welche 1795 zu Paris (zuſammen 7 Bände) herausgekommen ſind. Pauw ſtellt eine Menge von Behauptungen auf, aber er beweiſ't wenig. Man ſieht, daß er ein Vergnügen daran findet, allen Geſchichtſchreibern zu widerſprechen, und die Völker, von denen er ſpricht, herabzuſetzen. Man kann ihm viel Kenntniß, Verſtand, Philoſophie, unerwartete Verknüpfungen nicht abſprechen, aber eben ſo wenig iſt ſein Hang zum Paradoxen zu verkennen. Indeß lieſ't man ihn mit Vergnügen, weil ſein Styl, bei einiger Rauheit, doch ſehr precis, kräftig und beredt iſt, und man bei ihm vieles findet, was man anderwärts vergebens ſuchen würde. Friedrich der Große von Preußen hielt viel auf ihn, wahrſcheinlich wegen ſeiner philoſophiſchen Grundſätze. Die Geiſtlichen feindeten ihn zwar eben dieſer Grundſätze wegen an, aber er gebot ihnen Achtung durch ſeine Tugenden.

Pavia, eine alte und anſehnliche Stadt im Lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, am Teſſino, über den eine Brücke die Stadt mit der Vorſtadt verbindet. Man ſchätzt die Einwohnerzahl auf 24,000. Sonſt ging das ſardiniſche Gebiet bis an die Stadtthore, daß ſelbſt die Garten- und Feldfrüchte dem Gränzzolle unterworfen waren. Unter den Gebäuden verdienen ausgezeichnet zu werden: die Paläſte Mezzabarba, Belliſomi und Botta, und die neu erbaute Kathedralkirche, wo die Lanze Rolands gezeigt wird. Die Univerſität ſoll Carl der Große geſtiftet haben; Carl IV. verbeſſerte ſie, und 1770 iſt ſie auf Vermittelung ihres Directors, des Grafen von Firmian, neu und zweckmäßiger eingerichtet worden. Unter ihren dreizehn Collegiis haben das borremäiſche und das Collegium Pius V. den Vorzug. Das phyſikaliſche Muſeum, der botaniſche Garten, das anatomiſche Theater und die Bibliothek ſind noch jetzt ausgezeichnet, obgleich ſie durch die Franzoſen manchen Verluſt erlitten haben. Im J. 1802 wurde den beiden Univerſitäten zu Pavia und Bologna die jährliche Summe von 666,000 Lire ausgeſetzt. Die Citadelle iſt nach alter Art erbaut. Uebrigens iſt Pavia merkwürdig, weil hier im J. 774 der letzte Longobardenkönig Deſiderius von Carl dem Großen und im J. 1525 König Franz I. von Frankreich von Kaiſer Carl V. gefangen wurde. Zum Andenken an die letztere Begebenheit ſtand in dem berühmten Carthеuſerkloſter (Certoſa), das viele Merkwürdigkeiten enthält, eine Säule, die aber 1735 von den Franzoſen weggenommen wurde.

Pavillon, eigentlich ein Zeltdach oder Zelthaus, d. h. ein Haus mit zeltförmigem, auf allen Seiten abhängigen Dache; überhaupt ein Luſthaus, Gartenhaus, Sommerhaus. Auch die kleinern Seitenflügel mit zeltförmiger Verdachung, die großen Paläſten angehängt ſind, pflegt man Pavillon zu nennen. — Auch heißt Pavillon die Flagge, Fahne auf Schiffen, Thürmen u. ſ. w.

Payne (Thomas), ein in der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution merkwürdig gewordener Mann. Er war zu Thetford in der Grafſchaft Norfolk am 29 Januar 1737 geboren. Sein Vater, ein Schnürbruſtmacher, erzog den Sohn zu demſelben Geſchäft, und der junge Payne betrieb es einige Zeit hindurch, wiewohl mit großem Widerwillen. In der Folge wurde er Zollbeamter und übernahm noch außerdem die Direction einer Tabaksfabrik. Aber beides reichte für den Unterhalt ſeiner Familie nicht hin; er erlag einer anſehnlichen Schuldenlaſt, wurde 1774 abgeſetzt, und gerieth in drückende Dürftig-

kelt. Dies bewog ihn zu dem Entſchluß, nach Amerika zu gehn, wo er bei einem Buchhändler in Philadelphia eine günſtige Aufnahme fand. Hier war es, wo er 1776 ſeine erſte Schrift unter dem Titel: Common sense (Geſunde Vernunft), herausgab. Dieſes Werk, welches zunächſt die neue Republik der nordamerikaniſchen Freiſtaaten betraf, machte um ſo mehr Eindruck, als der Verfaſſer von metaphyſiſchen Sophiſtereien über Staatsverfaſſung ganz frei war, und in der kunſtloſen Sprache des ſchlichten Menſchenverſtandes ſchrieb. Mehrere Auflagen dieſer Schrift erfolgten ſchnell nach einander. Bald darauf wurde Payne vom Congreß zum Secretär bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten erwählt. Waſhington und Franklin ſchenkten ihm ihre Freundſchaft. Er blieb bis 1786 in Philadelphia. In dieſem Jahre unternahm er ſeine erſte Reiſe nach Frankreich, und ging bald darauf nach England. Hier gab er 1791 eine neue Schrift, The rights of men (die Menſchenrechte), heraus, worin er hauptſächlich die Grundſätze zu bekämpfen ſuchte, welche Burke in ſeinen Schriften über die franzöſiſche Revolution aufgeſtellt hatte. Dieſe Schrift mußte ihm in England großen Haß erregen. Um ſo willkommner war ihm der Ruf des Departements von Calais im J. 1792, ſich als Repräſentant desſelben zum Nationalconvent zu begeben. Obgleich der franzöſ. Sprache nicht vollkommen kundig, erfüllte er doch ſeine Obliegenheiten mit Klugheit und Würde. Er ſtimmte nicht für des Königs Tod; dieſe Mäßigung zog ihm das Mißfallen der Bergpartei zu. Marat warf ihm die Grundſätze eines Quäkers vor, und Robespierre ließ ihn 1793 als einen Ausländer aus der Liſte der Conventsdeputirten ſtreichen, und noch überdies einkerkern. Erſt im December 1794 wurde er nach einer 14 monatlichen Gefangenſchaft auf Requiſition der nordamerikaniſchen Regierung freigelaſſen, und trat in den Schooß des Convents zurück. Als der Convent 1795 aus einander ging, kehrte er in den Privatſtand zurück, und beſchäftigte ſich mit ſtatiſtiſchen Unterſuchungen. Er ſchrieb 1796 eine Abhandlung über den Verfall der Finanzen Englands, die damals viel Aufſehn machte. Da er indeß den Einfluß nicht erlangte, den er beabſichtigte, kehrte er 1802 nach Amerika zurück, wo er 1809 ſtarb.

Pays de Vaud, das Waadtland, die Waadt, eine ſchweizeriſche Landſchaft, die ſüdlich an den Genferſee, weſtlich an Frankreich, nördlich an Neufchatel und Freiburg und öſtlich an Freiburg und Bern gränzt, durch die ſchweizer Revolution ein eigner Canton wurde, und im J. 1798 auf 45 Quadratmeilen 129,000 Einwohner zählte, welche durch Hinzufügung mehrerer Orte im Jahr 1807 bis auf 145,000 ſtiegen. Die Einkünfte betragen 700,000 Franken, und das Contingent 1482 Mann. Sie gehörte früher den Herzogen von Savoyen, wurde dieſen 1536 vom Canton Bern entriſſen, und als untergebnes Land behandelt. Da nun weder der zahlreiche Adel, noch ſonſt ein Einwohner zu Ehrenämtern kommen konnte, und die berner Landvögte mancher Bedrückungen beſchuldigt wurden, ſo entſtanden öftere Unruhen, die während der Revolution von Frankreich zum Vorwande des Angriffs gegen Bern im J. 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Das Land iſt mit niedrigen Gebirgen durchzogen und im Ganzen reizend, gut bebaut und fruchtbar an Getraide, welches jedoch nicht hinreicht, an Tabak und an Schlachtvieh. Der Canton beſitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz; es liefert jährlich nur 20,000 Centner. Der Hauptreichthum des Landes iſt der Obſt- und Weinbau. Die geſchätzteſten Sorten ſind der Ryffwein und Wein de la Côte. Die Ma-

nufacturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeugen u. ſ. w. blühen, außer zu Lauſanne, zu Vevay und in einigen andern Städten am See. Die Einwohner ſind Reformirte, die Landesſprache die franzöſiſche. In Lauſanne iſt eine Univerſität. — Durch die Anordnungen von 1803 beruht die geſetzgebende Macht in dem großen Rathe von 180 Mitgliedern, welcher ſeine Sitzungen jedesmal im Mai zu Lauſanne hält. Neun Mitglieder deſſelben bilden die Regierung, welche für die Vollziehung der Geſetze ſorgt, auch in der Zwiſchenzeit Verfügungen trifft, worüber ſie aber dem großen Rath Rechenſchaft ablegen muß. Die Juſtiz verwalten Friedensrichter, in zweiter Inſtanz die Juſtiztribunale jedes Diſtrikts und in höchſter Inſtanz das Appellationsgericht zu Lauſanne.

Pazzi, ihre Verſchwörung in Florenz 1478 gegen die Medicis. Zu den älteſten, reichſten und angeſehenſten Familien in Florenz gehörten die Pazzi, und mehrere Mal kommt der Name dieſes Geſchlechts in den Geſchichtsbüchern als bedeutend eingreifend in die mannichfachen Händel und Regierungsveränderungen jener Stadt vor, beſonders bei Gelegenheit, als der Adel und das Volk von Florenz, müde eines ſchmählich ihnen aufgebürdeten Jochs, die Despotie des Herzogs Walther von Athen brachen (1343). Damals handelten die Glieder dieſer Familie im Verein mit den Medicis, wie aber die letztern durch Klugheit, Glück und Volksgunſt immer höher ſtiegen an Macht, alſo daß des Staates ganze Gewalt faſt ausſchließend in ihren Händen ruhte, und das Oberhaupt der Familie Medicis von auswärtigen Herrſchern ſchon als ihres Gleichen betrachtet wurde (ſ. den Art. Mediceer), ſo erwachte in den Pazzi's Neid und Haß, und ſie dachten darauf, ſie zu verdrängen. Zwar hatte Cosmus, die Mißgunſt der Pazzi fürchtend, ſeine Enkelin Blanca an Wilhelm Pazzi vermählt, um ſo durch Bande der Verwandtſchaft ſie an ſein Haus zu knüpfen; doch vermochte dies nicht, die einmal in Bewegung geſetzten Gefühle des Haſſes jener zu tilgen, der endlich hell ausbrach, als Franz Pazzi, einer der kühnſten und verwegenſten dieſes Geſchlechts, in Eiferſucht entbrannte gegen Julian von Medicis, der die von jenem geliebte Camilla Caſarelli heimlich ehelichte. Zu dem Gefühle beleidigten Familienſtolzes und Ehrſucht — da Lorenz von Medicis, Julians Bruder, wohl hin und wieder ſeine Macht anwendete, die Pazzi von des Staates Ehrenſtellen zu verdrängen, geſellte ſich nun in Franzens Bruſt noch das der Eiferſucht, und er beſchloß, durch den Untergang der Mediceer ſich zu rächen. Zu dieſem Ende theilte er ſich einem gewiſſen Bernhard Bandini mit, den auch einſt die Medicis gekränkt hatten, und willig ging dieſer in die Abſicht ein und bildete den Plan. Es war Franz Pazzi mit Hieronymus Riario, dem Sohne des Papſtes Sixtus IV., innig vertraut, und wiſſend, wie wenig Sixtus den Medicis hold war, theilte er auch dieſem ſeine Abſicht mit, die darin beſtand, die Brüder Lorenz und Julian zu ermorden, und eine andere Regierungsverfaſſung einzuführen — um durch Riario den Papſt für ſich zu gewinnen. Riario und ſein Vater ermangelten nicht, den ihnen ſehr erwünſchten Vorſchlag zu genehmigen, und verſprachen an Franz alle mögliche Unterſtützung. Ihnen ſchloß ſich noch Franz Salviati, Erzbiſchof von Piſa, an, der die Florentiner und Lorenz Medicis haßte, da ſie ſeine Einkünfte ihm ſchmälerten. Vor allen ſchien den Verbundenen aber nothwendig, das Oberhaupt der Pazzi, den Meſſire Jacob zu gewinnen, einen Oheim Franzens. Dieſer weigerte ſich aber als ein kluger und ordnungsliebender Mann lange Zeit, bis endlich der

päpſtliche General Johann Baptiſt Monteſecco, der ein tapferer und ſehr geachteter Krieger war, ſich auch den Verſchworenen günſtig zeigte und nun bei einer Reiſe nach Florenz, den Meſſire Jacob Pazzi beredete. Eine Krankheit, in die Carl Manfredi, Graf von Faenza, fiel, gab den Verbundenen erwünſchten Vorwand, ohne Verdacht Truppen in der Romagna zuſammenzuziehen, und ſo an Hülfsmitteln reicher, vergrößerte und verſtärkte ſich die Partei der Pazzi immer mehr, ohne daß die Medicis auf den Gedanken kamen, daß jene ſo Arges gegen ſie brüteten. Der Verſchworenen erſter Wille war, den Lorenz Medicis dann aus der Welt zu ſchaffen, wann er nach Rom käme, als welches ſie einem Gerüchte nach vermutheten, und zu gleicher Zeit den Julian in Florenz zu ermorden; da Lorenz aber nicht nach Rom reiſ'te, ſo dachten ſie auf andre Mittel, und Sixtus IV. ſendete ſeinen jungen Neffen, Rafael Sanſoni, den er zum Cardinal ernannt hatte, nun nach Florenz unter dem Vorwand, die Stadt zu beſehn, indem die Verbündeten hofften, daß bei den dem jungen Cardinal zu Ehren angeſtellten Feſten ſich eine baldige Gelegenheit finden würde, ihr Vorhaben auszuführen, und die beiden Medicis auf einmal wegzuſchaffen, die ſonſt ſich nicht oft öffentlich zuſammen ſehen ließen. Auf ihrer Villa Montugli empfingen die Pazzi den Cardinal; da hier aber nur Lorenz Medicis mit war, ſo verſchoben ſie ihr Unternehmen bis zu einem Gaſtmahle, das Lorenz dem Fremden auf ſeinem Schloſſe zu Fieſole geben wollte. Da aber auch hier Julian fehlte, ſo konnten ſie den Mordanſchlag abermals nicht ausführen, und beſtimmten nun den 26ſten April 1478, an dem großer Gottesdienſt in der Kathedrale Santa Reparata gehalten werden ſollte, nicht ſcheuend die Heiligkeit des Orts. Ihr Zeichen war: beim zweiten Ertönen des Glöckleins, wann der Prieſter die Hoſtie ergreifen würde. Als nun aber die Zeit heran kam, weigerte ſich Monteſecco, an dieſem Ort einen Mord zu unternehmen, indem er nicht Entweihung des Heiligen mit Verrätherei verbinden wolle, und die Verſchwornen mußten nun das Geſchäft andern übertragen, zu dem ſich denn auch ſogleich zwei meldeten, ein gewiſſer Anton von Volterra und ein Prieſter Namens Stephan, die aber beide feig und muthlos waren. Schon waren die Verſchwornen, mit ihnen Lorenz Medicis und eine große Menge Volks in der Kirche verſammelt, ſchon hatte der Gottesdienſt begonnen, und noch immer fehlte Julian. Da begaben ſich, erbittert über dieſen abermaligen Aufſchub, Franz Pazzi und Bandini nach ſeiner Wohnung, und überhäufend den Unglücklichen mit Liebkoſungen und Schmeicheleien, beredeten ſie ihn, dem vom Cardinal zu haltenden Hochamte doch beizuwohnen, und unterhielten auf dem Wege zur Kathedrale mit freundſchaftlichen und jugendlichen Scherzen ihr Schlachtopfer, wobei Franz ihn mehrmals umarmte, um zu ſehen, ob auch nicht etwa ein verborgener Panzer ihn ſchütze. Als ſie nun wieder in die Kirche kamen, ſtellten ſie ſich ſo, daß Franz und Bandini dem Julian, Anton und Stephan dem Lorenz nahe waren, um bei dem verabredeten Zeichen ſie niederzuſtoßen. Da tönte zum zweiten Mal das Glöcklein, der Prieſter ergriff die Monſtranz und ſprach: Domine, non ſum dignus etc., und Franz ſtürzte auf Julian los und durchbohrte ihn mit ſo wilder Wuth, daß er ſelbſt ſich dabei ſchwer am Schenkel verwundete. Bandini durchſtieß aber Julians Freund Nori. Zugleich griffen auch die andern beiden Lorenz an, da ſie aber feig und ängſtlich waren, ſo ſtießen ſie fehl, und Lorenz ward nur leicht am Halſe verwundet, alsbald aber von ſeinen Freunden umringt.

und in die Sacriſtei gerettet. Zwar wollten Franz und Bandini hier ihm nach, aber ſie wurden zurückgeſtoßen, und konnten kaum aus der Kirche entkommen, in der ein ſolches Gedränge und Treiben entſtand, daß viele Menſchen dabei elend ihr Leben verloren, und der Cardinal nur mit Mühe von der Geiſtlichkeit gegen die Wuth des Volks geſchützt ward, das ihn vom Hochaltar herunterreißen wollte. Bandini hatte ſich ſogleich auf ein Pferd geworfen und entfloh, Franz verſuchte zwar das Volk aufzuwiegeln, mußte ſich aber von Blutverluſt erſchöpft, nach Haus begeben und niederlegen. Unterdeß hatte Salviati und Jacob Poggio an der Spitze von ungefähr hundert Perugiern ſich nach dem Palaſt begeben, um dieſen zu beſetzen; da aber der Gonfaloniere Cäſar Petrucci aus des Erzbiſchofs ängſtlichem und ſonderbarem Benehmen Verrath ahnete, ſo rief er ſchnell die Wache herbei und beſetzte den obern Stock. Die Perugier aber waren in den Verſammlungsſaal geſchlichen, hier aber durch ſonderbaren Zufall verſperrt worden, alſo daß ſie nicht mehr herauskonnten, indem die Thür von innen nicht zu öffnen war. Es ward daher den Florentinern nicht ſchwer, ſich des Erzbiſchofs und einiger andern Verſchwornen zu bemächtigen, die ſie zum Theil niederhieben, zum Theil an die Fenſterkreuze aufknüpften, und dann in die Straße ſtürzten. Salviati und Poggio hatten dieſes Schickſal. Hierauf holte das wüthende Volk Franz Pazzi aus ſeiner Behauſung, ſchleppte ihn nackend durch die Gaſſen, und hing auch ihn nebſt noch ſiebenzig andern an die Fenſter des Palaſtes. Noch machte Jacob Pazzi einen Verſuch, das Volk für ſeine Sache zu gewinnen, und rief durch die Straßen reitend, es zu den Waffen und zur Freiheit; da er aber keinen Anhang fand, und die Herren der Signoria ihn aus den Fenſtern des Palaſtes herab mit Steinen warfen, ſo rettete auch er ſich durch die Flucht, ward aber im Appenin von einem Bauer erkannt, nach Florenz ausgeliefert, und nebſt Renatus Pazzi gleichfalls gehangen. Zwar ließ die Signoria den Jacob in der Kirche beiſetzen, das Volk holte ihn aber aus der Gruft ſeiner Ahnen hervor, und warf ihn auf den Anger. Noch einmal ließ die Regierung ihn in der Stille beerdigen, aber von neuem ſcharrte ihn das Volk aus und warf ihn nun in den Arno. Gleiches Schickſal hatten alle die übrigen Verſchwornen. Bandini, der ſich nach Conſtantinopel gerettet hatte, wurde vom Sultan Bajazet ausgeliefert, und ſo wie Anton von Volterra und Stephan, die ſich in ein Kloſter flüchteten, hingerichtet. Nur zwei entgingen der Volksrache: Napoleon Franzeſi, der ferner nicht mehr geſehen wurde, und Wilhelm Pazzi, des Lorenz Schwager, der unſchuldig war, dennoch aber auf Zeitlebens auf ſeine Villa verbannt wurde, obgleich ſeine Gemahlin Blanca knieend um ſeine Freiheit bat. Die übrigen Pazzi wurden ſämmtlich auf immer in die Gefängniſſe von Volterra geſperrt und Monteſecco enthauptet. So endete mit dem gänzlichen Untergang ihrer Theilnehmer eine Verſchwörung, die aus Ehrſucht, Neid, Rache und Eiferſucht unternommen, das Verderben der Mediceer herbeiführen ſollte, die ſtatt deſſen aber nur ihren Urhebern es brachte, und dadurch gerade dazu diente, die Macht und das Anſehn der Medicis zu ſtärken und zu vergrößern. Den Cardinal ſandte Lorenz in der Folge mit vielen Entſchuldigungen nach Rom zurück, doch konnte Sixtus ſeinen Haß nicht vergeſſen, und regte gegen Florenz manche Feinde, wiewohl ohne Erfolg, auf. F. G.

Pechmeja (Jean de), vormaliger Profeſſor der Beredſamkeit am königlichen Collegium zu Flèche, war zu Villefranche de Rouergue im J. 1741 geboren, und ſtarb 1785 zu Saint-Germain-en-Laye mit

dem Rufe eines ausgezeichneten Literators. Seine Lobrede auf Colbert erhielt im J. 1773 das Acceſſit der franzöſiſchen Akademie. Am meiſten machte er ſich durch ein Gedicht in Proſa, unter dem Titel Télèphe, bekannt, welches er im J. 1784 herausgab (wieder gedruckt 1795). Eleganz und Reinheit der Schreibart, lachende und wahre Bilder, eine Schilderung der Freundſchaft, wie er ſie ſelbſt fühlte, verſchafften ihm Nachſicht für manche Stelle, wo er ſich in leeren Declamationen ergießt. „Obgleich man ihm Geiſt und Talent nicht abſprechen kann," ſagt La Harpe, „ſo iſt er doch weit entfernt von dem guten Geſchmack und dem wahren Genie, deren Muſter uns das Zeitalter Ludwigs XIV. hinterlaſſen hat. Der Verfaſſer verfehlt oft ſein Ziel, aus Mangel an richtigem Maß in ſeinen Ideen und ſeinem Styl. Er ſcheint wie Rouſſeau aus dem Eigenthum, ohne welches doch jede Geſellſchaft unmöglich iſt, ein Verbrechen zu machen; er will nicht, daß die Kinder ihre Eltern beerben ſollten, als wäre dieſe Erbſchaft nicht nach dem Naturrechte, und als arbeiteten nicht die Eltern für ihre Kinder. Es iſt ein wahrer Wahnſinn, zu glauben, man müſſe die Urgeſetze vernichten, weil ihre Beobachtung einige Mißbräuche nach ſich zieht. Es finden ſich in dem Werke einige Stellen von edler Beredſamkeit und intereſſante Momente, aber im Allgemeinen keine Kunſt in der Anlage und Vorbereitung der Ereigniſſe; kein Knoten, der die unwahrſcheinlichen Thatſachen verknüpft; gigantiſche Gemählde, eine falſche Natürlichkeit, übertriebne Grundſätze und eine abſtracte Diction." — Dieſes Urtheil iſt gerecht, wiewohl ſtreng. Pechmeja gehörte zu den Neuerern, die dem Zwange des Versbaues ſich entziehen wollten, und dadurch die Schöpfer der ſ. g. poetiſchen Proſa voll Schwulſt und Unnatur wurden. Man ſchreibt Pechmeja mehrere Stücke in Raynals politiſcher Geſchichte des Handels beider Indien zu. Mit ſeinem Landsmann, du Breuil, einem Arzt, war er durch die zärtlichſte unauflöslichſte Freundſchaft verbunden. Alles war beiden gemeinſchaftlich, Wohnung, Geſellſchaften, Vermögen, Gutes und Böſes, jeder konnte auf den Andern rechnen, wie auf ſich ſelbſt, und als am 10ten April 1785 du Breuil ſtarb, überlebte ihn Pechmeja nur um zwanzig Tage.

Pectiniten, verſteinerte Kamm-Muſcheln oder deren Abdrücke in Stein.

Peculat iſt überhaupt die Entwendung fremder, nicht im Eigenthum einer Privatperſon befindlichen Sache. Es iſt darunter begriffen 1. das Peculat im engern Sinn, oder die Entwendung einer Sache, die im Eigenthume des Staats iſt, wobei man unterſcheidet, ob die Sache dem Entwender zur Aufbewahrung übergeben worden (z. B. Caſſendiebſtahl) oder nicht; 2. Kirchenraub (crimen sacrilegii), die Entwendung einer kirchlichen Sache oder einer res secularis an einem heiligen Orte, oder Diebſtahl an geweiheten Sachen oder Orten. Dabei iſt zu bemerken, daß die ſtrengen Strafen der Caroline in Hinſicht auf das Sacrilegium ſeit dem weſtphäliſchen Frieden auf Proteſtanten nicht anwendbar ſind, indem dieſe nur die äußere Heiligkeit der Sache annehmen.

Peculium (Sondergut), das Vermögen, welches der römiſche Sclav, abgeſondert von dem Vermögen des Herrn, erworben hatte und beſaß. In ſpätern Zeiten verſtand man auch das Vermögen darunter, das ein Sohn von ſeiner Löhnung als Soldat oder ſonſt von ſeinem Erwerb erſpart hatte.

Pedal heißt die Claviatur an der Orgel, welche mit den Füßen tractirt wird. Da auf demſelben nur die Grundſtimme vorgetragen

wird, ſo enthält es gewöhnlich nur zwei Octaven. — Schon längſt bediente man ſich des Pedals als Saiteninſtruments, um es unter einem Claviere zur Privatübung zu benutzen; und ſeit kurzem hat man auch angefangen, es mit dem Pianoforte zu verbinden, und von dieſer Einrichtung in öffentlichen Concerten Gebrauch zu machen.

Pedell. Dieſe Benennung, deren Ableitung nicht ganz klar iſt (vielleicht von Pediſſequus, wörtlich, der einem auf den Fuß Folgende), führen die Nuntien und Frohne bei den Univerſitätsgerichten. Sie ſind zugleich Notarien, und müſſen demnach ſtudirt haben. Sie beſorgen die Citationen der Univerſitätsverwandten, ſind bei den Arreſtationen derſelben gegenwärtig, ſchlagen die Bekanntmachungen an das ſchwarze Bret, und werden von dem Rector oder Prorector der Univerſität in allen akademiſchen Verrichtungen gebraucht, daher einer derſelben immer bei dieſem den Dienſt hat.

Pegaſus, das beflügelte Muſenroß der Alten, welches die Meduſa gebar, nachdem ſie von Neptun (in angenommener Roßgeſtalt) auf einer blumigen Flur zur Mutter gemacht worden. Heſiodus erzählt, als Perſeus die ſchwangere Meduſa enthauptet habe, ſeyen aus ihr hervorgeſprungen der große Chryſaor (ein Rieſe), und das Roß Pegaſus, ſo genannt von den Quellen des Oceanfluſſes, an welchem es geboren war. Gleich nach der Geburt läßt der Dichter den Pegaſus von der Erde zu dem Sitze der Unſterblichen auffliegen, wo er in Zeus Palaſte wohnt, und den Donner und Blitz deſſelben trägt. Auf ihm reitend erlegte Bellerophon die Chimära und bekriegte glücklich die Solymer. Bei den Späteren iſt die Fabel vom Pegaſus ſchon ausgeſchmückter. Es ward nach Corinth an die Quellen der Pirene verſetzt, wo es wild umherſchwärmte, und von Bellerophon erſt mit Hülfe eines goldnen Zügels gebändigt wurde, den dieſem Pallas im Schlafe verliehen hatte. Nachdem es den Bellerophon, der ſich mit ihm zu dem Sitz der Götter emporſchwingen wollte, hinuntergeſchleudert, flog es allein zum Olympus auf. Wir finden den Pegaſus auch in die Geſchichte der Muſen verwebt. Durch ſeinen Hufſchlag öffnete er auf dem Gipfel des Helicon den Muſenquell, der nach ihm Hippokrene, d. h. Roßborn, genannt wurde.

Pegnitz, ein Fluß in Franken, der unweit Creuſſen, im Fürſtenthum Bayreuth, aus zwei Quellen, entſpringt, das ehemalige Gebiet von Nürnberg durchſtrömt, die Stadt in zwei Theile theilt, und bei Fürth in die Rednitz fällt. Von ihm führt der Pegneſiſche Blumenorden ſeinen Namen, die älteſte unter den noch beſtehenden deutſchen gelehrten Geſellſchaften, welche 1644 von dem Nürnbergiſchen Senator Georg Philipp Harsdörfer, einem von ſeinem Zeitalter geſchätzten Dichter und fleiſſigen Forſcher der vaterländiſchen Sprache, nach dem Vorbilde der fruchtbringenden Geſellſchaft, (ſ. d. Art.) geſtiftet wurde. Mit ihm verbanden ſich, von gleichem Eifer für die Vervollkommnung der deutſchen Sprache und Dichtkunſt belebt, Johann Klay, Samuel Hund, Sigmund von Birken, Johann Riſt, Juſtus Georg Schottel u. a. Die Geſellſchaft entwarf ihre Statuten, beſtimmte vaterländiſche Sprache und „Reimkunſt" als die ausſchlieſſenden Gegenſtände ihrer Arbeiten, und folgte dem Geſchmacke ihrer Zeit, indem ſie ihren Mitgliedern griechiſche Schäfernamen und Blumen als Sinnbilder beilegte. Die erſten Genoſſen des Vereins hatten ſich oft auf einer kleinen waldigten Inſel der Pegnitz, vor Nürnberg verſammelt, welche noch jetzt den Namen des „Poetenwäldchens" trägt, um im Genuſſe der Natur ihre idylli-

ſchen Gefühle zu erregen. Ihr dritter Vorſteher, Martin Limburger, verſchaffte ihr aber zu dieſem Behufe, ein größeres und ſchöneres Local, in einem Theile des Reichswalds, der an das Dorf Kraftshof anſtößt, wo Limburger Pfarrer war. Der Platz wurde umzäunt, man legte Gänge und Hütten darinn an, verſchönerte ihn immer mehr durch die nachhelfende Kunſt, und bald ward er, als der Irrhain des Blumenordens bekannt, von den Benachbarten fleißig beſucht. Da der Senat im J. 1716 den Geſetzen der Geſellſchaft ſeine Sanction ertheilte, beſtätigte er auch dieſen Beſitz, in dem ſie ſich noch befindet; ihre Sitzungen aber hielt ſie in der Hausvogtey, auf dem Rathhauſe zu Nürnberg. Lange beſchäftigte ſich der Orden, ergriffen von dem Ungeſchmacke jener Zeit, mit elenden poetiſchen Tändeleyen, Sinnbildern und Deviſen, und er producirte nicht nur nichts Förderliches im Fache der Beredſamkeit und Dichtkunſt, ſondern blieb ſogar weit hinter den Fortſchritten der ſpätern Zeit zurück. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber, da der große Literator Panzer zum Vorſteher erwählt wurde, erfolgte eine wichtige Reform in ſeiner Verfaſſung. Die Statuten wurden, mit Rückſicht auf die vorleuchtenden Beiſpiele anderer gelehrten Geſellſchaften erneuert und verbeſſert. Die Ordensnamen und die Blumen wurden abgeſchafft. Der Plan der Arbeiten ward auf ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt, Geſchichte, Literatur und Kunſt erweitert. Die verdienteſten Nürnbergiſchen Gelehrten traten der Anſtalt bei, und mehrere Auswärtige ſahen ſich durch die Aufnahme geehrt. Die Sitzungen wurden regelmäßig gehalten; das Andenken verſtorbener Mitglieder wurde durch gedruckte Biographieen gefeyert; es kamen viele gehaltvolle wiſſenſchaftliche Vorträge in dem Archive des Ordens zuſammen, deren projectirte Herausgabe jedoch noch nicht erfolgt iſt, ſo wie überhaupt dieſe glücklich erwachte Thätigkeit, durch die politiſchen Ereigniſſe der neueſten Zeit, wieder etwas nachgelaſſen zu haben ſcheint.

Pegu, von den Eingebornen Moan genannt, ein Königreich im Norden der oſtindiſchen Halbinſel jenſeit des Ganges, welches von Tunkin, Siam, Martaban und Arracan begränzt wird. Es iſt ſehr reich an Rubinen, und ſteht ſeit 1757 als Provinz unter Ava oder Birmah. Die Hauptſtadt Pegu, am Fluſſe gleiches Namens, war groß und gut befeſtigt, wurde 1757 aber vom Könige von Birmah mit Sturm genommen und ganz zerſtört. Nur die Pagoden blieben ſtehen. In den neueſten Zeiten hat man angefangen, ſie wieder aufzubauen, aber man zählt kaum erſt 7000 Einwohner.

Peinliches Verfahren, peinlicher Prozeß, Criminalprozeß, iſt der Inbegriff der Handlungen, welche die Unterſuchung des Verbrechens und die Entdeckung und Beſtrafung des Verbrechers zum Zwecke haben. 1. Der Criminalprozeß im eigentlichen Sinne findet Statt bei Criminalſtrafſachen, d. h. bei denen nicht eine bloß fiscaliſche oder Polizei- oder Civilſtrafe eintritt; 2. im weitern Sinn findet er Statt bei allen Strafſachen. Dieſer iſt entweder a. der ordentliche, bei dem alle zur Erforſchung der Wahrheit dienlichen Mittel, Formen und Friſten beobachtet werden, oder b. der ſummariſche, wo es, wegen beſondrer Umſtände, nicht aller dieſer Mittel, Formen und Friſten bedarf, jedoch mit Beobachtung aller der Handlungen, ohne welche ein Straferkenntniß rechtlich unmöglich ſeyn würde. Dieſes ſummariſche Verfahren findet nur bei Polizeivergehungen immer, beim eigentlichen Criminalprozeſſe aber bloß in den ausdrücklich beſtimmten Fällen Statt. Der Criminalprozeß iſt entweder Anklageprozeß, wenn die Unterſuchung

und Beſtrafung eines Verbrechens auf Verlangen eines Anklägers geſchieht, oder Unterſuchungsprozeß, wenn ſie ohne Ankläger vom Richter ex officio geſchieht; oder vermiſchter Prozeß, wenn beide Prozeßarten mit einander verbunden werden. So iſt z. B. in manchen Ländern bis zur Specialinquiſition der inquiſitoriſche Prozeß, und dann tritt der Fiscal als Ankläger auf. — Die Quellen des Criminalprozeſſes ſind: die Caroline, das römiſche und canoniſche Recht, die Analogie des Civilprozeſſes und das Bedürfniß der Sache ſelbſt. — Die weſentlichen Theile des Criminalprozeſſes ſind: die Ausmittelung des Thatbeſtandes, d. h. ob und in welcher Maße ein Verbrechen begangen worden; wer es begangen habe; Zurechnungsfähigkeit; welche Strafe der Verbrecher verwirkt habe; das Erkenntniß und endlich deſſen Vollſtreckung.

Peking, die Hauptſtadt von China, in der Provinz Petſcheli gelegen. Der Name bedeutet eigentlich die nördliche Reſidenz, wie Nankin die ſüdliche. Die Chineſen geben ihr ein mehr als 3000jähriges Alter. Sie iſt mit vier ſteinernen Mauern und einem Graben umgeben, und hat, die 15 Vorſtädte ungerechnet, faſt 4 deutſche Meilen im Umfang. Sie beſteht eigentlich aus zwei Sädten. Der wichtigere (nördliche) Theil heißt King-Tſching, und enthält faſt in ſeiner Mitte den kaiſerlichen Palaſt, deſſen äußere Einfaſſung Kong-Tſching, die rothe Stadt, ſo wie der innere Tſe-King, die ſchwarze Stadt, genannt wird; der ſüdliche Theil heißt Lao-Tſching. Jener iſt größtentheils von Mandſchuren, dieſer von den eigentlichen Chineſen bewohnt. Die Stadt bildet ein nicht ganz regelmäſiges Viereck. Durch das große Thor auf der Südſeite von King-Tſching kommt man in einen großen Hof, der mit einer Mauer umgeben iſt, und drei Thore hat. Eines derſelben führt in einen andern Hof, in welchem ſich ein Gebäude befindet, worinnen die Gedächtnißtafeln der Vorfahren des regierenden Kaiſers und verſtorbner Unterthanen, die den Regenten beſondre Dienſte geleiſtet haben, aufbewahrt werden. Dieſes Gebäude wird zu gewiſſen Zeiten vom Kaiſer feierlich beſucht. In den Bezirken von King-Tſching und Tſe-King befinden ſich die Collegien und Tribunale, viele Vorrathshäuſer, Fabriken, eine Apotheke, und die kaiſerliche Buchdruckerei, ferner verſchiedene Schulen und mehrere prächtige Tempel. — Ein großer Bezirk an der Nordſeite des kaiſerlichen Palaſtes enthält das kaiſerl. Luſtſchloß Kin-Chan. Auf der Südſeite von King-Tſching iſt der ruſſiſche Geſandtſchaftshof, woſelbſt auch eine ruſſiſche Kirche auf Koſten der Krone unterhalten wird. Eine andere ruſſiſche Kirche iſt in der ſogenannten ruſſiſchen Slobode; außer dieſen ruſſiſchen Kirchen enthält Peking vier catholiſche Kirchen, vier Moſcheen, und dreiunddreißig Gözentempel. — Die zwei Sternwarten, welche an der öſtlichen Mauer von King-Tſching liegen, ſind nur mit ſchlechten Inſtrumenten verſehen; es fehlt an Pendeluhren, Fernröhren und einer genauen Mittagslinie. Man ſchätzt die Bevölkerung der Stadt auf zwei Millionen.

Pelagianismus iſt diejenige theologiſche Denkart, welche die völlige Verderbniß der menſchlichen Natur durch die Folgen der Sünde Adams läugnet und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menſchen für zulänglich zur Ausübung der chriſtlichen Tugend erklärt. Sie ſchließt den Glauben an die Nothwendigkeit eines göttlichen Beiſtandes zur Beſſerung nicht aus, macht aber die Wirkſamkeit dieſes Beiſtandes von der eignen Thätigkeit des Menſchen in ſo fern abhängig, daß er nur bei denen etwas ausrichte, die von ſelbſt zum Beſſern ſtreben. Dieſe Denkart entſtand durch die Behauptungen des Pelagius, eines brittiſchen Mönchs, der ſich im Anfange des fünften Jahrhunderts mit großem

Ruhme der Wiſſenſchaft und Unbeſcholtenheit des Wandels zu Rom aufhielt, und da er bei einem Einfalle der Gothen 409 mit ſeinem Freunde Cöleſtius nach Sicilien und dann nach Afrika flüchtete, vom Biſchof zu Hippo Auguſtinus verketzert und auf mehreren afrikaniſchen Synoden verurtheilt wurde. Pelagius wandte ſich daher nach Jeruſalem, und beſchloß daſelbſt ohne weitere Anfechtung 420 ſein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Die philoſophiſche Gründlichkeit und edle Freimüthigkeit ſeiner Schriften und ſeine perſönliche, in jener Zeit eines allgemeinen Sittenverderbens bewunderte Tugend verſchaffte ſeiner an und für ſich ſchon durch ihre Vernunftmäßigkeit empfohlnen Meinung viele helldenkende Anhänger, und ohne jemals eine eigne häretiſche Kirche gebildet zu haben, nehmen die Pelagianer, deren Anſicht auf der Kirchenverſammlung zu Epheſus 431 förmlich verdammt wurde, und die den orthodoxen Lehrſatz von der gänzlichen Untüchtigkeit des Menſchen zum Guten nur etwas mildernden Semipelagianer eine bedeutende Stelle in der Kirchengeſchichte aller Jahrhunderte ein. Ueber die verſchiednen Geſtalten und Namen, unter denen ſich der Streit des auguſtiniſchen Rigorismus mit dem pelagianiſchen Syncretismus in der chriſtlichen Kirche erneuert hat, vergl. d. Art. Gnade. E.

Pelasger, der älteſte Völkerſtamm in Griechenland, der im Peloponnes wohnte, wohin er wahrſcheinlich von der klein-aſiatiſchen Küſte aus über die einzelnen Inſeln weggedrängt worden war. Sie lebten als nomadiſche Horden in keiner politiſchen Verbindung. Da die ſumpfige, bergige Halbinſel ſie vor Anfällen andrer Horden ſicherte, ſo vermehrten ſie ſich ſchnell, und gegen den corinthiſchen Buſen zu ſetzten ſich zwei Stämme feſt, die ſich früher als die übrigen von dem rohen wilden Zuſtand entfernten. Hier bildeten ſich nun die Reiche Argos und Sicyon, wo Inachus und Pheroneus herrſchten. In Arkadien bildete hierauf des Letztern Enkel Pelasgus einen Nomadenſtaat, woher die Sage entſtand, daß nach ihm jene arcadiſchen Nomaden Pelasger genannt worden, welcher Name mit der Zeit allen Nomadenhorden des älteſten Griechenlands gegeben wurde. Von dieſem arkadiſch-pelasgiſchen Staate gingen verſchiedne Colonien aus, unter andern nach Theſſalien, wo ſie drei Staaten gründeten, die nach ihren drei Anführern, dem Achäus, Phthius und Pelasgus, die Namen Achaja, Phthiotis und Pelasgiotis erhielten.

Peleus, der Aeacus und der Endeis Sohn, und des Zeus Enkel, floh, weil er an ſeines Halbbruders Phocus Ermordung Theil genommen hatte, ſammt dem Telamon nach Phthia zum Eurytion, des Actors Sohn, der ihn ſühnte, und ihm ſeine Tochter Antigone zur Gemahlin, und den dritten Theil ſeines Reichs zum Antheil gab. Bald darauf gingen Peleus und Eurytion nach Calydon, um der Jagd des verderblichen Ebers beizuwohnen. Hier war Peleus ſo unglücklich, mit dem auf das Ungeheuer geſchleuderten Wurfſpieß den Eurytion zu tödten. Er floh nach Jolcas zum Acaſtus, der ihn von dieſer That reinigte. Hier erwartete den Peleus ein andres Abenteuer. Des Acaſtus Gemahlin verliebte ſich in ihn, und verleumdete ihn, da er ihr nicht willfahrte, bei ſeiner Gattin und ihrem Gemahl. Jene erhing ſich aus Verzweiflung über dieſe Nachricht, Acaſtus aber, der ihn aus Scheu vor dem Gaſtrecht nicht ſelbſt ermorden wollte, ſann auf ſein Verderben. Demnach ſtellte er eine Jagd auf dem Berge Pelion an, bei welcher Peleus ſeinen Tod finden ſollte. Es kam darauf an, wer das meiſte Wild erlegen würde. Dieſes Glück hatte Peleus; allen von ihm getödteten wilden Thieren ſchnitt er die Zungen aus, ließ aber die Kör-

per liegen. Des Acaſtus Gefährten trugen dieſe zuſammen, und gaben vor, daß ſie ſie getödtet hätten; Peleus aber widerlegte ihr Vorgeben durch Vorzeigung der Zungen. Als er jetzt ermattet auf dem Pelion eingeſchlafen war, kamen des Acaſtus Leute herbei, ihren geheimen Auftrag auszuführen. Sie verſteckten ſein Schwert, nach Andern banden ſie ihn auch. Als er erwacht war, und ſein Schwert ſuchte (ſeine Bande hatte Jupiter durch Pluto löſen laſſen), ſtieß er auf einen Haufen Centauren, die ihn getödtet haben würden, wenn Chiron ihn nicht geſchützt und in ſeine Höhle aufgenommen hätte. Jetzt beſchloß Peleus, ſich an Acaſtus und deſſen Gemahlin zu rächen. Mit Jaſon, Caſtor, Pollux und einer Schaar muthiger Krieger drang er in des Acaſtus Palaſt, und tödtete die Königin. So ward er Herr eines Theils von Theſſalien. Er vermählte ſich darauf mit der Thetis, des Lycomedes von Scyros Schweſter, nach den Fabeldichtern einer Tochter des Nereus und der Doris. Sie, die des Jupiters Geliebte geweſen war, ſträubte ſich lange gegen die Umarmungen des Sterblichen, und nur durch Chirons Rathſchläge gelang es ihm, das Brautbett mit ihr zu beſteigen. Die Hochzeit ward auf dem Pelion gefeiert und durch die Gegenwart aller Götter, die dem Brautpaar reiche Geſchenke brachten, verherrlicht. Neptun ſchenkte dem Peleus die unſterblichen Roſſe, Chiron den gewaltigen Speer, welche nachher Achilles mit vor Troja nahm. Peleus, der früher auch dem Argonautenzuge beigewohnt hatte, herrſchte nun zu Phthia über die Myrmidonen. Homer nennt ihn einen weiſen und ehrwürdigen Mann und großen Redner. Von allen ſeinen mit der Thetis gezeugten Kindern erreichte nur Achilles das mannbare Alter. Er erzog ihn in Gemeinſchaft mit dem zu ihm geflüchteten Patroclus (ſ. d. Art.), und ſah ihn ungern nach Troja ziehen. Er ſtarb aus Kummer über den Tod des geliebten Sohns, und wurde nebſt dem Chiron von den Pelläern göttlich verehrt.

Pelew ſ Inſeln. Unter dieſem Namen begreift man eine Gruppe von Eilanden, welche zwiſchen den caroliniſchen und maniliſchen Inſeln, von 152° bis 158° öſtlicher Länge, zwiſchen 6° und 10° nördlicher Breite, von Nordoſt nach Südweſt liegen. Alle ſind lang, aber ſchmal, nicht ſehr erhaben über die Fläche des Meers, und mit Wald bedeckt. Die Zahl dieſer Eilande iſt noch nicht genau bekannt. Jedes derſelben hat einen eigenen Namen. Die wichtigſte Inſel heißt Kurura, und die Hauptſtadt derſelben Pelew *) (Pelau), wovon man der ganzen Gruppe den Namen gegeben hat. Dieſe Inſeln waren bis zu dem vorletzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts wahrſcheinlich nie von Europäern beſucht worden. Die ſpaniſchen Anſiedler auf den Philippinen erhielten zuerſt Kenntniß von dieſen Eilanden, und bezeichneten ſie mit dem Namen Palos ſ Inſeln, weil die Palmen, welche daſelbſt in großer Menge wachſen, von Ferne wie Maſten (ſpaniſch palos) ausſehen. Ungeachtet alſo die Spanier auf ihren Fahrten von den Philippinen nach Amerika dieſe Inſeln geſehen haben mögen, ſo gibt es doch durchaus keine Spur, daß ſie dieſelben jemals beſucht hätten. Da man ihnen die Bewohner derſelben als die wildeſten Menſchenfreſſer geſchildert hatte, ſo war dies wahrſcheinlich, was ſie abhielt, Verkehr mit jenen Inſeln anzuknüpfen. Von den Erdumſeglern kam **Carteret** ihnen am nächſten. Wahrſcheinlich hielt auch das große Korallenriff, welches die Inſeln auf der Abendſeite umgibt, die Schiffe ab, ſich denſelben zu nähern.

*) Nach **Hockins** unten angeführtem Werke aber heißt die Inſel Erikthu, und die Hauptſtadt Kurura.

Als daher im Auguſt 1783 das der engliſch = oſtindiſchen Geſellſchaft gehörende Schiff Antilope, unter den Befehlen des Capitain Wilſon auf jenem Riff ſcheiterte, waren die Seeleute dieſes Schiffs, welche an der Küſte eines unbewohnten Eilandes Rettung fanden, die erſten Europäer, die dieſe entlegene Erdgegend beſuchten. Wie die Schiffbrüchigen hier über drei Monate verweilten, wie ſie den Entſchluß, ſich ein neues Fahrzeug zur Reiſe nach Macao zu bauen, faßten, und glücklich ausführten, wie ſie mit den Eingebornen in freundſchaftlichen Verkehr geriethen, wie ſie von dieſem gutmüthigen gaſtfreien Volke liebreich aufgenommen, und von dem edelmüthigen Beherrſcher der Inſel Kurura, Abba Thulle, während ihres Aufenthalts auf der Inſel Orulong, die er ihnen als Eigenthum ſchenkte, mit der edelmüthigſten Theilnahme behandelt wurden, wie der biedre und verſtändige Wilſon mit großer Klugheit das gute Einverſtändniß mit den Eingebornen von Anfang bis zu Ende unterhielt; alles dies verdient in der anziehenden Beſchreibung, welche Georg Keate nach den Erzählungen Wilſons und ſeiner Schickſalsgenoſſen (An Account of the Pelew Islands) *) gegeben hat, geleſen zu werden. Nach der Vollendung des neuen Fahrzeugs verlieſſen die Engländer, mit Ausnahme eines ihrer Gefährten, der bei den Eingebornen freiwillig zurückblieb, am 12. November die Pelew = Inſeln, begleitet von dem Prinzen Li-Bu, dem zweiten Sohne des Königs Abba Thulle, den der verſtändige Vater nach England ſandte, damit er die Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten der Fremdlinge, welche dieſe empfänglichen Naturmenſchen ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt hatten, zum Vortheile ſeines Vaterlandes ſich anzueignen Gelegenheit fände. Dieſe Abſicht ward indeß leider vereitelt, da der gute Li-Bu, fünf Monate nach ſeiner Ankunft in England, mitten unter ſeinen Bemühungen, einen glücklich auffaſſenden Geiſt zu bilden, an den Blattern ſtarb. — Wilſon und ſeine Gefährten waren weder mit hinlänglichen Kenntniſſen verſehen, noch in einer günſtigen Lage, um die natürliche Beſchaffenheit der Eilande, die ſie durch einen unglücklichen Zufall entdeckt hatten, und die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die Sitten und die Lebensweiſe der Eingebornen gründlich erforſchen zu können, obgleich ihr der malayiſchen Sprache kundiger Dolmetſcher und ein Malaye, der früher auf dieſe Inſeln war verſchlagen worden, den Verkehr erleichterten. Die Engländer lernten bloß das Gebiet des Beherrſchers von Kurura kennen, das aus mehreren Eilanden beſtand, die Beherrſcher der übrigen Inſeln aber waren unabhängig, und zum Theil in heftiger Feindſchaft mit Abba Thulle, dem während des Aufenthalts der Engländer die Feuergewehre der Fremdlinge einen mächtigen Beiſtand gaben. — Alle Inſeln, welche die Engländer ſahen, waren [illegible]lich mit Bäumen aller Art bedeckt, fruchtbar und gut angebaut. Das Innere iſt hier und da gebirgig, aber die Thäler ſind ausgedehnt und ſehr anmuthig. Einen Fluß entdeckte man nirgend, kleine Quellen und Küſtenbäche aber ſehr häufig. Vorzüglich gedeihen Kokospalmen und der wilde Brotfruchtbaum, von den Eingebornen Riamall genannt. Yams werden mit beſonderer Sorgfalt in großen Pflanzungen angebaut und liefern ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterhalt. Betelnüſſe wachſen in Ueberfluß. Sie werden von den Eingebornen grün gebaut, und nicht, wie es in Indien Sitte iſt, getrocknet. Auch wachſen Piſang, Bananen, aber

*) Eine wohlfeile Ausgabe erſchien 1789 zu Baſel bei Thurneiſen, eine deutſche Ueberſetzung gab uns Georg Forſter, die 1789 zu Hamburg erſchien.

weniger häufig Orangen und Limonien, daher werden dieſe Früchte nur bei feſtlichen Gelegenheiten genoſſen. Zuckerrohr gedeiht hier und da, Bambusrohr aber in Ueberfluß. Getraidearten wurden bei der Ankunft der Engländer nirgend gefunden. Keine Art von vierfüßigen Thieren gab es auf den Inſeln, ausgenommen wilde Ratten, die in den Wäldern wohnten, und einige magre Katzen, die in einigen Häuſern in Pelew gefunden wurden, und wahrſcheinlich mit den Trümmern geſtrandeter Kanots dahin waren verſchlagen worden. Von Vögeln fand man vorzüglich das gemeine Huhn häufig wild in den Wäldern. Die Eingebornen ſuchten zwar die Eier derſelben auf, aber erſt von den Engländern lernten ſie, daß dieſe Thiere eine vortrefliche Nahrung geben. Auch gab es wilde Tauben, eine Lieblingsſpeiſe, die aber nur Perſonen von gewiſſem Range erlaubt war. Man holte die Jungen aus den Neſtern von den Bäumen und fütterte ſie in Taubenhäuſern mit Yams. Die Gewäſſer der Inſeln waren reich an größern und kleinern Fiſcharten, worunter manche neue Gattungen zu ſeyn ſcheinen, welche aber von den europäiſchen Entdeckern, die keine Naturforſcher waren, nicht genau beſtimmt werden konnten. Häufig iſt die große Meeruſche, der Bachkrebs, die Schildkröte, welche man kocht und als Lieblingsgericht verzehrt, verſchiedne Arten von Auſtern und Muſcheln, beſonders die Chama-Muſcheln, welche die Inſulaner oft durch Taucher fangen. — Der König herrſcht mit unbeſchränkter, doch milder Gewalt, hochverehrt von ſeinem Volke; ſo wenig er ſich durch äußern Glanz auszeichnet. Bei allen wichtigen Angelegenheiten aber hält er Rath mit den Vornehmſten im Volk, *Rupacks* genannt, welche gewiſſermaßen eine Art von nicht erblichem Adel zu bilden ſcheinen, und durch verſchiedne Rangſtufen unterſchieden ſind. Solche Verſammlungen werden ſtets unter freiem Himmel gehalten. Jeden Nachmittag hält der König, er ſey wo er wolle, eine öffentliche Sitzung, um Streitigkeiten zu ſchlichten, oder Geſuche anzuhören. Da die Eigenthumsrechte ſehr beſchränkt ſind, und kein eigennütziger Sachwalter Zwietracht anſtiftet und nährt, ſo kennt, wie es ſcheint, jeder die einfachen Grundſätze von Recht und Unrecht, und wenn ſie ja verletzt werden, ſo empfängt der Beleidiger des Königs ſtrengen Tadel, wodurch er vor allem Volke mit Schimpf bedeckt wird. „Dieſe einfachen Naturkinder können nicht auf einige hundert unbeſtimmt abgefaßte, und noch ſchlechter verſtandne Geſetze ſich berufen, unter deren Dunkelheit in geſitteten Ländern der liſtige Schurke nur zu oft Schutz findet, während der Gekränkte noch tiefer gedrückt wird. Wohl ihnen, daß ſie nichts von Rechtsklügelei und Verdrehungskünſten wiſſen, wodurch Laſter in Tugend verkehrt werden kann, nichts von betäubenden Rednerkünſten. Sie ahnden nicht, daß es Völker gebe, wo es weit koſtbarer iſt, Gerechtigkeit zu ſuchen, als Betrug und Unterdrückung zu üben, Völker, wo nur den Schwüren, nicht dem Worte eines Mannes geglaubt wird." (*Keate*) — Der nächſte nach dem Könige iſt ſein älteſter Bruder, jedesmal der Anführer der bewaffneten Macht. Er iſt der Erbe des Throns, denn die Erbfolge trifft nicht eher des Königs Kinder, bis ſie vorher auf des Königs Brüder übergegangen iſt. Wer hätte unter den einfachen Naturkindern eine ſo weiſe Einrichtung geſucht, auf welche ein europäiſcher Staatsverfaſſungskünſtler wohl Urſache hätte, ſtolz zu ſeyn, wenn er darauf gefallen wäre, um den größten Nachtheil der gewöhnlichen Erbfolgeordnung in Monarchien, Minderjährigkeit der Herrſcher, abzuwenden! — Der König war ſtets von einem *Rupack* begleitet, deſſen Beruf keineswegs erblicher Vorzug, ſondern übertragne Amtsgewalt zu ſeyn ſchien. Er ward

ſtets von dem Könige zuerſt vor den übrigen Rupacks um ſeine Meinung gefragt; er ging nie in den Krieg, und hatte nur eine Frau, während die andern Rupacks zwei hatten. Der Rang unter den Rupacks ward auch durch einen Orden beſtimmt, deſſen Zeichen ein um den Arm getragener Knochenring *) war. Wilſon erhielt kurz vor ſeiner Abreiſe dieſe Auszeichnung mit großer Feierlichkeit aus den Händen des Königs, unter deſſen Augen der Ring auf den mit Oel geſalbten Arm des neuen Ordensritters geſtreift wurde. — Die Unterthanen des Königs hatten, wie es ſcheint, kein unbeſchränktes Eigenthumsrecht auf die Ländereien, welche ſie bearbeiteten; der König war der allgemeine Grundherr, und ihnen gehörten bloß die Früchte ihrer Arbeit, ſo wie ihre Häuſer und ihre fahrende Habe. Jeder beſaß ſein Land nur ſo lange, als er es anbaute, wählte er aber einen andern Wohnplatz, ſo fiel es dem Könige anheim, der es alsdann andern verlieh, die Luſt hatten es zu bauen. Jeder hatte übrigens ein Stück Land zu ſeinem Unterhalte. — Ihre Lebensweiſe war ſehr einfach. Kein Luxus. Bei außerordentlichen Gelegenheiten genoſſen ſie verſchiedene Arten von Leckereien, wozu ſie den von der Kokospalme und dem Zuckerrohr gewonnenen Syrup brauchten, woraus ſie auch ein ſüßes Getränk machten. — Ihre Fiſche eſſen ſie theils in Salzwaſſer gekocht, theils roh, oder mit Limonien- und Pomeranzenſaft begoſſen. Auch wiſſen ſie die Fiſche, die wegen der großen Hitze in wenigen Stunden zu faulen anfangen, an einer Art von Spieß am Feuer zu röſten, ſo daß ſich dieſelben länger halten. Salz haben ſie nicht, noch ſonſt eine andre Würze. Kokosnußſaft iſt ihr gewöhnliches Getränke, ſehr ſelten trinken ſie Waſſer, überhaupt aber trinken ſie wenig. Sie ſtehen gewöhnlich mit dem Tage auf, und gleich darauf baden ſie ſich in friſchem Waſſer, Männer ſowohl als Weiber, aber beide an beſondern Badeorten. Sie hatten keine andre Weiſe, die Zeit zu meſſen, als die Höhe der Sonne. Die Jahreszeiten theilten ſich in die naſſe und trockne. Sie hatten einige Kenntniß von den Sternen, von welchen ſie einigen beſondre Namen geben. — Ihre Häuſer waren ungefähr drei Fuß über den Boden erhaben, um ſie gegen die Feuchtigkeit zu ſichern. Auf eine Unterlage von großen Steinen waren die Balken gelegt, auf welchen die Säulen aufgerichtet waren, die das Dach trugen. Die Zwiſchenräume waren mit Bambusrohr und Palmblättern ausgefüllt. Das Innere war ohne Abtheilung. Der Feuerheerd war in der Mitte, aber nur klein, da ſie bloß zum Abkochen der Yams, und um des Nachts den Thau abzuhalten und die Muskito-Fliegen durch Rauch zu verjagen, Feuer anzünden. Die Oeffnungen des Hauſes, die zugleich als Fenſter und Thüren dienen, ſind gleich über dem Boden und mit Laden von Bambusgeflecht verſehn, um den Regen abzuhalten. Das Dach war dicht mit Bambusrohr und Palmblättern gedeckt. Die öffentlichen Gebäude waren gegen 80 Fuß lang **). Hier wurden theils gemeinſame Angelegenheiten abgemacht, theils Feſte gegeben, wo dann auch die Weiber mit ihrer Arbeit erſchienen und an der Unterhaltung Theil nahmen. — Zu den unent-

*) Es iſt ein Knochen von einer Robbenart, die ſich in den Gewäſſern der Pelew-Inſeln findet, und von den Eingebornen Muſagur genannt wird.

**) Sie heißen Peis, nnd ſind zum Theil äußerlich mit künſtlichem Schnitzwerke geziert. (Siehe Hockins Werk, wo ſich eine Abbildung davon findet.)

behrlichen Bedürfniſſen eines gewöhnlichen Lebens gehört ein kleines, aus Piſangblättern geflochtenes Körbchen, worin Betel, ein Kamm und ein Meſſer getragen wird. Die beſten Meſſer beſtehen aus einem Stück von der Schale der Perlauſter, die gewöhnlichen aber aus Muſchelſchalen, oder auch aus einem Stücke Bambusrohr. Die Kämme ſind von dem Holze des Pomeranzenbaums gemacht. Netze, Leinen und ähnliche Fiſchergeräthſchaften werden von dem faſerigen Ueberzuge der Kokosnüſſe bereitet; die Matten aber, worauf man ſchläft, beſtehn aus Piſangblättern. Daſſelbe Blatt dient ihnen ſtatt einer Schüſſel, die Schale einer Kokosnuß als Trinkgeſchirr. Sie machen auch irdne Gefäße, von bräunlicher Farbe und gewöhnlich von eirunder Form, worin ſie Waſſer heiß machen und Fiſche und Yams kochen. — Ihre Beile ſind von den ſtärkſten Theilen der Chamamuſchel gemacht. Aus den Schildkrötenſchalen machen ſie Löffel, Ohrgehänge, Armbänder. Ihre Hauptwaffe iſt der gegen 12 Fuß lange Speer aus Bambusrohr mit einer Spitze aus ſehr hartem Holze. Auch wiſſen ſie ſich des Wurfſpießes mit großer Geſchicklichkeit zu bedienen. Die Rupacks brauchten im Kampfe auch ein Schwert, das aus ſehr hartem Holze gemacht war. Die Kanots beſtehen, wie bei andern rohen Völkern, aus einem ausgehölzten Baumſtamme, zeichnen ſich aber vor den gewöhnlichen Fahrzeugen dieſer Art durch Nettigkeit und Schönheit aus, und ſind inwendig und auswendig roth bemahlt. Ihre größten Fahrzeuge können 25 bis 30 Menſchen faſſen. Sie haben dreieckige Segel von Matten. — Die Bewohner der Pelew-Inſeln ſind ein ſtarker, kräftiger Menſchenſchlag, von mittlerer Größe, und von dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar iſt lang, beſonders bei den Weibern. Die Männer gehen ganz nackt. Die Weiber haben vorn und hinten kleine Schürzen, ungefähr 11 Zoll lang, die von den Faſern der Kokosnußſchale gemacht und gelb gefärbt ſind. Männer und Weiber ſind tattowirt. Dies wird wahrſcheinlich nach zurückgelegten Kinderjahren vorgenommen. Bei den Männern iſt ein Ohr, bei den Weibern aber ſind beide durchbohrt: jene tragen Kügelchen darin, dieſe ein Blatt oder Ohrgehänge von Schildkrötenſchale. Auch die Naſenwand iſt durchbohrt. Männer und Weiber färben ſich die Zähne vermittelſt einer färbenden Pflanze ſchwarz. Im Schwimmen ſind beide Geſchlechter ſehr geſchickt, und die Männer ſind ſehr gewandte Taucher. — Vielweiberei iſt erlaubt, doch hat gewöhnlich jeder nicht mehr als zwei Weiber. Denn da jede Frau ein eignes Haus haben muß, ſo kann nur der Wohlhabende die Erlaubniß der Vielweiberei benutzen. Der König hat fünf, die aber auch nicht zuſammenleben. Die ſchwangere Frau wird mit ganz beſondrer Sorgfalt und Schonung behandelt. Die Todten werden auf beſondre Begräbnißplätze feierlich beerdigt, wobei die Weiber mit Klagegeſchrei die Verſtorbenen betrauern. Die Engländer bemerkten nichts, was einer religiöſen Feierlichkeit geglichen hätte. Doch ward von ihnen bei mehrern Gelegenheiten wahrgenommen, daß die gutmüthigen Inſulaner ein tiefes Pflichtgefühl hatten, welches ihr Betragen leitete, und aus allen ihren Handlungen hervorleuchtete. Auch verriethen ſie, ſo viel die Fremdlinge bei völliger Unkunde der Sprache bemerken konnten, daß ſie eine Ahnung von einer unſichtbaren Welt hatten, worauf ſelbſt mancher bei ihnen herrſchende Aberglaube, z. B. ihr Glaube an Vorbedeutungen und Zeichendeuterei hinzuweiſen ſchien. Die Gemüthsart der liebenswürdigen Inſelbewohner zeigte ſich unverkennbar in ihrem Betragen gegen die unglücklichen Fremdlinge, welche das Schickſal an ihre Küſten geworfen hatte. Die uneigennützige Theilnahme, welche ſie denſelben bewieſen, war reine Menſchenliebe.

Aber auch in dem Verkehr unter ſich ſelbſt war dieſelbe Milde, dieſelbe Freundlichkeit und Höflichkeit ſichtbar. Nie ſahen die Engländer Streitigkeiten und Ausbrüche wilder Leidenſchaft, und ſelbſt wenn Kinder in Zwiſt geriethen, oder ſich ſchlugen, ſuchten die Erwachſenen, Mißfallen äußernd, den Zank zu ſchlichten. Den Weibern ward überall mit Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit begegnet. Jeder lag ſeinem Geſchäfte ob, ohne ſich in des Nachbars Angelegenheiten ungebührlich zu miſchen. Die Männer waren entweder in ihren Pflanzungen beſchäftigt, oder fällten Holz, machten Beile, Stricke, bauten Häuſer oder Kanots, verfertigten Speere, Wurfſpieße und andre Waffen. Diejenigen, welche zu irgend einer Arbeit beſonderes Geſchick haben, heißen Takelbeis, z. B. die Baumeiſter, die Verfertiger der Kanots, die Töpfer, die Bearbeiter der Schildkrötenſchale. Jeder gewann durch ſein Tagewerk ſich Unterhalt, keine faulen Müßiggänger waren zu ſehen, ſelbſt die Vornehmen gaben das Beiſpiel von Thätigkeit und Fleiß. Die Weiber hatten auch ihre angewieſene Arbeit; es lag ihnen ob, in den Yampflanzungen zu arbeiten und das Unkraut auszujäten, das auf den gepflaſterten Straßen ſproßte, deren es viele auf der Inſel Kurura gab. Sie machten Matten, Körbchen, und beſorgten das Haus. Auch hatten ſie das Geſchäft des Tattowirens. Sie waren freundlich, aber keinesweges ohne Zucht; ſie vermieden im Allgemeinen den Verkehr mit den Engländern, und waren empfindlich, wenn in dem Betragen gegen ſie das Zartgefühl verletzt wurde. Im Kriege galt der Grundſatz, den Feind nie durch Ueberfall anzugreifen, ſondern immer vorher den Angriff anzukündigen; die gefangenen Feinde wurden freilich getödtet, und als die Engländer ihren Unwillen darüber bezeugten, ſuchte man mit der Nothwendigkeit, auf dieſe Weiſe die Pflicht der Selbſterhaltung zu erfüllen, ſolche Grauſamkeit zu entſchuldigen. Wie faſt bei allen rohen Völkern fand man auch bei dieſen Inſelbewohnern Hang zum Stehlen, ausgenommen unter den Vornehmen; doch achteten ſie das Eigenthum im Verkehre unter einander, und was ſie zu den Diebereien reizte, deren die Engländer erwähnen, war auch hier mehr das kindiſche Verlangen eines rohen Volkes nach unbekannten Dingen, als eigentliche Raubſucht. — Einige Jahre nach Wilſons Rückkehr beſchloß die oſtindiſche Geſellſchaft, Schiffe auszurüſten, um dem guten Abba Thulle die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes zu melden, und ihm ihren Dank für die freundliche Aufnahme der Schiffbrüchigen zu bringen. Im Auguſt 1790 ſegelten zwei Schiffe mit dieſem Auftrage von Bombai ab, und kamen glücklich auf den Pelew-Inſeln an, wo der König und ſein ganzes Volk mit herzlicher Freude ſie empfing. Die Engländer landeten in dem bequemen Hafen der Inſel Amollikala, wo Ueberfluß an ſüßem Waſſer war. Sie brachten dem Könige einige Kühe und Stiere, Schafe und Widder, Schweine, Gänſe, Enten, Hühner, Turteltauben, Sämereien und Getraidekörner, Waffen und mancherlei nützliche Werkzeuge. Es wurde der Bau eines Forts auf der genannten Inſel angefangen, das Abercrombie (nach dem Namen des damaligen Gouverneurs in Bombai) genannt wurde. Der Capitän des einen Schiffs, Mac Cluer, war ſo entzückt von der freundlichen Aufnahme, die er mit den Seinigen hier fand, daß er bei ſeinem zweiten Beſuche im Jahre 1793 ſich entſchloß, unter den Inſelbewohnern ſich anzuſiedeln. Aber ſchon nach 15 Monaten kehrte er nach Macao zurück, ging darauf abermals nach den Pelew-Inſeln, um ſeine Familie abzuholen, und brachte unter andern acht Weiber mit nach Bengalen. Was weiter aus dieſem Abenteurer geworden, iſt unbekannt.

Der edle Abba Thulle ſtarb um das Jahr 1791. Im J. 1798, als ein andres engliſches Schiff die Pelew-Inſeln beſuchte, hatte ſich das zahme Vieh ungemein vermehrt, nur die Schafe waren ausgeſtorben. Getraide und andre neu angebaute Pflanzen gediehen üppig. (Die Nachrichten über die neuern Reiſen nach den Pelew-Inſeln ſeit Wilſon findet man in: A Supplement to the Account of the Pelew-Islands — by John Peareste Hockin, London 1803, 4. Deutſch von Ehrmann, Weimar, 1805.) R.

Peliſſon-Fontanier (Paul), geboren zu Béziers im J. 1624, verlor ſeinen Vater früh, und wurde von ſeiner Mutter in der proteſtantiſchen Religion erzogen. Seine Talente erregten bald bei dieſer Religionsvartei Hoffnungen; er zeigte eben ſo viel durchdringenden Verſtand als Lebhaftigkeit des Geiſtes. Seine Studien machte er zu Caſtres Montauban und Toulouſe, und lernte die griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Schriftſteller kennen. Kaum hatte er einige Monate den Rechtsſtudien gewidmet, als er eine Paraphraſe der Inſtitutionen des Juſtinian unternahm, welche im J. 1645 im Druck erſchien, und keineswegs für eine Jünglingsarbeit erkannt wurde. Bald darauf betrat er zu Caſtres die gerichtliche Laufbahn; aber als er auf derſelben am meiſten glänzte, wurde er von den Pocken befallen, die ihn dermaßen für immer entſtellten, daß die Scudery ſcherzend von ihm ſagte, er mißbrauche die Erlaubniß der Männer, häßlich zu ſeyn. Mehrere Werke, die er zu Paris herausgab, machten ihn vortheilhaft bekannt, und als er ſich 1652 daſelbſt niederließ, nahm ihn die franzöſiſche Akademie, deren Geſchichte er geſchrieben hatte, zu ihrem Mitgliede auf, und ertheilte ihm, da eben keine Stelle erledigt war, bis dieſer Fall eintreten würde, ſchon das Recht, ihren Verſammlungen beizuwohnen und als Akademiker zu ſtimmen. Peliſſon kaufte ſich die Stelle eines königlichen Secretärs, und galt bald für einen der geſchickteſten Männer dieſer Art. Fouquet, der von ſeinen Verdienſten hörte, wählte ihn zu ſeinem erſten Commis, und ſchenkte ihm ſein ganzes Vertrauen. Im Jahr 1660 wurde er mit dem Patent als Staatsrath belohnt. Minder glücklich war er im folgenden Jahre. Er war Fouquets Vertrauter geweſen, und mußte jetzt auch ſein Unglück theilen. Vier Jahre verlebte er in der Baſtille, ohne daß Liſt noch Verſprechungen ihn zum Verräther an ſeinem Wohlthäter machen konnten. Er verfaßte vielmehr drei Denkſchriften für ihn, die wahre Meiſterſtücke von Vertheidigungen ſind, und rettete Fouquet auf eine eben ſo ſinnreiche als kühne Weiſe. Es kam darauf an, dieſem die Nachricht zu geben, daß gewiſſe Papiere, die gefährliche Geheimniſſe enthielten, verbrannt ſeyen. Peliſſon ſtellte ſich, als wolle er dem Gericht wichtige Anzeigen machen; da er ſich aber nur unvollkommen unterrichtet ſtellte, beſchloß man, was er vorhergeſehen hatte, ihn mit Fouquet zu confrontiren. Peliſſon wiederholte ſeine Angaben, Fouquet ſchwieg betroffen. „Sie würden ſich für überführt bekennen," fuhr Peliſſon fort, „wenn Sie nicht wüßten, daß Ihre Papiere verbrannt wären." — Dieſes Wort brachte Fouquet wieder zu ſich, er errieth Peliſſons Abſicht, und ließ ſich jetzt kein Geſtändniß entreißen, das ihn unfehlbar geſtürzt haben würde. — Auch im Unglück hatte Peliſſon viele Freunde behalten, wovon als ein Beweis angeführt zu werden verdient, daß Tanneguy Le Ferre ihm ſeinen Lucrez und Plutarchs Buch vom Aberglauben zueignete. Dieſen gelang es endlich, ſeine Befreiung zu bewirken. Seinen Austritt aus der Baſtille feierte er jährlich durch die Freimachung andrer Gefangenen. Der König entſchädigte ihn für dieſe Gefangenſchaft

durch Penſionen und Aemter, und trug ihm auf, ſeine Geſchichte zu ſchreiben. Im Jahr 1670 trat Peliſſon zur katholiſchen Religion über, wurde bald darauf Subdiaconus, und erhielt die Abtei Gimont und die reiche Priorie Saint-Orens. Im J. 1671 hielt er bei Gelegenheit der Aufnahme des Erzbiſchofs von Paris in die Akademie ſeinen berühmten Panegyricus auf Ludwig XIV. Noch in demſelben Jahre wurde er Maître des requêtes. In Verbindung mit noch zwei andern Akademikern ſetzte er alle zwei Jahre einen Preis von 300 Franken für den aus, der eine von den Thaten des Königs am beſten preiſen würde. Als 1672 der Krieg wieder ausgebrochen war, folgte Peliſſon Ludwig XIV. ins Feld. Er hatte bisher die Geſchichte dieſes Monarchen allein geſchrieben, aber die Monteſpan, welche durch ihn einen Proceß verloren, bewog den König, dieſe Arbeit Peliſſon zu nehmen und Boileau und Racine zu übertragen. Jener erhielt dennoch den Befehl, ſein Werk fortzuſetzen. Für die Bekehrung der Calviniſten wirkte er mit großem Eifer, wurde dafür mit neuen geiſtlichen Würden belohnt, und beſchäftigte ſich eben mit einer Widerlegung ihrer Meinungen vom Abendmahl, als er erkrankte und 1693 ſtarb. Außer den ſchon angeführten Werken hat Peliſſon noch mehrere hinterlaſſen, die ſich durch eine leichte, elegante, nur ſelten vernachläſſigte Schreibart empfehlen.

Pelŏpidas, des Hippokles Sohn, ein berühmter thebaniſcher Feldherr, und Freund und Zeitgenoſſe des Epaminondas, der bis zum 364ſten Jahre vor unſrer Zeitrechnung lebte. Ihm gebührt der Ruhm, ſein Vaterland von einer tyranniſchen Faction, und dem Joche der Lacedämonier befreit zu haben. Als er in ſeinen jüngern Jahren von der herrſchenden Partei mit mehrern Patrioten aus Theben vertrieben worden war, hatte er ſich nach Athen gewendet. Von heißer Freiheitsliebe beſeelt, begab er ſich von hier mit wenigen Verſchwornen heimlich nach Theben, ermordete die eben bei einem feſtlichen Gelage verſammelten Tyrannen, und gab das Zeichen zur Vertreibung der Lacedämonier, die ſich mitten im Frieden des feſten Schloſſes zu Theben bemächtigt hatten. Bald darauf gelangte der thebaniſche Staat, namentlich durch Epaminondas Verdienſte, zu einer noch nie gehabten Größe und Macht. Er diente unter dem Epaminondas mit ausgezeichneter Tapferkeit, und trug viel zu dem großen Sieg über die Lacedämonier bei Leuctra bei. Nachher that er als Oberbefehlshaber drei verſchiedne Feldzüge gegen den Alexander, einen Tyrannen zu Pherä in Theſſalien, den er perſönlich haßte, weil er einſt widerrechtlicher Weiſe von ihm ins Gefängniß geſetzt worden war. Allein eben dieſer perſönliche Haß gegen den Alexander war in dem letzten von dieſen Feldzügen die Urſache ſeines Todes; denn als er, den Tyrannen verfolgend, ſich zu weit unter die Feinde wagte, wurde er umringt und getödtet.

Peloponneſiſcher Krieg, einer der berühmteſten und hartnäckigſten in der alten Geſchichte; er dauerte 37 Jahre. Die außerordentliche Größe der Athener, die ſie zugleich zur Unterdrückung ihrer Bundesgenoſſen reizte, gab die erſte Veranlaſſung zu dieſem merkwürdigen Kriege. Ein Zwiſt zwiſchen Corinth und Corcyra, worin Athen dem letztern Hülfe leiſtete, ließ bald das Feuer, das ſchon lange unter der Aſche geglimmt hatte, ausbrechen, als bei einer zweiten Gelegenheit Athen ſich neue Gewaltthätigkeiten gegen Corinth erlaubte; letzteres ließ Sparta, auf welches die übrigen Griechen ſchon längſt hoffnungsvoll hingeſehen hatten, durch Geſandte zum Krieg gegen das übermüthige Athen auffordern. Die Spartaner, denen die Macht der Athener lange

ſchon ein Dorn im Auge war, rüſteten ſich, obgleich ihre Macht noch bei weitem zu ſchwach gegen jene war, dennoch zum Kriege, obgleich ſie unter der Hand zum Schein Friedensvorſchläge thaten, die aber zum Theil zu übertrieben und zu erniedrigend für die Athenienſer waren, und alſo nicht erfüllt wurden. Der verderblichſte aller Kriege in Griechenland brach nun aus. Alle Völker des Peloponnes, außer den Argivern und Achäern, ſtanden auf der Seite der Spartaner: dagegen die griechiſchen Städte auf den aſiatiſchen Küſten, in Thrazien, und am Helleſpont u. m. bei den Athenienſern hielten, die allerdings das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten; denn obgleich die Spartaner eine größere Landmacht aufzubringen im Stande waren, ſo fehlte es ihnen dagegen an Feſtungen, an Geld, an Flotten. Die Spartaner brachen nun, ihren König **Archidamnus** an der Spitze, mit 60,000 Mann in Attica verwüſtend ein; **Pericles**, an der Spitze der Athener, that daſſelbe mit einer Flotte in dem Gebiete der Spartaner, und auf dieſe Weiſe wüthete der Krieg mehrere Jahre fort, bis nach und nach die Athenienſer den Kürzern zogen, indem nicht nur ihre Schätze allmählig abnahmen, ſondern auch mehrere Städte und wichtige Schlachten verloren gingen. Eine Peſt, welche ſelbſt den Pericles hinraffte, geſellte ſich dazu, und man fand ſich endlich nach 10 Jahren zum Frieden bewogen; allein dieſer dauerte nicht lange. Die Athener, auf Rath des Alcibiades, begannen eine Unternehmung gegen Syracus, und da dieſe ſchlecht ausfiel, und die Spartaner, durch Geſandte bewogen, und ſelbſt auf Zureden des unterdeſſen aus Athen verbannten, und nach Sparta geflüchteten Alcibiades, Hülfstruppen den Syracuſern ſendeten, ſo brach der Krieg in vollen Flammen wieder aus, und bald ſah ſich Athen zu Waſſer und zu Lande überwunden; der größte Theil der Inſeln, die Städte am Helleſpont, und in Ionien gingen zu den Spartanern über; ja ſie ſchloſſen ſogar mit den Perſern ein Bündniß gegen Athen, und dieſes mußte nun den härteſten Kampf beſtehen. Muthig und ſtandhaft rüſtete es ſich, und obgleich dem Untergange nahe, wurde es doch diesmal durch Alcibiades, der wieder aus Sparta heimlich entwichen war, und den perſiſchen Satrapen, Tiſſaphernes, von Sparta's Bündniſſe abwendig gemacht, ſich ſelbſt aber wieder ſo viel Freunde in Athen erworben hatte, daß er zurückberufen und zum Feldherrn ernannt wurde, gerettet. Dieſer erfocht bald glänzende Siege über die Peloponneſier, eroberte die Städte am Helleſpont wieder, und die Athener, dadurch übermüthig gemacht, verwarfen nun wieder die Friedensanträge. **Lyſander**, einer der erfahrenſten und verſchlagenſten Feldherrn, war es endlich, der für Sparta den Ausſchlag gab, die Athenienſer mit aller Macht angriff, und zuletzt Athen, vor welches er mit einer Flotte von 180 Schiffen rückte, ganz demüthigte und ſtürzte. (Man ſ. d. Art. **Lyſander**.) So endigte der merkwürdigſte Krieg, den die Griechen jemals geführt haben, der ſich über das ganze alte Griechenland erſtreckte, in welchem ſo viele edle Geſchlechter vertilgt, ſo viele Städte und Länder verwüſtet, aber auch das ganze griechiſche Volk zu ſolch einer tödtlichen Schwäche hingeführt wurde, daß bald nachher allgemeine Knechtſchaft oder Abhängigkeit als Folge jenes furchtbaren Kriegs eintrat. — **Thucydides** und **Xenophon** (ſ. d. Art.), waren übrigens die vorzüglichſten Geſchichtſchreiber dieſes Kriegs.

Peloponneſus, die den untern Theil Griechenlands vom Iſthmus an ausmachende Halbinſel, die in den früheſten Zeiten **Agialea**, auch **Apia**, **Pelasgia** und **Argos** hieß. Den Namen Peloponneſus erhielt ſie ſchon vor Homers Zeiten von dem Pelops (ſ. d. Art.).

Damals begriff der Peloponnes ſechs Staaten: Argos, Mycene, wozu auch Corinth, Sicyon und Achaja gehörten; Lacedämon mit der Hälfte von Meſſenien; Pylos, welches die andre Hälfte von Meſſenien und das untere Elis; und Elis, welches das übrige Elis in ſich faßte. Dann zählte man bald fünf, bald ſechs, bald acht beſondre Provinzen, nämlich Thucydides: Argolis, Laconien, Meſſenien, Elis und Arkadien, und rechnete ſo Achaja zu Argolis; Pauſanias zählte dazu noch Achaja beſonders, ſo auch Mela und Plinius. Strabo und Ptolemäus aber rechnen Sicyon und Corinth noch beſonders. (Vergl. Griechenland.)

Pelops, des lydiſchen Königs Tantalus Sohn. Ein Mährchen, das aber Pindar als Gottesläſterung verwirft, erzählt, daß Tantalus einſt in ſeiner Hauptſtadt Sypilus die Götter bewirthete, und ihnen, um ihre Allwiſſenheit zu prüfen, die zerſtückten Glieder ſeines Sohnes Pelops vorſetzte. Zeus merkte den Betrug, und gebot, ſie wieder in den Keſſel zu werfen, aus welchem ſodann Clotho den Knaben neubelebt hervorzog, und die eine Schulter, welche Demeter verzehrt hatte, mit einer elfenbeinernen erſetzte. Als Tantalus ſich der Gemeinſchaft der Götter unwerth gemacht hatte, wurde auch Pelops zu den Menſchen zurückgeſandt. Er wanderte nach Griechenland aus, war unter den Bewerbern der ſchönen Hippodamia, und gewann die Braut ſamt dem Reich. Nach ihm wurde die ganze Halbinſel, die damals Apia und Pelasgia hieß, Peloponneſus genannt. Unter ſeinen Söhnen, die ſehr verſchieden angegeben werden, ſind Atreus und Thyeſtes die bekannteſten. Nach ſeinem Tode genoß er göttliche Verehrung; im Hain zu Olympia wurde ihm ein eigner Tempel erbaut.

Penaten, theils Haus-, theils öffentliche Götter der Römer. Als Hausgötter waren ſie den Laren gleich, mit denen ſie oft verwechſelt werden. Aber nicht nur jedes Haus, ſondern auch jede Stadt hatte ihre Penaten, und dies waren die öffentlichen. Die berühmteſten derſelben waren zu Rom, die Schutzgötter des römiſchen Reichs, die ſammt der Veſta und ihrem ewigen Feuer Aeneas nach Italien gebracht hatte. Wahrſcheinlich waren dies die öffentlichen Penaten von Troja. Nach Varro und Macrobius waren es rohe Bilderchen von Holz oder Stein mit Spießen, vor welchen die ausziehenden Feldherrn und die Conſuln, Prätoren und Dictatoren bei Niederlegung ihres Amtes opferten. Ihre Namen wußte man nicht.

Pendel heißt jeder ſo aufgehängte ſchwere Körper, daß er ſich um den Punkt, wo der Faden, Drath, Stab oder dergl., woran er hängt, befeſtigt iſt, frei bewegen kann. Dieſer Punkt heißt der Aufhängungspunkt, und muß mit dem Schwerpunkte des Pendels in derſelben verticalen Linie liegen, wenn das Pendel ruhen ſoll. Bringt man es in eine ſeitwärts geneigte Lage, ſo daß ſein Schwerpunct nun nicht mehr mit dem Aufhängungspunkte in einerlei verticalen Linie ſich befindet, und überläßt es alsdann ſich ſelbſt, ſo bewegt es ſich in einem Kreisbogen auch ohne den geringſten Stoß nach der verticalen Richtung zu. Hat es dieſe letztere erreicht, ſo beſitzt es eine Geſchwindigkeit, welche ein Körper erhalten haben würde, wenn er von der Stelle an, da das Pendel herabfiel, frei auf die Horizontallinie, die unter dem unterſten Punkt des Kreisbogens gezogen werden kann, herabgefallen wäre. Es muß daher nothwendig auf der andern Seite der Verticallinie gleichfalls in einem Kreisbogen ſich ſo hoch bewegen, als es vorher gefallen war. Iſt es um ſo viel geſtiegen, ſo befindet es ſich in gleichen Umſtänden, als vorher, da es in eine ſeitwärts geneigte Lage gebracht wurde, muß den ganzen Kreisbogen zu beiden Seiten der Ver-

ticallinie wieder zurückfallen, und ſich ſo beſtändig auf beiden Seiten hin und her bewegen. Dieſe Bewegung heißt die Schwingung oder Vibration des Pendels. Stellt man ſich den ſchweren Körper am Hebel, z. B. die Bleikugel, als einen einzigen ſchweren Punkt, den Faden oder den Drath aber, woran der Körper hängt, als eine bloße nicht ſchwere Linie vor, ſo iſt das ein einfaches oder mathematiſches Pendel; das wirkliche Pendel mit Faden, Drath oder Stange, und einem Gewicht oder überhaupt einem ſchweren Körper daran, heißt ein zuſammengeſetztes oder phyſiſches Pendel. Die ausführliche Lehre vom Pendel läßt ſich ohne Mathematik und bildliche Darſtellung nicht deutlich machen; daher übergehen wir ſie, und bemerken nur Folgendes: Ein auf obige Weiſe in Schwingung geſetztes Pendel würde nie aufhören, ſich in den erwähnten Kreisbogen zu beiden Seiten der Verticallinie hin und her zu bewegen, wenn nicht zwei Umſtände daſſelbe nach und nach zur Ruhe brächten. Dieſe ſind die unvermeidliche Reibung des Fadens und der Widerſtand der Luft. Nie laſſen ſich beide gänzlich wegſchaffen, wohl aber durch ſorgfältige Arbeit und durch eine linſenförmige Geſtalt des Gewichts ſehr vermindern. Die Zeiten der Schwingungen eines Pendels hängen von drei Umſtänden ab: nämlich von der Größe des Elongations- oder Ausweichungswinkels, welches der Winkel iſt, unter welchem der ſchwere Körpers des Pendels ſich von der Verticallinie entfernt, von der Länge des Pendels und von der beſchleunigenden Kraft der Schwere. Sind alle dieſe Umſtände an zwei Pendeln vollkommen gleich, ſo verrichten ſie ihre Schwingungen in einerlei Zeit, oder, was einerlei iſt, ſie machen gleich viel Schwingungen in gleich viel Zeit. Iſt aber auch nur ein Umſtand bei beiden verſchieden, ſo fallen auch die Schwingungen beider ungleichzeitig aus. So ſchwingt bei übriger Gleichheit das kürzere Pendel geſchwinder als das längere. Hier findet das Geſetz Statt, daß ſich die Längen der Pendel wie die Quadrate der Schwingungszeiten, mithin die Schwingungszeiten wie die Quadratwurzeln aus den Längen der Pendel verhalten. Demnach wird ein Pendel, welches vier Mal ſo lang iſt als ein andres, zwei Mal langſamer ſchwingen, oder das vier Mal kürzere Pendel wird zwei Schwingungen machen, während das größere nur eine vollbringt. Ein Secundenpendel muß in unſern Gegenden 3 Fuß 2 Zoll rheinländiſch Maß haben. Danach läßt ſich leicht die Länge eines Pendels von jeder beliebigen Schwingungszeit beſtimmen. Merkwürdig iſt es, daß das Pendel nicht an allen Orten auf der Erde ſeine Schwingungen in gleicher Zeit vollendet. Hierauf bezieht ſich der oben angeführte dritte Umſtand, von welchem die Zeit der Schwingung abhängt, daß nämlich auch die beſchleunigende Kraft der Schwere gleich ſeyn müſſe, wenn zwei Pendel von einerlei Länge und gleicher Größe des Ausweichungswinkels gleichzeitig ſchlagen oder ſchwingen ſollen. Die Schwerkraft, oder, was einerlei iſt, die Anziehungskraft der Erde wirkt nämlich nicht überall gleich ſtark auf das Pendel, und dieſes ſchlägt daher an gewiſſen Orten der Erde langſamer als an andern. Der Grund hievon liegt theils in der Centrifugalkraft, die von der Umdrehung der Erde um die Achſe herrührt, theils in der wirklichen Verminderung der Schwere. Dieſe Verminderung iſt um deſto merklicher, je näher der Ort, wo das Pendel beobachtet wird, dem Aequator liegt; gegen die Pole hin nimmt ſie dagegen immer mehr ab. (Vergl. Erde und Geſtalt der Erde.) Wäre die Erde ein vollkommnes Sphäroid, ſo müßten die Meridiane vollkommne Ellipſen ſeyn, und dann ließe ſich aus der Länge des Secundenpendels ſogleich auf die Länge der Grade in

verſchiednen Breiten ſchließen; allein durch wirkliche Meſſungen hat ſich gezeigt, daß die Meridiane einige Unregelmäßigkeiten enthalten, woraus man mit Grund ſchließt, daß die Erde überhaupt keine ganz regelmäſſige Figur, ſondern ein Ball ſey, der ſich hie und da mehr oder weniger von der Kugelform entfernt. Man darf daher aus den Pendelſchwingungen eigentlich nur auf die Größe der Schwere, aber nicht auf die Geſtalt der Erde ſchließen. — Es iſt bereits bemerkt worden, daß der Gang des Pendels durch die Reibung und den Widerſtand der Luft aufgehalten und endlich ganz aufgehoben wird. Nun gibt es aber noch außerdem Umſtände, welche eine Ungleichheit im Gange des Pendels hervorbringen. Dies ſind die Abwechslungen zwiſchen Wärme und Kälte. Da alle Körper durch die Wärme ausgedehnt werden, ſo muß dies auch bei dem Pendel der Fall ſeyn. Die Stange wird bei höherer Temperatur merklich verlängert, in der Kälte hingegen verkürzt; daher geht das Pendel im Sommer langſamer als im Winter, und die gewöhnlichen Pendeluhren eilen im Winter täglich um eine halbe Minute vor, wenn ſie nicht in geheizten Zimmern ſtehn, und ſelbſt in dieſen bemerkt man, wenn ſie Nachts beträchtlich erkalten, einen unregelmäßigen Gang. Die roſtförmigen Pendel, welche aus mehrern parallel mit einander verbundenen Stäben von verſchiedenen Metallen beſtehen, weichen in ihrem Gange den Störungen noch am meiſten aus, und haben daher vielen Beifall erhalten. — Auf alle dieſe Umſtände muß ſorgfältig Rückſicht genommen werden, wenn Pendelbeobachtungen genau ausfallen ſollen. — Das Pendel gewährt ein treffliches Mittel, den Gang der Uhren gleichförmig zu machen. Huygens benutzte es zuerſt zu dieſem Zweck, und wurde dadurch der Erfinder der Pendeluhren.

Penelope, die wegen ihrer Treue und Häuslichkeit geprieſene Gattin des Ulyſſes. Sie war die Tochter des Icarius und der Nymphe Periböa und die Mutter des Telemachus. Als ihr nach Troja ausgezogener, und nach der Eroberung der Stadt umherirrender Gemahl für todt gehalten wurde, bewarben ſich viele Freier um ſie; aber ſie, die eben ſo geſchickt und tugendhaft als ſchön war, wußte ſie alle mit leerer Hoffnung hinzuhalten. Homer läßt einen der Freier folgendes davon erzählen:

Dieſen Betrug mit Andern erſpähte ſie ſchlaues Geiſtes.
Siehe, ſie ſtellt' in der Kammer und wirkt' ein großes Gewebe,
Fein und übermäßig, und ſprach in unſrer Verſammlung:
Jünglinge, werbend um mich, weil ſtarb der edle Odyſſeus,
Wartet den Hochzeittag zu beſchleunigen, bis ich den Mantel
Fertig gewirkt (damit nicht umſonſt das Garn mir verderbe),
Für den Held Laërtes ein Leichengewand, wenn dereinſt ihn
Schrecklich erreicht die Stunde des langhinſtreckenden Todes;
Daß nicht irgend im Volk der Achärinnen eine mich tadle,
Läg' uneingekleidet der Mann von ſo großer Beſitzung.
Jene ſprach's, uns aber gewann ſie die muthigen Herzen.
Jetzo ſaß ſie des Tages und wirkt' ihr großes Gewebe:
Trennt' es ſodann in der Nacht bei angezündeten Fackeln.
So drei Jahr' entging ſie durch Liſt, und betrog die Achäer.
Doch wie das vierte der Jahr' ankam, in der Horen Begleitung,
Und mit dem wechſelnden Monde ſich viel der Tage vollendet;
Jetzo erzählt' es eine der Dienenden, welche ſie wahrnahm,
Und wir fanden ſie ſelbſt, ihr ſchönes Geweb' auftrennend.
Alſo vollendete ſie 's, zwar ungern, aber genöthigt.

Wie ihre Treue endlich belohnt wurde, ſo wie ihre weitern Schickſale, ſehe man unter Ulyſſes.

Penn (William), geboren im Jahr 1644, war der Sohn William Penns, eines berühmten engliſchen Admirals, der durch heldenmüthige Thaten und treuen Eifer für ſein Vaterland großes Anſehn errungen, und ſelbſt unter dem Kampf der Parteien, die zu ſeiner Zeit England verwirrten, die allgemeine Achtung wie die Gunſt des Hofes ſich erhalten hatte. Der jüngere Penn, von dem wir reden, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung, die ihn für eine große öffentliche Laufbahn in ſeinem Vaterlande vorbereiten ſollte, ward nachher, zu ſeiner weitern Bildung frühzeitig auf die Univerſität Oxford geſendet, und kehrte als ein vielverſprechender Jüngling in ſeine Familie zurück. Dieſe, welche große Hoffnungen auf ihn gründete, und in ihm den einzigen Erben eines ruhmbekränzten Namens, ſo wie eines unermeßlichen Vermögens ſah, bemerkte ungern an ihm eine frühe Hinneigung zu frommer Schwärmerei, und einem ſtillen anſpruchsloſen Leben, das er allen glänzenden Ausſichten vorzuziehen ſchien, weßhalb ſein Vater ihn nach Paris ſendete, damit er dort, fern von ſeinen Umgebungen, die ſeinen Hang nährten, mitten im Gewühl eines prächtigen Hofes und einer üppigen Hauptſtadt, eine andre Sinnesart gewönne, und für die ſogenannte große Welt ſich ſtimme. Wirklich überließ er ſich eine Zeit lang der Gewalt neuer, reizender Eindrücke, indem die frühern Gefühle und Träume zugleich etwas zurücktraten, aber adelige Sitte und ein unbefleckter Wandel ihn fortdauernd auszeichneten. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland erwachte wieder in aller Stärke ſeine fromme Begeiſterung, die durch die Predigt des bekannten Quäkers Thomas Loe ſchon in erſter Jugend jene ſeinen Lebensplan beſtimmende Richtung gewonnen hatte, und in der Erinnerung an eine außerordentliche göttliche Eingebung, die er ſchon als Knabe empfangen zu haben glaubte, unverſiegbare Nahrung fand. Von geheimnißvollen, dunkeln und unklaren Gefühlen und Vorſtellungen erfüllt, reiſ'te der Jüngling nach Irland, wo er bei einer Quäkergemeinde einkehrte, begierig, ihre Lehre und Verfaſſung näher kennen zu lernen. Schnell war er völlig und für immer dieſer Gemeinde gewonnen, und als eine ihrer Verſammlungen von den Dienern der weltlichen Obrigkeit überfallen, und er mit den übrigen ins Gefängniß gebracht ward, befeſtigte ſelbſt dieſes Ereigniß ſeinen Entſchluß. Es war im Jahr 1766, im 22ſten ſeines Alters, als er auf dieſe Weiſe, auf alle weltlichen Anſprüche verzichtend, von der herrſchenden Kirche ſich abſondernd, für die fromme, aber ſchwärmeriſche Partei des Georg Fox (ſ. Fox) ſich erklärte, und ſich innigſt mit derſelben verband. Als er nun aus dem Gefängniß entlaſſen, und wieder heimgekehrt, ſeine Ueberzeugung gar nicht barg und ganz nach Art und Sitte der Quäker lebte, bemächtigten ſich Unwille und Zorn ſeines Vaters, der auf dieſe Weiſe alle Ausſichten auf eine vor der Welt ehrenvolle und glänzende Laufbahn ſeines Sohnes plötzlich vernichtet ſah. Der fromme Sohn aber entſagte willig allen verführeriſchen Hoffnungen, hielt ſich ungeſcheut zu den verachteten Quäkern, und bewahrte den Grundſatz: daß man Gott mehr gehorchen müſſe als den Menſchen, ſo feſt, daß er, mit wie herzlicher Liebe er auch ſeinen Aeltern zugethan war, doch lieber ihren Zorn ertrug; und als der Vater endlich nach allen vergeblichen Bemühungen, ihn auf einen andern Weg zu bringen, ihn ſogar aus dem Haus verſtieß, ja ihn zu enterben drohte, lieber auch dieſer Härte ſich unterwarf, als den Pfad verließ, den er für den rechten, und als dem göttlichen Willen gemäß anſah. Leichter noch duldete er den Spott ſeiner Jugendgenoſſen, der Freunde ſeines Hauſes, ja des Pöbels, Drohungen und Strafen, durch die man ihn erſchüttern wollte,

und ſtellte um ſo mehr einen gottſeligen Eifer, treue Anhänglichkeit an ſeine Gemeinde, und ein unbeflecktes Leben allem Hohn und Spott, allen Gefahren und Verfolgungen entgegen. So große Standhaftigkeit, ſo unbewegliche Treue, ſo unüberwindlicher Eifer für das, was ihm heilig war, beſiegten endlich ſelbſt den Unwillen und die Härte ſeines Vaters, daß dieſer ihn wieder aufnahm, und je mehr er des Sohnes Geſinnung ehren lernte, ja endlich ſelbſt, wie es ſcheint, mehr und mehr für deſſen Anſichten und Heilsbemühungen gewonnen ward, reichlich ihm alles erlittene Unrecht zu vergelten ſuchte. Indeß hatte er unter den Quäkern ſelbſt ſchon die ausgezeichnetſte Achtung, ein gränzenloſes Vertrauen und folgereichen Einfluß gewonnen, da die Gemeinde eben ſowohl ſeinen frommen Sinn und heiligen Eifer, als ſein weltliches Anſehn hoch anſchlagen, und große Erwartungen von ſeinem Wirken hegen durfte. Schon früh trat er als begeiſterter Lehrer unter ihnen auf und ſie konnten ſich es nicht bergen, wie ein Mann von ſolchem Geiſt, ſo vorzüglicher Bildung und Klarheit das, was Fox und Andre begonnen, auf eine Weiſe, die allgemeinere Theilnahme erwerben mußte, vollenden und die kleine verfolgte und gedrückte Heerde weit ausbreiten, ſchützen und vertheidigen werde. Denn ſo wenig ſie auch ſonſt auf weltliche Gelehrſamkeit einen Werth legten, ſo mußten ſie dieſelbe doch an einem Manne achten, der dieſelbe nur zu Schutz und Vertheidigung ihrer, mit der Welt, mit den Gelehrten, Geiſtlichen und weltlichen Richtern überall hart zuſammenſtoßenden Ueberzeugung, verwenden wollte. So wenig er ſelbſt von Schwärmerei ganz frei war, ſo viel er ſich auch ſelbſt in geheimnißvolle Tiefen verſenkte und da oft den leitenden Faden und die erleuchtende Fackel verlor; ſo war er es doch, der die foxiſchen, zum Theil höchſt trübſinnigen Schwärmereien in der Gemeinde mäßigte und ihren Fanatismus milderte. Denn er ſelbſt bewahrte den Geiſt chriſtlicher Duldung und war bemüht, dieſelbe, die in Separatiſtengemeinden meiſt ſchwer zu erhalten iſt, und durch das Sectenweſen nur zu ſehr verläugnet wird, unter den Quäkern zu begründen. Er legte überhaupt auf Unterſcheidungslehren, die ihm nur Trennungspunkte der chriſtlichen Parteien ſchienen, wenig Gewicht; nur das chriſtliche Leben hielt er für das lebendige Chriſtenthum und alles Wiſſen für viel geringer als das Thun. Solche Grundſätze, die er mit einer hinreißenden Beredſamkeit predigte, machten ihn wohl geſchickt, die Gemeinde weit auszubreiten, und er wußte die Grundideen derſelben, von dem innern Licht und der Belebung des Chriſtus in uns damit in ſchönſten Einklang zu bringen. Sein Vater billigte noch ſterbend ſeine Anſichten, ſein frommes Streben, den Lebensweg, den der Greis nun ſelbſt für den rechten erkannte, und hinterließ ihm ein unermeßliches Vermögen, der beſten Anwendung deſſelben verſichert; auch hatte er noch vor ſeinem Ende den geliebten Sohn der Gnade und dem Schutz des Königs und des Hofes empfohlen, und ſtarb mit der Hoffnung, daß, was er im Krieg und in weltlichen Geſchäften für das Vaterland gethan, der Einfluß, den er ſich in der Welt erworben, den friedlichen und heiligen Planen des Sohnes zur Beſchirmung und Begünſtigung dienen werde. Wirklich nahmen der König und der muthmaßliche Thronerbe ſich ſeiner an, und erwieſen ihm viel Gunſt und Achtung. Doch konnten ſie nicht verhindern, daß er mehrmals ins Gefängniß geworfen ward, weil das engliſche Parlament für nöthig hielt, der Befeſtigung und weitern Ausbreitung einer Secte, die mit allen Staatsverhältniſſen ſich zu entzweien und die innere Ruhe zu gefährden ſchien, zu wehren und kräftig entgegenzuwirken. Ihn aber beugte Gefangenſchaft ſo we-

nig als Hohn und Spott; in der Stille ſeines Kerkers verfolgte er den Gedanken, ſeine Gemeinde über den ganzen Erdboden zu verbreiten, in ihr endlich die einige chriſtliche Kirche herzuſtellen; mehrere Schriften, die zu dem Beſten gehören, was aus der Quäkerſecte hervorgegangen, verfaßte er im Gefängniß. Als er frei geworden, wußte er ſein großes Vermögen zweckmäßig für das, was ihm des Lebens höchſte Angelegenheit war, zu verwenden. Er gründete neue Gemeinden, und gab das Nöthige her; er vertheilte eine unzählbare Menge von Erbauungsſchriften, ſolche beſonders, die ſeine und der Gemeinde Grundſätze enthielten, in beßrer Ordnung, geläuterter und klarer, als Fox und ſeine Genoſſen ſie mitgetheilt hatten. Seinen Einfluß beim Hofe verwendete er, der Gemeinde manche Begünſtigung und Nachſicht gegen ihre Eigenheiten zu verſchaffen, und die Könige Carl II. und Jacob II. waren ihm ſo geneigt, daß er endlich für die Quäker auch die Befreiung von den Eidesleiſtungen erhielt, die ihren religiöſen Grundſätzen entgegen ſind. Doch gewann er noch nicht ſogleich freie Religionsübung für ſie, und gab ſelbſt Veranlaſſung, daß die engliſche Kirche gegen ihn und die ganze Secte zu heftigem Eifer entflammt ward. Denn in ſeinen Schriften focht er die kirchliche Dreieinigkeits- und Genugthuungslehre, aus dem von ihm gewählten Standpunkt, mehr beredt als gründlich an, und zog dadurch nicht nur ſich harte Gefangenſchaft, ſondern auch ſeinen Anhängern nicht unbegründeten Verdacht und lange Verfolgungen zu, wobei manche Grauſamkeiten gegen die wehrloſen Menſchen ausgeübt wurden. Von allen Seiten erhoben ſich alle proteſtantiſchen Parteien gegen ihn und beſchuldigten ihn, daß er ein heimlicher Papiſt ſey, was man ſelbſt in ſeiner Predigt von der allgemeinen Duldung beſtätigt finden wollte. Er aber war unerſchöpflich an Vertrauen zu ſeiner frommen Angelegenheit, und unermüdlich im Wohlthun. Als der ſichtbare Mittelpunkt aller Quäker, ward er täglich und ſtündlich von ihnen heimgeſucht; ſeinen Rath, ſeinen Troſt, ſeine Hülfe nahmen Alle in Anſpruch; ſein Haus ward faſt nie leer von Hülfeſuchenden, und bei der größten Bereitwilligkeit, Aller Bedürfniſſe zu befriedigen, und dafür keinen Aufwand zu ſcheuen, bei einem Vermögen, das zu fürſtlichem Wohlthun hinreichend ſchien, mußte er endlich ſich doch überzeugen, daß er ſich eine Gränze für ſeine thätige Theilnahme ſetzen müſſe, wenn ſich nicht ſeine häuslichen Angelegenheiten gänzlich verwirren ſollten. Aber auch dann noch that er unglaublich viel, und Hunderte dankten ihm Unterſtützung und Erhaltung. Größer noch ward ſein Wirkungskreis ſeit dem Jahr 1681, da er für eine von ſeinem Vater ihm hinterlaſſene anſehnliche Schuldforderung an die Regierung von dieſer, auf ſein Anſuchen, einen großen Landſtrich in Nordamerika, weſtlich von Neu-Jerſey, am Delaware, mit völligem Eigenthumsrecht, doch unter Hoheit der Krone Englands, erhielt. Den noch wilden, und dem größten Theil nach ganz wüſten, unbebauten Boden des Landes hoffte er, durch fleißigen Anbau bald zur höchſten Ergiebigkeit zu bringen, und ſo war es auch ſeine erſte Sorge, aus Europa neue Anbauer, mit allem Nöthigen reichlich verſehen, dahin zu ſenden, und dort ein kleines glückliches Volk zu vereinigen, in deſſen Verfaſſung ſich die Anſichten und Hoffnungen, die er vom menſchlichen Verein gefaßt, wirklich erfüllen ſollten. Denn unverkennbar war anfangs eine frömmere und menſchenfreundliche Abſicht dabei vorwaltend, nicht ein Handelsunternehmen. Vielleicht gedachte er dabei wohl auch, den Quäkergemeinden, von denen ſchon vorher viele nach Amerika ausgewandert waren, einen Zufluchtsort und eine Freiſtätte zu gründen, wenn Haß und Verfolgung ſie endlich aus England

verdrängen wollten. Doch ſollte ſein Land, das bald nachher nach ihm Penſylvanien genannt ward, keineswegs blos Quäker aufnehmen, vielmehr lud er, ohne Anſehn der Perſon, ohne Rückſicht auf das Religionsbekenntniß, alle ein, die mit fleißiger Hand den vielverſprechenden Boden bebauen, und den Ordnungen ſich unterwerfen wollten, die er dort einzuführen für nöthig erachtete. Da ſollte der Geiſt der Duldung, dem er ſelbſt huldigte, allenthalben kund werden, und aus allen Völkern und Religionsparteien ein Brudervolk ſich ſammeln, das Bild und Spiegel ſey für das ganze Chriſtenvolk, und der feſte Kern, an den die ganze große Chriſtengemeinde, in dem Geiſt, wie er ſich dieſelbe dachte, allmählig ſich anſchlöſſe. Der Name, welcher der Hauptſtadt des Landes gegeben ward, Philadelphia, wies auf die Bruderliebe hin, die alle Genoſſen dieſes kleinen Chriſtenreichs, und, nach ſeiner Hoffnung, endlich den ganzen großen Bund aller Gemeinden, erfüllen, und ein neues glückliches Zeitalter auf Erden gründen ſollte. Um ſo weniger wollte er die Bewohner ſeines Penſylvaniens an irgend ein beſtimmtes kirchliches Bekenntniß und an gewiſſe Unterſcheidungslehren binden, weil er auf ſeinem Standpunkt darin nur Hemmniſſe ſeines menſchenfreundlichen Plans erblicken konnte. Alle Anſtalten, die er traf, beförderten vielmehr das allerfreieſte Religionsbekenntniß, und die unbeſchränkteſte Religionsübung, und in ſolcher Freiheit hoffte er hier eine Gemeinde ſich bilden zu ſehen, deren Herrlichkeit, wie er ſie geiſtig anſchaute, ihn zum freudigſten Wirken begeiſterte. Daß ſein Plan nicht ſo ganz eitel war, bewies der Erfolg. Die zahlreichen Anbauer, die in Penſylvanien einwanderten, wuchſen ſchnell zu einem glücklichen Volk zuſammen, die verſchiedenartigſten Menſchen vereinigten ſich hier; ſelbſt auf die Quäker ging der Geiſt einer größern Freiheit über, daß ſie von manchem Eigenſinn und frömmelnden Grillen ablieſſen, und zwar noch immer von den übrigen Bewohnern ſich unterſcheidend, doch den bürgerlichen Verhältniſſen weniger als in Europa widerſtrebten. Philadelphia, das aus einem kleinen Flecken ſich raſch zu einer bedeutenden und blühenden Stadt erhob, ſchien die unbeſtreitbarſte Beſtätigung der Grundſätze Penns. Im J. 1681 hatte er den Beſitz des Landes erhalten, und wie er darauf ſchon Vorbereitungen getroffen, auch viele Anſiedler hingeſendet. Im folgenden Jahr reiſ'te er ſelbſt in die neue Pflanzung, traf dort die zweckmäßigſten Anſtalten, und ordnete die Verfaſſung. Hier ſtellte er beſtimmter als Grundgeſetz auf, daß jeder, der Einen allmächtigen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt bekenne, und ſich durch ſein Gewiſſen verpflichtet erkläre, unter geſetzlicher Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben, und keinen andern wegen religiöſer Meinungen zu kränken oder in Anſpruch zu nehmen, ein Bürger dieſes Staats werden könne, der ſonach, da nur jenes Bekenntniß Eines Gottes erfodert ward, nicht einmal auf einen eigentlichen Chriſtenſtaat berechnet ſcheinen konnte. Doch bewahrte er ſelber den Glauben an Chriſtus. Nachdem er die Angelegenheiten des Landes geordnet, kehrte er nach England zurück, wo er beſonders bemüht war, den Quäkern allgemeine Duldung und Religionsfreiheit zu erringen, und ſeine Zeit zwiſchen der Sorge für die Gemeinde, und für ſeine Penſylvanier theilte. Doch begünſtigte das Parlament ihn noch nicht ſo bald. Jacob II. gewährte ihm endlich, was er ſo lange und ſo unermüdlich geſucht. Die Quäker erhielten nach langen Verfolgungen, die er ſelbſt ſtandhaft beſtanden, freie Religionsübung. Der Regierung Wilhelms III. war es vorbehalten, auch den Quäkern vollſtändiger die Freiheit und Sicherheit zu begründen, welche die allge-

meine Duldungsacte vom J. 1689 ihnen, wie allen Nichtconformiſten einräumte. Aber als Wilhelm III. den engliſchen Thron eingenommen, gerieth **Penn** in Gefahr und Unterſuchung, weil ein Brief des vertriebnen Königs **Jacob II.** an ihn gerichtet, ihn an die ihm erzeigten Wohlthaten mahnend, und zur Vergeltung derſelben auffodernd, aufgefunden worden. Da er ohnehin der Feinde viele hatte, war die Gefahr, daß er für einen Verräther an der beſtehenden Regierung erklärt wurde, um ſo größer. Er aber erſchien und vertheidigte ſich unerſchrocken vor Gericht, bekannte frei, wie er den unglücklichen König geliebt habe, und noch liebe, aber auf keine Weiſe an geheimen Verſuchen gegen das neue Königshaus Theil genommen. Man konnte ihn nicht ſtrafbar finden; doch ward er in langwierige Verdrüßlichkeiten verwickelt, und begab ſich, dieſen ausweichend, noch einmal nach Amerika, wo er mehrere Jahre weilte, und die Vollendung ſeines Plans für das herrlich aufblühende Land förderte. Als er nach einigen Jahren in England wieder eintraf, lebte er ſtill und zurückgezogen in ſeinem Hauſe zu London, ſah wenige Menſchen und beſchäftigte ſich faſt nur mit häuslichen Angelegenheiten, frommen Betrachtungen, und der Abfaſſung einiger quäkeriſchen Schriften. Darauf verehelichte er ſich zum zweiten Mal, und trat dann auch wieder mehr ins öffentliche Leben ein. Treu in ſeiner Sorge für die Quäkergemeinde reiſ'te er, die Ausbreitung derſelben zu befördern, auch nach Holland und Deutſchland, und predigte in der Pfalz, wo ſchon vor ihm, der bekannte Quäker **Wilhelm Ames** gelehrt hatte. Doch war hier ſein Wirken vergebens, wiewohl die Pfalzgräfin **Eliſabeth**, Aebtiſſin zu Herford, ihn begünſtigte. Bis ins Greiſenalter blieb ihm die fromme Begeiſterung für ſeinen gewiß frommen Zweck. Er durfte auf ſein langes Leben ohne Reue zurückblicken. Die Quäkergemeinden danken ihm unzählbare Wohlthaten. **Penſylvanien** gedieh mit jedem Jahr herrlicher. Er hatte ſein Leben an keinen unwürdigen Plan vergeudet, ſondern es wohl verwendet. Im J. 1718 ſtarb er. Wenigen iſt es gegeben, bei unverkennbarer Schwärmerei, eine ſo tiefe und klare Anſicht des Menſchenlebens, eine ſo lautre und reine Begeiſterung für das Echtmenſchliche, und bei unverkennbaren Irrthümern, ſo treuen Wahrheitsſinn ſich zu bewahren. Ke.

Pennalismus nennt man die Ungezogenheiten und Albernheiten, die ſich ehedem die **ältern** Studenten gegen ihre **jüngern** erſt angekommenen Mitbrüder erlaubten. Dieſe mußten jenen im erſten Jahre aufwarten und dafür noch obendrein allerlei Schimpf erdulden. In den Jahren 1661 und 1663 ſuchte man in Deutſchland durch Reichs- und Landesgeſetze dieſem Unfug zu ſteuern. Deſſen ungeachtet erhielten ſich noch lange Spuren davon, und das ſogenannte **Auspochen der Füchſe**, welches wohl noch hin und wieder Statt findet, iſt noch ein Ueberreſt dieſer einem Muſenjünger nicht anſtändigen Ungezogenheiten. Der Urſprung dieſer Mißbräuche ſchrieb ſich wahrſcheinlich aus den Stiftern her, wo jeder neuangekommne Canonicus eine gewiſſe Summe erlegen mußte, wofür nachher ein Schmaus angeſtellt wurde. Auch von dieſen Schmäuſen, die von den Füchſen, wenn ſie in den eigentlichen Burſchenſtand übergehen ſollen, auszurichten ſind, haben ſich noch hin und wieder Reminiſcenzen erhalten.

Pennant (Thomas), geboren den 14. Junius 1726 zu Downing in Flintſhire, ſtammte aus einem echtwelſchen Geſchlecht ab, und genoß von ſeinem Vater, einem reichen Güterbeſitzer, eine ſorgfältige Erziehung. Er ſtudirte zu Oxford, machte zu verſchiednen Zeiten anſehnliche Reiſen

im In- und Auslande, und beſchäftigte ſich, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, mit den Wiſſenſchaften und mit der Verwaltung ſeiner anſehnlichen Güter. Er hatte auf denſelben Kohlen-, Blei- und Galmeigruben, die er bearbeiten ließ, eine Kornmühle und eine Bleihütte, in der ſeine und ein großer Theil Bleierze aus der Nachbarſchaft geſchmelzt wurden. Seine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen betrafen beſonders die Naturgeſchichte, und er bot Zeit und Vermögen auf, um ſeine Landsleute auf dieſen ſchönen Zweig des menſchlichen Wiſſens aufmerkſamer zu machen; beſonders bearbeitete er die Zoologie, die ihm vieles zu verdanken hat, indem er manche unbekannten Thiere beſchrieb und ihre Geſchichte unterſuchte. Daneben beſaß er ſchöne Kenntniſſe in der alten Literatur, und war in der Geſchichte und Verfaſſung ſeines Vaterlandes und in den Rechten deſſelben wohlbewandert. Er ſtudirte vornehmlich die Alterthümer und die Topographie von England, und hellte darin manche Dunkelheiten auf. Noch wichtiger waren ſeine Verdienſte um das größere Bekanntwerden Schottlands, das er mehrmals bereiſ'te und beſchrieb. Als Friedensrichter erwarb er ſich den Ruf der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, und als Patriot vertheidigte er mehrmals in Schriften die Rechte der Armen gegen die oft harten Geſetze zur Aushebung der Miliz, zur Verbeſſerung der Landſtraßen u. ſ. w. Er ſtarb 1798. Seine vornehmſten Schriften, in denen er ehrenvoll fortlebt, ſind: Indian Zoology, 1769, fol. (Deutſch von Forſter); Brittish Zoology; 4 Vol. (Deutſch von Murr); Synopsis of Quadrupeds; Tour in Scotland; Genera of birds; Tour in Scotland and voyage to the Hebrides; Tour in Wales; History of Quadrupeds, 2 Vol.; Arctic Zoology, 2 Vol., und ein Supplement. (Deutſch von Hoffmann.)

Penſionair, Groß-Penſionair, war der Premierminiſter der Staaten von der Provinz Holland, welcher von dieſen General-Advocat der Provinz genannt wurde. Er hatte kein Votum decisivum in der Staatenverſammlung, ſondern nur den Vortrag deſſen, was zur Berathſchlagung gezogen werden ſollte. Er ſammelte die Stimmen, faßte die Beſchlüſſe ab, eröffnete die an die Staaten eingegangnen Schreiben, conferirte mit den fremden Geſandten und Miniſtern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, ſo wie für alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegio der deputirten Räthe bei, welche die Souveränetät in Abweſenheit der Staaten vorſtellten, und war immerwährender Deputirter an die Generalſtaaten der vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieſer erſten Magiſtratsperſon war in Holland, und dadurch in den ganzen Niederlanden, wichtig. Sein Amt währte eigentlich nur 5 Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meiſten Fällen die einmal getroffene Wahl auf neue 5 Jahre beſtätigt wurde. Die Revolution hat dieſer Stelle ein Ende gemacht.

Penſylvanien, einer der anſehnlichſten von den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, umgränzt von Neu-York, dem Erie-See, dem Weſtern Territory, Virginien, Maryland und Neu-Yerſey. Seine Größe beträgt 2086 Quadratmeilen. Die vornehmſten Flüſſe ſind der Delaware, Susquahanah und Shulkill. Der erſte Beſitzer dieſes Landes war William Penn (ſ. d. Art.), der Sohn des engliſchen Admirals William Penn, ein Quäker, dem es für ſeine Schuldforderung an die Krone, und zwar durch drei verſchiedne Patente überlaſſen wurde; das erſte war 1680 von König Carl II. ausgeſtellt; nach dem zweiten verkaufte der Herzog von York 1682 an William Penn und deſſen Erben die Stadt Newcaſtle oder Delaware nebſt einem Diſtrict von 12

Meilen in der Runde; in dem dritten ertheilte er ihm alles Land von Newcaſtle bis an den Hoarskill. Im J. 1681 begab ſich Penn mit 2000 Coloniſten dahin, und nahm das Land in Beſitz. Seine Einrichtungen waren vortrefflich. Er führte die vollkommenſte Religionsfreiheit ein; ein jeder, der einen Gott glaubt, fand Schutz, und jeder, der an Chriſtum glaubt, konnte zu allen Ehrenſtellen gelangen. Letzteres hat man ſpäter auch auf die Juden ausgedehnt. Die Bevölkerung ſteigt von Jahr zu Jahr; im J. 1801 betrug ſie ſchon über 600,000 Seelen. Die herrſchende Sprache iſt die engliſche, denn die engliſchen Coloniſten ſind die zahlreichſten und wohlhabendſten, beſonders unter ihnen die Quäker. Das Land hat auf der Oſtſeite viel Sandboden, im innern weſtlichen Lande aber iſt es fruchtbar an Getraide, beſonders an Waizen, Flachs und Hanf. Auch die Viehzucht iſt gut. Ausgeführt wird Holz, Waizen, Bier, Pökelfleiſch, Hanf, Flachs, Leinſamen, Eiſen, Pelzwerk und Rehhäute. Die Manufacturen liefern Strümpfe, Caſtorhüte, Eiſenwaaren, Schießpulver, Baumwollenzeuge, verarbeitetes Leder, Seife, Nägel, Gewehr, Tauwerk u. ſ. w. Der Handel iſt blühend, wozu die große Bank der vereinigten Staaten, welche in Philadelphia, der Hauptſtadt der Provinz, ihren Sitz hat, viel beiträgt. Außer vielen deutſchen und engliſchen Schulen iſt ſeit 1791 zu Philadelphia auch eine Univerſität. Nach der Verfaſſung von 1789 liegt die geſetzgebende Macht in der General-Aſſembly, welche aus dem Senate und den Repräſentanten beſteht. Jeder freie Mann, der 21 Jahre alt iſt, hat das Wahlrecht und iſt wahlfähig. Die vollziehende Gewalt hat der Gouverneur, der auf drei Jahre gewählt wird. Er iſt Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht. Erſt durch ſeine Beiſtimmung wird eine Bill zum Geſetz. — Das Clima iſt im Winter ſehr kalt, im Sommer ſehr heiß; der Uebergang geſchieht oft plötzlich. Deßwegen und wegen ſeiner ſumpfigen Lage hält man die Luft von Philadelphia für ungeſund.

Pentameter, Fünfmaß, alſo ein Vers, der aus fünf Füßen zuſammengeſetzt iſt. Dieſe Füße ſind zwei Spondäen, die auch in Dactylen aufgelöſ't ſeyn können, zwei Dactylen und ein Spondäus, welcher letztere ſo getrennt iſt, daß ſeine erſte Sylbe auf die zwei erſten Füße folgt, ſeine zweite aber den Beſchluß des ganzen Verſes macht. Demnach iſt folgendes das Schema des Pentameters:

◡◡ — — | ◡◡ — — | — | — ◡◡ | — ◡◡ | ◡ —

Die alten Grammatiker, welche auf dieſe Weiſe den Pentameter zu einem fünffüßigen Verſe machen, können dafür keinen andern Grund anführen, als daß es keinen einſilbigen Fuß gebe, denn für das Ohr und ſeinem innern Weſen nach iſt der Pentameter eben ſo wie der Hexameter ein ſechstheiliger Vers, der in der dritten und ſechsten Stelle eine lange Sylbe hat, bei der vermöge einer Fermate eben ſo lange verweilt wird, als bei zwei langen Sylben. Dieſes zwiefache Verweilen giebt dem Verſe etwas Sanftes und Liebliches, wodurch er ſich ſehr merklich von dem majeſtätiſchen Hexameter unterſcheidet. Ovid ſagt daher, daß Amor ihn für ſeine Tändeleien geſchaffen habe, indem er dem Hexameter zwei Sylben geraubt. — Allein gebraucht würde der Pentameter eintönig und ermüdend ſeyn; er kommt daher auch nie anders als wechſelnd mit dem Hexameter vor, und zwar ſo, daß der Hexameter ihm vorangeht. Das ſo aus Hexametern und Pentametern zuſammengeſetzte Versmaß nannten die Alten das elegiſche, und jede zwei Verſe

ein Diſtichon (S. Elegie und Diſtichon.) Bekannt iſt Schillers Diſtichon auf den Hexameter und Pentameter. M.

Pentapla, eine Bibel in fünf Sprachen.

Pentateuch, ſ. hebräiſche Sprache.

Pentheſilea, die berühmte Königin der Amazonen, eine Tochter des Mars und der Otrere. Sie kam dem bedrängten Troja vom Thermodon zu Hülfe, und wurde nach vielen tapfern Thaten vom Achilles erlegt.

Pera, eine Vorſtadt von Conſtantinopel, auf der Nordſeite des Hafens von Conſtantinopel gelegen. Sie iſt von vornehmen Griechen, Armeniern, Juden, Türken und abendländiſchen Chriſten bewohnt. Hier wohnen ferner die fremden Geſandten und faſt alle fremden Kaufleute mit Ausnahme der Franzoſen, die meiſtens in Galata ihren Aufenthalt haben. Die Katholiken haben hier 5 Kirchen und einen Erzbiſchof, wie auch einige Klöſter.

Perceval (Spencer), zweiter Sohn von John Perceval, Grafen von Egmont in Seeland und Lovelholland in England, aus einer alten normanniſchen Familie, geb. in London Audleysſquare den 1ſten November 1762, vermählt ſeit 1790, Vater von 15 Kindern, meuchlings erſchoſſen im Parlamentshauſe zu London den 11ten Mai 1812. Dieſes tragiſche Ende und die ſchwierigen Verhältniſſe des gefahrvollſten Kampfes um Großbritanniens und Europa's Freiheit und Selbſtſtändigkeit, unter welchen Perceval an der Spitze der brittiſchen Regierung ſtand, wo er, ohne hervorragende Talente zu beſitzen, durch einen edeln, feſten Charakter als Staatsminiſter, den alle Tugenden des Privatlebens auszeichneten, und durch das Vertrauen, welches ihm der König und der Regent ſchenkten, gegen die Angriffe der mächtigen Oppoſitionspartei ſich behauptete, machen ſein öffentliches Leben merkwürdig. Er hatte zu Cambridge ſtudirt. Als Advocat galt er allgemein für einen eben ſo redlichen als vorzüglich geſchickten Mann; doch hatte er wenig Clienten. Im J. 1799 ward er zum Conſul bei der Admiralität und bei der Univerſität, wo er die gelehrten Stufen erſtiegen hatte, ernannt. Seit dieſem Zeitpunkte rückte Perceval ſchnell in die Höhe; 1801 folgte er als Sollicitor-General dem Sir William Grant. Im J. 1802 ward er Attorney-General und Oberrichter und erſetzte Sir Edward Law, jetzigen Lord Ellenborough. Er zeigte ſich ſtets als einen eifrigen Vertheidiger des Kriegs mit Frankreich, und bekannte ſich aus Ueberzeugung zu Pitts Grundſätzen. Inzwiſchen ſtand er mit Pitt nur in geringer freundſchaftlichen Verbindung, war aber ein großer Bewunderer der Beredſamkeit dieſes Miniſters, und fand ſich ſtets auf der Gallerie ein, wenn derſelbe eine Rede halten ſollte. Auch hatte er Gelegenheit, Pitts Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, indem er ein politiſches Pamphlet ſchrieb, worin er zu beweiſen ſuchte, daß eine Anklage durch die Auflöſung des Parlaments, das ſie decretirt habe, nicht erlöſche. Bald konnte Perceval ſeine Talente im Parlamente entwickeln. Durch den Tod ſeines mütterlichen Oheims wurde die Deputirtenſtelle für den Flecken Northampton im Unterhauſe erledigt, und er wurde durch den Einfluß ſeiner Familie dazu gewählt. Gewöhnlich fangen die, welche ſich auf hohe Stellen Hoffnung machen, im Unterhauſe damit an, daß ſie ſich zur Oppoſition ſchlagen, und halten dann einige aufs Glänzen berechnete Reden. Perceval that dies nicht. Am 8ten Juni 1797, in einem ſehr kritiſchen Zeitpunkte, ſah man ihn Pitt unterſtützen, der bei Gelegenheit der Unruhen auf der Flotte in der Mündung der Themſe heftig angegriffen wurde; bald

darauf ſchlug er eine Bill vor, um den Complotten zu Erregung von Meuterei und Aufruhr zuvorzukommen, und ſie zu ſtrafen. Perceval zeigte zugleich eine Verfahrungsart an, wodurch alle Zögerungen vermieden wurden, und brachte die Errichtung einer Commiſſion mit unbeſchränkter Vollmacht, die Strafbaren zur Deportation oder zum Gefängniß zu verurtheilen, in Vorſchlag, welches auch angenommen wurde. Am 4ten Januar 1797 hielt er eine lange Rede zu Vertheidigung der Bill wegen der Aſſiſedtaxe. Sheridan geſtand in ſeiner Beantwortung, daß dieſe Rede das größte Talent verrathe. Damals ſchien ſich Perceval vorzüglich mit Finanzgegenſtänden zu beſchäftigen. Am 19ten Juni 1800 machte er den wichtigen Vorſchlag, daß die Geſetzgebung die Ehebruchsgeſetze einer Reviſion unterwerfen möchte. Bald nachher hielt er bei Gelegenheit der Bill über das Mönchsweſen eine lange Rede; er erklärte ſich für einen Freund der Toleranz, behauptete aber, man dürfe keinen Dank für Alles, was man für die Catholiken thun würde, erwarten; ſie wünſchten die ganze Nation zu bekehren, und es bedürfe großer Anſtrengungen, um die Vorſchritte des Pabſtthums zu hemmen. Als Attorney-General erklärte ſich Perceval für einen eifrigen Sachwalter der Union Irlands. Unter Addingtons Adminiſtration vertheidigte er mit vielem Nachdruck die Bill zu Abſchaffung der in der Marine vorhandenen Mißbräuche, und wurde bei dieſer Gelegenheit von Lord Temple und der Oppoſition lebhaft angegriffen. Am 23ſten Mai 1803 zeigte ſich Perceval in einer kräftigen Rede als den entſchloſſenſten Anhänger des Kriegs mit Frankreich. 1807, zur Zeit der Petition der irländiſchen Catholiken, ſah man ihn ſich Fox'ens Motion zu Gunſten derſelben eifrig widerſetzen. Nach Pitts Tode kamen Fox und Grenville an die Spitze der Geſchäfte. Jener ſtarb ſchon im October deſſelben Jahrs. Die Staatsverwaltung ward aus der mächtigen grenvilleſchen Familie und der addingtonſchen Partei zuſammengeſetzt. Der König hatte ſich dieſe Miniſter aufdringen laſſen, weil die jenkinſonſche Partei und die von Pitt gebildeten Geſchäftsmänner nicht den Muth hatten, gegen ſo mächtige Männer ein Cabinet zu bilden. Allein als die grenvill-addingtonſche Adminiſtration, wie ehemals Fox, für das Intereſſe der irländiſchen Catholiken thätig war, und eine Bill ins Parlament brachte, nach welcher den irländiſchen Catholiken die Bahn zu höhern Ehrenſtellen im Heere eröffnet werden ſollte, verbanden ſich der anglicaniſche Clerus und die Feinde der Miniſter, um dem Könige, der ohnehin der Emancipationsſache abgeneigt war, ihre Beſorgniſſe mitzutheilen. Sie, und ſelbſt die Lords Erskine, Sidmouth und Ellenborough, foderten den König bei ſeinem Gewiſſen, wegen des bei ſeiner Thronbeſteigung geleiſteten Eides auf, jenem Schritte der Miniſter ſich mit ſeiner ganzen Gewalt zu widerſetzen. Der Monarch verlangte hierauf die Zurücknahme der Bill, und begehrte zuletzt von den Miniſtern ein ſchriftliches Verſprechen, daß ſie das gegenwärtig gegen die Catholiken beſtehende Beſchränkungsſyſtem ſtets aufrecht erhalten wollten. Da ſie das letztere, wie man vorausſehen konnte, verweigerten, ſo entließ der König im J. 1807 das ganze Miniſterium, und ernannte aus den Erſten der Toryfamilien, der jenkinſon'ſchen Partei und den von William Pitt ehemals ſchon emporgehobenen Geſchäftsmännern ein neues, in welches Spencer Perceval als Unterſchatzmeiſter und Schatzkammerkanzler an Petty's Stelle eintrat. An der Spitze der Adminiſtration ſtand der Herzog von Portland. Ungeachtet des heftigen Tadels der Oppoſition, welcher unter andern die Expedition gegen Copenhagen und die Führung des Kriegs überhaupt

betraf, blieben die Miniſter ſtandhaft in ihren Anſtrengungen gegen Napoleons immer mehr um ſich greifende Continentalmacht. Sie ſetzten ihr die Cabinetsordre vom 11ten und 28ſten November und vom 18ten December 1807 entgegen, durch welche die Blokade aller franzöſiſchen und mit Frankreich in Verbindung ſtehenden Häfen zum Geſetze im brittiſchen Seecodex erhoben wurde. Dadurch litt das ganze brittiſche Manufactur- und Handelsſyſtem eine vielen Einzelnen ſehr ſchmerzhafte Erſchütterung; und es wurzelte nach und nach der Haß gegen die Miniſter bei der Partei der Unzufriednen, die durch den Krieg verloren hatten, immer tiefer; vorzüglich war das Elend groß zu Birmingham. So ſehr die Miniſter auf dieſer Seite an Popularität verloren, ſo viel gewannen ſie auf der andern durch ihre Abneigung, die Foderungen der irländiſchen Catholiken zu begünſtigen. Das Geſchrei: kein Papſtthum! No Popery! erſchallte von einem Ende Englands bis zum Andern. Eine Adreſſe Percevals an ſeine Machtgeber brachte ihren Religionseifer in Bewegung, und die Corporation von Northampton zeigte ſich unter der Regierung Georgs III. als eben ſo entſchiedne Gegnerin des Papſtthums, wie zu den Zeiten der Königin Eliſabeth. Vergeblich bot die Oppoſition alle ihre Kräfte auf; die große Mehrheit entſchied für die neuen Miniſter. Perceval handelte hierin ganz nach ſeiner Ueberzeugung; denn er war ein redlicher Mann. Die hämiſche Bemerkung eines franzöſiſchen Journaliſten, welche Privatrückſichten dabei vorauszuſetzen ſcheint, wird durch den Charakter des Miniſters widerlegt. Jener Journaliſt ſagt nämlich im Journal de l'Empire: zwei Thatſachen ſeyen vielleicht zur Erklärung von Percevals Betragen nicht ganz gleichgültig. Erſtens ſey ſein älterer Bruder, Lord Egmont, in Irland Eigenthümer von 120,000 Morgen Landes, die durch Confiscation den Catholiken abgenommen wären. Dann ſey Percevals andrer Bruder, Lord Arden, Secretär der Admiralität. Der Ertrag dieſer Stelle aber ſey zu Friedenszeiten ſo viel wie Nichts, zu Kriegszeiten ungeheuer groß. Dieſer Umſtand, meint der Franzoſe, könnte wohl einigen Einfluß auf Percevals unwandelbaren Widerwillen gegen den Frieden gehabt, jener Umſtand aber mit ſeinem Eifer gegen die Emancipation zuſammengehangen haben! — Perceval, deſſen Privatleben exemplariſch war, und den man als öffentlichen Beamten wegen ſeiner Leutſeligkeit und Biederkeit achtete, konnte nicht durch unedle Beweggründe beherrſcht werden. Als Redner war er lebhaft, klar, fließend, ſchlußrecht. Er beſaß weder den natürlichen Witz des Lord North, noch die eindringende Folgerungskunſt von deſſen Nebenbuhler, Carl Fox, und noch viel weniger die imponirende Beredſamkeit ſeines Vorgängers, William Pitt; aber er wußte ſich in der Kammer der Gemeinen Gehör zu verſchaffen, die Gemüther zu leiten, und ſeine Zuhörer zu überzeugen. Er löſ'te glücklich das Problem der Finanznoth. Sein Budget für das J. 1808 und das für das J. 1809 wurde durch große Stimmenmehrheit bewilligt; und allgemein ließ man ſeiner Verwaltung der Finanzen Gerechtigkeit wiederfahren. Allein mehrere heftige Angriffe, die im Parlamente und ſelbſt von der londoner Bürgerſchaft, vermöge des in der brittiſchen Verfaſſung gegründeten Rechts der Petitionen, gegen die Miniſter unternommen wurden, erſchütterten das Anſehn der bisherigen Adminiſtration; dazu kam der politiſche Zweikampf zwiſchen Canning und Caſtlereagh, der das Publicum mit Caricaturen über den Text: Our privy Council fighting (der geheime Rath in Zweikampf), beluſtigte, und der Tod des erſten Lords Portland. Canning und Caſtlereagh legten ihre Stellen nieder, und Spen-

cer Perceval kam im October 1809 als erſter Lord der Schatzkammer an die Spitze der neuen Adminiſtration. Dieſe war aber nicht glücklich zuſammengeſetzt. Grey und Grenville, die beſonders eingeladen waren, weigerten ſich geradezu, an der Organiſation Theil zu nehmen. Indeß lenkte das Feſt des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums (25ſten October 1809) Georgs III. die Aufmerkſamkeit der Nation von jenem Gegenſtande ab. Jetzt wurden aber die Folgen des Continentalſyſtems und der Geldverluſt durch die ungeheuern Rüſtungen und Subſidien in England immer drückender. Man ſah faſt nichts als Papier. Gleichwohl ward jeder Friedensantrag, der mit der Würde und dem Intereſſe Großbritanniens ſtritt, abgelehnt, und ſogar die Unterhandlung zu Morlaix über die Auswechſelung der Gefangenen abgebrochen. Die Regierung erklärte feſt ihre Theilnahme an der Sache der Völker, die frei zu ſeyn noch die Kraft hatten. Mochten im Oberhauſe Lord Grenville, im Unterhauſe Lord Gower und Ponſonby gegen das Kriegsſyſtem der Miniſter declamiren; Harrowby, Caſtlereagh, Canning und Perceval vertheidigten dennoch ſiegend das Syſtem der Regierung. Sie behaupteten ſogar, was auch die Folge zeigte, Frankreichs gehäſſige Maßregeln gegen die Hauptquellen des engliſchen Wohlſtandes hätten durchaus keine dauernden und allgemeinen Nachtheile hervorgebacht. Um die Standhaftigkeit der Miniſter in ihrer Anſicht von dem Heile Europa's zu würdigen, muß man den heftigen Ton der Gegenpartei kennen, in welchem dieſe, nach der brittiſchen Verfaſſung, in und auſſer dem Parlamente ſprechen durfte. Merkwürdig iſt daher jene in mehr als einer Hinſicht auffallende und die Thatſachen abſichtlich entſtellende Schilderung, welche als Oppoſitionsblatt, das Morning Chronicle, ohne eine Rüge fürchten zu müſſen, im Genuſſe der Preßfreiheit, von Liverpools und Percevals miniſterieller Adminiſtration damals machte: „eine neutrale Macht (Dänemark) während des Friedens verrätheriſch angefallen, ihre Hauptſtadt in Aſche verwandelt, und ihre Einwohner unter den Trümmern begraben! Rußland gezwungen, uns zu bekriegen! Schweden, Englands treuſter Bundesgenoſſe, völlig für uns verloren; zwei engliſche Armeen in Spanien hingeopfert; keine Diverſion zu Gunſten Oeſterreichs (im J. 1809) gemacht; eine zu ſpäte Expedition (nach Walchern) durch ſchändliche Unfälle geendigt; Amerika thörichter Weiſe zum Kriege herausgefodert (was im J. 1812 erſt erfolgte). Dies ſind die Wohlthaten von Liverpools (Staatsſecretairs für das Kriegsweſen) und Percevals Geſchäftsführung, — und doch laſſen wir uns von dieſen Menſchen regieren!! Armes England! Armes Europa! Glücklicher, o drei Mal glücklicher Bonaparte!!" — Dieſe Sprache führten das Morning Chronicle im J. 1810, und die Oppoſition; ein Beweis, wie ſehr die irren, welche ſtets bei der Oppoſition das lebendige Gefühl für Wahrheit und Recht ſuchen. Auch die londoner Bürgerſchaft ergriff heftige Maßregeln gegen die Miniſter. Sie foderte eine Parlamentsreform; und als der König ihr nicht geſtattete, perſönlich die Adreſſe wegen der Schelde-Expedition ihm zu übergeben, faßte ſie den 24ſten Januar 1810 unter dem Vorſitze des Lord Majors den Beſchluß: „daß die Miniſter Sr. Maj., indem ſie jenen Zutritt zum Souverän den Bürgern verweigert, ein altes Privilegium verletzt, die Bürgerſchaft beleidigt, einen der Freiheit des Volks und dem Intereſſe der Krone zuwiderlaufenden Despotismus gezeigt, und ihrer ſchändlichen Adminiſtration einen neuen Flecken dadurch hinzugefügt hätten!" u. ſ. w. Lord Cochrane und Sir Francis Burdett ſtellten ſich an die Spitze der Volksverſammlungen, welche nachdrückliche Vor-

ſtellungen wegen einer Parlamentsreform einreichten. Zum achten Male, ſeit 1733, kam den 21ſten Mai 1810 dieſe Frage im Unterhauſe in Berathung; aber die Miniſter ſiegten auch diesmal, wozu Burdetts Verhaftung, die er durch Verletzung der Privilegien des Hauſes ſich zugezogen, und die bei dieſem Anlaß vom Pöbel begangenen Ausſchweifungen viel mit beitrugen. Als nämlich Burdett erklärte, daß er, ehe er ſich verhaften ließe, Gewalt mit Gewalt vertreiben würde, ſo nahm der Pöbel für ſeinen Helden Partei, und tobte auf den Straßen mit dem Geſchrei: Burdett for ever, Burdett für immer! — warf darauf in den Häuſern der Gegner Burdetts, bei Caſtlereagh, Perceval u. A. die Fenſter ein, trotzte der Riot-Acte, den Truppen ſelbſt, und ward nicht ohne Blutvergießen aus einander getrieben. Dieſe Unruhen wurden unterdrückt, ließen aber in vielen Gemüthern den Keim der Erbitterung gegen die Miniſter zurück. Dazu kam der Aufruhr in Irland, im September 1810, wo das Volk die Aufhebung der Unionsacte foderte, und wo der verfolgungsſüchtige Religionsſectenhaß den Bürgerkrieg im J. 1811 entzündete. Selbſt in Oſtindien entſtand eine Inſurrection unter den Truppen der Compagnie, die aber nach der Zerſtreuung der Empörer und der Gefangennehmung eines Hauptrebellen, des Capitains Mackintoſh, unterdrückt wurde. Das wichtigſte Ereigniß aber, welches die Miniſter beſchäftigte, war die Errichtung der Regentſchaft im November und December 1810, welche bei dem Wahnſinn Georgs III., der ſchon im J. 1788 in eine Verſtandeszerrüttung gefallen war, jetzt mehr als jemals nöthig ſchien. Die Oppoſition drang endlich gegen den Willen der Miniſter mit dem Vorſchlage durch, daß unverzüglich eine Regentſchaft errichtet würde. Der Prinz von Wallis verwarf zwar den von den Miniſtern ihm überſandten Plan zu der einzurichtenden Regentſchaft, weil dieſer die Vorrechte der Krone, ſo lange ſich der Regent in dem Beſitze derſelben befände, auf gewiſſe Weiſe beſchränkte; allein die Miniſter legten ihn dem Parlamente vor, und ihre Vorſchläge wurden, ungeachtet des heftigſten Widerſpruchs der Oppoſition und der von den königlichen Prinzen, ſo wie von mehreren eingelegten Proteſtationen, von beiden Kammern in der Hauptſache angenommen. Dem Regenten ward nämlich das Recht, Pairs zu ernennen, völlig abgeſprochen; durch dieſe Beſtimmung blieben die Miniſter der Stimmenmehrheit in beiden Häuſern gewiß. Perceval war bei dieſer Sache vorzüglich thätig. Auch ſtand er an der Spitze der Abgeordneten des Unterhauſes, welche nebſt den Deputirten des Oberhauſes, den 10ten Januar 1811, die Beſchlüſſe beider Häuſer dem Prinzen überbrachten, welcher hierauf, trotz der gemachten Einſchränkungen, die Regentenwürde annahm. Die allgemeine Vermuthung aber, der Prinz werde die bisherigen Miniſter entfernen, und aus den bedeutendſten Männern der pittiſchen und foxiſchen Parteien ein neues Miniſterium zuſammenſetzen, ward nicht erfüllt, weil die Aerzte die Geneſung des Königs nicht für unwahrſcheinlich hielten. Bei der Beibehaltung der alten Miniſter war alſo auch an keine Veränderung des politiſchen Syſtems zu denken, und Perceval ſagte in ſeiner Widerlegung der Oppoſitionsangriffe geradezu: „die ſchlimmſte aller Täuſchungen, deren man ſich gegen das Volk ſchuldig machen könne, bleibe die, daß man es bereden wolle, ein ehrenvoller und ſicherer Friede mit Frankreich ſey gegenwärtig thunlich und möglich. Denn wenn auch England auf Koſten ſeiner Ehre einen Frieden mit Frankreich erkaufen wolle, ſo dürfe es ſich doch gar nicht ſchmeicheln, darin Sicherheit zu finden.“ — Die Miniſter beharrten daher feſt bei ihrem Blokadeſyſtem, und die

Spannung mit Nord-Amerika erreichte den höchſten Grad. Dagegen neigte ſich die Stimmung der Schweden und Ruſſen immer mehr hin zu dem gewinnreichen freien Verkehre mit England; und die Miniſter, welche ſeit dem Ende des J. 1810 das Licenzenſyſtem als Ausweg bei der Handelsſperre angenommen hatten, beriefen ſich bei dem Budget von 1811 auf die Vermehrung des engliſchen Nationalreichthums während der letzten Jahre, ungeachtet ſie das Sinken des Commercialcredits nicht läugnen konnten, welches ſie aber aus der Thorheit unkluger Speculanten erklärten. Perceval trug ſelbſt darauf an, der Regierung 6 Millionen Pfund Sterlinge in Schatzkammerſcheinen zu bewilligen, mit welchen ſie hülfsbedürftige Kaufleute unterſtützen könnte. Die Miniſter ſiegten hierin, wie in dem Vorſchlage der portugieſiſchen Subſidien, wo Withbread und Ponſonby mit großem Nachdruck, aber vergebens, gegen Percevals Anträge ſich erhoben. Alle dieſe Kämpfe der Miniſter mit der Oppoſition ſchadeten aber jenen in der Meinung des Volks, beſonders der londner Bürgerſchaft. Die Freunde der Parlamentsreform hielten daher am 10ten Juni 1811 eine allgemeine Verſammlung, deren heftige Beſchlüſſe, ſo wie die Menge der Bittſchriften aus vielen Manufacturſtädten um Brot, Arbeit und Unterſtützung, die Miniſter in nicht geringe Verlegenheit ſetzten. Der Mangel war ſo groß, daß in mehrern Städten blutige Unruhen ausbrachen; am gefährlichſten war der Aufſtand zu Nottingham den 12ten November d. J., wo man, ſo wie an andern Orten die Weberſtühle zertrümmerte und Straßenraub verübte. Zugleich veranlaßten die ſtrengen Maßregeln der Regierung ſtürmiſche Bewegungen unter den catholiſchen Irländern, für welche im Parlamente mächtige Fürſprecher thätig waren. Allein Perceval, Wellesley, Liverpool und Eldon gaben in keinem Punkte nach; doch ließen ſie die fiscaliſche Unterſuchung gegen einige Stimmführer der irländiſchen Catholiken fallen. Jetzt verkündigte das franzöſiſche Amtsblatt, welches alle dieſe Symptome des Volkshaſſes gegen die brittiſchen Miniſter ſammelte, den nahen Sturz der letztern. Indeß hatte der Prinz Regent die grenvill-foxiſche Partei für ſich gewonnen, ſo daß er ſeinem Bruder, dem Herzog von York, die Stelle eines Feldmarſchalls der Landmacht, welche dieſer im J. 1809 hatte niederlegen müſſen, wieder übertrug. Dies erregte ſtarken, aber vergeblichen Widerſpruch. Im folgenden Jahre wollte der Regent das Miniſterium, welches er dem Widerſtande der Oppoſition nicht gewachſen glaubte, verändern, und zum Theil mit Grenville und deſſen Freunden beſetzen; allein ſein Verſuch, dieſe Partei mit den alten Miniſtern zu verſöhnen, und ihre widerſprechenden Grundſätze zu vereinigen, ſchlug gänzlich fehl. Es kam zu ſtarken Erklärungen, und der Regent ordnete das Miniſterium den 28ſten März 1812 ſo, daß die alten Miniſter, Perceval, Liverpool und Caſtlereagh an der Spitze der Staatsgeſchäfte blieben, indem nur wenige Mitglieder der Oppoſition auf die Seite der Miniſterialpartei traten. Die Umſtände wurden jetzt immer ſchwieriger; Europa befand ſich in der gefährlichſten Criſis; der nahe Ausbruch des Kriegs zwiſchen Frankreich und Rußland erregte bei den brittiſchen Miniſtern neue Beſorgniſſe. Schon erwartete die Oppoſition, Grenville, Grey, Ponſonby u. ſ. w. den Sturz des Miniſteriums, da die Gährung unter dem Volke bei der Laſt des Krieges immer bedenklicher, das Verlangen der irländiſchen Catholiken nach Emancipation immer dringender, und die Aufſtände in den Manufacturorten immer wilder wurden; allein Perceval blieb in ſeinem politiſchen Syſtem unerſchütterlich; die Miniſter gingen auf die den 17ten April von Frankreich gemachten

Friedensvorſchläge nicht ein; ſie veranlaßten vielmehr den Regenten, am 21ſten April die Declaration zu Weſtminſter über die Erhaltung der Seegewalt oder des brittiſchen Seeſyſtems zu erlaſſen, und die erneuerten Vorſchläge zu Gunſten der Catholiken, für welche ſelbſt der Bruder des Regenten, der Herzog von Suſſex, nachdrücklich ſprach, wurden im April d. J. von beiden Häuſern mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Da zerriß plötzlich der Frevel eines gallſüchtigen Schwärmers den Faden, an welchen er das Schickſal Englands und Europa's gebunden wähnte: das Leben des erſten brittiſchen Staatsminiſters Perceval. Der Unſinnige begriff nicht, daß dieſer Miniſter nur im Geiſte des wahren Zuſtandes der Dinge handelte, von dem er und die Mehrheit der Nation, ſo wie jeder freie, wackere Mann auch außerhalb England innigſt ergriffen war, in welchem Geiſte der Prinz Regent ſelbſt ſeine frühern, von der Politik ſeines Vaters abweichenden, Anſichten mit den einſt von ihm getadelten Grundſätzen des brittiſchen Miniſteriums zu vertauſchen ſich bewogen gefunden hatte. — Jene in den brittiſchen Annalen unerhörte That geſchah am 11ten Mai um 5 Uhr Abends, in dem Augenblicke, wo der Gemordete ins Parlamentshaus getreten war, um ſeinem miniſteriellen Berufe zu folgen. Die Kugel des Mörders traf Perceval ins Herz. Er lebte nur noch zwei oder drei Minuten. Whitbread, General Gascoigne und viele andre Mitglieder des Unterhauſes eilten auf den Corridor, wo der Piſtolenſchuß gefallen war, und brachten den Sterbenden in das Zimmer des Secretärs. Lord Arden empfing die letzten Athemzüge ſeines Bruders. Der General Gascoigne riß dem Mörder die Piſtole aus der Hand; er hatte noch eine zweite, gleichfalls mit einer Kugel geladen, bei ſich. Nach verübter That ſetzte ſich der Mörder in Gegenwart einer Menge von Leuten auf eine Bank, indem er ruhig zu ihnen ſagte: „Ich bin der Unglückliche, der den Schuß that.“ Dieſer Unglückliche war John James Billingham, Kaufmann zu Liverpool. Er hatte ſeit einigen Jahren ſein ganzes Vermögen eingebüßt. Ohne allen Privathaß gegen Perceval, war er nur gegen das Miniſterium aufgebracht, und richtete alſo ſeine Rache gegen deſſen Haupt. Die herbeigeholten Gerichtsbeamten befragten die Augenzeugen; Billingham ſelbſt wollte einige Umſtände zu ſeiner Rechtfertigung anführen; aber Lord Caſtlereagh unterbrach ihn mit der Bemerkung: er ſolle ſie für den Augenblick aufheben, wo er vor Gericht ſtehen würde. „Gut,“ ſagte der Mörder, „ſo werde ich mich alsdann erklären, und mein Vaterland wird mich richten.“ Er ward ſogleich nach Newgate abgeführt. Der Tod des Miniſters machte in ganz England den tiefſten und ſchmerzlichſten Eindruck. Nur einige aus dem londoner Pöbel entblödeten ſich nicht, wie der Courier und die Times erzählen, dem Mörder ihren Beifall zu bezeugen, und ihm, als er ins Gefängniß geführt wurde, zum Entkommen behülflich ſeyn zu wollen. Am 15ten Mai wurde Billingham zu Old-Bailey vor Gericht geſtellt. Das Gerichtshaus war mit Zuſchauern angefüllt. Der Gefangene beklagte ſich vor den Schranken, daß er gewiſſe Papiere, die er begehrt, nicht erhalten hätte. Der Attorney-General ſagte, man habe dieſe Papiere zur Aufklärung für die Richter zurückbehalten; inzwiſchen lägen ſie auf dem Tiſche, und er könne diejenigen davon fodern, die er nöthig zu haben glaube. Der Sachwalter des Angeklagten erwiederte, der Mangel dieſer Papiere habe ihn gehindert, ſeine Vertheidigung vorzubereiten. Hierauf übergab er dem Gericht ein Certificat, woraus hervorzugehn ſchien, daß Billingham mehrere Jahre hindurch an einer Geiſtesverwirrung gelitten habe; er fügte aber hinzu, die zum Beweiſe

dieſer Thatſache nöthigten Zeugen befänden ſich in ſo weiter Entfernung, daß man ſie nicht habe herbeiſchaffen können. Er begehrte alſo Verſchiebung des Urtheilſpruchs, bis man ſie habe abhören können. Allein das Gericht nahm hierauf keine Rückſicht, ſondern die Anklageacte wurde, nachdem die Geſchwornen ihren Eid abgelegt hatten, verleſen. Sodann vernahm man die Zeugen, und Einige unter ihnen äußerten ebenfalls die Meinung, daß der Angeklagte verrückt ſey. Nachdem man hierauf Billinghams Vertheidigung angehört hatte, der in einer unordentlich geſprochenen Rede die Miniſter weitläuftig der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit anklagte, begaben ſich die Geſchwornen bei Seite, und erklärten nach zehn Minuten den Gefangenen des vorbedachten Mordes ſchuldig. In Folge deſſen verurtheilte ihn das Gericht zum Galgen. Dieſes Urtheil wurde am 18ten Mai vollzogen. — Ueber Percevals Charakter als Privatmann, als Gatte und Vater war nur *eine* Stimme der öffentlichen Achtung. Ueber ſeine Regierungsgrundſätze, die er mit unerſchütterlichem Muthe klar und feſt, bei dem größten Widerſtande der Gegenpartei und unter den gefahrvollſten Ereigniſſen, in einer Zeit, die man die Criſis des Schickſals von Europa nennen konnte, ſtandhaft behauptete, hat die Zeit gerichtet: er ſollte den Triumph der Sache Europa's und den hohen Ruhm ſeines Vaterlandes, dem er mit echt brittiſchem Herzen ergeben war, nicht erleben. Treu und uneigennützig in ſeinem Berufe fiel er ein Opfer des blinden, durch kurzſichtige oder ſelbſtſüchtige Schreier angefachten, politiſchen Parteihaſſes, ohne den Seinigen Vermögen zu hinterlaſſen. Das Parlament ehrte ſein Andenken, indem es ſeiner Witwe und ſeinen Kindern einen Jahrgehalt von 2000 Pf. St. ausſetzte. K.

Perceval, richtiger *Parzival*, ſ. *Troubadours* und ſchwäbiſche Dichter. Der Verfaſſer dieſes Gedichts, *Wolfram von Eſchenbach*, nach Friedrich Schlegels Urtheil in der Europa, der größte deutſche Dichter des Mittelalters, lebte im 12ten und im Anfang des 13ten Jahrhunderts. Er war aus Bayern, und glänzte unter den Dichtern auf der Wartburg. Von ihm beſitzen wir, außer dem *Parzival*, ein Heldenlied vom *trojaniſchen Kriege*, und den *Titurel*, ein langes Rittergedicht, die Blüthe des vollendeten Ritterthums, myſtiſch und gelehrt, zum Theil auf die Templer berechnet. Urſprünglich gehörte der Titurel dem Auslande an, ward aber von dem deutſchen Dichter nach A. W. Schlegels Meinung höher ausgebildet. Die Großen ſahn im Titurel den Spiegel des frommen Ritterthums. Er erſchien im Druck zuſammen mit dem Parzival im J. 1477. Dieſe ſeltne Ausgabe iſt aber ſehr fehlerhaft. Von andern ſchätzbaren, aber zum Theil zerſtörten Handſchriften ſind Bruchſtücke herausgegeben worden, vorzüglich von *Docen*. S. deſſen Sendſchreiben über den Titurel. Berlin 1810.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer, der in der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. lebte, und aus Paros in Pontus gebürtig war. Nach vielen Ausſchweifungen mußte er endlich wegen der Ermordung ſeines Vaters, den er erdroſſelte, flüchtig werden. Er ging nach Paläſtina, nahm das Chriſtenthum an, und erwarb ſich durch ſeinen fanatiſchen Eifer, um den er auch ins Gefängniß gerieth, den Namen eines Märtyrers. Von allen Seiten her erhielt er Unterſtützung und Theilnahme, bis endlich der Präfect von Syrien ihn wieder in Freiheit ſetzte. Nun begann er aufs neue ſeine Wanderungen, wurde wegen ſeiner Verworfenheit von der Gemeinſchaft der Chriſten ausgeſchloſſen, und nahm das ganze Aeußere eines Cynikers

an. Verachtet und verabſcheut wollte er wenigſtens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er durch ganz Griechenland bekannt, daß er ſich bei den olympiſchen Spielen freiwillig ſelbſt verbrennen werde; ein Unternehmen, das er wirklich im J. 163 nach Chr. Geb. vor einer ungeheuren Menſchenmenge ausführte. — Für uns hat dieſer cyniſche und chriſtliche Schwärmer durch Wielands Roman ein erneutes Intereſſe erhalten.

Pergament iſt ein gegerbtes, mit Kalk gebeiztes und auf beſondre Weiſe zubereitetes Hammel-, Kalb- oder Ziegenfell, welches ſeinen Namen von der Stadt Pergamus in Klein-Aſien erhielt. Plinius ſagt, daß es daſelbſt erfunden worden ſey, was jedoch falſch iſt; denn ſchon im hohen Alterthum ſchrieb man auf rohe und nachher auch auf ſolche Thierhäute, die auf beiden Seiten gegerbt waren. In der Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern bereitet. Schon zu Davids Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den älteſten Zeiten auf ungegerbte Hammel- und Ziegenfelle ſchrieben, von denen bloß die Haare abgeſchabt waren. Ptolemäus Philadelphus konnte die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Abſchrift der heiligen Schrift geſchrieben war, die ihm der hohe Prieſter Eleazar zuſchickte. Dies alles beweiſ't, daß das Pergament nicht in Pergamus erfunden, ſondern nur verbeſſert und in ſo großer Menge verfertigt wurde, daß es den vorzüglichſten Handelszweig dieſer Stadt ausmachte. — Anfangs war das Pergament gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch die violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem Pergament alle Farben zu geben und auch ein gefärbtes durchſichtiges Pergament zu machen.

Pergoleſi (Giovanni Battiſta) war 1704 in dem Städtchen Caſoria in der Nähe von Neapel geboren, und trat 1717 in das nachmals aufgehobne Conſervatorium dei poveri di Giesu-Cristo zu Neapel. Gaetano Greco ſtand damals an der Spitze dieſer berühmten Schule. Dieſer große Meiſter, von dem die Italiener noch jetzt mit Ehrfurcht ſprechen, hatte für ſeinen Zögling eine beſondre Sorgfalt und weihte ihn früh in alle Geheimniſſe ſeiner Kunſt ein. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte ſich Pergoleſi in den Schulen ſchon durch verſchiedne Compoſitionen ausgezeichnet, worin die Melodie allen Künſteleien des Contrapunkts aufgeopfert war; kaum aber war er aus dem Conſervatorio getreten, als er ſeine Manier völlig veränderte. Die Werke von Vinci und Haſſe, die er damals hörte und die er ſtudirte, wirkten dieſe Veränderung. Er betrat die von dieſen großen Meiſtern eröffnete Bahn und zeigte ſich würdig, ſie mit ihnen zu durchlaufen. Seine erſten Verſuche gefielen jedoch im Publicum nur wenig. In ſeiner erſten Oper fanden nur einige Ariettin Beifall. Der Fürſt von Stigliano, erſter Stallmeiſter des Königs, urtheilte beſſer von den Talenten Pergoleſi's; er nahm ihn unter ſeinen Schutz und verſchaffte ihm von 1730 bis 34 Arbeiten für das Teatro nuovo. In dieſer Zeit ſetzte er auch die Serva Padrona für das Theater von San-Bartolomeo. Aber Pergoleſi's Genie fand keine Befriedigung darin, gewöhnliche Gegenſtände zu behandeln; er ergriff mit Eifer die Gelegenheit, ſich zu Rom durch eine viel wichtigere Compoſition bekannt zu machen und ſchrieb im J. 1735 die Olimpiade für das Theater Tordinone. Aber dieſe Oper, welche zugleich mit Duni's Nerone erſchien, fiel ungerechter Weiſe durch, während jene, die nach des Verfaſſers eignem offnen Geſtändniß von weit geringerem Werth war, allgemein gefiel. Pergoleſi kehrte nach Neapel zurück

und componirte das Dixit und Laudate, das wir von ihm beſitzen, und wurde durch den vollſtändigſten Erfolg für die frühern falſchen Urtheile entſchädigt. Indeß nahm ſeine Geſundheit mit jedem Tage ab; er war ſeit vier Jahren vom Blutauswerfen befallen, wodurch er ſichtbar aufgerieben wurde. Seine Freunde bewogen ihn, nach Torre del Greco, am Fuß des Veſuv, zu ziehen, denn man glaubt, daß Bruſtkranke hier leicht und ſchnell geneſen, wenn Heilung möglich iſt, im entgegengeſetzten Fall aber auch ſchneller unterliegen. Hier componirte Pergoleſi ſein berühmtes Stabat, die Cantate Orfeo und das Salve Regina, welches ſein letztes Werk war. Im J. 1737 waren ſeine Kräfte erſchöpft; er ſtarb, als eben ſein Ruf anfing, ſich über ganz Europa zu verbreiten. Die Theater wie die Kirchen ertönten von ſeinen Werken; in Rom gab man ſeine Olimpiade aufs neue und mit der größten Pracht, und je gleichgültiger man anfangs dagegen geweſen, deſto mehr bewunderte man jetzt ihre Schönheiten. Nach dem allgemeinen Urtheil der Italiener hat im muſikaliſchen Ausdruck ihn niemand übertroffen; aber ſie werfen ihm die repetizioni, einen abgebrochnen Styl, und daß er zuweilen den Geſang der Wirkung der Begleitung aufgeopfert habe, vor. Außerdem erſcheint ihnen ſeine ganze Art etwas ſchwermüthig und melancholiſch, welches vielleicht von ſeiner Körperſchwäche herrührt. Man hat ihn wohl den Dominichino in der Muſik genannt.

Pericopen (griechiſch) heißen die bibliſchen Stellen, welche bei dem öffentlichen Gottesdienſte zu Vorleſungen vor dem Altar und als Texte der Predigten gebraucht werden. Die Auswahl derſelben ſcheint in den erſten Jahrhunderten der Willkür der Geiſtlichen überlaſſen geweſen zu ſeyn, im 4ten Jahrhundert wurde ſie auf die kanoniſchen Schriften des alten und neuen Teſtaments beſchränkt und im 6ten Jahrhundert vom Papſt Gregor dem Großen durch ein eignes Lectionarium beſtimmt, welches Carl der Große bei dem in ſeinem Reiche eingeführten Homiliarium zum Grunde legte. Ihm verdanken wir daher die auf alle Sonn- und Feſttage im Kirchenjahre vorgeſchriebnen Evangelien und Epiſteln, welche Luther bei der Reformation für ſeine Partei beibehielt. Er ſagt ſelbſt, daß nur die Unwiſſenheit der Geiſtlichen ſeiner Zeit ihn vermocht hätte, in dieſer Hinſicht beim Alten zu bleiben, weil es gerade über dieſe Texte die meiſten Poſtillen gab. Die reformirte Kirche hingegen ließ ihren Predigern ſogleich die Freiheit zur Auswahl der Texte bei öffentlichen Vorträgen und auch in der lutheriſchen hat man neuerdings die Mängel jener alten Pericopenwahl ſtark genug empfunden, um, wie ſchon gegen Ende des 18ten Jahrhunderts in Dänemark, Würtemberg, Baden und einigen kleinern deutſchen Staaten und auf Reinhards Antrieb für die Jahre 1810 und 1811 auch im Königreiche Sachſen geſchehen iſt, neugewählte Reihenfolgen bibliſcher Abſchnitte oder Texte liturgiſch vorzuſchreiben. Ueberdies ſind in Sachſen beim Wiedereintritt der alten Pericopen 1812 einige unzweckmäßige weggelaſſen und in der neuen ſächſiſchen Agende fruchtbarere Texte an ihre Stelle geſetzt worden. In wie fern der dem geiſtvollen und in der Bibelauslegung geübten Prediger allerdings läſtige Pericopenzwang, oder die kirchliche Vorſchrift über beſtimmte Texte zu predigen, überhaupt abzuſchaffen ſey, läßt ſich ſchwer entſcheiden. Noch giebt es Prediger genug, die dieſe dem Geiſte des Proteſtantismus allerdings angemeßne Maßregel in Verlegenheit ſetzen oder zu Mißgriffen verleiten könnte und unter allen zur Bewerkſtelligung derſelben vorgeſchlagnen Modificationen ſcheint die Einrichtung, daß jeder Prediger im Voraus jährlich oder halbjährig von ihm ſelbſt gewählte Texte den Ephorien und Conſiſtorien

zur Prüfung einreiche und dann über die genehmigten oder an der Stelle der verworfnen eingeſchalteten predige, den vorwaltenden Bedenklichkeiten noch am beſten zu begegnen. In der catholiſchen Kirche gelten die alten Pericopen als Beſtandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert, jedoch hängt die mehrere oder mindere Freiheit in der Wahl der Predigttexte von der Liberalität und Connivenz der Biſchöfe und ihrer Vicarien ab. E.

Perikles, einer der berühmteſten Staatsmänner Griechenlands, in deſſen Zeitalter die Blüthezeit der griechiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt fiel, war zu Athen geboren, und der Sohn des durch den Sieg bei Mykale über die Perſer bekannten Feldherrn Xanthippus. Er empfing eine liberale Erziehung, wie ſie unter den vornehmen Athenienſern gewöhnlich war. Unter ſeinen Lehrern war auch ein gewiſſer Damon, der unter dem Schein, ihm die Muſik zu lehren, ihn in der Politik unterrichtete. Ein andrer ſeiner Lehrer war der berühmte Philoſoph Anaxagoras, durch deſſen Lehrſtunden er mit den Erſcheinungen der Natur bekannt, und dadurch von der Furcht und dem Aberglauben des gemeinen Volks befreit wurde. Auch den Unterricht des Zeno von Elea genoß er, eines berühmten Philoſophen und großen Meiſters in der Disputirkunſt. Unter ſo ausgezechneten Lehrern erwarb er bei großen natürlichen Anlagen und einem durchdringenden Verſtande eine Erhabenheit der Geſinnung und Stärke des Charakters, wodurch es ihm gelang, lange Zeit eine faſt unbeſchränkte Gewalt über ein Volk auszuüben, das ſchwerer als irgend ein andres zu beherrſchen war. Perikles war durch ſeine Familienverhältniſſe mit der Ariſtokratie verbunden; aber theils wegen der Eiferſucht, womit der große Haufe dieſe Partei betrachtete, in deren Händen die eigentliche Staatsgewalt ruhte, theils da der erſte Poſten unter dem Adel bereits von Cimon eingenommen war, hielt er ſich anfänglich von den Angelegenheiten des Staats zurück, und bewarb ſich dagegen um die Gunſt und das Vertrauen der Volkspartei. Das Betragen, welches er annahm, war dem Betragen des Cimon ganz entgegengeſetzt. Dieſer zeigte ſich glänzend und geſellig; er dagegen vermied alle Gaſtmähler und öffentlichen Vergnügen, empfieng weder, noch machte er Beſuche, erſchien nie anders öffentlich als im Prytaneum und in der Volksverſammlung, und benahm ſich allenthalben mit Ernſt und Würde. Da er nicht ein Mitglied des Areopagus war, ſo bemühte er ſich, das Anſehen deſſelben zu ſchwächen, und trieb ſeinen Freund Ephialtes an, das Volk eiferſüchtig auf dieſes Gericht zu machen, und ein Decret zu bewirken, welches die meiſten Streitigkeiten, die vor demſelben unterſucht und entſchieden wurden, andern Gerichtshöfen übertrug. Seine Beredſamkeit war erhaben, würdevoll und kräftig, und er wußte damit ſo mächtig zu wirken, daß von ihm geſagt wurde, er donnere und blitze in ſeinen Reden. Mit großer Sorgfalt vermied er alles, was dem Volke mißfallen konnte, und wiewohl er ſeine Reden niederſchrieb, bevor er ſie hielt, ſo ſchien es ihm doch wahrſcheinlich der Vorſicht gemäß, ſie nachher nicht aufzubewahren. Die Geduld, mit der er Beleidigungen zu ertragen wußte, war ſeinem Emporſteigen günſtig. Als ein Beiſpiel dieſer Herrſchaft über ſeine Gefühle wird erzählt, daß, als er einſt Abends aus der Volksverſammlung von einem gemeinen Bürger mit Schmähungen bis vor ſein Haus begleitet worden, er einem Diener befohlen habe, eine Fackel anzuzünden, und dem Mann heim zu leuchten. Nachdem die Volkspartei die Anklage des Cimon bewirkt hatte, wurde Perikles zu einem der Richter ernannt. Er betrug ſich indeß hier mit vieler Mäßigung, und ſprach von ſeinem großen Mitbür-

ger mit der ſchuldigen Achtung. Die Verbannung ſeines Nebenbuhlers eröffnete ſeinen ehrgeizigen Planen endlich ein freies Feld. Da Cimon das Volk geſpeiſ't und gekleidet hatte, ſo ſetzte Perikles es durch, daß die Bedürftigen aus dem öffentlichen Schatz unterſtützt wurden. In dem Kriege, welcher 458 vor Ch. Geb. zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern ausbrach, gab ſich Perikles in der unglücklichen Schlacht bei Tanagra den größten perſönlichen Gefahren Preis, und fiel bald darauf glücklich mit einer Flotte und einem kleinen Heere in den Peloponnes ein. Dem Volke zu ſchmeicheln, das die Rückkehr des Cimon wünſchte, ſchlug er ſelbſt einen Volksbeſchluß vor, wodurch derſelbe zurückgerufen wurde; ins geheim aber ſoll er mittelſt ſeiner Schweſter eine Uebereinkunft mit Cimon getroffen haben, der zufolge der Oberbefehl auswärts dem Cimon, die Leitung der Staatsangelegenheiten zu Hauſe aber dem Perikles überlaſſen ſeyn ſollte. Durch des Cimon Tod aber wurde er vollkommen Herr von Athen; denn wiewohl die ariſtokratiſche Partei ihm den Thucydides, des Meleſias Sohn, einen Anverwandten des Cimon, entgegengeſtellte, ſo war dieſer dem Perikles doch zu wenig gewachſen, um ihm gefährlich zu werden. Perikles Ueberlegenheit geht aus der Aeußerung des Thucydides über ihren Streit ſelbſt hervor. „Wenn ich ihn auch zu Boden werfe,“ ſagte dieſer einſt zu dem ſpartaniſchen König Archidamus, „ſo ſagt er doch, daß er nie daniedergelegen, und überredet ſelbſt die Zuſchauer, daß ſie ihm glauben.“ Immer ſann Perikles darauf, die Aufmerkſamkeit des Volks zu beſchäftigen, entweder durch Ausſendung neuer Colonien oder durch kriegeriſche Unternehmungen. Durch die großen öffentlichen Werke, die er errichten ließ, ſchmeichelte er der Eitelkeit der Athenienſer, indem er dadurch ihre Stadt verſchönerte, und beſchäftigte zugleich eine Menge von Arbeitern und Künſtlern. Um die Koſten dieſer großen Unternehmungen beſtreiten zu können, ließ er den öffentlichen Schatz Griechenlands von Delos nach Athen bringen, und wußte dieſe Treuloſigkeit durch die Erklärung zu rechtfertigen, daß, da dieſes Geld zur Vertheidigung gegen die Barbaren erhoben worden, die Athenienſer aber durch ihre alleinigen Anſtrengungen dieſen Zweck erreicht hätten, die Verbündeten auch kein Recht weiter hätten, nach der Verwendung des Geldes zu fragen. Seine perſönliche Rechtſchaffenheit in allen Geldangelegenheiten war über jeden Argwohn erhaben, wovon ein merkwürdiges Beiſpiel angeführt wird. Während einer Unternehmung gegen Euböa fielen die Lacedämonier als Bundesgenoſſen der Megarenſer in Attica ein. Perikles wußte dieſen Angriff durch Beſtechung des Vormundes des ſpartaniſchen Königs abzuwenden. Als er nachher Rechnung ablegte, ſetzte er die Summe von zehn Talenten zu einer geheimen, aber nützlichen Ausgabe an, und die Athenienſer begnügten ſich damit, ohne weitere Auskunft zu verlangen. Da er von den Feindſeligkeiten gegen Euböa nicht abließ, ſo machte er ſich endlich ganz zum Herrn dieſer wichtigen Inſel (447 vor Chr. Geb.); bald darauf ſchloß er einen Waffenſtillſtand mit den Spartanern auf dreißig Jahre. Die Macht des großen Haufens zu beſchränken, die er bisher immer mehr und mehr erweitert hatte, ſetzte er die Erneuerung eines alten Geſetzes durch, nach welchem nur der Sohn eines Bürgers und einer Bürgerin von Athen wieder für einen athenienſiſchen Bürger gelten ſollte, und ließ dem gemäß 5000 Menſchen, die bisher frei geweſen waren, als Sclaven verkaufen. Dieſe Handlung, die zugleich Perikles großen Einfluß beweiſ't, hatte ohne Zweifel den Beifall der Mehrzahl unter den Bürgern, deren Anſehn durch dieſe Verminderung ihrer Zahl ſtieg. Den Waffenſtillſtand mit den Spartanern benutzte Perikles, um die Samier zu bekriegen (44-

vor Chr. Geb.) Zu dieſem Kriege ſoll er zum Theil durch die Aſpaſia bewogen worden ſeyn; über den Grund dieſer Behauptung, ſo wie über Beider Verhältniß haben wir unter dem Art. Aſpaſia geſprochen. Die Unternehmung gegen Samos, auf welcher Aſpaſia den Perikles begleitete, endigte mit der Unterwerfung der Inſel und der Wiederherſtellung der demokratiſchen Regierung auf ihr. Die Samier empörten ſich bald darauf, und vertrieben die atheniensiſche Beſatzung, wurden aber durch eine Niederlage zur See und durch die Belagerung ihrer Stadt aufs neue von Perikles zur Unterwerfung gezwungen. Bei ſeiner Rückkehr hielt er zu Athen jene berühmte Trauerrede zum Andenken der Gebliebnen, welche von ſeinen Landsleuten mit ſo großem Enthuſiasmus aufgenommen wurde, daß ſich die Frauen um ihn drängten und ſein Haupt mit Kränzen ſchmückten. Als endlich in dem Kampf der Parteien Thucydides zur Verbannung verurtheilt worden, wurde das Anſehn des Perikles noch überwiegender, bis endlich die Eiferſucht der Athenienſer erwachte, welche die Hoffnungen jetzt nicht mehr hegten, die ihnen die Ereigniſſe vor Ausbruch des peloponneſiſchen Kriegs eröffnet hatten. Einige ſeiner Freunde wurden verfolgt: Anaxagoras, ſein verehrter Lehrer wurde der Irreligion beſchuldigt; Aſpaſia wurde öffentlich wegen ihres Verhältniſſes zu Perikles angeklagt. Er ſelbſt führte ihre Sache, und fühlte ſich davon ſo ergriffen, daß er ohne Rückſicht auf ſeine Würde Thränen vergoß. Er bewirkte ihre Losſprechung, den Anaxagoras aber entzog er dadurch den Angriffen ſeiner Feinde, daß er ihn unter ſeiner eignen Begleitung aus Attica führte. Als die Spartaner, welche ſich der kleinern griechiſchen Staaten annahmen, ihre Forderungen, dieſen den zugefügten Schaden zu erſetzen, nach Athen gelangen ließen, unter Androhung eines Kriegs auf den Weigerungsfall, überredete Perikles die Athenienſer, die Bedingungen zu verwerfen, und wurde dadurch der Urheber des langen und verderblichen peloponneſiſchen Kriegs, von welchem wir in einem eignen Artikel geſprochen haben. Sein Betragen wird von Einigen dem Beſtreben zugeſchrieben, ſeine Landsleute ſo viel möglich zu beſchäftigen, um ihnen keine Zeit übrig zu laſſen, auf die beabſichtigten Anklagen ſeiner Feinde zu achten. Wahrſcheinlicher jedoch iſt es, daß Perikles, von ſeinen ſtolzen Begriffen von der Hoheit und Würde der athenienſiſchen Republik irre geleitet, darauf drang, nichts zu bewilligen, beſonders da ſein eignes Anſehn dadurch zu Grunde gerichtet worden wäre. Als der Krieg im J. 431 begann, war Perikles der Meinung, daß die Athenienſer die Vertheidigung ihrer Ländereien aufgeben, und ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Befeſtigung der Stadt und Ausrüſtung der Flotte wenden ſollten. Dem gemäß ließ er, als ihm der Oberbefehl übertragen worden, das überlegene Heer der Spartaner und ihrer Bundesgenoſſen ohne Widerſtand, trotz des Murrens der Athenienſer, bis Acharnä in Attica vorrücken; aber er ſchickte zu derſelben Zeit eine furchtbare Flotte nach den Küſten des Peloponneſus, nach Locris und Aegina, welche die in Attica begangnen Plünderungen doppelt rächte. Nachdem aber die Peloponneſier ſich zurückgezogen hätten, machte er ſelbſt einen Einfall in das Gebiet der Megarenſer, welche die Haupturſache des Kriegs waren. Am Schluſſe dieſes Feldzugs hielt er mit hinreißender Beredſamkeit auf die im Dienſte des Vaterlandes Gebliebenen eine Rede. Im nächſten Jahre brach die denkwürdige Peſt in Athen aus, die ſo ſchreckliche Verheerungen anrichtete, daß Perikles ſeines ganzen Muthes bedurfte, ſich ſelbſt und ſeine Landsleute aufrecht zu erhalten. Um ihre Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, machte er eine große Rüſtung, und ſegelte damit nach Epidaurus; aber die Sterblichkeit unter ſeinen Trup-

pen hinderte ihn, irgend etwas wichtiges auszuführen. Er kehrte mit einer geringen Mannſchaft zurück, und mußte wahrnehmen, daß es unmöglich ſey, den entmuthigten Athenienſern Vertrauen einzuflößen. Er verlor das Commando, und mußte, ohne daß ihm ein beſondres Verbrechen wäre zur Laſt gelegt worden, eine Geldſtrafe bezahlen. Bald aber rief ihn mit gleichem Leichtſinn das Volk wieder an die Spitze der Geſchäfte zurück, und ertheilte ihm eine größere Gewalt, als er je zuvor beſeſſen. Jetzt aber, wo die Sorgen für den Staat ihn ſo vielfach beſchäftigten, trafen ihn auch noch häusliche Sorgen, um ſeinen Geiſt niederzubeugen. Sein älteſter Sohn Xanthippus, der in Zwiespalt mit ihm gelebt hatte, ſtarb an der Peſt; dieſelbe Todesart raffte ſeine Schweſter und viele ſeiner nächſten Verwandten und Freunde weg; zuletzt ſtarb auch Paralus, ſein einziger ihm noch übriger Sohn von ſeiner erſten Gattin. Dieſer Unfall zwang ihm Thränen ab. Ihn zu tröſten, widerriefen die Athenienſer ſein eignes Geſetz gegen die halbbürtigen Kinder, und ſo trug er ſeinen mit der Aſpaſia gezeugten Sohn in die Bürgerliſte ein. Aber ſeine Kraft war gebrochen. Er verfiel in eine ſchleichende Krankheit, die ſeinen Körper und ſeinen Geiſt aufzehrte. Er ſtarb im 43ſten Jahre der 87ſten Olympiade oder im Jahre vor Chr. Geb. 429. Als er im Sterben lag, und kein Zeichen des Lebens mehr an ihm erſchien, gedachten ſeine das Lager umringenden Freunde unter Wehklagen ſeiner großen Thaten; er aber raffte ſich plötzlich auf und ſagte ihnen: „In dieſen Dingen ſind mir andre gleich, aber zu beſonderm Ruhme rechne ich mir's an, daß nie ein Athenienſer durch mich in Trauer verſetzt worden." — Athen verlor in ihm ſeinen ausgezeichnetſten Bürger, dem, wenn auch ſtrenge Tugend, doch Seelengröße nicht abzuſprechen iſt. Seine Erziehung hatte ſeinen Geiſt aufgehellt, und über die Vorurtheile ſeines Zeitalters erhoben. Seinem Vaterlande das Uebergewicht über alle griechiſchen Staaten zu verſchaffen, war ſein Beſtreben, und wirklich behauptete Athen, ſo lange dieſer große Bürger ihm vorſtand, nicht bloß in geiſtiger, ſondern auch in politiſcher Rückſicht den erſten Rang. Ihm verdankt Athen ſeine ſchönſten Zierden, das Parthenon, das Odeum, die Vorhalle der Burg, die großen Mauern und zahlreiche Statuen und andre Kunſtwerke, von deren Vollkommenheit die vorhandenen Ueberreſte uns einen Begriff geben. Die Blüthe der griechiſchen Kunſt, das Zeitalter des Phidias, fiel mit Perikles Zeit zuſammen. So iſt mit Perikles Namen der Begriff der ſchönſten Periode für Athens Kunſt, Wiſſenſchaft und Macht verbunden, und trifft ihn der Vorwurf, daß er Athen an den Abgrund geführt, den es herabſtürzen mußte, ſo gebührt ihm auch das Lob, viel dazu beigetragen zu haben, daß es in geiſtiger Hinſicht für immer die Königin aller Staaten des Alterthums blieb und auch für uns bleiben wird.

Periode. Das Wort Periode bedeutet nicht bloß einen Wort-, ſondern auch einen **Zeitkreis**, und den von demſelben eingeſchloßnen **Zeitraum**, daher wird ein größrer Zeitraum in mehrere **Zeitabſchnitte** getheilt, die ebenfalls Perioden heißen. In dieſem Sinn braucht das Wort der Aſtronom und der Chronolog; jener, um das Wiederkehren einer und derſelben kreisförmigen Bewegung auszudrücken, dieſer um einen Cyclus von mehrern Jahren zu bezeichnen, der den Kreislauf des Jahres mit den Mondwechſeln in Harmonie bringt. Der Aſtronom verſteht daher unter dem **periodiſchen** Monat eine Zeit von 27 Tagen 7 Stunden 43′ 11″, nach welcher der Mond, indem er täglich etwa um 13 Grad am Himmel von Abend gegen Morgen fortrückt, wieder bei denſelben Fixſternen ankommt. In der Chronologie aber konnten richtige Zeitkreiſe erſt dann gefunden werden, als die Aſtro-

nomie die wahre Bewegung der Weltkörper in ihren gegenſeitigen Beziehungen erkannt hatte. Daher iſt die Chronologie der alten Völker ſehr verworren. Die berühmteſten Perioden der Griechen waren: der 19jährige Cyclus des **Meton** von 6940 Tagen, nach welchem ſie ſeit 432 vor Chr. Geb. ihre aſtronomiſchen Calender verfertigten, die im J. 330 aufgeſtellte **Periode des Kalippus**, oder die Epoche des Alexander, welche 76 Jahre weniger einen Tag zuſammenfaßte; die noch vollkommnere **hipparchiſche Periode** von 304 Jahren, welche das tropiſche Sonnenjahr nur um 6 Minuten 26 Secunden zu lang annahm. Die von Joſeph Scaliger erdachte, ſogenannte **julianiſche Periode**, ein Zeitkreis von 7980 julianiſchen Jahren, ſollte die verſchiednen Berechnungen des Jahres der Geburt Chriſti ſeit Erſchaffung der Welt mit einander vergleichen. Nach Ablauf derſelben erneuern ſich zugleich die drei chronologiſchen Cykel, der 28jährige Sonnencykel, der 19jährige Mondcykel und der 15jährige Indictionscykel. Das Jahr der Geb. Chr. in der P. I. iſt 4714. Sie wird nicht mehr gebraucht, da man jetzt nach Jahren **vor** und **nach** Chriſti Geburt zählt. In der **Geſchichte** bezeichnen **Perioden** Zeitabſchnitte, welche durch Epoche machende Begebenheiten, d. i. ſolche, die einem Zeitalter eine eigenthümliche Geſtalt geben, beſtimmt werden. Die Univerſalgeſchichte kann **ſynchroniſtiſch** nur nach verſtändig abgegränzten Perioden, deren jede das richtig componirte Gemählde eines Zeitalters, oder die Darſtellung des Charakteriſtiſchen eines gewiſſen Zeitraums, ſeyn ſoll, vorgetragen werden. Die Alten erzählten die allgemeine Geſchichte ethnographiſch, dann chronologiſch und annaliſtiſch. Nach Jahrhunderten, und mit Abſchnitten in jedem Jahrhundert, ordneten den Stoff der Weltgeſchichte Leon. **Offerhaus** in ſeinem ſchätzbaren Compendium Historiae universalis, c. Schröckhii. L. 1778, II. 8.; **Boſſuet** in ſeinem Discours sur l'histoire universelle u. A. m. Allein die hiſtoriſche Kunſt gibt der Methode den Vorzug, welche die allgemeine Geſchichte ſowohl als die Specialgeſchichte nach Perioden, oder nach Zeiträumen, die durch wichtige folgenreiche Begebenheiten geſchieden werden, vorträgt. Dieſer Methode ſind gefolgt: **Voltaire** in ſeinem Essai sur l'histoire generale; **Millot**, **Condillac**, **Gatterer**, **Schlözer**, **Remer**, **Eichhorn**, **Wachler** und überhaupt die vorzüglicheren neuern Hiſtoriker. Die Kunſt beſteht in der richtigen Feſtſtellung der Perioden nach univerſalhiſtoriſchen Blicken, und in der Anordnung des Stoffes nach dem Charakter jedes Zeitraumes. Bei der Abgränzung der Perioden der Univerſalgeſchichte müſſen die Zeitpunkte, auf welche in mehreren Theilen der Erde gleichzeitig ſolche Begebenheiten fallen, die einen neuen Zuſtand der Dinge herbeiführten, vorzugsweiſe als Scheidepunkte ausgehoben werden. Unter den Begebenheiten aber verdienen die den Vorzug, welche aus der Größe guter Menſchen hervorgegangen ſind. Denn große Männer ſind der Leitſtern der Völker und der Menſchheit. Jahrhunderte erfreuen ſich ihres Glanzes, und zahlreiche Geſchlechter folgen den neuen durch ſie beleuchteten Bahnen. Jeder wahrhaft große Mann macht Epoche in der Weltgeſchichte. Der Geſichtspunkt der Cultur und der bürgerlichen Freiheit, in wie fern beide durch Religionsſtifter und Geſetzgeber vorbereitet, aus dem Ackerbau und dem Eigenthum, aus der Kunſt und der Wiſſenſchaft, aus dem Handel und dem Nationalſinn der Völker erblühen, iſt univerſalhiſtoriſch wichtiger, als der Geſichtspunkt der Macht. Es gibt noch keine Univerſalgeſchichte, deren Periodenbau biographiſch angelegt wäre. Bredow hatte den Plan dazu gefaßt. Doch hat jeder gute Hiſtoriker in ſeiner Compoſition bald mehr, bald weniger, mit ſichtbarer Vorliebe zur biographiſchen Geſtaltung ſei-

nes Kunſtwerks ſich hingeneigt. — Die gewöhnlichſte Periodenfolge der Univerſalgeſchichte beruht auf der Abtheilung in die alte, mittlere und neuere Geſchichte. Nicht die Geburt Chriſti, ſondern der Urſprung der aus den Trümmern des römiſchen Reichs und aus der Völkerwanderung hervorgegangenen europäiſchen Völker und Staaten trennt die alte und neue Geſchichte. In letzterer ſcheidet die mittlere Zeit von der neuern die Entdeckung des Seewegs nach beiden Indien und der auf den wiſſenſchaftlichen Aufſchwung der Geiſter gefolgte hellere Zuſtand des europäiſchen Geſammtlebens. Columbus und Cook ſetzten Europa in den Mittelpunkt der Welt: dies bildet den Umfang und den Inhalt der neuern Geſchichte. Folgende Abgränzung der einzelnen Perioden, deren Grundlage die jedem Zeitalter durch große Männer gegebene eigenthümliche Geſtaltung iſt, ſtehe hier ſtatt anderer, die aus den Geſchichtswerken bekannt genug ſind. Die Urzeit, oder die Geſchichte der Erde vor den Fluthen, iſt ein leeres Blatt in der Geſchichte; doch iſt die Erde ſelbſt eine Hieroglyphe, welche die Phyſiker zu deuten und mit den moſaiſchen Urkunden zu vereinigen ſuchen. Die erſte Periode beginnt daher ſeit den Fluthen, und umfaßt die mythiſch-hiſtoriſchen Zeiten bis auf Moſes und Cadmus, 1500 vor Chr. Geb. In der zweiten Periode, die zehn Jahrhunderte umſpannt, dämmert aus Sagen der Heldenzeit das Licht der Geſchichte auf. Mittel-Aſien erleuchtet Zoroaſter; über Europa geht das homeriſche Geſtirn auf, und Solon gründet die Erhebung der Griechen zur Cultur und Freiheit. Mit dem J. 500 hebt die dritte an, oder das erſte Zeitalter der Europäer. Entſcheidend für die Selbſtſtändigkeit unſeres Welttheils ward der Brand von Sardes im J. 500, und entſcheidend für das Staatenſchickſal überhaupt die Dictatur in Rom, welche um dieſelbe Zeit entſtand. Perikles und Sokrates geben ihren Namen dieſem Zeitalter, welches das J. 300 von der vierten Periode ſcheidet. Denn i. J. 301 brach Alexanders Univerſalmonarchie an einem Tage bei Ipſus in drei Welttheilen zuſammen, und in Rom ſtellte das ogulniſche Geſetz die bürgerliche Gleichheit feſt. Die Menſchheit aber, zu deren Gemeingut in Europa Sokrates die Idee erhob, durchwanderte eine lichte Bahn von den Schulen des Pythagoras in Groß-Griechenland von 500 an, bis zur Gründung der ſtoiſchen Schule um 30. So ward Europa das Herz der Weltgeſchichte. In der vierten Periode tritt Rom auf Italiens, Carthago's und Griechenlands Nacken, und beherrſcht die Welt. Cäſar lebte. Doch trat erſt nach Auguſts Tode (im J. 14 nach Chr. Geb.) unmittelbar nach Vollendung der römiſchen Weltherrſchaft, an die Stelle der Freiheit die Tyranney eines Einzigen. Aber mit Tiber, der die Menſchheit ſchändet, erſchien zugleich ihr Erlöſer, Jeſus Chriſtus. So beginnt die fünfte Periode. Von 14 bis 756 nach Chr. Geb. erſchüttert Roms Größe und Roms Fall die bekannte Erde. Die Antonine und die Attila's, welche Gegenſätze! Mahomet, das größte Meteor des Orients. — Aber erſt Pipin der Kleine entſcheidet Roms Untergang, als Stadt der Cäſarn. Ihr Schatten weilt nur noch an dem Bosphorus; Rom wird jetzt die Stadt der Kirche. Eine neue Univerſalmonarchie beginnt, die der Meinung; zugleich vollendet der Orient eine dreifache Weltherrſchaft, die der Waffen, der Meinung und des Wiſſens im Chalifate der Abaſſiden. Darum eröffnen Pipin, der Papſt und Harun der Gerechte die ſechste Periode von 756 bis 1096. Carl der Große erſchüttert und ordnet Europa. Wunderbar leuchtet in der Dunkelheit des ſcholaſtiſchen Mittelalters die geiſtige Cultur der Araber; doch bleibt der Orient vom Occident geſchieden. Aber mit der ſiebenten Periode,

dem Zeitalter der Kreuzzüge, 1096 bis 1315, wird Alles anders. Dort, im Sitze der Chalifen, bricht Rohheit herein mit dem Waffendespotismus der Seldſchuken, welchen der Mongole und der osmaniſche Türke nach Europa zu tragen ſich erkühnen. Hier entfaltet ſich die zarte Blume des Ritterthums und der romantiſchen Poeſie. Zugleich blüht der Handel in Italien und Deutſchland auf, und mit ihnen die Freiheit der Städte und der Gebirge Helvetiens. Aber die Staatskunſt der Päpſte ſiegt über die weltliche Macht, bis dieſe am Ende der Periode ſich aufs neue zu erheben trachtet, unterſtützt durch das römiſche Recht. Dadurch ward das achte Zeitalter, das der Mediceer, vorbereitet. In dieſer Periode von 1315 bis 1519 entzündet ſich der Muth des europäiſchen Weltgeiſtes an dem Lichte der Kunſt und Wiſſenſchaft. Er waltet auf dem Weltmeere, doch trüben den Glanz dieſer Jahrhunderte die wilden Triumphe der Osmanen und die argliſtige Politik einzelner Fürſten, deren Opfer Griechenland und Italien wird. Nun entbrennt in der neunten Periode, von 1519 bis 1648, der Kampf des Rechts, mit der Gewalt, des Göttlichen mit dem Menſchlichen. Die Freiheit des Glaubens ringt mit dem Jeſuitismus, und das Staatsrecht der Völker mit der Willkür und den Leidenſchaften der Könige. In dieſem Kampfe wird Deutſchlands Nationalkraft gebrochen. Seitdem drückt auf Europa, das ohne Kern und Mittelpunkt die feſte Haltung des Gleichgewichts verloren, die Laſt ſtehender Heere und Frankreichs Staatskunſt. Nun herrſchen in Europa, während der zehnten Periode, von 1648 bis 1740, franzöſiſche Sprache, Sitten und Waffen. Gegen dieſe Herrſchaft tritt Großbritannien in die Schranken, und in Rußland erwacht, geweckt durch europäiſche Lichtfunken, der Geiſt des ſlaviſchen Volkthums. — Doch Deutſchland ſtellt ſich aufs neue, ermuthigt durch Friedrich und Joſeph, und durch geiſtigen Aufſchwung, ſelbſtſtändig zwiſchen den Weſten und den Norden. Dies iſt das elfte Zeitalter, von 1740 bis 1790. Der Weſten altert, der Norden übt unter Catharina übermüthig ſeine Jugendkraft, und dem eiteln, ſtolzen, überreifen Europa tritt kühn und beſonnen gegen über das freie Amerika. Da bricht im zwölften Zeitalter die alte Ordnung der Dinge in Europa zuſammen. Frankreich verwildert. An das Steuerruder ſtellt ſich der Britte; der Spanier ermannt ſich; endlich hemmen nordiſche Kraft und deutſches Gemüth und mächtiger als beide die Allgewalt der Idee, das galliſche Unweſen, und ein neues Zeitalter dämmert auf vor unſern Augen. In dieſer Periodenfolge ſtehen als Heroen und Bildner ihrer Zeit, in den Vorderreihen der Handelnden, zwölf verſchiedene Gruppen. I. Noah, Abraham, Moſes, Cecrops, Cadmus; II. Zoroaſter, Homer, Lycurg, Solon, Pythagoras, Confucius, Cyrus, Brutus; III. Leonidas, Themiſtokles, Cimon, Epaminondas, Herodot, Perikles, Sokrates, Timoleon, Alexander, Camill, die Decier; IV. Philopömen, Hannibal, Cato, die Scipionen, Polybius, Mithridates, Cäſar, Cicero, Virgil, Livius, Agrippa, Herrmann, Johannes, Auguſtus; V. die Apoſtel, Trajan, die Antonine, Plutarch, Tacitus, Conſtantin, Theodos, Arius und Athanaſius, Oſſian, Theodorich, Beliſar, Mahomet, Carl Martell, Bonifaz, Pipin, (Iwar Widfani, eine nordiſche Nebelgeſtalt); VI. Carl der Franke, Harun, Alfred, Heinrich I., Canut, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Wladimir, Gregor VII.; VII. Gottfried von Bouillon, Bernhard von Clairvaux, Heinrich Dandolo, Ludwig IX., Hermann von Salza, Innocenz III., Friedrich I., II., Saladin, Dſchingis-Chan, Rudolph von Habsburg, Philipp der Schöne, Osmar, Stauffacher, Fürſt, Melchthal, Wolfram von Eſchenbach,

Dante; VIII. Cosmus und Laurentius die Mediceer, Beſſarion, Leo X., Berchthold Schwarz, Timur, Ismael Schah, Babur, Mahomet II., Iwan Waſiljewitſch, Heinrich der Seefahrer, Gama, Albuquerque, Colon, Magellan, Cortez, Ferdinand der Catholiſche, Ximenez, Wiclef, Huß, Petrarca, Laurent, Valla, Guttenberg, Reuchlin, Macchiavelli, Maximilian I., Rafael, Dürer; IX. Carl V., Franz I., Soliman, Moritz von Sachſen, Guſtav Waſa, — Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Erasmus, Copernicus, Arioſt, Taſſo, Ign. Loyola, — Heinrich IV., Eliſabeth, Wilhelm von Oranien, Guſtav Adolph, Richelieu, — Camoens, Baco, Shakſpeare, Kepler, Hugo Groot, Corneille, Galilei, Opiz; X. Cromwell, Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt, Ludwig XIV., Colbert, Wilhelm III., Peter I., Eugen von Savoyen, Walpole, — Aureng Zeb, Nadir Schah, — Guericke, Huygens, Racine, Moliere, Milton, Newton, Leibnitz, Fenelon; XI. Friedrich II., Maria Thereſia, Joſeph II. Waſhington, Franklin, Catharina II., Chatam, Pombal, Kaunitz, Potemkin, Hyder Aly, — Cook, Niebuhr, Voltaire, Rouſſeau, Montesquieu, Büffon, Winkelmann, Leſſing, Lavoiſier, Herſchel, Klopſtock; XII. Mirabeau, Sieyes, Carnot, Napoleon, Moreau, Touſſaint, — Pitt, Nelſon, Wellington, Caſtlereagh, — Alexander I., Franz II., Friedrich Wilhelm III., Louiſe, — von Stein, Blücher, Hardenberg, Erzherzog Carl, de la Romana, Kant, Forſter, Gibbon, Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Alexander von Humboldt, Olbers, Gauß, Heeren, Peſtalozzi, Campe, Mozart, Haydn, Arndt u. A. m. Muſtapha Bairaktar, — Kien Long. K.

Periode bezeichnet in der Chronologie daſſelbe, was Cyklus (ſ. d. Art.), und zu den unter dieſem Artikel ſchon erwähnten Perioden iſt noch hinzuzufügen die **römiſche Zinsperiode** oder der **Indictionscykel**, eine Periode von 15 Jahren, deren Urſprung nicht recht bekannt iſt, und von denen der Oſtertag der erſten auf 3 Jahre vor Chr. Geb. geſetzt wird. Die Zahl, welche das wie vielte Jahr dieſer Periode anzeigt, heißt die **Römer-Zinszahl** oder **Indiction**. Die **Julianiſche** Periode von 7980 Jahren iſt ein Product der Zahlen 28, 19 und 15 der Sonnen-, Monds- und Indictionscykel. Nach 28 Mal 19 oder 532 Jahren kehren die Neu- und Vollmonde in derſelben Ordnung auf denſelben Monats- und Wochentag des julianiſchen Calenders zurück. Dieſe Periode heißt die große **Oſterperiode** oder die **victoriniſche** oder **dyoniſiſche** auch **diokletianiſche** Periode. Die Periode des **Methon** iſt die 19jährige Mondsperiode, die von **Kalippus** durch Hinzufügung einiger Abgleichung verbeſſert und als **kalippiſche** Periode auf 4 Mal 19 oder 76 Jahre gebracht wurde. **Hipparchus** nahm die methonſche Periode 16 Mal oder die kalippiſche 4 Mal, und machte daraus eine Periode von 304 Jahren. Der jüdiſche Geſchichtſchreiber **Joſephus** redet noch von einer 600jährigen Periode, die er ein **großes** Jahr nennt. C.

Periode (griechiſch Periodos, lateiniſch periodus, ambitus verborum) in der Lehre vom Styl, eine Reihe in ſich zuſammenhängender und zu einem ſchönen Ganzen verbundener Sätze. Die Erklärung des Ariſtoteles, nach welcher ſie eine in ſich ſelbſt beginnende und endende Rede iſt, iſt augenſcheinlich zu weit, indem dann jeder einfache Satz ſchon eine Periode bilden würde, was nicht nur mit der etymologiſchen Bedeutung des Wortes (es bedeutet im Griechiſchen urſprünglich einen Umweg, Umſchweif) ſondern auch mit den genauern Erklärungen anderer alten Rhetoren, wie des **Cicero** und **Quintilian**, im

Widerſpruche ſteht. Dieſen zufolge entſteht eine Periode durch Erweiterung zuſammengeſetzter und ausgebildeter Sätze, indem man die zur Erläuterung oder nähern Beſtimmung deſſelben erfoderlichen Neben- oder Zwiſchenſätze beifügt, doch ſo, daß ſich alle zu einem ſchönen, gliederreichen Ganzen an einander reihen und verketten. Die allgemeinen logiſchen Verhältniſſe der Sätze kehren auch in den Perioden wieder, und wie jene bald eine Vergleichung, bald ein Verhältniß von Urſache und Wirkung, bald eine Bedingung, bald einen Gegenſatz u. ſ. w. bezeichnen, ſo ſind auch dieſe bald comparativ, bald cauſal, bald conditional, bald adverſativ u. ſ. w. Wie ſie aber auch heißen mögen, ſie müſſen ſich alle durch grammatiſche und logiſche Richtigkeit dem Verſtande, ſo wie durch einen gefälligen Rhythmus dem Schönheitsſinn empfehlen. Je ſchwieriger es nun für ſich ſchon iſt, eine größre Anzahl in einander gereihter Vorſtellungen mit einem Male zu überſehen und je häufiger die oft ſo verwickelte Ineinanderbildung der Glieder einer Periode zu Zweideutigkeiten und Dunkelheiten veranlaſſen kann, um ſo ſorgfältiger hat man ſich beim Bau derſelben der Klarheit zu befleißigen, die ja ohnehin das erſte Erfoderniß jeder ſtyliſtiſchen Darſtellung iſt. Zu dem Ende muß zuvörderſt alles ausgeſchieden bleiben, was in keiner innern und nothwendigen Verbindung mit dem Hauptgedanken ſteht. Denn alles, was als fremdartiger Theil ſich eindrängt und ſo die Einheit verletzt, zerſtreut die Aufmerkſamkeit und erſchwert eben dadurch das Verſtändniß. Zu viel Gleichartiges hingegen, auf einen Punkt zuſammengedrängt, ermüdet das Gedächtniß; es iſt daher ferner nöthig, daß die Periode in Hinſicht ihrer Länge ſich innerhalb gewiſſer Gränzen halte. Genaue Gränzlinien laſſen ſich jedoch hier nicht ziehen. Die Regel, die Cicero gibt, daß eine Periode nicht die Länge von vier Hexametern überſchreiten dürfe, genügt eben ſo wenig, als die andere, daß ſie gerade nur ſo lang ſeyn dürfe, um ohne Erſchöpfung der Stimme in einem Athem geſprochen werden zu können. Iſt ſie nur ſonſt richtig gebaut, ſo gewährt ſie ohnedies ſchon der Stimme Ruhepunkte genug, und enthält ſie, wie oben erinnert worden, nur einartige Vorſtellungen, ſo wird es dem geübten Leſer nicht ſchwer werden, zu folgen und ſich beim Anfang des Nachſatzes die Ideenreihe des Vorderſatzes lebhaft zu vergegenwärtigen. Ein kurzer gedrängter Ausdruck gehört unſtreitig zu den Vorzügen einer ſchönen Schreibart überhaupt, und auch die Periode ſoll alles Müßige von ſich entfernt halten. Aber die Sparſamkeit darf nicht in Kargheit ausarten, und Wortgeiz iſt eben ſo verwerflich, als Wortverſchwendung. Nur zu oft iſt, was man Präciſion des Ausdrucks nennt, Künſtelei, nicht ſelten der Eigenthümlichkeit fremder Sprachen nachgebildet. Es mag gut ſeyn und mit dem Geiſte unſrer fügſamen Sprache ſich wohl vertragen, durch Aufnahme dieſer oder jener fremden Eigenthümlichkeit unſrer Proſa aufzuhelfen und ihr ſo zu geben, was ihr an Kunſt und Würde noch abgeht; aber es darf dabei die eigne Selbſtſtändigkeit nicht verloren gehen, noch, wie oft geſchieht, die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Darſtellung darüber vernachläſſigt werden. Uebrigens laſſen ſich noch folgende Regeln für den Periodenbau aufſtellen: 1. die Hauptvorſtellung muß ſo geſtellt ſeyn, daß ſie vor den übrigen hervortrete, während die andern Nebenvorſtellungen ſich nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Wichtigkeit ihr anreihen; 2. zwiſchen dem Vorder- und Nachſatze muß ein gewiſſes Ebenmaß Statt finden; 3. die untergeordneten Sätze, deren einer immer zur nähern Beſtimmung des unmittelbar vorhergehenden dient, dürfen nicht unnöthig gehäuft ſeyn; 4. in der Anordnung

der einzelnen Vorſtellungen muß eine gewiſſe Stufenfolge, ein Fortſchreiten von dem Unbeſtimmtern zu dem Beſtimmtern, von dem Schwächern zu dem Stärkern, von dem Unwichtigern zu dem Wichtigern Statt finden, ſo daß das Stärkſte und Bedeutungsvollſte bis zum Schluſſe aufgeſpart wird. Aber nicht genug, daß die Periode durch zweckmäßige Verbindung einzelner Vorſtellungen dem Verſtand zuſagt, ſie ſoll auch dem Ohr gefallen. Die Glieder derſelben müſſen daher nach toniſchen Geſetzen an einander gereiht werden, ſo daß ſie in ihrer Verbindung einen angenehmen Eindruck auf den Gehörſinn hervorbringen. Zuvörderſt müſſen demnach alle ſolche Wörter vermieden werden, die das Ohr auf irgend eine Weiſe beleidigen (Geſetz der Euphonie). Selbſt- und Mitlauter müſſen mit Berückſichtigung des Wohllauts gewählt und ſorgfältig gemiſcht ſeyn und ſo auch ganze Wörter, mit gleicher Sorgfalt ausgewählt, zu einem wohlklingenden Ganzen ſich verbinden. Wo aber die Wahl nicht frei ſteht, da werde wenigſtens dem härteren, mißfälligern Worte ein ſanfteres, gefälligeres beigeſellt. Vor allem aber werde durch verſtändige Miſchung der Längen und Kürzen ein gewiſſes Ebenmaß erzeugt, das, gleichweit entfernt von Regelloſigkeit und ſtets wiederkehrendem versartigen Gleichmaß, zwiſchen beiden die Mitte hält. (Geſetz der Eurhythmie.) Der Rhythmus oder Numerus iſt für die Proſa das, was für die Poeſie das Versmaß iſt. Es laſſen ſich für denſelben nur wenige allgemeine Regeln aufſtellen, deren Anwendung auf beſondre Fälle dem geſunden Gehöre und richtigen Gefühle eines Jeden überlaſſen bleiben muß. Was oben von der Ebenmäßigkeit (Symmetrie) der einzelnen Sätze einer Periode geſagt worden iſt, gilt auch mit Rückſicht auf den Numerus. Ein allzu kurzer Nachſatz nach mehrern und langen Vorderſätzen beleidigt das Ohr eben ſo, wie ein Vorderſatz, dem unverhältnißmäßig lange Nachſätze ſich anſchließen. Der Anfang einer Periode ſoll die Aufmerkſamkeit für ſich gewinnen; darum ſind für denſelben ſolche Wörter zu empfehlen, die durch eine oder mehrere voranſtehende Längen das Ohr füllen und zum Verweilen zwingen, wie der erſte Päon (—◡◡◡), der Jonicus a majore (——◡◡), der dritte Epikrit (——◡—) und einige andere. Der Schluß ſoll einen feſten Ruhepunkt gewähren und zugleich das Ohr durch einen vollen Klang befriedigen. Folgende Füße eignen ſich für ihn vorzüglich: der vierte Päon (◡◡◡—), der das umgekehrte Verhältniß des erſten Päons darſtellt, der Amphibrach (◡—◡), der Antibacchius (——◡), der Dactylus-Jambus (—◡◡◡—), der Ditrochäus (—◡—◡) dieſen am beſten in einem Worte, und der Dactylus-Trochäus (—◡◡—◡), welcher letztere jedoch ſeines hexametriſchen Falles wegen nur mit Vorſicht zu gebrauchen iſt. — Eine nach obigen Regeln gebildete Periode heißt abgerundet; ihr ſteht die eckige, ſchleppende entgegen. Bei keinem Volke iſt der Periodenbau in ſolcher Vollendung ausgebildet worden, als bei den Griechen, was ſie theils ihrem natürlichen Schönheitsſinn, theils der häufigern Veranlaſſung, öffentlich zu reden, theils und vorzüglich dem Geiſte ihrer an Participien und wohltönenden Endungen und Wörtern ſo reichen Sprache zu danken hatten. Die Römer folgten ihnen nach und beſaßen in ihrem Cicero einen kunſtreichen Periodenbildner, der beides, Lehrer und Muſter, zugleich war.

Perioſteum, die Bein- oder Knochenhaut, ſ. Knochen.

Peripatetiſche oder ariſtoteliſche Philoſophie. Ariſtoteles, zu Stagira in Thrazien im J. 384 vor Chr. geboren, benutzte zwanzig Jahr lang Platons Unterricht. Im J. 343 übertrug

ihm König Philpp von Macedonien den Unterricht ſeines funfzehnjährigen Sohnes Alexander, den er erſt nach deſſen Thronbeſteigung im J. 335 verließ, um ſich wieder nach Athen zu begeben. Hier lehrte er in den Gärten des Lyceums mit ſeinen Schülern auf- und abwandelnd. Von letzterem Umſtande erhielt ſeine Schule den Namen der peripatetiſchen. Die Verfolgungen, deren Opfer Sokrates geworden war, trafen, nach ſeines Beſchützers, Alexanders, Tode, auch ihn. Er entzog ſich ihnen aber (im J. 323) durch die Flucht und wandte ſich nach Chalcis, wo er ein Jahr ſpäter ſtarb. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind die meiſten verloren gegangen; die noch vorhandnen haben theils die Logik, theils die Rhetorik und Poetik, theils die Phyſik im Sinne jener Zeit, theils endlich Ethik und Politik zum Gegenſtande. Auch Ariſtoteles theilte ſeine Schüler, nach der Weiſe ſeiner Zeit, in zwei Claſſen: in Exoteriker und Eſoteriker oder Akroamatiker ein; ein Unterſchied, der manchen dunkeln, ſcheinbar ſchwankenden Ausdruck, manchen ſcheinbaren Widerſpruch in ſeinen Schriften erklärlich macht. Nach ihm zerfällt die geſammte Philoſophie in zwei Theile, einen theoretiſchen und einen practiſchen; beiden aber geht, als vorbereitende Wiſſenſchaft, die Logik voraus. Dieſe hat es entweder mit dem Schein zu thun und heißt dann Dialektik, oder mit der Wahrheit und heißt dann Analytik. In ſeiner Phyſik ſtellte er ſich den beiden damals herrſchenden Syſtemen, dem Emanationsſyſtem, welches die Dinge aus dem göttlichen Weſen hervorgehen ließ, und dem atomiſtiſchen, welches ſie aus dem Zuſammentreffen der mit Gott gleich ewigen Atome erklärte, entgegen, indem er eine Ewigkeit der Welt annahm. Nach ihm iſt der Himmel von vollkommnerer und göttlicherer Art, als die übrigen Körper. Im Mittelpunkt deſſelben befindet ſich die Erde, rund und unbeweglich. Die Sterne, gleich dem Himmel, Weſen von höherer Art, aber von gröberem Stoffe, bewegen ſich, jedoch nicht durch eigne Kraft, ſondern getrieben von dem erſten beweglichen Körper. Es gibt drei Arten von Subſtanzen: beweglich-vergängliche, wie die Thiere; beweglich-ewige, wie der Himmel, und unbeweglich-ewige. Dieſe letztern, an ſich unbeweglich und unvergänglich, ſind die Quelle und der Urſprung aller Bewegung. Unter ihnen muß es ein erſtes, ſich immer gleiches Weſen geben, das da wirkt, ohne zu ſeinem Wirken eines andern Weſens zu bedürfen. Alles, was iſt, kommt von ihm, es iſt die vollkommenſte Intelligenz — Gott. Die unmittelbare Wirkſamkeit dieſes erſten, in der Beſchauung ſeiner ſelbſt unendlich glücklichen Bewegers erſtreckt ſich nur auf den Himmel; die übrigen untergeordneten Sphären werden von andern körperloſen und ewigen Subſtanzen bewegt, die der Volksglaube als Götter verehrt und, wider ihre Natur, mit Körpern umkleidet. Was die ethiſchen Grundſätze des Ariſtoteles anbetrifft, ſo iſt er oft, zum Theil durch die Schuld ſeiner eignen ausgearteten Schule mißverſtanden und für einen Anhänger des Princips der Luſt gehalten worden. Ihm gilt aber als das Höchſte, was um ſein ſelbſt willen geliebt werden muß, die Tugend, oder die zur Vollendung gediehene naturgemäße Handlung. Naturgemäß heißt ihm aber die Handlung, in ſo fern ſie, gleichweit entfernt von dem Zuviel und von dem Zuwenig, die Mitte zwiſchen zwei fehlerhaften Aeußerſten hält. So iſt Tapferkeit nach ihm die erſte aller Tugenden, ein Mittleres zwiſchen Feigheit und Verwegenheit. Glückſeligkeit iſt ihm Probe und Bewährung ſeiner Tugend und nur in ſo fern begehrenswerth. Die menſchlichen Handlungen müſſen unabhängig ſeyn von äußern Beſtimmungsgründen, wenn ſie den Na-

men ſittlicher Handlungen verdienen ſollen; im entgegengeſetzten Falle ſind ſie nur Erſcheinungen, deren Geſetze für die Phyſik gehören, eben darum auch völlig gleichgültig für den practiſchen Philoſophen. Selbſtthätigkeit iſt die Bedingung aller Sittlichkeit, folglich auch das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, ſo oder anders zu handeln. Die Schule des Ariſtoteles erhielt ſich zu Athen ununterbrochen bis zur Zeit des Auguſtus. Unter denen, die aus ihr hervorgingen, verdienen vorzüglich Theophraſt, der Verfaſſer mehrerer naturgeſchichtlichen Werke, Strato von Lampſakus, deſſen Anſichten wir nur zum Theil aus Bruchſtücken kennen, die Cicero und Plutarch uns aufbewahrt haben, Dikäarch, von dem gleichfalls nur abgeriſſene Sätze auf uns gekommen ſind, und Demetrius Phalereus genannt zu werden, welchem Letztern eine Schrift über den redneriſchen Vortrag zugeſchrieben wird, gegen deren Echtheit jedoch nicht ungegründete Zweifel erhoben worden ſind. Keine der philoſophiſchen Schulen des Alterthums hat ihren Einfluß ſo lange behauptet, als dieſe. Lange war ſie die herrſchende, bis auf die neuern Zeiten herab dienten ihre Grundſätze bei philoſophiſchen Unterſuchungen zur Richtſchnur, und noch jetzt gibt es Länder, die in Ariſtoteles einen untrüglichen Meiſter der Weisheit verehren. Mancherlei ſind die Urſachen, die dazu beitrugen, den griechiſchen Denker in dieſem ſeinen Anſehn Jahrhunderte hindurch zu erhalten. Die Araber waren zwar nicht die erſten, die ihn in die neu-europäiſche Welt einführten; wohl aber begründeten ſie ſein Anſehn feſter. Der Scharfſinn und die tiefe Gründlichkeit, die in ſeinen Schriften herrſchen, aber auch ſein entſcheidender, in witzigen Spitzfündigkeiten ſich gefallender Ton, ſo wie die beſtimmtere, von ihm zuerſt in das Gebiet der Philoſophie eingeführte Kunſtſprache ſagten ihnen mehr zu, als Platons philoſophiſche Zweifel und allegorienreiche Bilderſprache. Aber vor ihnen ſchon ſeit den arianiſchen Streitigkeiten finden wir ihn in der chriſtlichen Kirche benutzt, und je mehr die Ketzereien platoniſirender Kirchenlehrer Platons Einfluß ſchmälerten, um ſo mehr ſtieg das Anſehn des Ariſtoteles, zu deſſen Befeſtigung die Commentarien des Boethius zu ſeiner Ueberſetzung der ariſtoteliſtiſchen Werke das ihrige beitrugen.

Peripherie, Umkreis, iſt im weiteſten Sinne jede in ſich zurücklaufende Linie, die eine Fläche einſchließt. Im engern Sinne wird die Benennung Peripherie von der Kreislinie gebraucht.

Periphraſe, die Beſchreibung oder Umſchreibung einer Sache.

Periſtyl, ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz rings-um einſchließt. (S. Säulengang.)

Perkinismus, die Anwendung einer eignen Heilmethode, in dem kunſtgemäßen Streichen der leidenden Theile mit metallnen Nadeln beſtehend, und von einem Arzte, Namens Perkins, erfunden. Dieſer, in Nordamerika lebend, machte im J. 1786 in einer Schrift ſeine Methode nebſt einer Menge von Certificaten, theils von Kranken, theils von Aerzten ſelbſt, bekannt, die Fälle enthielten, in denen die Anwendung dieſer Methode Hülfe geleiſtet haben ſollte. Das Mittel beſteht in zwei Nadeln von verſchiednem Metall, die oben abgerundet ſind, etwa einen Viertelszoll im Durchmeſſer halten, nach unten ſpitz zu gehen und ungefähr vier Zoll lang ſind. Die eine dieſer Nadeln iſt von Meſſing, die andere von weißem, nicht magnetiſchem Eiſen. Die Art der Anwendung iſt folgende: man ſtreicht mit der Spitze dieſer Nadeln von dem leidenden Theile nach andern mehr muskulöſen Theilen in kürzerm oder längerm Abſtande; zuweilen ſoll der Schmerz leicht vertrie-

den werden, wenn man von dem ſchmerzhaften Theile nach den Extremitäten zu ſtreicht. Bisweilen muß dieſes Streichen bis zu dem Punkte fortgeſetzt werden, wo man etwas Röthe und einen geringen Grad von Entzündung bemerkt. Die Zufälle, wogegen das Mittel am meiſten wirkſam geweſen iſt, waren Schmerzen im Kopfe, im Geſichte, in den Zähnen, in der Bruſt, in den Seiten, in dem Magen, auf dem Rücken; ferner im Schnupfen, bei Brandſchäden und Entzündung, auch bei Beſchädigungen vom Blitze. Eine däniſche Dame, die in Amerika des D. Perkins Nadeln mit Nutzen hatte anwenden ſehen, und von da 1788 nach Dänemark zurückkehrte, brachte die Schrift und die Inſtrumente deſſelben nach Copenhagen. Der Diviſionschirurg Herhold ſtellte hier zuerſt Verſuche damit an, bald folgten andere Aerzte nach, und es wurden in kurzer Zeit in Copenhagen ſehr viele ſolcher Nadeln nachgemacht. Eine Nachricht Herholds in dem arnemanniſchen Magazin (1ſten Bands 4ten Stück) und eine von ihm und D. Raſn 1788 herausgegebene, von Tode in das Deutſche überſetzte Schrift machte dieſe Methode, die Verſuche und ihren Erfolg auch in Deutſchland allgemein bekannt. Das Reſultat von einer Menge angeſtellter Verſuche war folgendes. Das Mittel wurde angewendet, bei fixen und fliegenden, gichtiſchen und rheumatiſchen Schmerzen in allerlei äußern Theilen, z. B. dem Knie, der Hüfte, den Schultern und Achſeln, den Armen, bei einem ſchmerzhaften Gliedſchwamm, bei Steifigkeit des Knies, bei chroniſchen Schmerzen, nach vorher erlittener Gewaltthätigkeit am Kopfe, bei einer ſchmerzhaften Geſchwulſt am Trochanter, bei Entzündungen des Augenliedes, Kopfſchmerzen, Zahnſchmerzen und vielen andern dergleichen Zufällen. Gewöhnlich wurden die Kranken mit Nadeln von Meſſing und Eiſen geſtrichen, doch wurden auch welche von andern Metallen verſucht. Es wurden gewöhnlich 400 Striche von dem leidenden Theile an unterwärts gemacht, hundert mit der meſſingenen, eben ſo viel mit der eiſernen, und zweihundert mit beiden zugleich. Der Erfolg davon war im Ganzen genommen ſehr verſchieden. Manche Verſuche gelangen ſehr gut, andere nicht. Gewöhnlich wurde unter dem Streichen ein vermehrter Schmerz in dem leidenden Theile bis an die Stelle hin, wo man mit den Strichen aufhörte, empfunden. Leichtere und flüchtige Schmerzen wurden öfters durch eine einzige Anwendung der Nadeln vertrieben; bei andern mußte der Verſuch wiederholt angeſtellt werden, ehe Linderung erfolgte. Gemeiniglich wurde, wenn der Schmerz wich, da, wo das Streichen aufgehört hatte, etwas Schmerz empfunden. Andern half das Mittel gar nichts, oder bewirkte ſogar Vermehrung der Schmerzen. Nach gehobenen Schmerzen blieb oft eine beſondere Empfindlichkeit des Theils zurück. In mehreren Fällen kehrten auch die Schmerzen zurück. Am meiſten wurde bei flüchtigen Gicht- und rheumatiſchen Schmerzen, bei dem periodiſchen und bei dem halbſeitigen Kopfweh dadurch ausgerichtet. Gegen Zahnſchmerzen half das Mittel gewöhnlich nur auf kurze Zeit. Bei Geſunden bemerkte man folgende Wirkungen von den Nadeln. Wenn man die Spitzen derſelben nahe an die Zunge brachte, doch ohne ſie zu berühren, ſo wurde ein ſaurer oder metalliſcher Geſchmack verſpürt, reizbare Perſonen empfanden ein Grübeln oder Stechen, wenn man die Spitzen der Nadeln gegen verſchiedene Stellen des Geſichts hielt, ohne jedoch die Haut ſelbſt zu berühren. Ueber die Erklärung der Wirkſamkeit des Perkinismus herrſchten verſchiedene Meinungen. Einige erklärten ſie durch mechaniſchen Reiz. Daß die auf bloße einzelne Punkte der gefühlvollen Haut eingeſchränkte Wirkung einen ungleich ſtärkern Einfluß auf das Nervenſyſtem haben

müſſe, als Mittel gleicher Art, die in derſelben Zeit auf eine größere Oberfläche wirken, beweiſ't der Eindruck des Tropfbades u. a. m. Einigermaßen kann alſo auch hier die Wirkung der mechaniſchen Berührung und die dadurch erregte Empfindung auf die Nerven der Haut in Rechnung kommen. Andere ſchrieben ſie einer Leitung der Electricität zu, welcher Meinung jedoch der Umſtand ſchon widerſpricht, daß man auch Verſuche mit Nadeln von Holz und Elfenbein machte, die wenigſtens nicht ganz unwirkſam waren. Die Erklärungsart durch den Galvanismus iſt unwahrſcheinlich, da die Wirkung der Nadeln erfolgt, ohne daß die Nadeln ſelbſt mit einander in Berührung kommen. Daß die Wirkung bloß durch Hülfe der Einbildungskraft erfolgen ſollte, wie Andere annahmen, iſt noch weniger wahrſcheinlich, da die Verſuche zu häufig angeſtellt wurden, und auch bei ſolchen Perſonen erfolgte eine Wirkung, bei denen man ſie nicht von exaltirter Einbildungskraft oder Selbſttäuſchung herleiten konnte. Ohne Zweifel erfolgt die Wirkung dieſer Methode durch Aufregung und Vertheilung des animaliſch-magnetiſchen Fluidums, und ſie iſt wahrſcheinlich bloß eine modificirte Anwendung des animaliſchen Magnetismus, wobei die Nadel nur als Leiter der magnetiſchen Kraft in der Hand desjenigen wirkt, der ſie auf den Körper des Kranken anwendet. So ſehr dieſes Mittel eine Zeitlang, beſonders in Nordamerika, in England, Dänemark und einem Theil von Norddeutſchland Aufſehen machte, ſo iſt es jetzt doch ziemlich wieder in Vergeſſenheit gekommen, weil die Reſultate den großen Erwartungen nicht entſprachen, die man ſich davon machte. Auch möchte die hülfreiche Wirkung, die man ſich allenfalls davon verſprechen könnte, durch die viel kraftvollere Anwendung des animaliſchen Magnetismus nach der jetzigen Methode bei weitem übertroffen, und alſo dieſes Mittel überhaupt entbehrlich gemacht werden. H.

Perlen und Perlenfiſcherei. Die Perlen ſind ein Erzeugniß der Perlenmuttermuſchel, welche in den oſt- und weſtindiſchen Gewäſſern und in andern Meeresgegenden der wärmern Erde lebt. Man findet ſie in einigen Gegenden an den Felſen in der Meerestiefe in großer Menge beiſammen. Solche Orte heißen Perlenbänke, wovon ſich die berühmteſten bei der Inſel Ceylon, auf der Küſte von Japan, und im perſiſchen Meerbuſen, bei der Inſel Bahreim oder Bahrem befinden. Auch an den Küſten von Java, Sumatra und an andern Orten wird dieſe Muſchel gefunden. Die ſchönſten und koſtbarſten Perlen aber ſind die orientaliſchen. Ueber die eigentliche Natur der Perlen iſt man ungewiß. Einige halten ſie für unbefruchtete Eier der Muſcheln, Andre für durch Krankheit verurſachte Auswüchſe, noch Andre für verhärteten Schalenſaft, woraus die Muſchel jährlich ihr Gehäuße vergrößert. Das Geſchäft, die Perlenmuttermuſcheln aus der Tiefe heraufzuholen, iſt eins der ſchwerſten und gefahrvollſten, welches Menſchen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. Sie fahren mit einem Boote nach der Perlenbank, und laſſen ſich daſelbſt an einem Seile, das um den Leib geſchlungen iſt, nackt in die Tiefe hinab. Gewöhnlich müſſen ſie 8 bis 12 Klafter tief gehen, ehe ſie die Muſcheln antreffen; an die Füße bindet man ihnen einen 20 bis 30 Pfund ſchweren Stein, der ſie deſto ſchneller in die Tiefe zieht. Naſenlöcher und Ohren ſind ihnen mit Baumwolle verſtopft; am Arme iſt ein in Oel getauchter Schwamm befeſtigt, den der Taucher bisweilen an den Mund hält, um Athem zu holen, ohne zugleich Waſſer einzuſchlucken. Außerdem nimmt jeder Taucher ein Meſſer mit, um die Muſcheln vom Felſen loszumachen, ingleichen ein

Körbchen oder einen Netzbeutel, um ſie einzuſammeln. Wenn letzterer angefüllt iſt, oder der Taucher unter dem Waſſer nicht länger ausdauern kann, ſo bindet er ſchnell den Stein von den Füßen los, ſchüttelt das Seil und wird nun eilends heraufgezogen. Wird damit geſäumt, ſo iſt er verloren. Außerdem aber drohen ihm noch andre Gefahren. Nicht ſelten verliert er ſein Leben durch einen gefräßigen Haifiſch, der ihn entweder ganz verſchlingt oder ſchrecklich verſtümmelt; ſeine Geſundheit aber leidet bei dieſem beſchwerlichen Geſchäft unaufhörlich. Andre Taucher bedienen ſich bei ihrer Fiſcherei der Taucherglocke, die ſie eine Zeitlang mit Luft zum Einathmen verſorgt, ſo daß ſie mit Hülfe derſelben ziemlich lange unter dem Waſſer verweilen können. — Die auf dieſe Weiſe gefiſchten Perlenmuſcheln ſchlägt man auf Fäſſer und läßt ſie faulen, wobei ſich die meiſten ſchon von ſelbſt öffnen. Nicht in allen Muſcheln finden ſich Perlen; diejenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren gewöhnlich 8 bis 12. Sind ſie getrocknet, ſo ſchlägt man ſie durch neun verſchiedne Siebe von engern und weitern Zwiſchenräumen, ſortirt ſie und bringt ſie in den Handel. Ihr Preis richtet ſich nach der Geſtalt, Farbe, Größe und übrigen Schönheit. Die größten erreichen eine kleine Wallnuß an Umfang, ſind aber äußerſt ſelten. Die ſogenannten Kirſchperlen, welche von der Größe einer Kirſche ſind, werden häufiger gefunden, ſind aber auch noch ſehr theuer. Außerdem unterſcheidet man runde, birnförmige, Berloque oder übelgeformte, Staub- und Zahlperlen. In Europa werden die Perlen von weißem Waſſer am meiſten geſucht; die Indianer und Araber ziehen die von gelbem Waſſer vor. Einige haben eine Bleifarbe, andre fallen ins Schwarze, noch andre ſind ganz ſchwarz. — Schon im Alterthum waren die Perlen ein Gegenſtand des Putzes und des Luxus, und ſind es noch jetzt. Einen andern Gebrauch haben ſie nicht, denn als Medicin, wozu man ſie wohl ſonſt anwendete, wirken ſie nicht mehr als jede andre Kalkerde. Linné hat zwar die Entdeckung gemacht, wie man Perlen mittelſt der gemeinen Flußmuſchel künſtlich erzeugen könne, und ſie als ein Geheimniß im ſchwediſchen Archiv niedergelegt; indeß muß dieſes Verfahren keine großen Vortheile gewähren, da es nicht angewendet wird. — Außer den Perlen benutzt man von der Perlmuſchel auch die Schalen, welche die Perlmutter liefern, deren Verarbeitung bekannt genug iſt. Wir übergehn ſie daher eben ſo wie die Bereitung der Glas- und andrer unechten Perlen.

Perouſe (Jean François Galoup, Graf de la), oder Peyrouſe, ein berühmter aber unglücklicher Weltumſegler, Frankreichs Cook, war zu Albi 1741 geboren, und widmete ſich von Jugend an dem Seeweſen. Im J. 1780 Seecapitain geworden, zeichnete er ſich 1782 durch die Zerſtörung der engliſchen Factoreien in der Hudſonsbay aus, die, obgleich an ſich ſehr mißlich, dadurch erleichtert wurde, daß der engliſche Befehlshaber in Yorkfort den Franzoſen nicht den geringſten Widerſtand leiſtete, und ſogar ſeinen Leuten verboten hatte, auf ſie zu feuern. Im Jahr 1785 erhielt er von dem König von Frankreich Befehl, eine neue Reiſe um die Welt zu machen, und ſegelte in dieſem Jahre mit zwei Fregatten, la Bouſſole und l'Aſtrolabe, mit einer auserleſenen Mannſchaft an Soldaten und Matroſen, und unter Begleitung mehrerer Aſtronomen, Naturforſcher und Künſtler vom erſten Range, aus dem Hafen von Breſt aus. Erſt im J. 1788 erhielt man durch den als ruſſiſchen Dolmetſcher mit ihm abgegangnen Leſſeps einige Nachricht und Depeſchen von ihm. Perouſe war, nachdem er von Breſt aus nach Braſilien und von hier um das Cap Horn in die Südſee gegangen,

endlich 1787 auf Kamtſchatka angekommen. Im Januar 1788 ging er nach Neu-Holland und ſchickte von Botanybay ein neues Stück ſeines Reiſejournals nach Frankreich. Von Neu-Holland wollte er nach den Freundſchafts-Inſeln gehen, den ſüdlichen Theil von Neu-Caledonien und mehrere Inſeln beſuchen und hoffte 1789 in ſein Vaterland zurückzukommen; allein dieſe Hoffnung wurde nicht erfüllt. Alle Bemühungen der Franzoſen und andrer Nationen, von ſeinem, nothwendig unglücklichen, Schickſale Nachrichten einzuziehn, ſind noch bis jetzt vergeblich geweſen. Nach den mündlichen, im J. 1798 bekannt gemachten, Ausſagen eines Schottländers, Thomas Muir (der während der franzöſiſchen Revolution wegen thätiger Theilnahme an politiſchen Clubbs nach Botanybay verwieſen worden war), hatte ſich la Perouſe 1788 ſechs Wochen in Botanybay aufgehalten und von da ſeinen Weg nach Neu-Seeland genommen, um die von Cook nicht hinlänglich unterſuchten Küſten genauer zu erforſchen, und ſollte auf dieſer Reiſe verunglückt ſeyn. Im Jahr 1804 wurde zwar im Journal de Paris eine Nachricht aus einem Privatſchreiben aus Isle de France mitgetheilt, nach welchem ein portugieſiſches Schiff in der Nähe der philippiniſchen Inſeln, auf einer Felſenklippe den Aſtronom Lagelet (der la Perouſe auf ſeiner Entdeckungsreiſe begleitet) angetroffen und von ihm kurz vor ſeinem Tode die Nachricht erhalten haben ſollte, daß la Perouſe ſich 9 Jahre auf Neu-Seeland aufgehalten, und als er ſich ein neues Schiff erbauen wollte, von den Einwohnern, die über die Umhauung der zu dieſem Schiffsbaue nöthigen Bäume entrüſtet worden, umgebracht worden ſey. Allein dieſe auch in den Allg. geograph. Ephemeriden 1804 M. April, S. 489, aus jenem Journal mitgetheilte Nachricht wurde ebendaſelbſt (Band 14. St. 1. S. 117.) für eine grobe Erdichtung erklärt. Eine andre im Moniteur 1804 befindliche Nachricht, nach welcher la Perouſe ſogar auf ſeiner Rückkehr nach Frankreich begriffen ſeyn ſollte, war ebenfalls unrichtig. Durch la Perouſe's unglückliches Schickſal hat die Welt unſtreitig die ſchätzbarſten und wichtigſten Nachrichten von ſeiner Reiſe verloren. Allein diejenigen, die er durch Leſſeps und von Botanybay aus eingeſendet hat, wurden auf Befehl der Nationalverſammlung 1791 dem Druck überlaſſen und von Milet Mureau, Paris 1798, in 4 Bänden in 4. herausgegeben, worauf ſie in einer deutſchen Ueberſetzung: La Perouſe's Entdeckungsreiſe in den J. 1786, 87, 88, herausgegeben von M. L. A. Milet Mureau, aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen von J. R. Forſter und C. L. Sprengel, in 2 Bänden, Berlin 1799 und 1800 in 8. erſchienen; dieſe machen auch den 16ten und 17ten Band des Magazins von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen aus, und enthalten ſehr intereſſante Nachrichten.

Perpendikel iſt jede auf einer geraden Linie oder auf einer Ebne perpendikulär, d. i. ſenkrecht ſtehende, Linie. Auch hört man bisweilen das Uhrpendel ein Perpendikel nennen.

Perpetuum mobile, ein Ding, das ſich immerfort und zwar von ſelbſt bewegt. Da für uns kein Ding, das ſich vom Anfange her immerwährend für ſich bewegt habe, erkennbar (wiewohl, man erlaube uns dieſes Wort, träumbar) iſt; ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß, wenn man (wie jetzt wieder häufig geſchieht) die Frage aufwirft: „ob es möglich ſey, durch die Mechanik ein Perpetuum mobile oder eine ſich immerfort von ſelbſt bewegende Maſchine zu verfertigen,“ bloß von der Fortbewegung derſelben die Rede ſeyn könne. Lange Zeit ſich ohne Nachhülfe fortbewegende Kunſtwerke haben wir; aber

immerwährend fortwirkende dürfte wohl ſchon der nöthige Anfang derſelben unmöglich machen. Für denjenigen, welcher die Ewigkeit der Welt von Anfange an wie für die Folgezeit annimmt, gibt es indeß doch ein vollkommnes Perpetuum mobile, das Univerſum, die Welt. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts beeiferten ſich mehrere Mechaniker, lange Zeit ſich von ſelbſt fortbewegende Maſchinen zu verfertigen, von denen dann jeder der ſeinigen den Namen Perpetuum mobile gab. Mehrere große Fürſten fanden ihr Vergnügen daran, und munterten die Künſtler dazu auf. Eine der vorzüglichſten Maſchinen dieſer Art iſt das Uhrwerk in dem coxiſchen Muſeum zu London, das Johann Ferguſon im J. 1774 bekannt gemacht hat, und welches eine mit einem Barometer verſehene Uhr iſt, deren Räder ſich durch das Steigen und Fallen des Queckſilbers bewegen und im Gange erhalten werden.

Perpignan, die Hauptſtadt der ehemaligen Grafſchaft Rouſſillon am Fluß Tet; jetzt die Hauptſtadt im Departement der Pyrénées Orientales. Sie zählt über 11,000 Einwohner, und hat eine gute Citadelle. Merkwürdig iſt die Kathedralkirche und die Stückgießerei. Man verfertigt hier wollene Zeuge, und wollene und ſeidne Strümpfe, auch Seife, Liqueurs und Eſſenzen. In der Gegend wächſt ein guter rother Wein.

Per procura (italieniſch), per procurationem (lateiniſch), in Vollmacht, durch Bevollmächtigung; durch einen Bevollmächtigten oder Stellvertreter (z. B. eine gerichtliche Handlung vollziehn).

Perſépolis, die alte Hauptſtadt der Provinz Perſis, unfern dem Araxes, deren Ruinen noch jetzt die Bewunderung erregen und zu vielen Unterſuchungen Anlaß gegeben haben. Die Reichthümer und Kunſtſchätze Perſiens waren hier aufgehäuft, als Alexander ſich ihrer bemächtigte, die Stadt der Plünderung und Zerſtörung Preis gab, und zuletzt bei einem Gaſtmahle auf den Vorſchlag der Buhlerin Thais mit eigner Hand auch den königlichen Palaſt in Brand ſteckte. Aber in kurzer Zeit war Perſepolis wieder aufgebaut, und ſpäter unter der Regierung mahomedaniſcher Fürſten war ſie unter dem Namen Iſtakar die gewöhnliche Reſidenz. Bald darauf aber wurde ſie gänzlich zerſtört, ſo daß man von der Stadt ſelbſt keine Spuren mehr findet. Die Frage, was Perſepolis eigentlich war, iſt nicht leicht zu beantworten, da die gleichzeitigen jüdiſchen und griechiſchen Schriftſteller dieſer Stadt nicht erwähnen, und ſie erſt beim Untergange des perſiſchen Reichs aus ihrem Dunkel hervortritt. Suſa, Babylon und Ecbatana werden von Herodot, Kteſias, Nehemias, Xenophon u. ſ. w. als die Reſidenzſtädte der Perſerkönige genannt, dagegen heißt Perſepolis die Hauptſtadt des ganzen Reichs, ſogar des ganzen Orients. Vielleicht kommt man zu einer befriedigenden Beantwortung dieſer Frage, wenn man mit den Nachrichten der Alten eine ſorgfältige Unterſuchung der noch vorhandenen Ruinen verbindet. Dieſe Ruinen, welche die Perſer heutiges Tags nach den wichtigſten Theilen derſelben Tachti Dſchemſchid (Thron des Dſchemſchid) oder noch gewöhnlicher Tſchehelminar (die vierzig Säulen) nennen, ſind dreierlei Art: theils altperſiſche Denkmäler, aus der Periode des altperſiſchen Reichs ſelbſt, theils Kunſtwerke und Inſchriften aus der Zeit der Saſſaniden, theils endlich arabiſche, neuperſiſche und andre Inſchriften, welche in der Periode des Chalifats und noch ſpäter hier eingegraben worden ſind. Ihre Beſchreibung würde uns hier zu weit führen. Wir müſſen uns begnügen, als Reſultat der darüber angeſtellten Forſchungen anzuführen: Perſepolis war weder ein Tempel, noch

eine eigentliche Reſidenz, wenigſtens nicht in den blühendſten Zeiten des Reichs. Es erwuchs aus dem Hoflager der erſten perſiſchen Eroberer, und war alſo ihr erſter Wohnſitz. Dies hörte es in der Folge auf zu ſeyn; aber die daran geknüpften Ideen von Vaterland, Herrſchaft, Religion machten es zur Heimath und Todtenreſidenz der Könige, zum Heiligthum der Nation, zum Wohnſitz der väterlichen Götter und endlich durch ſeine Anlagen und Kunſtwerke zum Sinnbilde des Reichs und ſeines Glücks unter ſeinen Königen. So ward es das Haupt des Reichs, das perſiſche Capitol. — Einer beſondern Erwähnung ſind noch die Inſchriften werth, welche unter dem Namen der perſepolitaniſchen Keilſchriften den Gelehrten bekannt ſind. Niebuhr hat ſie uns mitgetheilt und gezeigt, daß ſie von der Linken zur Rechten zu leſen ſind. Offenbar iſt dieſe Keilſchrift eine Buchſtabenſchrift, aber die Bemühungen eines Tychſen, Witte, Hagemann, Münter und Lichtenſtein ſind bisher vergeblich geweſen, ſie zu entziffern.

Perſeus, der Sohn der Danaë, welcher Zeus als goldner Regen in den Schooß fiel, da ihr Großvater Acriſius, durch ein Orakel, das ihm den Tod von der Hand ſeines Urenkels verkündigt hatte, erſchreckt, ſie in einem Thurm gefangen hielt. Vergebens gab darauf Acriſius Mutter und Sohn den Wellen Preis, ſie erreichten die Inſel Seriphos, wo Perſeus von dem Polydectes auferzogen wurde (vergl. Danaë). Dieſer aber wünſchte, den jungen, nach Abenteuern verlangenden Helden von ſich zu entfernen, gab vor, um des Oenomaus Tochter werben zu wollen, und begehrte von ſeinen verſammelten Freunden einen Beitrag an Pferden zum Brautſchatz. Perſeus verſprach, ſelbſt das Haupt der Gorgo zu liefern, wenn es verlangt würde, und Polydectes nahm ihn beim Worte. Jenſeit des Oceanus, hart an der Gränze der Nacht, wohnte das furchtbare, ſchlangenhaarige, mit Schlangen gegürtete Geſchlecht der Gorgonen, von denen nur Eine, Meduſa, ſterblich war. Von Mercur und Minerva geleitet, begab ſich Perſeus zuerſt zu den drei Gräen, welche gemeinſchaftlich nur Ein Auge und Einen Zahn hatten, bemächtigte ſich dieſer, und verſprach die Zurückgabe nur unter der Bedingung, daß ſie ihn zu den Nymphen brächten, in deren Verwahrung die Geräthſchaften waren, deren er zu ſeinem Unternehmen bedurfte, die geflügelten Sohlen, der Beutel und des Aïdes unſichtbar machender Helm. Sie gingen die Bedingung ein, erhielten Zahn und Auge wieder, und Perſeus dagegen von den Nymphen, was er begehrte. Von Mercur erhielt er noch überdies eine demantene Sichel. Alſo ausgerüſtet gelangte er zu den Gorgonen, welche er ſchlafend fand. Er ſtellte ſich abwärts gekehrt vor die Schrecklichen, deren Anblick in Stein verwandelte, ſah in den ehernen Schild, erblickte durch dieſen das Haupt der Meduſa und hieb es ihr ab, worauf aus ihr Pegaſus und Chyſaor hervorſprangen. Er aber ſteckte das Haupt ſchnell in den Beutel und rettete ſich vor dem verfolgenden Schweſterpaar durch des Aïdes Helm. Auf des Mercurs Fußſohlen oder auf ſeinem luftſchreitenden Roſſe ſchwebte er jetzt, Abenteuer ſuchend, über die Länder dahin. Er kam zum König Atlas, dem das Orakel verkündigt hatte, daß er die goldnen Aepfel ſeines Gartens durch einen Sohn des Zeus verlieren würde, und der ihm daher die Rechte der Gaſtfreundſchaft verſagte. Perſeus, darüber erzürnt, verwandelte ihn durch die verſteinernde Kraft des Meduſenhauptes in einen himmeltragenden Felſen. Wie er darauf die Andromeda befreite, iſt ſchon erzählt worden (ſ. Andromeda). Er vermählte ſich mit ihr, und zeugte mit ihr den Perſes, den er bei ſeinem Großvater Cepheus zurückließ, als er mit Andromeda

nach Seriphos zurückkehrte. Hier fand er ſeine Mutter an dem Altar, wohin ſie ſich mit ſeinem Pflegevater Dictys gegen des Polydectes Gewaltthätigkeit geflüchtet hatte. Sogleich verſammelte er des Polydectes Freunde in der Königsburg, und verſteinerte durch das Meduſenhaupt dieſen und jene. Nachdem er den Dictys zum König von Seriphos eingeſetzt, gab er die Fußſohlen, den Beutel und Helm dem Hermes, der ſie den Eigenthümern zurückgab, das Haupt der Gorgo aber der Athene, die es in die Mitte ihres Schildes ſetzte, oder nach Andern an ihren Bruſtharniſch befeſtigte. Dann ging er mit Danae und Andromeda nach Argos, den Acriſius zu beſuchen. Dieſer aber war nach Theſſalien geflohn. Perſeus folgte ihm, und bei den dort eben gefeierten Leichenſpielen fiel der von ihm geworfene Discus dem Urgroßvater auf den Fuß, der daran ſtarb. Perſeus ſcheute ſich, das ihm angefallne Erbreich Argos in [illegible] zu nehmen, und vertauſchte es gegen des Megapenthes Herrſchaft Tiryns. Andromeda aber gebar ihm außer dem Perſes noch den Alcäus, Sthenelus, Heleius, Neſtor, Electryon und eine Tochter Gorgophone. — Perſeus wurde nach ſeinem Tode als Heros verehrt, und um des Adels ſeiner Abkunft willen unter die Geſtirne verſetzt. (S. Sternbilder.)

Perſien (Geographie und Geſchichte von). — Perſien, Farſiſtan (das Roßeland), arabiſch Adſchem oder Iran, iſt das Land in Südaſien zwiſchen dem 62ſten und 88ſten Grad der Länge, und dem 24ſten bis 40ſten Grad nördlicher Breite, welches im Norden von der Türkei, Rußland, dem caſpiſchen Meere und der Tatarei, im Weſten von der Türkei und dem perſiſchen Meerbuſen, im Süden von demſelben Meerbuſen und dem Weltmeere, im Oſten endlich von den Ländern, die zum Flußſyſtem des Indus gehören, von Afganiſtan und der Bucharei begränzt wird, und einen Flächeninhalt von 50,000 Quadratmeilen hat. Im Weſten, Oſten und Norden thürmen ſich hohe Gebirge, die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt ſind. Dahin gehören die Gebirge von Aderbidſchan, die ſich an den Ararat anſchließen, und nach Oſten durch Gilan und Mazenderan laufen; der unerſteigliche kegelförmige Demabend, deſſen Kette durch Koheſtan fortgeht, und ſich mit den Gebirgen in Choraſan verbindet; eine von Weſten nach Oſten laufende Fortſetzung des Taurus, welche von Kurdeſtan nach Irak Adſchemi geht, wo der berühmte Feuerberg Elbuos iſt, und mehrere Zweige in die ſüdlichen Provinzen ausbreitet. Aber ungeachtet dieſer vielen Gebirge fehlt es dem Lande an großen und ſchiffbaren Flüſſen. Die meiſten endigen in Sümpfen und Moräſten; andre aus Irak Adſchemi und Kuſchiſtan fallen in den Tiger. Unter den Flüſſen, die ſich in den perſiſchen Meerbuſen ergießen, iſt der fiſchreiche Berdemyr einer der vorzüglichſten. Die Flüſſe Tys und Mend in Mekran nehmen andere auf, ehe ſie in das indiſche Meer ſtürzen. Der Seſid-rod (weiße Fluß) ergießt ſich in das caspiſche Meer. Von Seen nennen wir den Urmi in Aderbiſchan, den Bakteghian in Farſiſtan, den Zare in Choraſan, welche fiſchreich ſind und ſalziges Waſſer haben. — Das Clima iſt ſehr verſchieden; im Norden rauh und kalt, im Süden heiß und faſt ohne allen Froſt; in den mittlern Provinzen gemäßigt, trocken und ſehr geſund, dagegen an den Küſten des perſiſchen und indiſchen, noch mehr des caspiſchen Meers in Gilan, und beſonders in Mazenderan, heiß, feucht und ungeſund. Schon der junge Cyrus ſagte, daß ſein Vater ein Land beherrſche, in welchem man vor Kälte erfrieren und vor Hitze verſchmachten könne. Eben ſo verſchieden iſt die Fruchtbarkeit des Bodens. Nicht leicht findet man irgendwo größere Wüſten; andre Provinzen dagegen weichen keinem

Lande an Schönheit und Ergiebigkeit. Zu letztern gehören Irak Adſchemi, Farſiſtan, die reizenden Thäler von Perſepolis und Schiras. Baumwolle liefern faſt alle Provinzen, Saffran die Südküſte des caspiſchen Meers, Trauben und Weine Cazwin und Schiras, Waizen Farſiſtan, Melonen und Pflaumen Choraſan, Granaten Schiras und Yezd, Opium die Gegend von Iſpahan, Piſtazien Cazwin, Aprikoſen, Pfirſichen, Mandeln, Feigen und Nüſſe alle Provinzen, Reiß und Orangen Mazenderan, Tabak, Maſtix, Weihrauch, Manna, Terebinthen, wilde Kaſtanien und Datteln Kerman, ſämmtlich von vorzüglicher Güte. Zucker wird in Kuſchiſtan erbaut, und Oliven wachſen an Arabiens Gränze und in Mazenderan. Die Blumen Perſiens, als Tulpen, Anemonen, Ranunkeln, Roſen u. ſ. w. übertreffen die europäiſchen weit an lebhaften Farben. Von zahmen Thieren hat Perſien treffliche Pferde, Mauleſel, Eſel, Kameele, Schafe mit Fettſchwänzen und feiner Wolle, Rinder und im Norden Schweine; von wilden Thieren Hirſche, Rehe und Antelopen, und von Raubthieren die furchtbaren Tſchakale, ſeltener Löwen, Wölfe und Tieger. Fiſche ſind außer den Küſten des perſiſchen und caspiſchen Meeres nicht ſehr häufig. Im perſiſchen Meerbuſen ſind Perlenfiſchereien. Von Inſekten nennen wir die Seidenraupe, deren treffliches Product in Gilan obenan ſteht unter den Erzeugniſſen Perſiens. Aus dem Mineralreiche liefert das Land Eiſen, Stahlſtein, Kupfer und Blei, ferner Schwefel, Alaun, Salz, verſchiedne Marmorarten. Türkiſſe findet man in den Gebirgen von Choraſan und Mazenderan. Bolus und Mergel dient ſtatt der Seife; Naphtha iſt in Mazenderan und andern Orten; die mineraliſche Mumie, ein Bergbalſam, quillt in Choraſan, nahe bei Schiras, und in Lariſtan. Die gewöhnlichſten Getraidearten ſind Waizen, Gerſte, Hirſe und beſonders Reiß, welcher die tägliche Speiſe iſt. Der Kunſtfleiß der Perſer, der ſonſt in Stickereien, Lederarbeiten, Porzellan und Waffenbereitung berühmt war, iſt in den neuern Zeiten ſehr geſunken; aber auch jetzt noch verfertigen ſie viele Teppiche, Wollen-, Seiden- und Baumwollenwaaren, kupferne Geſchirre, treffliche Säbelklingen u. ſ. w. In Schiras iſt eine anſehnliche Glashütte. Mit der Induſtrie liegt auch der Handel. Das caspiſche Meer zu beſchiffen, hat den Perſern noch nicht gelingen wollen, da ihre Schiffe offen und ſchlecht gebaut ſind. Armeniſche Kaufleute verführen viel gilaniſche Seide nach Rußland, und indiſche Kaufleute, die über ganz Perſien verbreitet ſind, vertauſchen ihnen Gewürze, Muſſeline und andre Baumwollenwaaren gegen Pferde, Mauleſel, Apothekerwaaren, Seide, Goldſtoffe und getrocknete Früchte. Der Handel der oſtindiſchen Compagnie mit Perſien ſcheint ſich in den neuern Zeiten wieder gehoben zu haben. Die Bevölkerung des Landes iſt gegen ſeinen Umfang ſehr gering. Chardin glaubt, daß nicht der zwölfte Theil des Bodens angebaut und bewohnt ſey, wagt aber nicht die Volksmenge zu beſtimmen; ſie mag ſich indeß auf 10 bis 12 Millionen belaufen. Die Einwohner ſind: 1. Perſer, der mahomedaniſchen Religion zugethan, von der Secte des Schias (Schiiten), Todfeinde der Sunniten, zu welchen die Türken gehören. Ihr geiſtliches Oberhaupt führt den Titel Schech el Selam, und iſt bloß auf geiſtliche Angelegenheiten beſchränkt; 2. Nachkommen der alten Parſen oder Gebern, Feueranbeter, um Yezd und Kerman, nach Jones 6 bis 7000, nach Andern gegen 100,000 an der Zahl. Ohne von den Perſern beunruhigt zu werden, leben ſie für ſich ſtill und einfach unter eignen Magiſtratsperſonen, und treiben Akkerbau und Manufacturen. Sie ſind meiſt ſehr unwiſſend und ungebildet. Ihre Religionsbücher ſind der Zendaveſta, deſſen nähere Kennt-

niß wir Anquetil du Perron verdanken; 3. Juden, vielleicht 10 000 Familien. Sie leben in Armuth und Verachtung von Wucher, Mäkelei, Handel, Betrug und einige wenige von Handwerken; 4. Sabier oder Johanneschriſten, deren Zahl aber ſehr abgenommen hat. Man ſchätzt ihre Zahl noch auf 10 bis 12,000. Sie wohnen zu Chuſter, Schuſter, Toſter, der Hauptſtadt in Kuſchiſtan, und am perſiſchen Meerbuſen; 5. armeniſche Chriſten, 60 bis 70 000 an der Zahl, die in allen großen Städten als Bediente, Kaufleute und ſelbſt als Soldaten leben; 6. Hindu oder Indier, des Handels wegen durch ganz Perſien verbreitet. Außer den genannten Nationen, welche feſte Wohnſitze haben, ziehen noch Turkomanen, Araber, Kurden u. ſ. w. nomadiſirend in Perſien herum, für welche Freiheit ſie eine geringe Abgabe bezahlen. — Gegenwärtig iſt Perſien nur noch zum Theil von einem einzigen Fürſten, Schah oder Padiſchah, regiert, zum Theil aber mit dem Lande der Afganen vereinigt. Einzelne Diſtrikte ſind ganz unabhängig. Auch haben in den letzten Zeiten die Ruſſen Eroberungen gegen Perſien zu machen geſucht. Nachdem wir die einzelnen Provinzen aufgezählt haben, wollen wir den Beſitzſtand von 1810 angeben. Die Provinzen ſind: 1. Irwan oder Eriwan. Koi, am Fluſſe Kidur, treibt beträchtlichen Handel; Eriwan iſt der Hauptort der Armenier, die um den Berg Ararat mehrere Klöſter haben; 2. Aderbidſchan, hat fruchtbaren Boden und kunſtfleißige Einwohner. Die volkreiche Hauptſtadt Tauris, ſo wie Ardebil, treiben lebhaften Seidenhandel; 3. Gilan, baut treffliche Seide und vielen Reiß. Die Hauptſtadt iſt Räſcht. In dem Hafen Enzeli haben die Ruſſen eine befeſtigte Factorei; 4. Mazenderan, ein niedriges, feuchtes und ungeſundes Land, voller Moräſte, aber durchſchnitten von ſchönen Hügeln und Thälern und mit nett gebauten Dörfern beſetzt. Außer dem Waizen und Reiß würde der Zucker ein wichtiges Produkt ſeyn, wenn die Perſer oder Ruſſen ihn zu raffiniren verſtänden. Die Hauptſtadt iſt Bodfroſch; Sari iſt eine wohlbefeſtigte und ſtark bewohnte Stadt von geringem Umfange. Mit Baku, Aſterabad und Ferabad wird einiger Handel getrieben; 5. Chorasan, ein geſundes Land mit kriegeriſchen Einwohnern, welches alle Arten von Getraide, die edlern Baumfrüchte, Indigo, Galläpfel, koſtbare Spezereien, Wolle, Türkiſſe und Rubine liefert. Man verfertigt ſchöne Teppiche, und gut gehärtete koſtbare Stahlklingen. Die Turkomanen durchziehn mit ihren Heerden einen Theil des Landes. Die Hauptſtadt Meſched iſt wegen einer koſtbaren Moſchee berühmt, die von vielen Pilgern beſucht wird. Herat, in einer weiten anmuthigen Ebene, iſt ein wichtiger Handelsplatz, wo viele indiſche Kaufleute, auch einige Juden und Armenier ſich aufhalten, und viele Caravanen aus Indien ankommen; 6. Irak Adſchemi, Iran Perſan, von nackten Gebirgen durchſchnitten; daher im Süden und Oſten wüſt; in den nördlichen und weſtlichen Gegenden aber an Getraide und edeln Früchten ergiebig. Die Luft iſt rein, ſcharf und geſund; Bevölkerung, Cultur und Kunſtfleiß ſtehen auf einer höhern Stufe als in andern Provinzen. Die Hauptſtadt Iſpahan zählt 300,000 Einwohner, die beſonders Gold- und Silberſtoffe in großer Vollkommenheit verfertigen. Der königliche Palaſt und die königliche Moſchee ſind prächtige Gebäude. Der Fluß Sainderud theilt die Stadt und iſt mit zwei ſchönen Brücken geziert. Die Gegend um Iſpahan iſt dürre, und wird durch künſtliche Canäle bewäſſert. Die Stadt Yezd iſt volkreich und handelt mit Seide und Baumwolle. Kaſchan, wo Schah Abbas prächtiger Palaſt noch ſteht, treibt ſtarken Handel mit hier verfertigten Seidenſtoffen. Kom, ſeit 178•

durch ein Erdbeben verwüſtet, wird wegen der Gräber der Sidi Fatima und der Könige Schah Abbas und Schah Sofi von vielen andächtigen Pilgrimmen beſucht. Caswin, eine nahrhafte und volkreiche Stadt, wo Seidenzeuge und vorzügliche Kupferarbeiten verfertigt werden. Kermenſchah, befeſtigte Gränzſtadt gegen Kurdiſtan; 7. Kuſchiſtan, am Tigris, Schat al Arab und perſiſchen Meerbuſen, den Einfällen der Araber ausgeſetzt, und größtentheils wüſt. Die Hauptſtadt iſt Schuſter; 8. Farſiſtan, am perſiſchen Meerbuſen. Die Hauptſtadt Schiras liegt in einem reizenden Thale, in welchem köſtliche Früchte und der berühmte Schiraswein wachſen, von dem jährlich über 4000 Tonnen gekeltert werden. Die Stadt hat eine Citadelle und mehrere Marktplätze und Caravanſereien. In abgeſonderten Quartieren wohnen die Juden und Hindu; die Moſcheen werden gut erhalten, aber das akademiſche Gebäude, Medreſſa Chan, verfällt mit den Wiſſenſchaften. Bei Schiras ſind die Grabmäler des Hafiz und Sadi (ſ. perſiſche Literatur). Wichtiger noch für den Alterthumsforſcher ſind die Ruinen von Perſepolis (ſ. d. Art.). Buſcher oder Abuſchär iſt gewiſſermaßen der Hafen von Schiras, über welchen ein lebhafter Handel mit Indien geführt wird. Die Engländer haben hier eine Factorei; 9. Lariſtan, am perſiſchen Meerbuſen, gebirgig, dürr und mäßig bevölkert, aber durch ſeine Gebirge vor feindlichen Einfällen geſchützt. Die Hauptſtadt Lar hat gute Sammet- und Taffentmanufacturen; 10. Kerman, am Meerbuſen von Ormus ſchmaler als an der nordöſtlichen Gränze, beſteht aus hohen nackten Gebirgen oder dürren Sandwüſten. Die Luft iſt heiß und ungeſund. Die Datteln, welche in einigen Gegenden gedeihen, ſind die Hauptnahrung der Einwohner. Die Schafe liefern die ſchönſte Wolle, aus der die Einwohner Shawls verfertigen, welche denen aus Kaſchmir ähnlich ſind. Die Hauptſtadt Kerman iſt ziemlich bevölkert. Bender Abaſſi (Komron) war zur Zeit, als die Portugieſen Ormus erobert hatten, von indiſchen und europäiſchen Kaufleuten ſtark beſucht, iſt aber jetzt von weniger Bedeutung, und wegen der unerträglichen Hitze im Sommer von den meiſten Einwohnern verlaſſen; 11. Mekran, am indiſchen Meere, ein heißes, wüſtes, wenig bewohntes und bewohnbares Land. Die Hauptſtadt iſt Mekran, nicht weit vom Meere; 12. Sedſcheſtan, ebenfalls wüſt und unaufhörlich von den räuberiſchen Afganen durchzogen und geplündert, mit denen die Bewohner in ſteter Fehde leben. — Von dieſen Provinzen ſtanden im J. 1810 unter Feth Ali, Schah von Perſien, Eriwan, Aderbidſchan, Gilan (mit Ausnahme von Lengeran, wo ein Chan als ruſſiſcher Vaſall regierte), Mazenderan, ein Theil von Choraſan, Irak Adſchemi, Kurdiſtan (mit Ausnahme einiger unabhängigen Stämme) Farſiſtan, Lariſtan (mit Ausnahme des vom Imam von Maſcate abhängigen arabiſchen Sheiks zu Bender Abaſſi) und Kerman. Mekran ſteht unter unabhängigen Fürſten oder Vali's; Sedſcheſtan und ein Theil von Choraſan (Herat) unter den Afganen oder dem König von Candahar; endlich ſtehn die übrigen Theile von Choraſan theils unter einem unabhängigen Chan, theils unter den Usbeken von Bochara. — Bei den Alten war die Provinz Perſis oder Perſia von dem Reiche der Perſer unterſchieden. Jene, von den Hebräern Elam genannt, ward umgränzt von Suſiana, Medien, Karmanien und dem perſiſchen Meerbuſen, vom Medus, Cyrus und Araxes durchſtrömt, und war an der Südküſte eben, ſandig und heiß, in der Mitte gemäßigt heiß, waſſerreich und fruchtbar, im Norden rauh, unfruchtbar und gebirgig durch den Taurus. Die Bewohner waren räuberiſche Gebirgsvölker, Parätacener, Koſſäer u. ſ. w. Hier lag Per-

ſepolis. — Das Reich Perſien (Iran, Eriene, Ariene) begriff alle den Perſern unterworfenen Länder Aſiens vom Taurus bis zum Indus unter ſich, nämlich Suſiana (jetzt Cureſtan, auch Chuziſtan), Carmanien (jetzt Kirman), Gedroſia (Mecran), Aria (Choraſan), das Land der Dranger und Zarangäer (jetzt Sedſcheſtan), Arachoſia (Candahar), der Paropamiſus (ein Theil des Taurusgebirges), an deſſen Fuße (im heutigen Sableſtan) die Paropamiſaden und andre kleine Völkerſchaften lebten; das Land der Marder und Tapurer, Hyrkanien, Parthien, Bectriana (Choraſan) und Sagdiana mit der Hauptſtadt Marecanda (Samarcand). — Die Geſchichte Perſiens tritt erſt mit Cyrus aus dem Dunkel der Vorzeit heraus; früher iſt ſie ungewiß und fabelhaft. Als die erſte wird von den Morgenländern angeführt die Dynaſtie der Mahabaden, auf ſie folgte die Dynaſtie der Piſchdadier (gleichzeitig mit unſerm aſſyriſchen Reich). Zwölf Regenten werden aus dieſer mythiſchen Zeit von 2421 Jahren genannt. Unter ihnen ſind die Namen: Kajumaras, Huſchenk, Tachmuras, Dſchemſchid, der größte der Piſchdadier, Iſtakhars Erbauer, nach welchem Zohak, der Tyrann, das Land plagte, Feridum, der Befreier und Wiederherſteller ſeines Vaterlandes, Manutſcheher, Zeb und Gerſhaſp, der letzte Piſchdadier. Dieſen folgten die Cajaniden; 718 Jahre. In die ungewiſſe Zeit vor Cyrus gehört Guſtaſp, der mediſche Kyaxares oder deſſen Zeitgenoſſe, unter welchem Zerduſcht (Zoroaſter) lebte. Mit Cyrus (559 bis 529 vor Chr. Geb.) begannen die Zeiten des Glanzes im Weſten. Er vereinigte Perſer und Meder unter einem Zepter, wodurch ſie herrſchendes Volk in Aſien wurden; beſiegte den Crösus, eroberte Babylon und unterwarf ganz Klein-Aſien. Ihm folgte ſein Sohn Cambyſes (529-522), der Aegypten bezwang. Nach dieſem herrſchte kurze Zeit ein Magier, der ſich für des Cambyſes Bruder Smerdis ausgab. Nach dem Sturze deſſelben erhielt Darius Hyſtaſpis, durchs Loos oder ſeiner Gefährten Wahl, die Krone (521-487). Er unterwarf das aufrühreriſche Babylon, Thrazien, Macedonien und einen kleinen Theil von Indien. Sein Plan, die Scythen jenſeit des Iſter zu bezwingen, ſcheiterte. Die griechiſchen Colonien in Klein-Aſien, welche das perſiſche Joch abzuſchütteln verſuchten, bezwang er zwar; ſein Rachekrieg gegen die europäiſchen Griechen aber ſchlug unglücklich für ihn aus. Aegypten war in Aufſtand gegen ihn. Sein Sohn Xerxes (487-467) bezwang Aegypten aufs neue, ſcheiterte aber bei Marathon und Salamis mit ſeinem Angriff auf Griechenland, und mußte einen verderblichen Vertheidigungskrieg gegen die Griechen fortſetzen. Unter Artaxerxes (bis 425) zeigten ſich die erſten Spuren des Verfalls. Das empörte Aegypten wurde erſt nach hartem Kampfe bezwungen. Der griechiſche Krieg endigte 449 mit dem nachtheiligen cimoniſchen Frieden. Megabyzus erregt eine gefährliche Empörung. Mutter und Gemahlin beherrſchen den ſchwachen König. Die nächſten Regierungswechſel erfolgen ſchnell und gewaltſam. Xerxes II., der einzige echte Sohn, wurde nach 45 Tagen von ſeinem unechten Bruder Sogdian, und dieſer nach ſechs Monaten von dem andern unechten Bruder Ochus getödtet, welcher Letztere unter dem Namen Darius II. bis 404 unter dem Einfluß ſeiner Gemahlin Paryſatis regierte und mit mehrern Empörungen zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Aegypten mußten die Perſer eigne Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche ſie ſich geſchickt einmiſchten, retteten ſie noch zur Zeit von einem allgemeinen Angriff der Griechen und vom Untergang. Artaxerxes II. Memnon (bis 361) ſtand gänzlich unter dem

Einfluß ſeiner Mutter Paryſatis. Sein Bruder Cyrus, von 10,000 Griechen unter Xenophon unterſtützt, ſuchte ihm den Thron zu rauben (400); aber Artaxerxes ſchlug und tödtete ihn. Die innern Unruhen nöthigten die Spartaner, ihre Vortheile in Klein-Aſien aufzugeben und den nachtheiligen antalcidiſchen Frieden einzugehn. Artaxerxes III. Ochus (bis 338), Memnons Sohn, befeſtigte ſeinen Thron durch Hinrichtung ſeiner zahlreichen Brüder. Er unterwarf Aegypten aufs neue; aber Bagoas, ſein Verſchnittener, vergiftete ihn ſeiner Grauſamkeiten wegen, brachte nach und nach auch ſeine ſämmtlichen Söhne um, und gab die Krone an Darius Codomannus, einen Prinzen von königlichem Geblüt, welcher, von Alexander bekriegt, nach drei großen Niederlagen am Granicus, Iſſus und Gaugamela durch Beſſus, Statthalter von Bactrien, das Leben verlor (330), worauf Alexander ſich der ganzen perſiſchen Monarchie bemächtigte (329). Als nach Alexanders Tode (322) das macedoniſche Reich zerfiel, herrſchten über Perſien die Seleuciden bis 246. Ihnen folgten die Arſaciden, welche das Reich der Parther (ſ. d. Art.) gründeten, das bis 229 nach Chriſtus beſtand. Damals bemächtigte ſich Ardſchir Babekan (Artaxerxes) der Herrſchaft über Mittel-Aſien, und vererbte ſie auf ſeine Nachkommen, die Saſſaniden, welche 407 Jahre herrſchten. Ardſchir, Seſſans Sohn, regierte ſelbſt bis 241. Die Kriege, welche er mit den Römern führte, dauerten unter ſeinem Nachfolger Schapur (Sapores I. bis 271) mit Gordian und Valerian fort (welchen letztern das Kriegsunglück zu ſchmählichen Mißhandlungen in Schapurs Hände gab) und endigten erſt durch den Frieden des Königs Narſes mit Diokletian (303). Erſt als Schapur II. der Große (309 bis 380) zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich wieder Kraft. Er ſtrafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Yemen gefangen. Darauf foderte er, wie einſt Ardſchir, vom Kaiſer von Conſtantinopel alles Land bis zum Strymon zurück. Conſtantin der Große, Conſtantinus II. und Julian widerſtanden ihm zwar, aber Jovian erkaufte den Frieden durch Abtretung der fünf ſtreitigen Provinzen und der Feſtung Niſibis. Schapur machte darauf auch in der Tatarei und Indien Eroberungen. Ohne entſcheidende Ereigniſſe wechſelten nach Schapurs Tode Krieg und Frieden. Araber, Hunnen und Türken traten nach einander für und gegen Perſien auf den Kampfplatz. Im J. 420 kamen Varanes V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte ſiegreich gegen Theodoſius II., ſchlug die in ſein Gebiet eingefallnen euthalitiſchen Hunnen mit großem Verluſt zurück, und eroberte das Königreich Yemen. Im Jahr 457 gelangte Firuz (Peroſes) durch Hülfe der euthalitiſchen Hunnen zum Throne, bekriegte ſie aber nachher und verlor 483 gegen ſie Schlacht und Leben. Valens oder Badach (488-491) verlor ſogar einen Theil des Reichs an ſie, und mußte ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber gewannen die Saſſaniden wieder Größe und Macht. Kobad überwand die Hunnen, und ob er gleich durch ihren Beiſtand 498 den verlornen Thron wieder erhielt, ſo führte er doch in der Folge, wie mit Athanaſius, ſo auch wieder mit den Hunnen, Indiern und Juſtinian I. Krieg. Sein jüngſter Sohn und Nachfolger, Kosru Anushirwan (531-579) zeichnete ſich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erſtreckte ſich das perſiſche Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und die Gränze Aegyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken, mit Juſtin und Tiber und mit den Arabern, die er vom Druck vieler kleinen Tyrannen befreite. Die Empörungen

ſeines Bruders und ſeines Sohnes unterdrückte er. Die Lazier in Colchis, der griechiſchen Bedrückungen müde, unterwarfen ſich ihm; da er ſie aber in das innere Perſien verpflanzen wollte, kehrten ſie unter die Herrſchaft Juſtinians zurück, deſſen Waffen jetzt ſiegreich waren. Anuſhirwan ſtarb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz (Hormisdas, 579-591), Varam bis auf Kosru Parwiz, unter welchem die perſiſche Macht den höchſten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er ſeine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon (616), auf der andern über Aegypten bis nach Libyen und Aethiopien, und endlich bis nach Yemen aus. Plötzlich aber endete ſein Glück durch Kaiſer Heraclius ſiegreiche Waffen. Der König verlor alle ſeine Eroberungen; ſein eigner Sohn Siroes nahm ihn gefangen und ermordete ihn (628). Perſien ging nun in beſtändigen innern Unruhen ſeinem Untergang entgegen. Siroes oder Kobad Shirujeh ward noch in demſelben Jahre wieder ermordet. Ihm folgte ſein ſiebenjähriger Sohn Ardſchir III., den im J. 629 ſein Feldherr Sarbas (Scheheriar) ermordete. Dieſer ward, noch ehe er ſich des Throns bemächtigt, von den perſiſchen Großen geſtürzt, bis nach mehreren Umwälzungen, die ſo ſchnell auf einander folgten, daß die Geſchichtſchreiber die Namen verwirrt haben, der ſechzehnjährige Jezdedſcherd, ein Enkel Kosru's, 632 den Thron beſtieg. Ihn beſtürmte im J. 636 der Khalif Omar. Perſien ward ein Raub der Araber und Türken. Jezdedſcherd verlor 651 das Leben. — Von der Eroberung Perſiens durch die Khalifen beginnt die Geſchichte des neuperſiſchen Reichs. Die Herrſchaft der Araber dauerte 585 Jahre, von 636-1220. Da theils die Statthalter der Araber ſich unabhängig machten, theils perſiſche und türkiſche Fürſten einzelne Provinzen an ſich riſſen, ſo blieb Perſien getrennt. Unter den herrſchenden Dynaſtien ſind zu bemerken: 1. das türkiſche Haus der Thaheriden in Choraſan von 820 bis 872; 2. die perſiſche Dynaſtie der Soffariden, welche jene ſtürzte, und über Choraſan und Fars bis 902 herrſchte; 3. die Samaniden, welche ſich 874 unter Ahmed in der von Choraſan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben und bis 999 erhielten. Ahmeds Sohn Ismael ſtürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Anſehn. Unter ſeinen Nachfolgern entſtanden 4. die Gasnaviden, als 977 Sebectechin, ein türkiſcher Sclav und Statthalter der Samaniden zu Gasni und Choraſan, ſich zu Gasni unabhängig machte. Sein Sohn Mahmud maßte ſich 999 auch Choraſan, und 1012 Fars an und endigte ſo die Herrſchaft der Samaniden. In der Folge entriß er den Buiiden Irak Adſchemi (1017) und breitete ſich auch in Indien aus. Aber ſein Sohn Maſud verlor Irak Adſchemi und Choraſan (1037-1044) durch die Seldſchucken, und durch innere Unruhen entkräftet wurden 1182 die Gasnaviden unter Malik-ſhah eine Beute der Guriden; 5. die Sultane von Gur wurden 1150 durch Ala-eddin-Hoſain mächtig, ſanken aber nach wenigen großen Regierungen theils durch die Fürſten Chowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit; 6. die chowaresmiſchen Schahs, von 1097 bis 1230, waren durch Aziz, Statthalter der Seldſchucken in Chowaresme, wo er ſich unabhängig machte, gegründet. Tagash (1192) zerſtörte das Reich der Seldſchucken und nahm den Guriden Choraſan. Sein Sohn Mahomed eroberte Mavaralnar, bezwang die Guriden und Gasni, und brachte den größten Theil Perſiens an ſich. Plötzlich aber verlor er alles (1220) durch den Großchan der Mongolen, Dſchingischan, und ſein heldenmüthiger Sohn, Gelaleddin Mankbern, kam, nachdem er noch zehn Jahre die äußerſten An-

ſtrengungen gemacht hatte, 1230 in einer einſamen Hütte auf dem kurdiſchen Gebirge um. — Die genannten Dynaſtien herrſchten im nördlichen und nordöſtlichen Perſien; im weſtlichen und nordweſtlichen aber herrſchten: 7. Mardawig, ein perſiſcher Krieger, der 928 zu Dilem eine fürſtliche Macht erhob, die ſich bald ſelbſt über Jspahan verbreitete, bald aber von den Bujiden verſchlungen wurde; 8. die Bujiden, die Söhne Buia, eines armen Fiſchers, der ſein Geſchlecht von den Saſſaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrſchaft über den größten Theil von Perſien und 945 ſelbſt über Bagdad. Sie zeichneten ſich meiſtens durch Tugenden und Liebe für wiſſenſchaftliche Cultur aus, und behaupteten ſich bis 1056, wo Malek Rahim ſich genöthigt ſah, den Seldſchucken zu weichen; 9. die Seldſchucken, eine angeblich türkiſche Dynaſtie, von den Chineſen aus Turkeſtan vertrieben, wurden mit den Gasnaviden zuerſt in Choraſan mächtig. Togrulbeg Mahmud, tapfer und klug, verdrängte hier Sultan Mahmuds Sohn, den Gasnaviden (1037), verbreitete ſich über Mavaralnar, Aderbidſchan, Armenien, Fars, Jrak Adſchemi und Jrak Arabi, wo er der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte (1055) und von den Khalifen an ihrer Stelle zum Emir el Omrah eingeſetzt wurde. Seine Nachfolger zeichneten ſich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus; der mächtigſte derſelben, Malekſhah, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien (Rum). Nach und nach aber ſank das Reich, indem es ſich nach verſchiednen Veränderungen in vier Reiche auflöſ'te, die theils durch die chowaresmiſchen Schahs (1162 und 1195), theils durch die Atabeken von Aleppo (1139), theils durch die Mongolen (1194) zerſtört wurden. Durch Dſchingischan wurden die Tartaren und Mongolen in Perſien herrſchend. Jhre Macht beſtand 185 Jahre, von 1220-1405. Die Provinzen Perſiens, welche durch Dſchingischan an die Mongolen gekommen, erhielt von dieſem Eroberer deſſen jüngſter Sohn, Tauli (1229), und nach dieſem deſſen Sohn Hulaku, beide anfangs als Statthalter der mongoliſchen Chans Kajuk und Mangu. Hulaku vermehrte dieſe Länder mit Syrien, Natolien und Jrak Arabi. Er, oder erſt ſein Nachkomme, machte ſich von der Oberherrſchaft der Großchans unabhängig, und bildete eine beſondere Dynaſtie der Mongolen in jenen Ländern, welche bis auf Abuſaid beſtand, der 1335 ohne Erben ſtarb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dſchingischans Familie, führten nur den Titel der Chans von Perſien; das Reich war kraftlos und getheilt. Da erſchien 1387 an der Spitze einer neuen Mongolenhorde Timurlenk (Tamerlan), und bemeiſterte ſich Perſiens, die Welt von Hindoſtan bis Smyrna mit Schrecken erfüllend. Aber mit dem Tode dieſes großen Eroberers erloſch 1405 die Macht der Mongolen in Perſien, und die Turkomanen machten ſich zu Oberherrn auf hundert Jahre. Dieſe nomadiſchen Stämme vom weißen Schöps, welche ſeit 200 Jahren Perſien geplündert hatten, eroberten unter Kara Juſſuf und deſſen Nachfolgern den größten Theil Perſiens von den Timuriden, unterlagen nachher andern turkomaniſchen Stämmen vom weißen Schöps unter Uſong Haſſan (1468), und vereinigten ſich mit ihnen. Beide aber wichen 1505 dem Jsmael Sofi, der ſich der Schwärmerei als Werkzeugs der Politik zu bedienen wußte, und deſſen Dynaſtie von 1505 bis 1722 herrſchte. Jsmael Sophi, deſſen Ahnherr, Scheikh Sophi, von Ali abſtammen wollte, nahm den Turkomanen vom weißen Schöps Aderbidſchan (1505-8), und einen Theil von Armenien, erſchlug ihre beiden Fürſten, und gründete auf den Untergang ihres Reichs, nach der Eroberung von Schir-

ran, Diarbekr, Georgien, Turkeſtan und Maveralnar, ein Reich, das Aderbidſchan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman umfaßte. Er nahm den Namen eines Schahs an, und führte die Secte Ali in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger, Tamasp (1523-1575), Ismael II. (1576-77), Mahomed (1577-1586), Hamzeh (1586), Ismael III. (1587), führten blutige und unglückliche Kriege mit den Türken und Usbeken. Aber der große Schah Abbas (1587-1629) ſtellte durch ſeine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak Arabi, Meſopotamien, die Städte Tauris, Bagdad und Baſſora, den Usbeken Choraſan, den Portugieſen Ormus, und den Mongolen Candahar, und demüthigte Georgien, das ſich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte die unumſchränkte Herrſchaft in Perſien ein, verſetzte ſeine Reſidenz nach Ispahan und verordnete die Wallfahrt nach Medſched, um die nach Mecca unter den Perſern abzuſchaffen. Die folgenden Regenten, Shah Sefi (1629-1642) und Abbas II. (1642-1666), führten neue Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit dieſen wegen Candahar, welches 1660 wieder erobert wurde. Unter Shah Soliman aber (1666-1694) verſank das Reich in Kraftloſigkeit und verfiel gänzlich unter deſſen Sohne Huſſein. Die Afganen in Candahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und deſſen Sohn, Mir Mahmud, bemächtigte ſich 1722 des ganzen Reichs. Wilde Anarchie folgte. Der wahnſinnig gewordene Mahmud wurde 1725 von Aſhraf geſtürzt, dieſer aber von Thamasp Kuli Chan beſiegt, welcher unter Mitwirkung der Ruſſen und Türken Huſſeins Sohn, Thamasp, auf den Thron ſetzte (1729). Als dieſer aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, ſetzte ihn Kuli Chan ab, und erhob deſſen minderjährigen Sohn, Abbas III. (1732) auf den Thron. Die den Ruſſen und Türken abgetretenen Provinzen gewann er durch Schlachten und Vergleich wieder, und beſtieg, als Abbas III. ſchon 1736 ſtarb, unter dem Namen Shah Nadir ſelbſt den Thron. Er erhob Perſien durch Waffenglück und ſtrenge Regierung zu ſeinem vorigen Anſehn, eroberte Baharein (1735) und Balk (1736) vom Chan von Bochara, Candahar (1738), fiel darauf (1739) in Hindoſtan ein, und nöthigte den Groß-Mogul Mahomed, ihm einige Provinzen am Indus und ſeine meiſten Schätze zu überlaſſen. Aber im J. 1747 wurde Nadir von den Anführern ſeiner Leibwache ermordet, und ſein Tod ſtürzte das Reich in neue Zerrüttung. Vier verſchiedne Reiche bildeten ſich: 1. Choraſan und Sedſcheſtan; 2. Candahar oder die öſtlichen Provinzen; 3. Fars oder die weſtlichen Provinzen, und 4. Georgien. Letzteres behielt meiſt ſeine eignen Fürſten, die ſich endlich Rußland unterwarfen, in Candahar und dem Oſten gründete Ahmed Abdallah das Reich der Afganen. Er ſiegte bei Panniput und gebot mit Allgewalt in Indien. Seine Reſidenz war Cabul. Ihm folgte 1773 Timur und dieſem Zeman. In den beiden andern Reichen aber gelang es nach langen und blutigen Kämpfen zwiſchen Verwandten und Statthaltern dem Kurden Cherim Chan, der unter Nadir gedient hatte, die Ruhe herzuſtellen, und ſeine Macht zu befeſtigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe ſeiner Unterthanen und die Achtung ſeiner Nachbarn. Er ſelbſt nannte ſich nie Chan, ſondern nur Vekil (Regent). Neue Verwirrungen traten 1779 nach ſeinem Tode ein. Seine Brüder wollten ſich mit Uebergehung ſeiner Söhne des Throns bemächtigen. Ein Prinz von Geblüt, Ali Murat, blieb 1784 im Beſitz deſſelben; nur in Mazenderan hatte ſich ein Verſchnittener, Aga Mahomed, ein Mann von al-

tem Geſchlecht und nicht gemeinen Eigenſchaften, unabhängig gemacht. Ali Murat, der gegen ihn marſchirte, ſtarb an einem Sturz mit dem Pferde, und hinterließ das Scepter ſeinem Sohne Jafar. Dieſer wurde von Aga Mahomed bei Yezde-Kaſt geſchlagen und flüchtete nach Schiras. Hier kam er 1792 in einem Aufſtande um, als Aga Mahomed die Stadt angriff. Vergebens ſuchte Jafars Sohn, Luthf-Ali, in mehrern verzweifelten Gefechten das Glück für ſich zu gewinnen. Aga Mahomed blieb Sieger und ernannte zu ſeinem Nachfolger Babachan, ſeinen Neffen, welcher ſeit 1796 unter dem Namen Feth-Ali-Schah zu Teheran herrſcht. Dieſer Regent iſt jetzt ungefähr 60 Jahre alt, und vereinigt mit edelm Anſtande, einen einnehmenden und leutſeligen Ton. Er liebt die ſchönen Künſte, beſchützt die Wiſſenſchaften, übt ſie ſelbſt aus, und verbindet mit einer für einen perſiſchen Herrſcher ſeltenen Gelehrſamkeit die Gabe, angenehm zu dichten. Er hat 65 Söhne und eine gleiche Anzahl von Töchtern. Von den erſtern iſt Abbas-Mirza zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. Er iſt nach dem Kaiſer von China der mächtigſte und reichſte Fürſt in Aſien. Sein Aufwand und die Pracht ſeines Hofes ſind ungeheuer, ſo wie ſeine Gewalt unbeſchränkt. Er hat mehrere Kriege mit den Ruſſen, wozu ihn theils die Eroberungsſucht dieſer letztern, theils die Aufhetzungen der Franzoſen vermochten, geführt, deren Erfolge meiſtens nachtheilig für ihn waren. Als Napoleon 1812 ſeinen Angriff auf Rußland auszuführen beſchloß, gab er ſich beſonders viele Mühe den Schah zu bewegen, daß er die ſüdöſtlichen Gränzen des ruſſiſchen Reichs anfiel. Da begab ſich ein brittiſcher Botſchafter, Sir Gore Ouſeley, nach Teheran, um der dortigen Politik eine andere Richtung zu geben. In dem Augenblicke, in dem die Franzoſen über den Dnepr gengen, führten die Perſer den Krieg mit größter Thätigkeit. Ouſeley aber entledigte ſich ſeines Auftrages mit ſo gutem Erfolge, daß ſich der Schah zum Frieden bequemte, und das zahlreiche ruſſiſche Heer, das bisher in Aſien operirt hatte, konnte nun die gegen Napoleon wirkenden Streitkräfte verſtärken. Seit dieſer Zeit iſt Friede zwiſchen Perſien und Rußland geblieben, und um die freundſchaftlichen Verhältniſſe zu bezeugen und zu befeſtigen, erſchien in den erſten Tagen des J. 1816 ein perſiſcher Botſchafter in Petersburg. Einige Monate ſpäter ſah man auch einen perſiſchen Geſandten an dem franzöſiſchen Hofe, der gekommen war, um Handelsverbindungen mit Frankreich anzuknüpfen.

Perſiſche Sprache und Literatur. Unter den Sprachen, welche in den perſiſchen Provinzen üblich waren, die vormals das mediſche Reich bildeten, waren das Zend und das Pehlvi die bedeutendſten, jenes im Norden, dieſes im Süden von Medien. Der Name Zend ſelbſt iſt pehlviſch, und bedeutet lebendig. In der Zendſprache ſchrieb Zoroaſter ſeine Religionsbücher, welche Anquetil du Perron, ſo weit ſie noch vorhanden ſind, uns näher bekannt gemacht hat, unter dem Namen Zendaveſta, d. h. das lebendige Wort *). Schon vor Anfang unſrer Zeitrechnung ſcheint ſie gewaltſam verdrängt worden und erloſchen zu ſeyn, und gegenwärtig gibt es ſelbſt unter den Gebern, welche ſich noch jetzt zur Lehre Zoroaſters bekennen, ſehr wenige, die ihrer kundig ſind. Das Zend ſoll ſowohl im grammatiſchen Bau als in ſeinen Wurzelwörtern große Aehnlichkeit mit dem Sanſcrit haben.

*) W. Jones hörte von einem gelehrten Anhänger der zoroaſterſchen Lehre, daß Zend der Name der Schriftzüge ihrer Religionsbücher, Aveſta hingegen der Name der Sprache ſey.

Das Pehlvi, welches ungefähr gleichzeitig mit dem Zend in Niedermedien oder Parthien geſprochen wurde, gelangte zu einer größern Ausbildung und ward unter den parthiſchen Königen Schrift- und höhere Geſellſchaftsſprache, mußte aber dem Parſi weichen, als der Sitz des Reichs in die ſüdlichen Provinzen verſetzt wurde und die Saſſaniden es ſogar verboten. Nach unbeſtimmten Nachrichten ſoll es indeß noch jetzt von einem nomadiſchen Volke in Shirwan (den Puddar) geſprochen werden. Unter den Gebern gibt es auch nur Wenige, die es verſtehn. Die Schriften Zoroaſters wurden früh in das Pehlvi überſetzt; außerdem ſind noch verſchiedne theologiſche und hiſtoriſche Schriften darin vorhanden. Das Pehlvi iſt verwandt mit dem Chaldäiſchen. Unter den Saſſaniden endlich wurde die ſanfte, reiche und bildſame Sprache der Provinz Fars oder Farſiſtan, das Parſi, herrſchende Sprache in Perſien, aus welchem ſich das Neuperſiſche und aus beiden der rauhe kurdiſche Dialect bildeten. Das Parſi oder die unvermiſchte Sprache von Fars verräth einen gemeinſchaftlichen Urſprung mit dem Sanſcrit, ohne daß wir mit Schlegel das Sanſcrit zur Mutter des Parſi, noch mit Frank das Parſi zur Mutter des Sanſcrit machen wollen, wiewohl die letztere Meinung durch die größere Einfachheit des Parſi beſſer begründet zu ſeyn ſcheint als erſtere. Ziemlich rein finden wir das Parſi noch im Firduſi und einigen andern Schriftſtellern aus den erſten Jahrhunderten des Mahomedanismus, jedoch nicht ganz unvermiſcht mit Arabiſchem. Dieſe Einmiſchung des Arabiſchen in das Parſi erfolgte ſeit der Eroberung Perſiens durch die Araber, als die mahomedaniſche Religion in Perſien herrſchend, und die arabiſche Sprache die eigentlich gelehrte Sprache der Perſer wurde. Die Aufnahme nicht nur vieler einzelner Wörter, ſondern auch ganzer Phraſen geſchah theils aus Bedürfniß, da im Parſi für viele neuen Begriffe das Wort fehlte, theils aber auch um ſich zum Unterſchiede von dem gemeinen Haufen gebildeter und zierlicher auszudrücken. So entſtand das Neuperſiſche. Die arabiſchen Wörter, aus welchen es gemiſcht iſt, ſind theils unverändert geblieben, theils nach perſiſcher Weiſe verändert und gebeugt worden. Die Verwandtſchaft des Perſiſchen mit dem Germaniſchen iſt zwar nicht ſo groß, daß der Deutſche, wie Leibnitz ſagt, ganze perſiſche Verſe ſogleich verſtehn könne, aber ſie iſt unläugbar vorhanden. Sie beweiſ't, ohne uns zu gewagten und, da ſie unerweislich ſind, unnützen Hypotheſen zu berechtigen, daß der gleichfalls aus Aſien ſtammende Germane mit dem alten Bewohner Perſiens aus einerlei Quelle ſchöpfte. Ein Gleiches gilt von dem Celten, Slaven, Thracier, von deren Sprache wir ebenfalls Spuren im Perſiſchen vorfinden. Im grammatiſchen Bau iſt das Perſiſche an Einfachheit ganz der engliſchen Sprache ähnlich, in der Fähigkeit, Wörter zuſammen zu ſetzen, der Deutſchen. Wir übergehn die Dialecte der perſiſchen Sprache, und führen nur an, daß der ausgebildetſte Dialekt derſelben, der die Hof- und Gelehrtenſprache geworden, Deri, (Hofſprache von Dar, Pforte), der gemeine Volksdialekt aber Balaat heißt. Die Schrift der Perſer iſt die arabiſche, mit Hinzufügung von vier Buchſtaben mit drei Puncten, welche die Araber nicht haben. Am häufigſten ſind ihre Bücher in dem hängenden und gezognen Schriftzug geſchrieben, welcher Tälik heißt. — Die perſiſche Literatur, in deren Beſitz bis zur Einführung des Islam die Magier waren, hat in ihren alten Mundarten, dem Zend und Pehlvi, außer den ſchon oben erwähnten Werken und den zum Theil unverſtändlichen perſepolitaniſchen Inſchriften, nichts mehr aufzuweiſen. Was der Vernichtung zur Zeit Alexanders entgangen

war, wurde unter den Khalifen vertilgt, und nur wenige Trümmer erhielten ſich unter den geflüchteten Parſen oder Gebern. Die perſiſche Cultur ſank in den erſten Zeiten der arabiſchen Herrſchaft; bis ins zehnte Jahrhundert findet ſich keine Spur einer Literatur; erſt unter den Abbaſſiden blühten die Wiſſenſchaften auch in Perſien wieder auf, und ſchon war die arabiſche Literatur im Sinken, als die perſiſche ſich, von den Bujiden und Seldſchucken begünſtigt, erhob. Unter den Fürſten, welche Gelehrte und Dichter durch perſönliche Gunſt und Belohnungen aufmunterten, verdienen genannt zu werden der Bujide Azad Edaulet in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, die gaznavidiſchen Sultane, Mahmud Sebektekin und Keder Ben Ibrahim, und der ſeldſchuckiſche Sultan Malekſchah mit ſeinem Vezir Nazam el Maluk und Keder Chan Chakan. Dieſe Blüthe der Literatur dauerte bis ins dreizehnte Jahrhundert auf Dſchingischan. Timur im vierzehnten und die Türken im funfzehnten Jahrhundert brachten ſie immer mehr in Verfall, und im ſechzehnten Jahrhundert erloſch ſie faſt ganz. Die Bedrückungen und Unruhen, welchen Perſien ſeitdem unaufhörlich ausgeſetzt geweſen, haben das Wiederaufblühen der wiſſenſchaftlichen Cultur nicht erlaubt. Aber aus jener frühern Zeit beſitzen die Perſer zahlreiche und koſtbare Schätze der Literatur, beſonders in der Poeſie, Geſchichte, Geographie und mehrern andern Wiſſenſchaften. Unſere Ueberſicht derſelben kann nur ſehr unvollkommen ſeyn, und wir müſſen uns groſſen Theils auf das beſchränken, was von den Europäern bearbeitet worden iſt. Der glänzendſte Theil der perſiſchen Literatur iſt die Poeſie. Hier nennen wir zuerſt **Ferduſi** aus Thus, den Verfaſſer des Shahnameh, zu Anfang des 11ten Jahrhunderts, von dem wir in einem eignen Artikel geſprochen haben, und ſeine Zeitgenoſſen, die berühmten Lyriker **Anſari** und **Ahmed Eſſedi** aus Thus (von welchem letztern Daulet-ſhah ein Gedicht anführt). Ferner ſind als Lyriker ausgezeichnet: **Anweri** aus Bednah in Chorasan, geſtorben 1200, unübertroffen in der Kaſide, nur dem Hafiz weichend in der Gaſel (zwei ſeiner Gedichte ſtehen in den Asiatic Miscellanies, eins in den Fundgruben); Chodſcha Hafiz Schemseddin Mahomed, am bekannteſten unter dem Namen **Hafiz**, der im 14ten Jahrhundert lebte, und in der Ode (Gaſel) den höchſten Ruhm hat; (wegen ſeiner Dunkelheit nennen ihn die Morgenländer die myſtiſche Zunge und viele, meiſtens türkiſche Gelehrte haben ihn commentirt, als Schemii, Schuuri und beſonders Sudi. Einzelne ſeiner Gedichte ſind an vielen Orten zerſtreut gedruckt, der ganze Divan, d. h. die ganze Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte aber perſiſch zu Calcutta und in einer deutſchen Ueberſetzung von J. v. Hammer, 1812, in 2 B.) **Shahi**, wahrſcheinlich ein Schüler des weiter unten vorkommenden Dſchami, **Hatefi**, **Aſefi** *), **Chakani**, **Emir Chosru**, **Senai**, **Schefali**, von denen wir ſämmtlich Divane beſitzen und einzelne Gedichte durch Jones, Ouſeley u. A. kennen. Außer den genannten aber hat die perſiſche Literatur vielleicht noch 200 Divane von verſchiednen Verfaſſern aufzuweiſen; auch rühmt ſie ſich unter ihren Lyrikern des türkiſchen Kaiſers Selims I. (ſ. Latifi) und des letzten Großmoguls, des unglücklichen Shah Allums (ſ. Franklin's Life of Shah Allum). Als Lyriker, Myſtiker und moraliſcher Dichter iſt vor allen andern ſowohl im Morgenlande als auch bei uns berühmt **Scheich Saadi**, der im zwölften und dreizehnten Jahrhundert lebte und als ein Greis von 116 Jahren ſtarb. Seine Werke ſind

*) Seinen Divan beſitzt der Verf. dieſes Art.

außer dem bekannten Guliſtan und Boſtan (Roſengarten und Baumgarten, deutſch von Olearius, perſiſch zu Calcutta gedruckt, erſteres lateiniſch und perſiſch von Gentius), eine Sammlung lyriſcher Gedichte, in arabiſcher und perſiſcher Sprache, ein Buch, betitelt: Conventus quinque, ein anderes betitelt: Liber consiliorum Regum, und ein kleines Spruchbuch (Pendnameh, perſiſch und engliſch in Calcutta gedruckt). Auch Ferideddin Attar, ein Zeitgenoſſe Saadi's, ſchrieb eine ſehr geſchätzte Sammlung von Sittenſprüchen unter dem Titel Pendnameh (Proben davon bei Jones und Ouſeley), und mehrere andre Dichterwerke. Für das vollkommenſte Muſter myſtiſcher Schreibart gilt Dſchelaleddin Rumi, aus Balkh in Choraſan, der eine eigne Secte ſtiftete, und als frommer Sofi 1272 ſtarb. Sein großes Werk, Kilat el Metnavi (Sammlung von Metnavi oder Diſtichen), iſt ſo ſchwer zu verſtehn, daß eigne Wörterbücher dafür verfaßt worden ſind. (Wenige Bruchſtücke finden ſich bei Jones und in den Fundgruben.) Einer der fruchtbarſten und zugleich angenehmſten Dichter Perſiens iſt Abdalrahman, bekannter unter ſeinem Beinamen Dſchami, den er von ſeinem Geburtsort Dſcham in Choraſan erhalten hatte. Er lebte von 1414 bis 1492, und hat gegen vierzig Werke hinterlaſſen. Wir nennen von denſelben den Divan, aus dem einzelne Gedichte hin und und wieder gedruckt ſind, das Behariſtan (Frühlingsgarten), woraus mehrere Fabeln und kurze Nachrichten von einigen perſiſchen Dichtern in der zu Wien 1778 erſchienenen Anthol. persic. mitgetheilt worden. Die beiden erotiſchen Epen Juſſuf we Zuleikha und Medſchnun we Leila, deren erſteres wir nur aus Fragmenten in den Asiatick Misc., letzteres aber durch die Ueberſetzung Chezy's (Paris 1807, 2 B.), die von Hartmann ins Deutſche überſetzt worden iſt, näher kennen *), und zwei kleine grammatiſche Werke, von denen das eine, ein Commentar zu der arabiſchen Grammatik Kaſiah zu Conſtantinopel, das andre, unter dem Titel Niſab Tedjnis alloghat, in Gladwin's Perſian Moonſchee und 1811 abgeſondert zu London erſchienen iſt. Von einigen andern Werken können wir nur die Titel angeben. Unter die Dichter vom erſten Rang gehört endlich noch Nizami, zu Ende des 16ten Jahrhunderts, deſſen Werke aus fünf großen Gedichten beſtehn, worunter drei epiſche ſind, Chosru und Schirin, Leila und Medſchnun und die Geſchichte Alexanders (Iskander-nameh). Einige aus ſeinem Buche des Glücks gezogne Fabeln und Erzählungen ſind im Original und in Ueberſetzungen erſchienen. Wollten wir noch bei der Anführung bloßer Namen verweilen, ſo könnten wir noch Chosru aus Dehli, Abul-atha aus Kirwan und Nani, von denen jeder fünf große Gedichte geſchrieben; ferner Mir Ali aus Schirwan, Achmed aus Kirwan und Emir Soleiman, jeder als Verfaſſer eines Iskandernameh berühmt, und außerdem viele Andre nennen, von denen theils kurze Bruchſtücke hin und wieder mitgetheilt worden, theils die Namen und Werke in den Catalogen der pariſer, oxforder, leidner, wiener, tippoſaib'ſchen und anderer Bibliotheken angezeigt werden. Die reichſte Quelle zur Kenntniß der perſiſchen Dichter ſind ihre Lebensbeſchreibungen des Perſers Dauletſhah, unter dem Titel Teskiretelſchoara, woraus ſich

*) Die Liebe des Juſſuf und der Zuleikha, ſo wie des Medſchnun und der Leila iſt von unzähligen perſiſchen und türkiſchen Dichtern beſungen worden. Am häufigſten davon kommt vor und in Oſt-Indien gedruckt worden iſt das Gedicht Medſchnun und Leila von Hateſi, einem geſchätzten perſiſchen Dichter.

einige Auszüge von S. de Sacy in den Notices et extraits des Manuscrits etc. finden. Nicht minder groß iſt die Menge in Proſa geſchriebner Fabeln, Mährchen und Erzählungen. Dahin gehört das Anwar Soheili, eine perſiſche Ueberſetzung der Fabeln des Bidpai, das Bahar Danuſh von Einajut Ollah, (überſetzt von J. Scott unter dem Titel: Garden of knowledge, 1799, 3. B.) das Tootinameh oder Erzählungen eines Papageien (perſiſch und engliſch von Hadeley), die von Ouſeley überſetzten Tales of Bakhtyar and the ten Veziers u. ſ. w. Andre dergleichen Werke ſind von Scott für ſeine Tales, anecdotes and lettres, transl. from the Arabic and Persian, 1800, von Langlès für ſeine Contes, Sentences et Fables, tirées d'auteurs arabes et persans, 1788, und manche ähnliche Sammlungen benutzt worden. — Für Geſchichte, Geographie und Statiſtik beſitzen die Perſer große und wichtige Werke. Eine Allgemeine Geſchichte von Adam bis auf ſeine Zeit ſchrieb Abu Said (oder Abdallah Ben Abulkaſim Beidavi), der in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts blühte, unter dem Titel: hiſtoriſche Perlenſchnur. Den achten Theil dieſes Werks, der die chineſiſche Geſchichte enthält, hat Andr. Müller perſiſch und lateiniſch herausgegeben. Turan Shah, der 1577 zu Hormuz ſtarb, ſchrieb ein Schah Nameh, welches ausgezogen iſt in Pedro Texeira Relaciones del Origen, descendencia y succession de los reges de Persia y de Hormuz, Amb. 1610. Mirchond oder Mahomed Ebn Emir Chowand Shah, welcher 1471 blühte, ſchrieb ein großes Geſchichtswerk unter dem Titel: Hortus puritatis in historia prophetarum, regum et Chalifarum, von dem, außer dem Bruchſtück in Wilken's Grammatica persica, vier Abſchnitte mitgetheilt worden: von Jeniſch, in der Historia regum Persarum, Viennae, 1782, perſiſch und lateiniſch; von S. de Sacy in ſeinen Memoires sur diverses antiquités de la Perse die Geſchichte der Saſſaniden, bloß franzöſiſch; von Wilken die Historia Samaridarum, Götting. 4. perſiſch und lateiniſch; und von Jourdain die Geſchichte der Dynaſtie der Jsmaeliten in ſeiner Notice de l'histoire universelle de Mirkond etc., Paris 1814, perſiſch und franz. An Mirchond ſchließt ſich deſſen Sohn Chondemir oder Gayyetheddin Ben Hamadeddin, mit ſeinem Compendium historiae universalis Mahomedanae, welches noch Handſchrift geblieben. Ein gleiches gilt von dem wichtigen Tarich el Tabari, der nur noch in der perſiſchen Ueberſetzung vorhandnen urſprünglich arabiſch geſchriebnen Geſchichte der Völker und Könige von Mahomed Ebu Dſchaffar Mahomed Ben Dſcherir. Dagegen kennen wir das Lebtharik (Medulla historiae) des Al Emir Yahia Ebn Abdollatif al Kazwini (geſt. 1351) aus der lateiniſchen Ueberſetzung von Gaulmin und Galland. Von Mahomed Caſim Feriſhta beſitzen wir zwei wichtige Werke, wovon das eine Alex. Dow unter dem Titel: History of Hindostan, Lond. 1768, 3. B. 4., das andre J. Scott unter dem Titel: History of Dekkan, 1794, 2 B. 4. in einer engliſchen Ueberſetzung bekannt gemacht haben. Ebenfalls ſehr belehrend für die Geſchichte und Geographie Hindoſtans iſt das Tuzuki-Dſchihan-Guir, von dem Kaiſer Dſchihan-Guir verfaßt, aus welchem Gladwin in den Asiatick Misc. Auszüge geliefert hat; vor allen aber das Akbar-nameh von dem Vezier Abul Fazl (ermordet 1604), dem eleganteſten Schriftſteller Hindoſtans, der es auf Befehl des Kaiſers Akbar ſchrieb. Die beiden erſten Theile dieſes Werks enthalten eine Geſchichte Akbars und ſeiner Vorfahren, der dritte Theil aber, Ajin Akbari betitelt, eine geographiſche, ſtatiſtiſche, phyſiſche und hiſtoriſche Beſchreibung Hindoſtans, der

mancherlei andre Notizen beigefügt ſind. Von dieſem dritten Theil haben Gladwin (unter dem Titel: Ayeen Akbery or Institutes of emperor Akbar) und Langlès (in den Recherches asiatiques) Auszüge gegeben. Abul Fazl hat auch die dem Wiſchnu Sarma beigelegten Fabeln aus dem Sanſcrit ins Perſiſche überſetzt. Von den Annalen des Aſem aus Kufa hat Ouſeley einige Bruchſtücke in ſeinen Orient. Collections mitgetheilt, die auf das Ganze begierig machen. Wir verdanken demſelben Gelehrten ein Epitome of the ancient history of Persia, extracted and translated from Jehan Ara, a persian Mspt. Lond. 1799. 8. Viele Werke ſind vorhanden über kürzere Zeitabſchnitte, einzelne Dynaſtien und einzelne Fürſten. Das Tarich ali Moſaffer enthält eine Geſchichte der ſieben Regenten aus der Familie Moſaffer. Schah Babur hinterließ für die Kenntniß von Hindoſtan ſehr wichtige Commentarien, welche Abdul Rahim ins Perſiſche überſetzt hat. Abul Rizak ſchrieb ein Leben des Schah Rokh und ſeiner Nachfolger, ferner die Geſchichte ſeiner Geſandtſchaften nach China und Hindoſtan, welche letztere Langlès in ſeiner Collection portative de voyages etc. überſetzt geliefert hat. Mewana Abdallah Ibn Faziellah, mit dem Beinamen al Wafi, ſchrieb im 13ten und 14ten Jahrhundert eine Geſchichte Dſchingiſchans und ſeiner Nachfolger bis 1336. Petit de la Croix lieferte eine Histoire de Timur Bec und deſſen Sohn eine Histoire du Grand Genghizchan aus perſiſchen Quellen. Eine Geſchichte Nadir Schahs von Mirſa Mahomed Mahadi Chan aus Maſenderan überſetzte W. Jones ins Franzöſiſche, eine andre Geſchichte deſſelben von Abdul Keram aus Kaſchmir, unter dem Titel: Beyoni Uaki (nothwendige Erläuterung), überſetzte Gladwin, Calcutta 1788; Langlès aber hat dieſes Verfaſſers Wallfahrt nach Mecca in ſeiner Collection im Auszuge geliefert. Endlich lieferte auch Jac. Fraſer eine History of Nadir-Shah. Hier mögen ſich die Tuzukati Timur anſchließen, welche Davy überſetzt und White herausgegeben hat, unter dem Titel: Institutes political and military, written originaly in the Mogul language by the great Timour, transl. into Persian by Abu Talib Alhusseini and thence into English, Oxford, 1783, 4. Von den geographiſchen Werken in perſiſcher Sprache hat Ouſeley ein Bruchſtück aus den Heft Kleimat (die ſieben Clima's) in ſeinen Orient. Coll. und einen Auszug aus der perſiſchen Ueberſetzung der arabiſch geſchriebnen Geographie Ibn Haukals bekannt gemacht. Ueber die Chronologie hat Grävius ein wichtiges perſiſches Werk herausgegeben, unter dem Titel: Epochae celebriores etc. Lond. 1650. Von den perſiſchen Aerzten iſt noch keiner bearbeitet worden; um ſie indeß nicht ganz zu übergehn, nennen wir nur das koſtbare Werk des Abulmanſur Mowafin Ben Ali, welches zu Wien ſich befindet, unter dem Titel: Liber fundamentorum veritatum medicamentorum. Auch die Geometrie und Aſtronomie ſtudirten die Perſer mit Eifer. Naſereddin aus Thus bearbeitete und Maimon Raſhid commentirte den Euklides. Omar Cheian berechnete unter Malecſhah das Sonnenjahr auf 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 48 Secunden, und unter den aſtronomiſchen Tafeln, welche Perſer zu Verfaſſern haben, ſind die auf Hulaku Ilecans Befehl von Naſireddin angefertigten und nach ihm benannten, jedoch erſt fünf Jahre nach Ilecans Tode 1269 beendigten, und die in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts unter Ulug-Beighs thätiger Theilnahme von einer großen Anzahl von Aſtronomen verfertigten, welche Joh. Grävius und Th. Hyde herausgegeben haben, die vorzüglichſten. Ein perſiſcher Calender, unter dem Titel: Ruz-

nameh nauruz iſt ebenfalls gedruckt erſchienen, Fol. Noch müſſen hier genannt werden: Becks Ephemerides Persarum per totum annum, Vind. 1695, fol. und Welſch Tabulae aequinoctiales, Aug. Vind. 1676, 4. Die Werke über Mahomet, die mahomedaniſche Religion, die Legenden der Heiligen u. ſ. w. ſind unzählig, aber für uns von geringerm Intereſſe. Dagegen iſt von Wichtigkeit, nur leider zu wenig verſtändlich und daher ungenießbar, der perſiſche Auszug aus den Vedas, betitelt: Oupnek'hat, den Anquetil du Perron lateiniſch herausgegeben hat, 2 B. 4., 1804. Die fünf Bücher Moſes finden ſich perſiſch, von einem Juden in Thus überſetzt, in Waltons Polyglotte; von den Evangelien iſt eine doppelte Ueberſetzung vorhanden, eine in derſelben Polyglotte, die andre von Wheloc herausgegeben. London 1657, Fol. Ihre Wichtigkeit hat kürzlich Roſenmüller gezeigt. Ihre eigne Sprache haben die Perſer mit großem Fleiße bearbeitet; das beweiſ't die Menge der vorhandnen grammatiſchen und lexikographiſchen Werke. Nur für Anfänger iſt das kleine perſiſch-türkiſche Wörterbuch des Shahidi; berühmter iſt das von Ardeſchir, ferner das von Caſtellus bei dem ſeinigen zum Grunde gelegte Näemet allah (Deliciae Dei); aber die beiden berühmteſten ſind das Ferhangi Dſchihanguir, und das Ferhangi Schuuri. Letzteres wurde 1742, ein andres von Seid Ahmed 1804 zu Conſtantinopel gedruckt.— Dieſe Ueberſicht wird hinreichen, die Wichtigkeit der perſiſchen Sprache und ihres Studiums darzuthun, da ſie (für den Orient, beſonders Indien, das, was für uns das Franzöſiſche iſt) nicht nur einen großen Reichthum an eignen Werken, ſondern auch an Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen, den verſchiednen indiſchen und andern Sprachen beſitzt, deren Originale theils verloren, theils für uns unzugänglich ſind. Mit Hülfsmitteln zu ihrer Erlernung ſind wir jetzt reichlich verſehn. Wir nennen nur die wichtigſten. Die Grammatiken von Jones und Richardſon (der ältern zu geſchweigen) ſind jetzt übertroffen durch Gladwin's Persian Moonshee, beſonders aber durch Lumsden's Persian Grammar (2 B. Fol.) In Deutſchland hat die beſte Grammatik Wilken geliefert. Von Wörterbüchern ſind die beiden vollſtändigſten Meninski Lexicon arabico-persico-turcicum (zweite Ausgabe, 4 Bände, Fol.), und Richardson's Dictionary persian arabic and english etc. a new edition, with numerous additions and improvements by Ch. Wilkins, London 1806, 2 B. 4. Einen Auszug daraus hat Hopkin 1810 in einem Octavband geliefert. Ueber Einzelnes findet man gute Belehrung in Jones Commentarien, in Ouſeley's Persian Miscellanies, in Gladwins Dissertation on the rhetoric, prosody and rhyme of the Persians und andern ähnlichen Werken. M.

Perſius. Aulus Perſius Flaccus, ein römiſcher Satiriker, welcher im J. Chr. 34 zu Volterra (Volaterrä) in Etrurien geboren. Andre geben Ligurien als ſeine Heimath an, wo er zu Portus Lunä ein Haus hatte. Seine Familie hatte ritterlichen Rang und dem gemäß war auch ſeine Erziehung. Er ſtudirte zu Rom unter dem Grammatiker Palämon, dem Rhetor Virginius Flaccus und dem Stoiker Cornutus. Mit mehrern der ausgezeichnetſten Perſonen damaliger Zeit in vertrautem Umgang, war er geliebt wegen ſeiner Beſcheidenheit und Annehmlichkeit. Schon in dem frühen Alter von 28 Jahren ſtarb er und hinterließ dem Cornutus eine bedeutende Summe und ſeine Bibliothek. Dieſer aber nahm nur die Bücher und überließ das Geld den Schweſtern des Perſius. Als Dichter iſt uns Perſius durch ſechs Satiren bekannt, die bei den Alten in hohem Anſehn ſtanden. Sie ſind ſämmtlich aus-

gezeichnet durch Ernſt und Strenge. Erhabenheit und Reinheit der Grundſätze ſtellen ſie in den erſten Rang der moraliſchen Dichtkunſt, und nur ihre große Dunkelheit beeinträchtigt den Genuß, den ſie außerdem gewähren würden. Dieſe Dunkelheit entſpringt theils aus für uns unverſtändlichen Anſpielungen, theils aus ſeiner abgerißnen Schreibart und übertriebnen Kürze. Gewöhnlich ſind die Satiren des Perſius dem Juvenal angehängt. Am beſten hat ihn Caſaubonus commentirt, Paris 1605 und London 1647, 8. Deutſche Ueberſetzungen von ihm haben Fülleborn (1794) und Naſſer (1807) geliefert.

Perſonenrecht. Das Wort Perſon bezeichnet überhaupt einen Menſchen, welcher ſich durch Vorſtellungen und Gründe zu Handlungen beſtimmen kann, es wird insbeſondre von Menſchen in Rückſicht ihres Standes, ihrer Eigenſchaften, Rechte und Verhältniſſe zur bürgerlichen Geſellſchaft gebraucht. Man nennt daher diejenigen, welche ein Staatsamt bekleiden, oder doch unter Autorität der Regierung öffentliche, auf das Wohl des Staats ſich beziehende, Geſchäfte treiben, als Advocaten, Notarien u. ſ. w., öffentliche und Regenten, Geſandte, Richter bei Ausübung ihrer Functionen, heilige und unverletzliche Perſonen. Im eingeſchränktern Sinne verſteht man unter Perſon einen Menſchen, der einen bürgerlichen Zuſtand (statum), d. h. eine Eigenſchaft, hat, vermöge deren ihm gewiſſe Rechte und Verbindlichkeiten in der bürgerlichen Geſellſchaft zukommen. Der Menſch iſt ein Vernunftweſen, deſſen Charakter abſolute, d. h. von allen äußern Beſtimmungen unabhängige, Selbſtſtändigkeit iſt, und, als ſolches, zur äußern Freiheit beſtimmt, nach welcher er ſeine Kräfte gebrauchen, auf die Sinnenwelt wirken, und ſeine Zwecke, deren höchſter die ſittliche Vollkommenheit iſt, realiſiren kann. Da aber auch andre mit ihm zur Geſellſchaft verbundene Menſchen zur Foderung der äußern Freiheit berechtigt ſind, ſo entſpringt daraus für ihn die Verbindlichkeit, die freie Handlungsweiſe derſelben, in ſo weit ſie dadurch ſeine Rechte nicht verletzen, anzuerkennen. Das Recht, vermöge deſſen jedes unabhängige Individuum des Staats ſelbſtſtändig handelt, und ſich nach vernünftigen Zwecken beſtimmen kann, ohne den freien Wirkungskreis Andrer zu beſchränken, heißt das Recht der Perſönlichkeit, welches die Grundlage aller übrigen Rechte und Verbindlichkeiten des Menſchen iſt. In ſo fern nun dieſe bloß in perſönlichen Eigenſchaften und Verhältniſſen ihren Grund haben, werden ſie Perſonenrechte, und der Inbegriff der Geſetze, durch welche dieſe Rechte und Verbindlichkeiten beſtimmt ſind, das Perſonenrecht (jus personarum) genannt. Die auf die perſönlichen Eigenſchaften und Verhältniſſe des Menſchen ſich gründenden Rechte und Verbindlichkeiten entſpringen 1. aus ſeinen natürlichen Eigenſchaften, 2. aus ſeinen Familien- und 3. aus ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen. Das Perſonenrecht hat daher die Rechte und Verbindlichkeiten zum Gegenſtande, welche der Geſetzgeber mit dem Leben oder Daſeyn überhaupt, mit der Geburt, ob ſie ehelich oder unehelich, mit dem Geſchlecht, mit dem Alter, ob es mündig oder unmündig, mit der Verwandtſchaft, ob ſie durchs Blut, oder durch Geſchlechtsverbindung entſtanden, und mit dem bürgerlichen Stande, ob er frei oder nicht frei, adelig oder unadelig ſey, verknüpft ſind. Hieher gehören die Lehren vom natürlichen und bürgerlichen Tode, von der Legitimation, von der Tutel und Curatel, von der Ehe, der väterlichen Gewalt, der Leibeigenſchaft, den bürgerlichen Staatsrechten und ähnliche. Das Perſonenrecht eines Volks beruht alſo auf ſeinen Sitten und Gebräuchen. Es iſt daher lehrreich, die Beſtimmungen des neuern

franzöſiſchen Code civil in Anſehung der Perſonenrechte mit dem Charakter der Franzoſen und der Pariſer insbeſondre zu vergleichen. Dieſes erklärt, warum die Geſetzgeber an der Seine die einfachſten und natürlichſten Verhältniſſe der Geſellſchaft durch eine Menge künſtlicher Formen gegen eigennützige und feindſelige Ränke ſicher zu ſtellen für nöthig erachtet haben. Man leſe unter andern Méjeans causes célebres. Mr.

Perſpective nennt man die Wiſſenſchaft, Gegenſtände in der Natur abzubilden oder zu zeichnen, wie ſie aus einem gegebnen Standpunkte nach ihrer Geſtalt und Farbe geſehen werden. In ſo fern man nun vermittelſt Lichtſtrahlen ſieht, welche in geraden Linien von den Gegenſtänden nach unſerm Auge dringen, gehört die Perſpective zur Optik. In wie fern aber das Zeichen der Form des Gegenſtandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometriſchen Grundſätzen erfordert, kann die Perſpective zur Geometrie gerechnet werden, wie es **Käſtner** in ſeinen mathematiſchen Anfangsgründen (1ſte Abtheil. 1r Thl. S. 591) gethan hat. Der Theil der Perſpective, der die Geſtalt der Gegenſtände betrifft, unterſcheidet ſich indeß weſentlich von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt. Es gibt daher eine **mathematiſche** oder **Linear-** und eine **Farben-** oder **Luftperſpective**. Beide ſind dem Mahler, dem Baukünſtler, Bildhauer u. a. m. von der größten Wichtigkeit. Ohne eine richtige Kenntniß derſelben kann ein Gemählde nie Wahrheit und Leben erhalten, ja es wird bei Vernachläßigung oder Verſtoßen gegen dieſe Wiſſenſchaft oftmals ein widriger Eindruck hervorgebracht. Auch zur Beurtheilung eines Bildes dient die Bekanntſchaft mit der Perſpective. Um einen Begriff von der Natur dieſer Kunſt und von perſpectiviſchen Zeichnungen zu erlangen, denke man ſich in einiger Entfernung von dem Auge einen Gegenſtand auf den Erdboden hingeſtellt. Zwiſchen ihm und dem Auge befinde ſich eine dünne, durchſichtige, ſenkrecht ſtehende Ebne, z. B. eine Glastafel. Es werden Strahlen von allen Punkten des Gegenſtandes nach dem Auge dringen, bei ihrem Wege durch die Glastafel aber in demſelben Punkte abſchneiden, die ein treues, täuſchendes Bild des Gegenſtandes beſtimmen, welches man die **perſpetiviſche Abbildung** oder **Projection** nennt. Hat der Zeichner die Natur auf dieſe Weiſe vor ſich, kann er ſich auf ſein Augenmaß verlaſſen, ſo darf er nur den ſchicklichen Standpunkt zur Beſchauung auswählen, damit er deutlich und bequem, ohne das Auge zu verrücken, ſeinen darzuſtellenden Raum mit allen Gegenſtänden überſehen könne. Hier würde die Perſpective durch das Augenmaß, und mittelſt gewiſſer practiſcher Hülfsmittel leicht gefunden werden können. Wenn aber die Phantaſie Bilder ſchaffen, oder einzelne Naturgegenſtände ſchöner und glücklicher zuſammenſtellen will, um ihre Wirkung zu erhöhen, und man kein Original in der Natur vor ſich hat; ſo muß eine Anordnung der Theile, eine Beſtimmung der Umriſſe nach mathematiſchen Geſetzen der Perſpective nothwendig vorausgehn, wenn das Ganze jene Wirkung hervorbringen ſoll, die die Natur auf unſre Sinne und auf unſer Gemüth macht. Die **Linearperſpective** beſteht alſo hauptſächlich in der Auflöſung der Frage: wie jeder Punkt in der Natur in die perſpectiviſche Proportion zu bringen ſey? Dies ſetzt uns in den Stand, alles übrige, Bäume, Häuſer, Paläſte, Säulengänge, ganze Landſchaften ſo zu zeichnen, wie ſie in der Glastafel erſcheinen würden, wenn ſie in der Natur zu ſehen wären. Es gibt mehrere ſehr gute Anweiſungen hierzu. Für Anfänger hat Valencienne's practiſche Anleitung zur Li-

near- und Luftperſpective, aus dem Franzöſiſchen von Meynier mit 36 Kupfern, 1803, Hof bei Grau, entſchiedene Vorzüge in Hinſicht der Deutlichkeit und Anſchaulichkeit. Da es ohne Figuren nicht möglich iſt, die Perſpektive faßlich darzuſtellen, ſo ſtehe hier nur eine kurze Erklärung der nöthigſten Vorbegriffe, um ohne mathematiſche Conſtructionen, Beweiſe und Berechnungen den Nichtkenner mit den Kunſtausdrücken bekannt zu machen. Auf einer Ebne, die man Grund- oder Bodenfläche nennen kann, ſtellen wir uns einen Gegenſtand, z. B. einen Würfel von beträchtlicher Größe, vor. Je nachdem wir unſern Standpunkt nehmen, wird er uns größer oder kleiner, bald von oben, bald von unten, bald von der Seite geſehen, erſcheinen. Wir werden bemerken, daß von dem Raume, den ſeine Grundfläche einnimmt, ein beſondrer Riß, Grundriß (ichnographiſcher Riß) zu fertigen ſey, der ſich von der aufrechtſtehenden Seite oder dem Profile (orthographiſcher Riß) unterſcheidet. Wir werden uns überzeugen, daß wir den Gegenſtand davon am deutlichſten und bequemſten mit unverrücktem Auge überſehn können, wenn wir drei Mal ſo weit von ihm entfernt ſind, als ſeine Größe beträgt. Was nun bei einem Gegenſtande Statt findet, bezieht ſich auf alle, z. B. auch auf die in einer Landſchaft befindlichen Theile, und lehrt uns für jeden Standpunkt das verhältnißmäßige Geſichtsfeld wählen und nicht mehr Gegenſtände in einer Zeichnung aufnehmen, als dieſem Raume wirklich entſprechen. Hinter eine Fenſterſcheibe geſtellt, kann man ſogleich Verſuche hierüber machen, und die jedesmalige Pyramide bemerken, die die Geſichtsſtrahlen machen, wenn man durch einen Rahmen nach einer Gegend hinblickt. Stände nun zwiſchen dem Würfel und unſerm Auge, welches etwa 6 Fuß, die gewöhnliche Höhe eines Menſchen, vom Boden angenommen wird, eine viereckige Glastafel ſenkrecht auf einer Linie, die man die Fundamentallinie nennt; ſo heißt in dieſem Falle die Weite des Auges von der Tafel die Diſtanz, und die Entfernung vom Boden die Höhe des Auges. Nehmen wir ferner durch den Punkt, wo die Diſtanz auf die Tafel trifft, und den wir Augen- oder Hauptpunkt nennen, eine Horizontallinie auf der Tafel und eine Verticallinie an; ſo theilen dieſe die Tafel in eine rechte und linke, obere und untere Seite, und der Augenpunkt, der ihr Durchſchnittspunkt iſt, liegt in der Mitte der Tafel. Alle Gegenſtände, die nun rechts oder links der Verticallinie ſtehn, werden wir von der rechten oder linken, alle die, welche über oder unter der Horizontallinie liegen, von oben oder von unten herauf ſehen. Geſetzt nun, der Würfel wäre von durchſichtiger Materie, wir könnten alſo ſeine Grundfläche ſehen, ſo finden wir, daß von unſerm Fußpunkte nach den vier Ecken dieſer Grundfläche Linien gedacht werden können, welche die Fundamentallinie unter der Tafel in vier Punkten ſchneiden. Würden nun wieder von dieſen Durchſchnittspunkten Perpendicularlinien auf der Tafel gezogen, ſo ſchneiden ſie die vier Strahlen, welche aus den Ecken der Grundfläche nach dem Auge gehen, und beſtimmen ſofort das Bild der Grundfläche auf der Tafel. Mit den Seiten und übrigen den Würfel begränzenden Flächen findet auf ähnliche Weiſe ein Gleiches Statt. Dieſe Bemerkung führt von ſelbſt auf die Conſtruction, durch welche man die Grund- und Profilriſſe der Gegenſtände in die Projection bringt, und auf den Unterſchied, welcher zwiſchen dem geometriſchen Grundriſſe und dem perſpectiviſchen Statt findet. Da nun der geometriſche Grundriß zum perſpectiviſchen wird, wenn man ihn, anſtatt dicht hinter die Tafel ans Glas zu legen, wieder auf die Erde flach auflegt, und nun anſieht; ſo be-

greift man leicht, wie die regelmäßigſten Figuren, z. B. Quadrate, Cirkel, in der Proportion zu Trapezien und zu Ellipſen werden, und warum der geometriſche Grundriß nöthig iſt, um den perſpectiviſchen auszumitteln. Wenn man recht aufmerkſam den vorhin erwähnten Würfel hinter der Glastafel beobachtet, ſo wird man ferner finden, daß er, je weiter von der Tafel geſtellt, um ſo kleiner ſich abbilden muß; denn die Strahlen, die er nach dem Auge ſendet, werden dann immer kleinere Winkel bilden, und ſo umgekehrt. So bekommen auch alle Linien des Würfels, die mit der Tafel parallel ſind, in der Projection eine gleiche Lage, und alle Flächen, die mit der Tafel parallel ſind, ebenfalls, ſie behalten alſo eine dem Originale ähnliche Geſtalt; theilt man ſie, ſo ſtehen ſelbſt die Theile in der Abbildung in Verhältniß. Wenn aber Linien nicht parallel mit der Tafel ſind, ſo werden ſich ihre Abbildungen, wenn man ſie verlängert, in irgend einem Punkte vereinigen, und zwar im Augenpunkte, wenn ſie parallel unter ſich ſind, horizontal, gegen die Tafel über ſenkrecht ſtehen. Alle Figuren, welche in der Horizontalebne oder in der Verticalebne des Beobachters (das ſind die Ebnen, die man ſich durch das Auge und die Horizontal- oder Verticallinie gelegt denken kann) liegen, erſcheinen in der Projection als eine Horizontale oder Verticale; ſo wie Linien, deren Verlängerung durch das Auge geht, nur als Punkte erſcheinen. Die Linien endlich, welche weder parallel mit der Grundlinie, noch mit der Horizontale ſind, ſehen wir entweder anſteigen oder abfallen, je nachdem ſie niedriger oder höher liegen als das Auge u. ſ. w. Dieſe und ähnliche Bemerkungen machen die verſchiednen Arten der Conſtructionen erklärbar, durch welche man die Projection hervorbringt, ſie führen aber auch auf die Spur, den richtigen Geſichtspunkt zur Betrachtung eines Gemähldes und zur Beurtheilung deſſelben aufzufinden. Wir haben geſehen, daß in dieſer gewöhnlichen Perſpective das Auge in einer beſtimmten Entfernung angenommen wird. Natürlicher Weiſe erhalten da alle Linien und Winkel in Abſicht ihres Maßes große Veränderungen. Nun kommt aber bei gewiſſen Zeichnungen, z. B. bei militäriſchen Bauriſſen und dergleichen, mehr auf das Maß als auf die täuſchende Wirkung an. In dieſem Falle wird das Auge in einer unendlich weiten Entfernung vom Gegenſtande angenommen. Dadurch laufen alle vom Gegenſtande nach dem Auge dringenden Strahlen unter ſich parallel. Stellt man nun eine Glastafel durch ihren Weg, ſo ergibt ſich darin ein dem Gegenſtande rein mathematiſch ähnliches Bild, wo nämlich alle Winkel gleich und alle Seiten proportional ſind. Man nennt dieſen Zweig der mathematiſchen Perſpective die Militär- oder Cavalierperſpective. Auch für die Geographie iſt die Stellung des Auges in einer unendlichen Entfernung von der Erdkugel bei der ſogenannten orthographiſchen Projection derſelben angenommen worden. Man erhält dadurch ein verjüngtes, perſpectiviſches Bild von großen Ländern und Meeren, hauptſächlich aber von der Halbkugel der Erde ſelbſt.

Perſpective, insbeſondre Luftperſpective; die Linearperſpective iſt nach dem vorigen Artikel eine mathematiſche Wiſſenſchaft, welche uns lehrt, wie ſich die Linien, welche die Gegenſtände vorſchreiben, dem Auge des Sehenden darſtellen nach dem Punkte, auf welchem das Auge ruht, und nach der Entfernung der Gegenſtände. Dieſe Wiſſenſchaft wurde in neuerer Zeit ſehr vervollkommnet; doch beweiſen die Mahlereien von Herculanum, daß die altgriechiſchen Mahler wenigſtens ſo viel davon wußten, als für die practiſche Anwendung nöthig war. So lange die Perſpective unbekannt und ungeregelt war,

mußte die Kunſt in der Kindheit bleiben, denn ſie allein lehrt die Verkürzungen mit Genauigkeit und Richtigkeit darſtellen, und ſelbſt bei den einfachſten Lagen bedarf man ihrer. Eben ſo wichtig, beſonders für die Haltung eines Gemähldes, iſt die Luftperſpective, obſchon ſie nicht auf ſo demonſtrirten Grundſätzen ruht, wie die Linearperſpective. Sie lehrt den Grad des Lichts beurtheilen, welchen die Gegenſtände nach dem Verhältniſſe ihrer Entfernung gegen den Sehenden zurückwerfen, und zeigt, wie dieſe Gegenſtände ſich im Farbentone abſtufen, nach dem Verhältniſſe der Zwiſchenluft, die ſie vom Auge des Beſchauers ſondert. Wenn wir in eine weite Ferne hinausblicken, ſo ſehen wir nur die allernächſten Gegenſtände in ihrer wahren Farbe und ungeſchwächten Beleuchtung. An den entferntern miſchen ſich, nach dem Verhältniſſe der zunehmenden Entfernung, Licht und Farbe mehr und mehr mit der Farbe der von Dünſten erfüllten Luft, die wie ein unendlich zarter Duft alle Gegenſtände umfließt, bis dieſe endlich am finſtern Horizont ganz in den bläulichen Luftton verdämmern, ſo daß wir nur noch ihre Hauptformen wahrnehmen, indem ihre Farbe mit der Luftfarbe verſchmilzt. Das Verhältniß dieſer Abſtufung richtet ſich nach der größern oder geringern Reinheit der Luft. Je mehr dieſe mit Dünſten geſchwängert iſt, deſto ſtärker, je reiner ſie iſt, deſto ſanfter und unmerklicher ſind die Abſtufungen der Haltung, in welcher die Gegenſtände erſcheinen. Bei der Luftperſpective ſchwächen ſich die Dinten, wie bei der Linearperſpective die fliehenden Linien ſich verkürzen. Beſonders erhalten die beleuchtenden Theile des Gegenſtandes gebrochnere, ſchwebendere Farbetöne, der beſchatteten Seite kommt oft der Wiederſchein oder Reflex zu Hülfe. Iſt der Grad der Dichtigkeit der Luft gegeben, ſo laſſen ſich auch die Grade dieſer Abſtufungen beſtimmen, denn ſie erfolgen nach eben den Geſetzen, wie die Abſtufung der Größe, in der Linienperſpective aus einem gegebnen Abſtandspunkte. Da aber die Grade in der Luftperſpective ſich zwar berechnen, doch nicht ſo mathematiſch genau angeben laſſen, wie in der Linienperſpective; ſo muß der Künſtler den Maßſtab dafür im Auge haben, und er erlangt ihn durch aufmerſames Beobachten dieſer Wirkung in der Natur. Durch die richtige Haltung und Luftperſpective in einem Gemählde wird zweierlei bewirkt: erſtens, daß jeder Gegenſtand, nach Maßgabe ſeiner Entfernung vom Auge, in Farbe und Beleuchtung den Grad von Deutlichkeit erhält, der ihm auf ſeiner Stelle gebührt; zweitens, daß die verſchiednen Localtöne ſich in einen Hauptton vereinigen, welcher nichts anders iſt, als die allgemeine Farbe der Luft und des ſie durchſtrömenden Lichts, welche ſich zwiſchen dem Auge und dem Gegenſtande befindet. Die Localtöne der Gegenſtände werden durch die Farbe des allgemeinen Tons der Luft mehr oder weniger gebrochen, nachdem dieſer ſelbſt mehr oder weniger gefärbt iſt. Die Farbe der Luft ändert ſich aber nach dem Stande des Sonnenlichts und nach der Beſchaffenheit der im Luftraume aufgelöſ't ſchwebenden Dünſte. Der Mahler wählt für ſeinen Hauptton die Farbe, welche der Hauptempfindung und dem Charakter, welcher in ſeinem Gemählde herrſchen ſoll, am gemäßeſten iſt. Aber was für einen Hauptton er auch wählen mag, ſo muß die Haltung doch immer nach denſelben Geſetzen erfolgen, und dieſelbe optiſche Wirkung, nämlich den Schein des verhältnißmäßigen Hervortretens und Zurückweichens der Gegenſtände, und die harmoniſche Verſchmelzung aller Töne in Einen Hauptton bewirken. Eine richtige Haltung iſt zur Wahrheit und Schönheit eines Gemähldes gleich unentbehrlich. Sie gibt ihm den täuſchenden Schein der Wirklichkeit und

die reizende Harmonie der Natur. Bei der Landſchaftsmahlerei iſt die Luftperſpective beſonders nothwendig. Die altdeutſche und die altitalieniſche Schule bis auf Pietro Perugino entbehrten ſie faſt ganz.

Perth, vormals Johnſton, die Hauptſtadt in der nach ihr benannten Grafſchaft im mittlern Theile von Schottland, am Fluſſe Tay, in einer höchſt reizenden Lage, und überhaupt die zweite Stadt dieſes Reichs. Sie hat durch ihre wichtigen Baumwollen- und Leinwandmanufacturen in neuern Zeiten mit jedem Jahre gewonnen. Im J. 1807 zählte man faſt 25,000 Einwohner. Ihr Handel iſt anſehnlich; ſie führt jährlich für 200,000 Pf. St. hier verfertigte Leinwand, viel Waizen und Gerſte, und für 12 bis 14,000 Pf. St. Lachs aus. Außerdem hat ſie ein anſehnliches Gewerbe mit Leinöl, Gerbereien, Handſchuhen u. ſ. w. Berühmt iſt die hieſige Akademie für mathematiſche und philoſophiſche Wiſſenſchaften.

Pertinenzien, Zubehör, Nebenſachen, heißt in Beziehung auf die Hauptſache alles das, durch deſſen Entziehung die Hauptſache in ihrem Weſen unverändert bleibt. Man unterſcheidet vier Arten von Pertinenzien: 1. Pertinenzien der erſten Art, wenn ein gewiſſes Recht oder eine gewiſſe Eigenſchaft auf einer körperlichen Sache haftet; 2. Pertinenzien der zweiten Art, wenn Bäume, Geſträuche und andre Gewächſe auf einem Grundſtücke Wurzel geſchlagen haben, oder wenn eine bewegliche Sache einer unbeweglichen ſo feſt einverleibt iſt, daß ſie ſich von ihr ohne Schaden des Ganzen nicht wohl trennen läßt; 3. Pertinenzien der dritten Art, Sachen, welche zum beſtändigen Gebrauch bei einer andern angeſchafft werden; 4. Pertinenzien der vierten Art, Sachen, welche die Geſetze ausdrücklich aus gewiſſen Gründen für Pertinenzien andrer Sachen erklären, als die Nebengebäude eines Hauptgebäudes u. dgl.

Perturbationen, die Störungen des Planetenlaufs, ſind die Abweichungen der Himmelskörper von ihrem regelmäßigen elliptiſchen Laufe, welche durch ihre wechſelſeitige Gravitation gegen einander hervorgebracht werden. Erſt das von Newton entdeckte Geſetz der allgemeinen Schwere verbreitete auch hierüber ein vollkommnes Licht. Dem zufolge iſt alle Materie gegen einander, mithin der Planet nicht allein gegen die Sonne, ſondern auch gegen die übrigen Planeten, der Mond nicht nur gegen die Erde, ſondern ganz vorzüglich auch gegen die Sonne, ja auch gegen Venus und Jupiter ſchwer. Nun wird der regelmäßige Lauf in der elliptiſchen Bahn nach den kepleriſchen Geſetzen bloß durch Gravitation gegen die Sonne, beim Monde bloß durch Schwere gegen die Erde bewirkt; natürlich müſſen alſo Abweichungen von dieſen Geſetzen entſtehn, wenn noch andre Kräfte mitwirken. So hat man den Schlüſſel zu dieſem Räthſel und zugleich die phyſiſche Urſach deſſelben. — Newton erklärte und beſtimmte einen Theil dieſer Abweichungen, z. B. den Rückgang der Knoten, das Vorrücken der Nachtgleichen, das Schwanken der Erdaxe. Vieles aber, wozu ſehr feine, damals noch unentdeckte Kunſtgriffe der Infiniteſimalrechnung nöthig ſind, mußte er unbeſtimmt laſſen. Später beſchäftigte ſich Clairaut, d'Alembert und Euler mit dieſem Gegenſtande, aber auch ihre Auflöſungen ſind nur als Annäherungen anwendbar. Erſt Laplace fand die Formel, die allgemein gültig iſt und die genauſten Reſultate gibt; die Berechnungen ſind aber noch nicht für alle Planeten ausgeführt.

Peru. Die erſte Nachricht von dieſem goldreichen Lande hatte Balbao (ſ. d. Art.) erhalten und ſeinen Landsleuten gegeben. Im J. 1525 erſchien Franz Pizarro mit 112 Mann auf der Küſte von Peru,

und drang nach mehrern mißlungnen Verſuchen und nachdem er ſich verſtärkt hatte, über Tumbez bis Caxamalca vor, von wo aus er den Inca zu einer Unterredung einladen ließ, in welche dieſer endlich willigte. Bei dieſer Zuſammenkunft trat ein Dominicaner auf, trug dem Inca die chriſtlichen Dogmen vor, und ſchloß mit der Erklärung, daß der Papſt dem Könige von Caſtilien mit allen Ländern der neuen Welt ein Geſchenk gemacht habe. Der Inca blieb ungläubig, wofür er mit ſeiner Freiheit und 400 unſchuldige Peruaner mit dem Leben büßen mußten. Zwar kauften ihn ſeine Unterthanen mit unermeßlichen Summen los, bald aber ließ ihm Pizarro den Proceß machen und ihn zum Feuer verdammen. Da der Unglückliche in der Todesangſt das Chriſtenthum annahm, wurde er aus Gnade erdroſſelt. Pizarro nahm darauf von Cuſco und den unermeßlichen Schätzen dieſer Stadt Beſitz. Die abſcheulichen Greuelthaten, welche die Spanier verübten, kamen endlich zur Kenntniß Carls V., der ſogleich ein eignes Geſetzbuch für die amerikaniſchen Reiche verfaſſen, einen königlichen Audienzhof in Lima einrichten ließ, und Blaſco Nuñez Vela zu deſſen Vorſitzer und mit dem Titel eines Unterkönigs zum Statthalter von Peru (1543) ernannte. Nuñez aber unterlag den keinem Geſetz gehorchenden Spaniern, und Gonzalez Pizarro machte Lima zum Schauplatz ſeiner blutdürſtigen Grauſamkeit, bis er von Pedro de la Gaſca, einem Geiſtlichen, überwunden und auf dem Blutgerüſte beſtraft wurde. Gaſca ordnete das Reich, und gab die Regierung in die Hände des Audienzhofs. Doch war ſo lange die Ruhe in Peru von keinem Beſtand, als die erſten Generationen des Mord- und Raubgeſindels, das ſich daſelbſt angeſiedelt hatte, fortdauerten. Der Haß der in den traurigſten Zuſtand herabgeſunknen Peruaner aber äußerte ſich von Zeit zu Zeit, und noch im vorigen Jahrhundert in Aufſtänden, die jedoch bei der Stärke der ſpaniſchen Regierung bald unterdrückt wurden. Die Spanier begreifen jetzt unter dem Namen Peru (ohne Quito) das Land längs des Südmeers von Quito bis Chili, bis zum Amazonenfluſſe und Paraguay. Die Cordilleren verbreiten ſich in mehrern Aeſten durch das Land. In den höhern Gegenden herrſcht ein gemäßigtes und geſundes Clima, dahingegen die meiſten Thäler eine ſehr heiße, feuchte und ungeſunde Luft haben. An der Küſte wächſt Cacao, Baumwolle, Tabak, Zucker, Baumfrüchte, Getraide, Oel und Wein. Der größte Reichthum aber, welchen die Spanier daſelbſt gewinnen, beſteht in Gold, Platina, Silber, Queckſilber, Zinnober, Smaragden, Cochenille, Chinarinde, Balſam, Caſcarille, Baumwolle und Schafwolle. Alles Silber und Gold wird zu Lima und Potoſi gemünzt, und dann erſt ausgeführt. Die jährliche Summe aus dieſen beiden Städten beträgt gegen 10 Millionen Piaſter; heimlich wird aber vielleicht noch halb ſo viel ausgeführt. Im J. 1791 waren in den acht Intendantſchaften des Königreichs 69 Gold-, 784 Silber-, 4 Queckſilber-, 4 Kupfer- und 12 Bleibergwerke in Gang. Die Einwohner, deren Zahl man 1795 auf 1 066,000 Seelen berechnete, beſtehen jetzt aus gebornen Spaniern, aus Creolen, Negern, Mulatten, Ureinwohnern und Meſtizen. Davon machen die Spanier und Creolen den vierten Theil aus, und ſind die angeſehenſten. Die Ureinwohner leben zum Theil in den Gebirgen noch unabhängig. Der ſpaniſche Vicekönig reſidirt in der Hauptſtadt Lima, woſelbſt die königliche St. Markus-Univerſität den Mittelpunkt der Literatur ausmacht.

Perücken. Der Gebrauch fremder Haare findet ſich ſchon im höchſten Alterthum und ſelbſt in der Fabelgeſchichte. Pallas band falſches graues Haar um die Schläfe, die Arachne zu täuſchen, und Mi-

chal täuſchte Sauls Abgeſandte, welche den David tröſten ſollten, durch eine Kopfbedeckung aus Ziegenhaar, welche ſie dem Götzenbilde aufſetzte. Wollte man aber auch dies nicht für Perücken gelten laſſen, ſo erwähnt doch unläugbar Xenophon, daß Aſtyages (um die 50ſte Olympiade) eine Perücke getragen habe, die dick und voll Haare war. Später trugen mehrere römiſche Kaiſer Perücken. Des Commodus Perücke war, wie Lampridius berichtet, mit wohlriechenden Salben beſtrichen und mit Goldſtaub gepudert. Nach dieſer Zeit findet ſich von Perücken keine Spur bis ins ſechzehnte Jahrhundert, wo Herzog Johann von Sachſen im J. 1518 an ſeinen Amtmann, Arnold von Falkenſtein in Coburg, ſchrieb: „er ſolle ein hübſch gemachtes Haar in Nürnberg beſtellen, doch in Geheim, alſo daß nicht gemerkt werde, daß es uns ſolle, und je dermaßen, daß es grauß und geel ſey, und alſo zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt ſetzen könne." Später wurde Frankreich das eigentliche Vaterland der Perücken, von wo aus ſie ſich nebſt ſo vieler andern franzöſiſchen Modethorheit über die meiſten Länder Europa's verbreiteten. Schon Heinrich III. (von 1575-1589) ließ, da er ſeine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren beſetzen. Aber unter Ludwig XIII. (von 1610-1643), unter dem die feinern Sitten allgemeiner und die haarloſen Männer zahlreicher geworden waren, wurde der Gebrauch der Perücken allgemeiner. Selbſt Perſonen, die ihrer nicht bedurften, trugen ſie, um eine modige Galanterie zu affectiren. Die Mode veränderte ihre Geſtalt von der hundertlockigen Allongenperücke bis zur einfachen Zopfperücke, worüber man ſich aus Nicolai's gelehrter Schrift über die Perücken zur Genüge belehren kann. Die neuere Zeit hat dieſen unnatürlichen Putz abgeſchafft, und wem die Perücke Bedürfniß iſt, der bemüht ſich wenigſtens, die Natur möglichſt treu nachzuahmen.

Pervigilien hießen die Feſte, welche von den Alten gewiſſen Göttern, beſonders der Ceres, der Venus und dem Apoll Nachts gefeiert wurden.

Peſt (auch Peſtilenz), eine äußerſt bösartige, gefährliche, ſchnell tödtende, und allgemein herrſchende Krankheit, welche in einem fieberhaften Zuſtande beſteht, der mit höchſter Schwäche und Zerrüttung der Lebenskraft des Organismus und gewiſſen örtlichen Zufällen, nämlich Beulen, Brandgeſchwüren, Brandblattern und Flecken, verbunden iſt. Die letztern Zufälle ſind in dieſer Verbindung die charakteriſtiſchen Symptome der Peſt, da die übrigen auch andern Krankheiten zukommen, welche zwar äußerſt bösartig und gefährlich, auch allgemein herrſchend ſeyn können, allein doch nicht Peſt, ſondern allenfalls nur peſtartig genannt zu werden verdienen. In ſo fern aber jene Krankheit aus Aſien und Afrika abſtammt, und ſich von da nach Europa herübergezogen hat, auch jetzt noch im Orient einheimiſch iſt, nennt man ſie, zum Unterſchiede von andern peſtartigen Krankheiten, auch die **orientaliſche** (levantiſche) Peſt. Der Verlauf dieſer Krankheit iſt zwar nicht ſtets gleich, doch ſtimmen die Zufälle im Ganzen genommen mit folgendem Bilde überein. Im Anfange überfällt den Kranken meiſtens eine große Niedergeſchlagenheit des Gemüths, äußerſte Mattigkeit des Körpers, gelinder Froſt mit darauf folgender Hitze, die in ein innerliches unausſtehliches Feuer übergeht, Schwere des Kopfes, Betäubung, ſtarre, glanzloſe oder wild glänzende Augen, bleiches, bleifarbiges Geſicht, häufige Angſt, Unruhe, Entkräftung, tödtliche Schwäche, Irreſeyn. Bei Manchen ſtellt ſich Ekel und Erbrechen ein. Der Durſt iſt unauslöſchlich, die Zunge dunkelroth oder weißlich belegt, die Sprache

undeutlich. Wo die Krankheit ſich länger hinzieht, iſt das Geſicht oft lebhaft roth, das Athemholen iſt ſchnell und ängſtlich, zuweilen ſtellt ſich gallichtes, grünes oder blutiges und ſchwarzes Erbrechen, auch ähnlicher Durchfall ein. Das Irrereden geht zuweilen in Raſerei über. Der Urin war oft natürlich, zuweilen trübe, ſchwarz, weißlich oder blutig. Zuweilen entſtehen Blutflüſſe. Wo die Krankheit nicht ſchnell den Tod herbeiführt, zeigen ſich bald anfangs ſchmerzhafte Beulen in den Weichen und unterhalb derſelben, bisweilen auch in den Ohrendrüſen, unter den Kinnladen, unter den Achſeln, am Halſe; auch Carbunkeln, kleine weiße, ſchwarzgelbe, ſchwarze, brandige Blätterchen über den ganzen Körper. Der Schrecken, die Angſt, die Hoffnungsloſigkeit und Verzweiflung, welche ſich gleich beim erſten Eintritte der Peſt der Kranken bemächtigen, vermehren das Schreckliche und Gefährliche derſelben. Die allermeiſten, welche die Krankheit im hohen Grade überfällt, ſterben an derſelben. Bei Vielen tritt der Tod ſchon den erſten Tag, oft ſchon in einigen Stunden nach dem Ausbruche derſelben ein. Bei Andern verzögert er ſich bis zum zweiten oder dritten Tage. Bei ſolchen Kranken, bei welchen die Beulen und Carbunkeln in etwas größerer Anzahl zum Vorſchein kommen, ſich erheben, und in Eiterung verſetzen, iſt mehr Hoffnung zur Geneſung, als bei denen, wo dies nicht geſchieht. Viele Perſonen indeſſen, die von der Seuche befallen werden, bekommen ſogleich Beulen (Bubonen) und Carbunkeln ohne die übrigen Zufälle und ohne Fieber. Dieſe kommen leichter davon. Die Beulen und Carbunkeln gehen in Eiterung über oder verhärten ſich auch zuweilen, werden geheilt oder ausgeſchnitten. Ueber den Urſprung der Peſt und die Urſachen ihrer Verbreitung ſind die Meinungen nach dem tiefern oder höhern Stande der Heilwiſſenſchaft und Cultur verſchieden geweſen. In den älteſten Zeiten, wo man große und ſchreckliche Wirkungen, deren Urſachen man noch nicht ergründen konnte, aus übernatürlichen Einflüſſen herzuleiten pflegte, ſchrieb man auch die Entſtehung der Peſt gewiſſen Geiſtern und Dämonen zu. Späterhin glaubte man, in gewiſſen Veränderungen der Luft, giftigen Dünſten, die ſich aus der Luft herabſenkten, in ganzen Wolken von unendlich kleinen Inſekten, welche durch das Athemholen, durch Speiſen, oder durch die Einſaugung der Haut in den Körper kämen, und das Blut verdürben, ihre Urſache zu finden. Die Aerzte ſuchten nach dem Zuſchnitte ihrer Lehrmeinungen die Urſache bald im Uebermaße ſulphuriſcher Theile im Blute, bald in Gerinnung oder Auflöſung deſſelben u. ſ. w. Auch über die Exiſtenz eines anſteckenden Stoffes waren die Stimmen lange Zeit getheilt; Viele hielten die Peſt für anſteckend, Andere für nicht anſteckend. Gegenwärtig glaubt man, auf überwiegende Erfahrungen geſtützt, allgemein an ein Contagium, welches die Krankheit verbreiten kann. Die Peſt iſt eine ſpecifiſche, von allen andern unterſchiedene Krankheit, und kann nur in den Gegenden, wo ſie eigentlich zu Hauſe iſt, ſich von ſelbſt erzeugen. Hitze, ungeſunde Luft, ſchlechte Nahrungsmittel und Unreinlichkeit begünſtigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Das Weſen derſelben ſcheint in einer Verminderung der Lebenskraft zu beſtehen, welche ſo plötzlich und allgemein erfolgen kann, daß die Beſtandtheile des Körpers, vorzüglich die Blutmaſſe von ihrer Normalbeſchaffenheit gänzlich abweichen, und als verdorben (zu feſt oder zu flüſſig) erſcheinen, und das Leben zerſtört wird, oft ehe noch die Kraft des Nervenſyſtems eine Reaction zu Stande bringen kann. Wo der Fortgang der Krankheit nicht ſo raſch iſt, entſtehen Fieberbewegungen und örtliche Entzündungen, welche den Ueberreſt der ſchon herabgeſetzten Lebenskraft bald erſchöpfen. Man hat bei Leichenöffnungen der

Peſtkranken ſowohl im Gehirn als in der Bruſt- und Bauchhöhle Anſammlungen von geronnenem oder zerſetztem, flüſſigem ſchwarzen Blute, Entzündungen ganzer Flächen der Häute, und brandartige entzündete Flecken in großer Menge gefunden, welche darauf hinweiſen. Die Beulen geben ſchlechtes, fauliges Eiter und erſtrecken ſich tief nach innen; die Carbunkeln ſind Brandbeulen, welche ſchon den Anfang des Todes vorſtellen und abgeſtorbene Theile enthalten, auch meiſtens tief nach innen ſich fortpflanzen. Wo die Naturkraft noch hinlängliche Energie beſitzt, da entſtehen die Localentzündungen häufiger auf der Haut, als innerlich, die Bubonen werden bald in Eiterung verſetzt, auch die Brandbeulen geben, wenn ſie ausgeſchnitten werden, beſſeres Eiter und ſondern ſich ab; das Fieber löſ't ſich durch heftigen Schweiß; die Wiederherſtellung gelingt nur mit ganzer Kraftanſtrengung der Natur, durch welche die Menſchen erſchöpft, lange Zeit gleich Gerippen herumſchleichen. Hat ſich die Krankheit ausgebildet; ſo wird ſie anſteckend. Daher die fürchterlichen Verheerungen, welche die Peſt von jeher, ſowohl in Aſien als Europa, angerichtet hat. Ohne Zweifel haben Peſtſeuchen ſich als natürliche Folgen des Beiſammenſeyns großer Menſchenmaſſen, vorzüglich unter den wärmern Himmelsſtrichen ſchon in den älteſten Zeiten eingefunden. Zu den berühmteſten gehörte die von Thucydides meiſterhaft geſchilderte Peſt, welche im dritten Jahre des peloponneſiſchen Krieges (430 vor Chr. Geb.) in dem von den Spartanern belagerten Athen wüthete. Ein großer Theil der Bewohner von Attika hatte ſich in die Stadt geflüchtet; Furcht, Schrecken, Mangel an Lebensmitteln, Verderbniß derſelben, und Verunreinigung der Luft durch die unzählige Menſchenmenge erregten und verbreiteten die Seuche bald in der ungeheuern Stadt. Am ſiebenten oder neunten Tage erfolgte gemeiniglich der Tod. Die Peſt in dem belagerten Jeruſalem 72 nach Chr. Geb. hat Joſephus geſchildert. In Rom herrſchte die Peſt 77 unter Veſpaſian, unter Mark Aurel 170, wo ſie faſt ganz Europa und Aſien durchzog, unter Commodus 189, und vorzüglich unter Gallienus 262, wo in Rom in einem Tage allein an 5000 Menſchen geſtorben ſeyn ſollen. Seit dieſen Zeiten zog die Peſt immer in Italien, Griechenland, Aſien und Afrika herum, und brach vorzüglich in volkreichen Städten aus, z. B. in Conſtantinopel unter Juſtinian 544, wo an 1000 Todtengräber zur Beerdigung der Todten nicht zugereicht haben ſollen. Dieſe fürchterliche Peſt ſetzte ihre Verwüſtungen 50 Jahre mit nur kurzen Unterbrechungen fort. Die deutſchen Kriegsheere wurden in Italien von jener Peſt ergriffen und brachten ſie 555 u. ſ. w. nach Deutſchland, wo ſie ſeit dieſer Zeit an verſchiedenen Orten ausbrach, z. B. im Jahr 565, beſonders in Trier, 583, 590, wo ſie auch in Rom wüthete. Im ſiebenten Jahrhunderte war ſie in Sachſen. Im J. 823 war ſie in ganz Deutſchland, und 876—877 beſonders in Sachſen und Meißen äußerſt verheerend. Eben ſo 964. Im eilften Jahrhunderte brach ſie wenigſtens ſechs Mal in Deutſchland meiſt nach oder mit Hungersnoth ſo heftig aus, daß die Menſchen der damaligen Zeit glaubten, die Gottheit wolle das ganze Menſchengeſchlecht ganz vertilgen. Weil man ſie übernatürlichen Einflüſſen zuſchrieb, (zuweilen hatte man auch die Juden in Verdacht), ſo dachte man noch immer nicht an kräftige Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung und Beſchränkung. Im zwölften Jahrhundert hielt ſie wohl über 25 Jahre in Deutſchland an; im dreizehnten brachten die von den Kreuzzügen zurückkehrenden Soldaten ſie nach Europa und Deutſchland. Im vierzehnten durchwanderte ſie mehrere Striche Deutſchlands. So wüthete ſie 1317 in Lübeck, wo gegen 90,000

Menſchen ſtarben, 1349 in Straßburg, 1357 in Cöln, 1358 in Leipzig, 1363 in Dresden ꝛc. Im fünfzehnten Jahrh. raffte ſie z. B. 1406 in Sachſen, beſonders in Meißen, 1420 in Augsburg, 1429 wieder in Leipzig u. a. viele Menſchen weg; in der zweiten Hälfte dieſes Jahrh. wüthete ſie in ganz Europa, z. B. in Paris; 1450 in Dresden, 1451 in Cöln, in Mecklenburg, beſonders in Roſtock ꝛc.; 1463 in Thüringen und 1472 beinahe in ganz Sachſen, und ſpäter in den Niederlanden, und war durch ſchreckliche Zufälle ausgezeichnet. Die Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit ſtellen uns die grauſendſten Gemählde menſchlicher Noth und Härte auf. Im funfzehnten Jahrh. kam eine neue peſtartige Krankheit aus England, — der engliſche Schweiß. Im ſechzehnten Jahrhundert herrſchte die Peſt wieder in ganz Deutſchland, 1504 in Sachſen, beſonders in Leipzig, wo ſie auch 1519 wieder aufloderte, 1533 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm, Lübek ꝛc., 1598 in Freiburg. Zugleich verbreitete ſich der engliſche Schweiß durch die Seeſtädte in das Innere von Deutſchland, die Niederlande, Frankreich und Italien. Ungeachtet ſchon mehrere Anſtalten getroffen wurden, z. B. Peſthäuſer, ſo herrſchte ſie doch noch das ſiebzehnte Jahrh. hindurch in Deutſchland, namentlich in Sachſen, vorzüglich in Leipzig von 1607 mehrere Jahre, abermals 1624, 1630 und 1632; in Dresden 1632 und 1633; 1637 in Meißen, 1644 verderbend in Leipzig, 1666 und mehrere Jahre in den Rheingegenden, 1680 abermals in Sachſen, namentlich in Leipzig. Da in den Gegenden des Orients, in Griechenland, der ganzen europäiſchen und aſiatiſchen Türkei die Peſt nie ganz aufhört, ſo kam ſie durch den Handel im mittelländiſchen Meere unaufhörlich nach Italien, Frankreich und Deutſchland, ſo wie durch Ungarn, Polen, Siebenbürgen. Die Gränzcordons und die Quarantainen (ſ. d. Art.) in den Seeſtädten wurden anfangs nicht ſo ſtreng beobachtet; ſo wurde noch 1720 durch ein levantiſches Schiff die Peſt in Marſeille und in der ganzen Provence verbreitet. 1795 und 1796 hatte ſie ſich in die türkiſchen Gränzländer und weiter verbreitet. Ihr wurde aber bald durch Aerzte, wie Schraud und Hildenbrand, und thätige Vorkehrungen der Regierungen Einhalt gethan. (S. des erſtern Geſchichte der Peſt in Syrmien.) — Ehedem glaubte man durch Opfer, die Chriſten durch Prozeſſionen, Gebete, die Peſt zu entfernen. Die alten Aerzte verſuchten viele Mittel; aus dieſer Zeit ſchreiben ſich viele ſchweißtreibende Mittel her. Durch die Forſchungen und Aufopferungen vieler würdigen Aerzte iſt man jetzt der Natur und Heilart dieſer Krankheit näher gekommen, als man ehemals konnte, wo Mangel an Muth eben ſo hinderlich, als Mangel an Kenntniſſen war. Vorbauungsmittel zur Verhinderung der Anſteckung, und wenn dieſe geſchehen iſt, möglichſt baldige Ausſchaffung des Giftes aus dem Körper, Verminderung der innerlichen Entzündungen, Aufrechthaltung der Energie des arteriellen Blutſyſtems, Bekräftigung des Nervenſyſtems, Beförderung der Eiterung, zeitige Ablöſung der Brandbeulen ſind die Hauptzüge der Behandlung, welche den Verſchiedenheiten der Seuche ſelbſt, und der befallenen Individuen gemäß modificirt werden muß. Zum Schluſſe erwähnen wir noch eines Mittels *), welches als Präſervativ- und Heilmittel neuerer Zeit zuerſt von dem zu Alexandrien angeſtellten engliſchen Agenten und Generalconſul, Georg Baldwin, empfohlen wurde. Dieſer hatte während ſeines vieljährigen Aufenthaltes im ottomanniſchen Reiche Gelegenheit genug, über die Peſt Beobachtungen an-

*) Mediz. Nat. Zeit. Altenb. 1798. S. 664.

zuſtellen, und brachte unter andern in Erfahrung, daß unter einer Mill. Menſchen, die in Ober- und Unterägypten an der Peſt geſtorben waren, nicht ein einziger Oelträger ſich befunden hatte. Hieraus ſchloß er, daß Baumöl ein Verwahrungsmittel gegen die Peſt ſey, und ermunterte zunächſt den Pater Ludwig von Pavia, Pfarrer und Oberaufſichtsträger des Peſtſpitals zu Smirna, Verſuche mit dieſem Mittel anzuſtellen, deren Erfolg ſeine Erwartung übertraf. Er theilte dieſe Entdeckung ſofort dem Grafen Leopold von Berchtold bei deſſen Anweſenheit in Alexandrien im Nov. 1795 mündlich mit, welcher ſie bei ſeiner Zurückkunft 1797 nebſt dem Bericht des Paters Ludwig durch den Druck bekannt machte. Die Anwendung dieſes Mittels iſt folgende: Sogleich den erſten Tag, an dem man Peſtſymptome an einer Perſon wahrnimmt, wird der ganze Körper derſelben, die Augen ausgenommen, mit lauwarmem Baumöl ſtark und ſchnell eingerieben. Während deſſen werden Fenſter und Thüren des Zimmers ſorgfältig verſchloſſen, und mit Wachholderbeeren und Zucker ſtark ausgeräuchert. Nach Beendigung der Einreibung wird der Kranke wieder in das Bette gebracht. Gewöhnlich folgt hierauf ein ſtarker Schweiß, welcher durch Hollunderthee befördert wird. Die Einreibung wird ein oder auch zwei Mal jeden Tag ſo lange fortgeſetzt, bis heftige Schweiße erfolgen. Sind Peſtbeulen vorhanden, ſo müſſen ſie öfters mit Oel eingerieben werden, bis ſie durch erweichende Umſchläge zur Eiterung gebracht werden können. Dieſe Einreibungen ſollen auch ein ſicheres Verbannungsmittel gegen die Peſt ſeyn. Die Diät muß dabei leicht ſeyn, und in Reiß, Obſt, Suppe, nach 35 Tagen in leichten Fleiſchbrühſuppen, nach 40 Tagen in etwas Fleiſch beſtehen. Bei der Präſervationscur kann man gleich Fleiſch genießen. Außer Smirna iſt die vortreffliche Wirkung dieſes Mittels in verſchiedenen Gegenden Aegyptens, in Conſtantinopel und der Wallachei erprobt worden, daher der Gebrauch deſſelben in den türkiſchen und angränzenden ruſſiſchen und öſterreichiſchen Beſitzungen immer allgemeiner wird. Aehnliche Verſuche mit Präſervativcuren gegen die Peſt und Inoculirung derſelben hatte auch der italieniſche Arzt D. Valli angeſtellt, und mit großem Beifall bekannt gemacht. Als er aber im Sept. 1816 in Havannah, mit dem gelben Fieber, ſehr kühne Verſuche an ſeinem eignen Körper machte, wurde er, nachdem ſie eine Weile gelungen waren, doch angeſteckt, und fiel als ein Opfer ſeines Eifers. Daſſelbe Schickſal hatte ſein Schüler, der deutſche Arzt von Roſenfeld, der am Ende des nämlichen Jahrs in Konſtantinopel, ſich, im Vertrauen auf ſeine Hülfsmittel, der Gefahr mit äuſſerſter Zuverſicht, ohne Nachtheil ausſetzte, endlich aber doch von ihr ergriffen wurde, und an der Anſteckung ſtarb. H.

Peſtalozzi (Johann Heinrich), gehört unter die Wohlthäter der Menſchheit, deren nicht jedes Jahrhundert einen aufzuweiſen hat. Seinem Vater, einem Arzte zu Zürich, wurde er den 12ten Januar 1745 geboren, und nach deſſen frühem Verluſte von frommen Verwandten auf altväterliche einfache Weiſe erzogen. Innige Religioſität, ſtarkes Rechtsgefühl, Mitleid gegen die Armen und zärtliche Liebe zu kleinen Kindern deuteten ſchon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen würde. Für ſeinen Geiſt hatten Sprachen den meiſten Reiz; Neigung und Verhältniſſe entſchieden ihn im 18ten Jahre für das Studium der Theologie, das er jedoch nachher, da ein Verſuch, zu predigen, ihm fehlgeſchlagen war, mit der Jurisprudenz vertauſchte. Einige damals von ihm in den Druck gegebne Aufſätze über Berufsbildung und ſpartaniſche Geſetzgebung und die Ueberſetzung einiger Reden

des Demoſthenes waren Proben ſeines angeſtrengten Fleißes und ſeiner Talente. Doch ſollte die Gelehrſamkeit ihm nicht der Weg zum Ruhme werden. Rouſſeau's Emil hatte ihm die Unnatur des Gelehrtenſtandes und der ganzen europäiſchen Bildung fühlbar gemacht, als eine ſchwere Krankheit, die er ſich durch das Uebermaß des Studierens zugezogen, ihn bewog, ſogleich nach ſeiner Geneſung den größten Theil ſeiner beim Studium des Rechts und der vaterländiſchen Geſchichte mühſam aufgeſetzten Excerpte und Sammlungen zu verbrennen, allem Umgange mit Büchern zu entſagen, und ein Landmann zu werden. Bei einem Oekonomen zu Kirchberg bei Bern erwarb er ſich die nöthige techniſche Kenntniß, und kaufte ſich dann von ſeinem väterlichen Erbtheile ein wenig bebautes Stück Land bei Birr, unweit Lenzburg, baute ein Wohnhaus darauf, und fing nun auf dieſem Gütchen, das er Neuhof nannte, in einem Alter von 22 Jahren zu wirthſchaften an. Seine Verheirathung mit Anna Schultes, einer Kaufmannstochter aus Zürich, brachte ihn in Verbindung mit einer Kattunfabrik, an deren Geſchäften er thätigen Antheil nahm. In dieſem ländlichen Verhältniſſe lernte er das ſittliche Elend des Volks aus eigner Anſchauung kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er im Jahre 1775 ſeine pädagogiſche Wirkſamkeit mit der Aufnahme verlaßner Bettelkinder in ſein Haus. Bald ſah er ſich von mehr als 50 ſolcher Knaben umgeben, denen er Vater, Lehrer und Verſorger ward. Er beſtritt dies große Unternehmen ganz aus eignen Mitteln, ſein erhabner Zweck, die hülfloſen Kleinen zu Menſchen zu bilden, fand kaum irgendwo Anerkennung, und ob er gleich in Feldbau, Hauswirthſchaft und Fabrikarbeit, die er mit ihnen neben dem eigentlichen Unterrichte als Mittel zu dieſem Zwecke betrieb, richtigen Ueberblick und große Anſichten hatte, fehlte ihm doch der Tact und die Anſtelligkeit für die Kleinigkeiten, die, was den äußern Gewinn betrifft, in dieſen Fächern von ſo bedeutender Wichtigkeit ſind. Seine Gutmüthigkeit wurde verſpottet, ſein Vertrauen auf die Redlichkeit der Menſchen gemißbraucht, der Aufwand ſeines Haushalts kam begreiflicherweiſe in Mißverhältniß mit ſeinem Erwerbe, nach und nach ſetzte der edle Mann bei der einfachſten Lebensweiſe den größten Theil ſeines Vermögens zu, und gerieth in Armuth. Das Hohngelächter der Weltklugen, die in ſeinem Streben nichts als Schwärmerei und Thorheit ſahen, machte ihn jedoch keinen Augenblick irre, und mitten unter dieſem Ringen mit Schmach von außen und Noth im Hauſe kamen die merkwürdigen Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorſchläge zur Rettung dieſer vernachläſſigten Menſchenclaſſe zur Reife, welche er in ſeinem originellen Volksromane Lienhardt und Gertrud (zuerſt 1781 in 4 Bänden) mit einer Kraft und Innigkeit, wie keiner vor ihm und nach ihm, dargelegt hat. Die Beſchreibung der Schule Glülfi's zu Bonnal in dieſem Buche enthält viele charakteriſtiſche Züge von Peſtalozzi's damaligem Leben und Wirken zu Neuhof. Zur Erläuterung dieſes wenig verſtandnen Volksbuchs ſchrieb er bald darauf 1782 Chriſtoph und Elſe, außerdem Abendſtunden eines Einſiedlers in Iſelins Ephemeriden, worin er die erſte Darſtellung von ſeiner Methode gibt, ein Schweizerblatt für das Volk 1782 und 83, eine Abhandlung über Geſetzgebung und Kindermord und die gedankenreichen Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts 1797. Dieſes letztre Werk kam in einer Zeit zu Stande, wo Peſtalozzi's Gemüth durch Kränkungen und Unfälle aller Art in hohem Grade verbittert

und faſt mit der Menſchheit zerfallen war. Das Ausbleiben aller Unterſtützung von Seiten der Regierungen nöthigte ihn endlich, ein Unternehmen aufzugeben, das offenbar die Kräfte des Einzelnen überſtieg, und nur Sache des Staats ſeyn konnte. Das Bewußtſeyn, mehr denn hundert elende Kinder gerettet und zu brauchbaren Menſchen gebildet zu haben, begleitete ihn, als er Neuhof verließ und mit Unterſtützung des neuen ſchweizeriſchen Directoriums 1798 ein Erziehungshaus für Bettelkinder zu Stanz anlegte. Beinahe 80 Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahrs zerſtörte der Krieg und die Cabale einer ihm ungünſtigen Partei auch dieſe ſchnell aufblühende Anſtalt, und mit Undank belohnt, ging Peſtalozzi nach Burgdorf, um Schulmeiſter zu werden. Eine Sammelſchule war hier bald eingerichtet, Penſionärs traten hinzu und machten die Annahme gleichgeſinnter Mitarbeiter möglich. Eine Schrift über die Anwendung ſeiner Methode durch die Mütter, die Peſtalozzi 1801 herausgab, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt,“ und die 1803 und 4 zuerſt erſchienenen Elementarbücher, das Buch der Mütter und die Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe, fanden ſchon an vielen Orten ein empfängliches und zur Anwendung geneigtes Publikum. Neue Unannehmlichkeiten zog ſich Peſtalozzi jedoch in dieſer Zeit durch ſeine lebhafte Theilnahme an den politiſchen Händeln der Schweizer zu. Er war ein entſchiedner Demokrat und Mann des Volks, das ihn auch 1802 als ſeinen Anwald zum erſten Conſul nach Paris ſendete; und in ſeinen 1802 zu Bern erſchienenen Anſichten über die Gegenſtände, auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, brachte er Rügen und Vorſchläge zur Sprache, die bei der damaligen Gährung der Gemüther beſonders die Vornehmeren wider ihn einnehmen mußten. Aber ob er gleich eben darum mit ſeiner Erziehungsanſtalt ſich ſelbſt überlaſſen blieb, gelangte ſie doch durch den Geiſt der Liebe und Ordnung, mit dem er ſie beſeelte, durch den Beitritt thätiger und geſchickter Lehrer, die ganz in die Idee ſeiner Methode eingingen, und durch die Uneigennützigkeit ſeiner Foderungen an die Aeltern der ihm anvertrauten Zöglinge zu ſchnellem Gedeihen und Anſehen. Aus Urſachen, die nicht öffentlich bekannt geworden ſind, zog Peſtalozzi mit ſeiner Erziehungsanſtalt im Anfang des Jahrs 1804 von Burgdorf nach München-Buchſee, wo er mit Fellenberg in nähere Verbindung trat, und noch in demſelben Jahre von da nach Yverdon, wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß mit ſeinen Lehrern und Zöglingen noch jetzt bewohnt. Ueber den jetzigen Zuſtand dieſes Inſtituts vergl. d. Art. Yverdon. Peſtalozzi's Methode iſt ſeit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts ein Gegenſtand lebhafter pädagogiſcher Verhandlungen und Streitigkeiten geworden, deren Grund theils in dem Mangel an logiſcher Beſtimmtheit und ſyſtematiſcher Ordnung in ſeinen eignen Darſtellungen derſelben, theils in den überſpannten Lobpreiſungen ſeiner Bewunderer, theils in der Empfindlichkeit einiger Pädagogen, die die Zuverſichtlichkeit ſeines Tons und die Geringſchätzung, womit er und ſeine Vertheidiger von dem bisherigen Zuſtande der Pädagogik ſprachen, beleidigen mußte, zu ſuchen iſt. Was Peſtalozzi ſich hierbei zu Schulden kommen ließ, war die natürliche Wirkung ſeiner faſt gänzlichen Unbekanntſchaft mit der neuen Literatur und ſeiner von dem gewöhnlichen Charakter der Gelehrten ganz abweichenden Individualität. Er iſt ein Gefühlsmenſch, der den Reichthum ſeiner Ideen im Gedränge des Lebens und Wirkens inſtinct-

mäßig aus ſich ſelbſt geſchöpft und beſſer ins Werk geſetzt hat, als er ſie auszuſprechen wußte. An Genialität, an Gediegenheit und Tiefe der Einſicht, an Kraft und Fülle des Geiſtes kommt er den größten Genien aller Zeiten gleich, und in der Liebe zum Volk, in der Aufopferung ſeines ganzen Weſens für das wahre Wohl der Menſchen, im kindlichen Sinn, der ihn auch im hohen Alter nicht verlaſſen hat, in der Begeiſterung und ausharrenden Energie des Wirkens ſtand er neben dem Egoismus und der moraliſchen Erſchlaffung der Zeitgenoſſen ſeines öffentlichen Auftretens faſt einzig da. Originell und in ihrer gegenwärtigen Begründung ihm ganz eigen iſt die Idee ſeiner Methode (vergl. d. Art. Methode), allen Unterricht auf ſinnliche u. intellectuell Anſchauung zu bauen (vergl. d. Art. Anſchauungslehre) und die Bildung des Kindes zum Menſchen durch eine ſelbſtthätige, lückenlos fortſchreitende Uebung ſeiner Geſammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Unterrichtsgegenſtänden zu bewerkſtelligen. Nicht das Einlernen der Fertigkeiten im Rechnen, Leſen, Schreiben, Zeichnen, Singen u. ſ. w. ſondern die Uebung der Kraft des Kindes an dieſen Gegenſtänden iſt nach Peſtalozzi's Idee der Zweck des Elementarunterrichts, deſſen Weſen er daher mehr in der Form als im Stoffe findet. Reinmenſchlich und herzerhebend ſind die Grundſätze und Anſichten, von denen er bei der neuſten und verſtändlichſten Schilderung ſeiner Methode in einer vor der Geſellſchaft ſchweizeriſcher Erziehungsfreunde zu Lenzburg gehaltenen Rede ausgeht (abgedruckt in Peſtalozzi's Wochenſchrift für Menſchenbildung 3r und 4r Bd. 1810 und 12). Dieſe Rede, Niederers, ſeines geiſtvollſten Mitarbeiters, Erwiederung auf den Bericht über die peſtalozziſche Erziehungsanſtalt zu Yverdon an die Tagſatzung, welchen die zur Prüfung ernannten Commiſſarien nach einer fünftägigen flüchtigen Beobachtung zweideutig und ſchielend 1810 abgefaßt hatten, Gruners Briefe aus Burgdorf 1806 und Johannſens Kritik der peſtalozziſchen Methode 1804 muß man leſen, um ihn und ſein Werk genauer kennen zu lernen. Noch ſieht er es nicht für vollendet an, aber was er ſchon vollbracht hat, verdiente die Aufmerkſamkeit und Anwendung, durch die Spanien, Frankreich, Preußen, mehrere kleinere deutſche Staaten und die Reichsſtädte Bremen und Frankfurt ihn geehrt und die Aufmunterung, welche die von ſeinen Gehülfen errichteten Inſtitute in Neapel, Petersburg und Nord-Amerika gefunden haben. Glückliche Erfolge haben dieſe weitere Verbreitung der peſtalozziſchen Methode, wo ſie richtig aufgefaßt und im Geiſte ihres Stifters ausgeübt wurde, gekrönt und die Nachwelt wird nicht vergeſſen, was das jetztlebende Geſchlecht dieſem ſeltnen Manne verdankt. Der Kaiſer Alexander ehrte ſeine Verdienſte, indem er ihm 1814 den Wladimirorden vierter Klaſſe ertheilte. — Im März 1817 kündigte Peſtalozzi eine neue Auflage ſeiner ſämmtlichen Schriften (bei Cotta, in ungefähr 12 Bänden) an. „In den Vortheilen, die mir dieſe Unternehmung gewähren wird, ſagt er, ſehe ich das letzte und vielleicht das einzige Mittel, in meinen alten Tagen noch zu der Ruhe und Befriedigung zu gelangen, wodurch ich allein in den Stand geſetzt werden kann, meine noch übrige Zeit den Endzwecken meines Lebens, mit einiger Hoffnung eines guten Erfolgs widmen zu können. E.

Peſth, eine königliche Freiſtadt in der nach ihr benannten Geſpannſchaft in Ungarn, am öſtlichen Ufer der Donau, der Stadt Ofen gegenüber. Im J. 1792 zählte man faſt 27,000 Einwohner; Ungarn, Deutſche und Raitzen. Der Handel der Stadt iſt wichtig, da die hieſigen Jahrmärkte der Mittelpunkt des ganzen ungariſchen Verkehrs ſind.

Auch ſind hier nicht unbedeutende Manufacturen in Flor, Seidenzeugen, und eine große Oelfabrik. Die hieſige Univerſität, welche jedoch nur aus drei Fakultäten beſteht, zählt 32 Profeſſoren, 300 Studenten und hat 125,000 Gulden jährlicher Einkünfte. Statt der theologiſchen Facultät iſt jetzt ein Generalſeminarium für Catholiken unter Aufſicht des Erzbiſchofs von Gran errichtet worden, deſſen jährliche Einkünfte 18,000 Gulden betragen. Die Bibliothek enthält gegen 50,000 Bände; außerdem befindet ſich ſeit 1803 im ehemaligen Paulinerkloſter die anſehnliche, vom Grafen Szechenyi der Nation geſchenkte Bibliothek von Schriftſtellern über Ungarn und die angränzenden Länder, zu deren Erhaltung und Fortſetzung eigne Fonds angewieſen ſind. Die Sternwarte der Univerſität befindet ſich in Ofen. Unter den Gebäuden der Stadt ſind die Pfarrkirchen, verſchiedne Klöſter, das von Carl VI. gebaute Invalidenhaus u. ſ. w. anzuführen. Die Stadt iſt der Sitz zweier Oberappellationsgerichte, nämlich der königlichen Tafel und der Septemviraltafel.

Petarde, ein Sprenggeſchütz, das heißt, ein metallnes Geſchütz in Form einer Glocke, welches mit Pulver gefüllt und an Thore, Mauern, Brücken gehängt wird, um ſie mittelſt derſelben zu ſprengen; daher **Petardiren**, das Sprenggeſchütz anwenden und **Petardier**, ein Feuerwerker. Unter **chineſiſchen** Petarden verſteht man ein Feuerwerk, welches im Zimmer abgebrannt werden kann. — Wegen der Form hat man in neuern Zeiten auch eine gewiſſe Art Wagen **Petarden** genannt.

Petechien (auch Peteſchen, Flecken, lateiniſch petechiae, lenticulae, der Aehnlichkeit wegen von lenticula, die Linſe, genannt), ſind kleine rothe Flecken auf der Haut des Menſchen. Sie gehören eigentlich zu den Exanthemen, oder fieberhaften Hautausſchlägen, ſtellen ſich in verſchiedner Größe ein, als bloße Punkte bis zu der Größe von kleinen Linſen, erſcheinen meiſtens in unzähliger Menge, machen aber keine Erhabenheit, ſondern ſind ganz flach, an der Farbe entweder hellroth, oder mißfarbig, dunkel, bräunlich und blau. Das Fieber, bei welchem die Petechien als Symptom erſcheinen, gehört in die Claſſe des Nervenfiebers, und zwar in die Unterart deſſelben, wo das Nervenſyſtem der Haut der urſprünglich afficirte Theil iſt, und die Krankheit meiſtens von einem anſteckenden Stoffe herrührt, auch in vielen Fällen denſelben wieder erzeugt; daher die epidemiſch herrſchenden Nervenfieber meiſtens ſolche Petechialfieber, oder ſogenannte Fleckfieber ſind. Dieſe Petechialfieber können in ſehr verſchiedenem Grade und Charakter vorkommen. Als Fieber beginnen ſie alle gewöhnlich mit Froſt, auf welchen Hitze folgt, als Nervenfieber haben ſie das Beſondere, daß das Gemeingefühl gleich anfangs ſehr afficirt iſt, ein ausgezeichnetes Gefühl von Müdigkeit der Glieder ſich bemerklich macht, und daß ſchon bei dem erſten Anfall ſonderbare und beſonders lebhafte Träume die Exaltation der Phantaſie, baldiges Delirium, und überhaupt den angegriffenen Zuſtand des Nervenſyſtems andeuten. Um deßwillen iſt auch jedes Petechialfieber mit bedenklichen Zufällen begleitet, und allezeit für beſonders gefährlich gehalten worden. Die Meinungen über die Flecke ſind meiſtens ſehr verſchieden geweſen. Die ältern Aerzte haben ſie von einer beſondern Schärfe im Blute, oder vielmehr im Blutwaſſer, angeſehen, welche von ſalzig-ſchwefeligen und ſchleimigen, der Verderbniß unterworfenen Stoffen im Körper herrührten, welche aus demſelben ausgeſchafft werden ſollten, anſtatt deſſen aber ſich dem Blute beigemiſcht hätten. Andere haben ſie für die Folge einer im Körper ſelbſt erzeugten und

auf die Haut abgeſetzten Schärfe angeſehen, haben ſie daher für die Krankheit heilſam entſcheidend gehalten, und durch hitzige ſchweißtreibende Mittel ſie hervorzubringen geſucht. Späterhin ſetzten manche Aerzte dieſe Fieber überhaupt ohne Unterſchied in die Claſſe der Krankheiten von Schwäche, unter die faulichten, oder unter die aſtheniſchen Fieber, und hielten die Flecken für ein zufällig erſcheinendes Symptom, wovon die Veranlaſſung größere Schwächung durch Aderlaß, oder Erregung des Blutes durch hitzige Mittel, Verunreinigung des Blutes durch eingeſchloßene Luft, durch zurückgehaltene Darmreinigungen, oder vielleicht auch durch epidemiſche Beſchaffenheit der Luft, läge, und ſie beſtänden demnach in einer bloß paſſiven Ausſchwitzung des Blutes unter der Epidermis. Es iſt jedoch wahrſcheinlicher, daß die Flecken einen activen und zwar entzündlichen Zuſtand in der Haut bezeichnen, namentlich in dem Gewebe der Haargefäße, welches das Nervenſyſtem der Haut umgibt, und daß hier überhaupt der Heerd der Krankheit zu ſuchen ſey, von wo aus das ganze Gefäß- und Nervenſyſtem geſtört und angegriffen wird. Der Charakter dieſes Petechialfiebers iſt entweder echt entzündlich, oder putrid (faulicht); im erſten Falle ſind die Flecken hellroth, im andern aber mißfarbig, blau, zuweilen ſchwarz. Beide können von Anſteckung entſtehen, das Letztere entwickelt ſich aber unter günſtigen Umſtänden von ſelbſt und erzeugt jedesmal einen anſteckenden Stoff. Weil bei Armeen, in Lazarethen und Hoſpitälern vorzüglich viele Urſachen zur Erzeugung dieſes Fiebers mit putridem Charakter vereint wirken, und dieſes daher gewöhnlich entſteht, ſo benennt man es auch oft bloß mit dem Namen Hoſpitalfieber. (S. d. Art.) Das Petechialfieber iſt nicht von gleicher Gefahr. Die Zufälle ſind zwar jedesmal bedenklich, weil das wichtigſte Syſtem, das Nervenſyſtem, urſprünglich ergriffen und daher ſehr geſtört iſt; allein deſſen ungeachtet hat das echt entzündliche, von Anſteckung entſtandene, wenn es nur richtig behandelt wird, nicht mehr Gefahr bei ſich, als jedes andere einfache entzündliche Fieber. Dagegen iſt das von ſelbſt entſtandene und das, welches den putriden Charakter angenommen hat, von weit größerer Gefahr, weil die Kräfte ſchon im Sinken ſind, die Beſchaffenheit des Blutes ſchon fehlerhaft, und daher zur Unterhaltung der Nervenkraft nicht nur untauglich wird, ſondern durch Abſetzung ſchädlicher Stoffe daſſelbe noch mehr zerrüttet. Die Dauer des Petechialfiebers iſt meiſtens 21 Tage. Die Petechien erſcheinen zuweilen bald, zuweilen erſt nach den erſten acht Tagen, und verſchwinden allmählig wieder, indem ſie immer bläſſer werden. — Eine ähnliche Erſcheinung hat man den Petechien zur Seite geſetzt, welche jedoch einen ſehr verſchiedenen Grund haben. Dies iſt die Blutfleckenkrankheit. Hier erſcheinen gleichfalls auf der Haut des ganzen Körpers eine große Menge ſolcher platten, meiſtens runden, dunkelrothen und blauen Flecken, von der Größe kleiner Linſen. Dabei iſt gewöhnlich viel Abgang von ſchwarzem flüſſigen Blute aus dem Munde, oder mit dem Stuhlgang verbunden, übrigens aber kein Fieber, kein bedeutendes Uebelbefinden dabei, die Flecken erſcheinen ſchnell, ſtehen aber lange, die Krankheit kommt häufiger bei Kindern vor, iſt aber weder epidemiſch noch anſteckend. Man hat ſie zuweilen chroniſche Petechien genannt, und für den nämlichen Zuſtand, nur mit Mangel des Fiebers gehalten, allein wohl mit Unrecht, da ſie eine ganz verſchiedene eigene Krankheit ſind, und mit jenen nichts gemein haben, als eine geringe Aehnlichkeit der äußern Erſcheinung der Flecken. H.

Peter I. Alexiewitzſch, der Große, Czar und Kaiſer

von Rußland. Es war am 30. Mai a. St. (11ten Juny n. St.) des Jahres 1672, als dem Czar Alexei Michailowitſch zu Moskau von ſeiner zweiten Gemahlin, Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Nariſchkin, das erſte Kind dieſer Ehe geboren wurde — der Czarewitſch Peter. „Ein ſtreitbarer Fürſt, ein Held, ſchrecklich den Feinden wird dein Sohn werden, großer Czar! nicht allein der Lauf der Geſtirne am Himmel, ſondern ſelbſt auf der Erde bezeichnete der Sieg den Tag ſeiner Geburt — denn ſiegreich gingen an dieſem Tage des großen Ludwigs Heere über den Rhein, der Türken Scharen über den Dnieſter!“ ſo verkündigten die Sterndeuter dem Vater und dem Volke. „O möge dieſer Peter ein guter Hirte der Völker werden, der einſt die ſcytiſche Barbarei, welche die pelzbedeckten nordiſchen Nationen vornehmlich umdämmert, durch heilbringende Geſetze verbanne *)!“ alſo begrüßte mit frommem Wunſche der berühmte Gelehrte Johann Georg Grävius zu Utrecht den Neugebornen, in ſeinem Briefe an den damaligen Geſandten der Republik der vereinigten Niederlande beim czariſchen Hofe, Niclas Heinſius. Eine Medaille mit den Bildniſſen beider Aeltern, auf deren Revers Ruſſia in Geſtalt einer Frau, welche die Arme ausſtreckt, dargeſtellt iſt, wie ſie vom Schooße eines himmliſchen Genius den jungen Sprößling empfängt, drückte in ihrer Umſchrift „die große Hoffnung der Zukunft“ (Spes magna futuri) die allgemeinen Hoffnungen und Wünſche aus. Aber nie waren auch ſolche natürlicher und gerechter, denn ohne Peters Geburt war nach Alexei's Tode der Thron zwei geiſtes- und körperkranken Prinzen hingegeben, und nie ſind große Erwartungen in ſchönere Erfüllung gegangen, ja noch übertroffen worden. Denn als Peter ſein Leben beſchloß, war ſein Haupt umflochten vom Lorbeer des ſiegreichen Kriegers vereint mit der Bürgerkrone, in dem erhabenſten Sinne beider Symbole. Geſchmückt mit einer blühenden Geſundheit, ausgeſtattet mit einem richtigen Verſtande, einer glücklichen ſchnellen Faſſungsgabe, zog er ſchon als Kind Aller Aufmerkſamkeit, vorzüglich ſeiner Aeltern auf ſich und im Czar Alexei entſtand der Gedanke, ihn mit Uebergehung ſeiner ältern Söhne, des körperlich kranken Feodor und des geiſtesſchwachen, auch faſt blinden Iwan, zum Czar zu ernennen. Doch die Czarewna Sophia, Alexei's Tochter aus ſeiner erſten Ehe, geiſtvoll und herrſchſüchtig, mit Haß gegen die Stiefmutter und deren Sohn erfüllt, wußte ſtets jede Verfügung zu Gunſten des Halbbruders zu verhindern, bis der Tod endlich den Vater überraſchte. Mit gleichem Erfolge wirkte ſie auf deſſen Nachfolger, Feodor III. (1676 — 1682), ſo geneigt dieſer dem Halbbruder übrigens war, und als nach deſſen Tode die allgemeine Verſammlung der Reichsbedienten, weltlichen und geiſtlichen Standes, zu Moskau, in Anerkennung der hervorſtechenden Eigenſchaften Peters, dieſen zum Czar ausgerufen, ja ſelbſt das Corps der Strelitzen ihm den Eid der Treue geſchworen hatte, wußte Sophia doch mit Hülfe ihrer Vertrauten eben dieſe Strelitzen zum Aufruhr zu bringen; der Untergang des Geſchlechts der Nariſchkin war von den Wüthenden beſchloſſen worden; man hatte ihnen geſagt, daß von ihm Iwan umgebracht und ſelbſt ihre Auflöſung beſchloſſen worden ſey, und auf dieſe Lüge hin badete ſich die aufgebrachte Rotte im Blute vieler unſchuldi-

*) Sit modo suo tempore Petrus bonus pastor (Poimenlaon), ut tandem Scythicam barbariem, qua septentrionales maxime et pilletae gentes infuscantur, legibus salutaribus latis devincere possit!“

gen Schlachtopfer. Da erſchien vor ihnen Iwan: „Du biſt unſer Czar!“ brüllten Sophia's Gedungene ihm entgegen. „Ich will es,“ antwortete der zitternde Iwan, „aber vergönnt, daß mein geliebter Bruder Peter mit mir regiere!“ Und Peter ward mit Iwan zugleich gekrönt (23ſten Juni 1682), Sophia aber mußte ſich damit begnügen, nur mittelbar zu herrſchen. Doch noch einmal empörten ſich die Strelitzen, als ſie die Abſicht Sophiens erriethen, ſie ſelbſt zu vernichten; nur der Altar im Troizkoi-Kloſter, an welchen Peter mit ſeiner Mutter geflüchtet war, rettete beiden das Leben; die Strelitzen wurden von der czariſchen Reiterei überwältigt und dreißig von ihnen enthauptet. Auf lange Zeit war die Kraft dieſer Empörer gebrochen. Aber ſpielend gleichſam mit der Schwäche Iwans und der Jugend Peters griff Sophia in ihren Anmaßungen immer weiter um ſich, und man ſah endlich ſogar unter den Ukaſen ihren Namen neben denen der beiden Czare, ihr Bild, mit Krone und Scepter und der Ueberſchrift: „Beherrſcherin von Groß- und Klein-Rußland,“ auf dem Revers der Münzen. Der ſchwachſinnige Iwan wurde indeſſen durch die Reize ſeiner jungen ſchönen Gemahlin, die ihm Sophia gegeben hatte, für das, was um ihn her vorging, nur noch blinder gemacht, während dagegen der immer mehr ſich entwickelnde Peter mit der Gründung ſeiner künftigen Größe in dem kleinen Dorfe Preobraſchenskoe beſchäftigt war. Dort und in dem nahen Dorfe Semenowsky hatte Peter zwei Compagnien Krieger aus Jünglingen von gleichem Alter mit ihm ſich gebildet, welche des Czars Poteſchni (Spielgeſellen) ſich nannten, unter denen Peter ſelbſt den Dienſt des Gemeinen verrichtete und deren Hauptmann ein junger Mann war, der in der Folge einen großen Antheil an Peters Entſchlüſſen und Thaten hatte — nämlich der Oberſt le Fort, ein Genfer, ſelbſt ein außerordentlicher Menſch *). — Zu wenig aufgeklärt über Peters innerſtes Weſen, betrachtete Sophia dies Soldatenſpiel als recht geeignet für ihre Abſichten und Wünſche, den gehaßten Halbbruder von jedem andern Staatsgeſchäfte abzulenken, und mit heimlichem Vergnügen vernahm ſie die Ausſchweifungen, welchen Peter im Vereine mit dem geliebten Genfer und andern Genoſſen in anſcheinender Rohheit ſich nicht ſelten überließ. Doch wie ſehr irrte ſie ſich! Der gebildete, feurige le Fort war zugleich der glücklichſte Lehrer des wißbegierigen Czar, in welchem durch den frühern Unterricht des wackern Nikita Moisnewitſch Sotow (eines verſuchten Diplomatikers) und Franz Timmermanns (eines deutſchen Mathematikers), bei den von ſeiner edeln Mutter ſelbſt ihm eingeprägten Sittenlehren, die Ueberzeugung ſtets feſter wurde, daß nur wahre Bildung des Geiſtes durch Kenntniſſe aller Art und Veredlung des Gemüths, durch Entfernung roher Sitte und Aufklärung des Verſtandes den Regenten und das Volk zum Glücke und zum Ruhme führen könne. Doch die Zeit nahete, wo der Regentin Sophia die Binde von den Augen fallen, wo ſie ihre Rolle ſchließen ſollte. Eine dunkle Ahnung von ihrem Irrthum durchflog ſie ſchon bei der erſten Erſcheinung Peters im Geheimenrathe (im Anfange 1688), wo ſeine Haltung ihr ſelbſt imponirte, als ihr Beſchluß, ihn nicht wieder zu dieſen Verſammlungen einzuladen, ohne Erfolg blieb, und als Peters Vermählung mit der reizenden Eudoxia Federowna Lapuchin (27ſten Januar 1689), das Werk ſeiner klugen Mutter, ihn

*) Man vergl. den Art. Fort (Franz Jacob le), auf welchen wir hier ausdrücklich verweiſen, um Raum nehmende Wiederholungen zu vermeiden.

mit dem Volke mehr verband und zugleich von den bisherigen Bacchanalien und Orgien abzog. Sophia ward endlich ſehr unruhig, als ſie bemerkte, daß ſein Soldatenſpiel mit den Poteſchnien ſelbſt den Strelitzen furchtbar werden wollte; aber als ihr Liebling, der mit Ehren von ihr und Iwan überhäufte Oberfeldherr, Gholizün, nach ſeiner Rückkehr aus dem nicht mit Glück geführten Feldzug gegen die Pforte, vor Peters Thüre abgewieſen wurde, da erſchrack die Herrſchſüchtige, tief gekränkt in ihrem innerſten Innern. Wenige Monate darauf brach der Sturm los. Ein feierlicher gottesdienſtlicher Umgang, dem die Czaren ſelbſt gewöhnlich beiwohnten, ſollte am 8. Juny 1689 gehalten werden; Sophia beſtand darauf in der Eigenſchaft der Regentin ebenfalls dabei zu ſeyn; und als ſie durch Peters Verweigerung nicht davon abzubringen war, verließ Peter nebſt ſeiner Gemahlin Moskau auf der Stelle, und begab ſich endlich mit allen den Seinen noch einmal in das feſte Troitzkoi-Kloſter, als ihm einige getreue Strelitzen verrathen hatten, daß Sophia ihn, ſeine Gemahlin, Mutter und Schweſter umbringen laſſen wolle. „Eine Verſchwörung iſt wider mich angeſponnen, ermorden will man mich und die Meinen! Schutz erwarte ich jetzt von dem Heere, und wer es gut mit mir meint, der eile wohlgerüſtet zu mir!“ ſo ſprach Peter zu der Armee und ihren Befehlshabern, in einer an den General Patrik Gordon (einen Schotten) geſandten Proclamation. Gordon und mit ihm alle ausländiſchen Generale und Offiziere begaben ſich ſogleich nach Troitzkoi, wo Peter von ſeinen Poteſchnien einſtweilen bewacht war, und bald ſah der muthige Czar Tauſende zum Schutze ſeiner Perſon und der Seinigen um ſich verſammelt. Jetzt zitterte Sophia und wählte den Weg zur Verſöhnung; doch alle ihre Abgeſandten, ſelbſt der Patriarch, verſuchten vergebens den ſchwer beleidigten Czar zu beſänftigen und blieben ſogar, Sophiens Rache fürchtend, ſelbſt bei Peter. Da wollte dieſe in Perſon nach Troitzkoi eilen; doch auf dem Wege dahin erfuhr ſie Peters Willen, ſie nicht zu ſehen, und daß ſie ſeine Gnade nur mit der Auslieferung des Befehlshabers der Strelitzen, Tſcheglowotoi, erkaufen könne. Selbſt Iwan ließ ſie ermahnen, dem Bruder ſich zu unterwerfen und nun, an der Gränze ihrer Hoffnungen, weigerte ſie ſich nicht länger den Schleier zu nehmen. Feierlich zog Peter in Moskau ein; vor allem Volke umarmte er Iwan, der für den Titel Czar und den Schein der Mitherrſchaft gern die eigentliche Gewalt in der kräftigern Hand des Bruders ließ, welcher von dieſem Augenblicke an ſchon Selbſtherrſcher war und auch in der Form Alleinherrſcher wurde, als Iwan ſieben Jahre ſpäter ſtarb. Die Bildung eines ſtehenden Heeres in europäiſcher Form und Tactik war Peters erſtes Ziel; auf ſie gründete er ſeine Entwürfe für des Reiches Größe, der Unterthanen Bildung und ſeinen eigenen Ruhm. Das Vorbild zu dem, was Rußlands Armee werden ſollte, war vorhanden in der kleinen Schaar der Poteſchnien; ſein le Fort und der Schotte Gordon wurden die Lehrmeiſter des neuen Heeres, in welches ein großer Theil der, nach Aufhebung des Edictes von Nantes, nach Rußland geflüchteten Hugenotten aufgenommen wurde; und bald ſah Peter ſich von 20,000 Mann geübter Truppen umgeben, deren Tapferkeit und tactiſche Uebermacht er in einem Luſtgefechte mit den Strelitzen verſuchte, worin dieſe Letztern, nebſt andern alt-ruſſiſchen Truppen, zu ſeiner großen Freude unterlagen. Die preobraſchenskiſchen und ſemenowiſchen Regimenter ernannte er zu ſeiner Garde und damit verſchwand nunmehr auch der Name der Poteſchnie. Zugleich aber war Peters Auge auf die Herſtellung einer Seemacht gerichtet, wo-

von man in Rußland ſo wenig Begriffe hatte, daß die dortigen Mahler kaum ein Schiff abzubilden wußten. Zwar hatte ſein Vater Alexei, um auf dem caspiſchen Meere Handel mit Perſien zu treiben, durch berufene holländiſche Schiffszimmerleute ein Schiff (der Adler) bauen laſſen, das auch wirklich von Dedenow an der Wolga ausgelaufen und in Aſtrachan angekommen war. Doch ward es von den empörten doniſchen Koſacken verbrannt, und von der zerſtreuten Mannſchaft kamen nur zwei Holländer, unter denen der Conſtabel Karſten Brand, nach Moskau zurück. Dieſer Brand ward jetzt Peters erſter Schiffsbaumeiſter und im J. 1693 fuhr Peter, der in ſeinen jüngern Jahren eine wahre Waſſerſcheu gehabt haben ſoll, auf ſeinem eigenen Schiffe, St. Peter, nach Archangel, das ſchon ein bedeutender Handelsort war, und behandelte dort Tuchlieferungen für ſein Heer; ja er ſegelte ſogar bis Ponoi auf der lappländiſchen Küſte; noch hatte bis zu dieſem Augenblicke das Eismeer keine Monarchen getragen. Im folgenden Jahre lief Peter mit mehrern ruſſiſchen Schiffen in Archangel ein, und hoch beglückt dadurch ernannte er den Fürſten Romanodowsky zum Admiral der künftigen Flotte. Als das wichtigſte Vehikel zur Bildung ſeines Volkes erkannte Peter den Handel, dieſes Annäherungs- und Bindemittel unter den Völkern. Mit europäiſcher Sitte ſollten ſeine Ruſſen vertraut werden; und er hatte die größte Schwierigkeit überwunden, konnte er ihnen einen größern Markt verſchaffen. Daher warf er ſeine Blicke nach der Oſtſee und dem ſchwarzen Meere; denn dort waren die Mündungen der großen Ströme ſeines Reiches zu finden, und um den Beſitz derſelben beſchloß er zu ringen. Mit der Pforte ohnehin noch im Kriege, wandte er ſich nach dem Ausfluſſe des Don; dort wollte er Aſow erobern, um ſich einen Stapelplatz am ſchwarzen Meere zu verſchaffen. Im Jul. 1695 begann er den Angriff zu Lande, ſah ſich aber genöthigt, den Sturm auf die ſtarke und gut vertheidigte Feſtung, die ihn ſchon über 20,000 Mann gekoſtet, in eine Blokade zu verwandeln. „Geht nach Hauſe, ihr Moskowiter! ihr habt einen weiten Weg und nichts zu eſſen; geht nach Hauſe!" ſo riefen die jubelnden Türken von Aſows Wällen herab und Peter fühlte wohl, daß ſie Recht hatten; doch er beſchloß die Rache für den Hohn. Er flog nach Moskau, umarmte noch einmal ſeinen ſterbenden Bruder Iwan, verſchaffte ſeinem Volke, das durch eine ſchlechte Ernte Noth litt, durch Zufuhr auf ruſſiſchen Schiffen aus Riga und Danzig Brot und empfing dafür der geretteten Unterthanen Segen. Nun wandte er alle Anſtrengungen auf den Zweck hin, Aſow zu erobern. In die Leitung der Kriegsmacht brachte er mehr Einheit; der Bojar Alexei Semenowitſch Schein, ward Generaliſſimus des Heeres, doch wirklich nur zum Schein, denn der Feldmarſchall Gordon war die Seele des Ganzen; mit ihm wirkten le Fort und Golowin; aus Oeſterreich, aus Brandenburg und Holland verſchaffte er ſich gute Ingenieurs und Artilleriſten und der neuangelegte Schiffswerft zu Woroneſch am Don lieferte ihm binnen eines Jahres (1696) eine Flotte von 23 Galeeren, 2 Galeaſſen und 4 Brandern; ein Kriegsſchiff beſtieg le Fort als neu ernannter Admiral, ein zweites Peter ſelbſt; die eigentliche Leitung der mit 4000 Mann beſetzten Flotte hatte er dem Venetianer de Lima als Viceadmiral anvertraut. Dieſe kleine Seemacht war kaum zu Stande, als ſich die türkiſche Flotte im Angeſichte von Aſow mit großem Verluſte auch ſchon geſchlagen ſah. Jetzt ließ Peter die Feſtung, die nun von jeder Hülfe von der See her abgeſchnitten war, mit aller Kunſt und Kraft aufs neue belagern (16ten Mai 1696); und nach zwei Monaten (29ſten Juli 1696) zogen ſeine Generale triumphirend durch die vom Czar ſelbſt ih-

nen erbauten Ehrenpforten in Aſow ein. Der Schlüſſel zum ſchwarzen Meere war in Peters Hand, und um ihn zu behalten, ordnete er den Bau von 55 Kriegsſchiffen vom erſten bis zum fünften Range an, welcher binnen drei Jahren vollendet ſeyn ſollte. Zugleich übertrug er, um die Schifffahrt zu erleichtern, dem Ingenieur Oberſt Bröfel, einem Deutſchen, die Herſtellung eines Canals zur Vereinigung der Wolga mit dem Don, und ſendete eine Anzahl ruſſiſcher jungen Edelleute nach Italien und Holland, um den Schiffsbau nach ſeinen verſchiedenen Zweigen zu ſtudieren, und nach Deutſchland, um militäriſche Disciplin zu lernen. Mit vielem perſönlichen Muthe vernichtete er erſt noch (2ten Februar 1697) eine Verſchwörung der Strelitzen und mehrerer mit ſeiner ihnen läſtigen Reformation unzufriedenen Großen gegen ſein Leben, und beſchloß nun ſelbſt, zum Vorbilde für ſeinen Adel, eine Reiſe in das Ausland zu thun. Die Regierung übergab er indeß dem Fürſten Romadanowsky mit dem Titel Fürſt Cäſar, indem er ſich ſelbſt deſſen Anordnungen unterwarf, und ſtellte neben ihn die Bojaren Streſchnew, Nariſchkin und Prokorowsky; zur Sicherung der innern Ruhe nahm er die zweckmäßigſten Maßregeln, unter welche vorzüglich die Vertheilung der Strelitzen gehörte. Und nun trat er, nicht als Czar, ſondern als Mitglied einer großen Geſandtſchaft, welche nach altruſſiſcher Sitte die auswärtigen Höfe beſuchen ſollte, unter dem Titel eines Großcommandeurs, die merkwürdige Reiſe an (im April 1697). Ueber Eſthland, Liefland (damals beide ſchwediſch), Brandenburg, Hannover, Weſtphalen kam er in Hollands Hauptſtadt an, wo er in einen holländiſchen Schiffszimmermann ſich verkleidete und als ſolcher arbeitete. „Ich bin hier, (ſchrieb er aus Amſterdam an den Patriarchen Adrian zu Moskau), um dem Worte Gottes an unſern Vater Adam zu folgen: im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen! Freilich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten, aber ich arbeite, um das Seeweſen recht zu erlernen, mit den erlangten Kenntniſſen zurückzukehren und — das wird bis zum letzten Athemzuge mein Wunſch ſeyn — dann die Feinde des Namens Jeſu zu beſiegen und die Chriſten zu befreien!" Von Amſterdam begab er ſich nach dem Dorfe Saardam, wo er die vaterländiſche Tracht anlegte, als Schiffsbaumann unter dem Namen Peter Michaeloff in die Liſte der Werkleute ſich eintragen ließ und die gemeinſten Arbeiten mit verrichtete; jedermann kannte ihn bei dem Namen Peter Baas. Dort bewohnte er ein Häuschen, bereitete ſich dort ſelbſt ſein Lager und ſeine Speiſen, correſpondirte aber auch darin mit ſeinen Generalen und Miniſtern, verſprach dem König Auguſt von Polen ſeinen Schutz und arbeitete zugleich mit ſeinem Zimmermannsbeile an Maſt und Kiel. Sieben Wochen war er dort; dann ging er wieder nach Amſterdam und ließ ein Kriegsſchiff von 60 Kanonen unter ſeiner Aufſicht bauen, das er nach Archangel ſchickte. Nichts entging ſeiner Aufmerkſamkeit; alles ſah er, alles ließ er ſich erklären und in vielem, ſelbſt in chirurgiſchen Operationen, übte er ſich ſelbſt. Die Bitte der holländiſchen Juden um ſeine Erlaubniß, ſich in Rußland niederzulaſſen und Handel treiben zu dürfen, wies er, da er die Aufnahme der unter ſeinem Vorfahren Iwan Waſſiliewitſch erſt Vertriebenen noch nicht rathſam fand, zurück, indem er dem Bürgermeiſter Nicol. Witſen, der ihr Wort führte, antwortete: „aus Mitleiden mit den Juden darf ich ihnen dieſe Bitte nicht gewähren; denn ſie haben zwar den Ruf, daß ſie die ganze Welt im Handel und Wandel überliſten können, aber ich kenne meine Ruſſen; bei dieſen würden ſie doch zu kurz kommen." Seine leidenſchaftliche Liebe für das Seeweſen vermochte ihn, der Einladung

des Königs Wilhelm von England nach London zu folgen; in engliſcher Schiffertracht wohnte er am königlichen Schiffbauhofe an der Themſe und mehrere Male hörte man ihn ſagen: „wäre ich nicht zum Czar von Rußland geboren, ſo möchte ich wohl engliſcher Admiral ſeyn!" Ueber 500 Perſonen (Offiziere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte und andere Künſtler) nahm er in ſeine Dienſte. Hatte er in Holland vieles Neue u. Schätzbare gefunden und dort nichts ununterſucht gelaſſen: ſo bot ſich ihm in England wieder ein neues reichhaltiges Feld für ſeine rege Wißbegierde dar. Drei Monate blieb er in dieſem Lande; bewundert von Allen, die ihn kennen gelernt hatten, und mit dem Doctordiplom von der Univerſität Oxford in der Taſche, ging er nach Holland zurück und über Dresden nach Wien, wo der Kaiſer Leopold ihm viele Aufmerkſamkeit erwies. Hier, als er eben im Begriff war, Italien zu beſuchen, erhielt er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen. Doppelt ergrimmt über die Aufrührer wegen dieſer Störung, eilte er durch Polen (wo er den König Auguſt II. von Polen ſprach und Verabredungen mit ihm nahm, welche die entſcheidendſten Folgen in der Zukunft hatten) nach Moskau. Als er (4ten September) in Preobraſchenskoe ankam, war der Aufruhr durch des Generals Gordon kluges und feſtes Benehmen ſchon wieder geſtillt. Aber Peter hielt ein furchtbares Gericht. Jeder Tag des Monats October ſah das Blut der Schuldigen fließen, und da der größte Verdacht der Anſtiftung auf ſeine Schweſter Sophia fiel, ſo beſtrafte er dieſe dadurch, daß er vor ihrem Kloſter 28 Galgen aufrichten und 130 daran henken ließ, unter denen 3, die überführt worden waren, daß ſie eine Bittſchrift an Sophia entworfen hatten, vor den Fenſtern ihrer Zelle, mit der Bittſchrift in den Händen, aufgehenkt wurden. Die Begnadigten (500) wurden zerſtreut und verbannt. Die Strelitzen (dieſe ehemaligen Janitſcharen Rußlands) hatten aufgehört zu ſeyn. Perſönliche Abneigung vermochte ihn vielleicht am meiſten, auch ſeine Gemahlin Eudoxia, die ſeine mehrfältigen Liebeshändel nicht mit Duldung behandelte, der Theilnahme an jener Empörung zu beſchuldigen; er trennte ſich von ihr und verbannte ſie nach Susdal in das Prokowskoi-Kloſter, wo ſie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte. Zur Belohnung ſeiner Getreuen aber ſtiftete er (30ſten Auguſt 1698) den Andreasorden, und Golowin erhielt ihn zuerſt. Der Tod ſeines le Fort und Gordon verſenkte ihn in tiefen Schmerz, und Menſchikow, durch Geiſt und Thätigkeit aus dem Staube der Bedientenſtube emporgehoben, ward nun des Czars ausgezeichneter Liebling. Das Corps der Strelitzen erſetzte er durch 27 neue Infanterie- und 2 Dragonerregimenter (zuſammen 32,029 Mann), die binnen 3 Monaten geübt und marſchfertig waren. Nur Verdienſt und Dienſtalter wurden von nun an bei Beſetzung der Offizierſtellen berückſichtigt, und mit Strenge wachte Peter über die Achtung dieſes Grundſatzes. Mit Ernſt und ausdauernder Thätigkeit widmete er ſich zugleich den innern Angelegenheiten ſeines Reichs, deſſen neue Schöpfung allmählig aus ſeiner Hand hervorging. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die deutſche Kleidung eingeführt, womit zugleich die Bärte verſchwanden, die zahlreichen Gefolge (Gholops) der Bojaren wurden vermindert, das Reiſen ins Ausland ward gewiſſermaßen Bedingung ſeiner Gunſt, Buchdruckereien wurden angelegt, nützliche Schriften eingeführt, in allen bedeutenden Städten des Reichs Schulen angelegt, neue kirchliche Einrichtungen wurden, trotz alles Sträubens der Geiſtlichkeit, durchgeſetzt; und als im J. 1700 der Patriarch Adrian zu Moskau ſtarb, ließ Pe-

ter vor der Hand dieſe Würde, die faſt der *päpſtlichen* gleich und deren gänzliche Unterdrückung er darum beſchloſſen, unbeſetzt, denn das Volk ſollte den Czar, ſo wollte es Peter, auch *als ſein geiſtliches Oberhaupt* betrachten und verehren. Während dieſer Reformationen im Innern ließ er ſchon lange beſchloſſene kriegeriſche Unternehmungen nicht aus dem Geſicht. Im Frieden von Karlowitz zwiſchen der Pforte und Oeſterreich war auch ein zweijähriger Waffenſtillſtand zwiſchen Rußland und der Pforte geſchloßen worden; dieſer ward jetzt bis auf 30 Jahre verlängert, wobei Aſow dem Czar verblieb. Am 18ten Auguſt 1700 ward zu Moskau dies Ereigniß feierlich verkündet und ſchon am andern Tage (19ten Auguſt a. St.) erklärte Peter den Krieg gegen — *Schweden.* — Was Peter vor zwei Jahren mit dem König Auguſt von Polen in Warſchau im Allgemeinen verabredet hatte, war nun durch die Verhandlungen des von Auguſt an Peter abgeſendeten Johann Reinhold von *Patkul* (man vergl. d. Art.) zur Reife gediehen. Vom ſchwarzen Meere ab warf der Czar ſein Auge nach der Oſtſee; und alle Freundſchaftsbezeigungen des jungen Carls XII. von Schweden konnten Peter von ſeinem großen Plane nicht ablenken. Eingeweiht in die europäiſche Staatspolitik wußte der Czar ſeine Plane bis zum ſelbſtgewählten Augenblicke der Entſchleierung in dichtes Dunkel zu hüllen, und dann geringe Beſchwerden gegen die ſchwediſche Regierung zum Vorwand der Kriegserklärung zu benutzen. Doch *mehr* ſprach deutlich das Manifeſt Peters aus: „Seit Anfang des Jahrhunderts (hieß es darin) habe Schweden ſeine Nachbarn beraubt und ſelbſt dem ruſſiſchen Reiche die demſelben gehörigen Provinzen, *Ingermannland* und *Karelien*, entriſſen; es ſey daher die höchſte Zeit, die zu ſehr wachſende Macht Schwedens ſo zu brechen, daß ſie den Nachbarn nicht weiter gefährlich werde!“ Mit großer Thätigkeit ward das Unternehmen betrieben; ſchon am 9ten September war Ingermannland von den Ruſſen beſetzt, die jetzt an der Gränze von Eſthland, *vor Narwa*, ſtanden. Da flog Schwedens junger königlicher Held (man vergl. Carl XII.) herbei; die Schlacht bei Narwa ward am 30ſten November 1700 geliefert und 38,000 Ruſſen wurden von 8000 Schweden geſchlagen. Doch der Unfall erſchütterte Peters große Seele nicht, denn er verſtand die Verhältniſſe zu würdigen. „Ich weiß es ſehr wohl, daß die Schweden uns noch manchmal ſchlagen werden; *aber wir lernen!* die Zeit wird kommen, da *wir* über *ſie* ſiegen werden. Dieſe Schlacht ſoll, denk' ich, die Ruſſen aus ihrer Trägheit reißen und ſie zwingen, *zu lernen, was ſie nicht wiſſen!*“ ſo äußerte Peter ſich über die verlorne Schlacht bei Narwa, und wie ſehr rechtfertigte die Zukunft dieſen Ausſpruch! Neue Truppen wurden gebildet, mehr neues Geſchütz angeſchafft; viele kühne Fremde verſammelten ſich um den Czar. Der Sieg der Ruſſen vom 1ſten Januar 1702 am Embachſtrome über die Schweden ward die erſte Grundlage zu ihren künftigen Triumphen. *Noteburg* (von Peter in Schlüſſelburg umgetauft) wurde genommen und *Marienburg*, unter deſſen als Gefangene nach Rußland geſchleppten Einwohnern damals das Waiſenmädchen *Catharina* ſich befand, welcher in der Folge das Schickſal Rußlands Krone auf das Haupt ſetzte. Nach gehaltenem Triumpheinzug in Moskau und kurzem Aufenthalte in Woroneſch eilte Peter wieder auf den Kampfplatz an der Oſtſee, wo Menſchikow einſtweilen die neuen Werfte an der Ergießung der Olonja in den Ladogaſee durch Befeſtigungen geſichert hatte. *Nyenſchanz*, eine Feſtung an der Newamündung in die Oſtſee mußte um dieſer Lage willen genommen werden; durch Scheremetew verſtärkt, griff Peter ſie

an und nahm die Reſte am 1ſten May durch Capitulation; vier Tage darauf eroberte er, der als Bombardier-Capitain bei ſeiner Armee diente, mit 30 kleinen Fahrzeugen zwei bewaffnete ſchwediſche Schiffe an der Mündung der Newa; der Admiral, Graf Gholowin, hing dem tapfern Bombardier-Capitain den Andreasorden um, den auch der Bombardier-Lieutenant Menſchikow und der Poſtalnitſchi Gholowin erhielten. Da man Nyenſchanz zu klein, zu fern von der See und nicht ſicher genug fand, ſo beſchloß Peter eine neue Feſtung zur Behauptung der Newamündung anzulegen. Die Inſel Luſt-Elant (Luſt-Inſel), bloß mit einer Fiſcherhütte beſetzt, wurde dazu auserſehen. Hier ließ ſich Peter ein kleines hölzernes Haus nach holländiſcher Einrichtung bauen und leitete von da aus ſein neues Werk. Am 27ſten Mai 1703 wurde der Grund zu der Feſtung gelegt, und der Czar nannte ſie St. Petersburg. Unter der Aufſicht des italieniſchen Baumeiſters, Oberſten Andrei-Treſin, begann der Bau; ſechs Hauptbaſteien mit tüchtigen Außenwerken ſollte die Feſtung haben. Aus allen Theilen des Reichs wurden die Arbeiter herbeigerufen und bald ſah man 20,000 Menſchen täglich daran beſchäftigt, deren Sicherheit vor dem Feinde Peter durch Vertreibung der Schweden von der vier Meilen ab im finniſchen Meerbuſen gelegenen Inſel Retuſari (Kotlin-Oſtrow) bewirkte. Während des Feſtungsbaues entwarf Peter den Plan, hier auch einen Hauptbauplatz zu großen Kriegsſchiffen und eine Stadt anzulegen, zur Verbindung Rußlands mit dem übrigen Europa. Jetzt waren von allen Gegenden, oft 2 — 300 Meilen weit her, Ruſſen, Tataren, Kalmücken, Finnen und Ingermannländer herbeigeſtrömt; doch ſie fanden weder genug Lebensmittel, noch Handwerksgeräth (der Schubkarren war den Ruſſen noch gänzlich unbekannt), noch Hütten, noch hinlängliche Materialien. Doch für Peter waren 40,000 kräftige Hände ſchon genug; in den Kleidern, in Säcken wurde oft weit her die Erde herbeigeholt, die in den Moräſten, aus denen die Feſtung ſich erhob, nicht zu finden war. Mehrere Tauſende unterlagen zwar der Anſtrengung, doch nach vier Monaten trotzte St. Petersburg jedem Angriffe und Peter ernannte den Oberſten Rönne zum erſten Commandanten. Das Bild des Apoſtels Petrus zierte das Thor. Auch die Stadt ſelbſt begann allmählig zu entſtehen; denn Viele von den Herbeigekommenen ſiedelten ſich, den langen Heimweg ſcheuend, dort an, wo ſie ihrem Czar ohnehin willkommner waren, während ſie die Häuſer der Reichen aufbauen halfen, und viele durch den Krieg verjagte Schweden, Finnen und Liefländer eilten nach der dargebotenen Freiſtätte, wo ſie ein neues Vaterland, neuen Boden für ſich zum Eigenthume fanden, ſo daß zwei Jahre ſpäter (1705) außer Waſſili-Oſtrow, wo die erſten Privathäuſer gebaut wurden, auch die St. petersburgiſche Inſel und die Admiralitätsſeite angebaut war. (Man vergl. d. Art. St. Petersburg.) Auf dieſe Weiſe erhielt Peter bald Künſtler, Handwerker aller Art und Matroſen in ſeine neue Schöpfung. Im November 1703 führte er ſelbſt als Matroſe ein in der Newamündung erſcheinendes holländiſches, mit Waaren beladenes Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt, vor des Gouverneurs, nunmehrigen Fürſten Menſchikow, Wohnung; dem Schiffer wurden alle Waaren ſogleich abgekauft, er ſelbſt erhielt 500 Ducaten, jeder ſeiner Matroſen 100 Ducaten; für jedes künftige Mal wurden ihm 100 Rubel zugeſichert und zugleich ward bekannt gemacht, daß der Capitain eines zweiten nach Petersburg kommenden Schiffes 300 und der des dritten 150 Ducaten erhalten ſolle. Ein engliſches Schiff war das erſte, das nach jenem holländiſchen ankam; es wurde gleich jenem empfangen. Neben dem er-

oberten Retuſari (Kotlin-Oſtrow oder Kotlin-Inſel) ſtieg aus der See empor ein neuer Schutz St. Petersburgs in der unter Menſchikows Leitung erbauten Feſtung Kronſlot; mehr als 8000 Pferde kamen bei den Schwierigkeiten um, welche mit Herbeiſchaffung der Baumaterialien verknüpft waren; eben ſo viele Menſchen verloren zwar ihr Leben, doch ſchon im März des folgenden Jahres donnerten Peters Kanonen auf den Wällen von Kronſlot. Der Ruf von der neuen Stadt überflog bald ganz Europa und Aller Blicke waren jetzt auf den Norden geheftet, wo zwei große, ſtarke Geiſter, Peter I. und Carl XII., nach dem Lorbeer der Unſterblichkeit rangen. Doch Carls Stern ſollte vor Peters Sonne erbleichen, ſo ſehr auch die Eiferſucht der übrigen europäiſchen Mächte, ſelbſt befreundeter, ſich gegen den letztern erhob. Oeſterreich, Holland und England wendeten Alles an, um Peters Bündniß mit Auguſt von Polen zu zernichten: und zu dem Letztern ſagte ſelbſt der engliſche Geſandte Robinſon laut über Tafel zu Lublin: „Das kann Niemand in Europa leiden und es ſoll und muß der Czar nicht in die Oſtſee reiſen!“ — — „Was Sie wider den Czar gewinnen (ſchrieb der ſchwediſche Präſident Oxenſtierna ſterbend noch an den kühnen Carl), mißgönnt Ihnen Keiner von den Nachbarn, entreißt Ihnen keiner; aber ich beſchwöre Sie! verachten Sie nicht die Ruſſen! wir haben ſie geſchlagen, allein die Geſchlagenen lernen den Krieg und wir erliegen endlich der Menge!“ — „Ingermannland iſt verloren, Liefland leidet durch die ruſſiſchen Verheerungen, das weiß ich Alles; aber der Schade vergütet ſich leicht und den Beſitz des Verlornen gibt eine Narwa-Schlacht uns zurück!“ Mit dieſen Worten ließ der ſtarrköpfige Carl XII. ſeinen großen Gegner im Herzen von Liefland ſtehen und wandte ſich nach Sachſen um Peters Bundesgenoſſen zur Thronentſagung zu zwingen. Da ſchrieb der feine Diplomatiker Patkul an den Czar: „Gott gebe, daß der König von Schweden hartnäckig bleibt, wie er iſt! nichts erwünſchteres könnte für die ruſſiſchen Waffen erſonnen werden!“ Dieſe Aeußerungen ſchon ſind hinreichend, um jene Verhältniſſe und die verſchiedenartigen Intereſſen und Anſichten zu bezeichnen und ſie würdigen zu können. Der Czar, nachdem er durch Umprägung der alten damals nur vorhandenen ganzen und halben Kopeken (denn Rubel waren dort noch eine eben ſo eingebildete Münze, wie in England Pfund Sterling iſt) in ganze, halbe, Viertelrubel und kleinere Silber- und Kupfermünzen, ſeinen Finanzen einen neuen Zufluß verſchafft hatte, ſah mit großer Zufriedenheit, wie Carl, ihn gleichſam verachtend, nach der Elbe marſchirte und bereitete ſich zur Vollendung der Eroberung Lieflands. Er begann ſeine neuen Operationen mit der Vernichtung einer ſchwediſchen Flotille von 13 bewaffneten Fahrzeugen auf dem Peipusſee, welche ſo vollkommen gelang, daß der ſchwediſche Viceadmiral Löſchert mit dem letzten dieſer Schiffe voll Verzweiflung ſich und alle Mannſchaft in die Luft ſprengte. General Schlippenbach wurde bei Reval geſchlagen, und die Feſtungen Dorpat, Narwa und Iwangorod wurden erobert; dies alles begab ſich in der Zeit vom 4ten Mai bis 20ſten Auguſt 1704. Nach einem triumphvollen Einzug in Moskau (wobei ſein Sohn Alexei als Gemeiner im Heere zu Fuße ging), eilte er wieder zu ſeiner Armee. Ein ſchwediſcher Angriff auf St. Petersburg wurde vereitelt, aber bei Gemauerthofen in Curland und bei Frauſtadt wurden die Ruſſen geſchlagen, die ſich hierauf von Grodno bis Kiew zurückzogen und dafür durch den Sieg bei Kaliſch über den General Mardeveld ſich rächten. Da erhielt er die Nachricht vom Abſchluſſe des altranſtädter Friedens (24 September 1707) und da man es nicht für gut fand, in Polen den mit 43,000

Schweden heranziehenden Carl abzuwarten, ſo ließ Peter ſeine Armee ſich zurückziehen, welche zugleich alles Land, das ſie im Rücken ließ, zur Wüſte machte. Im geheimen Bunde mit dem Koſackenhettmann Mazeppa, marſchirte Carl dieſem entgegen bis in die Nähe von Smolensk, von dort wendete er ſich aber nach der Ukraine, um die mit Peter entzweiten doniſchen Koſaken für ſich zu gewinnen und den General Löwenhaupt mit einem auserleſenen Corps zu erwarten; doch Peter ſchlug dieſen bei Liesna, kurz vor der Vereinigung deſſelben mit ſeinem Könige, dem er nur wenige Trümmer ſeines Heeres brachte. Jetzt vereinigte Mazeppa öffentlich ſich mit Carl und eben war dieſer mit der Belagerung der feſten Stadt Pultawa beſchäftigt, als Peter mit 70,000 Mann zum Entſatz herbeieilte. Da ſchlug die Stunde der Vergeltung für die Narwa-Schlacht; unter den Mauern von Pultawa ward das ſchwediſche Heer in der ewig-denkwürdigen Schlacht vom 8ten Juli 1709 vernichtet. Mit wenigen Geretteten floh Carl XII. nach Bender, wo er in den Schutz der Pforte ſich begab. Der nun zum Generallieutenant bei der Landarmee und zum Contre-Admiral (Schoutbynacht) auf der Flotte beförderte Czar ſchrieb vom Schlachtfelde aus an den Admiral Apraxin in St. Petersburg: Unſern Feind hat Phaetons Schickſal getroffen und feſt gelegt iſt endlich der Grundſtein unſerer Newa-Stadt!" Die Rückkehr Königs Auguſt von Polen in dieſes Land und ein neues Bündniß mit demſelben, welchem Dänemark und Preußen ſich anſchloſſen, ſo wie die Belagerung des feſten Riga waren die nächſten Folgen der entſcheidenden Schlacht von Pultawa. Nun eilte Peter nach ſeiner geliebten Newa-Stadt, wo er zur Beförderung der Schifffahrt große Anordnungen traf. Mit Frankreich, Italien und den Hanſeſtädten wurden Handelsverträge geſchloſſen und die Arbeiten zur Verbindung des Ladogaſees mit der Wolga angeordnet. Nachdem er ſeinen Triumph in Moskau gefeiert hatte, ein ernſthafter Zwiſt mit England geſchlichtet worden, mehrere finanzielle Verfügungen getroffen und die Armee neu organiſirt worden war (welche nun aus 33 Regimentern Fußvolks, 24 Regimentern Reiterei und 58,000 Mann Beſatzungstruppen beſtehen ſollte), begann mit ganzer Kraft der Feldzug in Liefland und Karelien. Elbingen, Wiburg, Riga, Dünamünde, Pernau, Kexholm, Reval wurden erobert und mit dieſen Plätzen ganz Liefland und Karelien; dieß alles war das Werk vom J. 1710. Czar Peter fühlte ſich jetzt recht inniglich glücklich, da all ſein Beginnen ſo gelang, und als nun nach und nach ſteinerne Paläſte und Luſtſchlöſſer in St. Petersburg ſich erhoben hatten, da ward in Peter der Gedanke feſt, hier die künftige czariſche Reſidenz aufzuſchlagen. Schon hatte er die Vermählung ſeiner Nichte Anna (Iwans zweiter Tochter) mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Curland (4ten Nov. 1710) in ſeiner neugeſchaffenen Stadt gefeiert. Doch eine große Gefahr drohte dem glücklichen Czar, als die Türken, auf ihres Schützlings, Carls XII., Anbringen, ihm den Krieg erklärt hatten. Ihm und mit ihm ſeiner ganzen Schöpfung drohte einen Augenblick lang der ſchmählichſte Untergang. Nachdem er zur Beſorgung der Reichsgeſchäfte den dirigirenden Senat errichtet hatte, deſſen Mitglieder aber nicht nach der Geburt, ſondern nach dem Maße ihrer Geſchicklichkeit gewählt werden ſollten, zugleich auch, um Geiſtlichkeit und Volk mehr für ſich zu gewinnen, den Biſthümern und Klöſtern die früher eingezogenen Güter zum größten Theile zurückgegeben worden waren, ſetzte er ſich mit ſeiner Armee in Marſch, durchzog die mit ihm verbündete Moldau und befand ſich endlich am Pruth, dem Lager des Großveziers Mehemet gegenüber.

zwar feierte er dort den zweiten Jahrestag der großen Schlacht über Carl XII. an der Worskla (bei Pultawa), allein während dabei an ſeiner Tafel der Tokayer floß, litt ſein Heer an den nothwendigſten Bedürfniſſen drückenden Mangel; nur die Fluthen des Pruth tränkten die Durſtigen. Größer noch wurde die Noth, als der mit ihm auch verbündete Fürſt der Wallachei plötzlich abfiel, und die verſprochene Zufuhr von Lebensmitteln nun verſagte. Da ging er über den Fluß dem Feinde entgegen; doch deſſen Uebermacht und die ihn umgehenden Schwärme von Tataren nöthigten ihn wieder zum Rückzug; ein heftiger Angriff der Türken ward zwar abgeſchlagen, allein umgeben von dem zahlreichern Feinde, nur ſchwach unterſtützt von den hungernden Ruſſen, ſah Peter in dieſem Augenblicke ſich ziemlich in derſelben Lage, wie Carl XII. im Augenblicke der Schlacht bei Pultawa. Zum letzten Kampfe auf Tod oder Leben ward alles vorbereitet; in der dunkeln Nacht vor dem Tage der unausbleiblichen Entſcheidung hatte Peter in die Einſamkeit ſeines Zeltes ſich zurückgezogen, nach Rettung geſandt, ohne ſie zu ſuchen zu wiſſen, als ſein Schutzgeiſt ihm erſchien, in Catharina, ſeiner Gemahlin. Das Waiſenmädchen von Marienburg, halb Pflegetochter, halb Dienerin des dortigen Pfarrers Glück, war am 6ten März 1711 als wahre und rechtmäßige Gemahlin des Czars öffentlich erklärt worden *), und noch an demſelben Tage mit ihm zur Armee abgereiſet. In jener verhängnißvollen Schlacht am Pruth durchblickte ſie mit vieler Klarheit die Lage des Czars und der Armee; nicht zu vermeiden war der nahe Kampf, der den Ruſſen Vernichtung drohte, konnte nicht durch friedliche Unterhandlungen ihm zuvorgekommen werden. Im Gefühle der Würde als Peters Gemahlin, durchdrungen von der Wahrheit ihrer Anſicht, trat ſie in jener Stunde, in welcher der Czar in ſeinem Zelte der Hoffnungsloſigkeit ſich überließ, in den Rath der Feldherrn, gewann die Beiſtimmung derſelben zu Friedensverſuchen und eilte nun mit dem Vorſatze auch den Czar zu ſeiner Einwilligung zu vermögen, an ſein Lager, wo der Schlaf ihn floh. Es gelang ihr und mit dem Feldmarſchall Scheremetew vereint, that ſie die beſchloſſenen Schritte; ihre Juwelen (ſo wird erzählt, doch auch ohne hiſtoriſchen Beweis), eine große Summe Geldes und Verheißungen mehrerer Schätze, doch dieß alles ohne Peters Vorwiſſen, begleiteten Scheremetows Brief an den Großvezier in das türkiſche Lager. Dagegen ſchrieb Peter, am glücklichen Erfolge der Sendung eben ſo, wie an dem einer Schlacht, verzweifelnd, an den dirigirenden Senat, unterrichtete denſelben von ſeiner Lage, in die er durch Treuloſigkeit und falſche Berichte verſetzt worden ſey, geſtand offen, daß ohne göttliche Hülfe nur Niederlage, Tod oder Gefangenſchaft ihn erwarte und ſchloß alſo: „Sollte meine Perſon in die Gewalt des Feindes fallen, ſo ſollt ihr mich nicht mehr für den Czar, euern Herrn, erkennen und nichts von dem erfüllen, was aus meiner Gefangenſchaft etwa von mir, und wäre es ſogar mein eigenhändiger Befehl, an euch gelangen möchte. Würde ich aber umkommen, ſo ſollt ihr den Würdigſten unter euch

*) Man vergleiche d. Art. Catharina I., zu deſſen Berichtigung wir hier anführen, daß Peter ſich mit Catharina ſchon im J. 1707 heimlich hatte trauen laſſen, im J. 1712 aber dieſe Trauung vor allem Volke wiederholt wurde. Auch bemerken wir noch, daß Catharinens Verheirathung mit dem ſchwediſchen Dragoner Johann keinen hiſtoriſchen Beweis für ſich hat. Halem nennt ſie „das ſechzehnjährige Mädchen" und Halem hat aus den erſten Quellen geſchöpft. —

zu meinem Nachfolger erwählen!“ Ganz im Geheim ſendete Peter durch einen vertrauten Offizier dies Schreiben nach Moskau. Doch Rußlands guter Genius wachte über ſeinen Fürſten. Ungeachtet des Grafen Poniatowsky, der Carls XII. Perſon beim Grozvezier repräſentirte, dringender Vorſtellungen, daß Peter ohnehin verloren ſey und man mit ihm gar nicht unterhandeln dürfe *), kam am 23ſten July 1711 der Hußhier-Friede zu Stande, in welchem Peter gegen die Aufopferung Aſows u. ſ. w. (man vergl. Rußland und Türkei) ſeine, der Armee und des Reiches Rettung erkaufte; der Fürſt der Moldau, Kantemir, deſſen Auslieferung Peter für jeden Preis verweigert hatte, folgte dem Czar, in deſſen Penſion er 12 Jahre ſpäter ſtarb. Mit dem feſten Entſchluſſe, ſtatt der verlornen Herrſchaft am ſchwarzen Meere ſich nun die an der Oſtſee deſto mehr zu ſichern, verließ Peter die unglückbringenden Ufer des Pruth und förderte, im Verein mit ſeinen Bundesgenoſſen, denen nun auch die Dänen beigetreten waren, den Krieg in Pommern gegen Carls von Schweden dahin gezogene Armee. Um ſeine erſchütterte Geſundheit wiederherzuſtellen, ging er noch im Herbſte deſſelben Jahres (1711) in das Carlsbad, und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung ſeines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er mit Leibniz, der, um ihn zu ſehen, ſich dort befand, einen wahren Bund der Weisheit ſchloß, und auf deſſen Rath verſprach, in ſeinem weitſchichtigen Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anſtellen zu laſſen (man vergl. d. Art. Leibnitz). Das belagerte Stralſund hielt ſich inzwiſchen zu gut, um in dieſem Jahre es noch erobern zu können, und ſo begab ſich Peter, nach einer Beredung mit dem Kronprinzen von Preußen und den däniſchen Miniſtern über den weitern Feldzug, nach Moskau zurück, wo er im Anfange des folgenden Jahres (19ten Februar 1712) ſeine eigene öffentliche Vermählung mit Catharina vollzog. Die Verlegung des dirigirenden Senats nach Petersburg geſchah zwei Monate ſpäter und im Juni (1712) reiſ'te Peter in Begleitung ſeiner Gemahlin zur Armee in Pommern. Ungeachtet die Schweden unter Steenbock ſich zum Rückzug bis in das Herzogthum Holſtein genöthigt ſahen, ſo war doch die Abſicht, Rügen und Stralſund zu erobern, verfehlt und Peter beſchloß noch einmal, Carlsbad zu beſuchen **). Nach einem dreiwöchentlichen Gebrauche des Bades eilte er wieder zur Armee nach Holſtein, um Steenbock zu ſchlagen, der dort mit Glück gegen die Dänen focht. Als er dieſen in Tönningen eingeſperrt hatte, überließ er Menſchikow, ihm das Ende zu machen, begab ſich nach Pe-

*) Als Poniatowsky die Verhandlungen nicht verhindern konnte, übergab er dem Vezier ſeine Gedanken in folgenden zwei Sätzen: 1. „Der Czar kommt zu den Füßen des Großveziers und wird ſofort nach Conſtantinopel geſchickt. 2. Die Armee ſtreckt das Gewehr und iſt Kriegsgefangen.“ Ohne aber darauf zu antworten, ſteckte der Vezier das Blatt zu ſich und ließ Peters Abgeſandte vorführen.

**) Als Peter auf dieſer Reiſe nach Wittenberg kam, und Luthers Wohnung dort beſuchte, zeigte man ihm an der Wand den berühmten Dintenfleck vom Wurfe Luthers nach des Teufels eigner Perſon, und als hierauf ein Geiſtlicher ihn bat, zum Andenken ſeine Handſchrift dort zu laſſen, ſchrieb er mit Kreide: „Die Geſchichte vom Dintenfleck iſt nicht wahr. Die Dinte iſt friſch!“ (Tagebuch Peters des Großen, in Bacmeiſters Beiträgen, I. S. 420.)

tersburg, um dort die Eroberung des ſchwediſchen Finnlandes einzuleiten, welcher Plan im J. 1713 auch mit ſo viel Glück ausgeführt wurde, daß die Ruſſen bis über Abo nach Tawaſthus vordrangen, während zugleich die Schweden in Tönningen ſich hatten ergeben müſſen. Nur die von Preußen vorgeſchlagene und von Menſchikow eingegangene Neutraliſirung Pommerns machte ihm einige Störung in ſeine Plane, wofür der Liebling aber auch bitter büßen mußte; nur der Czarin Fürſprache rettete ihn noch vom gänzlichen Falle. Die Aufnahme der ruſſiſchen Seemacht ward dabei von ihm mit brennendem Eifer betrieben und freudiger glänzte jedesmal ſein Auge, wenn ein neues Schiff vom Stapel lief *); doch mußte er ſich gefallen laſſen, daß das Admiralitätscollegium ihm ſeinen Wunſch nach Beförderung zum Viceadmiral verſagte: „denn er habe zur See ſich noch nicht ſo ausgezeichnet, daß man ihn ſchon ältern Offizieren vorziehn könne.“ Da rüſtete er ſich, um die Auszeichnung bald zu verdienen, und als er den Seeſieg bei Twermünde errungen hatte und dadurch, ſo wie durch die darauf erfolgte Einnahme der Feſtung Nyſlot die Eroberung von Finnland vollendet worden war: da begrüßte ihn bei ſeinem Triumpheinzuge in St. Petersburg der Viceczar, Romadonowsky, der ſitzend auf dem Throne den Sieger empfing, mit dem Ausrufe: „Heil dem Viceadmi-

*) Im Frühjahre 1714 war es, wo er im Rauſche der Freude am Bord eines abgelaufenen Schiffes eine Rede hielt, die als Augen- und Ohrenzeuge der hannöveriſche Reſident Weber aufbewahrt hat und die wir hier mittheilen zu müſſen glauben, da ſie einen tiefen Blick in Peters innerſtes Weſen und Lebenszweck thun läßt. — „Meine Brüder!“ ſprach er, „wer von euch hätte ſich's vor 20 Jahren träumen laſſen, daß ihr hier in der Oſtſee zimmern würdet mit eurem Czar? Wer ließ ſich's einfallen, daß wir in einem Lande, durch unſere Anſtrengung und Tapferkeit gewonnen, unſern Wohnplatz aufſchlagen und, mit ſo vielen tapfern und kundigen Matroſen und Soldaten, mit ſo vielen geſchickten einheimiſchen und ausländiſchen Künſtlern und Handwerkern umringt, und die ausgezeichnete Hochachtung des Auslandes verdienen würden? — Zwar vieles, meine Brüder! fehlt uns noch zur Vollkommenheit. Dem Umlaufe des Blutes im menſchlichen Körper gleicht der Kreislauf der Künſte und Wiſſenſchaften. Aus Griechenland verbreiteten ſie ſich nach Italien und von dort über das übrige Europa. Deutſchland und Polen, die, Rußland gleich, lange in Finſterniß lagen, wurden allmählig erleuchtet und nur die Trägheit und der Unverſtand unſerer Vorfahren hinderte den Fortſchritt des Lichtes über unſere Gränzen. Aber nicht länger ſoll die Verbreitung ſeiner Strahlen gehindert werden, ſofern ihr, meine Brüder! mich in meinem ernſtlichen Vorhaben unterſtützen und die Prüfung und Erlernung des Wiſſenswerthen mit euerm Gehorſam verbinden, kurz, euch ſelbſt beſtreben wollt, das Gute anzunehmen und das Böſe abzulegen. Im großen Kreislaufe der Künſte trifft nun Rußland die Reihe. Ahne ich recht, ſo kehren ſie, den Süden verlaſſend, bei uns ein, um zurückzukehren nach Griechenland, ihrer Heimath. Aber laßt uns ſie haſchen und feſthalten! hier, hier ſollen ſie ihren Wohnſitz aufſchlagen und Rußlands Ruhm zum Gipfel der Höhe erheben!“ Alle, die dies gehört hatten, fühlten ſich von dem Feuer des großen Mannes hingeriſſen, ſo daß ſelbſt die alten Bojaren, die jede Neuerung haßten, unwillkührlich ausriefen: „es iſt wahrhaftig wahr, was er ſagt (jeje prawda), wir wollen ihm gehorchen!“ (M. ſ. Halems Leben Peters des Großen II, 118.)

tal!" Durchſtrömt von unbegränzter Freude, weihte er ſeiner Catharine ein Opfer des Dankes, das er ſeit jener Nacht am Pruth ihr noch ſchuldig war, und ſtiftete zu ihrem Namenstage (25ſten Nov. 1714) den Orden der heiligen Catharina „zum Angedenken der Gegenwart Catharinens bei der Schlacht mit den Türken am Pruth, wo ſie bei den gefährlichſten Umſtänden nicht als ein Weib, ſondern mit männlicher Unerſchrockenheit ſich erwieſen habe." Dies ſein eigner Ausdruck, mit dem er die Worte „aus Liebe und Treue" zum Sinnſpruche des Ordenszeichens wählte. Jetzt richtete Czar Peter aber auch ſeinen Blick auf den innern Zuſtand ſeines Reiches, und als er ſah, wie die Bauern unter dem Drucke der Großen, denen ſie leibeigen angehörten, faſt erlagen, welche Zerſtörungen der Krieg nothwendig verurſacht hatte, als eine freimüthige Schrift über die Leiden des Volks und die Ungerechtigkeiten der Großen, die ihm in die Hände geſpielt worden, die Augen ihm ganz öffnete: da ſetzte er eine Commiſſion zur Unterſuchung aller Beſchwerden nieder; eine große Menge Staatsbeamter vom erſten bis zum dritten Range mußten nach Sibirien wandern und eine ſcharfe Verordnung, welche die Abwehrung aller künftigen Bedrückungen und Erleichterung der Unterthanen bezweckte, beendigte die Unterſuchung. Nur die gänzliche Aufhebung der Leibeigenſchaft ſchien dem Czar noch nicht rathſam. Der durch den Krieg herbeigeführten Verödung Ingermannlands half er aber dadurch ab, daß er eine Menge wohlhabender Bauern ſammt ihren Familien aus dem Innern Rußlands hinwegnehmen und dorthin verpflanzen ließ. Mit Klugheit behandelte er die Religionsfehde zwiſchen den Sokolnicks (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, mußte jedoch einen Sokolnick mit dem Tode beſtrafen laſſen, da dieſer ſich die Märtyrerkrone durch die verſuchte Ermordung des Neuerungen liebenden Czars hatte verdienen wollen. Solche Vorfälle vermehrten aber auch zugleich ſeine Abneigung gegen Moskau und ſo ward der Entſchluß immer feſter in ihm, Petersburg zur erſten Stadt des Reichs zu machen. Dahin zweckten alle ſeine neuen Handelsverordnungen ab und die Befehle, die er zur Vergrößerung und Verſchönerung ſeiner Newa-Stadt gab, weßhalb ſogar bis zu deren Vollendung der Bau jedes gemauerten Hauſes im übrigen Lande verboten und allen geiſtlichen und weltlichen Güterbeſitzern anbefohlen wurde, ſich dort nach dem ihnen vorgeſchriebenen Plane anzubauen und dies binnen drei Jahren zu vollenden, bei Strafe der Confiſcation ihrer Güter. (Man vergl. Petersburg.) Freilich alt-ruſſiſch-czariſche Mittel, doch Peter erreichte ſeinen Zweck! Alſo immer raſtlos beſchäftigt, theils den Glanz ſeines Petersburgs zu erhöhen, theils denſelben durch militäriſche und commerzielle Anordnungen (wobei wir einer Handelsexpedition nach der Bucharei noch erwähnen) zu ſichern, oder durch das Studium der Aſtronomie ſich zu unterrichten und ſein Volk durch Aufklärung über die Sonnenfinſterniſſe und andere Himmelserſcheinungen vom Aberglauben und deſſen Folgen zu befreien, ward er auf einmal in ſeiner Ruhe unterbrochen durch die Nachricht: „Carl XII. iſt in Stralſund!" Doch dieſer brachte nichts mit zurück, als ſeinen alten Starrſinn. Die Neutraliſirung Pommerns verwerfend und England wie Holland beleidigend, vermehrte Carl nur die Zahl ſeiner Feinde und erinnerte Peter aufs neue an jenen (oben angeführten) Ausſpruch ſeines unglücklichen Geſandten Patkul. Doch Stralſund ward von den Preußen und Dänen, ohne Peters Hülfe, erobert (23ſten December 1715), faſt hätte dieſer in der erſten Aufwallung des Zornes auf Carls Seite ſich geneigt, als, da auch Wismar

noch vor Ankunft der Ruſſen genommen worden war, man dieſen die Mitbeſetzung der Feſtung verweigerte, und ſie ſogar (was Peter in Danzig, wo er die Vermählung ſeiner Nichte Catharina mit dem Herzog Carl Leopold von Meklenburg feierte, erfuhr) mit Gewalt zurückgedrängt hatte. Indeſſen ward er zur Befeſtigung ſeiner Geſundheit veranlaßt, nach Pyrmont zu gehen. Vorher beſprach er ſich noch mit den Königen von Preußen und Dänemark und gab ſich dann faſt drei Wochen lang den Heilquellen Pyrmonts und dem Genuſſe des Umgangs mit Leibnitz hin, den er dort wieder ſah. Peter hatte mit dem Dänen-Könige eine Landung auf Schonen verabredet, zu deren Ausführung er jetzt nach Copenhagen gieng; noch waren aber die ruſſiſchen Landungstruppen nicht da; dagegen hatten ſich vier Flotten, eine ruſſiſche, däniſche, engliſche und holländiſche vereinigt, theils um die Landung auf Schonen zu decken, theils um der ſchwediſchen Flotte, die in der Oſtſee kreuzte, die Spitze zu bieten und zugleich die über 100 Schiffe ſtarke Kauffahrteiflotte aller Nationen, die im Sund lag, in Sicherheit zu bringen. Jetzt ſollte Peter ſeinen größten Triumph als Seemann feiern, denn einmüthig wurde ihm der Oberbefehl über dieſe vier Flotten übertragen; alle Befehlshaber ſchworen ihm zu gehorchen, und ſo geleitete er an der Spitze von mehr als 80 bewaffneten Schiffen die Handlungsflotte vor der ſchwediſchen Flotte vorüber, die gleichſam ehrfurchtsvoll nach Carlskrona ſich zurückzog. Doch die Landung auf Schonen unterblieb auf den Rath der ruſſiſchen Generale, und da der König von Dänemark deßhalb mißtrauiſch wurde, ſo verließ Peter Dänemark und beſetzte Meklenburg, das er gern eingetauſcht hätte. Dieſe und ähnliche andere Plane veranlaßten ihn, eine politiſche Reiſe nach Holland und Frankreich zu machen, die er, nach einer vorhergegangenen Unterredung mit dem Könige von Preußen, gegen das Ende dieſes J. 1716 unternahm. In Amſterdam ſetzte er fort, was vor 18 Jahren ihn dort beſchäftigt hatte; aber außer dem See- und Handlungsweſen zogen ihn jetzt auch alle andern Gegenſtände des Wiſſens an ſich; Sammlungen von Gemählden, andern Kunſtwerken, Naturalien u. ſ. w. wurden öfters von ihm beſucht und den Schweizermahler Xſel nahm er in ſeine Dienſte. Kaum war er von einem langwierigen Fieber geneſen, als ſtatt ſeiner geliebten Czarin, die er in Amſterdam erwartete, die Nachricht ankam, daß ſie in Weſel von einem Prinzen entbunden worden ſey; doch der ſchnell erfolgte Tod des Neugebornen machte es der Czarin möglich, nach wenigen Wochen (im Februar 1717) ihren Gemahl in Amſterdam zu beſuchen, wo er ſie mit der Wiege ſeiner Bildung bekannt machte. Die Czarin blieb aber im Haag zurück, als Peter zu Anfang Aprils über Brabant nach Frankreich ſich begab. Am 7ten Mai traf er in Paris ein. In dieſer unermeßlichen Stadt gab es nichts Denkwürdiges, das er nicht geſehn hätte, alle Kunſtwerkſtätten, alle Kunſtſammlungen, Anſtalten für das Kriegsweſen, für die Erziehung und höhere Bildung, für Induſtrie, ja ſelbſt die Sorbonne und das Parlament, während einer Sitzung, in deren Protocoll des Czars Gegenwart bemerkt wurde. Mit zahlloſen Beweiſen höchſter Achtung und Bewunderung überhäuft, verließ er Paris, nachdem er einen Freundſchafts- und Handlungstraktat mit Frankreich für ſich und Preußen abgeſchloſſen hatte, wiewohl ſein eigentlicher Zweck, Frankreich von England zu trennen und ſeine Abſichten auf Meklenburg dort unterſtützt zu ſehen, nicht erreicht wurde, er vielmehr verſprechen mußte, ſeine Truppen aus Meklenburg zu ziehen. Nach vier Monaten kam er nach Amſterdam und am 21ſten October 1717 nach

Petersburg zurück. Hier übte er ein hartes Strafgericht, als neue Beſchwerden über Unterſchleiſe und Bedrückungen ihm vorgelegt wurden. Den Gouverneur von Archangel, Fürſt Wolkonsky, ließ er erſchießen und durch militäriſche Tribunale die vielen Anklagen gegen andere unterſuchen. Seit 1711 hatte er Moskau nicht geſehn; jezt ging er dahin, um — ſeinen einzigen Sohn Alexei zu richten. — Dieſer unglückliche Prinz hatte ſich ſelbſt der beabſichtigten Verſchwörung gegen ſeinen Vater endlich ſchuldig bekannt; Peter foderte das Gutachten der geiſtlichen und weltlichen Stände und der Czarewitſch Alexei Petrowitſch wurde zum Tode verurtheilt; die Eröffnung des von dem harten Czar beſtätigten Urtheils überlebte der Prinz nur 24 Stunden; er ſoll an den Folgen des heftigen Schreckens über dieſe Verdammung geſtorben ſeyn (7ten Juli 1718); doch viele behaupteten, er ſey mit Gift oder durch das Beil wirklich hingerichtet worden *). Der Unglückliche wurde in der Kathedralkirche der Feſtung, neben dem Sarge ſeiner ſchon am 1ſten Nov. 1717 verſtorbenen Gemahlin, beigeſetzt und bei ſeinem prachtvollen Leichenbegängniſſe zerfloß Peter in Thränen; aber viele in des geopferten Alexei Schuld verwickelte Perſonen wurden noch verurtheilt, und durch eine Denkmünze ſagte der Czar dem Volke, daß auf ſolche Weiſe die Majeſtät des Thrones gerettet ſey. — Gern aber trennen wir uns von dieſem Abſchnitte in der Geſchichte des furchtbar großen Mannes, die (nur in den Motiven vielleicht verſchieden) zu lebhaft an Philipp II. und ſeinen Infant Carlos und überhaupt an die Schreckniſſe barbariſcher Zeiten erinnert. Nachdem hiernächſt Peter mit gleicher unerbittlicher Strenge in neuen Unterſuchungen wider die Großen, die immer noch wie Blutigel am Marke ſeines Volkes ſaugten, verfahren war, welcher ſelbſt ſeine Lieblinge, unter ihnen Menſchikow und Apraxin, unterworfen wurden **), wirkte er wieder mit vermehrter Thätigkeit für die Aufnahme des Handels; ein Commerzcollegium wurde errichtet und der Handelsſtand mit großer Auszeichnung von ihm beehrt. Durch Regierungscollegien und eine Geſetzcommiſſion ſuchte er der Juſtiz einen ſichern Gang zu geben und die Willkür in den Ausſprüchen der Richter zu vernichten; zur Grundlage des neuen Geſetzbuches beſtimmte er ſeines Vaters Alexei Codex, die Uloſchenie genannt; dieſe Sammlung

*) Man vergl. d. Art. Alexis (Petrowitſch). Herr von Haven ſagt in ſeiner Reiſe in Rußland S. 21 hierüber: „Ich erinnere mich nicht eigentlich, ob es der Herr von Huyſen oder ein anderer war, der mir ſagte, daß alle die gedruckten Nachrichten über des Kronprinzen Fall unzuverläſſig wären. Man ſchreibe gemeiniglich, als ob er von Alteration über ſein Todesurtheil im Gefängniſſe geſtorben ſey. So viel aber ſey gewiß, daß dieſer Prinz des Morgens noch friſch geweſen, des Abends aber fand man ihn ſchon auf einem prächtigen Paradebette, mit einem dicken Tuche um den Hals.“ Büſching ſchreibt in ſeinem Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie, Band III. S. 224 und IX. Vorrede S. 5: „Der Czarewitſch iſt ganz gewiß geköpft. Der General Adam Adamitſch Weide, der 1721 ſtarb, hat ihm auf des Czars Befehl mit einem Beile den Kopf abgeſchlagen.“ „Doch mit welchem Rechte konnte wohl Büſching dies ſo beſtimmt als hiſtoriſche Wahrheit behaupten?“ fragt Halem II. S. 391.

**) Menſchikow wurde zwar nur zu einer Geldbuße verurtheilt, auch verſprach ihm der Czar, ihn nie am Leben zu ſtrafen; allein er mußte ſich oft gefallen laſſen, daß ihm an der Tafel Peters die Liſte ſeiner Vergehungen laut vorgeleſen wurde.

ſollte revidirt, das neue hinzugethan und binnen einigen Jahren der neue Codex vollendet ſeyn. Die Verſchönerung Petersburgs, Anlegung eines Naturaliencabinets, Aufmunterung der bildenden Künſte und Veredlung des geſellſchaftlichen Tones, beſonders durch Einrichtung ſogenannter „Aſſembleen,“ zugleich Beluſtigungen für den Hof und das Volk durch öffentliche Spiele, Maskeraden u. ſ. w. (worunter ſeine Papſtwahl, um den römiſchen Oberhirten lächerlich zu machen, ſich auszeichnete) gehörten zu ſeinen Erholungen von ſeinen ernſtern Regierungsgeſchäften und ſeinen Arbeiten bei den begonnenen Friedensunterhandlungen mit Schweden. Um dieſe zu befördern, fand ſchon ſeit dem Mai 1717 ein Congreß zwiſchen ruſſiſchen und ſchwediſchen Bevollmächtigten Statt; man hatte ſich gegenſeitig ſehr genähert, beſonders da man ruſſiſcher Seits nicht abgeneigt ſchien, Carl XII. in ſeinen Abſichten auf Norwegen zu unterſtützen, als dieſer, der ſchon den Angriff gegen Norwegen begonnen hatte, vor Friedrichshall plötzlich ſeinen Tod fand. „Ach, Carl, mein Bruder, wie jammerſt du mich!“ rief Peter, als er hiervon die Nachricht erhielt, mit rollenden Thränen, denn hoch ſtand immer in ſeiner Meinung ſein heldenmüthiger Feind. Durch England verführt, hatte Carls Nachfolgerin, die Königin Ulrike Eleonore, neue Hoffnungen geſchöpft; im Stillen bereitete ſich ſich zum neuen Kampfe, vertrauend auf die zugeſagte engliſche Oſtſeeflotte; die ſchwediſchen Bevollmächtigten zögerten, um den Czar hinzuhalten, mit ihren Erklärungen, als dieſer, die Hinterliſt errathend, mit ſeiner ganzen Seemacht, verſtärkt durch 200 Galeeren, in der Oſtſee erſchien, ſeine Truppen auf faſt allen Punkten der ſchwediſchen Küſten, bald hier, bald dort landen und einen Verwüſtungskrieg beginnen ließ, der unvergeßlich in den Jahrbüchern Schwedens bleiben wird. Auf der Königin Bitten und Verſprechungen (vielleicht auch durch die Erſcheinung der engliſchen Flotte bewogen) zog Peter nach dieſer fürchterlichen Rache ſeine Flotte zurück und ſah ſich nach kurzer Zeit allein im Kampfe mit dem Feinde; denn gemeinſame Eiferſucht über Rußlands anwachſende Macht hatte Polen, Preußen und Dänemark jetzt mit Schweden verſöhnt. Doch mitten in dieſer Lage behauptete er ſeine Würde auch gegen Oeſterreich, mit welchem er wegen der von dem wiener Hofe vor zwei Jahren ſeinem Sohne Alexei auf deſſen Flucht gegönnten Aufnahme in ſeinen Staaten in Zwiſt gerathen war. Eine Folge davon war die Vertreibung der Jeſuiten aus Rußland, die ſich ihm verdächtig gemacht hatten, „weil ſie ſich in Händel miſchten, die ihnen nichts angingen.“ Zugleich rüſtete er ſich gegen England; alle engliſchen Kaufleute in Rußland wurden mit der Drohung verhaftet, daß man ihre Waaren (gegen 50 Millionen an Werth) confisciren würde. In dieſem Jahre (1719) waren Peters Leidenſchaften alle in Bewegung gerathen, denn auch der Schmerz hatte ihn wiederholt auf die Probe geſtellt, als ſein Waffengefährte, der Feldmarſchall Scheremetew (19ten Februar) und ſein Thronerbe, Peter Petrowitſch, den Catharina am 8ten Nov. 1717 ihm geboren hatte (am 25ſten April a. St.), geſtorben waren. Drei Tage und drei Nächte, von der Todesſtunde ſeines Erben an, war der Czar einſam, ohne Speiſe und Trank geblieben; man fing an, für ſein Leben zu fürchten; alle waren in Trauer und Beſtürzung verſenkt. Da ermannte ſich der Senat; Peter mußte dieſem ſeine Thüre endlich öffnen und mit kühnem Ernſte ſprach Dolgorucki: „willſt du, daß die Ruſſen ſich einen andern Regenten wählen ſollen? das Reich geräth in Verwirrung; alle Geſchäfte ſtocken, die überwundenen Feinde erheben eben jetzt ſich auf's neue; kannſt du dein Werk fallen ſehen?“

Und Peter warf ſich auf's neue in den Strom der Staatsgeſchäfte, wo er ſeinen Schmerz vergaß. Die Errichtung der heiligſten dirigirenden Synode, womit er das Patriarchat und die Hierarchie gänzlich zu Boden ſtürzte, und der endliche Friede mit Schweden, den er nun allein erringen wollte, beſchäftigten ſeine große Seele hinlänglich. Der neue König Schwedens, Friedrich von Heſſen, hatte neue Anträge unter Frankreichs Vermittelung gethan; doch abermals hinter dem Schleier europäiſcher Staatspolitik, denn auf Finnland hatte er einen Angriff beſchloſſen, geſtützt auf die engliſche Hülfsflotte. Da begann Peters Verheerungskrieg auf's neue (1720), und ein neuer Friedenscongreß zu Nyſtädt war die Folge. Auch der franzöſiſche Bevollmächtigte Campredon erſchien zu Petersburg, doch nur, um ſich zu überzeugen, daß Peter nichts zu fürchten brauche. Unter den furchtbarſten Rüſtungen, während deren Peter den Bau des Hafens von Roperwick, unweit Reval, anordnete, wurde der Friede unterhandelt, zu deſſen einer Hauptbedingung Peter die Zuſicherung der ſchwediſchen Thronfolge und die Wiedererlangung Schleßwigs für den Herzog von Holſtein, der ſich bei ihm befand, gemacht hatte. Die Neigung Schwedens zum Frieden ſuchte er durch einen dritten Verheerungszug an der ſchwediſchen Küſte (1721) noch zu ſteigern, welchen er trotz der engliſchen Flotte von 23 Linienſchiffen vollführte. Vertrauend auf das Wort ſeines Beſchützers harrte der Herzog von Holſtein des entſcheidenden Beſchluſſes, der für ihn ſo große Folgen haben ſollte. Dennoch ward er das Opfer der Politik. Peter, welcher, als am Pruth die Auslieferung des moldauiſchen Fürſten von ihm gefodert wurde, geantwortet hatte: „Alles kann wieder gewonnen werden, nur nicht der verlorne gute Glaube; wie ertrüge ich den Gedanken, einen Fürſten, der ſich mir aufgeopfert hat, dem Feinde hinzugeben? Der Ehre entſagen, heißt aufhören, Fürſt zu ſeyn;“ — dieſer Czar unterzeichnete am 30ſten Aug. a. St. 1721 den nyſtädter Frieden, worin ihm Reval und Nyburg, Liefland, Eſthland, Ingermannland, Wiburgslehn und Kepholmslehn auf ewig abgetreten wurden, der aber mit keiner Sylbe des Herzogs von Holſtein gedachte, von welchem man in Stockholm nichts wiſſen wollte. „Mich (ſagte des Herzogs Geheimerath Baſſewitz zum Czar, als dieſer die Glückwünſche wegen des Friedens in Petersburg empfing) ja, mich wird der Gram tödten, da ich in meiner Einfalt wähnte, es gebe noch einen Sterblichen, der ſein Wort zu brechen ſich ſcheue, und weil ich in dieſem Wahne den edlen Sproſſen der Waſa nach Rußland führte, wo er das Spiel der Politik ward.“ Da nahm Peter einen Pokal und antwortete: „Braver Mann! auf die Geſundheit Ihres Herrn; ich werde ſchon wiſſen, ſie, wenn es Zeit iſt, durch die That zu widerlegen. Geſtehen ſollen ſie mir einſt, daß es ſie nicht gereue, ihn mir zugeführt zu haben.“ Der Herzog ward verſöhnt, auf's neue hoffend auf Peters Wort und Macht. — So war denn der ſchreckliche nordiſche Kampf nach 21 Kriegsjahren geendet und Rußlands Macht für immer feſt gegründet. Viel hatte er Petern gekoſtet, allein doch noch nicht ſeine Hülfsquellen erſchöpft: „und müßte ich noch zwanzig Jahre kriegen (ſprach er zu Münnich), ich könnte das, ohne Schulden zu machen.“ Er feierte den Frieden durch Gebete, Feſte, durch eine allgemeine Amneſtie, von welcher nur Mörder und nicht zu beſſernde Straßenräuber ausgenommen wurden, und Erlaß aller Kronſchulden bis zum J. 1717. Ganz Rußland fühlte ſich ergriffen von ſeines Monarchen wahrer Größe. Da baten der Senat und der heilige Synod vereinigt, im Namen des ganzen ruſſiſchen Volkes, den Czar, „den Titel eines Vaters des

Vaterlandes, Kaiſers aller Reußen und den *Beinamen des Großen* anzunehmen." Erſt nach vielen Einwendungen genehmigte Peter dieſen Wunſch der aufrichtigſten Dankbarkeit, und am Tage des großen Friedensfeſtes (22ſten Oct. 1721), dem auch der franzöſiſche Friedensgeſandte Campredon beiwohnte, wurde die neue *Kaiſerwürde* ausgerufen *), welche von Preußen, Holland und Schweden ſogleich, von Oeſterreich und dem deutſchen Reiche aber erſt 1747, von Frankreich 1755, von Spanien 1759 und von Polen 1764 anerkannt wurde. Die Friedensfeier wurde in Moskau am 28ſten Januar 1722 wiederholt; an ihm erklärte er ſeine zwölfjährige Tochter Eliſabeth für volljährig und ſchmückte den zu ſeinem Eidam erkornen Herzog von Holſtein mit dem Andreasorden. Ein von dem Herzoge errichteter Triumphbogen zeigte des Czars Iwan Waſſiljewitſch und Peters Bildniſſe neben einander mit der Umſchrift: „Was jener begann, vollendete dieſer!" und beſcheiden rief Peter dabei aus: „ja, er iſt mein Vorgänger und mein Muſter, das zu erreichen ich vergebens ſtrebe!" Auf einer Denkmünze vereinigte ein Regenbogen, über das Meer gewölbt,

*) Peter hatte dort den Culminationspunkt ſeines Lebens als Regent und als Menſch erreicht, darum erachten wir es für zweckmäßig, hier noch die Anſichten zu geben, welche ſein Volk und er ſelbſt von Rußlands Verhältniſſen, deſſen Zukunft und ſeinem Verdienſte hatte. Wir finden beides in der Rede des Senats an ihn, an jenem großen Tage und in Peters ſelbſtgeſprochner Antwort; in ſolchen Augenblicken werden Ausſprüche zu Thaten, um ſo mehr müſſen wir jene Worte hier noch einſchalten. „Nicht bloß uns (ſprach der Kanzler des Senats, Graf Gholowkin, im Namen aller Stände des Reiches, an der Spitze des verſammelten Senats, zum Czar) nicht bloß uns, der ganzen Welt iſt es bekannt, daß wir durch Ew. Majeſtät allein aus der Finſterniß der Unwiſſenheit auf den öffentlichen Schauplatz des Ruhmes, aus dem Nichts in die Wirklichkeit verſetzt und andern geſitteten Völkern zugeſellt ſind. Der jüngſte herrliche Friede iſt die ſchöne Frucht dieſer Bemühungen. Zum Danke fehlen uns Worte und unſer Lobſpruch iſt dem Monarchen nicht angenehm. Damit wir aber in den Augen der Welt nicht verächtlich erſcheinen, ſo flehen wir, im Namen des ganzen ruſſiſchen Reiches und Ihrer ſämmtlichen Unterthanen aller Stände, daß wir, als ein Zeichen unſerer Erkenntlichkeit für ſo große Wohlthaten, Sie mit den Titeln feiern dürfen, die Ihrer ſo würdig ſind." (Der dreimalige Ruf des ganzen Senates: „*Es lebe Peter der Große, Kaiſer aller Reußen, der Vater des Vaterlandes!*" war die Loſung eines allgemeinen Jauchzens, in welches hell die Muſik und der Donner des Geſchützes tönte. Der Hochgefeierte dankte nun ſeinen Unterthanen für ihren Eifer und ihre Erkenntlichkeit.) „*Gott hat es gethan!* (ſo ſchloß Kaiſer Peter der Große ſeine Antwort auf jene Rede des Kanzlers), Gott hat es gethan! *Ihn* zu preiſen iſt unſre Pflicht und der ſchönſte Dank, den wir ihm bringen können, iſt redliche Benutzung des Guten, welches durch ihn uns ward. Wir haben Frieden; ihn zu erhalten, müſſen wir gerüſtet bleiben und nicht in Weichlichkeit und Ruhe verſinken, damit das Schickſal der griechiſchen Monarchie nicht auch Rußland treffe. Die begonnenen guten Anſtalten müſſen wir gemeinſchaftlich zur Vollkommenheit bringen und die Vortheile, welche die Oeffnung des Handels mit dem Auslande dem Staate gewährt, ſo nützen, daß mein Wunſch, *die Erleichterung des Volkes*, in Erfüllung gehe!"

Stockholm und St. Petersburg; eine Taube über einer ſchwimmenden Arche ſchwebend, brachte der Newa-Stadt den Oelzweig und die freundliche Begrüßung: „Verbunden ſind wir durch Eintracht des Friedens!“ Wie leicht konnte aber Peters große Schöpfung nicht in ſich ſelbſt wieder zerfallen, wenn ſie nach ihm in die Hände ſchwächer oder unaufgeklärter Regenten gerieth. „Den Würdigſten, ſchrieb er am Pruth einſt dem Senate, ſollt ihr zu meinem Nachfolger ernennen!“ und in dieſem Geiſte gab er das Geſetz wegen der Thronfolge (vom 5ten Febr. 1722): „daß es dem Herrſcher Rußlands frei ſtehen ſolle, nicht nur denjenigen, welchen er wolle, zur Thronfolge zu rufen, ſondern auch die Ernennung wieder zu ändern, wenn er den ſchon beſtimmten in der Folge für untüchtig erachten ſollte.“ Alle ſeine Unterthanen mußten ſchwören, dieſe Verordnung zu halten, bei Strafe des Kirchenbannes und des Todes. Eine mit der Vereidung hierauf verbundene Prüfung des Adels, ſeines Urſprungs und ſeiner Würdigkeit hatte großen Einfluß auf die von ihm nun vorgenommene neue Organiſation der Tribunale, nach welcher zu Vermeidung alles Nepotismus und vielfacher Begünſtigungen, die zu Ungerechtigkeiten führten, künftig kein wirklicher Senator einen Sitz in den verſchiednen Dikaſterien haben, kein Präſident irgend eines Tribunales im Senate ſeyn konnte. Zum Controleur ſeiner Geſchäftsführung erhielt jeder Senat einen Generalprocurator, neben welchem noch ein Oberprocurator angeſtellt wurde. In Verbindung hiermit brachte er eine neue Rangordnung. Kaum hatte der Kaiſer Peter dieſe innern Angelegenheiten geordnet, als er den längſt beſchloſſenen Zug nach Perſien begann (15. Mai 1722). Die innern Unruhen in dieſem Reiche hatten den längſt beſtandenen Handel der Ruſſen nach Perſien geſtört; ja es hatten ſogar viele ruſſiſche Kaufleute ſchon 1712 in der Stadt Schamakhi Gut und Leben verloren. Dies zu rächen und den ruſſiſchen Handel auf dem caspiſchen Meere zu ſichern (um ſo mehr, da das ſchwarze Meer ihm verſchloſſen worden war), der, kamen die Türken ihm zuvor, faſt ganz zu Grunde gerichtet worden wäre, zog Peter jetzt aus, nachdem er bereits in den Jahren 1715, 1716 und 1719 das caspiſche Meer und ſeine Küſten von erfahrnen Seeoffizieren hatte unterſuchen und die nöthigen Fahrzeuge bereit halten laſſen. Der Feldzug begann; ſchon war Derbent genommen und auf Baku wollte man losgehen, als man im ruſſiſchen Kriegsrathe es beſſer fand, für dieſes Jahr den Feldzug zu beſchließen und bloß mit Hinterlaſſung einer Beſatzung in Derbent nach Aſtrachan ſich zurückzuziehen. Zuvor aber befahl Peter die Erbauung einer Feſtung am Meere, die bald ſtand, und welcher mehrere neu hergeſtellte befeſtigte und mit doniſchen Koſackenfamilien bevölkerte Dörfer am Fluſſe Aſtrachan beigefügt wurden. Er nannte die Feſtung Swiätoi-Kreſt (zum heiligen Kreuze). Das endliche Reſultat dieſer Unternehmung gegen Perſien war, daß in der Convention vom 12. Sept. 1723 die Städte Derbent und Baku mit ihren Bezirken und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Aſtarabad an Rußland abgetreten wurden, welcher Uebereinkunft die Pforte (am 8ten Juli 1724) beitrat, wodurch ein abermals drohender Türkenkrieg abgewendet wurde. Jedoch hatte Peter ſeinen großen Plan, in Georgien, welches hiernach nun der Pforte verblieb, das Chriſtenthum zu erneuern und an der Mündung des Fluſſes Kur eine Handelsſtadt anzulegen, wo der Handel von Georgien, Perſien und Armenien ſich concentriren und von dort nach Aſtrachan fortgeſetzt werden ſollte, wenigſtens vor der Hand aufgeben müſſen. Als der Kaiſer aus dem Feldzuge zurückgekommen war (ſchon

am 26ſten Dec. 1722), fand er neue Veranlaſſung zu Unterſuchungen gegen untreue Staatsbeamte. Der Vicekanzler Schaffirow, einer ſeiner Lieblinge, wurde zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schaffot mit Verbannung begnadigt; Menſchikow mußte 200,000 Rubel in den Fiscus zahlen, verlor viele Revenüen und empfand an ſeinem Leibe den ſtrafenden Arm ſeines Herrn *); der Oberprocurator des Senates wurde zum gemeinen Soldaten degradirt, und viele andere wurden an Geld und ihrem Leibe beſtraft. Ehe Peter Moskau verließ, gab er noch ein großes Feſt, das er mit einem ſonderbaren Feuerwerke beſchloß, indem er ſein ehemaliges Wohnhaus zu Preobraſchenskoe mit eigner Hand in Brand ſteckte. „Sehen Sie da ein Bild des Krieges (ſagte er zum Herzog von Holſtein); auf glänzende Thaten folgt die Zerſtörung; in dieſem Hauſe beſchloß ich den Krieg wider Schweden; mit ihm aber gehe jeder Gedanke unter, gegen dieſe Krone je die Waffen wieder zu ergreifen; ſie ſey künftig die feſteſte Freundin Rußlands!“ Und doch führte er noch einmal (12ten Juli 1724) ſeine Kriegsflotte bis 12 Meilen nahe an Stockholm, um ſeiner Verwendung für dieſen Herzog von Holſtein bei Schweden und Dänemark gehörigen Nachdruck zu geben, und als dieſer einen Jahrgehalt von 25,000 Thaler und die Verſicherung der Thronfolge im Erledigungsfalle erhalten hatte, fuhr Peter vier Wochen darauf nach Kronſtadt zurück; 41 Kriegsſchiffe mit 2106 Kanonen und 14,960 Matroſen beſetzt, waren damals in dienſtbarem Stande, und durch ein großes Feſt feierte in gerechtem Selbſtgefühle Peter die Schöpfung ſeiner Flotte, wozu er das kleine Boot, das der Czar Iwan Waſiliewitſch einſt vom Könige von England zum Geſchenk erhalten und das Petern die erſte Idee zur Schifffahrt gegeben hatte, aus Moskau holen und „dieſem kleinen Großvater vieler großen Enkel,“ wie er ſelbſt es deshalb nannte, den Ehrenplatz dabei anweiſen, es dann aber als Staatsreliquie in die Feſtung zur Aufbewahrung bringen ließ. So wurde auch das kleine hölzerne Haus, was er vor 32 Jahren auf Ljuſt-Elant bei der erſten Gründung ſeiner Newa-Stadt bewohnt hatte, mit einer Mauer umgeben. Die Anſtalten zur Verhütung alles Schadens durch die Ueberſchwemmungen, welche Petersburg im Herbſte oft erleiden mußte, die Fortſetzung des Ladoga-Canals, deſſen Vollendung er nicht erleben ſollte, ſeine Sorge für die Arbeiten der Geſetzcommiſſion, die Errichtung einer Akademie der Wiſſenſchaften (Stiftungsacte vom 1ſten Febr. 1725) zur Gründung und Verbreitung wahrer Wiſſenſchaft unter ſeinem Volke, an welcher Leibnitzens weiſe Rathſchläge ſo großen Antheil hatten, hiernächſt die fortgeſetzte ſtrengſte Unterſuchung und Beſtrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Stiftung des Alexander-Newskyordens, ſeine Verfügungen zu Verbeſſerung des Mönchsweſens, bei welcher Gelegenheit die dem Kaiſer mißfällig gewordenen Capuziner aus Rußland verbannt wurden, ein neuer Handelsvertrag mit Schweden; dies waren die Denkmäler einer gränzenloſen Thätigkeit in den letzten zwei Jahren ſeines glorreichen Lebens, die Peter hinterließ. Während derſelben verlobte er auch ſeine geliebte Tochter Anna dem Herzoge von Holſtein (24ſten Nov. 1724), nachdem er früher ſchon (18ten Mai deſſelben Jahres) im Gefühle der Erkenntlichkeit für treuen Beirath und aus Achtung vor dem klaren Verſtande ſeiner Gemahlin Catharina, dieſer in der Kathedralkirche zu

*) Nicht ſelten ſtrafte Peter ſelbſt auf der Stelle mit ſeiner Dubina, welchen Namen ſein Handſtock führte, der aus einem dicken ſpaniſchen Rohre mit einem elfenbeinernen Knopfe beſtand.

Moskau die Krone aufs Haupt geſetzt hatte, indem es vielleicht in ſeiner Abſicht lag, daß dieſe vereint mit Anna nach ihm Rußland beherrſchen ſollte, während er zugleich dem hinterbliebenen Sohne des unglücklichen Alexis eine Erziehung geben ließ, wie ſie einem künftigen Kaiſer Rußlands gebührte. Es war bei jener Krönungsfeierlichkeit das letzte Mal, wo er Moskau, ſeine Geburtsſtadt ſah, die er verließ, um in St. Petersburg ſein Leben zu beſchließen. Schon längſt fühlte er die Abnahme ſeiner Kräfte, und dies Gefühl, vereint mit den Schmerzen, die ſeit 1723 ein örtliches Uebel (Strangurie), das durch ſeine Vernachläſſigung bösartig geworden war, ihm verurſachte, verſetzte ihn in einen Trübſinn, der ihm auch ſeine ſchönſten Freuden raubte. Auf Rechnung dieſes Unmuths, der oft fürchterlich ausbrach, iſt wohl zum Theil ſeine letzte Strafhandlung, die Hinrichtung des Mons, erſten Kammerherrn und Lieblings der Kaiſerin Catharina *), zu ſchreiben, als deren Urſache er ſelbſtentdeckte Dienſtvergehen, Beſtechungen u. ſ. w. angab. Seinen Tod beförderte eine That ſeiner Menſchenliebe. Im Gefühle einiger Beſſerung ſeines Uebels war er im Spätherbſte 1724 nach Schlüſſelburg gereiſ't, um dort das jährliche Feſt zum Andenken an die Eroberung dieſes Platzes zu feiern. Von da begab er ſich nach dem jetzt raſch fortſchreitenden Ladoga-Canal, nach Staraja-Ruſſa, um die dortigen Arbeiten an den Salzwerken zu beſehen und war, als er bei Petersburg ſich wieder befand, eben im Begriffe, ſeitwärts über Lachta nach Syſterbeck, zur Beſichtigung der daſelbſt angelegten Eiſenhämmer und Gewehrfabrik, ſich zu begeben, als er in der Abenddämmerung bei Lachta ein Boot, mit Soldaten und Matroſen beſetzt, auf eine nicht ferne Untiefe ſtranden ſah. Als eine geſendete Schaluppe das Boot nicht zu löſen vermochte, ließ er ſich ſelbſt hinbringen, und da ſein Fahrzeug nicht ganz hinankommen konnte, ſprang er, ſeines Uebels nicht gedenkend, voll Ungeduld in das Waſſer, wadete bis an das Boot, half es löſen und die Menſchen retten. Doch kehrte er nun auf der Stelle nach Petersburg zurück. „Die Arbeiten meines Münnich" (am Ladoga-Canal), ſagte er zur Kaiſerin, haben mich geheilt; „ich hoffe, es noch zu erleben, daß ich mich mit ihm zu Petersburg einſchiffe und wir zu Moskau in Gholowkins Garten an's Land treten." Um dies zu befördern, mußten nun unaufhörlich 25,000 Mann arbeiten; doch Peter erreichte ſeinen Zweck nicht. Die Erkältung, die er ſich bei Lachta zugezogen hatte, machte ſeinen Zuſtand bald gefährlich; aber ſeine ſtarke Seele ſchien Schmerz und Tod bezwingen zu wollen. Auf alte Weiſe feierte er das Neujahr 1725, ließ einen neuen Afterpapſt wählen und verordnete noch die Wegreißung überflüſſiger Capellen und Wegſchaffung der Bilder. Dies war ſeine letzte Verfügung. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich immer mehr; eine chirurgiſche Operation blieb ohne die erwarteten Folgen. Der Schmerz raubte ihm oft auf lange Zeit die Beſinnung; in hellen Augenblicken gab er ſeine ganze Aufmerkſamkeit dem Zuſpruch der herbeigerufenen Geiſtlichen (Erzbiſchofs Theophanes von Pleskow und Archimandriten des Kloſters Tſchudow) hin, und als dieſe einmal auf Chriſtus, als den ſtarken Stützpfeiler für Leidende, ihn hinwieſen, da erhob er ſich und mit heiterm Geſichte, doch

*) Man vgl. d. Art. Catharina I., dem wir hier noch die Bemerkung beifügen, daß man durchaus nicht mit hiſtoriſcher Gewißheit die unanſtändige Vertraulichkeit behaupten kann, in welcher Mons mit der Kaiſerin gelebt haben ſoll. (Man ſ. Halems Geſchichte Peters des Großen III. 103—105.)

ſchon mit gebrochner Stimme, ſprach er: „Ja, dies iſt das Einzige, was meinen Durſt ſtillt — das Einzige, was mich erquickt!“ und in dieſem Augenblicke gewährte er auf Catharinens Bitten Menſchikow ſeine volle Verzeihung. Er wollte ſchreiben; doch nur unleſerliche Zeichen, keine Buchſtaben vermochte ſeine Hand hinzuwerfen; er wollte ſeine geliebte Tochter Anna ſprechen; ſie kam, doch der Kaiſer war ſchon ſprachlos. Sein Todeskampf begann, und am andern Morgen (25ſten Januar 1725) zwiſchen 4 und 5 Uhr verſchied der große Mann in den Armen ſeiner Gemahlin, die ſeit drei Nächten ihn nicht verlaſſen hatte. Da warf ſich Catharina neben die entſeelte Hülle nieder und betete: „Herr! öffne dein Paradies und nimm dieſe ſchöne Seele zu dir!“ 53 Jahre hatte Peter gelebt; „noch 40 Jahre hätte er leben können (ſagten ſeine Aerzte), hätte er nicht ſo lange ſein Uebel verſchwiegen und wäre er nicht ausgefahren; mit 5 Kopeken wäre er zu retten geweſen!“ Ungern legen wir die Feder nieder, denn vieles könnten wir noch von und über dieſe erhabene Erſcheinung im Menſchengeſchlechte ſagen, doch unſere Gränzen ſind zu eng und längſt ſchon überſchritten. Daher ſchließen wir mit einigen Worten, die Herder in ſeiner Adraſtea über ihn niedergelegt hat. „Wenn Ein Monarch den Namen des Großen verdient: ſo iſt's Peter Alexiewitſch; und doch wie wenig ſagt der Name! er deutet nichts als ein Verhältniß an, das man nur höher oder tiefer nehmen darf, um zuletzt ihm in unermeßlich großen oder kleinen Größen ganz zu entkommen; eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des Mannes bezeichnet der Name nicht. Selbſthalter nennen ſich Rußlands Monarchen. Er war dies nicht allein, ſondern Selbſteinrichter und Haushalter ſeines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, dort ſchuf und lenkte, dort anregte, lohnte, ſtrafte, überall aus unermüdlichem Triebe. Er ſelbſt, nie durch ihn ein Anderer. Dieſer Trieb, dieſe Geniuskraft zeigt ſich in ſeiner kleinſten und größten Unternehmung, verbunden mit Klugheit, Entſchloſſenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menſchengüte. Was jener Wilde von einem Engel Rafaels ſagte: „er iſt meines Geſchlechtes!“ könnte von dieſem erhabenen Wilden gelten.“ — „Geiſter, wie Peter, ſind aus ihren Lebensjahren nicht zu berechnen. Für Jahrtauſende geſchaffen, müſſen ſie Jahrtauſende fortwirken, ehe man reine Erfolge ihres Beſtrebens ſieht. Billig beurtheilt man ſie alſo nach ihrem Beſtreben und nach deſſen Maximen; die Grundſätze Peters waren in allem treu ſeinem Vaterlande, groß und practiſch. Aber gewiß unter allen Sterblichen ſtarb in dieſen Jahren niemand unwilliger, als Er, Er, der Schöpfer, Vater, Künſtler und leidenſchaftliche Liebhaber ſeines — unvollendeten Reiches.“ Am 7. Auguſt 1782, am Säcularfeſte der Thronbeſteigung Peters, ward ſein Denkmal mit der einfachen Inſchrift: „Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII.,“ welches dieſe große Nachfolgerin des erhabenen Kaiſers ihm ſetzen ließ, aufgedeckt und mit gerechtem Stolze blickt jetzt das glückliche Rußland von dem metallenen Bilde des unſterblichen Großen auf ſeinen Alexander, der mit edler Zuverſicht dem Vorgänger zurufen kann: „Schaue, großer Ahnherr, ſchaue her auf mein Thun!“ I.

Peter II., Kaiſer von Rußland. Catharina die erſte, des großen Peters Witwe und Nachfolgerin, war am 17ten Mai 1727 geſtorben. Da beſtieg ihres erhabenen Gemahles Enkel, des unglücklichen Alexeis hinterlaſſener Sohn, deſſen oben in ſeines Großvaters Biographie ſchon gedacht worden iſt, im 13ten Jahre ſeines Alters Rußlands

Thron. Der unter Catharina allmächtig gewordene Menſchikow (oder Menzikof, man vergl. d. Art.) hatte es von dieſer erlangt, daß ſie ſeine Tochter zur Gemahlin Peters II. beſtimmte. Doch der neue Kaiſer hatte, ſo jung er auch war, ſchon ſeinen Günſtling, den unternehmenden Dolgorucki, Menſchikows bitterſten Feind. Dolgorucki triumphirte ſchon, als Peter, die Tochter Menſchikows verſchmähend, die Schweſter ſeines Günſtlings zur Braut erwählte und ſich feierlichſt mit ihr verlobte. Doch dieſer unterlag den Ausſchweifungen, denen er ſich hingab, noch ehe er die Vermählung mit ſeiner Braut vollziehen und ſie alſo zu ſeiner Nachfolgerin beſtätigen konnte. Die Pocken, welchen er bei einem ganz geſchwächten Körper nicht zu widerſtehen vermochte, machten am 29ſten Januar 1730 ſeinem Leben und ſeinem ſo kurzen Beſitze des Thrones ein Ende. — „Qui nihil fecit“ ſagt die Geſchichte vom letzten Carolinger auf Frankreichs Thron, Ludwig V., dem Faulen; mit gleichem Rechte kann man von Peters des Großen erſtem männlichen Nachfolger ſagen: „Nihil fuit!“ I.

Peter III. (Fedeorowitſch) Kaiſer von Rußland. Mit Peter II. war der romanow'ſche Mannsſtamm ausgeſtorben. Da ernannte die Kaiſerin Eliſabeth (hinterlaſſene Tochter Peters I. mit Catharina I. man vergl. d. Art.), kraft der Thronfolge-Ordnung ihres Vaters, deſſen Enkel, den Herzog Carl Peter Ulrich von Holſtein-Gottorp, entſproſſen aus der Ehe ihrer Schweſter Anna Petrowna mit dem Herzoge Carl Friedrich von Holſtein, zum Großfürſten und Thronfolger von Rußland (18ten November 1742), indem ſie ihn zugleich mit der Prinzeſſin Sophia Auguſta von Anhalt Zerbſt verlobte, mit welcher er ſich auch am 1ſten September 1745 vermählte; ſchon 1742 war er zur griechiſchen Kirche übergegangen, worin ihm ſeine Braut am 9ten Juli 1744 unter Annehmung der Namen Catharina Alexiewna gefolgt war. Als Eliſabeth zwanzig Jahre darauf (5ten Januar 1762) ſtarb, beſtieg er mit dem Namen Peter III. den Thron ſeines erhabenen Großvaters, jedoch um ihn nur ſechs Monate lang zu beſitzen. Peters erſter Schritt war gänzliche Ausſöhnung mit Friedrich II. von Preußen, gegen welchen Eliſabeth im Bunde mit Oeſterreich und Frankreich mit vielem Nachdrucke bisher gekriegt hatte. Ihrem Nachfolger war dieſer Krieg längſt ſchon ſehr ſchmerzlich, denn er bewunderte den großen König und war wirklich ſein Freund. Im Augenblicke ſeiner Thronbeſteigung ließ er daher die Armee zurückrufen, und ſchloß mit dem König Friede und Bündniß, indem er zugleich die unter Eliſabeth nach Sibirien verbannten beiden Miniſter Leſtocq und Münnich aus dem Exil zurückrief. Jetzt ſchien es ihm auch Zeit, eine langgenährte Lieblingsidee auszuführen, nämlich den von ſeinem Vater (1713) verlornen Antheil an Schleswig der Krone Dänemark wieder abzunehmen, und an dieſer ſo manche ſeinem Hauſe zugefügte Beleidigung zu rächen. Schon war deßhalb die in Pommern befindliche ruſſiſche Armee ins Meklenburgiſche vorgerückt, ſchon waren die Dänen im Begriff, dieſer unter dem General Grafen St. Germain entgegenzugehen, ſchon wollte Peter in Perſon ſich an die Spitze ſeiner Truppen ſtellen; der furchtbarſte Krieg drohte loszubrechen, als plötzlich eine längſt vorbereitete Verſchwörung vollführt wurde, die ihm Thron und Leben koſtete, Dänemark aber rettete. Außerdem daß er durch ſeine entſchiedene Vorliebe für die Holſteiner, weßhalb er dieſen Krieg beginnen wollte, während er auch ſeine holſteiniſche Leibwache der alten Garde vorzog, durch ſeine Verſuche, die preußiſche Kriegszucht bei den Ruſſen einzuführen, ſeine Verordnungen wider die Bärte der Geiſtlichen und die Bilder und durch die Be-

ſchränkungen, denen er den Einfluß der Großen unterwerfen wollte, alle Stände ſeiner Unterthanen wider ſich aufgereizt hatte: war ſeine eigene Gemahlin ſeine größte Feindin. Zwar wußte dies Peter, denn ſchon ſeit langer Zeit hatte die größte Spannung zwiſchen beiden geherrſcht, ſo daß die Kaiſerin Eliſabeth nur mit Mühe eine förmliche Trennung hatte verhüten können, und er ſoll auch wirklich den Plan gehabt haben, ſeine Gemahlin in ein Kloſter zu verbannen und den von ihr gebornen Prinzen Paul nicht für ſeinen Sohn anzuerkennen. Da brach die Revolution in der Nacht vom 8ten auf den 9ten Juli (1762), welche von dem Grafen Panin, dem Gardeoffizier Gregor Orloff (Catharinens Günſtling) und der Fürſtin Daſchkow geleitet wurde. Die Garden waren eben ſo wie das Volk von Petersburg ſchon vorbereitet und obgleich Peter, von der Gefahr unterrichtet, einen der Verſchwornen, welcher ihm bekannt worden war, hatte feſtnehmen laſſen, ſo gelang doch alles ſo vollkommen, daß noch in derſelben Nacht Peter des Throns verluſtig erklärt und Catharina, die ſchnell auf einem Bauerwagen von Peterhof in die Reſidenz geeilt war, von den Garden, der Geiſtlichkeit und den Großen zur Kaiſerin ausgerufen wurde. Peter befand ſich, während dies in Petersburg vorging, zu Oranienbaum. Als die Nachricht von der Revolutian dorthin gelangte, rieth ihm ſein getreuer Münnich, an der Spitze der treu gebliebenen Regimenter nach Petersburg zu marſchiren und der Empörer ſich zu bemächtigen. Doch zitternd und unentſchloſſen zog Peter dieſem mannhaften Schritte die Flucht vor und endlich die Unterwerfung. Am folgenden Tage (10ten Juli) entſagte er feierlich der Krone, doch ſein Leben rettete er damit nicht. Catharina war zu klug, um nicht zu wiſſen, daß man nichts halb thun dürfe und ſtark genug, um in der Wahl der Mittel nicht zu ſchwanken, zugleich von Rathgebern umringt, die des abgeſetzten Kaiſers Tod, um ihrer eigenen gänzlichen Sicherheit willen, wünſchen mußten. Raſch wurde das Beſchloſſene ausgeführt. Von den Händen der Orloff's ward der unglückliche Peter (14ten Juli 1763) in ſeinem Gefängniſſe auf eine fürchterliche Weiſe erdroſſelt und Catharinens Herrſchaft ſtand nun feſt. (Man vergl. d. Art. Catharina II.) Peter III. hatte 34 Jahre gelebt. I.

Peter der Grauſame, König von Portugal ſ. Ines de Caſtro und Portugal.

Petersburg (St.), die kaiſerlich ruſſiſche Reſidenz- und zweite Hauptſtadt des Reichs an der Newa und mehrern Canälen, mit einer gegenwärtig durch die unausgeſetzte Erweiterung der Stadt (welche bekanntlich Peter I. anlegte) faſt in die Mitte derſelben gerathnen Feſtung und einem Hafen, eine der größten und prächtigſten Städte in Europa. Sie iſt über eine ſtarke deutſche Meile lang und eben ſo breit, hat ein einziges, aber coloſſaliſches Stadtthor, aber keine Mauern, und liegt theils auf Inſeln, theils auf dem feſten Lande. Die Stadt wird in folgende zehn Haupttheile getheilt: die 1. 2. und 3. Admiralitätsſeite, die Stückhofsmoskowiſche, Jamskoi und weogner Seite, die waſilioſtrowſche, ſt. petersburgiſche und wiburgiſche Seite. Der vorzüglichſte Theil von Petersburg (welches, wie alle großen Städte von einem ſolchen Umfange, mehrere oft einander ganz entgegengeſetzte Partheien bildet) iſt die Admiralitätsſeite; eine prächtige Inſel, die von der Newa und Fontanka, einem Arme von jener, umgeben wird Den Namen führt ſie von dem daſelbſt ſich befindenden Admiralitätsgebäude, an welchem die Vergoldung der Thurmſpitze 60,000 Ducaten koſtet. Nahe bei dem letztern iſt 1. der berühmte Win-

terpalaſt; ein überaus großes und prächtiges Gebäude, wo Catharina II. den größten Theil des Jahres reſidirte. Im Brillantenzimmer bewahrt man bei einem großen Schatz von Diamanten die Reichsinſignien; am Scepter iſt der berühmte große Stein von 779 Gran. In der Eremitage befinden ſich eine Menge Kunſtwerke, die Handbibliothek und mehrere Sehenswürdigkeiten. 2. Der kaiſerliche Sommerpalaſt; ein einfaches Gebäude mit vortrefflichen Gärten, von denen der eine für jedermann offen iſt und zu öffentlichen Spaziergängen dient. 3. Der große Platz; der ſchönſte in Petersburg, mit der berühmten Statue Peters des Großen, deren Fußgeſtell, ein ungeheures Felſenſtück, drei Millionen Pfund wiegt, und von Cephalim ſechs Werſte weit zu Lande bis an die Newa und auf derſelben 20 Werſte weit nach Petersburg gebracht wurde (vergl. d. Art. Falconet). 4. Die ruſſiſchen Buden; ein überaus weitläuftiges Gebäude, eine der ſchönſten Einrichtungen der Stadt. Sie faſſen die beiden Vierecke des großen Marktes ein, und ſind größtentheils auf Koſten der Krone, die ſie dann vermiethet, von Steinen erbaut; ein Augenzeuge vergleicht ſie mit dem Palais-Royal in Paris. In dem petersburger Theile liegt die Feſtung, die Peter im J. 1703 anlegte, und die 1740 vollendet wurde; da ſie aber jetzt faſt mitten in der Stadt liegt, ſo dient ſie theils zum Glanze derſelben, theils zu einem ſichern Gefängniß. Mitten in der Feſtung ſteht die St. Peter- und St. Paulkirche, worin man die Grabmäler Peters I. und der Kaiſerinnen Catharina, Anna und Eliſabeth findet. Hinter dem Sarge Peters I. ſind verſchiedene Sachen aufgeſtellt, welche dieſer Kaiſer ſelbſt ſchnitzte *). In dem waſili-oſtrowſchen Theile befinden ſich: die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften, die hohen kaiſerlichen Collegia, das Land- und See-Cadettencorps, die Börſe u. ſ. f. Die kaiſerlichen Kunſt- und Naturalienſammlungen ſind ſehr bedeutend, und es iſt kraft eines ausdrücklichen Decrets jedem Aufſeher über eine davon verboten, eine Erkenntlichkeit anzunehmen. Die Akademie der Wiſſenſchaften, deren jährliche Einkünfte 70- bis 80,000 Rubel betragen, iſt ſehr ermuntert worden, deßgleichen die Akademie der Künſte; mit welcher eine Lehranſtalt für 300 junge Leute verbunden iſt, und die ein ſehr ſchönes Gebäude und 60,000 Rubel jährliches Einkommen hat. Es gibt überhaupt viele gemeinnützige Anſtalten in Petersburg; und Catharina II. verdient den Namen einer zweiten Schöpferin dieſer Stadt. Petersburg hatte übrigens im J. 1787 3431 Häuſer, von denen 1291 von Stein erbaut ſind, und im J. 1789, ohne Hofſtaat, Akademie und drei abwechſelnde Feldregimenter, 217,948 Einwohner, unter denen man ein Achttheil Deutſche rechnet. Die daſigen Fabriken ſind noch lange nicht das, was ſie ſeyn könnten. Das Blühen des Handels fördert die am 27ten Juli 1816 eröffnete Börſe. Es dauert die für den Ausländer äußerſt empfindliche Winterkälte daſelbſt gewöhnlich fünf Monate, November bis Anfang Aprils **). So kalt indeß der Winter iſt, ſo heiß iſt wieder der Sommer. Eine wahre Wohlthat für Petersburg iſt das Newa-Waſſer, das ganz vortreflich und rein wie Cryſtall iſt. Von

*) Auch iſt auf der petersburger Inſel noch die erſte Wohnung vorhanden, die Peter im J. 1703 für ſich erbauen ließ; ein kleines hölzernes Häuschen, das man, um es zu erhalten, mit einer Mauer eingefaßt und einem Dach bedeckt hat.

**) Es werden auf den Straſſen, öffentlichen Plätzen und vor dem kaiſerlichen Palais auf öffentliche Koſten große Feuer angemacht, woran ſich die vorbei Gehenden und Fahrenden wärmen.

den kaiſerlichen Luſtſchlöſſern nennen wir bloß: Czarskoe-Selo, nach dem Urtheile der Kenner eins der prächtigſten Luſtſchlöſſer in der Welt (es war der vorzüglichſte Sommeraufenthalt der verſtorbnen Kaiſerin, welche den trefflichen Garten nach ihren Ideen auf das reizendſte verſchönert und in einen wahren Zaubergarten verwandelt hat); ferner Petershof, ebenfalls ſehenswerth, wohin ein trefflicher Weg führt, wo ſich aber die Kaiſerin den Sommer nur einige Wochen aufhielt; Oranienbaum, wo ſie ein Haus bauen ließ, das die Eremitage genannt wird.

Petersgroſchen oder Peterspfennig wurde eine Abgabe genannt, die England vom achten Jahrhunderte an bis zur Epoche der Reformation an den Papſt entrichtete. Der angelſächſiſche König Ina ſoll ſie 725 dem Papſte zuerſt in der Abſicht zugeſtanden haben, daß davon eine Pflanzſchule engliſcher Cleriker zu Rom und die daſelbſt befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten wurden. Sie wurde durch Einſammlung eines Penny von jedem Hauſe alljährlich am Peterstage aufgebracht und überſtieg im 13ten Jahrhunderte das Einkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. E.

Petion (J. de Villeneuve), geb. zu Chartres im J. 1759, wo er die Rechte ſtudirte und Advocat wurde. Die Stadt wählte ihn zum Deputirten des dritten Standes bei der Zuſammenberufung der Reichsſtände. Er bekannte ſich zu den revolutionären Grundſätzen. Gut gebildet, in blühender Jugendkraft, 30 Jahr alt, einnehmend und freundlich, dabei geachtet als ein rechtlich denkender Mann, und ausgezeichnet durch das Talent der Beredſamkeit, erlangte er bald einen gewiſſen Ruf. Dies und ſein unternehmender Charakter, der ſich aber in Gefahren nicht bewährte, zog ihn tief in den Strom der Revolution. Bei Gelegenheit der königlichen Sitzung am 23ſten Juni 1789 erklärte er ſich gegen den vom König verſuchten Machtgebrauch, und foderte die Verſammlung auf, bei ihren erſten Beſchlüſſen zu beharren. Hierauf gab er ſich ganz der Partei Orleans hin, und ward im October Mitglied des erſten Sicherheitsausſchuſſes. Sein republicaniſcher Eifer ward immer ſtürmiſcher. Er beſtritt die Meinungen der Gegner mit einer Art von Wuth, und blieb öfters, wenn er ſich des Rednerſtuhls bemächtigt hatte, einer der letzten im Saale. Im J. 1791 ſchloß er ſich an Condorcet, Guadet und Briſſot an, und ſtimmte für des Letztern Syſtem einer Republik ſo eifrig, daß er ſelbſt eine Sendung nach England übernahm, um mit einigen brittiſchen Revolutionsmännern zu überlegen, wie die Patrioten beider Länder ihre Plane am beſten ausführen könnten. Nach Bailly ward er zum Maire von Paris im J. 1791, (den 14ten November) gewählt. Der Poſten war ſo gefahrvoll als wichtig. Als das Volk am 20ſten Juni 1792 gegen die Tuilerien anſtürmte mit dem Geſchrei: fort mit dem Veto! mußte er als Maire dem Auflauf Einhalt thun; allein er ſelbſt war gegen das Veto. Als Präſidenten des pariſer Criminalgerichts hatte ihn ſchon früher die Nationalverſammlung zu einem der drei Commiſſäre ernannt, welche den entflohenen Ludwig XVI. von Varennes zurückführen mußten, (den 23ſten Juni 1791). Hier betrug er ſich nicht gegen den unglücklichen Monarchen mit der ſchuldigen Achtung und Schonung, welche Barnave und Latour-Maubourg, die beiden andern Commiſſäre, beobachteten. Er blieb den heftigen Jacobinern treu, als mehrere ſeiner Freunde dieſen Club verließen. Nun ward ſein Verhalten als Maire gegen den König immer geſetzwidriger. Er verleitete den Pöbel zu groben Beleidigungen des königlichen Anſehens, oder ließ wenigſtens den Unfug zu, ja ſeine Anſchlagszettel

veranlaßten, wie man ihm nicht ohne Grund Schuld gab, den Aufſtand der Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau am 20ſten Juni. Die Unterredung, welche der König deßhalb mit ihm hatte, ließ er drucken, um das Volk zu reizen. Die Departementsverwaltung von Paris entſetzte ihn daher den 6ten Juli auf kurze Zeit ſeines Amtes als Maire. Aber die Nationalverſammlung hob dieſen vom König genehmigten Beſchluß ſchon den 13ten Juli wieder auf, nachdem Petion, von den Sectionen unterſtützt, vor den Schranken in einer langen Rede ſich nicht ſowohl vertheidigt, als eine Menge Schmähungen gegen den Hof und deſſen Anhänger ausgeſtoßen hatte. Den Tag darauf war das Bundesfeſt. Der König war mit ſeiner Familie zugegen und wurde beſchimpft; aber auf den Hüten des Volks las man mit Kreide geſchrieben: es lebe Petion! Am folgenden 3ten Auguſt erſchien er vor der Nationalverſammlung, und verlangte förmlich im Namen der Sectionen von Paris die Entthronung des Königs; doch widerſprachen einige Sectionen dieſem Geſuche. Jetzt wirkte er im geheim. Als der Aufſtand am 9ten und 10ten Auguſt den königlichen Thron umſtürzte, hatte er, um alle Verantwortlichkeit von ſich abzulehnen, die Vorſicht gebraucht, ſich im königlichen Palaſte, wohin er vom König als Maire berufen worden war, zum Scheine einzufinden, und nachher in ſeinem eigenen Hauſe von Aufrührern, die unter ſeinem Befehle ſtanden, ſich bewachen zu laſſen. Gleichwohl erklärte er im November öffentlich durch die Journale, daß er als ein geheimer Oberer nicht wenig dazu beigetragen habe, den 10ten Auguſt herbeizuführen. Der Convent trat jetzt zuſammen. Petion war der erſte Präſident deſſelben. Nach Merciers Behauptung waren einige Mitglieder anfangs der Meinung, Petion zum Dictator vorzuſchlagen. Doch hatte er, obgleich Prüdhomme dies behauptet, keinen Antheil an den Mordſcenen im September. Er mißbilligte ſie vielmehr, that aber, wozu ihn ſein Amt verpflichtete, keinen wirkſamen Schritt, um ſie aufzuhalten. Hierauf decretirte er als Präſident des Convents den 21ſten September 1792 die Aufhebung des Königthums, und bildete den 11ten October mit Briſſot, Danton, Barrere, Sieyes, Thomas Payne, Virginaud und Genſonné den conſtituirenden Ausſchuß, welcher die Verfaſſungsform der Republik entwerfen ſollte; auch ward er den 18ten October wieder zum Maire von Paris gewählt. Sein Einfluß war alſo groß. Mit leidenſchaftlicher Erbitterung ſprach er jetzt faſt täglich auf der Tribune gegen den König, deſſen Prozeß er dadurch beſchleunigte. Nun brach auch ſein Haß gegen Robespierre öffentlich aus. Er ließ den 10ten November eine Rede und einen Brief erſcheinen, der viel Geſchichtliches über das J. 1792, insbeſondre über Robespierre, Marat, Briſſot und ihn ſelbſt enthält. Im Januar 1793 ſtimmte er für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für deſſen Recht an das Volk zu appelliren, was ihm in der Folge zum Verbrechen gemacht wurde. Seine Thätigkeit zeigte ſich bald darauf in dem am 25ſten März 1793 errichteten allgemeinen Wohlfahrts- und Vertheidigungsausſchuß, unter deſſen 25 Mitgliedern er ſich nebſt Sieyes, Cambaceres, Robespierre und andern befand. Hier ward ſein Kampf mit Robespierre, vorzüglich ſeit dem 10ten April, ein Kampf auf Tod und Leben. Er wollte die entſcheidende Stimme im Ausſchuß führen und das Schreckensſyſtem mildern. Aber Robespierre und Danton ſiegten. Sie benutzten die Erklärungen des Generals Miaczinski, der Petion als Mitwiſſer von Dumouriez Planen angab, um eine Unterſuchungscommiſſion gegen ihn niederzuſetzen. Man decretirte hierauf ſeine Anklage den 2. Juni und den 28. Juli 1793 ward Petion, vor Kurzem noch der Abgott des pariſer Volks, nebſt

Buzot, Lanjuinais und 14 andern, die wie er der Aufſicht der Gensdarmen, ſich entzogen hatten, für einen Landesverräther erklärt. Der Convent ſprach aber erſt den 3ten October gegen ihn und 52 Deputirte den Haftbefehl aus. Er irrte auf ſeiner Flucht lange in der Bretagne und an den Ufern der Gironde herum. Endlich fand man ihn und Buzot im Juli 1794 Hungers geſtorben oder ermordet, halb von Thieren aufgefreſſen, in den Ebenen des Departements der Gironde bei St. Emilion. Engliſche Schriftſteller nennen ihn den talentvollen, den tugendhaften, den unbeſtechlichen Petion. Verſchieden urtheilen über ihn Mercier, Mad. Roland, Frau von Genlis und Bertrand de Moleville. Unſtreitig war er ein von Leidenſchaft und Stolz verblendeter Republikaner, dem ſein Einfluß aufs Volk den eiteln Wahn einflößte, die Revolution in ihrem Gange aufhalten, und die Republik auf einem von Verbrechen und Leidenſchaften durchwühlten Boden ohne Religion und Sitten befeſtigen zu können. Der Franzoſe, der Talent und warmes Blut hat, glaubt, ihm müſſe alles gelingen. So dachte auch Petion!

Petitmaitre. Zu den Zeiten der Fronde, der mächtigen Gegenpartei des Hofes, die ſich in Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. bildete, hatte ihr Haupt, der geiſtvolle und tapfere Condé, eine große Menge junger Leute unter ſeine Fahnen verſammelt. Eine Menge derſelben, die die Kunſt, ſich zu putzen beſſer, als die zu regieren verſtanden, bildeten ſich darum nicht minder ein, die Herren des Staats zu ſeyn. Die Pariſer legten ihnen daher ſpottweiſe den Titel der kleinen Herren bei (Petitmaitres), der daher bis auf den heutigen Tag allen denen geblieben iſt, die das Uebergewicht des Aeußern über das Innere ihrer Perſonen geltend zu machen ſuchen.

Petitum, die Bitte, das Geſuch. Daſſelbe bedeutet auch Petition. Petitio principii iſt in der Philoſophie derjenige Fehler im Schließen, wenn man etwas aus Gründen oder Principien beweiſ't, die ſelbſt noch erſt bewieſen werden müſſen. — Petitorienklage iſt eine gerichtliche Klage, durch welche man in den Beſitz eines Eigenthums geſetzt zu werden verlangt. Sie iſt der Poſſeſſorienklage entgegengeſetzt, wo man verlangt, in dem bisherigen Beſitze einer Sache erhalten und geſchützt zu werden.

Petrarca (Franceſco), ein ruhmwürdiger italieniſcher Gelehrter, die Zierde des 14ten Jahrhunderts, verewigt durch ſeinen Geiſt und durch ſein Herz, und werth einer gedrängten Darſtellung ſeines Lebens und ſeiner Verdienſte. Er war von verbannten florentiniſchen Aeltern zu Arezzo in Toscana 1304, den 4ten Juli geboren, und erwuchs zu Anciſa im Val d'Arno, Piſa, Carpentras und Avignon, welches damals die päpſtliche Reſidenz war. Er ſtudirte die Rechte zu Montpellier 1318 und zu Bologna 1322; doch nicht aus eigner Wahl, ſondern nur ſeinem Vater zu gefallen; denn er glaubte, die juriſtiſche Praxis mit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit nicht vereinigen zu können. Vielmehr liebte er das Studium der alten Claſſiker, obwohl ihm ſein Vater manchen ins Feuer warf. 1326 kehrte er nach Avignon zurück, und trat in den geiſtlichen Stand, da er nun nach dem Tode ſeiner Aeltern nicht mehr gebunden war. Sein Genie, ſein Fleiß, ſeine Gelehrſamkeit und Beredſamkeit verſchafften ihm bald einen Namen, und anſehnliche Aemter konnten ihm nicht entgehen, wenn er ſolche hätte annehmen wollen. Zwar nahm er ein Paar Pfründen an, namentlich ein Archidiaconat zu Parma, ſo wie ein Priorat und Canonicat. Doch durch dieſe Pfründen nicht ſehr gebunden, folgte er ſeinem Genius, der ihn zu einem freien Leben antrieb, das er ganz den Wiſſenſchaften widmete; doch nicht,

um allein für ſich zu ſtudieren, ſondern durch Wort und That kräftig zur Aufklärung mitzuwirken, nachdem er ſelbſt durch die geiſtreichen Schriften des Alterthums, durch Platon, Cicero, Seneca und Auguſtinus vor andern erleuchtet worden war. Solch ein Wirken machte er ſich zur Aufgabe ſeines Lebens, und ernſter Fleiß war ſein Tagewerk; beſonders in ſeinen höhern Jahren, als ſeine flammende Liebe zu Laura, von der hernach die Rede ſeyn wird, abgekühlt war. Sein Aufenthalt war ſehr abwechſelnd, zu Avignon, Carpi, Parma, Selva piana, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluſe und Linterno, einem Landgute bei Mailand. Außerdem machte er auch viele Reiſen (er hatte ſelbſt Equipage, ſeinem Teſtamente zufolge), in ſeinen frühern Jahren aus Wißbegierde und um ſich zu zerſtreuen, ſpäter in öffentlichen Geſchäften. 1333 bereiſ'te er als Jüngling die Rheingegenden, und beſuchte franzöſiſche, flandriſche und deutſche Städte. Wir leſen ſeine intereſſante Reiſebeſchreibung, beſonders von Cöln, in ſeinen freundſchaftlichen Briefen (an Joh. Colonna, 1 — 3 f. vergl. Morgenblatt, 1811, 102 f.) Dann iſt er auch Spanien umfahren und hat England geſehn. Seine ſpätern Reiſen waren Geſchäftsreiſen und Botſchaften in Staatsgeſchäften, nach Neapel, Venedig, Avignon (in Begleitung des bekannten Cola di Rienzi), Paris und Prag. So konnte es ihm an Freunden und Gönnern in und außer Italien nicht fehlen. Geiſtliche und weltliche Große, die ihn kannten, ſchätzten ihn ungemein, und überhäuften ihn mit Beweiſen ihres Wohlwollens; beſonders auch der deutſche Kaiſer Carl IV., der ihm den Titel eines Pfalzgrafen verlieh, und mit ihm correſpondirte, und an welchen Petrarca Briefe voll patriotiſcher Wünſche ſchrieb; denn er liebte ſein Vaterland gar ſehr. Noch mehr Gunſt würde er erlangt haben, wenn er hätte ſchmeicheln können, und wenn er nicht manche hohe Würde abgelehnt hätte. Da er alſo frei von bindenden Aemtern blieb, konnte er ſich deſto ausgebreitetere Verdienſte erwerben. Er machte durch ſeine Schriften ſeine eigene Gelehrſamkeit gemeinnützig, und eröffnete Andern die Quellen derſelben, die Schriften der Claſſiker. So zog er Cicero's Briefe an ſeine Freunde aus dem Staube, legte mit großem Sammlerfleiße eine Manuſcriptenſammlung an, (nachmals auf der St. Marcusbibliothek in Venedig), und beförderte in Italien mit Boccaccio das Studium der griechiſchen Sprache, die er ſelbſt erſt ſpät lernen konnte. Darum gebührt ihm unter den Erweckern der alten Literatur eine der erſten Stellen. Die alten Philoſophen, Hiſtoriker und Dichter hatte er (obwohl es damals viel ſchwerer war als jetzt) ſtudiert; darum beſaß er beſſere philoſophiſche Einſichten, ausgebreitetere Geſchichtskenntniſſe und einen feinern Geſchmack, als alle ſeine Zeitgenoſſen. Es war beſonders die practiſche Philoſophie, die dieſen Denker anzog. Darum ſuchte er wahre Lebensweisheit durch ſeine Schriften zu verbreiten, die er in einer ſehr lebendigen Schreibart, in Dialogen, abfaßte, wie z. B. die Schrift: de remediis utriusque fortunae, worin er von dem, was in glücklichen Lagen gefahrvoll, und von dem, was in traurigen Umſtänden doch tröſtlich iſt, ganz practiſch und individuell, ſehr lehrreich und anziehend ſpricht. Nicht minder erforſchte er die alte Geſchichte, deren Quellen faſt vergraben lagen. Deßhalb war er ſehr aufmerkſam auf die alten Denkmäler zu Rom, für deren Erhaltung er kräftig ſprach; deßhalb begann er eine Sammlung von Kaiſermünzen, und verdient deßhalb auch einen Platz in der Geſchichte der Münzkunde. Seine hiſtoriſchen Schriften zeugen von großer Beleſenheit. Auch gab er ein geographiſches Werk heraus, eine Anleitung zu einer Reiſe ins

gelobte Land. Zwar trägt ſein Latein Spuren ſeiner Zeit; aber wer wollte ihm das nicht verzeihen? Nicht minder als Philoſophie und Hiſtorie, liebte er die **Poeſie**, und gewann dadurch unvergänglichen Ruhm. Talent und Studium bildeten ihn zum Dichter. Als Vorbilder hatte er die Alten und Neuern: Virgil, Dante und die Provenzaldichter. So ward er, ſelbſt reich an Phantaſie und gern in der Einſamkeit ſchwärmend, Dichter. Seine lateiniſchen Gedichte ſind zwar nicht muſterhaft, wie die Alten, aber für ſeine Zeit vortrefflich und großes Aufſehen erregend. Es ſind Eclogen, poetiſche Briefe und ein Heldengedicht, Afrika, über ſeinen Lieblingshelden Scipio. Zwar ward es nicht vollendet; doch brachte es ihm den poetiſchen Lorbeerkranz, den er zu Rom auf dem Capitol am erſten Oſtertage 1341 empfing, unter großen Feierlichkeiten. Doch nicht allein die Gebildeten ehrten ihn, ſondern auch der gemeine Mann (der überhaupt damals in Italien den Gelehrtenſtand ſchätzte) ehrte ihn mit Enthuſiasmus voll Hochachtung und Liebe. Ja, man pflegte ihn immer nur den **göttlichen Petrarca** zu nennen. So durchdrang ſein Ruf ganz Italien und die benachbarten Länder, und ihn prieſen die Gelehrten der folgenden Jahrhunderte. Indeß dankte er dieſe allgemeine Schätzung beſonders ſeinen **ſchönen italieniſchen Gedichten** (beſonders von 1327-54), durch die er ſeine Vorgänger, die Troubadours, bei weitem übertraf. Und was den Gelehrten dahin brachte, in ſeiner Mutterſprache zu dichten, war — ein ſchönes Weib, **Laura**, der wir mithin ſo herrliche Gedichte, die noch nach 500 Jahren mit Entzüken geleſen werden, verdanken, und der die italieniſche Sprache viel ſchuldig iſt. Dieſe Erwähnung der Laura (über welche ihr eigner Artikel zu vergleichen iſt), führt uns nun darauf, den geiſtreichen Gelehrten auch **als Menſchen** zu betrachten, und ſein berühmtes **Verhältniß mit dieſer liebenswürdigen Laura**, wodurch er den Meiſten allein bekannt iſt, darzuſtellen. Man kannte es nicht recht, bis einer aus ihrer Familie, der Abt von Sade, der Familienarchive benutzen konnte, in ſeinen Mémoires pour la vie de Franc. Petrarque, Amſt. 1764-67, 3 Voll. (überſ. Lemgo, 1774 ff.) beſtimmtere Auskunft gewährte. Bis dahin glaubte man einer unhiſtoriſchen Erzählung des Velutello, eines Auslegers des Petrarca, die auch in den neueſten Zeiten in Journalen von Unkundigen wieder als Wahrheit aufgetiſcht worden iſt. Die Sache verhielt ſich ſo. Der feurige Jüngling, Petrarca, war eben von der Univerſität Bologna nach Avignon zurückgekommen. Einſt am frühen Morgen, es war in der Charwoche 1327, ging er, ſeiner Gewohnheit nach, in die Kirche der heiligen Clara, zu beten. Da erſchien auch voll jugendlicher Anmuth und voll Würde ein Weib, um zu beten, Madonna Laura von Noves, ſeit zwei Jahren die Gattin des Hugo von Sade. Ihr herrliches idealiſches Weſen entzückte, der Werth ihres Geiſtes feſſelte ihn. So war ſein ganzes Weſen ergriffen von der glühendſten Liebe; und er vermochte weder durch Zerſtreuung auf Reiſen, noch durch das Fliehn zur Einſamkeit von dieſer Leidenſchaft ſich loszuwinden, vielmehr wuchs ſeine ſchwärmeriſche Liebe, die freilich nicht allein an Lauras Geſtalt hing, denn ihre Schönheit verblühte zeitig; aber ihr geiſtiger Werth ſtieg immer in ſeinen Augen. Die Seine konnte ſie, als Vermählte, nicht werden; aber er durfte ſie, nach dem Geiſte der damaligen Zeit, öffentlich lieben und feiern. Laura war auch ihm gewogen, weil ſie ſeinen Werth, ſeine Treue und ſeine Huldigungen zu ſchätzen wußte. Aber nie vergab ſie ihrer Würde und Keuſchheit etwas. Sie hielt ihn ſtets in ſeinen Schranken; nur dann, wenn das Mitleid mit ſeiner Sehnſucht ſie ergriff,

konnte ſie ihm ein freundliches Lächeln oder ein holdes Wort nicht verſagen. So betete er ſie 21 Jahre lang an, bis die Peſt zu Avignon 1340 auch die Herrliche hinraffte. Aber auch noch lange nach ihrem Tode feierte er ſie mit neuer Kunſt. Die Früchte ſeiner zarten, glühenden Liebe waren die ſchönen Sonette, in denen er ſeine Bewunderung, ſeine Sehnſucht, ſeine Freuden und Klagen lieblich ausſprach; herrliche Gedanken und Empfindungen in der zarteſten Form. Das war ſein Troſt. So liebte er, in der Phantaſie zu leben, in der Einſamkeit zu ſchwärmen. Zwar wollte er oft mit Gewalt ſich losreißen, weil er wohl einſah, wie ſehr dieſe Schwärmerei ſeine geiſtige Thätigkeit hindre. Aber er fühlte auch, wie dieſe Leidenſchaft ſeinem Weſen vortheilhaft ſey; wie ſie ihn befeuert habe, immer höher zu ſtreben, um ihrer Huld würdiger zu werden, und, ihr zu gefallen, ihn abgehalten habe von andern Verirrungen; wie ſie ihn himmliſcher geſinnt mache (ſ. die Canzone: Gentil mia Donna). Umſonſt waren alle pſychologiſchen Mittel, durch die er ſich heilen wollte. Er hatte ſich auf Reiſen ins Gewühl der Welt begeben, aber vergeblich; denn nie verließ ihn das Bild der Geliebten (S. Carm. lat. I. 7 und die meiſterhafte Canzone: Di pensier in pensier). Er verſuchte in der Einſamkeit ſeine Glut zu kühlen, aber da, ſagt er ſelbſt, da ward meine Herzensflamme größer und ſtrömte aus in Thränen und Seufzern, welche die Haine und Hügel des Thals (Vaucluſe oder Valchiuſa, wo er viel wohnte), wiederhallten (ſ. Epist. 116 und die Sonette und Canzonen). Hier in Vaucluſe, unweit Avignon (in welcher Stadt Laura wohnte), kämpfte er mit ſeiner Leidenſchaft, zugleich ernſtlich ſtudirend. Nur im Alter äußerte er, daß er ſeiner Jugendſchwärmerei ſich ſchäme, und daß er jene Gedichte, die freilich Gleichgeſtimmten gefielen, entweder nicht geſchrieben, oder doch beſſer gemacht haben möchte. Da tadelte er nicht ſeine Liebe, ſondern nur ihre zu große Heftigkeit. Die meiſte *eigne Auskunft* über ſeine Schwärmerei finden wir gerade in den Schriften von ihm, die am wenigſten bekannt ſind, in ſeinen lateiniſchen Briefen, in ſeinem Aufſatze, den er: mein Geheimniß oder von der Geringſchätzung des Irdiſchen, überſchrieben hat (ein pſychologiſches Meiſterſtück, dialogiſch) und in ſeinem Gedichte: Triumph des Todes. In *jenen* entſchuldigt er ſeine Leidenſchaft mit der himmliſchen Vortrefflichkeit der Laura, der Reinheit ſeiner Liebe, und den Wirkungen derſelben zur Veredlung ſeines Gemüths. In *dieſem* dichtet er, daß ihm die ſchon verewigte Laura erſcheint und ihm zu ſeinem Entzücken freundlich die Hand reicht. Endlich geſteht ſie: mein *Herz* war *nie* von dir geſchieden; und wie ſie durch Zurückhaltung ſeine Flamme gemäßigt, um Beider Ehre zu retten, aber auch durch freundliches Anſchaun ſeinen Schmerz gelindert habe (vergl. auch das Sonett: Dolci durezze e placide ripulse). — Wir, nach einem halben Jahrtauſend, freuen uns dieſer Liebe; denn ſie iſt die Quelle jener bewunderten 310 Sonette, Canzonen und Seſtinen, die eine feurige Phantaſie, eine glühende Liebe, eine innige Zärtlichkeit und die ſüßeſte Schwermuth athmen und alles zart vergeiſtigen, geſchmückt durch die anmuthigſte Darſtellung und die reinſte Sprache voll ſüßen Wohllauts, die keineswegs in ihm veraltet erſcheint. Er iſt der Meiſter aller erotiſchen Dichter. Zwar könnte man an ſeinen Gedichten Einförmigkeit und manche Spuren ihres Zeitalters, mitunter froſtige Gedanken und Anſpielungen, falſchen Witz, ſonderbare Beiwörter und geſchmackwidrige Wortſpiele tadeln. Aber eine Anzahl unter ihnen werden immer als *vollendete Meiſterſtücke* bewundert und geliebt werden (z. B. Nel dolce tempo; Benedetto fia'l giorno; Laura

serena; Due rose fresche; Erano i capei; Chiare fresche; Di pensier in pensier; Spirto felice): und deſto mehr anziehn, je mehr die jedesmalige Stimmung der Lectüre ſolcher lyriſchen Stücke günſtig iſt. Seine Triumphe der Liebe, der Keuſchheit, der Zeit u. ſ. w. ſind Darſtellungen von Erſcheinungen allegoriſcher Weſen, auch italieniſch geſchrieben. In Ueberſetzungen kann man freilich die Reize des liebenswürdigen Dichters bei weitem nicht ganz kennen lernen. Doch beſitzen wir manche meiſterhafte Ueberſetzungen von Gries und A. W. Schlegel. Die Originale (die freilich viele ſchwer verſtändliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, z. B. Geſualdo, Caſtelvetro, Velutello, Taſſoni u. A.) ſind an 200 Mal herausgegeben worden. Die beſten und neuſten Ausgaben erſchienen zu Paris 1760, Venedig 1785, und beſonders von Fernow, Jena 1806 (2 Thlr. 12 Gr.) Seine lateiniſchen Werke ſind gedruckt zu Baſel 1496 und 1581 und ſonſt einzeln oft. — So wie wir ſeiner Liebe ſo ſchöne Früchte zu verdanken haben, ſo auch ſeiner *Freundſchaft*; denn ihr ſind wir die vielen Briefe ſchuldig, die wir noch heute von ihm leſen, und die außer ihrem eigenthümlichen Intereſſe auch hiſtoriſchen Werth haben, und daher alle (wie Becker zu Dresden beginnen wollte) gedruckt zu werden verdienten. Wirklich war Petrarca, wie in der Liebe, auch in der Freundſchaft Virtuoſe. Das zeigen uns ſeine Aeußerungen über die Freundſchaft, z. B. „Dies einzige tröſtet mich nach dieſer Verwaiſung" (nach dem Tode ſeines Freundes Franciscus), „daß wir beide wetteifernd jene kurze Zeit mannichfaltig durch Liebe verlängert, daß wir alles, was in der Freundſchaft ſüß und heilig iſt, in der Kürze entwickelt haben; ſo daß zwar unſre Freude länger, aber gewiß keine Freundſchaft aufrichtiger, keine Vertraulichkeit inniger ſeyn konnte." — Machen jene gefühlvolle Liebe und dieſe treue Freundſchaft uns den großen Mann als Menſchen werth, ſo muß die Kenntniß ſeiner *Religioſität* dieſe Achtung noch vermehren. Er war in der That *ein frommer Mann*, ein Freund der heiligen Schriften (deren Werth er jedoch erſt im reifern Alter recht erkannte) und der öffentlichen Gottesverehrung; ein Mann von gewiſſenhaftem Wandel. Man erſieht dies aus ſeinen Schriften, z. B. aus ſeinem Teſtamente. Auch ehrte ſein Herz, was ſein Zeitalter für heilig hielt. Darum faſtete er gewiſſenhaft, vermachte einen Theil ſeines Vermögens den Kirchen, ehrte ſehr die Heiligen, inſonderheit die heilige Jungfrau (auf die er auch eine ſchöne Canzone voll Demuth und Andacht gedichtet hat, und von der er ein vorzüglich ſchönes Gemählde beſaß, ſeinem Teſtamente zufolge) und die Reliquien. Hier war er freilich noch in manchen Vorurtheilen befangen. — Rechnen wir zu den Beweiſen ſeines gebildeten Gefühls noch ſeine *Dankbarkeit* gegen ſeine Lehrer, ſeine *Anhänglichkeit* an ſeine Gönner, und ſeine *Gefälligkeit* gegen jeden, dem er dienen konnte; ſo werden wir uns die hohe Achtung, die er genoß, erklären können, zumal, wenn wir bedenken, daß gleich ſein Aeußeres ihn empfahl. Er war wohlgebildet, ſehr gewandt, in ſeiner Jugend auch höchſt elegant in der Kleidung (ſ. var. epist. IX.) und ſpielte die Laute. In der That, bewundern müſſen wir den großen Mann, der mit ſo vielumfaſſenden Talenten ſo viel Fleiß und Gemeinnützigkeit verband; zumal wenn wir bedenken, wie groß bei ſeinen literariſchen Arbeiten ſein ſubjectives Verdienſt (nämlich in jenem Zeitalter, da noch ſo wenig vorgearbeitet war), und wie groß ſein Fleiß geweſen ſey, da er bei ſo vielem Leſen, ſo vielen Reiſen und ſo viel Zeitverluſt durch ſeine Schwärmerei doch ſo viel geſchrieben hat. — Er ſtarb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18ten Juli, auf dem

Dorfe Arqua bei Padua, wo er zuletzt wohnte. Man fand ihn früh entſchlafen, in ſeiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch geſtützt. Sein Leichnam wurde bei einer vornehmen Begleitung zu Arqua feierlich beigeſetzt, obwohl er alle Feierlichkeit verbeten hatte. — Uebrigens ſind die Quellen ſeiner Lebensbeſchreibung meiſt ſeine eignen Schriften; ſeine Briefe, ſein ſogenanntes Geheimniß, und ſeine eigenthümliche Zuſchrift an die Nachwelt über ſein Leben und ſeinen Charakter. Er hat unter den Italienern viele Biographen gefunden, unter den Deutſchen beſonders Fernow. F.

Petrefacten, ſ. Verſteinerungen.

Petronius. Dieſer wegen ſeiner Obſcönität berüchtigte römiſche Schriftſteller, mit ſeinem vollen Namen Titus Petronius Arbiter, ein geborner Marſeiller, lebte zu Nero's Zeit und an deſſen Hofe. Eine Zeit lang war er der Begünſtigte des Cäſar, und er ſoll vorzüglich von ihm als Anordner ſeiner üppigen Feſte und Luſtbarkeiten gebraucht worden ſeyn. Allein auch er, wie ſo viele Andre, fiel zuletzt als ein Opfer der argwöhniſchen Grauſamkeit des Tyrannen, auf deſſen Befehl er ſich ſelbſt den Tod geben mußte. Wer es für einen Gewinn achtet, die ausſchweifenden Sitten und die Verdorbenheit der damaligen Römer kennen zu lernen, der kann dies allerdings aus Petronius, der ſelbſt dazu die beſte Gelegenheit hatte. Wir haben noch von ihm Bruchſtücke einer Schrift, Satyricon betitelt, worin er in Proſa und Verſen jene Schändlichkeiten ſchildert. Einigen Werth für die Sittengeſchichte hat alſo dieſe Schrift allerdings; aber auch nur in dieſer Hinſicht mag ſie geleſen werden, und es iſt tadelhaft, wenn man durch Uebertragung in das Deutſche ſie dem großen Haufen der Leſer zugänglich zu machen verſucht hat. Eine gelehrte Ausgabe hat Peter Burmann geliefert; eine neuere von Anton, nach der burmanniſchen Recenſion, erſchien zu Leipzig 1782. Die angeblich in der neuern Zeit aufgefundnen Supplemente hält man für unecht. S.

Petrus, der Apoſtel, hieß eigentlich Simon und war ein galiläiſcher Fiſcher aus Bethſeida. Durch ſeinen Bruder Andreas, den Jeſus gleich beim Antritt ſeines Lehramts unter ſeine Jünger aufgenommen hatte, wurde Simon mit dieſem göttlichen Lehrer bekannt und merkwürdig iſt der ſchnelle Entſchluß, der ihn bewog, Jeſu, auf deſſen Wort er eben den reichſten Fiſchzug gethan hatte, mit Zurücklaſſung aller ſeiner Habe auf der Stelle zu folgen. Seitdem erſchien er immer im Gefolge und als einer der innigſten Vertrauten Jeſu, der ihn wegen der Feſtigkeit ſeines Glaubens Kephas (griechiſch Petros, Fels) nannte, und durch beſondere Zuneigung auszeichnete, ohne, wie die Papiſten behaupten, ihm eine Obergewalt über die Apoſtel verliehen zu haben, welche auch Petrus ſelbſt ſich niemals anmaßte. Vielmehr gab ihm Jeſus in ihrer Gegenwart Erinnerungen wegen der Fehler und Uebereilungen, zu denen ſein heftiges Temperament ihn hinriß und noch in der letzten Schreckensnacht vor der Kreuzigung traf ihn der ſtrafende Blick des Herrn, den er aus Liebe von fern in das Haus des Hohenprieſters begleitet, und daſelbſt aus Furcht verläugnet hatte. Die Reue über dieſen Fehltritt läuterte und befeſtigte ſein an ſich edles und von Liebe zu Jeſu glühendes Herz, ſein Eifer und ſeine Geiſtesgaben machten ihn in wichtigen Angelegenheiten zum Wortführer ſeiner Mitapoſtel. Dies war der Fall am Pfingſtfeſte nach der Himmelfahrt Jeſu, wo Petrus den Muth hatte, das Evangelium zuerſt öffentlich zu verkündigen, und durch ſeine kraftvolle Rede mehrere Tauſende gewann, und bei den Rechtfertigungen vor dem hohen Rathe. Ueberhaupt hatte ſein Wort

und Gutachten bei der Chriſtengemeinde Gewicht, und auf ſeine Vorhaltung faßten die Apoſtel und Aelteſten auf der erſten Synode zu Jeruſalem den Beſchluß, daß das moſaiſche Geſetz für Chriſten aus dem Heidenthume entbehrlich ſey. Wahrſcheinlich durchreiſ'te Petrus mehrere Gegenden des mittlern und weſtlichen Aſiens als Lehrer des Chriſtenthums, daß er aber auch nach Rom gekommen und dort im Jahre 67 gekreuzigt worden ſey, berichtet nur die in der römiſchen Kirche geltende Tradition, auf welche der Papſt ſeine Würde als Nachfolger dieſes Apoſtels gründet. Die im Canon des neuen Teſtaments enthaltenen zwei Lehrſchreiben Petri ſind in griechiſcher Sprache abgefaßt, und an chriſtliche Gemeinden in Klein-Aſien gerichtet. In Schreibart und Darſtellung der Lehre tragen ſie ganz den Charakter ſeines feurigen, von Gedanken zu Gedanken eilenden, im Ausdrucke wenig ſorgfältigen, aber energiſchen und phantaſiereichen Geiſtes. E.

Peutinger (Conrad), ein berühmter Gelehrter, war 1465 zu Augsburg geboren, ſtudirte auf den vorzüglichſten Univerſitäten Italiens, und kehrte als Doctor beider Rechte in ſeine Vaterſtadt zurück, wo ihm 1493 das Syndicat übertragen wurde. Er wohnte als Abgeordneter von Augsburg den häufigen Reichstagen bei, die unter Maximilian gehalten wurden. Nach dem Tode dieſes Kaiſers im J. 1519 begab er ſich nach Brügge, um Carl V. zu bewillkommen. Alle ſeine Thätigkeit wandte er an, ſeiner Vaterſtadt nützlich zu ſeyn; unter andern wirkte er ihr das Recht aus, Münzen zu prägen. Er ſtarb im Jahr 1547, in einem Alter von 82 Jahren, geiſtig und körperlich entkräftet. Seine anſehnliche Bibliothek blieb eine Zeitlang bei ſeiner Familie, und kam endlich an die Jeſuiten von Augsburg. Peutingers Andenken hat ſich erhalten durch die nach ihm benannte Karte. Dieſe von unbekannter Hand unter Theodoſius dem Großen gezeichnete Karte gibt die Militärſtraßen durch den größten Theil des weſtrömiſchen Reichs an. Conrad Celtes hatte ſie in einem Kloſter Deutſchlands aufgefunden und Peutinger gegeben, der damit umging, ſie herauszugeben. Nach ſeinem Tode aber verſchwand ſie auf viele Jahre; endlich machte Marx Welſer 1591 zu Venedig Bruchſtücke derſelben bekannt, unter dem Titel: Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerarum bibliotheca. Erſt im achtzehnten Jahrhundert entdeckte man ſie ganz unter Peutingers Handſchriften, und nun gab ſie 1753 Franz Chriſtoph von Scheyb mit Anmerkungen und Erläuterungen zu Wien ſchön gedruckt in Folio heraus, wo die Handſchrift gegenwärtig in der kaiſerlichen Bibliothek iſt. Aus den Schriftzügen und den Figuren ſieht man, daß ſie nicht das Original iſt, ſondern in das 13te Jahrhundert gehört. Peutinger ſelbſt hat mehrere ſchätzbare Werke, z. B. über alte Inſchriften, über den Verfall des römiſchen Reichs u. ſ. w., herausgegeben, die zum Theil mehrmals gedruckt worden ſind.

Pezay oder vielmehr **Peſay** (Maſſon, Marquis de), geboren zu Blois, beſchäftigte ſich anfänglich mit der Literatur, und trat alsdann in die Armee. Seine Schweſter, Madame Caſſini, die durch Schönheit und Verſtand mächtige Freunde erworben hatte, trug viel zu ſeinem Glücke bei. Pezay's einzige Beſchäftigung waren poetiſche Tändeleien; auf den Antrieb ſeiner Schweſter faßte er den Entſchluß, an den Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Als Ludwig XVI. den Thron beſtieg, nahm Pezay ſich die Freiheit, dem Könige in einem Schreiben Rathſchläge über die Abgaben und über die Mittel, das Volk zu erleichtern, zu geben. Ludwig antwortete ihm nicht; aber Pezay ließ nicht ab, und ſchrieb dem Könige, daß er über ſein Stillſchweigen beunru-

digt ſey. Der gütige Monarch antwortete ihm jetzt, und nun entſtand ein Briefwechſel, der zum Sturze des Abbé Terray und zur Anſtellung Pezay's beitrug. Dieſer erhielt jetzt bei Maurepas und Sartine Zutritt, und wurde von beiden zu Rathe gezogen. Auch Necker ſchloß ſich an ihn an, und trat auf Maurepas und Pezay's Empfehlung bald an Turgots Stelle. Pezay hatte dem Könige Unterricht in der Tactik ertheilt, wofür er zum Oberaufſeher der Küſten mit 60,000 Livres Gehalt ernannt wurde. Er begab ſich ſogleich in die Seeplätze, und zeigte viel Thätigkeit; zugleich aber veranlaßte ſein ſtolzes, anmaßendes Betragen ſo dringende Beſchwerden, daß der König ſich bewogen fand, ihn auf ſeine Güter zu verweiſen, wo er bald darauf im J. 1777 vor Kummer ſtarb. Pezay's Poeſien ſind in Dorats Manier. Sein Gedicht Zélis au bain (erſt in vier, ſpäter in ſechs Geſängen) iſt in der erotiſchen Gattung und gefällt durch Anmuth und Leichtigkeit. Viele andre Gedichte von ihm ſind in den Muſenalmanachen zerſtreut. Außer ſeinen poetiſchen Werken, wohin Les Soirées Helvétiennes, Alsaciennes et Franc-Comtoises; Les Soirées provençales; La Rosière de Salency, ein Schäferſpiel (beide Letztere nicht gedruckt) u. ſ. w. gehören, hat er herausgegeben: Les Campagnes de Maillebois en 1745 et 1746, 3 Vol. 4. und ein Band Karten, welches Werk trotz vieler Fehler geſchätzt wird. Seine poetiſchen und moraliſchen Schriften ſind 1792 in 2 Bändchen erſchienen.

Pfahlbauer, ein ſchutzverwandter Bauer, der bloß als innerhalb der Gerichtspfähle des Dorfes wohnhaft angeſehen wird. **Pfahlbürger**, in alten Zeiten diejenigen, welche, um ſich dem Gehorſam ihres rechtmäßigen Grundherrn zu entziehn, ſich in den Schutz irgend einer wichtigen Reichs- oder Freiſtadt begaben und das Bürgerrecht daſelbſt annahmen, obgleich ſie deßhalb ihren Wohnort nicht veränderten. Da hieraus viele Streitigkeiten und Fehden entſtanden, ſo kamen theils die Städte ſelbſt unter einander überein, dergleichen nicht mehr zu ihren Bürgern aufzunehmen, theils wurde es auch durch die goldne Bulle (ſ. d. Art.) und andre Reichsgeſetze verboten. Woher die Benennung rühre, darüber iſt man ſehr ſtreitig. Die wahrſcheinlichſte Meinung iſt, daß, weil ſolche Bürger nicht wirklich in den Städten wohnten, deren Bürgerrecht ſie erlangt hatten, ſie als Vorſtädter, die **hinter** den **Pfählen** der Städte wohnen, angeſehen wurden; daher man ſie oft auch für bloße Hinterſaſſen gehalten hat. **Pfahlgericht** heißt in manchen Orten bei den Deutſchen diejenige Gerichtsbarkeit, welche bloß auf den Bezirk oder den Hof eines gewiſſen Orts, oder auch nur auf gewiſſe Perſonen eingeſchränkt iſt. — **Pfahlhecke** (Pfahlgraben, Teufelsmauer), ein intereſſantes Denkmal der ehemaligen Herrſchaft der Römer in Deutſchland, das ſich durch einen großen Theil des deutſchen Südens in Trümmern hinſtreckt, die bald mehr, bald weniger kennbar und unterbrochen ſind. Hier erſcheint es als eine Mauer, dort als eine Kunſtſtraſſe, und zur Seite ſtößt man auf Ruinen von Thürmen, Schanzen und Gebäuden. Das ungeheure Werk beginnt auf dem linken Ufer der Donau, unweit Regensburg, durchſchneidet die obere Pfalz, das Eichſtädtiſche, Pappenheimiſche und Anſpachiſche, und zieht ſich von da durch Oettingen, Ellwangen, Limburg und Hohenlohe gegen den Neckar und Rhein. Wir ſehen in ihm eines der ſchönſten Monumente des ehemaligen Aufenthalts der Römer in dem großen Germanien, ob wohl keiner ihrer Geſchichtſchreiber uns den Namen ihres Erbauers aufbewahrt hat. Denn es ſind nur Conjecturen ſpäterer Schriftſteller, wenn die einen dieß Werk dem Kaiſer **Hadrian**, die

andern ſeinem entferntern Nachfolger **Probus** zuſchreiben. Der römiſche Urſprung ſelbſt iſt aber keinem Zweifel unterworfen, und durch eine Menge Münzen, Waffen, Inſchriften, Säulen und anderer aus der Erde hervor gegrabenen Alterthümer hinreichend erhärtet. Das Gebäude erregt nach Jahrhunderten und in ſeiner Zerſtörung, durch ſeine Größe und Kühnheit, noch immer Erſtaunen und Bewunderung. Es geht in einer geraden Richtung, ungehemmt durch die Schwierigkeiten des Bodens, über Berge und Thäler, und ſelbſt durch Flüſſe fort, und beſchreibt eine wenigſtens achtzig Stunden lange Linie. Die frühern hiſtoriſchen Forſcher haben ſie für eine Landwehr erklärt, welche von den Römern erbaut worden, um den von ihnen eroberten auf dem linken Ufer der Donau liegenden Theil von Germanien künſtlich zu begränzen, und gegen die Einfälle der deutſchen Völkerſchaften zu verwahren. Aus ſpätern Unterſuchungen hat es ſich aber ergeben, daß die Teufelsmauer eine Landwehr und eine Heerſtraße in ſich vereinige, die eine aber von der andern unterſchieden ſey.

Pfalz. Dieſen Namen führten vormals zwei von einander getrennte Provinzen Deutſchlands, wovon man die eine die **Oberpfalz**, die andre die **Unterpfalz** nannte. Die Oberpfalz war von Bayreuth, Böhmen, Neuburg, Bayern und dem nürnbergiſchen Gebiet begränzt und enthielt 130 Quadratmeilen mit etwa 200,000 Einwohnern. Amberg war die Hauptſtadt und der Sitz der Regierung. Bis 1620 gehörten die Ober- und Unterpfalz zuſammen; nachdem aber in dem genannten Jahre der unglückliche Churfürſt Friedrich V. nach der Schlacht bei Prag in die Acht erklärt worden, kam die Oberpfalz an Bayern, und verblieb demſelben auch im weſtphäliſchen Frieden, jedoch mit der Bedingung, daß ſie nach Abgang der männlichen bayeriſchen Churlinie an Pfalz heimfallen ſolle. Im J. 1808 wurde aus der Oberpfalz mit Sulzbach der bayerſche Nabkreis gebildet; nach der Eintheilung von 1810 aber wurde ein Theil der Oberpfalz zum Regen-, der andre zum Maynkreiſe geſchlagen. — Die Unterpfalz oder Pfalz am Rheine lag auf beiden Seiten des Rheins und war begränzt von Mainz, Katzenellenbogen, Würtemberg, Baden, dem Elſaß, Lothringen und Trier und beſtand aus fünf Theilen: 1. dem Fürſtenthum Simmern, 2. dem Fürſtenthum Zweibrücken, 3. der Grafſchaft Sponheim, 4. dem Fürſtenthum Veldenz und Lautern und 5. der eigentlichen ſogenannten Pfalz. Dieſes Land, welches dem Churfürſten von der Pfalz gehörte, enthielt auf 75 Quadratmeilen über 300,000 Einwohner und gehörte trotz der wiederholten Mißhandlungen und Verwüſtungen, denen es zu verſchiednen Zeiten ausgeſetzt war, zu den fruchtbarſten und einträglichſten Ländern Deutſchlands. — Folgendes iſt ein kurzer Abriß der Landesgeſchichte. Die Pfalzgrafen am Rhein hatten ſchon im elften Jahrhundert die Pfalzgrafſchaft und die damit verbundnen Länder erblich erhalten und gehörten zu den vornehmſten Reichsfürſten. Nachdem Pfalzgraf Hermann II. in ein Kloſter gegangen und ohne Erben verſtorben war, gab Kaiſer Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder im J. 1156 ſeinem Bruder Conrad, welcher unter allen Pfalzgrafen zuerſt zu Heidelberg, jedoch öfters zu Staleck im Diſtrikt von Bacharach reſidirte. Heinrich von Braunſchweig vermählte ſich mit deſſen Tochter Agnes und bekam vom Kaiſer Heinrich VI. die Anwartſchaft auf die Länder ſeines Schwiegervaters, nach deſſen Tode er auch zum Beſitz gelangte. Weil er es aber mit ſeinem Bruder, dem Kaiſer Otto IV., gegen Kaiſer Friedrich II. hielt, ſo erklärte ihn dieſer 1215 in die Acht und belehnte mit der Pfalz den Herzog Ludwig von Bayern, welcher

jedoch nicht zum völligen Beſitz derſelben gelangen konnte. Sein Sohn Otto heirathete des geächteten Pfalzgrafen Tochter Agnes, und auf dieſe Weiſe kam die ganze Pfalz an das bayeriſche Haus. Otto's Söhne, Ludwig der Strenge und Heinrich, regierten anfänglich gemeinſchaftlich. Im J. 1256 aber theilten ſie ſich ſo, daß Ludwig die Rheinpfalz und Oberbayern, Heinrich aber Niederbayern bekam. Jener hinterließ zwei Prinzen, Rudolph und Ludwig, von denen erſtrer die Churwürde und die Pfalz erhielt. Der letztere erhielt Oberbayern, wurde Kaiſer und erbte hernach auch Niederbayern. Weil ſein Bruder Rudolph es mit ſeinem Gegner, Friedrich dem Schönen, Herzog von Oeſterreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich ſich aber nachher mit deſſen Söhnen und ließ ihnen die pfälziſchen Lande nebſt einem Stück von Bayern, welches nachher die Oberpfalz genannt worden iſt. Rudolphs drei Söhne, Adolph, Rudolph II. und Rupert I., folgten einander; Letzterm folgte Rupert II., Adolphs Sohn. Rupert III., ſein Sohn und Nachfolger, wurde im J. 1400 Kaiſer und hinterließ vier Prinzen, welche ſich in die väterlichen Lande alſo theilten, daß der älteſte, Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige, die Chur- und Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie ſtarben bald wieder aus. Ludwigs des Bärtigen Nachkommenſchaft ſtarb 1559 mit Otto Heinrich aus, welcher ſich zur evangeliſchen Religion bekannt und die treffliche Bibliothek zu Heidelberg angelegt hatte. Seine Lande und die Chur fielen an Friedrich III. von der ſimmeriſchen Linie, welche obgedachten Stephan, Ruperts III. dritten Sohn, zum Stifter hatte. Churfürſt Friedrich nahm die reformirte Religion an. Ihm folgten Ludwig VI., Friedrich IV. und Friedrich V., welcher ſich verleiten ließ, die von den unruhigen Böhmen ihm angebotne Krone anzunehmen und darüber ſeine Lande und die Churwürde verlor, welche von Kaiſer Ferdinand II. ſeinem Vetter, dem Herzog Maximilian von Bayern, übertragen wurde. Sein Sohn, Carl Ludwig, bekam zwar durch den weſtphäliſchen Frieden die Unterpfalz wieder; auch gab man ihm eine neue, und zwar die achte Churſtelle, nebſt dem Erzſchatzmeiſteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals Pfalz im churfürſtlichen Collegio gehabt, und das Erztruchſeſſenamt blieben bei Bayern. Doch wurde feſtgeſetzt, daß im Fall des Erlöſchens des bayeriſchen Mannsſtammes Pfalz wieder in den Beſitz dieſes Landes und dieſer Rechte kommen ſollte. Sein Sohn Carl beſchloß 1685 die ſimmeriſche Linie. Die Chur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an ſeinen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Es ſtammt das neuburgiſche Haus ab von des obgedachten Stephans, Pfalzgrafen in Simmern zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, deſſen Sohn Alexander zwei Prinzen hatte, Ludwig und Rupert. Der Letztere iſt der Stammvater der veldenziſchen Linie. Des ältern Ludwigs Sohn, Wolfgang, iſt der Stammvater aller, ſeit Erlöſchung der veldenziſchen Linie 1694, lebenden Pfalzgrafen; und von ſeinen drei Söhnen, Philipp Ludwig, Johann und Carl, ſtiftete der jüngſte die birkenfeldiſche Linie, der mittlere die neuzweibrückiſche, der älteſte aber hatte zwei Prinzen, Wolfgang Wilhelm und Auguſt. Der erſte wurde der Stammvater des neuburgiſchen, der andre des ſulzbachiſchen Hauſes; der dritte Sohn, Johann Friedrich, der zu Hilpolſtein ſeinen Sitz bekam, überlebte alle ſeine Kinder. Auf Philipp Wilhelm, welcher den letzten Churfürſten ſimmeriſcher Linie, Carl, obgleich mit großem Widerſpruch des Hauſes Veldenz, beerbte, folgte ſein Sohn, Johann

Wilhelm, welcher nach Ableben des letzten Pfalzgrafen von Veldenz, Leopold Ludwigs, 1694 deſſen Land bekam; auch im ſpaniſchen Succeſſionskrieg, da der Churfürſt Maximilian Emanuel von Bayern geächtet war, die Oberpfalz und die alten Churrechte des pfälziſchen Hauſes wieder erhielt. Allein dies dauerte nur von 1706 bis 1714, da durch den zwiſchen Carl VI. und Ludwig XIV. geſchloſſenen Frieden der Churfürſt von Bayern alles, was er verloren hatte, wieder erlangte. Als Churfürſt Johann Wilhelm im J. 1716 ohne Nachkommen ſtarb, folgte ihm ſein Bruder Carl Philipp, welcher 1742 auch ohne männliche Erben ſtarb, worauf die Chur an die ſulzbachiſche Linie kam, indem auf Carl Philipp Theodor, welcher als Pfalzgraf zu Sulzbach ſeinem Vater Johann Chriſtian Joſeph 1733 gefolgt war und der ſchon 1728 von ſeiner Mutter das Marquiſat Bergen op Zoom geerbt hatte, nun alle churpfälziſchen wie auch die jülichſchen und bergiſchen Lande übergingen. Als zu Ende des J. 1777 der bayeriſche Mannsſtamm mit Churfürſt Maximilian III. ſich endigte, ſo wurden auch die bayeriſchen Lande mit den pfälziſchen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oeſterreich kam. Churpfalz trat, wie im weſtphäliſchen Frieden beſtimmt worden, wieder in ſeine alte Churſtelle, die fünfte im churfürſtlichen Collegio, und in ſein altes Erztruchſeſſenamt, wofür es das Erzſchatzmeiſteramt an Churbraunſchweig abtrat. Nach Carl Theodors unbeerbtem Tode folgte im J. 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joſeph. Die fernere Geſchichte ſehe man unter dem Art. **Bayern**, dem wir noch beyfügen, daß durch den Münchner Vertrag vom 14. April 1816 ein Theil der überrheiniſchen Pfalz, die durch den Lüneviller Frieden für immer verloren gegangen ſchien, wieder an das Haus Wittelsbach zurückgekommen iſt, und daß ſich unter dieſer Erwerbung ſelbſt Zweybrücken, die Heimath der jetzt in Bayern regierenden Linie, befindet. Ueberdieß bemerken wir, daß zu den beſondern Gerechtſamen des Churfürſten von der Pfalz gehörten: das Reichsvicariat, das Recht, Grafen, Freiherrn und Edelleute zu ernennen, das Pfandſchaftsrecht und mehrere andre.

Pfalzgraf, ſ. Comes palatinus.

Pfand heißt jede Sache, auf welche ein Gläubiger von ſeinem Schuldner zur Sicherheit ſeiner rechtsgültigen Foderung ein dingliches Recht erhält, und **Pfandrecht** iſt dasjenige Realrecht, welches der Gläubiger an der Sache ſeines Schuldners zur Sicherheit ſeiner Foderung unter der Bedingung erhält, daß er ſie nach Abtragung der Schuld wieder zurückgibt, oder zur Tilgung derſelben gebrauchen kann, wenn ſie nicht auf andre Art realiſirt wird. Wird der Pfandberechtigte in den Beſitz der verpfändeten Sache geſetzt, ſo nennt man ſie, wenn ſie beweglich iſt, ein Pfand im engern Sinne des Worts, oder ein **Fauſtpfand**; wird ſie ihm aber nicht übergeben, ſo erhält ſie den Namen der **Hypothek**. In der Regel können alle Sachen und Güter, bewegliche und unbewegliche, erworbene und noch zu erwerbende, körperliche und unkörperliche (z. B. Eigenthums- und andere Arten von Rechten) zum Unterpfande dienen, wenn ſie nur dem Verpfänder eigenthümlich zugehören, Sicherheit wegen einer Foderung gewähren, der Veräußerung fähig ſind, und auf eine rechtsgültige Weiſe verpfändet werden können. Aber Gegenſtände, die geſetzlich dem Verkehr entzogen ſind, ſich im Prozeſſe befinden, und ſolche, deren Verkauf durch das Geſetz oder ein Teſtament unterſagt iſt, desgleichen fremde Sachen, z. B. das zur Mitgabe erhaltene Grundſtück der Frau u. ſ. w., dürfen nicht verpfändet werden. Doch kann die Verpfändung fremder Sachen Gültig-

keit erhalten, wenn ſie mit Wiſſen und Willen des Eigenthümers geſchah, oder ſeine Genehmigung hinzukam, und wenn der Verpfänder in der Folge durch Erbgangsrecht oder auf andre Art Eigenthümer derſelben wurde u. ſ. w. Da der Pfandgeber ſein Eigenthum an der verpfändeten Sache mit allen Pertinenzien und Nutzungen behält, ſo muß er alle Laſten, Abgaben und Unglücksfälle allein tragen, und hat auch das Recht, ein generelles Pfand, jedoch ohne Nachtheil des Pfandrechts, und in den durchs Geſetz erlaubten Fällen, zu verkaufen oder ſonſt zu veräußern. Das Pfandrecht bekommt in Hinſicht auf ſeinen Entſtehungsgrund, Umfang, ſeine Wirkung und Glaubwürdigkeit verſchiedne Namen. Erſtreckt es ſich auf das ſämmtliche Vermögen des Schuldners, wobei ſogar das zukünftige präſumirt wird, ſo heißt es eine *Generalhypothek*; iſt es aber auf ausdrücklich beſtimmte und benannte Theile deſſelben eingeſchränkt, eine *Specialhypothek*. Im erſtern Falle kann ſich der Gläubiger an alle Theile des Vermögens halten, im letztern aber nur an die einzelne verpfändete Sache. Doch hat in manchen Ländern, z. B. in Sachſen, die Verpfändung des ſämmtlichen Vermögens ohne namentliche Angabe gewiſſer Sachen, auf welchen das Pfandrecht haften ſoll, und ohne richterliche Beſtätigung, keine rechtliche Wirkung. Das Pfandrecht heißt ein *freiwilliges*, wenn es vom Schuldner durch eine rechtsgültige Willenserklärung, z. B. durch einen Vertrag, Teſtament, Codicill, ertheilt wird, und ein *nothwendiges*, wenn die Ertheilung durch eine geſetzliche Verfügung, oder von der Obrigkeit ohne Zuthun des Schuldners geſchieht. Ein unter öffentlicher Autorität, d. h. vor dem Richter, oder einem Notarius und zwei männlichen Zeugen beſtelltes, und mit einer öffentlichen Urkunde beglaubigtes Pfandrecht iſt ein *öffentliches* (gerichtliches), und, wenn ihm die öffentliche Beglaubignng fehlt, ein *Privatpfandrecht* (außergerichtliches), welches aber ſtets dem öffentlichen nachſteht. Zu dem nothwendigen gehört das geſetzliche oder ſtillſchweigende, welches durch unmittelbare Vorſchrift der Geſetze unter gewiſſen Vorausſetzungen dem Gläubiger an den Gütern des Schuldners ertheilt wird, ohne daß er ſich daſſelbe ausdrücklich ausbedungen hat. Es iſt in der Regel eine Generalhypothek. Ein allgemeines geſetzliches Pfandrecht hat z. B. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte beſtellt worden ſind, auch wenn ſie Caution geleiſtet haben, als: Caſſierer, Rentmeiſter, Verwalter, Kriegszahlmeiſter u. ſ. w., und die mit ihm Contracte abgeſchloſſen haben, und dadurch deſſen Schuldner geworden ſind, ſo wie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückſtändiger Abgaben. Ein geſetzliches Pfandrecht hat ferner die Ehefrau auf das Vermögen ihres Mannes weges des Brautſchatzes, und des übrigen der Verwaltung deſſelben überlaſſenen Eingebrachten; Unmündige, Minderjährige, Wahnſinnige und alle, welchen Vormünder oder Curatoren beſtellt werden, auf das Vermögen derſelben; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter, oder auf andre Art erworbenen Vermögens; Gemeinden, Kirchen, Schulen, Univerſitäten und milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorſteher und Schuldner u. ſ. w. Ein ſpecielles geſetzliches Pfandrecht haben z. B. Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Doch erſtreckt ſich das geſetzliche Pfandrecht in der Regel nur auf das Allodialvermögen der Schuldner. Wenn die Verpfändung in Rückſicht ihrer Form gültig ſeyn ſoll, ſo müſſen die verpfändeten beweglichen Sachen, und ſind es Schuldfoderungen, die Obligationen dem Pfandgläubiger zum Beſitz übergeben

werden. Was aber die Verpfändung unbeweglicher Güter betrifft, ſo iſt die Uebergabe derſelben keineswegs erfoderlich, wenn ſie nur von dem Richter, unter deſſen Gerichtsbarkeit ſie liegen, beſtätigt wird, und ſind es Lehngüter, der Lehnsherr ſeine Einwilligung dazu gegeben hat. Die Wirkungen des Pfandrechts beſtehen darin, daß der Gläubiger das Recht hat, die verpfändete Sache mit allen Pertinenzien ſo lange zu beſitzen, bis er wegen ſeiner Foderung befriedigt iſt, und, wenn dieſe Befriedigung nach einer dazu feſtgeſetzten Friſt nicht erfolgt, ſie nach Befinden der Umſtände gerichtlich oder außergerichtlich, und, ſind es mehrere Pfandſtücke, nach eigner Wahl zu verkaufen, und ſich nicht nur wegen des dargeliehenen Capitals, ſondern auch wegen der Zinſen und Unkoſten von dem daraus gelöſ'ten Gelde bezahlt zu machen. Um gegen künftige Anſprüche geſichert zu ſeyn, iſt das beſte Mittel, ſie öffentlich verſteigern zu laſſen. Es darf aber die Verkaufung, da das Pfandrecht, wie die meiſten dinglichen Rechte, untheilbar iſt, nicht theilweiſe und unter dem Werthe geſchehen, und beſteht das Pfand in mehrern Stücken, ſo dürfen nur ſo viele, als zur Befriedigung des Gläubigers hinreichen, verkauft werden. Findet ſich ein Ueberſchuß über die Schuldſumme, ſo muß er ihn herausgeben; beträgt das Verkaufsgeld aber weniger, ſo kann er ſich wegen des Reſtes an den Schuldner oder Bürgen halten. Wenn ſich aber zur verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann er ſie an Zahlungs-Statt annehmen, oder ſich, im Fall er ſie nicht beſitzt, durch Anſtellung der hypothekariſchen Klage in den Beſitz derſelben ſetzen laſſen. Der Gläubiger hat auch gewiſſe Verbindlichkeiten in Rückſicht der verpfändeten Sache; denn er muß ſie ſorgfältig, wie ſein Eigenthum, aufbewahren, und nach Abtragung der Schuld mit allen gezogenen Nutzungen zurückgeben, auch den mit Vorſatz oder durch Nachläſſigkeit verurſachten Schaden erſetzen. Hat er ſeine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, ſo kann der Schuldner die Pfandklage gegen ihn anſtellen. Da das Pfandrecht nur ein ſubſidiariſches Recht auf eine Sache zur Sicherheit einer Foderung gibt, ſo wird es aufgehoben: 1. wenn dieſe Foderung durch Zahlung, Compenſation, freiwillige Begebung des Pfandrechts, und durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Erlaſſung der Schuld, z. B. durch Zurückgabe des Pfandes, getilgt wird, in welchen Fällen der Schuldner ſein voriges Recht an der Sache wieder erlangt; 2. wenn der Gläubiger aus einer in den Geſetzen gebilligten Urſache das Pfand veräußert hat; 3. wenn die zum Pfand dienende Sache zu Grunde geht, oder eine ſolche Veränderung leidet, daß es nicht wieder in ſeine vorige Form gebracht werden kann; 4. wenn das Grundſtück wegen Schulden verſteigert wird, da in dieſem Fall der Gläubiger aus der Verkaufsſumme ſeine Befriedigung erhält; 5. wenn die Zeit verfloſſen iſt, auf welche das Pfandrecht dauern ſollte, wohin auch gehört, wenn ſich der Gläubiger ſeines Rechts bis zur Verjährungszeit nicht bedient hat, die nach den Umſtänden verſchieden iſt; 6. wenn derjenige, welcher das Pfand gegeben hat, nur ein widerrufliches Eigenthum an derſelben hatte; tritt daher die Zeit des Widerrufs ein, ſo geht das Eigenthum des Pfandſtellers, und mithin auch das Pfandrecht des Gläubigers verloren. — Da die Schuld die Hauptſache iſt, ſo kann ſie fortdauern, wenn auch das Pfandrecht wegfällt, aber nicht umgekehrt. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandſtücks anſtatt der Zinſen, die er von dem dargeliehenen Capital zu fodern hat, überlaſſen (antichretiſcher Vertrag); oder die Intereſſenten treffen die Uebereinkunft, daß der Gläubiger, im Fall die Schuld nicht zur beſtimmten Zeit getilgt

würde, das Pfand für ſeine Foderung eigenthümlich behalten, und der Schuldner das Wiedereinlöſungsrecht verlieren ſolle (commiſſoriſcher Vertrag). Bei Entſtehung eines Concurſes werden die hypothekariſchen Gläubiger nach Bezahlung derjenigen, welche in die erſte Claſſe kommen, vor allen andern, die kein dingliches Recht haben, befriedigt. Bei Colliſionen mehrerer Pfandrechte an derſelben Sache entſcheidet die Ordnung der Zeit, wenn ſie ihren Anfang genommen haben, den Vorzug; doch gehen ſolche, deren Alter aus einer öffentlichen und beglaubigten Urkunde bewieſen wird, den Privathypotheken vor. Es gibt aber beſondre, von den Geſetzen privilegirte Hypotheken, die den unprivilegirten obgleich frühern, vorgehn. Dergleichen Pfandrecht haben z. B. 1. diejenigen, welche ſchon vorher, ehe der Schuldner Eigenthümer der Sache wurde, ein Pfandrecht an derſelben hatten; 2. der Fiscus an dem Vermögen derer, die mit ihm Contracte abgeſchloſſen haben, ſo weit es nach Abſchluß derſelben erworben iſt; 3. die Ehefrau in Anſehung ihres eingebrachten Heirathsgutes; 4. die Pupillen wegen der von ihrem Gelde erkauften Sachen; 5. diejenigen, welche zur Erkaufung einer Sache Geld vorſchoſſen, und ſich daran ein Pfandrecht vorbehielten; 6. die zur Erhaltung einer verpfändeten Sache Geld borgten, und deshalb an derſelben ein Pfandrecht erhielten u. ſ. w. — Uebrigens war dieſes von den Römern entlehnte Recht denſelben in den älteſten Zeiten bekannt, da ſchon die Geſetze der 12 Tafeln dunkel davon reden. Das Hypothekenweſen, einer der wichtigſten Gegenſtände der Civilgeſetzgebung, hat vorzüglich in den preußiſchen Staaten durch das allgemeine Landrecht eine treffliche Einrichtung erhalten. Bemerkenswerth iſt das in mehreren preußiſchen Provinzen, in Schleſien ſeit 1770, und ſpäter in den Marken, Pommern und Preußen eingeführte Syſtem der in Circulation geſetzten Pfandbriefe, wodurch der Credit der Grundbeſitzer eine überaus feſte Stütze erhalten hat. Nach demſelben haften die Rittergutsbeſitzer, alle ſämmtlich für einen, für ihre hypothekariſchen Schulden. (S. Creditſyſtem des Adels.) Mr.

Pfändung iſt die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Abſicht, ſich dadurch ſein Eigenthum, ſeinen Beſitzſtand, und andre Gerechtſame, die man verlieren könnte, zu erhalten, oder einen ſchnellen und ſichern Erſatz des auf irgend eine Art uns zugefügten Schadens zu verſchaffen. Obgleich die Selbſthülfe durch Errichtung des Landfriedens und Reichskammergerichts im J. 1495 verboten wurde, ſo haben ſie doch die Geſetze in einigen Fällen verſtattet, wenn ſie anders hier nicht als eine Art von Ahndung oder Strafe anzuſehn iſt. Da das Pfändungsrecht die Sicherheit des Eigenthums und Beſitzſtandes gegen eigenmächtige, geſetzwidrige Störungen zum Grunde hat, ſo iſt es erlaubt, die Sachen derjenigen zu pfänden, welche uns in unſerm Beſitze, und in den auf ihrem Grund und Boden uns zuſtehenden Servituten ſtören, unſer Eigenthum auf irgend eine Art beſchädigen und berauben, oder eine gegen uns angefangne Verjährung unterbrechen wollen; man darf aber auch des Andern Vieh pfänden, welches unſerm Grundſtücke, oder den darauf befindlichen Früchten Schaden zugefügt hat. Eben ſo hat dieſe Selbſthülfe gegen Fuhrleute Statt, welche den Zoll umfahren, um ſich der zu entrichtenden Abgabe zu entziehen. Soll aber die Pfändung erlaubt ſeyn, ſo muß ſie auf friſcher That, und zwar auf dem beſchädigten Grundſtücke des Eigenthümers, ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Exceſſe, und ohne Beſchädigung der zu pfändenden Sachen vollzogen

werden. Man darf aber nur ſo viel an Werth pfänden, als ungefähr der verurſachte Schaden beträgt. Die Pfändung findet nicht Statt, wenn die Sache ſchon ſtreitig und vor Gericht anhängig iſt; auch iſt es verboten, ſich dieſes Rechts gegen Poſten und Stafetten, wenn ſie uns Schaden zugefügt haben, zu bedienen; man muß ſie gehörigen Orts verklagen. Der Pfänder hat das Recht, die Sache, deren er ſich bemächtigt hat, in Verwahrung zu nehmen, muß aber die geſchehene Pfändung dem Eigenthümer derſelben mit Beſtimmung der Größe des Schadenerſatzes unverzüglich anzeigen, und kann ſich durch eine Privatvergütung mit ihm abfinden. Weigert er ſich aber, ihm den Schaden zu erſetzen, ſo iſt er verbunden, dem ordentlichen Richter, unter deſſen Gerichtsbarkeit die Pfändung vorgefallen iſt, von dem Vorgange Anzeige zu machen, und, wenn es beſondre Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf ſie derſelbe verkauft, und nach Abzug des für den verurſachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandſchillings, der Gerichtsgebühren, und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskoſten, das Uebrige dem Eigenthümer zuſtellt. Im Fall das Pfand zu dieſen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus ſeinen Mitteln nachzahlen. Wenn man bloß die Erhaltung des Beſitzes durch die Pfändung beabſichtigt, ſo bedarf es keiner Anzeige derſelben, und führt der Gepfändete keine Klage, ſo iſt es erlaubt, die Sache zu verkaufen oder auch zu behalten. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man ſich des Viehes des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Gepfändete wieder herauszugeben, iſt bei Vorausſetzung einer an ſich gerechten Pfändung eine unerlaubte Selbſthülfe. Mr.

Pfeffel (Gottlieb Conrad), geboren zu Kolmar im Elſaß am 28. Jun. 1736, wurde nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters von ſeiner Mutter erzogen, und beſuchte bis 1750 das evangeliſche Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Damals nahm ihn ein Anverwandter, der nachherige Kirchenrath und Superintendent Sander in Künderingen, zu ſich, um ihn für die Akademie vorzubereiten. In ſeinem funfzehnten Jahre ging Pfeffel nach Halle, um daſelbſt die Rechte, beſonders aber das Staatsrecht zu ſtudiren. Aber die veränderte Luft und Lebensordnung hatten einen ſo nachtheiligen Einfluß auf ſeine von Natur ſchwachen Augen, daß er nach einer langwierigen Ophthalmie Halle verließ und zu ſeinem Bruder nach Dresden ging. Hier ſchienen ſeine Augen ſich zu beſſern, als er aber 1754 in ſein Vaterland zurückgekehrt war, kamen neue Rückfälle, welche 1757 mit dem gänzlichen Verluſt des Geſichts endigten. Eine glückliche Ehe, die er 1759 ſchloß, und ſeine angeborne Heiterkeit und Geiſtesthätigkeit hielten ihn in dieſer an ſich ſo traurigen Lage nicht nur aufrecht, ſondern gaben ihm auch Muth und Kraft, ſich einen ausgebreiteten Wirkungskreis zu ſchaffen. Schon in früher Jugend hatte er ſich in der Poeſie verſucht; jetzt kehrte er in den Stunden der Einſamkeit zu dieſer Beſchäftigung zurück, und dichtete Lieder, Fabeln und Epigramme. Da mehrere derſelben ohne ſein Wiſſen im J. 1759 in der ſtraßburger Wochenſchrift, der Sammler, abgedruckt worden, ſo entſchloß er ſich, ſelbſt im J. 1760 eine Ausgabe ſeiner Gedichte zu beſorgen. So unvollkommen auch dieſe Jugendverſuche waren, ſo erregten ſie in damaliger Zeit doch Aufmerkſamkeit, und Pfeffel fand ſich aufgemuntert, auf der betretnen Laufbahn weiter zu gehn. Im J. 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich unter dem Namen einer Kriegsſchule ein akademiſches Erziehungshaus für die proteſtantiſche Jugend in Kolmar.

Dieſer Anſtalt, in der er unter Mitwirkung ſeines Freundes Lerſe viele treffliche Zöglinge bildete, widmete er ſeine ganze Kraft, bis die Revolution in Frankreich ihr ein Ende machte. Seitdem verwendete er ſeine Muße zu literariſchen Beſchäftigungen. Im J. 1803 wurde er Präſident des neuerrichteten evangeliſchen Conſiſtoriums in Kolmar, und ſtarb 1809. Zu den Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, gehört, daß er ſchon 1763 heſſendarmſtädtiſcher Hofrath, 1777 Mitglied der helvetiſchen Geſellſchaft, 1782 Bürger von Biel, und 1783 Mitglied des großen Raths dieſer Stadt, und 1788 Ehrenmitglied der Akademie der Künſte zu Berlin wurde. — Die Dichtungsgattungen, welche Pfeffel bearbeitet hat, ſind die Fabel und Erzählung, die Epiſtel, die Romanze, das Epigramm, das lyriſche Gedicht und das Drama. Im Allgemeinen zeichnen ſich ſeine Poeſien durch wahre Empfindung, naiven Witz, heitere Laune, echte Lebensweisheit und leichte Verſification aus. Am glücklichſten war er in der Fabel und Erzählung, dagegen ſind ſeine dramatiſchen Werke, größtentheils nach franzöſiſchen Muſtern bearbeitet, meiſt vergeſſen. Als Menſch war er durch ſein wohlwollendes Herz, ſeinen biedern Charakter, ſeine tief gefühlte Religioſität, und ſeinen Gleichmuth bei allen Wechſeln des Schickſals höchſt achtungswerth.

Pfeffers, eine reiche Benedictinerabtei in der Schweiz, in der Landvogtei Sargans nahe an Graubünden. Der Abt, der ſonſt reichsfürſtliche Würde hatte, gehört jetzt mit ſeinen Beſitzungen zum Canton St. Gallen. Berühmt iſt das hieſige warme Bad, welches eine Stunde von Pfeffers in einem tiefen Thale liegt und die Eigenthümlichkeit hat, daß das Waſſer nur vom Mai bis October quillt.

Pfeifergericht hieß die alte Feierlichkeit, mit welcher die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt am Main jährlich und zwar in der Herbſtmeſſe die Beſtätigung ihrer Zoll- und andrer Freiheiten holen mußten. Es geſchah dies allemal unter Begleitung der beſten nürnberger Kunſtpfeifer (daher der Name), indem die Deputirten jener Städte nach einander vor ſitzendem Gericht erſchienen und des heiligen römiſchen Reichs und Stadtgerichts Schultheiß einen weißen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, zwei weiße Handſchuh und ein weißes Stäbchen übergaben und dabei ihre Zollfreiheit abfoderten. (Eine kurze Beſchreibung ſ. in Göthe, Aus meinem Leben, B. I. S. 39 ff.)

Pferd. Dieſes edle und nützliche Thier wurde ſchon früh von dem Menſchen gezähmt und in ein Hausthier umgeſchaffen. Ob es jetzt noch urſprünglich wilde Pferde gebe, iſt zweifelhaft. Nach Pennant finden ſich dergleichen um den Aralſee, am Tanfluſſe, im ſüdlichen Sibirien, in den großen mongoliſchen Wüſten und in der Kalkas-Mongolei, nordweſtlich von China. Sie ſind kleiner als die zahmen, mäuſefahl, dickbehaart, beſonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Daraus erhellt, daß ſie das zahme Roß an Schönheit nicht erreichen. Sie leben in Heerden bei einander, und ſcheuen den Menſchen ungemein. Sie ſtellen daher allemal Wächter aus, auf deren Gewieher ſie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wiſſen die Kalmücken ihnen beizukommen. Außerdem mag es auch in Ceylon und im Innern von Afrika wilde Pferde geben. Zu unterſcheiden von dieſen ſind die verwilderten, welche man in menſchenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in Polen, in Süd-Amerika u. ſ. w. Durch die Pflege des Menſchen hat das urſprünglich eſelähnliche, mauſefahle und langhaarige Pferd der Wüſte ſich zu einem der ſchönſten und edelſten Thiere ausgebildet. Das von

Natur einem gemäßigten Erdſtriche angehörige Pferd iſt jetzt faſt über den ganzen Erdboden verbreitet, und kommt ſowohl unter der Linie als innerhalb der Wendekreiſe fort; aber Clima, Boden und Nahrung zeigen den ſichtbarſten Einfluß. Man theilt hiernach die Pferde in gewiſſe Hauptracen. Vor allen verdient den Vorzug die arabiſche Race; die Beſchaffenheit des Landes und die Sorgfalt der Menſchen verſchaffen ihr den erſten Rang. Das arabiſche Pferd iſt mittler Statur, mehr mager als fett, leicht, geſchmeidig, ſtolz, feurig und dauerhaft. Die Araber führen über ihre ſchönſten Pferde eigne Stammregiſter. Nächſt den arabiſchen werden die tatariſchen Pferde (aus den afrikaniſchen Küſtenländern am mittelländiſchen Meere) am meiſten geachtet. Sie zeichnen ſich durch den kleinen, wohlproportionirten Kopf, durch den langen, aber ſchön gebognen Hals, durch die dünne Mähne und den ſchlanken Körper aus, und ſind von mittler Größe. Auf dieſe folgen die ſpaniſchen Pferde. Sie haben einen großen Kopf, etwas lange Ohren, breite Bruſt, rundes Kreuz, einen ſtolzen und kühnen Gang, und ſind mehrentheils ſchwarz und an der Stirn weiß. Hiernächſt folgt die engliſche Race, die in neuern Zeiten durch arabiſche und barbariſche Hengſte ſehr veredelt worden iſt. Das engliſche Pferd iſt von mittler Größe, hat einen kleinen Kopf, kleine ſteife Ohren, einen langgeſtreckten Leib, dünne Beine, und iſt von ſehr verſchiednen Farben. Durch Sicherheit und Schnelligkeit iſt es vor andern ausgezeichnet. Die engliſchen Renner übertreffen die barbariſchen um das Doppelte. Nach den engliſchen Pferden pflegt man die neapolitaniſchen und venetianiſchen zu ſetzen. Die erſtern zeichnen ſich beſonders durch ſtarken vollkommnen Wuchs, durch einen großen und dicken Kopf, und durch ſtolzen Anſtand aus, weßhalb ſie ſich gut zu Parade- und Kutſchenpferden eignen. Dabei aber ſind ſie unbändig, ungelehrig und boshaft. Von den übrigen europäiſchen Pferden ſind inſonderheit die aus der Ukraine, die Polacken, die däniſchen, holſteiniſchen, friesländiſchen und mecklenburgiſchen merkwürdig; doch ſtehen ſie in der Regel den angeführten Racen nach. — In Hinſicht der Gebrauchs theilt man die Pferde in Reit-, Kutſch- und Arbeitspferde ein. Zum erſtern nimmt man die vorzüglichſten; bei den letztern ſind Geſundheit und Stärke die Haupteigenſchaften. Beſondre Berückſichtigung erfodert das Alter eines Pferdes, welches man am ſicherſten aus der Beſchaffenheit der Zähne erkennt; doch reicht dieſes Mittel nicht über das zehnte Jahr hinaus. Brauchbar bleibt das Pferd ungefähr bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre, wobei jedoch auf die Behandlungsart viel ankommt. Sein natürliches Alter iſt auf das doppelte anzuſchlagen. Von dem Nutzen, der Pflege und Zucht, von den Krankheiten der Pferde u. ſ. w. zu ſprechen, iſt hier der Ort nicht.

Pfingſten, das auf den fünfzigſten Tag nach Oſtern fallende und daher bewegliche Feſt der Ausgießung des heiligen Geiſtes über die Jünger Jeſu, welches zu den hohen chriſtlichen Feſten gehört. Der Name Pfingſten iſt aus dem griechiſchen Worte Pentecoſte, der funfzigſte, entſtanden.

Pflanzen. Wir bezeichnen gegenwärtig mit dem Namen Pflanzen alle Gewächſe von dem höchſten Baume bis zum geringſten Schimmel, und nennen den Inbegriff derſelben das Pflanzenreich, die Wiſſenſchaft aber, welche ſich mit dem Pflanzenreiche beſchäftigt, Botanik (ſ. d. Art.). Gewöhnlich definirt man die Pflanzen als organiſirte Körper ohne willkürliche Bewegung. Sie beſtehen, wie alle organiſirten Körper, aus feſten und flüſſigen Theilen. Zu jenen rechnet man

das Zellgewebe, die verſchiednen Gefäße, die Fibern, und das Mark, zu dieſen die in dem Pflanzenkörper befindlichen Flüſſigkeiten und die Luft. Von den Fibern, dem Mark und dem Zellgewebe iſt in eignen Artikeln die Rede, ſo daß von den feſten Theilen uns hier nur die Gefäße übrig bleiben. Sie ſind Saft- oder Luftgefäße. Die Luftgefäße enthalten Luft, die Saftgefäße aber die Flüſſigkeiten, durch deren Bearbeitung das Wachsthum der Pflanzen bewirkt wird. Ihre Beſtimmung iſt verſchieden. Einige führen den aufgenommnen und auf eine gewiſſe Art bearbeiteten Saft den äußern Theilen zu, und werden zuführende, andre ſchaffen unnütze Säfte aus dem Pflanzenkörper heraus, und werden abführende Gefäße genannt. Die zuführenden Gefäße ſind entweder Spiral- oder Nahrungsgefäße, die abführenden ſind theils die Markgefäße, theils die Waſſergefäße der Oberhaut. Außerdem gibt es noch gewiſſe Nebengefäße, wahrſcheinlich von ähnlicher Beſtimmung. Die zuführenden Gefäße liegen dicht unter der Haut, bald etwas tiefer unter dem Zellgewebe, und laufen zuweilen in das Mark. Die abführenden hingegen laufen faſt nur innerhalb des Zellgewebes und des Marks fort, und nehmen ihren Ausgang an der Oberhaut. Die flüſſigen Beſtandtheile der Pflanzen ſind diejenigen, welche ſich in den genannten Gefäßen bewegen. Sie ſind doppelter Art, tropfbarflüſſige und elaſtiſchflüſſige. Die tropfbaren Flüſſigkeiten ſcheinen bei den Pflanzen die Stelle des Bluts vertreten und in ihren Verrichtungen mit demſelben verglichen werden zu können. Sie ſind wahrſcheinlich wie das Blut der Thiere mit organiſchen Theilen geſchwängert, woraus ſich die feſten Theile bilden. In phyſiologiſcher Rückſicht findet ſich zwiſchen den Pflanzen und Thieren große Aehnlichkeit. Zuſammenziehende Kraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions- und andre Kräfte haben die Pflanzen mit den Thieren gemein, nur in einem geringern Grade. Man mag nun dieſe und ähnliche Kräfte für weſentlich verſchieden oder für Aeußerungen einer Lebenskraft anſehn, ſo muß doch immer den Gewächſen eine Art von Leben zugeſtanden werden. Wie dieſelbe zu erklären ſey, das läßt ſich noch eben ſo wenig beſtimmt angeben, wie bei den Thieren. Wir werden zwar an den organiſchen Fibern ſowohl der Thiere als der Pflanzen gewiſſe Veränderungen und Bewegungen gewahr, welche ſich durchaus von den Veränderungen und Bewegungen in der unorganiſchen Natur unterſcheiden; allein die wirkende Urſache davon, die Lebenskraft, erkennen wir nicht. Dieſe Lebenskraft erhält in den Pflanzen eben ſowohl wie in den thieriſchen Körpern bei allen den Abwechslungen und Veränderungen, denen ſie unterworfen ſind, immer die eigenthümliche Form des Individuums, und ſie iſt es, durch welche die chemiſche Verwandtſchaft der Grundſtoffe, woraus die organiſirten Körper beſtehn, bei dieſen anders, als bei den unorganiſchen modificirt wird. Hört ſie auf, ſo ſtirbt der organiſche Körper, und ſeine Beſtandtheile unterwerfen ſich ungehindert den allgemeinen Verwandtſchaftsgeſetzen der lebloſen Natur. Ob man den Pflanzen auch Empfindung zuſchreiben dürfe, iſt zweifelhaft, denn bis jetzt haben wir noch keine Nerven bei den Pflanzen entdeckt, und die Erſcheinungen an gewiſſen Pflanzen, welche Empfindung zu verrathen ſcheinen, laſſen ſich vielleicht auf bloße Reizbarkeit zurückführen. Auch Bewegung, als Folge der Lebenskraft, iſt den Pflanzen nicht abzuſprechen. Mehrere äußern unter gewiſſen Umſtänden eine Bewegung gewiſſer einzelnen Theile, die der thieriſchen Bewegung ähnelt. Die Bewegung der Säfte in den Pflanzen kannte man lange, bevor man die Urſache davon einſah. Malpighi ſcheint geglaubt zu haben, daß der Grund davon in einer

Bewegung der Gefäße liege. Hales ſuchte ihn in der Wärme der äuſſern Luft; ſpätere Naturforſcher nahmen mechaniſche Gründe an, indem ſie die Pflanzengefäße als Haarröhrchen betrachteten. Allein die Unſtatthaftigkeit aller dieſer Erklärungsarten iſt leicht zu entdecken, und es ſcheint richtiger zu ſeyn, die Reizbarkeit der Gefäße für die Urſach des Steigens ihres Saftes anzunehmen. Dieſe Meinung wird dadurch beſtätigt, daß der Saft zu ſteigen aufhört, wenn man durch ſtarke elektriſche Schläge die Reizbarkeit der Gefäße abgeſtumpft hat. Worin aber dieſe Reizbarkeit beſtehe, und was ſie verurſache, iſt bis jetzt noch nicht dargethan worden; nur ihr Daſeyn kennt man, und hat durch Verſuche gefunden, daß ſie ſich durch gewiſſe künſtliche Mittel eben ſowohl erhöhen als ſchwächen, ja ganz aufheben läßt. Außerdem ſcheint aber auch die Wärme auf die Bewegung der Säfte Einfluß zu haben; denn warum bewegt die Reizbarkeit die Pflanzenſäfte im Winter nicht? Erſt bei einem gewiſſen Wärmegrad ſteigen die Säfte und beginnt das Wachsthum; kalte Tage aber bringen ſogleich einen Stillſtand oder eine Hemmung hervor. Die Sommerhitze ſchwächt, wie es ſcheint, allmählig die Reizbarkeit, und ſtumpft ſie ſo ab, daß die Säfte ſich nach und nach immer langſamer bewegen und im Herbſte ſtill zu ſtehn anfangen. — Mit der Reizbarkeit der Pflanzen hängt der Schlaf derſelben und ihr Drehen nach dem Lichte genau zuſammen. Erſterer ſcheint zu erfolgen, wenn ſie anhaltend und heftig in Thätigkeit geweſen. Man bemerkt ihn beſonders an den Blumenkronen, aber auch an den Blättern, nur in verſchiednen Graden. Die Neigung der Pflanzen, ſich nach dem Lichte zu drehen, wird bei ſolchen leicht ſichtbar, die das Licht nur von einer Seite haben, indem alle Stengel, Zweige, Blätter und Blüthen ſich nach dieſer Seite hinwenden. — Ein andrer wichtiger Gegenſtand in der Phyſiologie der Pflanzen iſt das Athmen derſelben. Es beſteht in einem Einſaugen und Aushauchen, welches man beſonders an den Blättern wahrnimmt. Legt man ein friſches Blatt in ein Glas mit Brunnenwaſſer, und ſetzt es den Sonnenſtrahlen aus, ſo erſcheint es bald mit Luftbläschen bedeckt, die allmählig nach der Oberfläche aufſteigen und dort zerplatzen. Fängt man ſie auf, ſo zeigt ſich, daß ſie aus Sauerſtoffgas beſtehn. Nur unter Mitwirkung des Sonnenlichts zeigt ſich dieſe Erſcheinung; bloße Wärme reicht nicht dazu hin. Die über das Athmen der Pflanzen angeſtellten vielfältigen Verſuche haben zu ſehr verſchiednen Meinungen geführt. Ingenhouß glaubt, daß die Pflanzen nur im Sonnenlichte Sauerſtoff, des Nachts hingegen Stickgas und kohlengeſäuertes Gas aushauchen. Nach Senebier geben geſunde Pflanzen und ihre Blätter bei Nacht gar keine Luft von ſich; daſſelbe fand Spallanzani. Ackermann dagegen behauptet, daß die Pflanzen eben ſo gut wie die Thiere den Grundſtoff der Lebensluft (Sauerſtoff) einſaugen, und Kohlenſäure von ſich geben müſſen. Aber nicht allein luftförmige Stoffe hauchen die Pflanzen aus, ſondern es ſteigen auch aus ihnen Feuchtigkeiten in Dünſten auf, deren Maſſe im Ganzen ſehr beträchtlich iſt. Man gibt an, daß ein Baum von mittlerer Größe täglich 30 Pfund Feuchtigkeiten ausdünſtet. — Wir gehen jetzt auf den Geruch, Geſchmack und die Farbe der Pflanzen über. Was den Geruch der Pflanzen betrifft, ſo zeigen die neuern Fortſchritte der Chemie, daß das Princip deſſelben nicht, wie man von einer ſo flüchtigen, ausdehnbaren, faſt unwägbaren, völlig unſichtbaren und nur auf die Geruchsnerven wirkenden Subſtanz hätte glauben ſollen, gasartig ſey und folglich nicht als einer von den nähern Beſtandtheilen der Pflanzen angeſehn werden dürfe.

Fourcroy zeigt in einer Reihe von Sätzen, welche die ältern und neuern Erfahrungen und Betrachtungen darüber enthalten, die Nichtexiſtenz eines eignen Riechſtoffs. Riechbarkeit iſt den Körpern eben ſo weſentlich wie die Schwere, richtet ſich aber nach der Flüchtigkeit; daher die flüchtigſten Körper am ſtärkſten riechen. Der Geſchmack der Pflanzen ſcheint auf dem Verhältniſſe der Grundſtoffe und auf dem Grad der Wärme zu beruhen, dem eine Pflanze ausgeſetzt iſt, wobei jedoch auch das Sonnenlicht von großer Wirkung iſt. Von der Farbe der Pflanzen gilt daſſelbe, was von ihrem Geruch geſagt worden. Schon Ariſtoteles bemerkte, daß die Pflanzen durch das Sonnenlicht gefärbt würden. Ray, Bonnet, Senebier und Andre ſtellten mehrere Verſuche in dieſer Hinſicht an. Senebier fand, daß grüne Blätter, die man mit der ganzen Pflanze an einen dunkeln Ort ſtellte, erſt auf der Oberfläche gelb und dann weiß wurden, dagegen junge im Dunkeln erzogne Pflanzen, die er nach und nach ans Licht brachte, aus dem Weißen ins Gelbe übergingen, immer dunkelgelber wurden und dann nach und nach grüne Punkte zeigten, welche ſich vermehrten und ſo ausbreiteten, daß nach einiger Zeit die vorher weißen Theile eine völlig grüne Farbe annahmen. An den im Dunkeln erzognen Blüthen iſt die Veränderung in der Farbe nur gering. Daß die Wärme dabei keinen Einfluß hat, hat Bonnet durch Verſuche gezeigt; aber nach van Mons und Vaſalli wirkt Lampen- und Mondlicht auf gleiche Weiſe. Die Urſach dieſes merkwürdigen Phänomens iſt jetzt bekannt. Man weiß, daß die überſaure Kochſalzſäure die Farbe der Pflanzen verändert. Der Sauerſtoff verbindet ſich mit der Subſtanz der Pflanzen, und die überſaure Kochſalzſäure verändert ſich in Salzſäure. Hierdurch wird die grüne Farbe zerſtört, und die Pflanze zeigt ſich bald gelb, bald weiß. Die Pflanzen werden durch den Sauerſtoff, den ſie einathmen, heller; dunkler aber, wenn ſie ihn verlieren. Das verſchiedne Verhältniß des Sauerſtoffs zu ihren übrigen Beſtandtheilen gibt die verſchiednen Abſtufungen und Schattirungen. Die Sättigung mit Sauerſtoff gibt die gelbe und weiße Farbe. Wird eine mit Sauerſtoff geſättigte Pflanze aber dem Sonnenlichte ausgeſetzt, ſo verbindet ſich der Lichtſtoff mit dem Sauerſtoffe; dieſer entweicht und die Pflanze erhält ihre grüne Farbe wieder. Uebrigens ſcheint der Farbeſtoff im Zellgewebe ſeinen Sitz zu haben; die Oberhaut hingegen iſt ohne Farbe. Ob zu dieſen Eigenſchaften noch die Wärme komme, iſt zweifelhaft. Wir gehen, ohne bei den Gründen dafür und dawider zu verweilen, auf die eigentlich chemiſche Analyſe der Pflanzen über. Alle vegetabiliſchen Subſtanzen haben drei primitive Grundſtoffe: Waſſerſtoff, Kohlenſtoff und Sauerſtoff. Ihr verſchiednes Verhältniß begründet die Verſchiedenheit der vegetabiliſchen Subſtanzen unter einander. Von dieſen aus den drei genannten Grundſtoffen zuſammengeſetzten Subſtanzen hat die Chemie bis jetzt folgende von einander unterſchieden: 1. den Extractivſtoff oder ausziehbaren Theil; 2. den Schleim oder das Gummi; 3. den Zuckerſtoff oder Zucker; 4. das weſentliche Salz oder die Säure; 5. das fette oder fixe Oel; 6. das flüchtige oder weſentliche Oel; 7. den Campher; 8. das Harz; 9. den Balſam; 10. das Gummiharz; 11. das elaſtiſche Gummi oder Harz; 12. die Stärke oder das Stärkemehl; 13. den Gluten oder Kleber; 14. das Holz oder den fibröſen Theil; 15. das gerbende Princip oder Tannin. Mehrere dieſer Subſtanzen ſind der Umbildung in einander fähig. So geht der unſchmackhafte Schleim in Zucker oder Säure über. Dieſe Umwandlungen geſchehen durch Feuer, Waſſer, Luft, Säuern, Alkalien, welche mehr oder weniger

das Gleichgewicht der Grundſtoffe ändern. Auf dieſe Art wechſeln die nähern Beſtandtheile der Vegetabilien ohne Unterlaß ihren Geſchmack, ihre Farbe, Conſiſtenz und Geruch mittelſt unaufhörlicher Veränderungen in dem Gleichgewichte und Verhältniß ihrer Grundſtoffe. Die Bildung der verſchiednen Subſtanzen in den Gewächſen iſt alſo die Folge wahrer chemiſchen Operationen, welche man vom Keimen bis zur Reife der Frucht verfolgen kann. Zu beſtimmen, wie die genannten primitiven Grundſtoffe durch Licht und Wärme abſorbirt und untereinander durch den vegetabiliſchen Organismus ſo verbunden werden, daß ſie die verſchiednen Materien erzeugen, aus welchen die Pflanzen zuſammengeſetzt ſind, und welche ſich bei ihrer letzten Analyſe wieder in jene Grundſtoffe auflöſen: das iſt das Problem der Vegetation, deſſen Löſung den Mittelpunkt ausmacht, in welchem die Unterſuchungen der Chemiker zuſammentreffen müſſen. Die Art und Weiſe, wie die Pflanzen wachſen, d. h. wie die ſie nährenden Theile in das Weſen der Pflanzen übergehn, wird ſo angegeben: Das Waſſer und der Kohlenſtoff löſen ſich in ihre Beſtandtheile auf, gehen neue Verbindungen ein und bilden ſo die feſten Theile der Pflanzen. Der Waſſerſtoff verläßt daher den Sauerſtoff, um ſich mit dem Kohlenſtoffe zu verbinden, woraus Oel, Harz und dergleichen entſtehen. Zugleich entwickelt ſich der Sauerſtoff aus dem Waſſer und der Kohlenſäure, und geht in Verbindung mit dem Licht- und Wärmeſtoffe als Sauerſtoffgas weg. Durch dieſe Stoffe geſchieht nun auch die Vermehrung der Pflanzenfibern oder das eigentliche Wachsthum ſelbſt, obgleich wir die Art und Weiſe nicht völlig einſehn. — Von der Befruchtung und damit verbundenen Fortpflanzung der Gewächſe, ſo wie von den Befruchtungswerkzeugen, iſt ſchon unter dem Artikel Befruchtung das Allgemeine geſagt worden. Bei den mehrſten Pflanzen ſind beide Geſchlechter in Einer Blume vereinigt, bei wenigen ſind ſie getrennt. Jene nennt man, wiewohl etwas uneigentlich, Zwitterblumen, dieſe männliche oder weibliche. Die beiden letztern ſtehen entweder auf Einem oder auf zwei verſchiedenen Stämmen. Bei den ſogenannten Zwitterblüthen geht die Befruchtung am leichteſten von Statten, auch da, wo Ein Stamm männliche und weibliche Blüthen trägt, hat ſie keine ſonderliche Schwierigkeit; da aber, wo beiderlei Blüthen völlig getrennt ſind, und der eine Stamm nur männliche, der andre nur weibliche Blüthen trägt, kann ſie nur erfolgen, wenn beide Geſchlechter nahe genug ſtehn, daß der Samenſtaub der männlichen Blüthen den weiblichen vom Winde oder durch Inſecten zugeführt werden kann. Außerdem fällt der Fruchtkeim entweder ab, oder er bildet ſich zwar zu einer Frucht, die aber des Keimens nicht fähig iſt. Auf den Zeugungstheilen der Gewächſe beruht die von Linné gemachte Eintheilung derſelben oder das Sexualſyſtem, das ungeachtet ſeiner Mängel unter allen je entworfnen Pflanzenſyſtemen doch die deutlichſte Ueberſicht gewährt und daher vor allen den Vorzug verdient. Auch ſind die damit, namentlich von Thunberg, vorgenommenen Veränderungen nicht immer beifallswürdig. Linné theilte alle Gewächſe in 24 Claſſen. Davon ſind die 13 erſten griechiſch, nach der Zahl der Staubgefäße oder männlichen Befruchtungswerkzeuge, benannt und heißen: 1. Monandria mit 1 Staubgefäß; 2. Diandria mit 2; 3. Triandria mit 3; 4. Tetrandria mit 4; 5. Pentandria mit 5; 6. Hexandria mit 6; 7. Heptandria mit 7; 8. Octandria mit 8; 9. Enneandria mit 9; 10 Decandria mit 10; 11. Dodecandria mit 12 bis 19; 12. Isocandria mit 20; 13. Polyandria, mit mehr als zwanzig Staubgefäßen. — In allen dieſen 13 Claſſen werden die Ordnungen

(Unterabtheilungen) nach der Zahl der weiblichen Geſchlechtstheile, d. h. der Staubwege beſtimmt, z. B. Monogynia, mit einem Staubwege, Digynia, mit zwei Staubwegen, Trigynia, Tetragynia u. ſ. w. — Die 14te und 15te Claſſe werden nicht bloß nach der Zahl, ſondern mehr nach der verſchiednen Lage der Staubfäden beſtimmt. Sie heißen: 14. Didynamia, zweimächtige, in deren Blüthen allemal vier Staubgefäße, von denen zwei längere (gleichſam mächtigere) Staubfäden haben; 15. Tetradynamia, viermächtige, in deren Blüthen allemal ſechs Staubgefäße befindlich, deren vier mit längern Staubfäden verſehen ſind. — Jede dieſer beiden Claſſen enthält nur zwei Ordnungen, welche in der 14ten danach beſtimmt werden, ob der Samen in der Samenkapſel offen daliegt (gymnospermia), oder ob er bedeckt iſt (angiospermia); in der 15ten Claſſe aber nach der Form der Samenbehältniſſe, welche entweder Schötchen (siliculosa) oder Schoten (siliquosa) ſind. Bei der 16ten, 17ten und 18ten Claſſe liegen die Staubgefäße der Zahl der Haufen nach, in welchen ſie vereinigt ſind, zum Grunde; 16. Monadelphia, einbrüdrige, wenn die Staubgefäße in Einem Haufen; 17. Diadelphia, zweibrüdrige, wenn ſie in zwei Haufen beiſammenſtehn; 18. Polyadelphia, vielbrüdrige. — Die Ordnungen werden in dieſen Claſſen nach der Zahl der einzelnen Staubgefäße beſtimmt, monandria, diandria, triandria u. ſ. w. — 19. Syngenesia, zuſammengewachſene. Faſt alle hieher gehörigen Blumen ſind aus einer Menge Blümchen auf einem gemeinſchaftlichen Blumenboden zuſammengeſetzt. Dieſe Claſſe hat ſechs Ordnungen: a. Polygamia aequalis, wenn die zuſammengeſetzte Blume aus lauter Zwitterblümchen beſteht; b. Polygamia superflua, wenn in einer zuſammengeſetzten Blume ſowohl fruchtbare weibliche als Zwitterblümchen ſind; c. Polygamia frustranea, wenn in einer zuſammengeſetzten Blume ſich zwar Zwitter- und weiblicher Blümchen beiſammen finden, erſtere aber nur fruchtbar und ſamenbringend ſind; d. Polygamia necessaria, wo der umgekehrte Fall Statt findet, indem die Zwitterblümchen keine wahren Narben haben, und folglich die weiblichen Blümchen allein, nachdem ſie durch die Staubbeutel in den Zwitterblümchen befruchtet worden, Saamen tragen; e. Polygamia segregata, wenn die Blümchen, woraus die zuſammengeſetzte Blume beſteht, von einander durch beſondre Kelche abgeſondert ſind; f. Monogamia, einehige, die keine zuſammengeſetzten, ſondern einfache Blumen haben, in welchen die Staubbeutel verwachſen ſind. 20. Gynandria, weibermännige oder eiferſüchtige, in deren Blüthen die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge in einander verwachſen ſind. Die Ordnungen werden nach der Zahl der Staubgefäße beſtimmt, Monandria, Diandria u. ſ. w.; 21. Monoecia, einhäuſige, wo die Geſchlechter getrennt, doch auf einem Stamme befindlich ſind. Die Ordnungen werden nicht nur nach der Zahl der Staubgefäße beſtimmt, ſondern es gibt auch Monadelphia, Syngenesia und Gynandria unter den Einhäuſigen. Bei letztern iſt ein unvollkommner Stempel in den männlichen Blüthen vorhanden, worauf die Staubgefäße ſtehn; 22. Dioecia, zweihäuſige oder Gewächſe mit ganz getrennten Geſchlechtern, d. h. auf einem Stamme blos männliche, auf einem andern bloß weibliche Blüthen. Die Ordnungen ſind wie bei der 21ſten Claſſe; 23. Polygamia, Gewächſe mit vermengten Geſchlechtern, d. h. es ſind Zwitterblumen nicht nur mit weiblichen oder männlichen, ſondern auch mit beiden zugleich bei einer Pflanzengattung verbunden. Die drei Ordnungen dieſer Claſſe heißen: Monoecia, Dioecia und Trioecia, je nachdem die Vermengung auf Einem, zwei oder drei Stämmen Statt findet; 24.

Cryptogamia. In dieſe Claſſe ſetzte Linné alle Gewächſe, bei denen er keine Befruchtungswerkzeuge fand, die zum Theil ſpäter entdeckt worden ſind, die aber auch da, wo man ſie nicht kennt, gewiß vorhanden ſind. Sie enthält vier Ordnungen, nämlich Farnkräuter, Mooſe, Flechten und Schwämme. Die Palmen, deren Geſchlechtstheile Linné nicht zu beſtimmen vermochte, und die er deßhalb in einem Anhang beſchrieb, ſind jetzt in die Claſſen, wohin ſie gehören, vertheilt worden. — Wir ſchließen dieſen Artikel mit einer kurzen Erwähnung der Pflanzenkrankheiten. Dieſe entſtehen entweder aus vermehrter oder verminderter Lebenskraft. Zu erſtern gehört die Saftfülle, die für eine Schönheit geltende Gefülltheit der Blumen (indem die Staubfäden ſich in Blätter verwandeln) und die Entzündung; zu letztern die Auszehrung, der Roſt, der Brand und der Keimtod.

Pflanzenthiere, ſ. Zoophyten.

Pflicht, Pflichten. Von der Pflicht des Menſchen reden wir, und Pflicht erkennen wir nur da, wo die ſinnliche und beſchränkte Natur des Einzelnen etwas anders fodert, als die Vernunft, die im Geiſte der Menſchheit ſpricht, und das Geſetz der einen Menſchheit in ſich enthält. Darum ſchreiben wir ferner auch den Thieren keine Pflichten zu, denn ſie ſind der äußern Nothwendigkeit in der Befriedigung ihrer ſinnlichen Triebe und Begierden unterworfen. Ein Weſen aber, welches nicht bloß ein ſinnliches iſt, ſondern die Fähigkeit hat, ſeine Natur und die umgebende Welt zu erkennen, trägt darin ſeine Würde, ſich ſelbſt und ſeine Handlungen nach einem freierkannten Geſetze zu beſtimmen (Autonomie); dieſes Geſetz geht daher nicht, wie das Geſetz der äußern Natur, auf ein Müſſen, dem nicht auszuweichen iſt, ſondern auf ein Sollen, auf eine innre Nothwendigkeit, welche nur dem Vernünftigen, als ſolchem, einleuchtet, auf Handlungen, welche unterlaſſen oder gethan werden können, und die wir in ſo fern willkürliche nennen. Was die Vernunft als Geiſt der Menſchheit fodert, iſt das Gute; in dem Auflehnen der willkürlichen Triebe und Neigungen gegen ihr Geſetz beruht der Same alles Böſen. Nun iſt aber der Menſch nur dann ſeiner eigenthümlichen Natur getreu, wo die Triebe und Begierden durch Vernunft beherrſcht werden, und er wird erſt dadurch wahrhaft ſittlich frei, und immer unabhängiger von dem Aeußern. Jene innre oder ſittliche Nothwendigkeit daher, das Vernunftmäßige zu thun, dann auch das Thun und Laſſen ſelbſt, wozu das freie Vernunftweſen keine äußere Nothwendigkeit, ſondern eine innre treibt, nennen wir Pflicht. Alle Pflicht beruht alſo darauf, daß das Vernunftweſen ſich innerlich widerſprechen würde, wenn es ſich als ſich ſelbſtbeſtimmendes Vernunftweſen und die Vernunft als ſeine Würde erkennte, in dem Einwirken auf die umgebende Welt aber dieſe Würde dadurch verläugnete, daß es einem andern Geſetze huldigte, und ſich den Antrieben der ſinnlichen Natur überließe. Je mehr aber die Tugend oder die Vernunftmäßigkeit menſchlicher Handlungen ſich der Vollkommenheit nähert, je mehr alſo die Vernunft die Triebe der ſinnlichen Natur ſich unterworfen hat; deſto geringer wird der Streit zwiſchen Pflicht und Neigung. Daher iſt ebenfalls auch bei dem höchſten Grade ſittlicher Vollkommenheit, welchen Menſchen erreichen, von Pflicht und Geſetz nicht die Rede. Denn das Gute wird hier zu einem freien Triebe der ſittlichen Natur erhoben, die ſich nicht nöthigt, das Vernunftwidrige zu vermeiden, und das Vernunftmäßige gilt nicht als eine Foderung, ſondern als das, was ihre edelſte Neigung befriedigt. Hieraus wird auch klar, daß der Menſch im ſtrengen Sinne die Pflicht nicht üben ſoll, um der

Pflicht willen, wie ſich viele ausgedrückt haben, ſondern vielmehr um der höhern Vollkommenheit willen, welche der im Streit mit ſeinen Neigungen begriffene Menſch durch Pflichtübung erlangt, und die in der Uebereinſtimmung des Menſchen mit der Idee der Menſchheit, ſomit auch in der höchſten Uebereinſtimmung des Menſchen mit ſich ſelbſt beſteht. Der beharrliche Zuſtand der Pflichtübung oder der Herrſchaft der Vernunft über die Sinnlichkeit aber iſt Tugend; und der Wille, der die Pflicht will, iſt ein guter Wille. Die Pflichten, d. h. die Handlungen, zu welchen wir uns innerlich (d. i. durch Vernunft) genöthigt fühlen, laſſen ſich mannigfaltig eintheilen. Die gewöhnlichſte Eintheilung iſt die in Tugendpflichten und Rechtspflichten (nach Andern: innere Pflichten oder Gewiſſenspflichten, und äußere, oder Zwangspflichten). Sieht man nämlich bei den Handlungen der Menſchen auf das äußere Verhältniß derſelben zu einander, ſo giebt es Pflichten, in deren Hinſicht jeder nur von ſich ſelbſt abhängt, bei denen nur ſein Gewiſſen gilt und auf ſeine Geſinnung geſehen wird, und Pflichten, deren Erfüllung von Andern auch mit äußerm Zwang gefodert werden kann, weil einige Handlungen Bedingungen der naturgemäßen Exiſtenz des Menſchen in geſelligen Verhältniſſen ſind, andre entgegengeſetzte dieſelben aufheben. Erſteres ſind die Tugendpflichten, von denen die Tugendlehre oder Pflichtenlehre im engern Sinne, letzteres die Rechtspflichten oder Verbindlichkeiten (ſ. d. Art.), von welchen vorzugsweiſe die Rechtslehre oder das Naturrecht handelt. Bei letztern wird nur die Legalität der Handlungen betrachtet. Sonſt theilt man die Pflichten auch ein in unbedingte, welche keine Einſchränkung geſtatten, und bedingte, welche eine ſolche zulaſſen. Da aber das Sittengeſetz unbedingt gebietet, ſo kann es in dieſem Sinne keine bedingten Pflichten geben. Eine alte Eintheilung derſelben war die in vollkommne und unvollkommne; aber die Bedeutung dieſer Worte wird verſchieden genommen. Gewöhnlich nannte man vollkommne ſolche, bei denen der äußere Zwang zu ihrer Erfüllung hinzutreten kann. Ferner nennt man die Pflichten allgemeine, die für alle Menſchen und beſondre, die nur für beſtimmte Verhältniſſe gelten. Die ſehr gewöhnliche Eintheilung endlich, welche auf der Verſchiedenheit der Gegenſtände des Handelns beruht, nämlich in Pflichten gegen ſich ſelbſt, gegen andre Menſchen und gegen Gott, iſt neuerlich ſehr beſtritten worden. Vornehmlich dürfte dabei bemerkt werden, daß dieſe Eintheilung die Pflichten gegen die Natur, z. B. gegen die Thiere, ausſchließt. T.

Pflichttheil. In der Regel kann jeder, wo Vererbung durch Teſtamente Sitte iſt, zu ſeinem Erben wählen, wen er will. Doch hat man faſt überall in der Geſetzgebung auf nahe Verwandte Rückſicht genommen, und durch ihr Verhältniß zu dem Erblaſſer jenes Recht zum Wohl der Familien beſchränkt. Das römiſche Recht, welches die Norm aller neuern Rechte geworden iſt, ſetzt ebenfalls eine ſolche Beſchränkung feſt, und verordnet, daß der Erblaſſer einen gewiſſen Theil ſeines Vermögens gewiſſen Perſonen nothwendig hinterlaſſen muß, und daß auch ohne ſeine Erklärung dieſer Theil an ſie fallen ſoll. Dieſer Theil wird der Pflichttheil (lateiniſch die legitima, nämlich portio hereditatis) genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht und Nothwendigkeit hält, zuerſt für ſeine Anverwandten zu ſorgen. Die nächſten Anverwandten ſind nämlich diejenigen Perſonen, welche den Pflichttheil fodern können, ſie heißen daher auch nothwendige Erben, zuweilen auch Notherben. Das römiſche Geſetz beſtimmt genauer,

wer dazu gehöre, nämlich: 1. alle Deſcendenten (oder Verwandte niederſteigender Linie), ohne Unterſchied des Grades und Geſchlechts, auch noch ungeboren. Jedoch hat der Grad der Deſcendenten in ſo fern Einfluß, daß man nur diejenigen Deſcendenten zur Foderung des Pflichttheils zuläßt, die den Erblaſſer auch ohne Teſtament beerben können, und dem Grade nach die nächſten ſind. In Ermanglung dieſer 2. die Adſcendenten (oder Verwandte aufſteigender Linie), ohne Unterſchied, ob ſie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar oder unmittelbar ſind. Nur iſt auch hier wieder die Vererbungsart ohne Teſtament der Maßſtab; 3. die Geſchwiſter des Teſtators, welche aber hier den letztern nachſtehn, und nur dann auf den Pflichttheil Anſpruch machen können, wenn ihnen eine ehrloſe Perſon im Teſtamente vorgezogen worden iſt, und wenn ſie vollbürtig ſind, oder wenigſtens mit dem Teſtator Einen Vater haben. Der Pflichttheil beſteht nach römiſchem Rechte, wenn vier oder weniger, die ihn fodern können, vorhanden ſind, im dritten Theile, ſind mehr als vier vorhanden, in der Hälfte deſſen, was ohne Teſtament auf jeden dieſer Verwandten kommen würde (der Inteſtatportion); ſind die, welche den Pflichttheil zu fodern haben, zugleich auch die alleinigen nächſten Inteſtaterben (dieſes iſt der Fall bei Deſcendenten), ſo kommt es auf eins hinaus, ob man den Pflichttheil als Theil der Inteſtatportion oder des ganzen Vermögens betrachtet. Wenn Kinder und Enkel concurriren, ſo treten die Enkel an die Stelle ihrer Aeltern, ſo daß diejenigen, welche von demſelben Sohne oder derſelben Tochter abſtammen, zuſammen nur für eine Perſon gerechnet werden. Wenn lauter Enkel und keine Kinder vorhanden ſind, ſo kommt es darauf an, ob ſie alle von einem oder von verſchiednen Stämmen herrühren; im erſtern Falle wird ihr Antheil nach Köpfen beſtimmt, im zweiten werden ſie allemal nur als Stellvertreter ihres eignen Adſcendenten behandelt, und dann entſcheidet die Zahl der Adſcendenten über die Größe des Pflichttheils. Bei Ausmittlung des Pflichttheils iſt ferner auf den Vermögenszuſtand zur Zeit des Todes des Teſtators zu ſehn. Auch muß vom ganzen Vermögen der Betrag der Schulden abgezogen werden, der Pflichttheil darf ferner durch nichts beſchwert oder vermindert werden, und jede Beſchwerung wird als nichtig angeſehn. Zu den Beſchwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Teſtator einen Zweck, oder eine Bedingung feſtſetzt, zu und unter welchem der Pflichttheil gegeben werden ſoll. Der Pflichttheil fällt endlich weg, wenn Perſonen rechtmäßiger Weiſe, d. h. unter den im Geſetz vorgeſchriebnen Bedingungen und gültigen Urſachen, enterbt oder übergangen werden. Denn iſt keine rechtmäßige Urſache vorhanden, ſo kann auch das Teſtament von denen, die den Pflichttheil zu fodern haben, umgeſtoßen werden. In Hinſicht dieſer Urſachen, ſo wie in Rückſicht der Größe des Pflichttheils finden in den beſondern Geſetzgebungen viele Abweichungen von dieſen allgemeinen Beſtimmungen Statt, welche hier anzuführen, zu weitläuftig ſeyn würde.

Pforr (Johann Georg), ein berühmter Thiermahler, war 1745 zu Upfen in Niederſachſen geboren, und trat als Zögling in die Bergbauakademie zu Reichelsdorf. Schon als Knabe zeichnete er ohne weitre Anleitung Pferde, und erregte dadurch ſo viel Aufmerkſamkeit, daß er von dem Miniſter von Weitz als Mahler in der Porzellanfabrik angeſtellt wurde. Dieſe Art Arbeit gefiel ihm jedoch ſo wenig, daß er nach einigen Jahren zu ſeinen Aeltern zurückkehrte. Als aber 1777 die Mahlerakademie zu Caſſel eröffnet wurde, wanderte er, ein zweiunddreißigjähriger Mann, wieder als Schüler dahin, erhielt bei der Aus-

ſtellung 1778 den erſten Preis und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem dortigen Galerieinſpector Tiſchbein hatte er einen Freund, und in deſſen Schweſter eine Geliebte gefunden, welcher er 1784 die Hand bot. Er ließ ſich nun häuslich zu Frankfurt nieder, und lebte dort in allgemeiner Achtung; aber ſchon 1789 ſtarb er an einer Bruſtkrankheit, die er ſich früher als Bergmann zugezogen hatte. Pforr war ein Mann der Natur und Wahrheit, menſchenfreundlich, dienſtfertig, höchſt gefühlvoll und unverbrüchlich rechtſchaffen. Seine Bilder tragen das Gepräge ſeines Charakters: Wahrheit und ſchöne Natur. Er iſt der deutſche Wouwermanns, ausgezeichnet als Thiermahler, und zumal unübertroffen in der Darſtellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermahlte, und dann gleich ausführte, ſind in warmer lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinſel gemahlt. Sein Vorbild war allenthalben die Wirklichkeit; er gab die Gegenſtände, wie er ſie ſah, nicht wie er ſie von andern Meiſtern behandelt fand. Mit äußerſtem Fleiß und Reinlichkeit vollendete er ſeine Handzeichnungen, führte dieſe gern in bunten Tuſchen aus, und hatte die Kunſt ganz ſtudirt, ſolche Blätter mit einem anmuthigen Colorit zu überhauchen. In der Ausführung ging er bis in die kleinſten Details, wobei aber Weichheit und Wärme nicht vergeſſen wurden. Von ihm ſind die meiſterhaften Blätter zu Hünersdorfs Anleitung, Campagnepferde abzurichten. Zu einem Hefte der vorzüglichſten Pferderacen hatte er bei ſeinem Tode eilf Platten vollendet. Es iſt jetzt erſchienen. Außerdem gibt es noch einige einzelne Blätter von ihm.

Pforte, ſ. Fürſtenſchulen.

Pforzheim, Oberamt, Stadt und Schloß im Pfinz- und Enzkreis des Großherzogthums Baden, am Einfluß der Würm und Nagold in die Enz. Die Stadt beſteht aus der eigentlichen Stadt, der Altſtadt, der Aue und der brözinger Vorſtadt, und zählt 5000 Einwohner. Sie iſt wichtig wegen ihres Holzhandels mit Holland, ihres Getraide- und Weinhandels, ihrer Tuch-, Zeug- und Strumpffabriken, ihrer Bijouterie- und Uhrenfabrik, Leinwandbleiche, Stahlarbeiten, Eiſen- und Schmelzhütten.

Pforzheim (die 400 Bürger von). — In jenem furchtbaren Kriege, welcher, in Prag begonnen, auch in Prag nach dreißig Jahren endete, während deren Deutſchland zu einer Wüſte geworden war, glänzt die That der 400 Bürger von Pforzheim in ſtrahlendem Ruhme empor. Was in grauer Zeit bei Thermopylä jene 300 Spartaner unter Leonidas Anführung — was nachmals, das hehre Beiſpiel im Auge, 400 Römer, nach dem Aufrufe des kalt entſchloſſenen Quintus Cäcidius, in Sicilien herrlich vollbrachten, beide Heldenſchaaren fürs Vaterland: das thaten jene 400 Pforzheimer, die, begeiſtert durch die hell erkannte Pflicht und den einzig höchſten Ruhm in entſcheidender Stunde, ſich zum Opfer hingaben für das Vaterland und ihren Fürſten. — Im vierten Jahre des ſchrecklichen Krieges, 1621, in einem Augenblicke, wo ſein Urheber, Kaiſer Ferdinand II., ſo glücklich war, daß er daran denken durfte, dem Lutherthum in Deutſchland überhaupt ganz ein Ende zu machen und ſich ſelbſt zum unumſchränkten Herrn, da entſtand wider dieſen ein neuer Verband zwiſchen vier entſchloſſenen Männern: dem Markgrafen zu Baden-Durlach, Georg Friedrich, dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig, dem Herzog von Jägerndorf, Johann Georg von Brandenburg und dem berühmten Grafen Ernſt von Mannsfeld. Während ihrer vereinten Anſtrengung gegen Ferdinands gewaltige Uebermacht traf es ſich, daß am 6. May 1622 an den Ufern des Neckars

bei Wimpfen das ſchon müde gekämpfte kleine Heer des Markgrafen Georg Friedrich von Baden, etwa 20,000 Mann ſtark, mit dem überzähligen und ſich wohl erholten öſterreich-ſpaniſchen Heere zuſammenſtieß. Ein entſetzlicher Kampf beginnt, der von des Tages Anbruch bis zu der Sonne Niedergang dauerte; viel koſtbares Blut iſt gefloſſen, ein deutſcher Fürſt, Magnus von Würtemberg, im Handgemenge gefallen, ſchon iſt der Sieg durch Georg Friedrichs und des heldenmüthigen Bernhards von Weimar unerſchütterliche Kraft errungen, als ein ſchrecklicher Unfall ihn ihren Händen wieder entreißt. Die Pulverwagen in des Markgrafen Heere haben Feuer gefangen und mit furchtbarer Zerſchmetterung ſeiner Schlachtlinie fliegen ſie in die Luft. Wer von ſeinem Heere es noch vermochte, rettete ſich durch die Flucht, die Georg Friedrich nun nicht mehr aufzuhalten vermochte; mit zerriſſenem Herzen rettete er ſich endlich ſelbſt erſt dann, als das Flehen der Seinigen ihn fortriß. Doch der frohlockende, vor einem Augenblicke noch ſo gedemüthigte Feind folgte dem unglücklichen Markgrafen auf der Ferſe; faſt hatten ſeine Arme ihn ſchon erreicht; da warf ſeine ſchwache Leibwache, beſtehend aus vierhundert Bürgern von Pforzheim, das weiße Regiment genannt, dem ganzen nachdrängenden Heere des Kaiſers ſich entgegen, an ihrer Spitze den edeln Bürgermeiſter Deimling, und ſeine hochherzigen Mitbürger Gerwig, Schober, Mayer, Geiger und Wilderſinn; mit unerſchütterlicher Verläugnung ſtehen ſie da, kämpfen, fallen, im eigenen Falle noch dem Feinde furchtbar, unbeſtechlich gegen alle Anerbietungen von Gnade und Ehre, die zwei Mal der erſtaunende kaiſerliche Feldherr Tilly ihnen thut; Alle, Mann für Mann fallen für die Rettung ihres Fürſten, und der ihm noch gebliebenen Schaar, für das Vaterland! — „Nimmer hätten wir in Deutſchland ſo weit feſten Fuß gefaßt, wenn wir anfangs unſerer Ankunft ſolchen Widerſtand gefunden!“ — ſprachen die ſpaniſchen Feldoberſten, erzählt das Theatrum Europaeum, das noch dazu meint: „daß das weiße Regiment wohl noch die Victory erlangt haben würde, hätten die Reiter noch Stand gehalten.“ — Alſo war die That der tapfern 400 Männer von Pforzheim ein vorleuchtendes Beiſpiel für Alle, die ihr Vaterland wahrhaft lieben und in Zeiten des Dranges und der Gefahr da ſtehen, wo ſie durch gleiches Opfer nützlich werden und ſich unvergänglichen Ruhm erwerben können. I.

Pfropfen (Impfen) heißt in der Gärtnerei, das abgeſchnittne Reis eines Baums dem Stamme eines andern ſo einfügen, daß es mit demſelben zuſammenwächſt. Es gibt dabei ein doppeltes Verfahren. Entweder ſpaltet man den Stamm, dem man das Pfropfreis einſetzen will, in der Mitte mit einem Meſſer und ſteckt das gehörig zugeſchnittene Pfropfreis ſo ein, daß Rinde auf Rinde paßt, oder man löſ't auf der einen Seite des Stammes die Rinde etwas ab, und ſteckt das Pfropfreis dahinter ein. Die Pfropfreiſer werden im November oder, bevor die Knospen anſchwellen, im Frühling abgeſchnitten; im erſten Fall muß man ſie im Keller aufbewahren, damit ſie nicht trocknen, auch vor dem Schimmel in Acht nehmen. Man wählt zum Pfropfen allemal vorjährige, glatte, gerade und geſunde Zweige von lebhaftem Wuchſe. Man kann dem Reiſe drei bis fünf Augen laſſen. Das Pfropfen geſchieht gewöhnlich von der Mitte des Märzes bis in die Mitte des Aprils, wobei jedoch die Witterung ſowohl als die Art der Bäume zu berückſichtigen iſt. Die zu pfropfenden Stämme können 1 bis 2 Zoll im Durchmeſſer haben; ob man ſie höher oder tiefer pfropft, iſt gleichgültig, doch ſoll es ſicherer ſeyn, die Stämme einige Zoll über der Erde

abzuſchneiden. Den Spalt macht man nicht in der Mitte, denn das Mark des Stammes darf nicht verletzt werden. Die Rinde auf beiden Seiten des Spaltes muß glatt durchſchnitten und nicht gefaſert ſeyn, weil dies das Verwachſen hindert; die äußere Rinde des Keils aber am Pfropfreis genau mit der Rinde des Stammes zu beiden Seiten des Spalts anſchließen, außerdem kann es nicht wachſen. Iſt der Stamm einigermaßen ſtark, ſo hält er das Pfropfreis von ſelbſt feſt und man braucht den Spalt nur mit Baumwachs oder einer andern guten Baumſalbe, die nicht aufſpringt, zu bedecken, damit keine Luft eindringen kann. Das Pfropfreis ſchießt noch in demſelben Jahre anſehnlich. Bei ſchwachen Stämmen genügt ein Pfropfreis, bei ſtarken kann man zwei bis vier einſetzen. Ueber das Copuliren, welches auch eine Art des Pfropfens iſt, ſ. den eignen Art.

Pfund, ein Gewicht, deſſen Schwere nicht überall und in allen Fällen gleich iſt. Das gewöhnliche Pfund (Kramerpfund) hält meiſtens 16 Unzen oder 32 Loth. Ein Pfund Fleiſchergewicht iſt ſchwerer. So haben auch die Tuchmacher ſchwerere Pfunde. Im Apothekergewicht hält das Pfund nur 12 Unzen oder 24 Loth, und ehemals war bei dem Gold- und Silbergewicht ein Pfund nur acht Unzen oder 16 Loth, eine Mark, daher man an einigen Orten Mark und Pfund noch gleichbedeutend gebraucht. Das ſchwere Pfund, wonach die Frachten zu Lande und Waſſer, in dieſem Falle beſonders Schiffpfund, berechnet werden, hält ungefähr 3 Centner. In Zelle hält ein ſchweres Pfund, oder ein Pfund ſchwer, 320, in Hannover 336, in Bremen 306, in Osnabrück und Hildesheim 300, und an andern Orten nur 280 gewöhnliche Pfund. Außerdem gebraucht man das Wort Pfund, um eine gewiſſe beſtimmte Anzahl von allerlei Dingen zu beſtimmen und zu berechnen, wo häufig auf das Gewicht gar keine Rückſicht genommen wird, die aber von der urſprünglichen Beſtimmung und Berechnung nach dem Gewichte auf andre Dinge, wobei daran nicht gedacht wird, ausgedehnt worden iſt. So gebraucht man Pfund beſonders von einer gewiſſen Menge gemünzten Goldes und Silbers, da eine gewiſſe Anzahl Münzen ein beſtimmtes Gewicht haben müſſen, und da man die Münzſorten, beſonders die kleinern, häufig zu wägen pflegte. Ein Pfund Schillinge, Pfennige, Heller, ſo viel Schillinge u. ſ. w. als auf ein Pfund oder eine Mark, das heißt 16 Loth, gehen. Da die Schwere der Schillinge u. ſ. w. nicht immer gleich war, ſo ging auch nicht immer eine gleiche Anzahl Schillinge u. ſ. w. auf ein Pfund. Gewöhnlich rechnete man 20 Schillinge, jeden zu 12 Pfennigen, alſo 240 Pfennige auf ein Pfd. In dieſer Bedeutung iſt das Pfund noch in mehreren Ländern eine eingebildete Rechnungsmünze. Ein Pfund Flämiſch hält in Hamburg 20 Schillinge flämiſch oder 120 Schillinge Lübiſch, d. h. 2 1/2 Thaler. Im Würtembergiſchen iſt ein Pfund 20 Schillinge oder 120 Pfennige. Ein Pfund ſchwarzer Münze, wonach in Bayern die Grundzinſen und gerichtlichen Geldſtrafen berechnet werden, hält 41 Schillinge oder 5 6/7 Gulden weißer Münze. Ein Pfd. Pfennige eben dieſer ſchwarzen Münze hat 8 Schillinge, 32 Groſchen oder 1 1/7 Gulden weißer Münze. In Bern gilt ein Pfund 7 1/2 Batzen, in Unterwalden 5 Batzen. Die Bank zu Berlin rechnet nach Bankpfunden (Pfund Banco), jedes zu 30 Groſchen. Die franzöſiſchen Pfunde, Livres, halten ungefähr 6 Groſchen; die italieniſchen Pfunde, Lire, nur 2 1/4 Groſchen, die engliſchen Pfunde, Pfd. Sterling, ſind die ſchwerſten, und gelten, je nachdem der Cours iſt, 5 bis 6 Thaler. In weiterer Bedeutung iſt Pfund auch eine Menge von 240 Stücken.

Pfyfer (Ludwig), Ritter und Generallieutenant in franzöſiſchem Dienſte, Erfinder der in erhabner Arbeit verfertigten Karte der Schweiz, geboren zu Luzern 1715. Er trat früh in franzöſiſche Kriegsdienſte, wurde 1738 Hauptmann und Ritter des St. Ludwig-Ordens und zehn Jahre darauf Maréchal de camp. Er wohnte den Feldzügen von 1734 bis 1747 bei und befand ſich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Ypren und Freiburg und in den Gefechten bei Raucoux und Laufeld. Seine Vaterſtadt ernannte ihn zum Mitglied des großen Raths und 1752 zum Mitglied des innern Raths. Im Jahr 1763 ward er Chef eines Regiments, legte zwar 1768 das Commando deſſelben nieder, blieb jedoch in franzöſiſchen Dienſten und ſtarb im Jahr 1802. Als Militär zeichnete er ſich durch Kenntniſſe und perſönliche Tapferkeit aus; in der Künſtlerwelt aber hat er ſich ein bleibendes Andenken erworben als Erfinder der in erhabner Arbeit in Wachs modellirten topographiſchen Abbildung eines Theils der innern Schweiz, welche unſtreitig die vollkommenſte Landkarte von dieſem Lande iſt. Ihre geometriſche Genauigkeit in allen Geſtalten der Felſen und Berge, die Treue ſelbſt bei den geringſten Fußſteigen, Hütten und Kreuzen, und die außerordentliche Wahrheit in der Nachbildung der Natur verdienen Bewundrung. Reiſende, die von Luzern aus, wo dieſes Kunſtproduct noch jetzt geſehen werden kann, die Alpengebirge und das Innere der Schweiz bereiſen wollen, können zuvor an dieſem Werke jeden Fußpfad, jede Naturmerkwürdigkeit, die ſie zu beachten haben, kennen lernen. Schon der flüchtige Anblick deſſelben gewährt einen eignen Genuß. Pfyfer gebührt nicht nur der Ruhm des erſten Gedankens einer ſolchen Naturnachbildung, ſondern auch eines unglaublichen Fleißes bei richtiger Ausführung deſſelben.

Phädra, Tochter des cretenſiſchen Königs Minos, und der Paſiphae, und Schweſter der Ariadne. Theſeus, der bekannte atheniensiſche König, heirathete ſie, und als ſie einſt zufällig an einem dritten Orte ihren Stiefſohn, Hippolytos, den ſie noch nicht geſehen hatte, und den ſie nicht als Theſeus Sohn erkannte, traf, verliebte ſie ſich auf das heftigſte in den ſchönen Jüngling. Dieſer erwiederte ihre Leidenſchaft nicht und die Folge war, daß ſie in raſender Verzweiflung ſich ſelbſt tödtete, und auch den Geliebten unglücklich machte, den ſie aus Rache eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre bei ihrem Gatten beſchuldigte. Dieſer aber ſprach den Fluch über den Sohn aus, und Poſeidon ließ ihn durch einen baldigen gewaltſamen Tod des Hippolytos in Erfüllung gehn. Nach Andern wurde Phädra von Theſeus ermordet. Zwei der berühmteſten tragiſchen Dichter der Alten, Sophokles und Euripides, wählten die Phädra zur Hauptperſon verloren gegangener Tragödien. Daſſelbe hat ein neuerer Dichter gethan, der Franzos Racine, deſſen Phädra von Schiller überſetzt worden iſt, und über welche wir auch eine Schrift von dem ſcharfſinnigen Kunſtrichter A. W. Schlegel beſitzen. Unter den ovidiſchen Heroiden befindet ſich auch ein Brief dieſer Phädra an Hippolytus. S.

Phädrus, ein lateiniſcher Fabeldichter, gebürtig aus Thrazien. Wahrſcheinlich wurde er in einem zarten Alter als Sclav nach Rom gebracht und hier kam er in die Dienſte des Kaiſers Auguſtus, der ihn freiließ. Von ſeinem Leben iſt nichts weiter bekannt, als daß er unter der Regierung des Tiberius durch die Ungerechtigkeit und Tyrannei des Sejanus litt, den er überlebte. Nach ſeiner eignen Erklärung war er nicht darauf bedacht, Reichthümer zu erwerben. Er lebte demnach wahrſcheinlich in mäßigen Umſtänden und ſtarb in einem hohen Alter.

Er verfaßte fünf Bücher Fabeln in jambiſchen Verſen, die ſich durch Reinheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, ſo wie durch Einfachheit vortheilhaft auszeichnen. Den Stoff entlehnte er zum Theil aus dem Aeſop, miſchte jedoch auch eigne Geſchichten und Erzählungen ein. Das Werk des Phädrus ſcheint im Alterthum nicht ſehr bekannt geworden zu ſeyn, da es nirgend erwähnt wird, und Seneca ſogar ſagt, die Römer beſäßen keine äſopiſchen Fabeln. Dieſer Umſtand könnte Zweifel an der Echtheit der vorhandnen Fabeln erregen, wenn ihre Schreibart ſie nicht in das beſte Zeitalter der römiſchen Literatur verſetzte. Den Neuern blieben ſie bis 1595 unbekannt. Damals entdeckte Franz Pithou eine Abſchrift in der Bibliothek von St. Remi zu Rheims und ſchickte ſie ſeinem Bruder Peter, welcher ſie bekannt machte. Die ſchätzbarſten Ausgaben ſind von Burmann, Amſt. 1698 8. und Leyden 1727, 4.; die vollſtändigſte von Schwabe.

Phäëton, ein Sohn des Helios und der Klymene und Bruder der Heliaden. Auf Antrieb ſeiner Mutter (ſo erzählt die Fabel) bat er den Helios, der ihm die unbedingte Erfüllung eines Wunſches zugeſagt hatte, ihm einmal ſeinen Sonnenwagen zu leihn. Kaum aber hatte er ihn beſtiegen, als die Sonnenroſſe, den Lenker verachtend, von der Bahn abſchweiften und alles entzündeten. Die Aethiopier zur Linken wurden von der nahen Sonne geſchwärzt, und als der Wagen ſogar rechtshin über die Erde hinauffuhr, ſchmetterte Zeus mit ſeinem Donner den Phaëton in den Eridanus. Dort fanden ihn ſeine Schweſtern entſeelt, und betrauerten ihn. (S. Heliaden).

Phalänen, Nachtſchmetterlinge, Nachtvögel (ſ. Schmetterlinge).

Phalanx, bei den Griechen ein Truppencorps von 4, 8 und 16,000 Mann, das mit langen Spießen bewaffnet und in ein Viereck geſtellt durch die Heftigkeit ſeines Angriffs gewöhnlich in der Schlacht den Ausſchlag gab. Es beſtand anfangs aus 4000 Mann, wurde aber nachher verdoppelt und vervierfacht. Der Befehlshaber eines aus 16,000 Mann beſtehenden Phalanx war zugleich der Oberbefehlshaber. Die Verdoppelung des Phalanx geſchah durch Philipp von Macedonien, daher man ihn auch den macedoniſchen nennt. Gewöhnlich ſtanden die Phalangiten 16 Mann hoch; die hintern Reihen, welche mit ihren Spießen den Feind nicht mehr erreichen konnten, legten dieſelben auf die Schultern ihrer Vordermänner und bildeten dadurch eine Mauer gegen die fliegenden Geſchoſſe der Gegner. Immer iſt der Phalanx in der alten Kriegsgeſchichte wegen ſeiner Unüberwindlichkeit berühmt geweſen.

Phălaris, Tyrann von Agrigent in Sicilien, machte ſeinen Namen im Alterthum berühmt durch ſeine Grauſamkeiten. Er war aus Aſtypalea auf Creta gebürtig, wurde von dort wegen ſeiner politiſchen Intriguen verbannt, kam nach Sicilien und wußte ſich hier um das J. 571 vor Chr. Geb. der Herrſchaft von Agrigent zu bemächtigen. Gleich den meiſten Uſurpatoren ſuchte er durch Härte und Strenge die erworbene Gewalt zu behaupten. Das unerhörteſte Beiſpiel ſeiner Grauſamkeit war die Strafe des ehernen Stiers. Dieſer Stier, welchen der Athenienſer Perillus verfertigt hatte, war hohl und konnte den Verbrecher in ſeinen Bauch aufnehmen. Alsdann wurde er glühend gemacht, und ſo der Eingeſchloßne langſam zu Tode gepeinigt. Das Angſtgeſchrei des Unglücklichen ahmte durch einen künſtlichen Mechanismus das Gebrüll des Stiers nach. Phalaris ſoll durch eine Art tyranniſcher Gerechtigkeit den Erfinder dieſes Stiers zuerſt darin haben hinrichten laſſen. Nach einer ungefähr ſechzehnjährigen Regierung kam er in ei-

nem Volksaufſtand um. Die unter dem Namen des Phalaris vorhandenen Briefe ſind unecht, wie Bentley gegen Boyle unläugbar bewieſen hat. Die neuſte Ausgabe derſelben iſt von Valkenär, Gröningen, 1777, 4.

Phänomen nennen wir jedes Ereigniß, welches wir mittelſt unſrer Sinnenwerkzeuge in der uns umgebenden Körperwelt wahrnehmen. Alle Phänomene ſind ein Gegenſtand der Naturlehre, welche ſie zu erklären ſucht. Dazu iſt erforderlich, daß ſie ſorgfältig aufgeſucht, beobachtet, Täuſchung von Wirklichkeit geſondert und Vergleichungen angeſtellt werden. Erſt dann wird es möglich, Folgerungen daraus herzuleiten, die auf die Urſachen der Phänomene und durch dieſe auf die allgemeinen Geſetze führen, nach welchen die Natur wirkt. Wo dies nicht möglich iſt, ſucht man ſich durch Vermuthungen oder Erklärungen zu helfen, welche Hypotheſen heißen. Bei dieſen Bemühungen, die erſten Urſachen der Phänomene aufzufinden, wird freilich endlich der Forſcher auf gewiſſe letzte Erſcheinungen treffen, die außer den Gränzen des Gebiets der Naturlehre liegen, und Gegenſtand einer höhern Wiſſenſchaft, der Metaphyſik, ſind, welche daher dem Naturforſcher nicht fremd ſeyn darf, da beide Wiſſenſchaften, Phyſik und Metaphyſik, vielſeitig in einander greifen und ſich gegenſeitig aufklären.

Phantaſie, Phantaſtiſch. Sonſt pflegte man in der Seelenlehre die Ausdrücke Phantaſie und Einbildungskraft faſt gleichbedeutend zu gebrauchen, wie man ſie im gemeinen Leben noch täglich verwechſelt. Mit den Fortſchritten der Pſychologie in der neuern Zeit hat man angefangen, die verſchiednen Geſtalten oder Beziehungen, in welchen die Einbildungskraft erſcheint, genauer zu unterſcheiden (ſ. d. Art. Einbildungskraft). Man nennt nämlich die Einbildungskraft, in ſo fern ſie das Gegebne, Gegenwärtige oder Abweſende vorſtellt, **Einbildungskraft** (imaginatio) im engern Sinne, im letztern Falle insbeſondre **reproductive** (nachbildende) Einbildungskraft. Die **productive** aber (hervorbringende, ſchöpferiſche) nennen wir **Phantaſie**. Das Schaffen der Phantaſie aber iſt kein urſprüngliches in dem Sinne, als ob die Phantaſie einen in der Natur gar nicht vorhandenen Stoff vorſtellen, oder in ihren Bildungen die ſinnlichen Grundformen der Natur und die Grundverhältniſſe des Lebens überſpringen und verändern könnte. Es hängt die Phantaſie daher auch von der Wirkſamkeit des äußern und innern Sinnes ab; denn immer ſtellt ſie das Sichtbare, Hörbare u. ſ. w., und die Veränderungen des innern Lebens vor. Der geborne Blinde kann daher durch ſeine Phantaſie nicht farbige Geſtalten, der geborne Taube keine Tonbildungen hervorbringen. Bilden wir uns eine Phantaſiewelt noch ſo ſchön und mannichfaltig aus, wie ſie nimmer in der Wirklichkeit gefunden werden mag, ſo wird das Sinnliche an ihr ſich doch auf Farben, Töne, das Geiſtige auf die innern Veränderungen unſerer Seele und unſre Verhältniſſe zur Welt beziehen. Sehr richtig ſagt daher Kant in ſeiner Anthropologie: „wir können uns für ein vernünftiges Weſen keine andere Geſtalt als ſchicklich denken, als die Geſtalt eines Menſchen. Daher macht der Bildhauer oder Mahler, wenn er einen Engel oder Gott darſtellen will, jederzeit einen **Menſchen**. Jede andere Figur ſcheint ihm Theile zu enthalten, die ſich ſeiner Idee nach mit dem Bau eines vernünftigen Weſens nicht vereinigen laſſen (als Flügel, Krallen, Hufe u. ſ. w.); die **Größe** dagegen kann er dichten, wie er will. Eben ſo bleiben wir auch bei dem allgemeinen Typus unſrer Pflanzen- und Thierwelt ſtehen, wenn wir die ſelbſtgeſchaffne Welt der Dichtung beleben und bevölkern wollen. Die

Stoffe und Grundformen der körperlichen und geiſtigen Natur werden mithin der Phantaſie von der Natur gegeben; ſie regt die Phantaſie in ihrem Wirken an. Allein die nachbildende Einbildungskraft hält ſich näher an die Erfahrung; die Phantaſie erhebt ſich auch über die Erfahrung. Sie äußert ſich nämlich: 1. als Combinationsvermögen, indem es gegebene Formen mehr oder weniger willkürlich oder originell zu neuen Bildern, denen kein Erfahrungsgegenſtand durchaus gleicht, verbindet. Unwillkürlich nämlich wirkt ſie, wo man den Gedanken mehr leidend überlaſſen iſt, und die Vorſtellungen ſich nach dem Naturgeſetze der Vergeſellſchaftung gleichſam von ſelbſt zuſammenfinden. Der Traum (wo jedoch die Einbildungskraft ſich auch reproductiv äußert), und der durch geiſtige Getränke bewirkte Rauſch, das ſogenannte Phantaſiren des Fieberkranken, die Träumerei des Wachenden, welcher der Phantaſie ſich ſo unumſchränkt überläßt, daß er nur ſeinen Einbildungen nachhängt und ſie auf wirkliche Erfahrungen überträgt, ſind ſolche Zuſtände. In den letztern Fällen wird jedoch nicht alle Willkür und alles Selbſtbewußtſeyn aufgehoben, welches bei den Geiſteskrankheiten von höheren Graden, oder im ſtarken Rauſche, bei welchen eine unumſchränkte Herrſchaft der Einbildungskraft und Verwechſelung der eingebildeten mit der wirklichen Welt eintritt, der Fall iſt. Mit Willkür und Bewußtſeyn äußert ſich die Phantaſie, wie ſie entweder zu einem beſtimmten Zwecke Vorſtellungen zu neuen Bildungen verbindet (wie bei der Erfindung ſolcher Gegenſtände, welche den ſogenannten nützlichen Künſten angehören, z. B. gewiſſer Maſchinen), oder ohne einen ſolchen Zweck zu haben, ſich gleichſam den Eingebungen eines höhern Geiſtes überläßt und nach dieſen ein anſchauliches Ganzes bildet. Dort wird ſie noch durch den Verſtand (dem Vermögen der Zwecke) beherrſcht; hier wirkt ſie herrſchend in dem Chore der Geiſteskräfte und wird in vorzüglicher Beziehung auf Poeſie das Dichtungsvermögen genannt (ſ. d. Art.). Sie iſt aber auch 2. das Vermögen der Grundanſchauungen (des Raumes und der Zeit (ſ. d. Art.), der Geſtalt, Dauer, des Grades, der Zahl u. ſ. w.), welche Vorſtellungen uns nicht durch Erfahrung gegeben werden; daher ſie auch reine Anſchauungen heißen und die Einbildungskraft, in ſo fern ſie Quelle derſelben iſt, transſcendental genannt wird. Ohne dieſe Anſchauungen wären die Combinationen der Phantaſie unmöglich, daher ſie im eigentlichen Sinne productiv iſt. Wir bleiben jedoch bei der Phantaſie, die dieſen Namen vorzugsweiſe führt, noch einen Augenblick ſtehen, um ihr Wirken genauer kennen zu lernen. Die Phantaſie ſchließt ſich noch an die gegebnen Gegenſtände näher an, wenn ſie dieſelben in der Vorſtellung vergrößert, verkleinert oder wiederholt vorſtellt. Hieraus erklärt ſich wohl der Hang vieler Menſchen von großer Einbildungskraft zu übertreibenden Lügen, welche oft unwillkürlich ſind; doch eben ſo wie die Phantaſie durch Neigungen und Abneigungen (z. B. Neid) angeregt, auch abſichtlich und unabſichtlich gewiſſe Gegenſtände verkleinert. Zu dem unabſichtlichen Spiele der productiven Einbildungskraft, ſagt daher Kant, in erſter Beziehung kann man auch den Hang zum argloſen Lügen rechnen, der bei Kindern allemal, bei Erwachſenen, aber ſonſt gutmüthigen, dann und wann, bisweilen faſt als anerbende Krankheit angetroffen wird, wo beim Erzählen die Begebenheiten und vorgeblichen Abenteuer, wie eine herabrollende Schneelavine wachſend, aus der Einbildungskraft hervorgehn, ohne irgend einen Vortheil zu haben, als bloß ſich intereſſant zu machen; wie der Ritter John Fallſtaf beim Shak-

ſpeare, der aus zwei Männern in Frauenskleidern fünf Perſonen macht, ehe er ſeine Erzählung endigt. Mehr entfernt ſich die Phantaſie von den Sinnesanſchauungen, wenn ſie die Gegenſtände ſelbſt, oder ihre Theile in andrer Ordnung zuſammenſtellt, oder wenn ſie Theile verſchiedner Gegenſtände in einem Bilde faßt, und ihre Eigenſchaften und Verhältniſſe vertauſcht. Dieſes Wirken wird a) bloß durch die Geſetze der Gedankenaſſoziation beſtimmt, (durch das Geſetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit und Verwandtſchaft der Vorſtellungen, ſo wie deren Beziehungen auf das individuelle Subject), und ſo wirkt die Phantaſie meiſtens im Traume des Schlafenden, wie des Wachenden. Die Seele ſpielt mit den durch die Sinnenwelt veranlaßten Anſchauungen, unbekümmert um deren Gegenſtände — daher nennt man eben das Wirken der Phantaſie ein Spiel mit Bildern — aber je lebhafter die Phantaſie ihre Bilder entwirft und je mehr das Bewußtſeyn der wirklichen Welt und ſeiner Selbſt mangelt, wie im Traume und bei dem in ſeine Gedanken ganz vertieften Menſchen, deſto leichter vertreten ſie die Stelle der wirklichen Gegenſtände, und man glaubt, das Eingebildete auch äußerlich zu ſchauen. Im Traume iſt jeder dieſer Täuſchung unterworfen, weil dieſer Zuſtand die Vergleichung der angeſchauten Bilder mit den Gegenſtänden nicht zuläßt; wer aber ohne Rauſch im Wachen alſo träumt, daß er die Bilder ſeiner Seele für wirkliche Dinge hält und dieſe nach ſeinen Einbildungen behandelt, zeigt dadurch eine den Verſtand überwiegende Phantaſie, und wird darum Phantaſt genannt. Der wahre Dichter iſt dies nicht, denn er behält bei allem Glauben an die poetiſche Realität ſeiner Phantaſieprodukte immer das Bewußtſeyn ihrer Verſchiedenheit von den wirklichen Gegenſtänden. Indeſſen ſetzt auch dieſes ſchon einen ſehr hohen Grad überwiegender Phantaſie voraus, und man pflegt im täglichen Leben gewöhnlich nur den einen Phantaſten zu nennen, der ſeine Einbildungen in die wirklichen Gegenſtände hineinträgt, das heißt, ſie im Geiſte vergrößert, ausſchmückt, in beliebige Verhältniſſe ſtellt, und nach dieſem Eingebildeten Vorſtellungen behandelt, kurz ein Menſch von vorzüglich reizbarer Phantaſie. So iſt mancher Menſch, oft nur in Beziehung einiger, ihn auf irgend eine Weiſe intereſſirender Gegenſtände, Phantaſt oder phantaſtiſch, und der Dichter hat in ſeinem Leben größtentheils eine Neigung dazu, es zu ſeyn. Aber Eins unterſcheidet hauptſächlich den Dichter als ſolchen von dem Träumenden, Phantaſten und Geiſtesverrückten: nämlich die ideale Bedeutſamkeit, Klarheit, Einheit und Originalität ſeiner Bildungen, welche b) nicht aus dem bloßen Geſetze der Gedankenaſſociation zu erklären iſt. Der in reicher Anſchauung gebildete Geiſt iſt es, welcher, ergriffen von der Idee, die er in ſich gefunden, dieſe ſelbſtthätig zum Principe oder Mittelpunkte ſeiner Bildungen macht, welchem ſich das Einzelne leicht und organiſch anſchließt. Wie kommt es aber, daß man einige Kunſtwerke, vorzüglich Dichtungen, dennoch phantaſtiſch nennt? Im Allgemeinen heißt phantaſtiſch überhaupt, was der Phantaſie angehört, eine vorherrſchende Phantaſie beurkundet, einer Phantaſiewelt angemeſſener iſt, als der Wirklichkeit (z. B. eine phantaſtiſche Kleidung, welche in die gewöhnliche Welt nicht paſſen will). Aber iſt dies der Sinn, wenn man von phantaſtiſchen Dichtungen, Erzählungen u. ſ. w. redet? Spielt nicht jede Poeſie im Reiche der Phantaſie, und iſt vermittelſt ihrer hervorgebracht? Allerdings. Allein die Phantaſie ſticht in Stoff und Behandlung mehr oder weniger hervor; daher hört man ſo oft von einem phantaſtiſchen Stoffe, einer phantaſti-

ſchen **Behandlung** reden, und nennt ein ſolches Product ſelbſt vorzügsweiſe **phantaſtiſch**. Das Antike z. B. iſt weniger phantaſtiſch als das Romantiſche; zu dem Begriffe des Romantiſchen ſelbſt iſt das Merkmal des Phantaſtiſchen weſentlich; Dante's, Arioſto's und Taſſo's Gedichte ſind es im hohen Grade. Ferner die Poeſien einer Nation, z. B. der ſpaniſchen, ſind es mehr als die einer andern, z. B. der engliſchen, weil in einigen Nationen die Phantaſie glühender und daher vorherrſchend iſt. Gewiſſe Dichtungsarten und Kunſtwerke ſind ihrem Weſen nach phantaſtiſch, z. B. **Mährchen**, die **Arabeske**. Ja es gibt Dichtungen und Tonſtücke, welche man wegen des freiern, ungebundenen Gangs, den in ihnen die Phantaſie nimmt, ſelbſt **Phantaſien** nennt, z. B. Jean Pauls Phantaſie in der Neujahrsnacht; denn das umfaſſende Reich der Kunſt geſtattet jeder Kraft, die von dem poetiſchen Geiſte ausgeht, ihre freie Aeußerung und ihr Gebiet, auch die **Laune** des Genius darf ſich in ihr aber nur als Laune des **Genius** zeigen, welche ſelbſt in dem freiſten und kühnſten Schwunge das Geſetz der Schwere und aller Form ungezwungen und aus eignem Trieb beobachtet. Ein ſolches Werk hat daher vorzüglich die Eigenſchaft, daß es tief in die Individualität des muſikaliſchen Künſtlers blicken läßt. Ein ſinnreicher Kritiker ſagt daher von der **muſikaliſchen Phantaſie**: wenn die Phantaſie der eigentliche Culminationspunct des aus ſich ſchaffenden Genius iſt, der hier ſein eignes Seelengemählde zeichnet, und die Form der Kunſt zum bloßen Reflectirſpiegel ſeines Innern macht, aus dem die Fülle in Klarheit hervortritt: ſo muß dem Kunſtfreunde ein ſolches Werk um ſo ſchätzbarer ſeyn, je reiner ſich in ihm der Genius des Schöpfers ſelbſt, und ohne fremde Beihülfe, ohne Zwang irgend einer aufgegebnen Form darſtellen kann. Die Phantaſie iſt der Monolog des Künſtlers, in dem er das Eigne, Selbſtempfundene rein ausſpricht, während er ſich zu den gegebnen Formen, zum Oratorium, zur Oper u. ſ. w. nur dialogiſirend verhalten, das heißt, nur das geben kann, wozu ihn die gegebnen Formen veranlaſſen. Wenn er begränzt durch aufgeſtellte Kunſtformen, nur immer nach dieſen zu ſprechen, ſich auf dieſe Art mit Fremdem zu vermiſchen, und Fremdes in ſeine Schöpfung aufzunehmen mehr oder minder genöthigt wird; ſo ſind im Gegentheil in der freien Phantaſie alle jene Feſſeln zerbrochen und der Genius des Künſtlers iſt in ſein Urrecht — älter als die Formen — wieder eingeſetzt, als Schöpfer, als Herrſcher im Reiche der Klänge. Benutzte jeder Künſtler dieſen Wink, oder richtiger, gewöhnte ſich der Genius der meiſten Künſtler minder an die Formen und verſtände ſich auf ſeine eigne Geiſtesemancipation im Reiche der Freiheit: ſo würde jede Phantaſie, vorausgeſetzt, der Künſtler ſey wirklich der Selbſtſchaffenden und nicht der Nachahmenden Einer, eine wahre Selbſtſchilderung, und der hellſte Blick in ſein ſchaffendes Innere ſeyn, aus dem man ſein Walten und Wirken beſchauen, ſich gleichſam in ſeine Gedankenwerkſtätte ſchleichen könnte. Eine ſolche Phantaſie iſt die berühmte von Beethoven mit Begleitung des ganzen Orcheſters und mit ſchließendem Chor; in ihrer Ausführung eben ſo gewaltig, als in der Erfindung neu und originell. — So wirkt nun die Phantaſie mit ihrer zauberiſchen Macht eben ſowohl in dem regelloſen Traume als in den kunſtreichen Labyrinthen des Genius, ſie ſchmückt und verſchönert das Leben des Geiſtesgeſunden durch Kunſt und hohe Ideale, ſo wie ſie es zu einer Quelle mannichfachen Elends für den Geiſteskranken macht, indem ſie überſpannte Wünſche und unerreichbare Foderungen an das Leben erweckt. Sie erhebt in den Himmel, ſie erniedrigt in den Abgrund des

Laſters, wo ſie der niedern Sinnlichkeit dient; ſie iſt die Brücke von der Erde zum Himmel, der farbige Regenbogen, auf welchem die Götter in das Leben des Menſchen ſchreiten, und ſchön ſingt Arndt (in ſeinen Gedichten S. 86) von ihr:

Vom Himmel komm' ich,
Zur Erde flieg' ich,
Bringe der Erde die Sterne,
Dem Himmel die Blumen;
Bin die Gemeinſchaft
Des hohen Olympus
Und des grünen Gefilds ꝛc.

Es iſt zu verwundern, daß wir die Phantaſie nicht in der Reihe mythiſcher Perſonificationen der Griechen und Römer antreffen, denn der Phantaſus iſt nach Ovids Verwandlungen nur ein Sohn des Somnus oder des Schlafgottes, und zwar nur derjenige, welcher lebloſe Dinge zeigt oder darſtellt. Wie weit dieſe Vorſtellung von der aufgeſtellten Idee der Phantaſie entfernt ſey, wird jeder leicht einſehen. T.

Phantasmen, Erſcheinungen (aus dem Griechiſchen von phaino, ich erſcheine), ſind Bilder, welche der Seele ohne einen äußern Gegenſtand, bloß durch die Imagination, ſo lebhaft vorgeſtellt werden, daß ſie dieſelben außer ſich zu ſehn glaubt. Die Seele erhält die Vorſtellungen von der Außenwelt durch die äußern Sinne. Da die Seele in dem irdiſchen Leben mit dem Nervenſyſtem und vorzüglich dem Centralpunkt deſſelben, dem Gehirn, auf das innigſte verbunden, und dieſes der eigentliche Leib unſrer Seele iſt, ſo folgt auch, daß die organiſchen Veränderungen und Verrichtungen des Gehirns auf die Seele, ſo wie die geiſtigen Thätigkeiten dieſer auf die organiſche Thätigkeit oder Function des Gehirns, Einfluß haben. Eine der Thätigkeiten der Seele iſt: Vorſtellungen von Gegenſtänden der Außenwelt aufzunehmen und zu Bildern, die den äußern Gegenſtänden entſprechen, zu vereinigen. Den Stoff zu dieſer Thätigkeit erhält ſie in den Anſchauungen durch den Theil des Nervenſyſtems, welcher der Außenwelt zugekehrt iſt, um die Eindrücke der äußern Gegenſtände aufzunehmen, nämlich durch die Sinne. (S. d. Art.) Durch die Sinne müſſen demnach gewiſſe beſtimmte Thätigkeiten in dem Gehirn erregt werden, welche der Seele Vorſtellungen von den äußern Gegenſtänden geben, die ſie zu einem Bilde derſelben vereinigt, das dem äußern Gegenſtande angemeſſen iſt. Dies nennt man Anſchauungen. Die Seele kann aber auch Vorſtellungen erhalten, die zunächſt von keinem äußern Gegenſtande herrühren, indem ſie entweder eigenmächtig ſchon gehabte Vorſtellungen wieder zurückruft, und ſie zu Bildern vereinigt, oder indem durch erregte Nerventhätigkeit im Gehirn Thätigkeiten und Bewegungen entſtehn, welche gewiſſe Vorſtellungen und Bilder in der Seele erregen. Dies iſt die Imagination oder Einbildungskraft der Seele, das Vermögen der innern Bildung von Vorſtellungen, daher Einbildung. Hierbei wird auch die organiſche Thätigkeit im Gehirn erregt, aber nicht ſo ſtark, als von den Sinneseindrücken, daher im Normalzuſtande die Bilder der Imagination allezeit ſchwächer ſind, als die Anſchauungen, daher auch der innre Sinn der Seele, welcher das Bewußtſeyn vermittelt, der Seele die Bilder der Phantaſie ſtets nur als innerlich erzeugte Bilder ohne äußeres Object vorſtellt. So wie alſo die Anſchauungen von den äußern Sinnen abhängig ſind, ſo iſt die Imagination an gewiſſe Geſetze der innern Thätigkeit des Gehirns gebunden, und je nach dem dieſe (willkürlich von der Seele, oder unwillkürlich durch Erregung

der Nerventhätigkeit) aufgeregt werden, entſtehen innre Bilder ohne äuſſeres Object. Hiervon rührt auch die Reihefolge der Bilder her, indem nach gewiſſen Geſetzen eine Hirnthätigkeit die andre, und demnach ein Bild immer ein verwandtes hervorruft, welches die Geſetze der Ideenverbindung beſtimmen. Bei geſundem Zuſtande des Körpers und regelmäßiger Thätigkeit des Geiſtes erlangen nun zwar die Bilder der Phantaſie nicht den Grad von Stärke und Deutlichkeit, daß die Seele ſie mit Anſchauungen verwechſeln könnte, ſondern ſie iſt ſich immer des Unterſchiedes von denſelben bewußt. Nur im Schlafe, wo die Einwirkung der äußern Sinne aufhört, nehmen die Bilder der Phantaſie an Stärke und Deutlichkeit ſo zu, daß ſie auch im geſunden Zuſtande wirklich von Gegenſtänden außer uns herzukommen ſcheinen, und alsdann Träume genannt werden. Allein durch krankhaften Zuſtand des Körpers oder durch ungeregelte Thätigkeit des Geiſtes können auch im wachenden Zuſtande Bilder der Phantaſie ſo lebhaft werden, daß ſie die Stärke der Anſchauungen erlangen, und einen wirklichen Gegenſtand vorzuſtellen ſcheinen, ſo daß ſie durch das Bewußtſeyn ſchwer, oder, wenn dieſes geſtört iſt, gar nicht von jenen unterſchieden werden. Dieſes ſind alsdann die Phantasmen oder Erſcheinungen. Sie ſind theils willkürlich erregt, theils erfolgen ſie ohne Willen der Seele. Die Seele kann durch ungeregelte Thätigkeit, durch Hinwendung aller Kraft auf die Imagination, dieſe ſo ſehr erhöhen, daß ſie einen Gegenſtand wirklich außer ſich zu ſehen glaubt, der doch nicht da iſt. Auch Leidenſchaften, Affecten, angeſtrengte Thätigkeit der Seele, können ſie in einen ſolchen aufgeregten Zuſtand verſetzen. So hat man Beiſpiele, daß nach einem ſehr unruhvollen Tage ein exaltirter Menſch Abends nach dem Schlafengehn das Geſicht eines Menſchen auf ſeinem Kopfkiſſen neben ſich liegen ſah, das zuweilen Aehnlichkeit mit einem Bekannten, zuweilen auch nicht hatte, das er mit vollem Bewußtſeyn und deutlich ſah, und welches nur allmählig immer bläſſer ward und endlich verſchwand. Man hat die glaubwürdige Erzählung von einem alten Anatomen, welcher, nachdem er ſich den ganzen Tag mit anhaltender Anſtrengung bis in die Nacht mit dem Seciren eines todten Körpers beſchäftigt hatte, eine wirkliche Geſtalt auf ſeinem Stuhle ſitzen ſah. Perſonen, welche an einen abweſenden Freund und Geliebten mit großer Sehnſucht und Anſtrengung ihrer Phantaſie dachten, haben dieſen plötzlich in wirklicher Geſtalt vor ſich geſehn. Haller erzählt in ſeiner Phyſiologie, daß Cardanus im wachenden Zuſtande alles geſehn hätte, was er zu ſehen wünſchte, doch wären die Bilder vor ſeinen Augen auf und nieder geſtiegen. Plenk erzählt (von den Krankheiten der Augen), daß Valſalva einen Mann gekannt habe, der öfters ſchön ausgeſchmückte Paläſte vor ſich geſehn hätte. Jemand, der unter den Ruinen eines alten Kloſters herumging, und mit großem Eifer einmal eine Nonne zu ſehn wünſchte, ſah auf einmal eine in vollem Ornate vor ſich ſtehen (Reil über die Fieber). Durch öftere Gewohnheit entſteht bei manchen Perſonen eine Fertigkeit, ſolche Phantasmen theils willkürlich hervorzurufen, theils geräth die Phantaſie in eine ſo krankhaft erhöhte Stimmung, daß ſie öfters, auch ohne willkürlich erregt zu ſeyn, erſcheinen, ſo, daß ſolche Perſonen geneigt werden, ſie für wirklich beſtehend, für Erſcheinungen Abweſender, Geſtorbener, für Geiſter, oder für wirkliche, ſchon geſchehene oder noch zukünftige Begebenheiten, oder doch für Anzeigen derſelben zu halten. So glaubte Taſſo in den letzten Jahren ſeines Lebens, daß eine Geſtalt, die ihm öfters erſchien, ein Geiſt ſey. Ein Freund von ihm, der Ritter Manſo ſuchte ihn zu überreden, daß dieſe Erſcheinung eine

Täuſchung ſeiner Phantaſie wäre; allein Taſſo bat ihn, einer ſolchen Zuſammenkunft beizuwohnen, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Manſo kam, und mitten in der Unterredung mit Taſſo heftete dieſer auf einmal ſeinen Blick auf ein Fenſter, blieb unbeweglich, und nannte den vermeinten Geiſt bei ſeinem Namen. Hier iſt der freundſchaftliche Geiſt, ſagte er zu Manſo, der ſich mit mir unterhalten will; gib Acht, und überzeuge dich, daß alles Wahrheit ſey, was ich geſagt habe. Manſo ſah und hörte nichts, Taſſo aber ſprach mit großem Ernſte mit dem Geiſte, legte ihm Fragen vor, und antwortete ihm. Endlich nahm der Geiſt Abſchied, und endigte dadurch die Unterredung (Reils Fieberlehre, 4r Bd.). Es können aber auch bloß von körperlichen Urſachen, ohne Exaltation des Gemüths und der Phantaſie, ſolche Phantaſmen entſtehn, wobei der Menſch die völlige Beſonnenheit und das Bewußtſeyn hat, daß die Bilder ohne wirkliches Object ſind. So erzählt Bonnet (analytiſche Verſuche über die Seelenkräfte, Bremen 1770) von ſeinem Großvater, einem Mann von übrigens vollkommner Geſundheit, Aufrichtigkeit und guter Beurtheilungskraft, daß er mitten im Wachen, ohne den geringſten äußern Eindruck zu haben, von Zeit zu Zeit Figuren von Manns- und Frauensperſonen, von Vögeln, Wagen, Gebäuden u. a. m. vor ſich geſehn habe. Er habe dieſe Figuren verſchiedene Bewegungen machen, ſich nähern, entfernen, größer und kleiner werden, verſchwinden und wieder erſcheinen geſehn. Gebäude hätten ſich vor ſeinen Augen erhoben, und er hätte alle Theile erblickt, die zu ihrer äußerlichen Anlage gehörten. Bisweilen veränderten ſich, dem Scheine nach, alle Tapeten in ſeinen Zimmern, und es kam ihm vor, als ſie mit Gemählden von unterſchiednen Landſchaften bedeckt wären. Dieſe und noch vielerlei Geſtalten und Gemählde erſchienen ihm in der größten Vollkommenheit, und ſie machten einen eben ſo lebhaften Eindruck auf ihn, als wenn die Gegenſtände wirklich ſelbſt gegenwärtig wären, nur daß die Perſonen, welche dabei vorkamen, nicht ſprachen. Er wußte übrigens recht gut, daß dieſe Geſtalten ohne äußere Gegenſtände waren, und unterſchied ſie richtig von der Wirklichkeit. Aehnliche Beobachtungen machte Nicolai (ſ. d. Art.) an ſich ſelbſt. Er war ſchon etwas kränklich, durch mancherlei unangenehme Begegniſſe mißmuthig geſtimmt, und hatte noch dazu einen gewohnten Aderlaß und das Anſetzen von Blutigeln übergangen. Als ihn im Februar 1791 mehrere Vorfälle in unangenehme Gemüthsbewegung verſetzt hatten, ſtand plötzlich die Geſtalt eines Verſtorbenen vor ihm. Noch denſelben Tag erſchienen verſchiedne andre wandelnde Geſtalten. In den folgenden Tagen ſah er die Geſtalt des Verſtorbenen nicht mehr; hingegen kamen viele andre bekannte und unbekannte, aber größtentheils unbekannte Perſonen zum Vorſchein. Die bekannten waren meiſtens lebende, aber entfernt wohnende Perſonen. Dieſe Erſcheinungen kamen ohne den Willen Nicolai's, und er war durch die größte Anſtrengung nicht im Stande, nach Willkür das Bild dieſer oder jener Perſon hervorzubringen; ſie erſchienen bei Tage und bei Nacht, in fremden Häuſern weniger, auf der offenen Straße ſelten. Zuweilen verſchwanden ſie durch das Verſchließen der Augen, und waren in der nämlichen Geſtalt wieder da, wenn er die Augen wieder öffnete; zuweilen verſchwanden ſie auch nicht bei geſchloſſenen Augen. Meiſtens waren es menſchliche Geſtalten beiderlei Geſchlechts, die zuweilen Geſchäfte mit einander zu haben ſchienen, meiſtens aber ohne Verkehr durch und unter einander gingen. Einmal ſah er auch eine Perſon zu Pferde, auch Hunde und Vögel. Die Geſtalten erſchienen in Lebensgröße, mit den verſchiednen Färbungen der unbe-

deckten Theile und in Kleidung von allerhand Farben, die jedoch bläſſer als an wirklichen Objecten waren. Mit der Zeit kamen die Erſcheinungen häufiger und öfter. Nach vier Wochen fingen ſie auch an zu reden, theils unter ſich, theils redeten ſie den Kranken an. Am 20. April wurden ihm Blutigel angelegt. Das Zimmer wimmelte von menſchlichen Geſtalten aller Art, die ſich unter einander drängten. Dies dauerte ununterbrochen fort bis gegen Abend, da die Geſtalten anfingen, ſich langſamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben allmählig bläſſer zu werden, ohne daß die beſtimmte Figur der Geſtalten wäre verändert worden. Späterhin waren ſie alle ganz weiß und bewegten ſich wenig; allmählig wurden auch die Umriſſe der Geſtalten unbeſtimmter, und ſie zerfloſſen endlich gleichſam in der Luft. Von einigen waren eine Zeit lang noch einzelne Stücke zu ſehen, die nach und nach auch vergingen. Eine Täuſchung des Gehörſinns begegnete auch Mendelsſohn, da er im J. 1772 durch anhaltende Geiſtesanſtrengungen in eine Nervenkrankheit verfiel, in welcher er das laute Reden nicht vertragen konnte. War ihm dies am Tage doch vorgekommen, ſo fiel er am Abend in einen unvollkommnen kataleptiſchen Zuſtand, indem eine laute und kräftige Stimme ihm die einzelnen mit einem hohen Accent ausgeſprochnen oder ſonſt laut geredeten Worte und Sylben, die er am Tage gehört hatte, ſo heftig wieder zurief, daß ihm davon die Ohren gellten. Bei Kranken, deren Bewußtſeyn geſtört oder ganz unterdrückt iſt, in Fiebern, oder in manchen Arten des Wahnſinns, kommen auch ſolche Phantasmen vor, welche alsdann Delirien, Fieberphantaſien, oder fixe Ideen heißen, und wegen ihrer Lebhaftigkeit von den Kranken für wirklich gehalten werden. Sie ſehen ihre abweſenden und erſehnten Geliebten bei ſich, und unterreden ſich mit ihnen, oder ſie ſind an fremden Orten, im Gefängniß, in einem finſtern Walde, von Räubern und Mördern umgeben, von böſen Geiſtern verfolgt, denen ſie zu entfliehen ſuchen. Alle dieſe Geſtalten ſind ſo lebhaft vor ihren Augen, daß die Sinneseindrücke viel ſchwächer, oder verkehrt auf ſie wirken. Ein ſchwarzer, etwa in der Nähe hängender Mantel wird in der Phantaſie zu einem Teufel, ein weißes Tuch zum Engel, das Kopfkiſſen zu einem Berge, u. ſ. w. Das Bewußtſeyn iſt ſo zerrüttet, daß ſolche Kranke dieſe Erſcheinungen für wirklich halten, die wirklichen Umgebungen im Gegentheil nicht erkennen. Die Lebhaftigkeit der Phantasmen wirkt auf ihr Begehrungsvermögen; nicht die Wirklichkeit, ſondern dieſe Erſcheinungen erregen jetzt ihren Willen, und beſtimmen ihre Handlungen. Legt ſich der Fieberſturm im Kranken, ſo kommen dieſe Phantasmen nur noch als ſehr lebhafte Träume im Schlafe vor, deren ſich der Kranke nach dem Erwachen zwar noch erinnert, welche er aber doch bald bei wiedergekehrtem Bewußtſeyn von der Wirklichkeit zu unterſcheiden vermag. H.

Phantaſus, der Gott der Phantaſien, nach Ovid ein Sohn des Gottes des Schlafs, der in Träumen nur lebloſe Dinge darſtellte, (Vergl. Morpheus.).

Phantom, eine Erſcheinung, die unſre Einbildungskraft erzeugt, ein Trugbild. (Vergl. Phantasmen.)

Pharao. Sonſt hatten die vier Kartenkönige ſämmtlich bibliſche Königsnamen, von welchen nur dem Piquekönig der Name Davids geblieben iſt. Pharao (der trotzige Aegypter) wurde wegen ſeines unternehmenden Muths in Hazardſpielen am liebſten und ſtärkſten beſetzt, daher der Name des berühmten Pharaoſpiels, welches dem Pointeur um ſo gewiſſer verderblich wird, als es durchaus unmöglich iſt, den Betrü-

gereien der Spieler von Profeſſion dabei zu entgehn. (Man vergl. Hazardſpiele.)

Phariſäer nannten ſich die Glieder einer Secte oder theologiſchen Schule unter den Juden, die zur Zeit der Maccabäer entſtanden zu ſeyn ſcheint, und neben den Geſetzbüchern Moſis auch noch eine Menge für mündliche Traditionen von Moſes her ausgegebner Lehren und Satzungen mit den Gloſſen ſpäterer Ausleger nach dem Exil als Erkenntnißquelle der jüdiſchen Religion und ihrer Uebung betrachteten und mit nicht geringerer Pünktlichkeit als das moſaiſche Geſetz ſelbſt beobachten zu müſſen glaubten. Von den Sadducäern unterſchieden ſie ſich durch den Eifer für dieſe Traditionen und durch den Glauben an die Auferſtehung der Todten. Der Kleinigkeitsgeiſt ihrer Religionsanſicht und ihr Ehrgeiz machte ſie zu Heuchlern, die bei einer ſchlaffen Moral das höchſte Weſen durch äußere Werkheiligkeit und mönchiſche Büßungen zu gewinnen meinten, und ſich durch das Anſehn vorzüglicher Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit, das ſie ſich mit vielem Gepränge gaben, in der Gunſt des Volks zu befeſtigen wußten. Sie zählten die bedeutendſten Geſetzlehrer (Schriftgelehrten) und Staatsmänner in Judäa unter ihre Glieder, und da Menſchen aus allen Ständen, ja ſelbſt Weiber zu ihrer, einem Ordensverbande ähnlichen Vereinigung Zutritt erhielten, gewannen ſie durch ihren Anhang und ihre Verbindungen einen politiſchen Einfluß, der unter den Maccabäern und Hasmonäern mehrere Male über das Schickſal des jüdiſchen Staats entſchied und den Ueberreſt von Macht, den die Römer dem hohen Rathe zu den Zeiten Jeſu ließen, in ihre Hände brachte. Der phariſäiſche Lehrbegriff hat in dem neuern Judenthume die Oberhand behauptet und den Talmud ſanctionirt. Der Ausdruck Phariſäer wird aber nur noch bildlich von Scheinheiligen gebraucht, deren Charakter an die im neuen Teſtamente auftretenden Phariſäer erinnert. E.

Pharmacie iſt die Kenntniß der Arzneimittel, ihrer Bereitung und Miſchung. Bei den Griechen hieß pharmakon Arznei und auch Gift, ein Beweis, entweder daß ſie jedes Arzneimittel, zu ſtark oder unrichtig angewendet, für eben ſo ſchädlich als Gift hielten, oder daß ihre Mittel meiſtens aus derjenigen Claſſe waren, welche ihrer heftigen Wirkung wegen unter die Gifte gerechnet wurden. Das letztere war auch wirklich der Fall. Diejenigen Mittel, welche ſie eigentlich unter die Arzneimittel rechneten, waren meiſtens heftig wirkende, vor denen ſie ſelbſt eine gewiſſe Scheu hatten. So lange als möglich ſuchten ſie mit diätetiſchen Vorſchriften und Mitteln auszulangen, nur chroniſchen und hartnäckigen Krankheiten ſetzten ſie jene pharmaca entgegen. Wie die Aerzte zuerſt ſelbſt ihre Arzneimittel bereiteten, wie nach und nach, je mehr dies Geſchäft durch Vervielfältigung der Arzneimittel, durch immer mehr Mühe, Zeit und eigne Kunſtfertigkeit fodernde Zubereitungen, durch Zutritt der Chemie, an Umfang zunahm, ſich theils Aerzte ſelbſt, theils andre Perſonen bloß dieſem Geſchäfte unterzogen, und daher eine beſondre Kunſt entſtand, iſt in dem Artikel: Apothekerkunſt, weiter nachzuſehn. Pharmacie iſt nur ein Theil der Apothekerkunſt; ſie beſchäftigt ſich bloß mit der Kenntniß der einfachen Naturproducte, in ſo fern ſie durch beſondre Bearbeitung zu Arzneimitteln geſchickt gemacht werden ſollen, und mit der Chemie nur in ſo fern, als verſchiedne Operationen derſelben zu jener Bearbeitung der Producte zu Arzneimitteln nöthig ſind. Apothekerkunſt ſchließt alſo zwar die Pharmacie in ſich, aber dieſe allein macht noch nicht die ganze Apothekerkunſt aus.— Pharmakopöe heißt eine Vorſchrift zur Zubereitung und Ver-

fertigung der einfachen und zuſammengeſetzten Arzneimittel. Man hat deren zu allen Zeiten und in allen Ländern ſehr viele und ſehr verſchiedne gehabt, je nach dem der Stand der Cultur und Aufklärung der Arzneikunſt und derjenigen einzelnen Wiſſenſchaften war, aus denen die Pharmacie zuſammengeſetzt iſt. Noch jetzt hat jedes einzelne Land, und in Deutſchland beinahe jeder einzelen Theile deſſelben eine andre Pharmakopöe, ja in manchen kleinern Ländern iſt die Medicinalverfaſſung noch ſo elend, daß nicht einmal eine Pharmakopöe geſetzlich beſtimmt iſt, nach welcher alle Apotheker des Landes arbeiten müſſen. Hieraus entſtehn bedeutende Nachtheile. Ein Apotheker arbeitet willkürlich nach dieſer, ein andrer nach einer andern Vorſchrift. Der Eine hat eine alte, der Andre eine neue Pharmakopöe. Da nun viele zuſammengeſetzte oder künſtlich zubereitete Mittel in den Apotheken vorräthig gehalten werden, die nach verſchiednen Pharmakopöen auch verſchieden bearbeitet werden, ſo können die Aerzte niemals wiſſen, von welchem Gehalt und welcher Stärke die Mittel ſind, die ſie verordnen, und ein Recept, das in drei oder vier verſchiednen Apotheken verfertigt wird, kann auch eben ſo oft in ſeiner Wirkung verſchieden ausfallen. H.

Pharſalus, jetzt Farſa, eine Stadt in Theſſalien in Griechenland, berühmt durch die Schlacht, in welcher Cäſar den Pompejus überwand. (S. Cäſar und Pompejus.) — Pharſalia ſ. Lucan.

Pharus (Leuchtthurm), iſt ein an den Seeküſten oder bei einem Hafen aufgeführter hoher Thurm, auf deſſen oberm und offenem Theile des Nachts Feuer unterhalten werden, oder auch eine große Laterne aufgehängt iſt, worin ein ſtarkes Licht von Fackeln oder dergleichen angezündet wird, damit es die Schiffe in der Ferne wahrnehmen, und ihren Lauf darnach einrichten können. (Vergl. die Art. Baake, Fanal.) Der Name rührt von der Inſel Pharos her, welche vor Alexandrien lag und den Hafen dieſer Stadt deckte. Auf dem öſtlichen Vorgebirge dieſer Inſel ließ Ptolemäus Philadelphus einen Leuchtthurm aus weißem Marmor aufbauen, welcher aus acht gewölbten Stockwerken beſtand, und auf deſſen Gipfel des Nachts ein beſtändiges Feuer unterhalten wurde, deſſen Schein man 300 Stadien weit wahrnehmen konnte, ja, der ſelbſt auch am Tage wegen der blendenden Weiße des Marmors ſehr weit ſichtbar war, und eben wegen ſeiner großen Pracht mit zu den ſieben Wunderwerken der Welt gezählt wurde.

Phaſen heißen die veränderlichen Geſtalten, welche die Planeten von ihrer verſchiednen Beleuchtung durch die Sonne annehmen, und in welchen ſie uns bald rund, bald oval, bald ſichelförmig, bald wie ein dunkler Fleck erſcheinen. Ueber die Mondphaſen ſehe man den eignen Artikel. — Uebrigens zeigen die Phaſen der Planeten, daß ſie dunkle Körper ſind, welche eben ſo wie die Erde von der Sonne beleuchtet werden.

Phelloplaſtik, ſ. Felloplaſtik.

Phidias, der große Meiſter in der Plaſtik, der in Griechenlands glücklicher Zeit, als Perikles, ſein mächtiger Gönner, Athen regierte und verſchönerte, die hohen Ideale einer Minerva und eines Jupiter zu Olympia verkörperte. Phidias bildete nach Böttiger drei Pallasſtatuen, welche ſich alle zu Pauſanias Zeit noch auf der Burg der Minervenſtadt befanden. Die eine coloſſale Bildſäule der Pallas goß er in Bronze aus dem Zehnten der marathoniſchen Beute für den Tempel der Polias (der Stadtbeſchützerin), und ſie war als ſchirmende Vorſtreiterin gebildet. Auf ihrem Schilde hatte Mys nach Parrhaſius Zeichnungen den Centaurenſtreit in Relief gearbeitet. Neben der Sta-

tue ſtand die uralte Burgbewohnerin, die Nachteule. Von dieſer Statue wird erzählt, daß die Seeleute, wenn ſie um das Vorgebirge Sunnium herumſchifften, noch ihren Helmbuſch und die Spitze ihrer Lanze ſchauten. Die zweite berühmteſte bildete er aus Elfenbein und Gold, ſie wurde die Statue des Parthenon, oder Parthenos (die Jungfrau) genannt, welche mit der Baſis ungefähr 39 pariſer Fuß maß. Er nahm ſtatt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein dazu, und legte der Statue ein aus Gold getriebnes oder gegoſſenes Gewand ſo kunſtreich an, daß es auch an und ausgezogen, ganz abgenommen, und dem jedesmaligen Tempelſchatzmeiſter zugewogen werden konnte. Es wog 44 Talente. Unter Demetrius Poliorcetes wurde dieſes geraubt. Die Augen waren von Marmor eingeſetzt, und nach der damals noch herrſchenden alten Sitte wahrſcheinlich bemahlt. Sie trug den Schuppenpanzer (die Aegis) umgürtet, den Speer in die Höhe, den Schild herabhaltend. Auf ihrer rechten Hand ſtand die zur Göttin gekehrte Victoria, gleichfalls von Elfenbein mit goldnem Gewand 4 Cubitos hoch. Die einzelnen Theile der Statue, ſo wie die Baſis, waren noch durch Reliefs künſtlich ausgearbeitet. (So z. B. hatte er ſich ſelbſt und den Perikles auf dem Schilde angebracht.) Die ausführliche Beſchreibung, aus welcher wir hier das Nöthigſte entlehnt haben, leſe man in Böttigers Andeutungen über die Archäologie, S. 86 u. ff. (Vergl. Parthenon.) Die dritte kleinere, welche vorzugsweiſe die ſchöne wegen ihrer zarten Proportionen genannt wurde, in Bronze gearbeitet, wurde von den Lemniern gekauft, und auf die Burg von Athen geſchenkt. — Der olympiſche Jupiter des Phidias ſtellte die ruhige Majeſtät des Himmelskönigs höchſt vollendet dar, und wurde daher ſonſt zu den Wundern der alten Welt gerechnet. Jupiter war hier ſitzend, auf einem Throne, den goldnen Olivenkranz auf dem Haupte, in vollkommen coloſſaler Größe vorgeſtellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußſchemel des kunſtreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebenem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei ihm Panänus geholfen haben ſoll. Auf der rechten vorwärts gekrümmten Hand ſtand die dem Gott zugekehrte Siegsgöttin, die auch aus Elfenbein und Gold eine Binde emporhielt, womit ſie den Oelkranz umwinden zu wollen ſchien. Jn der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunſtreich zuſammengelöthete vielfarbige Scepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in ſeinem Haupte vereinigt, und er ſaß als der Gott, der den Vorſitz über die Hellanodiken führt, und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griechiſchen Anthropomorphismus. Cicero erzählt (de Oratore, II. Cap.), wie der Künſtler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung ſeines Ideals angeregt worden ſey, und nach ihm Wieland (über die Ideale.) Höchſt impoſant war der Anblick des Gottes, noch mehr wurde der Eindruck dadurch verſtärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erſt dann weggezogen wurde, wenn der Gott ſichtbar werden ſollte. Pracht und Größe warfen ſtaunend den Beſchauer zu Boden. (Vergl. Völkels und Siebenkees Schriften über den Tempel und die Statue des Jupiter zu Olympia.) Neuere haben dem Künſtler wegen der vielen Verzierungen ſeiner Werke Ueberladung vorgeworfen, namentlich in Beziehung auf die Pallas- und Jupitersſtatue. Glücklich und einſichts-

voll ſcheint ihn Böttiger dagegen zu vertheidigen, wenn er ſagt: Phidias ging bei allen ſeinen coloſſalen Schöpfungen von dem Grundſatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne geſehen, durch gewaltige Maſſe und erhabne Umriſſe imponire, dennoch auch bei der ſorgfältigern Beſchauung in fortſchreitender Annährung (denn jedes Relief hatte verſchiedne Dimenſionen und Augenpunkte) durch das kunſtreichſte Detail intereſſiren, und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müſſe. So war der Künſtler bis ins Kleinſte groß, ja er ſetzte wetteifernd mit der Natur ſeinen Stolz darein, auch eine Cikade und Biene in Erz in höchſter Vollkommenheit zu bilden, und jede ſeiner Statuen war eine Welt von Kunſt. Daher ſetzt auch Böttiger des Phidias eigenthümlichſten Charakter darein, mit dem ausführlichſten Detail die impoſanteſte Erhabenheit des Coloſſalen zu paaren, und auf verſchiedne Annäherungspunkte noch immer ein Relief oder eine Verzierung in Bereitſchaft zu haben, — wie dies vorzüglich beym olympiſchen Jupiter mit den mannichfaltigen Verzierungen durch Reliefs und Mahlerei (welche letztere ebenfalls Phidias Bruder Panänus beſorgt hatte) der Fall war. — Auch der Statue der Nemeſis zu Rhamnus, welche man ſeinem Liebling Argoracritus fälſchlich zuſchrieb, die er aus einem pariſchen Marmorblock, welchen die Perſer zum Denkmahl ihrer Siege beſtimmt hatten, fertigte, wird eine hohe Würde von dem Alterthum beigelegt. Auch datirt man gewöhnlich von ihm an den hohen oder erhabenen Styl. (S. d. Art. Bildhauer der Griechen, und Bildnerei.) Aber Phidias war nicht allein Bildhauer, ſondern auch Architekt. Perikles erhob Athen zur herrlichſten und kunſtreichſten Stadt in Griechenland, während ſeiner 20jährigen Leitung erhielt Athen köſtlichere Tempel, Säulengänge und Kunſtwerke, als Rom in ſieben Jahrhunderten, obgleich Weltbeherrſcherin, ſich verſchaffen konnte. Alles regte ſich wetteifernd die Lieblingsſtadt der Pallas zu verſchönern. Die ausgeſuchteſten Stoffe und zu dieſen die fertigſten Arbeiter waren in Menge vorhanden. Durch ſie wurden hauptſächlich das Parthenon (der große Tempel der Pallas auf der Burg zu Athen), in welchem Phidias berühmteſte Pallasſtatue ſtand, und die herrlichen Propyläen erbaut, Muſterwerke der Architektur für alle Zeiten. Die Aufſicht und Anordnung bei allen dieſen Werken erhielt Phidias, und die Bildwerke, welche dieſelben (z. B. des Parthenon) verzierten, wurden theils von ihm ſelbſt, theils im Geiſte und nach den Ideen des großen Meiſters gearbeitet. So ſehr Phidias von den kunſtſinnigen Athenern, für deren Ruhm er gearbeitet hatte, unter Perikles verehret wurde (er blühte um die 84ſte Olympiade, ungefähr 444 J. vor Chr. Geb.) ſo ſehr mußte er die Launen ſeiner Mitbürger erfahren, als deſſen Anſehn ſank. Er ſtarb im Kerker; über die nähere Urſache dieſes Todes herrſcht noch Dunkel.

Philadelphia, die Hauptſtadt in Penſylvanien, liegt nicht weit von dem Zuſammenfluß des Delaware und Shuylkill, iſt ſehr gerade und breit gebaut, und hat einen Hafen. Man findet hier gute Fabriken, vorzüglich Zuckerraffinerien, Strumpfwirkereien, auch Schiffswerfte, in denen man dauerhafte Schiffe baut; auch wohnen viele Kaufleute hier. Merkwürdig iſt ferner in Philadelphia die Akademie, die mediciniſche Schule, welche im Jahr 1780 zu einer Univerſität erhoben wurde, die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe, die deutſche Geſellſchaft, die 1791 errichtete Staatsbank, die penſylvaniſche Bank. Philadelphia, welches ſich drei engl. Meilen längs des Fluſſes ausdehnt, hatte im Jahr 1805 ſchon 80,000 Einwohner. Uebrigens iſt es auch der Hauptſitz der Quäcker, welche durch Penn (ſ. d. Art.),

den Stifter dieſer Stadt, beſondre Vorrechte erhalten haben; die Sitzungen des Congreſſes aber ſind ſeit 1801 in die Bundesſtadt Waſhington verlegt worden. Noch gehören zu den Merkwürdigkeiten von Philadelphia, wo auch ſchon mehrere Buchhändlermeſſen gehalten worden ſind, die Bibliothek, das Arſenal, das Hospital; das Arbeitshaus ernährte und beſchäftigte ſchon mehr als 6000 Arme. Die zur Abſchaffung der Negerſclaven vereinigte Geſellſchaft ſetzt ihre Bemühungen unermüdet fort.

Philanthropinismus wird das pädagogiſche Syſtem genannt, welches Baſedow und ſeine Freunde aus den liberalen Erziehungsmaximen Locke's und Rouſſeau's in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts anzubauen und mit den ſchon von Amos Comeneus empfohlnen didactiſchen Mitteln in Anwendung zu bringen ſuchten. Baſedow fand den Hauptgrund der körperlichen und geiſtigen Entartung ſeiner Zeitgenoſſen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Dämonen, gegen die er, Wolke, Iſelin, Campe, Trapp und Salzmann mit den Waffen des geſunden Menſchenverſtandes und mit der Begeiſterung und Zuverſicht pädagogiſcher Reformatoren zu Felde zogen und dadurch eine neue Epoche in der Erziehungskunſt begründeten, unter deren Einfluſſe ein großer Theil der jetzt lebenden Deutſchen aufgewachſen iſt. Die Grundſätze dieſer Männer, die ſich am liebſten Philanthropen (Menſchenfreunde) nennen ließen, gehen auf Folgendes hinaus. Die Natur muß dem Widerſpruche der conventionellen Unſitte zum Trotz die Regel, und Philanthropie (Menſchenliebe), die Tendenz aller Erziehung ſeyn; darum laß die Kraft des Kindes, das von Natur gut iſt, ſich frei entwickeln und an Gegenſtänden der ſinnlichen Anſchauung (Naturkunde, Technologie) üben, bis es reich genug an Vorſtellungen iſt, um die Symbolik der Worte (claſſiſche Autoren, Religionslehren) zu verſtehen und leite ſeine Erziehung ſo, daß es zum körperlich und geiſtig geſunden, im Gebrauche ſeiner Kräfte gewandten, wo möglich in allen Zweigen des Wiſſens orientirten, nüchternen, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menſchen heranreife. Um der Menſchheit auf dieſem Wege zu helfen, hatte Baſedow (ſ. d. Art. Baſedow) die Errichtung einer Pflanz- und Muſterſchule für Lehrer, welche ſein Evangelium in allen Ländern verbreiten und nach ſeinen Grundſätzen Weltbürger erziehen ſollten, projectirt und es unter dem Titel Philanthropin als eine Werkſtätte der Menſchenfreundſchaft angekündigt; die von empfänglichen Zeitgenoſſen dazu geſammelten Fonds reichten jedoch nur zur Stiftung eines Erziehungsinſtituts hin, das 1774 unter dem wohlthätigen Schutze des Herzogs Franz zu Deſſau zu Stande kam, und die Ehre erhielt, Philanthropin zu heißen. Nach dem Vorbilde dieſer Muſteranſtalt, welche ihre Zöglinge körperlich ſtärkte und geiſtig zerſtreute und ſich wegen Mangel an Ausdauer ihres Stifters und ihrer in ſchnellem Wechſel zu- und abtretenden Directoren ſchon 1793 wieder auflöſ'te, entſtanden mehrere Philanthropine (ſ. d. Art. Inſtitut), von denen nur die ſalzmanniſche Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal das 19te Jahrhundert erlebt und ſich bis jetzt erhalten hat. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortſchritte machte, iſt weniger dem heftigen Widerſpruche der Humaniſten, die ſich als Angeklagte behandelt ſahen (ſ. d. Art. Human), als den Schwächen der philanthropiſchen Grundſätze und

Methoden ſelbſt und dem Mißverhältniſſe ihrer pomphaften Ankündigungen mit ihren geringen Früchten zuzuſchreiben. Denn wie ſehr ſich auch das Zeitalter Friedrichs II., von dem die practiſche, ja faſt nur ökonomiſch-merkantiliſche Tendenz der Weltleute und die unter dem Namen der berliniſchen oder nicolaiſchen bekannte Verſtandescultur und Aufklärung in der Theologie ausging, in dem Drange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauch des irdiſchen Lebens gefallen mochte; ſo wurden doch die erfahrnen Pädagogen und ernſthaften Freunde der Wiſſenſchaft bald darüber einig, daß der Philanthropinismus, nach dem der Jugend alles leicht und angenehm werden ſollte, ſeichte Vielwiſſerei und zerſtreuende Tändelei befördern und bei einiger Conſequenz zur Gemeinheit im Denken und Handeln führen würde. Ausgezeichnete Gelehrte haben die Philanthropine auch in der That nicht herangezogen, im Studium des claſſiſchen Alterthums und beſonders im Sprachunterrichte ſind ſie weit hinter den Schulen des alten Styls zurückgeblieben, und die Menge jetzt lebender Beamten, Geſchäftsleute, Lehrer, Hausväter und Mütter, die aus der philanthropiniſtiſchen Familien- und Inſtitutserziehung hervorgingen, würden bei ſchärferer Prüfung ihres geiſtigen und ſittlichen Gehaltes wohl eher gegen als für den Philanthropinismus beweiſen. Wenigſtens fällt ihm ein guter Theil Schuld an der Naſeweisheit, Polymathie und Gedankenſcheu der jungen Leute, an dem heimlichen Egoismus unſrer cosmopolitiſchen Wortführer und an dem irdiſchen, irreligiöſen Sinne unzähliger Individuen in den mittleren und höhern Ständen zur Laſt; Wirkungen, die bei der ausſchließenden Richtung ſeiner Zöglinge auf das ſinnlich Anſchauliche, bei der Mannichfaltigkeit von Sachen, die er ihnen oberflächlich beizubringen wußte, bei der kalten Verſtändigkeit und Aufklärerei, mit der er die Religion behandelte, und bei ſeinen disciplinariſchen Tändeleien (ſ. d. Art. **Inſtitut**) nicht ausbleiben konnten. Allein ungeachtet dieſer Verirrungen, die der Philanthropinismus durch die weit verbreiteten Schriften ſeiner Tongeber, z. B. Baſedow's Elementarwerk, Campe's Fragmente über Aufklärung und das Reviſionswerk, Trapps Pädagogik, Salzmanns menſchliches Elend und Himmel auf Erden und die Anzahl von Kinder- und Volksbüchern, in denen die ernſten Wiſſenſchaften oft mehr verpöbelt und zum Kindiſchen herabgezogen, als populär gemacht ſind, und durch ſeine als Hofmeiſter und Schullehrer allenthalben reformirenden Apoſtel in den drei letzten Decennien des 18ten Jahrhunderts, wo er in der Mode war, und außer den Gelehrtenſchulen ziemlich frei ſchalten durfte, veranlaßt und genährt hat, iſt ihm doch auch manches Rühmliche nachzuſagen, das ſeine Erſcheinung in der pädagogiſchen Welt rechtfertigen und durch die wohlthätigſten Folgen auszeichnen mußten. Hieher gehört der Sonnenſtrahl der Erbarmung und Hülfe, den er in die Nacht und Barbarei der Landſchulen warf, (vergl. d. Art. **Landſchulen** und **Rochow**), die Einführung beſſerer Lehr- und Leſebücher in dem Volksunterricht und vor Allem ſeine raſtloſe Sorgfalt für das in hohem Grade vernachläſſigte leibliche Wohl der Jugend. Das Verdienſt durch Wiedererweckung der Gymnaſtik, welche **Gutsmuths** in Schnepfenthal und Vieth in Deſſau betrieben, der Jugend das zweckmäßigſte Mittel der Kraftübung verſchafft und der jahnſchen Turnkunſt trefflich vorgearbeitet, die Kinderſtuben aus Marterkammern durch ſeine endlich doch durchdringenden Philippiken gegen Windeln, Kinderbrei, Ammenunweſen und tauſend andre Mißbräuche der früheſten Erziehung in heitre Wohnſitze der Geſundheit, Freude und Liebe verwandelt, die Kleidung der Kinder gelüf-

tet, und natürlicher eingerichtet, den heimlichen Sünden der Jugend gewehrt, das weibliche Geſchlecht von der Schnürbruſt *), und die Köpfe der Kleinen und Großen von dem Perücken-, Zopf- und Pudertand befreit zu haben, wird man dem Philanthropinismus nicht ſtreitig machen können. Ihm verdankt die jetzige Generation eine Körperkraft, Abhärtung, Gewandtheit und Munterkeit, die in den letzten Jahren manchen Jüngling und Mann aus der Studier- und Arbeitsſtube in die Reihen der Helden führte, und tauſend Vorurtheile, die das Leben verkümmerten, die Geſchäfte erſchwerten und die Geſelligkeit in ſteife Formen einzwängten, ſind vor ſeinem freundlichen Lichte verſchwunden. Daher wird die erkenntliche Nachwelt, wenn die üblen Folgen der Mißgriffe des Philanthropinismus längſt verſchwunden ſeyn werden, immer noch eingeſtehn müſſen, daß er es gut mit der Menſchheit gemeint, und ihr reelle Dienſte geleiſtet hat. E.

Philēmon und Baucis, ein wegen ſeiner zärtlichen Liebe im griechiſchen Alterthum berühmt gewordnes Ehepaar, das auch in der Fabellehre einen Platz einnimmt. Als einſt Jupiter und Mercur in Menſchengeſtalt Phrygien durchwanderten, wollte niemand die Fremdlinge beherbergen; bloß jene ſchon ſehr betagten Ehegatten nahmen ſie gaſtfreundlich auf, wuſchen ihnen die Füße, ſetzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten ſie. Hierauf nahmen die reiſenden Götter ihre Wirthe mit auf einen benachbarten Berg, und als dieſe hinter ſich blickten, ſahen ſie ihr Dorf überſchwemmt, ihre Hütte aber in einen prächtigen Tempel verwandelt. Jupiter erlaubte ihnen nun, jede Bitte zu thun; allein die beſcheidenen und zufriedenen Eheleute baten bloß um die Vergünſtigung, daß ſie Diener ſeines Tempels ſeyn, und dann, daß keins von ihnen vor dem andern ſterben möchte. So wurden ſie denn auch endlich, in einem außerordentlich hohen Alter, als ſie eben vor des Tempels Thüre ſaßen — Philemon in eine Eiche, und ſeine Gattin Baucis in eine Linde verwandelt. Sie bemerkten allmählig ihre Verwandlung und nahmen, ſo lange ſie ſich noch ſehen und ſprechen konnten, den zärtlichſten Abſchied von einander. Lange ſtanden ſie noch als höchſt verehrte Bäume vor jenem Tempel.

Philidor (André Danican), geb. zu Dreux 1726, vor der Revolution Penſionair des Königs von Frankreich, und des italiäniſchen Theaters zu Paris, iſt als einer der größten Schachſpieler und zugleich als Compoſiteur berühmt. Als Capellknabe hatte er den Capellmeiſter Campra zum Lehrer; und ſchon im elften Jahre ließ er ſeine erſte Motette vor dem Hofe aufführen. In der Folge bewogen ihn ſeine in der Muſik gemachten Fortſchritte, beſonders ſeine Geſchicklichkeit im Schachſpielen, eine Reiſe anzutreten. Er ging daher 1745 nach Holland, England, auch nach einem Theile von Deutſchland. In Berlin ſpielte er 1750 drei Spiele Schach zugleich gegen drei Meiſter mit verbundenen Augen, und gewann ſie in kurzer Zeit. Zugleich ſtudirte er aber auch die Muſik in vorzüglichem Grade, und widmete ſich dieſer ſeit ſeiner Zurückkunft nach Frankreich (1754) ganz, ob er gleich daſelbſt anfangs wenig Glück machte. Als er aber nach und nach immer mehr bekannt wurde, nahm man ſeine Compoſitionen für die Opern mit dem größten Beifall auf. Auch auf deutſchen Theatern hatte man mehrere davon, z. B. den Hufſchmid, den Soldat als Zauberer, Tom Jones 2c., lange mit Beifall gehört. Dadurch, daß er ſeine Arien

*) Salzmann, Fauſt, Oeſt, Sömmerring in ſeiner durch eine Preisaufgabe der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal veranlaßten Schrift über die Schädlichkeit der Schnürbrüſte.

in einer freien Manier, und nicht nach dem gewöhnlichen italiäniſchen Leiſten bearbeitete, hat er ſich den Ruf erworben, den Geſchmack ſeiner Nation verbeſſert, ohne ihm ſein Eigenthümliches genommen zu haben. Reichthum an Einfällen, Feuer in Gemählden, ſo wie angenehme Melodie zeichnen ſeine Compoſitionen vorzüglich aus, dagegen man oft das allzuſpielende in ſeinen Gemählden tadelt. Als Schachſpieler hat er einen entſchiednen Ruf; er reiſ'te jährlich nach London auf Koſten des daſigen Schachclubs, deſſen Mitglied er 30 Jahre lang war. Auch war London ſeit mehrern Jahren der eigentliche Ort ſeines Aufenthalts. Er ſtarb daſelbſt den 31ſten Auguſt 1795. Er behielt ſein außerordentliches Gedächtniß bis ans Ende ſeines Lebens. Noch zwei Monate vor ſeinem Tode ſpielte er mit verbundenen Augen zwei Partien Schach zugleich, und gewann ſie beide.

Philipp, König von Macedonien, Vater Alexanders des Großen, lebte in der Mitte des 4ten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung. Da er in ſeinen jüngern Jahren als Geißel nach Theben gekommen war, hatte er das Glück, in dem Hauſe des berühmten Epaminondas eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In einem Alter von 22 Jahren (361 vor Chr. Geb.) beſtieg er den macedoniſchen Thron, den er in ſeiner Grundfeſte erſchüttert, und von zahlreichen Feinden umgeben fand. Seinem Genie gelang es bald, denſelben zu befeſtigen, und zu einem noch nie gehabten Anſehn zu erheben, indem er ſich von einem Theil ſeiner Feinde durch einige Aufopferungen, von dem andern durch Gewalt der Waffen befreite. Nicht zufrieden damit, bekriegte er ruhige Völkerſchaften; und nachdem er in Theſſalien und Thrazien beträchtliche Fortſchritte gemacht hatte, ſuchte er allmählig ſeine Herrſchaft über ganz Griechenland zu verbreiten. Hierzu war auch nie ein günſtigerer Zeitpunkt als jetzt. Die einzelnen griechiſchen Staaten, anſtatt ſich gegen einen ſo furchtbaren Nachbar zu vereinigen, waren ſelbſt, von verderblicher Eiferſucht getrieben, unter einander uneins; und Philipps Liſt verſtand es trefflich, dieſe Uneinigkeit zu vermehren. Als er daher von den Thebanern gegen die Phocenſer, welche den Schatz des delphiſchen Tempels geplündert hatten, zu Hülfe gerufen wurde, ſäumte er nicht, dieſe ſchöne Gelegenheit zur Befriedigung ſeiner Herrſchſucht zu ergreifen. Die Unterjochung der Phocenſer war bald vollendet; aber nun öffnete das treuloſe Betragen Philipps gegen ſeine eignen Bundesgenoſſen, die gleich Feinden von ihm behandelt wurden, den Griechen die Augen. Mehrere Staaten vereinigten ſich mit den Athenienſern, feſt entſchloſſen, ſich den ehrgeizigen Abſichten des macedoniſchen Königs zu widerſetzen; andre hingegen erniedrigten ſich zur ſchimpflichſten Schmeichelei gegen dieſen ſchlauen Eroberer. Noch verzögerte eine tödtliche Wunde, die er bei der Rückkehr von ſeinem Zuge gegen die Scythen empfangen hatte, den Schlag, welcher die Freiheit Griechenlands vernichten ſollte, bis endlich der große Sieg bei Chäronea (338 vor Chr. Geb.) das Schickſal derſelben entſchied. Philipp verſammelte die Abgeſandten der griechiſchen Staaten zu Corinth, und dictirte nach Willkür den Frieden, der ihnen die Freiheit raubte. Doch eben, als er im Begriff war, ſich zum Oberbefehlshaber gegen die Perſer erwählen zu laſſen, wurde er in ſeinem 47ſten Jahre vom Pauſanias, einem jungen Macedonier, ermordet. — Dieſer Fürſt, der Schöpfer des unüberwindlichen macedoniſchen Phalanx, zeigte übrigens zuweilen eine Mäßigung und Großmuth, die ihm ſelbſt die Achtung ſeiner Feinde erwarb. Als ihm bei der Belagerung von Methona das rechte Auge ausgeſchoſſen worden war, war er weit entfernt, ſich dafür an den Ueberwunde-

nen zu rächen, vielmehr befahl er, ſie auf das gelindeſte zu behandeln. Mit den größten Feldherrntalenten verband er die Unerſchrockenheit des tapferſten Soldaten in ſeinem Heere. Aber freilich waren Ehrgeiz und Herrſchſucht die Grundzüge ſeines Charakters, die ihn oft zu den ungerechteſten Handlungen verleiteten. „Seine Regierung, ſagt Heeren, iſt eine der lehrreichſten und intereſſanteſten in der ganzen Weltgeſchichte, durch das Planmäſſige ſeiner Verfahrungsart. So wenig auch ſeine Moralität den Zögling des Epaminondas verräth, ſo iſt es doch unmöglich, die glänzende Laufbahn des Mannes ohne Bewunderung zu überſehen, den bei einem faſt hoffnungsloſen Anfang ſo wenig ſein Muth, als im höchſten Glück ſeine Beſonnenheit verließ. Wäre ſchlaue Vergrößerung die höchſte Aufgabe der Politik, ſo möchte Philipp unter den Fürſten bis jetzt noch ſchwerlich ſeinen Meiſter gefunden haben.“

Philipp, II. König von Spanien und beiden Indien, Sohn Carls V. und Iſabellens, Tochter Emanuels des Großen, Königs von Portugal; geb. zu Valladolid den 21ſten Mai 1527, ſtarb den 13ten September 1598 im Escorial. Vermählt 1. 1543 mit Maria von Portugal, Mutter des unglücklichen Don Carlos, ſtarb 1545; 2. 1554 mit Maria von England, ſtarb 1558; 3. 1560 mit Eliſabeth, Tochter Königs Heinrichs II. von Frankreich, ſtarb 1568; 4. 1570 mit Anna, Tochter Kaiſers Maximilian II., Mutter Königs Philipp III. — Carl V. hatte ſeine Entwürfe, ſein Glück und ſeinen Stolz überlebt, da beſchloß er ſeinem Sohne Philipp, der bereits Neapel, Sicilien und Mailand regierte, die Herrſchaft über die ſpaniſche Monarchie zu übergeben, und ins Kloſter zu gehn. In Gegenwart der Stände der niederländiſchen Provinzen vollzog er im October des J. 1555 die Abtretung der Niederlande, und empfahl ſeinem Sohne die Grundſätze und Pflichten, nach denen er regieren ſollte. Im Januar des folgenden Jahres übergab er ihm den Scepter von Spanien. Gern hätte er ihm auch die Krone des deutſchen Reichs zugewandt, aber Ferdinand, der römiſche König, weigerte ſich, den Wunſch ſeines Bruders zu erfüllen. So trennte ſich Oeſterreich von Spanien. Ferdinand I. vereinigte mit den deutſchen Erbſtaaten des Hauſes Habsburg das Recht auf Böhmen und Ungarn. Deutſchland ging einem 53jährigen Frieden entgegen, und Europa war befreit von der Furcht vor einer Univerſalmonarchie. Philipp war 29 Jahre alt, und ſein Charakter ſchon entwickelt, als er den Zügel des mächtigſten Reichs in Europa ergriff. Er hielt ihn ſtraff 42 Jahre lang, zerriß aber den Nerven der innern Staatskraft, und verwirrte mit finſtrer Herrſchſucht die friedlichen Verhältniſſe der benachbarten Staaten. Die Zeitgenoſſen nannten ihn den Dämon des Südens. Einige verglichen ihn ohne Grund mit Tiber. Dieſer war Feldherr, Philipp war es nicht; jener war ohne Aberglauben und Gleiſnerei, dieſer gebot nicht ſelten, das Crucifix in der Hand, den Meuchelmord. Tiber verſtellte ſich, Philipp ſchwieg und war undurchdringlich. Beide glichen ſich nur in kalter, überlegter Grauſamkeit. Ein Glück aber für Europa, daß Philipp kein Feldherr war. Von fanatiſchen Prieſtern in Spanien erzogen, hatte ſein ernſt und tief in ſich gekehrtes Gemüth zugleich mit dem Stolz der Kirche die Finſterniß des Aberglaubens in ſich aufgenommen. Scharfſinnig und klug gewöhnte er ſich ſchon als Knabe an Anſtrengung, Arbeit, Entſagung und verborgenen Genuß; aber ſchwarzblütig wie er war, behagte ihm nicht der heitre Glanz und die muntre Luſt niederländiſchen Lebens, noch des Brabanters kühner Freimuth, ſondern kalt und verſchloſſen, von der Freude entfernt wie von den Menſchen, gefiel er

ſich in ſpaniſcher Hoheit, in dunkeln Gelüſten, in tiefbrütenden Entwürfen und ſtolzer Abgeſchiedenheit von allem Menſchlichen. Er war ſeiner Natur nach ganz Spanier, aber im Uebermaße ſtolz erhob er ſich nicht zur innern Seelengröße, ſondern erfüllte ſein Herz mit hochmüthiger Selbſtſucht, und von Leidenſchaften durchglüht, beherrſchte er nur ihr ſichtbares Hervorbrechen, nicht ihre Begier, noch das Vollbringen. Undurchdringlich barg er tief in ſeiner Bruſt jedes Gefühl; freundliche Blicke, ein Lächeln hielt er weit unter ſeiner Würde. Eifrig in ſeiner Religion, trieb er ihr Formenwerk bis ins Kleinliche, und den Glauben bis zum Fanatismus. So von ſich hart, herriſch und grauſam, ward er furchtbar beharrlich im Verfolgen des fremden Glaubens, und dieſer nie raſtende Verfolgungsgeiſt machte ſein Gemüth noch härter, herriſcher und grauſamer. Er wollte, daß alle Menſchen nur einen Gedanken hätten, und zwar den ſeinigen, gleichviel ob aus Ueberzeugung oder aus Gehorſam. Die Menſchen kannte und verachtete er; aber er verehrte die Prieſter; vor Gott zitterte er, mehr noch vor der Hölle. Sein thätiger und durchdringender Verſtand verwickelte ſich aus Mangel an Klarheit und Wahrheitsſinn in weitläuftige Zergliederungen, aber unwiderruflich wie das Schickſal war ſein Wille. Nichts konnte ihn bewegen, einen Entwurf aufzugeben; oft ſcheiterte ſein Vorhaben an ſeinem Starrſinn, mit welchem er gegen die Natur ſelbſt ankämpfte. Geſchäfte waren ſeinem arbeitſamen Kopfe eine Luſt; er kannte zuletzt keinen andern Genuß; aber ſeine Herrſchſucht kannte nie das Maaß ſeiner Kraft, ſo groß auch dieſe war. Unverſöhnlich in Haß und Rache, gleichmüthig im Glück und Unglück, ſtreng, ſtumm und ohne Ausdruck irgend eines Wohlwollens, war in ihm der Menſch furchtbarer als der Monarch. So brütete er einſam im Innern ſeines Palaſtes, vierzig Jahre, unſichtbar, überall gefürchtet und gehaßt, über Entwürfen der Zwietracht und der Zerrüttung von Europa. Aber in dem Untergange Aller bereitete er ſich den eigenen. Der reichſte Monarch ſtarb wie ein böſer Schuldner. Er hatte nie verziehen und nie ein Jahr im Frieden regiert. An ſolch einen Fürſten konnten aber auch nur Furcht, Stolz und Eigennutz ſeine Unterthanen gewöhnen, nicht die Liebe noch die Treue der Völker. Seine Miniſter, Generale und Lieblinge näherten ſich ihm nicht anders als zitternd, redeten ihn nur knieend an, und ſprachen ernſthaft mit Vorſicht. Die edlern und die kräftigern Menſchen mußten ihn haſſen. So bewog die Niederländer, welchen Philipp im J. 1548, als ſie auf die freudigſte und glänzendſte Art ihn empfingen, ſpaniſche Würde und unfreundlichen Ernſt zeigte, nur die Ehrfurcht für den Kaiſer, für den höflichen und leutſeligen, in den Niederlanden gebornen und erzognen Carl, ſeinem Sohne, der außer der ſpaniſchen Sprache und Sitte jede andere verachtete, zu huldigen. Auch in Deutſchland machte ſich Philipp verhaßt. Fürſten vom höchſten Range ließ er mit entblößtem Haupte vor ſich ſtehn, und während ſein Vater ihn an Ferdinands Stelle, der ſeiner Ernennung entſagen ſollte, zum römiſchen König gewählt zu ſehen wünſchte, ſtieß der Sohn die Herzen der Deutſchen durch ſein ſteifes, froſtiges Betragen zurück. Er ging hierauf wieder nach Spanien, deſſen Regierung er verwaltete. Im Jahr 1554 entſchloß er ſich, ſelbſt 26 Jahr alt, der Gemahl der 37jährigen Königin von England, der an Gemüthsart und Sitten gleich unangenehmen Maria, zu werden. Doch erhielt er bloß den Namen eines Königs von England, ohne Erbrecht, wenn die Königin ohne Leibeserben ſtürbe. Maria ſelbſt liebte ihn mit eiferſüchtiger Zärtlichkeit, noch ehe er ankam, er aber war ſo kaltſin-

nig, daß er ihr nicht einmal ſchrieb. Sein Vater ſandte ihm als Hochzeitgeſchenk den Belehnsbrief von Neapel, Sicilien und Mailand. So viel Mühe er ſich auch gab, durch Pracht und Freigebigkeit die Liebe der Engländer zu gewinnen, ſo wenig gelang ihm dieß, da er die ſpaniſche Hofſitte beibehielt. In der Folge war es eine der größten Kurzweilen an Eliſabeths Hofe, Philippen und ſeine Spanier darzuſtellen. Selbſt der Schutz, den Philipp damals der Prinzeſſin Eliſabeth gewährte, konnte den Widerwillen der Nation und des Parlaments nicht beſiegen. Man ſah darin und in ähnlichen großmüthigen Handlungen nur Staatsklugheit und Verſtellung. Denn die Verfolgungen der Proteſtanten in England wurden mit blindem Eifer fortgeſetzt. Die Ungefälligkeit des Parlaments und die verdrießliche Eiferſucht ſeiner häßlichen Gemahlin verleideten endlich Philipp den Aufenthalt in England ſo, daß er nach 14 Monaten in die Niederlande zurückging, nachdem er von ſeinem Vater die unbedingte Abtretung der italieniſchen Staaten ertrotzt hatte. Doch blieb er im Beſitz der blindeſten Ergebenheit ſeiner Gemahlin, auf die er in allen ſeinen Planen rechnen konnte. Als Philipp die Regierung ſeiner väterlichen Staaten antrat, war die Monarchie in einem blühenden Zuſtande. Geübte Truppen, berühmte Feldherren, geſchickte Staatsmänner, 30 Millionen Ducaten jährliche Einkünfte, reiche Colonien und gewerbfleißige Provinzen hatten ihre Macht in der öffentlichen Meinung um das Doppelte erhöht. Der Herzog von Alba war Philipps würdiger Diener. Stolz gegen ſeines Gleichen, herriſch, hart, unerbittlich gegen Untergebene, war er fügſam, demüthig und unterwürfig gegen ſeinen Herrn. Galt es Philipps Willen, ſo trat Alba alles mit Füßen, Recht und Menſchlichkeit. Je grauſamer und blutiger der Auftrag ſeines Herrn war, deſto mehr ſchmeichelte ihm das Vertrauen, welches ihm das Ungeheure und Gräßliche übertrug. Ablehnen, Zögern, Prüfen-Wollen wäre Ungehorſam und Majeſtätsverbrechen geweſen. Alba glaubte, der echte Diener dürfe kein andres Gewiſſes haben, als die Befehle ſeines Herrn. Unter den übrigen Feldherren ragte hervor der brave Egmont, ein flandriſcher Graf, groß im Kriege, ſeinem Vaterlande inniger ergeben als Philippen, und mehr Staatsbürger als Unterthan, aber eben deßhalb verhaßt dem allgewaltigen Philipp, der in ſeinen Dienern nicht Menſchen, ſondern nur Werkzeuge ſeiner Hände ſehen wollte. Noch ſtanden in dem Lorbeer des Sieges geſchmückt um Philipps Thron Wilhelm der große Oranier, der kühne Philibert von Savoyen und der junge Don Juan, Carls V. natürlicher Sohn. An der Spitze der Staatsgeſchäfte befand ſich der feine, unterwürfige Cardinal Granvella, der Philippen leitete, indem dieſer jenen zu führen glaubte. Damals öffnete ſchon Amerika ſeine Schätze dem ſpaniſchen Alleinhandel. Aber entſetzlich war die Gier nach Gold. Mit Cortez und Pizarro ſchienen die wildeſten Ungeheuer aus Spanien gegen die armen Indianer losgelaſſen zu ſeyn. Und iſt es auch übertrieben, wenn Bartholomeo de las Caſas, dieſer fromme Schutzredner und Anwald der gemißhandelten Menſchheit, die Zahl der Schlachtopfer der ſpaniſchen Habſucht ſeit 1519 in 40 Jahren auf 10 Millionen berechnet, ſo erregt doch dieſer Theil der Regierungsgeſchichte Carls und Philipps Entſetzen und Abſcheu. Philipp glaubte, Reichthum beſtehe nur im Golde, nicht im Erwerbe, noch im Handel; darum erſchöpfte er Amerika, und Spanien ward nicht reich. Der Gewerbfleiß nahm ab, und alle Preiſe ſtiegen. Mit dieſem Golde erſchütterte Philipps ränkevolle Politik die Sicherheit der Thronen und die Ruhe der Völ-

ker; aber zuletzt blieb dem Verſchwender nichts als der leere Schlund. Im J. 1556 war Spanien in Frieden mit allen Mächten; denn Carl V. hatte mit Heinrich II. von Frankreich den Waffenſtillſtand von Vaucelles abgeſchloſſen. Aber des Papſtes Pauls IV. Politik reizte Frankreich aufs neue zum Kriege gegen Spanien. Alba ging auf Rom los, zwang den Papſt zum Waffenſtillſtande, und hemmte den Fortſchritt der franzöſiſchen Waffen in Italien. Darauf drangen Philibert von Savoyen und Egmont aus Flandern in die Picardie ein. Zugleich landeten 8000 Engländer, die Maria ihrem Gemahl zu Hülfe ſchickte. Sie belagerten St. Quentin und ſchlugen die zum Entſatz heraneilende franzöſiſche Armee unter Montmorency gänzlich im J. 1557, 10ten Auguſt, am Tage des heiligen Laurentius. Philipp, von Natur nicht kriegeriſch, hielt ſich fern vom Schlachtfelde und betete. Seinem Gelübde war das prächtige San Lorenzo-Kloſter zu Escorial, ein finſtres, ſtolzes Prachtgebäude, ganz in der Form von Philipps Charakter, mit einem Aufwande von 8 Millionen Ducaten auf einem wüſten Gebirge aufgeführt. Schon jetzt konnte Philipp mit den Waffen in der Hand den Frieden vorſchreiben. Aber eiferſüchtig auf ſeine Feldherren, wollte er alles allein im Cabinette thun. Er hielt dadurch den Fortſchritt ſeines ſiegreichen Heeres auf, und Frankreich gewann Zeit, neue Streitkräfte zu ſammeln. Endlich mußte es, nach Egmonts Sieg bei Gravelingen, den 13ten Juli 1558, den Frieden von Chateau-Cambreſis unterzeichnen, im J. 1559. Heinrich II. gab an Savoyen das Eroberte, und überhaupt an Philipp und deſſen Bundesgenoſſen 185 Plätze zurück. Doch Alba bat knieend den Papſt um Vergebung, daß er das Schwert gegen ihn gezogen, und Frankreich behielt vorläufig Calais, welches der Herzog von Guiſe den Engländern genommen hatte. Philipp kehrte jetzt nach Spanien zurück, um es nie wieder zu verlaſſen. Jener Friede iſt das Zenith von Spaniens politiſcher Macht. Hundert Jahre ſpäter, im pyrenäiſchen Frieden, mußte es ſeine Schwäche unterzeichnen. Bald nach dem Frieden von Chateau-Cambreſis ſtarb Heinrich II. Die innern Unruhen Frankreichs boten Philippen die Gelegenheit dar, dieſen Nachbarſtaat ganz zu unterdrücken oder zu zerſtückeln. Unterdeſſen war auch Maria von England im J. 1558 geſtorben; Philipp ſuchte vergebens die Hand ihrer Nachfolgerin, der ſtaatsklugen Eliſabeth, zu erhalten. Urſache genug für ihn, um auch dieſes Königreich in innere Händel zu verwickeln, von allem Einfluſſe nach außen abzuhalten und ſeinen Handel zu beſchränken. Zu gleicher Zeit arbeitete er im Innern ſeiner Staaten mit Gewalt und Liſt an der Herſtellung eines gleichförmigen Glaubens, einer Verfaſſung und einer Geſetzgebung. Unumſchränkt in Spanien, wähnte er auch in den Niederlanden Gehorſam zu erzwingen. Aber drei große Namen ſchützten Europa vor ſeinen Entwürfen: Heinrich IV., König von Navarra und Frankreich, Eliſabeth von England, und Wilhelm von Naſſau-Oranien. Philipp vereinigte ſich mit dem Papſte und mit der Ligue, um dem proteſtantiſchen Heinrich von Navarra die Krone Frankreichs zu entreißen. Er verſchwendete Menſchen und Gold; er ſtrengte ſeinen ganzen Scharfſinn an, um die Plane der auf Mord ſinnenden Catharina von Medicis zu unterſtützen, um von den ligiſtiſchen Unruhen Nutzen zu ziehen, um ſich zum Protector Frankreichs zu machen, und um die Infantin, ſeine Tochter, auf den franzöſiſchen Thron zu erheben; nichts gelang ihm. Selbſt der tapfre Alexander von Parma, der auf Philipps Befehl mit einer furchtbaren Armee in Frankreich eindrang, vermochte ka Humeinrichen zu nöthigen, die Belagerung von Paris aufzuheben.

Als aber dieſer zur catholiſchen Kirche übergetreten war, ſo unterwarf ſich ihm Paris, und bald ganz Frankreich. Philipp ſah mit Beſorgniß allen Partheizwiſt erſtickt, und das zerrüttete Frankreich unter ſeinem tapfern König ſich aufs neue erheben. Er ſetzte erbittert allein den Kampf fort; aber mit dem unglücklichen Tage von Fontaine Françaiſe (1598) verlor er alle Hoffnung, den Nachbarſtaat zu demüthigen. Da entſchloß er ſich endlich nach 28 Jahren voll Kämpfe, Ränke, Verbrechen und Elend, die er über Frankreich gebracht, im Frieden von Vervins (2ten Mai 1598) Heinrich IV. als König von Frankreich anzuerkennen. Ihm ward kein andrer Vortheil als der zugeſtandene Beſitz der Grafſchaft Charolois. Während dieſes bis in das letzte Jahr ſeiner Regierung fortwährenden Krieges hatte ihn ſeine eiſerne, unvernünftige Herrſchſucht mit ſeinen treueſten Provinzen entzweit. Mailand und Neapel weigerten ſich, die von ihm neuorganiſirte Inquiſition anzunehmen; Philipp mußte nachgeben. Auch in den Niederlanden gelang es ihm nicht, ſie einzuführen. Hier war ſein Stolz ſchon vorher durch bedingte Steuerverwilligungen gekränkt worden, und er beſchloß, die Verfaſſungsrechte des Landes gänzlich aufzuheben. Es war ihm daher erwünſcht, als die ſchon gereizten Niederländer ſich mit Gewalt den ſtrengen Befehlen widerſetzten, durch welche er ihnen ſämmtliche Decrete der im J. 1563 geſchloſſenen trienter Kirchenverſammlung anzunehmen befahl. Selbſt eifrige Catholiken weigerten ſich, ihnen Folge zu leiſten, und Philipp ſchickte nun ſpaniſche Soldaten in die Niederlande, um gänzliche Unterwerfung zu erzwingen. So entſpann ſich der 70jährige Kampf der Niederländer um ihre Freiheit, deſſen Ausgang Philipp wohl ſah, aber nicht erlebte. Er verlor durch ſeine Unterdrückungspolitik den Ertrag ſeiner reichſten Provinzen, den Kern ſeiner Truppen, und machte einen ihm ſehr verderblichen Aufwand von 564 Millionen, welche er größtentheils in Italien verzinſen mußte. Dieſer tyranniſche Kampf mit treuen Unterthanen hinderte ihn, ſeine ganze Macht auf die Seekriege gegen die Türken und ihre Corſaren zu wenden, wodurch ſeine Küſtenländer, die Inſeln und der Handel von Spanien unglaublich litten. Auch hier verlor er aus niedriger, engherziger Eiferſucht, was die Waffen ihm gaben. Statt nach dem großen Siege bei Lepanto im J. 1571 durch kräftige Maßregeln, die ganze türkiſche Seemacht zu vernichten, zögerte er aus finſterem Argwohn gegen den Sieger, ſeinen eignen Admiral und natürlichen Bruder Don Juan d'Auſtria. Dadurch verlor er mehrere von ſeinen Beſitzungen an der afrikaniſchen Küſte. Auf den bloßen Verdacht, daß Don Juan ſeinem Secretär und Vertrauten Escobedo große Plane auszuführen übertragen habe, ließ er durch ſeinen eignen Secretär Antonio Perez (ſ. d.), den er zu ſchlechten Dienſten oft brauchte, jenen meuchelmörderiſch aus dem Wege ſchaffen. Antonio Perez aber zog ſich den Haß des Königs zu, weil er als Philipps Unterhändler bei der Prinzeſſin von Eboli dieſer ſeine eigne Liebe zu geſtehn gewagt, und von ihr, wie Philipp von Escobedo erfahren, Beweiſe der Gegenliebe erhalten hatte. Die Freunde und Kinder des Ermordeten klagten gegen Perez, der König aber ließ die Unterſuchung und Entſcheidung ſo lange hinhalten, bis die Zeugen, welche von ſeinem Befehle wußten, geſtorben, und alle Papiere, die Perez darüber vom König in Händen hatte, bei Seite gebracht worden waren. Nun erſt fing die ſtrengſte Unterſuchung an. Perez wurde gefoltert und ſein Vermögen vom Fiscus in Anſpruch genommen; doch flüchtete er ſelbſt ſich glücklich nach Aragonien, wo er als Eingeborner auf das Vorrecht, vor dem Richter

dieſer Provinz verhört zu werden, Anſpruch machte. Jetzt ſollte ſich die Inquiſition ſeiner Perſon bemächtigen, er entrann aber mit Hülfe des aufgeſtandnen Volks, welches Perez Sache als ſeine Sache anſah, weil es die Erhaltung der Nationalrechte galt. Als nun der König Truppen nach Saragoſſa ſchickte, um die Provinz zu züchtigen, ließ der Juſtitia, der unabhängige Oberrichter von Aragonien, die Waffen ergreifen, weil fremde Völker in Aragonien nicht gebraucht werden ſollten. Aber die Caſtilianer beſetzten Saragoſſa, der Juſtitia und mehrere Große büßten mit dem Leben. Perez ſelbſt war nach Frankreich entflohen. So ward 13 Jahre, nachdem Philipp einen Meuchelmord befohlen, im J. 1591 das durch dieſen Handel aufgeregte Rechtsgefühl des Aragoniers endlich zum Schweigen gebracht; doch ließ Philipp die Verfaſſung dieſer Provinz beſtehn. Dieſe Händel waren indeß unbedeutend gegen den Aufſtand der Moriskoes in Granada. Bei den häufigen Landungsverſuchen der türkiſchen Corſaren argwohnte die Regierung, daß die von ihr ſeit 1491 in Granada und Valencia hart behandelten und verfolgten Mohren jenen Einfällen die Hand bieten möchten. Philipp ließ ſie daher entwaffnen, und in der Ueberzeugung, daß ſie nur durch das Chriſtenthum zu treuen Unterthanen gemacht werden würden, ließ er im J. 1568 bei Todesſtrafe verbieten, mauriſche Kleidung zu tragen, mauriſche Gebräuche zu beobachten und arabiſch zu ſprechen oder ihre Kinder in dieſer Sprache zu unterrichten. Denn ſie hatten bisher ſich nur äußerlich zum Chriſtenthume bekannt, die mauriſchen Gewohnheiten aber beibehalten. Alle Bitten und Vorſtellungen waren vergeblich. Sie griffen daher zu den Waffen, und ſuchten Hülfe in Fez, Marocco und Algier. Nach einem hartnäckigen Kriege, den Don Juan mit ihnen führte, wurden die übrig gebliebenen aus Grenada weggeführt und in die innern Provinzen des Reichs verſetzt. Doch war Philipp II. nie zur Vertreibung der Mauren aus Spanien zu bewegen. In dieſe Zeit fällt der gewaltſame Tod des Don Carlos. Dieſer Prinz, „alti animi juvenis, probri atque injuriae impatiens," nennt ihn ein Schriftſteller, hatte von Jugend auf eine heftige Gemüthsart gezeigt, und ob er gleich keine Beweiſe von ausgezeichneter Fähigkeit gegeben, dennoch von ſeinem Vater Zutritt zu den Regierungsgeſchäften verlangt. Da nun Philipp ſein Betragen argwöhniſch beobachten ließ, ſo handelte der Prinz mit blindem Haſſe gegen die Vertrauten des Königs, den Herzog von Alba, den Ruy Gomez de Sylva und den Präſidenten Spinoſa, in welchen er ſeine perſönlichen Feinde ſah. Auch tadelte er mit leidenſchaftlicher Unbeſonnenheit das Verfahren ſeines Vaters gegen die Niederländer, und ſchien ſogar die Abſicht zu haben, ſich ſelbſt an die Spitze derſelben zu ſtellen. Wenigſtens ward Philipp von des Infanten Feinden in dieſem Verdachte beſtärkt. Nach langen vielfachen Entzweiungen beſchloß endlich Philipp, auf den Rath der Inquiſitoren, den Infanten zu verhaften. Er trat um Mitternacht in Begleitung ſeiner geheimen Räthe und der Leibwache in des Prinzen Zimmer, und kündigte ihm ſeine Einſperrung an. Der ſtolze Prinz gerieth darüber in heftigen Zorn und verlangte den Tod ſtatt ſo unwürdiger Behandlung. Er warf ſich der Länge nach ins Kaminfeuer, und würde ſich umgebracht haben, wenn ihn die Wache nicht daran verhindert hätte. Während ſeiner engen Haft ſtieg ſeine Verzweiflung bis zum Wahnſinn. Er pflegte ganze Tage zu faſten, dann heißhungrig zu eſſen, und die Speiſe ungekaut zu verſchlingen, um ſich zu erſticken. Keine Fürbitte vermochte, den Vater zu milderen Maaßregeln zu bewegen. Nach ſechsmonatlichem Hafte ließ Philipp durch die In-

quiſition zu Madrit ihm das Todesurtheil ſprechen, und ihn im Gefängniß enthaupten. Andere ſagen, der Prinz habe Gift bekommen. Nach Moroſini tödtete ſich Don Carlos durch Hunger und Ueberladung. Die Acten ſeines Prozeſſes ſind nicht bekannt geworden. Aber ein Augenzeuge erzählt, wie der Sarg des Prinzen auf Verlangen der Prinzeſſin von Aſturien, der Gemahlin Carls IV., eröffnet worden, habe man den Kopf vom Körper getrennt geſehen. Zwei Monate nachher, den 24ſten Juli 1568, ſtarb auch die ſchwangere Königin, die ſchöne tugendhafte Eliſabeth, Tochter Heinrichs II. von Frankreich, ſehr ſchnell. Sie war früher dem Prinzen Carlos verſprochen geweſen, durch den Frieden von Vervins aber Philipps Gemahlin geworden. Der Prinz, ward behauptet, liebte ſeine Stiefmutter, und der argwöhniſche Philipp glaubte, er habe Gegenliebe gefunden. Beide ſtarben in einem Alter von 24 Jahren. Alba war jetzt der erſte Vertraute des Königs, fiel aber ſpäterhin in Ungnade, und ward im Jahr 1578 vom Hofe verwieſen. Verlor Philipp durch deſſen blutige Härte, mit der er die Niederländer behandelte, den Beſitz eines wichtigen Theils ſeiner Staaten, ſo eroberte ihm dafür Alba ein Königreich, Portugal, blühend durch den Welthandel, durch den Beſitz von Braſilien und durch die Colonien in Oſtindien. Von allen auswärtigen Unternehmungen Philipps gelang ihm dieſe einzige. Der Urenkel des großen Emanuel, Don Sebaſtian, König von Portugal, hatte in Afrika, in einer Schlacht gegen den Beherrſcher Marocco's, den 4ten Aug. 1578, die Krone und wahrſcheinlich auch das Leben verloren. Ihm folgte ſein 67jähriger Großoheim, der Cardinal Don Heinrich, der im J. 1580 ſtarb. Jetzt machte Philipp, als Sohn der älteſten Schweſter Heinrichs, mit 20,000 Mann ſein Erbrecht geltend durch Alba, den er aus der Verbannung zurückberufen, gegen Anton, den Prior von Crato, welcher in zwei Treffen geſchlagen und von Philipp geächtet wurde. Nun verließ der ſpaniſche Monarch auf kurze Zeit ſeinen Palaſt und ließ ſich in Liſſabon krönen. Das Volk haßte ihn, aber Adel und Geiſtlichkeit hatten ihn begünſtigt. Vergebens ſuchten England und Frankreich, durch geheime Unterſtützung des landflüchtigen Anton von Crato dem mächtigen Philipp Portugal zu entreißen. Die erſte Seeſchlacht auf dem atlantiſchen Meere im J. 1583 entſchied für Philipp. Seitdem blieb Portugal bis 1640 eine ſpaniſche Provinz, und verlor in dieſer Abhängigkeit ſeine wichtigſten Colonien, ſeinen Wohlſtand und ſeinen Ruhm. Philipp, im Beſitz der wichtigſten Häfen und der größten Seemacht, ſuchte jetzt England, das ihm Sixtus V. geſchenkt hatte, zu erobern. Eliſabeth hatte ſeinen Planen durch Unterſtützung der Niederländer und der Hugenotten in Frankreich mit Erfolg entgegengewirkt; Philipp aber ſeinerſeits die Unruhen in dem catholiſchen Irland begünſtigt. Er wollte nun mit Einem Schlage das ketzeriſche England vernichten, und ſandte den 29ſten Mai 1588 die mit Peru's Golde ausgerüſtete große Armada, welche er die unüberwindliche nannte, aus dem Hafen von Liſſabon aus; eine Flotte von 150 großen Kriegsſchiffen mit 20,000 Soldaten, 7000 Matroſen, einem Großinquiſitor, 150 Dominicanern, und 3000 Kanonen. Zugleich ſollte der Herzog von Parma in Flandern mit einem Heere von 30,000 Mann nach England überſchiffen. Aber Eliſabeth hatte, durch den Gemeingeiſt der Nation mächtig unterſtützt, 190 zum Theil bewaffnete Kauffahrteiſchiffe zuſammengebracht, mit denen ihre Seehelden Howard, Drake, Hawkins und Forbiſher die feindlichen Flotten beobachteten, während die Holländer mit 44 Schiffen unter dem Admiral Juſtin von Naſſau des Herzogs von Parma Transportflotte im

Hafen von Nieuport einſchloſſen. Als nun die große ſpaniſche Armada unter dem Herzog von Medina Sidonia, der an die Stelle der plötzlich geſtorbenen berühmten Admirale, des Marquis de Santa Cruz und des Herzogs von Paliano, ohne den Glanz ihrer Verdienſte für ſich zu haben, getreten war, auf der Höhe von Dünkirchen erſchienen war, griffen ſie die Engländer in der Nacht v. 7. zum 8. Aug. mit Brandern an, und zerſtreuten ſie, worauf ſie die getrennten Abtheilungen in fünf einzelnen Gefechten ſchlugen, weil die ſchwerfälligen ſpaniſchen Schiffe in den untiefern Gewäſſern ſich nur ungeſchickt und langſam bewegen konnten. Medina konnte ſich aus demſelben Grunde mit dem Herzog von Parma nicht vereinigen. Schon wollte er nach Spanien zurückſegeln, als ein ſchrecklicher Sturm ſeine Flotte gänzlich zerſtreute, oder vernichtete; mehr als 20 Schiffe ſcheiterten an den Küſten Englands, Schottlands und Irlands; funfzig an den franzöſiſchen, holländiſchen und däniſchen Küſten. Ungefähr 50 kamen nach Spanien zurück; überhaupt nicht mehr als 6000 Mann. Dieſe Niederlage war der Todesſtoß für die ſpaniſche Monarchie; allein er beugte Philipps Stolz nicht. Als Medina vor ihm erſchien, dankte er ihm, daß er nicht an dem Vaterlande verzweifelt habe, und ſetzte kalt hinzu: „des Herrn Wille geſchehe! Ich hatte meine Flotte geſandt, England zu bekämpfen, nicht die Elemente.“ Aber noch größern Schaden als der Sturm fügten in dem ſechzehnjährigen Kriege mit Eliſabeth die engliſchen Landungen dem ſpaniſchen Handel in Cadix und Corunna zu. Beide Städte wurden geplündert, überdies eine Menge Kauffahrteiſchiffe gekapert und die Schätze, welche aus Amerika kamen, weggenommen. Philipp rächte ſich durch Aufreizung der Catholiken in Irland. Unter ſo troſtlos verderblichen Händeln fühlte Philipp immer mehr, wie ſehr er ſich durch ſeine Politik gegen die Niederländer geſchadet habe. Sein Starrſinn hatte die Kraft dieſer Provinzen in dem Kampfe mit England und Frankreich ihm entzogen, er hatte ſich den eigenen Arm gegen ſeine Feinde gelähmt, und überdies einen neuen Feind erweckt. Nur Philipps eiſerner Wille trieb die Niederländer auf's Aeußerſte. Sie wollten ſich nicht von ihm trennen, nur Schutz ihrer Verfaſſung verlangten ſie von ſeiner Gerechtigkeit. Dieſe uralten Rechte waren der Grund ihres Wohlſtandes und ihres durch Gewerbfleiß und Handel erworbenen Reichthums. In der alten Urkunde Brabants hieß es ausdrücklich: will der Souverän mit Gewalt oder Liſt die Privilegien verletzen, ſo ſind die Stände vom Eid der Treue gegen ihn entbunden, und können verfahren, wie ſie es für rathſam halten. Graf Egmond ging daher ſelbſt nach Spanien, im J. 1565, dem König Vorſtellung zu machen, und eifrige Catholiken verlangten die Aufrechthaltung der Landesconſtitution. Aber der Zwiſt unter den Niederländern ſelbſt, von denen ein Theil dem Proteſtantismus ergeben war, was Religionsunruhen und Bilderſtürmereien veranlaßte, ein andrer nur politiſche Sicherheit verlangte, und jeder religiöſen Neuerung entgegen war, erleichterte dem Despotismus der Regierung jedes willkürliche Verfahren. Schon hatte ſich alles unter der Generalſtatthalterin zum neuen Gehorſam gefügt, als Philipp den Herzog von Alba mit militäriſcher Macht in die Niederlande ſchickte (im Aug. 1567). Nun flohen die angeſehenſten Männer nach Deutſchland. Ein Criminalgericht, unter dem Vorſitze eines zornmüthigen Spaniers Vargas, verfuhr mit beiſpielloſer Willkür und Härte. Die Grafen Egmond und Horn wurden hingerichtet den 5ten Juni 1568; nach ſechsjähriger Tyrannei ſchien endlich Alles beruhigt zu ſeyn, als ein neues Steuerſyſtem, das Alba in allen niederländiſchen Provinzen einführen

wollte, ſämmtliche Einwohner ohne Unterſchied empörte. Da es nun zugleich den Waſſergeuſen, ſo hießen die Ausgewanderten, welche Caperei trieben (1ſten April 1572) gelang, ſich des Seehafens Briel zu bemeiſtern, ſo erhielt der Aufſtand einen feſten Stützpunkt; doch gelang es Alba, ihn in den ſüdlichen Provinzen zu unterdrücken. Aber ſeine barbariſche Strenge verdarb Alles. Er ſelbſt ſoll ſich, als er die Niederlande verließ, gerühmt haben, während ſeiner ſechsjährigen Verwaltung ſeyen 18,000 Menſchen durch die Hände des Scharfrichters umgekommen. Amneſtiezuſicherungen wurden nicht erfüllt, und das Volk traute, als Alba's Nachfolger im J. 1573, Requeſens, milder verfuhr, der Regierung um ſo weniger, da die nicht richtig bezahlten Soldaten eine Menge Ausſchweifungen begingen und dem Generalgouverneur ſelbſt Geſetze vorſchrieben. Der Uebermuth dieſer fremden Soldaten, welche beſonders Antwerpen abſcheulich verheerten, würde die geſammten Niederlande zum Abfall von Spanien bewogen haben, wenn nicht der Religionsunterſchied zwiſchen den ſüdlichen und nördlichen Provinzen beide getrennt gehalten hätte. Zwar hatte die gentiſche Pacification alle Staaten im November 1576 vereinigt, um auf Abſtellung der Beſchwerden zu dringen, aber Prinz Wilhelm von Oranien benutzte das Anſehen, deſſen er in den nördlichen Provinzen genoß, um dieſe zum Abſchluß der bekannten utrechter Union (23ſten Januar 1579), zu bewegen. (S. den Art. Wilhelm von Oranien.) Der König Philipp erklärte zwar den Prinzen hierauf im April 1580 für vogelfrei und ſetzte 25,000 Thaler auf ſeinen Kopf; allein nun kündigten die vereinigten Staaten dem Könige von Spanien förmlich den Gehorſam auf. Der Krieg ward mit großer Anſtrengung und Kunſt von beiden Theilen zu Waſſer und zu Lande geführt. Die ſpaniſchen Waffen ſiegten; doch konnten ſie den Geiſt der Freiheit, die Macht der Idee nicht überwinden. Von dieſer moraliſchen Kraft eines Volks hatte Philipp, wie alle Despoten, keinen Begriff. Auch der Meuchelmord, den der Fanatismus an dem klugen und wackern Anführer der Niederländer, an dem großen Oranien im J. 1584 verübte, änderte nichts in der Lage der Dinge. Doch führte der Statthalter Aleſſandro Farneſe, Herzog von Parma, die belgiſchen Provinzen zum Gehorſam unter Spanien zurück, die bataviſchen fanden an Wilhelms Sohn Moritz, und an dem ſtaatsklugen, trefflichen Oldenbarneveld, zwei mächtige Stützen. Aber erſt nach dem Tode des tapfern Herzogs von Parma (2ten Dec. 1592) erhielt der neue Freiſtaat politiſche Feſtigkeit, und Philipp II. hatte zuletzt im J. 1598, nach ſo blutigen und erſchöpfenden Anſtrengungen, nichts als die Hoffnung behalten, die vereinigten Niederländer vielleicht dadurch zu gewinnen, daß er ganz Belgien zu einer Separat-Regierung für ſeine Tochter Iſabella Clara Eugenia und deren Gemahl, den Erzherzog Albrecht, ausſetzte. Aber auch dieſe ſchlug fehl, obgleich nach dem Frieden von Vervins Frankreich an dem Kampfe mit Spanien nicht mehr Theil nahm; und Philipp hinterließ ſeinem Sohne die Monarchie in einem ſo erſchöpften Zuſtande, daß dieſer in dem zwölfjährigen Waffenſtillſtande, den er mit der jungen Republik 1609 abſchloß, ſtillſchweigend die Unabhängigkeit derſelben anerkennen mußte. Mit ſolchen Opfern erkaufte Philipp II. den Ruhm, daß Dominikaner ihn die Stütze des Catholicismus nannten. Es gelang ihm durch die Schrecken der Inquiſition, die neue Lehre gänzlich von Spanien abzuhalten. Vor einem Crucifix ſchwor er, die kleine Zahl von Proteſtanten, die es in Spanien gab, auszurotten, und er hielt Wort. Er wußte, daß es in einem kleinem Thale an Piemonts Gränze einige

Ketzer gab; ſogleich befahl er dem Statthalter von Mailand, Truppen dahin zu ſchicken, und ſchrieb ihm die zwei Worte: alle an den Galgen! Er hörte, daß in Calabrien die neue Lehre eingedrungen ſey, und befahl, die Neuerer ſämmtlich niederzuhauen, bis auf 60, von denen 30 hängen und 30 verbrannt werden ſollten. Es geſchah, wie er befohlen. Aber zugleich bewirkte er im Innern ſeines Reichs einen Stillſtand aller geiſtigen Thätigkeit, ein Erſchlaffen, das bald zu einem verderblichen Rückſchreiten werden mußte. So trafen Spanien und Portugal die unausbleiblichen Folgen einer despotiſchen Regierung. Aber Philipp II., der ſeine grauſame Willkür durch alle Mittel, die ihm zu Gebote ſtanden, zum einzigen Geſetz erheben wollte, zitterte ſelbſt vor dem Großinquiſitor, dem Cardinal Espinoſa. So zittert ein Verbrecher vor der Hölle. Und Philipp II. war vielfacher Verbrecher. Er wagte nicht, dem Manifeſte, das Wilhelm von Oranien an alle Höfe ſandte, zu widerſprechen. Wilhelm klagte ihn an vor dem Angeſichte Europa's, einer geheimen Ehe mit Donna Iſabella Oſorio, als er mit Maria von Portugal ſich vermählte; er klagte ihn an der Ermordung ſeines Sohnes Don Carlos, der Vergiftung ſeiner Gemahlin Eliſabeth von Frankreich. Man gab ihm Schuld, den Prinzen Ascoli zur Heirath mit einer Frau gezwungen zu haben, die von ihm, dem Könige, ſchwanger war, und jedermann kannte Philipps unerlaubten Umgang mit der Frau ſeines Günſtlings, Rui Gomez, jedermann nannte ihn den Mörder des Escovedo, und den Verfolger des Antonio Perez, welcher jenen auf ſeinen Befehl gemordet hatte. Und doch hielt Philipp ſtreng auf äußres Recht, er ließ ſeine ſpaniſchen Unterthanen vor ſich und hörte ſie an; er arbeitete unermüdet in ſeinem Cabinette, beobachtete ſorgſam jeden ſeiner Miniſter, wollte Alles mit eignen Augen ſehen, und wandte unverrückt ſeinen unter allen Ereigniſſen und Leidenſchaften gleich feſten und kalten Blick auf jeden Theil ſeines großen Reichs, von Mexico bis in das Innere von Sicilien. Auch blieb, ſo lange er lebte, die ſpaniſche Monarchie in der öffentlichen Meinung die erſte in Europa. Spaniſche Sprache, Literatur und Sitten waren geachtet in Paris, Wien, Mailand und Turin. Aber mit ſeinem Tode ſtürzte die gefürchtete Hoheit ſeines Thrones zuſammen. Spanien, mit deſſen Schätzen Philipps Beſtechungsſyſtem die meiſten Länder Europa's bereichert hatte, war verarmt. So fand ſich z. B. im J. 1596 in Spanien ſelbſt keine Spur mehr von 35 Millionen Gold und Silber, die binnen acht Monaten im J. 1595 aus Amerika dahin gekommen waren. Die Schulden beliefen ſich zwar nur auf 140 Millionen Ducaten, aber die Intereſſen waren drückend, floſſen meiſtens ins Ausland, und Philipp verlor zuletzt allen Credit, ſo daß er in Spanien durch Geiſtliche Haus für Haus Beiſteuer für ſich einſammeln ließ. Die ſicherſten Einkünfte waren verpfändet, und das elende Steuerſyſtem in Caſtilien, welches die erſten Lebensbedürfniſſe mit Abgaben belaſtete, drückte den Landbau gänzlich nieder. Das Handelsverhältniß zwiſchen Spanien und ſeinen Colonien aber hatte der argwöhniſche Philipp ſo unglücklich eingerichtet, daß nothwendig aller Vortheil den Engländern und Holländern zufiel. Kurz das mächtige Spanien war bei Philipps Tode der kraftloſe Körper eines Rieſen, den alle Ausſchweifungen der Ehrſucht entnervt hatten, und ihm glich Philipp ſelbſt. Er ſtarb langſam, an einer unmerklich um ſich greifenden, ſehr ſchmerzlichen Krankheit; Gicht, Waſſerſucht und ein auszehrendes Fieber marterten ihn zwei Jahre, ehe er ſtarb. Doch behielt er ſeine Geiſteskraft und Thätigkeit bis zum letzten Augenblick. Sein Wille ſchien mit der Natur ſelbſt zu kämpfen.

Als er ſein Ende nahe glaubte, befahl er, ihn von Madrid nach dem Escurial zu bringen, denn, antwortete er den Aerzten, die dies bedenklich fanden, ich will mein Leichenbegängniß zu meinem Grabe begleiten. Hier, im Escurial, ward die Krankheit furchtbar ſchmerzhaft. Geſchwüre an den Knieen und der Bruſt quälten ihn Tag und Nacht. Als man ſie öffnete, entſtanden aus ihrem giftigen Eiter Scharen von Läuſen, die kein Mittel tilgen konnte. So lag er länger als 50 Tage auf dem Rücken, und blieb auch hier ſich gleich, unerſchütterlich ſtandhaft, gelaſſen, ſtarkmüthig. Er verrichtete mit eifriger Pünktlichkeit alle Gebräuche der Kirche, und ließ ſich in ein Bußhemde gekleidet vor dem Hochaltare des Escurials auf die Stufen legen. Auch befahl er, einige Gefangene loszulaſſen, und ihnen ihre Güter wieder zu geben. Unter dieſen befand ſich die ſchuldloſe Frau des Antonio Perez. Zwei Tage vor ſeinem Tode ließ er ſeinen Sohn und ſeine Tochter Iſabella vor ſich kommen, redete mit ihnen von der Eitelkeit der menſchlichen Größe, gab ihnen einige gute Lehren über die Verwaltung ihrer Staaten, und ermahnte ſie zum Eifer im catholiſchen Glauben. Hierauf ordnete er ſein Leichenbegängniß an, ließ ſeinen Sarg vor ſeine Augen hinſetzen, verlor die Sprache und verſchied im 72ſten Jahre ſeines Alters. Einer ſeiner Großen ſchrieb nach dem Tode Philipps folgendes Epigramm über ihn an den Kamin ſeines Zimmers:

Siendo mozo — luxurioſo;
Siendo hombre — fue cruèl;
Siendo viejo — codicioſo;
Que se puede esperar del?

Als Jüngling fröhnt' er geiler Luſt;
Als Mann war er erbarmungslos;
Als Greis voll Habgier ſeine Bruſt;
Was wartet ſeiner für ein Loos?

Philipp war von mittler Größe und gut gewachſen. Seine Stirn war breit, ſeine Augen blau; der Blick ernſt, kalt, und jede Mine unveränderlich. Durch Pracht, Freigebigkeit und rechtliche Führung des innern Regiments, wo es nicht ſeinen Willen galt, machte er Eindruck auf die Gemüther; allein vor ihm floh die Freude, und das Element ſeines Daſeyns war Schrecken. Seine Lobredner nannten ihn el diſcreto, auch el prudente, z. B. der Verfaſſer der Schrift: Los dichos y hechos (Worte und Thaten) del Rey Philipe II. Bruxelas 1666. Außer Sepulveda, Herrera, Cordova, Campana und Leti's Werken über Philipps Regierung und Leben, iſt Watſons history of the Reign of Philipp II. London 1777, 2 Vol. 4. zu vergleichen; doch iſt Watſon, was Spaniens innere Geſchichte betrifft, weder vollſtändig, noch zuverläſſig. K.

Philipp II., mit dem Beinamen Auguſt, König von Frankreich, ein Sohn Ludwigs VII., geboren 1165. Er beſtieg den Thron nach ſeines Vaters Tode 1180, und ergriff, ungeachtet er erſt funfzehn Jahre alt war und dem Namen nach unter der Vormundſchaft des Grafen von Flandern ſtand, die Zügel der Regierung mit eben ſo viel Kraft als Klugheit. Eine ſeiner erſten Maßregeln war, die ausgelaſſenen Poſſenreißer und Komödianten von ſeinem Hofe zu verbannen, deren Unſittlichkeit nachtheilige Wirkungen äußerte. Dieſer folgte ein Gewaltſchritt von zweideutiger Art, die Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, die durch ihre Induſtrie und ihre Kunſtgriffe im Beſitz großer Reichthümer waren. Um dieſe Strenge zu beſchönigen, wurden ſie der Gottloſigkeit und verſchiedner Gräuelthaten beſchuldigt; man zog

ihre Güter ein und erklärte ihre Foderungen für nichtig. Nachher aber fand es der König rathſam, ſie zurückzurufen und ihrem Wucher gewiſſe Gränzen zu ſetzen. Die Räubereien der Großen unterdrückte er durch zweckmäßige Verordnungen und durch Waffengewalt. Die Uneinigkeiten, welche in den erſten Regierungsjahren zwiſchen der Königin Mutter und dem Grafen von Flandern (deſſen Nichte Iſabelle der König heirathete) Statt fanden, und die Jugend Philipp Auguſts ließen Heinrich II. Vortheile hoffen, wenn er ſich in die Angelegenheiten Frankreichs miſchte; aber an Philipps Feſtigkeit und Thätigkeit ſcheiterten dieſe Plane. Nach dem Tode der Gräfin von Flandern verband er die Grafſchaft Vermandois mit dem Reiche, trotz des Widerſpruchs des Grafen. Die Einnahme von Jeruſalem durch Saladin im Jahr 1187 machte in den chriſtlichen Staaten tiefen Eindruck, und der Papſt verordnete einen neuen Kreuzzug. Dem zufolge nahmen die Könige von Frankreich und England das Kreuz und verſprachen, ihre Streitigkeiten ruhen zu laſſen. Nachdem aber der engliſche Prinz Richard einen gewaltſamen Einfall in das Gebiet des Grafen von Toulouſe gemacht hatte, griff Philipp die franzöſiſchen Länder Heinrichs an, und Heinrich eilte ihnen zu Hülfe. Der päpſtliche Legat wollte Philipp durch Drohungen eines Interdicts von den Feindſeligkeiten zurückhalten, der junge König aber weigerte ſich, dem Papſte das Recht zuzugeſtehen, ſich in einen Streit zwiſchen ihm und ſeinem Vaſallen zu miſchen. Richard verſöhnte ſich darauf mit Philipp, leiſtete der Vaſalleneid und nahm Partei gegen ſeinen eignen Vater. Ein kurzer Krieg erfolgte zum Nachtheil Heinrichs, welcher ſich zu einem demüthigenden Vergleich gezwungen ſah und bald darauf ſtarb. Richard, der die engliſche Krone empfing, verband ſich mit Philipp zu einem gemeinſchaftlichen Zuge nach dem gelobten Lande, wohin beide der ritterliche Geiſt trieb, der ſie beſeelte; Philipp ſchiffte ſich mit ſeinen Truppen in Genua ein, und ſegelte nach Sicilien, wo er mit Richard zuſammentraf. Schon hier geriethen beide in ernſthafte Streitigkeiten, nach deren Beilegung Philipp zur Belagerung von Acre ſchritt, welches im J. 1190 durch die gemeinſchaftlichen Anſtrengungen der Kreuzfahrer erobert wurde. Aber Eiferſucht und Rangſtreit entzweiten auf's neue die beiden Könige, und Philipp, der von beiden der Staatsklügere war, kehrte 1191 nach Europa zurück, ließ jedoch zu Richards Unterſtützung ein Truppencorps in Paläſtina, wo dieſer in einem fruchtloſen Kampfe ſeinen Heldenmuth bewährte. Bald nach ſeiner Rückkehr wurde Philipp Witwer; er vermählte ſich zum zweiten Mal mit Ingelburga, der Schweſter des Königs von Dänemark. Darauf trat er mit Johann, Richards Bruder, in ein Bündniß, welcher dafür, daß er in ſeinen Uſurpationsplanen von Seiten Frankreichs begünſtigt wurde, ſich dem Verſuche Philipps, einen Theil der Normandie zu erobern, nicht widerſetzte. Dieſes Unternehmen war durchaus dem feierlichen Eide zuwider, den ſich beide Könige geſchworen hatten, während der Dauer des heiligen Krieges einander nicht zu beunruhigen. Philipp war eben mit Ausführung ſeines Plans beſchäftigt, als Richard, befreit aus der Gefangenſchaft, in welcher ihn der Herzog von Oeſterreich gehalten, mit einem Heere in Frankreich erſchien. Ein blutiger Krieg, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde, erfolgte und wurde, mit einer kurzen Unterbrechung, bis zu Richards Tode 1199 fortgeſetzt. Um dieſe Zeit verſetzte ihn ſein Betragen gegen die Königin Ingelburga, gegen die er ſeit der Brautnacht einen ſolchen Widerwillen gefaßt hatte, daß er ſich ſogleich von ihr trennte, in Unruhen. Sie hatte ſich in ein Kloſter zurückgezogen;

Philipp aber bewirkte unter dem Vorwand einer entfernten Verwandtſchaft eine Scheidungsſentenz von ſeinen Biſchöfen, und vermählte ſich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Meranien. Auf des Königs von Dänemark Beſchwerden erklärte Papſt Cöleſtin dieſe Ehe für nichtig, und da Philipp ſich nicht fügen wollte, that ſein Nachfolger Innocenz III. ihn in den Bann. Der König fand es der Klugheit angemeſſen, einigermaßen nachzugeben. Er erlaubte Ingelburga als ſeine Gemahlin mit dem königlichen Titel auf einem fern gelegnen Schloſſe zu leben. Philipp entzweite ſich jetzt mit ſeinem frühern Bundesgenoſſen, dem nunmehrigen König von England, Johann, und fiel in die Normandie ein. Zwar wurde der Streit beigelegt, indem man zwiſchen Philipps Sohn Ludwig und Johann's Nichte, Blanca von Caſtilien, eine Heirath vorſchlug; bald aber zog ſich Johann durch die Ermordung Arthurs einen ſolchen Haß zu, daß Philipp ihn benutzen zu müſſen glaubte. Er ließ ihn daher vorladen, als ſein Vaſall vor der Pairskammer zu erſcheinen, und bewirkte, da jener ſich weigerte, einen Spruch, der ihn aller ſeiner Länder in Frankreich für verluſtig erklärte. Mit möglichſter Schnelligkeit eilte Philipp zur Ausführung, und wirklich gelang es ihm bei Johanns Unthätigkeit, die ganze Normandie nach einer dreihundertjährigen Trennung wieder mit ſeiner Krone zu vereinigen. Auch Touraine, Anjou und Maine unterwarf er, ſo daß von allen Beſitzungen in Frankreich den Engländern allein Guienne blieb. Papſt Innocenz, der ſich Johanns kräftig annahm, konnte ihm nur einen Waffenſtillſtand auf zwei Jahre auswirken. An dem Kreuzzuge gegen die Albigenſer nahm Philipp nur in der Abſicht Theil, um ſein Anſehn bei der Schwäche ſeiner Nachbarn und Vaſallen auszudehnen. Als im J. 1213 Innocenz in ſeinen mit Johann wegen des Erzbisthums von Canterbury ausgebrochnen Streitigkeiten den engl. Thron für erledigt erklärt und Philipp die Beſitznahme deſſelben angetragen hatte, rüſtete ſich dieſer, der Einladung zu folgen. Johann verſöhnte ſich inzwiſchen mit dem Papſt, indem er ſich ihm als einem Lehnsherrn unterwarf, und der Papſt ſchickte jetzt an Philipp den Befehl, von ſeinen Abſichten auf ein Königreich abzuſtehn, das dem heiligen Stuhl angehöre. Philipp achtete jedoch nicht darauf; Johann aber bildete einen furchtbaren Bund gegen Frankreich, an deſſen Spitze der Kaiſer Otto ſtand. Die engliſche Flotte erfocht den vollſtändigſten Sieg, nahm 300 Schiffe, verſenkte 100 und nöthigte die Franzoſen, deren mehr als 1000 zu verbrennen. Zu Lande aber ſiegte Philipp 1214 bei Bouviers in Flandern über die weit überlegne verbündete Armee; dennoch ſchloß er einen Waffenſtillſtand auf fünf Jahre. Als in der Zwiſchenzeit die Engländer ſelbſt ihren König verließen und eine Partei den franzöſiſchen Prinzen Ludwig herbeirief, mißbilligte Philipp zwar dem Anſchein nach dieſes Anerbieten, unterſtützte jedoch ſeinen Sohn insgeheim mit einem Heere und einer Flotte. Dennoch mußte die Unternehmung aufgegeben werden. Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes fingen die Feindſeligkeiten mit England zwar auf's neue an, wurden aber bald durch einen abermaligen Waffenſtillſtand beendigt. Bald darauf ſtarb Philipp im J. 1223, nachdem er 43 Jahre regiert hatte, in einem 59jährigen Alter. Mit Recht wird Philipp Auguſt für einen der ausgezeichnetſten Fürſten ſeines Geſchlechts gehalten. Er war groß als Feldherr und Regent, und vermehrte das Gebiet und die Macht Frankreichs mehr als irgend ein andrer König, weßhalb er auch den Beinamen *der Eroberer* erhielt. Er war der erſte, der ſelbſt im Frieden ſtehende Heere hielt. Er vervollkommnete das Militärſyſtem, beſchützte und begünſtigte die Gelehrſamkeit, legte nützliche Gebäude, Landſtraßen, Befeſtigungen

an, und verwandte die großen Summen, die er durch Sparſamkeit erübrigte, zum Nutzen des Landes. In ſeinem Betragen war er gefällig und einnehmend, und nicht ohne Billigkeit und Edelmuth, wiewohl nicht gar zu gewiſſenhaft in ſeiner Politik. In den letzten Jahren ſeiner Regierung lebte er in Eintracht mit ſeiner Gemahlin Ingelburga.

Philippi, eine der vornehmſten Städte Macedoniens, jetzt ein Dorf Feliba. Hier wurde die berühmte Schlacht geliefert, in welcher Antonius und Octavius die Republikaner unter Caſſius und Brutus beſiegten (ſ. d. Art.). Der Wahlplatz heißt jetzt la Cavalla; darüber ſtehen die Ruinen der Stadt.

Philippiken, orationes philippicae, die Reden des Demoſthenes gegen Philipp von Macedonien (ſ. Demoſthenes). Sie zeichnen ſich durch die höchſte Kunſt und die äußerſte Heftigkeit aus, indem alles darin aufgeboten wird, die Athenienſer gegen Philipp einzunehmen und aufzureizen. Nach ihnen nennt man noch jetzt eine heftige donnernde Rede eine Philippica.

Philippinen. Die philippiniſchen oder maniliſchen Inſeln (von den Einwohnern die laſſoniſchen genannt) liegen vom 9ten bis 19ten Grad nördlicher Breite und vom 134ſten bis zum 142ſten Grad Länge. Ihre äußerſte Nordſpitze iſt nur 75 Meilen vom feſten Lande Aſiens entfernt. Sie beſtehen aus einem unförmlich zerſtreuten, über einander aufgethürmten Haufen hoher Gebirge, deren Gipfel in die Wolken reichen. Man ſchlägt ihre Anzahl auf 1500 an, die Zahl der Einwohner aber auf 800,000 von verſchiednen Nationen, als Malayen, Neger, Tagalen und viele Coloniſten aus China, Siam, Sumatra, Borneo, Macaſſar, Malacca u. ſ. w. Davon haben 70,000 das Chriſtenthum angenommen. Unter den Inſeln ſind die wichtigſten Manila, Samor, Leith, Mindanao, Mindoro, Panai, Zabu, Bohol. Sie liefern Tabak, Ebenholz, weißen Hanf, Schiffbauholz, Perlen, Zucker, Indigo, rothes und weißes Kupfer, Eiſen, Seide, Wachs, Honig, Ingwer, Reiß, Sago, Kokosnüſſe, und vieles Obſt, Gemüſe und andre Lebensmittel. Der König von Spanien, der ſie ſich zugeeignet hat, läßt ſie durch einen dem Vicekönige von Mexiko untergeordneten Statthalter regieren. In den älteſten Zeiten waren die Philippinen den Chineſen unterthan, die ſie verließen. Vor 1521 beſetzten die Malayen Mindanao und wohnten daſelbſt unter arabiſchen Fürſten, welche auch Sultane von Salangan hießen; dieſe errichteten auch zu Suluh eine beſondre Herrſchaft. Die Spanier entdeckten die Inſeln im J. 1521 durch Magelhaens und landeten zuerſt auf Zebu, wurden aber zurückgetrieben, landeten 1564 auf's neue, eroberten Zebu, Manla (1575), Suluh, Mindanao und (1589) Masbate. In der Folge dehnten ſie dieſe Eroberungen noch mehr aus, verloren ſie aber auch zum Theil wieder. Im J. 1571 fingen ſie an, auf der Südoſtſeite der Inſel Manila oder Luçon die Stadt Manilla zu erbauen, welche mit den Vorſtädten, unter denen die von 10,000 Chineſen bewohnte Vorſtadt Pariana zu bemerken iſt, 40,000 Einwohner zählt. Darunter ſind 3000 Spanier, welche die Regierung und den beſten Theil des Handels in Händen haben; die Handwerker und Künſtler ſind Chineſen; den Feldbau beſorgen vornehmlich die Eingebornen. Außer dem Statthalter hat zu Manilla ein Erzbiſchof ſeinen Sitz, unter welchem die drei Biſchöffe zu Neu-Segovia, Caceres und Jeſusſtadt ſtehen. Die Stadt iſt ſchön, aber wegen der häufigen Erdbeben meiſt nur aus Holz erbaut, ſtark befeſtigt und hat einen guten Hafen. Von hier aus werden die Producte und Waaren Aſiens nach dem ſpaniſchen Amerika gebracht. Jährlich ſegelt im Julius eine Galione von Ma-

nilla nach Acapulco in Mexiko, woſelbſt ſie die Gewürze, Neſſeltücher, gemahlte Leinwand, Seidenzeuge und Goldarbeiten Aſiens gegen europäiſche Waaren, amerikaniſche Cochenille und baares Geld verhandelt. Der größere Theil dieſer Ladung gehört chineſiſchen, armeniſchen, holländiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Kaufleuten, die unter malayiſcher Flagge handeln, denn von fremden Nationen dürfen nur Malayen, Armenier und die Portugieſen aus Goa nach Manilla handeln. Jetzt handelt eine Geſellſchaft von Kaufleuten auch unmittelbar von den Manillen nach Spanien. — Die Revenüen der Krone betragen 800,000 Piaſter, aber die Verwaltung iſt ſo eingerichtet, daß für die Bedürfniſſe der Regierung noch jährlich anderthalb Millionen Piaſter aus Mexiko hieher geſchickt werden müſſen. Im J. 1762 eroberten die Engländer Manilla und nahmen die nach Acapulco beſtimmte Galione; im Frieden aber kamen die Inſeln an Spanien zurück. In den letztern Zeiten haben ſich die Engländer auf Bonwut niedergelaſſen. In Spanien beſteht ſeit 1785 eine eigne maniliſche Handelsgeſellſchaft.

Philipponen ſind eine von den Raskolniken abſtammende Secte der griechiſchen Kirche, deren Gemeinden ſich in Neuoſtpreußen und Polen angeſiedelt haben. (Vergl. d. Art. Raskolniken.)

Philippsburg, eine kleine Stadt am Einfluß der Salza in den Rhein, im Pfinz- und Enzkreiſe des Großherzogthums Baden, mit ungefähr 800 Einwohnern. Zu Anfang des dreißigjährigen Kriegs wurde ſie befeſtigt. Im weſtphäliſchen Frieden kam ſie an Frankreich, im nimweger und ryßwiker Frieden aber wieder an Kaiſer und Reich. Theils durch Kunſt, theils durch den moraſtigen Boden umher war ſie überaus feſt. Die Stadt gehörte zwar dem Stifte Speier, die Feſtung aber dem Reiche, und demnach hatte das Beſatzungsrecht der Kaiſer. In den letztern Kriegen litt Philippsburg viel, beſonders im J. 1799, wo die Franzoſen es bombardirten. Seit 1802 gehört es Baden, und iſt jetzt ein offener Ort, da die Franzoſen die Feſtungswerke vor ihrem Abzug zerſtörten.

Philippsthal (Heſſen-), eine von Philipp, dem jüngern Sohne des Landgrafen Wilhelm VI. zu Caſſel (deſſen Bruder Carl die regierende Linie zu Caſſel fortſetzte, worüber Heſſen nachzuſehn) geſtiftete Nebenlinie, welche noch in dem Aſte von Heſſen-Philippsthal und in dem Nebenaſte von Heſſen-Philippsthal zu Barchfeld fortblüht.

Philo, ein gelehrter jüdiſcher Schriftſteller, welcher im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt unter der Regierung des Kaiſers Caligula blühte, und zu Alexandria geboren war. Hier erhielt er Erziehung und Unterricht und zeichnete ſich bald durch ſeine Fortſchritte in der Beredſamkeit, Philoſophie und Kenntniß der heiligen Schriften aus. Mit den Schriften Plato's, deſſen Philoſophie damals in Alexandria im höchſten Anſehn ſtand, machte er ſich auf das innigſte vertraut, und eignete ſich ſeine Lehre und Sprache ſo vollkommen an, daß man allgemein zu ſagen pflegte, „Plato philoniſire, oder Philo platoniſire.“ Wenn wir auf die Natur der jüdiſchen Gelehrſamkeit in Aegypten in dieſem Zeitraum Acht haben und ſie mit dem Geiſt der alexandriniſchen Schulen vergleichen, ſo werden wir die Art begreifen, wie Philo Philoſophie ſtudirte. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten die Juden den Gebrauch der Allegorien von ihren ägyptiſchen Nachbarn entlehnt, und mit Hülfe derſelben waren platoniſche und pythagoräiſche Dogmen als der verborgne und ſymboliſche Sinn ihres eignen Geſetzes zu ihnen gekommen. So konnten ſie, ohne den Schein zu haben, als verdankten ſie heidniſchen Philoſophen etwas, einen willkür-

lichen Gebrauch von ihren Syſtemen machen. Dieſe Syſteme wurden ebenfalls durch mancherlei Dogmen aus der morgenländiſchen Philoſophie, beſonders in Rückſicht auf die göttliche Natur, verfälſcht. Philo ſtudirte dieſe in Alexandria wohl aufgenommene Philoſophie mit Eifer und miſchte, entweder weil er die jüdiſche Lehre nicht genau kannte, oder weil er den buchſtäblichen Sinn des moſaiſchen Geſetzes zu unſchmackhaft fand, platoniſche Dogmen in die heiligen Lehren, und ſchrieb ſie Moſes zu. Wahrſcheinlich folgte er darin dem Beiſpiele der Eſſener und Therapeuten, von denen er ſtets mit großer Achtung ſpricht, wiewohl er ihre Lebensweiſe nicht annahm. Dabei vervollkommnete ſich Philo in der Beredſamkeit und erwarb ſich Kenntniſſe von den öffentlichen Angelegenheiten. Wie groß ſein Ruf darin geweſen ſeyn müſſe, läßt ſich daraus erkennen, daß er von ſeinen Landsleuten im J. 42 an der Spitze einer Geſandtſchaft nach Rom geſchickt wurde, um die Juden gegen Apions und Andrer verleumderiſche Beſchuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ aber die Geſandtſchaft nicht vor ſich, und Philo war ſogar in nicht geringer Lebensgefahr. Er faßte eine von großer Gelehrſamkeit, Geſchicklichkeit, und Rechtſchaffenheit zeugende Apologie der Juden ſchriftlich ab, welche nach Caligula's Tode im Senate vorgeleſen wurde. Ungewiß und unglaubwürdig ſind die Angaben, daß Philo unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort mit Petrus Freund geworden und den chriſtlichen Glauben angenommen, dieſem aber gewiſſer Kränkungen wegen nachher wieder entſagt habe. Die auf uns gekommenen Schriften Philo's ſind mehrmals, zuletzt und am vollſtändigſten von Mangey, London 1742, 2 Foliobände, herausgegeben worden. Sie beweiſen, daß Philo ein Mann von großer Gelehrſamkeit und vielem Geiſte war, der die griechiſche Philoſophie und Literatur genau kannte, und wiewohl man nicht ſelten auf Dunkelheiten ſtößt, ſo ſind ſie doch empfehlenswerth wegen der darin enthaltenen trefflichen Lehren und Grundſätze, die mit des Verfaſſers tugendhaftem Charakter ganz übereinſtimmten, und ſehr wichtig für den, der den damaligen Zuſtand der Philoſophie in Alexandrien kennen lernen will. — Außer dieſem Philo kennen wir noch mehrere Schriftſteller gleiches Namens. Dahin gehört Philo aus Biblos, ein Grammatiker, der unter Nero bis Hadrian lebte, und Sanchoniatons phöniciſche Geſchichte ins Griechiſche überſetzte, wovon wir noch einige Fragmente beſitzen; ferner Philo von Byzanz, der im zweiten und dritten Jahrhunderte lebte, und als der Verfaſſer eines Werks über die Kriegsmaſchinen, über die ſieben Wunderwerke der Welt, u. ſ. w. genannt wird.

Philoctet, des Pöas und der Demonaſſa Sohn, berühmt als kundiger Bogenſchütze. Er führte die Einwohner von Methone, Thaumacia, Meliböa und Olizon nach Troja. Bei dem Opfer aber, welches Palamedes im Namen der verſammelten Griechen dem ſminthiſchen Apoll darbrachte, ward er von einer Schlange in den Fuß gebiſſen. Zwar ſetzte er die Reiſe dennoch fort. Da aber die Wunde immer bösartiger und wegen ihres böſen Geruchs allen unleidlich wurde, brachte man ihn auf Ulyſſes Rath nach Lemnos zurück, wo er neun Jahre in hülfloſer Einſamkeit zubrachte, mühſelig ſein Leben friſtend. Aber nach der Weiſſagung des Helenus konnte Troja nicht erobert werden, ohne die Pfeile des Hercules, welche dieſer dem Philoctet für die Anzündung des Scheiterhaufens, auf dem er ſich verbrannte, geſchenkt hatte, daher ſah man ſich endlich genöthigt, wieder zu ihm zurückzukehren. Ulyſſes und Neoptolemus übernahmen die Sendung, und der offenen Redlichkeit des Letztern gelang es endlich, nach langer Weigerung den gekränk-

ten Helden zur Rückkehr nach Troja zu bewegen, allwo er ihm Geneſung verhieß. Wirklich heilte Machaon ſeine Wunde; Paris aber ward von des Philoctetes Pfeilen getödtet und bald darauf Troja erobert. Nachher finden wir ihn in Italien, wo er in einem Kampfe mit den Urbewohnern getödtet wurde. Die tragiſche Geſchichte des Philoctet hat Sophocles in ſeinem nach dem Helden benannten und noch vorhandnen Trauerſpiele dramatiſch bearbeitet.

Philologie. I. Geſchichtlicher Urſprung und Entwickelung derſelben. Dieſes griechiſche Wort, ähnlich der Benennung Philoſophie gebildet, bedeutete urſprünglich die Liebe oder das Streben nach Bildung, und die allgemeine äſthetiſche und philoſophiſche Bildung ſelbſt, (φιλόλογος daher, wer nach dieſer Bildung ſtrebt oder ſie beſitzt), insbeſondre aber in ſo fern ſich dieſes Streben auf Sprache und Literatur gründet, Sprachbildung und Studium der Literatur. *Philolog* hieß daher ein Literaturfreund, Literator, ein Mann von gelehrter Bildung. So wiſſen wir durch Sueton, daß *Eratoſthenes* (270—190 vor Chriſti Geburt) zuerſt ſo genannt wird, der als Aſtronom und Geograph berühmt, und zugleich Vorſteher der alexandriniſchen Bibliothek war; nach ihm führen mehrere durch vielſeitige Gelehrſamkeit ausgezeichnete Männer dieſen Namen. Weil nun die gelehrte Bildung objectiv eine *Literatur*, ſubjectiv eine gründliche Sprachkenntniß erfordert, ſo iſt es begreiflich, warum erſt nach Erſchöpfung des hervorbringenden Geiſtes in Griechenland, als Nachahmung und Betrachtung der Denkmale dieſes Geiſtes eintrat, die eigentliche Buch- und Schulgelehrſamkeit ſich bildete, und warum dieſe vorzüglich von der Grammatik ausging, deren ſo wie der Lexikographie, Kritik und Hermeneutik Urſprung hier zu ſuchen iſt (ſ. alexandriniſches Zeitalter), ja die Philologie wurde ſpäter bald auf jene beſchränkt. Früher wurde der *Sinn und Geiſt* des Alterthums, ſpäter nur der *Buchſtabe* verehrt. Die Philologie der frühern Alexandriner, welche alſo zuerſt dieſen Namen einführten, war eine Art Polymathie und Polyhiſtorie, und umfaßte Alterthumskunde im weitern Sinne, namentlich die Mythologie, ferner Grammatik, Hermeneutik, die grammatiſche und äſthetiſche Kritik, Rhetorik, Metrik und andere Wiſſenſchaften. Sie waren die Mittelsperſonen, durch welche uns namentlich die wichtigſten Denkmale der griechiſchen Literatur aufbehalten und zugänglich gemacht worden ſind, indem ſie den Bau und Wortvorrath der griechiſchen Sprache, die Echtheit einzelner Werke und Stellen der griechiſchen Literatur ſorgfältig zu unterſuchen begannen, größere Sammlungen und Auszüge griechiſcher Schriften veranſtalteten, die mannichfaltigſten Kenntniſſe, welche zum Verſtändniß des Alterthums nothwendig waren, aufhäuften und mittheilten, und manches, was uns heute ein unauflösliches Räthſel bleiben würde, durch Erläuterungen, Commentare und Compilationen aller Art über jene Schriften der Nachwelt aufklärten. Vorbereitungen und gleichſam den Urſprung der Philologie findet *Creuzer* in ſeiner geiſtreichen und gelehrten Schrift über das akademiſche Studium des Alterthums, u. ſ. w. (Heidelberg 1807) ſchon in dem Zeitalter der Piſiſtratiden, deren Verdienſte um die Sammlung der homeriſchen Gedichte bekannt ſind, in der Anlegung von Büchersammlungen ſeit Piſiſtratus, in dem Forſchungsgeiſte der Sophiſten, und Ariſtoteles vielſeitiger Gelehrſamkeit und literariſcher Bildung; aber Alexandria nennt er mit Recht den erſten Mittelpunkt des gelehrten Lebens und Wirkens (ſeit 332 vor Chriſti Geburt), den Sammelplatz der Literaturſchätze, und den Vereinigungspunkt derer, die ſie brauchten. Auch in Klein-Aſien, wo

ſich Pergamus auszeichnete, deſſen Könige (namentlich Attalus II., ſtarb 158 vor Chriſti Geburt), Liebhaber der Literatur und Gönner der Gelehrten waren, im eigentlichen Griechenland, vorzüglich in Athen und Rhodus und in Großgriechenland, beſonders zu Syrakus, bildeten ſich Literatoren und Philologen im engern Sinne. Scholiaſten und Lexikographen finden ſich unter den Griechen noch bis in das 15te Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung ſo wie ſich nie im oſtrömiſchen Reiche das Anſehn der griechiſchen Literatur ganz verlor. Mit der gelehrten Bearbeitung der Sprache wurden die Römer durch den Griechen Krates von Mallus bekannt (169 vor Chriſti Geburt.) Das philologiſche oder grammatiſche Studium umfaßte nach Cicero's Erklärung auch die Behandlung der Dichter, Kenntniß der Geſchichte, Worterklärung und die richtige Ausſprache. Doch nicht bloß die griechiſche, ſondern auch die römiſche Sprache und das römiſche Alterthum wurden durch M. Terentius Varro, einen berühmten Polyhiſtor und Polygraphen (116 bis 27 vor Chriſti Geburt), M. Verrius Flaccus (unter Auguſt), Aſinius Pollio und Andere ein Gegenſtand gelehrter Unterſuchungen, und die Grundſätze der griechiſchen Grammatik wurden auf die lateiniſche angewendet. Lucius Plotius lehrte lateiniſche Sprachlehre zu Cicero's Zeit. M. Fab. Quinctilian und Aul. Gellius waren im umfaſſendern Sinne Philologen. Die anſehnlichſten Bibliotheken wurden als Beute nach Rom geführt. Die römiſche Literatur ſtrebte der griechiſchen nach. Erklärer der römiſchen Schriftſteller (wie Aſconius Pedianus über Cicero's Reden, Aed. Donatus über Terenz u. A.) traten dann (ſeit 50 nach Chriſti Geburt) auf, von denen viele Vorleſungen über die römiſchen Claſſiker hielten. Donatus (354 nach Chriſti Geburt) und Priſcianus (524 nach Chriſti Geburt) wurden die Hauptlehrer der lateiniſchen Grammatik. Wie das Chriſtenthum mit ſiegreicher Gewalt das Heidenthum verdrängte, ſo wurde auch das Studium des griechiſchen und römiſchen Alterthums und ſeiner Literatur vorzüglich durch den Fanatismus der frühern chriſtlichen Lehrer unterdrückt, welche alles, was mit dem Heidenthum in Verbindung ſtand, für verderblich und ſchädlich hielten, und dadurch zum Verfall der Wiſſenſchaften ungemein beitrugen. Hiezu kam das Eindringen der noch rohen Germanier in die Länder des römiſchen Reichs, durch welche viele literariſche Inſtitute und Denkmale, namentlich die von den Kaiſern des römiſchen Reichs zur Erziehung und Bildung der höhern Stände geſtifteten Schulen, in welchen die zu dem encyclopädiſchen Unterricht ſeit den Alexandrinern gerechneten Kenntniſſe gelehrt worden waren, zu Grunde gingen. Allein die Geiſtlichkeit bedurfte zur Vorbereitung für ihre Aemter nothwendig der gelehrten Bildung, namentlich der Kenntniß der alten Sprachen, und dies brachte die Cultur der weltlichen Wiſſenſchaften in die Hände der Geiſtlichkeit, welche dieſelben auch bis zu einer beſſern und günſtigern Zeit aufbewahrte, und mit den Abteien, Stiftern und Klöſtern Schulen verband, in welchen die ſogenannte Encyclopädie gelehrt wurde, die in den ſieben freien Künſten, d. i. Muſik, Arithmetik, Geometrie, Grammatik, Dialectik, Rhetorik und Aſtronomie, beſtand. Zu dieſem Unterrichte bediente man ſich hauptſächlich der Lehrbücher des Martianus Capella (461 nach Chriſti Geburt), des Caſſiodorus (ſtarb 563), die ebenfalls ſchon in den kaiſerlichen Schulen im Gebrauch geweſen waren. Doch findet man erſt im 6ten Jahrhundert ſolche geiſtliche Schulen, in welche die Reſte gelehrter Bildung ſich flüchteten, zuerſt in Frankreich, ſpäter in Irland, Schottland, England. Freilich wurde jener Unterricht nur auf die

Zwecke der Theologie beſchränkt. Die lateiniſche Sprache nahm daher auch, beſonders da ſie faſt nur geſchrieben wurde, ein neues Colorit an, in welchem der Mangel an claſſiſcher Bildung, ſo wie der Einfluß kirchlicher und religiöſer Vorſtellungen und das Aufſtreben der neuern europäiſchen Sprachen ſich zeigte. So erzeugte ſich das Mönchslatein. Sehr vortheilhaft für die gelehrte Bildung wird die Stiftung des Benedictinerordens durch Benedict von Nurſia (ſtarb 544), in deſſen Regel befohlen wird, in jedem Kloſter dieſes Ordens Unterricht zu ertheilen, Bücher abzuſchreiben und Büecherſammlungen anzulegen. Die Schulanſtalten, welche Carl der Große und ſeine gelehrten Freunde ſtifteten, führten auf das Studium der lateiniſchen Sprachlehre zurück. Aber erſt ſeit dem 10ten Jahrhunderte wurde durch häufigeres Leſen und Abſchreiben der alten Claſſiker Geſchmack, gelehrte Bildung und eine reinere Latinität herbeigeführt. Hierin beſteht beſonders das Verdienſt der Congregation von Clugny, und ſpäterhin des Ordens der Ciſterzienſer und Carthäuſer (ſeit dem 12ten Jahrhunderte). Die arabiſche Literatur und Sprache gewann ſeit dem 7ten Jahrhundert viel Verbreitung und Anſehn. Durch die Araber wurde auch die Philologie erhalten und befördert, namentlich aber die griechiſche Literatur wieder aufgefriſcht. Ihre eigne Sprache aber erhielt ſchon ſeit dem 7ten Jahrhundert eine gelehrte Behandlung. Im 11ten und 12ten Jahrhundert thaten ſich viele große Männer durch tieferes Studium der claſſiſchen Literatur, namentlich in Italien, wo ſeit dem 12ten Jahrhundert mehrere Univerſitäten geſtiftet wurden, in Frankreich und England hervor. Hieher gehört Lanfranc aus Pavia und deſſen Schüler Anſelm aus Aoſta; der gelehrte Gerbert (Papſt Sylveſter II., ſtarb 1003), Biſchof Abbo von Fleury (ſtarb 1004) und Bruno von Cöln (ſtarb 1101). Die gelehrte Theologie führte zur Philoſophie, dieſe auf Plato und Ariſtoteles zurück. Männer, wie Abälard (ſtarb 1142), Bernhard von Clairvaux, Johann von Salisbury, der große Bacon und Andere verſtanden griechiſch, und ſchrieben ein beſſeres Latein. Aber ſie hatten mit der unwiſſenden und intoleranten Geiſtlichkeit einen harten Kampf zu kämpfen, nach welchem im 13ten Jahrhunderte das Studium der römiſchen Claſſiker und die beſſere Latinität wieder faſt ganz verſchwanden. Im 13ten und 14ten Jahrhunderte finden wir einige Anſtalten, durch welche die, hauptſächlich wegen des Bekehrungsgeſchäfts nothwendige Kenntniß der orientaliſchen, namentlich der hebräiſchen und arabiſchen Sprache unterſtützt wurde; auch beförderte der Umgang der Chriſten mit den Mahomedanern im Orient und Occident während der Kreuzzüge dieſe Kenntniß; aber die gelehrte Behandlung dieſer Sprachen blieb noch weit zurück. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts aber erwachte wieder der Genius des claſſiſchen Alterthums zuerſt in Italien, von wo aus ein gründlicheres Studium der claſſiſchen Sprachen und ihrer Literatur, und eine geſchmackvollere Erklärung ſich faſt über alle Theile Europa's verbreitete. Italien wurde der erſte Sammelplatz wahrer Philologen. Seine größten Nationalſchriftſteller, Petrarca und Boccaccio, voll Enthuſiasmus für die Werke des claſſiſchen Alterthums, wirkten kräftig zur Verbreitung der römiſchen und griechiſchen Literatur. Beſonders war es Cicero und Virgil, welche des erſtern Aufmerkſamkeit an ſich zogen; doch bewog er Boccaccio, von flüchtig gewordnen Griechen die Sprache des Homer und Plato zu lernen, was ihm ſelbſt bei ſeinem Alter nicht mehr gelingen wollte. Boccaccio brachte es in ſeiner Vaterſtadt Florenz dahin, daß Johann von Ravenna, ein Zögling Petrarca's, für die römiſche, und für die griechiſche Literatur zuerſt Leontius Pilatus, darauf Manuel Chryſoloras (1397) als Lehrer

angeſtellt wurden. Durch letzteren ſo wie durch Argyropylus und immer mehrere ausgewanderte Griechen, die ſich, als ſie der Fall des oſtrömiſchen Reichs vertrieb, dem blühenden Italien zuwendeten, wurde in Schriften und mündlichen Vorträgen eine gründlichere griechiſche Sprachlehre in Umlauf gebracht und dadurch ein tieferes Verſtändniß der griechiſchen Literatur eröffnet. In allen größern Städten Italiens, ſelbſt in denen, welche keine Univerſität hatten, eröffneten Lehrer der alten Literatur ihre Hörſäle; ihr Enthuſiasmus, ſagt Eichhorn, theilte ſich ihren Zuhörern mit, und durch dieſe wurde es (von 1400—1450) Ton der Republiken und fürſtlichen Häuſer in Italien, die claſſiſche Literatur in Schutz zu nehmen, und durch ihr Studium einen reinen Geſchmack wieder herzuſtellen. Ja das Studium derſelben wurde in dieſer Zeit zur Nationalangelegenheit erhoben, und der lebhafteſte Eifer für dieſelbe herrſchte im 15ten Jahrhundert unter allen Ständen Italiens, und gründete überall philologiſche Vereine. Auch wurden ſeit Petrarca und Boccaccio, welche ſelbſt Werke der griechiſchen und römiſchen Literatur ſammelten und durch Abſchriften verbreiteten, viele Privat- und öffentliche Bibliotheken angelegt, und die literariſchen Kloſterſchätze gemeinnütziger gemacht. In Florenz ſtiftete Coſmus von Medicis (1429) die platoniſche Akademie, und ſein Enkel Lorenzo ſammelte die reichſten Schätze der Literatur und Kunſt und zog die größten Gelehrten in jene Muſenſtadt; eben ſo war Nicolaus V. für Rom thätig, in Mailand ein Visconti, in Verona die della Scala, in Sicilien König Robert; in Venedig bildete Aldus Manutius einen für claſſiſche Literatur enthuſiaſtiſch wirkſamen Kreis, und die eingeführte Buchdruckerkunſt wirkte hier vorzüglich im Dienſte der claſſiſchen Literatur. Schnell vervielfältigten ſich die Werke der claſſiſchen Autoren, Sammlungen und Commentare erſchienen, und die Philologie hatte durch jene Erfindung ihre eigentliche gelehrte Geſtalt angenommen. Denn das gemeinſame Zuſammenwirken der Sprachkenner wurde durch ſie erſt möglich gemacht, oder wenigſtens erleichtert, und die Muſterwerke des Geiſtes waren, ſo wie die Unterſuchungen über dieſelben, dem Zufalle und Untergange weniger ausgeſetzt, als bei der mangelhaften ſchriftlichen Verbreitung. Die ſchönſte Frucht dieſer Cultur offenbarte ſich aber darin, daß die Lectüre der Claſſiker des Alterthums und die Kenntniß der alten Sprachen nicht mehr allein dem Zwecke der Kirche und Theologie diente, ſondern die Bildung des Geiſtes überhaupt zum Zwecke hatte. Glückliche Nachbildungen der Alten, und eine reinere römiſche Schreibart, worauf man nur vielleicht zu hohen Werth legte, bezeugen, wie ſehr man dieſen Zweck erreichte. Wir nennen noch als ausgezeichnete Philologen dieſer Periode einen Leonardo Bruni (geb. 1370, ſtarb 1444), Poggius Bracciolini (geb. 1380, ſtarb 1459), Lorenzo Valla (1407—1457), Nic. Perottus, Franc. Philelphus, Pompon Lätus Marſilius Ficinus (geb. 1433 ſtarb 1499) und Angelo Poliziano (1454 — 1492). Von Italien aus wurde das erwachte Studium der claſſiſchen Literatur zunächſt nach Frankreich verbreitet; wir finden im 15ten Jahrhunderte Griechen und Italiener als Lehrer der Philologie in Paris, und viele Ueberſetzungen römiſcher Claſſiker ins Franzöſiſche. In England verbreitete ſich eine gründlichere Philologie erſt ſeit dem Ende des 15ten Jahrhunderts durch einige in Italien gebildete Gelehrte. In Deutſchland wurde dieſelbe hauptſächlich von den Niederlanden aus verbreitet, und durch eine wohlthätige Reform des Schulunterrichts in Nieder-Deutſchland vorbereitet. Die erſten Philologen des ſpät berühmten Deutſchlands bildeten ſich in Italien aus, z. B. Rud. Agricola (1442—

1485), C. Celtes (1459—1508) und Joh. Reuchlin (1454—1521); der erſtere ein Schüler des Thomas von Kempen, der zweite vorzüglich durch die Stiftung gelehrter Geſellſchaften in Deutſchland, der letztere durch die Wiedererweckung der hebräiſchen Philologie berühmt. Das im 16ten Jahrhundert in dem civiliſirten Europa überall verbreitete philologiſche Studium zeigte den günſtigen Einfluß nicht nur auf allgemeine Cultur, ſo wie auf die Philoſophie, ſondern auch auf alle ſpeciellen und poſitiven Wiſſenſchaften. Ohne dieſen Einfluß würde auch die kirchliche Reform, welche Luther und ſeine Freunde unternahmen, nicht zu Stande gekommen ſeyn. Und eben dieſer Einfluß war es wieder, welcher den Eifer für Philologie und das Anſehn der claſſiſchen Literatur unterſtützte und erhielt. Ja dieſes Studium wurde die Grundlage der neuern europäiſchen Cultur. In dieſem Jahrhundert finden wir noch einen der erſten Humaniſten, (denn Humaniora wurden ſeit dem Mittelalter die Wiſſenſchaften, die in das claſſiſche Alterthum einführen, und Humaniſten ihre Prieſter, wenn auch nicht mit Recht, ausſchließend genannt), der auf Deutſchland namentlich den größten Einfluß äußerte, und das Studium der griechiſchen Literatur vorzüglich förderte, Deſiderius Erasmus, (1467—1536, ſ. d. Art.), in voller Thätigkeit. Seit Ende des 16ten Jahrhunderts aber, wo in Italien das Studium der alten Literatur wieder vermindert ward (in den neuern Zeiten wurde dieſelbe faſt ausſchließlich in Beziehung auf Kunſtgeſchichte und Antiquitäten bearbeitet), wurde Holland die Schule der größten Philologen, die ſich namentlich um die Etymologie der alten Sprachen, um die Grammatik, niedere Kritik und grammatiſche Erklärung großes Verdienſt erwarben, und ſpäterhin die Philologie vorzüglich auf das Studium der Jurisprudenz anwandten. Hier nennen wir den weltberühmten Hugo de Groot (Grotius) (1583—1645), der als Exeget Muſter war, und die Philologie mit Theologie enger verband; ferner einen Juſtus Lipſius, Adr. Jonghe (Junius), Gruter, Dan. und Nic. Heinſius, die Gronove, Burmanne, einen Perizonius, Lamb. Vos, Siegebert Havercamb, Drakenborch, Tib. Hemſterhuis, Weſſelin, Lennep, Hoogeven, Valkenaer, Dav. Ruhnken, Daniel Wittenbach und Andere. Auch die orientaliſche Philologie wurde hier emporgebracht, z. B. durch die berühmten Orientaliſten Erpen (1584—1624), Leusden, Hadr. Reland und den in dieſer Wiſſenſchaft Epoche machenden Albert Schultens (1686—1750) u. A. Die Verdienſte der Engländer um die claſſiſche Philologie beſonders ſeit dem 17ten Jahrhundert bezeugen die Namen eines Th. Creech, Barnes, Joh. Hudſon, Baxter, Clarke, Thom. Gattacker, Thom. Gale, Johann Taylor, Rich. Daves, Wakefield, Rob. Wood, Zach. Pearce, Middleton, Polter, Heath, Warton, Muſgrave, Thyrwhitt, Joh. Toup, und vor allen der geniale Kritiker Rich. Bentley. Aber auch die orientaliſche Philologie, wie die Namen eines Selden, Lightfoot, Walton, Sam. Clarke, Pearſon, Caſtell, Lowth, Kennikot, beweiſen, und die empiriſche Sprachkunde überhaupt, namentlich das Studium der neuern Sprachen, wurde von den überall verbreiteten Engländern zu einem bisher unerreichten Gipfel erhoben, auf welchem es noch gegenwärtig ſteht, während das Studium der claſſiſchen Philologie etwas geſunken iſt. In Frankreich fand die Philologie beſonders vom Anfange des 16ten bis zum 17ten Jahrhundert viele Gönner und Freunde; hier wurde ſie bald auf Theologie und Jurisprudenz angewendet, ſeltner ſelbſtſtändig bearbeitet. Beiſpiele ſind Wilh. Budäus (1467—1540) und nach ihm Jac. Cujacius, Briſſonius, ſpäter Dionyſ. Gothofredus u. A. Zu den um die claſſiſche Philologie verdienteſten Franzoſen aber gehören ein Lambin, Muretus, die gelehr-

ten Buchdrucker Rob. und Hein. Stephanus (Etienne) die großen Polyhiſtoren Jul. Cäſ. Scaliger, (della Scala eigentlich aus Verona), deſſen Sohn Joſeph Juſtus Scaliger, welcher mit bewundernswürdiger Beleſenheit und philologiſcher Kenntniß ausgezeichneten Scharfſinn verband, ferner Hadr. Turnebus (Tournebeuf) und ein Claudius Salmaſius (Claude de Saumaiſe), Vigerius (Vigier), du Fresne, le Fevre (Faber), der Archäolog Montfaucon u. A. Auch wirkte das Studium der claſſiſchen Literatur bei den Franzoſen ſehr auf ihre Nationalliteratur, in welcher ſie (z. B. in der Tragödie) die Alten nachzuahmen ſtrebten, ohne ihren Nationalcharakter verläugnen zu können. In neuern Zeiten ſind die philologiſchen Studien ſehr vernachläſſigt worden, und nur einige bedeutende Namen, wie Coray la Rochette, Briſſonade anzuführen. Dagegen iſt es eine nur mit der ungemeinen Eitelkeit dieſer Nation zuſammenhängende Erfahrung, wenn wir bei ihnen auch Gegner der alten Literatur (z. B. Perrault, Hardouin, de la Motte) auftreten ſehen. Im 17ten Jahrhundert fand die orientaliſche Philologie bei den Franzoſen Freunde, Bochart, d'Herbelot, le Jay, la Croze, Houbigant u. A.; beſonders aber die zu unſerer Zeit berühmten Silveſtre de Sacy und Louis Matthieu Langlès. Die Kenntniß neuerer Sprachen iſt den Franzoſen bei der großen Ausbreitung der ihrigen und der damit begründeten Nationaleitelkeit weniger Bedürfniß geweſen. Spanier und Portugieſen haben nur wenige ausgezeichnete Philologen zu nennen. Um ſo größer dagegen iſt die Zahl der Deutſchen, die mit deutſcher Gründlichkeit und Vielſeitigkeit das Gebiet gelehrter Sprachkunde und Alterthumswiſſenſchaft ausgemeſſen haben. Wir nennen aus dem 16ten Jahrhunderte nur noch einen Joach. Camerarius, den Verbreiter der griechiſchen Literatur, den Lexicographen Baſ. Faber, und den gelehrten Forſcher des Alterthums Joh. Geor. Grävius (Gräve); aus dem 17ten Jahrhundert, in welchem die Philologie weniger begünſtigt wurde, den gelehrten Caſp. Barth, Joh. Freinsheim, Weller, Chph. Cellar; aus dem 18ten einen Ludolph Küſter, Franz Budäus, J. A. Fabricius, Lange, Friſch, Hederich, darauf ſeit der Mitte dieſes Jahrhunderts Joh. Matth. Gesner, Urheber einer gründlichen und geſchmackvollern philologiſchen Schule, mit der die Blüthe der ſelbſtſtändigen Philologie unter den Deutſchen beginnt, welche durch die geiſtreichen Anſichten eines Winkelmann, Leſſing und Herder über das Alterthum und deſſen neu entdeckte Schätze in Italien zu einer Höhe getrieben wurde, die gegenwärtig ihren Gipfel erreicht zu haben ſcheint, ferner ſeine Nachfolger Erneſti, Reiske, Heuſinger, Duker, Weſſeling, Trendelenburg, Fiſcher, Reiz, Brunck, und die im 19ten Jahrhundert noch blühenden Philologen Heyne (ſ. d. Art.), Wolf, Beck, Schneider, Harles, Matthiä, Buttmann, Schütz, Schweighäuſer, Herrmann, Heindorf, Jacob Böckh, Creuzer, Schleiermacher, Voß und viele Andre. Die orientaliſche Philologie, namentlich die hebräiſche Literatur und Sprache wurde im 16ten Jahrhundert von Buxtorf, im 17ten von Glaß, Pfeifer, im 18ten und 19ten von Danz, Cocceji, Michaelis, Dathe, Hezel, Schnurrer, Tychſen, Eichhorn, Paulus, von Hammer, Geſenius, und mehrern Andern gründlich bearbeitet. Der Einfluß dieſer philologiſchen Cultur zeigt ſich beſonders deutlich in der Theologie; denn wir finden die größten Exegeten unter den Deutſchen ſeit dem Zeitalter der Reformation. Melanchthon, Beza leuchteten vor. Ihnen folgten im 17ten Jahrhundert Jablonski, Hermann von der Hardt, Reineccius, Simon; im 18ten Jahrhundert Semler, Erneſti, Morus, Koppe, Ilgen, Griesbach, Matthäi, Storr, Nöſſelt, Knapp, Paulus,

die Roſenmüller, de Wette u. ſ. w. Die Jurisprudenz wurde durch Philologie aus ihren Quellen entwickelt und als gelehrte Wiſſenſchaft ausgebildet, welchen Charakter ſie noch jetzt bei den Deutſchen trägt. Die Geſchichtsforſchung und Erdbeſchreibung wurde durch ſie auf die mannichfaltigſte Weiſe befördert und erweitert, und kein Fach der Wiſſenſchaften und Künſte blieb ohne ihre Unterſtützung, ſo wie man umgekehrt das Studium der claſſiſchen Literatur durch antiquariſche und archäologiſche Kenntniß förderte (man denke an Heyne, Böttiger, Beckmann, Voß). Wir fügen dieſem kurzen Abriß der Geſchichte der Philologie die geordnete Ueberſicht des oben genannten trefflichen Creuzers bei, welche von dem Wiederaufleben der claſſiſchen Literatur im 14ten und 15ten Jahrhundert ausgeht. Zwar ſagt dieſer, gab es keine Zeit, wo eine beſtimmte Richtung Aller nach einer Seite hin ſichtbar wäre, jedoch laſſen ſich verſchiedne Perioden unterſcheiden, nach dem in jeder herrſchenden Grundtrieb des philologiſchen Strebens. Und da zeigt ſich zuerſt der noch unbeſtimmte Trieb der Nachahmung. Die ideale Ganzheit und Schönheit des claſſiſchen Alterthums erſchien dem geraden und natürlichen Sinne, und ward getreulich aufgefaßt von unbefangnen, edeln Gemüthern. Beides, die Erzeugniſſe alter bildenden Kunſt, wie die der Rede, verehrte man mit einer und derſelben Andacht, wie denn überhaupt in der Geſinnung und Stimmung die Humaniſten dieſer Zeit von den bildenden Künſtlern ſich noch nicht ſo ſehr trennten, als oftmals nachher geſchah. Beide, gleich begeiſtert durch den Anblick jener großen Productionen, ſuchten das gleiche hervorzubringen, und in allen Elementen des Lebens und Wiſſens regte ſich der unbeſtimmte, unſchuldige Trieb der Reproduction. Aber eben jene Bewußtloſigkeit der Nachahmung geſtattete noch keine geſetzmäßige Unterſcheidung mancher zufälligen Form, worunter das Antike erſcheint, von dem Nothwendigen und Bleibenden ſeines Weſens. Dieſe Periode kann demnach die des Sinnes heißen. Exempel in jeder Rückſicht ſind hier Poggius, Angelus Politianus und Marſilius Ficinus; Letzterer als Wiederherſteller alter Philoſophie. Es folgt die Periode des Realismus, bei vorherrſchendem Princip der Polyhiſtorie. Sie ward veranlaßt durch die gegründete Ueberzeugung von der Nothwendigkeit umfaſſender realer Gelehrtheit bei jedem Verſuche, Werke des Alterthums gründlich herzuſtellen und zu erklären. Sie ward Verirrung, als der Stoff die Form zu überwältigen begann, als die Sorge des materialen Anhäufens die organiſche Einheit verdrängte, als es Triumph des Philologen ward, in reichem Vorrathe des Wiſſens zu ſchwelgen, als der dienende Geiſt ſich ſelbſtgefällig in dem Spiegel ſeiner Gelehrſamkeit beſchaute. Repräſentanten für dieſe Periode und mehr oder weniger ihrer Verirrung hingegeben ſind die Scaliger, Claude Saumaiſe, Gerh. Johannes Voſſius, Caſp. Barth u. A. Was dieſe großen Polyhiſtoren gewirkt hatten, ward erſt recht einleuchtend, aber auch erſt recht brauchbar durch die kritiſchen Bemühungen der folgenden Periode, die wir die des Verſtandes nennen können. Das jetzt herrſchende Princip einer heilſam ſondernden und ſichtenden Kritik trat ins Mittel, und ſchied den ungeheuern, durch die Allbeleſenheit jener Männer gewonnenen Stoff. (Daher auch die encyclopädiſtiſchen Beſtrebungen in der Philologie.) Es prüfte ſchärfer den formalen Werth der Werke des Alterthums, unterſchied genauer das Unechte von dem Echten. Eine tiefere Sprachkunde, und ein ſteterer Blick auf den Context gab größere Sicherheit in Kritik und Auslegung. Formelle Ordnung der materiellen Kenntniß, Feinheit der Wahl, Schärfe des Denkens, Richtigkeit

des Geſchmacks waren jetzt mehr noch, als die Meſſe des Wiſſens Foderung an den Philologen. In dieſer Richtung der Wiſſenſchaft zeichnen ſich aus der kühne und geniale Rich. Bentley, der gründliche und beſonnene Tib. Hemſterhuis, und mit dem beſten Erfolge gingen auf dieſem Wege fort David Ruhnken, der die Schnelligkeit des Erfindens mit der Ruhe des Begründens glücklich vereinigte, der umfaſſende und productive Kritiker Ludw. Caſp. Valkenär und unter den jetzt Lebenden mehrere Philologen auch unſers deutſchen Vaterlandes (z. B. der um die tiefere Begründung der griechiſchen Sprachlehre und Metrik ſo verdiente, ſcharfſinnige Philolog und Kritiker G. Herrmann). Die fortdauernde Herrſchaft des kritiſchen Princips zeigt allenthalben ihre gedeihlichen Folgen, wiewohl nun wieder in dem Beſtreben der Einzelnen manche Verſchiedenheit der Richtung ſichtbar wird, z. B. der in der Conjekturalcritik ſo raſche Sinn eines Reiske und Brunk einerſeits (der in einigen Schulen in Frechheit ausartet) und die ſteifſinnige Anhänglichkeit ans Urkundliche in Joh. Fr. Fiſcher. Eine Periode der herrſchenden Vernunft würde diejenige heißen können, in der Realismus und Idealismus (oder vielmehr Materialismus und Formalismus) der Philologie, geläutert durch Kritik und verbunden mit hoher Würdigkeit der Geſinnung, als der bleibende Charakter aller ihrer Pflege erſchien. In unſerer Zeit iſt dieſe Periode durch Wolf, Schleiermacher, Voß und Creuzer ſelbſt eingeleitet worden. Mit der hier mitgetheilten Ueberſicht ſtimmt auch eine andere ziemlich überein, welche Aſt in ſeinem Grundriß der Philologie (Landshut 1808, 8.) mittheilt. Er unterſcheidet nämlich in der neuern Behandlung der Philologie drei Perioden: 1. die der echten (lebendigen) Philologie, wo man das Alterthum in ſeinem geſammten Leben auffaßte und vorzüglich durch die Muſterwerke der claſſiſchen Schriftſteller ſich im Geiſte des Alterthums zu bilden ſuchte. Sie umfaßt das 14te, 15te und 16te Jahrhundert: 2. die des materialiſtiſchen Studiums der alten Welt, vom Anfange des 17ten Jahrhunderts: 3. die des formellen Studiums, im 18ten Jahrhundert. Aber dieſer Schriftſteller iſt ungerecht, wenn er die Fortſchritte der Philologie am Ende des 18ten und in dem gegenwärtigen erſten Viertel des 19ten Jahrhunderts durch den Namen des formellen Studiums zu charakteriſiren gedenkt. Wir haben mit Abſicht einen Abriß der Geſchichte der Philologie vorausgeſchickt, weil die Idee der Philologie ſich ganz allmählig, und erſt in unſerm wiſſenſchaftlichen Zeitalter zu einem umfaſſendern und beſtimmtern Begriffe entwickelt und ausgebildet hat. II. Genauerer Begriff der Philologie. Es iſt bemerkt worden, daß die Sprache der Griechen und Römer zuerſt eine gelehrte Ausbildung und Bearbeitung erhielt; damit hängt zuſammen, daß bei ihnen zuerſt von einer Literatur im eigentlichen Sinne, als einem organiſchen Ganzen von Schriften, in welchem ſich die allſeitige Bildung eines Volks auf wahrhaft menſchliche Weiſe offenbart, die Rede ſeyn kann. Dies iſt der Grund, warum ſelbſt ſpäterhin, als auch die orientaliſchen und alle neuern Sprachen grammatiſche Behandlung empfangen hatten, und man, die Etymologie des Worts beachtend, die Sprachwiſſenſchaften überhaupt oder die Linguiſtik philologiſche Wiſſenſchaften oder Philologie nannte, und daher von orientaliſcher Philologie ſprach, dennoch das Studium und die Wiſſenſchaften der griechiſchen und römiſchen Sprache und Literatur vorzugsweiſe Philologie nannte, ſo wie das griechiſche und römiſche Alterthum im vorzüglichen Sinne das Alterthum. Man geht aber vielleicht zu weit und entfernt ſich zu ſehr von dem Ausdrucke, wenn man die Philologie geradezu Alterthums-

wiſſenſchaft nennt, wie Wolf in ſeiner meiſterhaften Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft „in dem Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft (herausgegeben von Fried. Aug. Wolf und Phil. Buttmann 1. Band 1. St. Berl. Realſchulb. 1807) thut, welcher jedoch zugleich bemerkt, daß die Alterthumswiſſenſchaft zu denjenigen Theilen unſers Wiſſens gehöre, welche in ihren reichen Materialien, verſchiedenen Behandlungsarten, und wechſelnden Namen, *ſchwankende Gränzen* und unbeſtimmten Umfang verrathen. Denn man verwechſelt dabei dasjenige, worin die Philologie weſentlich beſteht, mit dem, was mit ihr in genauer Verbindung ſteht, oder als Hülfswiſſenſchaft zum Verſtändniß der alten Literatur und der Claſſiker dient. Die gelehrte Kenntniß der Sprache und Literatur des claſſiſchen Alterthums iſt ein Theil der Alterthumswiſſenſchaft, aber auch zugleich der Schlüſſel und das Organ derſelben. Jene Sprachen nämlich ſind ſelbſt eine Art von Denkmälern, die aufs ſorgfältigſte durchforſcht werden müſſen, um an ihnen die organiſch fortgehende Bildung eines von der Natur wohlausgeſtatteten Volks wahrzunehmen. Die alte Literatur aber, als das in Schriften ausgeſprochene Leben jener Völker, macht den geiſtigſten und intereſſanteſten Theil des Alterthums aus, mithin auch die Philologie den wichtigſten Theil der Alterthumswiſſenſchaft. Sie iſt ein Schlüſſel und und Organ derſelben, in ſo fern die gelehrte Kenntniß jener Sprachen, welche einen Haupttheil der Philologie ausmacht, in dieſes Leben einführt und auch die Werke der Kunſt des Alterthums zum nähern Verſtändniß bringt, ſo wie umgekehrt die Wiſſenſchaft von den Kunſtdenkmälern des Alterthums, und die Kenntniß der Ueberreſte alter Kunſt (oder die Archäologie im eigentlichen Sinne) das Verſtändniß der claſſiſchen Literatur vielfach befördert. Es findet alſo unter den Theilen der Alterthumswiſſenſchaft eine durchgehende Wechſelwirkung Statt. Die Philologie (gelehrte Kenntniß der Sprache und Literatur des Alterthums) umfaßt aber: 1. die Grammatik dieſer Sprachen, in welcher nach Wolfs idealiſcher Schilderung zuerſt, nach einer philoſophiſchen Erklärung der allgemeinen Grundſätze der Sprache aus den Geſetzen des Denkens, die Theorie der griechiſchen und lateiniſchen Sprache nach dem von Zeit zu Zeit veränderten Sprachgebrauche abgehandelt wird. Dieſe Unterſuchungen alſo ſind von der einen Seite philoſophiſcher, von der andern hiſtoriſcher Art. So wird aus der Grammatik eine Geſchichte der Sprache und ſie ſelbſt eine ſichere Grundlegung der Auslegungskunſt und Kritik. 2. *Hermeneutik* (Auslegungskunſt und Wiſſenſchaft), die Kunſt, die Gedanken eines Schriftſtellers im Einzelnen und Ganzen mit nothwendiger Einſicht aufzufinden und darzulegen, wozu die Geſetze der grammatiſchen, rhetoriſchen und hiſtoriſchen Interpretation anleiten. Was aber nicht durch Anleitung gewonnen werden kann und nur aus dem Genie des Auslegungskünſtlers hervorgeht, iſt die Gewandtheit des Geiſtes, in die Eigenthümlichkeit der Sprache, Denkart, Redegattung und in die Individualität ſeines Autors einzudringen, und nicht nur mit ihm übereinſtimmend zu denken, ſondern auch beurtheilend über ihn zu denken, welches Wolf das Verſtehen in höherer Bedeutung nennt. Dies ſetzt aber 3. die *philologiſche* Kritik und Verbeſſerungskunſt voraus, mit welcher eine mannichfaltige Doctrinale Kritik (welche die Wahrheit des Geſchriebnen zu beurtheilen hat) und bei Schriften, die auf Schönheit des Vortrags Anſpruch machen, die rhetoriſche oder äſthetiſche (die den äſthetiſchen Werth beſtimmt) zu verbinden iſt; die philologiſche Kritik erforſcht das Alter, die Echtheit und Authentie der ſchriftlichen Werke, und beurtheilt ihre

originale Richtigkeit, oder bald zufälligen, bald vorſätzlichen Verderbniſſe. Da ſie ſich entweder auf handſchriftliche Urkunden ſtützt, oder aus innern Beweggründen etwas aufklärt, ſo entſteht daraus eine niedere oder beurkundende, und eine höhere oder divinatoriſche Kritik. Die aus beiden Gattungen zuſammengeſetzte Kritik leitet den Forſchenden oftmals zu einer Wahrheit, die nicht minder überzeugend iſt, als deren andere Wiſſenſchaften ſich rühmen. 4. Grundſätze der proſaiſchen und metriſchen Compoſition oder Theorie der Schreibart und der Metrik. Die Fertigkeit des Philologen, in den alten Sprachen, wenigſtens in der lateiniſchen zu ſchreiben, iſt nicht bloß eine ſubſidiariſche, ſondern zugleich auch ein Mittel, wodurch hermeneutiſche und kritiſche Gewandtheit verlangt wird, und was nur mit der charakteriſtiſchen Denkweiſe der Alten am innigſten vertraut macht. Denn nur der Schreibende bemächtigt ſich der fremden Sprache ganz; auch iſt ein Wolf der Meinung, daß man nicht nur von Gegenſtänden, welche die Alten behandelt, ſondern auch über neuere lateiniſch ſchreiben könne. „Verſtände,“ ſagt er, „ſich jemand darauf mit ſeinem Gefühle das zu unterſcheiden, was in einer Sprache allgemeine Analogie iſt, und was Zeitgeſchmack oder perſönliche Eigenheit gewiſſer Schriftſteller war, ſo möchte es ihm wohl gelingen, auch über manche moderne Gegenſtände für einen von unſern Sitten unterrichteten Römer mehr als deutlich zu ſchreiben, vielleicht gar aus den verſchiedenſten Schriften eines längern Zeitraums ſich einen Vortrag zu bilden, der zugleich antik und von eigenthümlicher Neuheit wäre, wie es dem heutigen Bildner gelingen kann, die Ideale der antiken Kunſt, nach ihren urſprünglichen Muſtern, oft in derſelbigen Steinart mit neuem Geiſte darzuſtellen.“ Als Wiſſenſchaft der alten Literatur gehört zu ihr die Geſchichte der Cultur und Literatur der Griechen und Römer, welche ſich aus der Völkergeſchichte herausheben muß. Dieſe betrifft ſowohl die wiſſenſchaftliche und poetiſche Cultur überhaupt, als insbeſondre die Schriftſteller und ihre Werke, und zwar die vorhandene Literatur nach ihrem ganzen Umfang. Hierzu müſſen noch mehrere Fragmente vieler verlornen Schriftſteller geſammelt werden. Doch ſind durch die Auswahl der beſten griechiſchen Schriftſteller, welche alexandriniſche und pergameniſche Philologen machten, vornehmlich auserkohrene Meiſterwerke auf die Nachwelt gekommen. Den Vorrath der vollſtändigen und in Bruchſtücken erhaltenen Schriften der Griechen und Römer, mit Ausſchluß der nicht hieher gehörenden Kirchenväter, berechnet Wolf auf 1600, wovon die Geſammtzahl der lateiniſchen wenig über ein Viertel beträgt, und worunter viele Hauptſchriften ſind, welche der alten Cultur und nachher der unſrigen die beſtimmteſten Richtungen gegeben haben. Alle dieſe beſchriebnen Wiſſenſchaften und Kenntniſſe nun bilden die Philologie, die daher keine einzelne Wiſſenſchaft und zwar im ſtrengen Sinne des Worts, ſondern ein Inbegriff mehrerer Wiſſenſchaften und Kenntniſſe iſt, durch welche das claſſiſche Alterthum in ſeinen ſchriftlichen Geiſteswerken lebendig aufgefaßt und erkannt werden ſoll. Da ſich nun in dieſen Werken der Geiſt des Alterthums am reinſten abſpiegelt, ſo haben die neuern Bearbeiter dieſer Wiſſenſchaft und die welche (wie Wolf, Aſt, Creuzer) ihre Schilderung entworfen haben, die Philologie ſelbſt überhaupt das Studium oder die Wiſſenſchaft des claſſiſchen Alterthums, in ſeinem geſammten wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen, öffentlichen und bürgerlichen Leben genannt. Hülfswiſſenſchaften der Philologie werden aus obigem Grunde, nämlich wegen der Wechſelwirkung aller Theile der Alterthumswiſſenſchaft, alle übrigen Theile der letztern

ſeyn, mithin a. alte Erdkunde, welche Wolf in mythiſche Geographie (auch Uranographie) und hiſtoriſche Geographie nebſt Chorographie und Topographie eintheilt; b. die allgemeine Geſchichte der Völkerſchaften des Alterthums ſelbſt, nebſt Chronologie und hiſtoriſcher Kritik als deren Hülfsmitteln; c. die ſich hier anſchließenden griechiſchen und römiſchen Antiquitäten, (ſ. d. Art.) oder Geſchichte der einzelnen Zuſtände, Verfaſſung und Sitten der vornehmſten Völker Griechenlands, ſo wie der Römer; d. Mythologie oder religiöſe Sagenkunde der Griechen und Römer; e. Geſchichte der Philoſophie und der übrigen Wiſſenſchaften bei Griechen und Römern; f. Geſchichte der Kunſt des Alterthums und der einzelnen Künſte insbeſondere, mit Einſchluß der Poeſie; g. Archäologie oder Wiſſenſchaft der noch vorhandenen Kunſtwerke und Denkmäler der Alten, wozu auch die Epigraphik oder Inſchriftenkunde beider Völker und die Numismatik oder Münzkunde in Beziehung auf dieſelben gehört; h. Geſchichte der Alterthumswiſſenſchaft; und endlich i. Aeſthetik (insbeſondere Poetik) und philoſophiſche Kritik zur Würdigung der alten Schriftſteller. Allein nicht durch den Umfang der Wiſſenſchaften, welche die Philologie unter ſich enthält, ſondern durch die Verbindung derſelben zu einem nothwendigen und wahrhaft humanen Zwecke, und durch dieſen Zweck ſelbſt wird der Begriff der Philologie und deren Würde erſt vollſtändig beſtimmt. Der Zweck der Philologie geht aber in dem Zwecke der Alterthumswiſſenſchaft überhaupt auf. Dieſe iſt nach Wolf der Inbegriff der Kenntniſſe und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schickſalen, mit dem politiſchen, gelehrten und häuslichen Zuſtand der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkmalen ſo bekannt machen, daß wir geſchickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verſtehen, und mit Einſicht in ihren Inhalt und Geiſt, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des ſpätern und des heutigen zu genießen. Niedere und untergeordnete Zwecke ſind daher, äußere Vortheile zu erlangen, oder durch alte Sprachkenntniß ſich den Titel des Gelehrten zu erwerben, welches man oft durch die Phraſe ausdrückt: „ein guter Grieche oder Lateiner werden,“ gewiſſe andere Wiſſenſchaften in Beziehung auf Stoff und Form dadurch zu erweitern und zu verbeſſern, welchen Nutzen die Philologie insbeſondere der Theologie und Jurisprudenz leiſtet. Ein höherer Zweck findet Statt, wenn das Studium der alten Sprachen und Schriften für ſich betrachtet wird, welche als die ſchönſten Monumente des Geiſtes auch auf unſere Bildung einwirken. Uebungen des Denkens, ſagt Wolf ſehr ſchön, an Sprachen, die das Höchſte und Tiefſte, was im Menſchen liegt, zuſammenfaſſen, vornehmlich fremden Sprachen, eröffnen das Feld aller abſtracten Unterſuchungen, und reizen zum Nachdenken über die Intellectualität. Die zweckmäßige Behandlung der ſchriftlichen Werke des Alterthums wirkt als Vorbereitung zu kräftiger Ausbildung. Alle Seelenkräfte werden durch die Erklärung und Berichtigung der Werke des Alterthums beſchäftigt und wiſſenſchaftlich und künſtleriſch angeſtrengt. Und welche Fülle wichtiger Lehren und Erfahrungen eröffnet nicht dieſes Studium, indem es unter allen Theilen der Alterthumswiſſenſchaft vorzugsweiſe die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit in einer organiſch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung verſchafft? Und dieſe Kenntniß iſt um ſo wichtiger, weil nur im alten Griechenlande ſich findet, was wir anderswo faſt über-

all vergeblich ſuchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meiſten ſolcher Eigenſchaften beſaßen. welche die Grundlage eines zu echter Menſchlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von ſo allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unverſucht gelaſſen wurde, wozu ſie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die dieſen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgeſinnten Barbaren und weit länger fortſetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umſtänden möglich geweſen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menſchen ſo wenig vergeſſen, daß die bürgerlichen Einrichtungen ſelbſt zum Nachtheil Vieler und unter ſehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menſchlicher Kräfte überhaupt bezweckten: die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künſten nach und nach einen ſo großen Umfang und ſo viel Tiefe in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen verbanden, daß ſie unter ihren Ueberreſten neben dem lebendigen Abdrucke jener ſeltnen Eigenſchaft zugleich die erſten bewundernswürdigſten Muſter von idealen Speculationen aufgeſtellt haben. Dieſes alſo iſt der höchſte Zweck humaniſtiſcher Studien; die Beförderung letzterer durch bloß untergeordnete Zwecke dagegen, ſo wie vornehmlich das endloſe Beſtreben, in allem Geſchichtlichen des Alterthums, beſonders in den Sprachen, Einzelnes als Einzelnes zuſammenzutragen, ohne ſich feſter allgemeiner Grundſätze zu bemächtigen, ohne von dem Geiſte, der alles Einzelne zu einem harmoniſchen Ganzen bildet, nur eine Ahnung zu faſſen, der gründlichen und profunden Bearbeitung deſſelben höchſt nachtheilig. Letzteres bildet nur Buchſtabengelehrſamkeit. Aber, ſagt Aſt in ſeinem trefflichen Grundriß der Philologie, nicht um der todten Gelehrſamkeit und des mechaniſchen Wiſſens willen, noch wegen der Sprachkenntniſſe ſtudirt der Philolog die Werke der claſſiſchen Schriftſteller, ſondern um eine wahre und lebendige Anſchauung und Erkenntniß des claſſiſchen Alterthums zu erlangen, welches uns in ſo Vielem Muſter bleiben wird. Der Philolog ſoll nicht bloß Sprachmeiſter oder Antiquar ſeyn, ſondern auch Philoſoph und Aeſthetiker; er ſoll ja den ihm gegebnen Buchſtaben nicht bloß in ſeine Beſtandtheile zerlegen können, ſondern auch den Geiſt erforſchen, welcher den Buchſtaben bildete, um die höhere Bedeutung des Buchſtaben zu ergründen, und die Form zu würdigen, in welcher der Buchſtabe zur Offenbarung des Geiſtes ſich dargeſtellt hat. Ohne dieſes höhere wiſſenſchaftliche Leben iſt die Philologie entweder bloßer Formalismus, oder bloßer Materialismus; jenes als einſeitiges Sprachſtudium betrachtet, dieſes als bloße antiquariſche Gelehrſamkeit. Die Form vom Inhalte oder Stoffe getrennt, iſt ein leeres gehalt- und bedeutungsloſes Weſen, der Stoff aber ohne Form ein regelloſes, chaotiſches Unding. Das bloße Sprachſtudium, welches die Sprache nicht als Organ des Geiſtes erkennt und deutet, ſondern ſie in ihrer atomiſtiſchen Einzelnheit als ein nicht höher Beziehbares betrachtet und behandelt, iſt daher eben ſo, wie die einſeitige antiquariſche Gelehrſamkeit, nichtig und gehaltlos. Erſt beide in ihrer Verbindung zu einem Zweck erzeugen ein Weſenhaftes, gleichwie nur die Harmonie des Stoffes und der Form ein Ding zu bilden fähig iſt. Was iſt aber das Letzte oder Höchſte, das den Stoff und die Form zur lebendigen Einheit verbindet, über beiden ſchwebend, beide beherrſchend? Der Geiſt, das ewige Bildungsprincip alles Lebens. Auf dieſes letzte und höchſte Princip der Wiſſenſchaft, auf ihren Geiſt und ihre Idee muß alſo, wer die Wiſſenſchaft nicht handwerksmäßig und

bloß techniſch, wie eine Profeſſion, ſondern wiſſenſchaftlich treiben will, die Fülle des Stoffes, als die materielle Seite der Wiſſenſchaft, zugleich mit ihren mannichfaltigen Formen der Darſtellung und Behandlung beziehen. Philologie, fügen wir mit Creuzer hinzu, verdient alsdann dieſen Namen, wenn in ihr der Fleiß der Forſchung, die Fülle des Wiſſens, die Schärfe und Conſequenz des kritiſchen Urtheils nur dem Vorſatze dienen, das Bild einer göttlichen Menſchheit in allen Beziehungen des Thuns und Denkens, im Leben, im wiſſenſchaftlichen Streben, in Schrift und Rede nach allen Kräften wieder herzuſtellen und der Betrachtung aller Zeiten zu ihrer Belehrung, Stärkung und Aufrichtung vorzuhalten. So wichtig nun der Einfluß der wahren Philologie auf eine höhere Bildung iſt, in ſo fern Sprache und Literatur des claſſiſchen Alterthums, ſo wie dieſes ſelbſt, nicht bloß hiſtoriſch gefaßt, ſondern zugleich, um mit Creuzer zu reden, als exemplariſch angeſehen wird, in ſo fern die Schriften der Alten, in Form und Inhalt, in Gedanken und Vortrag Muſter alles Denkens und aller Rede ſeyn können und eben deßwegen claſſiſch heißen, ſo große Anſprüche daher auch die Philologie in dem Kreiſe der höhern Erziehung und des gelehrten Unterrichts auf höhern Schulen machen darf: ſo werden doch auch oft die Anſprüche der Philologie durch Pedantismus übertrieben, und die Ueberſchätzung des Alterthums und ſeiner Werke zeigt uns einen befangenen Sinn und einſeitig beſchränkten Geſchmack. Ja dieſer Pedantismus iſt unter den Philologen von Profeſſion bis auf unſre Zeit ſo einheimiſch geweſen, daß man den Titel eines Philologen und eines Pedanten ziemlich gleichbedeutend gebraucht hat. Ein Grund des letztern liegt freilich hauptſächlich in der geiſtloſen Abſonderung der alten Sprachkenntniß von dem Kreiſe und Zwecke der Alterthumswiſſenſchaft; ein anderer aber, nicht minder verbreiteter in dem falſchen Begriff von Claſſicität, in der beengten Richtung auf das Alterthümliche, und in der daher entſpringenden Ueberſchätzung deſſelben, verbunden mit Herabſetzung der modernen Bildung und Literatur. Viele verſtehen unter dem Claſſiſchen nur die Correctheit und Klarheit des Styls, welche ſie freilich in einer todten, das heißt, nicht mehr fortſchreitenden Sprache, deren Regeln ſie nach den Schriftſtellern ſelbſt, die ſie claſſiſch nennen, geformt und von ihnen abſtrahirt haben, leichter als in einer noch lebenden antreffen müſſen. Auch ſind uns die Alten nicht Muſter in jeder Beziehung, die wir blind und unfrei nachahmen müßten; denn herrſchte auch bei ihren Darſtellungen die Tendenz zur äußern Schönheit, oder zur vollkommnen Geſtaltung, ſo blüht doch jedem Lande und Volke ſeine eigenthümliche Schönheit. Wir werden daher unſere Bildung nur dadurch erhöhen und vollenden, wenn wir den Geiſt des Alterthums, nicht bloß den Buchſtaben, mit Freiheit auffaſſen, und die claſſiſche Bildung als eine edle Form der Menſchheit zu würdigen wiſſen. Eine ſolche erhöhte und vollendete Bildung zeigen diejenigen auch wirklich, welche durch das claſſiſche Alterthum, wie der bildende Künſtler durch die Herrlichkeit der ſichtbaren Natur, zu ſelbſtthätigem Bilden und Hervorbringen angeregt ſind; ſie haben, um mit Creuzer zu reden, durch das Studium des Alterthums einen Ton empfangen, der durch das ganze Leben geht, da hingegen dem eigentlichen Gelehrten ohne dieſe Bildung immer etwas fehlt, was er, um ſeine Wiſſenſchaft zu vollenden, empfindlich vermiſſen wird. Aber man geht zu weit, wenn man behaupten wollte, daß ohne philologiſche Studien überhaupt keine edle Bildung möglich wäre, welche Behauptung durch die Bildung edler Frauen eben ſowohl, als durch die philoſophiſche, poetiſche und geſellige

Bildung derer widerlegt wird, gegen welche der gewöhnliche Philolog, wo es auf Selbſtthätigkeit, Geiſt und Leben ankommt, die ja das endliche Ziel aller Bildung ſind, im großen Nachtheil ſteht. Nur der, ſagt Wolf, verdient Tadel, welcher das Einzelne über ſeinen Werth erhebt, in Hinſicht auf Literatur, Kunſt oder Geſchichte. Auch die Ueberreſte der alten Literatur ſind nicht von gleichem Gehalte. Sie fodern und leiden eine zwiefache Anſicht und Behandlung: als Monumente und Zeugniſſe vergangener Zuſtände, in welcher Rückſicht auch die unbedeutendſten Stücke einen geſchichtlichen Werth haben, und als äſthetiſch-ſchöne Werke, und es würde den Umfang des Studiums nachtheilig verengen, wenn man nur das Claſſiſche und Schöne ausheben wollte, welche Denkart mehr ſelbſtſüchtig und vornehm, als wahr und liberal iſt. Die intoleranteſten und engbrüſtigſten der Philologen ſind daher diejenigen, die ſich aus der claſſiſchen Literatur einen Lieblingsautor ausſuchen, auf deſſen Behandlung ſie ſich beſchränken, oder nach welchem ſie alles Antike und Moderne meſſen (z. B. den Cicero, wegen ſeines eleganten Lateins, der oft geſchwätzigen Weitſchweifigkeit nicht zu gedenken; den Horaz, wegen der ſogenannten Lebensphiloſophie, oder um einige Weidſprüche deſſelben gelegentlich in Stammbücher zu ſchreiben). Daher auch Wolf richtig bemerkt, „der Geſichtspunkt von Seiten der Claſſicität einzelner Schriftſteller und Werke ihrer Gattung dürfe bei dem Alterthumskenner viel weniger vorwalten, als der rein hiſtoriſche, der die Erſcheinungen in ihrer organiſchen Entwickelung aufnimmt, wodurch man allein ſich vor Vergleichungen der ungelehrten Liebhaberei und andern ſchiefen Urtheilen ſichert." Dem philologiſchen Pedantismus ſteht gegenwärtig *) entgegen die Oberflächlichkeit der ſogenannten Schöngeiſter (was man ſonſt ſo nannte, bezeichnet unſere Anſicht ſehr gut), welche entweder durch Ueberſetzungen, welche nach Wolfs Ausdruck halbe Bekanntſchaften machen, den Geiſt des Alterthums ergreifen zu können glauben, oder die neueſte Literatur unbedingt und keck über die alte erheben, ferner die Ignoranz derer, welche als Gelehrte beſonderer Facultätswiſſenſchaften ſich der philologiſchen Studien entſchlagen zu können glauben. Wir erinnern aber an das, was früher über die Vortheile des Schreibens, Sprechens und Behandelns der claſſiſchen Sprachen geſagt worden iſt, und fragen einen jeden ob nicht eben die gründlichſten Gelehrten aller Facultäten durch philologiſche Studien gebildet, und von dem Geiſte des Alterthums ergriffen waren? Weil jedoch Viele aus den Alten nichts mehr zu lernen finden, ſo haben ſie auch vergeſſen, wie viel ſich aus ihnen (in Rückſicht ihrer wiſſenſchaftlichen Methoden, der idealen Richtung, welche unſer Geiſt aus dem Studium der Alten bei richtiger Leitung annehmen kann u. ſ. w.) noch lernen ließe. Indeſſen wird troß ihrer Verachtung der philologiſchen Studien, ſo lange Männern von tiefer Einſicht und hoher Bildung die Leitung gelehrter Schulen und des akademiſchen Unterrichts unterworfen iſt, und die gelehrte Cultur nicht in ihrer Wurzel erſtickt werden ſoll, die Philologie ſtets den erſten Gegenſtand der gelehrten Erziehung ausmachen.

Philomēle, des Pandion Tochter, welche in eine Nachtigall verwandelt wurde. Nach der gemeinen Sage lautet die Geſchichte ſo: Procne, des attiſchen Königs Pandion Tochter, heirathete den thrazi-

*) Ueber den ehemaligen Streit des Humanismus oder der ſogenannten Humaniſten mit dem Philanthropinismus oder mit den Philanthropiſten ſ. d. Art. Humaniora.

ſchen Fürſten Tereus. Als ihr Sohn Itys heranwuchs, reiſ'te Tereus nach Athen und Procne bewog ihn, ihre Schweſter Philomela mitzubringen. Auf dem Wege entehrte er ſie, und ſchnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. Philomele aber that es der Schweſter durch ein Gewebe kund; worauf beide aus Rache den Itys ſchlachteten, und dem Vater auftiſchten. Indem dieſer, die Ueberbleibſel erkennend, ſie verfolgte, riefen ſie die Götter um Erbarmen an, und alle wurden verwandelt. Procne entflog als Nachtigall in die Wälder, Itys wehklagend, Philomele als häusliche Schwalbe mit abgeſtoßnem Gezirp, wegen der verſtümmelten Zunge, winſelte Tereu; und Tereus rief noch als Wiedehopf ein ſuchendes Pu oder Wo. Die Nachtigall ward mit beſtändiger, die Schwalbe mit halber Schlafloſigkeit geſtraft. — Eine ſpätere Verwechſelung machte die Philomele zur Nachtigall, und die Procne zur Schwalbe.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, geboren zu Megalopolis in Arkadien im J. 253 vor Chr. Geb. Nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters erzog ihn mit Sorgfalt Caſſander, ein edler Mantinäer. Zwei akademiſche Philoſophen wurden ſeine Lehrer, und flößten ihm die hohen Grundſätze der Ehre und Vaterlandsliebe ein. Aber nicht die Stille der Studien, ſondern die Thätigkeit des Lebens zog ihn an; kriegeriſcher Ruhm war ſeine Leidenſchaft, und alle ſeine Jugendübungen waren ſchon darauf gerichtet. Kaum war er erwachſen, und konnte die Waffen tragen, als er zu denen von ſeinen Landsleuten ſich geſellte, welche Einfälle in das ſpartaniſche Gebiet machten; bei dieſen Unternehmungen war er ſtets unter den Angreifenden der Erſte, unter den Zurückkehrenden der Letzte. In den Zwiſchenzeiten der Ruhe beſchäftigte ihn die Jagd und die Beſtellung eines kleinen Grundeigenthums. Er war dreißig Jahre alt, als Kleomenes, König von Sparta, Megalopolis bei Nacht überfiel. Philopömen, der vergeblich ihn wieder zu vertreiben verſucht hatte, deckte den Rückzug der Einwohner nach Meſſene mit der äußerſten Lebensgefahr. Als Antigonus, König von Macedonien, den Achäern gegen Kleomenes zu Hülfe kam, ſtieß Philopömen mit der Reiterei ſeines Vaterlandes zu ihm, und that ſich rühmlich hervor in der Schlacht von Sellaſia, in welcher die Spartaner gänzlich geſchlagen wurden. Antigonus lobte öffentlich Philopömens Betragen, und trug ihm ſeine Dienſte an; dieſer aber lehnte aus Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit das Anerbieten ab, und trat nur als Freiwilliger auf einige Jahre in jene treffliche Kriegsſchule, um an einem innern Kriege auf Creta Theil zu nehmen. Mit hohem Ruhme kehrte er zurück, und erhielt von den Achäern den Befehl über die Reiterei. Dieſes Corps wurde unter ſeiner Führung furchtbar durch ganz Griechenland. In einer Schlacht mit den Aetoliern und Eleaten erlegte er mit eigner Hand den Anführer der eleatiſchen Reiterei, und gewann dadurch den Sieg. Dies alles war nur das Vorſpiel der großen Erfolge, die er als Oberfeldherr des achäiſchen Bundes, wozu er im J. vor Chr. Geb. 210, in einem Alter von 44 Jahren ernannt wurde, erringen ſollte. Nachdem er das Kriegsweſen der Achäer umgeſchaffen, führte er ſie ins Feld gegen Machanidas, Tyrannen von Sparta, der mit einem furchtbaren Heere gegen Achaia ausgezogen war. Bei Mantinea trafen die Heere auf einander; nach großem und hartem Kampfe, deſſen Ausgang oft ſchwankte, tödtete Philopömen in perſönlichem Gefecht den Machanidas und gewann einen vollſtändigen Sieg. Dieſe That verewigten die Achäer durch eine eherne Statue in dem delphiſchen Tempel, welche den Philopömen darſtellte, wie er ſeinen Speer

dem Tyrannen entgegenſtreckte. Als die Achäer dem Nabis, einem ſpätern Tyrannen von Sparta, den Krieg erklärt hatten, und dieſer Gythium belagerte, wollte Philopömen ihn zur See angreifen, mußte aber ſeine Verwegenheit mit einer Niederlage bezahlen, aus der er ſich ſelbſt kaum rettete. Er rächte ſich durch einen Ueberfall des feindlichen Lagers. Bald darauf marſchirte er gegen Lacedämon, ſtieß auf die Truppen des Nabis und brachte ihnen einen großen Verluſt bei. Er zeigte hier jenes große Feldherrntalent, das augenblicklich die zweckmäßigſten Maßregeln auffindet, und das er unaufhörlich dadurch übte, daß er auf den Märſchen ſich ſtets mit ſeinen Gefährten über die Art und Weiſe beſprach, wie in dieſem oder jenem Falle eine Anhöhe, ein Hohlweg, eine Ebne anzugreifen oder zu vertheidigen ſey. Bald nachher wurde Nabis ermordet, und Sparta von den Aetoliern eingenommen und geplündert. Die Einwohner hatten eben zu den Waffen gegriffen, als Philopömen mit einer geringen Macht dazu kam. Er benutzte den Vortheil des Augenblicks, die Lacedämonier zur Vereinigung mit dem achäiſchen Bunde zu bewegen. Dieſes höchſt glorreiche Ereigniß fand im J. 191 vor Chr. Geb. Statt. Das Volk wollte dem Wiederherſteller der Ruhe ſeine Dankbarkeit durch ein Geſchenk von 120 Talenten beweiſen, welche aus dem Vermögen des Nabis gelöſ't worden waren; aber Philopömens Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit war zu bekannt, als daß jemand wagen wollte, ihm das Geſchenk anzubieten. Endlich that es ein alter Freund von ihm, aber Philopömen ſchlug das Geld mit der Aeußerung aus, daß man es lieber anwenden ſolle, die ſchlechten Bürger zu gewinnen, als gutgeſinnte Männer zu verführen, die unentgeldlich dem gemeinen Beſten zu dienen bereit wären Die Eintracht mit Sparta war indeß nur von kurzer Dauer. Mißvergnügte ſprachen gegen die Achäer und reizten beſonders den Unwillen der Spartaner gegen die ehemals von den Tyrannen verbannten, unter dem Schutz der Achäer aber zurückgekehrten Bürger. Man behandelte ſie feindlich, hob das Bündniß mit den Achäern auf, und bat die Römer um Beiſtand. Philopömen, der wieder Feldherr der Achäer war, kündigte Sparta den Krieg an. Der römiſche Conſul Fulvius ſuchte umſonſt den Frieden zu vermitteln; die von beiden Theilen nach Rom geſchickten Geſandten kamen mit unbeſtimmten Antworten zurück. Philopömen ging indeß auf Sparta los, und foderte die Auslieferung der Unruheſtifter. Wirklich begaben ſich dieſe in Begleitung der vornehmſten Spartaner in's achäiſche Lager; aber als hier die Klagen gegen ſie unterſucht werden ſollten, kam es unvermuthet zwiſchen den Spartanern und Verbannten zu einem Handgemenge, an welchem auch bald die Achäer Theil nahmen. 73 Lacedämonier wurden dabei zu Gefangenen gemacht, und von Philopömen nach einer kurzen, offenbar parteiiſchen Unterſuchung hingerichtet. Dadurch geſchreckt, übergaben die Spartaner die Stadt, welche Philopömen mit derſelben Strenge behandelte, als wäre ſie mit Sturm genommen worden. Er befahl, ihre Mauern niederzureißen, ihre Miethvölker zu entlaſſen, die Vertriebnen wieder aufzunehmen, die von den Tyrannen in Freiheit geſetzten Sclaven zu verjagen, und ſtatt der Geſetze Lykurgs die Geſetze Achaja's anzunehmen. Die Römer, an welche ſich die Lacedämonier wandten, erklärten dieſe Bedingungen zwar für unbillig und grauſam, fügten jedoch hinzu, daß ſie kein Recht hätten, ſie umzuſtoßen. Als aber bald nachher der römiſche Staat das mächtige Achaja demüthigen wollte, ſchickte er eine Geſandtſchaft an die Achäer, um ſie zur Milderung der Bedingungen zu bewegen; aber Philopömen bewirkte die Zurückweiſung des Geſuchs.

Dennoch wußte das mächtige Rom es endlich dahin zu bringen, daß die Verſammlung jene Bedingungen zurücknahm und Sparta als unabhängigen Staat wieder in den Bund aufnahm. Kaum war dieſe Angelegenheit geordnet, als Meſſene ſich gegen den Bund empörte. Philopömen, obgleich von Alter und Krankheit gebeugt, marſchirte gegen die Aufrührer, ſchlug ſie anfangs zurück, ſah ſich aber bald mit ſolcher Ueberlegenheit angegriffen, daß er nicht länger widerſtehn konnte. Von den Seinigen getrennt, und von ſeinem Pferde abgeworfen, fiel er, gefährlich am Kopfe verwundet, den Feinden in die Hände, die ihn für todt hielten, bis er unvermuthet die Augen aufſchlug. Er wurde gebunden nach Meſſene gebracht, wo ſein Anblick die meiſten Einwohner, die unter ihm gefochten, und denen er wohlgethan hatte, zu Thränen rührte. Dieſen Eindruck zu vernichten, ließ die Obrigkeit ihn in einen unterirdiſchen Kerker bringen, und ihm am folgenden Morgen den Giftbecher reichen. Als er vernommen, daß ſeine Truppen ſich gerettet hätten, leerte er ihn freudig mit den Worten: „Das iſt mir genug, ich ſterbe zufrieden!“ — So ſtarb einer der größten Helden Griechenlands, den die Alten dem Hannibal und Scipio an die Seite ſetzen. Er lebte und ſtarb ſeinem Vaterlande. Seinen Tod rächte der neue achäiſche Feldherr Lycortas. Philopömens Aſche wurde feierlich in ſeiner Vaterſtadt Megalopolis beſtattet. Die meiſten Städte Griechenlands aber errichteten dem Helden Bildſäulen mit Inſchriften und Megalopolis brachte an ſeinem Grabe jährlich ein Opfer.

Philoſophie. I. Begriff und Zweck derſelben. So verſchieden auch am meiſten unter den Philoſophen ſelbſt der Begriff der Philoſophie beſtimmt zu werden pflegt, da die Philoſophie etwas iſt, was durch das Philoſophiren hervorgebracht werden ſoll, das Philoſophiren aber in einem ſelbſtthätigen Denken beſteht, wodurch die Menſchen ſo ſehr von einander abweichen, daß ſie in die entgegengeſetzten Anſichten und Meinungen aus einander gehn (daher die Definitionen der Philoſophen von der Philoſophie ſich nach ihren Syſtemen derſelben richten); ſo laſſen ſich doch alle vernünftige Anſichten über die Philoſophie dahin vereinigen, daß ſie eine Wiſſenſchaft iſt, welche nicht nur die höchſten und wichtigſten Gegenſtände hat (Gott, Welt, Menſch und deren wahres Verhältniß), ſondern auch die höchſte für die Menſchen erreichbare Erkenntniß dieſer Gegenſtände bezweckt. In erſterer Hinſicht nannte ſie ſchon Cicero eine Wiſſenſchaft des Göttlichen und Menſchlichen; viele Neuere bald Wiſſenſchaft von den Grundwahrheiten der menſchlichen Erkenntniß, bald Wiſſenſchaft von dem Weſen der Dinge, Andre Wiſſenſchaft der Ideen, in ſo fern man glaubt, durch dieſe das Weſen der Dinge zu erkennen, und weil ſich alle Ideen in der Idee des Abſoluten ſchließen und von ihr auslaufen, die Wiſſenſchaft des Abſoluten (wie in der ſchellingiſchen Schule); in letzterer Hinſicht, wo man mehr auf die Thätigkeit, durch welche dieſe erhabenſten Gegenſtände erkannt werden mögen, und auf dieſe Möglichkeit ſelbſt reflectirt: Vernunftwiſſenſchaft; nach Kant: Vernunftwiſſenſchaft aus Begriffen; nach Fichte: Wiſſenſchaftslehre, oder Wiſſenſchaft des Wiſſens; nach Andern: Wiſſenſchaft von der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in ſeiner geſammten Thätigkeit. Philoſophiren heißt daher, über die höchſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß vernünftig nachdenken, und die gefundenen Vernunftideen in Begriffen klar und zuſammenhängend darſtellen. Letzteres fodert der Begriff der Wiſſenſchaft, die ihrer Form nach nur durch Syſtem voll-

endet wird. Es ſind aber, wenn hier von höchſten Gegenſtänden die Rede iſt, keineswegs einzelne, in der Erfahrung gegebne oder erſt hervorzubringende Dinge gemeint, welche dieſem oder jenem Menſchen die höchſten *ſcheinen*, ſondern das, was unbedingt, als das alles Wiſſen und Seyn (die Welt) bedingende, von der Menſchenvernunft erkannt wird, oder mit Glauben vorausgeſetzt werden muß. Hierdurch unterſcheidet ſich die Philoſophie eben ſowohl von den empiriſchen Wiſſenſchaften, welche es mit gewiſſen Erfahrungsgegenſtänden, als von der *Mathematik*, welche es mit den *Grundformen* der Erfahrungswelt oder des Anſchaulichen, ja auch von der *Logik*, welche letzterer verwandt, von den Grundformen des *Denkbaren*, oder der Bearbeitung des Gedankenſtoffes in Begriffen handelt, und von vielen nur als die Vorbereitungswiſſenſchaft der eigentlichen Philoſophie, in welcher dieſe Geſetze der Gedankenverbindung als Mittel der Darſtellung und Mittheilung der Ideen ſchon in ihrer Anwendung erſcheinen, angeſehn wird. Philoſophie iſt in ſo fern keine Wiſſenſchaft *aus* Begriffen, ſondern Wiſſenſchaft der in Begriffen ſyſtematiſch entwickelten Ideen, Vernunftwiſſenſchaft *durch* oder mittelſt der Begriffe, und Philoſophiren iſt ſonach Ideen in Begriffen (*diſcurſiv*) entwickeln. Sie wird ferner als *höchſte* Wiſſenſchaft, welche jeder andern Wiſſenſchaft ihre Principien gibt, indem das Höchſte jeder beſondern Wiſſenſchaft durch das Höchſte, welches die Philoſophie erkennt und durch den Zuſammenhang, welchen der Philoſoph durch das Abſolute unter den Gegenſtänden der Welt erblickt, bedingt iſt, ja auch in ſo fern, als ſie die Geſetze aller wiſſenſchaftlichen Form in ihrem Urſprunge faßt und aufſtellt, Wiſſenſchaft ſchlechthin, oder Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften genannt, und kein Bedürfniß als das rein humane, durch ſelbſtthätige Erkenntniß Wahrheit zu finden, iſt ihr wahrer Quell. Darum iſt ſie auch Vorbild jeder andern Wiſſenſchaft, und wir nennen oft im weitern Sinne *philoſophiſch*, und philoſophiſche Betrachtung, Behandlung das, was ſich über die Erfahrung erhebt, und durch Ideen beſtimmt wird, darum wird auch das philoſophiſche Studium dem Studium der beſondern Wiſſenſchaften vorausgeſchickt. Die große Aufgabe aber, welche in jenem Begriffe liegt, und an deren Realiſirung die ganze philoſophirende Menſchheit arbeitet, hat jener Wiſſenſchaft und dem, welcher ſich mit ihr beſchäftigt, in Griechenland einen ſehr beſcheidnen Namen gegeben, indem nämlich das Wort Philoſophie der etymologiſchen Bedeutung nach die Liebe oder das Streben zur Weisheit bedeutet, und ſomit der Philoſoph derjenige iſt, der die Wahrheit liebt und die Weisheit ſucht; kein Allwiſſender, aber auch kein ſolcher, der ſich weniger beſcheiden als egoiſtiſch oder ideenſcheu auf die oft zu ſehr gerühmte Selbſterkenntniß beſchränkt, und der Philoſophie die überſinnliche Welt abſchneidet. Das Mittelalter nannte dieſe Wiſſenſchaft Weltweisheit (sapientia secularis), im Gegenſatze der *Theologie*, oder vielmehr der Offenbarung ſelbſt, d. h. der chriſtlichen Religion, deren unmittelbarer Urſprung der Gottheit beigelegt wurde. — Der jene Weisheit Suchende nun ſtrebt, jene höchſten Gegenſtände in Verbindung zu erkennen, um dadurch zugleich von ſeiner eignen Beſtimmung überzeugt zu werden; er ſucht alſo vornehmlich das Abſolute in ſeiner Offenbarung, das Verhältniß des Abſoluten zu dem Endlichen, des Unbedingten zu dem Bedingten, und umgekehrt der endlichen Dinge zu dem letzten Grund alles Seyns; ferner das Verhältniß des Geiſtes zur Natur, der Freiheit zur Nothwendigkeit, und des Subjectiven und Objectiven zu erforſchen und zu erklären; — dieſes ſind die Gegen-

ſätze, welche die Philoſophie von jeher in einem Höhern aufzuheben und zu erklären verſucht hat. Dieſe nach dem Talente, und der verſchiednen Ausbildung der Philoſophirenden verſchiedne Löſungen bilden die verſchiednen philoſophiſchen Anſichten und Syſteme, deren Folge und Zuſammenhang die Geſchichte der Philoſophie zeigt. In dieſen Verſuchen, die Idee der Philoſophie zu realiſiren, ſo wie überhaupt durch die Beſchäftigung mit Philoſophie bildet ſich zugleich der erkennende Geiſt des Menſchen zur höchſten ihm erreichbaren Vollendung aus, und nimmt eine Richtung auf das Ueberſinnliche, die ſeinem ganzen Leben eine höhere Geſtalt geben muß. Freilich findet dies nur Statt bei demjenigen Philoſophen, der mit Wahrheitsliebe, Geiſt und hohem Eifer nach einem ſich ſelbſt begreifenden und begründenden Wiſſen, d. i. dem philoſophiſchen Wiſſen, auf dem durch die Vernunft ſelbſt angedeuteten Wege ſtrebt; denn die lebendige, mit Ernſt und Eifer für das Höchſte erworbene Erkenntniß kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Menſchen und ſeine Geſinnung ſeyn. Die Weisheit, als die höchſte Frucht der Philoſophie, iſt daher nicht auf das Wiſſen beſchränkt; ſie umfaßt Wiſſen und Handeln, in ihr ſehen wir das Handeln durch das höhere Wiſſen beſtimmt und feſt begründet, und das Wiſſen in das Handeln übergehn. Wo dies nicht iſt, da iſt die Philoſophie nur Formalismus und Schulweisheit, die in dem Syſtem, der Form der Wiſſenſchaft das Weſen ſucht, und an dieſe gefeſſelt, die Freiheit verliert. Aber alle Philoſophie zerfällt ohne Syſtem, und die Freiheit des Denkenden kann ſich leicht in ungebundner Willkür, wo ſie dem Gefühle allein huldigt, in Myſticismus verlieren. Dem Beſtreben, die Philoſophie als Wiſſenſchaft im Syſteme aufzuſtellen, ſtellt ſich immer das polemiſirende Streben entgegen, die Feſſeln des Syſtems zu vernichten, welches, wenn es aus dem Triebe entſpringt, das Feld der Forſchung ſich offen zu erhalten, der wahre Skepticismus iſt (ſ. d. Art. Dogmatismus, Skepticismus und Kritik). II. Eintheilung der Philoſophie. Die Philoſophie im weitern Sinne theilt man in reinphiloſophiſche Wiſſenſchaften (die Philoſophie im engern und eigentlichen Sinne), und in die angewandte Philoſophie. Jene iſt Entwickelung der reinen Vernunfterkenntniſſe (der Ideen) durch Begriffe, dieſe wendet ſie und die gefundenen Geſetze des Geiſtes auf Gegenſtände, die in der Erfahrung gegeben ſind, an. (Zu den letztern gehört z. B. die Erfahrungsſeelenlehre, die Pädagogik, Politik ꝛc.). Die Philoſophie im eigentlichen Sinne wurde von den Alten gewöhnlich in Logik oder Dialectik (als Lehre von der Möglichkeit, Form und Methode der Philoſophie), Phyſik, ſpäterhin Metaphyſik, die Wiſſenſchaft von den letzten Gründen alles Seyns, und Ethik, die Wiſſenſchaft von der moraliſchen Natur und Beſtimmung des Menſchen eingetheilt. In den neuern Zeiten iſt die Eintheilung der Philoſophie in theoretiſche und practiſche die allgemeinſte geweſen. Die theoretiſche oder ſpeculative Philoſophie, ſo wurde der Begriff ehemals beſtimmt, ſolle die höchſten Wahrheiten über Gott und Welt, Natur und Geiſt überhaupt vortragen; die practiſche die Anwendung lehren. Man ſah aber bald, wie wenig der letztere Begriff den unter der practiſchen Philoſophie verſtandnen Disciplinen angemeſſen ſey, und beſtimmte die practiſche Philoſophie als die Wiſſenſchaft von dem Handeln oder von der moraliſchen Natur des Menſchen insbeſondre. Einige nennen daher die theoretiſche Philoſophie die erklärende Philoſophie, in ſo fern ſie das zum Gegenſtande hat, was ohne unſer Zuthun iſt, und was wir durch das Erkennen finden; die practiſche die befehlende

oder rathende, in ſo fern ſie Vorſchriften ertheilt für das, was durch Freiheit bewirkt werden ſoll. Die ſpäter entſtandne Aeſthetik (ſ. d. Art.) hat man bald zu der theoretiſchen, bald zu der practiſchen Philoſophie gerechnet. Wo die Philoſophie ſich bloß auf die Erkenntniß der menſchlichen Geiſtesthätigkeit beſchränkt, da iſt die theoretiſche Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Vorſtellens und Erkennens, welche man die theoretiſche Thätigkeit nennt (die Aeſthetik hat man dann als Geſchmackslehre, oder vielmehr als Wiſſenſchaft der Regeln der Beurtheilung des Schönen hieher gezogen); die practiſche Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Handelns, oder von dem geſetzlichen Handeln. Dieſe Anſicht aber verliert ſich oft in Formalismus, indem man die Gegenſtände der Erkenntniß leicht aus den Augen verliert, wo über die Geſetze der Erkenntniß reflectirt wird. Wenigſtens iſt die Wiſſenſchaft über die Geſetze und Kriterien der Erkenntniß, richtig vorgeſtellt, das, was Kant als Kritik wollte, mehr Propädeutik oder Einleitung in die theoretiſche Philoſophie, als dieſe ſelbſt. Diejenigen nun, welche letztere auf die zuletzt angegebne Weiſe beſtimmen, rechnen die Logik und Metaphyſik zur theoretiſchen, die Moral oder Sittenlehre und das Naturrecht oder die philoſophiſche Rechtslehre, wovon Staats- und Völkerrecht, ſo wie die Politik nur angewandte Wiſſenſchaften ſind, zur practiſchen Philoſophie. (Von dieſen Wiſſenſchaften ſiehe die beſondern Artikel.) Endlich kann man auch die Philoſophie nach der Dreizahl der höchſten Ideen der Humanität, den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, in theoretiſche, practiſche und äſthetiſche Philoſophie eintheilen. Eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht der philoſophiſchen Wiſſenſchaften in ihrem innern Zuſammenhange ſtellt die Encyclopädie der Philoſophie auf. Die neueſten Lehrbücher derſelben ſind von Pölitz (Leipzig 1813) und Gottl. Ernſt Schulze (Göttingen 1814). III. Geſchichte der Philoſophie iſt die pragmatiſche Erzählung von den mannichfaltigen Verſuchen, die Idee der Philoſophie zu realiſiren, oder, nach Tennemann, die pragmatiſche Darſtellung der allmählig fortſchreitenden Bildung der Philoſophie als Wiſſenſchaft. Sie hat nicht nur als einer der wichtigſten Theile der Culturgeſchichte des Menſchen, ſondern auch insbeſondre in Hinſicht ihres Einfluſſes auf die Ausbildung und Leitung des philoſophiſchen Talents großen Werth. Letzteres darum, weil durch ſie die wichtigſten Aufgaben der Philoſophie nach ihrer Bedeutung, ſo wie nach ihrem Umfange und Zuſammenhange hervortreten, die wichtigſten Begriffe der Philoſophie und die Vorausſetzungen der philoſophiſchen Syſteme von mehrern Seiten beleuchtet erſcheinen, und weil die Ueberſicht der Bahnen ſo wie der Irrwege, welche der philoſophirende Geiſt durchlaufen, das Ziel ſo wie den Weg dazu warnend andeutet. Gewöhnlich theilt man die Geſchichte der Philoſophie in die alte, mittlere und neuere. Die erſtere Periode beginnt man mit den Griechen. Denn obſchon die Anlage zum Philoſophiren an kein beſondres Volk gebunden, ſondern eine urſprünglich menſchliche iſt, weßhalb auch jedes Volk, deſſen religiöſe Anſchauung in Reflexion, deſſen Gefühl in Zweifel übergeht, der den Forſchungsgeiſt erweckt, ſich Philoſopheme bildet, ſo wurde doch die Philoſophie als Wiſſenſchaft zuerſt bei den Griechen mit Bewußtſeyn beſtrebt, und originell ausgebildet; die Philoſopheme der Orientalen aber können in einer ſolchen Geſchichte nur als Einleitung, und weil ſich viele orientaliſche Philoſopheme in die griechiſche Philoſophie verpflanzten, mit Rückſicht auf dieſen Zuſammenhang angeführt werden. Tennemann charakteri-

ſirt die erſte Periode (die der griechiſchen und römiſchen Philoſophie) als die Periode des freien Strebens der Vernunft nach Erkenntniß der letzten Gründe der Natur und Freiheit aus Principien. Sie bildet ein in ſich vollendetes Ganzes, welches die Keime aller ſpätern Philoſophien gewiſſermaßen in ſich trägt. Der griechiſche Geiſt erhob ſich durch Poeſie zur Philoſophie. Die Theogonien, Kosmogonien und Gnomen leiteten die Philoſophie ein, und knüpften ſie an die Religion an. In dem erſten Abſchnitte, gleichſam dem Jugendalter der Philoſophie, in welchem die Speculation noch *unſyſtematiſch* und von der Poeſie noch wenig getrennt, ſuchte ſie den Urſprung der Natur, und den Grundſtoff der Welt, in der *ioniſchen* Schule, die mit Thales (610 v. Chr. Geb.) beginnt, durch *Reflexion über die Erfahrung*, dann durch die Formen der Anſchauung, wie *Pythagoras* und ſeine Schule (die *italiſche*), ferner durch dialectiſche Entgegenſetzung von Verſtand und Erfahrung, in der *eleatiſchen Schule*, und durch Vereinigung beider in der *atomiſtiſchen* zu löſen. Der Sophiſtik, welche die ſittliche Ueberzeugung zu zerſtören drohte, ſtellte ſich *Sokrates* (um 422) entgegen, und leitete das Intereſſe der Unterſuchung zunächſt auf die *ſittliche Natur und Beſtimmung des Menſchen*, worin ihm viele ſeiner Schüler folgten. Die Philoſophie erhielt dadurch eine *neue Richtung*, welche erſt durch ſeine Schüler, beſonders Plato und Ariſtoteles, in ſyſtematiſcher Geſtalt ſichtbar wurde. Der zweite Abſchnitt dieſer Periode beginnt mit *Plato* (ſeine Schule die *akademiſche*) und *Ariſtoteles* (ſeine Schule die *peripathetiſche*) und charakteriſirt ſich durch ein *ſyſtematiſches Streben*, alle Gegenſtände der Philoſophie zu umfaſſen. *Plato* legte den Grund zu einer ſyſtematiſchen Philoſophie, *Ariſtoteles* bildete das *Syſtem* einer Philoſophie aus, jener folgte mehr der lebendigen Vernunftanſchauung, dieſer der verſtändigen Reflexion. Neben die akademiſche und peripathetiſche Schule ſtellte ſich die *ſtoiſche* (von Zeno geſtiftet), und die *epicuriſche* im Gegenſatze auf. Alle dieſe Syſteme bekämpfte die (von Pyrrho geſtiftete) ſkeptiſche Schule. Die übrigen *ſokratiſchen* Schulen, die *cyrenaiſche*, die *megariſche*, *cyniſche*, *eliſche* und *eretriſche*, folgten der einſeitigen practiſchen Tendenz ihres Meiſters mit mehr oder minder Abweichungen und Eigenthümlichkeit. Schön ſagt *Schulze* von dieſem Abſchnitte: wir ſehen hier den philoſophiſchen Geiſt mit männlicher Bedachtſamkeit die Auflöſung der philoſophiſchen Probleme und die philoſophiſche Ergründung aller für die Menſchheit wichtigen Angelegenheiten unternehmen. Daher hatten auch in dieſem Abſchnitte die Nachforſchungen nach der Realität der menſchlichen Erkenntniß eine ſo große Wichtigkeit. In dem dritten Abſchnitte endlich zeigt ſich der philoſophirende Geiſt, wie er, mit den Schwächen des Alters behaftet, nur noch in der Erinnerung ehemaliger Thaten lebt, vom langen Kampfe ermüdet, auf *Vereinigung* der ſtreitenden Partheien ſinnt (bei den Eklektikern), oder ſich zuletzt, dem Skepticismus zu entgehen, in die Arme des Myſticismus wirft. (Bei den Alexandrinern und Neuplatonikern, deren Stifter Ammonius *Saccas* 193 vor Chr. Geb. war.) Die Römer verbreiteten und pflegten nur die empfangene Philoſophie. (Vergl. über dieſe Periode den Artikel *griechiſche Literatur*, und die Artikel über einzelne Philoſophen.) — Die Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters (800-1500 nach Chr. Geb.), oder der Scholaſtik, zeigt das Streben der Vernunft nach philoſophiſcher Erkenntniß unter dem Einfluſſe eines über die Vernunft erhabenen durch die

chriſtliche Offenbarung gegebnen Princips, oder im Dienſte der Kirche. Von ihr und ihren Perioden ſ. den Art. ſcholaſtiſche Philoſophie. Die Araber, deren literariſche Blüthe in das Mittelalter fällt, verbreiteten nur griechiſche Philoſophie und einzelne religiöſe Philoſopheme. Die dritte Periode, welche vom 15ten Jahrhundert beginnt, charakteriſirt Tennemann durch ein freieres, ſelbſtſtändiges, immer tiefer eindringendes Forſchen nach den Gründen, und Streben nach ſyſtematiſcher Einheit der Erkenntniſſe. Man bekämpfte zuerſt die Scholaſtik durch Erinnerung an die alte griechiſche Philoſophie in ihrer urſprünglichen Reinheit; nach dieſem Kampfe, den die uſurpirte Auctorität beſiegte, traten neue Anſichten auf, welche ſich ſyſtematiſch zu begründen ſtrebten. Einige bauten auf die Erfahrung, wie Baco und Locke. Ihnen entgegengeſetzt, ſuchte Descartes, mit welchem Einige die neuere Philoſophie anfangen, ſie auf ihrem eigenthümlichen Boden durch dialectiſches Raiſonnement zu begründen; indem er vom Zweifel zum Dogmatismus überging, und das ſubjective Bewußtſeyn und Denken als das Princip der Philoſophie aufſtellte, wodurch die idealiſtiſche Richtung der neuern Philoſophie begründet wurde. Spinoza und Leibnitz verfolgten auf entgegengeſetzten Seiten, jener materialiſtiſch, dieſer idealiſtiſch, den betretenen Weg der Reflexion. Der Geiſt des letztern erlöſchte in dem Formalismus der wolfiſchen Schule, und in einer eklektiſchen Popularphiloſophie. Die humeſche Skeptik bahnte der kantiſchen Kritik des Erkenntnißvermögens den Weg. Durch beide wurde der Schein der gemeinen Erkenntniß aufgedeckt. Mit dieſer Kritik aber beginnt man den dritten Abſchnitt der neuern Philoſophie, weil Kant vornehmlich in Deutſchland, wo ſeit Ende des 18ten Jahrhunderts die Philoſophie blühte, durch ſeine Kritik eine ungemeine Revolution bewirkte (ſ. d. Art. Kant, Kritik). Unbefriedigt durch dieſe Kritik traten bald nach ihrem Erſcheinen die neuern Syſteme der Wiſſenſchaftslehre von Fichte und der Idealitätslehre oder die Philoſophie des Abſoluten von Schelling auf. Gegen ſie kämpfte vorzüglich die Myſtik Jacobi's und ſeiner Schüler. Die Aufgabe mehrerer neuerer Bearbeiter der Philoſophie iſt, mit weiter fortgeſetzter Kritik die Wiſſenſchaft mit Religion und Leben inniger zu verbinden (ſ. d. Art. deutſche Philoſophie), die einzelnen Theile der Philoſophie mit Klarheit und Tiefe auszubilden, und in einen organiſchen Zuſammenhang zu bringen. T.

Phiole, ein gläſernes Gefäß mit langem engen Hals und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu den verſchiednen Verrichtungen beſonders zur Digeſtion und Solution gebraucht wird. Man nennt es auch Scheideflaſche. In der Befeſtigungskunſt gibt es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen, welches Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen ſind, die bei Beſtürmungen und dergleichen gebraucht werden.

Phlegethon, einer von den Flüſſen der Unterwelt, welcher Feuerſtröme fortwälzte, und glühende Felſenſtücke forttrieb. An ſeinen Ufern wuchs weder Baum noch Pflanze.

Phlegma (aus dem Griechiſchen), heißt überhaupt wäſſerige Feuchtigkeit, beſonders im Geblüte; daher bekanntlich eins von den vier Haupttemperamenten, welches als kalt, träge angegeben wird, auch jenen Namen führt. In der Chemie heißt Phlegma diejenige wäſſerige Feuchtigkeit ohne Geruch und Geſchmack, welche durch die Kunſt aus den Körpern gezogen und dem geiſtigen Weſen derſelben entgegengeſetzt wird.

Phlegyas, König der Lapithen, Sohn des Mars und Vater

des Ixion und der Coronis, mit welcher, nach Einigen, Apollo den Aeſculap zeugte. Darüber erzürnt, ſteckte Phlegyas des Apollo Tempel zu Delphi in Brand, wofür er als Götterverächter in der Unterwelt büßen mußte.

Phlogiſton, ſ. Brennſtoff und Chemie.

Phöbe, in der ſpätern Zeit ein Beiname der Diana als Mondgöttin.

Phöbus, rein, ein Beiname Apolls, und als dieſer mit dem Sonnengotte vermiſcht wurde, ein Name des Helios.

Phocäa, eine äoliſche Colonie in Klein-Aſien, zwiſchen Kuma und Smyrna, geſtiftet von den Athenienſern unter Philogenes. Sie trieb ausgebreiteten Seehandel, auch gleich den andern Joniern Seeräuberei. Als Cyrus die Stadt erobert hatte, wanderten die freiheitliebenden Einwohner aus, um neue Wohnplätze zu ſuchen. Sie gingen auf den Befehl eines Orakels nach Epheſus, wo Diana ihnen die Ariſtarcha zur Führerin gab, und unter ihrer Leitung nach Corſica, wo ſie ſchon früher die Stadt Aleria gegründet hatten. Bald aber ſahen ſie ſich von den Carthagern und Etruskern bekriegt, und obgleich ſie in einer Seeſchlacht den doppelt ſo ſtarken Feind ſchlugen, ſo waren ſie doch zu ſchwach, ſich zu behaupten. Ein Theil von ihnen ging nach Maſſilia, ein andrer kehrte nach Phocäa zurück, und lebte hier unter der Herrſchaft der Perſer oder eigner Tyrannen.

Phocion, ein athenienſiſcher Feldherr, einer der tugendhafteſten Charactere des Alterthums, war von niedriger Abkunft, empfing aber eine liberale Erziehung, und ſog unter Plato und andern Philoſophen jene erhabnen Grundſätze ein, die ſein ganzes Leben leiteten. Ernſt und ſtreng in ſeinem Aeußern, war er von Geſinnung ſanft und wohlwollend. Seine Beredſamkeit zeichnete ſich durch Klarheit und Kürze aus. Seine Meinung äußerte er in den Volksverſammlungen frei und rückſichtlos. Die erſten Kriegsdienſte that er unter Chabrias, einem Feldherrn von Verdienſt, aber heftig und ungleich von Charakter. Phocion gewann ſeine Achtung, und mäßigte ſeinen Ungeſtüm. Er trug zu dem Siege zur See bei Naxos im J. 377 vor Chr. Geb. bei, und trieb nachher mit vieler Klugheit und Geſchicklichkeit die Contributionen von den Inſeln ein. In dem Kriege mit Philipp von Macedonien ſandten die Athenienſer auf Plutarchs von Eretria Anſuchen Phocion mit einiger Mannſchaft nach Euböa, in der Hoffnung, daß die Euböer ſämmtlich ſich ihm anſchließen würden. Philipps Beſtechungen aber verhinderten dies, und Phocion war genöthigt, ſeine Truppen auf einer Anhöhe in Sicherheit zu bringen. Der Feind ſchloß ihn ein, und machte ſich zum Sturme bereit. Plutarch machte gegen Befehl einen Ausfall, und wurde zurückgeſchlagen. In einem Augenblick der Verwirrung brach Phocion los und gewann einen vollſtändigen Sieg. Vor der Schlacht hatte er Allen, die nicht Luſt zu fechten hätten, freigeſtellt, ſich zu entfernen; nach dem Siege gab er die Gefangnen los, um ſie der Wuth des athenienſiſchen Volks zu entziehn. So hatte er ſich gleich einſichtsvoll, tapfer und menſchlich gezeigt. Den Plutarch, der ſich zum Tyrannen gemacht hatte, vertrieb er aus Eretria und verließ mit Ruhm die Inſel, nachdem er ſie vor künftigen Angriffen der Macedonier geſichert hatte. Als einige Zeit nachher die Athenienſer beſchloſſen hatten, den von Philipp bedrohten Städten des Helleſponts Hülfe zu leiſten, dieſe aber ſich weigerten, den Chares wegen ſeines räuberiſchen Charakters mit der Flotte zuzulaſſen, wurde Phocion mit einer neuen Seemacht abgeſchickt. Die Einwohner von Byzanz nahmen ihn auf, und er rettete nicht nur

ihre Stadt, ſondern nöthigte endlich Philipp, ſich von dem Helleſpont ganz zurückzuziehn. Aber dieſer glücklichen Erfolge ungeachtet rieth Phocion immer zum Frieden, da er zu wohl einſah, daß ein langwieriger Krieg für Athen verderblich werden müſſe. Dieſe Geſinnung machte ihn zum Gegner des Demoſthenes und der Mehrzahl im Volk, ohne ihm jedoch in der allgemeinen Meinung zu ſchaden. Seine Rechtſchaffenheit war vielmehr ſo allgemein anerkannt, daß er fünfundvierzig Mal zum Anführer ernannt wurde, ohne je darum angehalten zu haben. Phocions Vaterlandsliebe und Redlichkeit waren auf der einzigfeſten Grundlage begründet, der Zufriedenheit mit wenigem. Nie entſagte er der einfachſten Lebensweiſe; mit eigner Hand beſtellte er ſein kleines Landgut. Als man ihn einſt bat, ein Geſchenk nicht für ſich, ſondern für ſeine Kinder, anzunehmen, wies er es mit der Aeußerung zurück, „daß, wenn ſie ſich ihrem Vater gleich bezeigten, daſſelbe kleine Beſitzthum für ſie hinreichen werde, das für ihn hingereicht habe, im entgegengeſetzten Fall aber es nicht heißen ſolle, daß er ihre Ueppigkeit auf Koſten ſeiner Rechtſchaffenheit genährt habe.“ Als die Einwohner von Megara ſich mit den Athenienſern zu verbinden wünſchten, unterſtützte Phocion eifrigſt dieſe Maßregel, begab ſich mit vielen Freiwilligen dahin, wurde mit Freuden empfangen, ſtellte die Mauern der Stadt her, und verließ Megara nicht eher, bis er es hinlänglich geſichert und dadurch zugleich der Macht Athens einen bedeutenden Zuwachs verſchafft hatte. Bald darauf erſchien Philipp in Phocis, um Attika anzugreifen. Phocion rieth vergebens zu friedlichem Vergleich; die Schlacht bei Cheronäa bewies die Richtigkeit ſeines Urtheils. Eben ſo wenig achteten die Athenienſer ſeines Raths, an der von Philipp berufenen Verſammlung der griechiſchen Staaten nicht eher Antheil zu nehmen, bis ſie die Abſicht des Königs wüßten. Die Athenienſer fanden ſich dadurch genöthigt, Philipp eine Anzahl von Reitern und Schiffen zu ſtellen. Als ſie damit zögerten, drang Phocion darauf, ſich der Nothwendigkeit der Umſtände mit Geduld zu unterwerfen. Der Tod Philipps wurde zu Athen von Demoſthenes und deſſen Anhängern mit Jubel vernommen, aber Phocion erinnerte ſie daran, daß die Sieger bei Cheronäa nur um Einen Mann vermindert worden ſeyen. In demſelben Sinne widerrieth er, ſich neuen Zufällen Preis zu geben, und verwarf ein Bündniß gegen den jungen Alexander. Der Erfolg rechtfertigte dieſe Meinung, die außerdem kleinmüthig erſcheinen konnte. Als nach der Zerſtörung von Theben Alexander von Athen die Auslieferung der Redner foderte, die dort ſo heftig gegen ihn ſprachen, und Aller Augen auf Phocion gerichtet waren, zeigte er ihnen, daß in der Lage, in welche ſie ſich durch Unbeſonnenheit verſetzt hätten, nichts übrig ſey, als durch Fürſprache den Zorn des Königs zu beſänftigen. Er ſelbſt übernahm die Sendung, welche den erwünſchteſten Erfolg hatte. Alexander hatte ihn ſo liebgewonnen, daß er ihm ein Geſchenk von hundert Talenten überſchickte. Die Abgeordneten fanden Phocion mit Waſſertragen beſchäftigt, während ſeine Gattin Brot buck. Als ſie vorſtellten, daß dem Freunde eines Fürſten eine ſo niedrige Lebensweiſe nicht anſtehe, zeigte Phocion auf einen vorübergehenden armen Mann, und fragte ſie, ob ſie von ihm eine ſchlechtere Meinung hätten als von jenem. Auf ihre Verneinung ſagte er: „Und dieſer Mann lebt mit viel wenigerm als ich und iſt vergnügt.“ Um indeß Alexanders Gunſt nicht von ſich zu weiſen, bat er um die Freilaſſung einiger ſeiner Freunde, die verhaftet waren. Nach Alexanders Tode faßten die Athenienſer abermals den Plan, Griechenland von dem macedoniſchen Joche zu befreien. Phocion, unerſchütter-

lich in ſeinen Anſichten, mißbilligte ihre Maßregeln, übernahm jedoch, da er ſie nicht abwenden konnte, ſelbſt ein Commando. Ungeachtet der anfänglichen Vortheile der Athenienſer, gewann Antipater bald die Oberhand und bedrohte Athen, aus welchem die Redner, welche den Krieg gerathen, eiligſt entflohn. In dieſer dringenden Gefahr wurde Phocion an Antipater abgeſandt, welcher ſein Lager in dem Gebiet von Theben hatte. Er erlangte die Zuſage, daß man einen Vertrag ſchließen wolle, ohne Attika zu betreten. Die Bedingungen freilich waren hart. Demoſthenes und Hyperides ſollten ausgeliefert, eine ariſtokratiſche Regierung eingeführt und eine macedoniſche Beſatzung in Munychia gelegt werden. Lange ſträubte ſich Phocion gegen die letzte Bedingung, aber Antipater war unbeweglich. Unter dieſen ſchwierigen Umſtänden ging das Beſtreben Phocions, der nebſt andern ausgezeichneten Männern an die Spitze der Regierung trat, hauptſächlich nur dahin, den ſchwerlaſtenden Druck zu mildern und ſein ganzes Anſehn bei den Macedoniern zum Vortheile ſeines unglücklichen Vaterlandes anzuwenden. Antipater ſtarb, nachdem er mit Uebergehung ſeines Sohnes Caſſander den Polyſperchon zum Vormunde der Könige eingeſetzt hatte. Dadurch entſtanden zwei Parteien in Macedonien. Caſſander, der ſich in den Beſitz der Regierung geſetzt hatte, ſchickte den Nicanor nach Munychia, um den bisherigen Befehlshaber Menyll abzulöſen, ehe Antipaters Tod den Antenienſern bekannt geworden. Dieſe Abſicht begünſtigt zu haben, wurde Phocion in der Folge beſchuldigt; ob mit Recht oder Unrecht, iſt ungewiß. Phocion achtete deſſen nicht. Bald darauf aber ſchrieb Polyſperchon, in der Abſicht, den Phocion zu ſtürzen und ſich alsdann ſelbſt Athens zu bemächtigen, an die Athenienſer, daß die Könige ihnen erlaubten, zur demokratiſchen Verfaſſung zurückzukehren und einen freien unabhängigen Staat zu bilden. Athen gerieth bei dieſer Botſchaft in allgemeine Gährung, und Nicanor wäre dem Volke in die Hände gefallen, wenn ihm nicht Phocion die Mittel geliehen hätte, ſich des Hafens Piräus zu bemeiſtern. Hierin handelte Phocion dem ausdrücklichen Volksbeſchluſſe entgegen, wodurch ihm befohlen worden, dieſen wichtigen Platz durch eine Beſatzung zu ſichern, und ſein Betragen kann nur dadurch gerechtfertigt werden, daß er ſo ſeinem Vaterlande größere Uebel zu erſparen hoffte. Dieſe Abſicht wäre erreicht worden, wenn Caſſander ſchnell genug mit der Flotte erſchienen wäre. Aber ehe dieſer ankam, rückte Polyſperchons Sohn, Alexander, unter dem Vorwand, die Stadt gegen Nicanor zu vertheidigen, in Athen ein. Unruhen und Anklagen erfolgten, welche Phocion zur Flucht nöthigten. Er begab ſich, aus Gründen, die nicht wohl einzuſehen ſind, zu Polyſperchon, welcher in Phocis ſtand. Hier erſchien bald darauf eine Geſandtſchaft der Athenienſer, Phocions und der andern Flüchtlinge Auslieferung zu begehren. Polyſperchon bewilligte dies Geſuch, und ſo wurden die Angeklagten als Gefangne nach Athen geführt, wo man zugleich einen Brief im Namen des Königs ablas, der ſie der Verrätherei für ſchuldig erkannte, und ſie den Athenienſern zur Beſtrafung übergab. Das Gericht wurde vor der Volksverſammlung gehalten und verurtheilte Phocion und mehrere ſeiner Freunde zum Giftbecher. Ihre Vertheidigungen hatte man nicht gehört; unter Beſchimpfungen des Pöbels brachte man ſie in's Gefängniß zurück. Phocions Ruhe und Gelaſſenheit blieb unerſchüttert. „Sage meinem Sohne,“ antwortete er einem Freunde, der ihn fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe, „daß er das von den Athenienſern mir angethane Unrecht vergeſſen ſolle.“ — Schon hatten die meiſten den Trank getrunken, als man bemerkte, daß er nicht zureiche. Der Henker

aber weigerte ſich, unentgeldlich mehr herbeizuſchaffen. Phocion bat einen Freund, ihn zu bezahlen, und ſagte ſcherzend: „So kann man in Athen nicht einmal umſonſt ſterben.“ Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Gränze geworfen; Freunde aber ließen ihn nach Eleuſis bringen, und dort im Hauſe einer Megarenſerin verbrennen. Als bald nachher die Athenienſer ihr Unrecht einſahen, errichteten ſie Phocion Ehrenſäulen, begruben ſeine Gebeine auf öffentliche Koſten und beſtraften ſeine Ankläger. Nicht leicht hat ein Mann in ſeinem öffentlichen und Privatleben den Beinamen des Guten mit größerem Rechte verdient als Phocion. Er war ein Socrates in dem Charakter eines Staatsmanns und Kriegers; und nicht minder ein Philoſoph als dieſer Weiſe, beſtand er die Prüfung der ſchwierigſten Umſtände. Sein Patriotismus hätte ſich in günſtigern Zeiten vielleicht glänzender zeigen können, nicht ſeine Tugend und Uneigennützigkeit.

Phocis, ſ. Griechenland.

Phönix, ein ägyptiſcher Wundervogel, an Größe dem Adler gleich, mit theils goldnem, theils rothem Gefieder, von dem erzählt wurde, daß er nur alle 500 Jahre, je beim Tode ſeines Vaters, aus Arabien nach Aegypten komme, ſeinen Vater, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, in den Tempel der Sonne bringe und daſelbſt begrabe. Nach Andern bereitet er ſich ſelbſt, wenn ſein Tod herannaht, ein Neſt von Myrrhen und köſtlichem Kraut, und verbrennt ſich in demſelben, geht aber alsbald verjüngt aus ſeiner Aſche wieder hervor. — Phönix, des Amintor und der Cleobule Sohn, war der Erzieher des Achilles, dem er vor Troja folgte. Er ſtarb auf der Heimfahrt.

Phönizien, welches oft als ein Theil von Syrien betrachtet wird, war ein ſchmales Küſtenland am Mittelmeere von Aradus am Eleutherus bis Tyrus am Leontes; doch mögen auch noch ſüdlicher im Gebiete von Paläſtina einige Küſtenſtädte dazu gehört haben, weßhalb Ptolemäus die Südgränze bis zum Chorſeus ausdehnte. Dieſes nicht viel über 200 Quadratmeilen große Ländchen war ſandig und von den Gebirgsketten des Libanon und Anti-Libanon durchſchnitten, hatte aber in ſeiner blühendſten Periode eine Menge wichtiger und berühmter Städte. Die älteſte, ſchon von Homer genannte, hieß Sidon, berühmt wegen ihrer künſtlichen Arbeiten. Eine Tochter derſelben war Tyrus, am berühmteſten durch ihre Purpurfärbereien. Dieſe Stadt bekam den Namen Alt-Tyrus, als auf einer davor gelegnen Inſel das ſpäter bekannte Tyrus entſtand, das Alexander bei ſeiner Belagerung zur Halbinſel machte. Dieſe und andre Städte waren anfangs als Colonien von der Mutterſtadt abhängig, wurden ſpäter unabhängig, und bildeten in ihrer blühendſten Periode (von 1000 bis 600 vor Chr. Geb.) einen Städtebund, an deſſen Spitze jedoch Tyrus ſtand. — Das Urvolk der Phönizier lebte wahrſcheinlich anfangs nomadiſch am arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen, begab ſich von da nach Paläſtina und zog von dort ſchon lange vor der Ankunft der Israeliten, gewiß von einer mächtigern Horde gedrängt, in ſeine nachherigen Wohnſitze, deren Küſtenlage auf Fiſchfang und Schiffbau führte. Durch Zufälle begünſtigt, wurden nach und nach die Phönizier ein ſeefahrendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausſchiffte. Daß dies ſchon ſehr früh geſchehen ſey, darauf leiten die vorhandnen dunkeln Nachrichten. Sidon heißt bei Moſes der erſtgeborne Sohn Canaans. Die ſchon um 1500 unter Agenor nach Klein-Aſien, Creta, Libyen und Griechenland ausgewanderten Colonien verbreiteten mancherlei Kenntniſſe; Cadmus wenigſtens brachte Ideen von bürgerlicher Verfaſſung und Buchſtabenſchrift nach Hellas.

Bei der Niederlaſſung der Juden in Paläſtina (um 1440) heißt Sidon die große Stadt; bei Homer iſt es vor allen Städten der Erde berühmt wegen ſeiner künſtlichen Arbeiten. Schon im zwölften Jahrhundert vor Chriſto legten ſie Colonien in Afrika an; Utica ward um 1170 geſtiftet, und um Salomons Zeit war die Fahrt nach Tarſchiſch, der Südweſtküſte Spaniens, ſchon ganz gewöhnlich, wodurch wir zugleich einen Begriff von der Ausdehnung des phöniziſchen Handels und Verkehrs erhalten. Mehrere ſichere, nah gelegne Häfen mußten daher den Sidoniern ſehr willkommen ſeyn. Deßwegen bauten ſie, bei einem durch die Natur gebildeten Hafen, einige Häuſer, und auf einem nahen Felſen eine Burg, Zor. Nach und nach ſiedelten ſich hier mehrere an, und glauben wir mit Joſephus und Trogus Pompejus, daß Tyrus um 1184 geſtiftet ſey, ſo muß man annehmen, es ſey um dieſe Zeit eine große Colonie dahin gekommen, welche die Feſte erſt zur Stadt erhoben habe. In kurzem aber ſtieg die kleine Stadt ſo, daß ſie um das Jahr 1000 das Haupt der einzelnen phöniziſchen Städte wurde, wie es bisher Sidon geweſen. Zu Angriffskriegen fehlte die Macht, zu Vertheidigungskriegen die Nothwendigkeit; man ſuchte ſich durch friedliche Bevölkerung unbewohnter Gegenden und durch Bündniſſe zu ſichern. Erſt bei Annäherung der aſiatiſchen Eroberer hören wir von Kriegen der Tyrier, und dieſe führten ſie mit Miethstruppen. Um das J. 1000 ſchloß Hiram, des Abibal Sohn, mit David und Salomo Freundſchafts- und Handelsbündniſſe. Jtobal, um das J. 900 König von Tyrus und Sidon, war Vater der Jſebel. Er erbaute mehrere Städte in Phönize, und bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badozor folgte Mutgo (Mutgenus, Muttinus), der Vater des Pygmalion und Barka, der Dido und Anna. Dido gerieth (888) mit Pygmalion in Streit, wanderte mit Barka und Anna aus, und gründete Carthago. (S. Dido und Carthago.) Die nahe Jnſel Cypern mußte damals ſchon den Tyriern unterworfen ſeyn, denn Pygmalion erbaute hier Carpaſia. Jn der nächſten Zeit muß Tyrus ſeine Herrſchaft über die Städte Phöniziens behauptet und vielleicht gemißbraucht haben; denn unter Anführung des Eluläus fielen (um 700) die Kittäer auf Cypern ab, und riefen die Aſſyrer zu Hülfe. Doch unterwarf ſich Eluläus wieder und Salmanaſſar ſchloß Frieden. Gleich darauf empörten ſich Sidon und viele andre Städte der Tyrier, unterwarfen ſich dem Salmanaſſar, und gaben ihm ihre Schiffe. Aber zwölf tyriſche Schiffe zerſtreuten die ſechzig feindlichen, und nach fünf Jahren mußten die Aſſyrer die Belagerung von Tyrus aufheben. So erhielt ſich Tyrus noch an hundert Jahre, den Jsraeliten überlegen. Indeß ſcheint Sidon ſich jetzt wieder erhoben zu haben und von Tyrus unabhängig geweſen zu ſeyn. Verderblich war ihnen das Bündniß mit Zedekias gegen Nebukadnezar. Dieſer zerſtörte Sidon und eroberte Tyrus nach dreizehnjähriger Belagerung. Die meiſten Einwohner hatten ſich mit ihren Schätzen nach der Jnſelſtadt Tyrus geflüchtet, welche jetzt die Hauptſtadt des Welthandels wurde. Auf Jtobal, der bei dieſer Belagerung blieb, folgte Baal, wahrſcheinlich als babyloniſcher Vaſall. Nach deſſen Tode regierten ſieben Jahre lang vom Volk erwählte Suffeten. Dann traten wieder Könige von Tyrus unter babyloniſcher Hoheit auf. Zu Cyrus Zeit kam Tyrus (555) und wahrſcheinlich ganz Phönizien unter perſiſche Herrſchaft. Die Könige von Tyrus und Sidon, Mapen und Tetramneſtus, werden als des Xerxes erfahrenſte Seemänner in der Schlacht von Salamis genannt. Sidon war um dieſe Zeit die reichſte Stadt Phöniziens, und ſtand an der Spitze der Empörung gegen Artaxerxes Mem-

non und Artaxerxes Ochus. Tennes, König von Sidon, ſchlug (361), unterſtützt von Griechen unter Mentor, das perſiſche Heer. Ochus aber erſchien ſelbſt mit einer furchtbaren Macht, und als Verrätherei ihm die ſtark befeſtigte Stadt überliefert hatte, verbrannten die Sidonier in Verzweiflung ſich ſelbſt und alle ihre Güter. Aber gerade abweſend geweſene Sidonier bauten bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder auf. Dem Alexander, welcher (333) nach der Schlacht bei Iſſus nach Phönizien kam, unterwarf ſich Sidon ohne Belagerung und empfing von ihm ſtatt des Strato den Abdolonimus aus königlichem Geſchlecht, damals aber Gartenarbeiter, zum König; Tyrus aber wurde erſt nach ſiebenmonatlicher Belagerung, da die Hülfe der Carthagenienſer ausblieb, durch Verrätherei eingenommen und verbrannt, und die Einwohner theils getödtet, theils als Sclaven verkauft. Zwar baute Alexander die Stadt wieder auf; ſie erlangte aber ihr voriges Anſehn nie wieder, und kam unter die Herrſchaft der Seleuciden, wie Sidon unter die Macedonier, bis 65 vor Chr. Geb. die Römer davon Beſitz nahmen. Seitdem theilte Phönizien das Schickſal Syriens. Den Kreuzfahrern war (1099) Tyrus ein wichtiger Waffenplatz. Der Sultan von Aegypten, der es 1223 einnahm, wurde von den Franken bald wieder vertrieben; ſo auch die Tataren 1263, die es unter Hulaku mit dem Reſt von Syrien an ſich geriſſen hatten. Zum letzten Male wurde das Land 1292 von dem ägyptiſchen Sultan bezwungen. Seitdem hatte es mit dem Hauptlande gleiches Schickſal. — Wichtiger als in ihren innern Begebenheiten ſind uns die Phönizier durch ihren Handel, ihre Schifffahrten und ihren Gewerbfleiß. Durch die Unfruchtbarkeit des Bodens gezwungen, vertrauten ſie ſich anfangs als Seeräuber dem Meere. Nach und nach dehnten ſie ihre Fahrten bis zu weit entlegnen Küſten und Inſeln aus. Die Producte des einen Landes vertauſchten ſie mit Vortheil in dem andern; überdies erfanden ſie die Bereitung der Wolle, der Purpurfarben, des Glaſes, und verfertigten allerlei kunſtreiche Arbeit. Ihrer Lage nach mußten die Phönizier beſonders auf dem mittelländiſchen Meere handeln. Cypern war ihr nächſter Landungsplatz. Von da kamen ſie nach Griechenland und den griechiſchen Inſeln; Rhodus und Creta wurden von ihnen bevölkert. Als aber die Griechen ſelbſt ein ſeefahrendes und mächtiges Volk wurden, wendete ſich der phöniziſche Handel nach der nordafrikaniſchen Küſte. Hier, wie auf Sicilien und Sardinien, legten ſie Colonien an, mit deren Hülfe ſie bis ins Innere von Afrika handelten, und mit denen ſie immer in gutem Vernehmen blieben. Aber am wichtigſten war ihr Handel nach Spanien. Hier fanden ſie Gold, Silber, auch Eiſen, Zinn und Blei; die eingemachten Südfrüchte waren ein berühmter Handelszweig. Unter den auf Tarteſſis angelegten Colonien ward am berühmteſten die Hafenſtadt Gades, das Ziel der Fahrten im Mittelmeer und der Anfangspunkt der weitern Fahrten im atlantiſchen Ocean. Sie ſchifften nördlich nach den Caſſiteriden, Zinninſeln (den ſorlingiſchen und britanniſchen) und in dem nördlichen, ſchon ſumpfenden Ocean bis zur Mündung des Rhodanus. Auch an der Weſtküſte von Lybien ſollen ſie Inſeln, Madera, *Insulae fortunatae* (die canariſchen) beſucht und bevölkert haben. Unbedeutender und von kurzer Dauer war ihr Seehandel auf dem arabiſchen Meerbuſen nach Ophir und auf dem perſiſchen, vielleicht bis Ceylon. Ihre Umſchiffung Afrika's iſt ungewiß. Sie handelten aber nicht bloß mit ſelbſt verfertigten, ſondern auch mit den ihnen durch Caravanen aus dem Innern von Aſien und Afrika zugeführten Waaren. Lange war ihr Handel Tauſchhandel, denn die erſten

Münzen ſollen die Numidier, nicht die Phönizier geprägt haben. Erfinder des Schiffbaues waren ſie gewiß. Sie hatten Ruder und Segel, und folgten bei Nacht der Leitung der Geſtirne. Außerdem iſt ihnen die Erfindung der Buchſtabenſchrift und der Rechenkunſt zuzuſchreiben, wie man überhaupt mehr aſtronomiſche und mechaniſche Kenntniſſe bei ihnen vermuthen muß, als von denen wir leſen. Dagegen ſcheint ihnen Dichtkunſt und höhere geiſtige Bildung fremd geblieben zu ſeyn. Von ihren eignen Schriften iſt uns nichts aufbehalten. Ihre Religion war Vielgötterei mit Bilderdienſt und Menſchenopfern.

Phorometrie, die Wiſſenſchaft, welche das Maß der Bewegungen zu beſtimmen lehrt, ein Theil der höhern Mechanik.

Phosphorus, ſ. Lucifer.

Photius, Patriarch von Conſtantinopel im neunten Jahrhundert und Urheber des Schisma's zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Kirche. Er verband mit einer vornehmen Geburt und großem Reichthum den Ruf des gelehrteſten und gebildetſten Mannes ſeiner Zeit, und ſtieg daher ſchnell zu den höchſten Würden des Staats. Als er Hauptmann der Garden war, wurde er als Geſandter an den Califen von Bagdad geſchickt; die Muße, welche dieſe Sendung ihm verſchaffte, benutzte er, um ein bleibendes Denkmal ſeiner umfaſſenden Gelehrſamkeit zu Stande zu bringen. Nachher wurde er unter Kaiſer Michael III. Staatsſecretär. Als ſolcher trat er in vertraute Freundſchaft mit dem Cäſar Bardas, Michaels Oheim, welcher, nachdem er die Verbannung des Patriarchen Ignatius bewirkt hatte, den Kaiſer bewog, Photius zu dieſer Würde zu erheben. Dieſer war noch ein Laie; aber in dem Zeitraum von ſechs Tagen ging er durch die ganze für prieſterliche Orden erfoderliche Stufenfolge hindurch und am Tage der Salbung 858 wurde er von Biſchof Gregor von Syracus, den der römiſche Biſchof kürzlich entſetzt hatte, zum Patriarchen geweiht. Die Metropolitane ſeines Patriarchats erkannten ihn an, und ſchritten zur förmlichen Abſetzung des Ignatius. Um eine vollkommne Beſtätigung ſeiner Würde zu erlangen, ſchickte Photius Geſandte an den Papſt Nicolaus I., und ließ ihn erſuchen, durch ſeine Legaten zur Wiederherſtellung des Friedens in der Kirche mitzuwirken. Dem gemäß wohnten zwei päpſtliche Legaten der im Jahr 861 zu Conſtantinopel gehaltnen Kirchenverſammlung bei, in welcher die Abſetzung des Ignatius beſtätigt wurde. Auf die Vorſtellungen von Ignatius Freunden aber verwarf der Papſt, dem das durch dieſe Appellationen an den römiſchen Sitz zugeſtandne Uebergewicht ſchmeichelte, die Beſchlüſſe ſeiner Legaten, und ſprach in einem 862 zu Rom gehaltnen Concilium die Abſetzung des Photius und ſeine Beraubung aller geiſtlichen Orden zugleich mit der Wiedereinſetzung des Ignatius aus. Photius hielt, um ſich zu rächen, eine Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel, welche den Papſt abſetzte und excommunicirte; zugleich machte er eine heftige Beſchuldigung der Ketzerei gegen die römiſche Kirche bekannt. Als aber im J. 867 der Kaiſer Michael von Baſilius ermordet worden, und dieſer den Thron beſtiegen hatte, wurde Ignatius wieder eingeſetzt, und Photius in ein Kloſter verwieſen. Im J. 869 beſtätigte ein Concilium dieſe Verfügung und ſprach die Abſetzung und das Anathema gegen Photius aus. Zu derſelben Zeit waren Streitigkeiten wegen der Gerichtsbarkeit über die neu bekehrten Bulgaren zwiſchen beiden Kirchen entſtanden. Ignatius, der die Rechte ſeines Sitzes aufrecht erhielt, war mit dem römiſchen Hofe zerfallen. Photius, dieſen Umſtand benutzend, kehrte nach Conſtantinopel zurück, wußte ſich in die Gunſt des Kaiſers zu ſetzen, und ging damit um, ſich das Patriarchat

wieder zu verſchaffen. Der Tod des Ignatius begünſtigte dieſen Plan und im J. 878 nahm Photius ſeine Würde mit kraftvoller Hand zurück. Papſt Johannes VIII. gab ſeine Genehmigung, und ein im J. 879 im Beiſeyn päpſtlicher Legaten gehaltenes Concilium beſtätigte dieſe Ernennung. Der Papſt hatte gehofft, Bulgarien werde jetzt ohne Widerſpruch dem römiſchen Sitz überlaſſen werden; da er ſich hierin getäuſcht ſah, widerrief er die Handlungen ſeiner Legaten und beſtätigte den früher gegen Photius ausgeſprochenen Bann. Ein Gleiches that Johannes Nachfolger, und als Baſil's Sohn Leo im J. 886 den Thron beſtiegen hatte, wurde Photius abgeſetzt und nach Armenien in ein Kloſter verbannt, wo er im J. 891 ſtarb. Hätten ſich jetzt die Päpſte mit mehr Mäßigung benommen, ſo würde die Trennung beider Kirchen durch Photius Tod beendigt geweſen ſeyn. Da ſie aber darauf beſtanden, die von Jenem ordinirten Prieſter und Biſchöfe nicht anzuerkennen, ſo ſtieg die Erbitterung immer höher und die einmal begonnene Spaltung wurde bleibend. Wenn auch Photius in ſeinem öffentlichen Betragen Tadel verdient, ſo hat ihm doch die Gelehrſamkeit große Verbindlichkeiten zu verdanken. Sein Werk, Miriobiblon, das er während ſeiner Geſandtſchaft nach Bagdad, wahrſcheinlich zum Theil aus dem Gedächtniß, verfaßte, verbreitet ſich über 280 Schriftſteller im Fach der Geſchichte, Rhetorik, Grammatik, Philoſophie, Theologie u. ſ. w., von denen uns viele außerdem ganz verloren ſeyn würden. Die Art der Behandlung iſt ohne Ordnung und ſehr ungleich. Einige ſind regelmäßig abgekürzt, andre bloß ausgeſchrieben. Das Ganze aber iſt ein koſtbarer Schatz für das Alterthum. Sein Nomocanon, eine Sammlung von Canons, canoniſchen Briefen und kaiſerlichen Geſetzen über kirchliche Gegenſtände, iſt von großer Wichtigkeit und empfiehlt ſich durch ſeine Methode. Außerdem beſitzen wir Briefe, zwei Homilien und verſchiedne andre Werke von ihm, die zum Theil noch ungedruckt ſind.

Photometer, Lichtmeſſer, ein Werkzeug, die Stärke des Lichts leuchtender Körper zu beſtimmen. Schon Huygens verſuchte dies, aber weder er noch Bouguer kamen damit zu Stande. Erſt dem Grafen Rumford iſt es gelungen, einen Apparat zu Stande zu bringen, der genaue und richtige Beſtimmungen liefert. Dadurch iſt eine eigne Wiſſenſchaft begründet, die Photometrie, welche einen Zweig der optiſchen Wiſſenſchaften ausmacht. Sie lehrt die Stärke und die Wirkungen des Lichtes vergleichsweiſe beſtimmen und meſſen.

Phraſeologie, derjenige Theil der Grammatik, welcher von den Redensarten einer Sprache handelt. Wie eine jede Sprache einen eigenthümlichen Geiſt, eine eigenthümliche Wortfügung u. ſ. w., ſo hat ſie auch Redensarten, d. h. Arten des Ausdrucks, die ihr allein angehören und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden. Dieſe lehrt die Phraſeologie kennen. Wir finden ſie theils mit unſern gewöhnlichen Wörterbüchern verbunden, theils in beſondern phraſeologiſchen Wörterbüchern enthalten.

Phrixus, ſ. Athamas und Helle.

Phrygien. Den Namen Phrygier ſcheinen die älteſten Bewohner Klein-Aſiens geführt zu haben. Das Gebiet von Troas hieß ſpäter Klein-Phrygien, und nicht bloß die Trojaner, ſondern auch die Myſier und Lydier werden Phrygier genannt. Im perſiſchen Zeitalter war Phrygien, als die mittelſte, von allen übrigen Provinzen Klein-Aſiens umgränzt und auch jetzt noch die größte unter ihnen. Später ward Phrygien eingetheilt in Groß-Phrygien, Klein-Phrygien und Phrygia epiktetos, das hinzuerworbene, der nordweſtliche Theil des eigentlichen Phry-

giens um den Hermus und Doryläum am Bathys. Die Bewohner des von Natur fruchtbaren und reichen Landes wurden früh cultivirt; Ackerbau und Viehzucht blühten bei ihnen. Die Geſchichte Phrygiens iſt ganz mythiſch; unter dem Namen Midas und Gordius werden mehrere Könige genannt, unter denen der mit Eſelsohren begabte Midas (ſ. d. Art.) der bekannteſte iſt. Mit Adraſtus ſtarb um das J. 560 vor Chr. Geb. die königliche Familie aus, und Phrygien wurde eine Provinz des lydiſchen Reichs; mit dieſem kam es an Perſien, machte hier eine eigne Satrapie aus, und kam zuletzt mit Lydien unter die römiſche Herrſchaft. — In der Muſik der Alten war die phrygiſche Tonart eine Tonart von heftigem kriegeriſchen Charakter. Jetzt verſteht man darunter mehr eine weiche, etwas klägliche Tonart.

Phryne, eine der berühmteſten Hetären Griechenlands, aus Theſpiä in Böotien gebürtig. Eigentlich ſoll ſie Mneſarete geheißen und den Namen Phryne (Kröte!) wegen ihrer blaſſen Geſichtsfarbe erhalten haben. Arm kam ſie nach Athen, wo ſie anfangs mit Kapern handelte, als aber ihre Reize ſich entfalteten, dieſe zu einem bequemern und einträglichern Erwerb benutzte. Sie ward die Freundin eines Praxiteles und Hyperides, von denen jener ihre Schönheit durch ſeine Kunſt verewigte, dieſer durch die Enthüllung ihrer Reize den grauen Richtern der Heliäa, vor denen der verſchmähte Euthias ſie des Atheismus angeklagt hatte, ein günſtiges Urtheil abgewann. Dieſe Begebenheit war entſcheidend für ihren Ruhm; ſie enthüllte ihre Schönheit und verlieh ihre Gunſtbezeigungen fortan nur um einen hohen Preis, und wenn ſie einſt zu Eleuſis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer ſtieg, ſo geſchah dies vielleicht nur, um den Eindruck ihrer Reize zu erneuern. (Vergl. Anadyomene.) Als ein Wunder wird angeführt, daß Xenokrates ihr widerſtanden. Phryne hatte gewettet, dieſen wegen ſeiner Enthaltſamkeit und Strenge berühmten Philoſophen zu beſiegen; aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und ſie kehrte mit der Aeußerung von ihm zurück, ſie komme nicht von einem Manne, ſondern von einer Bildſäule. Selbſt im Alter fehlte es der Phryne nicht an Anbetern, da man eine Ehre darein ſetzte, ſich ihrer Gunſt rühmen zu können.

Phyſik, ſ. Naturlehre.

Phyſikotheologie wird ſonſt durch natürliche Theologie überſetzt, und der geoffenbarten gegenübergeſtellt. Nun iſt zwar die Theologie an ſich weder eine natürliche, von der Natur ſelbſt angeborne, noch eine geoffenbarte, oder auf übernatürliche Weiſe im Menſchen gewirkte, ſondern durch Glauben, Forſchen, Studium, durch Fleiß und Eifer zu erwerben. Es beziehen ſich aber jene Ausdrücke mehr auf den Inhalt der Theologie ſelbſt und auf die Grundſätze, nach welchen man denſelben ableiten und behandeln zu müſſen glaubt; ſie gründen ſich in den Ausdrücken natürliche und geoffenbarte Religion. Wie nun der Menſch, in dem nur menſchliches, geiſtiges Leben entwickelt iſt, durch ſein innerſtes Bewußtſeyn, durch ſein Gefühl und ſeine Vernunft, auch zum Bewußtſeyn Gottes, zu religiöſen Empfindungen und zur Erkenntniß ewiger Wahrheiten, die an Gott ſich anſchließen, unläugbar gelangen kann; wie es in dieſer Hinſicht allerdings eine Religion gibt, die man eine natürliche nennen mag, weil ſie in den natürlichen Anlagen und Vermögen des Menſchen ſich entwickelt, ohne eine übernatürliche Unterſtützung zu erhalten: ſo kann es auch eine Theologie geben, und dieſe die natürliche oder Phyſikotheologie genannt werden, in wie fern ſie weſentlich die Erforſchung, Begründung, Entwicklung und übereinſtimmende Anordnung jener religiö-

ſen Wahrheiten beabſichtigt. So haben auch wohl fromme und gelehrte Chriſten ſie gedacht und behandelt, ohne dabei den Glauben an die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Offenbarung aufzugeben, und die Phyſikotheologie als Gegenſatz der geiſtlichen oder geoffenbarten Theologie aufſtellen zu wollen. Denn es war demüthigen und beſcheidenen Forſchern einleuchtend genug, wie der Menſch bei den herrlichſten, von Gott ihm verliehenen Kräften und der Fähigkeit, zu den erhabenſten Anſchauungen von Gott, als dem Urquell und Erhalter aller Dinge, zu gelangen, doch aus eigner Kraft nie zu einer Religion gelangen konnte, die alle Anſprüche ſeines Geiſtes und Herzens vollkommen befriedigte, und unter allen Lebensverhältniſſen mit einem Troſt, einer Zuverſicht, einem Muth und einer Freudigkeit (wie keine der mannichfachen Philoſophien je gewährt hat), erfüllte. Das Bedürfniß einer außerordentlichen Erleuchtung und Leitung der Menſchheit, das Bedürfniß einer Offenbarung und die geſchichtlich und im Glauben gegründete Gewißheit derſelben, konnte demnach durch eine echte Phyſikotheologie keineswegs wankend gemacht oder umgeſtoßen werden, und dieſe demnach auch nicht über die Theologie des Chriſtenthums ſich erheben wollen, ſo wenig als die Eine mit der Andern je wahrhaft in Widerſtreit kommen kann, außer wenn man einem Widerſtreit des Menſchlichen gegen das Göttliche Raum gibt. Doch hat in jenen Zeiten, da ein ſogenannter Naturalismus ſich übermüthig dem Chriſtenthum, der Offenbarung gegenüberſtellte, und dem Indifferentismus den Weg bahnte, die Phyſikotheologie ſich ſelbſt als ein Gegenſatz gegen die chriſtliche Theologie geltend machen wollen, und ſo eine böſe Nebenbedeutung gewonnen. Es wird dann jene Theologie damit bezeichnet, die, ohne jene unverkennbare, ſeit Jahrhunderten fortdauernde, Entwicklung der Offenbarung auf alle menſchliche Erkenntniß und unſre früheſte Bildung zu berückſichtigen, ſich aller Offenbarung überhebt, und mit der Ueberzeugung, der Menſch könne und müſſe alles, was von Gott und göttlichen Dingen zu erkennen nothwendig und nützlich iſt, auch ohne das göttliche Licht aus eigner Kraft und Vernunft ſich aneignen, — eben ſowohl alle ihre Lehren und Erkenntniſſe eben nur als Früchte der eignen Kraft und Vernunft, als ſogenannte Vernunftwahrheiten, ausgibt; als auch alles, was die Offenbarung als Geheimniß, zwar als ſicher und beglaubigt, aber keineswegs mit menſchlicher Kurzſichtigkeit völlig zu durchſchauende Wahrheit enthüllt, völlig verwirft. Gleichwohl bleibt dieſer natürlichen Theologie die Natur ſelber ein großes Geheimniß, während ſie das Werden und Erhalten derſelben vollkommen erklären zu können glaubt, und der Menſch ſelber, das Verhältniß ſeines eignen geiſtigen und bürgerlichen Lebens zu einander, bleibt ihr in vielem ein Räthſel, während ſie die genügendſten Aufſchlüſſe über Gott und göttliche Dinge, und des Menſchen höchſte Bedürfniſſe, mittheilen zu können ſich eitel überredet. — In der kantiſchen Philoſophie bezeichnet Phyſikotheologie diejenige Religionswiſſenſchaft, welche von der Welt zur höchſten Intelligenz, als dem Princip aller natürlichen Ordnung und Vollkommenheit, aufſteigen will, oder den Verſuch der Vernunft, aus den Zwecken der Natur auf die oberſte Urſache der Natur und ihre Eigenſchaften, von der Schöpfung auf den Schöpfer zu ſchließen.

Phyſiognomie, Phyſiognomik. Phyſiognomie nennt man das Anſehn eines Menſchen, oder das ganze Aeußere, beſonders das Geſicht, in ſo fern es eine natürliche und bleibende Beſchaffenheit (φυσις) des Geiſtes ausdrückt, und Phyſiognomik die Kunſt, in dem Anſehn der Menſchen, beſonders aus dem Geſicht und aus gewiſſen gleichför-

migen Aeußerungen deſſelben eine habituelle Geiſtesbeſchaffenheit zu erkennen. Daß das Innere ſich durch das Aeußere nach Naturgeſetzen, unter welchen das Innere mit dem Aeußern verbunden iſt, ausdrücke, iſt kein Zweifel. In dem ganzen Reiche der Natur, das unſern Blicken eröffnet iſt, findet Wechſelwirkung zwiſchen dem Innern und Aeußern, zwiſchen Geiſt und Materie Statt, und das Band zwiſchen beiden iſt die Form (Bildung.) Die vollkommenſte Wechſelwirkung aber zeigt ſich in den höchſten Erſcheinungen der Natur, d. i. im Thierreiche. Die Formen des Thierreichs tragen verſchiedne dem lebendigen Naturforſcher verſtändliche Charaktere. Die Kopfbildung des Wolfs, des Fuchſes oder des Löwen z. B. drückt jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolf legt man räuberiſche Tücke, dem Fuchs Liſt und Verſchlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei, ja man ſtellt dieſe Thiere ſogar als Symbole der angezeigten Eigenſchaften auf, und dieſe Thierſymbolik iſt nicht willkührlich, ſondern reicht bis in die älteſten Zeiten, und iſt überall verbreitet, wie der Glaube an die urſprüngliche Einheit des Geiſtigen und Natürlichen. Da nun insbeſondre das Geſicht, als der vordere Theil des Kopfs, an welchem die edelſten Organe der Weltauffaſſung und Natureinwirkung ſich vereinigen, dieſen Ausdruck zeigt, ſo legt man auch den Thieren eine Phyſiognomie im weitern Sinne, als einen Ausdruck des Geſammtcharakters einer Thierclaſſe, bei. Hierauf beruhten ſchon Bapt. della Porta's Unterſuchungen, welcher Thierköpfe, mit gewiſſen Menſchengeſichtern verglichen, darſtellen ließ. Am ausdrucksvollſten und ausdrucksfähigſten aber iſt das menſchliche Geſicht, weshalb man es allein ein Antlitz, einen Spiegel der Seele nennt. Ausdrucksvoll, da der Geiſt, mit Freiheit und Bewußtſeyn ausgerüſtet, ſich in mannichfaltige Charaktere geſtaltet, und in ſeiner erkennbaren, allſeitigen Beziehung auf die Welt mittelſt des Körpers einen Reichthum bedeutungsvoller Zuſtände und Aeußerungen offenbaren muß; ausdrucksfähig, weil die Haut des Geſichts frei von allen Bedekungen, welche wir bei den Thieren finden, ferner ſehr zart und beweglich, das Innere auch mannichfaltig auszuprägen vermag. In dem Begriffe der Phyſiognomie liegt aber zugleich, daß das Aeußere eine natürliche und bleibende Beſchaffenheit des Geiſtes ausdrücke, d. h. eine ſolche, welche entweder auf der körperlich bedingten Anlage beruht, oder welche zwar auch von Freiheit abhängig ſeyn kann, aber durch Gewohnheit unwillkührlich und feſt, oder wie man ſich ausdrückt, zur andern Natur geworden. Denn durch Uebung des Denk-, Gefühls- und Begehrungsvermögens entſteht eine beſtimmte Denk-, Gefühls- und Begehrungsweiſe. Wie der Körper die Geiſteswirkſamkeit bedinge, und wie dieſe Denk- und Sinnesweiſen auf das Aeußere einwirken, iſt eben ſo unerklärlich, als die Wechſelwirkung der Seele und des Körpers überhaupt; daß letztere aber, Einſchränkungen und Ausnahmen abgerechnet, welche in der Natur überall vorkommen, ſich einprägen und ihren beſtimmten Ausdruck haben, iſt nicht zu bezweifeln, und man kann ſich wohl im einzelnen Falle irren, wenn man jemand ein kluges oder dummes Geſicht beilegt, nicht aber darin, daß es kluge und dumme Geſichter gibt, daß die Herzensgüte und die Schlechtigkeit ihren eignen ſtehenden Ausdruck haben u. ſ. w. Darauf beruht die Nothwendigkeit und Sicherheit der plaſtiſchen und mimiſchen Kunſt, ſo wie der allgemeinen Beurtheilung von Seiten der Beſchauer in Unterſcheidung von Würde und Gemeinheit u. ſ. w. Ferner ſchließt der Begriff der Phyſiognomie die zufälligen oder ganz phyſiſchen Veränderungen und Bewegungen

aus, und fodert bloß bleibende Beſchaffenheiten, oder gleichförmig wiederkehrende Veränderungen und Wirkungen des Körpers, welche jenen natürlichen und bleibenden Beſchaffenheiten der Seele ſo entſprechen, daß ſie als deren Zeichen angeſehen werden können. Hieher rechnet Kant in ſeiner Anthropologie in Hinſicht des Geſichts mit Recht 1. die Geſichtsbildung, in deren Profil hauptſächlich das Charakteriſtiſche ſich zeigt. Die Geſichtsbildung ſcheint aber mehr die durch körperliche Anlage bedingte Geiſtesart zu bezeichnen. Der Menſch kann dieſer Anlage zwar entwachſen, aber ihrem Einfluſſe nie ganz entgehen. Dies bezeugen Blumenbachs Unterſuchungen über die Phyſiognomien der verſchiednen Völker der Erde. Auch können namentlich in Beziehung auf die Stirn, welche mit der Gehirnbildung in Verbindung ſteht und das „Menſchlichſte am menſchlichen Haupte iſt,“ viele Beobachtungen Galls hieher bezogen werden, ſo wie die Bemerkungen der Kunſtkenner über die Werke der Bildhauerkunſt und Mahlerei, z. B. Böttigers über den Jupiter des Phidias; 2. die Geſichtszüge; 3. Mienen oder in Bewegung geſetzte Geſichtszüge, in ſo fern ſie habituelle (gleichförmig wiederkehrende) Geſichtsgeberdungen ſind. Uebrigens ſind auch andere Aeußerungen des Menſchen charakteriſtiſch, jedoch in verſchiedenen Graden, z. B. der Gang, die Sprache, welche mehr als alles den Geiſt verſtehen läßt, — Schrift u. ſ. w. — Auf dieſe charakteriſtiſchen Aeußerungen gründet ſich nun die Phyſiognomik, von welcher Kant und mehrere behaupten, daß ſie nicht zur Wiſſenſchaft werden könne, „weil die Eigenthümer einer menſchlichen Geſtalt, die auf gewiſſe Neigungen oder Vermögen des angeſchauten Subjects hindeutet, nicht durch Beſchreibung nach Begriffen, ſondern durch Abbildung und Darſtellung in der Anſchauung oder ihrer Nachahmung verſtanden werden kann: wo die Menſchengeſtalt im Allgemeinen, nach ihren Varietäten, deren jede auf eine beſondere, innere Eigenſchaft des Menſchen im Innern hindeuten ſoll, der Beurtheilung ausgeſetzt wird. Indeſſen kann man doch den Inbegriff der (jetzt noch zerſtreuten) Regeln ſo nennen, nach welchen man die Geiſtesart der Menſchen oder gewiſſe Claſſen der Geiſtesbeſchaffenheit in äußerlichen Zeichen erkennen kann, wobei freilich ſichtbare Abbildungen unterſtützen müſſen. Die Anwendung dieſer Geſetze derſelben aber wird durch die mannichfaltigen Ausnahmen ſehr beſchränkt, und kann bei voreiligen Schlüſſen leicht gehäſſig werden.“ Letzteres iſt der Grund, warum die Phyſiognomik Lavaters ſo bald vergeſſen worden iſt, obgleich ſie einen Schatz von Erfahrungen und herrlichen Beiträgen zu einer Theorie der Phyſiognomik enthält. Verſtellung der Menſchen, Krankheiten und andre Umſtände verändern die äußere Geſtalt, und laſſen die verſchiedenen Erfahrungen oft vermiſchen. Darum aber müſſen auch dieſe Einſchränkungen in einer ſolchen Theorie aufgeführt, und in ihr die Frage beantwortet werden, welche Geiſtesbeſchaffenheit am leichteſten ſich im Aeußern offenbart und erkennen laſſe. Dies ſind nämlich Eigenſchaften des Temperaments und die Gefühlsweiſe eines Menſchen; weniger leicht kann auf Geſinnung und intellectuelle Beſchaffenheit geſchloſſen werden. Sehr ſcharfſinnige Grundzüge einer Theorie der Phyſiognomik hat J. Jac. Wagner in ſeinem Buche über die Natur der Dinge, Leipz. 1803 (von S. 551 an) aufgeſtellt.

Phyſiokratiſches oder ökonomiſches Syſtem iſt ein Syſtem der Staatswirthſchaft oder der Erhebung der Abgaben, nach welchem das Wohl eines Staats auf einer allgemeinen Freiheit und einer einzigen auf den reinen Ertrag der Grundſtücke gelegten Abgabe beſteht.

Es bildete ſich in Frankreich zu den Zeiten Ludwigs XV. unter den franzöſiſchen Philoſophen, nachdem die Mängel des Taxenweſens durch verſchiedne fruchtloſe Vorſchläge zur Verbeſſerung ſichtbarer geworden waren. Die Grundſätze dieſes Syſtems entwickelte zuerſt Franz Quesnoy, erſter Leibarzt des Königs von Frankreich, um das J. 1757. Die Hauptpunkte, worauf es beruht, ſind: 1. uneingeſchränkte Freiheit des Bürgers (ſo weit ſolche mit der Idee eines Staats vereinbar iſt), alle ſeine Fähigkeiten, Kräfte und Güter nach Gefallen zu gebrauchen. Dem zu Folge müſſen alle Hinderniſſe der freien Ein- und Ausfuhr, alle Einſchränkungen des Handels, Fruchtſperren, Polizeitaxen, Conſumtionsauflagen, Acciſe, Kopfſteuern, Schatzungen von Häuſern und Mobilien, alle Zölle, Frohnen, Innungen und Zünfte, Monopolien, Leibrenten u. ſ. w. aufgehoben werden; 2. Unverletzlichkeit der zur Fortſetzung der Benutzung der Grundſtücke erfoderlichen Auslagen, welche dreifacher Art ſind, nämlich a) Grundauslagen, zum Ankauf der Gründe und Güter, zur Urbarmachung des Bodens, Düngung u. ſ. w. b) Beſtandsauslagen, beſtehend in dem Aufwande für Vieh, Ackergeräth, Geſinde bis zur erſten Ernte; c) Jahresauslagen, die von einer Ernte zur andern erfoderlichen Summen; 3. Einheit der Auflage aus dem reinen Grundertrag, welche Auflage dennoch alle Landeseinwohner treffen muß, da die nicht Feldbauenden jenen die erbauten Früchte abkaufen und verzehren. — Dieſes Syſtem gewann anfangs, beſonders des Reizes der Einfachheit wegen, viele Anhänger und Vertheidiger. Indeß haben mehrere ſcharfſinnige Männer nach unparteiiſcher und kalter Prüfung es durchaus unausführbar gefunden. Unter dieſen hat vorzüglich der hellſehende Büſch in dem 2ten Theile ſeines Werks vom Geldumlauf mit der ihm eignen Gründlichkeit ſeine Unſtatthaftigkeit gezeigt. Er führt unter andern folgendes an: 1. Es iſt ungerecht, bei einem Volke, bei welchem alles in demſelben ſtatthabende Geldauskommen als eine Quelle der Abgaben betrachtet wird, eine einzige Claſſe mit den Abgaben zu belaſten; ungerecht, nur einen einzigen Gegenſtand der Abgaben vorzuſchlagen, und aus den mannichfaltigen Erwerbmitteln, welche einen Geldgewinn geben, nur ein einziges anzurathen; 2. iſt dieſe einzige Abgabe auf den reinen Gewinn des Landmanns durchaus unſicher, und würde folglich Verwirrung in das ganze Finanzweſen bringen, da nicht nur der Werth (folglich auch der mögliche Ertrag) der Veränderung ausgeſetzt iſt, ſondern auch der Staat nicht ſelten bei dieſer Einrichtung, und oft in den preſſanteſten Zeiten, im Stiche gelaſſen wird, z. B. bei Mißwachs, Krieg u. ſ. w.; 3. würde ſich der Bauer unter allen ſeinen Mitbürgern als den einzigen Laſtträger des Staats anſehen müſſen, und dadurch Luſt und Kraft verlieren, mehr Fleiß auf die Cultur ſeiner Grundſtücke zu wenden, als eben zu ſeinen dringenden Bedürfniſſen nöthig wäre; wobei der Staat wieder zu kurz kommen würde. Auch die Verſuche, die man durch wirkliche Anwendung des phyſiokratiſchen Syſtems gemacht hat, haben deſſen Unſtatthaftigkeit erwieſen.

Phyſiologie heißt eigentlich nach der Bedeutung des Worts die Lehre von der Natur; wir verſtehn darunter insbeſondre die Lehre von der Natur des Menſchen, obgleich die Schuldefinitionen dieſes Worts nach dem jedesmaligen Standpunkte der Philoſophie und der mediciniſchen Wiſſenſchaft verſchieden waren. So erklärten z. B. Fernelius und Plattner ſie für die Lehre von der Natur, oder den Inbegriff gewiſſer Kräfte und Urſachen, durch welche das Leben und ſeine Aeußerungen in dem Menſchen bewirkt werden; Boerhaave für die Lehre von dem

Nutzen der Theile; Haller für die belebte Anatomie; Meckel für die Lehre von den Verrichtungen des Menſchen und ſeiner Theile im geſunden Zuſtande; die naturphiloſophiſchen Aerzte für die Wiſſenſchaft von dem Offenbarwerden des Lebens an dem menſchlichen Organismus, und da der vollkommenſte Zuſtand des Lebens im Organismus zugleich den Begriff der Geſundheit in ſich ſchließt, ſo iſt auch in dieſer Erklärung der Zuſtand der Geſundheit ſchon mit eingeſchloſſen. Schon aus dieſen verſchiednen Erklärungen der Phyſiologie iſt zu ſchließen, daß ſie ſeit der Begründung der Medicin verſchiedne Stufen durchlaufen haben müſſe, ehe ſie zu dem jetzigen Standpunkt gelangte. Sie iſt der Grund aller wiſſenſchaftlichen Medicin, ihre Geſchichte iſt folglich auch eins mit der Geſchichte der Medicin, und an ihr iſt der Einfluß, welchen die Philoſophie eines jeden Zeitalters auf die Medicin ausübte, ſichtlich nachzuweiſen. Indem wir uns hier auf die Geſchichte der Arzneikunſt berufen, berühren wir nur flüchtig einige Wendepunkte in der Geſchichte der Phyſiologie. Wenn gleich dem Nachdenken derer, welche ſich mit der Heilung der Krankheiten befaßten, in den älteſten Zeiten ſich Betrachtungen und Beobachtungen über die Natur des Menſchen, den Bau und die Verrichtungen ſeiner Organe, und das ſich allenthalben äußernde Leben aufdringen mußten, ſo waren doch die Kenntniſſe der erſten Zeit nur mangelhafte Bruchſtücke, einzelne Materialien und Hypotheſen. Hippokrates ſelbſt hatte nur unvollkommne Kenntniſſe von der Organiſation des menſchlichen Körpers, und einſeitige Begriffe von dem Urſprung des Lebens. Plato macht ſchon deßwegen Epoche, weil er umfaſſende Ideen von den Verhältniſſen des Univerſums, von dem Ausdruck der geſammten Natur in dem Körper und Leben des Menſchen, von dem Urſprung des Lebens aus der Gottheit, als dem ewigen Leben ſelbſt, in die Phyſiologie verwebte, welche nach ſo mancherlei Abweichungen in der neueſten Bearbeitung der Phyſiologie durch die Naturphiloſophie, wenn gleich in manchen Stücken modificirt, doch in den Hauptideen übereinſtimmend, wieder aufgenommen wurden. Galen war ſchon mit umfaſſendern Kenntniſſen in der Anatomie, und dabei mit denen der ältern Aerzte und Philoſophen verſehen, und ſetzte darnach ein für damalige Zeiten ſchon reichlich verſehenes Gebäude der Phyſiologie zuſammen. Von ihm rührt die Eintheilung der Functionen in Lebens-, thieriſche und natürliche Verrichtungen her, die bis auf unſre Zeiten ſich in Anſehn erhalten hat. Nach den Zeiten des Mittelalters bereitete die beſſere Bearbeitung der Anatomie (ſ. d. Art.) ein geläutertes Studium der Phyſiologie wieder vor, doch blieb dieſe auch lange bloß feinere Anatomie. Die Berichtigung der Theorie des Blutumlaufs von Harvey verbreitete zwar vieles Licht in den Verrichtungen des menſchlichen Organismus, allein ſie hatte auch zur Folge, daß lange Zeit danach die Phyſiologen alle Thätigkeiten in demſelben und das Leben ſelbſt nach Grundſätzen der Mechanik und Hydraulik aus dem Umlauf des Blutes erklären und berechnen wollten. Nur Stahl lenkte die Aufmerkſamkeit wieder auf eine geiſtige Urſache des Lebens und ſeiner Aeußerungen, indem er die Seele als das Princip derſelben annahm; Haller aber gründete eine ganz neue Epoche in der Phyſiologie, indem er mit großer Gelehrſamkeit alles bisher bekannte Richtige in ein Ganzes ſammelte, alles Unerwieſene und Unrichtige daraus verwies, und an die Stelle leerer Hypotheſen und unerwieſener Meinungen Thatſachen, Beobachtungen und Erfahrungen ſetzte. Er begründete die Theorie von der Reizbarkeit der thieriſchen Faſer, welche von andern Phyſiologen nach ihm unter verſchiednen Modificationen zur Lehre von der Lebens-

kraft umgearbeitet wurde, und in welcher endlich ſelbſt Browns Lehre ihre Wurzel hatte, indem dieſe das Leben und ſeine Erſcheinungen aus der Reizbarkeit des geſammten Organismus (die er Erregbarkeit nannte), und den erregenden Einwirkungen der Außenwelt, herleitete. Unterdeſſen hatten allmählig die Fortſchritte der neuern Chemie und die Philoſophie Kants eine andere Geſtaltung der Phyſiologie vorbereitet; die erſtern, indem ſie die einfachen Stoffe des Organismus durch kunſtvolle Verſuche darſtellen und näher kennen lehrten, daher auch mehr Licht über den Einfluß der von außen in ihn aufgenommenen, und auf ihn wirkenden Stoffe der Nahrungsmittel, der Atmoſphäre, u. ſ. w. verbreiteten; die letztere, indem ſie durch gründliche Kritik deſſen, was die Vernunft zu leiſten oder nicht zu leiſten vermag, alle leere und nicht zu erweiſende Hypotheſen verbannte, eine beſſere Art der Naturforſchung überhaupt einführte, gewiſſe aus der Grundeinrichtung des Geiſtes entſpringende Maximen als die Richtſchnur für alle Unterſuchungen der Natur aufſtellte. Hieraus entſtanden richtigere Begriffe über Organiſation und Organismus. Wenigern Einfluß hatte die nur vorübergehend glänzende fichtiſche Philoſophie des Idealismus, welche die Welt, ſo auch die Natur und die menſchliche Organiſation und alle Erfoderniſſe des Lebens, als Bedingungen des Bewußtſeyns rein a priori ableitete; dagegen Schelling von dem Leben ſelbſt, als dem Urquell alles Seyns, nicht nur die ganze Natur, ſondern den Geiſt, die Vernunft ſelbſt ableitete, demnach alles, was iſt, Geiſt, Menſch, Natur, Organiſation, das Univerſum ſelbſt, nur die Offenbarung dieſes höchſten und ewigen Lebens in einer unermeßlichen Reihe von Modificationen, die reale Darſtellung deſſelben iſt. Dieſe letztere Anſicht, verbunden mit den immer vollkommnern Unterſuchungen der feinern Anatomie des menſchlichen Organismus, und der vergleichenden Anatomie der Thiere, mit den neuern Bereicherungen aus der Phyſik durch Auffindung der Electricität, des Galvanismus und des animaliſchen Magnetismus, hat die Phyſiologie auf einen höhern Standpunkt gebracht, als ſie je ſtand, obgleich unter den einzelnen Bearbeitern derſelben noch keine vollkommene Uebereinſtimmung in allen einzelnen Stücken beſteht, und es gerade eine Eigenthümlichkeit und ein Vorzug dieſes jetzigen Standes der Phyſiologie iſt, daß bei einer großen Menge gut bearbeiteter Materialien doch immer volle Freiheit des Geiſtes, ſie nach modificirten Anſichten zu einem gut conſtruirten Ganzen zu benutzen, geblieben iſt. Dieſer Freiheit bedienen wir uns, um den Leſern in möglichſter Kürze einen Abriß von dem weſentlichen Inhalt der Phyſiologie zu geben. Wenn wir von jenen beiden, als höchſten Principien aufgeſtellten, in gerade entgegengeſetzter Richtung einander begegnenden Sätzen für jetzt abgehn, ſo finden wir doch durch die Reflexion, daß der Menſch in zwiefacher Rückſicht zu betrachten iſt: als Naturweſen, zur Erde gehörig, und als ein höheres, der Geiſterwelt angehöriges Weſen. Als Naturweſen gehört der Menſch der Erde an, unterliegt den allgemeinen Naturgeſetzen, die das große Weltall regieren, und ſich in allen Theilen deſſelben, ſo auch im Erdorganismus in unzähligen Abſtufungen wiederholen. Nach dieſen Naturgeſetzen ſehen wir alle organiſche Weſen von ihres Gleichen entſtehn, alsdann ſich ſelbſt erhalten, wachſen, blühen, dann wieder zurückgehn, welken und abſterben. Der Menſch ſteht zwar als organiſches Weſen auf der höchſten Stufe, die Naturgeſetze aber regieren und beſtimmen unabänderlich ſeine irdiſche Exiſtenz; er entſteht, und wächſt, blüht, welkt und ſtirbt ab, ohne Willkür, ohne Freiheit. Die allgemeine Kraft, die nach ewigen, unabänderlichen Geſetzen das Weltall, die Er-

de, die organiſchen Weſen der Erde hervorbringt, regiert und bewegt, iſt das urſprüngliche, ewige und unendliche Leben, das als Weltleben, Erdleben, als das Leben der der Erde angehörigen organiſchen Weſen, in unzähligen Abſtufungen ſich darſtellt. Es iſt daſſelbe Leben, das auf der unterſten Stufe der Erdweſen ſich als Cryſtalliſirung im Wachsthum des Minerals und Metalls offenbart, das ſchon in höherer, aber noch ſtiller Thätigkeit im Wachsthum der Pflanzen ſeinen Kreis durchläuft; daſſelbe Leben, das auf noch höhern Stufen in der Thierwelt einen freiern und weitern Kreis durchgeht, ſich in viel mannichfaltigern Abſtufungen offenbart, das endlich im Menſchen ſich auf der höchſten Stufe in den mannichfaltigſten Modificationen darſtellt. Indem alſo das an ſich ewige und unendliche Leben in zeitliche und endliche Beſchränkungen von verſchiednen Graden ſich darſtellt, erſcheint es als eben ſo verſchiedne körperliche Formen in den Erdorganismen, durchläuft in denſelben einen gewiſſen Kreis, in welchem es ſeine an ſich ewige und unendliche freie Thätigkeit auf beſchränkte, d. h. zeitliche und endliche Weiſe, offenbar werden läßt, und dadurch die verſchiednen Perioden der organiſchen Weſen in Entſtehung, Wachsthum, Blüthe, als dem Culminationspunkt der Lebensäußerung, entwickelt. Dieſe Offenbarung, Verkörperung der Ideen des Lebens, und die Entwicklung ihrer Perioden nennen wir Natur, und die ihnen einwohnende Lebensidee Naturkraft. Es iſt folglich dieſelbe Naturkraft, die ſich im großen Erdorganismus wie im kleinen äußert, nur auf verſchiednen Graden der Stärke, je nachdem die Idee des Lebens auf einer niedern oder höhern Stufe ſich offenbart. Daher ſehen wir im Menſchenleben alle Erſcheinungen des geſammten Erdlebens wie im Spiegel wiederholt; wir finden die niedern Stufen des Lebens, die Cryſtalliſation des Mineralreichs, die Vegetation des Pflanzenreichs, die Animaliſation des Thierreichs in ſeinen verſchiednen Stufen im menſchlichen Organismus wiederholt, ſo wie wir die Erſcheinungen der Natur verähnlicht in demſelben wiederfinden, z. B. die Bewegungen der Erde um ihre Sonne in den Perioden des Menſchenlebens; die tägliche Bewegung der Erde um ſich ſelbſt, die Wechſel ihres Lebens im Licht und in der Nacht, im Wachen und Schlaf; die Atmoſphäre mit ihrem ätheriſchen Princip in dem Bau der Lungen; den Erdelectricismus in der animaliſchen Electricitätsſpannung; den Charakter der Erdoberfläche und des Climas in dem phyſiſchen Charakter der Menſchen u. ſ. w. In ſo fern nun die Idee des Lebens auf der Erde ſich auf der höchſten Stufe offenbaren ſollte, mußten auch die Aeußerungen der allgemeinen Naturkraft in den mannichfaltigſten Modificationen, und der ihr ſich gleich bildende Organismus am zuſammengeſetzteſten erſcheinen, um einen organiſchen Körper darzuſtellen, der in ſeiner Formbildung und in Behauptung ſeiner Individualität die Stufenhöhe der Idee des Lebens, in dem Umlauf von Entſtehung und Bildung, in den Entwicklungen des Wachsthums und der Lebensperioden, die ſtets in ununterbrochener Thätigkeit begriffene Durchführung der Lebensidee, in der Fortpflanzung und Erhaltung des Menſchengeſchlechts ſelbſt die Ewigkeit und Unendlichkeit der Lebensidee, als Ausfluß des urſprünglichen, abſoluten und ewigen Lebens, offenbarte. Daher ſtellt ſich der menſchliche Körper in einer Form dar, welche der höhern Foderung der Vernunft, den Regeln der Schönheit, Symmetrie und Zweckmäßigkeit entſpricht, iſt mit einer Reihe von Organen verſehn, welche zur Ausbildung, zur Erhaltung ſeiner Individualität und ſeiner Gattung dienen, mit Organen, welche zur Bewegung, zum Wechſelverkehr mit der Außenwelt, ferner mit Organen, welche zur

Wahrnehmung der Gegenſtände außer ihm, ſo wie ſeines eigenen Körpers dienen. (S. d. Art. Organiſation.) Da aber der Menſch nur einer Seits der Erde als Naturweſen, andrer Seits aber der Geiſterwelt angehört, ſo iſt der menſchliche Geiſt als Menſchenſeele durch Vernunft und Freiheit von der Naturwelt getrennt, und dieſer völlige Gegenſatz durch das Bewußtſeyn bewirkt, wodurch er die in ihm ſich ſpiegelnden Bilder der Außenwelt als außer ihm und ihm fremd erkennt und unterſcheidet. Jene Reihe von Organen, welche den menſchlichen Organismus in den Gegenſatz zur Außenwelt bringen, ſind daher auch zum Theil die Vermittlungsorgane zwiſchen Körper und Seele, und ihr Mittelpunkt, wo alle aus- und einwirkenden Strahlen zuſammentreffen, iſt als der Sitz der Seele, oder vielmehr als das Organ derſelben anzuſehn, von wo die freie und willkürliche Thätigkeit über den Organismus, in ſo weit er derſelben unterworfen iſt, und zum Wechſelverkehr mit der Außenwelt und mit andern menſchlichen Geiſtern gehört, ausgeht. Denn unbeſchadet der urſprünglichen Klarheit der Vernunft und Freiheit des Geiſtes iſt derſelbe doch durch ſeine innige Verbindung mit dem organiſchen Körper und gleichſam Verſenkung in denſelben, einer Beſchränkung während des irdiſchen Lebens unterworfen, ſo daß er die unwandelbaren Geſetze der Naturkraft und deren Aeußerungen nicht ändern kann, und die Willkür ſeiner Einwirkungen nicht bis auf diejenigen Organe erſtreckt, welche bloß dem Naturleben unterworfen, und zur Erhaltung des ganzen menſchlichen Organismus beſtimmt ſind, indem dieſe Organe ununterbrochen, wie es die Lebensidee, oder die ihnen einwohnende Naturkraft erfodert, ohne Willkür der Seele, thätig ſind. — Nach dieſen Foderungen des menſchlichen Organismus beſteht dieſer demnach in einer Verbindung von Organen, die in einer ſich unaufhörlich umſchlingenden und wiederholenden Kette von Thätigkeiten einander unter- und nebengeordnet, einander erregend und wieder beſchränkend wirken, in denen man jedoch gewiſſe zuſammengehörige Reihen und Ordnungen bemerkt, die man Syſteme nennt. Dasjenige Syſtem, welches ausſchließlich zur Erhaltung des Organismus beſtimmt iſt, nennt man das Reproductionsſyſtem, zugleich die Wurzel und der Boden des Ganzen, aus dem alle verſchiednen Syſteme conſtruirt werden, in ſo fern nämlich alle organiſche Maſſe hierhin gehört. Diejenige Reihe von Organen, welche gebildet ſind, um zur Bewegung im Raume, ſowohl im Organismus ſelbſt, als in Betreff der Außenwelt, nämlich der Ortsbewegung zu dienen, benennt man das Syſtem der Irritabilität; die Reihe von Organen, welche das eigentlich höhere, animaliſche Leben ausdrücken und realiſiren, daher auch die Naturkraft auf ihrer höchſten Stufe enthalten, die Wahrnehmung der Außenwelt und die Wechſelwirkung mit ihr bewirken, iſt das Syſtem der Senſibilität, das ſich in zwei Regionen abſondert, die niedere, welche zur Mittheilung der höhern Naturkraft ſich in das Reproductionsſyſtem verſenkt, und deſſen Thätigkeit der Idee des Lebens angemeſſen beherrſcht; die höhere, welche der Willkür des Geiſtes unterworfen iſt, und die Thätigkeiten derſelben vermittelt. Die Verrichtung des reproductiven Syſtems iſt, den Organismus in ſeiner Form und Bildung zu erhalten, die Entwicklung deſſelben nach den Perioden ſeines Lebensalters zu bewirken. In der großen Natur ſpricht ſich die ununterbrochene Thätigkeit der Idee des Lebens in ſtetem Wechſel und in unaufhörlicher Veränderung der Maſſe aus, was nichts anders iſt, als ein ſtetes Vereinigen und Trennen, oder der kurze Lebenscirkel der verſchiedenen nichtorganiſchen Dinge, die alsdann wieder in den Stand der todten Maſſe zurückfallen. In der

Weltnatur wird dieſer ſtete Gegenſatz, dieſer ununterbrochene Wechſel von Verbindung und Auflöſung, vom Erheben zum Leben und Zurückfallen zum Tode, durch das die Idee des Lebens auf höherer Stufe durch raſtloſe Thätigkeit offenbarende Oxygen, — die irdiſche Nachbildung des himmliſchen Aethers — vermittelt. Alles, was von der unterſten Stufe der todten Maſſe zur höhern Lebensform der erſten Naturkörper ſteigen und einen kurzen Lebenscirkel durchlaufen ſoll, muß von dieſem Oxygen durchdrungen, und ſein voriges Seyn dadurch in ein andres verwandelt werden. So iſt auch im lebenden Organismus kein Stillſtand, ſondern eine ſtete raſtloſe Thätigkeit, beſtändiger Wechſel von Stoff, das ganze Leben des Organismus beſteht aus unzähligen kleinen Lebenscirkeln der einfachen Stoffe, der zuſammengeſetzten erſten organiſchen Formen, der einzelnen Organe und Syſteme in immer höhern Stufen, und daher in immer weitern Lebenscirkeln. Dieſer ſtete Wechſel des Stoffs im Organismus bedingt die Nothwendigkeit einer ſteten Aufnahme von neuem, dem organiſchen Leben zu übergebenden Stoff, und von Ab- und Ausſcheidung des verbrauchten Stoffs, der ſeine kurze Lebensperiode im Organismus durchlaufen hat, und, als demſelben fremd, von ihm entfernt wird. Dieſe aufgenommenen Stoffe müſſen eine Reihe von Veränderungen durchgehn, bis ſie zu der Stufe des animaliſchen Lebens geſchickt ſind, um in das lebende organiſche Verhältniß einzugehn. Zu dieſen Verrichtungen ſind eine Reihe von Organen beſtimmt, welche dazu geſchickte Form, innern Bau und eigenthümliches Leben haben. Dies ſind die Organe der Ingeſtion und Digeſtion: Mund, Schlund, Magen und Darmcanal, die einſaugenden Adern vom Darmcanal aus, Drüſen, zuſammenlaufende Canäle, die ſich endlich in einen einzigen verbinden. (S. weiter hierüber die Artikel: Verdauung, Aſſimilation, Ernährung.) Bis hieher wurde der aufgenommene Stoff immer geläuterter, dem organiſchen Leben immer verwandter, alle Qualitäten des Organismus, alle verſchiednen des organiſchen Lebens fähigen Stoffe, aus denen der Organismus beſteht, aber in völliger Indifferenz (gleichſam ſchlafend, zum Leben noch nicht durch den höhern Gegenſatz geweckt) enthaltend. Jetzt wird dieſe Maſſe durch Verbindung mit dem ätheriſchen Leben zum höhern organiſchen Leben geweiht, und wird zum Blut. Dies geſchieht in den Lungen (ſ. d. Art.), von welchen das Blut in dem linken Herzen (der linken Herzkammer) als dem Mittelpunkt des organiſchen Kreislaufs, ſich ſammelt. Jetzt iſt das Blut eine mit Leben begabte Flüſſigkeit, alle Qualitäten deſſelben treten aus einander, mit dem ätheriſchen Princip, als dem Ausdruck höhern Lebens zu reger Thätigkeit beſtimmt, flieht es vom Mittelpunkt ſich verbreitend in den ganzen Organismus, in unzähligen Strömungen neubelebten Stoff allenthalben austheilend. Dadurch wird das Arterienſyſtem in ſeinen Verzweigungen bis zum feinſten Aederchen gebildet. Jetzt iſt dieſer belebte Stoff im ganzen Organismus verbreitet, jedes einzelne Organ iſt davon durchdrungen, jedes theilt ihm nun den ſpecifiſchen Lebenscharakter mit, den es beſitzt, und ſo durchläuft nun jeder einzelne Stoff ſeinen Lebenscirkel, in dem entweder ein Theil, mittelſt der innigen Verbindung mit dem ätheriſchen Oxygen, als gerinnbare Faſer ſich in die erſte organiſche Form, das Zellgewebe (eine Art organiſcher Cryſtalliſation) verwandelt, und an die Stelle des Gleichen anſetzt, ſich mit ihm zu dem nämlichen Organ verbindet, um entweder, wenn es noch in der Entwicklung und Ausbildung begriffen iſt, dieſe zu befördern, oder das Verbrauchte, Untaugliche zu erſetzen, wodurch denn die verſchiednen Geſtalten und Zuſammenſetzungen der Beſtandtheile des Körpers gebildet und erhalten

werden, die theils in der Zellform, in der Gefäßform, in der Bündelform und Hautform vorkommen, woher denn verſchiedne eigenthümliche Gewebe oder organiſche Syſteme, aus denen alle feſten Theile des menſchlichen Organismus beſtehen, ihren Urſprung haben, als: das eigentliche Zell- oder Faſergewebe, die verſchiednen Häute, Drüſen, Haare, Knochen, Knorpel, Muskeln, Gefäßmuskel, Adern, das Haargefäßſyſtem, die Nerven mit dem Gehirn, welche einzelne Beſtandtheile durch mannichfache Verbindungen die zuſammengeſetzten Organe bilden, deren eigenthümlicher Bau der Ausdruck des ihnen einwohnenden eigenthümlichen Lebens iſt, und in deren beider Verbindung ihre ſpecifike Thätigkeit oder Funktion gegründet iſt. Ein andrer Theil des Blutes iſt beſtimmt zur Verwandlung in beſondere Flüſſigkeiten, dies iſt die Function der Abſonderungen, denen gewiſſe Organe gewidmet ſind. Hieher gehört denn die Abſonderung der Speichelſäfte in den Speicheldrüſen, der Magenſäfte in den Magenhäuten, der Galle in der Leber, der Milch in den Brüſten, des Saamens in den Hoden, des wäſſerigen Dunſtes in den ſeröſen Häuten, des Schleimes in den Schleimhäuten. Wenn die organiſchen Stoffe ihren Lebenscirkel durchlaufen haben, ſo erliſcht die Lebensidee in ihnen, ſie ſterben ab, und werden als fremdartige, todte Theile im lebenden Organismus nicht ferner geduldet, daher werden ſie, der organiſchen beſondern Form beraubt, aufgelöſ't, in Canäle aufgenommen und fortgeſchafft. Dies geſchieht durch die einſaugenden lymphatiſchen Adern, und durch Ab- und Ausſcheidungsorgane, den untern Theil des Darmcanals, die Nieren und Urinwege, die äußere Haut u. a. m. Das Nähere über den innern Bau und die Verrichtung aller dieſer Organe iſt bei den einzelnen ſie betreffenden Artikeln nachzuſehn. Das Syſtem der Irritabilität wird gebildet von der zu einer höhern organiſchen Lebensform gebildeten Faſer aus dem Blute, und beſteht aus der Muskelfaſer, welche das Vermögen beſitzt, durch Zuſammenziehung ſich zu verkürzen. Ganze Bündel dieſer Faſern bilden die Muskeln. Sie ſind theils hohle Muskeln, zur Aufnahme und Fortbewegung von Flüſſigkeiten beſtimmt, wie das Herz und die Arterien; ſelbſt die Venen und Lymphadern ſind mit Muskelfaſern, obwohl in der unterſten Stufe der Irritabilität, verſehn; theils breite Muskeln, welche an das Knochenſyſtem ſich anſchließen, und zur willkürlichen Bewegung dienen. (S. d. Art. Muskel.) Das Syſtem der Senſibilität wird von der zur höchſten organiſchen Lebensform gebildeten Maſſe als Mark dargeſtellt, und bildet das geſammte Nervenſyſtem, deſſen organiſche Form und Bildung, ſo wie ſeine verſchiednen Functionen in dem Artikel: Nerven, dargeſtellt ſind. — Dieſe verſchiednen Syſteme ſind ſowohl in Rückſicht ihrer realen Erſcheinungen als in Rückſicht ihrer Thätigkeiten und Functionen auf mannichfaltige Weiſe in größern und kleinern Cirkeln mit einander verbunden, und finden ſich in jedem der einzelnen Theilganzen oder Organe wiederholt. So ſehen wir z. B. allenthalben die einfache organiſche Faſer als Zellgewebe, Haut, u. ſ. w. Gefäße, die Blut zu- und abführen, Nerven, welche die höhere Lebensthätigkeit über die niedern Organe verbreiten, und ihre ſpecifike Function reguliren. Alle Verrichtungen der einzelnen Theile des geſammten Organismus werden durch die in dem Nervenſyſtem real dargeſtellte, gleichſam verkörperte Lebensidee, der Idee des menſchlichen Organismus gemäß, geleitet und in Harmonie zu dem allgemeinen Zwecke deſſelben geſetzt, ſo daß keines mehr, länger, oder zu andrer Zeit, als dieſe Idee erfodert, thätig iſt. Dieſe Harmonie iſt alſo die ungeſtörte Durchführung der Lebensidee, und in ihr beſteht demnach auch der normale Zu-

ſtand, welchen wir Geſundheit nennen. In die Reihe dieſer Harmonie der Functionen des Organismus gehören auch die Thätigkeiten der Seele, in ſo weit dieſe von dem Organismus beſtimmt wird, und in ſo weit ſie auf dieſen beſtimmend zurückwirken. Denn obgleich das Leben der Seele höher ſteht als das organiſche Leben, indem das letztere nach den unwandelbaren Geſetzen des Naturlebens ſeinen Cyclus durchläuft, das erſtere aber durch Vernunft und Freiheit ſich ſelbſt beſtimmt, ſo ſtehen doch auch beide durch die innige Verbindung in einer gegenſeitigen Wechſelwirkung mit einander. Der Organismus wirkt nämlich auf die Seele einmal durch das ihr zunächſt angehörige Cerebralſyſtem, indem durch die Sinnesanſchauungen die Seele erſt den Stoff zu Vorſtellungen erhält, den ſie durch ihre Thätigkeit weiter verarbeitet; dann aber iſt auch das dem organiſchen Leben zunächſt angehörige Ganglienſyſtem, obgleich die Vorgänge im Organismus wegen der Hemmungspunkte im Nervenſyſtem (Nervenknoten, Ganglien) zu keinem klaren Bewußtſeyn kommen, doch nicht ſo gänzlich von dem höhern Cerebralſyſtem getrennt, daß nicht einige Verbindung zwiſchen beiden Statt finden ſollte. Denn eine dunkle Vorſtellung von den Vorgängen des organiſchen Lebens erhält die Seele durch dieſes Syſtem der Nerven, durch das Gemeingefühl, und in ſo fern dieſes auf den Willen erregend wirkt, um gewiſſe Bedürfniſſe des Organismus zu befriedigen, entſtehn die Triebe und Inſtincte; endlich ſcheint eine fortwährende ſtille Einwirkung des organiſchen Lebens auf das höhere Nervenſyſtem, auf das Gehirn und das Organ der Seele zu wirken, welche ſchon durch die ſtete Reproducirung des organiſchen Subſtrats des Cerebralſyſtems aus dem Blutſyſtem, dann auch durch die Nervenverbindung von beſondern Organen vermittelt wird. Durch beide Umſtände ſcheint das Temperament und die Abwechſelung in der Stimmung des Gemüths gegründet zu werden. Die Seele dagegen wirkt auf den Organismus ſchon durch viele willkürliche Handlungen, die auf das organiſche Leben Einfluß haben, durch Willkür in der Befriedigung der Triebe, ferner durch die mit der Thätigkeit der Seele nothwendig verbundne Erregung der Thätigkeit ihres Organs, welches, indem es unter den Geſetzen des organiſchen Lebens ſteht, nach dieſen auch eine Hinleitung der Naturkraft zu ſich, und Ableitung derſelben von andern Organen, zur Folge hat; endlich durch die directe Einwirkung beſtimmter Thätigkeiten und Erregungen der Seele auf beſtimmte Organe, nämlich der Phantaſie, der Leidenſchaften und der Affecten. (S. unter andern die Artikel: Pathognomik, Mimik, u. ſ. w.) Alle dieſe, hier nur berührten Gegenſtände werden in der Phyſiologie bis zum Einzelnen durchgeführt, durch Belege aus der höhern Phyſik, der Anatomie des Menſchen, und aus der vergleichenden Anatomie der Thiere näher erörtert, durch die Erfahrungen aus den krankhaften Abweichungen, wodurch manches im geſunden Zuſtande ſchlummernde Verhältniß erſt offenbar wird, z. B. die innigere Wechſelwirkung zwiſchen Organismus und der Außenwelt, zwiſchen Körper und Seele, noch deutlicher wird, ſo wie gegentheils die Auffindung der Störungen der ungetrübten Durchführung der Idee des Lebens im menſchlichen Organismus in allen ſeinen Verhältniſſen den Stoff für die Pathologie gibt. H.

Phytologie, die Pflanzenkunde, Botanik, ſ. d. Art.

Pianiſten, ſ. geiſtliche Orden.

Piano heißt in der Muſik ſchwach, mit ſchwachem Ton. Gewöhnlich wird damit derjenige Grad der Schwäche des Tons bezeichnet, der noch einen größern Grad von Schwäche für das Pianiſſi-

mo übrig läßt. Demnach ſollte eigentlich bei dem Vortrage der Tonſtücke, insbeſondre aber bei dem Vortrage der Ripienſtimmen, die Regel ohne Ausnahme befolgt werden, daß jeder Ausführer das Piano vermittelſt desjenigen Grades der Schwäche des Tones vortrage, welcher noch einen merklich ſchwächern Grad für das Pianiſſimo übrig läßt. In Tonſtücken, in welchen keine Soloſtimme zu begleiten iſt, wie z. B. in der Sinfonie, im Chore oder auch in den Ritornellen der Arien und Concerte pflegt man in gut eingeſpielten Orcheſtern dieſe Regel auch zu befolgen. Allein bei der Begleitung einer Soloſtimme, ſie beſtehe nun in einer Sing- oder Inſtrumentalſtimme, macht es theils die Schwäche des Tones des Sängers, theils der ſchwache Ton dieſes oder jenes Inſtruments nothwendig, von dieſer Regel abzuweichen, und das Piano ſchwächer oder gar dem Pianiſſimo gleich vorzutragen, damit die Hauptſtimme durch die Begleitung nicht zu ſehr bedeckt werde. Es gibt aber auch Fälle, wo das Piano ſtärker als gewöhnlich vorgetragen werden muß; dahin gehört z. B. der Fall, wenn bei einem Pianoſatze die Baßſtimme ſchweigt und die Grundſtimme in die Viole verlegt iſt. In dieſem Fall müſſen die Ausführer der Viole den Ton merklich ſtärker nehmen, als wenn ſie in dem Beiſeyn der Bäſſe bloß Mittelſtimme ſpielen. Bei dem Wechſel des Piano und Forte iſt die größte Uebereinſtimmung aller Inſtrumentiſten erfoderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen ſoll.

Pianoforte, ſ. Fortepiano.

Piaſten, ſ. Polen.

Piaſter, eigentlich eine ſpaniſche Silbermünze, welche acht Silberrealen (daher er auch Stück von achten, Pezzo da otto, heißt) oder etwas mehr als einen deutſchen Conventionsthaler gilt. Zuerſt wurden ſie bloß in Spanien, jetzt aber auch in verſchiednen andern Ländern Europa's geſchlagen.

Piazzi, Aſtronom zu Palermo, der Entdecker der Ceres Ferdinandea, ſ. Planeten.

Pic, ſ. Teneriffa.

Picard, (Louis Bénoit), franzöſiſcher Luſtſpieldichter. Er ward im Jahre 1769 zu Paris geboren. Dort lebt er noch als Mitglied des Inſtituts und fruchtbarer Theaterdichter. Er war früherhin Schauſpieler und Directeur des Theaters der Kaiſerin, rue de Louvoir, wo man bloß Luſtſpiele aufführte. Späterhin wurde er Directeur des Théâtre de l'Odeon, wo abwechſelnd Luſtſpiele und italieniſche Opern aufgeführt werden. Die beſten ſeiner Werke ſind in der Ausgabe geſammelt, welche 1812 in 6 Bänden zu Paris bei Mame erſchien. In ihr finden wir 33 Luſtſpiele, deren frühſtes 1791, alſo im 22ſten Jahre des Dichters, das ſpäteſte 1811 erſchien. Er hat außer dieſen Luſtſpielen noch einige gedichtet, welche er aber durch dieſe Sammlung der Vergeſſenheit übergibt. Picard hat beſonders das Verdienſt, die Sitten und Gebräuche ſeiner Zeit glücklich aufzufaſſen, Schwachheiten zu enthüllen, Laſter und Verbrechen zu beſtrafen. Beſonders gab ihm die frühere Zeit, in welcher er ſeine erſtern Stücke ſchrieb, reichlichen Stoff dazu. Und in der That könnte man bei einer Schilderung des bürgerlichen Zuſtandes in Frankreich während der Zeiten der Revolution, und wohl ſelbſt ſpäterhin die richtigſten und nicht ſelten wichtigen Züge des Volksgeiſtes, welche in dieſen Luſtſpielen ſich entwickeln, ſehr benutzen. Auch der Dialog iſt meiſt den Sittenſchilderungen ſehr angemeſſen, im Ganzen fließend und leicht, nur oft vielleicht zu abgebrochen. Weniger ſind Picards Luſtſpiele von Seiten der Verwicklung zu loben, hierin

iſt er nur in einigen glücklich geweſen, ſtatt daß in ſehr vielen der Stoff, beſonders für die letzten Acte, nicht mehr ausreichen will, oder die Expoſitionen zu weit in das Stück hineingreifen, oder die Zuflucht zu einer doppelten Handlung genommen werden mußte. Jedenfalls iſt aber Picard der beſte der neuern Luſtſpieldichter Frankreichs, und es wäre bloß zu wünſchen geweſen, daß ſein heitrer Satyr die Geißel in den Jahren der napoleontiſchen Tyrannei freier und über höhere Häupter hätte ſchwingen können, um ſeine Stücke noch intereſſanter zu machen, und ihn ſelbſt auf einen höhern Standpunkt zu erheben. Mehrere ſeiner Stücke ſind überſetzt, andre verdienten es noch in Ueberſetzungen oder Bearbeitungen auf dem deutſchen Theater heimiſch gemacht zu werden. Es wird ſich lohnen, die Sammlung ſeiner Luſtſpiele nach dieſem Geſichtspunkte durchzugehn. 1. Encore des ménechmes, 3 Acte, hat Schiller unter dem Titel: der Neffe als Oheim überſetzt, es ſcheint aber, als ob kein Theater, mit Ausnahme des königl. Theaters in Dresden und des weimariſchen, noch einen Verſuch der Aufführung gemacht habe. Die Nothwendigkeit, zwei Schauſpieler zu haben, die die ſich ganz ähnlich ſehn, iſt wohl die Urſache davon. Bei der Aufführung zu Dresden ward dies durch eine glückliche Umarbeitung eines Freundes des verewigten Schillers vermieden; 2. Les Visitandines, komiſche Oper in 2 Acten. Devienne's Muſik hat das meiſte zu ihrer guten Aufnahme beigetragen. Der Verf. geſteht ſelbſt, daß er zum Theil nach Greſſet gearbeitet habe; 3. Le conteur ou les deux postes, Luſtſpiel in 3 Acten. Intereſſant ſind die Vorreden, die Picard jedem ſeiner Stücke gab. In allen weht hohe Ehrfurcht für die Heroen der franzöſiſchen Bühne, namentlich für Molière, von dem er ſelbſt geſteht, daß er ihm vergebens nachringe. Dies Stück verdiente eine Uebertragung ins Deutſche; 4. Le cousin de tout le monde, Nachſpiel. Eine Anekdote liegt zum Grunde. Die Verwicklung iſt ganz local; 5. Les conjectures, Luſtſpiel in 3 Acten, in Verſen. Die Verſe ſind fließend, bringen aber nicht ſelten etwas Gedehntes in das Stück. Es ſpielt in das Sentimentale. Picard entſchuldigt dies ſelbſt damit, daß es damals Mode geweſen ſey, verführte Mädchen aufs Theater zu bringen. Was würde Picard ſagen, wenn er den Schatz unſrer Schauſpiele kennte, wo dieſer Stoff hundertmal verarbeitet iſt? Er hat dies Stück, das erſt 5 Acte hatte, in 3 verkürzt, und zwei ganze Rollen weggeſtrichen. Ein nachahmenswerthes Vorbild. Für die Bearbeitung eignet ſich dies Stück wenig; 6. Les amis de collège, Luſtſpiel in 5 Acten und Verſen. Eins der gelungenſten picardſchen Stücke. Wer verſetzt ſich durch daſſelbe nicht gern in die Zeiten ſeiner Schuljahre; wer hat nicht auch Schulkameraden gehabt, welche, einſt ihm angehörend, ſpäterhin durch Geſinnung oder Raum von ihm getrennt wurden. Ein alter Profeſſor der Rhetorik darin iſt ein wahres Meiſterſtück; 7. Mediocre et rampant, Luſtſpiel in 5 Acten in Verſen. Es erſchien 1797, und iſt ganz aus der damaligen Zeit der Aufkömmlinge gegriffen, wahr und treffend. Aber die Sitten änderten ſich, und das Stück konnte keine Wirkung mehr thun. Freimüthig geſteht hier der Dichter in der Vorrede: „Ich glaube, meine Proſa iſt beſſer als mein Vers. Vorzüglich in den Scenen, die kein höheres Intereſſe haben, kommen mir meine Verſe verzweifelt ſchwach vor. Dann vermag ichs nicht, die Leere der Scene durch den Glanz des Styls zu beleben;" 8. Le voyage interrompu, Luſtſpiel in 3 Acten. Picard weicht mit Verſtand von dem betretenen Wege ab, die Bedienten zur Schürzung des Knotens und als Lenker des Stücks zu gebrauchen. Oft hat er ſich zweyer

Freunde dazu bedient; 9. Les comédiens ambulants, komiſche Oper in 2 Acten. Glücklich hat Fioravanti dieſe Oper componirt, doch glücklicher ſeine ländlichen Sängerinnen, zu denen ſie der Pendant iſt; 10. L'entrée dans le monde, Luſtſpiel in 5 Acten. Picard ſchrieb es 1799, und ſchilderte den Ton der damaligen Zeit trefflich. Eine Zumiſchung von Sentimentalität in einigen Scenen bringt keine üble Wirkung hervor; 11. Les voisins, in 1 Act. Picard geſteht, daß er einige Charaktere entlehnt habe, doch iſt es ein Nachſpiel voll Lebendigkeit und Wahrheit; 12. Le collateral, Luſtſpiel in 5 Acten. Die meiſten Bühnen haben bereits eine Ueberſetzung dieſes Stücks von K. Reinhold, unter dem Titel: die Poſtkutſche von Bocksdorf aufgeführt; 13. Les trois maris, in 5 Acten. Der Verfaſſer geſteht ſelbſt, daß es dem Stücke an Handlung und Intereſſe fehlt, freilich ſey der Anſtand dem Detail für Betrügereien der Weiber auf der Scene nachtheilig. Wichman hat dies Stück überſetzt; Celle 1803; 14. La petite ville, in 4 Acten. Das bekannteſte Stück Picards. Es gab gewiß auch Kotzebue die erſte Idee zu ſeinen Kleinſtädtern, welche jedoch weit vorzüglicher ſind. Auf der deutſchen Bühne hat bei der Localität des ganzen Sujets eine Uebertragung deſſelben kein Glück gemacht; 15. Duhautcours, in 5 Acten. Er dichtete es gemeinſam mit Franz Chéron. Das Falliment eines luxuriöſen Kaufmanns iſt der Stoff dazu. Wohl zu ernſt für ein Luſtſpiel; 16. Les provinciaux à Paris, in 4 Acten. Dies Luſtſpiel ſchilderte die Sitten der großen Städte, und ward nur nach heftigen Stürmen auf dem Theater geduldet. Es hatte 5 Acte, der Verfaſſer kürzte es zu 4, wodurch es ſehr gewann; 17. Le mari ambitieux, in 5 Acten, in Verſen. Auch hier iſt der Gang der Handlung nicht raſch genug, wie man wohl Picard nicht ſelten vorzuwerfen hat; 18. Le vieux comédien, in 1 Act. Ein allerliebſtes Nachſpiel. In den neuen Schauſpielen von Th. Hell findet ſich eine Ueberſetzung davon; 19. Monsieur Musard, in 1 Act. Iffland überſetzte es unter dem Titel: Herr Müßling, und ward unübertrefflich in der Darſtellung dieſes nicht ganz leichten Charakters; 20. Les tracasseries, in 4 Acten. Wäre dies Stück in einen Act zuſammengezogen, und wären die Perſonen nicht zu gehäuft, ſo würde es noch größeres Glück machen; 21. L'acte de naissance, in 1 Act. Mehr Sprüchwort als Luſtſpiel. Eine Dame verlor lieber einen Prozeß als daß ſie ihren Taufſchein producirte. Dies gab Anlaß zu dieſer Kleinigkeit; 22. Le susceptible, in 1 Act. Das Stück fand nur geringen Beifall. Der Empfindliche iſt auch mehr bedauernswerth als lächerlich; 23. La noce sans mariage, in 5 Acten. Ein gutes Intriguenſtück. Es ward in Paris kälter aufgenommen als es verdient hätte; 24. Les filles à marier, in 3 Acten. Faſt zu viele Mädchen! Die Verwicklung wiederholt ſich dadurch zu ſehr. Das Stück könnte leichtern Dialog haben; 25. Les marionettes, in 5 Acten. Eins der berühmtern Stücke Picards, und mit Recht. Wir beſitzen eine deutſche Ueberſetzung von Th. Hell in ſeinen Luſtſpielen; 26. La manie de briller, in 3 Acten. Kotzebue's Sucht zu glänzen iſt gelungner. Nur zu ſehr bieten ſich Gegenſtände zu dieſem Luſtſpiele überall dar! 27. Les ricochets, in 1 Act von Iffland überſetzt, unter dem Namen Rückwirkung; 28. Les capitulations de conscience, in 5 Acten in Verſen. Dies Luſtſpiel ward bei der Vorſtellung ausgepfiffen. Dieſes Schickſal verdient es keineswegs. Es iſt moraliſchen Inhalts, und wohl mochte der Stoff zu viele Gemüther verwunden, als daß man es für ein Luſtſpiel hinnehmen konnte; 29. Les oisifs, in 1 Act. Voll Leben, und aus der Natur gegriffen; 30. L'alcalde de

Molorldo, in 5 Acten. Ein größeres, gut durchgeführtes Intriguenſtück. Die Scene ſpielt in Spanien, ſcheint aber hie und da nicht localiſirt genug zu ſeyn; 31. Un lendemain de fortune, in 1 Act. Jeder Stand hat ſeine Beſchwerden, auch das Glück hat ſeine Laſt. Dies iſt das Sujet dieſes Nachſpiels, das zu den gelungenern gehört; 32. La vieille tante, in 5 Acten. Recht gut gewählt iſt der Stoff, obſchon in Gotters Erbſchleichern mit mehr Salz durchgeführt. Ein Herr Lambrecht hat eine ſchlechte Ueberſetzung davon herausgegeben; 35. Le café du printemps, nicht ohne Leben, mit einigen beſonders beluſtigenden Epiſoden.

Picarden, ſ. Secten.

Picart (Bernard), ein ausgezeichneter Kupferſtecher, geboren zu Paris im J. 1673, war der Sohn des unter dem Beinamen des römiſchen berühmten Zeichners und Kupferſtechers Stephan Picart. Er empfing den erſten Unterricht von ſeinem Vater, und hatte ſchon in einem Alter von zwölf Jahren eine große Geſchicklichkeit erlangt. Dann ſtudirte er die Zeichenkunſt auf der Akademie, und Perſpective und Architektur unter Sebaſtian le Clerc. In der Compoſition bildete er ſich nach den Vorſchriften Van Schuppen's, mit welchem er anatomiſche Figuren nach der Natur zeichnete. Er hatte einen bedeutenden Ruf erworben, als ſeine Anhänglichkeit an der proteſtantiſchen Lehre ihn bewog, ſich in Holland niederzulaſſen, wo er den Ueberreſt ſeiner Tage verlebte. Picarts Hauptbeſchäftigung beſtand in Bücherverzierungen für die Buchhändler, worin Wenige ihm gleich gekommen ſind. Die Sammler bezahlen ſeine Arbeiten mit hohen Preiſen. Ein andrer Erwerbszweig für ihn waren, was er unſchuldige Betrügereien nannte, radirte Blätter, die er den berühmteſten Meiſtern ſo künſtlich nachſtach, daß ſie ſelbſt von Kennern für die Originale gehalten wurden. Seine großen Arbeiten ſind: Pierres Antiques gravées, fol. Amst. 1724; Ceremonies religieuses de tous les peuples du monde, Amst. 1723 u. ff. 11 Bände in fol. (von welchem Werk 1741 eine Ausgabe zu Paris in 9 Bänden erſchien, deren Kupferplatten minder ſchön ſind). Im Allgemeinen ſind Picart's Figuren ſauber und elegant, oft mit Geiſt gezeichnet; aber dem Ausdruck der Köpfe ſchadete er oft durch zu viel Punkte. Die Falten der Gewänder machte er zu lang und ſteif. In allegoriſchen Zeichnungen waren ſeine Gedanken ſinnreich, aber oft zu weit hergeholt. Picart ſtarb zu Amſterdam im J. 1733, in einem Alter von 60 Jahren, allgemein geliebt und geachtet.

Piccini (Nicolò), geboren im J. 1728 zu Bari im Königreich Neapel, wurde von ſeinem Vater, einem Muſiker, dem geiſtlichen Stande beſtimmt. Die Muſik ſollte ihm ganz fremd bleiben, und doch war die ganze Seele des Knaben einzig darauf gerichtet. Der Biſchof von Bari, bei dem er einſt zum Beſuche war, behorchte ihn, als er, in der Meinung allein zu ſeyn, auf dem Claviere verſchiedne Arien ſpielte, die er gehört hatte; die Richtigkeit des Geſangs ſowohl als der Begleitung überraſchten ihn, er ahnete ein ſeltnes Talent und bewog den Vater, ſeinen Sohn das Conſervatorio di Santo-Onofrio beſuchen zu laſſen, an deſſen Spitze damals der berühmte Leo ſtand. Im J. 1742 trat er hier ein, und wurde einem untergeordneten Lehrer übergeben, deſſen trockner und geiſtloſer Unterricht ihn zu dem Entſchluß brachte, für ſich allein und nach eigner Einſicht zu arbeiten. So componirte er ohne Regel und Anweiſung Pſalmen, Motetten, Opernarien, und endlich eine ganze Meſſe. Davon hörte Leo, ließ ſich die Partitur bringen, blätterte ſie durch, und gab Befehl, ſie zu probiren. Umſonſt

bat Piccini, ihm dieſe Beſchämung zu erſparen, er mußte ſelbſt die Aufführung dirigiren. Alle Zuhörer brachen in Lobeserhebungen aus, nur Leo ſchwieg. „Ich vergebe Ihnen diesmal,“ ſprach dieſer endlich mit Ernſt, „aber wenn dergleichen je wieder geſchieht, werde ich Sie beſtrafen, daß Sie ihr Lebelang daran denken ſollen. Wie? Sie haben von der Natur ein ſo ſchönes Geſchenk erhalten, und machen einen ſolchen Mißbrauch davon! Statt die Grundſätze der Kunſt zu ſtudiren, überlaſſen Sie ſich allen Launen Ihrer Phantaſie, und wenn Sie mittelſt unordentlicher und unregelmäßiger Gedanken etwas zuſammengebracht haben, das Sie eine Partitur nennen, ſo glauben Sie ein Meiſterwerk vollendet zu haben.“ — Piccini ſchob die Schuld auf ſeinen Lehrer; Leo aber wurde ſanfter, ſchloß ihn in ſeine Arme, und befahl ihm, alle Morgen zu ihm zu kommen, um von ihm ſelbſt unterrichtet zu werden. Wenige Monate darauf ſtarb Leo, und der berühmte Durante nahm nach ſeiner Rückkehr aus Sachſen den Platz wieder ein, auf den ihm Leo gefolgt war. Durante gewann Piccini bald vor allen lieb, und eröffnete ihm alle Geheimniſſe der Kunſt. „Die andern“ pflegte er zu ſagen, „ſind meine Schüler, dieſer iſt mein Sohn.“ Endlich nach zwölfjährigen Studien trat Piccini im J. 1754 aus dem Conſervatorio, ausgeſtattet mit allen Kenntniſſen in der Muſik, und voll Feuer, voll Gluth der Phantaſie, die ungeduldig eine Gelegenheit erwarteten, ſich zu äuſſern. Der Prinz von Vintimille brachte Piccini bei dem Vorſteher des Theaters der Florentiner in Vorſchlag. Der Künſtler ſetzte die Oper Le donne dispettose. Aber die Anhänger Nicolo Logroſcino's, der als Componiſt in der komiſchen Gattung in verdientem Anſehn ſtand, wirkten Piccini ſo thätig entgegen, daß ſeine Oper nicht wäre gegeben worden, hätte nicht der Prinz dem Theatervorſteher die Summe von 8000 Franken vorausbezahlt, die ihn auf den Fall entſchädigen ſollte, daß die Oper mißfiele. Sie ward mit Beifall aufgenommen und Piccini, dadurch aufgemuntert, componirte im nächſten Jahre Le gelosie und dann Il curioso del proprio danno. Letztere wurde, was kaum je geſchehen, vier Jahre hinter einander mit Beifall auf die Bühne gebracht. Immer mehr entwickelte ſich Piccini's Genie, und erhob ſich zur ernſthaften Gattung in der Zenobia, die er 1756 für das Theater von San Carlo componirte. Sein Name verbreitete ſich bis nach Rom; er wurde im Jahre 1758 dahin berufen, um den Alessandro nell' Indie, zu componiren. Man bewunderte neben mehrern Arien beſonders die herrliche Ouverture dieſer Oper. Im J. 1760 erſchien Piccini's berühmte Oper Cecchina oder die gute Tochter, die vollkommenſte von allen komiſchen Opern, die in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens eine bis zum Fanatismus gehende Bewunderung erregte. Eine eigne Erwähnung verdienen die beiden Finale, die von einer ganz neuen Erfindung waren. Im darauf folgenden Jahre erlangte er in der ernſthaften Gattung durch ſeine Olimpiade den glänzendſten Beifall. Drei große Meiſter waren ihm in dieſer Oper vorangegangen: Pergoleſi, Galuppi und Jomelli. Er übertraf ſie. Das Duett erſcheint hier zuerſt frei von einem Ueberreſt von Pedantismus und Scholaſtik, in einer neuen muſikaliſchen Form, der man ſeitdem allgemein gefolgt iſt. Piccini war jetzt der geprieſenſte und bewundertſte Componiſt Italiens. Alle Städte, alle Bühnen machten ihn einander ſtreitig; und im Jahr 1761 lieferte er ſechs Opern, drei ernſthafte und drei komiſche, womit er gewiſſermaßen ganz Italien erfüllte, und zu gleicher Zeit in Turin, Reggio di Modena, Bologna, Venedig, Rom und Neapel Entzücken erregte. Funfzehn Jahre fuhr ſo Piccini fort, mit beſondrer Vorliebe

für Neapel und Rom zu arbeiten, und war in beiden Städten unveränderlich der Liebling des Publicums. Die ſonſt ſo wankelmüthigen Einwohner Roms erſtaunten ſelbſt über ihre Beſtändigkeit. Endlich aber trat ihm in Anfoſſi ein Nebenbuhler entgegen, der bald einen ſo mächtigen Anhang gewann, daß er Piccini verdrängte. Eine Oper des Letztern fiel durch. Ein ſo neuer Unfall, verbunden mit dem Gedanken an den ihm erwieſenen Undank, wirkte ſo heftig auf ſeine Seele, daß er, der ſogleich nach Neapel abgereiſ't war, krank daſelbſt ankam. Seine Krankheit war langwierig und ſchwer. Als er geneſen war, beſchloß er, nie wieder für Rom zu arbeiten, ſondern ſich fortan ganz den Theatern von Neapel zu widmen. Die erſte Frucht dieſes Entſchluſſes war ſeine komiſche Oper, die Reiſenden, welche im Jahr 1775 mit immer neuem Enthuſiasmus gehört wurde. Um dieſe Zeit ließ der franzöſiſche Hof ihm Anerbietungen machen, die durch Ludwigs XV. Tod zwar unterbrochen, bald aber von Seiten Ludwigs XVI. erneuert wurden. Piccini, der damals in ſeiner Vaterſtadt des höchſten Anſehens genoß, und bereits außer unzähligen einzelnen Muſikſtücken, Oratorien, Cantaten, Kirchenmuſiken, hundert und dreiunddreißig Opern componirt hatte, folgte unter ſehr vortheilhaften Bedingungen dem Rufe nach Paris, und kam 1776 mit ſeiner Gattin (er hatte ſich 1756 mit der trefflichen Sängerin Vincenza Sibilla verheirathet), ſeinem älteſten damals achtzehnjährigen Sohne und einem jungen Engländer, den er unterrichtete, daſelbſt an. Die nächſte Schwierigkeit, welche ſich ihm entgegenſtellte, war ſeine völlige Unbekanntſchaft mit der franzöſiſchen Sprache. Marmontel übernahm es, ihn darin zu unterrichten. Unter Anleitung deſſelben gelang es ihm, in Jahresfriſt die Compoſition des Roland von Quinault zu Stande zu bringen. Aber neue und größere Widerwärtigkeiten drohten ihm jetzt. Gluck und deſſen zahlreiche Anhänger hatten ſich wider ihn erklärt; der Roland war von ihnen im voraus verurtheilt; ſein Fall ſchien unvermeidlich. Piccini ſelbſt war darauf gefaßt. Um ſo mehr überraſchte ihn der glückliche Erfolg. Er ward gleichſam im Triumph nach Hauſe begleitet, und bei jeder neuen Vorſtellung war der Beifall lebhafter, allgemeiner, entſchiedner. Neben dem Roland hatte Piccini zugleich an dem Phaon von Watelet gearbeitet, welchen er für das italieniſche Theater beſtimmte. Dieſe Oper wurde noch in demſelben Jahre vor dem Hofe auf einer Reiſe nach Choiſy gegeben, und mit Beifall aufgenommen. Dennoch iſt ſie nie zu Paris aufgeführt worden. Piccini ſtand damals bei Hofe in einer Art von Gunſt. Er gab der Königin wöchentlich zweimal Muſikunterricht, ohne jedoch einen andern Lohn dafür zu erhalten, als daß ſie ihn mit Artigkeit behandelte. Mit Gluck ſöhnte er ſich aus; aber wenn gleich Beide vollkommen aufrichtig dabei verfuhren, ſo dauerte darum der Krieg zwiſchen ihren Anhängern nicht minder fort. Piccini, der in Frankreich unaufhörliche Unannehmlichkeiten von Seiten der muſikaliſchen Behörden erfuhr, wurde um dieſe Zeit das Opfer einer großen Treuloſigkeit, welche die Operndirection ausübte. Man beſchloß ihn mit Gluck in Parallele zu ſtellen, und übertrug in dieſer Abſicht Beiden, nicht daſſelbe Gedicht, ſondern denſelben Gegenſtand. Gluck gab man die Iphigenie in Tauris von Guillard, einem der beſten franzöſiſchen Dichter; Piccini die Iphigenie von Dubreuil, einem der elendeſten Verſemacher zu componiren; und um Letztern in eine noch ungünſtigere Lage zu verſetzen, gab man ſeine Oper nach der Gluckſchen. Dennoch erreichte man ſeinen Zweck nicht vollkommen; Piccini's Oper fand auch Beifall, wurde aber nicht weiter aufgeführt. Bald nachher verließ Gluck Frankreich,

und Sacchini erſchien. Es entſtanden dadurch neue Rivalitäten. Piccini fuhr inzwiſchen in ſeinen Compoſitionen fort. Auf ſeinen Atys folgte (1783) Dido, die man allgemein für ſein Meiſterwerk hielt; ferner Le dormeur éveillé und Le faux Lord, 1784 Diane et Endymion und 1785 Pénélope. Dabei ſtand er der Singſchule vor, deren Direktion ihm 1782 anvertraut worden. Als er aber in Folge der Revolution, welche 1789 ausbrach, ſeinen Gehalt verlor, beſchloß er, Frankreich zu verlaſſen und nach Italien zurückzukehren. Im Sept. 1791 kam er in Neapel an, wo der König ihn auf das ſchmeichelhafteſte empfing, ihm ein Jahrgeld bewilligte, und ſogleich mehrere Werke übertrug. Man gab den Aleſſandro wieder auf dem großen Theater von San Carlo mit demſelben Beifall, den er bei ſeiner erſten Erſcheinung erhalten hatte. Für die Faſten 1792 ſetzte Piccini das Oratorium Jonathas in drei Acten, und für das Theater die komiſche Oper La serva onorata; beide Compoſitionen hatten den vollſtändigſten Erfolg. Bald aber änderte ſich Piccini's günſtige Lage. Er war unvorſichtig genug, revolutionäre Geſinnungen zu äußern, und zog ſich dadurch alle Arten von Verfolgungen und Unfällen zu. Vier Jahre verlebte er proſcribirt oder bewacht in einer höchſt gedrückten Lage, verlaſſen und nothleidend, jedoch mit muthiger Faſſung. Er ſetzte in dieſer Zeit viele Pſalmen für die Klöſter und Kirchen, denen die Originalpartituren verblieben ſind, da ihm die Mittel fehlten, ſie abſchreiben zu laſſen. Zugleich traf ihn das Unglück, alle ſeine Partituren und Sachen, die er in Frankreich gelaſſen hatte, zu verlieren. Dieſe traurige Lage dauerte bis 1798, wo der berühmte Sänger David ihm ein Engagement in Venedig verſchaffte. Er erhielt Päſſe dahin, und benutzte dieſe Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Er war von allen äußern Hülfsmitteln entblößt. Seine Freunde wirkten ihm für ſeine Einrichtung die Summe von 5000 Franken und einen Jahrgehalt von 2400 Franken aus. Von den 3000 Franken, die er ſonſt von der Oper gezogen, wurden ihm aus Uebelwollen nur 1000 bewilligt. Man hatte ihm eine Inſpectorſtelle am Conſervatorium verſprochen. Endlich wurde eine ſechste ſolche Stelle für ihn creirt. Aber Piccini ſollte ihrer nicht mehr genießen. Die überſtandnen Unruhen und Kümmerniſſe hatten ſeine Kräfte erſchöpft; er litt an wiederholten Schlagflüſſen. In der Hoffnung, ſich auf dem Lande zu erholen, war er nach Paſſy gegangen, wo ſtatt der ſo nöthigen Ruhe ihn neue häusliche Sorgen trafen, die ſeinen Tod beſchleunigten. Er ſtarb den 7ten May 1800, und ward zu Paſſy auf den Kirchhof der Gemeinde begraben. Seine Ruheſtätte bezeichnet ein ſchwarzer Marmor mit einer einfachen Inſchrift. Er hinterließ eine Witwe und ſechs Kinder; am Conſervatorium war Monſigny ſein Nachfolger, der den mit dieſer Stelle verbundnen Gehalt mit Piccini's Familie zu theilen übernahm.

Piccolomini. Dies Geſchlecht, welches urſprünglich aus Rom ſtammte, aber nachher in Siena ſich niederließ, gehört unter die berühmteſten und älteſten Geſchlechter Italiens. Schon im J. 1325 war es im Stande, auf ſeine Koſten ein Regiment Cavallerie zur Unterſtützung der Florentiner auszurüſten. Am berühmteſten wurde es aber durch die Männer, die es hervorbrachte. Die vorzüglichſten unter ihnen waren: 1. Aeneas Sylvius, Bartholomäus Piccolomini, der unter dem Namen Pius II. 1458 den päpſtlichen Thron beſtieg. Er war einer der gelehrteſten Päpſte und für ſein Zeitalter ein ſehr wichtiger Mann, der anfangs die Rechte der Kirche und beſonders der Kirchenverſammlungen gegen die Päpſte vertheidigte, bis er ſelbſt Papſt wurde,

worauf er alle ſeine, vorher zur Schmälerung des päpſtlichen Anſehens gethanen Aeußerungen widerrief. Sein wichtigſter Plan, eine allgemeine Verbindung der europäiſchen Fürſten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er ſo ſehr verfolgte, daß er ſogar über einige ſelbſt zuſammengebrachte Truppen das Commando übernehmen wollte, wurde durch ſeinen am 12ten Auguſt 1464 erfolgten Tod vernichtet. Nächſt ihm verdient 2. Octavio Piccolomini bemerkt zu werden, der ſich durch ſeine Verdienſte die Würde eines deutſchen Reichsfürſten erwarb. Er war 1599 geboren, und trat ſehr jung in Kriegsdienſte. Nachdem er anfangs in Mailand unter den ſpaniſchen Truppen geweſen, kam er mit einem Regiment, das der Großherzog von Florenz dem Kaiſer Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe ſendete, als Rittmeiſter nach Deutſchland, und focht mit vieler Tapferkeit gegen Guſtav Adolph. In der Schlacht bei Lützen ſoll er das Corps, gegen welches Guſtav Adolph perſönlich focht und fiel, commandirt haben. Als die Schweden durch die Schlacht bei Nördlingen einige Zeit ſehr geſchwächt worden waren, kämpfte er gegen die Franzoſen und Holländer. Seine fernern glücklichen Unternehmungen gegen die Schweden, beſonders die Eroberung von Höxter 1640, die Gefangennehmung des ſchwediſchen Oberſten Schlang bei Neuburg in der Oberpfalz 1641, der Entſatz der Stadt Freiberg in Sachſen, welche die Schweden einige Monate belagert hatten, 1643, bewogen den König von Spanien, ſich ihn vom Kaiſer zum Feldherrn zu erbitten. Er war auch nun als ſpaniſcher General gegen die Franzoſen und Holländer glücklich, hingegen vermißte ihn der Kaiſer, als 1648 die Schweden von neuem ſehr ſiegreich fochten. Piccolomini wurde daher wieder zurückberufen, und zum Feldmarſchall ernannt. Er ſuchte nun des Kaiſers Zutrauen zu verdienen, allein der noch in demſelben Jahre abgeſchloſſene weſtphäliſche Friede hinderte ihn, dies als Feldherr zu thun. Dagegen wurde er (nicht bloß als Krieger, ſondern auch als Staatsmann bekannt) im J. 1649 als kaiſerl. Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg geſendet, um für die Vollſtreckung des Friedens ſorgen zu helfen, und darauf zur Belohnung ſeiner Thaten in den Reichsfürſtenſtand erhoben, ſo wie ihm auch ſchon vorher der König von Spanien das von ſeinen Vorfahren beſeſſene Herzogthum Amalfi wieder ertheilt hatte. Piccolomini ſtarb jedoch ſchon am 10ten Auguſt 1656 zu Wien, mit dem Ruhme, unter den Feldherrn der deutſchen Kaiſer auf eine ehrenvolle Stelle Anſpruch machen zu dürfen.

Pichegru (Charles), franzöſiſcher General, Volksrepräſentant und Verbannter, geb. im Jahr 1761 zu Arbois in der Franche Comté, Departement des Jura, erdroſſelt im Gefängniſſe zu Paris den 6. April 1804. — Die franzöſiſche Revolution ſollte ſich ſelbſt zerſtören; auch das Trefflichſte, was ſie geboren und groß gezogen, Männer, wie Pichegru und Moreau, würdig des alten Roms, des freien Griechenlands und des Zeitalters Waſhingtons, mußten in den Wirbeln dieſer Charybdis zu Grunde gehn. Solcher Fluch traf eine Nation, die eitel und ſelbſtſüchtig, mit Verſtand, Leidenſchaft und Willenskraft allein das Werk der Freiheit zu gründen vermeinte, ohne Sinn noch Achtung für das Heilige, für Wahrheit, Recht und Vernunft. Die edeln, großen Naturen, welche in der Mitte dieſer finſtern, verbrecheriſchen Umwälzung aller Begriffe und Formen einer ſittlichen Geſellſchaft einſam aufglänzten, eine Zeitlang jene Nacht überſtrahlten, endlich in ihrem giftigen Nebel erloſchen, dieſe Naturen gehören nicht der franzöſiſchen Nation an, ſondern der Menſchheit. Die Weltgeſchichte bewahrt ihre Na-

men auf, als Ankläger und Richter ihrer Nation. Denn das Beiſpiel ſittlicher Größe ward den Franzoſen durch einzelne Mitbürger gegeben, aber ſie erkannten es nicht; nur den Schimmer des Ruhms, mit welchem die Gunſt des Schickſals das äußre Leben dieſer Männer eine Zeitlang umgab, bewunderten ſie, wie Kinder in die Hände klatſchend. Hätte das franzöſiſche Volk, hätten die Pariſer in ihrer Geſammtheit die innre Größe derſelben würdigen können, nie würden ſie, die Europa zu erleuchten glaubten, das Geſetz der Ordnung und dies Geſchenk einer freien Verfaſſung von Fremden erhalten, ſie würden um jene Männer, wie um einen feſten Mittelpunkt, ſich geſammelt, ihren Staat ſelbſt gebildet, und den Ruhm großer Thaten unbefleckt ſich erhalten haben. Doch ſie ließen die Unſchuld auf dem Blutgerüſte ſterben; ihre edelſten Mitbürger, die Gründer ihres Thatenſtolzes, als Verbrecher verurtheilen, und ſtaunten an als den Größten, welcher der liſtigſte, der gewaltſamſte, der glücklichſte war. Unter ſolchem Volke konnte Pichegru, konnte Moreau nicht leben; und doch hatten ſie nur für ihr Vaterland gelebt, und ihre Mitbürger mehr geliebt als ſich ſelbſt! — Wie Pichegru als Knabe und Jüngling empfänglich wurde für ſittlichen Ruhm, wiſſen wir nicht. Er wuchs auf, 77 Stunden weit von Paris, in einem Gebirgsthale, nahe der Schweiz, in einem Städtchen, das etwa 6000 Einwohner hatte, eine Menſchenmaſſe, zu klein für die Verderbniſſe des Luxus, groß genug für die geiſtig geſellſchaftliche Entwickelung. Seine Familie war arm und unbekannt, aber geachtet in ihrer Dunkelheit. In dem Collegium zu Arbois ſchon und in der philoſophiſchen Lehrclaſſe des Minimenkloſters zeigte er ſo viel Talent und höhern wiſſenſchaftlichen Sinn, der allemal ein edles und kräftiges Gemüth erkennen läßt, daß ſeine Lehrer ihm riethen, Philoſophie und Mathematik in ihrem Collegium zu Brienne zu ſtudiren. Er that dies, und lehrte ſelbſt mit Erfolg, wodurch er ſeine Erkenntniß noch mehr befeſtigte. Als Lehrer, glaubte man, müſſe er ſelbſt zum Minimenorden gehört haben; allein er hat nie das Mönchsgelübde abgelegt. Sein Beruf war der Waffendienſt. Die Natur hatte ihm einen ſtarken Körperbau, eine athletiſche Geſtalt und eine Kraft gegeben, die allen Beſchwerden des Kriegs trotzte. Nachdem er, 22 Jahre alt, ſeine Studien geendigt, trat er im J. 1783 in das erſte Artillerieregiment. Seine Offiziere nahmen bald das gute Verhalten, die gründlichen Kenntniſſe und die vorzüglichen Eigenſchaften des jungen Soldaten wahr, und ernannten ihn zum Sergeanten; die höchſte Stufe, welche damals ein Bürgerlicher in der Armee erſteigen konnte. Er ward zu einer Expedition nach Amerika, wo jedoch der Freiheitskrieg mit England ſchon ſeinem Ende nahte, mit eingeſchifft, bei welcher Gelegenheit er alles, was auf den Seekrieg Bezug hatte, mit Eifer erlernte und Sergeant-Major wurde. Beim Ausbruche der Revolution war Pichegru Adjutant. Sein durch ernſte Studien gereifter Verſtand und männlichfeſter Charakter faßte lebhaft die Idee derſelben auf, welche ſich ſo rein und groß ankündigte. Er kannte die Menſchen nicht, unter welchen das Ideal der Freiheit ein Unding werden mußte. Als Vorſteher einer Volksgeſellſchaft zu Beſançon und von dieſer empfohlen, ward er Commandant eines Bataillons Freiwilliger, das in kurzer Zeit im Waffendienſte durch Mannszucht ſich auszeichnete. Mit ſeltner wiſſenſchaftlicher Bildung verband Pichegru einen eben ſo ſcharfen als ruhigen Blick, feſten Willen, Muth und Vaterlandsliebe; die Begeiſterung der Revolution trug auch ihn auf ihren Schwingen fort, ſo wurde er im Feldlager bald als einer der erſten Krieger erkannt, und vor ihm

öffnete ſich die Laufbahn des militäriſchen Ruhms. In kurzer Zeit ſtieg er bei der Rheinarmee, wo er ſeit 1792 zum Generalſtabe gehörte, durch perſönliche Auszeichnung bis zum Diviſionsgeneral. Als ſie nach dem Verluſte der weißenburger Linien der Auflöſung nahe war, ſchlugen die Conventscommiſſäre St. Juſt und Lebas den General Pichegru als den Mann vor, der das gänzlich zerrüttete Heer wieder herzuſtellen fähig ſey. Man gab ihm den Oberbefehl, und in kurzem herrſchten bei demſelben Mannszucht und Vertrauen. Pichegru's Truppen waren ungeübt, aber reizbar und beweglich; der zahlreichere, im Kampfe ausharrende, aber langſam und ruhig ſich bewegende Feind hatte viel Reiterei; dies veranlaßte den franzöſiſchen Oberfeldherrn, das Pürſchen (Tirailliren) in die Kriegskunſt einzuführen, und mit reitender Artillerie durch ſtets wiederholte Angriffe die deutſche Tactik zu lähmen, die feindliche Reiterei unnütz zu machen, und die Eigenliebe des franzöſiſchen Soldaten für den Krieg zu gewinnen. Dieſem auf den Charakter der Nation ſo glücklich berechneten Syſtem Pichegru's verdankt Frankreich die glänzendſten Erfolge. Er gab den unthätigen Belagerungs- und Beobachtungskrieg auf, und wie er zuerſt im Elſaß, dann in Weſt-Flandern die neue franzöſiſche Tactik ausbildete, ſo ward ſie bald von allen franzöſiſchen Feldherren angenommen. Indeß hatten die Conventsdeputirten den kühnen, feurigen Hoche zum Oberbefehlshaber der Moſelarmee ernannt, und Pichegru'n, der mit ſeiner Armee im Elſaß zu ihm ſtieß, unter deſſen Befehl geſtellt. Ohne Widerrede, mit edlem Gleichmuth vollzog er jetzt als zweiter Befehlshaber ſeine eignen Entwürfe, deren Ruhm ſeinem Nebenbuhler zu Theil werden ſollte. An der Spitze des Heers eroberte er die Linien von Hagenau den 23ſten December 1793, und trieb in täglich wiederholten Angriffen die Oeſterreicher mit beträchtlichem Verluſt aus ihren Verſchanzungen. Hier war es, wo Pichegru in der erſten Linie, mitten unter einem heftigen Kugelregen, mit der Hand winkte und ausrief: „Kein Rückzug heute, meine Kinder, kein Rückzug!“ Der Feind mußte hierauf die enge Einſchließung Landau's, welche vier Monate gedauert hatte, aufgeben; die vereinigte Moſel- und Rheinarmee erſtürmte nun die weißenburger Linien, nahm Lauterburg und rückte in das befreite Landau ein, den 29ſten December 1793. Pichegru meldete dies dem Kriegsminiſter in drei Zeilen. Ueberhaupt waren alle ſeine Kriegsberichte kurz, faſt laconiſch, und durchaus beſcheiden; er ſchien nur der Zeuge der Bewegungen zu ſeyn, die er geleitet hatte. Der Miniſter drückte ſich darüber in ſeinem Schreiben an den Wohlfahrtsausſchuß ſo aus: „Pichegru war der erſte in Landau. Es iſt meine Schuldigkeit, Sie auf Pichegru's Verdienſt und Patriotismus aufmerkſam zu machen, da dieſer ſo wenig von ſich ſpricht, und doch ſo viel thut. Man darf nicht vergeſſen, in welchem Zuſtande er das Heer übernommen, an Zahl ſchwach, großen Theils zerrüttet, ohne Selbſtvertrauen und Gemeingeiſt. Pichegru hat durch Beharrlichkeit und Muth alle Schwierigkeiten beſiegt, die Päſſe von von Saverne (Zabern) behauptet, und den Feind durch tauſend kleine Gefechte ermüdet, bis die Moſelarmee heranrückte.“ Beide Heere nahmen hierauf Speier, erſtürmten den 5ten Jan. 1794 die Linien von Kaiſerslautern, ſo daß der Feind das Fort Vauban und das franzöſiſche Gebiet verlaſſen mußte. Der König von Preußen ſchien die neue, furchtbare Taktik Pichegru's wohl zu würdigen, wie ein Schreiben deſſelben an den Kaiſer Franz II. andeutet: „Es iſt unmöglich, Ihr Gebiet gegen einen feindlichen Einfall zu ſchützen; die Franzoſen ſtellen immer neue Heere auf, und ihre Generale befolgen eine gute Tactik, welche

die deutſche aus der Faſſung bringt und immer in Nachtheil ſetzt." — Die Eiferſucht eines anmaßenden Nebenbuhlers, wie Hoche war, ſtörte jedoch den Gang der gemeinſchaftlichen Unternehmung. Der Wohlfahrtsausſchuß berief den General Pichegru nach Paris; bald aber beleidigte Hoche durch ſeine Heftigkeit und ſeinen Eigenwillen den Decemvirſtolz des St. Juſt. Er wurde verabſchiedet, und Pichegru erhielt im J. 1794 den Oberbefehl über die Nord- und die Sambre- und Maasarmee. Ehe er Paris verließ, nahm er, dem demokratiſchen Hofſtyle, welcher damals galt, gemäß, wie Dumouriez und andre gethan, von dem Regenten des Tages, dem Jacobinerklub, Abſchied. „Ich ſchwöre," ſagte er in ſeinem Schreiben, „den Waffen der Republik den Sieg zu erkämpfen, die Tyrannen zu vernichten, oder kämpfend zu fallen; mein letztes Wort wird ſtets ſeyn: es lebe die Republik, es lebe der Berg!" Eben ſo klang ſein Aufruf an das Heer, an deſſen Spitze er jetzt mit ſelbſtſtändiger Gewalt in eigenem Namen als Feldherr auftrat. Die bisher faſt immer geſchlagne Nordarmee ſtand von Givet bis Dünkirchen, ohne Zuſammenhang, und befand ſich in gänzlicher Auflöſung, woran die Einmiſchung der Conventscommiſſäre Schuld war, welche jeden Schritt der Generale mißtrauiſch bewachten, die vornehmſten Offiziere auf den geringſten Verdacht verhafteten, und nichts als Unmuth und Zwieſpalt hervorbrachten. Der Feind hatte daher die Nordgränze durchbrochen, Condé und Quesnoy erobert, Maubeuge und Landrecis eingeſchloſſen, und ſtand im Begriff, ins Innre von Frankreich einzudringen. Pichegru ſtellte ſchnell die Ordnung wieder her, feuerte den Muth der Soldaten an, und zog ſie aus dem Zuſtande der Zuchtloſigkeit, wo ſie alle Hoffnung des Siegs ſchon verloren hatten. Man gab ihm in Paris den Befehl, das feindliche Centrum anzugreifen und zu ſchlagen. Dieſer fehlerhafte Plan hatte bisher nur Niederlagen zur Folge gehabt; allein Pichegru mußte gehorchen; und ſo geſchickt auch ſein Angriff geleitet war, was er vorausgeſehn, geſchah: er ward auf der ganzen Linie zurückgeſchlagen. Er beſchloß alſo, gegen den Willen des Pariſer Ausſchuſſes den Feind in den Flanken anzugreifen, indem er eine große Heerabtheilung auf ſeinem linken Flügel gegen Weſt-Flandern ſchnell vorrücken ließ. Das Raſche und Zuſammenhängende dieſer Bewegung, eine der glänzendſten Unternehmungen in dieſem Kriege, entſchied gewiſſermaßen den Feldzug. Carnot hat ſeitdem die Ehre dieſes Kriegsplans in Anſpruch genommen. Indem nun Souham rechts von Menin auf Courtray losging, zog Moreau an der Lys gegen Menin. Der überraſchte Feind eilte heran, dieſen Platz zu vertheidigen; da war Courtray ſchon genommen; und Clerfait, der eine Schlacht liefern wollte, ward zuerſt den 26—29ſten April von Pichegru angegriffen, durch die Siege bei Courtray, Montcaſſel und Menin zurückgetrieben, und aus fünf Engwegen heraus nach Tournay gedrängt, während Menin in Pichegru's Gewalt fiel. Zwar hatten die Oeſterreicher unterdeſſen Landrecis genommen; aber Pichegru beharrte auf ſeinem kräftigen Flügelangriffsplane. Er ließ im Centrum nur ein ſchwaches Corps zur Deckung der feſten Plätze zurück, und rückte auf dem rechten Flügel an der Maas hinauf, um zur Ardennenarmee zu ſtoßen. Nun fanden am 10ten und 11ten Mai mehrere Gefechte zwiſchen ihm und Clerfait vor Tournay Statt; der öſterreichiſche Feldherr nahm eine vortreffliche Stellung, wurde aber durch den Ungeſtüm und die Einheit der Bewegungen des franzöſiſchen Heeres aus derſelben geworfen. Jetzt vereinigten ſich der Fürſt Coburg und der Herzog von York; doch Pichegru ſtellte den General Moreau dem General Clerfait entgegen, und griff ſelbſt

den 18ten zwiſchen Menin und Courtray die vereinigten Heere an, welchen der Kaiſer Franz II. durch ſeine Gegenwart doppelten Muth einflößte. Nach hartnäckigem Widerſtande erfocht Pichegru einen blutigen Sieg; er nahm 65 Kanonen, mehrere Fahnen und einen großen Theil des Gepäcks; eine Heerabtheilung ſchlug auch den Feind bei Moucron, und Yorks Niederlage nöthigte den General Clerfait ſich auf Thielt zurückzuziehn. Um ihn aus dieſer vortheilhaften Stellung zu locken, unternahm Pichegru die Belagerung von Ypern. Clerfait zog nun gegen Hooglede heran, und erwartete noch Verſtärkungen, um Pichegru'n anzugreifen, allein dieſer kam ihm zuvor, und ſchlug ihn in einer zweitägigen Schlacht den 12ten und 13ten Juni, ſo daß Clerfait Ypern und ganz Weſt-Flandern dem Sieger überlaſſen, ſich aber auf Gent zurückziehen mußte. Dies geſchah auf dem linken Flügel des Heers; der rechte war anfangs zwar weniger glücklich; als ihn aber Jourdan mit einem Theile der Moſelarmee verſtärkt hatte und Charleroi belagerte, warf der Sieg, den Jourdan bei Fleurus erfocht, auch hier den Feind zurück, ſo daß er Condé, Valenciennes, le Quesnoy und Landrecis ohne Unterſtützung ihrer eignen Vertheidigung überließ. Nun trennte Pichegru, indem er bei Oudenarde über die Schelde ging, den General Clerfait von der engliſchen Armee, ſchnitt ihm den Rückweg auf Brüſſel ab, ſchlug ihn in einzelnen Angriffen, und war ſchon im Begriff, den Truppen, die Jourdan gegenüber ſtanden, in den Rücken zu fallen, als ihm der Wohlfahrtsausſchuß einen andern Plan vorſchrieb, der ihn von dem Verfolgen des Feindes abzog. Er bemächtigte ſich jetzt der Städte Brügge, Oſtende, Gent, Oudenarde, ließ Nieuport und Sluys belagern, und die vom Feinde eroberten Plätze Condé, Landrecis, Valenciennes und le Quesnoy einſchließen, welche auch bald wieder genommen wurden. Pichegru ſelbſt rückte auf Mecheln vor, ſchlug den 16ten und 17ten Juli die Engländer und Holländer aus ihren Verſchanzungen an der Nethe und dem Canal von Löwen, nahm Nieuport und das von den Engländern geräumte Antwerpen. Während jetzt die Armee zehn Tage lang bei Antwerpen ſtehen blieb, damit die Verwaltung der Lebensmittel und der Zufuhr, die beim weitern Vordringen nöthig war, in Ordnung gebracht würde, machte Pichegru den Entwurf, in Verbindung mit der Rheinarmee, die in der Pfalz vorrückte, und mit der Sambre- und Maasarmee einen allgemeinen Kriegsplan zu verfolgen. Er ſchlug die Engländer den 16ten September bei Boxtel, warf ſie über die Maas, nahm Creve-Coeur, und nach dreiwöchentlicher Belagerung das für unbezwingbar gehaltene Herzogenbuſch, welches einſt dem Prinzen von Oranien ein ganzes Jahr Widerſtand geleiſtet hatte. Hierauf ſchlug er die Engländer nochmals den 19ten October bei Pufflech, ſchloß Grave ein, beſetzte den 26ſten Hulſt, Axel und Sas van Gent, nahm den 29ſten nach einer thätigen Belagerung Vanloo, und den 8ten November Nimwegen. Aber mitten unter dieſen blutigen Anſtrengungen achtete Pichegru die Geſetze der Menſchlichkeit. Der Schrecken herrſchte damals in Frankreich, und drohte Alles zu zerſchmettern. Der Convent befahl den franzöſiſchen Generalen, keinem Engländer mehr Pardon zu geben, und die Beſatzungen von Condé, Valenciennes, Landrecis und le Quesnoy, wenn ſie 24 Stunden nach der Auffoderung ſich nicht ergäben, über die Klinge ſpringen zu laſſen. Pichegru, edel und klug wie Catinat, wich dieſem grauſamen Befehle aus, indem er den Beſatzungen jenen Befehl von dem General, der die Einſchließung und Belagerung unter ſeiner Oberleitung vollführte, nicht eher bekannt machen ließ, als bis alle Belagerungsarbeiten jeden weitern Widerſtand

vergeblich gemacht hatten. In Herzogenbuſch aber befanden ſich 600 Engländer; da nun die Beſatzung auf ihr Ehrenwort kriegsgefangen wurde, ſo verabredete Pichegru, um dem grauſamen Conventsbefehle jene Opfer zu entreiſſen, mit dem Commandanten der Feſtung, daß er capitulationsmäßig eine beſtimmte Anzahl bedeckter Wagen mit ſich führen und dadurch die Engländer retten konnte. Dieſer Zug erwarb ihm allgemeine Hochachtung; ſein ganzes Heer verabſcheute die Wildheit der Pariſer Demagogen. Um den Mitgliedern des Wohlfahrtsausſchuſſes jedoch nicht verdächtig zu werden, befolgte Pichegru den Grundſatz, ſie mit dem Gange der Ereigniſſe nicht genau bekannt werden zu laſſen. Nie ſchickte er ihnen lange Berichte über ſeine Siege, ſondern begnügte ſich, ſie von den Erfolgen überhaupt zu unterrichten. Nur die Gewalt der Umſtände und das Beiſpiel Andrer konnten ihn bewegen, jenen Schreckensmännern in den Ausſchüſſen bisweilen ſeine Ergebenheit zu verſichern. Als Robespierre geſtürzt war, wünſchte er dem Convente Glück zu ſeinem Siege über die Häuptlinge des Schreckens, welche er die Feinde des Volks und der Armee nannte. Indeß mußte er ſeiner Geſundheit wegen, da er bei einem ſo thätigen Feldzuge ſtets angekleidet geſchlafen und dadurch eine Hautkrankheit ſich zugezogen hatte, die Armee vor Nimwegen verlaſſen und ſich nach Brüſſel begeben. Von hier aus unterhielt er ſchriftlich die Verbindung mit Moreau, der einſtweilen die Nordarmee commandirte, und mit Jourdan, um ihre Bewegungen übereinſtimmend zu leiten. Schon wollte er ſich wieder zur Armee begeben, als ihm ein Commiſſär des Convents öffentlich bei der Mittagstafel zu Brüſſel den trotzigen Vorwurf machte, daß ſein Ruhm die obern Behörden gegen ihn einnähme. Pichegru antwortete ihm trocken: „ich ſehe, Bürger Repräſentant, die Ariſtokratie hat nur den Platz gewechſelt.“ Ohne ſeine Geneſung völlig abzuwarten, ging er zur Armee, um den Feldzug im Winter fortzuſetzen. Nur bei heftiger Kälte war es möglich, in Holland einzudringen. Gegen das Ende des Decembers froren die Maas und die Waal zu; das Thermometer fiel bis auf 17 Grad unter dem Eispunkte, und Pichegru gab ſeiner Armee, der es an Allem, ſelbſt an Kleidung fehlte, den Befehl zum Aufbruch. Den 27ſten und 29ſten December wurde das meiſterhaft befeſtigte Grave genommen, Breda eingeſchloſſen, über die zugefrorne Waal gegangen, und die Bommelinſel und das Fort St. Andreas mit Sturm genommen. Der Feind zog ſich beſtürzt auf Gorcum zurück, wo der Prinz von Oranien ſein Hauptquartier hatte; 20,000 Oeſterreicher in brittiſchem Solde ſtanden von Arnheim bis Weſel, und zwiſchen dieſen und Oranien ſtand der Herzog von York. Jetzt trat plötzlich Thauwetter ein; das Heer, welches bereits über die Waal gegangen war, konnte von dem jenſeit ſtehenden abgeſchnitten werden, und alles war verloren. Aber die Kälte kehrte zurück, und die Franzoſen waren Meiſter des Landes zwiſchen der Waal und dem Lech. Der Feind leiſtete jetzt nur theilweiſe Widerſtand; die holländiſche Armee ging nach und nach aus einander, und der Herzog von York gab, nachdem die Linien der Greb und 80 Kanonen von den Franzoſen erobert waren, die Vertheidigung von Holland auf. Der Erbſtatthalter floh nach England; und mitten durch Eisfelder, auf unter Waſſer ſtehenden Straßen hin, glich der Marſch des Siegers einem Triumphzuge. Amersford und Utrecht öffneten ihre Thore den 17ten Januar, den 18ten capitulirte Gertruidenberg, den 21ſten Gorcum; Pichegru zog in Dordrecht und Amſterdam ein, ohne einen Feind anzutreffen. Die Vorhut des Heers drang über die zugefrorne Zuyder-See nach Nordholland vor, ſo daß eine Abtheilung Reiterei und leich-

ter Artillerie ſich einiger Kriegsſchiffe im Eiſe bemächtigte. Die Deputirten der Stadt Amſterdam waren dem General Pichegru nach Utrecht entgegengegangen, wo ſie in ihrer Anrede ſeiner Menſchlichkeit und Großmuth ihre Achtung bezeugten. Seine Aufnahme in Amſterdam war glänzend. Ein allgemeiner Zuruf empfing ihn, und die Frauen brachten ihm Kränze und ähnliche Gaben des Vertrauens und der Bewunderung, die ihn nicht fürchtete, ſondern liebte. Pichegru erhielt hierauf im März den Befehl, die Bewegungen der Rhein- und Moſelarmee zu leiten; zugleich behielt er den Oberbefehl über die Nordarmee unter Moreau, und die Sambre- und Maasarmee unter Jourdan. Bald nachher begab er ſich nach Paris, wo viel Verwirrung herrſchte. Ein Pöbelſchwarm aus den Vorſtädten St. Antoine und Marceau brach in die Nationalverſammlung ein, und foderte ſtürmiſch die Conſtitution von 1793 und Brot. Der Convent zitterte, und nahm ſeine Zuflucht zu dem Sieger Belgiens und Hollands. Er ernannte ihn den 1ſten April zum Befehlshaber der Pariſer Nationalgarde gegen die Terroriſten und Sansculotten. Alle Sectionen, alle guten Bürger ſchloſſen ſich an Pichegru an, welcher die Section Gravilliers, den Sammelplatz der Unzufriednen entwaffnete, und die verborgenen Unruheſtifter, die alten Mitglieder der Revolutionsausſchüſſe in Verhaft nehmen ließ, aber nicht ohne eigne Lebensgefahr. Ein Anarchiſt hätte ihn beinahe mitten unter ſeinem Generalſtabe, auf dem Platze Ludwigs XV. mit einer Pike erſtochen. Als Alles beruhigt war, erſchien er den 4ten April vor den Schranken des Nationalconvents, um für das Zutrauen, welches ihm die Stellvertreter der Nation ſchenkten, zu danken, und ſeine Wünſche für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe durch Gerechtigkeit und Freiheit auszudrücken. Der Präſident antwortete ihm, indem er laut die Verdienſte des Generals um die Republik anerkannte. Bald darauf ging Pichegru zur Armee ab. Bis jetzt hatte er mit redlicher Treue der republikaniſchen und revolutionären Partei gedient; aber ſchon längſt bewieſen ihm die blutdürſtigen Beſchlüſſe des Convents, daß die Wohlfahrt und die Ehre des Vaterlandes nicht in Paris, ſondern in den Feldlagern der Heere zu finden ſey. Er zweifelte, je länger, deſto mehr, daß jene Volkshäuptlinge Frankreich geſetzmäßig regieren könnten, und wandte ſeine Blicke auf die alte Dynaſtie. Der Aufenthalt in Paris, wo er die Umtriebe aller Parteien in ihrer Verworfenheit durchſchaute, mußte ihm den Glauben an die Republik nehmen. Sein richtiger Blick und ſein gerader Sinn konnten ſich nicht täuſchen laſſen durch Schauſeſte und hohle Tiraden. Er ſah die Fehler der Conſtitution von 1795 ein, welche wohl die Stürme der Revolution beſchwichtigen, nicht aber die Freiheit und die Republik befeſtigen konnte. Wahrſcheinlich verbarg Pichegru ſeine Anſichten nur wenig; denn von der Zeit an, glaubten die Prinzen des Hauſes Bourbon in ihm einen zweiten General Monk zu ſehn; und man zweifelte bei der Armee des Prinzen von Condé keinesweges, daß wenn nur von ihrer Seite Pichegru'n Eröffnungen geſchähen, er gern auf ſie eingehn würde. Pichegru's Hauptquartier bei der Rheinarmee befand ſich im April 1795 zu Altkirch; der Prinz von Condé ſtand im Breisgau, um mit der öſterreichiſchen Armee gemeinſchaftlich zu handeln. Er bediente ſich, um Pichegru's Geſinnung zu erforſchen, eines Herrn von Montgaillard, der in der Folge durch ſeine Angaben die Sache der Prinzen verrieth, um den Verrath des Eroberers von Holland dadurch zu beweiſen. Pichegru war in Altkirch von vier Conventscommiſſären umgeben, und Hr. v. Montgaillard wagte nicht, perſönlich ſich ihm zu nähern. Er gewann daher den Buchdrucker Fauche-Borel und einen Hrn. Courant, beide aus Neufchatel, die

den 13ten Auguſt nach Altkirch reiſ'ten, aber keinen günſtigen Augenblick fanden, um den General zu ſprechen. Doch bemerkte Pichegru, daß Fauche ihm immer folgte. Er ſagte daher ganz laut, indem er bei ihm vorüberging: „Fort, ich reiſe nach Hüningen." Fauche faßt den Sinn auf, eilt nach Hüningen, und ſtellt ſich auf einem Corridor dem General in den Weg. Pichegru betrachtet ihn aufmerkſam und ſagt laut: „Ich ſpeiſe dieſen Mittag bei Madam Salomon." Fauche begibt ſich ſogleich nach dem Schloſſe dieſer Dame, drei Stunden von Hüningen, und läßt ſich beim General Pichegru anmelden. Er wird vorgelaſſen, und bittet ihn, um ein Geſpräch anzuknüpfen, um die Erlaubniß, ihm ein Manuſcript von J. J. Rouſſeau, das er herausgeben wolle, widmen zu dürfen. „Recht gern, antwortet Pichegru, aber ich will es vorher leſen; denn dieſer Rouſſeau hat Freiheitsgrundſätze, zu denen ich mich nicht bekenne, und zu denen ich nicht gern meinen Namen hergeben möchte." Durch dieſe Bemerkung ermuthigt, hält Fauche nicht länger zurück. „General," ſagt er, „ich hätte Ihnen noch etwas mitzutheilen." — „Und was denn, und von wem?" — „Von Sr. K. H. dem Prinzen von Condé." — „Still! folgen Sie mir!" — Pichegru führt ihn hierauf in ein entferntes Cabinet, ſchließt ſich mit ihm ein, und ſagt ihm: „Erklären Sie ſich näher, was will S. K. H. von mir?" Fauche iſt verlegen; aber Pichegru beruhigt ihn: „Ich denke wie der Prinz, was will er von mir?" — „Der Prinz, antwortet Fauche, ſieht in Ihnen den Mann, der durch ſeine Tapferkeit und ſein Anſehn endlich dem Unglücke Frankreichs und Europa's ein Ende machen kann. Er zählt auf Sie, mein General, und will ſich mit Ihnen vereinigen." — „Das iſt ſehr unbeſtimmt," verſetzt darauf Pichegru, „und führt zu nichts; reiſen Sie zurück; verlangen Sie ſchriftliche Inſtructionen, und kommen Sie in drei Tagen in mein Hauptquartier, wo Sie mich Abends um 6 Uhr allein ſprechen können." — Jetzt ſchrieb von Montgaillard, der Hauptagent des Prinzen, im Namen deſſelben an Pichegru, verſprach ihm angemeſſene Belohnungen für die Dienſte, die man von ihm erwarte, und bot ihm für die Armee, im Namen des Königs, die Beſtätigung aller Offiziere in ihrem Grade, Beförderung der von ihm Empfohlenen, und Gnadengeſchenke für jeden Feſtungscommandanten an, der die Thore öffnen würde. Pichegru hielt aber dieſe Botſchaft für nicht beglaubigt genug. „Ehe ich mich erkläre, verlange ich, daß der Prinz von Condé, deſſen Handſchrift ich kenne, alles bekräftige, was mir von Montgaillard in ſeinem Namen geſchrieben hat." — Jetzt ſchrieb der Prinz an den General einen Brief von etwa acht Zeilen. Als Pichegru die Hand des Prinzen und ſeine Unterſchrift geſehen hatte, gab er Fauche'n das Schreiben zurück. „Dies genügt mir. Ich erkenne die Unterſchrift. Das Wort des Prinzen iſt für jeden Franzoſen ein ſichres Unterpfand. Stellen Sie dem Prinzen ſeinen Brief wieder zu." — Nun erklärte Fauche das Verlangen des Prinzen, Pichegru ſolle Ludwig XVIII. in ſeiner Armee als König ausrufen, die weiße Fahne aufpflanzen und Hüningen übergeben. Pichegru weigerte ſich. „Ich will nichts halb thun. Ich mag nicht der dritte Theil von Lafayette und Dumouriez ſeyn. Ich kenne meine Hülfsmittel; ſie ſind eben ſo groß als ſicher; ſie haben ihre Wurzeln, nicht bloß in meiner Armee, ſondern ſelbſt in Paris, in der Nationalverſammlung, in den Departementen, in den Heeren der übrigen Generale, die ſo wie ich denken. Ich ſehe deutlich ein, Frankreich kann nicht als Republick beſtehn. Es muß einen König haben; aber man darf die Gegenrevolution nicht anfangen, wenn man nicht ihres ſichern Ausgangs gewiß iſt. Der Plan des Prinzen führt zu nichts.

Er würde in vier Tagen aus Hüningen vertrieben, und ich in vierzehn Tagen verloren ſeyn. Meine Armee beſteht aus braven Männern und aus Schurken; dieſe muß man trennen, und jene durch einen großen Schritt ſo weit führen, daß ſie nicht wieder zurücktreten können, ſondern ihr Heil nur in dem glücklichen Ausgange ſehen. Ich will da, wo man es verlangt, zur angegebnen Zeit mit ſo viel Soldaten, als man wünſcht, über den Rhein gehn: vorher aber in den feſten Plätzen ſichere Offiziere anſtellen, die wie ich denken. Jene Schurken aber will ich ſo vertheilen, daß ſie nicht ſchaden können, noch ſich vereinigen. Dann rufe ich, ſo wie ich auf dem andern Rheinufer bin, den König aus, und pflanze die weiße Fahne auf. Das Corps des Prinzen Condé und die Armee des Kaiſers ſtoßen zu mir; ich gehe über den Rhein zurück, dringe in Frankreich ein; die feſten Plätze werden übergeben und von kaiſerlichen Truppen im Namen des Königs beſetzt. Hierauf rückt das condéſche Heer mit mir auf Paris los, wo meine Verbindungen das übrige machen werden. Aber Sie müſſen wiſſen, daß bei dem franzöſiſchen Soldaten das Königthum in der Kehle ſteckt. Soll er, es lebe der König! rufen, ſo muß man ihm Wein geben, und einen Thaler in die Hand. Nichts darf ihm im erſten Augenblick fehlen, und meine Armee muß vier, fünf Märſche weit im franzöſiſchen Gebiete richtig beſoldet werden. Melden Sie dies alles, von meiner Hand geſchrieben, dem Prinzen, und bringen Sie mir ſeine Antwort." — Man ſieht, daß Condé und Pichegru über einen Hauptpunkt ganz verſchiedne Anſicht hatten. Der Prinz wollte aus guten Gründen des Beiſtandes der Oeſterreicher ganz entübrigt ſeyn; Pichegru aber, der die Stimmung ſeiner Truppen kannte, hielt es für äußerſt bedenklich und ſchwierig, ſie ſogleich zum Aufpflanzen der weißen Fahne zu bewegen. So verlor man viel Zeit in unnützen Verhandlungen; und der Briefwechſel Pichegru's mit dem Prinzen gelangte endlich zur Kenntniß des Generals Wurmſer und des Erzherzogs Carl, die aber wenig den Vortheil ihres Hofes dabei berückſichtigten, ja ſelbſt dem Erfolge im Wege ſtanden. Denn das wiener Cabinet (dies behauptet wenigſtens Alfons de Beauchamp, der dies in Paris 1814 unter den Augen Ludwigs XVIII. ſchrieb) erfuhr kaum jene Unterhandlung, als es den König, der ſich an den Rhein begeben, nöthigte, ſich von da zu entfernen. Pichegru ging jetzt, nach dem Befehle des Nationalconvents über den Rhein, und ließ ſogar die Oeſterreicher einige Vortheile über ſich gewinnen; alles in der Hoffnung, die Sache des Königs dadurch zu befördern. Da trat, vermöge der neuen Conſtitution, das Vollziehungsdirectorium in Wirkſamkeit. Es erfuhr bald durch Angeber, daß ein geheimer Briefwechſel mit dem Feinde Statt habe; aber zu ſchwach, ohne offenkundigen Beweis gegen einen allgemein verehrten und von den Soldaten bewunderten Feldherrn Gewalt zu brauchen, begnügte es ſich, Pichegru'n zurückzurufen, und bot ihm gleichſam als ehrenvolle Verbannung, die Bothſchafterſtelle am ſchwediſchen Hofe an, welche aber Pichegru nicht annahm. Er wollte lieber in der Dunkelheit bleiben, und begab ſich in die Abtei Bellevaux, nahe bei ſeiner Vaterſtadt Arbois, wohin ihm die Achtung ſeiner Waffengefährten folgte. Seine Siege hatten ihn ſo wenig bereichert, daß er aus Mangel ſich genöthigt ſah, ſeine Pferde und ſein Feldgeräth zu verkaufen, um leben zu können. Hier blieb er mehrere Monate im Kreiſe ſeiner Familie, friedlich mit den Künſten und Wiſſenſchaften beſchäftigt. — Die Frage, ob Pichegru ſein Vaterland verrieth, gehört zu den ſchwer zu entſcheidenden. War Frankreich im Zuſtande der *Anarchie*, ſo durfte jeder Mann von Kraft und Anſehn, ſobald er (wor-

auf hier Alles ankommt) nach reifer Ueberlegung und genauer Umſicht aller Verhältniſſe aus reinen Beweggründen der Vaterlandsliebe und Bürgerpflicht handelte, ſein Leben dem Gemeinwohl hingeben, um eine feſte Staatsverfaſſung zu begründen. Iſt ein Oberfeldherr nach der gemeinen Anſicht nichts als ein Soldat, oder die Spitze des Inſtruments, das man Armee nennt, ſo leidet es keinen Zweifel, daß auch er, und ſey er der vortrefflichſte Staatsbürger, aus dieſer Sphäre nicht heraustreten darf; er muß blindes Werkzeug jeder Staatsgewalt bleiben, die augenblicklich zu befehlen hat; er muß jeden Befehl und ſey er der ungerechteſte, wie das Decret gegen die gefangnen Engländer, willenlos vollziehn u. ſ. w. Er iſt alſo, wenn der Staat in Anarchie ſich auflöſ't, nichts als ein Dolch, oder eine Brandfackel in der Hand des jedesmaligen Rottenführers, es ſtehe nun ein Dion und Timoleon, oder ein Catilina und Marat an der Spitze der Volksgewalt. Wer wird aber einen commandirenden Feldherrn (wenn man auch von jedem gehorchenden Soldaten und Offizier dieſe Willenloſigkeit gelten läßt), einen Mann, in deſſen Umſicht und Willen das Schickſal ſeines Vaterlandes ohnehin ruht, zu einem todten Werkzeuge in der Klaue eines Despoten oder anarchiſcher Volkstyrannen herabwürdigen? Iſt es nun klar, daß Anarchie ſo wenig als Despotismus eine rechtliche Staatsform begründen; und es kann ja wohl überhaupt keine andre Staatsform, als eine rechtliche gedacht werden, ſo ſieht auch der Feldherr, wenn ſein Vaterland aufhört, eine rechtliche Staatsform zu haben, kein Geſetz über ſich, als das Urgeſetz: salus publica suprema lex esto! Es iſt wahr, Pichegru hatte der Republik geſchworen; aber wo war jetzt die Republik? In den pariſer Factionen, im Jacobinerclub und in den Ausſchüſſen gewiß nicht. Als er ſchwor, glaubte er an eine Republik. Wer hatte ihm dieſen Glauben genommen? Der anarchiſche Zuſtand von Paris. Alſo in dem Falle ſelbſt, daß Frankreich auf eine gerechte Art zur Republik ſich geſtaltet hätte, konnte ein Mann, der zu keiner Partei, ſondern nur dem Vaterlande angehörte, die Zügel des Schickſals ſeines Vaterlandes ergreifen, die er ohnedies an der Spitze des Heeres ſchon führte, wenn er und die öffentliche Meinung den Untergang des freien Vaterlandes in den Gräueln der Anarchie vor Augen ſahen. Oder ſollte etwa kein Curtius in dieſen Schlund ſich ſtürzen dürfen, um ihn zu ſchließen? Und war Paris nicht damals der Feuerheerd der Anarchie? Aber nur das eigene Gewiſſen, das Bewußtſeyn redlicher und uneigennütziger Ueberzeugung, oder des Gegentheils, kann den Mann freiſprechen oder verdammen, welcher in ſolcher Gefahr retten will, weil er retten kann. Oder ſoll, wer dies kann und will, abtreten vom Schauplatz, das gemeinſchaftliche Vaterhaus dem Brande Preis geben, der in demſelben auflodert, und ruhig zuſehen? Nun war aber Frankreich durch den empörendſten Frevel des Pöbels und raſender Jacobiner eine Republik geworden. Eine kleine Partei hatte das beſchworne Königthum umgeſtürzt und die Nation mit dem Blute des unſchuldigen Ludwigs befleckt. Konnte dieſe Republik einen Rechtstitel für ihren Urſprung, für ihre Unverletzlichkeit anführen? Sie war rechtlich nicht vorhanden. Ein Timoleon durfte alſo die unrechtmäßige Gewalt ſeines Bruders in Corinth, ein Pichegru, ein Moreau durften die unrechtmäßige Gewalt einiger Demagogenhäuptlinge durch die Mittel, welche ihnen zu Gebote ſtanden, unterdrücken und vernichten. Eine andre Frage war die, ſollten ſie die Bourbons wieder auf den Thron heben? Als Sühnopfer für Ludwigs Mord war dies eine Handlung der Gerechtigkeit; als Bindungsmittel aller Umtriebe des Ehrgeizes und der

Selbſtſucht war dies eine Handlung der Klugheit. So dachte ſich Pichegru die große Angelegenheit. Er war nicht Verräther; allein er wäre es geworden, wenn er die Gegenrevolution ohne die Freiheit ſeines Vaterlandes, wie ſie in der umgeſtoßenen Verfaſſung von 1791 ſchon vorgezeichnet war, zu befeſtigen, mit perſönlicher Eitelkeit oder eigennützig (wie Monk) ausgeführt hätte. Die Rechtmäßigkeit ſeines Schrittes und deſſen Rechtfertigung lag alſo zunächſt in ſeiner Bruſt, in der Reinheit ſeines Willens. Und die Stimme aller Guten in Frankreich war für ihn. Ein Reubell, ein Barras, die das Factionenſpiel zu Directoren, alſo zu Stellvertretern der Staatsgewalt, gemacht hatte, können darum, weil ſie dies wurden, nicht geheiligt, noch kann Pichegru, weil er ſie nicht als von Gott eingeſetzte Obrigkeit betrachten konnte, darum ein Verräther ſeyn. In demſelben Geiſte handelte Pichegru ſpäter gegen Napoleon; doch hatte ſich das Verhältniß geändert. Er war nicht mehr Frankreichs Bürger; er war ausgeſtoßen, und führte ſeinen Krieg mit Napoleon, für die Bourbons und für Frankreich, wie er konnte und wußte. Hatte nicht auch Napoleon die Verfaſſung umgeſtoßen, hatte er nicht die Freiheit vernichtet? Der glückliche Uſurpator aber, der für ſich dies that, ſoll kein Verräther ſeyn; ſondern der allein, der nicht für ſich, ſondern für das Ganze die Freiheit retten wollte, nur dieſer iſt der Verräther, weil er unglücklich war! — Wir kehren jetzt, nach dieſer Apoſtrophe an einige Sophiſten in und außerhalb Frankreich, zu Pichegru zurück. In den erſten Tagen des März 1797 ward Pichegru in den Primärverſammlungen des Departements der obern Saône als Volksrepräſentant für das neue Drittel des geſetzgebenden Corps erwählt. Als er zum erſten Male in der Verſammlung ſeinen Sitz einnahm, erhob ſich der ganze Rath der Fünfhundert, und erwählte ihn, einmüthig in der erſten Sitzung zu ſeinem Präſidenten. Er antwortete beſcheiden und einfach: „Bürger-Repräſentanten, ich bin durchdrungen von der lebhafteſten Erkenntlichkeit für dieſen ehrenvollen Beweis Ihres Wohlwollens. Je mehr ich den hohen Beruf, zu dem Sie mich erheben, würdige, deſto mehr fühle ich meine Schwäche. Ich kenne das Verfahren berathſchlagender Verſammlungen nur wenig; ich bedarf der Nachſicht, und ich bitte Sie, mir die Ihrige zu ſchenken." Die Partei, welche der Directorialregierung gegenüber ſtand, und von ihrem Verſammlungsorte zu Clichy die Partei Clichy hieß, wandte ſich ſogleich mit ihren Hoffnungen an Pichegru; einige darunter wollten allerdings die Wiederherſtellung der Bourbons, aber der größere Theil war bloß für die Befeſtigung der Ordnung und die Vernichtung der Volksanarchie. Man glaubt, Pichegru ſelbſt hatte den Plan, den Thron der Bourbons wieder aufzurichten. Ludwig XVIII. übertrug ihm, in einem aus Riegel, den 24ſten Mai 1796, an ihn gerichteten Schreiben, und in einem andern auf Gaze geſchriebenen Briefe, Mühlheim den 9ten Juni 1796 mit dem unbeſchränkteſten Vertrauen die ganze Ausführung des Plans. „Je dépose," heißt es in dem letztern, entre vos mains, Monsieur, toute la plénitude de ma puissance et de mes droits." Ich lege in Ihre Hände den vollen Gebrauch meiner Gewalt und meiner Rechte." Beide Briefe ſind bekannt, daher wir ſie hier nicht wiederholen. Sie ſind der poſitive Rechtstitel von Pichegru's Handlungen. Den 20ſten Juli erſtattete Pichegru dem geſetzgebenden Rathe einen langen Bericht über die Nothwendigkeit, die Nationalgarden neu zu bilden. Seine Abſicht war offenbar, ſie den Truppen des Directoriums entgegenzuſtellen, und ſo die Wiederherſtellung der Monarchie herbeizuführen. Aber das Directorium und die Revolutionsmänner waren auf ih-

rer Hut; da ſie der öffentlichen Meinung nicht trauten, beſchloſſen ſie Gewalt zu brauchen, und legten dadurch den erſten Grund zu der Militärtyrannei, die ſo lange auf Frankreich gelaſtet hat. Die Triumvirn ließen daher einen Theil der Sambre- und Maasarmee von der Gränze ab gegen Paris ſich ziehn. Der geſetzgebende Rath, hierüber unruhig, verlangte vom Directorium Auskunft über die Urſache des conſtitutionswidrigen Marſches der Truppen. Dieſes antwortete zweideutig. Nun hielt Pichegru eine Rede im geſetzgebenden Corps: „Das Directorium gibt ausweichende Erklärungen; es ſtellt ſich, als ob es von nichts wüßte; wer iſt denn alſo der neue Machthaber, welcher von einem Ende der Republik zum andern nach Willkür zahlreiche Heere mit großen Zügen Geſchütz marſchiren läßt?" Er prüfte hierauf die vorgeblichen Gründe des Directoriums in Anſehung des Truppenmarſches, zeigte das Geſetzwidrige dieſer beunruhigenden Maßregel, ließ die Abſichten des Directoriums errathen, und redete zuletzt die Armee ſo an: „Soldaten der Freiheit, ihr ſeyd ein Theil der Nation; ihr dürft nichts unternehmen, was zur Vernichtung oder Abänderung deſſen, was ihr Wunſch aufgerichtet, abzweckt. Als Soldaten ſeyd ihr Gehorſam den Oberhäuptern der vollziehenden Gewalt ſchuldig; als Bürger müßt ihr die geſellſchaftlichen Einrichtungen beſchützen und die Unverletztheit der vom Volke unmittelbar ausgefloſſenen Gewalten behaupten. Die Nation allein, von der ihr ein ſo geachteter Beſtandtheil ſeyd, wird euch gerechte Belohnungen zuſichern, und ein ehrenvolles Aſyl eröffnen; für ihre Rechte alſo dürft allein ihr kämpfen." Er ſchlug hierauf vor, das geſetzgebende Corps mit conſtitutionellen Schranken zu ummarken. Sein Entwurf ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und den 19ten Auguſt übergaben ihn ſeine Collegen, nebſt dem des vom Directorium ebenfalls entlaſſenen General Willot, der Commiſſion der Saal-Inſpectoren. Aber ſchon hatten die Truppen jene Abmarkung, die man vor ihnen ziehen wollte, überſchritten. Man mußte daher entweder auf die geſetzliche Anklage gegen die Mehrzahl der Glieder des Directoriums antragen, oder, da dies Geſetz nicht Kraft genug hatte, der Gewalt Gewalt entgegenſetzen. Letzteres ſchlugen Pichegru und Willot im Ausſchuſſe vor, mit zweihundert Mann auserleſener Truppen wollte Pichegrü in den Palaſt Luxemburg eindringen und die Triumvirn in Feſſeln vor die Schranken des geſetzgebenden Corps führen; aber er hatte es mit unentſchloſſenen, furchtſamen Männern zu thun, die an zwanzig verſchiedenen Orten verſammelt, ohne Einheit und Kraft im Handeln, nur zu ſprechen den Muth hatten. Alle Anſtrengungen Pichegru's, die Bedenklichkeit des Einen, die Furcht des Andern und die Zweifel aller Uebrigen zu widerlegen, waren vergebens. Seine Collegen konnten ſich nicht entſchließen, den erſten Streich gegen die Faction zu führen, die ſie bedrohte. So gelang dem Triumvirate des Directoriums der Gewaltſtreich des 4ten Septembers 1797, oder die Revolution des 18ten Fructidor des J. 5. Seine Truppen nahmen Pichegru und ſeine Collegen, die Saalinſpectoren, in dem Palaſte des geſetzgebenden Corps in Verhaft; man brachte ſie in den Tempel, und verurtheilte ſie, ohne Verhör und Vertheidigung den folgenden Tag mit 50 andern zur Deportation nach Guyana. Die triumphirenden Directoren machten bald darauf den Briefwechſel des Generals Pichegru mit den öſterreichiſchen Generalen und dem Prinzen Condé bekannt. Die Armee des Generals Moreau hatte nämlich unter dem Gepäcke des feindlichen Generals Klinglin im Monat Mai eine Kiſte mit jenen Briefſchaften erbeutet, und Moreau dieſelben nebſt einem Schrei-

ben an den Director Barthelemy überſchickt. (S. Moreau's Leben). Wenige Perſonen aber glaubten damals an die Echtheit der Thatſachen, die man Pichegru'n zur Laſt legte, ſondern man hielt ſie für erſonnen, um die von den Directoren begangene Verletzung der Conſtitution zu bemänteln. Nur auf vieles Bitten ließ man die Thüren des Tempels den Frauen der Verurtheilten öffnen. Pichegrü ging den Gattinnen ſeiner Unglücksgefährten entgegen, und nahm das weinende Kind des Deputirten Delarue in ſeine Arme. „Warum weinſt du, mein Kind?“ fragte Pichegru, indem er unter Thränen es küßte. „Warum,“ ſagte das Kind, „böſe Soldaten haben meinen guten Vater fortgeführt.“ — „Du haſt wohl Recht,“ verſetzte Pichegru, indem er einen Blick voll Verachtung auf die Soldaten warf, „das ſind böſe Soldaten; die guten würden nie Henkersknechte ſeyn.“ — Als er nach Guyana abging, weinte er über das Schickſal ſeiner Schweſter und ſeines Bruders, eines achtungswerthen Geiſtlichen, für deren Unterhalt er allein ſorgte. Sie blieben jetzt ohne Unterſtützung. Pichegru war nie reich geweſen. Er ging nach Guyana, ohne eine Schuld von 600 Franken bezahlen zu können. Der Gläubiger wandte ſich an die beiden Verlaſſenen, die mit ihrem geächteten Bruder das Liebſte verloren, was ſie auf der Welt hatten. Sie beſaßen nichts, um die Schuld ihres Bruders zu bezahlen, als theure Gegenſtände ſeines Andenkens. Sie verkauften den Hut, die Uniform, den Degen ſogar des Siegers über Belgien und Holland! — dies war die letzte Habe ſeiner ehrenvollen Armuth. In vier mit eiſernen Stäben verſchloſſenen Artillerierüſtwagen, an welchen die Gefangenen bei jedem Stoße des Fuhrwerks ſich ſtießen, führte man unter ſtarker Bedeckung Pichegru und ſeine Unglücksgefährten aus dem Tempel nach Rochefort. Ueberall unterweges, vorzüglich zu Orleans und Blois, erhielten ſie rührende Beweiſe der Achtung und Zuneigung. In Blois wußte man Pichegru'n folgende Zeilen zuzuſtellen. „General, wenn Sie nur wollen, ſo ſind Sie frei, beſteigen ein Pferd und retten ſich unter einem andern Namen und Paſſe. Wollen Sie, ſo nähern Sie ſich zum Zeichen der Einwilligung, Ihrer Wache mit dem Hute auf dem Kopfe. Dann halten Sie ſich um zwei Uhr nach Mitternacht wach und angekleidet.“ Pichegru nähert ſich der Garde, aber mit bloßem Kopfe. Der ihn retten wollte, ſieht ihn voll Bewunderung an, und entfernt ſich. In Rochefort wurden ſie von dem aufgereizten Pöbel mit Schimpfworten überhäuft. Man ſchiffte ſie auf der Corvette, la Vaillante, ein, die Capitain Julien führte. Pichegru und drei ſeiner Gefährten wurden in das Hell, oder die ſogenannte Löwengrube (ein Behältniß unter dem Verdecke, am Vordertheile, wo Taue, Segelwerk und andre zur Ausrüſtung eines Schiffes gehörige Bedürfniſſe bewahrt werden) gewieſen. „Hier, m. H.,“ hieß es, „iſt die für Sie beſtimmte Wohnung.“ So behandelte man einen der edelſten Feldherren der Republik, deſſen Siege den Staat retteten, und die Größe Frankreichs gründeten. Verdiente dieſe Nation Belgien zu behalten? Und warum mußten die kühnen Unternehmungen der größten und trefflichſten Bürger, die nur das Beſte des Vaterlandes ohne Eigennutz wollten, ſämmtlich ſcheitern, während die Gewaltſchritte der liſtigen Selbſtſucht mit Glück und Beifall gekrönt wurden? Nur der Hang des großen Haufens zum Schlechten hin konnte der Schlechtigkeit ſolche Triumphe bereiten, und das Vortreffliche hohnlachend zu Boden treten. Und dieſe Nation will den Ruhm Pichegrü's und Moreau's noch jetzt für ſich in Anſpruch nehmen? Pichegru erlitt auf der Ueberfahrt die härteſte Behandlung. Man landete auf der Rhede von Cayenne. Der

Agent des Directoriums, Jeannet, ließ die Deportirten ſogleich in die mit Peſtluft geſchwängerten Einöden von Sinamari ſchaffen, wo man ſie in verſchiedene Hütten einer Art von Feſtung vertheilte. Hier zeigte Pichegru, der immer unerſchüttert geblieben, jenes Vertrauen und Vorgefühl einer beſſern Zukunft, das auch die meiſten ſeiner Gefährten aufrichtete. Er lernte engliſch; übrigens behielt er in ſeinen Zerſtreuungen die Sitten und den Ton eines Kriegers bei. Er ſang oft, um ſich zu erheitern, mit einer Art von Heftigkeit Kriegslieder und Stanzen, die auf ſeinen Zuſtand paßten. Aber nicht alle ſeine Gefährten hatten dieſelbe Seelenſtärke. Viele erlagen ſchon nach einigen Monaten dem verderblichen Einfluſſe des Clima's. Als die Andern nach achtmonatlicher Verbannung kein Ziel ihrer Leiden ſahen, faßten Pichegru und ſieben ſeiner Unglücksgenoſſen den Entſchluß zu entfliehen. Sie verſammelten ſich vor Sonnenaufgang bei dem Feſtungsthore von Sinamari, deſſen Zugbrücke noch nicht aufgezogen war. Die Soldaten ſchliefen. Pichegru, Aubry und Ramel erſtiegen die Baſtei des Wachthauſes. Ramel ging gerade auf die Schildwache los, und fragte nach der Stunde. Der Soldat ſah zu den Sternen auf, da faßte ihn Ramel bei der Kehle und Pichegru entwaffnete ihn; man führte ihn fort, ohne daß er ſchreien konnte. Die drei Deportirten begaben ſich hierauf zu den übrigen, die unten am Walle ſtehen geblieben waren; da ſie niemand im Wachthauſe fanden, ſo nahmen ſie Waffen und Patronen, verließen das Fort und flohen zu der Pirogue, die ſchon bereit lag. Mit dieſem aus einem Baumſtamme gezimmerten Nachen erreichten ſie endlich nach einer lebensgefährlichen Fahrt von neun Tagen das Fort Mont Krick, wo der Commandant ſich ſtellte, als ob er ſie für Kaufleute hielte, und ſie mit Menſchlichkeit behandelte. Einige Tage darauf landeten ſie bei Paramaribo, der Hauptſtadt der holländiſchen Colonie Surinam, wo man ihnen mit der größten Achtung begegnete, und für ſie ein kleines Fahrzeug miethete, auf welchem ſie bis zur Mündung des Demerari ſchifften. Nach einer mühſamen Fahrt landeten ſie den 23ſten September 1798 auf der Rhede von Deal. Hier ſchifften ſie ſich nach London ein. Man führte ſie zu dem Miniſter, der ſie mit großer Güte empfing. Einige Tage nach ſeiner Ankunft in London erhielt Pichegru Beſuche von den ausgezeichnetſten Parlamentsgliedern. Auch führte ihn einſt der Zufall bei einer Verſammlung des Oberhauſes ſo, daß er zwiſchen den Herzog von York und den Erbſtatthalter zu ſitzen kam. Man erkannte ihn bald; die beiden Prinzen betrachteten ihn mit vieler Aufmerkſamkeit und mehrere Lords näherten ſich, um ihn zu grüßen. Bei einem Mahle, das ein Parlamentsglied Pichegru'n und den Deportirten gab, brachte Pichegru in Gegenwart des Miniſters Wickham, Sidney Smiths und mehrerer Lords den Toaſt aus: „Zum Heil der Völker! Mögen ſich die Freunde der Menſchheit vereinigen, um den Frieden zu gründen und die Unterdrücker zu ſtürzen!" — Jetzt trat Pichegru als offner Gegner der franzöſiſchen Machthaber auf, ohne jedoch am Kriege gegen Frankreich unmittelbar Theil zu nehmen. Er begab ſich nach Deutſchland im J. 1799, als der Feldzug für Frankreich in Italien ſo unglücklich war, und von da in die Schweiz zur ruſſiſchen Armee des Generals Korſakow, dem er mehrere gute Winke, obwohl vergebens, am Tage vor ſeiner Niederlage bei Zürich gegeben haben ſoll. Nach dem Rückzuge der ruſſiſchen Heere lebte Pichegru verborgen in Deutſchland; doch wäre er faſt in Bayreuth von Bonaparte's Agenten, nebſt Imbert Colomés und Precy, verhaftet worden. Denn Bonaparte haßte perſönlich den General Pichegru. Nun flüchtete ſich der Verfolgte

nach England, wo er bis 1804 blieb. Er faßte jetzt nebſt Georges Cadoudal und einer großen Anzahl Royaliſten den Plan, ſich ins geheim nach Paris zu begeben, und einen Verſuch zu machen, Bonaparten zu ſtürzen. Am 16ten Jan. landete er am Fuße des ſteilen Geſtades von Beville, wo ihn ein engliſcher Cutter ans Land ſetzte. Georges Cadoudal, Montgaillard und Joyaut, die ſchon früher den 21ſten Auguſt an Frankreichs Küſte gelandet waren, gingen Pichegru'n entgegen, und alle begaben ſich ins geheim nach Paris. Hier hatte Pichegru, nach mehrern vorbereitenden Schritten, zwei Unterredungen mit Moreau, um ihn zur Theilnahme an einer Unternehmung gegen den erſten Conſul zu bewegen. Allein Moreau wies ſeine Anträge ab. Indeß war die Verſchwörung durch Querelle's und andrer Mitſchuldigen Ausſage entdeckt worden, und die Polizei verfolgte Pichegru'n mit der größten Thätigkeit. Ein Senatsdecret befahl bei Todesſtrafe, keinem Verſchwornen Aufnahme zu gewähren. Pichegru irrte mehrere Tage von Haus zu Haus; Von einem Mäkler, Namens Treille, in der Straße Vivienne, flüchtete er ſich zu deſſen Handelsfreunde Leblanc, in der Straße Chabannais, der ihm ein Aſyl anbot, um ihn zu verrathen, indem er ſelbſt davon bei der Polizei die Anzeige machte. Um ein Uhr nach Mitternacht drang der Polizeicommiſſär Comminges mit 24 Gensd'armen und Polizeiagenten in das Haus, erbrach Pichegru's Thüre und wirft ſich auf den Unglücklichen, der nicht einmal die Zeit fand, nach ſeinen Piſtolen und ſeinem Dolche zu greifen. Doch verſuchte er Widerſtand, und rang eine Viertelſtunde lang mit den Gensd'armen, die ihn überwältigten und knebelten. Er ward vor den Staatsrath Real geführt, dem er auf die vorgelegten Fragen ſehr laconiſch antwortete, und Alles abläugnete, vorzüglich was Moreau betraf. Man brachte ihn darauf in den Tempel, wo er in mehrmaligen Verhören ſtets eben ſo kaltblütig als zurückhaltend antwortete. Männlich und frei, wie es dem Eroberer Hollands ziemte, war ſein Betragen vor ſeinen Richtern. „Er ſei ein Feind Bonapartes, deſſen ungemeſſener Ehrgeiz ſein Vaterland noch ins Verderben ſtürzen werde, deshalb ſey er von ihm gehaßt; ſeiner unendlichen Sehnſucht nicht mehr mächtig, und der vielfältigen Verleumdungen ſeines guten Namens müde, ſey er nach Frankreich zurückgekommen.“ — Entſchloſſen weigerte er ſich, das Protocoll des Verhörs zu unterſchreiben, „da die mehreſten Fragen auf eine hinterliſtige und ehrenrührige Weiſe abgefaßt ſeyen.“ — Ein Mann von dieſem feſten und entſchloſſenen Charakter war ein unüberſteigliches Hinderniß für den argliſtigen Entwurf, Moreau ſtrafbar zu zeigen und in die Unterſuchung zu verwickeln. Pichegru, behauptet man, blieb feſt bei der beſtimmten Ausſage, welche den General Moreau rechtfertigte. Da kündigte unerwartet, mitten in der Einleitung eines ſo großen Prozeßes, die Regierung dem Volke an, daß Pichegru, „da er zwiſchen ſeinem Verbrechen und dem Blutgerüſte keinen Ausweg geſehen“ ſich in ſeinem Gefängniß erdroſſelt habe, er ſey nach der Ausſage mehrerer Aerzte todt in ſeinem Bette gefunden worden, erdroſſelt mit einem ſchwarzſeidenen Halstuche, das er mittelſt eines Gitterſtabes von einem Stuhle, wie mit einem Drehſtocke zuſammengezogen habe. Man ſchaffte ſeinen Leichnam in die Conciergerie, und ſtellte ihn aus, damit jeder die Gewißheit ſeiner Perſon haben konnte. Dieſer ſonderbare Tod ſchien aber Allen verdächtig. Die öffentliche Meinung ſtieß die Vorſtellung eines Selbſtmordes von ſich, bei einem Manne, wie Pichegru, der feſt und ruhig ſtets in ſein Schickſal ſich gefügt und nie den Muth verloren oder den Ausgang gefürchtet habe. Man glaubte allgemein, der unglückliche Pichegru ſey im Ge-

fängniſſe gefoltert und da man ſeine laute Anklage vor dem Tribunale gefürchtet, von vier Mameluken auf Befehl Bonaparte's erwürgt worden. Pichegru habe nämlich die Unvorſichtigkeit gehabt zu ſagen, daß er furchtbare Thatſachen gegen ſeinen Verfolger aufdecken könne; überdies hätten alle ſeine Ausſagen offenbar Moreau'n gerechtfertigt, den man einmal zu verderben beſchloſſen hatte. Pichegru, der in ſo vielen Schlachten den Tod nicht gefürchtet, konnte bei dieſem Kampfe auf Tod und Leben nichts Härteres erwarten als den Tod, und ſeit dem Augenblicke ſeiner Verhaftung hatte er ihm mit Feſtigkeit entgegengeſehen. Was konnte ihn alſo bewegen, durch Selbſtmord dem Tyrannen das Gehäſſige der öffentlichen Hinrichtung eines berühmten Feldherrn zu erſparen. Doch dem ſey, wie ihm wolle. Niemand konnte die Möglichkeit begreifen, wie ein Menſch in ſeinem Bette, in einer horizontalen Lage, ſich ſelbſt mit einem Halstuche erdroſſeln könne. So ſtarb den Tod eines Verbrechers der Sieger von Hagenau, Courtray, Montcaſſel, Menin und Boxtel, der Eroberer Belgiens und Hollands, mitten in dem kühnen Entwurfe, Frankreich von einem Ungeheuer zu befreien, gegen das endlich ganz Europa ſich erheben mußte. Auch Moreau, mit Pichegru's feſter und kalter Entſchloſſenheit begabt, würde in dieſem Beginnen, wie Mallet, untergegangen ſeyn: denn im Laufe der Revolution ſollte nur der Genius des Böſen triumphiren. Pichegru's Rechtfertigung iſt die Geſchichte, und die Achtung, mit der Ludwig XVIII., der vor der Cataſtrophe im März 1815 deſſen Bildſäule in Marmor aufzurichten befahl, von ihm bekannte, er habe den Muth des Marſchalls von Sachſen vereinigt mit Turennes Uneigennützigkeit und mit der Beſcheidenheit Catinats. Solche Männer konnte die franzöſiſche Nation aus ihrer Mitte ſtoßen! K.

Pichler, Pickler (Giovanni), ein berühmter Steinſchneider, geboren zu Neapel den 17ten Januar 1734, wo ſein Vater, Antonio Pichler aus Tyrol, ebenfalls ein geſchickter Steinſchneider, ſich verſchiedene Jahre lang aufgehalten hatte, aber 1743 wegzog, um ſich mit ſeinem Sohne in Rom niederzulaſſen. Hier ſtudirte dieſer die Kunſt in allen ihren Zweigen, brachte es beſonders in der Oelmahlerei weit, machte jedoch die Steinſchneidekunſt zu ſeinem Hauptſtudium, und erlangte in dieſer den Ruhm des größten neuern Künſtlers nach Natter. Er ſchnitt Cameen und tiefe Steine, und arbeitete, wie dieſer und alle großen Meiſter, am Rande (au touret) mit Demantpulver ſtatt des Schmergels. Eines ſeiner berühmſten Werke iſt der tiefgearbeitete Centaur, den er für den Siegelring des Dichters Metaſtaſio arbeitete. — Er ſtarb zu Rom um das Jahr 1790.

Pickelhäring, ſ. Hanswurſt.

Pickenick (franzöſiſch Piquenique), ein geſellſchaftliches Mahl, ein freundſchaftlicher Schmaus, wozu jeder Theilnehmer das Seinige beitragen oder eine Schüſſel liefern muß.

Pico, ſ. Teneriffa.

Pico della Mirandola, ſ. Mirandola.

Piedeſtal, ſ. Poſtament.

Piemont, ein ehemaliges Fürſtenthum in Ober-Italien, das nördlich von Savoyen und dem Walliſerlande, weſtlich von Frankreich, ſüdlich vom Mittelmeere und dem Genueſiſchen und öſtlich von Montferrat und Mailand begränzt wird. Es bringt Getreide, Reiß, Obſt und Wein in Fülle hervor, und hat ſchöne Waiden. Das wichtigſte Product aber iſt die Seide, die für die beſte in Europa gehalten wird. Es liefert davon jährlich 560,000 Pfund, die zum Theil im Lande ſelbſt verarbeitet werden. Das eigentliche Piemont enthielt 310 Qua-

dratmeilen, mit 1,400,000 Einwohner. Dieſes Land macht einen Hauptbeſtandtheil des Königreichs Sardinien aus, wo das weitere nachzuſehen iſt.

Pierinnen, Pierides, ſ. Muſen.

Pierrot, eine komiſche Perſon auf dem franzöſiſchen Theater, die aus dem Harlekin und Polichinel zuſammengeſetzt, und wie dieſer gekleidet, wie jener launig und witzig iſt.

Pietiſten, Frömmler, war ein Spottname, den die Freunde der alten Manier im akademiſchen Vortrage der Theologie und im täglichen Leben 1689 einigen jungen Docenten zu Leipzig beilegten, welche angefangen hatten, aſcetiſche Vorleſungen über das neue Teſtament (collegia philobiblica oder collegia pietatis) für Studierende und Bürger zu halten, und ſich einer beſonders andächtigen und eingezogenen Lebensweiſe befleißigten. Die Idee einer ſolchen Behandlung der Theologie kam von ihrem Freunde und Lehrer Spener, dem deutſchen Fenelon, der ſchon als Prediger in Frankfurt am Mayn beſondre Andachtsverſammlungen zur erbaulichern Anwendung der Bibel und der chriſtlichen Religionslehre, bei denen er den Laien erlaubte, mitzuſprechen, ſeit 1670 in ſeinem Hauſe gehalten und durch ſeine Schriften das Bedürfniß einer Reform der lutheriſchen Kirche und Theologie zur Sprache gebracht hatte. Dies Bedürfniß mußte damals jeder Hellerdenkende empfinden. Die Theologie der Lutheriſchen war in Folge der Bemühungen, den Lehrbegriff feſtzuſtellen, unter den hitzigen Streitigkeiten der Gottesgelehrten ſeit der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in den Formen eines ſteifen Dogmatismus erſtarrt und für die Gemeinden faſt ungenießbar geworden; nur in der Polemik zeigte ſich noch Leben, in Predigten und Schriften für das größere Publicum hörte man faſt nichts als ſtrenge Anmahnungen zur reinen Lehre und heftige Verketzerungen der Andersdenkenden; die Kirchengeſchichte wurde wenig, die Moral faſt gar nicht bebaut; um das Gewicht des Glaubens zu heben, behauptete man geradezu, daß ein frommes Leben nichts zur Seligkeit helfen könne, die Geiſtlichen ſtrebten nach Vergrößerung ihrer Macht, und alles ſchien darauf angelegt, ein Pfaffenthum in der Kirche, die gegen allen Papismus proteſtirte, geltend zu machen. Gegen dieſe Verirrungen trat Spener in ſeinen frommen Wünſchen 1675 und in ſeinen Schriften über das geiſtliche Prieſterthum 1677 und über die Gottesgelahrtheit aller gläubigen Chriſten 1680 mit Behauptungen auf, die der herrſchenden theologiſchen Denkart geradezu widerſprachen. Er meinte, nur ein wiedergeborner, ſelbſt wirklich gebeſſerter Theolog könne zum Predigtamt fähig ſeyn, die heilige Schrift müſſe den ſymboliſchen Büchern nicht nachgeſetzt und ſorgfältiger zur Erbauung gebraucht werden, den Laien, die er vom geiſtlichen Prieſterthume keineswegs ausſchloß, müſſe verſtattet ſeyn, einander aus der heiligen Schrift zu belehren und zu erwecken, man ſolle die Religion mehr praktiſch üben, als ſyſtematiſch anbauen, die Myſtiker fleißig leſen und die Hoffnung beßrer Zeiten, in denen eine allgemeiner verbreitete Frömmigkeit und die völlige Bekehrung der Juden bevorſtünde, lebhaft unterhalten. Dieſe Gedanken fanden Beifall, und Speners eigne Bemühungen in Frankfurt, wo er ſeine Privatverſammlungen 1682 aus ſeinem Hauſe in die Kirche verlegte, und in Dresden, wo er ſeit 1686 als Oberhofprediger in gleichem Geiſte zu wirken fortfuhr, und beſonders den religiöſen Volks- und Jugendunterricht in Aufnahme brachte, richteten mehr Gutes ins Werk, als man erwartet hatte. Dabei zeigte ſich freilich auch an manchen für die-

ſe neue gottſelige Stimmung gewonnenen Seelen geiſtlicher Hochmuth, Abneigung gegen den öffentlichen Gottesdienſt und ein Geiſt des Separatismus, der die Kirche mit Unordnungen bedrohte. Die Beſorgniß dieſer Mißbräuche, und noch mehr der durch Speners Geringſchätzung der bisher in der Dogmatik und Polemik üblichen Methode aufgeregte Parteigeiſt reizte daher die Theologen des alten Styls zur Gegenwirkung. Die theologiſche Facultät zu Leipzig nöthigte jene jungen Docenten, bald ihre Vorleſungen einzuſtellen, und da Spener 1691 von Dresden nach Berlin als Propſt und Oberconſiſtorialrath abging, Leipzig zu verlaſſen. Die Andachtsverſammlungen oder Collegia pietatis wurden als ordnungswidrige Conventikeln zur Beilegung der zu Gießen, Hamburg und Leipzig entſtandenen Händel von den Regierungen förmlich unterſagt, Auguſt Herrmann Franke, der vorzüglichſte jener vertriebenen leipziger Docenten (ſ. d. Art.), mußte Erfurt, wo er ſein Unternehmen fortgeſetzt hatte, ſchnell wieder verlaſſen, und Spener ſelbſt ſah ſich von den churſächſiſchen Theologen durch ihre Wortführer Carpzov und Löſcher mit allen Waffen der Verketzerungsſucht öffentlich angegriffen. In dieſer Bedrängniß fanden die Pietiſten durch die Vermittelung des Philoſophen Thomaſius, der ſie ſchon in Leipzig vertheidigt hatte, und unter Speners Einfluß eine Zuflucht auf der 1695 geſtifteten Univerſität Halle, wo Franke eine theologiſche Profeſſur erhielt. Seitdem galten die Ausdrücke: Hallenſer und Pietiſten, ziemlich gleich, denn die theologiſche Schule, die Speners Anſichten verarbeitete und den Pietismus ausbildete, hatte vorzüglich in Halle ihren Sitz und Franke's Stiftungen wurden ihre Propaganda. Das Charakteriſtiſche des damals bis in das zweite Decennium des 18ten Jahrhunderts eben ſo glücklich gedeihenden, als heftig beſtrittnen Pietismus beruhte auf dem practiſchen Hauptgedanken, daß es dem Chriſten mehr gezieme, fromm als gelehrt zu ſeyn, und daß man zur Beförderung der Frömmigkeit unter allen Ständen wirkſamere Anſtalten treffen müſſe, als der öffentliche Gottesdienſt, das Beichtweſen und die Kirchenzucht bei der üblichen herz- und kraftloſen Verwaltung darbiete. Eine ſtrenge, beinahe düſtre Moral, die Tanz-, Spiel- und andre herkömmliche Vergnügungen als Werkſtätten des Teufels verwarf, der Glaube, die Wiedergeburt zum heiligen Leben geſchehe durch einen plötzlichen Durchbruch der Gnade, hohe Meinung von der Nutzbarkeit jener Andachtsübungen, zu welchen ſich die Eingeweihten, meiſt gemeine Leute, in Privathäuſern verſammelten, und das Mißtrauen gegen Andersdenkende waren die weſentlichen Eigenheiten, welche die Pietiſten als Ausbeute ihrer mehr als zwanzigjährigen Kämpfe mit den Orthodoxen beibehielten. Uebereilte Schritte ihrer Anhänger, welche zum Separatismus führen konnten, bewirkten vorübergehende Unordnungen in einzelnen Gemeinden, eine beſondre Secte haben die Pietiſten aber nie gebildet, ungeachtet ihre Gegner ſie mit den gehäſſigſten Ketzern und Sectirern vermengten, und nur wegen des Unfriedens und Aergerniſſes, wozu die öffentlichen Befehdungen der erbitterten Parteien Anlaß gaben, erließen die proteſtantiſchen Regierungen im Anfange des 18ten Jahrhunderts Edicte gegen den Mißbrauch des Ausdrucks Pietiſten und der daran erinnernden Streitpunkte in Predigten und Schriften, und erneuerten das Verbot der religiöſen Privatverſammlungen. Waren nun aber auch hierdurch die pietiſtiſchen Händel gedämpft, ſo wurde doch der von Spenern ausgeſtreute Same einer erbaulichern Behandlung der Theologie von Buddeus, Depling, Rambach und Mosheim trefflich benutzt und weiter ausgebildet und den Verirrungen der pietiſtiſchen Denk-

ert, welche eine myſtiſche Terminologie aufgebracht, manchem Schwachen den Kopf verrückt und eine Menge Betbrüder, Heuchler und Kopfhänger herangezogen hatten, durch die wolfiſche Philoſophie und noch mehr durch das neue Licht, das Baumgarten und Semmler in Halle ſelbſt über die Theologie verbreiteten, ein Damm entgegengeſetzt, der ſie allmählig verdrängte. Denn wie die Empfindung derſelben Bedürfniſſe in Frankreich den Janſenismus und Quietismus und in Deutſchland den Pietismus hervorgerufen hatte, ſo verſchwanden dieſe Erſcheinungen auch faſt gleichzeitig vor dem Geiſte des Skepticismus und der Kritik, der ſich der Philoſophie und Theologie ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bemächtigte. Noch jetzt aber erinnern die Religionsgeſellſchaften der Herrnhuter und Methodiſten durch ihre Lehrmeinungen und Anſtalten lebhaft an den Pietismus, der ihre gemeinſchaftliche Quelle war, und ſowohl das heimliche Treiben und Zuſammenhalten der ſogenannten Stillen im Lande, als auch das gemüthliche und nur geſchmackvoller modificirte Chriſtenthum der Anhänger neuerer Glaubenshelden (Lavaters, Jungs u. ſ. w.) athmet denſelben Geiſt der Frömmelei, des Schwelgens in religiöſen Gefühlen und der kirchlichen Abſonderung, in dem ſich redliche, aber ſchwachſinnige Freunde einer myſtiſchen Herzensreligion zu allen Zeiten gefallen haben. Ueber die Reform der theologiſchen Denkart und Verwaltung des Predigtamts unter den Proteſtanten, die mehr von Spenern ſelbſt als von ſeinem mißrathenen Kinde dem nun längſt verſchollenen Pietismus ausging, vergl. man die Art. Spener, Predigtamt und Theologie. E.

Pifferino, die Querpfeife (ſ. d. Art.).

Pigalle (Jean Baptiſte) ein ausgezeichneter franzöſiſcher Bildhauer, geboren zu Paris im J. 1714, war der Sohn eines in den königlichen Gebäuden angeſtellten Zimmermanns. Er zeigte früh Neigung zum Modelliren; dennoch waren ſeine Fortſchritte höchſt mühſam und langſam. Nachdem er lange der Zögling von Le Lorrain und Lemayne geweſen, wurde er von einigen Freunden, beſonders dem ältern Couſtou, in den Stand geſetzt, Italien zu beſuchen. Hier arbeitete er zu Rom drei Jahre lang nach der Antike; bei ſeiner Rückkehr fand er zu Lyon Arbeit, welche ihn anderthalb Jahre beſchäftigte. Hier vollendete er das Modell zu der Statue des Mercurs, das er nach Paris mitbrachte und das allgemein bewundert wurde. Es verging indeß noch lange Zeit, bis er die Aufmerkſamkeit des Miniſters und, was noch wichtiger war, der Madame Pompadour auf ſich zog und verſchiedene Aufträge erhielt. Im J. 1744 trat er in die Mahler- und Bildhaueracademie, und nachdem er ſeinen Mercur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenſtück eine Venus, die gleichen Beifall erhielt. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geſchenkt. Pigalles Ruf ſtieg immer höher und im Jahr 1756 erhielt er den Auftrag, das Mauſoleum des Marſchalls von Sachſen auszuführen. Dieſes Werk ſtellt ihn unter die erſten Meiſter Frankreichs; ein franzöſiſcher Schriftſteller nennt es das größte Bildhauerwerk, das es gibt. Es ward die Urſach, daß ihm auch das Denkmal übertragen wurde, welches 1765 Ludwig XV. die Stadt Rheims errichten ließ. Der König ernannte den Künſtler, um ihm ſeine Zufriedenheit dafür zu bezeugen, zum königlichen Bildhauer und verlieh ihm den St. Michaelsorden. Beſonders ſchmeichelhaft war es ihm, daß Bouchardon ihm die Vollendung ſeiner berühmten Reiterſtatue auf dem Platz Ludwigs XV. übergab. Pigalle beſuchte Voltaire zu Ferney, um

ſeine Büſte zu modelliren. Sie war von charakteriſtiſcher Aehnlichkeit, ſtellte aber den hagern Nacken ſo treu in ſeiner natürlichen Häßlichkeit dar, daß ſie dadurch mißfiel. Das Denkmal des Marſchalls von Sachſen wurde erſt 1776 in Straßburg aufgeſtellt. Bei dieſer Gelegenheit beſuchte Pigalle Berlin, um den großen Friedrich und zugleich noch einmal ſeine Statuen zu ſehn. Er begab ſich mit einem Freunde auf das Schloß, als der König eben in großer Geſellſchaft ſpeiſ'te. Dieſer ſah im Gedränge den Fremden und erkundigte ſich nach ihm. Pigalle's Freund antwortete auf franzöſiſch, es ſey der Autor des Mercurs. Friedrich dachte an das franzöſiſche Journal dieſes Titels, in welchem er vor kurzem unartig behandelt worden war und nahm keine weitere Notiz von ihm. Pigalle war darüber ſehr gekränkt, eilte nach Potsdam, wo er bei dem Anblick ſeiner Statuen äußerte, daß es ihm ſehr leid ſeyn würde, wenn er ſeitdem nichts Beſſeres geliefert hätte, und erhielt erſt ſpäter auf Friedrichs Veranlaſſung Aufklärung über jenes Mißverſtändniß. Im J. 1780 arbeitete er an dem großen Denkmal für den Grafen Harcourt. Seine letzte Arbeit war ein Mädchen, das ſich einen Dorn aus dem Fuß zieht. Dieſe Statue wurde ſehr bewundert wegen ihrer Schönheit und Zartheit. Pigalle ſtarb 1785 als Rektor und Kanzler der Akademie. Er war von Charakter edelmüthig, freigebig, ſeinen Freunden und ſeiner Familie mit Zärtlichkeit zugethan. Er heirathete in einem ſchon vorgerückten Alter ſeine eigne Nichte, mit der er keine Kinder hatte. Als Künſtler verdankte er alles den Studien und dem Fleiß; der eigentliche Genius fehlte ihm.

Pike, ein Spieß, wie ehemals die Fußſoldaten führten; bei der Reiterei führen ſie noch jetzt die Uhlanen oder Lanciers.

Piket heißt eine Anzahl Soldaten, welche in Bereitſchaft ſtehen, um den Feind zu beobachten oder bei einem Ueberfall ſogleich auszurücken und den Feind aufzuhalten, bis die übrigen ſich in Bereitſchaft geſetzt haben: eine Feld- oder Lagerwache.

Pilaſter heißt in der Baukunſt ein viereckiger Pfeiler, welcher nach der Ordnung, zu welcher er gehört, Verhältniſſe und Verzierungen erhält: darin eben unterſcheidet er ſich von dem gemeinen Pfeiler.

Pilatre de Roziers, ſ. Aëroſtat.

Pilgerfahrt, ſ. Wallfahrt.

Pillnitz und pillnitzer Convention. Pillnitz, ein königlich ſächſiſches Luſtſchloß und Kammergut, liegt am rechten Elbufer drei kleine Stunden oberhalb Dresden, man fährt am linken Elbufer hin, wo eine königliche Fähre bei Pillnitz den Wagen auf das rechte Ufer bringt; der ſchönere Weg iſt die pillnitzer Bergſtraße. Die Landſchaft hat etwas Sanftes, Idyllenartiges. Bei Loſchwitz zieht ſich der Kranz der Weingebirge vom rechten Elbufer zurück, und freundliche Dörfer, die ſich auf ihrem Abhange lagern, führen den Wanderer bei dem Wachwitzer und Helfenberger Grunde und der mahleriſchen Ruine des Schloſſes Rothenfels vorüber. Das Weingebirge links, die Elbe rechts, jenſeit die mit Dörfern und Fruchthügeln bedeckte Ebene des Schlachtfeldes von Dresden, und die reizenden Elbdörfer Tolkwitz und Laubegaſt, umfaſſen einen Reichthum von Landſchaftsbildern, wie er kaum irgendwo ſo anſpruchlos und freundlich gefunden wird. Da, wo der pillnitzer Fußſteig bei Klein- und Großhoſterwitz an den Fahrweg ſich anſchließt, ſind die Anlagen und der Landſitz des verſtorbenen Grafen Marcolini ſehenswerth. Hier führt ein ſchöner Grund zu der romantiſchen Klippmühle, von wo ein Bergrücken und der Felſen des Zuckerhuts reizende

Ausſichten darbietet. In der Ebene liegt das Dorf Pillnitz; und man tritt aus einer prächtigen vierfachen Kaſtanien- und Lindenallee, welche eine Maillebahn einſchließt, in die ſchöne, ſtille Wohnung eines geliebten Fürſten. Die alte Burg Pillnitz, oder Billenitz, wie ſie in Urkunden heißt, gehörte im Anfang des 15ten Jahrhunderts der von karlowitziſchen, und ſpäter der von zieglerſchen Familie. Am Ende des 16ten Jahrhunderts kam das Gut an die von Loß. 1616 baute der Reichspfennigmeiſter und Hofmarſchall, Chriſtian von Loß, das alte Schloß, wovon jetzt nur noch ein Theil übrig iſt. Später kam Pillnitz an die bünauiſche Familie. 1693 kaufte es Johann Georg IV. von Heinrich von Bünau und ſchenkte es ſeiner Maitreſſe, Gräfin von Rochlitz (Fräulein von Neidſchütz). Nach deren Tode fiel es an die Kammer. Friedrich Auguſt, oder als König von Polen Auguſt II., belehnte 1705 die Gräfin Koſel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarſchalls Rutowsky. Bald aber bezog es Auguſt II. ſelbſt, und baute hier, außer dem alten loßiſchen Schloſſe noch zwei große Paläſte, welche nach ſeinem bekannten Prunkgeſchmack eingerichtet, und in der Folge von der landesherrlichen Familie im Sommer bewohnt wurden. Seit 1788 erhielt das Ganze eine neuere und ſchönere Geſtalt. Doch giebt der verſchiedenartige Styl der Gebäude, die Vermiſchung chineſiſcher, japaniſcher und italieniſcher Bauart, demſelben ein auffallendes Anſehn. Vier einzeln ſtehende Pavillons von pirnaiſchem Sandſtein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Abend zu der königliche Garten, nach Morgen zu die alten Schloßgebäude einſchließen. Zwiſchen den ſüdlichen Pavillons ſteht das Waſſerpalais, zwiſchen den nördlichen das Bergpalais. Die Pavillons ſind nicht hoch, haben chineſiſche Kupferdächer und Säulengänge nach toscaniſcher Ordnung. Drei ſtanden ſchon zur Zeit der pillnitzer Convention; der vierte iſt erſt ſeit 1800 vollendet. Im Bergpalais wohnt der König, die Königin und die Prinzeſſin Auguſta, in dem erſten Pavillon rechts, oder im ſogenannten Kaiſerflügel, die Prinzen Friedrich und Clemens; der zweite Pavillon enthält die Zimmer der Oberſthofmeiſterin, und Abſteigezimmer für Miniſter und fremde Geſandte. Den dritten, neben dem Waſſerpalais gegen Morgen, bewohnt die Prinzeſſin Amalie, den 4ten die Prinzeſſin Mariane. Im Waſſerpalais, zu welchem von der Elbe eine große Freitreppe führt, wohnen die Prinzen Anton und Maximilian. Die mehreſten Zimmer ſind vom Hofmahler Klingner gemahlt. Im alten Schloſſe wohnen Hofbeamte und Geiſtliche, die Hofdienerſchaft aber im ſogenannten franzöſiſchen Dörfchen hinter dem Schloſſe. In den Seitenflügeln des alten Schloſſes befinden ſich die Hofküche, das Theater, der Venustempel und die Capelle. Letztere iſt von Müller gemahlt, und hat ſechs Altäre, die einſt im Freiberger Dom ſtanden. Hier wird täglich Meſſe geleſen und an Feiertagen vom Hofcaplan geprediget. Zum Sonntagsgottesdienſt fährt der Hof nach Dresden. Der ehemalige Venustempel, mit einem ſchönen Deckenſtück, iſt jetzt der tägliche Speiſeſaal für die königliche Familie, unter den Auguſten war er mit manchen Gemählden der Ueppigkeit, beſonders mit den Portraits aller Favoritinnen jener Könige verziert, die aber ſeit 1791 theils in die Gallerie des brühlſchen Gartens, theils in Vorrathskammern verwieſen ſind. Nur in einem Seitenflügel hängen noch weibliche Portraits, unter welchen die Gräfinnen Koſel und Königsmark, die unglückliche Maria von Schottland, und noch fünf engliſche Damen, mehr geſchichtlich als künſtleriſch ſich auszeichnen. Der Erbauer des Venustempels, Auguſt II., gab hier

seit 1720 die prunkvollſten Feſte. Das Theater faßt höchſtens 500 Menſchen; es werden nur italieniſche Opern gegeben; der Einlaß iſt frei, und ſteht auch den Landleuten der Gegend offen. Hinter dem alten Schloſſe ſind Plätze zum Ballon- und Paßſpiel eingerichtet, die aber eben ſo, wie die 2000 Schritt lange Maillebahn ſelten benutzt werden. Der Garten des Königs, nördlich hinter dem Bergpalais, welcher 1804 noch erweitert wurde, iſt in einem einfachen und reinen Geſchmack angelegt; eine liebliche Pappelinſel, eine Veſtale aus carrariſchem Marmor von dem berühmten Bildhauer Trippel in Rom, eine Menagerie, ein Vogelhaus und zwei geſchmackvolle Pavillons ſind die wenigen Hauptpartien, um welche der übrige Schmuck des Gartens zufällig und ungeſucht erſt aufzublühen ſcheint. Vorzüglich reich an ſeltenen Gewächſen iſt der botaniſche Theil des Gartens. Zu dieſem gehört auch ein Pavillon, welcher ein lehrreiches Saamencabinet, nebſt einer koſtbaren Sammlung ſchön gemahlter Pflanzen und Schmetterlinge enthält. Außerdem ſind hier vier Gewächshäuſer und ein Orangeriehaus. Der König iſt Kenner der Botanik, und der Naturforſcher freut ſich der Sorgfalt, mit welcher hier die kryptogamiſchen Gewächſe gezogen werden; man unterſucht ſie aufs genaueſte, und ein geſchickter Künſtler zeichnet das, was man beobachtet hat. Die Umgebungen von Pillnitz ſind an ſich ſchon reizend, aber der Sinn des jetzigen Königs für die ſtillen und reinen Freuden der Natur hat ſie noch unendlich verſchönert. Dicht hinter dem Dorfe öffnet ſich der pillnitzer Grund, in welchem der romantiſche Friedrichsweg nach dem berühmten Borsberg führt, welcher ſich 458 Ellen über die Elbe erhebt. Am Eingange zum Grunde iſt eine Eisgrube im gothiſchen Geſchmack; von hier führt ein Waldpfad auf den Schloßberg, wo das 1788 angelegte Raubſchloß, oder künſtliche Burgruinen mit geſchmackvollen Zimmern ſich befinden; ihre Lage auf dem freien Bergvorſprunge gibt eine vortreffliche Ausſicht auf beide Elbufer. Von hier gelangt man zu einer, zwiſchen Laub- und Nadelholz verſteckten Brücke, und an den 1778 angelegten 500 Fuß hohen Waſſerfall, der aus einem Teich, der Mairmühle und mehreren Quellen ſein Waſſer empfängt, das in drei ausgemauerten Teichen ſich ſammelt. Auf der höchſten Spitze des Borsbergs, wohin man auf dieſem reizenden, ſchattigen Wege in einer Stunde gelangt, liegt die ſogenannte Eremitage; eine in künſtlichen Felſen verſteckte Grotte mit einem Zimmer und franzöſiſchen und italieniſchen Inſchriften, umgeben von breternen Zelten. Ueber dieſer Grotte ſteht auf einem Felſen ein Altan, von welchem man das Elbthal von Meißen bis Königſtein, umgränzt von den Gebirgen des meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges, überſehen kann. Sonſt wurde der Borsberg von dem König faſt täglich am frühen Morgen beſucht. Unter den königlichen Gondeln in Pillnitz zeichnen ſich beſonders zwei durch Bildhauerarbeit, und von innen durch enkauſtiſche oder eingebrannte Wachsmahlerei aus. In der einen ſieht man die ſchönſten Elbgegenden: Königſtein, Meißen, Hirſchſtein u. ſ. w. von Veith, Günther und Wizani gemahlt; als Nebenverzierungen ſind alle kleinere Arten der Elbfiſche nebſt Bibern, Fiſchottern u. ſ. w. in Arabesken angebracht. Die Decke enthält eine Karte des Elbſtroms von der böhmiſchen Gränze bis ins Deſſauiſche, um ſie her winden ſich, allegoriſch geſtaltet, die vier Hauptflüſſe Sachſens: die Elbe, Mulde, Saale und Unſtrut; die größern Elbfiſche, Lachs, Stöhr, Karpfen, Wels u. ſ. w., füllen in Arabeskenform die leeren Felder. Zwei Elbmeſſer bezeichnen, einer den gegenwärtigen, der andere den ehemaligen Waſſerſtand der denkwürdigſten Ueberſchwemmungsjahre. In

der zweiten Gondel ſind Schiffe, Fahrzeuge und Fiſchergeräthe verſchiedener Nationen, Corallen, Seegewächſe, Conchylien u. ſ. w. und an der Decke eine Windroſe, enkauſtiſch gemahlt. Mitten auf der Elbe iſt ein Heeger, auf welchem mehrmals große Feuerwerke abgebrannt wurden. Das an ſich dem Naturfreunde ſo intereſſante und in der ſächſiſchen Hofgeſchichte ſo merkwürdige Pillnitz erhielt eine univerſalhiſtoriſche Bedeutung durch die große Fürſtenverſammlung welche vom 25. bis 27. Auguſt 1791 zunächſt wegen der polniſchen Angelegenheiten hier gehalten wurde. Kaiſer Leopold II., der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und der Graf von Artois, außer welchen noch der jetzt regierende Kaiſer Franz I., der jetzige König von Preußen und mehrere andere Fürſten zugegen waren, unterredeten ſich hier über die gegen die franzöſiſche Revolution zu ergreifenden Maßregeln. Es war zwar kein Offenſivbündniß gegen Frankreich in der bekannten pillnitzer Convention enthalten; aber man beſchloß doch gemeinſchaftlich jedem Angriff von Seiten Frankreichs entgegenzuwirken und der Revolution Einhalt zu thun. Das nachher zwiſchen Preußen und Oeſterreich abgeſchloſſene Schutzbündniß ward hier vorbereitet. Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten nämlich von Preußen und Oeſterreich eine Erklärung, welche auf einen nahe bevorſtehenden Ausbruch des Krieges zu deuten ſchien. „Daß ſie die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenſtand des gemeinſamen Intereſſe aller Souveraine in Europa betrachten, daß ſie hoffen, daß dieſes Intereſſe von den Mächten werde erkannt werden, deren Hülfe reclamirt worden, und daß ſie dem zufolge ſich nicht weigern werden, gemeinſchaftlich mit Ihren Majeſtäten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirkſamſten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu ſetzen, in der vollkommenſten Freiheit die Grundlagen einer den Rechten der Souveraine und dem Beſten der franzöſiſchen Nation gleichmäßig zuträglichen monarchiſchen Regierungsform zu befeſtigen. Dann und in dem Falle ſind der Kaiſer und der König von Preußen entſchloſſen, ſchleunig in gemeinſamem Einverſtändniſſe mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinſchaftlich den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. — Inzwiſchen wollen ſie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit ſie im Stande ſeyen, ſich in Activität zu ſetzen.“ — Dies war der Hauptinhalt jener folgenreichen Erklärung, die man in Frankreich als den Grund der erſten Coalition gegen daſſelbe betrachtete. Als Tauſende damals den feſtlichen Prunk jener Tage bewunderten, als man den Tempel auf dem Elbheger mit der Aufſchrift: Concordia Auguſtorum, brennen, und den Strom in ein Feuermeer verwandelt ſah, das ſeine flammenden Blitze über Feld und Thal zu dem hohen Waldgebirge hinüberwarf: da ahnete niemand die großen Erſchütterungen des europäiſchen Staatenbundes, noch die blutigen Kriege und die traurigen Umwälzungen, welche Deutſchland und Sachſen bevorſtanden. Jene pillnitzer Convention, die zuerſt alle Leidenſchaften in Frankreich gegen das Ausland entfeſſelte, macht in der neuern Geſchichte Epoche; eine auf ſie geprägte Silbermünze wird jetzt mit 20 Thalern und darüber bezahlt. Als Napoleon im J. 1812 in Pillnitz war, ſoll er, auf jene Convention hindeutend, geſagt haben: „Hier bin ich geboren worden.“ Im J. 1813 litt Pillnitz viel, mit Ausnahme der Pavillons und des Gartens, von den franzöſiſchen Truppen. Im J. 1814 wählte hier der ruſſiſche Fürſt Repnin ſeinen Landſitz. Solch ein Wechſel der Dinge verknüpft das ſchöne Pillnitz mit der Weltgeſchichte.

Pilory, der Pranger der Engländer. Kopf und Hände des Ver-

urtheilten werden dergeſtalt eingezwängt, daß alle freie Bewegung unmöglich iſt. Aber eine jeder vernünftigen Criminalgeſetzgebung widerſprechende Eigenthümlichkeit dieſer Strafe iſt die unbeſchränkte Freiheit, mit welcher der Pöbel dabei ſeine Geſinnung äußern darf. Iſt der zur Schau Ausgeſtellte dem Pöbel verhaßt, ſo iſt er nicht nur in Gefahr, ſeine Geſundheit, ſondern ſelbſt ſein Leben einzubüßen. Er wird mit Unrath, faulen Eiern, todten Thieren, auch wohl Steinen unaufhörlich geworfen, ohne im geringſten ausweichen oder ſich ſchirmen zu können. Iſt ihm dagegen das Volk gewogen oder iſt derſelbe wohl gar als Märtyrer ſeiner Popularität und Freimüthigkeit zur Pilory verurtheilt worden, wie dies in neuerer Zeit beſonders mit den Druckern freimüthiger politiſchen Schriften geſchah; ſo wird dieſe Strafe zu einem Triumph für ihn. Man ſtreut ihm Blumen, labt ihn mit Erfriſchungen, jauchzt ihm zu und angeſehene Freunde ſtellen ſich ihm zur Seite, um ihm Geſellſchaft zu leiſten. Der Verurtheilte ſelbſt hat die Freiheit, von der Pilory herab Reden zu halten, ſich zu vertheidigen und ſeine Feinde mit den gehäſſigſten Farben zu ſchildern.

Pilot, ſ. Lootſe.

Pindarus, einer der am wenigſten geleſenen und am wenigſten gekannten griechiſchen Sänger (wiewohl ſein Name einer der berühmteſten und gefeierteſten iſt), aber gewiß einer der erhabenſten und würdigſten. Unter den neun berühmten Lyrikern, die gewöhnlich zuſammen genannt werden — Alkaios, Stoſichoros, Simonides, Ibykos, Anakreon, Alkman, Bakchylides, Sappho ſind die Namen der acht übrigen — galt Pindarus immer für den erſten. In einem Epigramm der griechiſchen Anthologie von Antipater heißt es von ihm:

Wie die knöcherne Pfeife der ſchmetternde Ruf der Drommete,
Alſo beſiegte dein Lied jeglicher Laute Getön.

Er beſang nämlich die Sieger in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen, und in ſo fern ſind ſeine Oden wahre Gelegenheitsgedichte; aber freilich in einem weit höhern Sinne, als man Lieder dieſer Gattung gewöhnlich nimmt. Jene Wettkämpfe waren öffentliche Volksfeſte, an welchen die angeſehnſten Männer, ſelbſt Fürſten, Theil nahmen, und um die Ehre des Sieges buhlten. Solche Triumphe zu beſingen, durfte demnach der größte Dichter ſeiner nicht für unwürdig achten; denn nicht um feilen Lohn ſang er; er verherrlichte das Feſt und den Sieger durch ſeinen Geſang, und nahm ſo ſelbſt an dem Glanze des Triumphes und an der öffentlichen Ehre Theil. Und eben durch die Art, wie Pindarus dies that, offenbart ſich der große Dichter. Er ergießt ſich nicht in einen breiten Strom ſchmeichelnder Lobeserhebungen ſeines Helden (worin ſich mancher Andre würde gefallen haben), ſondern auf den Flügeln ſeiner Phantaſie trägt er den Sieger mit ſich wie ein Adler empor, und greift begeiſtert in die Saiten, die in mannichfachen Melodien lauter und leiſer ertönen, wie es der Genius ihm eingiebt. Nicht nur die Sieger und ihre Mitbürger fühlten ſich geehrt und verherrlicht durch die erhabnen Hymnen des Dichters, das ganze verſammelte Griechenland nahm daran Theil, und ſo verbreiteten ſich dieſe Geſänge bald durch ganz Hellas und allenthalben hin, wo die helleniſche Sprache geredet wurde, und ſind mit ihr auch bis zu uns gekommen. Zwar iſt jene Zeit uns fremd; aber eben weil es nicht gewöhnliche, nicht auf den flüchtigen Augenblick berechnete Lieder ſind, weil in ihnen ein hoher ſchöpferiſcher Geiſt lebt, der mit der Gegenwart zugleich die Zukunft, mit dem Beſondren zugleich das Allgemeine umfaßte — ſind die pindariſchen Geſänge für alle Jahrhunderte, freilich nicht zur flüchtigen

Unterhaltung, gleich Anakreons leicht beweglichen Liederchen; aber wohl ein herrlicher Genuß für jeden, der die Sprache und den Geiſt des alten Hellas ſich genugſam zu eigen gemacht hat, und Phantaſie genug beſitzt, um dem oft kühnen und doch ſichern Fluge des Dichters mit unverwandtem Blicke folgen zu können. Aber eben daher, daß, um das Schöne und Herrliche der pindariſchen Oden ganz zu empfinden, eine nicht gemeine Bekanntſchaft mit dem Griechiſchen, und eigner Dichtergeiſt erfodert wird, kommt es unſtreitig, daß Viele entweder eine ſehr geringe Kenntniß, oder auch eine ganz verkehrte Anſicht von unſerm Dichter haben, woran wohl jene unberufnen und ungeſchickten Dolmetſcher mit Schuld ſind, die mit ungeweihten Lippen ſich an dieſes ſchwere Geſchäft wagten. Nicht in kühnen Sprüngen und hochtrabenden Phraſen offenbart ſich der pindariſche Hymnus; er gleicht oft einem klaren und tiefen Strome, der in ruhiger Majeſtät dahinſtrömt, und in deſſen Fluthen ſich der Himmel mit ſeinen Sternen und die Erde mit ihren Blumen ſpiegelt; — die Ode wird zum Epos, und wir ſehen die Heroen der alten Welt in ihrer Kraft einherſchreiten und vernehmen ihre Rede. Von dieſer Art iſt die 4te der pythiſchen Oden auf den kyreneiſchen Fürſten Arkeſilas, der im Wagenrennen den Preis davon getragen hatte — die längſte von allen (ſie beſteht aus mehr als 500 Verſen) und zugleich eine der ſchönſten und merkwürdigſten. Der Dichter gedenkt gleich zu Anfange der berühmten Ahnen des Arkeſilas, des Euphemos, eines der Argonauten, und des Battos, des Gründers von Kyrene, und der ſich darauf beziehenden Prophezeiung Medeens. An dieſe Erinnerung knüpft er dann die Geſchichte Jaſons und ſeines Zuges nach dem goldnen Vließ vom 124ſten bis 438ſten Vers, und fügt zum Schluß noch einige kräftige Worte der Ermahnung an den Fürſten hinzu. Das ganze Gedicht wird übrigens, ſo wie gewöhnlich die andern, in mehr Strophen, Gegenſtrophen und Epoden abgetheilt, von denen die beiden erſtern in der Zahl der Verſe und in Hinſicht des Sylbenmaßes einander entſprechen. Weder hierin, noch in Anſehung der Sprache und des Geiſtes, der in ihnen herrſcht, laſſen ſich die pindariſchen Oden mit den horaziſchen vergleichen. Der oft leichte ſcherzhafte Ton und die ſchalkhafte Laune des römiſchen Dichters iſt dem ernſten Geiſte des Thebaners fremd. Er ſchwebte mehr in höhern Regionen. Wohl fühlte dies auch Horaz ſelbſt, wenn er in der bekannten 2ten Ode des 4ten Buches ſagt: Wer dem Pindaros nachzufliegen ſtrebe, der ſey in Gefahr, wie Ikarus, von zu ſchwachem Fittig getragen, ins Meer herabzuſtürzen; hoch in die Lüfte ſteige der dircäiſche Schwan, er ſchwebe, der Biene gleich, auf blumigen Wieſen umher. Zu den ſchönſten pindariſchen Oden gehört auch die erſte der nemeiſchen, wo des kleinen Heraklos Kampf mit den von der Here geſendeten Drachen, und der Sieg des Heldenkindes vortrefflich geſchildert wird. Ferner die 2te der olympiſchen Oden, wo der erhabne Sänger herrliche Worte ſpricht über den Wechſel von Glück und Unglück im menſchlichen Leben, und über die Seligkeit der Edlern in den elyſiſchen Gefilden. „Des Lebens Gränze (ſo ſingt der Dichter) iſt ungewiß dem Sterblichen, und ob ihm ruhig der Tag, des Helios Sohn, im ungeſtörten Glück enden wird. Wechſelnd ſtrömt der Freuden und der Leiden Fluth den Menſchen. Reichthum mit Tugenden geſchmückt beut jeglichen Vortheil — dem Mann ein heller Stern, ein wahrer Glanz. Aber wer ihn beſitzt, gedenkt der Zukunft, daß die Seelen der Geſtorbenen ſofort für ihre Schulden büßen, und die Sünder in der Unterwelt Einer richtet, deſſen furchtbarer Ausſpruch unabänderlich feſt ſteht. Aber die Guten

leben ein müheloſes Leben, ohne Thränen, in den Inſeln der Seligen, ſie, die ihre Seele frei erhielten von jedem Unrecht. Sanfte Lüfte wehen dort, und mit goldnen Blüthen bekränzen ſich die Seligen" Obwohl die Zeit auch von den pindariſchen Geſängen viele vernichtet hat, ſo iſt uns doch noch eine bedeutende Anzahl Oden, oder Siegeshymnen, übrig geblieben, nämlich 45; und zwar, da der öffentlichen feierlichen Wettkämpfe bei den Hellenen vier waren — die olympiſchen, pythiſchen, nemeiſchen, iſthmiſchen — und der Dichter bei allen ſeine Lyra ertönen ließ, 14 auf olympiſche Sieger, 12 auf pythiſche, 11 auf nemeiſche und 8 auf iſthmiſche. Sie ſind ſämmtlich im doriſchen Dialect geſungen. Von den ſämmtlichen Oden und Fragmenten hat Heyne eine ſchätzbare Ausgabe geliefert mit Varianten und Anmerkungen in 3 Bänden Pindari Carmina c. lect. var. et annot. iter. cur. Heyne. Gött. 1797 — 99. Wovon man auch eine wohlfeile kleinere Ausgabe hat, die den bloßen Text enthält. Eine andre Ausgabe mit ſämmtlichen Scholien, Varianten und Anmerkungen hat Beck geliefert in 2 Bänden Leipzig 1810, und eine kleinere Ausgabe des Textes in 12. iſt in demſelben Jahre bei Tauchnitz erſchienen, von Schäfer beſorgt. Noch nicht vollendet iſt folgendes Werk: Pindari opera quae superſunt. Textum in genuina metra reſtit. et ex fide Codd. Mſcr. doctorumque conject. recens. annot. crit. ſcholia integra interpret. lat. comment. perpet. et ind. adj. A. Boekhius. T. I. Lipſ. 1811 — 14. In dieſer neuſten großen kritiſchen Ausgabe hat der gelehrte Herausgeber in Hinſicht der Versabtheilung ein von dem gewöhnlich angenommenen abweichendes Syſtem befolgt. Von einzelnen oder mehrern pindariſchen Oden hat man ebenfalls brauchbare Ausgaben, z. B. eine Auswahl olympiſcher Oden mit alten Scholien und eignen Anmerkungen von Gedike. Von demſelben die olympiſchen und pythiſchen Oden verdeutſcht; auch die olympiſchen deutſch überſ. mit Anmerk. von Gurlitt und von Bothe. Sämmtliche Oden hat Fähſe überſetzt, mit einem brauchbaren Commentar; auch ſteht von der oben angeführten 4ten pythiſchen Ode eine gelungene Ueberſetzung mit erläuternden Anmerkungen von Wilhelm von Humboldt im November-Stück der neuen deutſchen Monatsſchrift 1795, herausgegeben von Gentz. Wir fügen noch etwas hinzu von der Poeſie und dem Leben unſers Dichters. Pindaros wurde in Böotien geboren, in, oder doch nahe bei Theben, und zwar in der 65ſten Olympiade, ungefähr 520 Jahr vor Chriſti Geburt, gerade während der Feier der pythiſchen Spiele, woraus man auf ſeinen Beruf zum Dichter ſchließen wollte. Noch mehr beſtätigte dieſen eine Sage, nach welcher ihm die Bienen als Kind Honig in den Mund getragen haben ſollten. Sein Vater war ein Flötenſpieler, und er ſelbſt ſoll die Lyra meiſterhaft geſpielt haben. Ueberhaupt wurde er frühzeitig zur Muſik und Poeſie gebildet, und die Ausbildung ſeines Dichtergeiſtes verdankte er vorzüglich der ſchönen und geiſtreichen Korinna, die ſelbſt eine ausgezeichnete Dichterin war, und ſogar mehr als einmal im poetiſchen Wettkampf mit ihrem Freunde den Preis davon getragen haben ſoll. Aus ſeinem Leben weiß man übrigens wenig mit Gewißheit anzugeben, ſelbſt ſein Todesjahr iſt unbeſtimmt; nach Einigen ſtarb er im 66ſten Jahr, nach Andern wurde er 80 oder gar 90 Jahr alt. Sein Ruhm war ſo groß, daß Alexander, ungeachtet ſeiner Erbitterung gegen die Thebaner, bei der Zerſtörung ihrer Stadt das Haus, wo der Dichter einſt gewohnt hatte, ehrfurchtsvoll verſchonte. Daſſelbe hatten die Spartaner gethan, als ſie ſiegend in Theben eindrangen. Ja ſchon bei ſeinem Leben ſollen ihm

ſeine Mitbürger eine Bildſäule errichtet haben. Was er als Menſch war, wie er fühlte und dachte, darüber ſagt uns die Geſchichte faſt gar nichts; aber aus ſeinen Geſängen läßt ſich ſchließen, daß ſich ſein Geiſt mehr zu dem Ernſten, Erhabnen, Heiligen, Feierlichen hinneigte. Dieſen Ton erfoderten allerdings Hymnen, wie Pindaros ſang; aber er war auch ganz eigentlich dazu geſchaffen, nicht zum leichten luſtigen Liede. Nicht alles indeß, was wir noch von dieſem großen Dichter haben, iſt gleich vortrefflich und gleich anziehend. Manche machen ihm den Vorwurf, daß ſeine Methaphern bisweilen zu geſucht, zu froſtig ſeyen, und finden den Gang ſeiner Gedanken hie und da allzuregellos und ausſchweifend. Daß auf uns nicht alles denſelben Eindruck machen kann, wie auf die Zeitgenoſſen, iſt wohl gewiß. Genug, daß nach dem Urtheil der größten Männer die pindariſchen Geſänge zu dem Schönſten und Herrlichſten gehören, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben iſt. Zum Schluß möge noch das Urtheil Quintilians, dieſes ſo beſonnenen und feinen Kunſtrichters hier ſtehen: Pindaros, ſagt er unter andern im 10ten Buch ſeiner Unterweiſung in der Redekunſt, iſt unter den neun Lyrikern bei weitem der vorzüglichſte, an hohem Dichtergeiſte, an Wort- und Gedankenfülle, und an ausdrucksvoller Beredſamkeit, die ſich wie ein Strom ergießt. S.

Pindus, ein Berg in Griechenland, zwiſchen Theſſalien und Macedonien auf der einen, und Epirus und Aetolien auf der andern Seite. Er war, wie der Helicon und Parnaß, ein Sitz des Apollo und der Muſen. Jetzt heißt er Mezzovo.

Pinke, eine Art ſchneller Laſtſchiffe, hinten und vorn gleich rund, mit flachem Boden und dickem Bauche. Sie führen ungefähr 300 Tonnen und werden vorzüglich zum Stockfiſchfang gebraucht. — Pinnaſſe, ein kleines Fahrzeug mit viereckigem Hintertheile, welches zwei auch drei Maſten führt und ſehr geſchwind ſegelt, da man ſich neben den Segeln auch noch der Ruder bedient.

Pinnen, eine Art kleiner Nägel mit flachen Köpfen; in der Meßkunſt die kleinen, ungefähr einen Fuß langen Stäbchen, welche beim Meſſen in gewiſſen Entfernungen allemal da in die Erde geſteckt werden, wo die Meßkette aufhört, um nachher zu wiſſen, wie oft die Meßkette von einem Orte zum andern hat übergeſchlagen und fortgetragen werden müſſen.

Piombino, ein kleines italieniſches Fürſtenthum von zehn Quadratmeilen zwiſchen dem Piſaniſchen und Sieneſiſchen, wozu auch die Inſel Elba mit Ausnahme von Porto Longone, welches dem Könige von Sicilien, und von Porto Ferrajo, welches dem Großherzoge von Florenz zuſtand, gehörte. Es hatte ſeine eignen Fürſten aus dem Hauſe Buoncompagni-Ludoviſi. Als Napoleon 1801 in den Beſitz von Elba kam, verdrang er dies Haus aus ſeinem Eigenthum; am 18. März 1805 aber übergab er das Fürſtenthum Piombino ſeiner an Felix Bacchiocci vermählten Schweſter Eliſe, zu welcher Ausſtattung bald nachher auch noch Lucca kam. Nach dem 100ten Artikel des Wiener Congreßinſtruments gelangte die Oberherrlichkeit und Souverainetät über das Fürſtenthum Piombino und ſeine Zugehörden an den Großherzog von Toscana, jedoch mit dem Vorbehalt, daß der Fürſt Ludoviſi alles Eigenthum, welches ſeine Familie vor Beſetzung dieſer Länder durch die Franzoſen 1799 inne gehabt, behalten, das Recht des Fiſchfangs ausüben, beſondere Befreyung von Abgaben in Hinſicht auf Ausfuhr und Einfuhr genieſſen, und für die eher genoſſenen Regalien

entſchädigt werden ſoll. Indeſſen will ſich der Fürſt bei dieſen Beſtimmungen nicht beruhigen.

Piombo (Sebaſtiano del), ein berühmter Mahler, geboren zu Venedig 1485. Sein eigentlicher Familienname war Luciani. Der Muſik, welche er ſehr liebte, entſagte er, um ſich der Mahlerei unter Johann Bellini zu widmen. Dann war Giorgone ſein Lehrer, von dem er das ſchöne Colorit lernte. Als er für ſich ſelbſt zu mahlen anfing, war Portraitmahlerei der Zweig, den er vorzüglich ausbildete, und worin er eine ſeltne Vollkommenheit erreichte. Der Ruf, den er ſich bald dadurch erwarb, veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agoſtino Chigi, ihn nach Rom zu nehmen und ihm die Verzierung ſeines Hauſes daſelbſt zu übertragen. Die Zartheit ſeiner Mahlerei wurde hier ſehr bewundert und Michael Angelo, der auf den werdenden Ruhm Rafaels einigermaßen eiferſüchtig geweſen zu ſeyn ſcheint, munterte Sebaſtiano auf, mit ihm einen Wettſtreit einzugehn. Dieſer verſah ihn ſogar mit Zeichnungen, deren Details Piombo oft ſehr glücklich ausführte, obgleich ſein Geiſt für hohe Erfindung und große Ideen nicht eben empfänglich war. Als Rafael ſein berühmtes Gemählde der Himmelfahrt gemahlt hatte, wurde Sebaſtiano von Michael Angelo bewogen, durch eine Auferſtehung des Lazarus ihn wo möglich zu überbieten. Dieſes Werk wird für ſein größtes angeſehn und erhielt großen Beifall. Der Märtyrertod der heiligen Agatha wurde ebenfalls ſehr bewundert und zu den Werken der erſten Meiſter gezählt. Wie dem aber auch ſey, ſo beſtand ſein Hauptverdienſt doch in einzelnen Figuren und Portraits. Sein Pietro Aretino und Papſt Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Aehnlichkeit und dem vollendetſten Colorit. Vornehmlich wurde er von dem genannten Papſte begünſtigt, der ihm das Amt eines päpſtlichen Siegelbewahrers übertrug. Sein Beiname del Piombo ſpielt darauf an. Dieſes Amt nöthigte ihn, das geiſtliche Gewand zu nehmen, und ſeit dem entſagte er der Mahlerkunſt faſt ganz. Er ſchrieb Verſe, zog gelehrte Männer an ſeine Tafel, lebte mit Gemächlichkeit und mahlte nur hin und wieder ein Portrait, wenn er beſondere Veranlaſſung dazu hatte, z. B. die Julia Gonzaga für den Cardinal Hippolyt von Medici, den Papſt Paul III. im Verſcheiden, und einige andre. Er ſtarb im J. 1547. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er eine eigne Art in Oel auf Stein zu mahlen erfunden hatte, in welcher man noch eine Geißelung in St. Peter in Montorio ſieht.

Pionniers heißen die bei einigen Heeren ein eigenes Corps bildenden Mannſchaften, welche die bei Anordnung der Marſchrouten vorfallenden Arbeiten ohne Verzug zu verrichten, z. B. über Bäche Brücken zu verfertigen, Gräben niederzuſtechen, durch Hecken und Zäune Oeffnungen zu machen haben; zu welchen Arbeiten auch wohl die Sappeurs gebraucht werden.

Pipe, ein urſprünglich ſpaniſches Wein- oder Oelgefäß, das gewöhnlich 5 Eimer oder 300 Maaß hält. In Danzig hält eine Pipe ſpaniſchen Weins 2 1/2 Ohm, eine Pipe Sect aber 3 Ohm oder 12 Anker oder 60 Viertel.

Piper (Carl, Graf von), ſchwediſcher Reichsrath und Oberhofmarſchall, fing unter Carl XI. dem Vaterlande zu dienen an, und war ein Liebling Carls XII., der ihm ſein ganzes Vertrauen ſchenkte und als Premierminiſter die Führung der wichtigſten Geſchäfte überließ. Er war ein einſichtsvoller Politiker und der unzertrennliche Gefährte ſeines Königs während deſſen ganzer kriegeriſchen Laufbahn, bis

zu der unglücklichen Schlacht von Pultawa 1709, wo er in ruſſiſche Gefangenſchaft gerieth. Er wurde nach Schlüſſelburg gebracht, wo er 1716 ſtarb. Sein Sohn, Carl Friedrich, geboren 1700, war Oberhofmeiſter, und Präſident des Reichskammercollegiums, und ſtand bei dem König Friedrich Adolph in beſondrer Gunſt. Als aber 1756 ſein Tochtermann, Erich Brahe, enthauptet wurde, legte er ſeine Aemter nieder und zog ſich auf ſeine Güter zurück, wo er 1775 ſtarb.

Pipin, der Name zweier großen Beherrſcher des alten Frankreichs zu den Zeiten der letzten Regenten deſſelben aus dem merovingiſchen Regentenſtamme. 1. Pipin von Herſtall, den die Auſtraſier oder öſtlichen Franken nach ihres Königs Dagobert II. Tode, an deſſen Hofe Pipin Major Domus war (eine Würde, die urſprünglich bloß den angeſehenſten Hofbeamten bedeutete, aber in der Folge königsmäßige Macht erlangte), eines Kriegs wegen zu ihrem Herzoge wählten, und welcher zwar einige Scheinkönige einſetzte, ſelbſt aber unter dem Titel eines Major Domus unumſchränkt herrſchte. Er ſtarb nach vielen glücklich geführten Kriegen 714 und hinterließ ſeinem natürlichen Sohne, dem tapfern Carl Martell, die nämliche furchtbare Würde, welcher ſie noch mehr erweiterte und das ganze große Reich der Franken bei ſeinem Tode (741) mit Genehmigung der Stände unter ſeine beiden Söhne theilte. Erſterer, Carlmann, überließ ſeine Länder ſeinem Bruder; 2. Pipin dem Kurzen, welcher nun unter dem Namen eines Königs ganz Frankreich beſaß und bloß auf einige Jahre (bis 752) einen neuen Scheinkönig, Childerich III., den letzten Merovinger, aufſtellte. Dieſer Pipin, Carls des Großen Vater, iſt außerdem in vielen Rückſichten merkwürdig. Er beſiegte nicht nur die Bayern und gab ihnen einen Herzog, ſondern unterwarf ſich auch in der Lombardei den größten Theil des Exarchats, oder den nachmaligen Kirchenſtaat, den er dem Papſte mit Vorbehalt der Oberherrſchaft ſchenkte, machte ſich mehrere Völker zinsbar und vergrößerte ſein Reich außerordentlich. Da aber ſeine Macht ſich bloß auf gutes Vernehmen mit den Ständen gründete, ſo konnte er noch keine Reform im Innern des Staats machen, ſondern mußte dieſe ſeinem Sohne überlaſſen, der nach ihm den Thron beſtieg.

Piquet, ſ. Piket.

Piquetſpiel. Dieſes bekannte Kartenſpiel, welches unter Zweien mit 32 Karten geſpielt wird, (nach welchen Regeln, kann hier nicht aus einander geſetzt werden), erfanden die Franzoſen vor Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter der Regierung des blödſinnigen Königs Carl VI.

Piraneſi Gebrüder, geb. in Rom, wo ſie ehemals eine bedeutende Kunſthandlung hatten; nach der Revolution haben ſie ſich nach Paris gewendet und dort ein ähnliches Etabliſſement errichtet. Der alte Piraneſi, ihr Vater, zeichnete ſich als Kupferſtecher ſehr aus, ſowohl durch einen ganz ungemeinen Fleiß, als auch dadurch, daß er eine eigne Manier erfand, mit ganz geraden Strichen zu ſtechen, welche beſonders für ſein Fach der architektoniſchen Zeichnungen und Zierathen aller Art ſehr paſſend war. Er bearbeitete auf dieſe Weiſe mehrere tauſend Platten, und gab alle merkwürdigen Denkmale alter Baukunſt, alle ſchönen Ruinen, an denen Italien ſo reich iſt, in ſo geſtochnen Blättern heraus. Seine Söhne arbeiten in demſelben Fach, doch geht ihre Betriebſamkeit mehr auf einen ausgebreiteten Kunſthandel als auf die eigne Kunſtübung. — Der bekannte Ritter Piraneſi war bei dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ſchwediſcher

Miniſter am päpſtlichen Hofe, wo er ſich durch ſeine Anhänglichkeit an republikaniſche Ideen auszeichnete. Er entſagte zuletzt ſeinem Miniſtergehalte, und trat auf die Seite der Volkspartei. Als die Franzoſen unter Berthier bis nach Rom vorgedrungen waren, lud er die Adeligen ein, auf dem Capitol die Sinnbilder des Adels zu verbrennen. Im J. 1799 ward er zum Miniſter der römiſchen Republik in Paris ernannt, wo er nach Wiederherſtellung des päpſtlichen Thrones ſich niederließ.

Pirithous, ein Sohn des Jupiter und der Dia, der Gemahlin des Ixion, König der Lapithen, und vertrauter Freund des Theſeus. Er vermählte ſich mit Hippodamia, der Tochter des Atrax, eines andern Lapithenfürſten, mit welcher er den Polipötes zeugte. Sein Hochzeitfeſt iſt berühmt durch den Kampf der Lapithen mit den Centauren, welcher entſtand, als der trunkene Centaur Eurytion die Braut mißhandelte, und welcher mit der Vertreibung der Centauren vom Pelion endigte. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Hippodamia begab ſich Pirithous zum Theſeus nach Athen, und vereinigte ſich, da auch deſſen Gemahlin geſtorben war, mit ihm zum Raube der ſpartaniſchen Helena. Als ſie ſie nach Athen gebracht hatten, looſ'ten ſie um ihren Beſitz und ſetzten feſt, daß derjenige, dem ſie zufallen würde, dem Andern auch zu einer Gemahlin helfen ſolle. Sie wurde dem Theſeus zu Theil, und Pirithous verlangte jetzt von ihm, daß derſelbe ihm des Pluto Gemahlin Proſerpina entführen helfe. In dieſer Abſicht ſtiegen beide in die Unterwelt hinab; als ſie ſich aber niedergeſetzt hatten, um auszuruhen, vermochten ſie nicht aufzuſtehn. Theſeus wurde nachher vom Hercules befreit; Pirithous aber, der mit dreihundert Ketten belaſtet worden, mußte in der Unterwelt zurückbleiben. (Vergl. Theſeus).

Pirkheimer (Bilibald), ein berühmter nürnbergiſcher Rathsherr. Er ſtammte aus einem edeln und reichen Geſchlechte der Reichsſtadt Nürnberg und war 1470 zu Eichſtädt geboren worden. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Muſen, wandte alles an, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, und nahm ihn allenthalben mit ſich, wohin er in den Geſchäften der Fürſten, denen er diente, geſandt wurde. Dadurch war der Jüngling bereits mit der Welt und den Lebensgeſchäften bekannt und vertraut geworden, als er, den Ritterdienſt zu erlernen, in die Dienſte des Biſchofs von Eichſtädt trat, der als einer der Aufſeher des ſchwäbiſchen Bundes unaufhörlich von räuberiſchen Nachbarn befehdet wurde. Zwei Jahre verlebte der kraftvolle feurige Bilibald in ſtetem Kriegsdienſte und wäre dieſer Beſchäftigung gern auf einem größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in Italien vollenden zu laſſen. Sieben Jahre ſtudirte er zu Padua und zu Piſa. Zwar waren die Rechtswiſſenſchaften der Hauptgegenſtand ſeiner Studien; aber auch alle übrigen Gegenſtände der Kunſt und Wiſſenſchaften, die ſich ihm darboten, wurden mit Begierde von ihm ergriffen und durchdrungen, beſonders die alten Sprachen, Theologie, Medicin, Mathematik, Aſtronomie, auch Muſik. Nach ſeiner Rückkunft verheirathete er ſich und nahm die Anwartſchaft auf eine Senatorſtelle in Nürnberg an. Bald lernte man ſeine beſondre Brauchbarkeit kennen, denn mit einer gründlichen Kenntniß der Rechte verband er feine Sitte und ſiegende Beredſamkeit. Er wurde daher zu verſchiednen Geſandtſchaften auf Reichstage und an Fürſten gebraucht; im J. 1499 aber vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnbergiſchen Truppen in dem

unglücklichen Kriege gegen die Schweizer. Sowohl Maximilian I. als auch Carl V. erkannten ſeinen Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geſchäften noch mehrere Jahre gewirkt und genützt hatte, zog er ſich von denſelben zurück und widmete fortan ſeine Muße den Wiſſenſchaften und ſeinen Freunden, zu welchen die trefflichſten Männer ſeiner Zeit gehörten, unter andern Celtes und Albrecht Dürer. Nur zuweilen kehrte er zu den Staatsangelegenheiten zurück, da er es für die erſte Pflicht hielt, ſich dem Vaterlande, wenn es ſeiner bedürfe, nicht zu entziehn. Er beförderte mit Eifer die Reformation. Unter ſeinen Schriften, welche hauptſächlich in hiſtoriſchen und politiſchen Aufſätzen beſtehen, und 1610 von Goldaſt geſammelt und herausgegeben worden, ſind beſonders ſeine Briefe an die Gelehrteſten ſeiner Zeitgenoſſen bemerkenswerth und lehrreich. Er ſtarb im J. 1530.

Piron (Alexis), geboren zu Dijon den 9ten Juli 1689, war der Sohn von Aimé Piron, der ſich als Dichter im burgundiſchen Dialect bekannt gemacht hat. Er verlebte dreißig Jahre in ſeiner Vaterſtadt unter Ausſchweifungen und Vergnügungen. Ein obſcönes Gedicht, wodurch er ſich in ſehr übeln Ruf geſetzt hatte, wurde die Urſache, daß er ſeine Vaterſtadt verließ und nach Paris ging. Da ſeine Familie ihn nur ſchwach unterſtützen konnte, ſo machte er zunächſt die Feder zu ſeinem Erwerbszweig, denn er ſchrieb mit einer Schönheit und Sauberkeit wie in Kupfer geſtochen. Er trat als Secretär in die Dienſte des Herrn von Bellisle, und nachher eines Finanzpachters. Verſchiedne Stücke, in denen man ſonderbare, originelle Details und eine anziehende Erfindung erblickt, und die er für das Spectacle de la foire ſchrieb, gründeten zuerſt ſeinen Ruf; die Metromanie aber, eins der beſten franzöſiſchen Luſtſpiele, ſetzte ihn in den Rang der vorzüglichſten Luſtſpieldichter ſeiner Nation. Dieſes an neuen Zügen, Witz und Laune reiche Stück wurde zuerſt 1738 auf das Théatre Français gebracht und ſteht noch jetzt in verdientem Anſehn. — Eine Menge von witzigen und luſtigen Einfällen und Antworten werden von Piron erzählt, die jedoch zum Theil zu bekannt ſind, zum Theil zu ſehr auf Oertlichkeiten und Nebenumſtände Beziehung haben, als daß es der Mühe lohnte, ſie hier zu wiederholen. Eben ſo bekannt iſt ſeine unaufhörliche Rivalität mit Voltaire, dem er ſich wenigſtens gleich dünkte, und der vielleicht unter allen ſeinen Gegnern Piron allein ſeiner höchſt ſarcaſtiſchen und treffenden Einfälle wegen fürchtete. Aber dieſe Eigenſchaft war es auch hauptſächlich, die ihm den Eintritt in die Akademie verſperrte. Er zwar rächte ſich dadurch, daß er dieſe Geſellſchaft les Invalides du bel esprit nannte, und ſie in der bekannten ſich ſelbſt verfaßten Grabſchrift:

Ci git Piron, qui ne fut rien,
Pas même Académicien,

verſpottete; dennoch war er mehr als einmal bemüht geweſen, eine Stelle in derſelben zu erhalten. Er ſtarb den 21ſten Januar 1773. — In der von Rigoley de Juvigny beſorgten Ausgabe der Werke Pirons (1776, 7 Bde. 8, und 9 Bde. 12.) findet man auch das Mittelmäßige und Schlechte. Was des Aufbehaltens werth iſt, ließe ſich bequem in zwei Bände bringen. Dahin rechnen wir La Métromanie, Gustave, Les Courses de Tempé, und einige Oden, Epigramme, Erzählungen und Briefe. Alles übrige iſt mehr oder weniger mittelmäßig.

Piſa, eine Stadt in Toscana, zwei Poſtſtationen von Livorno und ſechs von Florenz, am ſchiffbaren Arno, mit 20,000 Einwohnern.

Aus Italien ſowohl als aus entferntern Gegenden wallfahrten unzählige Leidende nach Piſa, um durch die dortigen berühmten Bäder zu geneſen. Das Waſſer dieſer dem heiligen Julianus geweihten Heilquellen, 1 1/2 italieniſche Meile von der Stadt entfernt, hat 22 bis 38 Grad Wärme. Es iſt beſonders heilſam für gichtiſche Uebel und Leberkrankheiten. Die Bäder ſind ſchön und bequem; man kann wohl ſagen, daß hier das klarſte Waſſer in dem reinſten Marmor fließt, und daß die Geſundheit ſelbſt den Kranken in dieſen lieblichen Wellen umſtrömt. Die Preiſe für Wohnungen und Koſt ſind billig und von der Regierung feſtgeſetzt. In Piſa ſelbſt bewundert man in der Kathedralkirche drei ſchöne Thüren von Bronze, von denen man behauptet, ſie wären aus Jeruſalem; dieſes Erz ſcheint wirklich zu athmen. Zwei Säulen von Verde antico ſchmücken den Hochaltar; ſie wurden aus dem Tempel der Diana zu Epheſus genommen. Hier befindet ſich auch das Grab Kaiſers Heinrich VII, eine antike Todtenurne auf einer einzeln ſtehenden Säule, ein antikes Marmorgrab, und an der Kanzel eine Säule von dem ſchönſten orientaliſchen Marmor, die Kanzel ſelbſt iſt von einem faſt durchſichtigen Marmor. Man bemerkt hier auch das Grabmal des Grafen Algarotti, welches auf Koſten Friedrichs des Einzigen errichtet wurde. Der Glockenthurm dieſer Kirche iſt der berühmte ſchiefe Thurm, von 142 Fuß Höhe. Wenn man oben ein Senkblei herabwirft, ſo fällt es unten 12 bis 13 Fuß weit von dem Thurme ab. Man behauptet, nicht die Abſicht des Baumeiſters, ſondern das Senken des Erdreiches habe dieſe ſchräge Richtung bewirkt. Von der oberſten Platteform genießt man die herrlichſte Ausſicht; bei Nacht unterſcheidet man ſogar den Leuchtthurm von Livorno. Ferner bemerkt der Reiſende in Piſa die ſchöne koloſſale Statue Ferdinands II., das Collegium des Bartolo, in dem Hauſe, welches einſt dieſer große Rechtsgelehrte bewohnte, das Hoſpital, die Franciskanerkirche, wo mehrere ſchöne Gemählde ſind, die Matthäuskirche mit ihrem ſchönen Plafond, die Börſe, die Quais und Brücken des Arno, beſonders den Ponte Marmo, und die Trümmer des Thurmes, worin Ugolino und ſeine Kinder den Hungertod ſtarben, jetzt ein verfallnes Gemäuer mit Eiſenſtäben in dem kleinen Garten neben dem Stephanskloſter. Zwei große Volksfeſte zeigen noch einige Spuren des alten Nationalgeiſtes der Piſaner: das Gefecht der Eispontiner und Transpontiner, welches alle drei Jahr auf der Marmorbrücke gehalten wird, und die Erleuchtung der ganzen Stadt, welche alle drei Jahre, am Tage ihres Schutzpatrones, des heiligen Remigius, Statt findet. Die Univerſität, das Seminarium, das Obſervatorium, der botaniſche Garten und ein Naturaliencabinet ſind die wichtigſten wiſſenſchaftlichen Anſtalten in Piſa. Das dortige Oel wird ſehr geſchätzt und in dem Matthäuskloſter werden ſchöne künſtliche Blumen gefertigt. Auch liefert Piſa viel ſchöne Tiſchlerarbeit. — Doch die größte Denkwürdigkeit iſt die Geſchichte von Piſa. Dieſe erlauchte Republik blühte auf im Mittelalter durch den kräftigen Freiheitsſinn und den thätigen Handelsgeiſt ihrer wackern Bürger. Im Kampfe mit den Saracenen eroberte ſie Sardinien, Corſica, die Balearen und hieß die Königin des Meeres. Die Stadt hatte damals, im 12ten und 13ten Jahrhundert, über 150,000 Einwohner. Ihr Gebiet am tyrrhener Ufer umfaßte die damals angebaute und daher ſehr fruchtbare Maremma von Lerici bis nach Piombino, in einer Breite von zehn bis zwanzig Miglien. Zur See die Nebenbuhlerin Venedigs und Genua's, gründete ſie Colonien in der Levante und ſandte 40 Schiffe dem Könige von Jeruſalem zu Hülfe. Aber auf dem feſten

Lande, als eifrige Gibellinin dem Kaiſer treu, in blutigen Zwiſt verwickelt mit der Guelfin Florenz, mit Lucca und Siena, die dem Papſte anhingen, von allen Nachbarn beneidet, von Genua in blutiger Seeſchlacht beſiegt, und durch innere Parteiung mächtiger Geſchlechter zerriſſen, unterlag ſie endlich der Eiferſucht und dem Haſſe von Florenz. Ugolino herrſchte jedoch nur kurze Zeit über das ſeiner Feſten beraubte Piſa. Der Muth, mit welchem eilftauſend Piſaner lieber ſechzehn Jahre harte Gefangenſchaft litten, als eine vaterländiſche Feſte in Feindes Hand übergaben, hielt eine Zeitlang noch das kriegeriſche Piſa empor. Die Republik ſchlug mit eigenen Waffen das Heer der Guelfen von ganz Italien. Aber erſchöpft trat ſie endlich unter Mailands Schutz, ward darauf von Appiano dem Herzog Galeaz Visconti verkauft, von deſſen Nachfolger Florenz ſie einhandelte; das freie Florenz erkaufte von einem Tyrannen als Sclavin die freigeborne Schweſter (1406). Durch Hunger ward die Uebergabe erzwungen, und mit Gewalt die widerſtrebende im Gehorſam erhalten. Abſichtlich ließ Florenz die reiche Maremma wieder zum Sumpfe werden und Piſa's Handel abſterben. Die größte Hälfte der Bürger wanderte aus. Aber nach 88jähriger Unterdrückung, als Carl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob ſich der alte Stolz von Piſa, und kämpfte funfzehn Jahre glorreich um ſeine Freiheit. Simon Orlandi rief ſeine Mitbürger auf, und das Volk erhielt von Carl VIII., der nach einem Vertrage mit Florenz Piſa beſetzte, deſſen Beifall, ſo daß es ſich eine eigene Verfaſſung gab, und den florentiniſchen Löwen zu Boden warf. Jetzt begann ein hartnäckiger kleiner Krieg zwiſchen Florenz und Piſa. Die Bürger der letztern Stadt gewannen den Beiſtand der franzöſiſchen Beſatzung, eroberten ihr altes Gebiet wieder und ſchlugen die Miethtruppen der Florentiner. Ihr kriegeriſcher Muth erwachte. Alle Anſtrengungen ihrer ehemaligen Oberherren wurden vereitelt. Die franzöſiſche Beſatzung zog endlich ab, und übergab ihnen die Burg, welche ſie ſchleiften, indem ſie dem Könige von Frankreich als ihrem Schutzherrn ſchworen. Piſa wurde jetzt ein wichtiger Punkt in der Politik jener Zeit. Fürſten und Republiken unterhandelten bald für, bald gegen die Fortdauer des wieder aufgeſtandenen Freiſtaats. Endlich von allem Beiſtand verlaſſen, ſchworen die Piſaner, eher unterzugehen, als ſich ihrem Erbfeinde zu unterwerfen. Schon hatte Florenz ſich des Gebiets von Piſa wieder bemächtigt; am letzten Juli 1499 belagerte ſie die trotzige Nebenbuhlerin mit ſo großen Zurüſtungen, daß ſie in 14 Tagen derſelben ſich zu bemeiſtern hoffte. Aber Piſa's Widerſtand iſt ein ſchönes Blatt in der Geſchichte dieſer Republik. Die Frauen ſchanzten Tag und Nacht, um die eingeſchloſſenen Mauern herzuſtellen; und als der Feind ein Caſtell mit Sturm genommen, da warfen ſie ſich den zagenden Männern entgegen, ſie möchten lieber ſterben, als der Florentiner Knechte werden. So ward die Stadt gerettet, und der Feind hob mit großem Verluſte den 4ten September die Belagerung auf. Die Piſaner verwandelten jetzt ihre Stadt in eine furchtbare Feſtung. Nun zog ein von Ludwig XII., König von Frankreich, der nicht Herr von Piſa ſeyn, ſondern ſie den Florentinern unterwerfen wollte, abgeſchicktes Heer vor die Stadt, hob aber ebenfalls die Belagerung bald wieder auf. Im J. 1504 unternahmen die Florentiner aufs neue Piſa's Belagerung. Sie wollten den Arno oberhalb Piſa abdämmen, mußten aber nach großen vergeblichen Koſten davon ablaſſen. Eine dritte Belagerung im J. 1505 war eben ſo vergeblich. Aber endlich den 8ten Juni im J. 1509 bezwang der Hunger die aufs äußerſte gebrachte

Stadt. Piſa unterwarf ſich durch einen Vertrag den Florentinern, und alles Geſchehene ſollte vergeſſen und ſtraflos ſeyn. So fiel Piſa, nachdem es viermaligen Angriff vereitelt und funfzehn Jahre hindurch die Freiheit behauptet, durch Hungersnoth in florentiniſche Gewalt, und hörte für immer auf, ſelbſtſtändig zu ſeyn. Auf ſeinem Ruin erhob ſich die Macht von Toscana. Man vergl. über dieſen höchſt intereſſanten Kampf eine aus den gleichzeitigen Schriftſtellern gezogene, treffliche Darſtellung deſſelben: Geſchichte der 15jährigen Freiheit von Piſa. Von Carl Treitſchke. Leipzig 1814. 8.

Piſiſtratus, ein ausgezeichneter athenienſiſcher Bürger, der ſich zum Tyrannen, d. h. zum ungeſetzlichen Oberherrn ſeines Vaterlandes machte. Er war von edler Abkunft, die er ſelbſt von Codrus, dem letzten Könige von Athen, ableitete, und erbte von ſeinem Vater Hippokrates ein großes Vermögen. Von Natur beſaß er die Vorzüge, welche dem Einzelnen ein Uebergewicht geben: eine gewandte Sprache und eine ungemeine Faſſungskraft; durch alle Kenntniſſe der damaligen Zeit hatte er ſie noch erhöht. Sein erſter Schritt, als er in das öffentliche Leben trat, war, daß er durch ſeine Beredſamkeit die Bemühungen des Solon (eines mütterlichen Verwandten von ihm), die Athenienſer zur Wiedereroberung von Salamis zu bewegen, unterſtützte und ſodann dieſen Geſetzgeber auf der glücklichen Unternehmung gegen dieſe Inſel begleitete. Von Natur ehrgeizig, verfolgte er den Plan der Politik, der unter einer Volksregierung ſo oft gelungen iſt; er gewann die niedere Claſſe der Bürger durch einnehmende Leutſeligkeit und ungemeßne Freigebigkeit. Er verſchaffte ihnen Erleichterungen, öffnete ſeine Gärten ihren Vergnügungen, tröſtete die Kranken und ließ die Todten beerdigen; in allen ſeinen Reden war er der Anwald der bürgerlichen Gleichheit und der demokratiſchen Verfaſſung. Solon durchſchaute die Kunſtgriffe ſeines Betragens, und äußerte ſeine Beſorgniſſe ſowohl gegen ihn als gegen andere. Nur zu bald gingen ſie in Erfüllung. Eines Tages erſchien Piſiſtratus mit mehreren leichten Wunden, die er ſich ſelbſt zugefügt hatte, auf dem Markte, und rief ſeine Mitbürger laut um Beiſtand und Schutz gegen vorgebliche Feinde an, die ihm, wie er ſagte, wegen ſeiner Anhänglichkeit an der Demokratie nach dem Leben trachteten. Es wurde ſogleich eine Volksverſammlung berufen, in welcher einer ſeiner Freunde vorſchlug, daß ihm eine Wache zur Sicherheit ſeiner Perſon gegeben werden ſollte. Dieſer Vorſchlag wurde, ſo ſehr ſich auch Solon widerſetzte, genehmigt. Man gab ihm eine Leibwache, mit deren Hülfe er ſich in Beſitz der Burg von Athen ſetzte. Er entwaffnete die Menge und war nunmehr Herr der Stadt, während Solon aus ſeinem dienſtbar gewordenen Vaterlande auswanderte. Dies geſchah im J. 560 vor Chriſti Geburt. Aber wenn Piſiſtratus gleich die Beſchuldigung der Tyrannei durch die Art, wie er ſich in Beſitz der Herrſchaft ſetzte, auf ſich zog, ſo gebrauchte er doch dieſe Gewalt keineswegs als ein Tyrann. Im Gegentheil hätte kein geſetzmäßiger Fürſt ſich mit mehr Mäßigung oder mit mehr Achtung für das Intereſſe ſeiner Landsleute betragen können. Er machte keinen Verſuch, die weiſen Geſetze Solons abzuſchaffen, ſondern beſtätigte und erhöhte ihr Anſehn; immer zeigte er die größte Verehrung gegen den Geſetzgeber; aber ſeine Bemühungen, ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen, waren vergeblich. Indeß war ſeine Obergewalt noch nicht geſichert. Megakles, der an der Spitze einer Oppoſition ſtand, verließ mit ſeiner Familie das athenienſiſche Gebiet und knüpfte mit einer dritten Partei einen Briefwechſel an, in der Abſicht, die Macht

des Piſiſtratus zu ſtürzen. Ihre Machinationen gelangen und Piſiſtratus war genöthigt, auszuwandern, während ſeine Effecten öffentlich verkauft wurden. Megakles aber, der bald mit der Partei, mit welcher er ſich verbunden hatte, unzufrieden wurde, machte Piſiſtratus Eröffnungen, daß er ihn zurückführen wolle, wenn er ſeine Tochter zur Gemahlin nehmen würde. Dieſen Vorſchlag gieng jener ſogleich ein, und ſeine Rückkehr wurde durch eine Liſt bewerkſtelligt, die ein auffallendes Beiſpiel von der Leichtgläubigkeit des Volks abgibt. Man wählte ein Frauenzimmer von hohem Wuchs und majeſtätiſcher Geſtalt, kleidete ſie in die Rüſtung der Minerva und kündigte an, daß die Göttin ſelbſt den Piſiſtratus zurückführen werde. Auf einem prächtigen Wagen zog er mit ihr feierlich in die Stadt ein und wurde ſogleich ohne Widerſtand wieder eingeſetzt. Dieſe Thatſache wird von Herodot verbürgt, der ſie jedoch lächerlich nennt. Piſiſtratus heirathete, wie er verſprochen hatte, die Tochter des Megakles, lebte aber, da er ſchon eine Familie hatte, nicht mit ihr als ſeiner Gattin. Um dieſe Kränkung zu rächen, bildete Megakles aufs neue eine Gegenpartei, welche dem Piſiſtratus ſo furchtbar ſchien, daß er dem Ausbruch zuvorkommend ſich freiwillig nach Eretria begab. Hier beſchäftigte er ſich mit der Erziehung ſeiner Söhne und mit den Mitteln, ſein Anſehn durch Gewalt wieder zu erlangen; endlich im elften Jahre dieſes zweiten Exils betrat er Attika an der Spitze eines Heeres. Viele Athenienſer, die mit der Demokratie unzufrieden waren und ſeiner frühern Wohlthaten gedachten, ſtießen zu ihm; und nachdem er die ihm entgegengeſandten Truppen durch einen Ueberfall zerſtreut hatte, zog er in die Stadt ein und bemächtigte ſich zum drittenmal der oberſten Gewalt. Kein Blut wurde in Folge ſeiner Rückkehr vergoſſen. Er fuhr fort, mit derſelben Milde, wie zuvor, zu herrſchen; aber um die Volkspartei zu ſchwächen, ergriff er eine Maßregel, die für den Staat ſehr nützlich war. Er zwang viele der müßigen Einwohner, die Stadt zu verlaſſen und die umliegenden Gegenden anzubauen, welche dadurch mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen bedeckt wurden. Dadurch, daß er von jedem den zehnten Theil ſeines Einkommens und Erwerbs foderte, vermehrte er die Staatseinkünfte, welche er auf prachtvolle öffentliche Gebäude verwendete. Auch ſuchte er die Bildung der Athenienſer durch Aufmunterung der Literatur zu befördern. Er legte eine öffentliche Bibliothek an; die Geſänge Homers wurden auf ſeine Veranſtaltung geſammelt. Da er wohl wußte, wie verhaßt die Tyrannei ſey, verbarg er ſorgfältig ſeine Macht unter dem Aeußern eines gewöhnlichen Bürgers. Er unterwarf ſich wie jeder andre dem Ausſpruch des Areopagus, vor dem er eines Mordes angeklagt worden. Als einſt einige junge Leute, von Wein erhitzt, ſeine Gemahlin auf öffentlicher Straße beleidigt hatten, den Tag darauf aber, über den Vorfall beunruhigt, zu ihm kamen, um ihn um Verzeihung zu bitten, entließ er ſie mit freundlicher Ermahnung, zugleich aber mit der Verſicherung, daß ſie ſich in der Perſon geirrt hätten, denn ſeine Gemahlin ſey geſtern gar nicht aus dem Hauſe gegangen. Mit gleicher Klugheit betrug er ſich, als einſt ein Jüngling, der ſeine Tochter liebte, dieſe bei einer öffentlichen Prozeſſion geküßt hatte und alle in ihn drangen, dieſen Schimpf zu rächen. „Wenn wir ſo ſtreng gegen die wären, ſagte er, die uns lieben, was ſollten wir mit denen thun, die uns haſſen." Der Jüngling, dadurch kühn gemacht, entführte bald darauf das Mädchen und wollte mit ihr nach Aegina fliehn; unterwegs aber fiel er ihrem Bruder Hippias in die Hände, der gegen die Seeräuber kreuzte, und wurde von dieſem zurückgeführt. Piſiſtratus, ſtatt ihn zu ſtrafen,

gab ihm ſeine Tochter zur Ehe. Auf dieſe Weiſe übte Piſiſtratus die Oberherrſchaft, nicht als der Unterdrücker, ſondern als der Vater ſeines Vaterlandes, welches kaum je einer längern Ruhe und Wohlfahrt genoß. Er ſtarb im J. 527 vor Chriſti Geburt und hinterließ als Erben ſeiner Gewalt ſeine Söhne Hippias und Hipparchus, welche ſich jedoch nicht darin zu erhalten wußten.

Piſſevache, ein merkwürdiger Waſſerfall im Walliſerlande, ſüdlich von St. Maurice und nahe an der Rhone. Der beträchtliche Bach Salanche fällt aus einer Höhe von 270 Fuß in anſehnlicher Breite, aber nicht ſenkrecht herab, und löſ't ſich auf dieſem Wege zum Theil in große Dunſtwolken auf, die, wenn ſie von der Sonne angeſtrahlt werden, die prächtigſten Regenbogen bilden. Die Gegend umher iſt nackt, und die große Landſtraße führt daran vorbei.

Piſtocchi (Franceſco Antonio), ein berühmter Singlehrer. Er war um das J. 1660 zu Bologna geboren und zeichnete ſich in ſeiner Jugend durch eine treffliche Sopranſtimme aus, die ihm allgemeine Bewunderung erwarb. Aber ſeine ausſchweifende Lebensart raubte ſie ihm. Er gerieth in die äußerſte Noth und war gezwungen, bei einem Componiſten als Notenſchreiber in Dienſte zu gehn. Hier fand er Gelegenheit, ſich mit den Regeln der Compoſition bekannt zu machen. Nach einigen Jahren fand ſich ſeine Stimme allmählig wieder, die jetzt in einen angenehmen Conteralt überging. Durch Erfahrung belehrt, wußte er ſie jetzt beſſer in Acht zu nehmen. Er durchreiſ'te Europa, hörte und bemerkte alles Gute in jedem Geſchmack, und bildete ſich daraus eine eigne vermiſchte Manier, die er zuerſt als markgräflich anſpachiſcher Capellmeiſter, wozu er ernannt wurde, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts aber in ſeiner Vaterſtadt, wohin er zurückkehrte, in Ausübung brachte. Er errichtete hier eine eigne Singſchule, aus welcher die berühmten Sänger Bernacchi, Paſi u. ſ. w. hervorgingen. Mit Recht iſt er wegen ſeiner ganz neuen Geſangmethode, welche nachher von Fauſtina und Farinelli noch vervollkommnet wurde, als der Vater des heutigen guten Geſangs anzuſehen; wobei man ihm jedoch auch Schuld gibt, durch die häufigen kunſtreichen Paſſagen, die er lehrte, den natürlichen Geſang verunſtaltet zu haben.

Piſtole, ein bekanntes Feuergewehr, deſſen Namen Einige von dem Worte Piſtollo ableiten, weil die Piſtolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andere von der Stadt Piſtoja in Italien, wo die Piſtolen erfunden ſeyn ſollen. — Die electriſche oder die Knallluftpiſtole iſt eine Vorrichtung, in welcher die Exploſion der durch den electriſchen Funken entzündeten Knallluft einen Pfropf mit Gewalt aus einem Rohre treibt. Der Verſuch dient zum Beweiſe der Entzündung brennbarer Stoffe durch den electriſchen Funken, und der explodirenden Kraft der Knallluft.

Pitho, bei den Römern Suada, die Göttin der Beredſamkeit, der Ueberredung, eine der Charitinnen oder doch in deren Gefolge.

Pitt (William), zweiter Sohn des Grafen (Earl of) Chatam, geb. den 28ſten Mai 1759 zu Angers auf einer Reiſe ſeiner Aeltern, ſtarb zu London in ſeinem 47ſten Jahre an den Folgen einer zurückgetretenen Gicht den 23ſten Januar 1806. Er war brittiſcher Staatsminiſter; und was er war, das war er ganz. In dieſer ſcharf begränzten, rein vollendeten Individualität des berühmten Mannes liegt ſein Verdienſt und ſeine Größe. Er war der Mann ſeiner Nation, und ſtand durch Geiſt und Charakter an ihrer Spitze. Man darf ihn nicht als Weltbürger beurtheilen. Freie Genialität, die ſeine großen Zeitgenoſſen,

Burke und Fox, hervorhob, wenn man anders die Fülle einer mit Seherkraft begabten Phantaſie, oder eines überſtrömenden Gefühls ſo nennen will, war nicht Pitts Diadem. Klarheit und Schärfe des Verſtandes, mehr als hinreichte, um den „good sense“ ſeiner Nation zu überzeugen und zu beſtimmen; ſo viel Gemüth, als ſein altbrittiſches Herz erwärmen und begeiſtern konnte; eine Umſicht, die noch heller und umfaſſender war, als die Höhe ſeines Standorts im Staate ſie einem North, der vor ihm oder einem Perceval, der nach ihm dem großen Nationalintereſſe vorſtand, an ſich ſchon gewährte, eine Erfahrung und Geſchäftsübung, wie wenig Staatsmänner von gleichen Talenten zu ſeiner Zeit beſaßen; eine Thätigkeit, die Alles in nothwendige Einheit zuſammendrängend umfaßte; eine Sachkenntniß, zumal in den Hauptelementen des brittiſchen Staatswohls und der brittiſchen Staatskunſt, in der Nationalökonomie und im Finanzweſen, wie keiner vor ihm hatte, und mit der er bewunderungswürdig folgerecht und genau das Einzelne mit dem Allgemeinen verknüpfte; ein Wille, deſſen Kraft und Feſtigkeit den Grundzug des brittiſchen Nationalcharakters, Beharrlichkeit in großen, ſchwierigen Unternehmungen, in ihm vollendet darſtellte; ein Edelmuth endlich und eine Rechtlichkeit, die ſeine miniſterielle Gewalt von jedem Vorwurfe des Eigennutzes, der Selbſtſucht und der engherzigen Willkür rein erhielt; dieſer ſeltene Verein hervorragender Kräfte in einen Brennpunkt planmäßiger Thätigkeit verſetzt, zu einer großen gefahrvollen Zeit zugleich von dem Schickſal Großbritanniens und dem Schickſal Europa's in vollen Anſpruch genommen, und durch unglückliche Erfolge mit tragiſcher Würde umgeben, dieſe Kraft und dieſe Wirkſamkeit machen Pitt unſterblich. Nach ſeinem Tode hat er geſiegt; er ſtarb zu früh für ſein Glück und ſeinen Triumph, aber nicht zu früh für ſein Werk. Dieſes hatte er ſo weit geführt, daß ſelbſt Fox, auch bei längerm Leben, die Idee deſſelben aufzugeben nicht vermocht haben würde, und daß ſeine Nachfolger nur in dem folgerechten Fortgehn nach Pitts Planen einen glücklichen Ausgang, oder ein ruhmvolles Unterliegen, in jeder Entfernung von denſelben aber nichts als dunkle Ungewißheit, Vorwurf und Schmach vor Augen ſahen. Pitt, ſagen die Franzoſen, hat Napoleons Größe herbeigeführt. Nein, antwortet die Geſchichte. Dadurch, daß Napoleon nur Cabinette zu überliſten und Soldheere zu ſchlagen, keine Nation aber auf dem feſten Lande gegen ſich gerüſtet fand, dadurch allein wurde er Herr des Continents. Als Spanien, als Oeſterreich, als Rußland, als endlich Preußen und die Deutſchen gegen ihn als Nationen ſich erhoben: da ging ſein Stern unter. Pitt wollte und that nichts, als was ſeine Nation wollte und that; er gab dem Willen und der That ſeines Volks nur Ueberzeugung und folgerechte Beharrlichkeit. An der Spitze jedes andern Cabinets würde Pitt ſo unglücklich geweſen ſeyn, wie Thugut, Cobenzl und Stadion. Hätte der brittiſche Miniſter die deutſche Nation ſo bewaffnen können, wie das Cabinet von Wien, er würde ſchon 1805 geſiegt haben. Andre klagen Pitt an, er habe nichts als brittiſchen Staatsvortheil vor Augen gehabt, und dieſen dem Heile Europa's und der Menſchheit ſelbſt vorgezogen; allein liegt nicht das Heil der civiliſirten Welt in der Kraft und der Selbſtſtändigkeit der Nationen? Wo dieſe zu einer bloßen Zahlengröße in der politiſchen Arithmetik ſich herabwürdigen ließen, ſollte da Pitt ſie mit mehr Achtung behandeln, als ſie bei ihren eigenen Regierungen fanden; oder ſollte er das Daſeyn der erſten Nation, die eine Zeitlang die einzige in Europa war, aus Großmuth für andre Völker, die ſich nur als Maſchinen im Cabinette und Felde be-

handelt ſahen, aufs Spiel ſetzen? Pitt kaufte alſo Soldaten, weil es käufliche Soldaten gab. Nun aber iſt es endlich wohl klar, daß England für Europa's Völkerheil noch immer nicht mächtig genug iſt, denn ſonſt würde Polen kein vierfach geſpaltenes Daſeyn, und Rußland kein ſolches Uebergewicht in Europa's Wagſchale haben. In England ſelbſt gab die Whigpartei Pitt Schuld, er habe der Freiheit ſeiner Nation Schlingen gelegt, der Parlamentsreform ſich widerſetzt, das Grundgeſetz der perſönlichen Freiheit umgeſtoßen u. ſ. w.; aber für wen iſt die öffentliche Meinung in England dieſelbe Stimme der Achtung und Bewunderung ſo unverändert geblieben als für Pitt? Noch beſteht der Pittclub; Pitts Geburtstag iſt noch jetzt ein Bürgerfeſt; und die Freiheit der Britten äußert ſich, wie immer, männlich und ſtark. Pitt hat die Parlamentsreform aufgeſchoben, für die er ſelbſt einſt ſtimmte, weil jeder beſonnene Mann ſchwer ſich entſchließt, etwas neues an die Stelle des unvollkommenen Guten zu ſetzen, und weil man nicht eine richtigere Eintheilung der Zimmer vornimmt, wenn die Grundfeſten des Gebäudes durch äußre Gefahr erſchüttert werden. Iſt aber eine gleiche Repräſentation an ſich allein ſchon das Palladium der Freiheit? Wir haben in Frankreich und mehrern andern Staaten geſehn, welche Bürgſchaft die Ständeverſammlungen, wenn keine Verantwortlichkeit der Miniſter, keine Preßfreiheit und kein Anſehn der öffentlichen Meinung vorhanden iſt, dem Gemeinwohle gewähren. Daß endlich Pitt die Habeascorpusacte auf beſtimmte Zeit außer Kraft ſetzen ließ, geſchah geſetzlich; ſahen auch einzelne Schwärmer oder Tadler, die größtentheils im Geiſte der franzöſiſchen Revolutionsmänner an dem Umſturze der engliſchen Verfaſſung arbeiteten, um glänzende Luftbilder an die Stelle der erprobten, obgleich unvollkommenen, doch von allen, die Menſchenwerk zu würdigen wiſſen, bewunderten altbrittiſchen Conſtitution zu ſetzen, in jener Verfügung miniſteriellen Despotismus, ſo ſahen dagegen eben ſo viel Tauſende darin die Sicherheit ihres Daſeyns. Pitt war Miniſter im vollen Sinne dieſes Worts, der Diener des Staats, nicht der Diener des Königs; er übte im Geiſte der brittiſchen Conſtitution die volle Gewalt ſeiner Stelle aus; denn er war verantwortlich, der König aber in den letzten Jahren ſeiner Verwaltung von einem ſtillen Wahnſinn befallen. Ein Miniſter, der verantwortlich iſt und die öffentliche Meinung über ſich ſieht, wird nur dann, wenn er im vollen Umfange der Geſetzlichkeit, frei und kräftig, ohne Selbſtſucht, ſeiner beſten Ueberzeugung redlich folgt, auch wenn er irrt, auch wenn er unglücklich iſt, die Achtung der Nation behalten, ſelbſt dann, wenn ſie ſeinem Verwaltungsſyſtem ihre Billigung entzieht. Pitt hat beides, die Achtung und die Dankbarkeit der Nachwelt, ſich gerettet. Er war nicht Weltbürger, ſo wenig als die großen Männer des Alterthums in Griechenland und Rom, er war Britte, aber ſchon als ſolcher gehörte er zu einer Nation, in der man mehr practiſchen Weltbürgerſinn anerkennt, als in allen Philoſophen des Continents. Darum war Pitt als Miniſter der Abſchaffung des Sclavenhandels ſeit 1787, wo zuerſt Wilberforce dieſe Angelegenheit im Parlamente zur Sprache brachte, ſtets förderlich; und die franzöſiſche Freiheit achtete auch er, ſo lange ſie achtungswerth war. Die pillnitzer Convention blieb ihm fremd. Er griff das Recht der Neutralen zur See an, weil Krieg, er ſelbſt aber ein Britte und überdies brittiſcher Miniſter war. Sein Plan, Frankreichs Häfen ſämmtlich zu blokiren, war eine Gegenmaßregel, nachdem Frankreich, damals ein großes Heerlager, ein einziger Waffenplatz, durch ähnliche Beſchlüſſe, denen es nur keinen Nachdruck geben konnte, jenes Sperrſyſtem gegen

ſich ſelbſt zuerſt herausgefodert hatte. Mehrere militäriſche Entwürfe Pitts mißlangen, weil er kein Feldherr war; er führte den Krieg bloß als Staatsmann, u. der Staatsmann ſteht der Natur der Sache nach über dem Feldherrn. In Oſtindien endlich fallen große Vergehungen den Britten zur Laſt; aber noch beſtand dort die Regierungsgewalt der Compagnie, und Pitt konnte nichts thun, als Männer hinſenden, wie Cornwallis an Wellesley's Stelle, welche die öffentliche Achtung verdienten und dem brittiſchen Namen Ehre machten. Die Catholiken erlangten unter Pitts Verwaltung ſo wenig ihre Emancipation, als nachher: aber dieſe Foderung griff tief in die Verfaſſung ein; der Eid des Königs ſtand ihr entgegen; und was die allgemeine Duldung als ein Recht in Anſpruch nimmt, verpflichtet nicht den Miniſter, die Verfaſſung abzuändern, ſondern die öffentliche Meinung; und dieſer hat Pitt ſo wenig entgegengewirkt, als ſie ſelbſt im Parlamente obzuſiegen ſtark genug war. Nach dieſer allgemeinen Würdigung ſeines öffentlichen Lebens, wonach Pitt nichts ohne die Nation, die Nation aber Alles durch ihn vermochte, läßt ſich das, was Pitt that, und wie er es that, kurz zuſammenfaſſen. Die vollſtändigſte Belehrung über ihn und ſein Zeitalter findet der Geſchichtsfreund in J. Giffords Werk: a History of the political Life of the Right Honourable William Pitt etc. London 1809, 6 Bände, 8., welches wir bei unſrer Darſtellung außer andern Schriften verglichen haben. Man kann dagegen nichts Flacheres und Einſeitigeres leſen, als was Gallet in ſeiner Galerie Politique II. 109 (Paris 1805) über Pitt ſagt. Auch Trotter in ſeinen Memoirs of the latter years of the R. H. Charles James Fox (3. Ed. Lond. 1811) erhebt den genialen Fox mit auffallender Vorliebe über Pitt, in dem er nichts ſieht als den unglücklichen financial dictator of Downingstreet!! — William Pitt wurde bis in ſein 14tes Jahr im väterlichen Hauſe erzogen. Sein Führer war Dr. Wilſon, nachmals Canon von Windſor; doch leitete der Vater mit wachſamem Auge und zärtlicher Sorgfalt die Erziehung und den Unterricht, weil er früh ſchon die herrlichen Anlagen ſeines Sohnes und die ſchnelle Entwickelungsfähigkeit deſſelben wahrnahm. Der junge Pitt war 14 Jahr alt, als er zur Univerſität hinreichend vorbereitet, nach Cambridge, unter die Leitung des Dr. Prettyman, nachmals Biſchof von Lincoln, kam. Er ſtudirte mit eben ſo viel Anſtrengung als Erfolg; dabei waren ſeine Sitten untadelhaft, und ſeine Lebensweiſe ſtreng, der ernſten akademiſchen Zucht durchaus entſprechend. Seine Beſtimmung war der Beruf eines Sachwalters oder Richters. Er machte ſich daher mit der Geſchichte und dem bürgerlichen Zuſtande ſeines Vaterlandes genau bekannt, und verband damit eine vollſtändige Kenntniß von dem Urſprunge und den Schickſalen der alten, ſo wie von den Geſetzen und Einrichtungen der neuern Staaten. Bei der lebendigen und geiſtigen Theilnahme, die Pitt an allen Gegenſtänden des Staatenlebens zeigte, faßte er eben ſo ſchnell als tief das Weſentliche auf. Zugleich ſtudirte er Philoſophie, beſonders Logik und Beredſamkeit; ſein Vater war für ihn Lehrer und Beiſpiel in der Kunſt richtiger Vernunftſchlüſſe und einer eben ſo kräftigen als reinen und gefälligen Darſtellung. Nach vollendeten Univerſitärsſtudien hielt Pitt eine kurze Zeit zu Rheims in Champagne ſich auf, dann trat er mit Beifall als Sachwalter auf, und ward, noch ehe er ſein 22ſtes Jahr vollendet, den 23ſten Januar 1781, vom Flecken Appleby zum Parlamentsgliede erwählt. Mit Aufmerkſamkeit hörte das Haus den jungen Redner an, als er das erſte Mal, den 26ſten Februar, bei Gelegenheit der von Burke vorgeſchlagenen Erſparniſſe in der Civilliſte öffentlich

ſprach. Die Unbefangenheit, mit der er ſich eben ſo lichtvoll und verſtändig, als ſchön und geiſtreich für die Meinung der Oppoſition aus Gründen erklärte, ohne zu dieſer Partei zu gehören, erregte allgemeine Bewunderung. Auch ſprach und ſtimmte er, wie ſein Vater, im Geiſte der Oppoſition, gegen die Grundſätze und die Führung des amerikaniſchen Kriegs. Als im J. 1782 das Miniſterium unter Lord Rockingham aus ſehr widerſprechenden Beſtandtheilen zuſammengeſetzt wurde, ſchlug Pitt die ihm darin angebotne Stelle aus, weil er den kurzen Beſtand deſſelben vorausſah. Nach vier Monaten ſchon wurde es neu gebildet; und jetzt nahm Pitt den 10ten Juli die Stelle eines Kanzlers der Schatzkammer an, eine der höhern Stellen, weil er in keiner untern ſeine Kraft und ſeinen Willen durch beſchränkende Verhältniſſe gebunden wiſſen wollte. Lord Shelburne wurde erſter Lord; Fox, Burke und Cavendiſh u. A. traten aus dem Miniſterium. Pitt benahm ſich in ſeinem Amte ohne Anmaßung, mit dem Ernſte eines gereiften Charakters, ohne andre Rückſicht als auf ſeine Pflicht und auf das Wohl des Ganzen. Die Lage des Reichs und die öffentliche Stimme verlangten damals den Frieden mit Amerika und Frankreich. Auch verſprach dies der König bei Eröffnung der Sitzungen, und zugleich jede nöthige Finanzverbeſſerung. Gleichwohl widerſetzte ſich ein alter, oft bewunderter Redner, Mr. Burke, in einer meiſterhaften Rede der Dankadreſſe; allein ſeiner Schlußfolge fehlte Grund und Bündigkeit, und Pitt widerlegte ihn mit männlichem Ernſte und ſiegender Beredſamkeit. Der feſte ruhige Ton der vollen Ueberzeugung, der herzliche Ausdruck der Aufrichtigkeit eines redlichen Mannes, welcher Pitts Rede auszeichnete, machte auf das Haus einen tiefen Eindruck; und dieſer Eindruck erneuerte ſich, ſo oft auch ſpäterhin Pitt ſich erhob, um die Angriffe der Oppoſition durch die Klarheit, Bündigkeit und Aufrichtigkeit ſeiner Darſtellung zurückzuweiſen. Er ſprach, nach Giffords Ausdruck, wie ein Mann, welcher fühlt: mens conscia recti. Den 20ſten Januar 1783 ward der Friede mit Frankreich unterzeichnet. Daß Lord North die Amerika zugeſtandne Unabhängigkeit den Miniſtern zum Vorwurf machte, war zu erwarten; aber nicht, daß Fox dies thun würde. Pitt machte auf deſſen ſich widerſprechende Anſichten aufmerkſam, und nannte ſeine Verbindung mit North (ſ. den Art. North) unnatürlich; „eine politiſche Apoſtaſie, welche nicht bloß einen jungen Mann, wie er ſey, in Erſtaunen ſetze, ſondern ſelbſt die älteſten Beobachter des menſchlichen Herzens überraſche.“ Was Pitt außerdem noch über den Charakter politiſcher Freundſchaft ſagte, war vortrefflich, und ganz im Geiſte Cicero's de amicitia. Er ſelbſt erklärte bei dieſen ſtürmiſchen Debatten laut, daß es ihm nicht um die Macht zu thun ſey, er diene der Nation aus reiner Abſicht, und ziehe ſich ohne Reue zurück, wenn das Haus ſeine Grundſätze verwerfe. Als nun die Oppoſition eine Mehrheit von 17 Stimmen gewann, ſchien die Bildung eines neuen Miniſteriums nothwendig. Der Herzog von Portland wurde erſter Lord der Schatzkammer. Lord North, Fox, Burke und ihre Freunde traten in das Miniſterium. Pitt war wieder bloßes Parlamentsglied. Er erneuerte jetzt ſeine Vorſchläge einer beſſern Repräſentation des Unterhauſes, ſie wurden zwar verworfen, allein ſeine Anſichten waren nichts weniger als unvereinbar mit dem Geiſte der Conſtitution, gegen welche ſpätere Vorſchläge einer Parlamentsreform eben ſo kühn als leichtſinnig unmittelbar gerichtet wurden. So war es z. B. nicht Pitts Meinung, das Wahlrecht der rotten boroughs abzuſchaffen, weil es zu tief in die Fugen des Staatsgebäudes eingreife. Er änderte in der Folge bloß ſeine Anſicht

von der Unzulänglichkeit der Zahl der Volksvertreter, und behauptete, was ſich auch Scheinbares für ein nach der Volksmenge ausgedehnteres Repräſentationsſyſtem theoretiſch anführen laſſe, ſo ſey es doch nicht wahrſcheinlich, daß das Parlament eine größere Zahl ausgezeichneter Männer, was Talent, Rechtſchaffenheit und Landeskunde beträfe, in ſich vereinigen würde, als gegenwärtig. Die lebhafteſten Debatten fanden bald darauf über die indiſchen Angelegenheiten Statt. Pitt widerſetzte ſich den kühnen von Fox vorgeſchlagenen India-Bills, weil ſie der Regierung eine tyranniſche Gewalt in den indiſchen Beſitzungen einräumten, das Privateigenthum in Gefahr ſetzten, und die der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft rechtlich zugeſtandnen Befugniſſe geradezu aufhöben; übrigens war er mit der Abſtellung der in Oſtindien eingeriſſenen Mißbräuche völlig einverſtanden, und drang vorzüglich darauf, daß man dem verderblichen Einfluſſe, welchen die Directoren der oſtindiſchen Compagnie in beiden Parlamentshäuſern bisher ausgeübt hätten, Einhalt thun müſſe. Nach der Verfaſſung und den beſtehenden Geſetzen waren jene berühmten Geſetzvorſchläge nicht zu billigen; aber als eine durchgreifende Maßregel waren ſie politiſch weiſe, und in wie fern ſie die vorgefallenen Gräuel durch Entziehung der gemißbrauchten Gewalt beſtraften, auch gerecht. Darum gingen beide Vorſchläge auch im Unterhauſe durch; allein im Oberhauſe, wo die öffentliche Stimme, die unterdeſſen ſich immer lauter für die Compagnie erklärt hatte, mehr Eingang fand, und wo der König ſelbſt gegen die Bills, beſonders durch Lord Temple's Einfluß, eingenommen worden war, wurden ſie verworfen, und einige londoner Kaufleute blieben nach wie vor die ſouveränen Eigenthümer und Regenten von 40 Millionen Menſchen in Oſtindien. Als die Miniſter dieſen Ausgang vorausſahen, ſuchten ſie das Unterhaus zu einem conſtitutionswidrigen Beſchluſſe zu bewegen, durch welchen das Recht der Pairs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt ihren Rath zu ertheilen, beſchränkt werden ſollte; gegen dieſen Vorſchlag erhob ſich Pitt, und entwickelte die gefährlichen Folgen deſſelben ſo ſcharfſinnig, daß er gänzlich durchfiel. Die Miniſter erhielten hierauf ihre Entlaſſung. Jetzt wurde Pitt im J. 1783, noch nicht volle 25 Jahr alt, erſter Staatsminiſter oder erſter Lord und Kanzler der Schatzkammer. Die Aufgabe, welche ſeine Verwaltung löſen ſollte, war groß; kaum wird die neuere Geſchichte eine ähnliche in einem andern Staate zeigen. Pitt hatte eine kraftvolle Majorität im Unterhauſe gegen ſich; die Oppoſition beſtand aus erfahrnen, talentvollen und kenntnißreichen Männern, aus den erſten Rednern und Staatsmännern der Nation. Vereinigt boten ſie alle Kräfte auf, um das Miniſterium zu ſtürzen. P i t t und F o x führten den Kampf. Aber gegen den Miniſter wandte B u r k e alle Waffen ſeiner claſſiſchen Beredſamkeit, S h e r i d a n jeden Stachel ſeines Witzes, und N o r t h alle Spitzen des ſchärfſten Tadels. Kein großer Redner ſtand auf Pitts Seite. Fox war im theoretiſchen Wiſſen und in andern Hinſichten ihm gleich, aber im Practiſchen war Pitt ohne allen Zweifel ihm überlegen, und in ſo fern ein größerer Staatsmann. Wichtige Streitfragen ſollten jetzt entſchieden werden, und noch waren die dringend nothwendigen Subſidien nicht bewilligt. Indeß hatte der Miniſter für ſich die Mehrheit des Oberhauſes, das volle Vertrauen des Königs und die Gunſt der Nation. Alle Kaufleute und Capitaliſten waren ſeine Freunde, weil er ihr Eigenthum und ihre urkundlichen Rechte (chartered rights) ſo männlich vertheidigt hatte. Der übrige Theil der Nation aber zweifelte nicht an der Reinheit ſeiner Abſichten und an der Unabhängigkeit.

mit welcher er ſeiner beſten Ueberzeugung rückſichtlos folgen würde. Da das Unterhaus ſeine Auflöſung fürchtete, ſo wandte es ſich mit einer nachdrücklichen, von Erskine vorgſchlagenen, Vorſtellung an den König. Es galt nichts Geringeres, als einen Sieg der Gemeinen über die Lords, die Miniſter und den König. Aber das Unterhaus griff die Vorrechte der Krone und dadurch die Conſtitution ſelbſt an. Es beſtritt die Befugniß des Königs, ſein Parlament während der Sitzung, wo öffentliche Angelegenheiten noch unentſchieden ſchwebten, aufzuheben. Dieſer Kampf wurde von beiden Theilen mit der größten Heftigkeit, und nicht ohne perſönliche Vorwürfe, geführt; vorzüglich gieng die Oppoſition über die Schranken des Anſtandes hinaus, und verlor dadurch in der öffentlichen Meinung, weil man hinter ihren zum Theil ſehr liberalen Vorſchlägen Leidenſchaftlichkeit und perſönliche Zwecke zu erkennen glaubte. Pitt trat nun ſelbſt mit einer Indiabill auf, welche die Verantwortlichkeit der Compagnie genau beſtimmte, und ſie einer Staatsaufſicht, India Board of controul, unterwarf, ohne ihre Handelsfreiheit anzugreifen, noch ihre Verwaltungsbefugniſſe aufzuheben. Fox griff ſie aber mit ſo großer Heftigkeit an, daß er durch eine Mehrheit von acht Stimmen den Sieg davon trug (23 Jan. 1784). Nun wandte er ſich drohend gegen den Miniſter: wie er noch auf ſeiner Stelle zu bleiben den Muth haben könne, da er das Vertrauen des Volks verloren. Durch geheimen Einfluß und Ränke habe er ſich in ſeinen Poſten geſtohlen. Ob er denn hier dem öffentlichen Vertrauen gegenüber das Banner des geheimen Einfluſſes aufpflanzen, ob er gegen die Stimme des Parlaments eine Puppe der Privatgunſt, ein conſtitutionswidriger Miniſter der Krone ſeyn wolle? — Mit ruhiger Faſſung antwortete Pitt: „je länger man ihn prüfe, deſto mehr ſehe er das Vertrauen des Hauſes und des Volks zu ſich zunehmen; er wiſſe nicht, worin er von der Conſtitution abgewichen; der König habe ihn zum Miniſter ernannt, weil er das Recht dazu habe; das Bollwerk der Conſtitution ſey Freiheit im Handeln und im Sprechen; das Parlament könne nicht das Recht antaſten, nach freien Anſichten ſich und ſein Verfahren zu beſtimmen; er handle aus reinem Patriotismus; Thatſachen, nicht Beſchuldigungen ſolle man gegen ihn vorbringen; kein Geſchrei werde ihn in ſeinem Entſchluſſe, Miniſter zu bleiben, je wankend machen; gäbe er ſeine Stelle auf, ſo würde er ſie Männern einräumen, die kürzlich erſt entlaſſen, das Vertrauen des Königs und der Nation verloren hätten; doch ſey er einer Vereinigung der Parteien nicht abgeneigt, nur müſſe ſie feſt ſeyn." Jetzt beſtand ein Theil des Unterhauſes, vorzüglich vom Landadel, auf dieſer Vereinigung; aber Pitt weigerte ſich, was man als vorläufige Bedingung jeder Ausgleichung verlangte, ſeine Stelle niederzulegen. Fox ſtellte nun die Behauptung auf, das Unterhaus habe die wirkliche Negative bei Ernennung der Miniſter. Indeß erklärte ſich die Stimme des Volks immer lauter für das Miniſterium; gleichwohl behielt die Oppoſition die Mehrheit der Stimmen im Unterhauſe für ſich, und ſchob dadurch die Bewilligung der Subſidien auf. Als aber endlich das Oberhaus eintrat, und daß die Gemeinen den Grundſätzen der Conſtitution entgegenhandelten, öffentlich ausſprach, ſo gab das Unterhaus nach, und entſchloß ſich zu der Bewilligung. Neue Kämpfe entſtanden hierauf über zwei Adreſſen an den König, welchen Pitt vergebens ſich widerſetzte. Das Unterhaus behauptete nämlich fortwährend, das Recht zu haben, die Entfernung der Miniſter zu fodern, ohne eine Thatſache ihnen zur Laſt zu legen, indem nach Fox Meinung die Stimme des Volks allein im Hauſe der Gemeinen ſich ausſpräche. Da der

König nicht genügend antwortete, ſo ward durch die Mehrheit von einer einzigen Stimme eine nachdrückliche Vorſtellung (remonstrance) an den König beſchloſſen, welche jenen Grundſatz geltend machte, und den König warnte, nicht durch eine Günſtlingsregierung die Liebe des Volks zu verſcherzen. Da jedoch die wichtigſten Angelegenheiten abgethan waren, ſo vertagte der König ſein Parlament den 24ſten März, wobei er in der Rede vom Throne erklärte, daß er der Conſtitution und dem Lande es ſchuldig ſey, ſobald als möglich die Geſinnung ſeines Volks zu vernehmen, und deßhalb ein neues Parlament zuſammenzuberufen, damit die Trennung ein Ende nähme und die Staatsgeſchäfte glücklicher betrieben würden. So ward alſo nach dem merkwürdigſten Kampfe, der je über die erſten und wichtigſten Punkte des brittiſchen Staatsrechts im Unterhauſe Statt gefunden hatte, das Parlament (den 25ſten März) aufgelöſ't, weil Pitt auf keine andre Weiſe die Mehrheit der Stimmen in demſelben erlangen, noch die mächtige Whigpartei beſiegen konnte. Das monarchiſche Princip der Verfaſſung hatte über das demokratiſche den Sieg davon getragen, wobei Pitt eine Seelenſtärke und eine Feſtigkeit zeigte, welche gerade unter den Britten die höchſte Bewunderung für dieſen jungen Helden hervorbringen mußten. Man wußte, daß er aus Grundſatz ein Freund der Volksrechte war; das Widerſprechende ſeiner Vertheidigung der Vorrechte der Krone warf aber kein falſches Licht auf ſeinen Charakter, weil er als Miniſter verpflichtet war, ſtreng in dem Gleiſe der Conſtitution zu bleiben; man fand ſogar dies achtungswerth in ſeinem öffentlichen Charakter, den ihm ſein Staatsamt zur Pflicht machte; „verläßt mein Bruder," ſagte Graf Chatam, „in dieſer hochwichtigen Sache den König, ſo könnte ich nimmer ihn als Staatsbeamten achten. I should never more respect him as a public character." — Dabei zeigte es ſich immer klarer, daß er aus Ueberzeugung die Pflichten ſeines hohen Poſtens erfüllte, und ſein Vaterland über Alles liebte; ſeine Gegner hingegen ſchienen nur um den Miniſterpoſten zu kämpfen, indem ſie die Vorrechte des Volks auszudehnen verſuchten. Indem der König ein neues Parlament berief, überließ er im eigentlichen Sinne dem Volke die letzte Entſcheidung jenes ſtaatsrechtlichen Kampfes; und dieſes entſchied durch die Wahl der Gemeinen für den Miniſter. Faſt ein Drittel der alten Parlamentsglieder, das zur Oppoſition gehört hatte, ward nicht wieder erwählt. Das neue Parlament verſammelte ſich den 18ten Mai. Burke erneuerte den alten Kampf; allein der Miniſter hatte die Mehrheit in allem, was er vorſchlug, für ſich; ſelbſt neue Steuern wurden ihm bewilligt. Sein Vorſchlag einer verbeſſerten Volksrepräſentation aber ging nicht durch. Die auswärtigen Verhältniſſe beſchäftigten damals die brittiſche Regierung nur wenig. Josephs II. Aufhebung des Barriere-Tractats ward in England laut gemißbilligt; man legte indeß dem Tractate von Fontainebleau, welchen Oeſterreich und Holland unter Frankreichs Vermittelung ſchloſſen, kein Hinderniß in den Weg. Dagegen wandte Pitt ſeine ganze Thätigkeit auf das Innere. Die Vermehrung des brittiſchen Nationalreichthums und die Sicherſtellung der Finanzen waren die Hauptgegenſtände derſelben. Er beſaß in beiden Fächern mehr Kenntniß als irgend einer ſeiner Gegner; und die Oppoſition mußte endlich ſelbſt ſeine Verdienſte anerkennen. Der Wohlſtand nahm mit jedem Jahre zu, indem der Ertrag der gewöhnlichen Taxen ſtieg, wie das Budget vom J. 1787 und die folgenden bewieſen. Im J. 1783 betrug nämlich das gewöhnliche Staatseinkommen 10—11 Millionen Pf. St., im J. 1793 war es auf 16 Mill., im J. 1800 auf 26 Mill., und ſo

iſt es jährlich bis auf 62 Mill. im J. 1810 geſtiegen. Die Kriegstaxen aber beliefen ſich ſchon am Ende der pittiſchen Verwaltung auf 20 Millionen. Pitts Finanzplan iſt die Grundlage des neuern brittiſchen Finanzſyſtems geblieben; und der gegenwärtige Kanzler der Schatzkammer, Hr. Vanſittart, ein vortrefflicher Finanzier aus Pitts Schule, hat die Grundſätze ſeines Meiſters, durch die Erfahrung geleitet, in der Anwendung nur noch mehr vervollkommnet. Man kann Pitt in dieſer Hinſicht mit vollem Rechte, wie Colquhoun gezeigt hat, Englands Retter nennen. Er ſtellte durch trefflich berechnete, geſetzliche Anordnungen den Credit des Staats wieder her, welcher unter Norths Verwaltung während des amerikaniſchen Kriegs ſehr erſchüttert worden war, und errichtete Fonds zur Verminderung der Nationalſchuld. Seine Maßregeln wirkten ſo kräftig, daß die conſolidirten Annuitäten von 3 Procent, welche im Auguſt 1784 auf 54 herabgeſunken waren, bereits im December 1786 auf 76, und im März 1792 auf 96, alſo binnen 8 Jahren 42 Procent ſtiegen. Im J. 1786 den 26ſten Mai gründete er nach der Berechnung von Price, den in ſich wachſenden Schuldentilgungsfonds (sinking Fund) mit einer Million Pf. St. jährlich, und durch die Bill vom 17ten Febr. 1792 einen eignen Sinkingfonds von 1 Procent für jede neue Anleihe. Jener Fonds hat ſich in 28 Jahren, vom 1ſten Auguſt 1786 bis zum 5ten Januar 1814 im Ganzen für Großbritannien und Irland auf mehr als 268 Mill. Pf. St. gehoben, ſo daß durch die Anlegung deſſelben in Stocks die ganze Schuldenlaſt, die ſich ſeit Wilhelm III. bis zu Ende des amerikaniſchen Kriegs auf 257 Millionen angehäuft, und außerdem noch 12 Millionen von der ſeit dem Anfange des Revolutionskriegs entſtandenen Nationalſchuld abgetragen worden ſind. — Zu gleicher Zeit, als Pitt die Schuldentilgungsanſtalt gründete, brachte er den wichtigen Handelsvertrag zwiſchen Großbritannien und Frankreich zu Stande; ein ſchwieriges Unternehmen, das bei der natürlichen Feindſchaft beider Staaten, deren Handelsintereſſe ſich gegenſeitig von einander abſtieß, nur ein Mann von Pitts Einſicht und Feſtigkeit ausführen konnte. Er zog mit der größten Sorgfalt die genaueſte Kunde der gegenſeitigen Verhältniſſe ein, wobei ihn Lord Hawkesbury (jetzt Graf von Liverpool) und Hr. Eden (nachher Lord Auckland) unterſtützten, und ließ hierauf durch letzteren den Handels- und Schifffahrtsvertrag den 29ſten Sept. 1786 zu Verſailles mit dem franzöſiſchen Miniſter abſchließen. Fox, der ſeit ſeinem Eintritt in das öffentliche Leben ſtets der entſchiedenſte Gegner Frankreichs geweſen war, und ſein antigallicaniſches Syſtem laut bekannt hatte, erklärte auch jetzt, daß die Feindſchaft beider Staaten etwas Unvermeidliches ſey, dem man durch keine politiſche Maßregel entgegenwirken könne; ja ſelbſt wenn dies möglich wäre, ſo ſey es in keinem Falle dem Beſten Englands zuträglich. Uebrigens werde jeder, auch der weiſeſte Verſuch dieſer Art mißlingen. So veränderlich das franzöſiſche Volk an ſich ſey, eben ſo gleichförmig bleibe die Politik des franzöſiſchen Cabinets ſeit Jahrhunderten ſchon eine und dieſelbe. Sie ſtrebe unverrückt nach gränzenloſer Macht. Sich mit Frankreich verbinden, heiße die geſunkne Größe Englands noch tiefer herabſetzen. Pitt beſtritt dieſe leidenſchaftliche Anſicht als Weltbürger: „Krieg ſey das größte Uebel, Handel der größte Segen eines Landes. Werde jener unvermeidlich, ſo bereite letzterer die Mittel vor, ihn mit Nachdruck zu führen. Nur zu lange ſchon habe der Haß dieſer beiden großen und achtungswerthen Nationen die Ruhe der Welt geſtört!" — Unſtreitig beur-

theilte Fox als Staatsmann das Verhältniß Frankreichs zu England richtiger; Pitt änderte daher in der Folge ſeine Anſicht, dann aber folgte er derſelben um ſo ſtandhafter. Der Handelsvertrag mißfiel den Franzoſen zum Theil eben ſo ſehr als den Britten; indeß breitete ſich der brittiſche Handel immer weiter aus, und mit ihm erhob ſich der Wohlſtand und die Kraft der Nation. Jener Vertrag begünſtigte nämlich das Naturverhältniß beider Staaten, nach welchem Frankreich ſeinen Ueberfluß an Naturproducten gegen brittiſche Kunſterzeugniſſe umſetzte. Und Pitt nannte mit Recht in ſeiner Rede, welche drei Stunden dauerte, den Nationalhaß lächerlich, welcher ſich ſelbſt die Vortheile eines Vertrags entziehn wolle, weil auch Frankreich daraus Vortheile zöge. Englands Vortheil aber ſey der größere; denn der Vertrag eröffne für Frankreich einen Marktplatz von 8 (?) Millionen Menſchen; für England hingegen ein Land von 24 Millionen u. ſ. f. In der That war dieſer Tractat ganz zum Vortheil der brittiſchen, zum Nachtheil der franzöſiſchen Fabriken. Dieſe Debatten ſind noch jetzt für jeden, der die Staatswiſſenſchaft ſtudirt, höchſt lehrreich; wir verweiſen daher auf Giffords Werk (I. c. 8. p. 337 folg.) und auf Flaſſans Hist. de la diplomatie franç. (2 Edit. VII. 421), welcher dieſen Tractat in Hinſicht Frankreichs für überwiegend vortheilhaft hält. Allein die Oppoſition rief Pitt entgegen, er ſolle der Grundſätze ſeines Vaters, Lord Chatams, gedenken; der erhabenſte Zug in dem politiſchen Charakter dieſes erlauchten Staatsmannes ſey „antigallican" und ſein größter Ruhm, der vereinigten Macht des Hauſes Bourbon widerſtanden zu haben. — Fox ſtand an der Spitze der antigallicaniſchen Whigpartei, zu der auch Grey gehörte, welcher damals ſeine erſte Rede hielt (his maiden speech). Wir erwähnen dies, weil in der Folge dieſe Redner unter weit auffallendern Umſtänden zu den entgegengeſetzten Grundſätzen ſich bekannten. Jener Tractat erhielt endlich die Billigung beider Häuſer. Pitt legte hierauf einen großen Plan vor, die Erhebung der Zoll- und Acciſegefälle zu vereinfachen. Er fand allgemeinen Beifall, und Burke dankte dem Miniſter dafür im Namen des Vaterlandes. Dieſer Plan hatte einen ſo großen Umfang, daß dreitauſend Beſchlüſſe erfoderlich waren, um ihn in Ausübung zu bringen. Unter den wichtigern Gegenſtänden, welche vor dem franzöſiſchen Revolutionskriege das Parlament beſchäftigten, und Pitts Grundſätze als Staatsmann in ihr wahres Licht ſtellten, muß hier des Vorſchlags im J. 1787 gedacht werden, die Corporation- und Teſtacte aufzuheben, welchen Fox unterſtützte, Pitt aber ſiegreich beſtritt, indem er zeigte, daß die Diſſenters einer ſo vollkommnen Duldung ſich erfreuten, als die Sicherheit der Staatsverfaſſung es zulaſſe. Beide Geſetze wurden auch von Lord North vertheidigt, der vor Kurzem ſein Geſicht verloren hatte, und jetzt ausdrücklich ins Parlament kam, um ſeine Anſichten dem Hauſe über einen ſo wichtigen Gegenſtand mitzutheilen. Seine Rede iſt wichtig zur Beurtheilung der brittiſchen Staatsverfaſſung. Er nannte die Teſtacte (vom J. 1672) den Eckſtein (the corner stone) der Conſtitution. Pitt unterſchied zwiſchen Gewiſſensfreiheit und der Zulaſſung zu Staatsämtern. Letztere könne der Staat auf die Mitglieder der Staatskirche beſchränken, weil jeder proteſtantiſche Staat das Recht habe, die äußre Form, mithin auch die bürgerlichen Rechte der kirchlichen Geſellſchaft feſtzuſtellen, ſobald er nur nicht den Cultus andrer Religionsparteien verbiete. Dieſe Frage, oder die ſogenannte Emancipation der Catholiken, wurde noch lebhafter angeregt, ſeit Irland mit Großbritannien zu einem Staate unter einem Parlamente verbunden war. Pitt blieb

auch hier, obgleich den Catholiken perſönlich nicht entgegen, als Miniſter ſeiner erſten Verpflichtung treu, nichts gegen die Conſtitution zu unternehmen, dieſe vielmehr gegen Angriffe zu vertheidigen. Nur ſo konnte ihn keine Verantwortlichkeit treffen. In dem Prozeſſe des Hrn. Haſtings trat er aus Ueberzeugung auf die Seite derer, welche dieſen allgewaltigen Statthalter in Indien ſchuldig fanden, um ein Impeachement gegen ihn zu verlangen. Pitt durfte hier als Richter die große Strafbarkeit in dem Verhalten dieſes Staatsbeamten nicht leicht nehmen; indeß ward er von der andern Partei deßwegen hart angegriffen: „er habe ſeinen Charakter als Miniſter verläugnet, und ſein Benehmen in dieſer Sache ſey ſo auffallend, daß man in Verſailles lange nicht habe daran glauben können.“ — Haſtings wurde zwar freigeſprochen; wir glauben aber dennoch, daß der Tadel, den Pitt in Verſailles fand, gerade ſeine Rechtfertigung iſt. Er verläugnete nie das ihm natürliche Gefühl für Recht und Menſchlichkeit; er konnte in der Sache fehlen, aber nie in ſeinen Grundſätzen. — Jetzt dämmerte am Horizonte die franzöſiſche Revolution auf. Als Hollands Angelegenheit die Mächte des feſten Landes beſchäftigte, und Frankreich die antioraniſche Partei zu unterſtützen ſchien, nahmen die brittiſchen Miniſter Maßregeln, um es daran zu hindern. Beide Häuſer billigten ihr Verfahren, und Fox erklärte bei dieſer Gelegenheit, daß Englands Intereſſe mit den Angelegenheiten des feſten Landes im engſten Zuſammenhang ſtehe; es müſſe ſelbſt, nöthigen Falls, thätig und kräftig mitwirken, um das Gleichgewicht der Macht in Europa aufrecht zu erhalten. Auch im Oberhauſe galt dieſe Anſicht; wenn Frankreich ſich Hollands bemächtige, ſo ſey es um England geſchehn. Nach dieſem Syſtem, zu dem ſich Fox im J. 1787 bekannte, handelte Pitt ſtets mit ſtrenger Conſequenz; und doch wurde er eben deßhalb in der Folge von der Oppoſition am heftigſten angegriffen. Fox warnte übrigens ſchon damals das Haus vor der Treuloſigkeit und Argliſt des franzöſiſchen Cabinets. Auch billigte er die Subſidienverträge mit den Mächten des feſten Landes bei Gelegenheit eines ſolchen mit Heſſen-Caſſel abgeſchloſſenen Tractats. Nur ſetzte er ſich kräftig gegen die Einführung fremder Truppen in das Königreich, wogegen Pitt bewies, daß ſie zur Verſtärkung der Beſatzung in den Colonien nöthig wären. Die Schutzbündniſſe, welche Großbritannien in derſelben Abſicht, um das brittiſche und zugleich das Continentalintereſſe ſicher zu ſtellen, den 25ſten April 1788 im Haag mit Holland, und den 13ten Auguſt zu Berlin mit Preußen ſchloß, unter gegenſeitiger Gewährleiſtung des gegenwärtigen Beſitzſtandes, erhielten den Beifall beider Häuſer. Doch während jetzt in Frankreich Alles eine tiefe Erſchütterung des Staats ankündigte, kam auch England in Gefahr, ein Schauplatz des Parteienkampfs zu werden. Der König ward im November 1788 von einer Krankheit des Gehirns befallen, die ihn zur Regierung unfähig machte. Pitt zeigte dies dem Parlamente an. Nun trat Fox mit der Behauptung auf, daß dem Thronerben die volle Ausübung der königl. Gewalt zu übertragen ſey; allein Pitt widerſprach, und entwickelte aus der Reichsverfaſſung, daß der Prinz von Wales kein Recht auf die Regentſchaft habe, ſondern daß das Parlament darüber beſtimmen müſſe. Der Streit regte alle Intereſſen auf; ſah man aber zu irgend einer Zeit, daß die brittiſchen Staatsmänner in politiſchen Verhandlungen nicht ſo leicht von der Leidenſchaft zu raſchen und unüberlegten Beſchlüſſen hingeriſſen werden können, ſondern daß reife, umſichtige Prüfung den Vorſitz bei ihren Parlamentskämpfen führe, ſo war es bei dieſer Gelegenheit der Fall. Vergebens warf Burke zürnend dem Staats-

miniſter vor, er ſtrebe ſelbſt nach der Regentſchaft; Pitt ſtellte darum nicht minder ruhig die Gründe auf, warum das Parlament das Recht habe, den Regenten zu ernennen und ſeine Gewalt zu beſtimmen. Sein Regentſchaftsplan, welcher die Gewalt des Regenten beſchränkte, ward von beiden Häuſern angenommen, und von ihm dem Prinzen vorgelegt; doch blieb er ohne Folgen, weil des Königs Zuſtand ſich beſſerte. Pitts Charakter als brittiſcher Miniſter zeigte ſich bei dieſer wichtigen Verhandlung in ſeinem vollen Lichte. So feſt und beharrlich er einſt für die geſetzlichen Vorrechte der Krone gekämpft hatte, ſo entſchieden behauptete er jetzt die Rechte des Volks, während Fox im entgegengeſetzten Sinne handelte. Doch iſt dieſer Widerſpruch nur ſcheinbar. Fox verlangte gleichſam einen neuen Souverain, während der rechtmäßige König noch lebte. In ſo fern hatte Fox Unrecht. Dagegen hatte Pitt die richtige Anſicht, dem Könige ſeine Gewalt zu ſichern, auf den Fall ſeiner Wiederherſtellung, und darauf zu denken, daß durch die Unterbrechung ſeines Regierungsſyſtems der Fortgang der Staatsangelegenheiten ſo wenig als möglich litte. Er ließ ſich durch keine Anſchuldigung eigennütziger oder ehrſüchtiger Abſichten in ſeinem geraden Gange irre machen, ſo wenig als das Volk, welches ſein Verfahren billigte, auf die Sophismen der Oppoſition achtete. Pitt handelte um ſo männlicher und edler, da er ſeine Entlaſſung vom Regenten erwarten konnte, zu einer Zeit, wo er ſelbſt dem öffentlichen Berufe ganz hingegeben, ſeine eignen Angelegenheiten vernachläſſigt hatte, und ſein Vermögen zerrüttet ſah. Der König ward zwar nicht vollkommen wiederhergeſtellt, doch blieb ſein Zuſtand mehrere Jahre (bis 1810) ſo erträglich, daß der Gang der Regierung unter Pitts Leitung ungeſtört fortdauerte. Jetzt beſchäftigten den brittiſchen Senat die Ereigniſſe in Frankreich. Abweichend in ſeiner Beurtheilung derſelben von Sheridan und Fox, hielt *Burke* ſeine berühmte Rede über den Geiſt und die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution. *Pitt* äußerte ſich, mit ſchicklichem Ernſt zurückhaltend, würdevoll und klug, wie es dem brittiſchen Miniſter ziemte; doch drückte er gegen Burke ſeinen wärmſten Dank aus für die Kraft, mit welcher er den Geiſt und die Vortrefflichkeit der brittiſchen Conſtitution in ſeiner Rede dargeſtellt habe; und im J. 1790 erklärte er bei Gelegenheit der Canada-Bill, welche Fox nicht rein republikaniſch genug fand, daß jene republikaniſchen Grundſätze, welche nach Fox Meinung das Reſultat höherer Aufklärung wären und den Verfaſſungen in Frankreich und Amerika ſolchen Glanz verliehen, die brittiſche Staatsform auf keine Weiſe beſſer machen würden. Ein ariſtokratiſches Prinzip ſey in einer gemiſchten Staatsform nothwendig. Von dieſer Zeit an hatte Pitt einen doppelten Kampf zu beſtehn: den mit der franzöſiſchen revolutionären Politik, und den mit dem Neuerungsſtolze der brittiſchen Republikaner. In jenem war er unglücklich, weil er nicht als Feldherr und Staatsmann zugleich handelte, das Intereſſe Englands oft einſeitig berückſichtigte, und in diplomatiſcher Gewandheit oder Liſt dem Franzoſen Talleyrand nachſtand; doch der Hauptgrund lag in den politiſchen und militäriſchen Fehlern der Mächte des Continents, welche nach dem treffenden Urtheile des Hrn. de la Maiſonfort der Macht der Idee, welche Frankreichs Gewalthaber anfangs für ſich erſchlichen, nichts als die kalten Berechnungen der Cabinetsklugheit entgegenſtellten. In dem Kampfe mit den brittiſchen Republikanern aber verlor Pitt ſeine Popularität. Seine Gegner legten ihm allein jene unglücklichen Erfolge zur Laſt; er ſetzte ihnen nichts entgegen, als ſein reines Bewußtſeyn, dem er ſtolz und kalt mit eiſernem Willen folgte. Indeß würde keiner, der ſolche

Zwecke ernſtlich wollte, ſich ſo wie er behauptet haben. Ihm blieb in jedem Fall das unläugbar große Verdienſt, in dem gefährlichſten Zeitpunkte ſein Volk vor den Gräueln der Anarchie bewahrt zu haben. Freilich bediente er ſich dazu nicht allemal der ſanfteſten Mittel. Würde er aber mit dieſen viel erreicht haben? Auch er mußte, da ihm gegenüber alle Macht immer mehr in einen Brennpunkt zuſammenſchmolz, die brittiſche Staatsgewalt mit immer ſtrafferem Zügel leiten. Selbſt ſeine Gegner erkannten in den Zeiten der Gefahr, daß nur er den Muth mit der Kraft verband, um ſolchen Stürmen, wie die Revolutionspolitik über England brachte, dreiſt entgegenzugehn. Er war the pilot, who weathered the storm, der dem Orkane gebietende Steuermann. Da dünkte es ihn freilich nicht Zeit und Stunde, die Parlamentsreform zu bewirken, wie er einſt ſelbſt gewollt; und er bekannte (im J. 1792) ohne Scheu, daß er jetzt für das ſicherſte halte, Volk und Unterhaus gingen einmüthig und eng verbunden in dem ſichern Gleiſe der beſtehenden erprobten Verfaſſung fort, um abzuwehren jede Gefahr von außen; Vorſichtsmaßregeln ſeyen unerlaßlich, und er ſetzte dem Einfluſſe franzöſiſcher Jacobiner die Alien-Bill entgegen. Trotz alles Widerſpruchs der Oppoſition ging ſie durch im December 1792. Zwar nannte ſie der franzöſiſche Miniſter völkerrechtswidrig, allein er vergaß, daß ſchon im Mai deſſelben Jahrs die Nationalverſammlung ein noch ſtrengeres Geſetz gegen die Fremden erlaſſen habe. Englands Politik gegen Frankreich blieb ſeit der pillnitzer Zuſammenkunft bis zur Kriegserklärung des Convents gegen Georg III. (1ſten Febr. 1793) in den Schranken einer ſtrengen Neutralität; und wenn man in dieſer Hinſicht Pitts diplomatiſche Rechtfertigung von Herbert Marſh (Leipzig 1799) nicht genügend fände, ſo geſtand dies ein heftiger Feind der Britten, der franzöſiſche Deputirte Kerſaint ſelbſt zu, als er den 18. September in der Nationalverſammlung über die feindſelige Behandlung der Britten in Frankreich klagte, da doch „England die einzige Nation in Europa ſey, welche in Anſehung der franzöſiſchen Angelegenheit eine entſchiedne Neutralität beobachtet habe." Auch Maret, der mit Pitt in London im J. 1792 eine Unterredung gehabt, und Talleyrand ſchrieben dem franzöſiſchen Miniſter: „Pitt ſey durchaus friedlich gegen Frankreich geſinnt; er fürchte den Krieg mehr als den Sieg der Oppoſition, und werde die ſtrengſte Neutralität beobachten." Erſt nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. ſprach Pitt öffentlich im Parlamente, indem er ſeinen ganzen Abſcheu über dieſen Mord ausdrückte, über das von Seiten Frankreichs verletzte Syſtem der Neutralität gegen England. Er legte dem Hauſe die Beweiſe davon vor, und rechtfertigte dadurch, warum der Geſandte des unglücklichen Ludwigs nach dieſem Ereigniß von der brittiſchen Regierung aufgefodert worden, binnen acht Tagen das Königreich zu verlaſſen. „Wir wollen keinen Krieg mit Frankreich, aber Frankreich trete zurück in die Schranken der Mäßigung, die es ſich ſelbſt durch die von ihm gegebnen Erklärungen geſetzt; beharrt es aber bei ſeinen Vergrößerungsentwürfen und bei ſeinem Meinungskriege mit allen monarchiſchen Verfaſſungen, ſo laßt uns gegen ſolche Angriffe auf unſre Sicherheit denken." Indeß erklärte Frankreich den Krieg an den Erbſtatthalter und den König von Großbritannien. Der Miniſter konnte ſich dagegen (den 12ten Februar) leicht rechtfertigen, daß die brittiſche Regierung dieſe Herausfoderung nicht verſchuldet. Als hierauf Fox den 17ten Juni im Parlament vorſchlug, mit Frankreich Frieden zu ſchließen, ſo widerſetzten ſich Windham, Burke und Pitt, unterſtützt von einer großen Stimmenmehrheit. Seitdem beharrte der Miniſter feſt auf dem

Satze: mit den jacobiniſchen Machthabern Frankreichs ſey an keinen Frieden zu denken. Der franzöſiſche Convent erklärte hierauf feierlich, nach Garniers Vorſchlag, Pitt ſey der Feind des menſchlichen Geſchlechts. Im brittiſchen Senate wurde jetzt mit großem Scharfſinn die Frage erörtert: in wie weit eine Regierung ſich in die innern Angelegenheiten eines Nachbarſtaates miſchen dürfe. Pitt ſtellte den früher ſchon bei Hollands innern Spaltungen von Fox anerkannten Satz auf: wenn ein feindlicher Staat nach einem Syſtem regiert wird, das die Fortdauer des Kriegs unvermeidlich macht, ſo iſt es Recht, dieſes Regierungsſyſtem zu vernichten, und iſt der feindliche Staat in zwei Parteien getheilt, ſo iſt es erlaubt, dieſe Spaltung zu unterhalten, um durch beide über beide obzuſiegen. Alle ſeine Anſtrengungen waren daher auf die Zerſtörung des Jacobinismus gerichtet. Er erwartete nur von einer monarchiſchen Regierung in Frankreich das Heil des Friedens; daher er auch nach Robespierre's Sturz an keine Ausſöhnung Englands mit Frankreich glauben wollte, ſondern ſich des furchtſamen Wilberforce's u. A. Friedensmotion widerſetzte. Frankreich beſchuldigt ihn, daß er ſich gegen die franzöſiſche Regierung völkerrechtswidriger Mittel bedient habe; allein Pitt that nichts, als daß er Kundſchafter bezahlte, und Mißvergnügte oder die Royaliſten unterſtützte, ohne um ihre Intriguen zu wiſſen, noch die Plane dazu mit ihnen zu verabreden. Nur militäriſche Maßregeln wurden mit ihnen gemeinſchaftlich von ihm entworfen oder unmittelbar und wiſſentlich befördert. Seine ganze Thätigkeit war jetzt auf den entſchloſſenſten Kampf berechnet. Darum ſchloß er mit allen Mächten des feſten Landes, welche dazu geneigt waren, Subſidienverträge; darum bewaffnete er in England Schaaren von Freiwilligen; darum vermehrte er die Land- und Seemacht; darum erweiterte er zugleich die brittiſchen Hülfsquellen durch ſeine Handels- und Colonialpolitik; darum endlich vermehrte er mit den Kriegstaxen zugleich die Nationalſchuld bis zu der ungeheuern Größe von 500 Mill. Pf. St. (im Jahr 1806). Ein Triumph ſeiner Miniſtergewalt war die Einführung der Einkommentaxe; allein der ſteigende Wohlſtand im Innern und der ſtets wachſende Umfang des Handels und der Macht in Indien rechtfertigten nicht nur ſeine Verwaltungsgrundſätze im Innern, ſondern unterſtützten auch ſeine kühnſte Steigerung der brittiſchen Streitkraft. Er mußte dabei Schritt vor Schritt die Oppoſition bekämpfen, in welcher jetzt auch Whitbread im J. 1794 gegen ihn auftrat; Grey trug ſogar auf ein Impeachment gegen die Miniſter an, und Fox verlangte förmlich die Verurtheilung derſelben als Feinde des Friedens. Indeß erklärte Pitt öffentlich, daß er die Wiederherſtellung der alten Monarchie in Frankreich mit ihren Mißbräuchen auf keine Art beabſichtige, noch begünſtige. Am ſchwerſten war ſein Stand, wenn man ihn mit Vorwürfen wegen mißlungener koſtbarer und unglücklicher Unternehmungen, wie die Landung der franzöſiſchen Emigranten bei Quiberon war, überſchüttete. Doch ſiegte ſtets ſein unerſchütterlich feſter Gleichmuth, zumal nachdem ihm gelungen war, die revolutionären Clubs, welche ſich in London und im Reiche gebildet hatten, durch ſtrenge Geſetze zu zerſtören. Er bewirkte die Suſpenſion der Habeas-Corpusacte, obgleich die, welche dieſe Maßregel traf, laut ſchrien: ein ſolcher Beſchluß, der den Miniſter mit Lettres de Cachet bewaffne, werde das Zeichen des allgemeinen Aufſtandes ſeyn. Pitts Sieg bei dieſer Gelegenheit und bei ähnlichen läßt ſich nur aus der beſonnenen Urtheils- und Handelsweiſe des größern Theils der Nation erklären, aus der Mehrzahl bedachtſamer und rechtlicher Männer, wel-

che die geſellſchaftliche Ordnung in ihrem Vaterlande höher ſchätzten als das gefährliche Spiel mit neuen und glänzenden Theorien bei ungewiſſem Laufe des in hoher Fluth ſteuernden Staatsſchiffs. Doch auch Pitt war ſeit dem J. 1796 den Friedensunterhandlungen mit Frankreich nicht abgeneigt; allein ſeine deßhalb durch den däniſchen Miniſter in Paris gemachten Anträge wurden zurückgewieſen. Unterdeſſen hatte der Ausfluß des baaren Geldes ins Ausland die Bank von England außer Stand geſetzt, ihre Schuldzettel baar einzulöſen. Ein königl. Rathsbeſchluß (Order of Council) vom 26ſten Febr. 1797 ſetzte daher ihre Zahlungsverbindlichkeit in Metall aus. Ein geheimer Ausſchuß unterſuchte den Zuſtand der Bank, und man fand, daß die von ihr in Umlauf geſetzten Noten ſeit 1783, wo ſie 6 Millionen betrugen, bis 1797 den Betrag von 9—10 Mill. erreicht hatten. Bei dieſem Anlaß wurde die Wichtigkeit dieſes Circulationsmittels für den Handel und den Credit von England genau geprüft und allgemein anerkannt. Bald darauf erregte im J. 1797 ein ernſthafter Aufſtand der Seeleute auf den Flotten von Portsmouth, Plymouth und in der Nore viel Unruhe. Man ſtillte ihn jedoch durch Solderhöhung und Beſtrafung der Schuldigen, namentlich durch des Anſtifters Parker Hinrichtung. Pitt klagte bei dieſem Anlaß laut, daß man abſichtlich und planmäßig allgemeine Unzufriedenheit aufrege, wodurch nichts gebeſſert, der Stand der auswärtigen Angelegenheiten aber verſchlimmert würde. Aber auch hier ſollte er an Allem Schuld ſeyn; ja Fox beſchuldigte ihn, daß er Sinecureſtellen für ſich nehme, wovon er das Gegentheil leicht darthun konnte. Denn nie hatte wohl ein Miniſter ſo wie Pitt verſchmäht, ſelbſt erlaubter und üblicher Mittel zu ſeiner Bereicherung ſich zu bedienen. Die bald darauf erneuerten Friedensunterhandlungen mit Frankreich zu Lille waren ebenfalls fruchtlos, da die franzöſiſchen Bevollmächtigten eben ſo ſtolz als anmaßend übertriebene Foderungen machten, und zu gleicher Zeit mit den Rebellen in Irland in geheime Verbindung traten. Der Krieg mußte alſo fortgeſetzt werden; die Nation fühlte die Nothwendigkeit: daher ward die harte Einkommentaxe, eine der kühnſten und glücklichſten Finanzunternehmungen Pitts, mit einer Mehrheit von 196 Stimmen gegen 71, im J. 1798 genehmigt, und zugleich Alles veranſtaltet, um der vom Feinde gedrohten Landung in England den kräftigſten Widerſtand entgegenzuſetzen. Aber auch gegen innere Feinde, die aus falſchem Freiheitseifer den Staat in Gefahr ſetzten, gegen Arthur und Roger O'Connor, Theobald Tone, Horne Tooke, M'Nevin, Lewins u. A., die an der Spitze der vereinigten Irländer mit dem franzöſiſchen Directorium in einen Bund traten, der Hoche's Landung in Irland und einen Krieg mit den irländiſchen Rebellen zur Folge hatte, mußten kräftige Maßregeln genommen werden. Sie hatten Verbindungen und Freunde in London. Trat doch ſelbſt Tierney als Arthur O'Connors Lobredner im Parlamente auf. Derſelbe Redner widerſetzte ſich auch der von Pitt zur ſtärkern Bemannung der Kriegsſchiffe vorgeſchlagenen ſtrengen Matroſenwerbung, nach welcher, wie ſchon im J. 1779 geſchehen war, mehrere perſönliche Befreiungen wegfallen ſollten. In der Hitze der Debatten fragte Pitt ſeinen Gegner, wenn jene Maßregel an ſich nothwendig ſey, die verlangte Mittheilung ihrer Ausführung aber dem Erfolge derſelben im Wege ſtehe, ob dann ſein Widerſpruch einen andern Beweggrund haben könne, als die Abſicht, die Vertheidigung des Vaterlandes zu hindern? Hr. Tierney widerſprach den Vorderſätzen nicht, beſchwerte ſich aber über den perſönlichen Angriff, der in dem Schlußſatze lag, und verlangte, daß der Sprecher Pitt zur Ordnung

verweiſen ſollte. Dieſer aber wich der Erklärung, ob Pitts Ausdruck dem im Parlamente zu beobachtenden Anſtand entgegen ſey oder nicht, dadurch aus, daß er das Haus erſuchte, erſt Pitts Erläuterung über den Sinn ſeines Wortes zu hören. Pitt wiederholte, was er geſagt, und geſtand ein, daß es parlamentswidrig ſey, die Beweggründe der Meinung eines Mitgliedes aufzuſtellen; allein er könne, was er behauptet, weder zurücknehmen, noch mildern. Hierin fehlte Pitt, wie ſchon der Sprecher aus Unentſchloſſenheit gefehlt hatte. Die Folge war eine Ausfoderung, die Tierney an Pitt ſandte, und ein Zweikampf. Ganz London bemerkte mit Mißfallen, daß vier Glieder des Hauſes der Gemeinen, welche ganz vorzüglich das Beiſpiel einer ſtrengen Beobachtung der Geſetze geben ſollten, am nächſtfolgenden 27ſten Mai 1798, an einem Sonntage, den Tag des Herrn auf die gröbſte Weiſe verletzten, indem ſie um 3 Uhr during the time of divine service, während des Gottesdienſtes, eine Handlung vornahmen, die eben ſo ſehr gegen das göttliche als gegen das Landesgeſetz war. Pitt von ſeinem Secundanten Dudley Rider, und Tierney vom General Walpole begleitet, ſchoſſen ſich auf einer Wieſe bei Wimbledon auf Piſtolen, Tierney zuerſt. Er fehlte ſeinen Gegner, worauf dieſer ſein Piſtol in die Luft abſchoß. Die Secundanten erklärten die gegebne Genugthuung für hinreichend. Pitts Freunde aber und A. Wilberforce bedauerten mit Recht, daß der große Mann nicht mit mehr Standhaftigkeit dem Vorurtheil ſich widerſetzt, und ein ſeiner würdiges Beiſpiel von Seelenſtärke gegeben habe; man tadelte zugleich das Unterhaus, wo die Oppoſition ſchon ſeit längerer Zeit ſich nicht geſcheut, die hämiſchſten und bitterſten perſönlichen Angriffe auf die Geſinnungen der Miniſter ſich zu erlauben. Wie konnte alſo einer von ihnen im ähnlichen Falle ſich für beleidigt halten? — Pitt, der durch ſeine Siege ſelbſt ſeine Feinde immer mehr gegen ſich erbitterte, ſchlug jetzt im Januar 1799, um die Quelle des Bürgerkriegs mit Irland und deſſen gefährliche Plane, ſich unter Frankreichs Schutz von England zu trennen, zu zerſtören, dem Parlamente vor, Irland mit Großbritannien zu Einem Staate zu verbinden. Sheridan widerſprach dem Unionsplane am nachdrücklichſten; allein Pitt ſetzte ihn durch mit einer Stimmenmehrheit von 140 gegen 15. In Irland war Grattan der heftigſte Gegner deſſelben. Mit wilder Beredſamkeit donnerte er gegen den Urheber: „er weihe den brittiſchen Miniſter der Unſterblichkeit ewiger Schande,“ und ſprach dieſen ſonderbaren Fluch auch über das irländiſche Parlament aus, im Fall es nachgäbe. Als nun daſſelbe die Union annahm, jedoch gewiſſe Bedingungen in Anſehung des Handels hinzufügte, ſo vertheidigte Pitt dieſe Punkte gegen Grey und andre Mitglieder der brittiſchen Oppoſition, „weil ſie auf den liberalen Grundſätzen gegenſeitiger Annäherung und Vortheile beruhten.“ Die erſte Verſammlung des imperial Parliament of the United Kingdom of Great-Britain and Ireland (wie der Staat nunmehr hieß) ward mit dem neuen Jahrhunderte im J. 1801, den 2. Februar eröffnet. So ward das große Werk der Union durch Pitts Klugheit, Beharrlichkeit und Mäßigung den 2ten Juli 1799 vollendet, und Lord Bacons Wort erfüllt: „England, Schottland und Irland zu einem Staate verbunden, würden ein Kleeblatt ſeyn, wie es kein König in ſeiner Krone trage.“ Jetzt erwartete den Miniſter ein neuer Angriff im Parlamente. Bonaparte hatte am Ende des J. 1799 u. 1800 friedliche Eröffnungen an England gemacht, die von des Königs Miniſtern zurückgewieſen worden waren. Die Oppoſition, beſonders Erskine, klagte ſie daher an als die Urheber und Beförderer des Kriegs.

Nun erfolgte eine wichtige ſtaatsrechtliche Unterſuchung über die Gründe des Kriegs, in wie fern England oder Frankreich ihn verſchuldet, und warum erſteres die Vorſchläge der letztern Macht verwerfen müſſe. Die ſtrengſte Neutralität Englands vor dem Kriege ward als erwieſen anerkannt; Frankreich trage allein die Schuld deſſelben, und jetzt wolle es Alles, was die Republik im Kriege erobert, als unzertrennlich anſehn, ſo daß davon bei den Unterhandlungen gar nicht die Rede ſeyn könne. Pitt ſetzte mit aller Kraft, die ihm zu Gebote ſtand, und mit der größten Klarheit die Grundſätze der franzöſiſchen Revolutionspolitik auseinander. „Die Unſicherheit der franzöſiſchen Regierung ſey eine Urſache mehr geweſen, warum das brittiſche Cabinet die Anträge des erſten Conſuls abgewieſen.“ Er bezog ſich dabei auf Boulay de la Meurthe's merkwürdige Rede, der ſelbſt die Verbrechen und die Treuloſigkeit der bisherigen Gewalthaber in Frankreich geſchildert, wie ſie keinen Vertrag erfüllt, und wie das Directorium eigenmächtig, ohne den geſetzgebenden Rath, Alles entſchieden und Alles verwirrt habe; und der deſſen ungeachtet behaupte, „die Revolution vom 18ten Brumaire ſey durch moraliſche und conſtitutionelle Mittel längſt vorbereitet worden!“ — Ueberhaupt konnte die geſchminkte Logik der franzöſiſchen Staatsredner wohl nirgends mehr in ihrer frechen Blöße erkannt und verachtet werden, als in England, wo gründliches Denken Charakterzug der Nation iſt. Pitt entwarf damals in treuen Zügen den innern Zuſtand der franzöſiſchen Republik; auch zergliederte er die Diplomatik des erſten Conſuls. „Wie wenig es ihm Ernſt ſeyn könne um einen allgemeinen Frieden, den England zugleich mit ſeinen Verbündeten abzuſchließen ſich geneigt erklärt, da er nun ein zweites Mal auf einen Separatfrieden mit Großbritannien angetragen. Wiſſe das Haus nicht, daß Napoleon Bonaparte nur darum den Separatvertrag mit Oeſterreich zu Campo Formio abzuſchließen geeilt, um ſich an die Spitze der Armee von England zu ſtellen, und an den Ufern der Themſe das Geſetz des Friedens vorzuſchreiben; und doch habe man jenen Tractat dem Hauſe als einen Beweis der friedlichen Geſinnungen des feindlichen Generals vorzuſtellen gewagt. Ob ſie denn Berthiers und Monge's Wort, das ſie vor dem Directorium ausgeſprochen, vergeſſen hätten, jenes Wort: das Königreich Großbritannien und die franzöſiſche Republik können nicht neben einander beſtehn.“ Pitt ging hierauf das politiſche Betragen des erſten Conſuls ſeit ſeinem Erſcheinen auf der Bühne der Politik und des Kriegs bis jetzt durch. „Habe er nicht der Conſtitution vom dritten Jahre, welche er unter Barras durch ſein Schwert gegründet, zwei Mal wenigſtens Treue geſchworen, und ſie dennoch jetzt ſelbſt umgeſtoßen?“ Er ſchloß endlich, daß der Mann, der ſo als Bürger gegen ſein Vaterland, ſo als Feldherr und Staatsmann in Italien, Deutſchland, Holland und in der Schweiz gehandelt, keine Sicherheit für die Beobachtung der Tractaten darbiete. Indeß wurde auch Englands Zuſtand immer beunruhigender. Die Getraidetheurung veranlaßte tumultuariſche Auftritte. Für den Miniſter, der anfangs Frankreich hatte aushungern wollen, wahrlich ein bittrer Vorwurf! Doch Pitt ſchlug Prämien auf die Korneinfuhr vor, und dieſes Uebel wurde bald entfernt. Er ſuchte hierauf die Emancipation der irländiſchen Catholiken, ob er gleich dieſe gewöhnliche Bezeichnung der großen Streitfrage nicht billigte, durch Aufhebung der alten Teſtacte und die Einführung eines neuen Teſtgeſetzes zu befördern, ob er ſelbſt gleich der anglicaniſchen Kirche aufrichtig und eifrig ergeben war; allein der König beharrte dabei, daß ſein Gewiſſen ihm nicht erlaube, von der be-

ſchwornen Verfaſſung der engliſchen Kirche abzuweichen, und verwarf die Vorſchläge ſeiner Miniſter. Dieſe glaubten, unter dieſen Umſtänden ihren Stellen ſchicklich entſagen zu müſſen; doch erklärte ſich Pitt bis zur Zuſammenſetzung des neuen Miniſteriums auf ſeinem Poſten zu bleiben, und für die Wege und Mittel zu den Ausgaben des laufenden Jahrs Sorge zu tragen. Auch hatte er gegen die Abſicht der nordiſchen bewaffneten Neutralität erklärt, daß England ſeinen Seerechten um ſo weniger entſagen könne, da jene Convention der nordiſchen Mächte ihren mit England beſtehenden Verträgen nicht angemeſſen wäre. Bei der Stellung Frankreichs gegen England war es natürlich, daß letzteres ſein Gegengewicht auf dem Meere nicht aufgeben wollte. Jetzt legte Pitt am Schluſſe ſeines faſt achtzehnjährigen Miniſteriums das Budget vom J. 1801 vor. Er geſtand, daß der Ertrag der Einkommentaxe ſeiner Erwartung nicht entſprochen, indem ſie ſtatt auf 10 Millionen nur zu 6 Millionen zu berechnen ſey; doch ſchlug er ihre Beibehaltung vor. Sie iſt ſeitdem jährlich im Ertrage geſtiegen, und wurde ein Jahr nach Pitts Tode auf mehr als 11 Mill. Pf. St. berechnet. So ward auch hierin Pitts Plan gerechtfertigt. Uebrigens ergab ſich aus den Angaben der Staatseinkünfte, daß die Hülfsquellen des Staats ſich vermehrt hatten, und daß die gewöhnlichen Einkünfte geſtiegen waren. Im Beſitze der Stimmenmehrheit des Hauſes bis zum letzten Augenblicke ſeiner Verwaltung legte er ſie den 14ten März 1801 nieder, wo Addington als erſter Lord und Kanzler der Schatzkammer an ſeine Stelle trat. Das neue Miniſterium war, zum großen Verdruſſe der Oppoſition, von Freunden des pittiſchen Syſtems und zum Theil von Männern, die ſich in Pitts Schule gebildet hatten, zuſammengeſetzt. Pitt verſprach Addingtons Verwaltung zu unterſtützen. Grey trat indeß, um die Volksgunſt deſſelben zu erſchüttern, mit dem ſchon mehrmals von ihm vergebens gemachten Antrage auf, den Zuſtand der Nation zu unterſuchen. Er fand in Pitts bisheriger Verwaltung Alles verdammungswürdig, und klagte Pitt und ſeine Collegen als die Urſache des Unglücks von Europa an. Ihn unterſtützte Whitbread. Dundas ſtellte ihren Beſchuldigungen die Siege der brittiſchen Waffen entgegen, von der Eroberung Tabago's im J. 1793 an bis zur Einnahme von Malta im J. 1800; „483 Kriegsſchiffe ſeyen von den Britten in dieſem Zeitraume genommen worden, darunter 78 von der Linie und 181 Fregatten, ohne 743 franzöſiſche Kauffahrtei- und Caperſchiffe; überhaupt 834, alſo mehr, als in jedem frühern Kriege, ſelbſt unter der berühmten, aber mit weniger Schwierigkeit und Gefahr verbundenen Adminiſtration des Grafen Chatam.“ — Pitt ſelbſt rechtfertigte ſeinen freiwilligen Austritt aus dem Miniſterium durch die unüberſteiglichen Hinderniſſe, welche ſeiner Ueberzeugung in Anſehung der Entſcheidung der Streitfrage wegen der Catholiken im Wege geſtanden hätten. Indeß darf man wohl annehmen, daß ein Hauptgrund ſeines Entſchluſſes die Verſchiedenheit ſeiner Anſicht von den Friedensbedingungen mit Frankreich war, worüber ſeine Collegen anders als er dachten. In jedem Falle that er jenen Schritt nur deßhalb, weil er ſeine Ueberzeugung in mehrern zu faſſenden wichtigen Staatsbeſchlüſſen weder aufgeben, noch geltend machen konnte. Er vertheidigte den Präliminarfrieden mit Frankreich vom 1. October 1801, in ſeiner Rede am 8. November „ob er wohl geglaubt, daß auf beſſere Bedingungen hätte beſtanden werden ſollen, ſo habe er doch dieſelben der Fortſetzung eines ſo verhängnißvollen Kriegs vorgezogen, weil die franzöſiſche Regierung Feſtigkeit, England aber ſeinen Zweck, Si-

cherheit gegen Revolutionsgeiſt und Jacobinismus, erlangt habe.“ — Doch bekannte er, wie ſehr es ihn ſchmerze, die alte Monarchie in Frankreich nicht wieder hergeſtellt zu ſehn, weil die Anſtrengungen der übrigen Mächte Europa's den brittiſchen nicht gleich gekommen wären. Fox billigte den Frieden aus ganz andern Gründen. Er hielt den Krieg auf Frankreichs Seite für gerecht, heilig und unvermeidlich; daher ſcheute er ſich auch nicht in einer Verſammlung ſeiner Freunde unumwunden zu erklären: „er billige den Frieden, weil er für Frankreich ehrenvoll und glorreich ſey.“ Pitts Freund, Windham, nannte ihn dagegen einen drohenden Waffenſtillſtand, der ohne Noth eingegangen und unweiſe abgeſchloſſen, dem Vaterlande nur Verderben bringe. — Pitt behauptete auch jetzt im Parlamente den Charakter des unabhängigen Mannes, welcher ſeinem Gewiſſen und ſeiner beſten Ueberzeugung allein folgt. Er ſtand weder auf der Seite der Miniſter, noch auf der Seite der Oppoſition. Ueberall galt ihm Alles nur die Sache, das Beſte des Vaterlandes, nicht der Vortheil, noch das Anſehn der Perſonen. Er fragte nicht, wer einen Vorſchlag mache, ſondern was er bezwecke. Deſſen ungeachtet dauerten die Angriffe der Oppoſition auf ſein Syſtem mit gleicher Heftigkeit fort. Im April 1802 klagte Whitbread Pitts Finanzverwaltung der Untauglichkeit an, und Sir Francis Burdett ſchlug in einer langen Philippica, welche alle bisher ſo oft vergebens wiederholten Vorwürfe, die man ſeit zwölf Jahren Pitt gemacht, erneuerte, einen Unterſuchungsausſchuß gegen den geweſenen Miniſter vor. Lord Temple und Mr. Archdal übernahmen ſeine Vertheidigung, ohne daß Pitt ſelbſt für ſich ſprechen durfte, und der Antrag wurde von 246 Stimmen gegen 39 verworfen. Gleichwohl wagte Mr. John Nicholls einen ähnlichen Verſuch den 7ten Mai. Er foderte das Haus auf, dem Könige zu danken, daß er Pitt aus ſeinem Staatsrathe entfernt habe. Dieſe Behauptung war nicht einmal richtig, da Pitt freiwillig zurückgetreten war; der ganze Vorſchlag bewirkte alſo nur das Gegentheil. Das Haus beſchloß auf Lord Belgrave's Antrag, ſo heftig auch Grey, Erskine und Fox in langen Reden widerſprachen, Sr. Maj. zu bezeugen, daß das Haus dafürhalte: „durch die Weisheit, Kraft und Feſtigkeit, welche Sr. Maj. Staatsrath in dem letzten gefahrvollen Kampfe bewieſen, unterſtützt durch die außerordentliche Tapferkeit der Flotten und Heere, wie durch den hochherzigen, kraftvollen Geiſt der Nation, ſey die Ehre des Vaterlandes aufrecht erhalten, ſeine Macht enger verbunden und befeſtigt, ſein Credit und Handel behauptet und erweitert, und die unſchätzbare Verfaſſung deſſelben gerettet worden gegen alle Angriffe von äußern und innern Feinden.“ Nichts kann für das Urtheil der Nachwelt lehrreicher ſeyn, als ſolch ein Kampf der öffentlichen Meinung in einem freien Volke, ob das Verdienſt eines vom Schauplatze ſeiner Macht abgetretenen großen Mannes die Bürgerkrone verdiene oder nicht? Die Annalen der brittiſchen Nation erhalten dadurch eine hiſtoriſche Würde und eine große Bedeutung für jeden, der die ſittlich erhabenen Züge des bürgerlichen Lebens aus einem idealen Standpunkte zu betrachten in der Geſchichte der alten Welt gelernt hat. Wir mußten dieſe Züge ausheben aus dem für gewöhnliche Zuhörer ſo langweiligen Wortkampfe der brittiſchen Staatsredner, um den Geiſt, der den brittiſchen Staat belebt, kenntlich zu machen, und die wahre Phyſiognomie der Parlamentsverhandlungen zu bezeichnen, in denen mancher Continentale, der im Staate nur ein todtes Uhrwerk ſieht, nichts als Parteienzank zu vernehmen glaubt. Unter den Rednern, die für des jungen Belgrave's Vorſchlag ſprachen,

waren Mildmay, Wilberforce, Thornthon und Sir Robert Peel als Männer bekannt, denen die Wahrheit über Alles ging. Der letztere insbeſondere, ein einſichtsvoller reicher und unabhängiger Kaufmann, legte ein lautes Zeugniß ab für die — unrivalled — überlegene Kenntniß, welche Pitt in den Handelsangelegenheiten des Landes gezeigt habe. „Seine Uneigennützigkeit,“ ſetzte er hinzu, „iſt eben ſo offenkundig, als ſeine Einſicht; er iſt der Wohlthäter unſeres Vaterlandes geweſen, er hat keines Mitbürgers Intereſſe vernachläſſigt, außer ſein eigenes.“ „Man ſagt zwar, wenn er ſich nicht ſelbſt bereicherte, ſo habe er doch ſeinen Einfluß durch Vertheilung von Jahrgeldern und Aemtern an Andere, ſich geſichert; allein er bedurfte ſolcher Künſte nicht; rechtliche Mittel ſtanden ihm zu Gebote; drei Theile dieſes Hauſes, unfähig der Beſtechung, waren ſeine Freunde.“ Der Redner hielt dafür: „das Haus ſolle Herrn Pitt ein vollgültigeres Zeichen ſeiner Dankbarkeit beſtimmen; und es würde der Nation ein bleibender Vorwurf ſeyn, wenn ſie zugäbe, daß ein ſolcher Mann in drückende Armuth ſich zurückzöge. Er, ſeines Theils, ſchätze ſich glücklich, wenn er dagegen mitwirken könne, nicht aus perſönlichen Beweggründen, denn er habe nicht die Ehre mit dem hochgeehrten Manne bekannt zu ſeyn, ſondern um der großen Dienſte willen, die er dem Vaterlande erzeigt.“ — Lord Belgrave's Vorſchlag ward alſo von drei Viertheilen des Hauſes angenommen; und Mildmay's Antrag dem Herrn Pitt ausdrücklich und beſonders den Dank des Hauſes zu bezeugen, von 211 Stimmen gegen 52 genehmigt. Die Angriffe ſeiner Feinde wurden für ihn jetzt eben ſo viele Triumphe. Eine zahlreiche Verſammlung ſeiner Freunde und vieler ausgezeichneten Männer feierte Pitts Geburtstag den 28ſten May in Merchant-Taylors Hall mit echt brittiſcher Volksfreude. Dieſe Vorliebe altengländiſcher Herzen für Pitt, und die Vergleichung, welche man zwiſchen ihm und Addington anzuſtellen oft Veranlaſſung fand, beſtimmten ihn aufs neue die Leitung des Staats zu übernehmen, als ein Jahr nach dem Frieden von Amiens, Frankreichs und des erſten Conſuls Anmaßungen den Ausbruch eines zweiten Krieges unvermeidlich machten. Pitt ſelbſt ſprach für die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit deſſelben im Parlamente den 20. Mai 1803, und ſchlug die kräftigſten Maßregeln zur Führung deſſelben vor. Seine Rathſchläge wurden von den Miniſtern nicht beachtet; gleichwohl widerſetzte er ſich dem Antrage, den öffentlichen Tadel der Miniſter auszuſprechen, ob er gleich das Verfahren derſelben nicht ganz billigen mochte. Beide Theile waren deßhalb mit ihm unzufrieden; allein Pitt folgte ſeiner Ueberzeugung, und widerſprach nur aus Gründen den Miniſtern, ohne darum ihrem Anſehn entgegenzuarbeiten, vielmehr unterſtützte er ſie öffentlich und im Vertrauen mit ſeinem Rathe, aus Eifer für das gemeine Wohl, ohne Rückſicht auf ſeine Perſönlichkeit. Mit gleicher Unbefangenheit ſprach er für Fox's Vorſchläge, wenn ſie ihm zweckdienlich ſchienen; beſonders machte er die Miniſter auf einen zweckmäßigern Gebrauch der freiwilligen Bewaffnung aufmerkſam. Indeß ward eine Veränderung des Miniſteriums immer dringender gefühlt. Pitt ſtimmte für Spencers, Grenville's und Windhams Aufnahme, womit Addington aber nicht einverſtanden war. Nun trug ihm der König auf, das neue Miniſterium zu bilden. Vergebens ſuchte er den König zu bewegen, daß er Fox's Eintritt in daſſelbe genehmige. Dieſer war dem König perſönlich zuwider. Pitt ſetzte daher nach des Königs Verlangen am 12ten Mai 1804 das Miniſterium ſo zuſammen, daß er weder Fox's noch Grenville's Freunde darin aufnahm. Pitt ſelbſt trat jetzt zum zweiten Male als erſter Lord und Kanzler der

Schatzkammer an die Spitze der Verwaltung. Die Lage des Ganzen konnte ihm nicht viel Muth einflößen. Die Armee und beſonders die Marine befand ſich nicht in dem Zuſtand von Macht, welchen die Hülfsquellen des Reichs geſtatteten, und die Größe des Kampfes erfoderte. Sein Vorſchlag aber, ein Ergänzungsheer auszuheben, zu welchem jede Gemeinde eine verhältnißmäßige Mannſchaft ſtellen ſollte, ging nur mit einer geringen Stimmenmehrheit durch, da die addingtoniſche wie die grenville'ſche Partei auf der Seite der Oppoſition waren. Sheridan machte es daher dem Miniſter zur Pflicht, ſeine Gewalt, wie Addington im ähnlichen Falle gethan, niederzulegen, was aber Pitt ſehr beſtimmt von ſich wies. „Fände dieſe Maßregel zur Vertheidigung des Vaterlandes den Beifall des Hauſes nicht, ſo würde er eine andere, dann eine dritte und ſo fort vorſchlagen, bis er alle verworfen, ſich ſelbſt aber außer Stand ſähe, ſeinem Vaterlande zu dienen.“ — Er gründete jetzt die neue Verbindung mit dem petersburger Cabinet, nöthigte hierauf Spanien, das durch den ildefonſer Vertrag von Frankreich ſich abhängig gemacht hatte, zu einer beſtimmten Erklärung, indem er die mit den amerikaniſchen Schätzen beladenen ſpaniſchen Schiffe in Beſchlag zu nehmen befahl; eine Maßregel, die nur durch die vorhergegangene feindſelige Stellung Spaniens ſich rechtfertigen ließ. Das blutige Gefecht am 5ten October 1804 zog von Seiten Spaniens die Kriegserklärung gegen England nach ſich (d. 24ſten Januar 1805). Pitt mußte dieſes entſchloſſene und gewaltſame Verfahren gegen Spanien, das freilich von dem gutmüthig ſchwankenden Verhalten Addingtons ſich ſehr unterſchied, gegen Grey's Angriff im Parlamente vertheidigen; eine in der Geſchichte des practiſchen Völkerrechts merkwürdige Erörterung. Man darf hinzufügen, daß Frankreichs gewaltſam raſches Vordringen in Europa den brittiſchen Miniſtern nicht Zeit ließ zu langmüthigen Unterhandlungen mit Frankreichs Bundesgenoſſen. Auch hatte Pitt beim Abſtimmen hierüber eine Mehrheit von 313 gegen 106 Stimmen für ſich. Eine lebhafte und tief eindringende Parlamentsverhandlung ward jetzt durch eine Bittſchrift der irländiſchen Catholiken herbeigeführt. Bei dem Charakter des Königs war keine günſtige Entſcheidung der Emancipationsfrage zu erwarten; Pitt widerſetzte ſich daher dieſem ganz unzeitigen Geſuche, das nur den Gang der Adminiſtration ſtören und aufhalten konnte. Seine Gründe machten um ſo tiefern Eindruck auf das Haus, da er anzeigte, daß die römiſchen Prieſter ihren Einfluß anwendeten, um einen Aufruhr in Irland zu erregen, und daß überhaupt die öffentliche Stimme der Nation den Foderungen der Catholiken entgegen ſey. Sir George Hill nannte die ganze Petition einen bloßen Parteirank, a mere party trick. Sie ward endlich von 336 Stimmen gegen 124 verworfen. Indeß gelang es der Oppoſition, Pitt auf der empfindlichſten Seite ſehr wehe zu thun, indem ſie ſeinen vertrauten Freund, Lord Melville, den erſten Lord der Admiralität, in ein Impeachment verwickelte. Er hatte die Whigpartei gegen ſich aufgebracht, als er die ſtrafbare Unthätigkeit in der Verwaltung des Seeweſens unter des Grafen St. Vincent Leitung nachwies. Graf Darnley verlangte deßhalb im Oberhauſe eine förmliche Unterſuchung jenes Verwaltungszweiges, indem er den Grafen St. Vincent zu rechtfertigen ſuchte, ſein bisher einziges, auch von keinem ſeiner Nachfolger nachgeahmtes Verfahren gut hieß, und alle demſelben gemachten Beſchuldigungen auf Lord Melville zurückwälzte. Zugleich machte die aus Freunden des Lords St. Vincent zuſammengeſetzte Commiſſion des Seeweſens in ihrem Berichte über das Schatzamt der Marine eine Anzeige, welche

eine Unterſuchung gegen Lord Melville im Unterhauſe und darauf ein Impeachment, weil er als Schatzmeiſter der Marine Veruntreuungen ſich habe zu Schulden kommen laſſen, gegen ihn zur Folge hatte. Es war auffallend, wie weit die Leidenſchaftlichkeit das Haus der Gemeinen führte. Es fand nämlich auf Whitbreads Antrag nach der Mehrheit einer einzigen Stimme den Lord Melville großer Fehlgriffe in ſeiner Amtsführung ſchuldig, und doch ward dieſer nachher von dem höchſten Gerichtshofe des Staats von jeder Beſchuldigung frei geſprochen! Der Angeklagte ſollte nämlich Summen, die er als Marineſchatzmeiſter aus der Bank von England bezog, in derſelben für ſeine Privatrechnung angelegt haben. Eine einzige Stimme entſchied die Begründung einer ſchweren Staatsanklage gegen einen Miniſter, und doch war Lord Melville nicht einmal mit ſeiner Vertheidigung im Unterhauſe gehört worden! War dies hart, und ging das Parlament zu weit; ſo war es doch ein großer Beweis von der Strenge der Aufſicht, welche in England die öffentliche Meinung über die höchſten Staatsbeamten ausübt. Man kann hieraus auf das unantaſtbare Betragen Pitts ſchließen, da ſeine Gegner nicht einmal den Schein eines Verdachts auf ihn bringen konnten. Pitt betrug ſich auch bei dieſer Gelegenheit männlich und feſt. Hätte das Haus ſeinen Rath befolgt, und einem geheimen Ausſchuß die Unterſuchung jener Anzeige, die den Grund von Melville's Anklage enthielt, übertragen, ſo würde der Beſchuldigte ſich haben vertheidigen können; allein die Abſtimmung über Pitts Antrag war für und wider gleich, und des Sprechers Stimme entſchied in ſolchem Falle, nach einem merkwürdigen Herkommen, gegen den Miniſter *). Pitt achtete die auf ſolche Art erklärte Geſinnung des Hauſes ſo ſehr, daß er ſelbſt dem König rieth, den Lord Melville, welcher bereits ſein Amt als erſter Lord der Schatzkammer niedergelegt hatte, aus der Liſte ſeiner geheimen Räthe auszuſtreichen. Dies war ſchicklich und recht; ein des Impeachment von der Nation ſchuldig befundener Staatsmann konnte nicht im geheimen Rathe des Monarchen ſitzen. Pitt ſelbſt beſtand jetzt auf der Form eines Impeachment, um die Sache zu unterſuchen. Dies war die letzte Debatte, an der er Theil nahm, (d. 25ſten Juni 1805). Leider erlebte er die völlige Freiſprechung ſeines Freundes nicht; ſonſt würde er eben ſo männlich für ſeine ehrenvolle Wiederherſtellung gewirkt haben. Bei dieſer Gelegenheit ſtimmte die addingtonſche Partei gegen Pitt, und das Perſönliche, was dabei im Spiele war, zeigt Pitts Charakter in ſeinem reineren Lichte, ſo daß wir es anführen müſſen. Addington, oder Viscount Sidmouth war Lord-Präſident des Staatsraths, an des Herzogs von Portland Stelle, geworden. Da nun Lord Melville ſeine Stelle als erſter Lord der Admiralität aufgegeben hatte, ſo empfahl Lord Sidmouth ſeinen Freund Lord Buckinghamſhire, dem Miniſter Pitt zu jenem Poſten; allein Pitt antwortete, daß er bereits einen Mann von Erfahrung und Kenntniß (wie ſie der von Sidmouth empfohlene Lord nicht im erfoderlichen Grade beſaß) für dieſe Stelle beſtimmt habe. Dies nahm S. Herrlichkeit, Lord Sidmouth, übel, und ſandte ſogleich ſein und Lord Buckinghamſhire's Entlaſſungsgeſuch

*) Gifford macht bei dieſer Gelegenheit die gegründete Bemerkung, daß ſo achtungswerth dieſes Herkommen ſey, es doch nicht in einer Criminal- oder Juſtizſache auf die Stimme des Sprechers Einfluß haben ſolle. Wer übrigens noch zweifeln kann, daß in England wahre Freiheit zu finden ſey, der wird ſelbſt in dieſem Acte der Ungerechtigkeit die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit erkennen.

ein, mit der Bitte, es Sr. Majeſtät vorzulegen. Doch bald beſann ſich Lord Sidmouth eines Andern, und in ſehr beſcheidnen Ausdrücken bat er den Miniſter um die Bewilligung, daß er die überreichten Geſuche zurücknehmen dürfe, und daß der Miniſter den Vorfall vergeſſen möchte. Pitt war gutmüthig genug, dies ſogleich zuzugeſtehen; denn Feindſchaft oder Rache waren ſeinem Herzen gleich fremd. Er konnte nicht vorausſetzen, daß Lord Sidmouth nach einem ſolchen Vorfalle aufrichtig mit ihm zuſammenwirken werde. Auch ſuchte dieſer nur einen populären Vorwand, um ſeine Entlaſſung ſchicklich zu fodern. Und dieſen Vorwand bot ihm der melville'ſche Prozeß dar, wo er gegen Pitt ſtimmte, und bald darauf, am 10ten Juli, den Miniſtern ſelbſt ganz unerwartet, um ſeine und Lord Buckinghamſhire's Entlaſſung anhielt. Von dieſer Zeit an konnte Pitt wegen Kränklichkeit an den Parlamentsverhandlungen keinen Theil nehmen. Der Gang der auswärtigen Angelegenheiten bekümmerte ſein ſo vielfach bewegtes Gemüth immer mehr und mehr. Die Triple- und Quadrupleallianz mit Rußland den 11ten April 1805 und hierauf mit Oeſterreich und Schweden war ein Meiſterwerk ſeiner Politik. Es lag nicht an Pitt, daß Mack ſich täuſchen ließ, daß die Ruſſen zu ſpät kamen, und daß Franz II. aus Unmuth den Separatfrieden ſo zeitig abſchloß. Pitt hatte den Plan entworfen, das Gleichgewicht von Europa aufs neue feſtzuſtellen; und es iſt eben ſo merkwürdig, als wenig bekannt, daß die Hauptbeſchlüſſe des wiener Congreſſes im J. 1815 nur die Ausführung der Ideen ſind, welche Pitt im J. 1805 in einer Note an den kaiſerlich ruſſiſchen Botſchafter vom 19ten Januar 1805 entwickelte, und auf welche Lord Caſtlereagh im Parlamente am 25ſten Mai 1815 zur Rechtfertigung der Congreßbeſchlüſſe ſich bezog. Pitt wollte nämlich die Franzoſen aus Hannover und dem nördlichen Deutſchland vertreiben, die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands wiederherſtellen, den König von Sardinien auf ſeinen Thron und in ſein Land wieder einſetzen, und die Franzoſen aus Neapel und ganz Italien entfernen. In Anſehung Hannovers hatte er jedoch ſchon 1786 den Satz aufgeſtellt, daß die brittiſche Regierung ſo unabhängig als möglich von der Politik des hannöriſchen Cabinets ſich erhalten müſſe. Fox war indeß der entgegengeſetzten Meinung. Jetzt ſchlug der ſchimpfliche preßburger Friede Pitts letzte Hoffnungen nieder. Kurz zuvor hatte er Lord Harrowby nach Berlin geſandt, um den König von Preußen zum Beitritt zu dem allgemeinen Bunde gegen den franzöſiſchen Kaiſer zu bewegen. Nur zur See gelang es brittiſchen Waffen, überall obzuſiegen. Nelſon beſiegelte den Sieg von Trafalgar mit ſeinem Leben; die ſpaniſche und die franzöſiſche Seemacht waren vernichtet. In Oſtindien hatte Lord Wellesley das brittiſche Reich durch eine kühne und weiſe, mit Siegen gekrönte Politik binnen ſiebenjähriger Verwaltung dauerhaft befeſtigt und erweitert. Doch dieſe Triumphe vermochten nicht Pitts Lebensflamme anzufachen. Er litt ſchon ſeit vier Jahren an Magenſchwäche, und an Mangel an Verdauung; hieraus entſtand ein fortwährendes Uebelbefinden und eine Aengſtlichkeit, welche das Uebel nur vermehrte. Man rieth ihm daher, im Herbſt 1805 nach Bath zu gehn, deſſen Heilquellen ihm früher ſchon gute Dienſte geleiſtet hatten. Er ging im December nach Bath, wo er aber bei gänzlichem Mangel an Eßluſt Anfälle von Gicht bekam. Er verließ daher Bath, und ging nach London zurück. Die Aerzte fanden nur Schwäche in ſeiner Krankheit, und glaubten, er könne durch Ruhe in wenig Wochen wieder hergeſtellt werden. Dieſe ward ihm aber nicht zu Theil. Lord Caſtlereagh und Lord Hawkesbury erhielten von

den Aerzten die Erlaubniß, ihn zu ſprechen. Man unterhielt ſich von Staatsſachen, und wahrſcheinlich von der Auflöſung der Allianz in Folge des Friedens von Preßburg. Dieſe Unterredung griff Pitt ſehr an, und von dem Tage an, den 13ten Januar, ſchwanden ſeine Kräfte immer mehr. Der Biſchof von Lincoln, ſein ehemaliger Lehrer zu Cambridge, verließ ihn nicht, und beſorgte alle Geſchäfte; endlich erklärten die Aerzte den 20ſten Januar ſeine Umſtände für bedenklich, nachdem ſie bis dahin ſchlechterdings verboten hatten, gegen Pitt von Gefahr zu ſprechen. Nun wandte ſich der Biſchof zu Pitt, ſagte ihm die Meinung der Aerzte, und fragte ihn, ob er mit ihm beten und ihm die Sacramente reichen ſollte. Pitt ſah ihn einige Augenblicke ſehr ernſthaft an, wandte ſich darauf, vollkommen gefaßt, zum Arzte und ſprach langſam: wie lange glauben Sie, daß ich noch leben kann? Der Arzt äußerte einige Hoffnung; aber ein unmerkliches Lächeln in Pitts Geſichtszügen verrieth, wie wenig er ſelbſt daran glaube. Er wandte ſich darauf zum Biſchof: „Ich fürchte, daß ich, wie nur zu viel andre Menſchen, das Gebet zu ſehr vernachläſſigt habe, als daß ich hoffen dürfte, daß es auf dem Sterbebette von Wirkung ſeyn ſollte; doch — und mit dieſen Worten erhob er ſich, ſeine Hände mit großer Inbrunſt faltend: „ich begebe mich ganz — das letztere Wort ſprach er mit großem Nachdruck aus — in die Barmherzigkeit Gottes durch das Verdienſt Chriſti!“ Der Biſchof las ihm hierauf Gebete vor, an welchen Pitt mit frommer Demuth Theil nahm. Er wiederholte ausdrücklich, daß er fühle, wie unwürdig er ſey, vor Gott zu erſcheinen; er lehnte jedes Verdienſt von ſich ab, doch ſprach er mit einem ruhigen, vorwurfsfreien Bewußtſeyn. Er bezeugte vor dem Biſchof die Feſtigkeit ſeiner religiöſen Grundſätze, und bekannte, daß es ſtets ſein Wunſch und ſein Beſtreben geweſen, rechtlich zu handeln, und ſeine Pflicht gegen Gott und die Welt zu erfüllen; doch fühle er wohl ſeine Irrthümer und Gebrechen. Er erklärte ſeine Ergebung in den Willen Gottes; er ſterbe im Frieden mit allen Menſchen!“ — Dies alles ſprach er in Gegenwart ſeiner Bedienten. In Anſehung ſeiner Familienangelegenheiten wünſchte er, daß ſeinen Nichten ein Jahrgeld von 1000 bis 1500 Pfund Sterlinge gegeben werde, wenn die Nation glaube, daß man ſeiner langen Dienſtzeit dies bewilligen könne. Auch für Lady Heſter und Mr. Stanhope zeigte er viel Sorgfalt, doch beruhigte ihn die Vorſtellung, daß ſie einen Vater hätten. Da er nicht ſelbſt leſerlich ſchreiben konnte, ſo dictirte er dem Biſchof, wie er es mit ſeinen Papieren gehalten wiſſen wollte, und unterzeichnete die Schrift. Dies alles erſchöpfte ihn ſehr; er litt den folgenden Tag an Bruſtbeklemmung; behielt jedoch ſein Bewußtſeyn bis an ſeinen Tod, der am 23ſten Januar des Morgens nach 4 Uhr, an demſelben Tage, wo er vor 25 Jahren Mitglied des brittiſchen Senats geworden war, ohne Schmerz und Kampf erfolgte. Daß ſein letztes Wort: o mein Vaterland, mein Vaterland! geweſen, wird von Gifford nicht beſtätigt. Am 27ſten Januar beſchloß das Haus der Gemeinen, den König zu erſuchen, die Veranſtaltung zu treffen, daß William Pitt auf öffentliche Koſten beerdigt und daß dieſem vortrefflichen Staatsmann auf Koſten des Hauſes ein Denkmal in der Weſtminſterabtei errichtet werde, mit einer Inſchrift, welche das Gefühl der Nation bei einem ſo großen und unerſetzlichen Verluſt bezeuge. Dieſes feierliche Begräbniß erfolgte am 22. Februar. Pitt liegt in der Weſtminſterabtei begraben. Auch beſchloß das Haus am folgenden 3ten Februar, den König zu bitten, die Summe von 40,000 Pfund Sterlinge auf Rechnung des Hauſes vorzuſchießen,

um davon die Schulden, welche William Pitt hinterlaſſen, und für welche ſein Eigenthum nicht zureiche, zu bezahlen, indem das Haus wünſche, jeden Beweis von Achtung und Ehrfurcht dem Andenken William Pitts zu weihen. Pitt hatte ein Vermögen von 13,000 Pfund Sterlinge gehabt. Ehe er in das öffentliche Leben eintrat, überſtiegen ſeine Ausgaben ſeine Einnahme nicht. Aber die unverhältnißmäßig geringe Beſoldung bei den großen mit ſeiner Lage verbundenen Ausgaben, und der Mangel an Aufmerkſamkeit auf ſeine Privatangelegenheiten, was bei der Verwaltung eines großen Reichs ſehr natürlich war, hatte ihn immer tiefer in Schulden geſtürzt. Die einzige außerordentliche Ausgabe in ſeinem Haushalte betraf die Einrichtungen zu Walmer und Holwood, wo er allein Erholung fand, wenn er auf Stunden von ſeinen Amtsarbeiten ausruhen wollte. Dieſes Vergnügen war eben ſo ſchicklich als edel für einen großen und tugendhaften Mann, der nie zerſtreuenden Gewohnheiten ſich hingab, noch in unerlaubten Genüſſen ausſchweifte. Sein Umgang beſchränkte ſich auf wenige Freunde. Er liebte die Geſellſchaft nicht; doch war er in vertrauten Cirkeln ſehr liebenswürdig, lebhaft und munter. Oeffentlich erſchien er kalt und feierlich. Stets gleichmüthig, gab er ſich weder der Freude, noch dem Schmerze hin. Er wußte ſich zu beherrſchen; aber ſein feuriges Auge ſprach aus, was ſein Inneres bewegte. So lebte Pitt, höchſt einfach in ſeinem Hauſe, wo ſich nichts über ihn ſagen läßt, ganz ſeinem Berufe und dem Staate treu. Bewieſe auch nichts anderes ſeine Größe als Staatsmann, ſo wäre ſchon dies ein gültiger Beweis, daß die Bewunderung ſeiner Nation, ſo lange er wirkte, zwiſchen ihm und Fox ſich theilte, und daß ſein großer Nebenbuhler, dem er auch ſeiner Seits Gerechtigkeit wiederfahren ließ, zuletzt Pitts außerordentliche Eigenſchaften und Verdienſte ſelbſt anerkannte. Klarheit und ſtrenges Denken, ein feſter und gerader Wille, eine nie wankende Treue gegen ſein Vaterland, und die unabhängige Richtung einer raſtloſen Thätigkeit auf ein großes, umfaſſendes, heilbringendes Ziel bezeichnen Pitts öffentlichen Charakter. Sein Verdienſt iſt um ſo größer, je mehr ſich ihm innere und äußere Feinde entgegenſtellten, und je furchtbarer, größer und zahlreicher dieſe Feinde waren. In dieſer Lage war es natürlich, daß, wenn Pitt nicht unterliegen ſollte, die Krone ein ſtets ſteigendes Uebergewicht im Parlamente behaupten mußte. Pitt war nach Walpole (von 1721 bis 1742) der zweite Miniſter, der ſich ſo lange, faſt 20 Jahre, auf ſeinem Poſten durch Behauptung der Majorität erhielt. Unvergeßlich bleibt, was er bewirkte, und was er vorbereitete. Daß er in den Zeiten der Gefahr einer Parlamentsreform ſich widerſetzte, war weiſe. Geſetzt, ſie gelang ohne Umſturz des Ganzen; war man ſicher, daß die Wahl auf Würdige fiel? In der Geſchichte des brittiſchen Handels und der brittiſchen Seemacht iſt ſein Leben der wichtigſte Zeitabſchnitt. Er erſetzte den Verluſt der amerikaniſchen Colonien durch vielfache Erweiterung aller Handelswege. Er knüpfte die Verfaſſung immer feſter an den National- und Staatscredit. Das Anleiheſyſtem ward durch ihn der Cement der Verfaſſung, und zugleich der nothwendige Grund des Fortſchreitens des Nationalwohlſtandes. Nichts iſt einfacher, als ſeine Finanzverwaltung; er brachte zuerſt Klarheit in das Budget, ſo daß jeder das Ganze überſehen und beurtheilen konnte, wodurch er eben ſo viel Zutrauen erweckte, und den Credit des Staats auf eine ungewöhnliche Höhe erhob. Darum gelangen ſeine Entwürfe mit den Handels-Schatzkammerſcheinen, mit dem Tilgungsfonds, mit der Unterbrechung der Geldzahlungen bei der Bank, und mit dem Sy-

ſtem der Kriegstaxen. Selbſt ſeine Feinde, die ihm jedes andre Talent abſprachen, geſtanden ihm den Ruhm zu, Englands größter Finanzminiſter zu ſeyn, und zugleich erkannten ſie mit Hochachtung die uneigennützige Redlichkeit an, und die unwandelbare Unbeſtechlichkeit, mit der er das Vermögen des Staats verwaltet habe. Die Schuldenlaſt, welche der Krieg auf die Nation wälzte, kann ihm kein Vorwurf ſeyn; denn er hatte durch weiſe Beförderung der Nationalökonomie den allgemeinen Wohlſtand ſo ſehr gehoben, daß die Nation die größten Laſten zu ertragen vermögend war, indem er alle Anleihen von dem Handelsüberfluſſe ſeiner Mitbürger verlangte. Aber nicht weniger groß war ſein Verdienſt um den Staat durch die von ihm eingeleitete Controlle für die oſtindiſchen Angelegenheiten und durch die Union Irlands mit Großbrittannien. Als Redner wurde er allgemein bewundert. Er ſprach leicht, gut und ſo gewählt, daß jedes andre Wort die Harmonie oder die Kraft des Ganzen würde geſchwächt haben; klar und gedrängt, doch erſchöpfend, wenn er etwas beweiſen wollte; heftig und raſch, mit glühendem Feuer, wenn er zürnend ſich erhob, um Unrecht zu bekämpfen. Er ſprach dann gewöhnlich aus dem Stegreife, und hier wirkte er durch den Glanz ſeiner Rede eben ſo ſehr auf die Einbildungskraft, als er das Urtheil feſſelte durch die Kraft und Stärke ſeiner Beweiſe. Wie ein Strom riß ſeine Rede die Ueberzeugung mit ſich fort. Einige ſeiner Parlamentsreden ſind von ſeinen Freunden herausgegeben worden, und davon einige unter ſeiner eignen Aufſicht; dieſe letztern haben aber ſämmtlich durch die von ihm gemachten Verbeſſerungen an Kraft und Geiſt verloren, was ſie an Genauigkeit und Schärfe gewannen. Im Umgang mit Andern war dieſer große Mann beſcheiden und einnehmend; er hörte jedes Meinung aufmerkſam an. Niemand war aber auch mehr von ſeinen Freunden geliebt, als er. Sein Leben war ſtreng ſittlich; und ſo wie er größere Tugenden beſaß, ſo waren auch ſeine Fehler kleiner, als es das gewöhnliche Loos der Menſchheit iſt. Die Nachwelt hat ſeinen Namen empfangen von den dankbaren Zeitgenoſſen. Das Denkmal, welches die Nation dem großen Sohne des großen Chatams in der Weſtminſterabtei errichtet hat, ward aufgedeckt im Auguſt 1815. Wenn die Gemeinde aus dem Chor zurückkommt, ſo hat ſie den vollen Anblick deſſelben. Die Statue iſt von weißem Marmor und bekleidet mit dem Gewande des Canzlers der Schatzkammer; ſein rechter Arm iſt ausgeſtreckt, als wenn Pitt in dem Hauſe der Gemeinen redete. Zur Rechten ſteht die Geſchichte mit einem Buche in der Hand, in welches ſie ſeine Verdienſte aufzeichnet und zugleich auf Pitt hinſieht. An dem Fußgeſtelle ſteht folgende Inſchrift: Dieſes Monument iſt errichtet vom Parlament zu Ehren William Pitts, Sohnes von William, Grafen von Chatam, zum Zeugniſſe der Dankbarkeit für die großen Dienſte, die er dem Staate geleiſtet, und des Schmerzes über den unerſetzlichen Verluſt dieſes großen Miniſters. Er ſtarb 1806 im 47ſten Jahre ſeines Alters. K.

Pittoresk, mahleriſch, iſt in Hinſicht des Stoffs alles dasjenige, was ſich für mahleriſche Behandlung eignet. Dies ſind die ſichtbaren Gegenſtände überhaupt, oder eine Menge derſelben, in ſo fern ſie von einer Seite (als Fläche angeſehen) eine Mannichfaltigkeit von Farbentönen für einen Ueberblick entfalten, und durch dieſen Farbenreiz einen Schein von Bewegung und Freiheit empfangen (nicht das Starre, Unbewegliche, Todte für ſich), oder ſich erſt durch Licht und Farbe in höherer Bedeutung zeigen. Leicht iſt dieſer Begriff auf die mahleriſche Darſtellung ſelbſt übergetragen. Erfindung und Anord-

nung ſind mahleriſch, wenn ſie dieſen Bedingungen entſprechen, und man nennt ein Gedicht oder gewiſſe Beſchreibungen pittoresk, welche die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorſtellung mahleriſcher Gegenden und Anſichten, gleichſam zur innern Vergegenwärtigung der farbigen Welt, leicht und angenehm aufregt. Auch Reiſen werden pittoresk genannt, in welchen Beſchreibungen dieſer Art, vorzüglich mit bildlichen Darſtellungen begleitet, enthalten ſind. Das Pittoreske oder vielmehr das Mahleriſche wird dem Poetiſchen und Plaſtiſchen entgegengeſetzt. Man unterſcheidet nämlich die poetiſche Erfindung und Anordnung, welche ſich auf Bedeutung, Charakter und die darſtellende Grundidee eines Gemähldes bezieht, von der mahleriſchen, welche auf obigen Bedingungen beruht. Du Bos nennt eine mahleriſche Compoſition diejenige Anordnung der zu einem Gemählde nothwendigen Gegenſtände, welche mit dem Totaleindrucke deſſelben in Beziehung ſtehen. Eine gute mahleriſche Compoſition iſt eine ſolche, deren Anblick einen der Abſicht des Mahlers (und dem Geiſte ſeiner Kunſt) entſprechenden Eindruck hervorbringt. Das Gemählde muß daher nicht mit Figuren überladen ſeyn, die Gegenſtände müſſen leicht aus der Fläche heraustreten, die Figuren dürfen einander nicht entſtellen, indem ſie ſich wechſelſeitig zur Hälfte oder gewiſſe Theile des Körpers decken, welche der Mahler zufolge ſeines Sujets ſehen laſſen ſollte. Die Gruppen müſſen gut zuſammengeſtellt, das Licht unter ihnen geſchickt vertheilt ſeyn, die Localfarben endlich müſſen, ſtatt ſich einander zu vernichten, ſo angeordnet ſeyn, daß aus Allem eine dem Auge erfreuliche Harmonie hervorgeht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plaſtiſchen entgegengeſetzt, weil die Plaſtik das Bleibende und Ruhende der Geſtalt, die Mahlerei das Freie, und Veränderliche derſelben, was durch Farbe ſich äußert, vorzugsweiſe zum Gegenſtand hat. Daher nennt man tadelnd Bildwerke (Werke der Plaſtik) pittoresk, wenn ſie z. B. Gegenſtände darſtellen, welche nur durch Farbe einen äſthetiſchen Eindruck machen, oder eine freie Bewegung, ein leichtes Schweben der Gegenſtände abzubilden verſuchen, welches mit der Maſſe im Widerſpruch ſteht, in welcher der Bildner arbeitet, kurz wenn ſie aus ihren Gränzen in das Gebiet der Mahlerei hinüberſchweifen. (S. d. Art. Mahlerei.) T.

Pius VI. (Giovanni Angelo), aus der gräflichen Familie Braſchi, ward zu Ceſena (einer Stadt am Fluß Savio in der päpſtlichen Provinz Romagna) am 27ſten December 1717 geboren. Man glaubte, früh ungemeine Anlagen an ihm zu bemerken, die ſein Vater ſelbſt durch Erziehung und Unterricht zu entwickeln und auszubilden bemüht war. Sein ſtiller Ernſt, ſeine Sanftmuth und Freundlichkeit nahmen eben ſo ſehr, wie ſeine durch reges Ehrgefühl erhöhte Wißbegier, für ihn ein, und ſchienen, bei einem zwar lebhaften, doch ſo verſtändigen Knaben ſtrenge Leitung unnöthig zu machen. Aber die Auszeichnung, die ihm zu Theil wurde, mochte vielleicht ſchon in früher Jugend den Keim der Eitelkeit in ihm entfalten, und das Wohlgefallen, das man ihm bewies, einige Selbſtgefälligkeit in ihm nähren. Doch ward er dadurch nur zu größerm Eifer für ſeine Bildung angefeuert. Dreizehn Jahre war er alt geworden, als ſein Geiſt ſchon eine ſolche Reife erlangt hatte, daß er, nach zweckmäßigen Vorbereitungen, zu den ſtrengern Wiſſenſchaften übergehen, und ſich insbeſondre der Rechtskunde widmen konnte. Obwohl zum geiſtlichen Stand beſtimmt, beſchäftigte er ſich ſechs Jahre lang mit jener, die eine ſichre Führerin zu höhern Würden in der römiſchen Kirche war. Schon in ſeinem neunzehnten Jahre

ward er Doctor der Rechte, und konnte nun als ein Meiſter des canoniſchen Rechts gelten. Aber mit der Theologie hatte der künftige Geiſtliche ſich noch wenig beſchäftigt, und was zum Weſen ſeines eigentlichen kirchlichen Berufs gehörte, war bis dahin, nach der Gewohnheit ſeiner Kirche, nur noch Nebenſache geweſen. Nun ſollte er ſeine öffentliche Laufbahn, den reizenden Weg zu Ehren, Würden und Auszeichnungen antreten. Rom, noch der glanzvolle Mittelpunkt der catholiſchen Kirche, war der Ort, wo ein aufſtrebender, dem Kirchendienſt beſtimmter Jüngling ſeine Bildung vollenden, und am raſcheſten zum Ziel kommen konnte. Dorthin eilte Braſchi, wendete ſich aber vorher noch zu ſeinem Oheim, Carl Bandi in Ferrara. Dieſer, der eine gleiche Laufbahn erwählt hatte, und damals Advocat und Auditor des berühmten Cardinalbiſchoffs Ruffo war, konnte dem Jünglinge in ſeinem Plane vor allen förderlich ſeyn, und ihm die beſten Vorſchriften für ſein Verhalten ertheilen. Bandi, ſelbſt ein Mann von Einſicht, Erfahrung, Gewandtheit und Lebensklugheit, mochte fürchten, ſein Neffe könne in ſo frühen Jahren in dem vielgeſtaltigen und verführeriſchen Rom leicht irre geleitet, beſonders aber überſehen werden, wenn er nicht gleich beim erſten öffentlichen Auftreten mit noch glänzendern Vorzügen und höhern Anſprüchen ausgerüſtet erſchiene. Es mochte auch Noth thun, der aufſtrebenden Seele des Jünglings, bevor er auf den größern Schauplatz ſich wagte, mehr Sicherheit und Gewandtheit, und die unverwandte Richtung auf Ein Ziel mitzutheilen, die in jener vielgeſtaltigen römiſchen Welt, dem Zuſammenfluß der mannichfachſten Beſchäftigungen und Genüſſe, und ſo vieler weltfremder Geiſter, nicht ſo leicht zu bewahren iſt. Des Jünglings Eintritt aus der Schule ins öffentlichſte Leben, zumal mit großen Anſprüchen an daſſelbe, mußte von einer gediegneren Weltkenntniß erſt mehr vorbereitet werden, damit der jugendliche Geiſt gleich in Verhältniſſe eintrete, die ihm nicht mehr durchaus neu, die ihm ſchon befreundeter wären, und weder die Wünſche und Neigungen des Herzens, noch vorgefaßte Meinungen, weder Staunen und Bewunderung, noch raſcher Unmuth und Selbſttäuſchung ihn ſeiner Laufbahn entfremde. Zu ſolcher Vorbereitung konnte Braſchi keine günſtigere Gelegenheit finden, als im Hauſe ſeines Oheims Bandi, in der Nähe des feinen Cardinals Ruffo, der mit ſeinen Umgebungen ſelbſt einen kleinen geiſtlichen Hof, ein verjüngtes Bild des päpſtlichen, darſtellte, und ein lebendiges Beiſpiel gab, wie man zu geiſtlichen Ehren und Würden gelangen könne. Darum gefiel es Bandi, ſeinen Neffen bei ſich zu behalten, und eben ſowohl ſeine gelehrten Studien zu leiten, als die doppelte Bildung zum Geiſtlichen und Staatsmann zu befördern. Dabei konnte zugleich in dem vermögenden Cardinal ihm früh ein Beſchützer und Gönner gewonnen, und ſo der ſchutzbedürftige Lebensplan am ſicherſten eingeleitet werden. Aber nicht eine gewöhnliche Hofbildung, und nicht bloß die oberflächliche Einübung zum künftigen Staatsmann ſollte Braſchi in Ferrara erhalten; ein Reichthum mannichfacher und vielſeitiger Kenntniſſe, ein Schatz auszeichnender Gelehrſamkeit, die auch am römiſchen Hofe nicht verſchmäht, ſondern begünſtigt ward, und mehr als irgendwo glänzende Ausſichten eröffnete, ſollte ihn auszeichnen, und es ward von ſeiner und des Oheims Seite nichts verſäumt, eine gründliche Bildung zu vollenden. So zweckmäßig verwendete er fünf Jahre im Hauſe ſeines um ihn ſehr verdienten Oheims zu Ferrara. Was dieſer beabſichtigt, war erreicht. Braſchi, nun ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, leuchtete ſchon durch ſeine Gelehrſamkeit und vielſeitige Bildung her-

vor, und rechtfertigte dadurch auch bei näherer Bekanntſchaft die Gunſt, die ſein gefälliges und einnehmendes Aeußere, der Anſtand mit Anmuth, die ſchon früh ihn auszeichnende Würde ſeiner ganzen Erſcheinung, ihm gewann. Auch Ruffo hatte ſeine Neigung ihm zugewendet und ihn ſeines Schutzes um ſo williger verſichert, als der Jüngling mit ſeinen liebenswürdigen Eigenſchaften auch eine Frömmigkeit verband, die durch andächtige Uebungen und durch einen unbeſcholtenen Wandel ſich bethätigte, und eine Beſcheidenheit, die keine ſeiner, wie es ſchien, nicht gemeinen Anlagen, und keinen ſeiner glänzenden Vorzüge, wohl aber ſeine Selbſtgefälligkeit und ſeine größern Anſprüche verbarg. Damit war er denn ſeinem Ziel um Vieles näher gekommen; der Aufenthalt in Ferrara hatte ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen bereichert, ihn noch mehr zu einem feinen und angenehmen Hof- und Weltmann gemacht, die Gunſt eines mächtigen Beſchützers ihm wirklich gewonnen, und die geiſtliche Laufbahn, für die er ſo ganz geeignet ſchien, eingeleitet. Aber noch immer war die Beſchäftigung mit der eigentlichen Theologie ihm nur Nebenſache geweſen, und ehe er in ſtiller Muße ſich derſelben widmen konnte, trat er ſchon in das öffentlich zerſtreuende Leben ein. — Im Februar des Jahrs 1740 war der Papſt Clemens XII. geſtorben, und im Auguſt Proſper Lambertini unter dem Namen Benedict XIV. auf den päpſtlichen Stuhl erhoben worden. Bald darauf ging Ruffo als Dechant des Cardinalcollegiums nach Rom, und Bandi, den ſeine Amtsverhältniſſe auch dahin führten, brachte nun ſelbſt ſeinen Neffen auf den größern Schauplatz. Braſchi wohnte auch in Rom im Hauſe ſeines Oheims, der für ſeine Bildung und Beförderung fortwährend mit der größten Freundlichkeit ſorgte, und nichts verſäumte, was ihm zur Empfehlung dienen könnte. Benedict XIV., ein gebildeter und gelehrter Mann, zeichnete nur kenntnißreiche Männer aus, und nur ſolche durften Begünſtigung von ihm hoffen. Nun erſt widmete ſich Braſchi den theologiſchen Wiſſenſchaften, mit ſchon reiferem Geiſt, mit Fleiß und Eifer, und darum nicht ohne Erfolg, aber doch unter Verhältniſſen und Zerſtreuungen, die ein tieferes Eindringen und gründliches Forſchen kaum geſtatteten. Günſtiger mußte die Nähe des päpſtlichen Hofes auf ihn einwirken, da eine ungeheuchelte Frömmigkeit, Sittenſtrenge, und überhaupt ein guter Geiſt zu dieſer Zeit dort herrſchten. — Bandi's Ernennung zum Suffragan von Velletri, und ſein bald darauf (1745) erfolgter Abgang von Rom änderten auch Braſchi's Verhältniß und Lage. Jener aber hatte noch ſcheidend ihn ſeinem Beſchützer Ruffo dringend empfohlen, und deſſen Gunſt verſetzte ihn nun in einen größern Wirkungskreis, der ihn zugleich feſter an den päpſtlichen Hof anſchloß. Er ward Auditor der päpſtlichen Kanzlei, und hatte nun die günſtige Gelegenheit, unter den Augen einflußreicher Obern den Schatz ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen zu entfalten, und durch Thätigkeit und Berufseifer ſich bemerkbar zu machen. Aber auch bei den glänzendſten Vorzügen war es in Rom, wo ſo viele ausgezeichnete Männer ſich zuſammenfanden und eifrig nach Rang und Würden ſtrebten, nicht ſo leicht, das erſehnte Ziel zu erreichen, wenn nicht beſondre äußere Begünſtigungen und Empfehlungen dazu kamen. Auch Braſchi blieb acht Jahre lang Auditor, und hatte es nur der vorſorgenden Liebe ſeines Oheims, der indeß Biſchof von Imola geworden, und der Gunſt Ruffo's zu danken, daß er endlich durch eine ausgezeichnete Begünſtigung und ehrenvolle Beförderung ſeinem Ziel ſchnell näher kam. Zwar ſtarb Ruffo 1753, hatte aber vorher noch ſeinen Schützling ſelbſt dem Papſte vorgeſtellt, und ſo große Hoffnungen

von ihm erregt, daß Benedict ihn bald nachher zu ſeinem Geheimſchreiber ernannte. Dies war an ſich ſchon ein ſehr ehrenvoller Poſten, zugleich aber der ſichere Weg zu noch höhern Beförderungen, und er blieb deßhalb auch nicht unbeneidet. Manches geſchah, den Papſt gegen ihn einzunehmen; dieſer aber glaubte zu ſehr, was Ruffo von ihm gerühmt, ſelbſt beſtätigt zu finden, und war in ſeinem Vertrauen zu beſtändig, als daß Braſchi, der Alles aufbot, daſſelbe zu rechtfertigen, ſeine Gunſt verlieren konnte. Benedict war nicht bloß durch ſein einnehmendes Aeußere und gefälliges Betragen für ihn gewonnen, ſondern achtete auch ſeine vielfältigen Kenntniſſe, ſeinen großen Berufseifer, ſeine aufrichtige Frömmigkeit, und überzeugte ſich von ſeiner Brauchbarkeit, die, in ſeinem damaligen Amte, auch durch eine fertige und reinliche Handſchrift erhöht ward. Konnte es auch dem überlegnern Geiſt Benedicts nicht entgehn, daß Braſchi nur mittelmäßige Geiſtesanlagen hatte, ſo empfahlen ihn doch andre achtbare Verdienſte, die Benedict auch mit einem Canonicat an der Peterskirche belohnte. Aber die Ausſicht auf weitere Beförderung ſchien durch Benedicts langgefürchteten Tod (am [illegible] Mai 1758) faſt vernichtet. Clemens XIII., der die Tiare empfing, ſchien auf Braſchi nicht zu achten, und dieſer hatte indeß auch manche Freunde und Gönner verloren. Doch gelang es ihm, die Gunſt des Cardinalkämmerlings zu gewinnen, mit dem er, als Auditor, mehrjährig in enger Verbindung lebte, und der auch die Aufmerkſamkeit des Papſtes auf ihn lenkte. Auch dieſer faßte bald Vertrauen zu dem einſichtsvollen, thätigen, frommen und unbeſcholtenen Mann, und ertheilte ihm die ehrenvollſte und wichtigſte Auszeichnung, da er ihn (1766) zum Generalſchatzmeiſter ernannte. Nicht leicht konnten irgendwo die Verhältniſſe eines ſolchen Amts verwickelter ſeyn, als in Rom, und kaum zu einer andern Zeit ſchwieriger, als eben damals. Ein großer Theil jener Geldquellen, die vormals in den päpſtlichen Schatz ſtrömten, war verſiegt; das vordem ſo reiche Rom hatte ſchon eine drückende Staatsſchuld; bei den mannichfachen Streitigkeiten, in welche Clemens XIII. ſich mit den meiſten europäiſchen Fürſten verwickelte, ward der Mangel an Einkünften immer fühlbarer; Scharen von Jeſuiten, aus Portugal, Spanien, Frankreich und ſelbſt aus italiäniſchen Staaten vertrieben, ſtrömten in den Kirchenſtaat, und des Papſtes lebhafte Theilnahme an ihren Schickſalen, ſeine Milde und Güte wendete auf ihren Unterhalt faſt unerſchwingliche Summen: das Volk barg nicht die Unzufriedenheit mit den öffentlichen Angelegenheiten, und zeigte laut ſeinen Unmuth über drückende Abgaben, unerträgliche Theurung der erſten Lebensbedürfniſſe und die allzuſichtbaren Mängel der Verwaltung. Aber viele dieſer Mängel waren nicht ſo leicht abzuſtellen, manche tief eingewurzelte Uebel gar nicht zu heben; der Aufwand des Hofes, die Staatsausgaben ſchienen zum Theil noch auf jene Zeit berechnet, wo der päpſtliche Schatz aus allen Ländern Europa's Einkünfte bezog, die jetzt nur kärglich, oder gar nicht eingingen. Neue Hülfsquellen wollten nirgends ſich aufthun; in größerer Betriebſamkeit und fleißigerm Anbau des Landes ſich ſolche zu eröffnen, war wenigſtens nicht das Werk weniger Jahre, und die Anſprüche waren dringend. Mancher Unterſchleif und Betrügereien, welche die Staatseinkünfte verminderten, ſchienen mit manchen Verhältniſſen ſo verwachſen, daß der Schatzmeiſter ſie nicht zu heben vermochte. — So war es keine geringe Aufgabe, ein Amt zu verwalten, das Vieles leiſten ſollte, und die Mittel dazu nicht in ſeiner Gewalt hatte, von dem man Erleichterung der Laſten zu er-

ner Zeit erwartete, wo es faſt unabwendbar neue auflegen mußte, um die nächſten Anfoderungen zu befriedigen. Unter ſolchen Umſtänden iſt es immer ein Beweis von Klugheit, Gewandtheit und Berufstreue, wenn Braſchi, obwohl er ſo vielen Uebeln nicht zu ſteuern, den Nothſtand nicht zu heben, und keine weſentliche Verbeſſerung herbeizuführen vermochte, wenigſtens Vertrauen ſich erwarb, und die Ueberzeugung, daß er es ehrlich und redlich meine, ziemlich allgemein verbreitete. Damals ward ſeine Uneigennützigkeit und Rechtſchaffenheit ſo wenig bezweifelt und ſein guter Wille ſo allgemein anerkannt, daß nicht nur der Papſt mit ſeiner Verwaltung zufrieden war, ſondern auch das Mißvergnügen und die ungünſtige Stimmung des Volks einigermaßen ſich verminderte. Aber die Nachwehen einer mehrjährigen Hungersnoth, die kurz vorher geherrſcht hatte, und nicht ſo leicht verwunden war, brachten bald wieder das Schatzmeiſteramt in denſelben böſen Ruf, in dem es ſchon lange beim Volke ſtand. — Braſchi erwarb ſich in dieſem Amte viele Freunde, und ward in demſelben ſchon ein ſo bedeutender Mann, daß er zu größern Anſprüchen und Hoffnungen ſich berechtigt glauben durfte, und wirklich dem Ziel immer näher rückte. Aber die engere Verbindung mit Clemens XIII. und deſſen Hofe, die tiefere Einſicht in die damalige Politik deſſelben, hatte auf ſeine Grundſätze und ſein nachmaliges Verfahren ſehr wichtigen Einfluß. Clemens XIII. wußte durch ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit und einen unbeſcholtenen Wandel ſich perſönlich Achtung, durch Entſchloſſenheit und Beharrlichkeit, unter den ungünſtigſten Verhältniſſen, ſeinem Amt neues Anſehn zu gewinnen, und durch die Unerſchrockenheit und unüberwindliche Standhaftigkeit, mit der er die Rechte des römiſchen Stuhls vertheidigte und geltend machte, zu einer Zeit, wo faſt Niemand mehr ſie in ihrem alten Umfange anerkennen wollte, auch manche zerſtörende Eingriffe abzuwehren. Als ſey er ein unmittelbarer Nachfolger jener frühern Päpſte, die ſich als die unbeſchränkten Herren der ganzen Chriſtenheit betrachten durften, ſchien er nicht zu wiſſen, wie viel die Nachgiebigkeit ſeiner nächſten Vorgänger ſchon verloren gegeben hatte; vergönnte er dem Fortſchritt der Zeit und ihres neuen Geiſtes kaum eine Rückſicht, und furchtlos begann er den Kampf mit den mächtigſten Fürſten, feſt entſchloſſen, keine Gefahr zu ſcheuen, und ſelbſt ſein Leben daran zu ſetzen, um das Papſtthum aufrecht zu erhalten, und, ſelbſt wenn es vergebens ſey, die Unabhängigkeit von weltlicher Gewalt für die römiſche Kirche, unbeweglich zu behaupten. Nichts konnte ihn vermögen, in die Maßregeln zu willigen, die man faſt allenthalben zur Vernichtung des Jeſuiterordens ergriff; während man die Ordensbrüder aus der Nähe der Thronen entfernte, aus mehrern Staaten ſie vertrieb, verſammelte er ſie öffentlich um ſich, und behandelte ſie als die Stützen des Papſtthums, obwohl ſie dies eigentlich ſchon längſt nicht mehr geweſen waren. Die Erhaltung der päpſtlichen Macht galt ihm als gleichbedeutend mit der Erhaltung der Kirche, und die Sache der Kirche nannte er laut die Sache Gottes. In dieſem Sinn wirkte er, brauchte er die Waffen, ſelbſt die längſt veralteten, der geiſtlichen Herrſchaft, Bann und Interdikt, auch gegen Fürſten, und verſuchte ſo durch Erneuung der alten folgerechten päpſtlichen Grundſätze das zu bewahren, was eine, wie es ſchien, zeitgemäße Nachgiebigkeit nicht erhalten konnte. Das war der Mann, unter deſſen Hoheit Braſchi ſeine Staatskunſt feſter begründete, unter deſſen Leitung er ein ſo wichtiges Amt verwaltete, deſſen Schule er treulich benutzte, deſſen Gedächtniß und Vorbild er ſorgſam bewahrte. Und erlangte auch Clemens nicht ſein Ziel, was

unmöglich war, blieb auch ſeine ganze Regierungszeit eine faſt ununterbrochne Reihe von Kränkungen, bittern Erfahrungen, und Mißverhältniſſen, ſo konnte es doch löblich ſcheinen, etwas Großes ſo ſtandhaft gewollt, das Angefochtene ſo muthig vertheidigt, und größern Verluſt noch abgewendet zu haben; und die allgemeine Trauer der Römer nach dem Tode dieſes Papſtes, die laute Anerkennung eines muſterhaften Verhaltens des Verſtorbenen, mochte einem Manne, wie Braſchi, der an ſich ſchon zu gleichen Grundſätzen ſich hinneigte, dieſelben noch mehr empfehlen. — Aber ein andrer Geiſt ſchien mit Ganganelli, der als Clemens XIV. den päpſtlichen Thron beſtieg (19ten Mai 1769) in Rom herrſchend zu werden. Dieſer glaubte wieder, eine weiſe Nachgiebigkeit, ein kluges Bequemen nach den Zeitverhältniſſen, der ſchon früher von ihm gemißbilligten Strenge und Beharrlichkeit Clemens XIII. vorziehen zu müſſen, und ſetzte alle Künſte einer geſchmeidigen und feinen Politik in Bewegung, um aus dem Sturme der Zeit doch Einiges von dem zu retten, was ganz nicht mehr behauptet werden konnte. Seine ungemeine Einſicht und vielſeitigen Kenntniſſe, die Einfalt und Reinheit ſeiner Sitten hatten auch ihm ſchon als Cardinal allgemeine Achtung geſichert, und ſeine Freimüthigkeit und Mäßigung ihn denen, die einen aufgeklärtern Papſt wünſchten, empfohlen. Er wand ſich mit ziemlichem Glück durch die mißlichen Verhältniſſe und mancherlei Anfechtungen hindurch, konnte aber nicht vermeiden, manches Opfer zu bringen, zu dem ſein Vorgänger ſich nie verſtanden hätte. Schweigend ließ er vieles geſchehen, was der päpſtlichen Macht freilich nicht zuträglich, aber doch nicht zu hindern war, und ganz dem Grundſatz Clemens XIII. entgegen wollte er lieber Einiges, was die Mächtigen thaten, gar nicht bemerken und überſehen, als durch vielleicht muthvollen, aber doch ohnmächtigen Widerſpruch zu noch gewaltſamern Maßregeln und verderblichern Eingriffen von Seiten der Fürſten in die allenthalben angefochtene und gefährdete Kirchengewalt reizen. Ihm ſelber mochte auch Manches von dem, was als Gerechtſame des Papſtthums ſeit Jahrhunderten geltend gemacht, und noch von ſeinem Vorgänger, zwar mit Entſchloſſenheit, Standhaftigkeit und gleichmäßiger Kraft, aber ohne Glück vertheidigt worden war, als Vorurtheil und Anmaßung, wenigſtens als zeitwidrig, erſcheinen, und ſo gab er, nicht aus Charakterſchwäche und Schlaffheit, ſondern recht aus Grundſatz, den, wie es ſchien, unabweisbaren Foderungen der weltlichen Gewalt und einer übermächtigen Nothwendigkeit vorſichtig nach. — Von großem Einfluß mußte auch dieſe Regierung auf Braſchi ſeyn. Clemens XIV. bezeugte ihm Vertrauen und Wohlwollen, indem er ihn noch vier Jahre in ſeinem Amt als Schatzmeiſter ließ (was, zumal bei dem ſonſt gewöhnlichen raſchen Wechſel der Aemter am päpſtlichen Hof, immer eine ſeltne Auszeichnung war), und am 26ſten April 1773 ihn zum Cardinal erhob. Zur Beſtreitung des nöthigen Aufwandes erhielt er die Abtey Rubiaco, eine Pfründe von nicht zu reichem Ertrag. — So gelangte nun Braſchi, ſchon im höhern Alter, zu dem lang erſehnten Ziel, an deſſen Erringung er den größten Theil ſeines Lebens geſetzt, auf das er ſich unabläſſig vorbereitet hatte. Jetzt aber ſtand er auch auf einer ſo hohen Stufe, daß nur noch Ein Schritt zur höchſten übrig war, und nicht bloß genoß er der Achtung eines Papſtes, der Verdienſte zu würdigen wußte, ſondern auch der angeſehenſten und mächtigſten Herren am Hofe, mit denen er aufs innigſte verbunden, und durch die er ſowohl, als durch ſich ſelbſt ſchon einer der erſten und bedeutendſten Männer in Rom war. — Seine kirchlichen und politiſchen Grundſätze

waren ſchon unter Clemens XIII. ſo entſchieden, daß die Regierung Clemens XIV. ſie nur noch mehr beſtätigen und in ihm befeſtigen konnte. Von Natur war er mehr jenem als dieſem verwandt, eben ſo wie jener mehr für eine ſtarre Unbiegſamkeit mit einiger Beſchränktheit geſtimmt, als zu kluger und feiner Nachgiebigkeit mit freierer Anſicht geneigt; eben ſo ſtreng, und aus Ueberzeugung unerſchütterlich in ſeiner Meinung von geiſtlicher Gewalt und Herrſchaft, und von der Heiligkeit der Pflicht, auch nicht im Kleinſten von dem alten Recht zu weichen. Wäre er auch nicht ſchon zu alt geweſen, um unter Clemens XIV. nach deſſen Vorbild ganz neue Anſichten und Grundſätze ſich zu bilden, ſo würde ſelbſt deſſen Schickſal ihn davor gewarnt haben. Denn der gefällige, nachgebende Papſt erntete von den größten Opfern, die er, meiſt nicht ohne großen Kampf, brachte, faſt nie die gehofften Früchte, und auch ſein Leben ward, bei manchen ſcheinbaren Begünſtigungen, doch faſt noch mehr als das ſeines Vorgängers, eine Kette von Unannehmlichkeiten und Kränkungen, die um ſo fühlbarer vermehrt wurden, als er, zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Gewalt zu vermitteln bemüht, und von den Grundſätzen abweichend, durch deren folgerechte Behauptung allein das Papſtthum beſtehen konnte, ſich in endloſe Kämpfe verwickelte, und mit den kirchlichen Verhältniſſen und ihren Dienern ſelbſt in Zwieſpalt gerieth. Er hatte lange ſchwer gekämpft und ſich geſträubt, ehe er zu dem Entſchluß kam, den lauten und nachdrücklichen Foderungen der mächtigſten Fürſten, den Jeſuiterorden aufzuheben, wirklich nachzugeben; und als er am 21ſten Juli 1773 endlich durch ein Breve die völlige Auflöſung des Ordens gebot, geſchah es recht eigentlich gegen ſeinen Willen und ſeine Ueberzeugung und nur im Drang einer bittern, nicht länger abzuwehrenden Nothwendigkeit. Aber wie dieſer Schritt gegen ſeine Ueberzeugung gethan war, folgte die bitterſte Reue, quälender Unmuth, Verdruß und Sorge aller Art ihm nach; er ſchien im Kampf gegen kleinere Widerwärtigkeiten und Uebel Schild und Waffen geopfert zu haben, und nun allen größern ohne Mittel zur Vertheidigung Preis gegeben zu ſeyn. — Braſchi hatte ſowohl aus Neigung gegen die Jeſuiten, als nach ſeinen Grundſätzen, die Aufhebung des Ordens gemißbilligt, und mit tiefem Schmerz, unverhohlenem Unwillen und großer Beſorgniß, den entſcheidenden Schlag, der ihm noch viel ſchlimmeres weiſſagte, geſehen. Die Leiden, welche ſeitdem des Papſtes Leben verbitterten, überzeugten ihn nur noch mehr, daß allein durch ſtrenges Bewahren ſeiner Anſichten und durch folgerechte Beharrlichkeit ein ſolches Mißgeſchick zu vermeiden ſey. Auch noch auf andre Weiſe hatte Clemens XIV. Regierung ſeine Grundſätze befeſtigt, zugleich aber auch mit der feinen Gewandtheit und klugen Politik deſſelben ihn einigermaßen befreundet, und einige freiere Anſichten ihm näher geführt, ſo viel die Strenge ſeiner früher gefaßten Meinungen ſolchen zugänglich war. Beſonders ward durch Clemens XIV. ſeine Aufmerkſamkeit auf beſſere Verwaltung des Staatsſchatzes, und auf die Mittel, demſelben aufzuhelfen, namentlich auf Beförderung eines beſſern Anbau's des Landes, und größerer Betriebſamkeit, worin der Kirchenſtaat andern Ländern ſo weit nachſtand, hingeleitet. Die große Thätigkeit und Ordnungsliebe, welche Braſchi darin als Schatzmeiſter bewies, hatte nicht nur weſentliche Vortheile dem Staat gebracht, ſondern auch ſeinen eignen Einfluß faſt über den des Cardinalkämmerlings erhoben, und, weil noch immer viele Verbeſſerungen, deren Nothwendigkeit von den einſichtsvollſten Männern am Hofe anerkannt ward, in der Verwaltung zu bewirken waren, und man von

ihm dieſe mit größter Zuverſicht hoffte, wär ihm auch dadurch der Weg zu einer Würde gebahnt, die, ſo reizend ſie ihm war, er ſelbſt doch kaum zu ſuchen ſchien. — Nur kurze Zeit überlebte Clemens XIV. den Jeſuiterorden. Sein Tod (am 22ſten September 1774) ſetzte alle Parteien in Bewegung, die irgend auf die neue Papſtwahl einigen Einfluß haben, oder aus irgend einem Grunde dabei nicht gleichgültig bleiben konnten. Der ſichtbare Widerſtreit und die ganz entgegengeſetzten Abſichten der geiſtlichen und weltlichen Gewalt hatten auf das Conclave, das bei aller Wahlfreiheit, doch von dem Drang der Verhältniſſe und dem Willen der Fürſten nicht unabhängig ſeyn konnte, in eine ſo bedenkliche und ſchwierige Lage verſetzt, daß lange fruchtloſe Berathungen kaum einen einmüthigen Entſchluß zuließen. Wenn die weltlichen Mächte, einverſtanden in dem Verlangen: daß der neue Papſt auf dem von Clemens XIV. betretenen Pfade fortwandle, und darum durch gleiche Mäßigung, Geneigtheit und Willfährigkeit, durch gleiche Unbefangenheit der Meinung und Beſcheidenheit ſeiner Anſprüche im voraus bewährt ſey, unabläſſig nur die Wahl eines ſolchen als die Bedingung ihrer Anerkennung aufſtellten; ſo war gerade jetzt, wie faſt die geſammte catholiſche Geiſtlichkeit, ſo auch die überwiegende Mehrheit der Cardinäle am wenigſten geneigt, nach den Wünſchen und Foderungen jener Mächte ſich zu bequemen. Man ſuchte einen Papſt, wie Clemens XIII. geweſen, war aber doch genöthigt, dieſe Abſicht möglichſt zu verbergen, und eine Wahl zu treffen, die, ohne die Sache der Kirche zu gefährden, nicht zu ſtarken und gefährlichen Widerſpruch bewirken möchte. In dieſer Verlegenheit richteten ſich endlich aller Blicke auf den Cardinal Braſchi, zu deſſen Gunſten ſeine perſönliche Würde, die Strenge ſeiner Grundſätze, die Unbeſcholtenheit ſeines Wandels, die Thätigkeit und der Eifer, die er in ſeinen frühern Aemtern erwieſen, die Meinung, die man von ſeiner Gelehrſamkeit, Einſicht und Geſchäftskenntniß hegte, endlich auch viele günſtige Freunde und Gönner ſehr nachdrücklich ſprachen. Die Vertrauten wußten, welch ein Mann er ſey, wie in ſo vielem dem zurückgeſehnten Clemens XIII. ähnlich, darum ganz der Papſt, deſſen die Kirche zu bedürfen ſchien, und den beſonders die zwar aufgelöſten, aber noch immer einflußreichen und unſichtbar engverbundenen Jeſuiten wünſchen mußten. Weniger wußte die Welt, was von ihm zu erwarten ſey; aber er hatte ſeine wahre Meinung und Geſinnung ſo fein verſteckt, daß ſeine Wahl den catholiſchen Fürſten um ſo weniger bedenklich oder anſtößig ſeyn konnte, als das Vertrauen, das ſelbſt der verehrte Clemens XIV. ihm bezeugt, ein vortheilhaftes Zeugniß für ihn war, und man vorausſetzen durfte, er ſey bis dahin mit deſſen Maaßregeln einverſtanden geweſen, und werde fortwirken in ſolchem Geiſt. — Am 15ten Februar 1775 vereinigten ſich endlich alle Parteien, und machten die Wahl Braſchi's bekannt. Mit dem Namen: Pius VI. trat dieſer nun im Glanz ſeiner neuen Würde auf, die er, nach ſeiner frommen Denkungsart, wohl als ein unverdientes Geſchenk Gottes betrachtete, während zugleich ſein lebhaftes Selbſtgefühl ihm das Bewußtſeyn gab, daß er derſelben nicht unwürdig ſey, und daß er eben ſowohl ihr, wie ſie ihm zur Zierde gereiche. — Es konnte zweifelhaft ſcheinen, ob es Demuth oder Eitelkeit ſey, daß er gleich am Tage ſeiner Wahl einen Eilboten mit Briefen an ſeine Verwandten und an den Magiſtrat nach ſeiner Vaterſtadt ſandte, und mit der Nachricht von ſeiner Erhebung die freundliche Ermahnung verband, daß man keine zu koſtbaren und lauten Freudenfeſte deßhalb veranſtalten möge; zugleich empfingen die Armen von Ceſena

einige Beweiſe ſeiner Wohlthätigkeit und Milde. Gewiß iſt, daß er in Rom ſelbſt, wo er die üblichen Feſtlichkeiten bei ſeinem Regierungsantritt nicht ablehnen konnte, ſich mit aller prunkenden Herrlichkeit ſeines erhabenen Amts nicht ungern umgab, und unter den Sorgen für die wichtigen Angelegenheiten ſeiner neuen Herrſchaft die Sorgfalt für ſeinen Körper und für den Eindruck, den ſein öffentliches Erſcheinen machen ſollte, nicht vergaß. Die Römer, die zwar nicht ohne gute Erwartungen den erwählten Papſt begrüßten, aber doch noch ungewiß waren, wie er dieſelben rechtfertigen möchte, freuten ſich zunächſt des unverkennbaren Adels, der natürlichen Hoheit, des feierlichen und doch gefälligen Anſtandes ſeines äußern Weſens, und die Römerinnen waren entzückt von dem noch im höhern Alter ſchönen Papſt. Er verſtand es, dieſe äußern Vorzüge geltend zu machen, und in das günſtigſte Licht zu ſtellen, und hatte Gewandtheit und Feinheit genug, die Vorbereitung und Einübung zu verbergen, die bei ihm jedem Auftreten unter den Menſchen vorangiengen. — Die Frommen aber erbauten ſich noch mehr an der ungeheuchelten Gottesfurcht und herzinnigen Andacht, die das gerechteſte Vertrauen einflößte, und ihm Vieler Herzen gewann. Man erinnerte ſich kaum, mit ſo vieler heiligen Salbung, mit einem ſolchen Ausdruck der frömmſten Theilnahme, mit ſo vieler wahrhaft geiſtlichen Würde die kirchlichen Gebräuche verwalten geſehn zu haben, als von Pius VI. Wenn er in den Kirchen oder Capellen betete, ſchien ſich ſein ganzes Weſen in Andacht zu ergießen, und mit Ehrfurcht erkannte man dann in ihm den echten Prieſter der Kirche und würdigen Oberhirten der Gläubigen. Man fand ihn bald nach ſeinem Regierungsantritt und auch ſpäter oft in der Peterskirche lange Zeit auf den Knieen liegen, und beſonders vor dem bronzenen Standbild des heiligen Petrus, wie in frommen Entzückungen, oder in gottſelige Beſchauungen, oder in tiefe Trauer über die Bedrängniß der Kirche verſenkt. Dann legte er wohl erſchöpft ſein Haupt auf die Füße der Bildſäule, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Und dies war ſo wenig bloßes Schauſpiel, daß ſelbſt ſeine Feinde und die Spötter die Aufrichtigkeit ſeiner Religioſität nicht bezweifelten, und ihn zwar abergläubiger Schwärmerei, nie aber der Heuchelei zeihen mochten. — Seine Seele war auch, ſeit er Papſt geworden, von mannichfachen Sorgen bewegt. Kaum waren die Feierlichkeiten ſeiner (am 22ſten Februar erfolgten) Krönung vorüber, kaum hatte er in dem erſten geheimen Conſiſtorium den Cardinälen ſeinen Dank, die hohe Würdigung ſeines Berufs, den Ernſt ſeiner Vorſätze bezeugt, und den feierlichen Eid auf die canoniſchen Satzungen abgelegt, als er ſich lange in die Einſamkeit ſeiner abgelegenſten Zimmer im Quirinal zurückzog, um ruhig die Bedürfniſſe des Augenblicks, und die zwiefache Noth ſeiner geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft zu erwägen. — In der That konnte kaum eine ſchwierigere und bedenklichere Lage gedacht werden, als die ſeinige war. Zwei Päpſte waren ihm vorangegangen, die beide nach ganz entgegengeſetzten Grundſätzen handelnd, der eine bei der unbeugſamſten Beharrlichkeit, der andre bei der gewandteſten Nachgiebigkeit, doch von Unruhe und Mißgeſchick bis an ihr Ende begleitet wurden. So gewiß nun Pius Sinnesart ſich mehr dem erſtern als dem letzten zuneigte, ſo durfte er es ſich doch nicht bergen, daß die jetzigen Verhältniſſe noch viel weniger als damals einen Clemens XIII. begünſtigen würden, daß ein hartnäckiges Feſthalten an jenen Grundſätzen nur noch größeres Ungemach beſchleunigend herbeiführen werde, und daß Clemens XIV., obwohl nicht mit Glück, doch mit Kenntniß des Zeit-

geiſtes und nicht ganz ohne Erfolg gemäßigtere Anſichten befolgt habe. Dem Nachfolger ſchien nun kaum ein beſſerer Rath übrig, als mit Vermeidung deſſen, worin beide zu weit gegangen, einen Mittelweg einzuſchlagen, der von unzeitiger Strenge und allzugroßer Nachgiebigkeit ſich gleichweit entfernte, kein Recht Preis zu geben, aber auch keins ungebührlich auszudehnen ſchiene, und gleiche Weisheit im Strafen wie im Verzeihen bewieſe. Aber dieſer Mittelweg konnte um ſo weniger erſprießlich werden, als Pius bald mehr ſeiner Neigung als jener Weisheit folgte, und bei den hohen Begriffen, die er von ſeiner Würde, als Statthalter Chriſti und Oberhaupt der Chriſtenheit, und von ſeinen Gerechtſamen und Pflichten hegte, nothwendig mit der Zeit und ihrem Geiſte und mit den weltlichen Mächten in Zwieſpalt kommen mußte. — Zwar in der erſten Zeit ſeiner Regierung ſchien die Klugheit ſeines nächſten Vorgängers ihn noch zu leiten. Bei der erſten Ernennung neuer Cardinäle wußte er ſehr verſchiedenartigen Anſprüchen zu genügen, und Alles zu vermeiden, was ſeine nächſten Umgebungen oder die mächtigern catholiſchen Höfe hätte verletzen oder reizen können. Aber er fühlte wohl ſelbſt, daß doch ein Kampf unvermeidlich ſey, und daß er denſelben gegen einen böſen Zeitgeiſt beginnen müſſe. — Seiner Frömmigkeit und Einſicht blieb es nicht verborgen, daß ein großer Theil der Verwirrung und Erniedrigung der Kirche und geiſtlichen Gewalt ſeinen Grund in den Geiſtlichen ſelbſt, in ihrer Abweichung von früherer beſſerer Ordnung habe. Treuherzig überredete er ſich, es werde Alles wieder beſſer werden, und die geiſtliche Macht neu aufleben, wenn die Geiſtlichen nur zu reinerer Sittlichkeit und größerer Strenge in ihrem Beruf zurückgeführt wären. Seine Bekanntſchaft mit den Sitten der römiſchen Geiſtlichen ſtellte ihm dieſe um ſo abſchreckender dar, als er ſelbſt die Tugend ehrte. Es war daher auch eine ſeiner erſten amtlichen Handlungen, die Bekanntmachung eines Breve's (vom 19ten Mai 1775), in welchem er den Clerus nicht nur zu einem ehrbaren und anſtändigen äußern Wandel, ſondern auch zu wahrhafter Sittenreinheit und Lebensheiligkeit ermahnte und erinnerte, wie nichts ſo ſehr den rechten Gottesdienſt und die Gottſeligkeit der Laien befördre, als ein erbaulicher Lebenswandel der Geiſtlichen, in deren Leben Jedermann als in ſeinem Spiegel, ſich beſchaue. — Ein frommer und redlicher Wille war in Pius unverkennbar; gleichwohl zeigte ſich's bald, wie wenig er zum Reformator ſeiner Kirche ſich eignete. Nicht bloß erkannte er den Grund ihres Verfalls und die Quelle ſo vieler Uebel viel zu wenig, ſondern ſein Geiſt war auch ſelbſt von vorgefaßten Meinungen und Vorurtheilen gefeſſelt, und mit zu großer Beſchränktheit des eigenen Geiſtes vermochte er den Zeitgeiſt nicht klar aufzufaſſen, noch weniger ſich über ihn zu erheben. Religion und Kirchenthum, Kirche und Papſtthum floſſen auch in ſeiner Vorſtellung, wie es in Rom hergebracht ſchien, in Eins zuſammen, und ſo ernſtlich er darauf bedacht ſeyn mußte, daß man ſie nicht noch ſchärfer trenne als ſchon geſchehen war, ſo ließ er doch die veralteten, und darum für ſeine Zeit lebloſen Anſichten, welche jene Begriffe faſt gar nicht unterſchieden, zu ſehr durchblicken, als daß ſein Wirken von wohlthätigem Erfolg hätte ſeyn können. Ja er ſelbſt verwirrte ſich und ſeine Angelegenheiten immer mehr, da er eigentlich ſtets zwei Zwecke vor Augen hatte, beide erreichen wollte, und bei ſeinen meiſten Maaßregeln den höhern dem niedern unterordnete. Sein frommes Herz jammerte des Zuſtandes der Chriſtenheit und der Kirche, und er wünſchte aufrichtig, den Uebeln zu ſteuern, welche aus der immer herrſchender werdenden

Ungläubigkeit erwuchſen; aber zugleich war das ſtarke Bewußtſeyn der Hoheit und Würde der römiſchen Biſchofsgewalt, und ſein perſönliches Selbſtgefühl gekränkt durch den Verfall der päpſtlichen Macht und des geiſtlichen Anſehns überhaupt, und weil er auch darin eine vorzügliche Urſache der meiſten Uebel der Kirche zu ſehen wähnte, war ihm die Wiederherſtellung des alten Papſtthums eigentlich das höchſte Ziel und die wichtigſte Angelegenheit ſeiner Regierung. Darum brachte er der Kirche noch größern Nachtheil, weil er ihre Sache mit der des Papſtthums zuſammenwarf, und ſtürzte das Papſtthum in noch ſchwerere Anfechtung, weil er für dieſes Menſchenwerk mit einer Hartnäckigkeit kämpfte, die ihm nur Standhaftigkeit in der Sache Gottes ſchien. — Wenn es aber offenbar iſt, daß er dem Kampf mit dem Zeitgeiſt und mit den Mißverhältniſſen ſeiner Lage nicht gewachſen war, ſo iſt auch gewiß, daß dazu überhaupt mehr als Eines Menſchen Kraft in Anſpruch genommen ward. Unglaube und Geringachtung des Heiligen hatten ſchon furchtbar überhand genommen, und nicht bloß die Kirche, ſondern auch das Chriſtenthum ſelbſt vielfältig angefochten. Von dem catholiſchen Frankreich aus hatte ſich ein Geiſt der Ungebundenheit, des ſchnöden Muthwillens, der thörichten Klügelei und ſo vieler Unheiligkeit verbreitet, deſſen Raſerei nichts verſchonte und wie eine anſteckende Seuche immer weiter wirkte. Der frömmſte Muth mußte faſt verzweifeln, durch menſchliche Maaßregeln dem Unweſen zu ſteuern. Welch eine Lage für den Oberhirten der Kirche! — Des Papſtes und alle geiſtliche Gewalt beruht weſentlich auf der öffentlichen Meinung, jene iſt ohnmächtig, ſobald dieſe ſie nicht mehr anerkennt. Sobald dieſe Anerkennung aufgehört hat, ſind auch die Mittel unkräftig, die allein ihr zu Gebote ſtehen, ſich aufrecht zu erhalten und gegen Anfechtungen zu vertheidigen. Die öffentliche Meinung aber dahin zu leiten, daß ſie auch die gemäßigtſten Anſprüche eines geiſtlichen Oberhaupts anerkenne, und Gott, was Gottes iſt, dem Papſt, was des Papſtes iſt, gäbe, war in jener Zeit nicht mehr möglich. Darum war ein Papſt damals ſo geſtellt, daß er entweder gar nicht als ſolcher auftreten durfte, oder wenn Neigung, Pflichtgefühl, ja ſelbſt der kühnſte Muth ihn dazu beſtimmten, im ungleichen Kampf mit der Gewalt der Meinung und dem herrſchenden Geiſt ſich unvermeidlich erſchöpfen mußte. — Den weltlichen Mächten war nichts ſo theuer, als ihre ſogenannte Souveränität, und dieſe ſchien ſich nicht länger mit dem Einfluß zu vertragen, den die Päpſte auf die Länder und Staaten ausgeübt hatten. Der proteſtantiſche Grundſatz von den Rechten der Fürſten in Glaubensſachen hatte ſelbſt in ſeiner ungebührlichſten Erweiterung auch in den catholiſchen Staaten immer mehr Beifall und Eingang gefunden, und Alles ſchien darauf hinzuarbeiten, den der zum ſichtbaren Haupt der ganzen catholiſchen Kirche erwählt war, auf den Rang und Wirkungskreis eines römiſchen Biſchofs herabzuſetzen. Als Pius die Tiare empfieng, waren faſt alle Reiche und Staaten Europa's ſchon völlig aus ihrem frühern Verhältniß zum Papſtthum herausgetreten, und er erbte von ſeinen Vorgängern ſo viele Streitigkeiten und Kämpfe, daß, da die Zeit dazu immer neue gebar, die vordem ſcharfen römiſchen Waffen aber immer mehr abſtumpfte, viel Weisheit und Kraft dazu gehörte, nur nicht völlig zu unterliegen und ein Spott der zahlreichen Gegner zu werden. — Die Schwierigkeit dieſer Lage ward noch dadurch unglaublich vermehrt, daß viele von den getreuen Mitkämpfern jetzt ſelbſt Gegner geworden, daß der Geiſt der Selbſtſucht, Eigenmacht, des Widerſpruchs und der Widerſetzlichkeit auch den Clerus

durchdrungen, und der Papſt außerhalb Rom faſt gar keinen getreuen Vertheidiger hatte, da in allen Staaten die hohe Geiſtlichkeit, im Einverſtändniß mit den Fürſten, ſchon ſichtbarer die völlige Unabhängigkeit von Rom erſtrebte, und ſelbſt in den vordem getreueſten und allercatholiſchſten Landen gefährliche Verſuche der Art gemacht wurden. — Pius empfand nun auch ſchon beſonders ſchmerzlich den Verluſt jener einſt ſo kräftigen Stützen der geiſtlichen Herrſchaft, die Auflöſung des Jeſuiterordens, der ſogar nach ſeiner Vernichtung die Sorgen und Bekümmerniſſe des Papſtes noch um vieles vermehrte. Seiner Neigung nach hätte er gern den Orden wieder hergeſtellt; dieſer freute ſich ſeiner Wahl, und hatte ſie begünſtigt, weil man dies von ihm hoffte. Unſichtbar war der Jeſuitenbund noch immer mächtig und gewaltig, ja furchtbar; er ſchien Rom und den päpſtlichen Stuhl gleichſam zu umlagern, und daß es gefährlich ſey, dieſe vielarmige und ihren Zweck kräftig verfolgende Einheit zu reizen, das hatte Clemens XIV. empfindlich erfahren. Pius ſelbſt umgab ſich gern und vertrauend mit auserwählten Gliedern des Ordens, die nicht abließen, ihre Foderungen zu erneuen, und wo er ihres Raths bedurfte, immer neue Veranlaſſung fanden, ihn zu überzeugen, daß nur in der Wiederanerkennung ihrer Geſellſchaft für ihn Sicherheit, und Erlöſung aus aller Noth zu finden ſey. Gleichwohl war nichts gefährlicher, nichts ſo ſehr geeignet, alle catholiſchen Mächte zu entſchiednem Aufſtand gegen alle päpſtliche Gewalt zu vereinigen, und ſo dieſe durch daſſelbe Mittel, das ihr aufhelfen ſollte, völlig zu untergraben, als eine Zurücknahme jener Bulle: Dominus atque Redemtor noster, die dem Orden den Todesſtreich verſetzt hatte, aber auch ihrem Urheber tödlich geweſen war. Das war vom Anfang Pius VI. größte Sorge und die Quelle endloſen Kummers; den Jeſuiten, die er liebte, mußte er ihren größten Wunſch, wie ſich ſelber verſagen, und ihren Gegnern freundlich thun. Noch ſaßen gefangne Ordensbrüder auf der Engelsburg; er durfte es nicht einmal wagen, ſie öffentlich frei zu ſprechen und zu entlaſſen, ſondern mußte ſich begnügen, ihre Lage zu erleichtern, und ſie durch weitere Unterſuchungen nicht zu ſtören oder zu gefährden. Zu einem feſten Entſchluß in Betreff des Ordens kam er nie, außer daß er nur auf günſtige Gelegenheit zu warten ſchien, ſeine Wiederherſtellung zu erklären. Aber dieſes Schwanken machte ihn ſowohl den Höfen, denen ſeine Neigung nicht verborgen blieb, verdächtig, als auch vielen Jeſuiten (ſolche ausgenommen, die in ſeiner Nähe, geduldig wie er, die Zeit der Wiedergeburt erharrten), und den eiſernden Papiſten verhaßt. — Dieſe Sorgen des Oberhaupts der Kirche wurden noch bittrer durch die ſeiner weltlichen Herrſchaft; und gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung ſchienen die letztern faſt überwiegend. Pius hatte als Schatzmeiſter das ungünſtige Mißverhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe des Staats hinlänglich kennen gelernt. Schon verzehrten die Zinſen für die Staatsſchuld faſt die Hälfte der jährlichen Einkünfte; dieſe waren unter den letzten Regierungen faſt mit jedem Jahr vermindert worden, weil die Fürſten es immer billiger fanden, jene Summen, die aus Ordenscongregationen, Klöſtern und Stiftern, beſonders aber für Diſpenſationen und unter andern Titeln, nach Rom floſſen, im eignen Lande zu behalten, und es ſtand zu fürchten, daß auf ſolche Weiſe der päpſtliche Schatz wie die päpſtliche Macht immer mehr geſchmälert werden möchte. Was man verſucht hatte, dem fühlbaren Mangel abzuhelfen, hatte, weil es zu ſehr halbe Maaßregel geweſen, und den Hauptgeſichtspunkt, neue ſichre Hülfsquellen zu eröffnen, allzuunbeachtet

gelaſſen, theils nicht nachhaltend Hülfe gebracht, theils ſogar im Fortgang der Zeit die Noth noch vermehrt. Ackerbau und Gewerbe, deren Beförderung in Anregung gekommen, aber auch wieder vernachläſſigt worden, lagen noch immer in unergiebiger Schlaffheit. Manche Verſuche, die man gewagt, z. B. eine Kattunfabrik, die Pius ſelbſt, da er noch Schatzmeiſter war, unter Clemens XIV. angelegt, waren ſo unzweckmäßig betrieben worden, daß ſie leicht mehr Verluſt als Gewinn gebracht, und von ähnlichen Planen abgeſchreckt hatten. Die Mängel der Verwaltung waren noch die alten; die verkehrteſten Grundſätze und ſeltſamſten Mißgriffe waren durch Verjährung wie geheiligt; Handelsmonopole, deren größtes und verderblichſtes die päpſtliche Kammer ſelbſt ausübte, namentlich der Alleinhandel mit den erſten Lebensbedürfniſſen, hielten allen freien Verkehr darnieder, und lähmten den Landbau und alle Betriebſamkeit. Eine übergroße Maſſe von Papiergeld, eine Fluth von größern und kleinern Zetteln (Banknoten), die nur im Kirchenſtaat ſtatt baaren Geldes gelten konnten, deren Geſammtwerth niemand genau kannte, deren Tilgung auf nichts angewieſen und begründet war, und die daher außer Landes gar keinen Werth hatten, war nur eine traurige Aushülfe. Dazu gingen alljährig, weil es im Innern an Betriebſamkeit fehlte, noch große Summen ins Ausland, und die Einfuhr überſtieg um mehr als eine Million die Ausfuhr. Unbezweifelt war die Staatswirthſchaft des Kirchenſtaats die ſchlechteſte in Europa, da die Mittel, die Kammer zu bereichern, immer mehr zur Verarmung führten, und, indem ſie mit der Zeit die Noth mehrten, nur einige Wenige, in deren Händen die Verwaltung war, mit Schätzen überhäuften, jene Quellen aber, die in andern Staaten, ohne Nachtheil für die Unterthanen, der Regierung ſehr ergiebig ſind, z. B. die Münzgerechtigkeit in Rom ſtets neuen Aufwand und Zuſchuß bedurften. Pius VI. ſann ſeit ſeinem Regierungsantritt ernſtlich darauf, den traurigen Zuſtand des Staatsvermögens zu verbeſſern. Aber er ſcheint weder Einſicht und Unbefangenheit genug gehabt zu haben, um die Uebel alle gehörig zu würdigen und ihren Grund zu erkennen, noch die nöthige Kraft, durchgreifende Maßregeln und eine gründliche Verbeſſerung nicht zu ſcheuen. So ließ er denn faſt Alles ſeinen alten verderblichen Gang fortgehen, und was er etwa that, beſſere Hülfe zu ſchaffen, war theils nicht immer zweckmäßig, theils auch nicht löblich. Es blieb das für die Kammer zwar einträgliche, für das Volk aber verderbliche, und zumal einem geiſtlichen Fürſten höchſt unanſtändige Lotto, und eine merkwürdige Verordnung des Schatzmeiſters aus den erſten Regierungsjahren des Papſtes Pius ſchien ſogar darauf berechnet, durch dieſes verführeriſche Mittel auch der Armuth ihre letzte Habe zu entlocken. Es blieb die böſe Verkäuflichkeit der Aemter, wodurch freilich dem päpſtl. Schatz alljährig mehrere Millionen zufloſſen, aber auch ein unwürdiger Handel, der in dieſem geiſtlichen Staat von der abſcheulichen Simonie ſich wenig unterſchied, faſt ſo ſchlimm, wie unter den ſchlechteſten Päpſten, unterhalten ward. Dieſer Aemterhandel wirkte um ſo verderblicher, als jeder, der eine Stelle, oft zu hohem Preis, erkauft hatte, ſo ſchnell als möglich den Kaufſchilling wieder zu gewinnen ſuchte, und ſo verleitet ward, durch Unterſchleif, Beſtechungen, Druck der Untergebenen, und andre unrechtmäßige Mittel ſich zu entſchädigen. Pius, der in ſeinen frühern Verhältniſſen Erfahrungen der Art genug gemacht haben mußte, ſcheint als Papſt derſelben ganz uneingedenk geworden zu ſeyn, wenigſtens that er nichts kräftiges, dem Unfug zu ſteuern. — Welche Geſichtspunkte aber bei dem, was er als eine Verbeſſerung verſuchte

oder begann, in ihm vorherrſchend waren, konnte nicht verborgen bleiben. Es war einer der erſten Schritte ſeiner Regierung, daß er die förmlichen Anwartſchaften auf Aemter vernichtete, und eine freie Bewerbung um dieſelben zuließ. Aber wenn dieſes in mancher Hinſicht wünſchenswerth ſeyn mochte, ſo konnte man ſich doch des Verdachts nicht erwehren, daß der ſchöne Zuſchuß, den dadurch die päpſtliche Caſſe alljährlich gewann, beſonders dieſe Maßregel eingegeben habe, und es blieb auch ſehr zweifelhaft, ob es eine Handlung der Gerechtigkeit ſey, ſolche von der vorigen Regierung ertheilte, zum Theil verkaufte Anwartſchaften zu vernichten. Nicht minder zweideutig ward die vorgenommene Abänderung in dem Zollweſen, das allerdings auch einer Verbeſſerung bedurfte. Eine Anzahl von Zöllen belaſtete das Land, und verurſachte viel Mißvergnügen. Pius griff hier entſchloſſener und kräftiger ein als ſeine Vorgänger, die ſchon denſelben Gedanken gehegt, aber weil faſt unüberſteigliche Hinderniſſe ſich fanden, ihn wieder aufgegeben hatten. Plötzlich erklärte er die völlige Aufhebung aller Durchgangszölle, es mochten dieſelben nun Eigenthum der päpſtlichen Kammer, oder der Privatperſonen ſeyn, die eine ſolche Gerechtſame unter irgend einem Rechtstitel erlangt hatten. Dadurch ward nun zwar das Land von einer drückenden Laſt befreit; den Privateigenthümern der Zölle war auch freigelaſſen, ihre Erwerbsgründe und Rechtsanſprüche geltend zu machen und Entſchädigung zu fodern; endlich ſchien dieſer Beſchluß über alle Mißdeutung erhaben, da der Papſt ſelbſt dabei das größte Opfer brachte, und die päpſtliche Kammer auch ihre Zolleinnahmen verlor. Aber auch hier waltete theils nicht die ſtrengſte Gerechtigkeit; denn viele Zollgerechtigkeiten waren von Privatperſonen ganz geſetzmäßig erworben, und zu ihrer Entſchädigung war noch nichts ausgemittelt, ja dieſe blieb ganz der Willkür der Kammer vorbehalten; theils war die päpſtliche Uneigennützigkeit nur ſcheinbar, denn es ward zugleich beſtimmt erklärt, daß die Ausgaben, welche die Kammer bis dahin aus jenen Zolleinkünften beſtritten, auf andre Weiſe von den Staatsbürgern gedeckt werden müßten. Als nun gleich nachher der Papſt ſeinen an ſich ſehr löblichen Plan, eine allgemeine Grundſteuer auf alle geiſtliche und weltliche Güter anzuordnen, bekannt werden ließ, und durch eine beſondre Congregation die vorbereitenden Einrichtungen traf, eine Ausmeſſung der Grundſtücke und Schatzung derſelben veranſtaltete, konnte das nur Mißtrauen erregen, das zum Theil in lautes Mißvergnügen übergieng. Pius mußte endlich von ſeinem Vorſatz abſtehen; das Land war ohne Erfolg mit dem koſtſpieligen Verſuch belaſtet, und ein bedeutender Aufwand umſonſt gemacht worden. So unglücklich war er, wenn er Verbeſſerungen beabſichtigte! — Ueberhaupt hatte er das Mißgeſchick, daß gerade die Plane, die er mit beſondrer Vorliebe ergriff, in der Ausführung meiſt mißlangen, und beſonders die, welche neue Hülfsquellen eröffnen ſollten, und an ſich löblich ſchienen, nur neuen fruchtloſen Aufwand und ziemlich lauten Tadel ſeiner Haushaltung veranlaßten. Unläugbar leitete ihn da am meiſten ſeine Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit irre, die ſich theils in großen, weitausſehenden Unternehmungen gefiel, theils auch ihn überredete, er ſelbſt habe hinlängliche Einſicht in Alles, und vermöge Alles ſelbſt anzuordnen und zu leiten. Es war unſtreitig ein eben ſo kühnes, als, wenn es gelang, außerordentliches Unternehmen, die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe ernſtlich zu verſuchen. Wenn man auch nicht ganz mit Unrecht ſagen möchte, es ſey zweckmäßiger, den, wie vorauszuſehen war, nicht geringen Aufwand, den dieſer Verſuch erfoderte, auf beſſern Anbau des ſchon vorhandenen

...baren, und ſehr ergiebigen Bodens des Kirchenſtaats zu verwenden, und ſo den ſichern Gewinn einem ſehr unſichern vorzuziehn; ſo war es doch ſehr der Mühe und einiger Aufopferung werth, durch Ableitung jener Sümpfe und Herſtellung eines feſten Bodens für eine weite Landſchaft eine reinere Luft zu gewinnen, und die Geſundheit eines nicht unbedeutenden Theils des Kirchenſtaats dadurch zu befördern. Von Aſtura erſtrecken ſie ſich, an der Meeresküſte hin, bis nach Terracina, und tief ins Land hinein bis an die Waldungen von Ciſterna und Sermonetta. Nur dieſe Waldungen hemmen die weitere Verbreitung ihrer giftigen Dünſte. Schon frühere Päpſte hatten darauf gedacht, dieſe Moräſte unſchädlich und bewohnbar zu machen, aber durch die großen Schwierigkeiten und die großen Koſten, deren Erfolg ungewiß ſchien, ſich abſchrecken laſſen. Pius wünſchte auch hier ſeinen Namen zu verewigen; nahm raſch den Plan auf, lud ſeine Unterthanen zu Actien ein, empfing nicht unbeträchtliche Beiträge, und ließ im J. 1777 die Arbeit beginnen. Sie ward anfänglich mit großem Eifer und vieler Thätigkeit betrieben; im folgenden Jahr konnte obſchon nur ein ſehr kleiner Theil, bebaut werden; aber Verſtändige überzeugten ſich bald, daß die Ausbeute mit dem Aufwand in keinem Verhältniß ſtand, und daß die Schwierigkeiten im Fortſchritt der Arbeit ſich mehrten. Nur Pius, der einen Theil ſeines Ruhms an dieſes Unternehmen geſetzt, ließ nicht ab, und ermunterte ſich ſelbſt durch wiederholte Reiſen dahin zur bedenklichen Fortſetzung der Arbeit. Bei ſeiner erſten Reiſe, die einem Triumphzug glich, und auf dem Wege nach Terracina durch viele Denkmäler verewigt ward, faßte er ſogar den großen Gedanken, wenn die Sümpfe erſt bezwungen wären, eine neue Stadt dort zu gründen, und dieſe nach ſeinem Namen zu nennen. Riſſe dazu wurden ſchon in Menge verfertigt, die Arbeiten um ſo eifriger fortgeſetzt. Erſt nach zwölfjähriger Mühe und einem ungeheuern Aufwand ſchien er endlich ſich ſelbſt überzeugen zu müſſen, daß es rathſam ſey, davon abzuſtehn; aber auch dann nahm er mit der ihm eignen Hartnäckigkeit den Plan wieder auf, der ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, und verſchwendete neue Summen, bis das Unglück der nachfolgenden Zeiten das Werk unterbrach. — Erſprießlicher konnte für den Handel und für den ganzen Kirchenſtaat ein Hafen in der Mark Ancona werden, auf welchen, weil er den wichtigen levantiſchen Handel begünſtigte, ſchon unter den vorigen Päpſten viel gewendet worden war. Pius ließ ſogleich die begonnenen Arbeiten am Hafen fortſetzen, und nicht ohne Gepränge den Grundſtein zu einem Leuchtthurm legen; that aber für den Handel ſelbſt, den er zu wenig würdigte, nicht ſo viel, daß die großen Hoffnungen in Erfüllung gehen konnten. — Von allen ähnlichen Unternehmungen aber betrieb er (nächſt der koſtſpieligen aber nicht unverdienſtlichen Erbauung einer neuen Kirche im Flecken Subiaco) keins mit ſolchem Eifer, wie die Errichtung einer neuen Sakriſtei an der Peterskirche. Schon im zweiten Regierungsjahre, wo ganz andre Sorgen ihn beſchäftigen mußten, und bei fühlbarem Mangel jeder unnütze Aufwand zu vermeiden war, ließ er den Grundſtein dazu legen, und mit mehr Pracht als gebildetem Geſchmack, mit einer Verſchwendung, die leicht eine Million koſtete, die Arbeit fortſetzen. Und doch war das Ganze ein thörichtes und undankbares Beginnen, ſichtbar nur eine Befriedigung ſeiner Eitelkeit, ein nur zu gerechter Grund lauten Tadels, den die Römer um ſo weniger zurückhielten, als das herrliche Werk der Baukunſt, die Peterskirche, nichts dadurch gewann, ja ſogar entſtellt ward. Aber glänzende Inſchriften meldeten, daß Pius VI. dieſe Sakriſtei gegründet

habe, die man mit Recht nur ein Denkmal ſeines Stolzes nannte, und eine große, doch nicht ſehr kunſtreiche (von Penna gearbeitete) Statue des Papſtes krönte das Werk. — In der That ſtellte ſeine Eitelkeit nicht ſelten ſeinen Verſtand und ſeine Geſinnung in Schatten, und verrieth ſich auch bei dem Guten, was er förderte. Ohne vorzügliche Kunſtkenntniß, auch wie es ſchien, ohne große Neigung zur Kunſt, und tiefen Sinn für ihre Werke, wollte er doch auch den Ruhm eines Kenners und Beförderers derſelben haben. Er ſcheute keine Koſten, den Schatz alter Denkmäler, deren Rom ſich freute, zu vermehren, und durch Nachgrabungen und Ankauf die Ueberreſte alter Bildhauerei zuſammenzubringen. Wenn er auf dieſe Weiſe mit mehrern ſchönen Kunſtdenkmälern des Alterthums das päpſtliche Muſeum (Pio-Clementinum) bereicherte, und dadurch ſich unläugbar großes Verdienſt erwarb, ſo vergaß er auch nicht, mit einer ins Kleinliche gehenden Sorgfalt, an jedem einzelnen, auch dem unbedeutendſten Kunſtwerk, die Inſchrift eingraben zu laſſen, daß es durch die Munificenz Pius VI. da ſtehe. — Auch neuere Künſtler unterſtützte er, nicht ohne gleiche Eitelkeit, und ohne tiefere Würdigung ihrer Verdienſte. Sein Kunſtgeſchmack äußerte ſich beſonders in groſſer Vorliebe für Moſaikarbeiten, die er am meiſten in Aufnahme brachte. Eine zu St Peter errichtete Fabrik lieferte in der That große und ſchöne Werke, nach deren Muſter auch aus Privatwerkſtätten manche kunſtreiche und erfreuliche Arbeit hervorging. — Wenn man den Aufwand erwägt, den Pius ſeit ſeinem Regierungsantritt machte, und dazu die Geldverlegenheit, in der er ſich von Anfang an befand, die Hülfloſigkeit ſeines Schatzes und die Noth ſeiner Unterthanen, ſo begreift man nicht nur, daß die letztern mit ſeiner Herrſchaft bald unzufrieden werden mußten, ſondern man muß auch um ſo lauter die Eitelkeit anklagen, die ſtärker war als ſein Wohlwollen, und ihn zu einer Handlungsweiſe verleitete, die eben ſo ſehr ſeine eigne Verlegenheit als die Laſten ſeiner Unterthanen vermehren mußte. In ſeinem Hofſtaat herrſchte Pracht und Verſchwendung; die weiſe, und ſo zeitgemäße Sparſamkeit Clemens XIV. ward ſo völlig aufgegeben, daß, was dieſem für einen Monat genügt hatte, ihm kaum für eine Woche genug war. Darum mehrte ſich denn auch unter ſeiner Regierung die Staatsſchuld mit jedem Jahre, während die Einkünfte aus fremden Ländern ſich ſo verminderten, daß nur die Sorgloſigkeit und leichtgläubige Unbedachtſamkeit der Römer ſich zu immer neuen Anleihen willig finden laſſen konnte. — Aber nichts hat Pius VI. ſo gerechten und allgemeinen Tadel zugezogen, und ihn mit dem bitterſten Unwillen ſeiner Unterthanen ſo ſchwer belaſtet, als der gräuliche Nepotismus, der ihn unempfindlich machte gegen die gegründetſten Klagen und das ſichtbarſte Elend ſeines Volkes, und ſeine guten Eigenſchaften faſt vergeſſen ließ. Von dieſer Sünde hatten ſeine nächſten Vorgänger ſich unbefleckt erhalten, aber ihr Beiſpiel leitete ihn nicht, vielmehr riß auch hier, ſchon in den erſten Regierungsjahren, die Eitelkeit ihn hin, ſeine Familie auf Unkoſten ſeines Landes gegen Pflicht und Gerechtigkeit zu erheben und zu bereichern. Durch heilige Eide leiſtet jeder Papſt auf alle dem Staat nachtheilige Begünſtigungen ſeiner Familie Verzicht; weiſe, auf alle Fälle berechnete Geſetze verhüten, daß ein Grundbeſitz oder irgend ein Eigenthum des päpſtlichen Stuhls verſchenkt oder auf irgend eine Weiſe an Privatleute übertragen werde; alle Cardinäle ſind zu Wächtern des Staatsvermögens verordnet und feierlich verpflichtet; ſelbſt für den Fall, daß gleichwohl ein Papſt die Geſetze umginge, und Staatsgüter verſchenkte, iſt (beſonders durch die Verordnung Innocenz XII. zu Ende

des 17ten Jahrhunderts) dem nachfolgenden Papſt und dem Cardinals⸗collegium die Pflicht, die Rückerſtattung zu fodern, ſo dringend eingeſchärft, daß kein auf eine päpſtliche Schenkung gegründeter Beſitz eine bleibende Sicherheit gewähren könnte; auch die Verwendung der Staatseinkünfte und die Verwaltung der Kammergüter iſt bei allen Mängeln der Verfaſſung doch ſo geſtellt, daß ein Papſt wenigſtens kein übergroßes Privatvermögen auf rechtmäßigem Wege ſammeln oder die Seinigen bereichern kann. Gleichwohl bleiben noch Wege dazu offen, und Pius wußte dieſe zu verfolgen. Bald nach ſeiner Erhebung ließ er ſeinen Schweſterſohn Oneſti aus Ceſena kommen, und übertrug ihm das, nach der Verfaſſung des römiſchen Hofes, ſehr wichtige, und überaus einträgliche Amt eines Oberhofmeiſters (Maggiordomo.) Nachdem er neun Jahre lang daſſelbe als eine gute Pfründe mit großem eignen Vortheil verwaltet hatte, erhob ihn ſein Oheim zum Cardinal, und ſtattete ihn ſo reichlich mit andern Pfründen und einem Malteſerpriorat aus, daß er bald einer der reichſten Prälaten ward. Doch viel unrühmlicher war die Begünſtigung eines andern Neffen, Luigi Braſchi, der im weltlichen Stande blieb, aber zu den höchſten Ehren und Reichthümern erhoben ward. Der junge unbedeutende Mann ſtieg aus Niedrigkeit und Dürftigkeit ſchnell empor, und empfing aus einer angeſehenen Familie eine Tochter zur Gattin, die ihm ſchon zu einigem Wohlſtand verhalf. Aber der päpſtliche Oheim ſchämte ſich auch nicht, zu verſtehn zu geben, daß Hochzeitgeſchenke angenommen würden, und da er ſogar ſich herabließ, im eigenen Palaſt ein Zimmer zum Empfang zu öffnen und täglich mit Wohlgefallen jede Gabe und ihren Werth zu bemerken, ſo ſtrömten von Cardinälen, Prälaten, römiſchen Großen, und von Allen, die den Papſt zu gewinnen wünſchten, ſo reiche Spenden herbei, daß der Beſchenkte ſchnell ein reicher Mann ward. Dazu erkaufte ihm Pius das Schloß Nemi mit einem Dorf (im römiſchen Gebiet), ernannte ſpäter ihn zum Herzog, und wußte es beim ſpaniſchen Hof ſo einzuleiten, daß er auch Grand von Spanien ward. Doch wahrhaft empörend und eine ſchreiende Ungerechtigkeit, bei der ſogar wiederholte Rechtsſprüche ungültig gemacht werden mußten, war die Erwerbung der lepriſchen Güter für denſelben Neffen. Die Schwachheit eines kindiſchen Greiſes ward bewogen, eine nahe Verwandte, die rechtmäßige Erbin, zu übergehn, und den päpſtlichen Neffen zum Erben einzuſetzen. Und doch war auch damit das Maß der Ungerechtigkeit und des ſchimpflichen Nepotismus noch nicht erſchöpft. Der Herr von Nemi und nachmalige Herzog wucherte mit dem ungerechten Gut; kaufte alles Oel im Lande auf, und nicht nur ward, trotz aller dagegen vorhandenen Geſetze, dieſem Unfug kein Einhalt gethan, ſondern der Preis des Oels durfte auch ungebührlich geſteigert werden, zu großem Kummer des armen Volks, und ſelbſt der Präſident der Lebensmittel (Grascia) mußte bei dem päpſtlichen Neffen kaufen. Eben ſo bemächtigte ſich dieſer nicht minder geſetzwidrig des Kornhandels; er kaufte von dem ohnehin gedrückten Landmann zu den geringſten Preiſen große Vorräthe, brachte die Erlaubnißſcheine zur Ausfuhr an ſich, und ließ mit großem Gewinn das Getreide ins Ausland führen. Auch andre Erwerbsmittel wurden nicht verſchmäht, und Pius hatte die Freude, ſeine arme Familie ſchnell als eine der reichſten zu ſehen. — Auf ſolche Weiſe konnte Pius freilich weder Liebe noch Vertrauen gewinnen, und bereitete ſich ſelbſt Kränkungen mancherlei Art. Schon im J. 1777 verbreitete ſich die Sage von einer verſuchten Ermordung des heiligen Vaters. Drei Männer, als Pilgrimme gekleidet, waren bis ins Innre des Vaticans vor⸗

gedrungen, und Einer von ihnen hatte die abwehrende Schweizerſchildwache mit einem verborgenen Dolch verwundet. Während indeß die beiden andern dem eintretenden Papſt eine Bittſchrift überreichten, entfloh der Thäter. Zwar wurden alle drei verhaftet, aber bald nachher großmüthig entlaſſen und verwieſen, und man ließ von dem ganzen Ereigniß nichts weiter verlauten. Als im J. 1778 Pius in eine ſchwere und langwierige Krankheit verfiel, die im folgenden Jahr ſein Ende herbeizuführen ſchien, konnte es nicht verborgen bleiben, daß die Römer ſeinen Tod mehr hofften als fürchteten, und daß die Freude über ſeine endliche Geneſung eben nicht aufrichtig war. Es gehörte viel Selbſtgefälligkeit dazu, wenn er ſich überredete, die Liebe ſeines Volks, das unter hartem Drucke ſeufzte, zu beſitzen. — Aber Leiden andrer Art waren ihm vorbehalten, und ſeine Sorgen mehrten ſich mit den Jahren. Seit dem Jahre 1777 trat auch Neapel, das ſeit Jahrhunderten als ein päpſtliches Lehn behandelt worden, und für den päpſtlichen Schatz beſonders ergiebig geweſen, aus ſeinem Verhältniß zum Papſt immer mehr heraus, beſchränkte den Einfluß deſſelben und die Einkünfte, die er ſonſt von dorther gezogen hatte. Zwar ward die Lehnspflichtigkeit nicht gänzlich vernichtet, aber der Lehnszins ſehr bedeutend herabgeſetzt, und ſelbſt die Gerechtſame, die man noch zugeſtand, blieb der Willkühr des Königs ſo ſehr anheimgegeben, daß dieſer nur nach eignem Gutbefinden, und bloß als eine freiwillige fromme Gabe eine jährliche Steuer bewilligte, in welche auch die Entſchädigung für den ſonſt üblichen Zelter, deſſen Ablieferung nicht länger beliebt ward, eingeſchloſſen war. Dieſer Lehnsſtreit dauerte durch die ganze Regierungszeit Pius VI., der das Ende nicht erlebte, und in Hinſicht auf andre päpſtliche Anſprüche konnte der König nicht einmal zu einem Concordat bewogen werden, das als ein verpflichtender Vertrag wenigſtens das geſichert hätte, was dem römiſchen Stuhl noch zugeſtanden bleiben ſollte. — Noch weiter ging der Großherzog von Toscana, der nicht nur Abgaben von Stiftern, frommen Anſtalten und Geiſtlichen nach Rom zu zahlen verbot, ſondern auch darauf auszugehen ſchien, ſeine Landeskirche vom päpſtlichen Stuhl ganz unabhängig zu machen. Auch von Frankreich her drohte ein Sturm, der eine gewaltſame Erſchütterung der päpſtl. Macht im voraus fürchten ließ. Am meiſten aber erfüllte Deutſchland das Herz des Papſtes mit Sorge und Kummer, hier war ein Geiſt zu bekämpfen, der aller geiſtlichen Herrſchaft widerſtrebte, ſelbſt unter den erſten Prälaten mächtige und zahlreiche Freunde, und in dem Reichsoberhaupt einen kühnen Vertreter und beharrlichen Verfechter hatte. Kaiſer Joſeph II., mächtig durch mehr als eine Krone, furchtbar durch ſeinen eiſernen Willen und ſeine weitausſehenden Verbeſſerungsplane, erkannte in ſeinen Staaten keine andre gebietende Macht neben ſich noch weniger eine über ſich an, und wußte auf jedem Schritt ſeiner Herrſcherbahn der päpſtlichen Gewalt in den Weg zu treten. Pius hatte nicht Klugheit genug, gleich anfangs den überlegnen Geiſt des Kaiſers für ſich zu gewinnen, und blieb von ihr auch dann verlaſſen, als er ſie der ſtarren Hartnäckigkeit vorzog. Er begriff nicht die Triebfedern, die Joſephs Maßregeln beſtimmten, und traf dann mit ſeinen Gegenſtrebungen auf eine unerwartete, unbeſiegbare Feſtigkeit. Mit unzeitigem eitlen Trotz reizte er nach dem Tode der Kaiſerin Maria Thereſia (1780) den jungen Fürſten durch die mit nichtigen Gründen beſchönigte Weigerung für die verewigte Herrſcherin das gewöhnliche feierliche Hochamt zu Rom zu halten. So wenig nun auch dieſe Verſagung die Plane und Unternehmungen des Kaiſers beſtimmte, ſo entband ſie

ihn doch gewiß von Rückſichten, die er ſonſt wohl gegen das Oberhaupt der Kirche beobachtet hätte; und obwohl überhaupt kein päpſtliches Anſehn den Kaiſer von ſeinen Abſichten abgeleitet hätte, ſo konnte doch am wenigſten ein unzeitiges Behaupten deſſelben ihn irre machen. — Noch bei Lebzeiten der Kaiſerin Mutter hatte Joſeph ſeine Abſichten in Beziehung auf die kirchlichen Verhältniſſe auszuführen begonnen. Eine Verordnung vom 5ten October 1776, die allen Geiſtlichen verbot, gegen landesherrliche Geſetze in Kirchenangelegenheiten ungebührlich zu reden, war die beziehungsreiche Vorläuferin anderer. In demſelben Monat erſchien das Verbot, irgend etwas, was von auswärtigen geiſtlichen Obern den Geiſtlichen zugeſendet werde, ohne Zuſtimmung der Landesſtelle, den Gemeinden bekannt zu machen; im folgenden Jahr (2ten Sept.) ein ſtrenges Geſetz, daß Niemand perſönlich nach Rom gehen ſolle, um dort Dispenſationen einzuholen, was im folgenden Jahr noch weiter (auch auf die ſogenannten Impedimenta occulta) ausgedehnt ward. Am 2ten Februar 1779 ward ſogar allen Pfarrern ſehr gemeſſen unterſagt, ohne Vorwiſſen und Mitwirkung der Landesſtelle äußerliche Kirchenſtrafen und Bußen zu verfügen. Im J. 1781 ging Joſeph (nun Alleinherr) noch weiter. Am 10ten März erklärte er, daß keine Meßgelder mehr aus den Erbländern verſendet werden ſollten. Am 24ſten März ward alle bedenkliche Verbindung der Stifter, Klöſter und Ordenshäuſer in den kaiſerlichen Staaten mit auswärtigen Obern und Ordenshäuſern, alle Abhängigkeit von fremden Ordensgeneralen völlig aufgehoben, die Errichtung inländiſcher Congregationen und Provincialcapitel verordnet, und den Ordensgliedern unterſagt, ſelbſt nach Rom zu reiſen, ihre Breviarien, Chorbücher und ähnliche Werke aus dem Ausland zu holen, und einen Ausländer zum Ordensoberen zu wählen. Am 26ſten März ward allen Erzbiſchöfen und Biſchöfen in den Erblanden aufgegeben, jede vom päpſtlichen Stuhl erlaſſene Bulle, jedes Breve, jede Anordnung, in welcher Form ſie erſcheinen möge, in beglaubigter Abſchrift der höchſten Landesſtelle vorzulegen, und die landesherrliche Beſtätigung (das Placitum regium) einzuholen, ehe man zur Bekanntmachung ſchreite. Am 13ten Mai ward die Einlieferung aller Exemplare der Bulle In coena Domini, uud aller Ritualien, in denen ſie ſich finde, gefodert; am 1ſten September die Verordnung vom 26ſten März auch auf die ſogenannte Litteras apostolicas (päpſtliche Hirtenbriefe) ausgedehnt, und geboten, daß alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe, ehe ſie die päpſtliche Weihe erhielten und den dabei gewöhnlichen Eid an den apoſtoliſchen Stuhl ablegten, nach einer vorgeſchriebenen Form einen Eid der Treue dem Landesherrn leiſten ſollten. Am 4ten September ward verboten, ferner eine Dispenſation von Ehehinderniſſen in Rom einzuholen, und den Biſchöfen das Recht ertheilt, in allen kirchlichen Hinderniſſen ſelbſt zu verfügen. Darauf folgte am 13ten October das berühmte Toleranzedict, das allen Nichtcatholiſchen freie, jedoch nicht öffentliche Religionsübung und Privatgottesdienſt, Bethäuſer und Pfarrer zugeſtand, und durch mehrere nachfolgende Verordnungen noch genauer und feſter beſtimmt ward. Am 27ſten November ward auch die Bulle Unigenitus, die ohnedies nie förmlich in den kaiſerlichen Staaten anerkannt geweſen, dergeſtalt verworfen, daß ſie als nicht vorhanden betrachtet werden ſolle. Zu dieſen und andern Beſchlüſſen, welche in den öſterreichiſchen Staaten die kirchlichen Verhältniſſe völlig umwandelten, kam noch am 12ten Januar 1782 jene merkwürdige Verordnung, welche die langgefürchtete Aufhebung mehrerer geiſtlichen Orden und Klöſter umſtändlich verfügte, und das dabei zu beobachtende Verfahren ſo

genau beſtimmte, daß der feſte Wille des Kaiſers nicht verkannt werden konnte, und ſchon am 20ſten Januar begann durch die Beauftragten das Werk der Vernichtung. — Mit tiefem Schmerz empfing Pius die Kunde von allen dieſen Verfügungen und Maßregeln, und ſchwankte lange rathlos, wie er ſich zu verhalten habe. Zu kluger Nachgiebigkeit und Mäßigung riethen die Weiſeſten unter ſeinen Umgebungen, damit wenigſtens der Schein einer gefälligen Einwilligung in des Kaiſers Reformationsplane, und Einiges, was Hartnäckigkeit völlig verſcherzen möchte, gerettet werde. Aber eifernde Papiſten riethen gerade zu entſchloſſenem Widerſtand, damit der raſche Schritt des Kaiſers doch etwas gehemmt, das Anſehn des römiſchen Stuhls aufrecht erhalten, und ob auch nicht wiedergewonnen, doch auch kein Recht freiwillig Preis gegeben, vielmehr durch eine fortdauernde Proteſtation verwahrt werde. Der Papſt ſelbſt ſtimmte aus natürlicher Neigung den letztern bei; ſein Stolz, ſeine Eitelkeit ertrugen den Gedanken nicht, daß Er, das Oberhaupt der Kirche, einer weltlichen Macht weichen, die alten Anſprüche ſeines Stuhls aufgeben ſollte. Gleichwohl hatte er nicht Muth noch Kraft genug, um gefaßt und entſchloſſen, wie vordem Clemens XIII., dem Gegner zu begegnen, und einen beharrlichen Widerſtand zu leiſten, und ſo machte ſeine natürliche Schwäche ihn weicher und nachgebender, als er ſeinen Grundſätzen nach ſeyn wollte. Durch Gerardi, ſeinen Nuntius in Wien, nachher durch wiederholte Sendſchreiben, ermahnte er den Kaiſer, von ſeinen Neuerungen abzuſtehn, und erklärte ſeine Bereitwilligkeit, zur Abſtellung wirklicher Mißbräuche in der Kirche die Hand zu bieten. Aber ſowohl der kaiſerliche Miniſter (Kaunitz) als des Kaiſers eigne Antworten überzeugten ihn, wie man weder Rath noch Beiſtand von ihm verlange, Rechte, die er anſprach, gar nicht anerkenne, von allen Kirchenſachen bloß die reingeiſtlichen ſeiner Entſcheidung unterwerfe, und bei den begonnenen Verbeſſerungsplanen nicht einmal ein Stimmrecht ihm zugeſtehe. Er mußte ſich überzeugen, daß viele deutſche Prälaten die Maßregeln des Kaiſers billigten, und daß die Stimme derer, die zu Gunſten der päpſtlichen Gerechtſame ſprachen (wie des Erzbiſchofs von Wien, Cardinals Migazza, der ſogar gewagt hatte, gegen die Verordnung vom 24ſten März 1781 bereits am 20ſten März, alſo vor Erſcheinung derſelben, auf ein bloßes Gerücht hin zu proteſtiren), gar nicht gehört ward. In dieſer Noth ergriff Pius ein Mittel, das ſeine Eitelkeit ihm als das wirkſamſte vorſpiegelte, deſſen Erfolg ſeine Selbſtgefälligkeit allein auf den Eindruck ſeiner Perſönlichkeit berechnete. Er ſelbſt wollte verſuchen, des Kaiſers und ſeiner Räthe Standhaftigkeit zu beſiegen, die bis dahin allen Bemühungen unzugänglich geweſen war. Auf jeden Fall würde, hoffte er, ſein perſönliches Erſcheinen in Deutſchland das faſt vergeſſene Anſehn der päpſtlichen Heiligkeit wieder herſtellen, und ſo ſeine Reiſe dahin eine Art von Triumphzug werden. Wirklich beſchloß er dieſe Reiſe nach Wien, und war von dieſem Vorſatz nicht abzubringen, ſo dringend man ihm auch davon abrieth. Schon im December 1781 meldete er dem Kaiſer ſeinen Entſchluß. Dieſer war erſtaunt, zweifelnd, wie des Papſtes Antrag aufzunehmen ſey; aber obwohl ſeine Räthe ſprachen, daß man den päpſtlichen Beſuch nicht annehmen ſolle, weil durch denſelben gegen des Kaiſers Plane bei dem Volk größere Abgeneigtheit bewirkt werden könne, ſo war Joſeph doch ſo feſt überzeugt, daß nichts ſeine Unternehmungen hemmen ſolle, und fand des Papſtes Erſcheinen an ſeinem Hofe ſelbſt in mehr als Einer Hinſicht ſo günſtig, daß er ſehr freundlich und mit Achtung dem Papſte meldete, wie willkommen er

perſönlich in Wien ſeyn werde, obwohl er nicht bergen mochte, daß dadurch in ſeinen kirchlichen Reformen nichts geändert werden könne. Ein neues Schreiben lehnte aber des Papſt's Wunſch, nicht als Papſt, ſondern nur als ein Biſchof, in halbem Incognito, nach Wien kommen, und in dem Nuntiaturgebäude ſich aufhalten zu dürfen, mit vieler Feinheit ab, und bat Pius, in ſeiner ganzen Würde aufzutreten, und in der Hofburg ſeine Wohnung zu nehmen. Er ſcheint auch ſelbſt zu dieſer feierlichern und glänzendern Rolle mehr geneigt geweſen zu ſeyn, und nahm des Kaiſers Einladung um ſo lieber an, als er dabei ſich dieſem näher befand, und beſſer ihn bearbeiten konnte. Die Römer hatten an dieſer Reiſe kein Gefallen, ſie ſchien ihnen eine Erniedrigung des Oberhauptes der Kirche; auch mochten ſie den unnützen, ihnen aber gewiß drückenden Aufwand, der dabei unvermeidlich war, in Anſchlag bringen. Indeß wurden in allen römiſchen Kirchen feierliche Gebete und Umzüge angeordnet. Pius verfügte über die Regierungsangelegenheiten während ſeiner Abweſenheit, und über Alles, was geſchehen ſollte, auch für den Fall, daß er vor der Rückkehr ſtürbe, weßhalb auch die Bulle: ubi Papa, ibi Roma aufgehoben ward. Sein Teſtament übergab er ſeinem Neffen. Darauf am Abend vor ſeiner Abreiſe ſtieg er allein in die unterirdiſche Capelle der Peterskirche hinab, betete lange am größten Altar, unter dem die Gebeine der Apoſtel Petrus und Paulus ruhen, und las dann eine ſtille Meſſe. Am 27ſten Februar 1782 begab er ſich, nachdem er vorher in der vaticaniſchen Capelle andächtig gebetet, noch einmal in die Peterskirche, hörte noch eine Meſſe, ertheilte dann vor der großen Pforte dem zahlreich verſammelten Volk den Segen, trennte ſich von dem eben anweſenden Großfürſten von Rußland, und verließ darauf unter glänzender Begleitung Rom. Die dreifache Krone und Alles, was zu den päpſtlichen Prachtaufzügen gehörte, dazu vier Cardinalshüte, die vielleicht deutſchen Prälaten zu Theil werden ſollten, und eine Menge goldener Medaillen zu Geſchenken, wurden mitgenommen. Die Andacht des überall herbeiſtrömenden, um ſeinen Segen flehenden Volks, die Feierlichkeiten und Freudenbezeugungen, mit denen man ihn allenthalben auf ſeinem Wege empfing, mußten ihm eine Entſchädigung ſeyn für die Beſchwerden der Reiſe. Er ſah ſeine Vaterſtadt wieder, und freute ſich, daß ſein Glanz auch ſie um ſeinetwillen überſtralte, wiewohl eine Fluth von Bitt- und Klagſchriften ſeine Freude ſtörte; ſelbſt die Republik Venedig, ſo lange eine Feindin Roms, empfing ihn mit feſtlichem Gepränge; in Görz, der öſterreichiſchen Gränzſtadt, erwartete ihn der kaiſerliche Vicekanzler mit dem päpſtlichen Nuncius und glänzendem Gefolge. Der Kaiſer mit dem Erzherzog Maximilian ging ihm bis Neukirchen (6 Meilen von Wien) entgegen, nahm ihn nach ehrenvoller und freundlichſter Bewillkommnung in ſeinen Wagen auf, und führte ſo (am 22ſten März), begleitet von zahlloſer Menſchenmenge, ihn in Wien ein, wo er in der Hofburg die Zimmer der verſtorbenen Kaiſerin bezog. Die eintretende Charwoche verging unter kirchlichen Feſten. Am Oſtertag (31ſten März) hielt der Papſt ſelbſt das feierliche Hochamt in der Stephanskirche. Aber bei dieſer bedeutendſten öffentlichen Handlung, die viele Tauſende von nah und fern herbeigezogen hatte, fehlte der Kaiſer, man ſagte, weil der päpſtliche Ceremonienmeiſter im Geiſt früherer Zeiten ihm einen niedrigern Seſſel als dem heiligen Vater zugedacht hatte. Mancherlei Feſte verherrlichten des Papſtes Aufenthalt; täglich ertheilte er dem verſammelten Volk den Segen; die angeſehenſten Männer des Staats wurden zum Fußkuß zugelaſſen, der päpſtliche Pantoffel war in einem Zimmer ausgeſtellt, und

Tauſende kamen, ihn zu küſſen; Vornehmern ward er ins Haus geſendet; unzählige Roſenkränze brachte man herbei, daß der Papſt ſie weihe. Aber ſchwieriger und unerfreulicher waren ſeine Bemühungen für das, was ſeine Reiſe veranlaßt hatte. Der Kaiſer ließ ſich ſelten zu einem traulichen Geſpräch, das die wichtigſten Angelegenheiten berührte, geneigt finden; noch unzugänglicher war der Staatsminiſter, kaum konnten vornehme Prälaten zu freiem Zutritt und geheimen Geſprächen mit dem Papſt gelangen, weil jeder, der ihm nahte, ſorgfältig beobachtet ward. Unter dem Volk wurden Schriften verbreitet, die darauf berechnet ſchienen, den Eindruck, welchen des Papſtes Erſcheinen gemacht, zu ſchwächen. Alles mußte ihn und ſeine Freunde überzeugen, daß der Zweck dieſes Beſuchs im Weſentlichen verfehlt, und dem Kaiſer keine Aenderung ſeiner Maßregeln abzugewinnen ſey. Mit dieſer troſtloſen Ueberzeugung und wenig geſtärkt durch Joſephs Verſicherungen ſeiner treueſten Anhänglichkeit an den Glauben der römiſchen Kirche, rüſtete Pius ſich zur Abreiſe. Am 22ſten April verließ er, begleitet vom Kaiſer, Wien. In Mariabrunn trennten ſie ſich mit ſichtbarer Rührung und allen Zeichen perſönlicher Achtung und gegenſeitigen Wohlwollens. An der bayerſchen Gränze ward der Papſt auf's feierlichſte empfangen, und in München, wo er einige Tage verweilte, mit der größten Ehrfurcht behandelt. Auf der Rückreiſe, wie auf der Hinreiſe, durfte ſich Pius ausgezeichneter Ehrenbezeugungen erfreuen, und gab ſelbſt überall Beweiſe ſeiner Frömmigkeit und Andacht. Am 13ten Junius traf er wieder in Rom ein. — Begierig harrte nun das Cardinalscollegium, wie alle Römer, ſeiner Erklärung über den Erfolg der bedenklichen Reiſe. Pius aber gab nur allgemeine Verſicherungen von des Kaiſers frommem Eifer, und ſah, wie wenig dies befriedigte, wie das Mißvergnügen ſich mehrte. Er zog ſich ſtill in den Quirinal zurück, und ſchien immer in tiefe Betrachtungen verſenkt, woraus man ſchlimme Folgerungen zog. Endlich am 23ſten September erklärte ſich Pius in einem feierlichen Conſiſtorium über ſeine Reiſe, gedachte aber faſt nur der Feſtlichkeiten, die ihm zu Ehren veranſtaltet worden und der Verſprechungen, welche der Kaiſer ihm ertheilt habe. Da ward die Unzufriedenheit allgemein, und der Witz und Unmuth der Römer entlud ſich in Pasquillen und Schmähungen. Zwar ganz vergebens war die Reiſe nach Wien nicht geweſen. Joſeph hatte mehr Geneigtheit gewonnen, den Papſt nicht ohne Schonung zu behandeln; das Toleranzedict war etwas beſchränkt, die Aufhebung einiger Klöſter eingeſtellt oder doch aufgeſchoben, die Büchercenſur andern ſtrengern Regeln unterworfen, ja ſogar den Klöſtern einige Verbindung mit den Obern in Rom, doch unter Aufſicht der weltlichen Behörden, wieder eingeräumt worden. Bald aber zeigte der Kaiſer nur zu ſehr, wie wenig er ſich durch den Papſt gebunden oder beſchränkt glaubte. Man kann als das öffentlichſte Zeugniß, und als die offenkundigſte Wirkung der gegenſeitigen Verhandlungen in Wien, das merkwürdige Fundamentalreligionsedict vom 30ſten Mai 1782 anſehen, das mit Beziehung auf jene Verhandlungen des Kaiſers feſten Willen erklärte, alle frühere Verordnungen in Betreff der Kirchenangelegenheiten aufrecht zu erhalten, und nur jene vorigen, und ſehr beſchränkten Milderungen zugeſtand. Schriftlich wurden nachher die Verhandlungen fortgeſetzt, und löſten nun faſt das freundſchaftliche Verhältniß, das ſich gebildet hatte, wieder auf. Pius verſuchte einen gebietenden und drohenden Ton, als der Kaiſer in ſeinen italieniſchen Staaten ſelbſt das Recht der Pfründenverleihung ihm entzog, und Joſeph faßte endlich immer feſter den Entſchluß, die

Kirche ſeiner Erbſtaaten völlig von Rom zu trennen. Um aber Alles zu verſuchen, den Papſt zur Einwilligung in ſeine Maßregeln zu bewegen, faßte er ſchnell den Gedanken auf, ſelbſt nach Rom zu reiſen, und überraſchte wirklich am 23ſten Dec. 1783 Pius mit ſeiner unerwarteten Ankunft. Dieſer Beſuch ward dieſem viel vortheilhafter als ſein eigner in Wien. Denn zwei wichtige Männer, der Cardinal Bernis und der Ritter Azara (ſpaniſcher Geſandter in Rom), mäßigten des Kaiſers unternehmenden Muth, und vermochten ihn, gütlich ſich mit dem Oberhaupt der Kirche zu vergleichen. Joſeph ſelbſt, ſo ſehr er ſeine Geiſtesüberlegenheit und Pius Beſchränktheit empfand, faßte doch neues Vertrauen und Wohlwollen zu dieſem. Von nun an verfuhr er ſchonender; minder ſtürmiſch wurden die Reformen fortgeſetzt, und Pius hatte die Freude, Manches wieder in das alte Verhältniß zurückkehren, und das Aeußerſte, was von dorther drohte, abgewendet zu ſehn. — Indeß erhob ſich aus Deutſchland ein neues Unwetter in den Nunciaturſtreitigkeiten. Schon früher hatten beſonders die geiſtlichen Churfürſten wiederholte Beſchwerden gegen den römiſchen Stuhl erhoben; die Ankunft eines neuen Nuncius in Cöln beſtimmte ſie endlich, demſelben alle Anmaßungen in ihren Sprengeln zu verweigern, und als darauf die Nunciatur von Cöln nach München verlegt ward, vereinigten ſie ſich mit dem Erzbiſchof von Salzburg bei dem Congreß im emſer Bade (1786), zu jenen berühmten Punktationen, welche die Herſtellung der alten biſchöflichen Rechte und die Beſchränkung der päpſtlichen Gewalt über die deutſche Kirche, wo nicht eine gänzliche Unabhängigkeit derſelben bezweckten. Des Kaiſers Unternehmungen hatten ſie kühn gemacht; ſeiner bekannten Denkungsart vertrauend, theilten ſie ihm ihre Beſchlüſſe zur Beſtätigung mit, und ſetzten ſich ſelbſt in Beſitz der angeſprochenen Rechte. Doch dieſe neue Gefahr ſah Pius minder durch eignes Verdienſt, als durch die Feinheit und Feſtigkeit ſeiner Rathgeber und günſtige Zeitverhältniſſe abgewendet. Der neue Nuncius verfuhr mit Nachdruck gegen die Prälaten; die Eiferſucht andrer Biſchöfe ward gegen dieſelben gereizt, der bayerſche Hof zum Werkzeug des päpſtlichen geſtimmt und klüglich benutzt, und als die Sache nun an den Reichstag zu Regensburg kam, Alles ſo eingeleitet, daß ſelbſt proteſtantiſche Stände ihren geiſtlichen Mitſtänden entgegenwirkten. Allmählig ſuchten dieſe einzeln ſelbſt eine Ausſöhnung mit dem römiſchen Stuhl, und gaben ihr wichtiges Unternehmen auf. — Gleichzeitig ward ein ſchwerer Kampf mit dem Großherzog und den Biſchöfen von Toscana beſtanden. Leopold, Joſephs Bruder, der mit gleichem Eifer auf eine Reformation der Kirche hinarbeitete, fand unter ſeinen Biſchöfen mehrere, die mit ihm und in ſeinem Geiſt wirkten. Der Biſchof von Piſtoja wagte darauf im J. 1786 eine Synode in Piſtoja zu halten, auf der eine zahlreiche Verſammlung von Biſchöfen ſogar die berühmten vier Grundſätze der gallicaniſchen Kirchenfreiheit für ihren Theil beſtätigte. Zwar widerſprachen andere Biſchöfe, aber im folgenden Jahr veranſtaltete Leopold ſelbſt eine Nationalſynode zu Florenz, welche zu einer durchgreifenden Kirchenverbeſſerung ernſtliche Anſtalten traf. Nur durch Aufwiegelung einiger Biſchöfe, und eines Theils des Volks gelang es dem römiſchen Hofe, dieſe Maßregeln zu hemmen, bis Leopolds Scheiden aus Toscana und der Eintritt neuer Zeitverhältniſſe das ganze Reformationswerk dort unterbrachen. — In einem günſtigern Lichte erſcheint Pius bei den Unruhen in den Niederlanden. Dieſe waren durch Joſephs Neuerungen in den kirchlichen Angelegenheiten angefacht worden, und boten dem Papſt Gelegenheit

dar, als Friedensvermittler aufzutreten, wiewohl ſeine Vermittelung nicht von bedeutenden Folgen war. Aber ein guter Geiſt verkündigte ſich in ſeinen Hirtenbriefen und Breven, die er an die niederländiſchen Biſchöfe ſendete, und die ihn wahrhaft als einen Boten des Friedens darſtellten. So erkannte er auch dankbar die Gunſt, welche ein proteſtantiſcher Fürſt, Friedrich II., ſeinen catholiſchen Unterthanen in Schleſien und den Klöſtern bewies. Was alle ſeine Vorgänger verweigert, geſtand er endlich unaufgefodert zu, indem er die preußiſche Königswürde förmlich anerkannte. Unter ſolchen Kämpfen und Mühen war Pius in das höhere Alter übergegangen. Seine ältern Freunde, beſonders Alexander Albani und Manefoſchi, waren ſchon längſt von ihm geſchieden; auch ſein vieljähriger Vertrauter, der Exjeſuit Zacaria, ſtand ihm nicht mehr zur Seite. Ihn umgab eine neue Welt, und ſein für Liebe empfängliches Herz machte ihn ſchwach gegen ſeine Verwandten, weßhalb er bittern, freilich nicht ungerechten, Tadel erfuhr. Im J. 1782 hatte er die Freude erlebt, im ruſſiſchen Reich den ihm ſo werthen Jeſuiterorden wieder aufleben zu ſehen, worauf er, nicht ohne Beſorgniß, wie andre Mächte ſeinen Schritt aufnehmen möchten, nach einigem Zögern (1783) denſelben für jenes Reich wieder herſtellte. Aber vergebens hoffte er ouf eine günſtige Gelegenheit, den Orden wieder zur vollſtändigen Anerkennung zu bringen. Schon früher (1778) war ihm die Genugthuung geworden, daß der berühmte Weihbiſchof Hontheim ſein unter dem Namen Justinus Febronius (1763) herausgegebenes Werk, welches mit der größten Freimüthigkeit und eindringendſten Gelehrſamkeit geſchichtlich die Anmaßungen und Anſprüche des Papſtthums bekämpfte, förmlich widerrief, und dieſen Widerruf ſogar als freiwillig erklärte. Aber eine ſpätere, ausführliche Erklärung Hontheims beſtätigte eigentlich doch die Hauptſätze ſeines Werks, und der Geiſt, der durch daſſelbe überall angeregt oder genährt, und gegen den römiſchen Stuhl immer feindſeliger geworden, war durch keinen Widerruf niederzuſchlagen. Pius aber bewies ſich ſehr aufmerkſam auf Alles, was die Lehre oder Verfaſſung der römiſchen Kirche anfechten mochte, ohne gerade allen Verbeſſerungen abgeneigt zu ſeyn. So bot er unaufgefodert die Hand, als der Churfürſt von Trier das Schulweſen ſeines Landes verbeſſern wollte, und die reichen Abteyen zu freiwilligen Beiträgen für dieſen heilſamen Zweck auffoderte. Die Mönche weigerten ſich, und wußten die Sache an den Papſt zu bringen, der nun ſogleich durch ein Breve den Churfürſten ermächtigte (1784), eine Vermögensunterſuchung bei den Saumſeligen vorzunehmen, und nach billiger Abſchätzung ihren Ueberſchuß zu dem löblichen Endzweck zu verwenden. So gab er auch den Veranſtaltungen deutſcher Prälaten, die Geiſtlichen zur Berufstreue anzuhalten, und den traurigen Zuſtand der Kirchenzucht zu verbeſſern, ſelbſt dem merkwürdigen, ſchönen Hirtenbriefe (von 1782) des Fürſtbiſchofs von Salzburg, der auf Einſchränkung unnützen Kirchenprunks drang, und fleißiges Bibelleſen empfahl, ſeinen Beifall. Irrenden zeigte er zwar großen Eifer für catholiſche Rechtgläubigkeit, aber doch chriſtliche Milde, und fand an bösartiger Verketzerung kein Gefallen. Wenn er (ſchon 1777) eine Unterſuchung über die bekannten gasneriſchen Wundercuren verhängte, ſo erfüllte er ſeine Pflicht in einer Sache, die vielen ärgerlich war, und neuen Aberglauben zu erwecken ſchien; doch wurde Gasners Kunſt nicht bloß als abergläubig, ſondern auch als ketzeriſch verworfen. — Seit dem Anfang ſeiner Regierung hatte er es bitter empfunden, wie keine Zeit dem Oberhirten der Kirche und dem geiſtlich-weltlichen Herrſcher ungünſtiger ſeyn könne

als die ſeinige, wie Alles nach Neuerungen begierig, dahin ſtrebe, das Alte zu vernichten, und nichts, was durch die Väter geheiligt ward, anzuerkennen. Aber die ſchwerſte Prüfung und allertraurigſte Erfahrung war ſeinen letzten Lebensjahren aufgeſpart. — Die franzöſiſche Revolution begann, und fügte ſchnell dem Papſtthum den größten Verluſt zu. Die gallicaniſche Kirchenfreiheit hatte zu allen Zeiten dem römiſchen Stuhl viel Sorge und Kummer verurſacht; Pius war von dorther früher weniger angefochten worden, und nur das Toleranzedict Ludwigs XVI., vom J. 1782, das beſonders auch die Proſelytenmacherei der Catholiſchen rügte, hatte ihn etwas verletzt. Als aber Frankreich alle Bande geſellſchaftlicher Ordnung zerriß, und für das Trugbild ſeiner Freiheit und Gleichheit wüthete, ward auch alles Heilige völlig in den Staub getreten, und das kirchliche Verhältniß mit Verachtung, Spott und Hohn niedergeworfen. Schon 1789 wurden durch die Nationalverſammlung alle geiſtliche Güter für Nationalgüter erklärt, und 1790 Avignon und Venaiſſin mit Frankreich verbunden. Immer wilder ward der Sturm. Die Freiheitsſchwärmer weihten die Kirche der heiligen Genoveva zu Paris zu einem Pantheon ein, verbannten alles Geiſtliche, ja alles Religiöſe, und huldigten allein ihrer kindiſchen Vernunftgöttin. Laut ſprach man allen Geiſtlichen und dem Papſte Hohn; die Pariſer verbrannten 1791 vor dem königlichen Palaſt und vor den Augen des Nuncius eine Strohfigur, die Pius VI. vorſtellte. Dieſer erließ Hirtenbriefe, Breven, Bullen an die Biſchöfe und Geiſtlichen und an das Volk, und ermahnte mit väterlicher Stimme zur Rückkehr in die Schranken der Ordnung, in den Schooß der Kirche. Mit außerordentlicher Thätigkeit, aber ohne Nachdruck griff er in das gewaltige Unternehmen ein; die ſchon 1796 in 2 Bänden erſchienene Sammlung ſeiner Breven und Hirtenbriefe, aus dieſer Revolutionszeit, bezeugen ſeinen Eifer, ſeinen tiefen Schmerz. An die Fürſten, an die Völker wendete er ſich warnend, ermahnend, und verdammte laut und feierlich die Grundſätze, welche in Frankreich Wurzel gefaßt hatten. Als die Nachricht von Ludwigs XVI. Ermordung nach Rom kam, bezeugte er im Conſiſtorio und öffentlich ſeine Trauer, hielt ihm ein feierliches Todtenamt, und verordnete Meſſen zum Heil ſeiner Seele. Der Unwille der Franzoſen ward noch mehr genährt, als der Papſt 1792 ſich bei dem beginnenden Kriege ebenfalls rüſtete, wiewohl er neutral bleiben wollte. Dem furchtbaren Drang der Zeit war ſein Geiſt, ſein Alter nicht gewachſen; ſeine politiſchen Maßregeln waren unſicher, ſchwankend. Aber ſein Glaube, ſeine Frömmigkeit hielt ihn ſelber noch aufrecht, und leitete ſeine Geſinnung. Damals verſöhnten ſich die Römer mit dem ehrwürdigen Greiſe, der ſich ſelbſt in dieſer Prüfung zu läutern und von frühern Schwächen zu entbinden ſchien; ſie prieſen ihn als den Vater des Vaterlands; viele Stimmen nannten ihn den beſten der Fürſten, und der Senat vereinigte ſich mit den Bürgern, ihm ein Denkmal mit der Inſchrift: dem Beſchützer der öffentlichen Sicherheit, zu errichten. Pius ſelbſt aber gab dazu unter jenen Umſtänden ſeine Einwilligung nicht, und ließ nur zu, daß eine in Marmor gegrabene Inſchrift im Capitol aufgeſtellt wurde, welche die Ehrfurcht und Dankbarkeit der Römer ausſprach. — Indeß bewegte der ſiegreiche Fortſchritt der franzöſiſchen Waffen ganz Italien. Bonaparte drang nach ſeinen erſten glücklichen Schlachten gegen Oeſterreich in den Kirchenſtaat vor, und ſchon am 19. Jun. 1796 hatte er ſich Bologna's, Urbino's und Ferrara's bemächtigt. Für Pius war nirgend Hülfe; ſein kleines Heer konnte dem kühnen Sieger nicht widerſtehn. Er ſuchte

einen Waffenſtillſtand, der am 23ſten Juni zu Bologna ihm bewilligt ward, aber zu ungeheuern Aufopferungen ihn nöthigte. Nicht nur 20 Millionen Livres, ſondern auch eine Auswahl der herrlichſten Kunſtdenkmäler und koſtbarſten Manuſcripte des Vatican mußte den Franzoſen überliefert werden; dieſe behielten auch die drei Legationen beſetzt, und nöthigten die Regierung, den Feinden der Republik ihre Häfen zu verſchließen. Und doch war um ſo theuern Preis nur eine kurze Ruhe und wenig Sicherheit erkauft. Kaum war Mantua gefallen, als Bonaparte, unter dem Vorgeben, daß der Papſt ſich gegen Frankreich gerüſtet habe, am 1ſten Febr. 1797 den Waffenſtillſtand aufkündigte, und wieder in den Kirchenſtaat einrückte. Nur eine kleine päpſtliche Schaar konnte ihm entgegengeſtellt werden, die ſchon am 2ten Februar unterlag. Nun bemächtigte das franzöſiſche Heer unaufhaltſam ſich der päpſtlichen Provinzen, und Pius erkaufte mit neuen großen Opfern den Frieden zu Tolentino am 19ten Februar 1797. Der übermüthige Sieger barg es ſogar nicht, daß auch dieſer Gewinn dem Papſt nur auf kurze Zeit gegönnt ſeyn ſolle; kaum bedurfte er, um auch im Frieden ſeine Beſatzungen im päpſtlichen Gebiet behalten zu dürfen, des Vorwandes, daß die Römer zu Aufruhr geneigt ſeyen. Furchtbar peinlich war die Lage des greiſigen Pius. Nicht nur den Verluſt ſchöner Provinzen, Bologna's, Ferrara's, Romagna's betrauerte er; er war im eigenen Gebiet nicht mehr Herr. Mit ſtudirter Grauſamkeit und muthwilligem Uebermuth quälten die Franzoſen den alten Mann. Und der Schwindel des Republikanismus hatte auch viele ſeiner Unterthanen ergriffen; der Druck der Gegenwart erregte allgemeinen Unwillen; mit Heftigkeit ward die Schlaffheit und Schwäche der Regierung getadelt, und ſie wegen aller Leiden angeklagt. Im Innern glomm verderblicher Aufruhr, und von außen zeigte ſich nur ein ſchonungsloſer Feind. Pius ermannte ſich immer wieder unter andächtigen Gebeten, und blickte nicht ohne Sorge und Kummer, doch mit Gottvertrauen, in die Zukunft. Als Fürſt vermochte er nicht ſein Volk zu erretten, und mit Kraft und Feſtigkeit die Zügel der Regierung zu führen; als Oberhaupt der Kirche vergaß er weder ſeine Pflicht noch ſeine Würde, doch achtete man ſeiner nicht; aber als Menſch, gegründet auf die höchſte Kraft, welche den Menſchen erhebt, unbeweglich feſt in ſeinem Glauben, in ſeinem getroſten Aufſehen auf Gott, ward er nun ein würdiges Vorbild ſeiner Heerde, daß man früherer Gebrechen wohl vergeſſen mochte. Die Lage des Kirchenſtaats ward mit jedem Tage bedenklicher, trauriger; Pius fügte ſich mit Ergebung in ſein Schickſal, mit dem Bewußtſeyn, daß er nicht die Macht habe, daſſelbe zu ändern. Die Franzoſen ſchienen indeß nur ſeinen Tod, oder irgend ein veranlaſſendes Ereigniß abzuwarten, um auch den Schatten von päpſtlicher Regierung auszutilgen, und ihren Republikanismus an deren Stelle zu ſetzen. Damals war Joſeph Bonaparte franzöſiſcher Geſandter in Rom, bemüht, die Unzufriedenheit mit der päpſtlichen Regierung immer mehr anzufachen, und mit ſeinen Gehülfen die römiſchen Angelegenheiten ſo zu verwirren, daß eine Revolution erfolgen mußte. Ein Theil der Römer ward von ihm verführt, und bei dieſem ein Aufſtand zur Reife gebracht; ein andrer Theil haßte mit italieniſcher Tiefe die Franzoſen, und hätte gern durch einen allgemeinen Aufſtand ſich von denſelben befreit. Gegen Ende des Jahrs 1797, als Pius eben an einer langen und ſchweren Krankheit darnieder lag, brach endlich das Ungewitter los. Am Abend des 27ſten Decembers rottete ſich der Pöbel Roms zuſammen, und tobte mit dem Geſchrei: Es lebe die Republik,

durch die Straßen. Päpſtliche Soldaten bemühten ſich, die Aufrührer zu zerſtreuen, und verfolgten dieſelben, da ſie ſich, wie unter ſichrer Hut, in den Hof des damaligen franzöſiſchen Geſandtſchaftspalaſtes, zurückzogen, auch dorthin. Von beiden Seiten fielen Schüſſe, und nun eilten Joſeph Bonaparte und der General Duphot unter die römiſchen Soldaten, und geboten ihnen drohend, das Geſandtſchaftshaus zu verlaſſen. Die Soldaten gehorchten; da aber die Empörer indeß wieder hervordrangen, ward der Kampf erneut, und ein Schuß tödtete den General Duphot, der mit gezogenem Degen auf die Päpſtlichen eindrang. Dieſer Schuß ſchien das Zeichen zu Roms Verderben zu ſeyn. — Pius raffte ſeine matten Kräfte zuſammen, ſendete Eilboten an die mächtigſten Höfe, ſchilderte ſeine ſchreckliche Lage, bat um ſchleunige Hülfe. Die Franzoſen ſuchte er von ſeiner Unſchuld an dem ganzen Ereigniß zu überzeugen, und ſie zu verſöhnen. Eilends aber verließ Joſeph Bonaparte mit ſeinen Genoſſen Rom, und bang und ungewiß harrte man der drohenden Zukunft. Nach ſo vielen ausgeſuchten Mißhandlungen, die man ſich gegen den ehrwürdigen Greis Pius erlaubt hatte, war nun das Aeußerſte zu fürchten. — Mit Anfang des Jahrs 1798 näherte ſich eine franzöſiſche Heerabtheilung unter dem Obergeneral Berthier dem römiſchen Gebiete. Der König von Neapel, der ſich des Papſtes annahm, ſendete Abgeordnete an Berthier. Feierlich verſicherte dieſer den päpſtlichen und neapolitaniſchen Unterhändlern, daß die franzöſiſche Regierung keine Veränderung der päpſtlichen Regierung beabſichtige, und daß er nur erſcheine, um Duphots Ermordung (für die der Papſt jede billige Genugthuung verſprach) zu rächen, und der Ehre der franzöſiſchen Republik genug zu thun. Pius mußte den freien Einzug der Franzoſen in Rom bewilligen. Am 16ten Febr. zogen ſie ein. Alsbald ward die Treuloſigkeit offenbar. Ein Aufruf Berthiers klagte ſogleich heftig die päpſtliche Regierung an. Das Capitol und die Engelsburg wurden beſetzt. Vergebens veranlaßte man den Papſt, von Rom ſich zu entfernen; er erklärte mit Muth und Standhaftigkeit, daß er als Fürſt und Biſchof ſein Volk nicht verlaſſen werde. Da ward am 18ten Februar die neue römiſche Republik erklärt, als eben in der ſixtiniſchen Capelle die Cardinäle den Jahrestag der Papſtwahl Pius VI. feierten. Freiheitsbäume, Bilder der Freiheit in ſchamloſer Geſtalt wurden aufgeſtellt; das Freiheitsgeſchrey drang bis in des Papſtes Zimmer, vor denen Wache ſtand. Ihm ſelbſt raubte man alle Koſtbarkeiten, ſeine Vertrauteſten, die meiſten Cardinäle wurden verwieſen und gemißhandelt. Pius, der durch nichts zu bewegen war, die Regierung niederzulegen, ward nun Staatsgefangner, gegen welchen frecher Uebermuth ſich die gröbſten Mißhandlungen erlaubte, und am 20ſten Februar, zwei Stunden vor Tages Anbruch, nachdem er vorher noch die Erlaubniß, eine Meſſe hören zu dürfen, mit Mühe erhalten, führte man ihn eilends aus Rom, von wenigen Dienern begleitet. Am 25. führte man ihn nach Siena, wo er im Auguſtinerkloſter als Gefangner blieb. Still, ſeiner Auflöſung nahe, brachte hier Pius ſeine Tage zu, nur von dem Wunſche beſeelt, ſie hier in Ruhe beſchließen zu können. Aber der Argwohn elender Republikaner gönnte ihm dieſe Ruhe nicht. Am 26. Mai brachte man den kranken, ſchwachen Greis weiter fort, und ſperrte ihn in die Carthauſe zu Florenz. Hier empfing er den Beſuch des Großherzogs von Toscana, und des Königs von Sardinien. Aber ſolche Auszeichnungen, und die Ehrfurcht des Volks gegen den heiligen Vater mehrten nur die Wuth und Grauſamkeit der Franzoſen. Am 27ſten

März 1799 mußte er auf's neue zur Reiſe ſich anſchicken. Die Fortſchritte der öſterreichiſchen Waffen beunruhigten ſeine Wächter. Man führte ihn über Bologna nach Parma, der franzöſiſchen Grenze zu. Von allem entblößt, arm und hülflos, dem Muthwillen einer Schaar verwilderter Soldaten Preis gegeben, in jeder Stunde ſeines Endes harrend, ſetzte er die Reiſe fort, auf der man ſelten ihm ein bequemes Nachtlager gönnte, und mit recht ausgeſuchter Grauſamkeit ihn mißhandelte. Er flehte dringend, daß man wenigſtens an der Gränze Savoyens ihn ſterben laſſe. Aber da er zu ſchwach geworden, um die beſchwerliche Fahrt über die Alpen noch aushalten zu können, lud man ihn auf einen Tragſeſſel, in dem er, kümmerlich bekleidet, über den rauhen Mont-Cenis getragen und nach Briançon geführt ward. Mehr, als man hoffen durfte, bewies ein Theil des franzöſiſchen Volks dem leidenden Papſt Mitleid und Ehrfurcht; das Directorium aber ſchien dadurch beunruhigt zu werden. Am 14ten Julius traf er endlich in Valence, dem Ziel ſeiner Leiden ein. Eiferſüchtig ward er auch hier bewacht, und als Staatsgefangner in der Citadelle verwahrt; kaum durfte Jemand, außer ſeinem Arzt, ihm nahen. Am 18ten Auguſt mehrten ſich die Leiden ſeines Körpers. Seine Seele war freudig zum Tode. Seine irdiſchen Angelegenheiten waren abgeſchloſſen; ſchon vor ſeiner Abreiſe aus Rom hatte er ſein Teſtament übergeben. Am 27ſten Auguſt empfing er das heilige Abendmahl, am folgenden Tag die letzte Oelung. Am 29ſten Aug., nach Mitternacht entſchlief er, nachdem er vorher noch die Feſtigkeit und Innigkeit ſeines Glaubens bezeugt hatte. In Valence ward er begraben. Die Verehrung vieler folgte ihm nach. Ke.

Pius VII. Nach dem Tode Pius VI. im feindlichen Lande, wähnten Viele, mit ihm ſey die Reihe der Päpſte, wenigſtens in der alten Bedeutung, geſchloſſen, wiewohl offenbar war, daß die catholiſche Kirche, ohne völlige Vernichtung ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer alten Verhältniſſe, nicht ohne ein ſichtbares Oberhaupt bleiben könne. Aber das Cardinalscollegium war zerſtreut, von Rom entfernt, und keine Macht Europa's ſchien zu ſeiner Wiedervereinigung und einer neuen Papſtwahl die Hand zu bieten. Die neue römiſche Republik, die als Pius VI. ſtarb, noch beſtand, friſtete zwar nur ein kümmerliches Daſeyn; doch war für die Zurückgabe der weltlichen Herrſchaft in die Hände eines neuen geiſtlichen Herrn noch wenig Hoffnung vorhanden; Italien ſchien zwar ſeiner völligen Befreiung von franzöſiſcher Botmäßigkeit entgegenzugehn, auch Rom ward (am 30. September 1799) den neapolitaniſchen und ruſſiſchen Heeren übergeben, und der ganze Kirchenſtaat von den Franzoſen geräumt; doch verbürgte nichts die völlige Wiederherſtellung der alten Verfaſſung. Bald ward auch Italiens Schickſal von neuem bedenklich, als Bonaparte's unerwartete Rückkehr aus Aegypten das Conſulat, mit dem er ſich bekleidete (10ten November), die faſt ungemeſſene Gewalt, deren er ſich bemächtigte, die kräftigen Anſtalten, die er ſogleich traf, den Krieg in Italien wie in Deutſchland wieder mit Nachdruck und Erfolg zu führen, allenthalben Furcht und Beſorgniſſe erregten. Er, der früher ſo gewaltthätig gegen den unglücklichen Greis Pius verfahren, der als ein hartnäckiger Feind aller geiſtlichen Herrſchaft, und als ein enthuſiaſtiſcher Freund des Republikanismus bekannt war, ſchien am wenigſten geeignet, das Wiederaufleben des Papſtthums zu begünſtigen. — Aber ſo wenig die weltliche Macht dafür thun mochte, ſo war doch in der catholiſchen Kirche ſelbſt kein Zweifel, daß man eilends zu einer neuen Papſtwahl ſchreiten, und

wo möglich ſelbſt den zu fürchtenden Eingriffen von außen zuvorkommen müſſe. Die angeſehenſten Cardinäle machten auch dazu alle nöthigen Einleitungen, die freilich diesmal unſicherer als je waren, und deßhalb auch länger dauerten, als man wünſchen mochte. Die zerſtreuten Cardinäle mußten erſt, was nicht ſo leicht war, wieder verſammelt, es mußte ein Ort ausfündig gemacht werden, wo ſie, ohne Gefährde, unter Obhut einer ſchützenden Macht, und in ungekränkter Wahlfreiheit das Werk vollenden könnten. Die erſten Vorbereitungen waren ſchon getroffen, ehe Rom den Franzoſen wieder entriſſen ward; deßhalb hatte man eine andre italieniſche Stadt gewählt, und vom öſterreichiſchen Hofe die Einwilligung zur Verſammlung in Venedig erhalten. Bald nach den neuen großen Ereigniſſen in Frankreich am 26. Nov. 1799 ward das Conclave in der Benedictiner Abtei des heiligen Georg eröffnet. Zahlreicher als je waren die Cardinäle verſammelt, aber nicht bloß dieſe Vielheit der widerſtreitenden Stimmen, ſondern auch die vielfach verworrene Lage der Kirche, die ungleichen Anſichten und Hoffnungen, welche die Zeitverhältniſſe veranlaßten, die Parteiungen ſelbſt, welche durch eben dieſelben, auch unter den Wählenden bewirkt worden, machten diesmal die Wahl beſonders ſchwierig, und die Unterhandlungen ſehr weitausſehend, ſo ſehr man auch mit jedem Tage ſich überzeugen mußte, daß der neue Sturm, der von Frankreich her heranzog, raſchen und kräftigen Entſchluß erfodere. Unter den fünfunddreißig ſtimmgebenden Cardinälen waren mehrere, welche die nächſte Anwartſchaft auf die Tiare zu haben ſchienen, aber keiner der am meiſten Begünſtigten blieb ohne lebhaften Widerſpruch, keiner konnte die Stimmenmehrheit gewinnen. Endlich, wie es wohl ſonſt ſchon geſchehen, kam ein Mann in Vorſchlag, deſſen Name bis dahin unter den nächſten Wahlcandidaten noch gar nicht genannt worden, und am 14ten März 1800 entſchieden ſich von jenen fünfunddreißig nicht weniger als zweiunddreißig für den Cardinalbiſchof Chiaramonti, der nun als Pius VII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg. — Gregor Barnabas, aus der gräflichen Familie Chiaramonti (die zwar als ein Zweig des Hauſes Clermont-Tonnere aus Frankreich ſtammte, aber ſchon längſt in Italien ihre Beſitzungen hatte), ward am 14ten Auguſt 1742 zu Ceſena (der Vaterſtadt Pius VI.) geboren. Waren es auch nicht außerordentliche Geiſtesanlagen oder frühe Neigung, was bei ſeiner Familie über ſeinen Beruf entſchied, beſtimmte man auch nur deßhalb ihn ſchon in ſeiner Kindheit zum geiſtlichen Stande, weil er als ein jüngerer Sohn des Hauſes auf dieſer Laufbahn die ſicherſten Ausſichten zu einer anſtändigen und ehrenvollen Verſorgung fand, ſo ſchien doch die Natur mit freigebiger Hand ihn für denſelben ausgeſtattet und den Willen des Schickſals begünſtigt zu haben. Schon der Knabe zeichnete ſich vortheilhaft aus, und der Jüngling zeigte bei einem regſamen Geiſt und tiefem Ernſt, eine urſprüngliche Anlage zu gelehrter Bildung, die mit immer ſtärkerer Liebe ſich vielverſprechend in ihm entfaltete. Frühe Neigung führte ihn zu den Benedictinern, in deren Orden er bereits in ſeinem 16ten Jahre aufgenommen ward. Hier fand er eine gründliche Schule, unter ſeinen Ordensgenoſſen treffliche Männer, die ſeine jugendliche Neigung zu den Wiſſenſchaften nährten, ſeinen Eifer ſtärkten, ſeine Beſtrebungen leiteten; in ſeinem Kloſter eine Bücherſammlung, deren Schätze ſeiner Wißbegier entſprachen. In noch jugendlichem Alter gewann er durch ſeine Gelehrſamkeit ſowohl als durch ſeinen chriſtlichen Wandel ungemeine Achtung, und ſeine Obern übertrugen ihm bald ein Lehramt in ſeiner Abtey und nachher in einigen andern. Mehr-

jährig trug er in **Parma** die Philoſophie vor, und ward nachher Lehrer der Theologie zu **Rom**, wo ſich ihm günſtigere Ausſichten eröfneten, zumal damal da ſein Landsmann Pius VI. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte. Wenn aber auch ſeine Abſtammung aus **Ceſena** ihn zunächſt dem Papſt empfahl, ſo gereicht es dieſem doch zur Ehre, daß er dem talentvollen und gelehrten Chiaramonti, der als Lehrer wohlverdienten Beifall gefunden, und ſich in jeder Hinſicht ſehr vortheilhaft auszeichnete, beſonderes Wohlwollen zuwendete, und ihm dies durch das Vertrauen bezeugte, mit dem er immer wichtigere Aemter ihm übertrug. Pius VI. ernannte ihn zuerſt zum Abt eines Benedictinerkloſters, und nicht lange danach zum Biſchof von Tivoli. Er war einer der würdigſten Prälaten, den man nicht unverdient begünſtigt ſah, als er im J. 1785 zum Cardinal-Prieſter erhoben ward. In demſelben Jahre ertheilte ihm der Papſt auch das durch des Cardinals Bandi Tod erledigte Biſthum von **Imola**, — wohl die größte Auszeichnung. Chiaramonti aber wußte dieſelbe zu verdienen, und verwaltete ſein Amt mit vorzüglicher Berufstreue, die auch von der ihm anvertrauten Gemeinde dankbar erkannt ward. In friedlichen Zeiten trat er überall mit Würde auf; er wußte dieſelbe auch zu bewahren, als unter den ſtürmiſchen Bewegungen, in denen eine neue Welt ſich zu geſtalten begann, verwickeltere und verfänglichere Verhältniſſe eintraten. Seit dem erſten gewaltthätigen Einfall **Bonaparte's** in den Kirchenſtaat (Junius 1796) litt auch **Romagna** unter endlos ſich erneuendem Druck. Ungeheure, faſt unerſchwingliche Lieferungen und Brandſchatzungen wurden durch die franzöſiſchen Heerführer gefodert und mit unerbittlicher Strenge eingetrieben. Als nun in den erſten Leidenstagen auch Imola dem ſchonungsloſen Sieger eine ſo große Zahlung leiſten ſollte, daß die nicht reichen Einwohner kaum den kleinſten Theil aufzubringen vermochten, trat ihr Biſchof als ein treuer Hirte ins Mittel, und befreite ſeine Gemeinde von der augenblicklichen Gefahr, da er freiwillig den größten Theil der Brandſchatzung vorſchoß. Und in vielen Fällen ward er der Retter der Stadt, Fürſprecher und Vertheidiger gegen einen Feind, der mit ſeinem ungläubigen Muthwillen und Trotz, wie alles Kirchliche, beſonders auch die Geiſtlichen höhnte und verſpottete. Es war nur die perſönliche Würde des Biſchofs von **Imola**, ſeine ungemeine Klugheit, Gewandtheit und ſeine Bequemung, was ihm einen ſichtbaren Einfluß auf die feindlichen Feldherrn zu Gunſten ſeiner Gemeinde erwarb. Der unglückliche Friede von **Tolentino** (19. Febr. 1797), der Pius VI. zu ſo unerſetzlichen Opfern nöthigte, und mit **Bologna** und **Ferrara** auch **Romagna** ihm entriß, ward den Biſchöfen der abgetretenen Provinzen recht zum Unfrieden. Gerade in ihren wichtigſten Verhältniſſen mußten ſie ſich nach wie vor mit dem römiſchen Stuhl innigſt verbunden denken und ihre Anhänglichkeit bezeugen; aber die weltliche Gewalt, der ſie nun unterworfen waren, die keine andern, als die bloß weltlichen Verhältniſſe anerkannte, ſah in allem, was einen Schmerz über die unglückliche Trennung von der römiſchen Hoheit, eine Zuneigung gegen dieſelbe ausdrückte, ein Verbrechen, das ſie nur zu gern rügte und ſtrafte. Chiaramonti, nun ein Bürger der **ciſalpiniſchen Republik**, der die **Romagna** einverleibt worden, kam in Gefahr, über den republikaniſchen Bürger den Biſchof zu vergeſſen, und auf einer Seite wenigſtens gefährlich anzuſtoßen. Geſchmeidig und fein behandelte er ſeine bedenkliche Stellung, eben ſo ſehr darauf bedacht, ſeine Würde als Biſchof zu bewahren, als alles zu vermeiden, was dieſe in den Augen der Franzoſen leicht lächerlich machen konnte. Vielleicht

bequemte er da ſich allzuſehr nach den Zeitverhältniſſen; wenigſtens war es eine zweideutige Handlung, wenn er am erſten Weihnachtstag unter der neuen Herrſchaft in einer Predigt zu beweiſen bemüht war, wie die chriſtl. Religion auf die Demokratie einen ſehr günſtigen Einfluß äußere. So aufrichtig dabei ſein Lob des Chriſtenthums und der Tugenden, auf welchen das Wohl der Staaten beruht, ſeyn konnte, ſo mochten ſich doch viele fromme Gemüther ärgern, daß der Biſchof jenes nicht bloß mit Stellen aus heidniſchen Schriftſtellern, römiſchen Claſſikern, endlich gar aus Rouſſeau's Emil beſtätigen wollte, ſondern auch in chriſtlicher Predigt jene Freiheit und Gleichheit verkündete, die ſich bis dahin nur zu unchriſtlich gezeigt und endloſe Leiden über Italien gebracht hatte. Wohl gab er in dieſem Vortrag auch den Franzoſen manche gute Lehre, und es mochte auch kaum eine andre Weiſe möglich ſeyn, das Kirchliche bei dieſen noch in einigem Anſehn zu erhalten, aber die Abſicht, die republikaniſchen Behörden ſich geneigt zu machen, und, wenn er ihnen als ein guter Demokrat erſchienen, ſeiner Gemeinde manche Erleichterung und Begünſtigung ſchaffen zu können, mochte wohl am meiſten ihn leiten, und ſeine wahre Ueberzeugung zurückdrängen. Seiner Natur und ſeinem Charakter nach, konnte er der Volksherrſchaft keineswegs hold ſeyn, und da er eigentlich mehr zu ſtrengmonarchiſchen Formen, wenigſtens in den kirchlichen Angelegenheiten, ſich hinneigte, ſo geräth man in Verſuchung, zu glauben, er habe die Beſchränkung der weltlichen Alleinherrſchaft wirklich nicht ſo ungern geſehen, und darum den Republikanismus begünſtigt, weil er ſchon damals die Hoffnung genährt, daß die kirchliche, durch die weltlichen Mächte ſo vielfach beſchränkte, Freiheit auch wieder aufleben, und das Anſehn der Kirche, wenn nur der erſte Sturm des Freiheitstaumels vorübergegangen ſey, ſich beim Volke wohl von neuem feſt begründen laſſe. — Vielleicht hatte nachher das gute Vernehmen, in dem er mit den Franzoſen ſtand, die Geſchicklichkeit, mit der er dieſelben zu behandeln und ſich geneigt zu erhalten wußte, ſelbſt auf den Entſchluß der Cardinäle, ihn mit Uebergehung aller, die nähere Anwartſchaft zu haben ſchienen, zum Papſt zu wählen, einen entſcheidenden Einfluß. Denn das fühlte man wohl, daß die Kirche nicht bloß eines ſtandhaften, ſondern auch eines klugen und gewandten Papſtes bedürfe, und daß dieſer beſonders geeignet ſeyn müſſe, das damals vor allen mächtige Frankreich dem römiſchen Stuhl wieder zuzuwenden. Auch dem gefürchteten Bonaparte, der nun als erſter Conſul eine noch gefährlichere Macht in Händen hatte, war Chiaramonti wohl bekannt, und ſo ließ gerade ſeine Wahl noch am meiſten eine Ausſöhnung des Papſtthums mit Frankreich hoffen. — So trat nun der Cardinalbiſchof von Imola, zwar in ſchwerer Zeit und unter den ungünſtigſten Verhältniſſen, doch mit großen Erwartungen, die man von ihm hegte, zwar fern von dem alten Sitze des Oberhaupts der Kirche, doch nicht ohne alle Hoffnung einer künftigen Rückkehr dahin, als Pius VII. auf. Die damaligen Verhältniſſe der Kirche ſchienen es zu entſchuldigen, daß er freilich, gegen die alten Geſetze derſelben, gegen die Verordnungen der Concilien und Decretalen der Päpſte, die einmüthig verboten, daß Einer zwei Bisthümer zu gleicher Zeit verwalte, das Bisthum von Imola neben dem römiſchen beibehielt; daß er aber auch ſpäter ſich nicht bewegen ließ, daſſelbe einem andern zu ertheilen, gereicht ihm zu gerechtem Vorwurf, da er, welche Abſichten ihn auch dazu beſtimmt haben mögen, als Oberhaupt der Kirche nicht ſo offenbar die canoniſchen Regeln verletzen durfte. — Er fand die römiſche Kirche, die eigentlich ſchon lange vor

Pius VI. Tode, beſonders ſeit deſſen Abführung aus Rom, ohne Haupt geweſen war, in großer Verwirrung und ſichtbarer Auflöſung; eine faſt übermenſchliche Kraft gehörte dazu, nur einige Ordnung, einen geſetzlichen Zuſtand wieder herzuſtellen. War der Papſt jetzt von den Sorgen für ſeine weltliche Herrſchaft, weil von dieſer ſelbſt, ſo entbunden, daß ſich nun alle ſeine Thätigkeit auf die reinkirchlichen Angelegenheiten richten konnte, ſo fehlte bei dieſen doch wieder jede Begünſtigung von außen, die durchgreifende Maßregeln möglich gemacht hätte. Ja es war das Papſtthum ſo ſehr an Rom gebunden, daß es von dort verbannt, aller Gewalt zu entbehren ſchien, und ſo mußte dann doch die weltliche Sorge, den alten Sitz wieder zu gewinnen, zunächſt das neue Oberhaupt der Kirche beſchäftigen. Pius VI. hatte zum Glück ſo wenig auf irgend einen Beſitz, ein Recht, eine Gewalt völlig Verzicht geleiſtet, ſo wenig zu freiwilligen Opfern ſich verſtanden, daß ſein Nachfolger rechtskräftig alles zurückfodern durfte, was die Uebermacht, der Drang der Zeit, geraubt hatte. Pius VII. verſtand es, ſo klug als ernſtlich die alten Rechte, die alten Anſprüche zu erneuen, anfänglich der Zeit etwas nachzugeben, ohne etwas aufzugeben, und allmählig immer ſicherer in die alten Papſtverhältniſſe zurückzutreten, feſt entſchloſſen, dieſelben gegen jede Gewalt zu verfechten. Seinem unglücklichen Vorgänger an Geiſt überlegen, war er doch in ſeinen Anſichten von der geiſtlichen Gewalt und Herrſchaft, in ſeiner Neigung, dieſelbe, dem Zeitgeiſt zum Trotz, unbeſchränkt zu erhalten, und was jemals dieſelbe begünſtigt, zu benutzen, was ihr zur Stütze gedient, wieder aufzurichten, und in freier Wirkſamkeit wieder herzuſtellen, ihm ſehr verwandt. — Mit großer Thätigkeit begann er ſein Amt. Vierzehn Tage nach ſeiner Wahl, am 28ſten März 1800, hielt er im geheimen Conſiſtorium eine Rede an die Cardinäle, in der er klar genug die Grundſätze ausſprach, die ihn bei ſeiner Regierung leiten ſollten, und die am wenigſten eine ſchwache Nachgiebigkeit gegen die Zeit fürchten ließen. Dieſe Rede, welche die Cardinäle ermuthigte, ward ſogleich in Venedig gedruckt, und ſo weit als möglich verbreitet. Faſt noch merkwürdiger war eine andere am 18ten Mai bei der Weihe des von ihm zum Biſchof von Salaria (Stein am Anger) in Ungarn ernannten Cardinals, Hergan von Harras, gehaltene, und bald darauf ebenfalls in Venedig gedruckte Rede, in der er das Unglück der Zeit von der Philoſophie herleitet, deren Darſtellung nicht verkennen läßt, daß es die franzöſiſche iſt, die er meint, aus der, wie Viele behaupteten, die furchtbare Revolution hervorgegangen ſeyn ſollte. Doch ſind die Anklagen dieſer Philoſophie größtentheils ſo im Allgemeinen ſchwebend, daß man von ſeiner eignen philoſophiſchen Bildung eben nicht günſtig urtheilen dürfte, wenn man nicht annehmen wollte, daß er beſondere Beziehungen und eindringendere Entwickelungen abſichtlich vermieden habe. Recht fein zeigt er denn auch die Nothwendigkeit, daß mit vereinten Kräften des Prieſterthums und der weltlichen Macht über dies Ungeheuer hergefallen, und nicht abgelaſſen werde, bis es völlig beſiegt iſt — „nämlich mit geiſtlichen Waffen." Zu dieſen Waffen rechnet er doch auch eine ſtrenge und ſorgfältige Wahl der Kirchendiener, gute Schulen für dieſelben und Reinigkeit der Sitten. Die Pflichten eines guten Hirten ſtellt er nicht ohne Innigkeit und Beredſamkeit dar. Ein merkwürdiges Denkmal aus ſeiner erſten Regierungszeit iſt auch der an alle catholiſchen Biſchöfe am 15ten Mai erlaſſene Hirtenbrief, der einen frommen Eifer und eine unverkennbare Lebensklugheit bewährt, und des Oberhaupts der Kirche nicht unwürdig war. Noch weniger verläugnete

ſich der Papſt in der Bulle vom 24ſten Mai, welche ein allgemeines Jubeljahr, ganz im Ton früherer Ausſchreiben der Art, ankündigte. — Während indeß Italien von neuem der Kriegsſchauplatz, und durch die Schlacht bei Marengo (14ten Junius) ſein Schickſal ſo entſchieden ward, daß der nördliche Theil in die Gewalt der Sieger fiel, war die Rückkehr des Papſtes in das noch von Neapolitanern bewachte Rom eingeleitet worden. Am 3ten Juli zog Pius VII. dort ein unter dem Jubel des Volks, das nun von den Fremden ſich befreit glaubte. Aber es fehlte viel, daß der Papſt, wenn er auch den beſten Willen gehabt hätte, die Noth der Zeit erleichtern, und ſich als freien Herrn fühlen konnte. Die drei Legationen Bologna, Ferrara und Romagna blieben von öſterreichiſchen Soldaten beſetzt, die nicht einmal eine Schutzwehr für den übrigen Kirchenſtaat bilden konnten, wenn etwa die überlegne franzöſiſche Macht, wie zu fürchten war, auf das mittlere und untere Italien eine Abſicht ausführen wollte. Wohin Pius ſah, fand er die Spuren der vorangegangenen fremden Verwaltung und Erinnerungen an ſeine eigne bedrängte Lage. Die alten Formen waren faſt völlig vertilgt, das Volk unmuthig, zwieträchtig, alle Hülfsquellen erſchöpft, der Staat völlig verarmt, jeder Tag ſchien neue Noth, aber kein Rath Hülfe zu bringen. Mit löblicher Entſagung und Sparſamkeit beſchränkte Pius die Hofhaltung, und ward ſelbſt allen ſeinen Umgebungen ein Muſter patriarchaliſcher Einfalt. Die prunkloſe, allen unnützen Aufwand verſchmähende, und doch würdige Feierlichkeit, mit der er am 22ſten November von ſeiner Herrſchaft Beſitz nahm, war ein Bild und Ausdruck der Grundſätze, die ihn in Beziehung auf die äußern Auszeichnungen ſeiner Würde leiteten. Mochte auch einem Theil des römiſchen Volks dieſer geräuſchloſe und haushälteriſche Hof nicht gefallen, mochten auch manche verabſchiedete Hofleute, die entbehrlich wären, deren Entlaſſung freilich eine Härte gegen ſie, aber eine nothwendige Erſparniß für die Caſſen war, eine ungünſtige Meinung von dem Papſt verbreiten, die Verſtändigern erkannten es dankbar an, daß er der Noth der Zeit nicht vergaß, und das Anſehn des päpſtlichen Stuhls nicht durch eitles Gepränge, ſondern durch die Rückkehr zur frühern Anſpruchsloſigkeit und Lebensſtrenge chriſtlicher Biſchöfe wieder herzuſtellen ſuchte. Gewiß war es mehr zu loben als zu tadeln, daß er auch einen Theil der päpſtlichen Soldaten entließ, und der Grund, den er dafür anführte: „daß er als ein Diener des Gottes des Friedens keiner großen Kriegsmacht bedürfe,“ war wenigſtens eben ſo viel werth, als die Erſparung des Soldes für ein ſtehendes Heer, das gegen einen mächtigen äußern Feind doch immer zu ſchwach, zur Erhaltung der innern Ordnung aber auch bei großer Verminderung hinreichend war, wenn man die kleine Zahl nur recht zu gebrauchen verſtand. Doch bei den möglichſten Einſchränkungen im Aufwand blieb immer noch ein drückender Mangel in den Staatscaſſen und in allen Verhältniſſen, weil alle Einnahmen unglaublich vermindert waren, und die zügelloſen Franzoſen mit ihrer Raubſucht nicht bloß alle Schätze erſchöpft, ſondern auch ſo gründlich das innerſte Mark ausgeſogen, und ſelbſt künftige Ausbeute ſo verſchleudert hatten, daß die weiſeſte Haushaltung im Staat die tiefen Wunden nicht ſo bald zu heilen vermochte, und um das, was die Gewalt zertrümmert hatte, nur einigermaßen wieder herzuſtellen, kaum ſelbſt Gewaltthätigkeiten vermeiden konnte. Eine gewaltſame Maßregel war es denn auch allerdings, daß die von den Franzoſen als Nationalgüter verkauften Kammer- und Staatsgüter von den Käufern mit unerbittlicher Strenge zurück-

gefodert wurden, daß man nur den vierten Theil des Kaufpreiſes zu erſtatten verſprach, und daß auch dieſer als eine Staatsanleihe ſechs Jahre lang ſtehen bleiben, und indeß verzinſet werden ſollte. Es blieb aber kein anderes Mittel übrig, die unrechtmäßig vergeudeten, und von den neuen Beſitzern nach ſtrengem Recht auch nicht ſo ganz rechtmäßig erworbenen Güter, auf welche der größte Theil des nothwendigen Aufwandes der Kammer angewieſen war, zurückzubringen. Auch konnte es als eine Handlung der Gerechtigkeit geltend gemacht werden, wenn denen, die am Staatseigenthum unter fremder Gewalt in der größten Noth des Vaterlandes ſich zu bereichern gewagt hatten, der ehrloſe Gewinn ohne alle Entſchädigung entriſſen ward, weil es immer eine Art von Verrath am Vaterland iſt, ſich unter irgend einem Rechtsſchein des öffentlichen Eigenthums zu bemächtigen und von plündernden Eroberern um leichten Preis Grundbeſitz des Staats oder der Regierung einzuhandeln. Dabei war Pius für zweckmäßige Neuerungen und die Grundſätze einer beſſern Staatswirthſchaft nicht unempfänglich, mußte ſich aber auch überzeugen, wie viele faſt unüberſteigliche Hinderniſſe, ſelbſt nach den, wie es ſchien, alle alten Formen vernichtenden Zeitereigniſſen ſich im Kirchenſtaat jeder Reform entgegenſtellten. Niemals waren Verbeſſerungen in der Verwaltung dringender nothwendig als bei Pius Rückkehr nach Rom; eine günſtigere Zeit ſchien kaum denkbar, und doch mehrten Neuerungen der Art, wie vortheilhaft ſie ſeyn mochten, die Unzufriedenheit, und ſelbſt die Cardinäle ſprachen hartnäckig dagegen, obwohl einer aus ihrer Mitte, der wohlbekannte Cardinal Ruffo, Urheber des Planes war. Pius aber, einmal dafür gewonnen, beſchloß, dieſen Plan durchzuſetzen, und bald nach ſeinem Regierungsantritt erklärte er, daß am 1ſten April 1801 die neuen Anordnungen in Wirkſamkeit treten ſollten. Die unerträglichen Zölle, die ſchon Pius VI. vermindert, wurden nun für Einfuhr und Ausfuhr ſo herabgeſetzt, daß ein freier Verkehr ſehr vermehrt, und dadurch der augenblickliche Verluſt der Kammer reichlich erſetzt werden mußte. Eine deſto größere Auflage ward für die Ausfuhr aller rohen Producte beſtimmt, damit auch auf dieſe Weiſe die innere Betriebſamkeit befördert werde. Auch der Unfug der Monopole, der den Landbau und Erwerbsfleiß niederdrückende Alleinhandel der päpſtlichen Kammer und weniger Privatperſonen ward aufgehoben, und dem ganzen Kirchenſtaat die Gunſt eines freien Handels und Abſatzes des Landertrags gewährt. Damit war denn allerdings ein wichtiger Schritt geſchehn, wiewohl noch vieles zu thun übrig blieb, und ſelbſt jene Maßregeln noch kräftiger Unterſtützung bedurften. Man mag es tadeln, daß nicht noch mehr geſchah, daß man die Grundeigenthümer nicht noch mehr ermunterte, den Landbau nicht noch kräftiger begünſtigte, den Handel nicht noch lebhafter beförderte; aber dies ſtand größtentheils nicht in der Macht der Regierung, und durfte am wenigſten von dem Papſte gefodert werden, der von ſo vielen Seiten in Anſpruch genommen ward, daß er nicht Allen Alles ſeyn konnte. Was irgend neuen Aufwand erfoderte, mußte oft ſelbſt dann, wann es noch ſo vortheilhaft ſchien, nach einer gebieteriſchen Nothwendigkeit unterlaſſen werden; viele alte Uebel, öffentliche Unſicherheit, die Schlaffheit des Gerichtsgangs, die Menge der Verbrechen, die unerträgliche Bettelei hatten ſich in Erfolg der Zeitbegebenheiten ſo unglaublich gemehrt, daß in dieſer Hinſicht die neue Regierung freilich kaum mehr leiſten konnte als die frühern. Wenn es denn hier faſt gar nicht beſſer ward, ſo iſt weniger Pius als ſein Verhältniß anzuklagen, und man darf am wenigſten vergeſſen, daß die Kirchenangelegenheiten,

denen er billig die meiſte Aufmerkſamkeit und Thätigkeit widmete, ihm eine Menge von Sorgen und Beſchäftigungen aufbürdeten, die ihm oft die Angelegenheiten ſeiner weltlichen Herrſchaft aus den Augen rücken mußten. Dabei verſchaffte er ſeinen Unterthanen gern jede mögliche Erleichterung, und war als Fürſt in Wahrheit beſſerer Zeiten werth. Gern beförderte er auch, freilich mit ſehr beſchränkten Mitteln, heilſame Anſtalten, bemühte ſich, die zerſtörten Collegien und aufgelöſ'ten Seminarien wiederherzuſtellen, und Wiſſenſchaft und Kunſt wieder zu neuem Leben zu erheben. So groß denn auch die Verlegenheit der Kammer und die Noth des Volks war, ſo konnte man es doch nicht für unzeitig halten, wenn er bald die Nachgrabungen nach alten Kunſtwerken wieder anfangen, und die größten vorhandenen Denkmale der alten Welt aus Schutt und Trümmern befreien, die verſunkenen wieder aufrichten ließ. Denn nicht nur erhielten dabei die Dürftigſten Arbeit und Erwerb, ſondern es ward auch einigermaßen der Verluſt der zahlreichen, von den Franzoſen geraubten Kunſtwerke, die vormals Roms Zierde geweſen, erſtattet, und manches wieder aufgeſtellt, was wohl Fremde aus allen Theilen Europa's in friedlichern Zeiten wieder herbeiziehen, und ſo den Römern einige Nahrung verſchaffen konnte. — Nichts mußte dem Papſt ſo am Herzen liegen, als die Herſtellung des Friedens in Europa, durch den allein er als Fürſt geſichert, als Oberhaupt der Kirche beruhigt werden konnte. Er ſelbſt zeigte eine ſo gemäßigte und friedliche Geſinnung, daß von ſeiner Seite der Ausſöhnung der Völker unter einander, ſo wie der Ausſöhnung mit der Kirche und dem römiſchen Stuhl kein Hinderniß im Wege ſtand. Aber ſeit ſeinem Regierungsantritt wüthete mit kurzen Unterbrechungen der Krieg in Italien und Deutſchland fort, und es war keine grundloſe Beſorgniß, daß das über Toscana ſich heranwälzende Unwetter auch die Gränzen des Kirchenſtaats wieder überſchreiten möchte. Selbſt der Friede zu Lüneville (am 9ten Febr. 1801) gab Italien noch nicht die Ruhe. Denn noch ſtand Neapel im Kampf mit Frankreich, und die päpſtliche Macht lag zwiſchen beiden in drangvoller Mitte. Der Waffenſtillſtand von Foligno (18ten Februar) nöthigte zwar das neapolitaniſche Heer, den Kirchenſtaat zu räumen, dafür aber ward der größere Theil aufs neue von Franzoſen überſchwemmt, die das Land bis an die Tiber beſetzten. Kaum vermochte die päpſtliche Kammer den großen Aufwand für die Unterhaltung der franzöſiſchen Beſatzungen zu beſtreiten, und die republikaniſchen Generale und Beamte erlaubten ſich auch jetzt wieder Bedrückungen, Gewaltthätigkeiten und Neckereien aller Art. Alles hing nun davon ab, daß die kirchlichen Verhältniſſe endlich wieder geordnet, und die darüber obwaltenden Mißhelligkeiten mit Frankreich ausgeglichen wurden, weil nur dann der Papſt auch für ſeine weltliche Herrſchaft Ruhe und Sicherheit hoffen durfte. Der Sturm, der ſich von Frankreich aus gegen die Kirche erhoben hatte, mußte dort beſchworen werden; aber eben da war die kirchliche Verwirrung ſo groß, der ungeneigte Wille ſo ſichtbar, daß nur mit großer Klugheit und kaum ohne neue Aufopferungen die ſchwere Aufgabe ſich löſen ließ. Indeß zeigte ſich von Seiten des erſten Conſuls doch einige Annäherung, beſonders nach dem Frieden von Lüneville. Andre Plane, die ſeitdem ihn beſchäftigten, machten dem Gewalthaber ſelbſt eine Ausſöhnung mit dem langverachteten Papſt wünſchenswerth. Pius VII. verſäumte nichts, was er mit Anſtand thun durfte, um den ſtolzen Gegner zu gewinnen, und durch freundliches Entgegenkommen, da Alles auf dem Spiel ſtand, wenigſtens etwas zu retten. Er mußte ver-

ſchmerzen alle Kränkungen, vergeſſen alle Verluſte, welche Frankreich dem Papſtthum zugefügt, unerwähnt laſſen alle Mißhandlungen, allen Frevel, alle Schändlichkeiten, die man ſich gegen ſeinen unglücklichen Vorgänger erlaubt hatte. Es wäre fruchtlos und verderblich geweſen, die jetzige franzöſiſche Regierung, obwohl ſie ſelbſt ſchon früher an aller Unbill gegen den römiſchen Stuhl großen Antheil gehabt, empfinden zu laſſen, wie ſtrafbar Frankreich in den Augen des Kirchenoberhaupts ſey, wie es nur als ein demüthig Bittender und Verzeihung Suchender in Rom erſcheinen dürfe. Väterlich ſchien der heilige Vater der Verirrungen ſeiner Kinder nicht gedenken zu wollen, und ſelbſt die öffentliche Reue und Buße ihnen zu erlaſſen, wenn ſie nur mit neuem, ſelbſt ſo wenig als möglich läſtigem Gehorſam, in den Schooß der Kirche zurückkehren würden. So nahm er es denn willig als ein Zeichen gebeſſerter Geſinnung und Ergebenheit auf, daß Bonaparte das aus Loretto geraubte und ſeines Schmucks entkleidete Marienbild aus Paris zurückſendete, wiewohl der beſte Theil der zugleich geplünderten Schätze nicht mit heimkehrte. Päpſtliche Abgeordnete erſchienen endlich wieder in der Hauptſtadt Frankreichs, und es ward ernſtlich über ein Concordat verhandelt, das am 15ten Julius 1801 unterzeichnet, am 15ten Auguſt (dem angeblichen Geburtsfeſt des erſten Conſuls, doch auch einem Hauptfeſt der altfranzöſiſchen Kirche — Mariä Himmelfahrt) vom Papſt beſtätigt, und durch eine Bulle vom 9ten September feierlich kund gemacht ward. Dieſe Bulle ließ die „außerordentlichen Zeitumſtände," unter welchen der Papſt den „vorgelegten" Vertrag, „auf welche Weiſe er konnte" zum Heil der Kirche angenommen habe, nicht unerwähnt, vermied aber Alles, was etwa „dem in Chriſto geliebten Sohn" Napoleon Bonaparte anſtößig ſeyn konnte. Mit Erſtaunen ſah Frankreich, ſah Europa ein Concordat geſchloſſen, das wenigſtens ſcheinbar und für den Augenblick dem römiſchen Stuhle Rechte ſicherte, an deren Rückkehr man nicht geglaubt hatte, die zum Theil mehr zuzugeſtehn ſchienen, als die gallicaniſche Kirchenfreiheit früher dem Papſt eingeräumt hatte. Die Rechte der franzöſiſchen Biſchöfe waren bedeutend beſchränkt, und dieſe ſchrien laut darüber. Auf der andern Seite war der weltlichen Gewalt der franzöſiſchen Regierung vom Papſt ſo viel zugeſtanden, daß ſtrenge eifernde Papiſten mit dem klugen Papſt, der nach ihrer Meinung zu viel nachgegeben habe, nicht zufrieden waren, und den Cardinal Conſalvi, den Erzbiſchof Spina und Pater Caſelli, welche die Unterhändler in Paris geweſen waren, laut anklagten. Denn es ſchien mit den alten Vorſtellungen von Kirchen- und Papſtgewalt unverträglich, daß der weltlichen Behörde nicht nur eine polizeiliche Aufſicht über den öffentlichen Gottesdienſt eingeräumt ward, ſondern auch das Recht, alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe zu ernennen, und den Eid der Treue und des Gehorſams von dieſen und von allen Kirchendienern ablegen zu laſſen; alle päpſtlichen Verordnungen und alle Synodalſchlüſſe vor der Bekanntmachung und Vollziehung zu prüfen, und zu beſtätigen oder zu verwerfen; die Aufhebung aller Privilegien der biſchöflichen Gerichtsbarkeit und geiſtlichen Stiftungen, die Beſchränkung der geiſtlichen Einkünfte auf eine ſehr verminderte Beſoldung durch die weltliche Behörde, die Bewilligung freier Religionsübung für die Nichtcatholiſchen: — das Alles, und jedes Einzelne ſchien die Rechte der Kirche aufs bitterſte zu kränken. Dem Papſt ward zwar dafür das Recht der canoniſchen Inveſtitur der Erzbiſchöfe und Biſchöfe eingeräumt, und das Cölibat von neuem beſtätigt; die Eiferer aber mein-

ten, daß ſich dies ohnedem von ſelbſt verſtehe. Pius aber hatte durch dieſes Concordat allein eine völlige Trennung der franzöſiſchen Kirche von der römiſchen verhütet, und den bedenklichen Plan Bonaparte's, ein franzöſiſches Kirchenpatriarchat zu gründen, durch ſeine Willfährigkeit beſeitigt. Wenn zugleich durch daſſelbe Concordat alle Biſchöfe und Geiſtlichen in Frankreich ihrer Aemter und Pfründen zu entſagen genöthigt wurden, ſo ſchien dies allein den Streit über die beeidigten und nicht beeidigten Prieſter aufzuheben, und auch dabei das Anſehen des Papſtes gerettet zu ſeyn. Am meiſten aber widerſtrebte dieſem Vertrag die franzöſiſche Geiſtlichkeit. Schon am 29ſten Junius 1801 hatte eine bedeutende Anzahl von beeidigten Prälaten ein Nationalconcilium in der Metropolitankirche zu Paris eröffnet, um die kirchlichen Verhältniſſe Frankreichs wiederherzuſtellen, wozu auch der Papſt ehrerbietigſt aufgefodert ward. Dieſer aber hielt ſich für berechtigt, jenes Concilium, das ohne ſeine Einwilligung zuſammengetreten, nicht anzuerkennen, und da daſſelbe auch dem erſten Conſul mißfiel, durch das Concordat aber der Zweck erreicht ſchien, mußte es ſich am 16ten Auguſt wieder auflöſen. Deſto ſtärker aber erklärte ſich nun ein großer Theil des franzöſiſchen Clerus gegen das Concordat, das noch vor der eingegangenen Beſtätigung des Papſtes von Bonaparte angekündigt worden war, aber doch nicht ſobald öffentlich bekannt gemacht werden konnte. Erſt am 5ten April 1802 ward es dem geſetzgebenden Körper und dem Tribunat vorgelegt, von dieſem am 8ten April als ein Geſetz des Staats erklärt, und ſomit gegen allen Widerſpruch verwahrt, in volle Wirkſamkeit geſetzt. Am folgenden Tage ließ der päpſtliche Legat a latere, Cardinal Caprara, zwei Indulte ergehn, deren erſtes die kirchlichen Feiertage für Frankreich in ſehr verminderter Anzahl beſtimmte, das andre, in Form eines Jubiläums für alle franzöſiſchen Länder der letzten Zeit einen dreißigtägigen Ablaß ertheilte. Damit ſollte denn die große Verſöhnung Frankreichs mit der Kirche vollbracht ſeyn. — Unter ſchwerer Bedrängniß hatte Pius VII. einen Vergleich ſich gefallen laſſen, der wenigſtens eine Wiederherſtellung der kirchlichen Verhältniſſe möglich zu machen ſchien. Mit einem furchtbaren Feinde hatte er verhandelt, und es war immer ein Gewinn, daß der, der vorher die Kirche und das Papſtthum nur gemißhandelt hatte, wenigſtens zur Anerkennung einiger Wichtigkeit deſſelben gebracht worden. Es war auch damals ſchon kaum zu verkennen, daß der mächtige erſte Conſul es keineswegs gut meinte mit der Kirche und dem Papſt; doch konnte dieſer damals kaum ahnden, mit welch einem ungroßmüthigen, wortbrüchigen und unredlichen Gegner er zu thun habe. Auch glaubte Pius ſich nun keineswegs von ſeinen Sorgen entbunden, vielmehr lagen ihm dieſe noch ſchwer auf der Seele und heiſchten alle ſeine raſtloſe Thätigkeit. — Die kirchlichen Verhältniſſe Italiens, beſonders der neugeſtifteten Republiken, blieben noch immer ſchwankend, der einzige König von Etrurien (Infant von Spanien) ſtellte in ſeinem kleinen neuen Königreich das päpſtliche Anſehn und des Papſtes Gewalt wieder her (15. April 1802) und vernichtete damit alle frühern Reformationsverſuche. Anderwärts ſchritt indeß ſogar jene Zerſtörung weiter fort, die nicht bloß das Papſtthum, ſondern die Kirche ſelbſt aufzulöſen drohte. Nicht bloß erklärte ein franzöſiſches Conſulardecret (vom 9ten Junius) alle geiſtlichen Stiftungen auf dem linken Rheinufer für aufgehoben; auch in Deutſchland entwickelten ſich die Folgen des luneviller Friedens auf eine Weiſe, die der Kirche immer neue Opfer abrang, und mit ihren Gütern für alle Verluſte zu entſchädigen ſuchte. Das Oberhaupt der Kirche,

in ſo wichtigen kirchlichen Angelegenheiten kaum befragt, erhielt faſt nur gelegentlich Kunde von den folgereichſten Verfügungen über die deutſchen Biſsthümer, Stifter und Kirchengüter. Ja die angeſehenſten alten Rheinbiſsthümer, Mainz, Trier und Cöln, wurden völlig vernichtet; die geiſtlichen Churfürſtenthümer hörten, bis auf eines, auf, und der von der außerordentlichen Reichsdeputation am 25ſten Febr. 1803 bekannt gemachte letzte Entſchädigungsplan ſprach entſcheidend die Säculariſirung der Erzbiſsthümer und Biſsthümer, Trident und Brixen, Salzburg, Paſſau, Eichſtädt, Wirzburg, Bamberg, Freiſingen und Münſter, und faſt aller geiſtlichen Stifter, Abteien und Ordensgüter aus. Die Landesfürſten erhielten die unbeſchränkteſte Gewalt über alle Kirchengüter, und wurden recht eigentlich darauf angewieſen, ſich an dieſen nach Gefallen zu erholen. So ward den Prälaten, Aebten und übrigen Geiſtlichen faſt Alles genommen, was ſonſt eine unabhängige Lage ihnen geſichert hatte; ſie wurden nun Staatsbeamte, in jeder Hinſicht der weltlichen Gewalt untergeordnet, die vordem reiche deutſche Kirche verarmte, und es blieb ihr nicht einmal die tröſtende Hoffnung beſſerer Zeiten, da ihre Güter eilends verſchleudert und vergeudet wurden. Die Aufhebung der Klöſter, die Unterdrückung der geiſtlichen Orden, raubte dem römiſchen Stuhl ſehr wichtige Stützen, entriß ihm den größten Theil ſeines Einfluſſes auf das catholiſche Deutſchland, und entband von Gelübden, welche der Papſt allein zu löſen ſich berechtigt halten konnte. Hatte auch die Revolution in Frankreich das Kloſterweſen und Mönchthum ebenfalls zerſtört, Kirchen und Kloſtergüter verſchleudert, ſo verwirrten ſich doch nun die kirchlichen Verhältniſſe in Deutſchland noch ärger, und wurden dergeſtalt von Laune und Willkür abhängig, daß bald ſelbſt die wenigen noch übrigen Biſsthümer größtentheils verwaiſ't waren. Immer neue Unterhandlungen mußten von Rom aus mit den einzelnen deutſchen Fürſten angeknüpft und oft vergeblich verſucht werden. Es gehörte in Wahrheit eine bewunderns würdige Geduld dazu, in dieſem Kampf nicht zu ermüden, in dem Bemühen, einige Ordnung zurückzubringen, nicht zu erkalten; eine große Entſagung und Selbſtüberwindung nach immer erneuten Kränkungen keinen Verſuch zu ſcheuen, um von der Willkür weltlicher Macht einen geſetzlichen Zuſtand für die Kirche zu erhandeln. Und doch ward dieſer nicht erreicht. Pius VII. ermüdete und ermattete nicht, und übte Geduld und Selbſtüberwindung, um die Kirche zu erhalten, ihren völligen Verfall abzuwehren. Wo es vergönnt war, verſäumte er nicht, ſich als Oberhaupt der Kirche zu zeigen, und es kund werden zu laſſen, daß das Pabſtthum nicht völlig untergegangen ſey, ja auch ſeine alten Grundſätze keineswegs aufgegeben habe. — Schon im Jahr 1801 hatte er die von Pius VI. bewilligte Fortdauer des Jeſuiterordens für Rußland auf Antrag des Kaiſers Paul feierlichſt beſtätigt. Im Jahr 1804 ward auch der König von Sicilien beſtimmt, den Papſt um dieſelbe Gunſt zu erſuchen. Dieſer erließ am 30ſten Julius ein Breve, welches für Neapel und Sicilien den Orden ebenfalls herſtellte, und den ruſſiſchen Ordensgeneral beauftragte, Jeſuiten und Exjeſuiten die Erlaubniß, ſich in dieſen Ländern wieder anzuſiedeln, bekannt zu machen. Am 2ten Auguſt erklärte ein andres Breve die Zurückgabe aller dem Orden früher zugehörigen Güter in Sicilien, worauf neue Collegien in Neapel und Palermo eilends eröffnet wurden. Zur Schadloshaltung, daß dieſe Wiederherſtellung nicht durchaus allgemein ſeyn, und bei der wohlbekannten Geſinnung des franzöſiſchen Gewalthabers nicht einmal im Kir-

chenſtaat dieſelbe gewagt werden durfte, ward am 31ſten Jul. das Feſt des heiligen Ignatius in der alten Jeſuiterkirche in Rom mit glänzender Pracht gefeiert. Vorher war ſogar, wohl nicht ohne Mitwirkung der Jeſuiten, unter Leitung des bekannten Vaccanari, und beſonders begünſtigt von der Erzherzogin Mariane von Oeſterreich, ein neuer Orden geſtiftet, und unter dem Namen „Väter vom Glauben Jeſu" vom Papſt beſtätigt worden, worauf am 18ten April 1804 in Rom ſelbſt im Palaſt Salviati das erſte Collegium dieſes Ordens eröffnet ward. Dagegen erließ der franzöſiſche Polizeiminiſter Fouché am 11ten October eine ſehr gemeſſene Erklärung gegen die Zulaſſung der Jeſuiten in den franzöſiſchen Landen, und lähmte auch dadurch wenigſtens die öffentlichen Bemühungen für die Wiedergeburt des Ordens. — Nicht viel glücklicher war Pius in ſeinen Bemühungen für den Maltheſerritterorden. Er ernannte zwar, da der Prinz Ruspoli ſich hartnäckig weigerte, die Würde eines Großmeiſters anzunehmen, den Bailli von Thomaſi zum Ordensmeiſter (8ten Februar 1803), dieſem aber gelang es nicht, zum Wiederbeſitz der von den Engländern beſetzten Inſel Malta zu gelangen, und die Lage dieſes wie andrer Ritterorden, deren Güter in Deutſchland und Frankreich von der weltlichen Macht in Beſchlag genommen worden, blieb ſchwankend und faſt hoffnungslos. — Der Papſt aber fuhr fort, Alles aufzubieten, um die weltlichen Mächte ſich geneigt zu machen, und durch ſie die Sicherſtellung der kirchlichen Angelegenheiten zu gewinnen. Am treueſten und ergebenſten zeigten ſich die bourboniſchen Höfe und mußte auch ſelbſt dem ſpaniſchen unter drängenden Verhältniſſen der Verkauf geiſtlicher Güter zugeſtanden werden, ſo ward doch wenigſtens die päpſtliche Bewilligung dazu eingeholt, und Pius durfte in ſeinem darüber ausgefertigten Breve (vom 14ten Juni 1804) dieſe als eine beſondere Gunſt ertheilen, auch die Summe beſtimmen, über welche hinaus der Verkauf nicht geſtattet ſeyn ſolle. Eine Zeit lang ſchien es ihm ſogar gelungen zu ſeyn, Gunſt und Schutz der franzöſiſchen Regierung zu erhalten, der er jede nützliche Aufmerkſamkeit bewies. Am 17ten Januar 1803 hatte er elf neue Cardinäle, und unter dieſen auch vier beeidigte franzöſiſche Biſchöfe, — den Oheim des erſten Conſuls, Feſch, Erzbiſchof von Lyon und franzöſiſchen Geſandten am päpſtlichen Hofe, Cambacérès, Erzbiſchof von Rouen (den Günſtling der Revolution), Boisgelie, Erzbiſchof von Tours, und einen vierten, deſſen Namen noch geheim gehalten ward, ernannt. Zwar erfolgte bald darauf (am 12ten Juni), nachdem der engliſch-franzöſiſche Krieg wieder begonnen hatte, die Beſetzung der päpſtlichen Häfen, Ancona und Civitavecchia, mit franzöſiſchen Truppen, zwar mußten dieſe vom Papſt unterhalten, auch Fahrzeuge zur Deckung der Küſten gegen die Engländer ausgerüſtet werden, wodurch die Geldnoth des Papſtes aufs höchſte ſtieg, und er genöthigt ward, neue Steuern dem Volk aufzulegen, und ſo die Unzufriedenheit deſſelben und ſeine Drangſale ſehr zu vermehren. Aber das konnte für unabweisbare Kriegsmaßregel gelten, und in andern Verhältniſſen ſchien der erſte Conſul doch freundlich dem Papſt die Hand zu bieten, und ſeine Wünſche zu befördern. Nicht nur verwendete er ſich (am 26ſten Januar 1804) bei der Reichsverſammlung zu Regensburg für das päpſtliche Anſehn in Hinſicht der neuen kirchlichen Einrichtungen in Deutſchland; in den von ihm abhängigen italiäniſchen Republiken beförderte er auch die neue Geſtaltung des Kirchenthums. Ein organiſches Geſetz der neuen liguriſchen Republik erklärte förmlich (26ſten Junius 1803) den Glauben der römiſchen

Kirche zur Staatsreligion, und erkannte wenigſtens in allen geiſtlichen Angelegenheiten die Gewalt des biſchöflichen Stuhls Petri an. Mit der ſogenannten italiäniſchen Republik ward (am 16ten September 1803) durch den Cardinallegaten Caprara und den Miniſter der Republik, Mareschalchi zu Paris ein Concordat abgeſchloſſen, das im Weſentlichen dem franzöſiſchen nachgebildet, aber in mancher Hinſicht günſtiger für den Papſt war, der die darin enthaltenen ſtrengen Verfügungen gegen jede Aeußerung von Religionsverachtung mannichfach zu Gunſten der Kirche deuten, und gelegentlich benutzen konnte. Auch hier ward der Catholicismus zur Staatsreligion erklärt; zwar der weltlichen Gewalt auch die Ernennung der Erzbiſchöfe und Biſchöfe, und dem Papſt nur die canoniſche Inveſtitur zugeſtanden, auch den Biſchöfen der Eid der Treue in die Hände des Präſidenten zur Bedingung gemacht; ſie erhielten aber doch größern Einfluß auf Seminarien und geiſtliche Stiftungen, und es ward ihr altes Verhältniß zum Papſt in allen geiſtlichen Angelegenheiten völlig anerkannt. — Durch kluge Nachgiebigkeit ſchien nun Pius, obwohl mit großen Opfern, doch viel mehr erreicht zu haben, als beim Antritt ſeiner Regierung wahrſcheinlich war. Aber eine neue Anfoderung des franzöſiſchen Regierungshauptes ſetzte bald ſeine Willfährigkeit auf eine harte Probe. Bonaparte, der das Conſulat mit der Kaiſerwürde vertauſcht hatte, glaubte ſeiner Krönung eine größere Feierlichkeit zu geben, wenn der Papſt zugegen wäre, und erſuchte ihn deshalb, nach Paris zu kommen, damit aus ſeinen Händen der Kaiſer die heilige Salbung und die Krone empfange. Lange ſchwankte unentſchieden Pius, das Andenken an die von ſeinem Vorgänger in Frankreich erlittenen Kränkungen und Mißhandlungen erwachte lebhaft, und nahm ihm alles Vertrauen zu den Franzoſen; auch der neue Kaiſer, deſſen Geſinnung immer weniger ſich verläugnen konnte, erregte gerechte Beſorgniß, und eine Reiſe, die den heiligen Vater ganz in ſeine Gewalt gab, war nur zu bedenklich. Laut und faſt einmüthig erklärten auch die Cardinäle ſich gegen den Wunſch des Kaiſers: das römiſche Volk mißbilligte, ſobald es davon Kunde erhielt, nach ſeiner Weiſe das gefährliche Anſinnen. Der Papſt zögerte in heimlicher Verlegenheit (wohl länger als dem Gewaltigen gefiel). Aber am 29ſten Oktober 1804 verſammelte er das Cardinalscollegium, ſchilderte mit Klarheit, mit Berückſichtigung aller Bedenklichkeiten die Beweggründe für die Reiſe, und erklärte ſeinen feſten Entſchluß, dieſelbe wirklich anzutreten. Am 31ſten Oktober ſchied er von Rom, und langſam, als ſolle die Zeit beſſern Rath noch bringen, nahte er der franzöſiſchen Gränze. So ehrenvoll und prächtig er hier empfangen ward, ſo war er doch nicht eitel genug, um darüber ſeine Sorge zu vergeſſen, und nicht zu fühlen, wie der Kaiſer durch ſolchen Pomp mehr ſich ſelber als ihn zu ehren gedenke. Aber der Papſt war entwöhnt, von den Fürſten Auszeichnungen zu empfangen; zuvorkommende Aufmerkſamkeit, die er in Frankreich für den Augenblick fand, ſcheint ihn wirklich gerührt und zutraulicher geſtimmt zu haben; nach dem perſönlichen Zuſammentreffen mit dem gefürchteten Herrſcher mochte es ihm wie andern geſchehn, daß deſſen perſönliche Ueberlegenheit, augenblickliche Milde und Theilname, ſeinen Geiſt gefangen nahm (ein Menſch, den man nur zu fürchten oder anzuſtaunen gewohnt, ja zu ſcheuen geneigt iſt, kann durch Zeichen von Wohlwollen nicht bloß ein weiches, ſondern auch ein ſtarkes Gemüth im erſten Begegnen leicht überwältigen). Bei Fontainebleau, wohin der Kaiſer, — es konnte zweifelhaft bleiben, ob zur Jagd oder zum Empfang des Papſtes, gekommen, und von

wo aus jener ſeinem Gaſt noch etwas entgegenfuhr, trafen beide (am 25ſten November) zuſammen, und begrüßten ſich, wie es ſchien, mit Achtung und Innigkeit, Pius gewiß mit großer Bewegung und aufrichtiger Demuth. Im kaiſerlichen Wagen fuhren ſie nach dem Schloß und zogen am 28ſten November in einem Prunkaufzug in Paris ein. Der Papſt ſchien an Artigkeit und Aufmerkſamkeit mit den Franzoſen zu wetteifern, und ohne Verläugnung ſeiner Würde um ſo demüthiger und beſcheidner zu werden, als man mit Ehrenbezeugungen ihn zu überhäufen anfing. Doch mußte er ſich bald überzeugen, daß es damit nicht ſo ernſtlich gemeint, und ſein Erſcheinen nur ein Schauſpiel für die Pariſer ſey. Denn ſchon die Vorſchriften über die Krönungsfeierlichkeiten bewieſen ihm, daß er zwar zur Krönung geladen ſey, aber nicht um ſie zu vollziehen. Am 2. December, dem feſtlichen Tage, mußte er ſich eine Stunde früher als der Kaiſer mit ſeinem Gefolge eintraf, in die Kathedralkirche begeben. Bei ſeinem Hinzuge ſchien ſeine Beſorgniß, daß das entartete Volk in ſeinem frevelhaften, allem Heiligen entfremdeten Muthwillen wohl ihn ſelbſt beleidigen möchte, in Erfüllung zu gehn. Wenigſtens war der Kreuzträger, der nach der alten Sitte auf einem Eſel vor dem Zuge des Papſtes herritt, ein Gegenſtand faſt allgemeinen Geſpöttes, und das Thier eine Zielſcheibe kindiſcher und grober Mißhandlungen. Als der heilige Vater länger als eine Stunde geduldig in der Kathedrale geharrt hatte, und endlich der kaiſerliche Hofſtaat eingetreten war, verrichtete jener die Salbung an Haupt und Händen des Kaiſers und der Kaiſerin, weihte darauf die Zeichen der Würde, und hatte damit an ſeinem Theil die Haupthandlung beſchloſſen. Denn der Kaiſer ſetzte ſich und dann ſeiner Gattin ſelbſt die Krone auf; Pius geleitete beide auf den Thron, und ſprach Gebet und Segen. Und er fühlte die Demüthigung, die ihm widerfahren war, für die alle glänzenden Feſte, die ihm zu Ehren nachher veranſtaltet wurden, ihn nicht entſchädigen konnten. Der Kaiſer ſchien auch zu bemerken, daß des Papſtes Gegenwart ſein Feſt nicht in dem Grade, wie er erwartet, verherrlicht, und nicht ſo großen Eindruck auf das Volk gemacht habe. In der Länge konnte er auch ſeine wahre Geſinnung nicht verbergen. Zwar zeigte ſich Pius ihm noch immer möglichſt gefällig. Er ertheilte aufs neue franzöſiſchen Prälaten die Cardinalswürde; erhob zu Gunſten des vom Kaiſer begünſtigten Fürſten Primas das Biethum Regensburg zu einem Erzbisthum, und taufte ſelbſt einen Sohn der Schwägerin des Kaiſers. Aber in der Hauptſache blieb ſein langes Weilen am kaiſerlichen Hofe fruchtlos. In dem Einladungsſchreiben hatte Bonaparte ihn mit der Aeußerung gelockt, daß die große Angelegenheit der Religion in ihren perſönlichen Zuſammenkünften umſtändlich abgehandelt werden ſolle; aber recht gefliſſentlich vermied der Kaiſer, wie ſeine Räthe, jede Erörterung, jede Mittheilung darüber, und was dem Papſt am meiſten am Herzen liegen mußte, ward faſt ſo behandelt, als ſey es kaum der Rede werth. Die Geringſchätzung, ja Verachtung alles Kirchlichen hielt der Kaiſer gar nicht zurück, und gewährte dem Oberhaupt der Kirche nicht einmal die Genugthuung, ſeine in der Revolution bloß bürgerlich geſchloſſene Ehe kirchlich einſegnen zu laſſen. Nöthigte er auch die Biſchöfe, welche der Republik den Eid geleiſtet hatten, dieſen zurückzunehmen, ſo war ſichtbar genug, daß er darauf weniger aus Achtung gegen die Kirche und den Papſt, als aus Haß gegen alles Revolutionäre drang. So verlor Pius in unfreiwilliger Muße Wochen und Monate in Paris, und fand ſogar wenig Auffoderung, auch nur geiſtliche Amtshandlungen zu verrichten, obwohl er alle Kir-

chen fleißig beſuchte, und ſtets bereit war, in ſeinem Beruf zu wirken. Immer mehr drang ſich ihm die Ueberzeugung auf, wie gleichgültig die Franzoſen gegen alles Kirchliche geworden, und je mehr des Papſtes Gegenwart für ſie den Reiz der Neuheit verlor, fand er überall die rückſichtsloſeſte Kälte, ja abſichtliche Geringſchätzigkeit. Er wagte es nicht, wie es ſonſt Sitte war, aus offnem Fenſter den apoſtoliſchen Segen zu ertheilen; kaum ſichtbar hinter den verſchloſſenen Glasflügeln machte er für die etwanigen Frommen das heilige Zeichen. Und wie zu einem luſtigen Schauſpiel lief mit unehrerbietigem Geräuſch das Volk herbei, und trieb unwürdigen Muthwillen vor den Augen des gekränkten Papſtes. Dies und der unerfreuliche Aufenthalt am Hofe verſtimmte immer ſichtbarer den Mann, der mit ſo vieler Geneigtheit, mit ſo frommen Hoffnungen ſich zu der erniedrigenden Reiſe entſchloſſen hatte; je mehr der Kaiſer ihn merken ließ, wie er zu nichts, was Pius erwarten durfte, willig und günſtig ſey, deſto ſtärker ſchien das Bewußtſeyn der ſchon erlittenen Kränkungen in ihm zu erwachen, und mit Entſetzen erkannte er, daß er faſt als ein Gefangener, dem die Abreiſe nicht einmal freigeſtellt ſey, in Paris verweile. Da bemächtigte ſich bitterer Unmuth ſeiner Seele; ſein gerechtes Selbſtgefühl ſprach lauter und lauter, und weil alle freundliche Nachgiebigkeit und zuvorkommende Huld vergebens geweſen, kehrte alle Entſchloſſenheit und Feſtigkeit ſeines Charakters zurück, daß die gegenſeitige Verſtimmung immer größer und offenkundiger werden mußte. Der Kaiſer, der bei ſeiner nahen Königskrönung in Mailand gern auch ſeine Italiener durch die feierliche Gegenwart des Papſtes erfreut und gewonnen hätte, fand nun, als er den Papſt dazu einlud, einen unerwarteten Widerſpruch und beharrlichen Widerſtand, und faßte ſeitdem einen unverſöhnlichen Haß gegen den Prieſter, der es wagte, ihm die Gewährung eines Wunſches zu verſagen. Von nun an ſchien auch dieſer ſeine Würde um ſo mehr behaupten und ſeine Rechte vertheidigen zu wollen, als er früher nicht ohne inneres Widerſtreben ſich ſelbſt verläugnet hatte. Am 31ſten März 1805 reiſ'te Napoleon nach Italien ab. Der Papſt aber blieb in Paris zurück, und erhielt erſt am 4ten April die Erlaubniß zur Heimkehr. In Turin begegnete er noch einmal dem Kaiſer, ſetzte aber nach gegenſeitiger kalter Begrüßung ſeine Reiſe nach Florenz fort. Seinen kurzen Aufenthalt daſelbſt wollte der ehrwürdige Scipio Ricci, Biſchof von Piſtoja, der ſeit der Synode von Piſtoja (1786) mit Rom verfeindet war, und unter vielfachen Kränkungen ſein Amt verwaltete, benutzen, ſich mit dem römiſchen Stuhl zu verſöhnen. Für ihn verwendete ſich die Königin von Etrurien. Des Papſtes Begleiter drangen in den alten Mann, einen förmlichen Widerruf aller ſeiner Reformationsplane und aller Schlüſſe jener Synode abzulegen, und als er beharrlich ſich deſſen weigerte, überredeten ſie ihn, es ſey nur eine pflichtmäßige Verwerfung möglicher Irrthümer, in die er etwa aus menſchlicher Schwäche verfallen, gemeint, und die Vertheidigung ſeiner Anſichten und ſeines Verfahrens bliebe ihm unbenommen. Da unterſchrieb der Biſchof jene Verwerfung. Pius aber, der ihn nun erſt vor ſich ließ, geſtattete ihm nicht nur keine Vertheidigung, ſondern behandelte auch jene ſehr bedingte Verwerfung als einen förmlichen und allgemeinen Widerruf, und ließ ſchonungslos zu bittrer Kränkung des ehrwürdigen Greiſes die Nachricht davon gefliſſentlich verbreiten. Man möchte gern annehmen, daß weniger Pius als ſeine Umgebungen, die vielleicht ihre Verhandlungen mit dem Biſchof, die Bedingungen, unter welchen er ſeine Unterſchrift bewilligt, einſeitig und trügeriſch mit-

getheilt, und die zugeſagte Vertheidigung unerwähnt gelaſſen, dieſe Treuloſigkeit verſchuldet habe. Am 16ten Mai traf Pius in Rom wieder ein, mehr gedemüthigt als einſt ſein Vorgänger bei der Rückkehr aus Wien, und faſt noch ſtärker bezeugten ihm jetzt die Römer ihre Unzufriedenheit, die faſt in Verachtung überging, und in unverhohlenem Murren und Spott ſich entlud. Erſt am 26ſten Juli ſtattete er in einem geheimen Conſiſtorium dem Cardinalscollegium Bericht von ſeiner Reiſe ab, und mußte es auch dabei bewenden laſſen, die gute Aufnahme, die er gefunden, und im Allgemeinen auch den von ihm Geſalbten, und was er etwa für die Kirche gethan, zu rühmen. Bald nachher ward er in Rom ſelbſt aufs neue beunruhigt. Das franzöſiſche Heer in Neapel verließ beim Anfang des öſterreichiſchen Kriegs das Königreich, und zog durch die päpſtlichen Provinzen (im September 1805) nach Ober-Italien. Dadurch ward der Mangel, die Noth der Kammer und des Volkes fühlbar gemehrt, und letzteres durch den franzöſiſchen Uebermuth noch mehr gereizt. Damals ſchien Bonaparte's Glücks zu wanken; man hoffte in Italien ſeinen Untergang. Da äußerten auch die Römer laut ihre Hoffnung, ihren Haß. Auch in Ober-Italien entſtanden Unruhen, die man den Aufwiegelungen des Volks durch die Geiſtlichen Schuld gab. Neapel nahm ruſſiſche und engliſche Soldaten auf, verband ſein eignes Heer mit denſelben, und machte nicht verſteckte Anſchläge auf Ober-Italien. Aber Napoleons Siege und der Friede von Preßburg (December 1805) zeigte den Römern ihre bedenkliche Lage, und der Papſt mußte neuen Beſorgniſſen Raum geben, da ein wiederholter Sturm auf Neapel vorauszuſehn, und der Zorn des Mächtigen nur zu ſehr zu fürchten war, zumal Pius ſelbſt immer offner ſeine Unzufriedenheit mit Frankreich und ſeinem Beherrſcher gezeigt hatte. Im Januar 1806 rückten auch ſchon franzöſiſche Soldaten, auf ihrem Zuge nach Neapel, im Kirchenſtaat ein, und man begann zu fürchten, daß dieſer und jenes gleiches Schickſal haben möchten. Wirklich ſchien Alles wenigſtens darauf berechnet zu ſeyn, die päpſtliche Regierung aufs äußerſte zu treiben. Der ununterbrochene franzöſiſche Heerzug erſchöpfte die letzten Kräfte des Landes, und nöthigte den Papſt, ſeinen Unterthanen ſo unerträgliche Laſten aufzubürden, ſo viel neue, unerſchwingliche Steuern und Abgaben einzutreiben, daß das Elend ſeine äußerſte Höhe erreichte. Pius hielt öffentliche Gebete, feierliche Meſſen, vertheilte Troſt- und Erbauungsblätter, und ſtieg oft ſelbſt zu ſtillen Meſſen in die unterirdiſche Capelle der Peterskirche hinab. Recht wie ein treuer Hirt ſeiner Gemeinde, ſuchte er, unfähig der Noth zu ſteuern, kraft ſeines heiligen Amtes, wenigſtens die Verzweiflung abzuwenden, die Herzen zu ermuthigen. Im März 1806 ward zwar Neapel erobert, und des Kaiſers Bruder zum König ernannt. Aber damit endeten die Drangſale des Kirchenſtaats noch nicht. Schon hatte Napoleon feierlich erklärt, daß die ganze Halbinſel Italien einen Theil des großen Kaiſerreichs ausmache; ſchon verbreitete ſich allgemein die Sage, daß des Papſtes weltliche Herrſchaft von Frankreich vernichtet werden ſolle, und ob wohl das franzöſiſche Amtsblatt dem noch widerſprach, fand jene Sage doch größern Glauben, beſonders als unerwartet plötzlich der Abgeordnete des Kaiſers (Cardinal Feſch) im Mai Rom verließ. Wirklich blieb auch eine franzöſiſche Beſatzung im Kirchenſtaat, und die neuen Kriege Napoleons ſchienen das drohende Verhängniß nur zu verzögern. Vielfach fühlte ſich indeß immer von neuem Pius gekränkt. In Frankreich ward ein neuer Reichscatechismus eingeführt, den er

nicht billigen konnte; in Deutſchland durch den einzigen noch übrigen geiſtlichen Fürſten, den Erzkanzler, der Cardinal Feſch zum Coadjutor ernannt, ohne des Papſtes Zuſtimmung einzuholen; aus Neapel wurden die Jeſuiten wieder vertrieben (am 4ten Juli) und die neuen Collegien aufgelöſ't. Deſto größer war die Freude, die Pius empfand, als im posner Frieden (12ten December) den Catholiſchen in Sachſen (dem Lande, von dem der furchtbarſte Sturm gegen das Papſtthum einſt ausgegangen) völlig gleiche Rechte mit den Proteſtanten zugeſtanden wurden. Mit ſeltſamer Uebertreibung pries er deßhalb den Kaiſer, und hätte gern zu neuer Verſöhnung die Hand geboten, wenn nicht das, was in ſeiner Nähe geſchah, Vertrauen und Hoffnung ihm völlig geraubt hätte. Der Friede mit Rußland und Preußen (7ten und 9ten Juli 1807) gab dem Furchtbaren neue Macht in die Hände. Mit eigenſinniger Heftigkeit verfolgte er nun ſeine Plane gegen England, und ſchonte nichts, was ihm im Wege ſtand. Die päpſtliche Regierung unterſtützte ſeine Abſichten mit zu wenigem Nachdruck; heimlich wurden noch immer viele engliſche Waaren eingeführt, auch Verbindungen mit Sicilien ſollten Statt finden, und der geflüchtete Cardinal Ruffo das Werkzeug der Feinde Frankreichs ſeyn. Drohende Aeußerungen des erzürnten Kaiſers ließen Alles fürchten. Der päpſtliche Hof war in peinlicher Spannung. — Pius aber vergaß unter keiner Gefahr, daß er Papſt ſey. Er konnte es freilich nicht hindern, daß der neue König von Neapel auch den Benedictiner- und Bernhardinerorden aufhob (12ten Februar 1807); aber dem Rath des Schweizercantons Lucern, der ehrerbietig um die Erlaubniß anſuchte, einige Klöſter zu Errichtung eines Prieſterſeminariums und andern wohlthätigen Zwecken aufheben zu dürfen, ward auf wiederholte Bitten ſpäte Antwort, die keine Entſcheidung gab, und der päpſtliche Nuncius Teſtaferrata verwickelte den Canton in die verdrießlichſten Händel. Und ſo mißlich die Lage des päpſtlichen Stuhls in Rom ſelbſt war, ſo ward doch das Ausland mit Aufmerkſamkeit betrachtet. Ein Nuncius, Della Genga, erſchien in Deutſchland, um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, und die Fürſten zu günſtigem Vergleich zu bewegen. Aber er trat mit ſo beſtimmten Foderungen hervor, und verließ München, als man dort dieſelben nicht ſogleich zugeſtand, ſo trotzig und eilig, als ſey das Papſtthum noch völlig unangefochten. Noch beleidigender ſchied er aus Würtemberg, als der König nach der erſten Vorſtellung eben einen Verein zu den Verhandlungen über die kirchlichen Angelegenheiten ſeiner catholiſchen Unterthanen angeordnet hatte. Die wichtigern Mißverhältniſſe mit Frankreich riefen den Nuncius dorthin, und rückſichtlos gab er für jetzt die Angelegenheiten der deutſchen Kirche auf. Pius ſelbſt hatte ſchon früher den unter bayerſche Hoheit verſetzten Biſchöfen von Chur, Trident und Brixen, als die neue Regierung die Verzichtleiſtung auf mehrere biſchöfliche Rechte foderte, und die Prälaten deßhalb in Rom anfragten, durch eine Breve geboten, in jene Foderungen nicht zu willigen, was, da dieſe dabei beharrten, die traurige Folge hatte, daß Bewaffnete ſie aus dem Königreich entfernten. Auch dem Einfluß neuer Meinungen und einer Philoſophie, von der man alle Uebel ableitete, ſollte auf päpſtlichen Befehl dadurch begegnet werden, daß 1808 das Verzeichniß der verbotenen Bücher erneuert und anſehnlich erweitert ward. Während ſo viele andre Rechte des römiſchen Stuhls nicht ausgeübt werden konnten, entſchädigte der Papſt ſich dafür, und die Römer für andre Feſte, durch prunkende Heiligſprechungen. Im J. 1806 war ein berühmter Jeſuit, Franceſco de Hiero-

nymo, zum Heiligen gemacht worden. Fünf andre, zum Theil unbekannte Männer, wurden 1807 dieſer Ehre theilhaft. Und noch unter ſchwereren Verhältniſſen ward die ehemalige Königin von Sardinien, Maria Clotilde Xaveria (am 27ſten April 1808) feierlichſt canoniſirt. — Indeß ward der Papſt im eignen Gebiet durch die franzöſiſchen Beſatzungen geängſtet und beleidigt, und der Kaiſer ſprach, ſeine Abſichten immer weniger verbergend, ſeine jetzigen Foderungen entſchiedner und drohender aus. Vergebens verſuchten zwei Legaten in Paris günſtigere Verhandlungen einzuleiten; die franzöſiſche Regierung ging auf dieſelben nicht ein, achtete Verträge und Rechte nicht, nur ihr eiſerner, gewaltthätiger Wille, nur ihr Gebot ſollte erfüllt werden. Von nun an ſetzte aber auch Pius der Gewalt einen entſchloſſenen Willen und kräftige Maßregeln entgegen, die, ſo wenig ſie von der Hoffnung, dadurch den Sieg zu gewinnen, ihm eingegeben waren, doch ſtandhaft die Würde und Rechte ſeines Stuhls verfochten. Er ſelbſt ertheilte dem Cardinal Caprara, ſeinem Legaten in Paris, alle Vollmachten und Verhaltungsregeln, und noch immer die Hand zum Frieden bietend, lehnte er doch beſtimmt alle Foderungen ab, die mit ſeinen Pflichten als Oberhaupt der Kirche unvereinbar ſchienen. Die letzten Monate des Jahrs 1807 vergingen unter vielfachem Schriftenwechſel beider Regierungen. Aber am 9ten Januar 1808 empfing Caprara in Paris die drohende kaiſerliche Erklärung, daß wenn die ſechs Hauptfoderungen Frankreichs nicht binnen fünf Tagen vom Papſt unbedingt bewilligt würden, der größte Theil des Kirchenſtaats ſeiner Herrſchaft für immer entzogen, und Rom ſelbſt von franzöſiſchen Soldaten beſetzt werden ſolle. Zu jener Bewilligung war der Legat nicht bevollmächtigt, nicht geneigt; des Kaiſers entſchiedner Wille ward nach Rom gemeldet. Gleich darauf rückten kaiſerliche Heerzüge Rom näher, und verbreiteten Angſt und allgemeine Beſorgniß. Am 29ſten Januar übergab der franzöſiſche Geſandte am päpſtlichen Hofe, Alquier, dem Cardinal-Staatsſecretär Caſoni die Anzeige von dem bevorſtehenden Durchzug zweier, aus 6000 Mann beſtehender franzöſiſchen Truppenabtheilungen durch den römiſchen Staat. Ihre Beſtimmung ward nicht erwähnt, aber eine Marſchordnung beigelegt, die ſie bis nach Terracina (wo vom König von Neapel neue Befehle erwartet werden ſollten) „ohne ſich aufzuhalten" befolgen würden, auch im Namen des anführenden Generals Miollis die beſtmöglichſte Ordnung auf dem Durchzuge zugeſagt. An denſelben Tage proteſtirte der Papſt perſönlich und kräftig in einer Unterredung mit dem franzöſiſchen Botſchafter gegen das Einrücken jener Truppen, und ließ am 31ſten Januar den General Miollis ſelbſt zu einer beſtimmten Erklärung der Abſicht ſeiner Maßregel auffodern, worauf dieſer in flüchtiger Antwort ſich bloß auf die mitgetheilte Marſchordnung bezog. Am 1ſten Februar meldete Caſoni an Alquier, daß wenn die franzöſiſchen Truppen wirklich keine andre Abſicht hätten, als einen Auftrag in Neapel zu erfüllen, ſie an den Mauern Roms vorübergeführt und außerhalb der Stadt in Caſernen verpflegt werden möchten, wozu von Seiten der päpſtlichen Regierung die freundlichſten Veranſtaltungen getroffen werden ſollten, wie es auch dem General mit ſeinem Stabe unverwehrt bleibe, ſich in die Stadt zu begeben. Das Einrücken der Soldaten in ſeinen Wohnſitz werde der heilige Vater für eine feindliche Maßregel halten, die alle weitre Verhandlungen aufhebe, weil dieſe nicht durch Gewalt, ſondern nur durch gegenſeitige Freiheit, Offenheit und verſtändliche Mittheilung zum Ziel führen könnten. Alquier wiederholte darauf bloß die Verſicherung, daß

keine feindliche Abſicht bei dem Durchzuge obwalte, und da dieß den Papſt nicht befriedigen konnte, ließ er am 2ten Februar eine von Caſoni unterzeichnete Kundmachung in der Stadt anſchlagen, daß, da ſeine Pflicht ihm nicht erlaube, in alle Foderungen der franzöſiſchen Regierung zu willigen, und deßhalb die gedrohte Beſetzung ſeiner Hauptſtadt zu fürchten ſey, er zwar ergeben dem Willen des Höchſten ſich unterwerfe, aber jeder Verletzung ſeines Beſitzes und Landes widerſpreche, ſeine Unterthanen aber zur Ruhe und Ordnung ermahne. Indeß rückten die franzöſiſchen Truppen an demſelben Tage Morgens halb 8 Uhr ſchon in die Stadt ein, entwaffneten die päpſtliche Wache am Thor del Popolo, bemächtigten ſich des Caſtells, beſetzten die Stadtthore und den quirinaliſchen Palaſt, den der Papſt bewohnte, und richteten acht Kanonen gegen die Eingänge deſſelben. Sogleich übergab Caſoni eine neue Erklärung an Alquier, und eine andre mit einfacher Berichterſtattung von dem Vorgefallenen an die fremden Geſandten. Der Papſt hatte die fünftägige Friſt, welche zur Enderklärung ihm geſetzt war, nicht verſtreichen laſſen, ohne dieſe, freilich nicht, wie der Kaiſer wollte, zu ertheilen. Die Beſetzung Roms konnte alſo beſchönigt werden; dabei ließ man immer noch die Möglichkeit eines Vergleichs hoffen. Miollis und Alquier, deren Beſuch Pius annahm, ſchienen die Ehrfurcht gegen ihn nicht verläugnen zu wollen, doch erlaubte jener ſich jede Willkür, und erfüllte zögernd ſein Verſprechen, die drohende Stellung der Artillerie vor dem päpſtlichen Palaſt zu verändern, und dieſer bezeigte dem Staatsſecretär ſeinen Unwillen über den Ausdruck: franzöſiſche Regierung, deſſen ſich die päpſtliche Kundmachung bedient hatte. Am 5ten Februar erließ Pius ein Umlaufsſchreiben an alle Cardinäle mit einer klaren und kräftigen Darſtellung ſeines Verhältniſſes zu Frankreich, und umſtändlicher Mittheilung der Foderungen der franzöſiſchen Regierung, ſo wie ſeiner Gründe, dieſelben abzulehnen. Man fodre die Anerkennung eines unabhängigen franzöſiſchen Patriarchen; der Papſt erkläre dieſen für eingedrungen, und für immer aus dem Schooß der catholiſch-apoſtoliſch-römiſchen Kirche ausgeſtoßen. Man verlange die Einführung des franzöſiſchen Geſetzbuchs in den päpſtlichen Staaten; der Papſt verweigre dies als ſeiner höchſten Gewalt und den canoniſchen Schlüſſen zuwider. Man wolle allgemeine Freiheit des öffentlichen Gottesdienſtes; der Papſt verwerfe das, weil es gegen die Kirchengeſetze und Concilienſchlüſſe, gegen die Ruhe des Lebens und die Wohlfahrt der Staaten, und von traurigen Folgen ſey. Man erwarte eine Reform der biſchöflichen Verfaſſung und die Unabhängigkeit der Biſchöfe; der Papſt proteſtire dagegen, weil es gegen die Abſichten des Heilands ſey, welcher gewollt, daß Petrus, der Grundſtein ſeiner Kirche, die Einheit mit den Brüdern erhalten ſolle, und weil das Primat des römiſchen Stuhls ſammt der Abhängigkeit der Biſchöfe von demſelben bewahrt werden müſſe. Man beſtehe auf der Aufhebung der geiſtlichen Orden und des Cölibats; der Papſt ſehe zu jener keinen Beweggrund, und fühle ſich vielmehr verpflichtet, ſie beizubehalten; das andre ſtreite gegen die Heiligkeit und Reinigkeit der Religion, und widerſpreche den Verheißungen, welche Gott den Geiſtlichen ertheilt habe. Endlich begehre man die Krönung und Salbung des Joſeph Bonaparte zum König von Neapel. Der Papſt könne dies nicht ohne ein Verbrechen thun, weil der rechtmäßige König Ferdinand noch lebe, auf ſeine Staaten nicht verzichte, und gerechte Anſprüche habe. — In Paris erklärte indeß der Miniſter Champagny an Caprara die Beſetzung Roms für eine Folge der päpſtlichen Antwort auf des Kaiſers Fode-

rungen, während in Rom Miollis und Alquier bald den Schutz, den man neapolitaniſchen Aufrührern (Brigands) gewährt habe, bald Complotte, die der Papſt durch fremde Unterhändler angezettelt habe, und andres böslich und unwahr vorſchützten. Täglich empörender wurden die Mißhandlungen, welche die Franzoſen ſich gegen die päpſtliche Regierung erlaubten, und ein fruchtloſer Schriftenwechſel führte endlich nur dahin, daß der päpſtliche Staatsſecretär alle Unterhandlungen bis zur Befreiung Roms für aufgehoben erklärte. Miollis gebot allen neapolitaniſchen Cardinälen, Rom zu verlaſſen; da Pius ihnen zu bleiben befahl, wurden ſie gewaltſam abgeführt. Der ſpaniſche Geſandte ward in ſeinem Palaſt beleidigt; Pius konnte ihm nur ſeine aufrichtige Theilnahme bezeugen. Die Briefpoſt ward mit franzöſiſchen Soldaten beſetzt, der päpſtliche Director entfernt, und ein franzöſiſcher angeſtellt; alle Druckereien wurden mit Wache belegt, damit keine öffentliche Kundmachung weiter erfolgen könne; die päpſtlichen Soldaten den franzöſiſchen Truppen einverleibt, und einer ihrer Oberſten, der ſeinen Eid nicht brechen wollte, gefangen genommen. Vergebens proteſtirte der Papſt gegen alle dieſe Gewaltthätigkeiten. Eine neue Cocarde, die er ſeinen Soldaten gegeben, ließ Miollis wieder abnehmen; alle, die dem franzöſiſchen Kaiſer nicht den Eid leiſteten, wurden in die Feſtungen gebracht, die übrigen nach Ancona geführt, nachdem Miollis in einem Tagsbefehl vom 27ſten März ihnen erklärt hatte: „ſie würden künftig nicht mehr von Prieſtern oder Weibern befehligt werden, und nie mehr unter die Fahnen der Prieſter zurückkehren.“ Pius verlor ſeine Geiſtesgegenwart nicht; den Cardinälen, welche Miollis zu Feſten geladen, hatte er verboten, daran Theil zu nehmen, und denen, die aufs neue Befehl erhielten, Rom zu verlaſſen, auch dies unterſagt. Darauf wurden abermals vierzehn von ihnen abgeführt, auch Caſoni unter ihnen. Pius erſetzte ſie durch Stellvertreter. Am 27ſten März erließ er ein ſtarkes und drohendes Breve an Napoleon ſelbſt, der nun ſchon an die nothwendig werdenden geiſtlichen Waffen erinnert ward, und am 30ſten März foderte Caprara ſeine Reiſepäſſe in Paris, worauf Champagny erwiederte, der Kaiſer ſähe dies für eine Kriegserklärung an; doch könne noch jetzt durch Bewilligung der kaiſerlichen Foderungen der Verluſt Roms abgewendet werden. Der Erfolg zeigte, wie keine Einwilligung des Papſtes berückſichtigt worden wäre. Am 2ten April erſchienen die beiden Decrete des franzöſiſchen Kaiſers, von denen das erſte unter dem Vorgeben, daß Ober- und Unter-Italien nicht durch eine feindliche Macht getrennt werden dürfe; daß Carl der Große („unſer erlauchter Vorfahr“) die Schenkung der den päpſtlichen Staat ausmachenden Länder zum Nutzen der Chriſtenheit und nicht zum Vortheil der Feinde „unſrer heiligen Religion“ gemacht; und endlich weil der Geſandte des römiſchen Hofs ſeine Reiſepäſſe verlangt habe, die Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino unwiderruflich und für immer mit dem Königreich Italien vereinigt, und ſogleich die deßhalb nothwendigen Anordnungen verfügt wurden. Das zweite Edict befahl allen Prälaten und allen beim römiſchen Hofe Angeſtellten, die aus dem Königreich Italien gebürtig, bei Strafe des Verluſtes ihrer Güter, ſich dahin zu begeben. Noch ehe der dazu angeſetzte Zeitpunkt verſtrichen war, wurden die Cardinäle Saluzzo und Pignatelli eilends abgeführt, in ſo hülfloſem Zuſtand, daß der Papſt ihnen eine Unterſtützung, ſo viel die päpſtlichen Caſſen vermochten, zuſtellen ließ. Von nun an ſchienen die franzöſiſchen Behörden keine Rückſicht mehr gegen den Papſt und ſeine Beamten zu kennen; jede freche Ge-

walthat, jeden zügelloſen Uebermuth und den bitterſten Hohn erlaubten ſie ſich. Am frühen Morgen des 7ten Aprils drang ein franzöſiſcher Officier mit mehreren Soldaten durch Liſt und Gewalt in den päpſtlichen Palaſt ein, ſprengte die Thür der Schweizerwache, raubte die Gewehre, entwaffnete die Nobelgarde, erklärte, daß ſie alle von nun an unter dem franzöſiſchen General ſtänden, und ließ die, welche ſich weigerten, den Eid zu leiſten, gefangen ſetzen. Daſſelbe geſchah dem Befehlshaber der Garde bei der Schatzkammer. Der Papſt konnte auch jetzt nichts anders thun, als durch den Cardinal Gabrielli, der an Caſoni's Stelle getreten, allen dieſen Gewaltthaten widerſprechen, und alle Maßregeln ergreifen, die in ſeiner Lage möglich waren. Am 19ten April ließ er die Antwort auf Champagny's Erklärung dem neuen franzöſiſchen Botſchafter Lefevre übergeben, mit ausführlicher Rechtfertigung gegen Alles, womit man den an Rom begangnen Frevel beſchönigen wollte. Am 19ten Mai ward dieſelbe Erklärung dem Botſchafter des Königreichs Italien, Alberti, zugefertigt, und eben ſowohl den Geſandten der andern Höfe als den Cardinälen mitgetheilt. Am 2ten Mai war auch ein Sendſchreiben an die Biſchöfe des Königreichs Italien erlaſſen worden, welches ihnen ernſt und ſtreng unterſagte, Befehle von den franzöſiſchen Behörden anzunehmen, der franzöſiſchen Regierung einen Eid zu leiſten, oder im äußerſten Fall einen andern abzulegen als den, daß man in keine Verſchwörungen ſich einlaſſen, und übrigens Alles erfüllen wolle, was nicht gegen die Geſetze der Kirche ſtreite. Das Verfahren der franzöſiſchen Regierung, ihre Gleichgültigkeit gegen die Religion, ihre Heuchelei und ihre Plane zum Umſturz der Kirche wurden hart gerügt. Auch die Biſchöfe im Kirchenſtaat erhielten ſehr beſtimmte Vorſchriften, und wurden zugleich mit einem Vicariat auf ſo lange als die drückenden Zeitumſtände fortdauern würden, beauftragt. So vergaß Pius nichts, was ſein Beruf erfoderte, und bewahrte eine Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit, die von allen, nur nicht von den Franzoſen, bewundert und geachtet ward. Standhaft erklärte er ſich gegen jeden neuen Gewaltſtreich der Gegner, gegen die Gefangenſetzung und Abführung des Gouverneurs von Rom, gegen die Errichtung ſogenannter Bürgergarden, und die Ertheilung der italieniſchen Cocarde an dieſelben. Am 11ten Juni ließ Miollis gewaltſam die Papiere Gabrielli's in Beſchlag nehmen, und ihn aus Rom verweiſen. Pius rügte mit großem Muth dies als eine Verletzung des Völkerrechts, und einen abſcheulichen Frevel gegen das Oberhaupt der Kirche, gebot dem Cardinal, Rom nicht zu verlaſſen, brachte auch dies an die fremden Miniſter, und ernannte, als nun Gabrielli und zugleich der Secretär der heiligen Conſulta mit mehrern andern auf die Engelsburg geſetzt ward, ſogleich ihre Stellvertreter, für jenen den Cardinal Pacca, für dieſen den Pedicini. Es folgte die Abſetzung mehrerer päpſtlicher Beamten; Pius ward nicht müde, ihre Wiedereinſetzung und die Freilaſſung der Gefangenen nachdrücklich zu fodern, und gegen die von den Franzoſen herausgegebene „römiſche Regierungszeitung,“ die falſche Anwendungen von dem letzten Concordate machte, und ſich ſogar Schmähungen der päpſtlichen Regierung erlaubte, ſich wiederholt und ſcharf zu erklären. Als am 17ten Juni Pacca und Riganti (Secretär der heiligen Conſulta) aus Rom abgeführt wurden, und als am 13ten Auguſt die Franzoſen abermals gewaltſam in den Quirinalpalaſt eindrangen, und dem Cardinal Pacca alle Archive und Schriften entriſſen, erhob er bei dem franzöſiſchen Anführer und bei den fremden Geſandten die ſtärkſten Klagen. Am 24ſten Auguſt erklärte er, durch einen im ganzen Kirchenſtaat möglichſt verbreiteten Anſchlag, die Bür-

gergarden für Aufrührer und Empörer, und verbot bei Strafe des Banges, ſich in dieſelben aufnehmen zu laſſen. Dieſe Bürgergarden, meiſt aus dem niedrigſten Pöbel beſtehend, erlaubten ſich unter franzöſiſchem Schutze alle Ausſchweifungen, Gewaltthätigkeiten, und verübten im ganzen Kirchenſtaat, ſelbſt in Rom, wo alles Geſindel ſich mit ihnen verband, Gräuel und Frevel ohne Ende. Des Papſtes Standhaftigkeit erbitterte indeß immer mehr die Franzoſen, beſonders den gewaltthätigen Miollis, und dieſer ſchien immer mehr auf Alles zu ſinnen, was jenen kränken konnte. Kein Recht, kein Geſetz, keine Rückſicht galt noch etwas. Am 6ten September, in erſter Frühe, ward Pacca in ſeinem Schlafgemach von den Franzoſen überfallen, und ſollte abgeführt werden; Pius, der die Nachricht erhielt, eilte hinzu, und führete nach entſchloßner Erklärung den Cardinal in ſeine eignen Zimmer. Die Abführung anderer Cardinäle, ja ſelbſt die grauſame Hinrichtung päpſtlicher Diener und Unterthanen, denen man ihre Treue zum Verbrechen machte, vermochte er nicht zu hindern. Oeffentlich aber belebte er die Biſchöfe des Kirchenſtaats, die, ſeinen Vorſchriften treu, ſich den Foderungen der Franzoſen widerſetzt hatten. Seiner Würde eingedenk, verweigerte er, einen höhniſchen Glückwünſchungsbeſuch des Miollis mit ſeinem Generalſtabe am 1ſten Januar 1809 anzunehmen. Das Carneval verbot er für dieſes Jahr, und hatte die Freude zu ſehen, daß, als Miollis es erlaubte und veranſtaltete, die römiſchen Bürger nicht dazu zu bewegen waren. Deſto glänzender und feierlicher begingen die Römer gleich darauf das Feſt der Thronbeſteigung des Papſtes. Den franzöſiſchen Biſchöfen geſtattete er zwar, im zweiten Grade der Blutsverwandtſchaft zu dispenſiren, doch ſolle dieſe Vollmacht nur Ein Jahr gültig ſeyn, und der Ertrag an die Seminarien abgegeben werden. Die fortdauernden Frevel und Schandthaten, die Gefangenſetzung des durch das Völkerrecht unverletzlichen Geſandten von Spanien, mehrerer Spanier und noch anweſender Cardinäle, nöthigten endlich den Papſt am 3ten April aufs neue, den Napoleon mit dem Bann zu bedrohen. Deſto frecher übte der neue franzöſiſche Befehlshaber Lemarrois, nachdem Pius die Abberufung des elenden Miollis fälſchlich für ein beſſeres Zeichen gehalten, ſeine ſchändliche Vollmacht aus, und bereitete durch die Entlaſſung aller päpſtlichen Beamten das Aeußerſte vor. Dies erfolgte bald nachher. Am 17ten Mai 1809 erſchien das kaiſerliche Decret aus dem Hoflager zu Wien, durch welches die vermeinte Schenkung Carls des Großen zurückgenommen, der Kirchenſtaat dem franzöſiſchen Reich einverleibt, Rom zu einer kaiſerlichen freien Stadt erklärt, die Beſitznahme auf den erſten Juni beſtimmt, und zu des Papſtes Unterhalt eine Einnahme von 2 Millionen ausgeſetzt ward. Ein gleichzeitiges zweites Decret verordnete eine außerordentliche Conſulta, und beauftragte ſie mit der Beſitznahme und erſten Verwaltung des römiſchen Gebiets. — Nun, da Pius nichts mehr fürchtete, da alle Langmuth vergebens geweſen, ließ er es nicht bloß bei einer förmlichen Proteſtation gegen die Beſitznahme ſeiner Staaten (vom 10ten Juni 1809) bewenden, ſondern unterzeichnete auch an demſelben Tage die Bulle: Quum memoranda, durch welche nach ausführlichen Erörterungen aller Frevel, welche Frankreich ſich gegen den heiligen Stuhl erlaubt, alle, die nach der gewaltſamen Beſetzung Roms etwas gegen die kirchliche Immunität, gegen die Kirche und die Rechte des heiligen Stuhls „unternommen hätten, ſo wie ihre Befehlshaber, Begünſtiger, Rathgeber, Anhänger und alle, die ihnen beigeſtanden" in den großen Bann, und andern geſetzlichen Kirchenſtrafen verfallen, erklärt wurden. Am 11ten

Juni ward eine zweite kürzere Excommunicationsbulle an Napoleon ſelbſt gerichtet, die ihm und allen ſeinen Rathgebern und Gehülfen das ausgeſprochene Urtheil ankündigte; und am 12ten Juni erfolgte noch eine öffentliche Bekanntmachung „an alle Gläubige“ den über Napoleon (deſſen Name hier nicht verſchwiegen ward) und alle ſeine Anhänger verhängten Bann kund zu thun. Von Seiten des päpſtlichen Hofes ſorgte man nach Möglichkeit für die Verbreitung dieſer Bullen, während die franzöſiſchen Behörden Alles aufboten, ſie zu unterdrücken. Weil aber manche Verdrießlichkeiten für die Geiſtlichen, die etwa nach den ſtrengern Kirchengeſetzen gegen die Excommunicirten verfahren möchten, entſtehen konnten, gab nachher der Papſt die mildernde Erklärung ſeiner großen Bulle, daß, da in derſelben Niemand genannt ſey, die Strenge der Kirche auch nur gegen die namentlich aufgeführten (alſo insbeſondre gegen Napoleon) eintreten ſolle. Am 6ten Juli unterzeichnete Pius noch einen frommen Hirtenbrief an ſeine getreuen Unterthanen. Aber in der erſten Stunde dieſes Tages (Nachts 1 Uhr) ward der Quirinalpalaſt unter Anführung eines Generals Radet von den franzöſiſchen Truppen umgeben. Der Papſt hatte ſchon früher ſich in das Innere des Palaſtes zurückgezogen, und die Pforten deſſelben vermauern laſſen. Hier harrte er, nachdem er ſeine Pflicht als Oberhaupt der Kirche erfüllt hatte, ohne offenbaren Widerſtand zu verſuchen, oder andre Maßregeln zu ſeiner Vertheidigung zu ergreifen, was weiter geſchehen möchte. In jener Nacht drang Radet mit ſeinen Gehülfen durch ein eingeſchlagenes Fenſter (während andre über die Gartenmauer ſtiegen) in den Palaſt ein, bahnte ſich durch die vermauerten Thüren den Weg, eilte zu der Schweizerwache, die, achtunddreißig Mann ſtark, leicht entwaffnet ward, und trat in das Zimmer des Papſtes, der noch ſchreibend am Tiſche ſaß, und unerſchrocken mit Würde (welche ſelbſt die rohen Soldaten mit Ehrfurcht erfüllte, daß ſie, als er zu reden begann, wie unwillkürlich, alle ihre Helme abnahmen) fragte, was er ſo ſpät wolle? Radet antwortete, er ſey befehligt, von ihm die Verzichtleiſtung auf ſeine weltliche Herrſchaft zu fodern, und als mit wenig kräftigen Worten Pius dies verweigerte, erklärte jener ihm, daß er Auftrag habe, ihn aus Rom abzuführen. Da ergriff der ehrwürdige Dulder ſein Brevier, gab dem Cardinal Pacca, der in großem Ornat indeß eingetreten war, ſeine Hand, und ſtieg mit ihm zu dem eingeſchlagnen Fenſter hinab. Durch dieſes ward er, an einen Lehnſtuhl gebunden, hinuntergelaſſen, und zu einem bereitſtehenden Wagen geführt. Anwohnende Römer, durch das Geräuſch erweckt, wollten nachſehn, was geſchehe, wurden aber von der Wache zurückgewieſen. Scheidend ſprach Pius über Rom den Segen, und mit Pacca in den Wagen verſchloſſen, ward er durch entlegne Gaſſen, von Bewaffneten umgeben, aus Rom geführt, durch das äußere Thor del Popolo. Dort wurden andre Pferde vorgelegt, und mit reißender Schnelligkeit ſetzte man die Reiſe fort. Beim erſten Poſtenwechſel warfen ſich die römiſchen Poſtillione dem heiligen Vater weinend zu Füßen; dieſer ſprach: „Muth und Gebet!“ und ſegnete ſie. Je mehr Eindruck dies auf die Anweſenden machte, deſto mehr eilte Radet mit der Abfahrt. Im dichtverſchloſſenen Wagen, der ſelbſt in der drückendſten Hitze nicht geöffnet ward, befand ſich Pius im peinlichſten Zuſtand. In Rom hatte die Nachricht von des Papſtes Entführung allgemeine Beſtürzung und Trauer verbreitet. Unterwegs empfing er überall Zeichen herzlicher Theilnahme, die ſeine Wächter beunruhigte. Im erſten Nachtquartier (einem abgelegenen Dorf innerhalb der toscaniſchen Gränze) erkrankte

Pius, wodurch ſeine Reiſe bis zum nächſten Tage verzögert ward. Viele Menſchen nahten dem Hauſe, aber die Wache, die es umgab, wies alle zurück. Kaum erhielten einige getreue Beamte und Diener, die ihn hier einholten, Erlaubniß, ihm zu folgen. Am 9ten Juli gönnte man ihm eine kurze Raſt und Erholung in Poggi Bouſi. Hinter dieſem Ort warf der Wagen um und zerbrach; Pius mußte ſogleich den andern beſteigen. In der Carthauſe bei Florenz, wo er einige Stunden verweilte, durfte keiner der anweſenden Mönche ihn ſprechen; ſelbſt Pacca ward hier von ihm getrennt und nach Bologna abgeführt. Ueber Piſa, an der Meersküſte hin, leitete nun ein andrer General, der an Radets Stelle getreten, die Reiſe des Papſtes. An der genueſiſchen Gränze ſetzte man ihn in einer Barke über den Golfo della Specia, und nach dem, was er ſchon gelitten, war die Frage natürlich: Ob die franzöſiſche Regierung Befehl gegeben habe, ihn zu erſäufen? Um den beſchwerlichern Weg nach Frankreich an der genueſiſchen Küſte hin zu vermeiden, nahm der ihm begegnende General Montchaſy es auf ſich, ihn über den Mont Cenis zu führen. In Aleſſandria durfte er zwei Tage ruhen. Zwiſchen Rivoli und Puza fiel er in eine Ohnmacht, und auf die Frage an den Oberſten der Gensd'armerie Boiſſard, der ihn nun geleitete, ob er Befehl habe, todt oder lebendig ihn fortzubringen, und auf die Foderung, einige Ruhe zu genießen, ward ihm dieſe geſtattet. Auf dem Mont Cenis (wo er zwei Tage raſten durfte, und dem zahlreich verſammelten Volk den Segen ertheilte) traf er mit Pacca, der ihm von Aleſſandria aus in einem beſondern Wagen nachgefolgt war, wieder zuſammen, und hinter Montmeillan durfte dieſer wieder ſeinen Platz im Wagen des Papſtes einnehmen. Am 7. Juli, Abends 6 Uhr trafen ſie in Grenoble ein. Hier blieb Pius im Präfecturhauſe elf Tage, (Pacca hatte ſich zu Fuß in eine andre Wohnung begeben müſſen). Das Volk verſammelte ſich zahlreich unter den Fenſtern des Papſtes, der täglich den Segen ertheilte, auch einige zum Fußkuß zuließ. Nur Geiſtliche durften ihn nicht beſuchen; ſelbſt dem Generalvikar von Lyon, den Feſch abgeſendet, ward es nicht geſtattet. Aber wer den Papſt ſah, bewunderte ſeine Heiterkeit und Geiſtesgegenwart. Hier ſah er auch das vom Kaiſer am 13ten Juli an die franzöſiſchen Biſchöfe erlaſſene Circularſchreiben, das ſie, mit Hindeutungen auf die fürſtliche Macht über die Kirche, befehligte, feierliche Dankgebete für ſeine Siege zu veranſtalten. In der Nacht vom 1ſten auf den 2ten Auguſt ward Pius gen Valence, Pacca aber nach Feneſtrelles abgeführt. Wenige Minuten brachte Pius in Avignon zu. Als man in Aix, wo er am 4ten Auguſt eintraf, ihn fragte: ob er hier bleiben wolle? antwortete er ruhig, „wie man will!" In ſeiner Wohnung las er Meſſe, dem Volk ertheilte er vom Altan den Segen, und ſprach zu den Weinenden: „betet und fürchtet nicht!" In Nizza warf an der Brücke, über die er gehen wollte, die Königin von Etrurien mit ihrem Prinzen ſich ſtumm und trauernd zu ſeinen Füßen. Der Jubel des Volks empfing ihn in der Stadt. Er wohnte im Präfecturpalaſt nach der Meeresſeite zu. Mehrmals an jedem Tage erſchien er auf dem Balkon und ertheilte den Tauſenden, die in Barken umherruderten, den Seegen. Freiwillig erleuchteten die Einwohner drei Mal die Stadt. Am Abend des 9ten Auguſt waren auch die Barken erleuchtet, und die Freude über des Papſtes Gegenwart zeigte ſich ſo laut, daß die Gensd'armen Mühe hatten, einige Ruhe zu bewirken. Pſalmen ertönten faſt die ganze Nacht hindurch, und Jeſus Chriſtus und ſein Stellvertreter auf Erden, der Glaube und

die chriſtliche Religion empfingen vielfaches Lebehoch. Am Morgen des 10ten Auguſt, nachdem er vorher, wie er täglich gethan, eine Meſſe geleſen, mußte er die Reiſe fortſetzen. Der Wagen fuhr durch die dichten Menſchenhaufen; Glocken, die man an Bäumen aufgehängt hatte, ertönten allenthalben; wetteifernd bot man ihm Erfriſchungen, und flehte um ſeinen Seegen. Savona nahm ihn endlich auf. Er erhielt erſt beim Maire, dann im biſchöflichen Palaſt, endlich im Präfecturpalaſt ſeine Wohnung. Gegen Ende des Septembers erſchien ein Abgeordneter der Regierung, um eine beſſere Wohnung einzurichten, ſtellte dem Papſt eine prächtig gekleidete Dienerſchaft vor, und bot ihm eine monatliche Zahlung von 100,000 Franken an. Pius lehnte alles beſtimmt ab. Acht Tage ſpäter erſchien Cäſar Berthier als Marſchall des päpſtlichen Palaſts, ſtellte die prächtigſte Wohnung her, ließ ein reiches ſilbernes Tiſchgeräth verfertigen, und lud ſeitdem täglich den Papſt mit den Seinigen zu einem üppigen Mahl ein, das an jedem Tage bereitet, doch nicht einmal angenommen ward. Aber unter ſolchem Glanz bewachte man doch ängſtlich den Gefangenen. Papier und Dinte ward ihm oft verweigert. Er durfte Niemand anders als unter Aufſicht ſprechen, und keinen Geiſtlichen vor ſich laſſen. Pius aber blieb ſich ſelbſt treu; ſo geduldig und ergeben, als muthig und ſtandhaft trug er ſein Schickſal, und keine perſönliche Qual konnte ihn der Treue gegen ſeinen heiligen Beruf entfremden. So meldete er am 26ſten Auguſt 1809 dem Erzbiſchof von Mailand, Cardinal Caprara, auf deſſen Mittheilung der kaiſerlichen Foderung, daß er den vom Kaiſer ernannten franzöſiſchen Biſchöfen die canoniſche Einſetzung ertheilen möchte, er werde nur dann, wenn Napoleon alles ihm Entriſſene zurückgebe, dieſes bewilligen, und unter keiner andern Bedingung auf ſein oder ſeiner Räthe Verlangen eingehen. Und ungebeugt durch längere Gefangenſchaft erklärte er am 5ten November 1810 dem vom Kaiſer zum Erzbiſchof von Paris ernannten Cardinal Maury, der ihm von dieſer Ernennung Nachricht gegeben, die Unrechtmäßigkeit derſelben, und die Ungebührlichkeit der Einwilligung des Cardinals. Auch dem Capitel von Paris bezeugte er am 4ten December ſeine Unzufriedenheit über die Vernachläſſigung der Pflicht, bei jenem Vorfall die alten Geſetze der Kirche zu berückſichtigen. Eine ähnliche Mittheilung erhielt um dieſelbe Zeit das Capitel von Florenz, und Alles bezeugte des Papſtes unveränderlichen Willen, kein Recht des römiſchen Stuhls Preis zu geben. — Die Geſchichte ſeines Aufenthalts in Savona iſt größtentheils noch unbekannt. Er lebte in dunkler Verborgenheit, und nur zwei Mal ward man lebhafter an ſein Daſeyn erinnert. Der Kaiſer begann allmählig, da er überall ſiegreich war, die unbezwingliche Macht der Meinung und der religiöſen Verhältniſſe zu fühlen, ſelbſt der über ihn ausgeſprochene Bann war weder ſo unbekannt, noch ſo unwirkſam geblieben, als er hoffte. Die vom Papſt verweigerte canoniſche Einſetzung der durch den Kaiſer ernannten franzöſiſchen Biſchöfe bot die nächſte Veranlaſſung dar, im Jahr 1811 das ſeltſame Schauſpiel eines Nationalconciliums in Paris zu eröffnen. Am 23ſten April wurden alle Biſchöfe dazu eingeladen; im Juni waren 104 verſammelt. Schon vorher hatten 18 verſammelte Biſchöfe vier aus ihrer Mitte an Pius nach Savona abgeordnet, um mit ihm zu unterhandeln. Erſt in der achten Verſammlung ward eine Erklärung des Papſtes, welche jenen Abgeordneten übergeben ſeyn ſollte, und die Einwilligung zur canoniſchen Einſetzung der Biſchöfe enthielt, mitgetheilt. Aber dieſe Erklärung war nicht einmal mit der Unterſchrift des Papſtes verſehen.

Die verſammelten Prälaten aber fügten ſich doch ſo wenig in den Willen Napoleons, daß ſchon am 10ten Juli das Concilium wieder aufgehoben ward. Am 5ten Auguſt durften ſich die Biſchöfe noch einmal verſammeln; abermals ernannte man Abgeordnete an den Papſt, ihm den abgeänderten Entwurf zu einer Entſcheidung über die Bisthümer vorzulegen. Die Biſchöfe gingen darauf auseinander; man hörte nichts von einer Entſcheidung oder Nachgiebigkeit des Papſtes. In der Mitte des Jahrs 1812 war Pius von Savona nach Fontainebleau geführt worden. Hier bemühte man ſich, ihn zu einer Einwilligung in des Kaiſers Foderungen zu bewegen, und ſeine Standhaftigkeit zu brechen. Da alles vergebens war, und Pius ſelbſt laut erklärte, daß alles, was man, ehe er völlig in Freiheit geſetzt ſey, in ſeinem Namen bekannt machen möchte, ungültig bleibe, erſchien Napoleon ſelbſt in Fontainebleau, und Gewalt und Verſtellung brachten es dahin, daß Pius (am 25ſten Januar 1813) eine vorläufige, aber ſehr bedingte Einwilligung zu einem Concordat gab, das den Papſt verbindlich machte, binnen ſechs Monaten die vom Kaiſer ernannten Biſchöfe einzuſetzen, widrigenfalls der Erzbiſchof oder der älteſte Biſchof der Provinz dies bewirken ſolle. Der Papſt dagegen ſollte zehn Biſchöfe in Frankreich und Italien ernennen dürfen, und in ein anſtändiges Verhältniß verſetzt werden. Pius aber hatte zur Bedingung gemacht, daß das Concordat nicht eher gültig ſey, bis er in einem Cardinalsconſiſtorium darüber berathſchlagt habe. Gleichwohl machte Napoleon am 13. Februar daſſelbe wortbrüchig als völlig abgeſchloſſen bekannt, und erklärte es zum Reichsgeſetz. Erzürnt verwarf nun Pius das ganze Concordat, und verſicherte, daß er ſich nie wieder zu einem andern verſtehn werde, wenn daſſelbe nicht alle Streitigkeiten des römiſchen Stuhls mit der franzöſiſchen Regierung vollkommen beſeitige. Darauf empfand er die letzten Aeußerungen der Wuth und Tyrannei des Geächteten. — Aber auch dem leidenden Pius wurden im Jahr 1814 die Siege der Verbündeten zur Errettung. In jenem furchtbaren Gedränge, als Napoleon in Frankreich ſelbſt ſich immer mehr bedroht ſah, hatte er in ſeinem Feldlager ein Decret erlaſſen (vom 13ten März), welches dem Papſt die beiden Departements von Rom und Traſimene zurückzugeben beſchloß. Nach Napoleons Abdankung, als der pariſer Friede zahlloſe Schlachtopfer der Tyrannei aus ihren Kerkern befreite, durfte auch Pius Frankreich verlaſſen, und nach dem Willen der Sieger ſeine weltliche Regierung wieder antreten. Am 24ſten Mai 1814 kehrte er nach Rom zurück. Engliſche und öſterreichiſche Soldaten geleiteten ihn dahin. — Er traf den Kirchenſtaat in der größten Erſchöpfung und alle bürgerlichen Formen und Verhältniſſe äuſſerſt zerrüttet an, und da es ihm unmöglich war, ſo groſſen Uebeln ſchnell und durchgreifend zu ſteuern, und im Streben die neue Ordnung der Dinge herzuſtellen, mancher Mißgriff geſchah, ſo blieben viele gerechte Wünſche unerfüllt, und der gehemmte, unterbrochene und mühſame Gang der Verwaltung erregte allenthalben großes Mißvergnügen. Noch mehr Tadel zog ſich aber der Papſt durch den Charakter zu, den er von nun an, als Haupt der Kirche, entwickelte. Das aufgeklärtere und billige Publicum hatte erwartet, daß ſeine Erfahrungen und die unverkennbare Macht des Zeitgeiſtes ihn beſtimmt haben würden, die Anſprüche ſeiner geiſtlichen Herrſchaft nach den veränderten Anſichten und Bedürfniſſen zu modificiren und herabzuſtimmen; aber indem er mit unbeugſamer Beharrlichkeit auf allen frühern Behauptungen der römiſchen Curie beharrte, alles wieder auf den alten Fuß zurückzuführen ſtrebte, durch eine Menge Er-

klärungen und Verfügungen den Geiſt der Hierarchie, der Obſcurität und des Mönchthums herzuſtellen trachtete, und gegen jede Anordnung der Mächte proteſtirte, die er für eine Beſchränkung ſeiner geiſtlichen oder weltlichen Gewalt hielt, — zog er das Mißfallen vieler auf ſich, die ihn eher, um des Betragens willen, das er in ſeinem Unglück behauptete, tief verehrt und bewundert hatten. Indeſſen wird die Geſchichte erſt künftig ſeine Handlungen treu berichten und richten; aber ohne Zweifel wird ſie auch in Beziehung auf ihn bezeugen, daß der Geiſt des Papſtthums und der Hierarchie unter allen Umſtänden derſelbe bleibe. Ke.

Pizarro (Franciſco), der Entdecker und Eroberer von Peru, war der natürliche Sohn eines ſpaniſchen Edelmanns mit einer Frauensperſon vom niedrigſten Stande. Völlig vernachläſſigt und ohne Erziehung gelaſſen, mußte er als Knabe die Schweine hüten. Dieſer Behandlung müde, lief er davon und nahm als gemeiner Soldat Dienſte. Nachdem er einige Zeit in Italien geweſen, ſchiffte er ſich mit andern Glücksrittern zu Sevilla ein, die nach den Schätzen der neuen Welt durſteten. Er machte alle Kriege auf Cuba und Hiſpaniola mit, und begleitete Ojeda auf ſeiner Expedition nach dem Meerbuſen von Darien, und Balboa auf ſeinem Marſch durch den Iſthmus der Südſee. Bei allen dieſen Gelegenheiten übertraf er Alle an Muth, Ausdauer, Unternehmungsgeiſt und Betragen; und ob er gleich ſo ununterrichtet war, daß er nicht leſen konnte, ſo wurde er doch fähig befunden, zu commandiren. Energie des Körpers und Geiſtes und eine reiche Erfahrung erſetzten ihm gelehrte Kenntniſſe. Er war bereits ein gereifter Mann, und hatte einiges Eigenthum erworben, als im J. 1524 Habſucht und Ehrgeiz ihn anſpornten, mit Diego von Almagro und Hernando Luque ſich zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südſeeküſte zu vereinigen. Sie ſetzten ihr ganzes Vermögen an die Unternehmung, und Pizarro, als der unbegütertſte, übernahm das Wageſtück des erſten Verſuchs. Im November 1524 ſegelte er von Panama in einem einzigen Schiffe mit 112 Mann ab, um mit dieſer ſchwachen Macht ein großes Reich umzuſtürzen. Er ſteuerte ſüdöſtlich, machte aber nur langſame und mühſelige Fortſchritte, da Mangel und Krankheiten ſeine kleine Schaar hinrafften. Er war in der übelſten Lage, als Almagro zu ihm ſtieß, der Panama mit 70 Mann verlaſſen hatte. Letzterer kehrte ſogleich nach Panama zurück, um neue Verſtärkungen zu holen, und kam mit dieſen im J. 1526 zu Pizarro. Sie drangen nunmehr gegen die Küſte von Quito vor, wo ſie die Anzeichen eines reichern Landes und gebildeterer Einwohner fanden. Zugleich aber überzeugten ſie ſich, daß ihre Streitkräfte zu unzulänglich ſeyen, um ein ſo volkreiches Land anzugreifen. Sie kehrten daher nach einer benachbarten Inſel zurück, wo Pizarro blieb, während Almagro abermals nach Panama ging, um neue Mannſchaften herbeizuführen. Der Befehlshaber dieſes Platzes aber, der die Unternehmung für ein tollkühnes Abentheuer anſah, das nie gelingen könne, widerſetzte ſich nicht nur jeder neuen Werbung, ſondern ſchickte auch an Pizarro den Befehl mit ſeinen Mannſchaften zurückzukehren. Dieſer war entſchloſſen, ungeachtet aller Hinderniſſe, in ſeinem Vorhaben zu beharren. Er hielt an ſeine Soldaten eine Rede, um ſie zu gleichen Geſinnungen zu entflammen, und ſchloß damit, daß er mit ſeinem Degen einen Strich auf dem Boden zog, und diejenigen, die ihn zu verlaſſen wünſchten, auffoderte, auf die andere Seite zu treten. Zu ſeinem Kummer ſah er ſich von allen bis auf dreizehn verlaſſen. Mit dieſen begab er ſich auf

die entferntere Inſel Gorgona, um abzuwarten, welchen Erfolg die Bemühungen ſeiner beiden Gefährten haben würden. Dieſe waren endlich durchgedrungen, hatten einige Mannſchaften zuſammengebracht, und kamen damit nach einer Zwiſchenzeit von fünf Monaten auf einem kleinen Fahrzeuge bei Pizarro an. Sie ſchifften ſich ſämmtlich ein und waren ſo glücklich, die Küſte von Peru zu entdecken. Sie ſtiegen bei der durch einen Palaſt der Inca's ausgezeichneten Stadt Tumbez aus. Hier ſahen die Spanier genug, was ihre Hoffnungen ſowohl als ihre Habſucht erhöhte. Indeß mußten ſie ſich für jetzt begnügen, friedlich mit den Einwohnern zu verkehren. Pizarro fuhr fort, die Küſte zu unterſuchen, und kehrte gegen das Ende des J. 1527 mit einigen Proben von den Erzeugniſſen und Reichthümern jener Länder nach Panama zurück. Da der Gouverneur ſich auch noch jetzt nicht geneigt zeigte, ihre Eroberungsplane zu begünſtigen, ſo ward beſchloſſen, daß Pizarro nach Europa reiſen ſollte, um den Hof für ihren Plan zu gewinnen, und ſich die erfoderlichen Würden und Vortheile in den zu erobernden Ländern zuſichern zu laſſen. Wirklich gelang es ihm, durch ſeine glänzenden Beſchreibungen von dem Reichthum der neu entdeckten Länder die Aufmerkſamkeit Carls V. und ſeiner Miniſter zu erregen. Ohne an das Intereſſe ſeiner beiden Theilnehmer zu denken, ließ er ſich die Würde eines Statthalters und Generalcapitains in den zu erobernden Ländern und die Erlaubniß ertheilen, für dieſe zu machenden Eroberungen eine beſtimmte Kriegsmacht, jedoch ganz auf eigne Koſten, auszurüſten. Aber ſeine Mittel waren, obgleich ihn Cortez, der eben nach Spanien zurückgekehrt war, unterſtützte, kaum hinreichend, die Hälfte der feſtgeſetzten Mannſchaften aufzuſtellen. Begleitet von ſeinen drei Brüdern, kehrte er 1529 nach Panama zurück. Almagro gerieth über ſeine Treuloſigkeit in die äußerſte Wuth; Pizarro wußte ihn jedoch zu verſöhnen, und alle drei Theilnehmer verbanden ſich aufs neue unter der Bedingung gleicher Vortheile aus der Unternehmung. Im Februar 1531 ſegelte Pizarro mit drei kleinen Schiffen, worauf ſich 180 Mann und unter dieſen 36 Berittene befanden, wieder nach Peru ab. Er landete hundert Stunden nördlich von Tumbez, dem Ziele ſeiner Abſichten, und marſchirte an der Seeküſte hinauf. Die Feindſeligkeiten, welche er ſich bei ſeinem Vorrücken an den Einwohnern auszuüben erlaubte, erbitterten dieſe; und bald ſahen die Spanier ſich dem drückendſten Mangel Preis gegeben. Endlich kamen ſie in eine Provinz, welche ſo große Beute darbot, daß Pizarro bedeutende Schätze nach Panama und Nicaragua ſchicken konnte, um neue Abentheurer anzuwerben. Nachdem er die Inſel Puna in dem Meerbuſen von Guayquil in ſeine Gewalt gebracht hatte, erreichte er Tumbez, wo er Verſtärkung erhielt. Weiter ſüdlich legte er die erſte ſpaniſche Colonie in Peru an, welcher er den Namen St. Michael gab. Zu ſeinem Glück war das peruaniſche Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwiſchen den beiden Söhnen des letzten Inca's, Huaſcar und Atahualpa, getheilt. Er konnte deßhalb nicht nur faſt ohne allen Widerſtand vordringen, ſondern wurde auch von beiden Theilen um Beiſtand gebeten. So wagte er es, mit 62 Mann zu Pferde und 102 Mann zu Fuß landeinwärts auf Caxamalca zu marſchiren, wo Atahualpa mit einem anſehnlichen Heere lagerte. Da er ſich für einen Freund ausgab, ward er von Niemand auf ſeinem Marſch beunruhigt und konnte eine feſte Stellung in der Stadt Caxamalca nehmen. Von da ſandte er zwei Offiziere in des Inca's Lager, welcher ſie mit vieler Gaſtfreiheit aufnahm, und Pizarro am folgenden Tag zu beſuchen verſprach. Dieſer aber entwarf

den treuloſen Plan, ſich der Perſon des Inca's zu bemächtigen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Als aber das Volk ſeinen König in der Gefangenſchaft ſah, gerieth es in ſo große Beſtürzung, daß es nicht den geringſten Verſuch wagte, ihn wieder zu befreien; und während ſeine Abgeſandten beſchäftigt waren, das ungeheure Löſegeld zuſammenzutreiben, das er für ſeine Freiheit geboten hatte, durchzogen die Spanier in kleinen Parteien das Reich bis in die entfernteſten Provinzen. Endlich langte Almagro mit einer anſehnlichen Verſtärkung an. Man theilte die Beute unter die Anführer und Gemeinen; die Hoffnungen auch des Habſüchtigſten wurden weit übertroffen, aber nichts konnte ſie jetzt ſättigen. Obgleich der Inca das verſprochne Löſegeld entrichtet hatte, ſo beſchloß Pizarro doch, ihn nicht frei zu geben, um noch mehr zu erpreſſen. Almagro aber, der dadurch eiferſüchtig gemacht wurde, indem er glaubte, Pizarro könne ein ſolches Unterpfand zu ſeinem und ſeiner Soldaten beſondern Vortheil benutzen, drang darauf, den unglücklichen Gefangnen zu tödten. Kein Gefühl der Ehre oder Menſchlichkeit widerſprach in Pizarro's Bruſt dieſer ſchändlichen Maaßregel; vielmehr beſchleunigte ein Zufall ihre Vollziehung. Atahualpa bewunderte beſonders die Schreibekunſt der Europäer, von deren Natur er keine Vorſtellung hatte. Einſt ließ er ſich von einem Spanier den Namen Gottes auf den Nagel ſeines Daumen ſchreiben, um zu ſehen, ob jeder Spanier dieſe Zeichen auf eine und dieſelbe Weiſe verſtehn würde. Er hielt ihn auch dem Pizarro vor; dieſer aber mußte beſchämt geſtehn, daß er nicht leſen könne. Dieſe Unwiſſenheit ſchien dem Inca ſo ſchimpflich, daß er ihm ſeine Verachtung nicht verbergen konnte. Der engherzige Pizarro beſchloß, ſich dafür blutig zu rächen. Auf die falſcheſten und abgeſchmackteſten Beſchuldigungen wurde der unglückliche Fürſt verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und als er ſich aus Furcht vor einem ſo gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man ſeine Strafe dahin, daß er öffentlich erdroſſelt wurde. Die Regierung von Peru war jetzt ſo weit aufgelöſ't, daß kein kräftiger Widerſtand den ſpaniſchen Eroberern mehr geleiſtet werden konnte. Pizarro, durch eine neue Schaar von Abenteurern verſtärkt, marſchirte jetzt unter unbedeutenden Gefechten mit den Eingebornen auf Cusco, und bemächtigte ſich dieſer Hauptſtadt, in welcher er große Maſſen von Gold und Silber fand. Benelcazor, einer ſeiner vornehmſten Offiziere, eroberte zu derſelben Zeit Quito. Alvarado, der Gouverneur von Guatimala, von Plünderungsſucht angetrieben, marſchirte mit großen Anſtrengungen über die Andes, und drang in Quito ein; aber Almagro zwang ihn zur Rückkehr, und ſah ſeine Streitkräfte durch viele Ueberläufer vermehrt. Als die Nachricht von dieſen glücklichen Unternehmungen durch Ferdinand Pizarro nach Spanien kam, erweiterte der König Pizarro's Statthalterſchaft noch um ſiebzig Stunden längs der Küſte ſüdwärts; Almagro aber wurde zum Statthalter eines weiten Diſtricts ſüdlich von dieſer Gränze ernannt. Dieſe neuen Beſtimmungen gaben zu Uneinigkeit Anlaß, welche jedoch für jetzt noch beigelegt wurde. Almagro unternahm die ſchwierige Eroberung von Chili. Pizarro beſchäftigte ſich mit der innern Einrichtung ſeiner Statthalterſchaft, wobei er viel Scharfblick und Klugheit zeigte. Zugleich beſchloß er, eine neue Hauptſtadt in einer bequemern Lage als Cusco zu erbauen, und beſtimmte dazu einen Platz in dem Thale Rimac, nicht weit von dem Hafen Callao, und hier ſtach er im J. 1534 eine Stadt ab, die er Ciudad de los Reyes nannte, und die jetzt Lima heißt. Indeß erregten die Eingebornen un-

ter ihrem rechtmäßigen Fürſten, dem Inca Manco Capac, der aus der Gefangenſchaft entkommen war, einen ſehr ernſthaften Aufſtand. Dieſer benutzte die Vereinzelung der ſpaniſchen Truppen in den fernen Provinzen, und Almagro's Abweſenheit in Chili, verſammelte alle waffenfähigen Peruaner, hob mehrere Abtheilungen der Spanier auf, und belagerte in Perſon Cusco, während ein andres Heer gegen Lima rückte. Cusco wurde von Pizarro's drei Brüdern, von denen einer dabei umkam, mit einer Handvoll Spanier auf das hartnäckigſte vertheidigt. Schon hatten die Peruaner die halbe Stadt in Beſitz, als Almagro, der ſchnell aus Chili zurückgekehrt war, in der Nähe erſchien. Er war in der Meinung gekommen, daß Cusco zu ſeiner Statthalterſchaft gehöre; daher ſchlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco ſelbſt, machte die beiden Pizarro's zu Gefangnen, und nahm förmlich von der Stadt Beſitz. Franziſco Pizarro hatte ſich indeß mit großer Anſtrengung in Lima behauptet, und war bereits aufs äußerſte gebracht, als eine plötzliche Ueberſchwemmung des Fluſſes die Belagerer zum Abzug nöthigte. Sobald Pizarro Verſtärkung an ſich gezogen hatte, ſchickte er Alvarado an der Spitze von 500 Mann zur Befreiung Cusco's ab, von dem er noch glaubte, daß die Peruaner es belagerten. Almagro zog ihm entgegen, beſiegte ſeine Truppen, und nahm ihn ſelbſt gefangen. Dieſer Unfall, zugleich mit der Gefangenſchaft ſeiner Brüder, erſchütterte faſt Pizarro's Feſtigkeit; er mußte jetzt die ganze Hinterliſt ſeines Charakters aufbieten, um die glücklichen Fortſchritte ſeines Nebenbuhlers zu hemmen. Zu dem Ende trat er mit ihm in Unterhandlung, während welcher ſeine Brüder Gonzalo und Alvarado Gelegenheit fanden, zu entkommen, und noch ſechzig Mann mitzunehmen. Darauf ſchlug er einen Waffenſtillſtand vor, um ihre Streitigkeiten dem Ausſpruch des ſpaniſchen Hofs zu unterwerfen. Der gutmüthige Almagro ließ ſich bereden, auch Pizarro's andern Bruder, Fernandez, freizugeben. Kaum aber ſah Pizarro ſeine Brüder in Sicherheit, als er die Maske abnahm, und ſie an der Spitze von 700 Mann gegen Cusco ſchickte. Im April 1538 rückten beide Theile, jede die königliche Fahne führend, gegen einander, und lieferten ſich im Angeſicht der im Stillen über dieſe Zwiſtigkeiten erfreuten Indianer ein äuſſerſt blutiges Gefecht. Almagro erlitt eine vollſtändige Niederlage, fiel in Gefangenſchaft, und ward von Pizarro zum Tode verurtheilt und hingerichtet. So wurde Pizarro alleiniger Herr dieſer weitſchichtigen Reiche. Er vertheilte wie ein Eroberer Ländereien und Reichthümer unter ſeine Brüder und Anhänger. Almagro's Freunde dagegen, die dabei leer ausgingen, nährten den alten Haß gegen ihn; ſie verſammelten ſich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verſchworen ſich endlich förmlich gegen Pizarro's Leben. Am 26. Junius 1541 führten ſie ihr Vorhaben aus. Herrada, einer der vornehmſten Offiziere Almagro's, begab ſich an der Spitze von achtzehn entſchloſſenen Mitverſchwornen zur Mittagszeit, wo in dieſen heißen Himmelsſtrichen alles zu ſchlafen pflegt, in den Palaſt des Statthalters. Sie kamen unbemerkt durch die Vorhöfe bis an die Treppe. Pizarro, der eben vom Eſſen aufgeſtanden war, befand ſich mit einigen Freunden in einem großen Saale. Einer derſelben, der auf das Geräuſch an der Treppe herausgetreten war, wurde ſogleich niedergeſtoſſen; andre ſprangen ſchnell zu den Fenſtern hinaus. Pizarro aber, ſein Halbbruder Alcantara und zwei ſeiner treuſten Freunde, ſtellten ſich, den Degen in der Fauſt, den eindringenden Verſchwornen mit großer Entſchloſſenheit entgegen. Sie fielen ſämmtlich, Pizarro zuletzt,

erſchöpft von langer Gegenwehr. Er hatte ſein 63ſtes Jahr zurückgelegt, war aber noch in ungeſchwächter Manneskraft. Sein Andenken lebt bei der Nachwelt als das Andenken eines großen Eroberers, der die Macht ſeines Vaterlandes anſehnlich erweitert hat; aber zugleich durch die ſchändlichſte Grauſamkeit und Treuloſigkeit befleckt.

Pizzicato, mit den Fingern geriſſen, bedeutet in den Stimmen für Bogeninſtrumente, daß die Noten, bei welchen es ſteht, nicht mit dem Bogen geſtrichen, ſondern mit dem Daumen oder mit einem Finger geriſſen werden ſollen; gewöhnlich folgt der Ausdruck all' arco, welcher anzeigt, daß jetzt wieder auf die gewöhnliche Weiſe der Bogen zu gebrauchen iſt.

Plafond, ſ. Deckengemählde.

Planeten, ſchon durch ihren Namen als Irr- oder Wandelſterne bezeichnet, um ſie von den unbeweglichen Feſt- oder Fixſternen zu unterſcheiden, waren zum Theil ſchon im grauen Alterthum bekannt. Homer und Heſiodus nennen zwar nur die Venus als zwei verſchiedne Sterne, als Abend- und Morgenſtern; aber Democrit vermuthete ſchon mehrere Planeten; Pythagoras erkannte Abend- und Morgenſtern als einen einzigen an, und Eudoxus brachte im 4ten J. vor Chr. Geb. die Kenntniß der Bewegungen der fünf alten Planeten von den Aegyptiern zu den Griechen. Zu dieſen fünf alten Planeten, dem Mercur, der Venus, dem Mars, Jupiter und Saturn, ſind in den neueſten Zeiten noch fünf neue, Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Veſta entdeckt worden, ſo daß, Erde und Mond mit eingerechnet, jetzt eilf Hauptplaneten nebſt achtzehn Nebenplaneten oder Monden bekannt ſind. Alle haben ſie mit der Erde ihre gemeinſchaftliche Bewegung um die Sonne gemein, um welche ſie in elliptiſchen, größtentheils unter kleinen Winkeln gegen die Ekliptik geneigten Bahnen, von Weſten gegen Oſten in verſchiednen, von ihrer Entfernung von der Sonne abhängigen, Zeiten ihren Umlauf vollenden. Doch über ihre ſcheinbaren Bewegungen, ſo wie über die daraus hergeleiteten wahren, und die Mittel, ihre Größe und Bahnen kennen zu lernen, iſt der Art. Aſtronomie nachzuſehn. Hier kann nur von ihren einzelnen Eigenſchaften die Rede ſeyn. Der nächſte Planet bei der Sonne iſt Mercur, gleichwohl mehr als 8 Millionen Meilen von ihr entfernt. Er durchläuft ſeine Bahn um die Sonne in 88 Tagen, indem er in einer Secunde 6 7/10 Meilen fortrollt. Er iſt der kleinſte unter den fünf alten Planeten, und dem körperlichen Inhalte nach 18 Mal kleiner als die Erde. Seine Umdrehungszeit um ſeine eigne Axe iſt von Schröter auf 24 Stunden beſtimmt worden. Dem Mercur folgt in einem Abſtande von 15 Mill. Meilen die Venus, die ſich in 224 Tagen um die Sonne wälzt, und in jeder Secunde 4 9/10 Meilen in ihrer Bahn zurücklegt. Sie dreht ſich in 23 Stunden 21 Minuten um ihre Axe, wie man aus Flecken auf ihrer Oberfläche erkannt hat. Auch ſind Berge auf ihr beobachtet worden, deren Höhe zum Theil über 4 deutſche Meilen beträgt. Auch erleidet ſie, von der Erde aus geſehn, einen ähnlichen Lichtwechſel wie der Mond, welches auch Mercur mit ihr gemein hat; doch ſind wegen ſeiner geringen Größe dieſe Lichtphaſen ſchwer zu bemerken. An Größe iſt die Venus der Erde ungefähr gleich, und nähert ſich ihr in ihrer Erdnähe bis auf 6 Mill. Meilen, kann aber auch bis auf 36 Millionen ſich von ihr entfernen. Von einem Monde der Venus wiſſen wir bis jetzt nichts Sicheres; denn die vermeintliche Entdeckung eines ſolchen ſcheint auf Täuſchung zu beruhen. Mercur und Venus erſcheinen von Zeit zu Zeit als ſchwarze Punkte

vor der Sonnenſcheibe, indem ſie bei der Bewegung in ihrer Bahn, eben ſo wie der Mond in den Sonnenfinſterniſſen, in die Ebne der Ekliptik eintreten, während ſie in Conjunction oder Zuſammenkunft mit der Sonne ſind. Von dieſen beiden der Sonne näher als die Erde ſtehenden, und daher ſogenannten untern Planeten unterſcheidet man die weiter entfernten als die obern. Der Erde nebſt ihrem Monde (ſ. d. b. Art.) folgt nun zunächſt der Mars in einem Abſtande von 32 Millionen Meilen von der Sonne. In ſeiner Bahn, die er in einem Jahre und 322 Tagen durchläuft, legt er in einer Secunde 3 4/10 Meilen zurück. Seine Kugel, die unter den Polen um 1/16 ihres Durchmeſſers abgeplattet iſt, dreht ſich in 24 Stunden 39 Minuten einmal um ihre Axe, deren Neigung gegen die Ebne der Bahn 61 Grad beträgt. Der Mars iſt beinahe 5 Mal kleiner als die Erde, und enthält bei einer weit geringern Dichtigkeit nur den zehnten Theil an Maſſe. Auch werden öfters Flecken und Streifen auf dem Mars bemerkt, aus denen man auf eine ſtarke Atmoſphäre deſſelben ſchließen kann. — Zwiſchen Mars und Jupiter befand ſich nun eine den Aſtronomen längſt ſchon aufgefallene Lücke, welche erſt im Anfange dieſes Jahrhunderts durch die Entdeckung von vier neuen Planeten ausgefüllt wurde. — Gerade am erſten Tage dieſes Jahrhunderts, am 1ſten Januar 1801, entdeckte Piazzi zu Palermo die Ceres, die 58 Mill. Meilen von der Sonne entfernt, in 4 Jahren und 7 Monaten ihren Umlauf vollendet, und in jeder Secunde 2 1/2 Meilen zurücklegt. Sie iſt wegen ihrer geringen Größe nicht mit bloßen Augen ſichtbar, und erſcheint nur als ein Stern ſiebenter Größe. Dieſer erſten Entdeckung folgte ſchon am 28ſten März 1802 die zweite durch Olbers in Bremen, die Pallas, die ungefähr in derſelben Entfernung von der Sonne und in der nämlichen Zeit wie die Ceres ihren Umlauf vollendet. Sie erſcheint noch kleiner als dieſe, von 8ter bis zur 10ten Größe. Die Juno, die in 4 Jahren und 4 Monaten um die Sonne läuft, zeigt ſich gewöhnlich als Stern achter Größe, und wurde am 1ſten Sept. 1804 von Harding in Lilienthal entdeckt. Endlich entdeckte abermals Olbers am 29ſten März 1807 die Veſta, die von der 5ten bis zur 7ten Größe erſcheint, und der Sonne etwas näher als Ceres, Pallas und Juno, ihren Umlauf um die Sonne in 3 Jahren und 8 Monaten vollendet. — Jupiter, der größte unter den uns bekannten Planeten, in einem Abſtande von 108 Millionen Meilen, durchläuft ſeine Bahn, in der er 1 9/10 Meilen in der Secunde zurücklegt, in 11 Jahren und 314 Tagen, begleitet von 4 Monden (entdeckt von Galilei zu Florenz den 7ten Jan. 1610), von denen der größte im Durchmeſſer faſt halb ſo gros als unſre Erde iſt. Jupiter ſelbſt iſt 11 1/3 Mal im Durchmeſſer größer als die Erde, ſeine Oberfläche iſt aber 130 Mal und ſein Inhalt 1474 Mal größer als der der Erde. Er drehet ſich in 9 Stunden 56 Minuten um ſeine um 87 Grad gegen ſeine Laufbahn geneigte Axe, und iſt an den Polen um 1/14 ſeines Durchmeſſers abgeplattet. Seine Oberfläche zeichnet ſich ſtets durch mehrere, dem Aequator parallele Streifen aus. — In einer faſt doppelten Entfernung wie Jupiter, in einem Abſtande von 199 Millionen Meilen durchläuft Saturn ſeine 1280 Mill. Meilen lange Bahn in 29 Jahren und 169 Tagen, begleitet von 7 Monden (deren 5 ſchon im 17ten Jahrhundert von Huyghens und Caſſini und 2 im J. 1789 von Herſchel entdeckt worden) und einem ſehr merkwürdigen doppelten Ringe, der in einer Entfernung von 5800 Meilen von der Oberfläche des Saturns als ein freies Gewölbe von 6000 Meilen Breite ſchwebt; denn der äußere Rand des Ringes iſt über 11,600 Meilen

vom Saturn entfernt. Dieſer Ring dreht ſich nach Herſchel in 10 Stunden 30 Minuten zugleich mit dem Saturn herum, der ſich in 10 Stunden 18 Minuten um ſeine Axe dreht. — Endlich wurde am 13. März 1781 durch die Entdeckung des Uranus durch Herſchel zu Bath in England die Kenntniß unſers Sonnenſyſtems um das Doppelte erweitert; denn dieſer Planet iſt 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und durchläuft ſeine Bahn, von 6 Trabanten begleitet, in 83 Jahren, während er in jeder Secunde 9/10 Meilen zurücklegt. Seine Kugel iſt 83 Mal größer als die Erde und hat 19 Mal mehr Maſſe als dieſe. — Um die großen Entfernungen der Planeten von der Sonne durch eine ſinnliche Vorſtellung begreiflicher zu machen, bedient man ſich häufig der Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel, die in einer Minute 1 1/2 Meilen zurücklegt. Mit dieſer Geſchwindigkeit würde die Kanonenkugel von der Sonne aus zum Merkur in 9 1/2, zur Venus in 18, zur Erde in 25, zum Mars in 38, zur Veſta in 60, zur Juno in 66, zur Ceres und Pallas in 69, zum Jupiter in 130, zum Saturn in 238 und zum Uranus in 479 Jahren gelangen, während ſie den Weg von der Erde zum Monde ſchon in 23 Tagen zurücklegen würde.

Planimetrie, der Theil der Geometrie, welcher ſich mit Ausmeſſung von Flächen beſchäftigt. (S. Geometrie.)

Planiſphärium, ein aſtronomiſches Inſtrument, welches gebraucht wird, die Bewegungen der Himmelskörper, ihren Durchgang durch den Meridian, ihren Auf- und Untergang u. ſ. w. zu beobachten. Es beſteht in einer Abbildung der Himmelsſphäre auf einer Fläche, welche die Sterne, die Conſtellationen u. ſ. w. in der ihnen eignen Ordnung darſtellt. Die Projection iſt entweder die orthographiſche oder die ſtereographiſche. Bei jener wird angenommen, das Auge ſey unendlich entfernt, bei dieſer, es ſtehe in der Fläche der Kugel und betrachte die gegenüberliegende hohle Halbkugel, wie ſie ſich auf einer durch den Mittelpunkt gelegten Tafel darſtellt. Gewöhnlich wird die ſtereographiſche Projection gewählt. Sie heißt Polarprojection, wenn das Auge im Pole, Aequatorealprojection, wenn es im Aequator ſteht. — Die Franzoſen verſtehn unter dem Planiſphärium das Aſtrolabium. (ſ. d. Art.)

Planiten, verſteinerte Seeohren, d. h. Schnecken, welche die Geſtalt eines Menſchenohrs haben.

Plantagenet, ſ. England.

Plaſtik oder **Bildhauerei** nennt man die Kunſt, aus harten oder weichen Maſſen Formen und Geſtalten zu bilden. Dieſe mögen nun aus Thon, Holz, Stein oder Metall verfertigt, runde oder halb erhabene Arbeit ſeyn: alle gehören zur Plaſtik. Man unterſcheidet drei Gattungen derſelben: 1. die Formkunſt, oder die Kunſt, Figuren aus Thon zu bilden, Artem plasticam; 2. die Bildhauerei, oder die Kunſt, Bildſäulen aus härtern Maſſen zu bearbeiten, Artem statuariam; 3. die Kunſt, aus Holz zu ſchnitzen, Sculpturam. Die Materialien, welche die Künſtler der alten Zeit hauptſächlich zu ihren Bildwerken brauchten, waren: 1. Thon. Der Sicyonier Dibutades erfand zuerſt unter den Griechen Bilder aus Thon zu fertigen: man bearbeitete ihn mit dem Griffel und den Fingern, vornehmlich den Nägeln. Man hat noch uralte ägyptiſche und griechiſche Kunſtwerke aus Thon und gebrannter Erde; ſie wurden gewöhnlich bemahlt; 2. Gyps. Man bediente ſich des Gypſes zu Stuckaturarbeiten, dergleichen man noch in antiken Gebäuden findet, z. B. in einigen Zimmern der Villa Hadriani zu Tivoli, in den Bädern des Titus, in verſchiednen alten Gräbern,

in den Gebäuden zu Pompeji ꝛc. Die Kunſt, Bildniſſe in Gyps abzugießen, lernten die Griechen ſpät kennen. Lyſiſtratus, des Lyſippus Bruder, ein Zeitgenoſſe Alexanders, erfand ſie. Kein Künſtler neuerer Zeit hat größere Sorgfalt darauf verwendet, als der für ſchöne Form ſo feinſinnige Mengs; er ließ unter ſeinen Augen die ausgeſucht ſchönen Gypsabgüſſe verfertigen, welche in Dresden eine ſehenswürdige Sammlung bilden, die unter der Bildergallerie geſchmackvoll geordnet, aufgeſtellt iſt. Eine ähnliche Sammlung von ihm, doch weniger zahlreich, befindet ſich in Madrid; 3. Wachs. Der oben genannte Lyſiſtratus erfand die Kunſt, Bilder aus Wachs zu gießen. Die Römer formten ihre Imagines aus dieſem Stoffe; 4. Holz. Von den älteſten Zeiten an, bis zur Periode der ſchönen Kunſt, arbeiteten die Griechen viel in Holz. Den Siegern in den olympiſchen Spielen wurden Statuen aus Holz geſetzt. Die geſchätzteſten Holzarten zu Bildwerken waren Ebenholz, Feigenbaum, Cypreſſe, Ceder, Eiche, Taxus, Buchsbaum, Ahorn, Buche, Linde, Weinſtock und Sycomorus, deſſen ſich beſonders die Aegypter bedienten. Manche Götterbilder wurden aus den ihnen geweihten Holzarten gefertigt; Jupiters Bildniß aus Eichenholz, Apollo aus Lorbeer, Pluto aus Ebenholz ꝛc.; 5. Elfenbein. Die Bearbeitung des Elfenbeins zu Kunſtſachen iſt ſehr alt. Schon zu den Zeiten des trojaniſchen Kriegs waren Waffen und Geräthe mit Elfenbein geziert. Zur ſchönſten Zeit der Kunſt arbeiteten die Griechen viel in Elfenbein, ſogar die berühmteſten Coloſſen wurden daraus gefertigt. Die nackten Theile des olympiſchen Jupiters und der Minerva im Parthenon zu Athen waren aus Elfenbein. Der Kern der Figur wurde erſt inwendig aus trocknem feſten Holz, was jedoch einige Archäologen nicht zugeben, gebildet, und dann mit Elfenbein überkleidet; wenn das Bild vollendet war, ſo wurde ihm durch einen Firniß aus Oel der höchſte Glanz gegeben; 6. Stein: a) Marmor. Die vorzüglichſten Arten des griechiſchen Marmors ſind der pentheliſche und der pariſche. Beide Arten waren weiß; der farbigen Marmorarten bediente man ſich nicht gern zu Menſchenfiguren, wohl aber zu Thiergeſtalten und Gewändern. Zu Veſpaſians Zeiten entdeckte man in Italien bei dem heutigen Genua die lunenſiſchen Marmorgruben; der daſige Marmor, der jetzt unter dem Namen des carrariſchen bekannt iſt, übertrifft den griechiſchen an Weiße; b) Alabaſter. Darin arbeiteten die Hetrurier häufig. Der beliebteſte war der indiſche. Häufig wurde er auch in Syrien und Cappadocien gefunden. Der farbige Alabaſter wurde zu Gewändern, Vaſen und Säulen gebraucht; derjenige, deſſen Farbe der Honigfarbe nahe kam, wurde am meiſten geſchätzt; c) Baſalt. Die Griechen und Aegypter bearbeiteten dieſen harten Stein mit vieler Kunſt. Die Werke darin ſind ſelten; d) Granit. Nur die Aegypter arbeiteten darin. Ihre Statuen und Obeliske ſind meiſt alle aus Granit und Synnit. Es gibt zweierlei Arten von Granit: einer fällt ins Rothe, der andre ins Blaue. Man findet ihn vorzüglich in Aegypten; die Römer nahmen ihn von der Inſel Elba; e) Porphyr. Von dieſem gibt es zwei Sorten, den rothen, und einen grünlichten mit goldnen Punkten. Kaum vermag es der ſchärfſte Stahl, dieſen härteſten aller Steine zu bearbeiten. Doch haben wir noch viele Meiſterſtücke, ſowohl Statuen als Vaſen aus Porphyr; f) ägyptiſcher Kalkſtein, welcher weich, und theils weiß, theils dunkelgrün war; 7) Glas. Die Erfindung des Glaſes iſt uralt. Die Alten verfertigten aus Glas nicht allein viel Hausgeräthe, ſondern auch Todtenurnen und große Trinkbecher, welche mit erhabner Arbeit oder mit Gravieren geziert wurden.

Hierbei muß man auch des obſidianiſchen Steins erwähnen, aus welchem Gemmen und Büſten verfertigt wurden. Es war eine Art Bergcryſtall, welches ein gewiſſer Obſidius zuerſt in Aethiopien fand; 8. Murrhinum. Eine Moterie, welche vorzüglich zu künſtlichen Vaſen gebraucht und ungemein geſchätzt wurde. Nach vielſeitiger Unterſuchung, was Murrhinum geweſen, iſt es am wahrſcheinlichſten, daß er eine Art chineſiſcher Speckſtein war; 9. Metall. Schon in den älteſten Zeiten kannte man Metalle; theils fand man ſie in Flüſſen, theils lagen die Metallminen oft auf der Oberfläche der Erde, theils konnte oft ein Zufall ihre Entdeckung veranlaſſen, ſo wie im vorigen Jahrhunderte in Peru eine reiche Goldmine entdeckt wurde, weil der Blitz ein Stück Felſen abgeſchlagen hatte, und die glänzenden Metalladern dadurch ſichtbar wurden. Die Kunſt, Metalle zu ſchmelzen, wurde wahrſcheinlich den Menſchen theils durch Vulkane, deren Ausflüſſe ſie beobachteten, theils durch Entzündung ſolcher Wälder gelehrt, welche auf einem metallreichen Boden ſtanden. So war der erſte Schritt zur Bearbeitung gethan. Zu Bildwerken gebrauchte man hauptſächlich: a) Gold. Schon in den urälteſten Zeiten wurde im Orient in Gold gearbeitet. Die Griechen benutzten es theils zu ganzen Statuen, theils zur Bekleidung bei ihren elfenbeinernen Gebilden; b) Silber; c) Bronze. Darin wurde von den meiſten Völkern ſehr viel gearbeitet. Das beſte Erz zu Bronze holten die Griechen aus den Inſeln Delos und Aegina. Später wurde das corinthiſche das beliebteſte. Die gewöhnlichſte Temperatur der Bronze war bei den Alten 12 1/2 Pfund Zinn auf 100 Pfund Kupfer. Die älteſte Art, die Metalle zu bearbeiten, war die mit dem Hammer. Vulkan hämmerte ſeine belebten Figuren und den Schild des Achilles. Nach vielen Verſuchen wurde ſpäter die Kunſt zu gießen erfunden. Den erſten Guß in Erz legen die Griechen dem Rhöcus und Theodor aus Samos bei, welche zur Zeit des Cröſus und Cyrus lebten. Man goß zuerſt die einzelnen Theile der Bilder, und fügte ſie mit einer Art von Klammern, welche die Italiener wegen ihrer Geſtalt [⋈] Schwalbenſchwänze nennen, zuſammen. So beſtehen die berühmten Pferde zu Venedig aus zwei Stücken. Endlich lernte man ganze Figuren gießen. Das Verfahren der Alten bei der Kunſtgießerei kam aber nach und nach außer Gebrauch, und erſt im ſechzehnten Jahrhundert fingen die Italiener wieder an, große Bronzen zu gießen. Die erſte große Statue, welche in Italien gegoſſen wurde, iſt Papſt Paul III. von Guglielmo della Porta. 1699 wurde zu Paris der erſte große Guß gemacht; d) Eiſen. Dieſes Metall kam zuletzt in Gebrauch. Das Eiſen wird höchſt ſelten gediegen gefunden und ſeine Bearbeitung erfodert viele Mühe. Statuen aus einer Miſchung von Eiſen und Erz zu gießen, verſtanden die Alten auch. Glaucus erfand die Kunſt, in Eiſen zu gießen; zu Delphos waren Weihgeſchenke von ihm. In unſern Zeiten brachte man es ſehr weit in dieſer Kunſt; namentlich in den königlich preußiſchen Eiſengießereien und auf dem Lauchhammer bei Muckenberg, welchem der verdienſtvolle königlich ſächſiſche Conferenzminiſter Graf von Einſiedel, der im J. 1810 ſtarb, einen ſeltnen techniſch-künſtleriſchen Ruf gegeben hat. Die Größe der plaſtiſchen Werke iſt ſehr verſchieden. Die Statuen, welche die natürliche Lebensgröße weit überſteigen, heißen Coloſſen. So wurden in den älteſten Zeiten die Götter gebildet; die alte Dichterſprache gab dazu Veranlaſſung. Die Bildnerwerke ſind entweder einzelne Statuen oder Gruppen. Von den letztern ſind Laokoon und Niobe die berühmteſten. Die erſtern theilt man ein in ſtehende (pedestres), zu Pferd ſitzende

(equeſtres), und auf Wagen fahrende (bigae, quadrigae). Jede Gottheit hatte bei den Alten ihre eigne Art von Wagen und Geſpann, am meiſten finden wir dieſe Darſtellungen auf Reliefen, Gemmen und Münzen. Portraitſtatuen oder iconiſche Statuen waren Zeichen einer außerordentlichen Achtung. Nur derjenige, welcher in den olympiſchen Spielen drei Mal geſiegt hatte, erhielt zu Olympia eine Statuam iconicam. Die erſten Portraitſtatuen wurden zu Athen dem Harmodius und Ariſtogiton, den Mördern der Söhne des Piſiſtratus, geſetzt. Die römiſchen Portraitſtatuen ſind faſt immer bekleidet, die griechiſchen niemals. Statuen mit Schriften heißen Statuae literatae. Die Schrift befindet ſich entweder an der Baſis oder im Saum des Gewandes. Phidias ſchnitt ſeinen Namen in einen Daumen des Jupiters. Wenn wir auf die Geſchichte der Plaſtik bei den Griechen noch einen Blick werfen, ſo müſſen wir ſie in vier Epochen eintheilen. Der erſte Anfang verliert ſich in das Zeitalter der Mythen. Auf die pyramidalförmigen Klötze von Holz oder Stein, die in den Urzeiten Götterbilder waren, ſetzte man unförmliche Köpfe. Dieſe Hermen waren die erſten Verſuche in der Plaſtik. Dädalus, welcher drei Menſchenalter vor dem trojaniſchen Kriege gelebt haben ſoll, war der erſte, welcher der Bildnerei einen neuen Schwung gab. Er trennte an den Bildſäulen die Arme von dem Leib, machte die Füße fortſchreitend, und bildete die Augen offen. Viele behaupten, Dädalus ſey keine wirkliche, ſondern bloß eine mythiſche Perſon geweſen, und man habe dieſen Namen in jenen Zeiten allen großen Bildnern beigelegt. Beim Homer findet man ſchon Andeutungen wichtiger Fortſchritte in der Kunſt. Die zweite Periode geht vom Anfang der Olympiaden an bis zum Einfall des Xerxes in Griechenland, vom J. 776 bis 480 vor Chr. Geb. Die berühmteſten Kunſtwerke aus dieſer Epoche waren der Kaſten des Cypſelus, und der Thron des Apollo zu Amyklä. Jener Kaſten, worin der Stammvater der Cypſeliden erhalten worden war, beſtand aus Cedernholz, und war theils mit Figuren aus Gold und Elfenbein eingelegt, theils mit erhabner Arbeit aus Cedernholz ſelbſt geziert. Der Thron des Apollo war das Fußgeſtelle, worauf die ungeheure Bildſäule des Gottes ſtand; es war von Stein, auf allen Seiten mit halberhabner Arbeit geziert, und auf 50 Ellen hoch. Ueberall in Griechenland erwachten Künſtler, aber ihre Werke waren in dieſer Epoche noch ſehr ſteif, ohne Anmuth und Schönheit. Die dritte Periode war die Zeit des höchſten Flors der Bildnerei, von der 75ſten bis zur 114ten Olympiade, 323 Jahr vor Chr. Geb. Nach den perſiſchen Kriegen beſchützte Athen zuerſt die Kunſt; alles geſchah hier für die Verſchönerung des Vaterlandes. Phidias war der Schöpfer des hohen Styls in der Kunſt. Polykletus und Myron wetteiferten mit ihm; Polyklet brachte zuerſt die Verhältniſſe in beſtimmte Regeln. Sein Kanon, ein nach den ſtrengſten Geſetzen der Proportion gearbeitetes Muſterbild, iſt berühmt. Schöpfer des ſchönen Kunſtſtyls wurde Praxiteles. Scopas und Lyſippus eiferten ihm nach. Aus dieſer an Künſtlern ungemein reichen Epoche ſtammen alle die herrlichſten und berühmteſten alten Kunſtwerke her. Die vierte und letzte Periode iſt die Zeit des Verfalls der Kunſt, vom Tode Alexanders des Großen bis zum Ende des achäiſchen Bundes, von der 114ten bis 158ſten Olympiade, 146 Jahr vor Chr. Geb. Da blühten die Künſte am meiſten in Sicilien und auf der Inſel Rhodus. Chares, Apollonius und Glykon ſind die vorzüglichſten Künſtler dieſer Epoche. Später blühte die griechiſche Kunſt in Rom, beſonders unter Auguſtus, Titus, Veſpaſia-

nus und Hadrian; am tiefſten ſank ſie zu Conſtantin I. Zeiten. Nun ſchlummerte die Plaſtik Jahrhunderte durch gänzlich, und erwachte erſt zu Michael Angelo Buonarotti's Zeiten in Italien wieder, doch nur, um bald wieder auf Abwege zu gerathen. In den jetzigen Zeiten ſcheint ein reinerer Geiſt ſie zu beſeelen, und neben manchem andern würdigen und ausgezeichneten Bildhauer iſt unſer Zeitalter in dieſem Fache beſonders ſtolz auf den Italiener Canova, den Dänen Thorwaldſon, und den Deutſchen Dannecker. Der berühmte ſchwediſche Bildhauer, Ritter von Sergel, ſtarb im J. 1814.

Plaſtiſch. Man pflegt die ſchönen Künſte nach zwei Hauptſinnen, Geſicht und Gehör, zu claſſificiren; für das Plaſtiſche möchte man mit dem deutlichſten der Sinne, dem Geſicht, auch den gründlichſten, das Gefühl, vereinen. Das Geſicht iſt nur eine verkürzte Formel des Gefühls. Im Geſicht iſt Traum, im Gefühl Wahrheit. Der Sinn des Geſichts wirkt flach, er ſpielt und gleitet auf der Oberfläche mit Bild und Farbe umher, er borgt von andern und baut auf andre Sinne, ihre Hülfsbegriffe müſſen ihm Grundlage werden, die er mit Licht umglänzt. Wenn auf dem Gemählde die Figuren anfangen, ſich zu beleben, wenn es iſt, als ob ſie hervorgingen und Geſtalten würden, greift man nach ihnen, der Traum wird Wahrheit! Dies iſt der Triumph des Mahlers; durch ſeinen Zauber ſollte Geſicht Gefühl werden, ſo wie bei ihm das Gefühl Geſicht ward. Anders iſt es im Plaſtiſchen, hier lernen wir ſchöne Form kennen, die nicht Farbe, nicht kunſtvolles Spiel der Proportion, des Lichts und Schattens, ſondern dargeſtellte, taſtbare Wahrheit iſt. Die ſchöne Linie, die hier immer ihre Bahn verändert, die wir gewaltſam unterbrechen, nimmer ruhend, immer fortſchwebend, in dem dargeſtellten Körper, den Guß, die Fülle, das ſanft verblaſene Leibhafte bildet, das nie von Fläche, von Ecke oder Winkel weiß; dieſe Linie kann ſo wenig flache Tafel und Kupferſtich werden, daß gerade mit dieſem Alles an ihr hin iſt. Das Geſicht zerſtört die ſchöne Bildſäule, ſtatt ſie zu ſchaffen, unmöglich kann es alſo Mutter dieſer Kunſt ſeyn. Seht jenen Kunſtfreund, der tiefgeſenkt um die Bildſäule wandelt! er thut alles, um zu ſchauen, als ob er taſtete. Er gleitet umher, er hat nicht einen Geſichtspunkt wie beim Gemählde, weil tauſende ihm nicht genug ſind, weil, ſo bald es eingewurzelter Geſichtspunkt iſt, das Lebendige Tafel wird, und die ſchöne runde Geſtalt ſich in ein kaltes Vieleck zerſtückt! Sein Auge wird Hand, der Lichtſtrahl Finger, oder vielmehr ſeine Seele hat einen noch viel feinern Tact, um das Bild begreifend in ſich zu faſſen. Einen Sinn haben wir, welcher Theile außer ſich neben einander, einen andern, der ſie nach einander, einen dritten, der ſie in einander erfaſſet: Geſicht, Gehör und Gefühl. Theile neben einander geben eine Fläche, nach einander am reinſten und einfachſten ſind Töne, Theile zugleich in und neben einander ſind Körper oder Formen. Alle 3 Gattungen, aus denen die unſterblich blühenden Töchter, die Künſte, emporwuchſen, verhalten ſich als Fläche, Ton und Körper, wie Raum, Zeit und Kraft zu einander, dieſe drei größten Medien der Schöpfung, mit denen ſie alles faßt, alles umſchränkt. Die Mahlerei ſoll mit ihrem Zauber die volle große Tafel der Natur, mit allen ihren Erſcheinungen, in ihrer ſchönen Sichtbarkeit ſchildern. Bei der Bildnerei iſt Eins Alles, und Alles nur Eines. Wo Seele einen edeln Körper durchhaucht und die Kunſt wetteifern kann, Seele im Körper darzuſtellen, Götter, Menſchen und edle Thiere, das bilde ſie, hier iſt das Gebiet der Plaſtik. Die Bildnerei iſt Wahrheit, die Mahlerei Traum, aber zugleich Offenbarung des Himmels, ſo

wie jene mehr Offenbarung der Erde iſt; Bildnerei iſt ganz Darſtellung, die Mahlerei iſt erzählender Zauber, wie ein körperloſer Engel, der in Licht gekleidet uns erſcheint, ziebt ſie uns mit ſich fort nach himmliſchen Höhen, ſtatt daß bei der Plaſtik Götter, in die reinſten Idealformen menſchlicher Geſtaltung gekleidet, mitten unter uns zu treten ſcheinen. Darum iſt dieſe die Kunſt des ſinnlichern Alterthums, jene konnte ihre höchſte Blüthe erſt in der chriſtlichen Zeit entfalten. Im eigentlichen Sinn kann die Plaſtik nicht bekleiden, denn ihr Gebilde wird dann ſo leicht ein in Falten gehüllter Block. Ein Gewand von Stein, Erz oder Holz erſcheint im höchſten Grade drückend, es iſt kein Schleier mehr, es iſt ein Fels voll Erhöhung und Vertiefung; wer die Augen ſchließt und taſtet, der wird das Unding fühlen. Daher konnte in keinem Lande, wo ſolche Steinklumpen nothwendig waren, die Bildnerei gedeihen. Im Morgenlande, wo man den Körper als Geheimniß betrachtete, von dem nur das Antlitz und ſeine Boten, Hände und Füße, ſichtbar waren, eben ſo wenig als in unſerm durch Sitte, Clima und Geſetz an dichte Körperhüllen gewöhnten Abendland. Nur bei den Griechen konnte echte ſchöne Plaſtik einheimiſch werden; ſie richteten ſich nicht nach dem Ueblichen, ſondern nur nach dem, was höherer Sinn foderte, und überdies war durch Sitte und Religion vieles bei ihnen geheiligt, was andern profan erſchien. Bei dem ſiegenden Apollo mußte die Laſt des Gewandes zurückgeworfen ſeyn; Laokoon war in der Wirklichkeit gewiß in Prieſtergewande gehüllt, ſollte aber im unſterblichen Gebilde dieſe arbeitende Bruſt, ſollten dieſe giftgeſchwollnen Adern und ringenden Muskeln mit todten, ſtarren Felſen überkleidet werden? — Philoſophen konnten dicht verhüllt da ſtehen, dieſe ſollen ja immer nur Kopf- und Bruſtbild ſeyn; ſo auch die ehrfurchtgebietenden Matronen und Götterköniginnen; eine unbekleidete Juno oder Niobe würde uns empören; wo hingegen nichts religiöſes oder charakteriſtiſches im Wege ſtand, wo Schönheit, Liebe, Reiz und Jugend dargeſtellt werden ſollte, da bekleidete der Grieche nie, oder wo er es mußte, da wendete er feinſinnig die naſſen Gewänder an, welche die ſchöne Körperform durchſchimmern ließen. Die Bildſäule ſteht als Muſter der ſchönen Form da, und in dieſem Betracht iſt Polyklets Regel das bleibendſte Geſetz für die Plaſtik des Menſchen. So wie es einen Strich auf der Erde gibt, in dem die ſchönſte regelmäßige Bildung Natur iſt, ſo gab Gott Einem Volke dieſes Erdſtrichs Raum und Zeit und Muße, in Jugend und Lebensfreude das Werk, das aus ſeiner Hand kam, ganz und rein und ſchön ſich zu ertaſten, und es in dauernden Denkmahlen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Dieſe Denkmahle ſind die claſſiſchen Werke ihrer fühlenden Hand, wie ihre Schriften des feinfühlenden menſchlichen Geiſtes, im ſtürmiſchen Meer der Zeiten ſtehen ſie als Leuchtthürme da, und der Schiffer, der nach ihnen ſteuert, wird nie von den Wellen verſchlungen. Am meiſten zu bewundern iſt ihre hohe Einfachheit, ſie ſtehen ſtill, in ſich geſchloſſen und vollendet, wie Gedanken Gottes vor uns. Kleinlich zerknickt, zerfaltet, und von ängſtlichen Erdenſorgen zerarbeitet, erſcheint uns das lebende Geſchlecht, wenn wir aus jener idealiſchen Götter- und Heldenwelt unter daſſelbe treten; jeder Einzelne ſcheint jetzt mit ſo viel Kraftaufwand nach einem mühevollen Daſeyn zu ringen, ſtatt daß jene ſtill, klar und ruhig das Leben beherrſchen. Umriß, Geſtalt und Charakter iſt beſtimmt und in wenig Zügen in ihnen angedeutet; ſie bilden einen geſchloßnen Sternkreis von Idealen, den die ſchreitende Sonne Jahr aus Jahr ein durchwandert; etwas an ihnen verbeſſern oder ändern

wollen, wäre ein thöricht fruchtloſes Streben. Dagegen wäre es traurig, wenn die Mahlerei den einförmigen Charakter hätte; ſie iſt die reiche Zauberwelt Gottes auf einer Lichttafel. Nichts als das Licht macht ihre Einheit, aber dieſe iſt groß und wundervoll bei allem Reiz der Mannigfaltigkeit. Von Einem Lichtpunkte der flachen Tafel ergießt ſich ein Strahlenmeer, deſſen Lichtdunkel jeden Gegenſtand, wie in neuer, eigner Schöpfung bindet und vereint. Dieſe Zauberwelt der Haltung, dies geiſtige Lichtmeer des göttlichen Princips, iſt einzig der Mahlerei eigen, die Bildſäule hat kein Licht, es bleibt unſerm Sinn überlaſſen, es auf ſie zu richten. Die wechſelnden Strahlen des Tags, der ſcharfbezeichnende Fackelſchein bei Nacht ſpielen mit ewig neuem Reize um die ruhigen Geſtalten, wie der bunte Wechſel irdiſcher Umgebungen um ein klares, ſtilles, hohes Gemüth. Die rein plaſtiſche Kunſt wird auf jeden empfänglichen Geiſt ungemein erhebend und beruhigend wirken; auf das vollendetſte Ebenmaß, die harmoniſchſten Verhältniſſe gegründet, die ſich nirgend ſchöner ausſprechen, als in Gottes Lieblingswerk, der Menſchengeſtalt und Menſchenſchönheit, bewirkt ſie reine Harmonie, ruhiges Gleichgewicht in der Seele, die ſich ihrem Eindruck hinzugeben vermag. Sinnenzauber iſt bei ihr weniger thätig als bei andern Künſten, weil ſie die beiden lebhafteſten Reize, Farbe und Ton, entbehrt, aber ſtill und bleibend iſt ihr Eindruck, ernſt und beruhigend. — Dieſe Analyſe des Plaſtiſchen und Mahleriſchen erklärt zugleich, worin das Verdienſt des Hiſtorikers und des Dichters, vorzüglich des epiſchen und dramatiſchen, beſtehe, wenn man ihre Darſtellungen als plaſtiſch rühmt und denſelben Objectivität beilegt.

Plata, Rio de la Plata, ein ſpaniſches Vicekönigreich in Süd-Amerika, welches gegen Süden an die Terra Magellanica, gegen Norden an Braſilien, gegen Oſten an das atlantiſche Meer, und gegen Weſten an Peru und Chili gränzt. Es iſt reich an Getraide, Gold, Kupfer und beſonders durch die Viehzucht. Außer dem ehemaligen Paraguay und der Provinz Rio de la Plata gehören dazu noch die weſtlichen Provinzen Tucuman, Potoſi, Santa Cruz, Charcas und das öſtliche Chili, welche ehemals zu Peru gehörten. Die Hauptſtadt iſt Buenos Ayres. — Die Stadt La Plata liegt in der Provinz Potoſi. — Der Plataſtrom (Rio de la Plata, Silberſtrom) entſteht aus den Flüſſen Paraguay und Parana, und ſtürzt ſich unterhalb Buenos Ayres in anſehnlicher Breite ins Meer.

Platform (Plateforme), heißt in der Baukunſt eine Reihe von Balken, welche das Zimmerwerk eines Dachs tragen, und auf dem Rande der Mauer aufliegen, von wo das Gebälk aufgerichtet wird. Auch wird dieſer Ausdruck für eine Art von Terraſſe oder flachem offenen Platz über einem Gebäude, von wo aus man eine freie Ausſicht auf die Umgegenden hat, gebraucht. Man ſagt daher von einem Gebäude, daß es mit einer Platform bedeckt ſey, wenn es oben platt iſt und keinen Forſt hat. Die Häuſer der Alten waren von dieſer Art, und noch jetzt die Häuſer der Morgenländer. In der Kriegsſprache heißt Platform eine Erhöhung, worauf ein Geſchütz geſtellt wird, um auf den Feind zu feuern; dergleichen ſind die ſogenannten Katzen auf der Mitte der Curtinen. Auf dem Wall iſt immer eine Platform, welche gebildet wird, indem man entweder Erde auf den Wall aufhäuft, oder Bohlen ſo zuſammenfügt, daß ſie allmählig aufwärts gehn, um das Geſchütz heraufrollen zu können. Die Erfahrung lehrt, daß nur dann eine Kanone einen ſichern Schuß thun kann, wenn ſie auf einer feſten Unterlage ſteht.

Platina, ein im J. 1736 von den Spaniern in Süd-Amerika entdecktes Metall, welches ſie Platina (von Plata, Silber), einige Chemiſten aber weißes Gold benannten. Gefunden wird ſie beſonders in den Goldgruben von Santa Fe und in der Nähe des Pintofluſſes im Königreiche Peru. Man hat ſie bis jetzt nur gediegen angetroffen. Unter allen Metallen und folglich unter allen bekannten Körpern unſrer Erde iſt die Platina am ſchwerſten. Vollkommen gereinigter Platina-König, deſſen Farbe blendend ſilberweiß iſt, wird an ſpecifiſchem Gewichte = 23,286 geſetzt. In der Geſtalt, wie man die Platina findet, iſt ſie in kleinen Körnern oder Stückchen und mit verſchiednen andern Metallen, als Iridium, Osmium, Rhodium und Palladium, vermiſcht und folglich nur ein Platinaerz. Dies zu reinigen, hat man verſchiedne Methoden gefunden. Die Platina hat übrigens noch folgende Eigenſchaften. Sie iſt von weißer Farbe, wie das Silber, verkalkt ſich nicht, und läßt ſich, wie das Eiſen, zuſammenſchweißen. Unter allen Metallen fließt ſie am ſchwerſten, wenn ſie rein iſt; leichter ſchmilzt ſie, wenn man ihr andre Metalle zuſetzt, beſonders wenn man ſie mit Kohlenſtaub und Arſenik behandelt. Mit dem Golde läßt ſich die Platina nur mittelſt des heftigen Feuers zuſammenſchmelzen. Das Gold verliert dadurch an Weichheit und Dehnbarkeit und wird bläſſer. Geſchieht indeß die Beimiſchung in verhältnißmäßig geringerer Quantität, ſo iſt ſie nicht ſo leicht wahrzunehmen, und wahrſcheinlich verhindert die ſpaniſche Regierung die Ausfuhr der Platina, um jeder Verfälſchung des Goldes durch dieſelbe vorzubeugen. Von Säuren löſen nur die überſaure und die ſalpeterſaure Kochſalzſäure ſie auf. Die etwas ätzende Auflöſung iſt dunkelbraun und läßt ſich cryſtalliſiren. Schmelzt man dieſe Cryſtalle im Feuer, ſo trennt ſich die Säure wieder davon und die Platina bleibt als ein dunkelgraues Pulver zurück. Die aufgelöſ'te Platina wird durch Salze wieder in metalliſcher Geſtalt niedergeſchlagen. Die Laugenſalze greifen die Platina nicht an; auch der Schwefel wirkt nicht auf dieſelbe; die Schwefelleber dagegen einigermaßen. Die Härte der Platina iſt etwas geringer als die des Schmiedeeiſens, beträchtlicher aber als die vom Kupfer. In der Zähigkeit ſteht ſie nur dem Eiſen und Kupfer nach. Sie iſt im reinen Zuſtand ſo dehnbar, daß ſie ſich zu Drähten von 1/7 Linie im Durchmeſſer ziehen und auf der Platmaſchine plätten läßt. Mit Recht hat man die Platina unter die edeln Metalle geſetzt, und ihre Bearbeitung verſucht. Letzteres iſt mit gutem Erfolge geſchehn. Die bequemſte Methode dazu hat Richard Knight in London angegeben. Es wird nämlich zu einer beliebigen Menge roher Platina in einer gläſernen Tubulatretorte, woran eine tubulirte Vorlage ſchließt, das funfzehnfache Gewicht ſalpeterſaurer Salzſäure geſetzt. Dieſe Miſchung kocht man vermittelſt einer argandiſchen Lampe ſo lange, bis ſich die Säure dunkelſafrangelb färbt. Dann wird ſie abgegoſſen, und wenn noch unaufgelöſ'te Platina zurückgeblieben iſt, wieder Säure darüber gegoſſen, und mehrmals gekocht, bis alles aufgelöſ't iſt. Die flüſſige Maſſe bleibt darauf ſo lange ruhig ſtehn, bis ſie völlig klar geworden iſt; dann wird ſie abgegoſſen und ſo lange Salmiakauflöſung in kleinen Portionen zugeſetzt, bis ſie ſich nicht mehr trübt. Dadurch wird die Platina als ein citrongelbes Pulver niedergeſchlagen. Um dieſes Pulver in eine conſiſtente Maſſe zu verwandeln, bringt es Knight in einen kegelförmigen Tiegel mit dazu paſſendem koniſchen Stöpſel. Während dieſer, einſtweilig mit einem Deckel leicht bedeckt, in einem Windofen bis zum ſtärkſten Weißglühen erhitzt wird, glüht man den an einer ſchicklichen Zange befeſtigten Stöpſel

ebenfalls, nimmt dann den Dekel ab, und drückt mit wiederholten Stößen den Stöpſel ſo lange auf die zu einem Teig gewordne Platina, bis ſie keinen Eindruck mehr anzunehmen ſcheint. Dann wird der Tiegel aus dem Ofen genommen. Durch einen gelinden Schlag fällt die Platina als ein metalliſches Korn heraus, welches durch wiederholtes Hämmern und Erhitzen ſo geſchmeidig gemacht werden kann, daß es ſich hämmern und zu Draht ziehn und plätten läßt. Ihrer Politur und ihres Glanzes wegen wird ſie zu den ſchönſten teleſcopiſchen Spiegeln angewendet. Auch verarbeitet man ſie zu allerlei Kunſtſachen, die im Preiſe um etwas wohlfeiler als Gold ſind.

Platiren iſt die Kunſt, geringere Metalle mit einer dünnen Silberplatte entweder zum Nutzen oder zum Zierrath zu bedecken. Sie ſoll von einem Sporer, nicht zum Putz, ſondern der Nützlichkeit wegen erfunden worden ſeyn. Die zierlichern Sporen wurden damals aus maſſivem Silber gemacht; aber bei der Weichheit dieſes Metalls verbogen ſie ſich bei der geringſten Gelegenheit. Dem abzuhelfen, kam ein Arbeiter zu Birmingham darauf, die Spitzen an einem Paar Sporen hohl zu machen und mit einem ſchmalen Eiſen- oder Stahlſtifte auszufüllen. Da er dieſes Verfahren ſehr nützlich fand und zugleich Wohlfeilheit damit verbinden wollte, ſo fuhr er fort, die Höhlung immer weiter und das Eiſen immer ſtärker zu machen, bis er endlich die Mittel entdeckte, einen eiſernen Sporn auf ſolche Weiſe mit Silber zu bekleiden, daß er einem ganz ſilbernen an Eleganz völlig gleich kam. Die Erfindung wurde ſogleich auf andre Geräthſchaften angewendet, die man ſonſt aus Meſſing oder Eiſen verfertigte, und denen man jetzt mit einem geringen Aufwand, unbeſchadet ihrer vorigen Dauerhaftigkeit, das elegante Anſehn des Silbers gab. Ehemals wurde die Silberplatte auf dem geringern Metall feſtgelöthet; es gab dabei zwei Arten, die weiche und die harte, oder die Zinn- und die Silberlöthung. Gegenwärtig platirt man auf die Weiſe, daß man eine Silberplatte auf eine zwölfmal ſtärkere Kupferplatte befeſtigt, ſie beide zuſammen ausdehnt und dann dieſen Platten mit einer Prägmaſchine die Geſtalt von Schildern, Knöpfen, Löffeln oder was man ſonſt verfertigen will, gibt.

Platner (Ernſt), der Medicin Doctor, der Phyſiologie wie auch ſeit 1811 der Philoſophie ordentlicher Profeſſor zu Leipzig, königlich ſächſiſcher Hofrath, wurde geboren den 11ten Juni 1744 zu Leipzig, wo ſein Vater, der durch mehrere gehaltreiche und in ſchönem Latein geſchriebene mediciniſche Werke berühmte, **Joh. Zachar. Platner** (geb. zu Chemnitz 1694, geſt. zu Leipzig 1747), Hofrath und Dechant der mediciniſchen Facultät war. Nachdem der Sohn in Altenburg bei Raniſch, in Leipzig bei Erneſti und endlich bei Hauptmann in Gera ſeine Schulſtudien vollendet hatte, bezog er 1762 die Univerſität zu Leipzig, wurde 1766 Magiſter, erwarb ſich das Recht, Vorleſungen zu halten, und promovirte 1767 zum Doctor der Medicin. Im folgenden Jahre ging er nach Straßburg und Paris, und nahm den Rückweg durch Brabant und Holland. Im J. 1770 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur der Medicin, 1780 die ordentliche der Phyſiologie, 1801 die außerordentliche der Philoſophie, denn ſeit beinahe 30 Jahren hatte er auch durch ſeine philoſophiſchen Vorleſungen, durch innern Gehalt und ſchönen Vortrag gleich anziehend, ſich Ruhm erworben. Wer könnte läugnen, daß Plattner einer der geiſtvollſten und gelehrteſten neuern Philoſophen ſey? Wir haben von ihm unter mehrern drei in ihrer Art claſſiſche Werke erhalten, ſeine **philoſophiſchen Aphorismen**, die als ein ſyſtematiſches Lehrbuch der Philoſophie überhaupt

zu betrachten ſind, ſeine neue Anthropologie für Aerzte und Weltweiſe, und ſeine Quaestiones physiologicae, die mehrere in die Pſychologie und Anthropologie einſchlagende lehrreiche und intereſſante Abhandlungen enthalten. Er hat das Verdienſt, anatomiſche, phyſiologiſche und mediciniſche Kenntniſſe auf die Pſychologie und Anthropologie angewandt, und dadurch zur Vervollkommnung dieſer Disciplinen beträchtlich beigetragen zu haben, wie er denn überhaupt zu den feinſten und ſcharfſinnigſten Menſchenkennern gehört, und in Schilderung von Charakteren vielleicht von Keinem übertroffen wird. Es muß, was ein Geiſt ſeiner Art gedacht hat, immer intereſſant bleiben, und ſo kann man ſagen, daß durch jene Eigenſchaften und durch eine tiefe Kenntniß der Geſchichte der Philoſophie, die er überall beurkundet, ſeine Schriften ſtets wichtig bleiben werden. Die einzelnen Vorſtellungsarten und Behauptungen anzugeben, durch welche Platner ſich von andern unterſcheidet, iſt hier nicht der Ort. Sein deutſcher Styl hat das Eigne, daß er die Worte ſo ſtellt, wie ſie der logiſchen Potenz der Ideen nach einander folgen und regieren, nicht wie ſie der gemeine Sprachgebrauch folgen läßt.

Platon, ſpäter wegen breiter Bruſt oder Stirn ſo genannt, früher Ariſtokles, ein Sohn des Ariſton und der Periktione, geb. Ol. 87, 4, oder Ol. 88, 1., um 438 vor Chriſti Geburt. Daß er unter ſeinen Ahnen den edeln großherzig ſich für ſein Land opfernden letzten atheniſchen König Codros und den Geſetzgeber Solon zählte, als freundliche Vorbedeutung und Gewähr ſeiner Größe aufzufaſſen, könnte mindeſtens die Anſicht ſeines Lebens nicht verkehren, noch verunzieren. Auch über ſeine frühere Bildung ſcheint bereits ein freundliches Geſchick zu walten, und Geiſt und Körper gleichmäßig entwickeln zu wollen. In der Gymnaſtik, die er bis zum Wettkämpf in den iſthmiſchen und pythiſchen Volksſpielen treibt, ward Ariſton ſein Lehrer, in der Grammatik Dionyſios, in Mahlerei und Tonkunſt Drakon und Metellus, in der Philoſophie zuvörderſt Kratylos. Bis in ſein zwanzigſtes Jahr bewegt ſich der reichbegabte hochherzige Jüngling in den heitern Gärten der Dichtkunſt, und prüft ſeine Schöpferkraft im Epiſchen, Lyriſchen und Dramatiſchen mit einem Eifer, dem nichts genügt, ja mit großartiger Selbſtverläugnung. Nun ſehen wir ihn auf einmal an ſeines Vaters Hand vor den weiſen Sokrates treten, der eben — mit ſo wunderbarer Bedeutſamkeit kündet ſich ein großes Leben, oder auch die Sage dies an! — ſeinen Schülern erzählt, wie im Traum ein junger Schwan vom Altar des Eros in der Akademie in ſeinen Schoos und von dannen mit entzückendem Geſang ſich in die Luft geſchwungen. „Seht da den akademiſchen Schwan,“ ruft er aus, als er Platon erblickt. Und acht Jahr von nun an pflegt er des edlen Jünglings, deſſen Scharfblick und Tiefſinn ihn eben ſo oft verwirrt und befängt, als in Bewunderung und Liebe hinreißt. Aber die vorige Welt weicht auch nun einer neuen von ernſterem Bau und Anſehn, in welche der Lehrer ſeinen Pflegling einführt. Nachdem das Schickſal dem würdigen, als Gottesläugner angeklagten Sokrates den Schierlingsbecher gereicht, hält den wißbegierigen, des Beſten und Höchſten ſeiner Zeit ſich zu ermächtigen Strebenden nichts in Athenä zurück. Er bereiſ't zuerſt Megara, wo er mit Euklides, dem Haupt der megariſchen Schule, früher auch Sokrates Schüler, in Erinnerung an den gemeinſchaftlichen Lehrer und Austauſch von Anſichten eine Zeit lang zubringt: dann Großgriechenland, wo er ſich mit den Pythagoräern befreundet, Kyrene, eine griechiſche Pflanzſtadt in Afrika, wo er Theodorus kennen lernt. Auch nach

dem ernſten Land geheimer Prieſterkunſt und Weisheit, Aegypten, zieht ihn ſein reger Wiſſenstrieb, und nur ein eben ausbrechender Krieg hält ihn von Syrien und Perſien ab. So voll des Beſten und Trefflichſten, dem er bis an den Quell nachgegangen, kommt er, ein rüſtiger Vierziger, in Syrakuſä an, welches der Tyrann Dionyſios beherrſcht. Leicht gewinnt er die Bewundrung und Liebe Dions, der mit Dionyſios zwar verwandt, aber ein unverdorbner, der ſchlaffen Ueppigkeit ſeiner Landsleute abholder Jüngling, mit dem ſchönen Glauben an Menſchheit auch die reinſten Wünſche für ſein Land verband. Er führt Platon bei dem Tyrannen ein, ob vielleicht ſein Umgang ihn vortheilhafter für Freiheit ſtimmen möchte. Aber Platons tiefer Ernſt und ſtolzer Freimuth, die ganze Geiſtesüberlegenheit des Mannes, drückt auf den engherzigen Tyrannen, erregt ihm Argwohn und, als Platon auf Dions und Ariſtomenes Rath mit des lakedämoniſchen Geſandten oder auch Kaufmanns Polis Schiff abgeht, beſticht er dieſen, ihn umzubringen oder zu verkaufen. Das letztere geſchieht zu Aigina, aber der edle Annikeris kauft ihn los. Nun geht er endlich nach Athenä, wo er um 99. Ol. in der Akademie, und einem Garten am Kolonos, ſeinem väterlichen Erbe, Philoſophie lehrt. Aber noch einmal lockt ihn, der die Zeit tief unter ſeinem in freier Muße und Zurückgezogenheit des Geiſtes erzeugten Weltbilde fand, das Schickſal. Als Ol. 103, 2. Dionyſios I. geſtorben und der zweite dieſes Namens den Herrſcherſtab ergriffen, erwacht aufs neue in Dion Hoffnung und Freundſchaft, und des Herrſchers Eitelkeit, der auch Gelehrte zum Prunk ſeines Hoflagers rechnet, ladet ihn unter ehrenvollen Bedingungen und allerlei ſchönen Vorſpiegelungen zu ſich ein. Platon entgeht, nachdem er ſchon einmal die Erfahrung gemacht, das Schlüpfrige und Mißliche des Verhältniſſes nicht; aber ſeine Liebe und Begeiſterung für das Höhere treibt ihn dennoch wieder hinaus auf das verrätheriſche Meer der Fürſtengunſt und des Hoflebens. Alles beſeitigt, nachdem er dem Herakleides Akademie und Lehramt übertragen, reiſ't er mit Speuſippos ab. Alles beginnt gut. Jubel und feierlicher Empfang! Der ſchwache ſinnliche Fürſt wird von der neuen Erſcheinung bald überwältigt; mathematiſche Studien unter Platons Leitung ſcheinen ſeinem Geiſt mehr Halt zu geben. Aber Platon wird nun Gegenſtand der Eiferſucht und Hofränke. Den angeblich ſchwankenden Thron zu ſtützen, wird der unter der vorigen Regierung verbannte Geſchichtſchreiber, Philiſtios, zurückberufen. Dieſer ſpielt in den Argwohn des Tyrannen gegen Dion gewandt und mächtig ein, und kaum drei Monate iſt Platon am Hofe, ſo wird ſein Freund hinterliſtig an Italiens Küſte ausgeſetzt. Dions und Platons Anhang iſt noch zu mächtig, als daß die Klugheit nicht riethe, ſäuberlich mit ihm zu verfahren. Daher begleiten Bitten und höfliche Zudringlichkeit den faſt unmittelbaren Zwang in einer unter Aufſicht ſtehenden Schloßwohnung, die Platon angewieſen wird. Sein Geſuch um Entlaſſung wäre mithin wahrſcheinlich nicht ſogleich genehmigt worden, hätte nicht ein hereinbrechender Krieg die Aufmerkſamkeit mehr in Anſpruch genommen. Seine und Dions Rückkehr nach geſchloßnem Frieden waren wechſelſeitige Bedingungen. Froh kehrt er nach Athenä zurück, wo er den ernſten, trüben Dion mit milder Liebe fortbildet und ihm Ausſöhnung zu bewirken ſtrebt. Es wird Friede und Platon wird nun wieder an ſein Verſprechen erinnert; Dion aber bleibt zuvörderſt noch auf Ein Jahr verbannt. Platon iſt lange taub und unerbittlich gegen alle lockende Einladungen. Sein Sträuben reizt des Tyrannen Ehrkitzel nur mehr, und als endlich ein Dreiruderer mit vielverſprechenden Briefen und

überredungsreichen Freunden ihn abzuholen erſcheint, weicht er der Beſtürmung, in Hoffnung, mindeſtens für ſeinen Freund zu wirken. Der Erfolg rechtfertigt ſeine hartſinnige Weigerung, und ſchlimmer ergeht alles, als vorher. Dionyſios Vormundſchaft über Dions Sohn gibt leicht den Vorwand, dem Vater die Zinſen zurückzuhalten. Da dringt Platon trotzig auf ſeine Entlaſſung. Sie zu verhüten, wird Dions Verweilen im Peloponneſos bewilligt, nur daß er ſich aller Feindſeligkeiten enthalte; ſeine Zinſen ſollen dort, oder zu Athenä in die Hände eines vorzuſchlagenden Mannes niedergelegt, und nach einem Jahre ihm durch Platon eingehändigt werden. Platon willigt endlich; aber Wortbrüchigkeit, Zurückhaltung der Zinſenhälfte unter nichtigem Vorwand ſchärft Platons Unwillen und Verachtung, indeß die Gewalt immer weiter geht und Dions Güter verkauft. Indeß entſteht ein Aufruhr unter dem Miethheere, der Dionyſios zu ſtarken Verwilligungen zwingt. Dions Freund, Herakleides, wird als Meuter angeſehen; keine Fürbitte bewirkt mehr, als lügenhafte Verſprechungen. Selbſt Platon wird beargwohnt, anfangs zu Archedemos, endlich gar unter die Miethſoldaten gelegt, von welchen er ſein Leben bedroht ſieht. Nur Archytas Freundſchaft täuſcht den Tyrannen mit dem Vorwand einer Staatsangelegenheit, die Platons Rückkehr fordere, und erliſtet Entlaſſung und Reiſekoſten. So landet der Weiſe in Elis, erzählt dort Dion, was ſich zugetragen. Dieſer beſchließt, den treubrüchigen Tyrannen in ſeinem und Platons Namen zu züchtigen. Aber Platon, der alten Freundſchaft eingedenk, geht darauf nicht ein. Es darf nicht befremden, daß Beſchränktheit und Neid, wie ſie überall das Edle und Reine herabzuziehn und zu beſchmitzen verdammt ſind, auch Platon verläſtert, ſeine liebende Mittheilſamkeit gegen die Jugend Knabenliebe geſcholten, ihn der Unmäßigkeit, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habſucht und des Ränkegeiſtes bezüchtigt haben. Beſchuldigungen, welche aus unreinen Quellen floſſen, die That, Leben und Achtung widerlegen! Von ſeiner wiſſenſchaftlichen Polemik unten! Er ſtarb Ol. 108, 1., am 82ſten Geburtstag bei unverlorner Rüſtigkeit und Munterkeit des Geiſtes, mitten unter den Freuden eines Hochzeitgelages ſanft entſchlummernd. Im Kerameikos, wo er begraben lag, ſprach eine Inſchrift ſein Verdienſt und ſeiner Zeitgenoſſen Liebe aus. — So viel von den äußern Lebensumſtänden dieſes Göttlichen, über welchen wir als Einleitung in das Folgende die herrlichen Worte unſers Dichters vorausſenden. „Platon verhält ſich zu der Welt, wie ein ſeliger Geiſt, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es iſt ihm nicht ſowohl darum zu thun, ſie kennen zu lernen, weil er ſie ſchon vorausſetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr ſo noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um ſie mit ſeinem Weſen auszufüllen, als um ſie zu erforſchen. Er bewegt ſich nach der Höhe, mit Sehnſucht, ſeines Urſprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht ſich auf ein ewig Gutes, Ganzes, Wahres, Schönes, deſſen Foderung er in jedem Buſen aufzuregen ſtrebt. Was er ſich im Einzelnen von irdiſchem Wiſſen zueignet, ſchmilzt, ja man kann ſagen, verdampft in ſeiner Methode, in ſeinem Vortrag." (Göthes Farbenl. 2.) — Indem wir nun aber zu einer kurzen Darlegung des innern Lebens, ſo weit es Zweck und Anlage dieſes Werks fodern und geſtatten, übergehen, begegnen wir ſogleich der unangenehmen Nothwendigkeit, mancherlei Störendes und Ungehöriges, was die Zeit etwa hier abgeſetzt, ſondern zu müſſen, um nur zuvörderſt Platz für einen neuen Anbau zu gewinnen. Denn in der That iſt mindeſtens nicht alles ſogleich loſe, daß es zur

Beſeitigung deſſelben mehr, als der Anführung bedürfte, wie wenn z. B. Platon als ein zu kenntnißreicher, dieſem ſeinen Kenntnißreichthum aber keineswegs gewachſener und dabei durch zu frühes Schriftſtellen Verbildeter angeſehen wird. Dergleichen iſt nun wohl freilich nicht viel gründlicher, als die eingewurzelte Meinung von ſeiner Schwärmerei und Syſtemloſigkeit, lediglich, weil es bei ihm nicht ſo kühl und nüchtern hergeht, als bei gelehrten Theegeſellſchaften, oder auch ſeine Erzeugniſſe nicht zum Nachtiſch herumgegeben werden können. Es ſteht aber nicht zu läugnen, daß überhaupt unſere Zeit wegen der Maſſe von Stoff ſich wirklich zu hoch anſchlägt; und wer möchte mehr, als lächeln, wenn er verſichern hört, man müſſe doch dem Trefflichen um mancher guten Gedanken, mancher ſcharfſinnigen Forſchungen und bedeutſamer Winke willen Manches zu Gute halten, indem er ſeiner Phantaſie gar zu ſehr den Zügel ſchießen gelaſſen? Wollte man nun auf dergleichen Anſichten, um des lieben Friedens willen, dennoch eingehen, ſo müßte man wohl daran erinnern, daß Wärme nicht gerade unumgänglich das Licht ausſchließe, da ja beide an ſich ſchon nicht verſchieden ſeyen; daß ſchon der antike Styl und die Mittheilungsart der Erkenntniß von der neuern und heutigen himmelweit verſchieden ſey, ja daß ſie, nach Maßgabe eigenthümlicher Combination und Gliederung der Erkenntniß, ſelbſt ſchon verſchieden ſeyn müſſe. Es mag wohl ſeyn, daß das täglich wachſende und faſt überſchüttende Haufwerk von Erfahrungen, die oft ein mißverſtandener Darſtellungstrieb nicht einmal zu würdigen weiß, Aufſpeicherung und Einordnung nöthig macht; und dieſem Bedarf, wie der immer mächtiger gewordnen Reflexion verdanken wir die ſogenannten Syſteme von Wiſſenſchaften und Disciplinen mit Haupt- und Unterabſchnitten, Kapiteln, Paragraphen, Noten, Excurſen, Beilagen, Namen- und Sachregiſtern, deren Vorbild man faſt verſucht wäre im Zwiebelblau zu finden. Gleichwohl, wie geregelt und wohnlich Manchen in dieſen Syſtemen Alles dünkte, hat ſich doch von jeher das Dringen auf ein Organon, eine Topik, eine Architektonik der Idee, nicht abweiſen laſſen bis auf unſere neueſten Zeiten herauf. Zum Erweis, wenn wir nicht irren, daß es mit jener logiſchen Sublimation und Verallgemeinerung, mit der Einhegung gegebener Einzelheiten, mit dem Abſtecken eines Gebietes und der Anreihung und Einverleibung mehrerer doch noch nicht gethan ſeyn möchte! Und gewiß, ſo wenig durch Zergliederung eines todten Körpers ſein lebendiges Getriebe und ſein innerſter Lebensgeiſt begriffen und erſchaut werden mag, eben ſo wenig kann eine Vereinzelung der Glieder des Leibes einer Wiſſenſchaft ſie ſelbſt und ihr inneres harmoniſches Leben darſtellen. Ein ſolches Unternehmen läßt freilich allerlei Entſchuldigungen Raum — denn wir alle entrichten mehr oder weniger der Zeit, in welcher wir wurzeln, ihren Zoll, und menſchlich, ja verzeihlich dürfte es in einer Zeit, wo des Sonderns und Trennens durch Reflexionen gar kein Ziel und Ende war, gefunden werden, dieſe Trennungs- und Zerreißungsverſuche auch an einem Geiſte anzuſtellen, in welchem Form und Gehalt ſo innig verſchwiſtert und verſchmolzen ſind, in welchem ſich ſo viele Richtungen und Ausſtrahlungen des Menſchengeiſtes ſammeln. Nur ob auch der gewollte Zweck damit erreicht werde, oder ob es nicht ein andres, wenn auch etwa eben das entgegengeſetzte, Mittel dazu geben möchte, an jenem zu zweifeln, oder dies zu glauben und zu verſuchen, ſollte billig auch jedem vergönnt werden, wenn einmal die Idee der Einheit mächtig aufgeregt worden iſt. Wie aber möchte das wohl anders geſchehen, als durch ſorgfältige Vergleichung und Abmeſſung der Elemente und

44*

Verhältniſſe des Baues nicht mit andern eines andern Baues, ſondern mit und unter einander und an ſich ſelbſt, durch An- und Einfügung eines jeden an dem ihm eigenbehörigen Orte, ſo daß in dieſem Wohlverhältniß das Leben und die Fülle des Ganzen erkennbar würde? — Aus dieſer Unkenntniß, oder Unaufmerkſamkeit auf das lebendige Fortwachſen und naturgeſetzliche Gedeihen eines ſchauenden Geiſtes, mithin auf die Einheit der Form und des Gehalts, rührt unſtreitig ebenfalls die flache Klage her, daß Platon gar oft ſeine eigne und wahrhafte Anſicht der Sache zurückhalte, den wißbegierigen Leſer ungewiß und im Stich laſſe, ja daß ſeine Schriften im Grunde gar nicht ſeine tiefſte Weisheit enthalten, als welche anderwärts, etwa in den ſchwer oder gar nicht zu ſammelnden Broſamen mündlichen Vortrags zu ſuchen ſey. Dieſer Klage that auch eine Ueberlieferung des Alterthums Vorſchub, welche ſo hier, wie in den Prieſterſchulen, dieſen früheſten Bewahrern und Pflegern der Wiſſenſchaft und, welches damals mindeſtens Eins war, der Religion, ein Eſoteriſches oder eine Geheimlehre der Geweihten, vom Exoteriſchen oder der Lehre für Ungeweihte unterſchied (ſ. d. Art. Eſoteriſch). Aber, um nur zuvörderſt im Allgemeinen deſſen zu erwähnen, was ſich hier ſo leicht bietet, ſo haben wir wohl nicht ſelten erlebt, daß Unverſtandenes und Unverſtändliches mit einander verwechſelt worden, daß man mithin auf den Lehrer und ſeine Sache ſchob, was im Grunde nur Schuld des Schülers und ſeiner Unbeholfenheit war, daß eine ſolche Aeußerung in ihrem Grunde aufgefaßt, nur ein mehr oder weniger unumwundenes Geſtändniß des Nichtverſtehens iſt. Und ſo müßten wir in dieſem Falle, ob auch ungern, uns jenes Worts erinnern, daß Viele berufen, aber wenig auserwählet ſind, und dem gemäß ausrufen: ſie haben Moſen und die Propheten, laßt ſie dieſelben hören! Iſt nicht ſo über das Dunkel in der Geſchichte geklagt worden, lediglich, weil man aus Unverſtand oder Mißverſtand etwas darin ſuchte, oder dafür hielt, was ihr ganz fremd war, und, was man vorfand, eben darum für albernes Mährchen hielt? ja wer möchte, nach genauerer Einſicht, ſich nicht gezwungen fühlen, dies auf manche vermeintliche Entdeckung von Aberglauben auszudehnen? da ja Irrthum überhaupt nur in der Reflexion iſt. Nun erwäge man ferner Folgendes. Es iſt Geſetz und Weſen aller ſittlichen Bildung, und ſo auch der von der Willkür einzelner Individuen unabhängigen Selbſtbildung der Wiſſenſchaft, daß das Innere ein Aeußeres, das Allgemeine ein Beſonderes werde und umgekehrt. Wir erblicken alſo hier ein Spiel von Involution und Evolution, und das in dieſem Spiel Begriffene, vor, in und nach dem Spiele troß aller Wandelungen immer daſſelbe Eine, der einzig würdige Gegenſtand alles Schauens, wird nur in dem Maße mehr oder weniger geſchaut, in welchem höhere oder niedere Geiſteskraft an Einer dieſer Seiten, an einem oder dem andern Momente des Spiels haftet, ohne die übrigen mit einzurechnen und in ihrer Geſammtheit erſt das Ganze zu erblicken. Weiter hat auch ſchon vor uns der geiſtreiche deutſche Ueberſetzer des Platon die verſchiedene Bedeutung der Ideen des Eſoteriſchen und Exoteriſchen nachgewieſen, und gezeigt, daß dieſer Unterſchied bei den erſten Pythagoräern auf den Inhalt ging und Gegenſtände bezeichnete, über welche ſie ſich außerhalb der Gränzen ihrer innigſten Verbindung nicht mittheilen wollten, beſonders politiſche, ſpäter aber nur auf die populäre Art des Vortrags, wofür ſich Manches nicht eignete; daß aber beides bei dem in der Mitte ſtehenden Platon nicht Statt habe und weder im Einzelnen, noch aus echt geſchichtlichen Spuren ausfindbar ſeyn möchte, oder höchſtens auf die Beſchaffenheit des Leſers gehen könne, je

nach dem er durch Platons Methode hindurch ſich zu einem Hörer des Innern erhebe, oder nicht. Denn jene aus dem Geſpräch Phädros für die behauptete abſichtliche Verheimlichung angezogene Stelle wird ſchon dem ganz Unbefangenen, aber noch mehr dem mit Platons Denkart Vertrauten als ganz unſtatthaft und unanwendbar ſich zeigen. — Noch immer ſind wir hiemit wie in einem Vorhof der Heiden, noch iſt die innere Tempelhalle nicht zu betreten, und wir müſſen, auf die Gefahr, daß man dieſe im Bezug auf jenen vielleicht gar zu einfach und unter der Erwartung finde, oder auch in unſerer Darſtelluug des Ganzen Unverhältnißmäßigkeit der Theile uns zum Vorwurf mache, das Geſchäft des Sonderns noch weiter fortſetzen. Denn, indem wir fortwallen, begegnen uns Schriftgelehrte, welche Platons Philoſophie als ein aus den früheren Schulen zuſammengetragenes Haufwerk anſehen und ſo allerdings auch jenen, welche eine unkünſtleriſche Syſtemloſigkeit behaupten, in die Hände zu arbeiten ſcheinen. Dieſe Anſicht nun überhaupt verdientermaßen atomiſtiſch und mechaniſch zu nennen, und dabei zu bedenken zu geben, ob der Gebrauch derſelben Worte auch Ideengleichheit vorausſetze oder begründe, oder überhaupt mehreres dieſer Art, was an ſich wahr iſt, im voraus anzuführen, möchte nicht leicht genügen. Wir müſſen alſo vielmehr, mit Bezug auf den Art. *Griechiſche Literatur*, freilich auch nur in gedrängter Ueberſicht von der Pflege der Philoſophie, namentlich in Griechenland, bis auf Platon reden. Natur und Geiſt und ihre Einheit, ihr Eins- und Ineinanderſeyn ſind die höchſte Aufgabe der Philoſophie, die ſich demnach am einfachſten und natürlichſten als *Phyſik* und *Ethik* darſtellt und nach dieſen beiden Seiten, in jeder aber vollſtändig, entwickelt. In die Bearbeitung dieſer Gebiete theilten ſich alſo von je die Philoſophen und ſo werden ihre Syſteme und Schulen nicht anders, denn als Glieder und Functionen eines Geſamtlebens begriffen werden können. Nun iſt aber, ſo gewiß man jene Einheit Religion nennen und ſie als Angel der Welt, mithin als gemeinſames Erbe der Menſchheit anerkennen muß, eine Urwelt, oder ein Urzuſtand, den wir uralte Prieſter- und Naturweisheit nennen mögen, in welcher Zeit und Raum, als Wurzeln der Zahl und Figur, in ſimultaner Entwickelung und gleichſam Ineinanderſpielung, mithin ſymboliſch, angeſchaut wurden. Es iſt ein Zuſtand, oder beſſer eine Welt begeiſterten klaren Schauens und Seyns, die man auch Orientalismus nennen kann, in wie fern ſie ſich in den urälteſten orientaliſchen Religionen ausſpricht, in welchen mittelſt Ueberlieferung und Symbols, alſo Mythus, und ihrer Dolmetſcherin, der Sprache, bereits die höchſten Aufgaben des Menſchengeiſtes als reine Gotteslehre erörtert und gelöſ't ſich vorfinden. Wir beziehen uns hierüber auf die zweite Vorleſung der Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft von *Schubert*, wie auf die aſiatiſchen Forſchungen der Engländer und die neueſten deutſchen durch Herder, Kanne, Görres, Frank, J. J. Wagner u. A. Hier iſt alſo wie in einem Keime vorgebildet, was erſt ſpäter ſich trennte und ſonderte, durch Reflexion und ihre Ausbildung und Entwickelung. Denn Andacht oder Reflexion war von nun an das Vorwaltende. Dem gemäß nun erſcheint auch in Griechenland die Philoſophie in drei Hauptſchulen, der *joniſchen*, der *italiſchen* oder *pythagoräiſchen* und der *attiſchen*. Die erſtere hatte die Natur, die zweite den Geiſt, die dritte das Aufgehen beider in einander zum Gegenſtand und Zweck. Nicht ſo zwar, daß einer dieſer Factoren in den beiden erſtern völlig und durchgängig ausgeſchloſſen, oder in der letztern die Löſung durchaus gelungen wäre,

ſondern nur, daß einer von beiden Factoren der herrſchende und vorſchlagende war. Die früheſten Strebungen ſcheinen, auch abgeſehen von der bruchſtücklichen Geſtalt, in welcher ſie auf uns gekommen ſind, nur Ueberbleibſel und Nachhall jener uralten Weisheit. Die ioniſche Schule nun (von 600 — 450 vor Chriſti Geburt) nahm ein Element mit inwendig bildender Kraft als Urquell an, namentlich ihr Stifter Thales von Miletos das Waſſer, Anaximenes die Luft, Anaximander Waſſer und Luft, Herakleitos das Feuer in ſtätem Fluſſe der Verdichtung und Verdünnung, ab- und aufwärts, im Auseinandergehen und Geſpanntwerden nach irgend einer Seite, wie im Zurücktreten in den vorigen Stand und Nachgelaſſenwerden, gleich Lyra und Bogen (ſ. d. Art. Herakleitos und Schleiermachers Herakleitos der dunkle von Epheſos in Wolfs und Buttmanns Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft 1, 3. S. 313 — 533), Empedokles aus Agrigent die chaotiſche Miſchung aller Elemente. Atomiſten (ſ. Atomen) waren Leukippos und Demokritos aus Abdera (ſ. beide Art.). Die italiſche, weil zu Crotona geſtiftete, oder pythagoräiſche Schule (von 540 — 328 vor Chriſti Geburt) achtete Gott und Materie als ewig, aus ihrem Ineinanderwirken entſtehe die Welt in Harmonie, deren Ausdruck die Zahl ſey. Ein Zweig von ihr iſt die eleatiſche (von 336 — 456 vor Chriſti Geburt) welche Xenophanes aus Kolophon ſtiftete, der dadurch, daß er alles auf Verſtand durch Conſtruction baute, ſich mehr nach der idealen ſpeculativen Seite neigte. Parmenides ſetzte ein Werden und eine Welt des Scheins getrennt vom Seyn. Denn, wie Schleiermacher ſehr treffend ſagt, bewegten die Joniker auch das Unbewegliche und die Eleatiker brachten das Unaufhaltſame in Ruhe. Nichtſeyendes und Seyendes waren alſo ihre Gegenſtände. So war die eleatiſche Schule Mutter der Reflexion und Sinn und Geiſt in ihr getrennt und aus einander gehalten. Hiemit war den Sophiſten die Bahn gebrochen, wie Protagoras dem Abderiten, Gorgias dem Leotiner, Hippias dem Eliden, Prodikos dem Ceer, Kritias, Kallikles und andern, in welchen ſich der freyle Uebermuth und alles Unbill der Speculation ausſprach. Denn ſie bildeten die Beweis- und Disputirkunſt aus, um damit das Ja und Nein jeder Idee nach Belieben zu behaupten, in welche Doppelei ſie den Triumph ihrer Kunſt ſetzten. Durch ihre Vielwiſſerei, Prahlerei und ihre Eingriffe in das Staatsweſen ſind ſie allerdings den franzöſiſchen Encyclopädiſten zu vergleichen. Gegen dieſe zunächſt, aber auch zugleich als Mittelglied der vorhergegangenen erhob ſich die attiſche Schule durch Sokrates, aus welcher durch Ariſtippos die (eudämoniſtiſche) kyrenäiſche, durch Eukleides, Phädon und Menedemos die (dialektiſche, eriſtiſche) megariſche, eliſche und eretriſche, durch Antiſthenes die kyniſche, als mehr oder minder polare, oder relative Seiten, endlich durch Platon die akademiſche hervorgingen. Ueberſieht man nun dieſe geſammten Schulen, ſo bietet ſich in ihnen das Bild einer mehr oder minder entſchiedenen Neigung nach dem Phyſiſchen oder Ethiſchen, und innerhalb dieſer Neigung wieder ſelbſt ein Schwanken zwiſchen Andacht und Reflexion. Nur allmählig und mehr oder minder gedämpft dämmerte durch beide das Ewige hindurch. Ueberall, indem ein Einzelnes einſeitig bearbeitet und nur im Verhältniß zu einem andern Einzelnen, aber noch nicht zum Ganzen geſchaut wurde, waren nur Ahndungen und Vorbereitungen. War ſchon in der ioniſchen Schule in Herakleitos Weltanſicht das Geiſtige als Bewegung nach oben und unten durchgebrochen, ſo trat es in den pythagoriſchen, zuerſt in der urſprünglich orientaliſchen Elementar-

zahlenphiloſophie, dann in der eleatiſchen durch das xenophoniſche All und das parmenidiſche unkörperliche Seyn entſchiedener auf. in beiden letztern ſchon ſehr ſpeculativ und von den Sophiſten ganz unfromm vollends ausgebildet. Sokrates hob mit heiligerem Sinne die Seite des Darſtellens im engern Sinne, das Praktiſche, hervor, ließ aber dagegen das Erkennen wieder mehr fallen. Erſt in Platon ſammelten ſich wie in einem Brennpunkt dieſe Strahlen; denn dies waren ſie im Bezug auf ſeine Denkart, und dies zeigt auch ſchon ſeine Behandlung deſſen, was er den Worten nach von ihnen aufnahm, indem er es kritiſch und polemiſch ſich ſelbſt bewegen und ausſprechen ließ, hiemit aber ſeine Nähe und Ferne von andern, wie vom Centrum der Idee, beſtimmen. So trat alſo bei ihm manches frühere, manche alte Formel wieder auf, aber in einer Umdeutung und Umbildung, ja in einer Umgebung und Ideenreihe, worin es früher nicht heimiſch war. Kenner dürfen nur an ſeine Polemik gegen Herakleitos, Protagoras, Ariſtippos, Antiſthenes, ja ſelbſt den von ihm ſo ſehr geachteten Parmenides erinnert werden. So daß demnach jene hier widerlegte Anſicht nur auf der Ohnmacht beruht, ein Ganzes, wie der Geiſt eines gebildeten Menſchen iſt, in ſeinem Leben und Organismus aufzufaſſen und anzuſchauen. Denn Platon iſt der Gipfel und „gleichſam aus dem Zuſammenſchauen und Durchdringen aller früheren helleniſchen Beſtrebungen auf dem Gebiete der Philoſophie erwachſen.“ Fügt man zu dieſen Worten Schleiermachers noch dies, daß jene Begeiſterung und Gluth für das Seyende, welche ihn und ſeine Darſtellung beſeelt, noch ein Ueberbleibſel mindeſtens des Orientalismus iſt, ſo iſt hiemit ſeine Berührung auch über Griechenland hinaus im Allgemeinen angedeutet und zugleich der Maßſtab für die Bezüchtigung der Schwärmerei und der zügelloſen Einbildungskraft gegeben. — Vorurtheile und Meinungen, wie die hier von uns beſeitigten, gegenüber einem mit Platon genährten und durchdrungenen Geiſte waren es, die den ſchon mehrmahls genannten Schleiermacher, in welchem wir auch die Perle deutſcher Theologen ehren, beſtimmten, endlich Platon ſelbſt in teutſchem Gewande auftreten zu laſſen und zwar „in dem natürlichen Zuſammenhange, wie ſeine Schriften als immer vollſtändigere Darſtellungen ſeiner Ideen ſich nach und nach entwickelt, um hiemit durch unmittelbare, genauere Kenntniß der Werke Platons jedem eine eigene, ſey es nun ganz neue, oder wenigſtens vollſtändigere Anſicht von des Mannes Geiſt und Lehre möglich zu machen.“ Fünf Bände ſind ſeit 1804 erſchienen, aber noch iſt das Ganze leider nicht vollendet. Er ordnete alſo zuerſt die unter einander geworfenen Geſpräche nach ihrem innern Zuſammenhange und mittelte ſo drei Arten derſelben aus: 1. die elementariſchen, in welchen ſich die erſten Ahnungen entwickeln von dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philoſophie, von den Ideen als ihrem eigentlichen Gegenſtande, alſo von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wiſſens, in welchen noch Theoretiſches und Practiſches geſondert iſt. Dahin rechnet er Phädros, Lyſis, Protagoras, Laches, Charmides, Euthyphron, Parmenides, nebſt der Zugabe von Sokrates Vertheidigung, Kriton, Jon, dem kleinen Hippias, Hipparchos, Minos, Alkibiades II. 2. Die indirecten, welche von der Anwendbarkeit jener Principien, von dem Unterſchied zwiſchen philoſophiſcher und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebene reale Wiſſenſchaften, die Ethik nämlich und die Phyſik, fortſchreitend reden. Dies ſind Gorgias, Theätetos, Menon, Euthydemos, Kratylos, der Sophiſt, der Staatsmann, das Gaſtmal, Phä-

don, Philebos u. ſ. w. 3. Die eigentlich conſtructiven darſtellenden, oder die objectiv wiſſenſchaftlichen Darſtellungen, in welchen Practiſches und Theoretiſches Eins ſind. Dieſe ſind Timäos, Kritias, der Staat, die Geſetze, Epinomis. Daß es nun eine ſolche Folge, einen ſolchen innern Zuſammenhang und Organismus platoniſchen Wiſſens geben müſſe, dieſen Erweis gibt, gegen allen unverſtändigen Unglauben und ſeichte Gegenbehauptung, eben das ſo viel möglich in ſeinem natürlichen Zuſammenhange vorgelegte Wiſſen ſelbſt. Kurz, daß es iſt und daß es ſeyn müſſe, ſind zwei untrennbare, ſich gegenſeitig voraussetzende und einander bewährende Folgerungen. — Endlich beſchreiten wir die Schwelle des Heiligthums. Die Weihe echter und göttlicher Liebe muß uns — ſo tönt Platons Wort — ertheilt ſeyn. Sie, die Liebe, iſt der Trieb, der, auf urſprünglicher Einheit des Denkens und Seyns gegründet, dieſe in den Ideen zu ſchauen, ſo die Ideen zu erzeugen, und ſich philoſophiſch mitzutheilen, d. h. durch lebendige Darlegung eigenen Sinnes auch den Anderer lebendig aufzuregen und zur Ideenerzeugung zu erheben ſtrebt. Schriftliche und mündliche Mittheilung ſind nur Eine. Die Kunſt der Anregung zur Ideenerzeugung, durch Täuſchung und Enttäuſchung, Zuſammenfaſſen gleicher Begriffe unter höhere, und Kenntniß der Verſchiedenheit der Begriffe, dieſe Seelenleitung — ψυχαγωγια — iſt Dialektik, und ſomit Technik der Philoſophie, welche das Höchſte und die Grundlage alles Würdigen und Schönen iſt. Dieſer Trieb wird in einem Mythos, dem Grundmythos aller übrigen platoniſchen Mythen, wie in ſeinem noch unentwickelten Keime, vorgebildet, aus welchem er ſich immer mehr und mehr entwickelt. Es iſt der Mythos von der unſterblichen Seele, gleichend der zuſammengewachſenen Kraft eines beflügelten Geſpannes und ſeines Führers. Der Götter Roſſe ſind gut und edel, bei uns aber gemiſcht, daher das Wagenlenken bei uns ſchwerer, als bei den Göttern. Alle Seele nun waltet über das Unbeſeelte und durchzieht vielgeſtaltig den Himmel; die befiederte, vollkommene die höhern Gegenden, die entfiederte aber ſchwebt umher, bis ſie auf ein Starres trifft, wo ſie nun wohnhaft wird und einen erdigen Leib annimmt, der durch ihre Kraft ſich ſelbſt zu bewegen ſcheint. Die Kraft des Gefieders beſteht darin, das Schwere emporhebend hinaufzuführen, wo das Geſchlecht der Götter wohnt und hat vorzüglich Antheil am Göttlichen, d. i. dem Schönen, Wahren, Guten. Hieran wächſt es, wie es dagegen durch das Böſe abzehrt. Zuerſt nun zieht Zeus aus, ſeinen geflügelten Wagen lenkend, alles anzuordnen und zu verſorgen, und ihm folgt die Götter- und Geiſterſchar in elf Zügen geordnet; denn Heſtia bleibt daheim. Alle Götter gehen als Anführer voran in der angewieſenen Ordnung. Viel Herrliches gibt es zu ſchauen und zu begehen innerhalb des Himmels. Es folgt, wer will und kann. Auf dieſem Zuge zum Feſt und Mahl gehen die Götterwagen leicht, die andern aber mit Mühe. So ſehen die Unſterblichen, was außerhalb des Himmels iſt. Das farbloſe, geſtaltloſe, ſtoffloſe, wahrhaft ſeyende Weſen hat nur der Seele Führer, die Vernunft zum Beſchauer, um welches her das Geſchlecht der wahrhaften Wiſſenſchaft jenen Ort einnimmt. So freuen ſich die Seelen, das Wahre, Seyende wieder einmal zu erblicken, die Gerechtigkeit, Beſonnenheit und Wiſſenſchaft, und tauchen erquickt wieder in das Innere des Himmels und kehren heim. So die Götter. Die andern Seelen nun vollendeten entweder den Umſchwung mit, obwohl von den Roſſen geängſtet und kaum das Seyende erblickend, oder ſie ſahen einiges, anderes nicht, im gewaltigen Sträuben der Roſſe, oder ſie blieben drunten zurück, nur ſich tretend und ſtoßend in ängſtigem, verle-

zenden Getümmel und kehren untheilhaft der Anſchauung des Seyenden zurück, ſich mit dem Schein zur Nahrung begnügend. Daher ſo großer Eifer, die Wahrheit zu ſchauen. Welche Seele nun etwas erblickt hat von dem Wahrhaften, die bleibt unverletzt bis zum nächſten Zuge; ſah ſie nichts, das Gefieder verlierend, ſo wird ſie verſchiedenen Keimen von Menſchen eingepflanzt und erhält als gerechte ein beſſeres, als ungerechte ein ſchlechteres Theil. Dahin aber, woher jede Seele kommt, kehrt ſie unter zehntauſend Jahren nicht zurück, die Seele deſſen ausgenommen, der ohne Falſch philoſophirt, oder nicht unphiloſophiſch die Knaben geliebt hat; dieſe kann in dreitauſend Jahren heimkehren. Die andern werden gerichtet und kommen in unterirdiſche Zuchtörter, oder ſtraflos in einen gewiſſen Ort des Himmels. Im tauſendſten Jahre gelangen beiderlei Seelen zur Ertheilung und Wahl des zweiten Lebens, welches jede wählt, wie ſie will. Dann kann auch eine menſchliche Seele in ein Thier übergehen und umgekehrt. Der Menſch muß das auf die Gattungen ſich Beziehende begreifen, welches als Eins hervorgeht aus vielen durch den Verſtand zuſammengefaßten Wahrnehmungen. Und dieſes iſt Erinnerung von jenem, was einſt unſere Seelen geſehen, Gott nachwandelnd und das überſehend, was wir jetzt für das wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seyenden das Haupt empor gerichtet. Des Philoſophen Seele iſt mit der Erinnerung ſo viel möglich bei jenen Dingen, bei denen Gott ſich befindend eben deßhalb göttlich iſt. Solcher Erinnerungen alſo ſich recht gebrauchend, mit vollkommener Weihung immer geweiht, kann ein Mann allein wahrhaft vollkommen werden. Dann gilt ſeine Begeiſterung den Leuten als Verrückung und Seelenkrankheit. Denn, wiewohl alle Seelen das Seyende geſchaut haben, iſt es doch nicht jeder leicht, bei dem Hieſigen ſich an Jenes zu erinnern; ja wenige bleiben übrig, denen die Erinnerung ſtark genug beiwohnt. Dieſe nun, wenn ſie ein Ebenbild des Dortigen ſehen, werden entzückt und ſind nicht mehr ihrer ſelbſt mächtig. Die hieſigen Abbilder haben keinen Glanz; damals aber war die Schönheit glänzend zu ſchauen, als mit dem ſeligen Chor wir den Göttern folgend das herrlichſte Schauſpiel genoſſen und in das allerſeligſte Geheimniß geweiht waren, welches wir feierten untadelig, zu ſeligen Geſichten vorbereitet und geweiht, unbezeichnet mit dieſem unſern Leibe. Wer nun noch friſche Weihung hat und das Damalige vielfältig geſchaut, wenn der ein gottähnliches Angeſicht erblickt, oder eine Geſtalt des Körpers, welche die Schönheit vollkommen darſtellen: ſo ſchaudert er zuerſt und es wandelt ihn eine Furcht an von damals, hernach aber betet er ſie anſchauend an, wie einen Gott, und fürchtete er nicht den Ruf eines allzuheftigen Wahnſinnes, ſo opferte er auch, wie einem heiligen Bilde oder Gott, dem Liebling. Und hat er ihn geſehen, ſo überfällt ihn, wie nach dem Schauder, plötzlicher Schweiß und ungewohnte Hitze; das, was die Keime des Gefieders verhärtet, verſchloß und hervorzutreiben hinderte, ſchmilzt um ſie weg. Mit zufließender Nahrung ſchwillt und treibt der Kiel, es gährt in ihr, ſie empfindet Schmerz, bis ſie die Schönheit ſieht; dagegen bei entzogenem Anblick der Trieb des Gefieders ſteht und die Seele umherraſ't und Angſt leidet, bis ſie wieder Erinnerung des Schönen bekommend frohlocket. Dieſer Zuſtand heißt bei den Menſchen Liebe. Jeder nun erwählt ſich nach Art des Gottes, dem er gefolgt und nach ſeiner Gemüthsart eine Liebe zu einem Schönen und bildet ihn aus und leitet ihn zu deſſelben Gottes Lebensweiſe und Gemüthsart, indem er ſelbſt ihn nachahmt. Alſo iſt jede Seele dreifach zertheilt, in zwei roßgeſtaltige Theile und drittens in den dem

Führer ähnlichen. Das eine Roß iſt gut und ſchön, das andre rauh und wild; das erſte hält ſich in der Liebe ſchamhaft zurück, das zweite ſprengt mit Gewalt vorwärts an den Liebling. Der durch den Anblick zum Weſen der Schönheit durch Erinnerung hingetragene Führer, ſie mit der Beſonnenheit auf heiligem Boden erblickend, fürchtet ſich und zieht gewaltig die Zügel rückwärts. Das gute Roß ſchwitzt, das böſe ſchmäht Führer und Spanngenoß der Feigheit, bis es, endlich auch gebändigt, des Führers Ueberlegung folgt und beim Anblick des Schönen von Furcht übermannt wird. Daher des Liebhabers Seele endlich verſchämt und ſchüchtern dem Liebling nachgeht, deſſen Liebreitz ſich allmählig ergießt und in der Seele die dem Gefieder beſtimmten Ausgänge befruchtet. Daß er nun wie in einem Spiegel in dem Liebenden ſich ſelbſt beſchaut, weiß er nicht. Aber er wünſcht ihn zu ſehen, zu berühren, zu umarmen, bei ihm zu liegen. Da nun fodert das unbändige Roß für die vielen Mühſeligkeiten einen kleinen Genuß; das des Lieblings wäre wohl geneigt. Aber der Spanngenoß und ſein Führer ſträuben ſich mit Scham und Vernunft. Wenn nun die beſſern Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten, den Sieg erlangen, ſo führen ſie ſchon hier ein ſeliges und einträchtiges Leben, ſich ſelbſt beherrſchend und ſittſam dasjenige beſiegt habend in ihrer Seele, dem Schlechtes, und befreit, dem Vortreffliches einwohnt. Sterben ſie aber, ſo haben ſie, faſt ſchon befiedert und leicht geworden, von den drei wahrhaft olympiſchen Kampfgängen ſchon in Einem geſiegt, über welches Gut ein noch größeres weder menſchliche Beſonnenheit dem Menſchen verſchaffen kann, noch göttlicher Wahnſinn. Die Vertraulichkeit aber mit dem Nichtliebenden, welche durch ſterbliche Beſonnenheit verdünnt auch nur Sterbliches und Sparſames austheilt, erzeugt in der geliebten Seele jene von der Menge als Tugend gelobte Gemeinheit und wird ihr Urſach, 9000 Jahre theils auf der Erde ſich umherzutreiben, theils vernunftlos unter der Erde. — Wie nun dieſer Mythos, als Form der Mittheilung betrachtet, über Platons Technik, die Hauptunterſuchung zu verdecken und zu überkleiden, um dadurch zu eigner Ideenerzeugung und Auffindung des Räthſelworts zu leiten, Aufſchluß gibt, auch ferner hiemit den aufmerkſamen Hörer gleichſam in die Urzeit des Gottmenſchen, oder des gottmenſchlichen Geiſtes zurückſpielend, das Weſen der Idee, als Ungetrenntheit des Seyns und Denkens, Darſtellens und Erkennens, und zugleich die Entwickelung und Sonderung aus einem dunklen Grunde, aus dem heiligſtillen Abgrunde der noch gebundenen Einheit, vorbildet: alſo umfaßt ſein Inhalt die Grundlehre Platons: die urſprüngliche Anſchauung und Rückerinnerung. „Dieſe Anſchauung geht auf das wahrhaft Seyende, Ewige, Unveränderliche, welchem gegenüberſteht die allgemeine und für das gemeine Denken und Seyn auch urſprüngliche des Werdenden, ewig Fließenden und Veränderlichen. Jenes Seyende nun in dieſem Werdenden ergriffen, als das Wahre und Gute darzuſtellen und ſo den ſcheinbaren Gegenſatz jenen Anſchauungen durch Vorrufen vor das Bewußtſeyn aufzulöſen, iſt ihm höchſte Aufgabe der Wiſſenſchaft. Dieſe Vereinigung aber zerfällt immer in zwei Momente, auf deren verſchiedener Beziehung auf einander die Verſchiedenheit der Methode beruht. Von der Anſchauung des Seyenden ausgehend in der Darſtellung bis zum Aufzeigen des Scheins fortzuſchreiten und ſo erſt mit der Löſung des Gegenſatzes zugleich deſſen Bewußtſeyn aufzuregen und zu erklären, das iſt die in Beziehung auf die Wiſſenſchaft unmittelbare Verfahrungsart. Von dem Bewußtſeyn aber des Gegenſatzes, als einem Gegebe-

nen, ausgehend zu jener Anſchauung als dem Auflöſungsmittel deſſelben fortzuſchreiten und eben durch die Nothwendigkeit eines ſolchen Mittels auf ſie hinzuleiten, das iſt die Weiſe, welche wir die mittelbare nennen und welche von Platon in die Mitte iſt geſtellt worden als das wahre Bindungs- und Bildungsmittel von der urſprünglichen Anſchauung, mit welcher er elementariſch anhebt, zu der conſtructiven Darſtellung, mit welcher er ſyſtematiſch endigt. Wie ſich nun in dieſem Gegenſatz für die Phyſik das Wahre und der Schein oder die Wahrnehmung gegen einander verhalten, ſo für die Ethik das Gute und die Luſt, oder die Empfindung. (Schleiermachers Plat. II., 1. 7. f.)" Dieſe Gegenſätze nun als lediglich beziehbare und in der intellectuellen Einheit der Idee, welche die Form aller Begriffe iſt, tilgbare, verfolgt Platon nach beiden Seiten hin, auf dem Gebiete des Phyſiſchen, wie des Ethiſchen, beſonders aber auf letzterem, wie es dem Sokratiker gebührte, unter den vielfachen Formen, in welchen ſie darauf vorkommen, je nach dem ſeine Vorgänger ſie begriffen als Seyn und Werden, Seyendes und Nichtſeyendes, als Fließendes und Beharrliches, Vieles und Eines, Bewegung und Ruhe, Sterbliches und Unſterbliches, Wahres und Wahrnehmbares, Gutes und Böſes, Luſt und Unluſt u. ſ. w. Indem er aber dies mit der gewandteſten ſcharfſinnigſten Dialektik und allen Waffen der urbanſten Polemik und feinſten Ironie, als Hinführung auf das Bekenntniß des Nichtwiſſens und als Anreiz zur Erkenntniß thut, gewinnt er durch Gleichung der Form und des Inhalts jene große Dreiheit im Leben dargeſtellter Ideen: den *Dialektiker*, den *Staatsmann*, und die Einheit beider, den *Philoſophen*. Den erſten nämlich, indem er die empiriſchen Kunſtgriffe der ſophiſtiſchen Volksredner und Volksführer um niedriger Zwecke willen vielmehr als Anregungskunſt zum Wahren, Guten und Schönen hinaufläutert; den zweiten, indem er das Reich des Wahren und Guten als auch wirklich im gemeinſamen Leben ausgeprägt und waltend darſtellt; den dritten, in wie fern er aufſtellt „das Leben und die Erſcheinung der Weisheit im ſterblichen Leben des erſcheinenden Menſchen, in welchem ſie ſelbſt das Sterbliche angezogen hat, und der Zeit unterworfen als ein Werdendes und ſich Verbreitendes ſich offenbart, ſo daß auch das Leben des Philoſophen nicht ein Ruhen in der Weisheit, ſondern ein Streben iſt, ſie feſtzuhalten und an jedem erregbaren Punkte anknüpfend der ganzen Zeit und dem ganzen Raume einzubilden, auf daß eine Unſterblichkeit werde im Sterblichen. Dies Beſtreben iſt Liebe, das lebendige Bilden und Erregen Erzeugung, beide aber Eins, das geiſtige Erzeugen nur höhere Stufe Einer Thätigkeit, ſo wie auch natürliche Geburt ihm nur ein Wiedererzeugen derſelben ewigen Form und Idee iſt, und alſo die Unſterblichkeit derſelben im Sterblichen (Schleiermachers Plat. II., 2. 359 S.)" So endet er alſo da, wo er anfing. Offenbar wurzeln die beiden erſten Ideen in ſeiner Zeit und des großen öffentlichen Lebens mannichfaltigen Verzweigungen; nur daß es hier ſeines trüglichen lügenhaften Scheines, den es in ſeiner forteilenden Geſtaltentwickelung gewonnen, entkleidet und in die Einheit und Lauterkeit der Idee emporgehoben wurde. Mit der dritten ſchließt er ſich dagegen mehr an das Chriſtenthum an, ſo daß er nicht nur der Vorläufer deſſelben genannt worden, ſondern auch, als nun das Chriſtenthum aufgetreten war, mannichfache Umdeutungen und Umbeugungen erfahren hat. Allen aber liegt ein Seyendes, Unſterbliches, Ewiges zum Grunde, auf welches ſie gleichſam aufgetragen ſind, ein unabweisbarer Trieb und ein ewig Reines. Nun liegen zwar dieſe Aufgaben und ihre

Löſungen hier vielfach in einander verflochten und gleichſam eingewachſen, und mit überlegener Meiſterſchaft des beſonnenen Künſtlers beſchwört er ſie hierauf und bannt ſie wieder, wovon nachher noch die Rede ſeyn wird; aber, was in dem Geſpräch Phädros von jeder Rede gefodert wird, daß ſie wie ein lebendes Weſen gebaut ſey, und ihren eigenthümlichen Körper habe; ſo daß ſie weder ohne Kopf ſey, noch ohne Füße, ſondern eine Mitte habe und Enden, die gegen einander und gegen das Ganze in einem ſchicklichen Verhältniß gearbeitet ſeyen, das iſt an Platons Lehre aufmerkſamem Blicke gewiß durch alle mäandriſche anmuthige Windungen ſeiner Rede hindurch unverkennbar. Schwer aber, wenn nicht überhaupt dieſem Orte unangemeſſen, möchte wohl ſeyn anders, als hier geſchehen, Platons Lehre im Einzelnen zu verfolgen und nach allen Seiten hin auf irgend eine etwa für ſchulgerecht geltende Form zurückführend in ſie zu überſetzen und mit ihr auszugleichen. Denn einmal ſetzte dies eine Feſtſtellung ſeiner nicht immer in ſteter unverrückbarer Gleichmäßigkeit ſeiner Denkart zu und an ſie herangebildeten philoſophiſchen Terminologie voraus und eine Ausgleichung derſelben mit der ſeiner Vorgänger, wie Nachfolger; andrerſeits iſt zumal in neuerer Zeit die Form der Wiſſenſchaften und wiſſenſchaftlicher Mittheilung nach dem Vorbilde der Scholaſtik und durch die Einhegung in die finſtern Hörſäle ſo ſehr verändert worden, daß man gar oft den Wald vor Bäumen nicht ſieht. Endlich iſt dies auch ſchon beſonders durch Tiedemanns lateiniſche erklärende Inhaltsanzeigen (Zweibr. 1786. 8.) und Tennemanns Syſtem der platoniſchen Philoſophie, Leipzig 1792 — 95 VI. 8. mit vieler Mühe und gelehrtem Fleiße geſchehen. Einiges Einzelne jedoch ſoll hier nach obiger Ideentrias, gleichſam als Probe, nicht vorenthalten werden. Was alſo die Dialektik in dem angegebenen platoniſchen Sinne anlangt, ſo ſchließt ſie zwar das, was von unſern Philoſophen als Theorie des Vorſtellens, Denkens und Erkennens u. ſ. w. behandelt wird, nebſt allem darunter Befaßten, der äußern und innern Anſchauung, des Gefühls, Begriffs u. ſ. w. in ſich, aber bei der von Platon feſtgehaltenen Einheit dieſer in das Gewebe des Wiſſens zuſammenlaufenden Fäden mit dem Darſtellen, Bilden, oder Seyn übt ſie ſich, gleichſam ſich ſelbſt prüfend an den Gegenſtänden dieſes Gebiets, als ihrem Stoff und Erzeugniß, und indem ſie das Weſen ſittlicher Weisheit als Harmonie der Seele und Uebereinſtimmung des Wiſſens und Lebens ſetzt, berührt und erörtert ſie zugleich Fragen und Aufgaben, welche, nach unſerer Abmarkung der Wiſſenſchaften und Disciplinen, dieſem Gebiet zu meiſt nicht eigenbehörig erachtet werden. Denn nicht nur, daß ſie beſondere, gemeine und höhere reinere Erkenntniß, Gefühle oder Affectionen und Ueberlegungen oder Schlüſſe, Anſchauungen und Begriffe, Empfinden und Denken u. ſ. w. ſcheidet, ſie unter Lernen und Finden und der oben angegebenen Idee der Erinnerung auffaßt; nicht genug, daß ſie das Bewußtſeyn des philoſophiſchen Triebs, als echter Liebe, ausbildet zur Kunſt der Ideenerzeugung: ſo erörtert ſie zugleich, oder berührt die ewigen, zeitloſen unkörperlichen Ideen, das Seyende, unter der Geſtalt des Einen, Untheilbaren, der Tugend, welche in der helleniſchen Quadruplicität als Beſonnenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit (σωφροσυνη, φρονησις, δικαιοσυνη, ἀνδρεια) nur das Gute ganz unter verſchiedenen Formen darſtellt, ſo daß in jeder derſelben die übrigen alle mit enthalten ſind. Eben ſo ſetzt ſie Tugend als Kenntniß, Untugend als Unkenntniß, und, da Tugend auf Erkenntniß beruht, auch ihre Lehrbarkeit in

dem Sinne, in welchem dies überhaupt geſagt werden kann von dem Erinnern, Aufregen und Beleben der Ideen. Mithin, wie auch mehr oder weniger Theoretiſches und Practiſches zum Behuf des Forſchens aus einander gehalten werden, ſo iſt doch ihre Einheit und Selbigkeit immer der Träger von Allem, was auf beiden Gebieten unter ſcheinbar wechſelnden Geſtalten vorkommt und unter dieſen ein ewiger gegenſeitiger Tauſch und ſtetes Uebergehen ihres Weſens in einander. Und ſo iſt in der Sphäre des Dialektikers die Sittlichkeit, als Weſen der Menſchheit von Einem beſtimmten Punkte aus, dem Erkennen, nach ihrer Berührbarkeit mit den ſämmtlichen übrigen und ihrer Durchdrungenheit und Sättigung mit allen bis zum Eins ſeyn in dem Seyenden entwikkelt. Der Dialektiker geht durch das Erkennen in das Seyn über. Sprache, ſein Kunſtwerkzeug, iſt nur Erzeugniß der Erkenntniß und ihr Verhältniß zu den Dingen das des Bildes zum Urbilde. Wie nun der Dialektiker im Wiſſen und in der Weisheit verkehrt, ohne jedoch des Handelns und Bildens entbehren zu können, ſo iſt Handeln das Gebiet des Staatsmanns und ſeine mit beſonnenem Künſtlergeiſte geübte Kunſt, da Kunſt überhaupt Darſtellung ſittlichen Gefühls iſt, die königliche oder Staatskunſt. „Ihm liegt ob, die verſchiedenen und aus einanderſtrebenden Naturen zuſammen zu verketten (Schleiermacher II., 2. 247), die Menſchen durch Umgang unter einander und mit der Natur zur Erkenntniß zu führen, ſo daß ihnen in ſich und in der Natur nichts mehr verborgen ſeyn darf (daſ. 249). Denn das Leben der Welt iſt ein in entgegengeſetzten Bewegungen Wechſelndes und ſich Wiedererzeugendes (daſ. 251.)" Alle Staatskunſt mithin iſt eine Nachahmung des ſchönſten und beſten Lebens, Darſtellung des höchſten Gutes, oder des Zugleichwerdens aller ſittlichen Sphären. Wo ſie aber nicht auf das Gute, ſondern auf die Luſt und das Angenehme geht, iſt ſie falſch und Schmeichelei. Dem gemäß ſetzt alſo das Handeln wieder Erkenntniß voraus und Kunſt, oder erkenntnißgemäße Behandlung. Wie ſich aber in der Ausführung Menſchheit überhaupt und griechiſche Natur durchkreuzen, wie in dieſer Hinſicht folgerecht die Dichter vom Staate ausgeſchloſſen werden und auch die Muſik ſich Beſchränkungen gefallen laſſen muß, Gemeinſchaft der Weiber Sitte werden, oder was ſonſt von der gemeinen Staatsanſicht abweichende Ideen ſeyn mögen, dies kann hier nicht aus einander geſetzt werden. Ganz folgerecht aber war der oft bekrittelte Satz: „wofern nicht Philoſophen regieren in den Staaten, oder die jetzt ſogenannten Könige und Machthaber echt und gehörig philoſophiren, und ſo Staatsmacht und Philoſophie in Eins zuſammenfallen, die vielen Naturen aber der jetzt getrennt nach einem von beiden Hingehenden nothwendig abgeſondert werden, ſo iſt kein Nachlaß der Uebel für die Staaten, ja ich glaube, auch nicht für das Menſchengeſchlecht." Dies folgt aus der zum Grunde liegenden Einheit des Denkens und Seyns. Denn in dem Philoſophen, als der dritten Idee, durchdringen ſich Dialektiker und Staatsmann, und er iſt in zwei Geſprächen unter dem Bilde des Sokrates dargeſtellt „in dem unermüdlichen Eifer der Betrachtung und in der freudigen Mittheilung, in der Verachtung der Gefahr und in der Herrſchaft über die äußern Dinge, in der Reinheit aller ſeiner Verbindungen und in ſeiner innern Göttlichkeit unter dem leichten und fröhlichen Schein, kurz in der vollendeten Tüchtigkeit des Leibes und der Seele und alſo des ganzen Lebens (Schleiermacher II., 2. 358.)" — Nimmt man nun dies Alles, wie es hier, mit Ausſcheidung des Negativen, mehr oder minder Störenden, dargelegt iſt, zuſammen, ſo wird es nicht

befremden, die platoniſche Philoſophie, wie jede echte und wahre, eine pantheiſtiſche nennen zu hören, in dem Sinne nämlich, daß ſie das Eine im Einzelnen und Vielen, alſo Gott in Allem und Alles in Gott erkenne. Denn allerdings löſcht ſie alle Gegenſätze, als das eigentlich Verneinende der Idee aus in der Idee des Alls ſelbſt, und wie in der Dichtkunſt Himmel und Erde, Göttliches und Menſchliches, Vergängliches und Unvergängliches ſich in einander ſpiegeln, obwohl bewußtlos und in ſicherm, unabweisbaren Triebe, alſo auch hier, nur hier mit Bewußtſeyn und Freiheit. Darum läßt ſich auch die oft aufgeworfene und mühſelig erörterte Frage nach der Verſelbſtung, oder Hypoſtaſirung der Ideen dahin beantworten, daß nicht dies die Meinung ſey, als ob irgend eine Idee in einem Einzelnen und als ein unbedürftiges Einzelnes gleichſam ſinnlich wahrnembar angeſchaut werden ſolle, noch auch, ob ſie jenſeit der Erſcheinung als ein hohles Gedankenbild liege, ſondern vielmehr daß, da jedes Einzelne nicht bloß in Beziehung und Gegenſatz ſteht zu einem andern Einzelnen, ſondern ſtets zum Ganzen, auch ihre Elemente in dem Ganzen nach- und abgebildet ſeyen, anſchaubar durch die Kraft und Tüchtigkeit göttlichen Geiſtes, welcher im Werden das Seyn, und im Seyn das Werden durch Erinnerung zu ergreifen durch höhere Eingeiſtung geeignet, daß alſo von einer Immanenz und gegenſeitigen Umgreifung und Ineinanderverſenkung die Rede ſey. Denn jene Einheit iſt Beginn und Ende aller Philoſophie und war auch bei Platon in der genannten Drei gewiſſermaßen hypoſtaſirt, obwohl in jedem einzelnen Gliede derſelben anders und der Ergänzung durch die übrigen bedürftig. — Ließen wir aber bis hieher das Negative immer fallen, ſo müſſen wir es hier als den Ausdruck des Vielen und den Widerſpruch gegen die Idee um ſo mehr wieder aufnehmen, da es auch für Platons wiſſenſchaftliche Mittheilung, oder ſeinen philoſophiſchen Styl äußerſt wichtig und weſentlich iſt, ſo wie es zugleich ſeine Geiſtesgewalt herrlich offenbart. In dem Weſen der Idee nämlich, als eines in allem Wechſel und Wandel unwandelbaren Seyns, eines gegenſeitigen Foderns von Vergeiſtigung und Verleiblichung (ihrer Geſchichte), liegt, wenn dies im Verſtande und von ſeiner ſondernden, trennenden Kraft aufgefaßt wird, allerdings gleich urſprünglich ein Widerſpruch, aber ein göttlicher, in welchem allein das Leben ewig jugendlich kreiſet. Aller Geiſt ſtrebt ſchauend, ſein ſelbſt zu genießen und ſo ſich zu ergreifen in ſeiner Einheit — er erzeugt ſich und ſetzt ſich ſelbſt entgegen, er iſt Erzeuger und Erzeugtes. Aber das Erzeugte iſt wieder nicht nur ein von ihm Abhängiges, ſondern auch zugleich etwas für ſich, ſomit aber ein Einzelnes, Beſtimmtes, Begränztes, **nicht** der ewige, unendliche Geiſt, als deſſen Verneinung vielmehr es auftritt. Darum nun eilt der nie raſtende Trieb, der Unangemeſſenheit und des unerreichten Urbildes wegen, von Bildung zu Bildung fort, in jeder mit göttlicher Selbſtvernichtungsluſt untertauchend und ſie alle in freier Bewegung ſpielen laſſend. Dies nun iſt das Viele, der ewige Fluß der Dinge, welcher nichts anderes iſt, als das hohe Spiel des auf- und untergehenden Geiſtes, ſein großartiger Hohn und Spott über ſich ſelbſt, den er, ſeiner Ewigkeit und Göttlichkeit ſicher, wohl mit ſich treiben darf, denn was kann das Ende ſeyn als Rückkehr in den Anfang, Auf- oder Zurücknahme des Einzelnen, Vergänglichen in das Ganze, Unvergängliche, dem es ſich mit keckem Jugendtrotz ſich gleichzuſtellen vermaß? welcher Uebermuth und Trotz aber nun gebüßt und zur wahren Demuth geſänftigt und geläutert wird. Dies iſt das Irren der Reflexion und der Speculation, als ihrer höchſten Spitze. So nun ſehen wir auch

Platon die Wiſſenſchaft und die Trug- und Scheinbilder, welche jene ſelbſt zu ſeyn ſich anmaßen, behandeln in dem göttlichen Triebe der Liebe, der Beſeeltheit von dem Einen, Einzigen, allein Wahren, Guten und Schönen; welche zu ſchauen, zu erzeugen, aufzuregen und zu nähren einzig würdiges Geſchäft iſt. Daher greift er, wie ſpielend und bewußtlos, das Einzelne auf, ſpannt ſeine Elemente, zerfällt es immer mehr und mehr, ſetzt die Einzelnheiten nach allen Seiten in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, der, gehäuft, ſie auseinander ſprengen und auflöſen muß, und indem er ſchalkhaft das löſende Wort zurückhält, führt er nicht nur zu völliger Verzweifelung an dem Einzelnen und Endlichen, ſofern es wettkämpfen will mit dem Ewigen, zum Geſtändniß des Nichtwiſſens, das ſich ja nun als ein ſolches an ſich ſelbſt bewährt und erfahren hat, ſondern auch, in hohem, unerſchütterlichem Vertrauen auf des Geiſtes Ewigkeit, regt er ihn auf zum Nachbilden, Erzeugen, oder vielmehr, da er in ihm lebt und iſt, zum Wiedererzeugen des Ewigen, zum Erinnern an das ſchon und urſprünglich Geſchaute. So iſt ſeine Methode ein Nachbilden des geiſtigen Lebens, worin der Geiſt ſich ſelbſt aufgreift als ein aus der Nacht des Alls, zum Behuf der Selbſtſchauung, ſich ſelbſt Erzeugendes unter manichfachen Bildern, an dieſer Bildererzeugung ſeine Bewegung und Kraft Prüfendes und Erfahrendes, und, indem er die verfehlten mit göttlichem Zorn, oder auch mit erhabener Gleichgültigkeit zerſchlägt, in ſeine d. i. des Alls Seligkeit Zurückkehrendes. In dieſer Art und Weſen liegt, wie in einem Keime, jene noch unerreichte Trefflichkeit und Meiſterſchaft, welche den göttlichen Platon auszeichnet — jenes leichte und ſchnelle Anknüpfen der Rede an den ſcheinbar unbedeutendſten Punkt, jenes Anſchwellen, Aufbrechen und Ausbilden deſſelben zu einer zauberiſch-verlockenden Geſtalt, dann aber wieder das ſchälkiſche Vernichten derſelben, das geringſchätzige oft mit jugendlich übermüthigem Schauſtellungsdrang vollzogene Abſpringen davon gegenüber von andern neu aufgenommenen und ausgebildeten, welche wieder fallen gelaſſen werden, um, über ſie hineilend, den früher weggeworfenen wieder aufzunehmen und zu erhöhen, jenes kindliche gemüthliche Verweilen auf dem minder Weſentlichen, und das ſcheue, leiſe Anrühren des Weſentlichen, das ſchon aus jenem in Lichtfunken aufglühte und aufglänzte. Wer nun aber bedenkt, wie ſtets und überall das Geiſtige und Leibliche ſo in einander ſpielen und leuchten, der wird auch die tiefe, der ewigen Natur des Geiſtes treue und gemäße, Bildung des Platon und die Einheit der Form und des Inhalts in ſeines Geiſtes Ausſtrahlungen innig liebend bewundern. Eben ſo beurkundet überall den ſelbſt das Kleinſte beſeelenden Meiſter ſein großes mimiſches Talent, kraft deſſen er jeder Perſon und jedem Umſtande ein individuelles Gepräge aufzudrücken verſteht, und auch hierin das tiefere Drama des Menſchengeiſtes ſich wiederholen läßt. Daß ihm hier ſeine frühere Beſchäftigung mit dramatiſcher Dichtkunſt wohl als Vorübung gedient haben mag, wer wollte das bei dem ſo augenſcheinlichen Organismus ſeines Geiſtes bezweifeln? aber daß er darum, gleichſam aus bequemer Verwöhnung, ſeine Werke dialogiſch abgefaßt, dies iſt, da obige tiefere und weſentlichere Gründe vorhanden ſind, eine nicht beſonders würdige Meinung, indem ſie den tief abſichtlich ſchaffenden und beſonnen waltenden Künſtler zum beſchränkten und in bleibendem Naturzwange befangenen Handwerker herabſetzt. — Es iſt im Verlauf dieſes Artikels mehrmals der Phyſik Erwähnung geſchehen, und wer etwa mit dem gemein gangbaren Begriffe davon uns gefolgt wäre, dabei aber anders wie von Platons Weltſeele, von einer

platoniſchen Cosmologie, oder des etwas gehört hätte, würde ſich wohl wundern, hier noch nichts dieſer Art vernommen zu haben. Hierüber alſo Folgendes: Eine Naturwiſſenſchaft, in wie fern ſie experimentirend in der Breite der Welt verkehrt, in Platon zu ſuchen, möchte vergebliche Mühe ſeyn. Nachdem jenes mythiſche und magiſche Einverſtändniß des Menſchen mit der Natur, wovon oben die Rede war, verſchwunden, nur noch in ſchwachen Anklängen durch Geiſter, wie die der ioniſchen Schule, und Pythagoras hinzog, nachdem die Elemente der Erkenntniß immer mehr getrennt waren und einerſeits innere Anſchauung zu Reflexion und Speculation ſich verengte und verkümmerte, andrerſeits äußere geſunde und tüchtige Anſchauung zu ideenloſer Verſuchluſt und nicht vielmehr als Flächenanſchauung geworden war, ſo konnte erſt die Idee einer Phyſik im uralten Sinne wieder allmählig emporkommen. Platon ſchloß ſich durch die Kraft und Gewandtheit der Speculation an die durch die eleatiſche Schule bezeichnete Stufe der Bildung an, und übertraf hierin ſeine Vorgänger; durch die andächtige Begeiſterung, und um es kurz zu ſagen, durch jene nie in ihm, wie in der ioniſchen Schule, noch ab- und nachklingende Magie gewann er die Idee der Welt als eines beſeelten vernünftigen Thiers, geſchaffen nach einem intellectuellen Muſter in den harmoniſchſten Verhältniſſen, welche als muſikaliſche Zahlen (nach orientaliſch pythagoriſcher Zahlenlehre) ausgeſprochen werden, bewegt von der inwohnenden Weltſeele, welche alſo die für ſich klare, ewige Ordnung der Natur nach Geſetzen der Matheſis iſt, gemiſcht aus Nothwendigkeit und Geiſt. Ihre in der Bewegung der Himmelskörper anſchaubare Bewegung iſt ſphäriſch von der linken zur rechten, in dem äußerſten, fortſchreitend von Abend gegen Morgen in dem innern, wieder in ſieben ungleiche getheilten, Kreiſe, aus welchen ſie beſteht. Allerdings kamen hier auch phyſiologiſche Aufgaben vor, welche zu löſen verſucht ward. Daß aber die Idee, der individuellen Anſchauung mehr enthoben und in den Geiſt zurückgedrängt ward, wo ſie nun ethiſch ſich entwickelte und nur als der Richtung, nicht dem Weſen nach verſchiedenes ſich darſtellte, läßt ſich ſchon aus Platons Gange, wie wir ihn bis hieher verfolgt, abnehmen, Naturwiſſenſchaft alſo in dem Sinne, in welchem ſie beſonders auf Experimenten gründet, konnte Platon nicht haben. Natur war ihm der Leib Gottes und des Geiſtes und Geiſt und Leib wurden ſymboliſch gefaßt. — Aus der Gediegenheit und Durchbildung der zwei angegebenen Elemente des platoniſchen Geiſtes läßt ſich leicht begreifen, wie groß und dauerhaft ſeine Wirkung und Anziehung ſeyn mußte. Stets, wo die höchſten Intereſſen des Geiſtes wieder angeregt wurden, ging man auf ihn zurück. Seine Schule heißt die Akademie und wird in die ältere, mittlere und neue getheilt. (ſ. Akademie) Cicero Qu. Acad. 1, 43. f. nimmt nur die alte und neue an und meint, die Namen beider ſollten eigentlich vertauſcht werden, indem die neue ſich mehr Platons urſprünglichem Geiſte nähere. Da ſich in der Schule mit dem gemeinſchaftlichen Charakter auch perſönliche Individualitäten entwickeln, ſo ſollte man auch hier die letztern ſuchen. Aber es zeigen ſich hier in der That keine, wenn man nicht die unſteten Schwankungen, Abweichungen und Veruneinigungen der Urlehre dafür halten will, bis auf ſeinen vieljährigen Zuhörer, den Stifter der peripatetiſchen Schule, den Stagiriten Ariſtoteles, einen baumeiſterlichen Mann, der nun einmal hier iſt und wirken und ſchaffen ſoll, der ſich nach dem Boden erkundigt, aber nicht weiter, als bis er Grund findet, der einen ungeheuern Grundkreis für ſein Gebäude umzieht, Materialien von allen Seiten her ſchafft, ordnet, auf-

ſchichtet und ſo in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe ſteigt, wenn Platon einem Obelisken, ja einer ſpitzen Flamme gleich, den Himmel ſucht," wie Göthe ihn treffend charakteriſirt. Er verwarf die platoniſchen Ideen, indem er ſie, wie alles, der Reflexion unterwarf und ein vollkommener Mann des Verſtandes war, der die ſinnliche Welt feſten Blickes durchforſchend zergliederte, aber ganz jener höhern Begeiſterung entbehrte, welche ſich in Platon noch aus dem Orientalismus herüber gerettet hatte. Vergleicht man ſeine Ethik mit der platoniſchen und erwägt, wie auch in der Folgezeit die Anhänger beider ſich gewaltig befehdeten und um den Vorzug rangen: ſo muß man wohl beide für rein entgegengeſetzt halten; ſo von viel gröberem Korn iſt Alles in Ariſtoteles! Denn in der Ethik namentlich alles auf ein beſchränktes bürgerliches Handeln hindrängend ordnet er ſie der Politik unter. Dies aber, wie des Mannes ſonſtiges großes Verdienſt, bleibt hier, wo nur vom Platonismus die Rede iſt, billig bei Seite geſtellt. — Philoſophie und Religion ſind in ihrem tiefſten Grunde ſo ganz Eins, daß zu allen Zeiten die letztere eine Umdeutung oder Einkleidung von der erſtern erfahren mußte. Durch die Hinweiſung auf das Ueberſinnliche und den der griechiſchen Natur zumal fremden Abfall von der Natur und der Breite der Welt, durch die glühende Begeiſterung, womit Platon dieſe ausſprach, konnte er allerdings ſchon als ein Vorläufer, als ein Wetterleuchten gleichſam des Chriſtenthums gelten, welches nur nach dem Reiche Gottes zu trachten befahl, und ſo eine Rückkehr und Wiedergeburt des Geiſtes in ſich ſelbſt war. Aber wie andrerſeits in Platon auch das heidniſche Wiſſen culminirte und alle Strahlen deſſelben in ihm convergirten: ſo wurde er auch, als nun das Chriſtenthum immer mehr ſich ausbreitete, theils als die feſteſte Stütze des ſchwankenden Heidenthums angeſehen, theils bemühte man ſich, das Chriſtenthum ihm zu nähern und beide in ihren Hauptlehren ausgleichend zu verſöhnen. Das erſtere geſchah durch die Neuplatoniker, die auch alexandriniſche Philoſophen, und Eklektiker genannt wurden. Von ihnen iſt bereits unter dieſem Artikel gehandelt worden. Hier möchte wohl zu warnen ſeyn, daß man Plotinos (geb. 205 nach Chriſti Geburt, geſt. 270) und Jamblichos nicht ſo unbedingt als bodenloſe Schwärmer und Myſtiker verſchreie; denn es herrſcht eine erhabene Begeiſterung, ein ſeltener Schwung der Andacht, eine große Charakterkraft und Würde in ihnen, die um ſo auffallender wird, je mehr ſie von der Zeit, in welcher ſie lebten, abſticht. Wohl drückte auch Plotinos Syſtem das Gebrechen aller Speculation, das Wirkliche ſeelenlos zu machen, und zu verachten und dennoch von ihm eine Weſenheit für das Ewige zu borgen; aber das Gemüth waltet hier doch vor. Da ihm Raum und Materie nichts iſt als Schein des Wirklichen, Schatten der Geiſter, ſo fodert er Gemeinſchaft mit Gott und Anſchauung des Unendlichen. Denn die Intelligenz durchdringt als Lichtweſen alle Dinge, ſie ſucht das Eine, das Gute als Urgrund von Allem. Dies geſchicht nicht durch das Wiſſen, ſondern durch unmittelbares Ergreifen und Schauen und Genießen als einer Gegenwart. Das Eine athmen und durch das leben wir. So fällt Anſchauendes und Angeſchautes zuſammen, die anſchauende Seele wird was ſie anſchauet, wird das Eine, wie ſie es war; denn ſie, die Intelligenz iſt Bild des Einen, der das Eine umleuchtende, aus ihm herausleuchtende Lichtkreis. Die Natur des Geiſtes und des Seyenden iſt die erſte und wahre Welt, nicht verſchieden von ſich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja jedes (Einzelne) nicht dem Ganzen entzogen iſt, ſondern das ganze Le-

ben deſſelben und aller Geiſt in Einem lebend und Ein zumal iſt. Die Geiſterwelt iſt alſo ein Weltthier. Alles iſt nur Anſchauen. Die Zeit iſt ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgefloſſen. Das Böſe iſt entweder ſcheinbar, oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf, böſe zu ſeyn. Mit Plotinos ging Porphyrius auf gleichem Wege fort, aber nur mit weniger Gemüth. Jamblichos verſenkte alles in Theurgie. Mit dieſen und einigen andern Männern war denn die platoniſche Philoſophie wieder erweckt worden und in wie fern in ihr das Orientaliſche überhaupt vorherrſchte, als Zurückziehung in den Mittelpunkt der Seele, war der ſpätere chriſtliche Myſticismus als ohnmächtigere Subjectivität durch ſie vorbereitet. Auch in der Geſchichte ganzer Zeiträume, wie in einzelnen Menſchen, dauert der Flug und Schwung der Andacht und Begeiſterung nicht immer, ſo lang er ein bloßer Anklang, und ein nicht zum Sittlichen hinaufgeläutertes Gefühl iſt. Daher denn ſehen wir ſpäter hin bis zum 14ten Jahrhundert den kalt ſondernden Verſtand in der wiedererweckten ariſtoteliſchen oder peripatetiſchen Philoſophie auftreten. Die Scholaſtiker bearbeiten ſie mit vielem Scharfſinn; aber auch viel Mißwachs treibt zugleich, wie natürlich war, wo es der Gelehrſamkeit an einem eigentlichen Object fehlte und ſie ſich in den dürren Steppen des Verſtandes herumdrehte. Als aber in Italien wieder der Sinn für claſſiſche Literatur erwachte, bekam auch der Platonismus ſeine Verehrer wieder, und ſie treten mit trefflicher Geiſteskraft in die Schranken mit den Ariſtotelikern. Gemiſthius Pletho begeiſterte den Herzog von Florenz, Cosmo von Medici, für Platon, und dieſer ſtiftete eine platoniſche Akademie, nahm den Sohn ſeines Leibarztes, den Ueberſetzer von Platon und Plotinos, Marſilius Ficinus, als zweiten Vater der platoniſchen Philoſophie, in ſein Haus auf, ja er ſchenkte ihm eine Beſitzung in der Nähe der ſeinigen von Carregi. Die Erbitterung der Streiter war heftig und die Platoniker zählten nach und nach die geiſtreichſten und tiefſten Männer zu den Ihrigen. Unter dieſen nennen wir beſonders Giordano Bruno, der überall umherirrend, in lateiniſchen und italiſchen Schriften theils Platons Lehre gegen die Ariſtoteliker vertrat, theils Raimundus Lullius Kunſt der Topik, d. h. den Verſuch, die Elemente der Reflexion zu claſſificiren, und ſo eine allgemeine Methodik, oder ein Organon zu erfinden, zu vervollkommnen ſtrebte und endlich verbrannt ward. Er iſt auch unter uns wieder bekannt geworden durch den geiſtreichen Auszug aus ſeinem Buche von der Urſache, dem Urgrund und dem Einen, welchen F. H. Jacobi in ſeinem Werke über die Lehre des Spinoza gegeben hat. Nicht minder trefflich aber und gleichſam eine Fortſetzung dieſes Werks iſt ein anderes ebenfalls dialogiſches über das Unendliche All und die Welten, worin die ariſtoteliſche Lehre Punkt für Punkt mit Feuer und Tiefſinn widerlegt wird. — Sollten wir nun noch auf unſere Zeiten zurückkommen, ſo würden wir auch hier nachweiſen können, wie man Platons Weg wieder betrat und auf ihn die Philoſophie zu führen ſuchte. Hier jedoch überlaſſen wir den Wißbegierigen ſich ſelbſt und der Kraft, dem großen Schwung unſeres Zeitalters zu folgen, oder nicht. Gewiß aber iſt, daß keinem wahren Philoſophen Platons ethiſche Begeiſterung fehlen dürfe, wie daß noch keiner den großartigen und reingebildeten Styl deſſelben bis jetzt ſich anzueignen fähig geweſen. Wa.

Platów oder Pletoff, Graf und Attamann (was bei den Polen Hettmann iſt) der Koſacken; ſein eigenes Regiment heißt daher das attamanniſche. Er hat den Ruf eines der ausgezeichnetſten Anführer im ruſſiſchen Heere, und iſt jetzt (1817) ein Mann von 62

Jahren. Als Befehlshaber der doniſchen, und ſpäter der ſämmtlichen Koſacken der ruſſiſchen Kriegsmacht hat er alle Kriege, welche Rußland in den letzten Jahrzehnten geführt, mitgemacht. Er hat das Kriegshandwerk im Kriege ſelbſt gelernt, und ſich durch Uebung jenen ſichern Blick erworben, der ihn nur das unternehmen läßt, was er auch auszuführen weiß. Die Koſacken ſind ein folgſames Werkzeug in ſeiner Hand. Beſonders hat er in den Jahren 1812 und 13 mit dieſer leichten Reiterei ſich furchtbar gemacht. Der Kaiſer Alexander hat ihn zum Grafen erhoben, zum General der Cavallerie ernannt, und ihm mehrere Orden ertheilt.

Plattdeutſch, Niederdeutſch, Niederſächſiſch (ſeit dem 16ten Jahrhundert auch Saſſiſch), gleichbedeutende Beinamen derjenigen weichern deutſchen Mundart, welche ehedem über einen großen Theil von Deutſchland herrſchte, und jetzt noch in den Ländern Norddeutſchlands im Munde des Volks gehört wird. Es ſtehet derſelben die härtere oberdeutſche in der ſüdlichen Hälfte unſers Vaterlandes übliche Mundart entgegen. Welche von beiden die ältere ſey, möchte ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Wahrſcheinlich iſt es, daß ſich ſchon in den älteſten Zeiten, bald nach Einwanderung der erſten aſiatiſchen Völkerſchaften in Deutſchland, zwei Hauptmundarten bildeten, eine weichere und eine härtere, indem der eine jener eingewanderten aſiatiſchen Nomadenſtämme nördlich, der andre ſüdlich längs der Donau ſich hinzog. Bald mochte ſich auch hier der mächtige Einfluß des Clima's, des Bodens und der Lebensart zeigen. Die rauheren und waldigen Gebirge Süd-Deutſchlands und die kriegeriſche Geſchäftigkeit längs der Donau erſchufen eine feierlich-ernſte und gebieteriſche Sprache, während das flachere Land des Nordens mildere Sitten und mit ihnen eine mildere, weichere Sprache hervorbrachte. Zu einer ſcharfbegränzten, bleibenden Abſonderung beider Mundarten konnte es aber nicht kommen, ſo lange die Völker unſtät von Wohnſitz zu Wohnſitz herumirrten, und auch lange nachher noch mußte der freundliche oder feindſelige Verkehr der Völkerſchaften unter einander eine theilweiſe Miſchung der Mundarten erzeugen. Daher wir in den älteſten Ueberbleibſeln unſrer Sprache beide Hauptmundarten fortwährend in einander verſchmolzen erblicken. Mit Gewißheit läßt ſich die Zeit ihrer Trennung nicht ausmitteln. Nach Einigen fing man ſchon zu Ottfrieds Zeiten, alſo im 9ten Jahrhundert an, die lingua theodisca oder oberdeutſche Sprache von der teutisca, teutonica, belgica oder niederdeutſchen zu unterſcheiden; nach Andern aber trat dieſe Scheidung erſt im 13ten Jahrhundert ein. So viel bleibt indeſſen gewiß: beide Mundarten waren lange mit einander vermiſcht und herrſchten auch nach erfolgter Abſonderung lange gemeinſchaftlich neben einander fort, die *härtere* in dem ſüdlichen Theile Deutſchlands, in Oeſterreich, Bayern, Franken, Schwaben, am Oberrhein, auch zum Theil in Oberſachſen; die *weichere* im nördlichen Deutſchland, im Niederſächſiſchen, in Weſtphalen, am Niederrhein und in ganz Belgien, ſo daß die Grenzlinie zwiſchen beiden, wenn geographiſche Beſtimmungen hier möglich ſind, vom Rhein durch Heſſen und Halberſtadt längs des Mains und der Saale bis zur Elbe und Havel ſich hinzog. — Für die lange und ausgebreitete Herrſchaft der niederdeutſchen Mundart zeugt die Menge der abgeleiteten Sprachen, von denen folgende die vornehmſten ſind: 1. die angelſächſiſche, 2. die normänniſche, 3. die flämiſche oder niederländiſche, ſeit dem 13ten Jahrhundert die holländiſche genannt, 4. die isländiſche, 5. die norwegiſche, 6. die ſchwediſche, und 7. die heutige niederſächſiſche. Daß

aber dennoch die oberdeutſche Mundart ſchon früh zu einem größern Anſehn gelangte, hatte ſeinen Grund theils in der Nähe Italiens und Frankreichs, mit denen das ſüdliche Deutſchland zuerſt in eine wohlthätige geiſtige Berührung kam, theils in dem Umſtande, daß gerade mit den ſchwäbiſchen Kaiſern und von ihnen begünſtigt ein regeres Geiſtesleben in Deutſchland erwachte. Jetzt als die niederſächſiſche Sprache in der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, zur Zeit der holländiſchen Anſiedelungen in Deutſchland, durch die mit den verwandten Anſiedlern eingezogene belgiſche Mundart ſich bereichert hatte, erhob ſich dieſelbe im nördlichen Deutſchland auch eine Zeit lang zur Schriftſprache, bis im 16ten Jahrhundert durch Luthers Bibelüberſetzung das Hochdeutſche herrſchend ward und ſeine Schweſter nicht nur aus Schriften, ſondern allmählig auch aus den Gerichtshöfen, Kirchen, Schulen und aus den Kreiſen der Gebildeten verdrängte. Nur in einigen Gegenden, z. B. in Pommern, Weſtphalen, Meklenburg 2c. erhielt ſich die letztere bis zum Anfang des 17ten Jahrhunderts in Schriften geiſtlichen und weltlichen Inhalts. Als Volksſprache dagegen finden wir ſie noch jetzt, obwohl in verſchiednen Mundarten, durch ganz Niederdeutſchland verbreitet. Sie hat in neuerer Zeit viele Freunde gefunden, die ſich ihrer, der Verbannten, gegen die ſtolze hochdeutſche Sprechart angenommen haben. Schon Leibnitz drang darauf, ſie zu Erklärung, Bereicherung und Verbeſſerung des Hochdeutſchen zu benutzen, und J. H. Voß verſuchte es, ſie, „die neben der Hochdeutſchen, als ſanftere Schweſter, fortzublühen verdient hätte,“ durch mehrere treffliche plattdeutſche Gedichte zur Schriftſprache wieder zu erheben. Und in der That, wenn wir auch die Behauptung eines geachteten Sprachforſchers (ſ. Gedike über deutſche Dialecte in der 1ſten Samml. der Beitr. d. k. pr. Akad. d. Wiſſ. zur deutſch. Sprachk. Berl. 1794, S. 310) „daß ſie es mehr verdient habe, allgemeine Schriftſprache zu werden, als die oberſächſiſche Mundart,“ nicht unbedingt unterſchreiben können, ſo verdient ſie doch gewiß auch nicht die Verachtung, mit der der Hochdeutſche auf ſie herabzublicken und ſie als eine ausgeartete Schweſter ſeiner Sprache zu betrachten pflegt. Wenn auch nicht ſchon ihr Alter ſie der Beachtung werth machte, ſo würde ſie ſich uns doch ſchon dadurch empfehlen, daß ſie in vielen Stücken wohlklingender, reiner und reicher iſt, als unſre geprieſene hochdeutſche Mundart, ein Vorzug, der die Aufmerkſamkeit der Sprachforſcher um ſo mehr auf ſie hinlenken muß, je mehr und öfter man in unſrer Zeit das Bedürfniß einer Reinigung und Bereicherung unſrer Schriftſprache gefühlt hat. Dankbar erkennen wir daher die Bemühungen derjenigen an, die durch mundartliche Wörterbücher (Idiotica) nur mit den Eigenthümlichkeiten dieſer Sprache bekannt zu machen verſucht haben, und ſehen darin um ſo mehr Verdienſt, je näher, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der Zeitpunkt iſt, wo von der niederdeutſchen Sprache als von einer ausgeſtorbenen die Rede ſeyn wird. — Um das, was wir oben über den Wohlklang und den ſanftern, vielleicht nur zu weichen Charakter der niederdeutſchen geſagt haben, deutlicher zu machen, fügen wir Einiges über die Ausſprache deſſelben bei. Der Plattdeutſche vermeidet in der Regel (einige gröbere Mundarten machen eine Ausnahme) die breiten Doppellauter, ſtatt Maul ſagt er Muul, ſtatt Haus, Huus, ſtatt Leute Lüde, ſtatt reiten ryden. Das ch iſt ihm faſt ganz unbekannt; ſtatt deſſelben läßt er ein k hören, wie in maken, Saken, ik ſtatt machen, Sachen, ich 2c. Das ch vor s, wie in Flachs, Fuchs fällt ganz weg, daher: Flaß, Voß, ſo auch Saſſen für Sach-

ſen. Das ſcharfe ſſ in der Mitte wird gern zu einem t, alſo: Water für Waſſer ꝛc. Mit gleicher Abneigung gegen den harten Ziſchlaut verwandelt die niederdeutſche Sprache ſchlagen in ſlagen, ſchmecken in ſmecken, Holz in Holt, Zinn in Tinn. T wird oft zu D z. B. Dag, Diſch; B zu W, z. B. blywen; pf immer zu p, z. B. Perd, Kupper ꝛc.; ſelbſt der d muß ſich es oft gefallen laſſen, einer mildern Ausſprache zu Liebe ausgelaſſen zu werden, z. B. laen für laden, Boen für Boden ꝛc. Wir ſchließen mit den Worten Gedike's (ſ. a. a. O. S. 332): „Thorheit wäre es, jetzt noch wünſchen zu wollen, daß das Plattdeutſche das Hochdeutſche verdrängen möchte, aber Thorheit auch, zu wünſchen, daß das Plattdeutſche ganz ausgerottet werden möchte. Auf die Vorzüge dieſes Dialects aufmerkſam zu machen, und ihn als eine Fundgrube zur Bereicherung, ja ſelbſt zur Berichtigung des Hochdeutſchen zu bearbeiten, iſt Pflicht für jeden Freund der deutſchen Sprache."

Plauen, die Hauptſtadt des vogtländiſchen Kreiſes des Königreichs Sachſen, mit ungefähr 6000 Einwohnern. Sie gehört zu den gewerbſamſten Städten Sachſens, und hat ſehr wichtige Baumwollenfabriken und Kattundruckereien, außerdem eine Superintendur und ein Gymnaſium.

Plauiſcher Grund iſt eine der reizendſten und merkwürdigſten Naturgegenden in der Nähe von Dresden, eine halbe Stunde vor den äußern Thoren der Stadt am Wege nach Tharand und Freyberg. In dieſem herrlichen, faſt drei Stunden langen Felſenthal, das die Weißeritz, bald als ein reißender Wald- und Gebirgſtrom, bald als ein klarer Forellenbach durchrauſcht, wechſeln die mannigfaltigſten Scenen, bis es ſich bei den Ruinen von Tharand in enge wilde Schluchten zuſammenzieht. Hier ſtarren nackte, ſteife Felſen wild empor, und drängen ſich eng zuſammen; dort breiten ſich ſchön bewachſene, mit Laub- und Schwarzholz geſchmückte Berge in ſanften Abhängen aus; hier rauſchen Mühlen, dort blicken freundliche Dörfer zwiſchen Birkenwäldchen und Weinpflanzungen hervor; hier iſt der Charakter der Gegend romantiſch kühn; dort ländlich mild und ſanft. Nicht leicht wird man eine Gegend von ähnlichem Umfang finden, deren mineralogiſche Beſchaffenheit ſo merkwürdig iſt, als die Beſchaffenheit dieſes Thals, wenn es von ſeinem reizenden Gewande entkleidet ſich zeigt. Mit Recht nennt es der Geolog ein Archiv der Natur, worin die wichtigſten Urkunden der gewaltſamen Revolutionen aufbewahrt ſind, welche die Gewäſſer der Erde verurſacht haben. Der tiefe Grund, den wir jetzt bewundern, hat ſeine Geſtaltung mit allen phantaſtiſchen Krümmungen jener fürchterlichen Gewalt zu verdanken, wie die Uebereinſtimmung des in Maſſen auf beiden Seiten aufgeſchichteten Urgebirges mit unwiderſprechlicher Gewißheit beweiſen. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingang bis zur Pulvermühle, haben gewaltige Fluthen vor Jahrtauſenden ſich dieſes tiefe Bette in ein Sienitgebirge gewühlt; daſſelbe ſpaltend, häuften ſie zertrümmerte Maſſen von Urgebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeſchöpfen von beiden Seiten auf einander. Ueberall wechſeln Steinkohlenflötze mit Porphyrgebirgen und Gneis ab. Das Urgebirge des Thales iſt auf beiden Seiten Sienit; es erſtreckt ſich bis zum Eiſenhammer. Sonſt begriff man dieſe Felſenart mit unter dem Namen Granit, da der Sienit aber Hornblende enthält, und auf Granit, Porphyr und Gneis gelagert vorkommt, ſo hat ihm der berühmte Mineralog Werner ſeinen alten Namen Sienites wiedergegeben, weil er ſonſt bei der ägyptiſchen Stadt Siene, jetzt Esne, gebrochen, und

zu Kunſtwerken verbraucht wurde. Bei ſeiner erſtaunlichen Feſtigkeit würde die Gewalt des Waſſers ihn nicht zu ſprengen vermögen, wenn die Feuchtigkeit nicht zwiſchen ſeine innerſten Schichten eindringen könnte. Geſchieht es nun, daß dieſe gefriert und das Eis ſich ausdehnt, ſo ſprengt daſſelbe die oberſten Schichten los. Beim Eingang zur Rechten der Weiſſeritz, und hie und da auf den Höhen ſieht man noch ſolche losgeriſſene Felſenſtücke. Die tiefe Entblößung dieſes Gebirges und die mancherlei merkwürdigen Gänge, welche daſſelbe durcherzen, können jedem, der auch gar nichts von der Bergkunde verſteht, eine deutliche Vorſtellung von dem innern Bau der Gebirge geben, und ihn belehren, was eigentlich Gänge ſind. In dieſem Sienit kommen kleine Cryſtalle von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor. Dies ſind verſchobene vier- und gleichſeitige Säulen, die an beiden Enden ſehr zugeſchärft ſind. Die Zuſchärfungsflächen ſind auf die ſtumpfen Seitenkanten aufgeſetzt, und die äußern Flächen ſind glatt und glänzend wie Glas. Klaproth unterſuchte ſie chemiſch, und fand in ihnen ein ganz neues, bisher noch unbekanntes Metall enthalten, welches er T i t a n i u m, die Cryſtalle ſelbſt aber T i t a n i t nannte. Außerdem enthält dieſer Sienit auch kleinere Granatcryſtalle. — Ueber dieſem Sienitgebirge ſieht man drei ſehr merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten. Die erſte dieſer Lagen iſt ein hohes Sandſteinflötz, welches bei Koſchütz und Dölzſchen horizontal geſchichtet, gegen vierzig Ellen aufſteigt. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es von Meergewäſſern hier abgeſetzt worden, weil es auf beiden Seiten eine unzählige Menge verſteinerter Muſcheln enthält, von verſchiedenen Gattungen. Die ſchöne Brücke am Eingang des Thales iſt aus dieſem ſehr feſten Sandſtein erbaut. Ueber dieſem Sandſteinflötze liegt ein zwei bis vier Ellen hohes Sienitgeſchiebe; es beſteht aus lauter zertrümmerten Sienitſtücken, deren Verwitterung und abgerundete Form beweiſ't, wie lange ſie vom Waſſer herumgetrieben worden. Sie ſind mit vielem ſandigen Thon verbunden. Auf dieſem Conglomerate liegt nun ein Steinmergelflötz, in der Gegend ſelbſt Pläner genannt. Es zieht ſich aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes hinauf in horizontalen Schichten, deren jede zwei Ellen dick, und wieder in drei bis vier Bänke abgelöſ't iſt. Seine Feſtigkeit und ſeine natürliche Ablöſung machen ihn zu einem ſehr bequemen Bauſtein; auch er iſt mit einer Menge verſteinerter Muſcheln aus dem Grunde des Meers vermiſcht. Dieſe merkwürdigen Flötze und die zahlloſen Seemuſcheln darin, beweiſen ſowohl als die genaue Uebereinſtimmung der Gebirgsarten beider Seiten, daß die Felſen einſt eine einzige ungetheilte Fläche waren, die erſt durch die Gewalt des Meers, welches ganz darüber hinwegging, geſprengt und ausgehöhlt wurde. Erwägt man dabei die ungemeine Härte dieſes Urgebirges, ſo erſtaunt man noch mehr über das furchtbare Ereigniß, deſſen Zeitpunkt in der dunkeln Vorwelt ganz verſchwindet; — nach dieſem erſten Blick auf die Bildung des plauiſchen Grundes, wollen wir den Freund der ſchönen Natur auch durch das ſchöne Thal ſelbſt führen. Die Straße von Dresden geht bis zum Dorfe Plauen in der Ebne fort. Durch den Krieg im Jahr 1813 wurde dieſe blühende Gegend ſehr verwüſtet; viele Alleen ſind umgehauen, freundliche Landhäuſer und Fabrikgebäude wurden völlig eingeſchoſſen und verbrannt. Doch fängt der fleißige Sachſe ſchon wieder an, ſich hier als Landwirth oder Künſtler anzuſiedeln. Vor dem Eingange des Grundes liegt ein Vorwerk mit einem Garten an der Weißeritz und einem Sommerpalais, Reiſewitzens Garten genannt. Seine

ſchönen Gartenpartien machen ihn zu einem beſuchten Vergnügungsorte. Am Ende deſſelben, dicht am Fuße der Höhe, die ſich zur Linken erhebt, liegt das Dorf Plauen. Es iſt eins der älteſten Dörfer dieſer Gegend, und erhielt wahrſcheinlich von dem wendiſchen Worte Plawa, eine Schwemme, den Namen, ſo wie das Wort Dresden in der wendiſchen Sprache eine Ueberfahrt hieß. Vermuthlich hatte die Weißeritz den Eingang des damals mit Steinen und Waldung bedeckten Grundes ganz überſchwemmt. Andere Spuren von dem hohen Alter dieſes Dorfes verrathen zwei nahe dabei befindliche Plätze, welche wahrſcheinlich geheiligte Oerter der Sorben waren, wo ſie die Aſche ihrer Todten begruben und ihre Opfer verrichteten. Einer derſelben iſt der Hahneberg zwiſchen der Stadt und dem Dorfe, ein Hügel, auf welchem einſt ein geheiligter Hain ſtand. Das Pfarrfeld befindet ſich auf dieſem Berge, der wahrſcheinlich bei der Einführung des Chriſtenthums der Kirche eingeräumt wurde, um alle Spuren des Götzendienſtes zu vertilgen. Der andre heilige Platz ſoll die ſogenannte Felſenkuppe geweſen ſeyn, die ſich unweit der vordern Spitze befindet, unter welcher die Wohnung des Hegereiters liegt. Sonſt war ſie mit Waldung bedeckt, wovon ſich noch der Name: Tännicht erhalten. Jetzt nennt man ſie den großen Stein; ſie bekam im ſiebenjährigen Krieg durch eine Schanze eine ganz veränderte Geſtalt. Die beträchtlichen, vorher geordnet über einander gelegten Felſenſtücke hatten ſonſt ganz die Geſtalt und Beſchaffenheit der Hünen- oder Heiden-Hügel. Nicht weit von dieſer zerſtörten Opferſtätte grub man in der Gegend des Koſchützer Weinbergs mehrere Urnen von Thon aus. In ſpäterer Zeit hat dieſe Felſenkuppe wahrſcheinlich zu einem Calvariberge gedient, denn an der Straße, welche dieſe Anhöhe hinaufführt, waren um die Zeit des ſiebenjährigen Kriegs noch ſteinerne Säulen und Kreuze zu ſehen, welche vermuthlich die Stationen bezeichneten. Gleich hinter dem Dorfe Plauen zur Rechten iſt der Eingang in den herrlichen Grund. Hier vereint ſich das Heitre mit dem Ernſt des Erhabenen; und jedes fühlende Herz wird die Sprache verſtehen, mit der eine freundliche Natur den Wanderer in die Geheimniſſe ihrer Idyllenwelt lockt, oder jene Bilder der Schwermuth, welche dem Mitgefühle und der Sehnſucht aus dem düſtern Haine und den Grotten des Waldbachs entgegenwinken. Man wählte den etwas erhöhten Fußſteig linker Hand längs des Mühlgrabens, wo rechts die forellenreiche Weißeritz zwiſchen dem Fahrwege und dem buſchigen Abhange jenſeits über einige Wehre hinabrauſcht. Die ſchönſte Ausſicht gewährt man auf der hohen Felſenklippe vor Dölzſchen. Unter ſich erblickt man das ſonnige Elbthal und die Stadt, am Fuße einer ſchön gewundenen Hügelreihe von Weinbergen und Landhäuſern; hinter ihr dehnt ſich dunkelſchattend ein Tannen- und Kiefernwald aus, über welchem ſich die höhern Gebirge der Lauſitz in blauer Ferne erheben. Die Elbe ſtrömt vom Morgenhorizonte zwiſchen dem Königſtein und Lilienſtein in die Aue von Pirna herab und verliert ſich im Abend unter den meißner Gebirgen. Da wo ſie dem Auge ſich entzieht, verrathen ihren Lauf die ausgeſpannten Segel der Schiffe, welche der Stadt zueilen. Inmitten der fruchtbaren, von großen Heerſtraßen durchſchnittenen Fluren liegen freundliche Dörfer verſtreut. Aber welch ein Wechſel, wenn man ſetzt ſich wendet! Statt der lachenden Landſchaft erblickt man tief unter ſich eine ſchmale jähe Schlucht, deren Felſenwände ſich kühn und majeſtätiſch hier nackt, dort mit Gebüſchen bekränzt, emporheben. An ihrem Fuße rauſcht eilig die Weißeritz hin und ſtürzt ſich über ein Wehr. Drei nicht weit von einander gelegne

Mühlen beleben den Grund und mildern die düſtre Anſicht deſſelben. Weiter gen Weſten, wohin die Schlucht mahleriſch ſich krümmt, wird man ein breiteres, von hohen Gebirgen umſchloßnes Thal gewahr, aus deſſen Mitte ſich der Kirchthurm von Döhlen erhebt. Folgt man aber dem Thalweg in der Tiefe, ſo wird man gleich beim Eingange in den Grund ſehr überraſcht durch die romantiſche Anſicht der ſchönen ſteinernen Brücke in der Nähe der Buſchmühle. Im Sommer ſcheint dieſe Brücke überflüſſig, bei Eisgängen ſchwillt der ſanfte Bach aber oft zum reißenden Waldſtrom an. Neben der Brücke bildet ein breites Wehr einen künſtlichen Waſſerfall. Die Weißeritz verſorgt Dresdens Bewohner mit Brennholz; uns unterhält von oben das Spiel der ſich jagenden Scheite, die immer ſchneller über das hängende Wehr einander verfolgen. Schroffe unwirthliche Felſen ragen von der einen Seite ſteil aus dem Waſſer himmelan, die gegenüberſtehenden ſind mit Birken und Büſchen reich geſchmückt. Nicht weit von der Mühle liegt im lieblichſten Waldesdunkel die reizende italieniſche Villa des kunſtreichen Mahlers, Profeſſors Graſſi. Ehe die Straße nach Tharand durch dieſen Grund geführt war, glich er hier einer furchtbaren Wildniß; viele Felſen mußten geſprengt werden, um die Straße zu ebnen. Unter dieſen hervorragenden, jetzt meiſt weggebrochnen Klippen war das ſogenannte Schweizerbette eine der merkwürdigſten. Die zweite, oder Königsmühle ſteht auf dem nämlichen Platze, wo im Jahr 1719 bei Gelegenheit der Feſte zur Vermählungsfeier des Churprinzen mit der kaiſerlichen Prinzeſſin Maria Joſepha, der Tempel des Saturnus ſtand, nebſt zwei künſtlichen feuerſpeienden Bergen. Man nahm nämlich an, Saturnus wolle ſelbſt die Saturnalien begehen, um das hohe Brautpaar zu erfreuen. In dieſer Abſicht hatte er ſeine Bergleute aus allen Klüften des Erzgebirges herausgepocht, um von den innern Schätzen deſſelben Geſchenke zu bringen. Cupido war dabei Münzmeiſter, und die von ihm in Gold und Silber geprägten Münzen ſind noch vorhanden. Das Feſt wurde Abends mit Beleuchtung gefeiert, der Aufzug der Bergleute, die mit ihren Grubenlichtern und allen möglichen Bergwerksgeräthſchaften, Stufen und Steinarten ausgerüſtet waren, beſtand aus 1600 Perſonen. Da dieſer Felſengrund den Anfang des Erzgebirges ausmacht, ſo war er um ſo paſſender zu dieſer Feier. Unter abwechſelnden Anſichten kommt man zur dritten oder ſogenannten neuen Mühle. Dieſe drei landesherrlichen Mühlen tragen jährlich ein ſo beträchtliches Pachtgeld ein, daß dieſes enge Felſenthal ſicherere und größre Einkünfte gewährt, als manche Herrſchaft. Weiterhin, wo der tiefe Grund ſich allmählig erweitert, liegt noch ſehr romantiſch eine Pulvermühle; ſonſt war ein Kupferhammer hier. — Hierauf wird die Gegend freier und heiterer bei dem Dorfe Potſchappel. Dieſem gegenüber liegt der hohe Burgwartsberg. Er hat den Namen von einer Burg, die König Heinrich der Erſte hier in der erſten Hälfte des 10ten Jahrhunderts erbaute, um die Wenden im Gehorſam zu erhalten. Man nannte ſie Burgwardium Buiſtritzi, weil in noch grauerer Vorzeit der wendiſche Gott Püſtritz hier abgebildet ſtand, wovon das benachbarte Dorf Peſterwitz ſeinen Namen bekam. Auf der Oſtſeite findet man die deutliche Spur eines Walles, und vorn auf der Felſenkuppe unterſcheidet man noch eine keſſelförmige Vertiefung, welche der Burgbrunnen war. — Das Dorf Potſchappel hat ein niederländiſches Anſehn, ſein Werth ſtieg durch den erſt ſeit ungefähr dreißig Jahren ernſtlich betriebenen Steinkohlenbau wohl um das Zehnfache. Die Steinkohlenflötze ziehen ſich von Burg am Windberg herab

bis nach Zamkerode, und über Kleinhermsdorf hinauf, und es liegen oft mehrere über einander. In Burg iſt die Art des Abbaues der Steinkohlen ſehr merkwürdig. Gegen 160 Ellen unter der Erde, nach dem Windberge zu, iſt in einem Bezirke von ungefähr 800 Ellen das Flötz, welches daſelbſt 14 Ellen hoch iſt, abgebauet; hier glaubt man ſich in einem unterirdiſchen Labyrinthe zu befinden, denn man hat Pfeiler von drei bis vier Ellen in der Stärke ſtehen laſſen müſſen, damit die Decke nicht einſtürze. Hinter Potſchappel ſcheint der eigentliche Grund geendet, lachende Ebnen breiten ſich aus, und die Anſicht von Döhlen bildet ein heiteres Gemählde. Am Wege ſelbſt befindet ſich die döhlener Waſſerkunſt. Das Gebäude an der Weißeritz enthält das Kunſtrad. Von dieſem laufen ſchräg über die Wieſen hin die auf Säulen und Rollen liegenden Kunſtgeſtänge nach dem am Hügel befindlichen Kunſtſchaft, in welchem zwei Röhren hinab gehen, wovon jede ſechzig Ellen hoch und aus mehrern Röhren zuſammengeſetzt iſt. Durch dieſe wird das häufige im Kohlenſchachte ſich ſammelnde Waſſer herausgepumpt. Die Pumpenſtangen hängen an den Kunſtgeſtängen, die, durch das Kunſtrad in Bewegung geſetzt, die Pumpen ziehen. Durch dieſe Maſchine iſt es möglich, die Kohlen aus der Tiefe zu gewinnen, und ungeachtet des Waſſers fortzuarbeiten. Der Windberg iſt der höchſte und ſchönſte Berg dieſer Gegend; ſein Fuß iſt von Büſchen und Bäumen umlagert, gegen die Mitte ſcheint ſich eine von der Natur geformte Terraſſe quer über ihn zu ziehen, auf welcher ſein Haupt ſich kühn erhebt. An ſeinem Fuß vorbei kommt man durch das ſeiner Obſtbaumzucht wegen bekannte Deuben; hier beginnt das Thal wieder ſich enger zu ſchließen, das mahleriſche Dörfchen Hainsbach liegt vor uns, und rechts kommen wir dicht bei dem Rieſenbette, einer in einem ſchroffen Felſen ſich wölbenden Höhle vorbei. Nicht weit davon entſteht die Weißeritz aus dem Zuſammenfluſſe der wilden und der rothen Weißeritz. Das Thal, wo die wilde Weißeritz herausſtrömt, iſt tief und düſter. Es iſt ſo eng, daß die Breite des Waſſers und Fahrwegs zuſammen kaum 24 Ellen beträgt. Zu beiden Seiten erheben ſich Tannen über einander, ſteile und nackte Klippen ragen dazwiſchen hervor, und brauſend ſchäumt der Waldbach durch dies einſame Thal, wo man nur das Rauſchen des Waſſers und das Krächzen der Raben hört, ſelten ſieht man in der finſtern Schlucht etwas Lebendiges als etwa einen hochſchwebenden Geier. Ganz verſchieden iſt der Charakter des letzten Drittheils unſers plauiſchen Grundes; reich an romantiſchen Abwechslungen, leitet er durch das liebliche Heilsberger Thal vollends bis zu dem Anblick der Ruinen von Tharand. Für den Botaniker iſt der plauiſche Grund ſehr merkwürdig, weil er die allermannigfaltigſten Kräuter, Pflanzen und Flechten enthält; auch der Entomologe wird ſich hier ſehr befriedigt finden. Sonſt fabelte man von unermeßlichen Schätzen an Gold und Silber, die in dieſen Gebirgen zu finden wären; ſie rührten hauptſächlich von venetianiſchen Hechelträgern her, welche hier glänzende Steine aufſuchten, die ſie zu ſchleifen verſtanden. Man nannte dieſe Leute Wahlen, vermuthlich von dem Worte Vallenses, Thalbewohner, und erzählte ſich von ihnen wunderſame Mährchen. Doch fand man in dieſen Bergen nie eine Spur von edlen Metallen. In einer ſo romantiſchen Gegend kann es nicht an alten Sagen fehlen; am bekannteſten iſt das Mährchen von dem Zauberſchloſſe im Innern des Windberges; man erzählt ſich, daß es noch im letzten Jahrhunderte einem armen Muſikanten glückte, dieſe Geiſterburg zu betreten. Rothkopfs Görge, ſo hieß der luſtige Fiedler, aus Burg am Windberg, war in der ganzen Gegend beliebt; nach ſeiner Geige tanzte es ſich am beſten,

und ſie erhielt die Ungeſchickteſten im Tact. Eines Sonntags, als er um Mitternacht einſam von Deuben nach Hauſe ging, überrechnete er ſeine Einnahme und gedachte des Zauberſchloſſes, von welchem er von Kindheit an ſo viel hörte. „Du biſt doch nun,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſchon manches liebe Jahr zu jeder Stunde der Nacht am Windberg vorübergegangen, und haſt nichts davon gemerkt; wer weiß, ob es wahr iſt. Mir ſollte niemand erſcheinen und mir gebieten zu folgen, ich faßte mir ein Herz, und füllte meine Taſchen mit Gold, ja, wer nur den Eingang wüßte.“ — „Den will ich dir zeigen,“ erwiederte ein Mann, der plötzlich gerade vor ihm ſtand. Der arme Görge erſchrack gewaltig, und ſo freundlich ihn auch der Unbekannte angeredet hatte, ſo ſah es doch um ſeinen Muth ganz jämmerlich aus. „Komm, folge mir getroſt,“ ſagte der Berggeiſt, „eine hohe Geſellſchaft erwartet dich im Schloſſe, du ſollſt zum Tanze ſpielen, ſie wird dich reich belohnen, nur hüte dich, im Schloſſe zu reden, und fodere ja nicht, wenn man dich fragt, was du für deine Muſik begehrſt.“ Rothkopfs Görge war verſteinert vor Schreck, und ſein: Alle gute Geiſter ꝛc. leiſe vor ſich hinmurmelnd, wankte er zitternd dem Berggeiſt nach, durch ſchaurige, völlig unbekannte Wege. Sie gelangten an ein großes leuchtendes Thor, welches ſich plötzlich hinter ihnen wieder ſchloß. Mit Furcht und Staunen ſchritt Görge durch den mit Fackeln erleuchteten Vorhof und erblickte prachtvoll hohe Gebäude und Thürme, alles ſchimmernd hell. Sein Führer ging ſtets vor ihm hin, und brachte ihn in einen großen, mit vielen tauſend Kerzen erleuchteten Saal, wo eine glänzende Geſellſchaft von Herrn und Damen, in ſchwarzer altdeutſcher Tracht, mit köſtlichen Perlen und Juwelen geſchmückt, ihn ſcharf betrachtend umringte. Freundlich winkte ihm ſein Führer zu einem Kamin, und gebot ihm zu ſpielen. Es begann eine Art von Tanz, die er nie zuvor ſahe, und er ſpielte mit größter Fertigkeit eine Muſik, die er nie gehört hatte, und deren wunderliche Melodien er nie zu wiederholen vermochte. Eine Stunde lang wirbelte alles im luſtigen Taumel, dann trat jedes Paar ernſt und ſchweigend vor Görgen, ihn mit ſcharfen Blicken betrachtend. Man fragte ihn: „was foderſt du für eine Belohnung?“ Der Mahnung gedenkend, zog er ängſtlich und ſtumm ſeinen zwiſchen die Knie geklemmten Hut hervor, und hielt ihn demüthig bittend hin. Der Fragende ergriff eine Kohlenſchaufel, fuhr damit in das Camin, und ſchüttete dem zitternden Görgen einen Haufen glühender Kohlen in den Hut. Sein erſter Führer winkte freundlich und geleitete ihn zum Thor hinaus; plötzlich verſchwand alles, und in dichte Finſterniß gehüllt, ſtand Görge auf dem nämlichen Platz, wo ihm der Geiſt in den Weg trat. Er erholte ſich von ſeiner Betäubung, und eilte dann nach der Heimath zu, ſich nicht wenig ärgernd über den glimmenden Höllenlohn, den man ihm ſtatt des gehofften blanken Goldes gereicht hatte. Gern hätte er die Kohlen gleich weggeworfen, wenn er nicht den Zorn der Geiſter gefürchtet hätte; indeß wurde der Hut immer ſchwerer, und er vermochte kaum, ihn fortzuſchleppen. So wie er ſeine Hütte erreichte, warf er die ſchweren Kohlen auf die Seite und zog die Thüre geſchwind hinter ſich zu. Eilig kroch er in ſein Bette, und verſank erſt ſpät in einen tiefen Schlaf. Sobald er erwachte, ſtand der ganze Spuk lebendig vor ihm; er lief zu ſehen, ob ſein Hut nicht verbrannt ſey. Zu ſeinem Erſtaunen fand er ihn unverſehrt, und als er ihn herumdrehte, fiel aus dem Futter ein wunderliches altes Goldſtück heraus. Nun rannte er nach den ausgeſchütteten Kohlen, fand aber ſtatt des gehofften Goldes nur ein Häufchen todte Steinkohlen; er

raffte ſie alle zuſammen, aber jeder Verſuch damit mißlang. Da ſtand nun Rothkopfs Görge und ärgerte ſich, ſein Glück ſo verſcherzt zu haben. Das gefundne Goldſtück machte ihn ärmer als er zuvor war, weil es ihn ſtets an ſeinen Verluſt erinnerte. Doch als ein luſtiger Spielmann ergab er ſich endlich drein, und dankte ſpäter Gott, daß er kein reicher Mann geworden war. „Machte mir das eine Goldſtück ſchon ſo viel Sorge," rief er oft, „wie ſehr würde mich der ganze Hut voll gepeinigt haben!" — Der ſchief gegenüber liegende **Burgwartsberg** macht dem Zauberſchloß die Größe des Reichthums noch ſtreitig, denn von ihm erzählt die Sage, daß eine ganze Braupfanne voll Gold darin verzaubert liege, und daß bisweilen nächtlich blaue Flammen um ſeinen Gipfel tanzten. — So verknüpft rege Phantaſie ſo gern das Geheimnißvolle mit dem Tiefen, geahnete Schätze, einen innern deutungsvollen Kern, mit den ſichtbaren Naturſchönheiten. Reiner Glaube und höherer Sinn wird geiſtig leicht hier **das** finden, was kindiſcher Aberglaube im Golde allein zu faſſen wähnt, die liebende allmächtige Weltſeele, die aus dem Wunderbau der Erde ſowohl als aus den Bahnen der Sonnen uns ihre tröſtende Nähe verkündet. Wl.

Plautus (Marcus Accius), gebürtig aus Sarſina in Umbrien, lebte um das Jahr 200 vor Chr., und iſt einer der älteſten römiſchen Dichter. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt; doch weiß man aus Gellius ſo viel, daß er ſich eine Zeitlang wenigſtens in einer ſehr dürftigen Lage befand, die ihn nöthigte, ſich ſeinen Unterhalt mit einer Handmühle zu verdienen. Dabei ſcheint er jedoch eine unverwüſtlich frohe Laune gehabt zu haben; denn ſelbſt in jener eben nicht zur Poeſie einladenden Lage ſoll er einige Luſtſpiele verfertigt haben. Noch ſind uns zwanzig ſeiner Komödien übrig, die folgende Ueberſchriften haben: Amphitruo, Asinaria, Aulularia, Curculio, Casina, Captivi, Cistellaria, Epidicus, Bacchides, Mostellaria, Menaechmi, Miles gloriosus, Mercator, Pseudolus, Poenulus, Persa, Rudens, Stichus, Trinummus, Truculentus. Einige ſind nicht vollſtändig vorhanden, wie Aulularia, Truculentus, Casina; die meiſten aber vollſtändig. Die Namen ſind theils von Perſonen entlehnt, die in dem Stück eine Rolle ſpielen, wie Amphitruo (der bekannte Gemahl der Alkmene, Mutter des Hercules), Curculio (d. h. Kornwurm, Name eines Schmarotzers), Epidicus, Pseudolus, Stichus (Namen von Sclaven), Bacchides (Name zweier Buhlerinnen), Menaechmi (Name eines Zwillingsbrüderpaars), Mil. gloriosus (der großſprecheriſche Soldat), Captivi (die beiden Gefangnen), Mercator (der Kaufmann), Poenulus (der Punier oder Carthaginienſer), Persa (der Perſer), Truculentus (der Trotzige oder Wilde); theils von gewiſſen Dingen, die in dem Stücke vorkommen und dem Ganzen zur Grundlage oder Entwicklung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mortellaria, sc. Fabula (der Topf, oder der Schatz, das Käſtchen, die Geſpenſter). **Plautus** entlehnte größtentheils ſeine Komödien von den Griechen, wie ſchon die Namen der auftretenden Perſonen lehren; von Diphilos, Demophilos, Philemon und Andren. Auf Originalität kann alſo dieſer Dichter keinen Anſpruch machen, ſo wenig wie die meiſten römiſchen Dichter. Sein Verdienſt iſt, daß er die griechiſchen Komödien, theils überſetzend, theils nachbildend, in die lateiniſche Sprache übertrug, und dadurch dieſe ſelbſt mit ausbilden und bereichern half. Die Alten ſelbſt können ſeine Sprache nicht genug rühmen, und nach **Varro** meinte Jemand, die Muſen, hätten ſie lateiniſch reden wollen, würden ſich der plautiniſchen Sprache bedient haben. Nicht weniger rühmte man den ſchalkhaften Witz und den Sen-

tenzenreichthum des alten Komikers. Allerdings läßt ſich für die Sprache des Umgangs und des gewöhnlichen Lebens viel aus Plautus lernen, ob ſich wohl vieles Alterthümliche und Veraltete bei ihm findet, was wir, wenn wir lateiniſch ſchreiben, nicht nachahmen dürfen, da, und mit Recht, Cicero als Muſter und Regel angenommen iſt. Auch an Witz und Laune gebricht es den plautiniſchen Komödien nicht, noch an trefflichen Denkſprüchen; aber die Sprache iſt oft gemein, der Witz und Scherz oft unedel, ja ſchmutzig. Nicht ſelten iſt der Gegenſtand ſeiner Stücke eine höchſt obſcöne Geſchichte, die gleichwohl, ungeachtet der groben Unſittlichkeit, die ihr zum Grunde liegt, ganz ſpaßhaft behandelt wird. Es geht daraus hervor, wie wenig man im Allgemeinen dieſen Dichter empfehlen darf, beſonders jüngern Leſern. Doch ſind einige ſeiner Komödien weniger anſtößig und in einem anſtändigern Tone geſchrieben, z. B. die beiden Gefangnen und der Trinummus, von welchem letztern Stücke wir auch eine einzelne vorzügliche kritiſche Ausgabe von Hermann in Leipzig haben. Dieſes Stück hat übrigens ſeinen Namen von tres nummi (drei kleine Geldſtücke, drei Kreuzer), wofür ein gewiſſer Menſch gedungen wird, unter einer Verkleidung die Rolle eines Fremden zu ſpielen. An vortrefflichen Sentenzen iſt dieſe Komödie beſonders reich. Eine vorzügliche Ausgabe ſämmtlicher plautiniſchen Komödien nebſt den Fragmenten iſt folgende: M. Accii Plauti quae supersunt Comoediae cum commentario ex var. notis et observat. ex recens. Joh. Frid. Gronovii c. praefat. J. A. Ernesti, Vol II. Lips. 1760. Eine neuere Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentar erſchien von Schmieder, Göttingen 1804—1805; und die neueſte, in usum elegant. hominum, von Bothe, Berlin 1810, in 4 Bänden. Lateiniſch und deutſch gab die plautiniſchen Luſtſpiele heraus Danz, Leipzig 1806—1807, und metriſche Ueberſetzungen lieferten außerdem Küffner (Wien 1806—1807) und Köpke (Berlin, 1809, den erſten Band), beide mit Anmerkungen. S.

Plebejer, Plebs, hieß bei den Römern diejenige Volksclaſſe, welche nicht zu den Senatoren und Rittern gehörte; in den letzten Zeiten der Republik auch alle diejenigen, welche keine öffentlichen Staatsämter bekleideten, ſondern als Privatleute von ihrem Vermögen lebten. Außer den letztern ſind alle zum Plebs zu rechnen, deren Vermögen nicht wenigſtens 400,000 Seſtertien betrug; ſie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamten, Soldaten, Bettler u. ſ. w. ſeyn. Vornehmlich aber nennt man Plebejer die ärmere Volksclaſſe, die meiſt von den Spenden, welche ihnen der Staat oder die Reichen und ihre Patrone machten, und von dem (geſetzlich verbotnen) Verkauf ihrer Stimmen lebten. Man unterſcheidet Plebs rustica und Plebs urbana, und rechnet zu dieſer alle in der Stadt lebenden Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger u. ſ. w., zu jener, die auf dem Lande lebenden, den Ackerbau treibenden Bürger, welche überhaupt der angeſehenſte und beſte Theil der römiſchen Bürgerſchaft waren. In der blühendſten Zeit der Republik, nach dem Tode Sylla's, zählte man ungefähr 450,000 römiſche Bürger; davon lebte ungefähr die Hälfte in Rom und der umliegenden Gegend, und bildete, nach Abzug der Senatoren und Ritter, daſelbſt den dritten Stand. Alle Plebejer, ſie mochten reich oder arm, vornehm oder noch ganz unbekannt ſeyn, genoſſen gleiche Rechte mit dem Mann von Stande. Jeder von ihnen konnte ſich unter günſtigen Umſtänden zu den höchſten Ehrenſtellen emporſchwingen und durfte von dem Vornehmſten Achtung und Aufmerkſamkeit erwarten, da auf ſeine Gunſt immer viel ankam.

Plectrum hieß das Inſtrument, womit die Alten die Lyra gewöhnlich ſpielten. Wahrſcheinlich war es ein dünnes Stäbchen von Holz oder Elfenbein. Erſt ſpäter wurde es Sitte, die Saiten mit den Fingern anzuſchlagen. Die Lacedämonier hielten dies für ſo unziemlich, daß ſie einſt einen Lyriſten deßhalb zu einer Geldſtrafe verurtheilten.

Plejaden, die Töchter des Atlas, ſieben an der Zahl. Die Fabel erzählt, Orion habe ſie erblickt und liebend verfolgt, ſie aber die Götter um Rettung angefleht, worauf Jupiter, ſich ihrer erbarmend, ſie in Tauben verwandelt habe. Ueber das Sternbild der Plejaden ſ. den Art. **Sternbilder**.

Pleonasmus (Ueberfluß), heißt in der Redekunſt derjenige Fehler, wenn ein und derſelbe Begriff oder Gedanke wiederholt ausgedrückt wird. So iſt es pleonaſtiſch, zu ſagen: der großmüthige Fürſt, welcher gern die Großmuth übt. In dieſem Falle iſt freilich der Pleonasmus ſehr ſichtbar; es gibt aber eine verborgnere Art deſſelben, gegen die ſelbſt gute Schriftſteller nicht immer auf ihrer Hut ſind.

Pleyel (Ignaz), geboren im Oeſterreichiſchen im J. 1757, ſtudirte die Compoſition unter Anleitung des großen Haydn bis 1786, wo er eine Reiſe nach Italien machte. Er wurde hier aller Orten auf das ſchmeichelhafteſte aufgenommen. Von Italien begab er ſich nach Paris, wo er gleichfalls den außerordentlichſten Beifall fand. Nach einem kurzen Aufenthalt in dieſer Hauptſtadt reiſ'te er nach Straßburg, wo er im J. 1787 zum Capellmeiſter am Münſter mit einem Jahrgehalt von 4000 Franken ernannt wurde. Als aber während der Revolution die Kirchen geſchloſſen und alle Kirchendiener verabſchiedet wurden, flüchtete ſich Pleyel, der zwar, den Umſtänden nachgebend, eine Hymne auf die Freiheit componirt, damit aber nicht die Aufmerkſamkeit der mit andern Sorgen beſchäftigten Regierung für ſich gewonnen hatte, im J. 1793 nach London, gerade zu der Zeit, als auch Haydn ſich dort befand. Er gab eine Anzahl Concerte und wandte ſich darauf wieder nach Paris, wo im Jahr 1796 ſein Name unter den Componiſten des zweiten Rangs, welche durch ihre Talente ſeit der Eroberung der Freiheit zur Verſchönerung der Nationalfeſte zu Paris beigetragen hatten, öffentlich und feierlich mit ausgerufen wurde. Seitdem hat er in Gemeinſchaft mit einigen Compagnons eine Muſikalienhandlung angelegt, welche ſich in kurzer Zeit zu einer der anſehnlichſten in Europa erhoben hat. Zu beſondrer Ehre gereicht ihm ſeine ſeit 1801 unternommene Ausgabe einer Bibliothèque musicale, in welcher er nach und nach die vornehmſten Werke der erſten italieniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Meiſter, eines Händel, Haydn, Jomelli, Leo, Durante, Haſſe, Graun, Bach u. ſ. w. zu liefern verſprochen hat. Als Componiſt hat Pleyel eine große Anzahl von Werken geliefert, die größtentheils in Offenbach und dann in ſeiner eignen Officin erſchienen ſind. Sie zeichnen ſich aus durch Anmuth und Gefälligkeit, doch ſind die ſpätern nicht mit gleichem Beifall aufgenommen worden. Meiſtens ſind ſie für Inſtrumentalmuſik: Sinfonien, Sonaten, Duetten, Trio's, Quartetten, Quintetten u. ſ. w. Für den Geſang führen wir nur ſeine Oper Ifigenia an.

Plinius (Caj. Secundus), der **ältere** dieſes Namens, römiſcher Ritter, geb. zu **Verona** im J. 23 nach Chr. Geb., einer der größten Gelehrten und fleißigſten Männer, die Rom jemals gehabt hat. Er widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit, machte aber auch als Unterbefehlshaber einen Feldzug in Deutſchland mit, und bekleidete ſpäterhin mehrere öffentliche Stellen, unter andern das Amt eines Procurators in Spanien. Er iſt vorzüglich merkwürdig durch ſeinen ungemeinen For-

ſchungsgeiſt und ſeinen unermüdlichen eiſernen Fleiß. Jeden Augenblick, den ihm ſeine Amtsgeſchäfte frei ließen, benutzte er zum Studiren, und war im eigentlichen Sinn karg mit der Zeit. Ueberdies ſtand er ſehr früh auf, ſelbſt im Winter, legte ſich oft gar nicht zu Bett, und las ſelbſt während des Eſſens und Badens, oder ließ ſich vorleſen. Und dabei zeichnete er ſich emſig alles, was ihm merkwürdig ſchien, ſogleich auf, und äußerte öfters, kein Buch ſey ſo ſchlecht, daß man nicht doch etwas daraus lernen könnte. Konnte er ſelbſt nicht ſchreiben, ſo hatte er immer einen Geſchwindſchreiber in der Nähe, dem er in die Feder dictirte. So konnte Plinius, ungeachtet ſeiner zeitraubenden öffentlichen Geſchäfte, mehrere nicht kleine Werke liefern, die eben ſo von ſeinem Fleiße, wie von ſeiner vielumfaſſenden Gelehrſamkeit zeugten. Er wurde endlich in ſeinem hohen Alter ſelbſt noch ein Opfer ſeiner eifrigen Wißbegier, wie uns der jüngere Plinius im 16ten Briefe des ſechsten Buchs erzählt. Er befand ſich nämlich im J. Chr. 80 eben in der Nachbarſchaft des Veſuv, als ſich ein furchtbarer Ausbruch dieſes Vulkans ereignete, und er konnte ſich, ungeachtet der drohenden Gefahr, nicht enthalten, dieſe merkwürdige Erſcheinung ganz in der Nähe zu beobachten. Schon fiel glühende Aſche mit Bimsſteinen vermiſcht auf ſein Schiff; aber er ließ ſich nicht bewegen, umzukehren, und fuhr ſogar fort, alles, was er wahrnahm, aufzuzeichnen. Er übernachtete unweit des brennenden Berges, während die Erde um ihn furchtbar bebte, ruhig bei einem Freunde, und fand am andern Morgen, als er ſich am Meeresſtrande niedergelaſſen hatte, ſeinen Tod in dem erſtickenden Dampfe, der ſich über die ganze Gegend verbreitet hatte. So endigte dieſer merkwürdige, raſtlos thätige Mann, deſſen Schriften leider zum unerſetzlichen Verluſt für die Wiſſenſchaft größtentheils verloren gegangen ſind; unter andern Bellorum Germaniae lib. XX. und Historiarum lib. XXXVII. Ein Werk aber haben wir von ihm noch, das die Ueberſchrift führt: Historia naturalis, oder Historia mundi, in 37 Büchern; eine ſehr reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art aus dem ganzen Gebiet der Schöpfung und des Wiſſens, um ſo ſchätzbarer, da Plinius aus einer Menge verloren gegangner Bücher ſchöpfte, wie man aus dem 1ſten Buch jenes Werkes ſieht. Nicht bloß über Mineralien, Pflanzen und Thiere finden wir hier ſehr viel Wiſſenswerthes geſammelt, ſondern auch vieles Andre, was in die Aſtronomie, die mathematiſche, phyſiſche und politiſche Geographie, in die Medicin und Aſtronomie gehört, ja ſelbſt manches aus der Geſchichte der Kunſt, z. B. über Gemählde und alte berühmte Gebäude. Unter den ältern kritiſchen Ausgaben iſt die von Hardouin (Paris 1723) die vorzüglichſte; unter den neuern die von Franz, mit Hardouins u. A. Noten (Leipzig 1778—91 in 10 B.) deutſch überſetzt von Große (Frankfurt a. M. 781—88). S.

Plinius (C. Plin. Cäcilius Secundus) der jüngere, des vorigen Neffe, geb. nach Chr. Geb. 62 zu Comum. Von ſeinem Oheim an Kindes Statt angenommen, lernte er von dieſem jene weiſe Benutzung der Zeit, wodurch ſich der ältere Plinius ſo ſehr auszeichnete; und ihn ſelbſt beſeelte ein lebhafter Trieb nach Wiſſenſchaft und eine nicht gemeine Ruhmbegierde. Darum legte er ſich frühzeitig mit dem größten Eifer auf das Studium der Beredſamkeit und der Philoſophie, und machte ſchon als ein 13jähriger Knabe den Verſuch, eine Tragödie in griechiſcher Sprache zu dichten. In Syrien, wo er eine Zeitlang als Oberſter bei einer Legion ſtand, benutzte er den Umgang mit dem Philoſophen Euphrates, einem ſehr gebildeten Manne, und trat dann

in Rom als Sachwalter mit Glück auf, bekleidete auch einige öffentliche Aemter, und wurde ſchon im 39ſten Jahre Conſul, indem er der vorzüglichen Gunſt des Kaiſers Trajan genoß, der ihn dann zum Augur und zum Statthalter von Pontus in Bithynien ernannte, welchen ehrenvollen Poſten er zu allgemeiner Zufriedenheit zwei Jahr lang verwaltete. Er war in jeder Hinſicht unſtreitig einer der ausgezeichnetſten und beſten, und man kann hinzuſetzen, auch einer der glücklichſten Männer ſeiner Zeit. Es fehlte ihm nichts zum frohen Lebensgenuß, und ſein gebildeter Geiſt, ſein edles Herz, Freundſchaft und Liebe, mit einem Wort, das Schönſte und Beſte ſchmückte und verherrlichte ſein Leben. Als Schriftſteller arbeitete er mit eben ſo viel Liebe als Fleiß. Er verſuchte ſich in mehreren Gattungen, in Proſa und Poeſie. Uns iſt von ſeinen Schriften nichts mehr übrig, als eine Sammlung Briefe in 10 Büchern, und eine Lobrede auf den Trajan. Die Briefe ſind an verſchiedne Freunde gerichtet und ſehr mannichfachen Inhalts; das 10te Buch aber enthält bloß Briefe und Berichte an den Kaiſer, nebſt deſſen Antworten, unter andern auch einen Bericht, worin er die Chriſten gegen die Beſchuldigungen ihrer Feinde vertheidigt. Plinius ſchreibt nicht ſo einfach ſchön wie Cicero; aber der Inhalt und der geiſtreiche Ton machen ſeine Briefe anziehend und vielfach belehrend. In der Lobrede auf Trajan iſt Plinius nach Einiger Meinung mit ſeinem Lobe ſowohl als mit dem redneriſchen Schmuck etwas zu verſchwenderiſch; doch iſt ſie auch in dieſer Hinſicht nicht als Muſter zu empfehlen, ſo bleibt ſie doch immer ein wichtiges Werk für die Geſchichte des wirklich edeln und lobenswerthen Kaiſers und ſeiner Zeit. — Die Briefe und den Panegyrikus zuſammen edirte Gesner mit Anmerkungen (Leipzig 1739) und zum zweiten Mal A. W. Erneſti (Leipz. 1770). Eine neuere kritiſche Ausgabe der Briefe mit Anmerkungen erſchien von Gierig (Leipz. 1800—2) und ſämmtlicher Schriften von demſelben (Leipz. 1806); ferner von G. H. Schäfer mit den Anmerkungen älterer und neuerer Gelehrten (Leipz. 1805). Die Lobrede beſonders edirte Gierig mit Anmerkungen Leipz. 1796. Von demſelben erſchien eine Schrift über das Leben, den moraliſchen Charakter und den ſchriftſtelleriſchen Werth des jüngern Plinius (Dortmund 1798). Eine deutſche Ueberſetzung ſämmtlicher Briefe nebſt dem Leben des Plinius gab mit Anmerkungen Schmid heraus (Frankf. a. M. 1789). Vorzügliche Ueberſetzungen der Briefe (2 Bde. 8. Erlangen 1801—1802) und des Panegyrikus (8. Anſp. 1784) hat J. A. Schäfer und von dem letztern auch Wigand (Leipzig 1796) geliefert. S.

Plombières, ein Flecken in Lothringen, in dem Departement der Meurthe, berühmt wegen ſeiner warmen Bäder.

Plus, mehr, die Bezeichnung der Addition in der Algebra; das Zeichen dafür iſt ein +. A + B heißt alſo ſo viel als A zu B addirt. Entgegengeſetzt iſt das Minus oder weniger, welches die Subtraction bedeutet und mit einem — bezeichnet wird. A — B heißt ſo viel als B abgezogen von A.

Plutarchus, Plutarch, ein gelehrter und fruchtbarer griechiſcher Schriftſteller, aus Chäronea in Böotien (um 49 nach Chr. Geb. geb.), der unter Trajan mehrere bürgerliche Ehrenſtellen bekleidete, und die Philoſophie in Rom vortrug. Er ſoll gegen 300 Schriften verfaßt haben, wovon wir noch 125 beſitzen; aber mehrere führen mit Unrecht ſeinen Namen. Seine Werke ſind theils philoſophiſche, theils hiſtori-

ſche. Die erſtern, die man gewöhnlich unter dem Namen Ethica oder Moralia begreift (in der letzten Ausgabe von Dan Wyttenbach, Oxf. 1795—1801. 5 Voll. 4. und 8., deutſch von Kaltwaſſer, Frankfurt 1783—1800. 9 Bände 8.), in welchen er ſich beſonders über mehrere practiſche Gegenſtände auf eine populäre Weiſe verbreitet, zeigen einen lebendigen Denker (z. B. die Schriften de educandis liberis, de audiendis poetis, de musica etc.), der ſeine Beleſenheit glücklich anwendet, ſeinen Gegenſtand intereſſant zu machen: ſeine hiſtoriſchen Schriften ſind noch ausgezeichneter, und für die Geſchichte des Alterthums ſehr wichtig, vorzüglich ſeine berühmten und muſterhaften (44) Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer (Ed. Bryanus, Lond. 1729, 4 Quartbände, und mehrere einzeln, z. B. Theseus et Romulus, Lips. 1789, 8.; Marius Sulla etc. Lips. 1795, beide von Leopold, Alexander et Caesar von Schmieder, Halle 1804, 8.; alle deutſch von Schirach, Leipz. 1776—1779, 7 Bde., 8., und von Kaltwaſſer, Magdeb. 1799—1806, 10 Bde. 8.), ferner römiſche und griechiſche Unterſuchungen, Iſis und Oſiris oder über ägyptiſche Alterthümer und Apophtegmen. Er webt in dieſen Schriften ſeiner leichten Darſtellung glücklich erklärende Bemerkungen ein. Doch wird ſein Styl oft getadelt und man wirft demſelben eine zu große Ausſchmückung durch Sentenzen der ältern Philoſophen und Dichter, mithin Mangel an Einfachheit, als allgemeine Fehler ſeiner Zeit vor. Unter den Ausgaben aller ſeiner Werke ſind nach den von Henr. Stephanus (Genev. 1572, 13 Octbde.) und wechelianiſchen (Frankfurt 1605, 2 Voll. fol.) die von Reiske (Leipz. 1774—82 in 12 Octavbänden) und von Hutten (Tübingen 1791—1805, in 14 Octbden.) die beſten. —v.

Pluto (bei den Griechen Hades, Aïs, Aïdes), des Kronos (Uranus) und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder des Jupiter und Neptun, welchem bei der Theilung die nebelvolle Welt des Dunkels zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thront er als Herrſcher über die Verſtorbenen. So weit unter ſeiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben iſt, liegt der Tartarus, und zu dieſer Wohnung, zu welcher eine von dem Herrſcher der Unterwelt ſelbſt bewachte Pforte führt, müſſen nach ihrem Tode alle Menſchen hinabſteigen. Mächtig, ſchrecklich, durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erreichen, iſt dieſer dunkelgelockte Gott. Dennoch entführt Hercules ihm ſeinen Hund, den furchtbaren Cerberus, und verwundet ihn ſelbſt in der Schulter. Berühmt iſt ſein Roſſegeſpann. Sein Helm macht unſichtbar. So viel erzählt von ihm die Ilias. Die Odyſſee hat ſchon manches anders; hier erſcheint auch Proſerpina wichtiger. Seine Wohnung iſt in der Odyſſee nicht ganz beſtimmt unter der Erdoberfläche angegeben. Ulyſſes ſegelt von Aeäa mit dem Boreaswinde einen ganzen Tag, ſchifft durch den Okeanos und landet bei den hohen Felſen und dem Hain der Perſephone, wo im ewigen Dunkel die Cimmerier wohnen. Bei dieſen angelangt, geht er den Okeanos entlang und kommt ſo zu dem nächtlichen Dunkel, des Aïs Behauſung, wo die Todten wohnen. Bei Heſiod führt am ewig umnachteten Weſtrande der nördlichen Erdhälfte eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdſcheibe zu den Todten hinab, eine andre in den Tartarus. Doch kommen bei ihm unter letzterm Namen auch beide unterirdiſche Abgründe vor. Manche Veränderung ward hier gemacht. Homer und die ihm nächſten fabelten innerhalb der Erdſcheibe des Aïdes Reich, worin die Todten, gute und böſe, wie hier die Lebenden, durch einander ſchweben, und nur wenige Götterfeinde Qualen

erdulden; verſchieden war der Tartarus. Als hierauf die Philoſophie durch kühnere Vermuthungen von der Erdſcheibe und endlich durch Behauptung einer ſchwebenden Erdkugel den uralten Tartarus verdrängte, und der Glaube an Vergeltung nach dem Tode ſich ausbreitete, ward das Todtenreich, zuerſt allein innerhalb der Scheibe, dann auch von Einigen um die Mitte der Kugel, in Elyſium und Tartarus geſondert. Solche Veränderungen hatten auch auf die Vorſtellung von dem Herrſcher der Unterwelt Einfluß. Er gewann nicht nur an äußerer Macht und Herrlichkeit, auch die Idee von ihm ward anders modificirt; er ward der Wohlthätige, der die Schlüſſel der Erde in ſeiner Hand hatte, und das Jahr mit Früchten ſegnete; denn aus der nächtlichen Tiefe kommt aller Reichthum, alle Fülle. Kein Wunder daher, wenn die Spätern den Hades, ihn mit Plutus vermiſchend, Pluto nannten, und ihn über die in den Eingeweiden der Erde verborgenen Schätze gebieten laſſen. Das Mythiſche von ihm beſteht in Folgendem: Auch ihn hatte Kronos verſchlungen und wieder von ſich gegeben. Er kämpfte mit ſeinen Brüdern gegen die Titanen, und erhielt von den Cyklopen, die er befreit hatte, den unſichtbar machenden Helm, den er im Gigantenkriege dem Hermes, dem Perſeus gegen die Gorgonen lieh, und der nachher auf Meriones kam. Zur Gemahlin raubte er ſich die Proſerpina (ſ. d. Art.). Bacchus, Hercules und Orpheus durften lebend ſein Reich betreten; den Theſeus und Pirithous aber, die ſeine Gemahlin entführen wollten, ließ er darin feſſeln. Heilig waren ihm Cypreſſen, Buchsbaum, Narziſſen, Adiantum; geopfert wurden ihm Stiere und Ziegen. Abgebildet wird Pluto in düſtrer Majeſtät, die Stirne von dem Haupthaar beſchattet. Auf dem Haupte trägt er das Maß als Symbol, daß er ohne Unterſchied richtet. Zuweilen iſt auch ſein Haupt verſchleiert.

Plutus, des Jaſion und der Ceres Sohn, der Gott des Reichthums. Dieſe Abſtammung gibt den Sinn der ganzen Allegorie, welcher kein andrer iſt, als Ackerbau gibt Reichthum. Anfangs was Plutus ſehend; da er aber mit ſeinen Gaben nur die Guten beglückte, ſo machte ihn Jupiter blind, damit er ohne Unterſchied an Gute und Böſe ſeinen Reichthum austheile. Sein Wohnſitz war tief unter der Erde. Er war ſchwach, unvermögend und hinkend, wenn er zu Jemanden kommen wollte, aber ſchnellfüßig oder auch leichtbeſchwingt eilte er von dannen. Mit welchen Attributen er abgebildet wurde, iſt unbekannt.

Pluviale, bei den Römern ein Regenmantel. Jetzt verſteht man darunter ein großes Meßgewand der catholiſchen Geiſtlichen, welches um den ganzen Leib geht, und vorn mit zwei Haken befeſtigt wird.

Pluvius, der Regengeber, griechiſch Ombrios, ein Beiname des Jupiter.

Plymouth, in Devonſhire, einer der wichtigſten Seeplätze Englands. Die Stadt liegt zwiſchen den Flüſſen Plym und Tamar, wo beide ſich in den engliſchen Canal ergießen. Plymouth, Stonehouſe und Dock können gewiſſermaßen eine Stadt genannt werden. Die Einwohnerzahl mag 60,000 Seelen betragen. Dock ſteht gegenwärtig an Bevölkerung und Nahrung, wie an Zierlichkeit der Häuſer und Straßen weit über Plymouth. Dieſe Blüthe verdankt es dem berühmten Dock-Yard (Schiffswerft) und den Arſenalen. Dieſer Dock-Yard, obgleich er noch nicht vollendet iſt, kann nebſt dem in Portsmouth mit Recht der ſchönſte und vollkommenſte in der Welt genannt werden. Er wird durch ſtarke Feſtungswerke vertheidigt und iſt keinem Unbefugten zugänglich. In dem Hafen von Plymouth liegt zu

Friedenszeiten ein Theil der Kriegsflotte, in Kriegszeiten iſt er gemeiniglich ein Sammelplatz ſowohl der Canalflotte als auch den auswärts gehenden Convoyen. Als Handels- und Fabrikort iſt Plymouth in Vergleich mit andern Plätzen Englands nicht bedeutend.

Pneumatik iſt derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewicht, dem Druck und der Elaſticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen handelt. Pneumatiſch-chemiſcher Apparat iſt eine Geräthſchaft, in welcher man luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen, und ihre Eigenſchaften unterſuchen kann. Man theilt ihn in den gemeinen Waſſerapparat und in den Queckſilberapparat, je nach dem das Behältniß, worin die Luft ſich befindet, mit Waſſer oder Queckſilber, um die atmoſphäriſche Luft abzuhalten, geſperrt iſt. Letzteres wird bei denjenigen Luftarten angewendet, die ſich mit dem Waſſer vermiſchen würden.

Pneumatomachen, ſ. Heiliger Geiſt.

Po, der größte Fluß in Italien, welcher im Berge Viſo entſpringt, ſeinen Lauf von Abend gegen Morgen nimmt, und ſich in vier Mündungen in den venetianiſchen Meerbuſen ergießt. Dieſe heißen Il Po grande, il Po di Ariano, il Po di Volano und il Po di Argenta oder di Primato. Er nimmt in ſeinem Laufe viele Flüſſe auf, als Doria, Baltea, Seſia, Dora, Tanaro, Stura, Teſſin, Oglio, Adda, Gogna, Mincio, Croſtolo, Panaro, Sami, u. ſ. w. und muß durch koſtbare Dämme gehindert werden, das Land zu überſchwemmen, wenn ihn die Alpengewäſſer im Sommer anſchwellen.

Pochwerke ſind Maſchinen, durch welche das Pochen des Scheide- oder Stufenerzes in kleinere Stücke, oder gar zu einem Pulver bewirkt wird. Zu Stücken wird es bloß mittelſt eiſerner Hämmer mit der Hand gepocht. Zu Pulver aber wird es mittelſt Stampfen, welche eine Daumenwelle hebt, in dem Pochtroge geſtampft. Das Pochen geſchieht entweder trocken oder naß; letzteres findet bei armen, mit vielen tauben Geſteinen, vermiſchten Erzen Statt, oder wenn man durch das Zerſtäuben nicht viel verlieren will. Bei dem naſſen Pochen werden nicht nur aufmerkſame Arbeiter, ſondern auch verſtändige Beamte erfodert, weil beinahe eine jede Erzart und eine jede Gangart eigens behandelt werden muß.

Pocken, ſ. Blattern.

Pockels (Carl Friedrich), ward 1758 geboren. Seine Bildungszeit fällt in das Zeitalter der Erweckung des deutſchen Sprachſtudiums und der Entſtehung der philanthropiſchen Schule. Das Erſtere hatte Einfluß auf ſeine geiſtige Entwickelung; das Andre auf ſeine Lebensbeſtimmung. Als er nach Halle kam, war dort der Bund der Gelehrſamkeit mit dem Leben in der ſchönſten Thätigkeit; man lernte, ſammelte und forſchte, nicht bloß um zu wiſſen, ſondern um das Wiſſen aufs Leben anzuwenden. Der lebhafte Jüngling folgte dieſer Richtung, und die alte und neue Literatur wurden ſeine Führerinnen zu philoſophiſchen Unterſuchungen, worin er ſich theils Eberhard'n, theils Niemeyer'n näherte. Aber ſein ſtarkes Gefühl begnügte ſich nicht mit kalter Forſchung, ſondern erhob ihn auch zur Dichtung, die bei ihm, wie bei Schiller, das Gewand ſeiner Philoſophie ward. Kaum war er 25 Jahre alt, ſo empfahl ihn der bekannte Rochow dem verewigten Herzog von Braunſchweig zum Erzieher ſeiner beiden Prinzen. Den älteſten von ihnen, den Herzog Auguſt, begleitete Pockels als Geſellſchafter bei ſeinem Eintritt in hannoverſche Kriegsdienſte. Nun war er der großen Welt nahe genug, um ſie kennen zu lernen, und von ihr entfernt genug, um den Wiſ-

ſenſchaften zu leben. Dieſer glücklichen Muße und Unabhängigkeit verdanken wir ſein pſychologiſches Werk: „der Mann und das Weib,“ worin er einen Schatz der feinſten Bemerkungen niedergelegt hat; zugleich diente ſeine Feder auf vielfache Weiſe der deutſchen Sprache. Eine Anſtellung, welche Johann von Müller ihm unter weſtphäliſcher Herrſchaft anbot, ſchlug er aus; der edelmüthige Herzog Auguſt entfernte ſich aber nicht von ihm, als der Donnerſchlag bei Jena örtliche Trennung veranlaßt hatte. In dieſer Zeit ſchrieb Pockels das Leben des verewigten Herzogs von Braunſchweig, ſo freimüthig, als es damals geſchehen konnte. Nachdem die herzogliche Familie nach Braunſchweig zurückgekehrt war, übergab Herzog Auguſt ihm wieder ſein Haus; der regierende Herr die Cenſur. Neben dieſen Geſchäften wurden die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortgeſetzt. Bei dieſer Thätigkeit fehlte die Sorge für die Geſundheit. Ein Schlagfluß endigte Pockels Leben am 29ſten October 1814. Pockels Schriften haben einen bleibenden Werth; theils wegen der ſchönen Darſtellung, theils wegen der feinen und wahren pſychologiſchen Beobachtungen, die er in ihnen niedergelegt hat. Kl.

Podagra, aus den griechiſchen Wörtern agra, der Schmerz, und podos, des Fußes, zuſammengeſetzt, bezeichnet diejenige Art der Gicht, welche durch einen, nach gewiſſen Zeitabſchnitten, regelmäßig eintretenden Anfall mit Schmerz in den Gelenken des Fußes, beſonders in der großen Fußzehe ſich auszeichnet. Die Schmerzen ſind ſo empfindlich, als wenn eine glühende Kohle auf der großen Fußzehe läge, oder als wenn das Gelenk derſelben mit einem glühenden Eiſen auseinander getrieben würde. Dabei iſt der ganze Fuß ſo äußerſt empfindlich, daß der geringſte Druck, die leiſeſte Berührung, ſelbſt die Erſchütterung von einer ſtarken Bewegung der Luft, die Schmerzen auf eine unerträgliche Weiſe vermehrt. Die erſte Periode iſt beſonders ſehr ſchmerzhaft, indem die Entzündung der Gelenkflächen in derſelben vorherrſcht, wodurch die Nerven heftig afficirt und ſo ſchmerzliche Gefühle erregt werden. Nach acht, zuweilen erſt nach vierzehn Tagen läßt der Schmerz nach, indem die Entzündung allmählig verſchwindet, und Geſchwulſt ſich bildet. Dieſe enthält das Product der arthritiſchen Entzündung, Ausſchwitzung von lymphatiſcher, zäher Feuchtigkeit mit erdigen Theilen vermiſcht, ſie ſetzt ſich allmählig, allein es bleiben doch hie und da knotige Anſchwellungen auf dem Fuße zurück. Die Anfälle kommen gewöhnlich des Jahrs ein Mal, im Frühling oder im Herbſt, bei manchen auch zwei Mal, ſelten öfter. So lange der Anfall regelmäßig erſcheint, iſt er von keiner Gefahr, weil er zugleich den Beweis gibt, daß die Naturkraft noch ſo viel Energie hat, den Gichtſtoff gleichſam an die entfernteſte Gränze des Organismus zu treiben, und ihn daſelbſt auszuſcheiden. Die Meinung, daß gegen Podagra nichts anzuwenden ſey, und Jeder, wer einmal einen Anfall davon habe, nicht wieder frei davon werden könne, iſt ungegründet und ſchädlich. Durch Abkürzung der Periode der Entzündung kann der kritiſche Abſatz des arthritiſchen Stoffs befördert, und der Schmerz in kürzerer Zeit gelindert werden. In der Zwiſchenzeit der einzelnen Anfälle kann die Gichtkrankheit ſelbſt durch Verbeſſerung der Lebensweiſe und Diät, durch den Gebrauch einfacher Mittel und durch Vermeidung der veranlaſſenden Urſachen allmählig vermindert und gehoben werden; durch Vernachläſſigung dieſer Maßregeln hingegen nimmt die Krankheit zu, und veranlaßt endlich, wenn die Kraft ſchwächer wird, unregelmäßige Gichtanfälle; das Podagra ſchlägt zurück, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, und der Kranke kommt immer in Lebensgefahr (ſ. d. Art. Gicht und arthritiſch). H.

Podeſtà, heißt in mehreren Städten Italiens derjenige Beamte, der über das Juſtiz- und Polizeiweſen geſetzt iſt.

Poelenburg (Cornelius), ein berühmter Mahler, geboren zu Utrecht im J. 1586. Er war anfangs ein Schüler von Abraham Bloemaert, und ging ſodann nach Rom, wo er Adam Elzhaimers Manier annahm. Auch ſtudirte er die Werke Rafaels; da er es aber nicht zur Correctheit in der Zeichnung bringen konnte, beſchränkte er ſich darauf, die Natur im Kleinen darzuſtellen, und dies gelang ihm ſehr wohl. Alles, was er gemahlt hat, iſt wenig ſorgfältig. Er wählte anmuthige Fernen, mit Gebäuden verziert, aus den Gegenden Roms. Trefflich iſt ſein Helldunkel; ſeine meiſtens nackten Figuren ſind gut colorirt, beſonders die Frauen. Sein Pinſel verräth Geiſt. Ungeachtet ſeiner Incorrectheit wurden ſeine Gemählde zu Rom und Florenz von Liebhabern und Fürſten geſucht. Aus Liebe zu ſeinem Vaterlande kehrte er dahin zurück, und genoß der allgemeinen Achtung und der Hochſchätzung von Rubens, der ſeine Zimmer mit Poelenburgs Gemählden ſchmückte. Carl I. berief ihn nach England; Poelenburg aber kehrte bald wieder in ſeine Heimath zurück, und ſtarb daſelbſt in einem Alter von 74 Jahren. Er hat auch geätzt, und ſeine Blätter ſind ſeltner als ſeine Gemählde.

Poeſie (ποίησις von ποιεῖν, *ſchaffen, hervorbringen*). I. Begriff und Weſen derſelben. Das Vollendetſte, was der Geiſt ſchafft und in die äußere Welt überträgt, muß ideale Bedeutung mit ſinnlicher Vollendung vereinen, und ſo den Menſchen in ſeiner Doppelnatur anſprechen und befriedigen. Wir werden daher ein Werk, welches das Reſultat einer ſolchen Thätigkeit iſt, vorzugsweiſe eine Schöpfung (des Geiſtes) nennen. Zu dieſem Schaffen aber wird erfodert eine Thätigkeit, welche die gegebenen Formen der Sinnenwelt oder die Verhältniſſe des Menſchenlebens in der Vorſtellung zu einem durchaus übereinſtimmenden, lebendigen Ganzen auf mannichfaltige Weiſe und mit idealer Bedeutung zu fügen weiß. Dieſe Thätigkeit iſt die Phantaſie, in welcher die Vernunft als das Vermögen des Idealen wirkt und die Bildung mit einem alle Theile durchdringenden Geiſte beſeelt. Wir nennen ſie in ſo fern auch *Dichtungsvermögen*, und *dichten* heißt, die ſchöpferiſche Thätigkeit der Einbildungskraft (Thätigkeit der Phantaſie), in ſo fern ſie eine Reihe von Bildern oder Vorſtellungen, die ſich auf das Individuelle der Sinnenwelt und des Menſchenlebens beziehen, zu einem Ganzen verbindet und darſtellt. (Siehe die Artikel *Dichtungsvermögen*, *Einbildungskraft* und *Phantaſie*.) Weil nun zur Hervorbringung jedes ſchönen Kunſtwerks erfodert wird, daß der Künſtler es im Geiſte entwerfe, und die mannichfaltigen Beſtandtheile deſſelben in der *Vorſtellung* zu einem idealen und harmoniſchen Ganzen verbinde, mithin *dichte*, bevor er es den Formen der Sinnenwelt einprägt, und mithin *darſtellt*, ſo muß auch jeder echte Künſtler in dieſem Sinne *Dichter* ſeyn, und die *Poeſie* oder dieſes lebendige Bilden der innern Schöpfungskraft allen beſondern Künſten als gemeinſchaftlicher Urſprung zum Grunde liegen. Das ganze Gebiet der Kunſt mit ihren unendlich mannichfaltigen Erſcheinungen wird daher oft Poeſie im Gegenſatz der Wirklichkeit genannt, und *poetiſch* ſind Gegenſtände und Verhältniſſe, die in ihrer geiſtig-ſinnlichen Vollendung den Schein der Kunſtwerke tragen, oder in die vollkommnere Welt der Dichtung zu gehören ſcheinen, *poetiſch* nennen wir Menſchen, welche für den Genuß der idealen Kunſtwelt empfänglich ſind, oder jene innere Bildungskraft ſelbſt in ſich tragen, durch

welche in der äußern Welt ein in ſich vollendetes anſchauliches Werk hervorgebracht wird, — oder endlich überhaupt die Wirklichkeit poetiſch, d. h. in den Verhältniſſen, in welchen es an das Ideale rührt, auffaſſen, und ihr Leben und Seyn zu einem ſchönen Ganzen nach außen geſtalten. Das innere Bilden aber iſt gerichtet auf die Verbindung des Hörbaren oder Sichtbaren (der Töne und Geſtalten) zu einem neuen und harmoniſchen Ganzen, und hieraus entſpringt die bildende Kunſt und Muſik (ſ. den Art. Kunſt, ſchöne Kunſt) oder unmittelbar auf die Verknüpfung der Gedanken zu einem für die Einbildungskraft anſchaulichen Producte. Um aber durch Gedanken anſchaulich darzuſtellen und ſomit auch das innerlich Gebildete zur anſchaulichen Betrachtung Anderer zu bringen, wodurch erſt Kunſt im eigentlichen Sinne entſteht, müſſen 1. die Gedanken ſelbſt und ihre Verbindung keinesweges nach den Geſetzen der logiſchen Gedankenverbindungen als Mittel zu einem beſtimmten außer ihnen liegenden Zwecke geregelt ſeyn, noch in dem Gebiete des bloß Allgemeinen und Abſtracten verweilen, ſondern durch gefühlvolle Anſchauung des Idealen in ihrer Wahl und Folge beſtimmt, ein individuelles, lebendiges Ganzes bilden; 2. die Gedanken, welche an ſich etwas inneres ſind, durch äußere von den Darſtellungsmitteln der bildenden Kunſt und Muſik verſchiedene Zeichen feſtgehalten und veräußert werden. Da nun die natürlichen Zeichen der Gedanken in der Sprache enthalten ſind, ſo muß 3. die Sprache zu einem individuellen und anſchaulichen Darſtellungsmittel des Innern gebildet und benutzt werden. Durch Erſteres unterſcheidet ſich das Werk der Phantaſie von dem des Verſtandes, ſo wie das Werk der Kunſt von dem der Wiſſenſchaft, in welcher der Verſtand vorherrſcht, der die Ideen in Begriffen entwickelt; durch das Zweite die Poeſie als eine beſondre Kunſt, — Dichtkunſt im eigentlichen oder engern Sinne, von den übrigen ſchönen Künſten; durch das letztere in Verbindung mit dem Erſtern die Sprache der Poeſie von der Proſa (poetiſcher und proſaiſcher Styl). Sonach iſt die Poeſie oder Dichtkunſt im eigentlichen Sinne, die Kunſt, welche das Schöne durch eine in ſich geſchloſſene Reihe anſchaulicher Gedanken in der Sprache individuell darſtellt, der Dichter (Poet), derjenige, welcher ein originelles, anſchauliches Gedankengebilde der Menſchheit würdig in der Sprache aufzuſtellen vermag, oder aufgeſtellt hat, und ein Gedicht (oder eine Poeſie im objectiven Sinne) iſt eine das Schöne eigenthümlich darſtellende in entſprechenden Worten ausgedrückte Gedankenreihe. Das Schöne zeigt ſich in der Poeſie, wenn eine Idee die mannichfaltigen Gedanken gleichſam als gemeinſchaftliches Lebensprincip verbindet und durchdringt, und dieſe in der Sprache ſo veranſchaulicht und verkörpert erſcheinen, daß dadurch in der Einbildungskraft des Hörenden oder Leſenden ein lebendiges Bild entſteht, welches von dem Gemüthe mit Luſt betrachtet wird. Sonach iſt auch die Poeſie durch ihr Darſtellungsmittel, den Gedanken und ihr unmittelbares Organ, die Phantaſie, die umfaſſendſte und geiſtigſte Kunſt. Daher der Dichter ſingt: „mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.“ Der Gedanke aber, und ſein Zeichen, das Wort, iſt an die Form der Zeit gebunden, und kann nur vorübergehend wahrgenommen werden, die Poeſie alſo, die ſich dieſer Darſtellungsmittel und Zeichen bedient, ſtellt das Leben dar, in ſo fern es in einem anſchaulichen Bilde unter der Form der Zeit (d. i. vorübergehend), der Einbildungskraft erſcheinen kann, und es iſt mithin gegen das Weſen derſelben, das Coexiſtirende und Ruhende, als ſolches theilweiſe zu ſchildern, weil durch mechaniſche

Zuſammenſetzung oder Herzählung der Theile eines ſichtbaren Gegenſtandes nie ein lebendiges Bild entſteht, dahingegen oft ein einziges Merkmal eines ſolchen Gegenſtandes an denſelben erinnert und ihn treffend bezeichnen kann. Aus dem Geſagten leuchtet zugleich die Unſtatthaftigkeit einer beſondern Gattung von Poeſie ein, die man gewöhnlich beſchreibende oder mahlende zu nennen beliebt, und welche dem Weſen der Poeſie widerſpricht. Beſchreibungen oder Schilderungen ſichtbarer Gegenſtände und ihrer gleichzeitigen Theile können nur dann Beſtandtheile eines Gedichts ausmachen, wenn jene in Bewegung und Handlung geſetzt werden, ſo daß die Schilderung den Gegenſtand gleichſam vor unſern Augen entſtehn läßt, oder ihn durch Thätigkeit charakteriſirt, und ſo dem fortſchreitenden Gange eines Gedichts angemeſſen iſt. Die Gedanken aber, welche der Dichter zu einem Ganzen verbindet, können kein lebendiges Bild in der Einbildungskraft erwecken, wenn ſie bloß Begriffe und Sentenzen ſind, ſondern ſie müſſen als Erguß des durch das Schöne begeiſterten Gemüths, ſich unmittelbar auf individuelle Erſcheinungen und Veränderungen beziehn, welche als äußere oder innere wahrgenommen oder dargeſtellt werden (ſie mögen übrigens erdichtet oder in der Wirklichkeit begründet ſeyn), und in ihrer Verbindung den Erſcheinungen ſelbſt, ſo wie den Geſetzen folgen, nach welchen die Einbildungskraft, von dem Gefühle begleitet, äußere oder innere Erſcheinungen als Ganzes auffaßt und leicht zu überſchauen vermag. Daſſelbe gilt von den Worten, wie wir oben andeuteten; denn ihre Folge und Verbindung muß ebenfalls geeignet ſeyn, eines Theils individuelle Vorſtellungen und durch ſie das Bild des Ganzen zu erwecken, andern Theils das den Gegenſtänden und dem Gemüthszuſtande, in welchem der Dichter ſie ſchaute, entſprechende Gefühl ſowohl im Ganzen als im Einzelnen auszudrücken und bei dem Hörer oder Leſer anzuregen. In den letztern Beziehungen nennt man den poetiſchen Styl den Styl der Anſchauung (bildlichen Styl) und der Empfindung (oder des Gefühls), und hierin liegt auch die Foderung eines entſprechenden Rhythmus in der Folge der Worte und ihrer Harmonie articulirter Laute (woraus auch der Reim zu erklären iſt) — denn bis in die äußerſte Form ſoll das Kunſtwerk mit ſeiner Idee übereinſtimmen und Schönheit verkündigen. II. Eintheilung der Poeſie. Die Werke der Dichtkunſt ſind unendlich mannichfaltig, und es laſſen ſich nach verſchiedenen Beziehungen Claſſen derſelben annehmen — ſo z. B. in Beziehung auf die Art der Bildung, welche das Gedicht vorausſetzt, Natur- und Kunſtpoeſie, — letztere von einigen auch Idealpoeſie genannt. (Vergl. den Art. Naturpoeſie.) Am wichtigſten und gebräuchlichſten iſt die Eintheilung, welche ſich auf die im Allgemeinen nothwendige Verſchiedenheit der Erſcheinungen und Veränderungen bezieht, unter welchen die in Worten ausgeſprochene Gedankenreihe ein Bild des Lebens darſtellt (Dichtungsarten im eigentlichen Sinne). Dieſe Erſcheinungen nämlich ſind innere oder äußere; daher könnte man eine ſubjective und objective Poeſie unterſcheiden. Die innern lebendigen Erſcheinungen, welche die Poeſie ausſpricht, ſind die harmoniſchen Gefühle, von welchen das poetiſche Gemüth bewegt und begeiſtert iſt, daher man auch die ſubjective Poeſie Gefühlspoeſie vorzugsweiſe nennen kann. Da aber Gefühle Gegenſtände (Urſachen) vorausſetzen, durch welche ſie erweckt werden, und welche ſowohl in dem ganzen individuellen Zuſtande des Dichters, als in gewiſſen von demſelben aber im Gefühle ergriffenen Gegenſtänden beruhen können, ſo können entweder die Gefühle, welche ſich an dieſen Gegenſtänden äußern, oder die Gegen-

ſtände, als im Gefühle ergriffen und durch das Gefühl beſtimmt, hervortreten. Dieſes unterſcheidet die Arten der Gefühlspoeſie oder Lyrik, zu welcher auch diejenigen ſogenannten didactiſchen Gedichte zu rechnen ſind, welche überhaupt den Namen Gedichte verdienen und dem Weſen der Poeſie nicht widerſprechen (ſ. die Art. Lyrik und Lehrgedicht). Die äußern Erſcheinungen aber, welche die Poeſie darſtellt, werden als vergangen oder gegenwärtig dargeſtellt, und ſind Begebenheiten oder Handlungen, welche gleichſam vor der Anſchauung vorgehen, daher man die objective Poeſie auch vorzugsweiſe Anſchauungspoeſie oder darſtellende Poeſie nennen kann (ſ. d. Art. Darſtellung). Die Begebenheiten aber, die der Dichter als vergangen ſchildert und erzählt, geben der epiſchen oder erzählenden Dichtungsart, die Handlungen, welche als gegenwärtig dargeſtellt werden, der dramatiſchen den Stoff. Und ſo erſcheinen uns als Dichtungsarten die lyriſche, epiſche und dramatiſche (ſ. d. Art.). III. Geſchichte der Poeſie. Sie iſt die Darſtellung der allmähligen Entwickelung und Ausbildung der poetiſchen Anlage zur Verwirklichung der Idee der Poeſie unter den verſchiedenen Völkern der Erde. Der Urſprung der Poeſie fällt mit dem Urſprunge der Sprache zuſammen, ja die Sprache iſt als gemeinſchaftliches Product des Aeußern und Innern, als Verbindung des Geiſtigen mit dem körperlichen Laut in ihrem Urſprunge poetiſch. Denn der lebendige Menſch, welcher noch in innigſter Verbindung mit der Natur ſteht, und ſie in ſeinem Innern treu abſpiegelt, drückt durch die Sprache das lebendig Angeſchaute und Empfundene aus. Er empfängt den friſchen Eindruck der Dinge, und belebt ſelbſt das Todte, darum ſind ſeine Schilderungen anſchaulich, ſeine Worte ſinnlich und bezeichnend, und das Gefühl drückt ſich durch den geſangähnlichen Vortrag und durch die entſprechende Bewegung der Töne (Rhythmus) aus. Hierher gehören die allgemeinen Bemerkungen, daß überall die Poeſie der Proſa vorangeht, und das Sprechen der Völker früher dem Singen glich, ja daß daher auch lange Zeit die öffentlichen Vorträge, welche Geſetze und Verfaſſung betreffen, wie bei den Griechen und Römern in Verſen enthalten waren und geſungen wurden; endlich, daß die Poeſie in ihrer frühſten Entwickelung bei allen Völkern mit Muſik und lebendiger Mimik ſo verbunden und belebt iſt, daß ſie gleichſam nur die Elemente einer lebendigen Mittheilungskunſt zu ſeyn ſcheinen, die ſich erſt ſpäterhin trennen, wenn Abſtraction die Einbildungskraft unterſtützt, und ſich in verſchiedne Künſte aus einander legen. Die muſikaliſche Ausbildung der Sprache aber wurde auch dadurch befördert, daß in Ermangelung der Schreibkunſt der Sprechende noch auf den lebendigen Laut beſchränkt, und ſelbſt um dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, bei längern oder vorzüglich wichtigen Vorträgen und Mittheilungen aufgefodert war, ſie in ihren einzelnen Theilen durch entſprechenden Rhythmus und durch Accente zu bezeichnen. Für Letzteres möchte auch das frühe Alter der gnomiſchen Poeſie bei den meiſten Völkern zeugen. Was ferner den Grundſtoff betrifft, welchen die Poeſie in ihrer erſten Erſcheinung bearbeitet, ſo kann, da die Religion die Quelle aller Bildung, und das religiöſe Gefühl das urſprüngliche Selbſtgefühl der Seele iſt, die ſich ganz und in ihrem Verhältniſſe zu einem Höhern fühlt, auch der Poeſie urſprünglicher Inhalt nur Religion ſeyn. Die Geſchichte bewährt uns, daß die Urpoeſien oder Nationalpoeſien der Völker religiöſe Sagen (Mythen) ſind, an welche ſich die Geſchichte des Stammes und der Staatengründung unvermerkt anſchließen, daher auch der nothwendige Antheil der Götter und des Wunderbaren in ei-

nem Nationalepos. Die Urpoeſie der Völker aber iſt in jedem Sinne wahr und friſch, denn es iſt in ihr Bild und Begriff noch ungetrennt, da ſie ſpäterhin der poetiſche Sinn dem proſaiſchen entgegenſtellt, das Bild dem Begriff, und die Poeſie der Wahrheit; ihr Stoff iſt wahrhaft empfunden und erlebt; der Ausdruck natürlicher und bewußtloſer Erguß des unausgebildeten Gemüths — Naturpoeſie. Die ſpätere Poeſie (Dichtkunſt) drückt öfter das Erdachte, Erdichtete, ſo wie die nachgeahmte Empfindung in künſtlichen durch Reflexion ausgebildete Weiſen aus. Die künſtlichere Bearbeitung der poetiſchen Urſtoffe, oder die Poeſie als Kunſt ſetzt die Ausbildung der Schreibekunſt voraus, durch welche es möglich iſt, den von ſich ſelbſt getrennten und äußerlich feſtgehaltenen Gedanken und Worten die möglichſte Symmetrie und Abrundung zu geben. In den erſten uns ſchriftlich aufbewahrten Werken der Poeſie vernehmen wir noch die Nachklänge jener kunſtloſen Urpoeſie; aber es iſt jener vertrauliche Umgang der Götter und Menſchen ſchon verſchwunden, von welchem die Sagen reden, und was ſich durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat, erſcheint groß und wundervoll gegen die Thaten der Nachwelt. So verſchieden aber die Religion, als der Mittelpunkt des Lebens und der Urquell der Bildung unter den Völkern erſcheint und ihre Verhältniſſe beſtimmt, ſo verſchieden iſt anch die Poeſie eines Volkes von der des andern von ihrem Urſprung an. Doch iſt in verſchiednen Zeiten der Einfluß der Religion auf die Poeſie größer als in andern. Der Gebrauch einer fremden Mythologie aber iſt der Naturpoeſie fremd. Man kann die Hauptperiode in der Geſchichte der Poeſie eintheilen in die Poeſie der alten (vorchriſtlichen), und der neuen (chriſtlichen) Zeit. Die erſtere Periode zeigt uns die Hebräer als das erſte Volk, von dem poetiſche Erzeugniſſe auf die Nachwelt gekommen ſind. Von einer frühern Poeſie der Indier, Perſer, Syrer und Araber zeigen ſich nur dunkle Spuren. Die religiöſen Sagen der Hebräer haben ein hohes Alter, und ihre Poeſie trägt einen von der Poeſie der übrigen Völker des Alterthums ganz verſchiedenen feierlich ernſten Charakter. Sie beginnt mit Kosmogonie, wird ſpäter kriegeriſche Nationalpoeſie, dann ſeit David Tempelpoeſie, erreicht unter Salomo (1044 — 975) ihr goldnes Zeitalter, und wird dann prophetiſche Poeſie, welche der Gegenwart zürnt und weiſſagend in die Zukunſt blickt. (Siehe das Weitere in dem Artikel Hebräer.) Von da führt uns die Geſchichte in das vorzugsweiſe ſogenannte claſſiſche Alterthum, und wir erblicken die Poeſie in Kleinaſien und Griechenland unter dem Einfluſſe des herrſchenden Paganiſmus, welchen die blühende Phantaſie reich und mannichfaltig geſtaltet in ihrem plaſtiſchen und durchaus objectiven Charakter (vergl. hierüber den Art. Antik). Die griechiſche Poeſie läßt ſich in drei Perioden eintheilen, von welcher die erſte von den älteſten Zeiten Griechenlands bis auf die perſiſchen Kriege läuft. In Thracien und Kleinaſien beginnt die griechiſche Poeſie, und das große Nationalepos des Homer oder der Homeriden, die Rhapſoden und cykliſchen Dichter deuten auf einen ausgebreiteten Verkehr der Poeſie der damaligen Zeit. Bald bildet ſich auch die Lyrik in eigenthümlicher Vortrefflichkeit aus. Die zweite Periode geht von den perſiſchen Kriegen bis auf Alexander den Großen. Sie zeigt die Blüthe der dramatiſchen Dichtkunſt und der ausgebildeten Poeſie überhaupt. Die dritte Periode zeigt den Verfall der griechiſchen Poeſie unter Alexanders Nachfolgern und die Nachblüthe derſelben in Alexandrien (ſ. d. Art. griechiſche Literatur). Von den Griechen wandern wir zu ihren Nachahmern, den Römern, deren Sprache ſich ſpät

für Poeſie ausbildete, und die bis auf den zweiten puniſchen Krieg, oder bis auf die Zeit, wo ſie die nähere Bekanntſchaft mit den Griechen machten, nur rohe Verſuche in der Poeſie machten. Das goldne Zeitalter ihrer Poeſie fällt erſt unter Auguſts und Tibers Regierung, und verfiel von da bis auf die Einführung der chriſtlichen Religion und die Einbrüche der Barbaren immer mehr. Origineller und von eigenthümlicher Zartheit ſind die Bruchſtücke, welche uns die Blüthe der indiſchen Poeſie verkünden (einige Jahrhunderte vor Chr. Geb.). Die zweite Hauptperiode der neuen chriſtlichen Zeit, in welcher die muſikaliſche und ſubjective Seite der Poeſie vorzüglich hervortritt (vergl. d. Art. Modern und Romantiſch), zeigt uns zuerſt die lateiniſche Sprache beim chriſtlichen Gottesdienſt zu einer myſtiſch-religiöſen Poeſie angewendet und umgewandelt, ſpäter (9ten und 10ten Jahrhundert u. ff.) von den Gelehrten zu Nachbildungen der altrömiſchen Poeſie benutzt, darauf die Blüthe der arabiſchen Poeſie (ſ. d. Art.). Eine originale Poeſie in den neuern Sprachen aber erblicken wir bei den Franzoſen ſeit den Provenzalen oder Troubadours vom 11ten Jahrhundert an. In ihr ſprach ſich der Geiſt der edeln Chevalerie durch Andacht, Tapferkeit und Liebe aus. Dieſe romantiſche Poeſie der Franzoſen verfiel in künſtliche Reimerei ſeit dem Ende des 10ten Jahrhunderts. Von der Regierung Franz I. an hob ſich auch die Poeſie wieder etwas; unter Ludwigs XIV. Regierung aber wird das goldne Zeitalter der franzöſiſchen Poeſie geſetzt, obgleich ſie oft, nur auf die ihr eigne Art, die Alten nachahmte und antike Stoffe moderniſirte, und die Eleganz zu ihrer Haupttendenz machte (ſ. d. Art. franzöſiſche Literatur). Die neuere italieniſche Poeſie pflanzte die Provenzalpoeſie fort; eine originelle Nationalpoeſie aber begann ſeit dem 13ten Jahrhundert in Sicilien, blühte von Dante und Petrarca bis auf Arioſt und Taſſo (im 13ten und 14ten Jahrhundert) in eigenthümlicher Grazie, und verfiel von da in Schwulſt und Nachahmung (ſ. d. Art. italieniſche Poeſie und Literatur). Die ſpaniſche Dichtkunſt erſcheint urſprünglich als Schweſter der provenzaliſchen vermiſcht mit orientaliſchem Charakter. Die erſten Verſuche der originellen caſtilianiſchen Poeſie gehen vom 13ten Jahrhundert an; ihre Blüthe aber fängt mit Carls V. Regierung an, und verfällt von Philipp IV. an wieder gleichzeitig mit ihr, und verwandt blühte die portugieſiſche (ſ. ſpaniſche Literatur). Die deutſche Poeſie, welche mit der nordiſchen Poeſie ſehr verwachſen iſt, und ihren originellen epiſchen Cyklus hat, hat mehrmals unter den verſchiedenſten Tendenzen geblüht, am ſchönſten aber dann, wo ſie von der Nachahmung der Fremden frei geweſen iſt. Auch hat ſie die poetiſchen Formen aller Völker in ſich aufgenommen (ſ. d. beſondern Art. deutſche Poeſie). Der Urſprung der engliſchen und ſchottiſchen Poeſie verliert ſich wie der der deutſchen in die ferne Bardenzeit; ſie wurde verfeinert durch die nordfranzöſiſche Poeſie. Die Blüthe der neuen engliſchen Poeſie aber, welche ſich durch gedankenvollen kühnen Ernſt und Humor auszeichnet, fällt in die glänzende Zeit der Königin Eliſabeth (ſ. d. Art. engliſche Literatur und Poeſie), obgleich Chaucer der Vater der neuern engliſchen Poeſie genannt wird. Die ſcandinaviſche Poeſie (vorzugsweiſe nordiſche genannt) zeigt das Ritterthum in eigenthümlicher durch den nordiſchen Charakter gefärbten Geſtalt ſeit dem 13ten Jahrhundert, wo das deutſche Heldenbuch in Norwegen eingeführt wurde, und fremde Sagen mit einheimiſchen verſchmolzen wurden; im 14ten Jahrhundert trat auch hier die Meiſterſängerei an die Stelle dieſer Sagenpoeſie (von hier an ſ. d. Art. ſcandinaviſche Poeſie, und im beſondern die Art.

dänische und ſchwediſche Sprache und Literatur). Dieſes ſind die wichtigſten Völker, welche in dem Gebiete der Poeſie uns bekannt ſind. Die Geſchichte der Poeſie wird jedoch immer vollſtändiger und klarer werden, wenn ſie auch die Spuren der Poeſie bei den nichteuropäiſchen, z. B. amerikaniſchen Völkerſchaften aufnimmt, die reichen Entdeckungen über die indiſche, perſiſche, arabiſche und türkiſche Poeſie benutzt und verarbeitet, ſo wie auch die Poeſie derjenigen Völker, deren Dichtkunſt nur flüchtig oder nicht originell geblüht hat, (die ruſſiſche, polniſche, ungariſche und böhmiſche Poeſie) an ihren Stamm anſchließt. Eine beſondre Geſchichte der Poeſie überhaupt und in dem angegebnen Sinne und Umfange iſt noch nicht vorhanden. Selbſt Hartmanns Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie, von den älteſten Zeiten an (Leipz. 1797, 1798 in 2 Bänden) iſt unvollendet geblieben. T.

Poetik, die Theorie der Poeſie, iſt eines Theils ein Zweig der angewandten Aeſthetik, andern Theils ein Zweig der practiſchen Sprachwiſſenſchaften. Erſteres in ſo fern das Princip der ſchönen Kunſt auf Poeſie angewendet, und die Dichtkunſt ſowohl nach ihrem Weſen und Begriff, Materie und Form, als nach ihrem Umfange, oder nach den allgemeinen Claſſen, welche wir Dichtungsarten nennen, äſthetiſch betrachtet wird; letzteres in ſo fern ſie Theorie des poetiſchen Styls und eigentliche Technik der Poeſie iſt, wozu auch die Metrik und die Theorie des Reimes gehört. Sie iſt eine der am frühſten ausgebildeten Theorien, ja die Aeſthetik hat ſich aus ihr erſt allmählig entwickelt, indem die Betrachtung des Schönen von einem beſondern Kunſtſchönen (dem Poetiſchen), der menſchlichen Entwickelung gemäß, zur wiſſenſchaftlichen Entwickelung der reinen Idee des Schönen aufſteigen mußte (ſ. d. Art. Aeſthetik), und keine Kunſt dem Menſchen näher lag und gleichſam angeboren war, als die, welche Gedanken durch die Sprache in anſchaulicher Vollendung darſtellt. Letzteres iſt auch der Grund, warum ſie in den Lehrbüchern der Aeſthetik ausführlicher entwickelt und zu größerer Vollendung gebracht worden iſt, als bisher noch die äſthetiſchen Theorien der übrigen Künſte. Unter den Griechen behandelte ſie ſchon Ariſtoteles in ſeinem Buche περι ποιητικης, welches wir nur im Fragmente beſitzen (die beſte Ausgabe von Gottfr. Hermann) abgeſondert; Horaz in ſeiner ſogenannten ars poetica, oder vielmehr in ſeinem Briefe an die Piſonen, zeigt ſich als deſſen Schüler. In der neuern Zeit behandelte ſie abgeſondert Marc. Hier. Vida, Taſſo und viele andre Italiener, Nic. Boileau Despreaux, Jul. Cäſ. Scaliger, Gerh. Jo. Voß, Racine, D'Alembert, Marmontel, Alex. Gottlieb Baumgarten, der Stifter der Aeſthetik, Joh. Adolph Schlegel, Gottſched, Breitinger, Sulzer (in ſ. Theorie der Dichtkunſt), Engel (in ſeinen Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten), Jean Paul Friedr. Richter in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik (neue Auflage 1814) und Clodius (in ſeinem Entwurfe einer ſyſtematiſchen Poetik, Leipzig 1804). Außerdem iſt die äſthetiſche Theorie der Dichtkunſt ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Aeſthetik und in den Theorien der ſchönen Künſte, z. B. in den Werken von Batteux, Domairon, Sulzer (allgem. Theorie der ſchönen Künſte), Schubart, J. A. Eberhard, Eſchenburg, Heydenreich, Bouterweck, Pölitz, Schreiber, Aſt, Luden, Bechmann, Seckendorf abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenſtände derſelben, beſonders von Sturz, Leſſing, Klopſtock, Moritz, Delbrück, W. von Humbold, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, ſo wie durch Kritiken in den Literaturzeitungen, ausgebildet. Ueber Verskunſt und Proſodie ſ. d. Art. T.

Poinſinet (Antoine-Alexandre-Henri), geboren zu Fontainebleau im J. 1735, widmete ſich frühzeitig der Literatur, und trat zuerſt 1753 als Schriftſteller mit einer ſchlechten Parodie der Oper Titon et l'Aurore auf. Seitdem ſchrieb er für die Bühne, beſonders für die Opéra comique, wo ſeine Stücke mit Hülfe der Muſik meiſtentheils gefielen. Den meiſten Beifall fanden: Gilles garçon peintre; Sancho Pansa; Le Sorcier; Tom Jones; Ernalinde ou Sardomir. Der Dialog hat viel Natürlichkeit und die Verſe eignen ſich für den Geſang. Seine übrigen Werke ſind nicht erwähnenswerth, etwa ausgenommen Le cercle ou la Soirée à la mode, eine Comédie à tiroirs, voll anziehender Details, die ſich auf dem franzöſiſchen Theater erhalten hat. Poinſinet verband mit einigem Talent eine ungemeine Unwiſſenheit in den gewöhnlichſten Dingen und eine gränzenloſe Leichtgläubigkeit. Da ſeine Unwiſſenheit mit vieler Eitelkeit gepaart war, ſo konnte man ihm, wenn man dieſe in Anſpruch nahm, die abgeſchmackteſten Dinge aufheften. Ihn auf dieſe Weiſe lächerlich zu machen, trat eine eigne Geſellſchaft von Spottvögeln zuſammen, die unaufhörlich ſeine Leichtgläubigkeit benutzte, um ihn anzuführen, oder zu myſtificiren, welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam. Man ſpiegelte ihm vor, daß ausgezeichnete Frauen in ihn verliebt ſeyen, und gab ihm falſche Rendez-vous, ohne daß ihm die Augen aufgingen. Man ſchlug ihm vor, ſich das Amt des Ofenſchirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, vierzehn Tage lang ſeine Schenkel zu röſten, um ſich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Einſt kündigte man ihm an, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden ſolle, um an der Freigebigkeit der Kaiſerin Theil zu nehmen, daß er aber dazu ruſſiſch lernen müſſe. Er glaubte dieſe Sprache zu ſtudiren und fand endlich nach ſechs Monaten, daß er ſich mit dem Niederbretagniſchen beſchäftigt habe. Monnet hat von ſeinen Memoiren den ganzen zweiten Band den Streichen gewidmet, die dem armen Poinſinet von der Société des persifleurs geſpielt worden. Poinſinet war ein Freund vom Reiſen; er hatte Italien beſucht und wollte Spanien bereiſen, als er 1769 im Guadalquivir ertrank. (Man vergleiche über ihn: Rameau's Neffe von Diderot.) — Sein Bruder, Louis de Poinſinet de Sivri, geb. 1733 und geſt. 1804 hat eine Menge von Werken hinterlaſſen, worunter mehrere Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen ſind.

Poiſſarden, die Fiſchweiber in Paris, die in der neuern Zeit durch den lebhaften Antheil, den ſie an einzelnen Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution genommen, eine gewiſſe Celebrität erhalten haben.

Poitiers, am Clain, die Hauptſtadt im ehemaligen Poitou, jetzt die Hauptſtadt im Departement der Vienne. Sie iſt in Anſehung des Umfangs eine der größten Städte Frankreichs, aber ſchlecht gebaut und bewohnt. Die Einwohnerzahl ſchlägt man auf 18,000 an. Der Biſchof von Poitiers ſteht unter dem Erzbiſchof von Bordeaux. Sehenswerth ſind der Dom und die Collegiatkirche St. Hilarii. Die von Carl VII. 1431 geſtiftete Univerſität ging während der Revolution ein; im J. 1803 wurde ſie durch ein Lyceum und 1805 durch eine Schule der Jurisprudenz erſetzt. Man ſieht hier verſchiedne Ueberreſte römiſcher Alterthümer.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, geboren im J. 1500, war die Tochter von Jean de Poitiers, Grafen de Saint-Vallier, aus einer alten und angeſehenen Familie der Dauphiné. Von der Natur war ſie mit allen Reizen der Geſtalt und des Geiſtes ausgeſtattet. Sie war anfangs fille d'honneur der Königin Claudia, und benutzte

ihr Anſehn zum Vortheil ihrer Familie. Als ihr Vater, weil er die Flucht des Connetable von Bourbon ſollte begünſtigt haben, zum Tode verurtheilt worden war, wirkten vornehmlich ihre Bitten ihm Gnade aus. Sie hatte ſich bereits 1514 mit Louis de Brezé, Großſenechal der Normandie, vermählt und gebar demſelben zwei Töchter, deren eine ſich mit dem Herzog von Bouillon, die andre mit dem Herzog von Aumale verheirathete. Diane war ſeit dem am Hofe unter dem Namen der Grande Sénéchale bekannt. Im J. 1531 ſtarb ihr Gemahl, und geraume Zeit danach, als Diane bereits wenigſtens vierzig Jahre alt war, faßte der achtzehnjährige König Heinrich II. die heftigſte Liebe für ſie. Sie aber wußte ihre Herrſchaft faſt zwanzig Jahre lang bis zu des Königs Tode zu behaupten. Heinrich verlor in Dianens Umgang die Rohheit und Wildheit des Charakters, die ihm von Natur eigen waren, und nahm jene Leutſeligkeit und Sanftmuth an, die er fortan bei keiner Gelegenheit verläugnete; zugleich aber gewöhnte er ſich unter ihrer Leitung an äußern Prunk und Zerſtreuung und an eine Verſchwendung, welche die nachtheiligſten Wirkungen hatten. Diane von Poitiers gehörte zu den ſeltenen Frauen, deren körperliche Reize nie zu welken ſcheinen. „Ich ſah ſie," ſagt Brantome, ſechs Monate vor ihrem Tode noch ſo ſchön, daß ich kein noch ſo ſteinernes Herz kenne, das nicht davon gerührt worden wäre. . . Schade, daß einen ſo ſchönen Körper die Erde deckt; ſie war ſehr gutmüthig, mitleidig und wohlthätig. Das Volk mag Gott bitten, daß nie eine ſchlimmere Geliebte des Königs kommen möge." — Nach Heinrichs Tode zog ſich Diane auf das prächtige Schloß Anet zurück, und ſtarb daſelbſt 1566.

Pol heißt derjenige Punkt, in welcher die Erdachſe die Oberfläche der Erdkugel ſchneidet. Es gibt zwei ſolche Punkte, welche Nordpol und Südpol heißen. Die verlängerte Erdachſe ſchneidet aber auch das Himmelsgewölbe in zwei Punkten, welche **Weltpole** genannt werden. Jene heißen auch Pole des Aequators, weil die Erdachſe auf der Ebne deſſelben ſenkrecht ſteht, um ſie von den Polen der Ekliptik zu unterſcheiden, welche durch eine Linie beſtimmt werden, die im Mittelpunkt der Erde auf der Ebne der Ekliptik ſenkrecht iſt. **Polhöhe** eines Orts heißt die Höhe, in welcher der Pol über dem Horizont erſcheint, oder iſt der Winkel, welcher die Geſichtslinie zum Pol mit der Horizontalebne, oder derſelbe auch, den der Erdradius dieſes Orts mit der Ebne des Aequators bildet. Daher iſt die Polhöhe der geographiſchen Breite eines Orts gleich. Sie beträgt für Leipzig B. 51 Grad und 19 Minuten. **Polardiſtanz** heißt die Entfernung des Pols vom Scheitelpunkt oder Zenith eines Orts und iſt daher der Winkel, welcher die Polhöhe zu einem rechten Winkel oder zu 90 Graden ergänzt.

Polarkreis iſt derjenige Parallelkreis, der 66 1/2° vom Aequator abſteht, und der auf der Erde diejenige Zone abſchneidet, in welcher die Sonne zur Zeit der Sommerſonnenwende, während eines Tags wenigſtens nicht mehr untergeht.

Polarität heißt in der Phyſik die Kraft gewiſſer Körper, die ſich nur in einzelnen einander entgegengeſetzten Punkten vorzüglich ſtark äußert, wie z. B. die Polarität des Magnets, der Electricität, der galvaniſchen Säule.

Polder heißen in Niederdeutſchland eingedeichte Länder, die mit Dämmen gegen Ueberſchwemmung verwahrt und dem Meere abgewonnen ſind.

Polemik bezeichnet nach der Ableitung von dem griechiſchen Wort πολεμος (d. i. Krieg, Kampf, Streit), eigentlich die Kampffertigkeit

oder Streitkunſt. Man hat den Ausdruck aber beſonders von einem ſonſt ſehr fleißig und eifrig behandelten, ſpäter vernachläſſigten, aber gewiß ſehr wichtigen Theil der theologiſchen Wiſſenſchaften gebraucht, und Polemik dann auch durch *Streittheologie* überſetzt. Die Theologie iſt an ſich zwar keine ſtreitende, ſondern geht nur darauf aus, die religiöſe Wahrheit zur Erkenntniß und Ueberzeugung zu bringen. Weil aber dieſelbe vielfach angefochten, und mit mehr oder minder ſcheinbaren, auch wichtigen Gründen beſtritten worden iſt, mußte die Theologie ſelbſt eine ſtreitende werden, und die Kirche beſonders bedurfte ihrer, um ſich gegen die Feinde und Gegner des Chriſtenthums, der Kirchenlehre und einzelner Lehrſätze, gegen Zweifler und Irrlehrer zu vertheidigen und zu verwahren. Indeß treten manche Bedenklichkeiten, wo nicht gegen dieſen Theil der Theologie ſelbſt, doch gegen den etwas unfreundlichen Namen *Polemik* ein, der, zumal durch Streittheologie überſetzt, nicht nur den Streit und die Theologie etwas mißtönend zu paaren, ſondern auch faſt einen innern Widerſpruch zu enthalten ſchien, weil es eigentlich nur eine Friedenstheologie geben kann. Da indeß der Friede auf Erden, ſelbſt nach religiöſer Anſicht, nicht ohne Streit zu gewinnen iſt, ſo wäre ſelbſt der Name Streittheologie wohl zu rechtfertigen. Ein mildernderer Ausdruck aber, den man dafür erfand, *Elenchtik* oder *elenchtiſche Theologie*, ließ ſich zwar aus einer bibliſchen Stelle ableiten (z. B. Tit. I, 9) wo das Wort ἐλέγχειν (von *Luther* durch *Strafen* überſetzt) auch *widerlegen* heißen kann, änderte aber, zumal das Wort auch den ſtrengern Sinn des *Widerſtreitens* nach dem Zuſammenhang enthält, in der weſentlichen Bedeutung eigentlich nichts. In neuer Zeit hat man noch allgemeiner den Namen *Apologetik* dafür beliebt, und damit im engern Sinn, die wiſſenſchaftliche Vertheidigung des Chriſtenthums, ſeiner Wahrheit und Göttlichkeit bezeichnet, während das Wort *Polemik* ſich immer mehr nur auf die Vertheidigung der eigentlich ſogenannten Kirchenlehre irgend einer der chriſtlichen Parteien zu beſchränken ſchien. Der Name *Apologetik* hat die Autorität der früheſten Kirchenväter in ſo fern für ſich, als dieſe ihre gegen Juden und Heiden gerichteten Vertheidigungsſchriften, die ihren Glauben und ihre Lehre gegen mancherlei Einwürfe und Vorwürfe, gegen Beſchuldigungen und Zweifel rechtfertigen ſollten, *Apologien* nannten. Da aber die in der Kirchenlehre ausgeſprochene Wahrheit ſich in den Augen der Kirchenglieder von der Wahrheit des Chriſtenthums ſelbſt nicht entfernt, und die Kirchenlehre eigentlich noch mehr, als das Chriſtenthum, dasjenige iſt, dem widerſprochen wird, ſo gilt die *Apologetik* auch nicht minder von der Vertheidigung der Kirchenlehre, wofür ſonſt der Ausdruck *Polemik* allgemein war. Es ward dieſelbe auch bis zur zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ſo ſehr als ein Haupttheil der theologiſchen Wiſſenſchaften behandelt, daß nicht bloß zahlreiche gelehrte Werke über die Polemik erſchienen, ſondern auch auf deutſchen Univerſitäten dieſelbe ganz vorzüglich in Vorträgen abgehandelt ward. Die neuere Zeit, die nur zu ſehr das, was man kirchliche Dogmatik oder Kirchenlehre nennt, hat fallen laſſen, gab denn auch die *Polemik* mehr als gut iſt, auf — wird aber zu derſelben zurückkehren. Denn es ziemt dem Theologen wohl, daß er mit ſtrenger, logiſcher und wiſſenſchaftlicher Methode die Feſte ſeiner Ueberzeugung und der Lehre, auf deren Bekenntniß er ſich verpflichtet, zu vertheidigen, und wenn es Noth thut, neben dieſem defenſiven, auch einen offenſiven Kampf zu führen wiſſe, einen ſolchen nämlich, der nicht ohne Liebe, aber mit Wahrheitseifer auch die Gründe be-

ſtreitet, auf die eine andre, als die allein wahre Wahrheit ſich geltendmachende, Lehre ſich ſtützt. Es begreift ſich, daß jede kirchliche Partei eine eigne Polemik haben muß, obwohl allen weſentliche Grundſätze derſelben allgemein ſind. Die proteſtantiſche Polemik richtete ſich insbeſondre gegen Atheiſten, Naturaliſten, Indifferentiſten und Fanatiker, gegen Juden, Papiſten, Calviniſten, Socinianer und die mancherlei Schismatiker. — Uebrigens iſt der Ausdruck Polemik und polemiſch, während er in der Theologie ſich immer mehr verlor, häufig von dieſer aufs tägliche Leben übergegangen, wo man ſie denn auf jeden anwendet, der nicht bloß unbefangen etwas behauptet, ſondern zugleich die Meinung Andrer beſtreitet. Ke.

Polen, ein Land, ein Volk und ein Staat, ſeit tauſend Jahren faſt nur durch Unglück denkwürdig. Das Land, die größte Ebne in Europa, hatte, Litthauen eingeſchloſſen, vor 1772, einen Flächenraum von mehr als 13,000 Quadratmeilen, auf welchem höchſtens 11 1/2 Millionen Menſchen unter 100,000 kleinen Herren der Freiheit ihrer Republik ſo wenig theilhaft waren, als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Waizen, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden ſtattlichen Rindviehs, ein unermeßlicher Salzſtock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Landes aus, den fiſchreiche Ströme der Oder, dem baltiſchen Meere und dem Pontus Euxinus zuführten: aber das Gewerbe lag, außer in Warſchau, Bromberg, Poſen und einigen Städten der ſchleſiſchen Gränze, danieder; die Peitſche des Edelmanns war die Seele der Nationalökonomie, und jede Thätigkeit des Erfindungsgeiſtes erſäufte der Jude in Branntwein; denn der leibeigne Pole ſagt: „nur was ich vertrinke, iſt mein." — Polen war das Land ungeheurer Widerſprüche; das kleinſte ſeiner Uebel waren Scharen von Wölfen und andern Raubthieren. — Das Volk, ein Zweig der Sarmaten, die von Mithridates gegen Rom beſoldet, aus Aſien an den Boryſthenes zogen, erlangte in dem großen Völkergedränge der Gothen und Hunnen, noch mehr in dem zweihundertjährigen Kampfe mit den Germanen, eine wunderbar elaſtiſche Gediegenheit, zuſammengeſetzt aus Nachgeben und Widerſtand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtsſinn und Vaterlandsſtolz. Den erſten ſlawiſchen Stämmen, die ſchon im 6ten Jahrhundert die Finnen vor ſich hertreibend, den Dnepr hinauf- und die Weichſel hinabzogen, und dort als Litthauer, hier, an den baltiſchen Ufern, als Preußen und Letten ſich verzweigend, Hütten bauten, folgten im 7ten Jahrhundert die Lechen, ein andrer ſlawiſcher Stamm. Der Cultur empfänglicher als jene wildern Horden, nahmen ſie zugleich mit der Schreibkunſt um 960 das Chriſtenthum an, und hießen am Ende des 10ten Jahrhunderts Polen, d. i. die Slawen der Ebne. Kampf mit den Nachbarn war das Schickſal dieſes neugebildeten, unter einem Piaſt ſeit 840 zwiſchen der Weichſel und Wartha vereinigten, dann aber unter den männlichen Erben Piaſts in kleinere Fürſtenthümer vertheilten Volks; daher ſtete Unſicherheit der Gränzen, ſie mochten die Angreifenden oder die Angegriffenen ſeyn; daher endlich kein andrer Verband im Innern, als Stammgenoſſenſchaft, ein Piaſtengeſchlecht, und ein gemeinſchaftlicher Name. Dieſe Einheit, die mehr in der Meinung und im Gefühl, als in einer geſetzlichen Form beſtand, wirkte aber mächtig auf die Einbilduugskraft des Polen, und begeiſterte ihn zu der heldenmüthigſten Vaterlandsliebe. Gleichwohl überließ er ſich, wie es allen Menſchen begegnet, die einer geſetzlichen Ordnung und Freiheit entbehren, und von ihren Gefühlen ſich beherrſchen laſſen, jeder politiſchen Ausſchweifung mit eben ſo viel Leichtſinn als

Leidenſchaft, ſo daß in dem Mehrtheile der polniſchen Staatsbürger, d. i. in dem Adel, ein republikaniſcher Charakter nie reifen konnte. In ſo fern kann man die Maſſe des Volks veränderlich oder charakterlos nennen. Darum fehlt es aber nicht in ihr an einzelnen ausgezeichneten Männern, welche die Zierde jedes Freiſtaats zu jeder Zeit geweſen ſeyn würden. Mit jugendlicher Schwärmerei verbanden ſie männliche Kraft und republikaniſchen Edelmuth. So haben ſich in Polens Geſchichte unſterblich gemacht die Tarnowski, Zamoyski, Zolkiewki, ohne die Helden und Staatsmänner in der neueſten Zeit zu erwähnen. Andre hingegen wurden durch die innern Spaltungen nach außen hin getrieben, und verriethen aus blinder Partheiwuth an den Feind ihr Vaterland. So hat Polen als Staat ſo lange mit den Grundübeln ſeiner Verfaſſung gekämpft, bis es in denſelben untergegangen iſt. In dieſer Republik herrſchte nämlich ſtets das Princip der Geſellſchaftlichkeit, nicht das der Einheit, ob ſie gleich ſchon unter Boleslav Chrobi, im Jahr 1025, ein Königreich hieß. Der Baum der Freiheit ſtand ohne Wurzeln, bis ihn der Sturm umwarf. Unſtreitig war das Wahlrecht die Loſung des Parteientummels. Geſetzliche Ordnung und bürgerliche Freiheit konnten nicht emporkommen, weil die politiſche Unform in dem Satze beſtand: der Edelmann allein iſt Staatsbürger. Dieſer rohen, tauſendköpfigen Souveränetät wurde ihr Staatszweck nie ganz klar. Daher verlor die Nation eine Bedingung ihrer Unabhängigkeit nach der andern; zuerſt Schleſien und die Oder, dann die Oſtſee, hierauf den Dnepr, endlich die Karpathen. Ein Staat aber, der keine feſten Gränzen hat, der vom Meere abgeſchnitten iſt, und der nie zur Stärke der Einheit in ſeinem Innern gelangt, wird nimmer ſeine Unabhängigkeit behaupten, ſondern der Kampfpreis der Politik ſeiner Nachbarn ſeyn. Das Unglück fing an, als die Piaſten das Land unter ihre Söhne theilten. Boleslaus III. übertrug zwar im J. 1138, dem älteſten, als dem Beſitzer von Cracau, eine Art von Obergewalt über die andern Fürſten; allein dies vermehrte nur die Unruhen. Auch das Chriſtenthum, welches am Ende des 10ten Jahrhunderts in Polen aufkam, konnte bei den Anſprüchen der Hierarchie, und bei dem durch zweihundertjährigen Krieg tief gewurzelten Haſſe zwiſchen den Deutſchen und Polen, auf die Cultur der letztern nicht wohlthätig einwirken. Als hierauf Conrad von Maſovien die Deutſchherrn gegen die Preußen zu Hülfe rief, und dieſe ſeit 1230 bis 1404 das baltiſche Küſtenland von der Oder bis zum finniſchen Buſen ſich unterwarfen, verlor Polen ſeine nördliche Vertheidigungslinie und den Seehandel. Zwar hatte Wladislav Lokietek, der ſich 1305 als König zu Cracau krönen ließ, den erſten Kern der lockern Ländermaſſe, Großpolen an der Warte, mit Kleinpolen an der obern Weichſel zu einem Ganzen verbunden, aber zu ſpät. Die Deutſchen hatten den polniſchen Staat ſchon überflügelt; daher mußte ſein Sohn Caſimir, der als Geſetzgeber und Bildner des Innern den Beinamen des Großen erhielt, der Oder und der untern Weichſel im kaliſcher Frieden 1343 förmlich entſagen. Indeß arbeitete dieſer kluge Fürſt deſto glücklicher an der Aufrichtung einer guten geſellſchaftlichen Ordnung. Er befeſtigte die Städte, und befreite ſie vom Drucke des Adels, begünſtigte aber aus Liebe zu einer Jüdin zu ſehr dieſes fremde Volk, welches ſpäterhin das Gewerbe und den Geldhandel an ſich zog, und den Nationalwohlſtand erſtickte. Mit Caſimir erloſch 1370 der piaſtiſche Mannsſtamm. Nun fing der Adel an, ſeine Stimme den Thronfolgern gegen perſönliche Vorrechte, die ihnen zum Nachtheil des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Die Vereinigung Po-

lens mit Ungarn war daher nutzlos für die Befeſtigung der Monarchie. Natürlicher und daher dauerhafter war die Verbindung Polens mit Litthauen ſeit 1386, indem der litthauiſche Großherzog Jagello durch Heirath und Wahl des Adels die polniſche Krone erhielt. Aber Sprache und Sitten trennten fortwährend den Litthauer von dem Polen; das Chriſtenthum, zu welchem jener ſich erſt jetzt bekannte, war kein politiſches Band, das die beiden Halbbrüder zu Einem Volke vereinigen konnte. Doch waren ſie jetzt mächtiger zum Schutz wie zum Angriff gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind, den deutſchen Orden. Polen ſchien ſogar die verlornen Naturgränzen wieder zu gewinnen, als die Ritter durch den Vergleich von Thorn 1466 Culm und die Weichſel bis Elbingen an Polen abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensband anerkennen mußten; auch Liefland fiel 1558 an Litthauen, und Curland wurde 1561 ein polniſches Lehn. So wurde Polen, zumal da der litthauiſche Adel ſeit dem J. 1569 mit dem von Groß- und von Kleinpolen eine Verſammlung bildete, der mächtigſte Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft ſtreitig machte, das Recht, die Nation, mit Ausſchluß des Bürgerſtandes, allein zu vertreten. Er erſchien auf den Reichstagen durch Landboten, ohne deren Einwilligung ſeit 1505 nichts über die Reichsverfaſſung beſchloſſen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborne von Adel zu Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Woiwoden, Caſtellanen und Miniſtern ernennen, welche zuſammen den erſten Reichsſtand, oder den Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Staat einer feſten Hand, die das Ganze zuſammenhielt. Smolensk, das Bollwerk Polens am Dnepr, ward (1514) von den Ruſſen erobert, und im Innern entbrannte wilder Religionshaß; doch erlangten die Diſſidenten, d. i. die Proteſtanten nebſt den Socinianern und den nicht unirten Griechen auf dem Reichstage zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Catholiken. Damit aber auch dieſer Religionsfriede den Polen keinen Segen brächte, mußte das Haus der Jagellonen 1572 ausſterben. Seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich, und blieb es bis zur Conſtitution vom 3ten Mai 1791. Heinrich von Anjou beſchwor als Wahlkönig die erſten pacta conventa, gleichſam das Nationalgeſetz der Adelsfreiheit. Von der Zeit an entzweite Parteiſucht die Stimmführer unter dem Adel, und der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. So legte die zamoiskiſche Partei, indem ſie durch die Wahl des ſchwediſchen Prinzen Sigismund die beiden erſten nordiſchen Kronen zu vereinigen glaubte, nicht nur den Grund zur innern Spaltung, die durch das Adelsvorrecht der Generalconföderation und Inſurrection ſeit 1607 ſogar geſetzmäßig ſeyn konnte, ſondern auch zu dem blutigen Kriege mit Schweden, das endlich im Frieden zu Oliva 1660 über Polen ſich erhob. Die Republik verlor an Schweden Liefland, und an den großen Churfürſten von Brandenburg (1657) die Souverainetät über Preußen. Im Innern aber löſ'te ſich der lockere Zuſammenhang der politiſchen Maſſe in Anarchie auf, als unter Johann Caſimir (1648-1669) das liberum veto geſetzlich wurde, nach welchem der Widerſpruch eines einzigen Landboten den Beſchluß aller übrigen umſtoßen konnte. Von der Conföderation war nur ein Schritt noch bis zum Staatsverrath. Parteiſüchtige begünſtigten den Abfall der Koſacken, die 1654 unter Rußlands Schutz ſich begaben, worauf auch Smolensk ein zweites Mal, nebſt Kiow, dem Dnepr und der jenſeitigen Ukraine 1667 an Rußland abge-

treten wurden. Damals ſagte der König Johann Caſimir in ſeiner Rede an die Reichsverſammlung, den 4ten Juli 1661, richtig voraus, warum, von wem und wie einſt Polen getheilt werden würde. Nach des tapfern Königs Sobieski's Tode (1696) ſchien der Thron dem Meiſtbietenden zuzufallen. (ſ. Flaſſan Hist. de la Diplom. Franc. IV. und den Art. Polignac). Als der ſächſiſche Churfürſt (ſ. Auguſt II.) ſich gegen die franzöſiſche Parthei behauptete, und an Peter I. von Rußland ſich anſchloß, ward die Republik, die ſich ſelbſt nicht ſchützen konnte, und dennoch das ſächſiſche Heer ſeiner Freiheit für gefährlich hielt, wider ihren Willen durch den Wankelmuth und den Ehrgeiz des Cardinals Radziecowski, in den nordiſchen Krieg verwickelt, der Rußland zur erſten Macht im Norden erhob. Dadurch ward Polens Schickſal entſchieden. Schwediſche Waffen bewirkten 1704, was ſpäter 1733 bis 1795 die ruſſiſchen thaten. Sie verfügten über den polniſchen Thron. Beſtechlichkeit und Luxus machten jetzt gleiche Fortſchritte unter dem polniſchen Adel, um die Geſammtkraft des Ganzen zu lähmen und zu vernichten, und damit das Maß der Verwirrung voll würde, beſchränkte man die conſtitutionellen anderthalbhundertjährigen Rechte der Diſſidenten ſeit 1717. Die Jeſuiten ſchürten das Feuer, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thorn (1724) wurde die Loſung zu tödtlichem Haſſe. Endlich ſchloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Diſſidenten von den Stellen der Landboten, dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus; man wollte ſie nur wie Schutzjuden behandelt wiſſen. Polen that nicht nur hierin, ſondern auch in ſeiner politiſchen und moraliſchen Cultur, die franzöſiſchen Witz und Leichtſinn mit Schwelgerei und Rohheit paarte, auffallende Rückſchritte in die Zeiten des Fauſtrechts. So entbrannten alle Leidenſchaften in verderblicher Gährung, als Catharina II. ihren Liebling, den Grafen Poniatowski, 1764 auf den polniſchen Thron ſetzte. Er verdiente ihn, aber zu ſchwach, den anarchiſchen Stolz des Adels zu bändigen, ſchwankte er zwiſchen Rußlands Schutzmacht und der ſelbſtſtändigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieſer ſich hinneigend, wodurch er endlich die Achtung aller verlor. Indeß war der Fanatismus der Biſchöfe Soltyk von Cracau, und Maſſalski von Wilna, mit welchem ſie der Wiederherſtellung der Religionsfreiheit ſich widerſetzten, die Haupturſache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeſte Unordnung ſtieß, und dies endliche Schickſal des Staats herbeiführte. Rußland nahm ſich der Sache der Diſſidenten an; eine Generalconföderation entſtand, aber der Reichstag ſah ſich ganz unter ruſſiſchem Einfluß. Dagegen erhob ſich die Conföderation zu Bar, von Frankreich unterſtützt, und der Krieg mit Rußland brach aus. Die fremden Truppen verwüſteten das Land, und das wilde, ſinnloſe Verfahren einiger polniſchen Parteihäupter erregte bei den drei großen Nachbarmächten eine ſolche Nichtachtung der natürlichen Rechte des polniſchen Volks, daß ſie, wie Catharina ſich ausdrückte, Polen für ein Land hielten, in dem man ſich nur bücken dürfte, um etwas aufzuheben. Bei dieſer innern Zerrüttung ſchien es dem öſterreichiſchen Hofe zeitgemäß zu ſeyn, die zipſer Städte, welche im J. 1402 von Ungarn an Polen verpfändet worden waren, in Beſitz zu nehmen, und die ſchlaue Politik des öſterreichiſchen Staatsminiſters Kaunitz leitete endlich das petersburger und durch dieſes das preußiſche Cabinet auf den Gedanken einer Theilung Polens. Wie dies zuerſt von Kaunitz ausgegangen, hat von Dohm in ſeinen Denkwürdigkeiten (I. 433 folg.) gezeigt. Der ruſſiſche Miniſter machte den 2ten September 1772 den

Beſchluß der drei Mächte bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18ten September 1773 dieſen ſchon vollzogenen Theilungstractat, nach welchem Polen von 13,000, 10,000 Quadratmeilen behielt. Das preußiſche Polen und der Netzdiſtrict fielen an das Königreich Preußen, wodurch Polens Oſtſeehandel von Preußen abhängig wurde. Rußland beſtimmte nun die innre Verfaſſung der unglücklichen Republik. Nun erſt ward es den Polen klar, worin ihr Staatszweck eigentlich beſtehe, und wodurch ſie demſelben bisher mit thörichter Verblendung entgegengehandelt. Um ihre Unabhängigkeit feſtzuſtellen, arbeiteten ſie, indem Friedrich Wilhelm II. von Preuſſen, der durch engere Vereinigung mit der Republik ſich gegen Rußland verſtärken wollte, ſie ermuthigte und ſeines Schutzes verſicherte, an einer neuen Verfaſſung. Das Wahlreich ſollte aufgehoben, und der dritte Stand in die Nationalrepräſentation aufgenommen werden. Dies waren die Grundlagen der Conſtitution vom 3ten Mai 1791. Aber Rußland verwarf ſie, und erklärte ſich für die mißvergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Conſtitution geſchloſſen hatten. Preuſſen, deſſen Politik ihre Richtung bereits gegen Frankreich genommen hatte, und das ſich vor der Macht von Rußland ſcheute, verließ, ohne Rückſicht auf ſein ſo feyerlich gegebenes Wort, die Sache der Republik, und willigte in eine zweyte Theilung 1793, in der Rußland in der Ukraine und Litthauen 5614 Quadratmeilen, mit 4,148,000 Einwohnern und Preuſſen den größten Theil von Groß-Polen, nebſt Danzig und Thorn, mit 1061 Quadratmeilen und 1,136,000 Einwohnern, hinwegnahm. Ruſſiſche Bayonette nöthigten die durch ſolche Behandlung empörten Glieder des Reichstags, die Zerſtückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Der Reſt von Polen — nur noch 4016 Quadratmeilen, mit 3,512,000 Einwohnern ſtand jetzt ganz unter ruſſiſcher Vormundſchaft. Da erhob ſich Kosciusko an der Spitze der Conföderation von Cracau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit wurden Warſchau und Wilna befreit. Der Tag von Raclawice (4ten April 1794) und der Entſatz des von dem preußiſchen Heere belagerten Warſchau's im Anfange des Septembers ſind die ſchönſten Tage in dem Leben der polniſchen Nation. Aber ſie kamen zu ſpät. Ohne Feſtungen, ohne Tactik, ohne Bundesgenoſſen, ja ohne Waffen, mußte die Verzweiflung der Nation, da Ruſſen, Preußen und Oeſterreicher ſie umzingelten, unterliegen; auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt, und mehr große und edle Männer, wie Kosciuszko war, gehabt hätten (ſ. Kosciuszko). Das Land ward im October 1795 gänzlich unter Rußland, Preußen und Oeſterreich vertheilt. Der letzte König lebte in Petersburg von einem Gnadengehalte, und ſtarb daſelbſt 1798. Den Polen blieb nichts als ein ſchmerzlich verwundetes Nationalgefühl, ein bittrer Haß gegen Ruſſen und Deutſche, ein vergebliches Harren auf franzöſiſche Hülfe, und die Theilnahme — der öffentlichen Meinung. Rußland hatte über 7500 Quadratmeilen und 4,600,000 Einwohner. Oeſterreich 2510 Quadratmeilen mit 5 Millionen Einwohnern; Preußen über 2900 Quadratmeilen mit 2,550,000 Einwohnern von Polen erhalten. So blieb der Zuſtand des zerriſſenen Landes, das nun erſt durch fremdes Geſetz innere Ordnung und Polizeianſtalten empfing, bis in den November 1806, wo Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Poſen und Warſchau führten. Der Friede zu Tilſit (8ten Juli 1807) bildete hierauf aus dem größten Theile der von Preußen erworbenen polniſchen Provinzen

das Herzogthum Warſchau, welches einen deutſchen Regenten in dem Könige von Sachſen, und zugleich mit dem franzöſiſchen Geſetzbuche eine der franzöſiſchen ähnliche Verfaſſung erhielt, nach welcher die Leibeigenſchaft für aufgehoben erklärt wurde. Danzig ſollte eine von Preußen und Sachſen beſchützte Republik werden, blieb aber ein franzöſiſcher Waffenplatz. Die Dotationen franzöſiſcher Offiziere verringerten das Staatseinkommen; doch mehr that dies das Continentalſyſtem, welches allen Handel aufhob, ſo daß die Polen mitten in dem natürlichen Reichthum ihres Landes das Schickſal des Tantalus hatten; auch die Truppenſtellung für den franzöſiſchen Kriegsdienſt zerrütteten den Wohlſtand des neugeſchaffenen Staates, und vernichteten, was Preußen mit großer Aufopferung geſchaffen hatte. Doch erhielten ſich die in den Departements Poſen und Bromberg entſtandenen Tuch- und Leinenmanufacturen. Die Regierung des Herzogthums that alles, was unter ſo ungünſtigen Umſtänden ſich thun ließ. Der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich im J. 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die polniſche Armee wetteiferte, unter franzöſiſchem und Poniatowski's Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den beſten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Cracau vor, und der wiener Friede (14ten October 1809) fügte zu dem Herzogthume Warſchau, das bisher 1850 Q. Meilen mit 2 Millionen und 200,000 Einwohnern enthalten hatte, Weſtgalizien hinzu, ſo daß es nunmehr gegen 2800 Q. Meilen groß, 3,780000 Einwohner zählte, und ein wohlgerüſtetes Heer von 60,000 Mann aufſtellte, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter dieſen Umſtänden erhob ſich der alte Nationalſtolz wieder. Die alten Gränzen, ein eingeborner König und die Wiederherſtellung des Namens Polen war der einmüthige Wunſch der Nation. Auf dieſen, von ihm abſichtlich begünſtigten Wunſch, baute Napoleon ſeinen Angriffsplan gegen Rußland im Jahr 1812, den er den zweiten polniſchen Krieg nannte. Er wußte es ſo einzuleiten, daß den 28ſten Juni 1812 eine polniſche Generalconföderation in Warſchau die Wiederherſtellung Polens feierlich ausrief; allein der Enthuſiasmus war nicht allgemein. Die Anſtrengungen des Herzogthums, das über 80,000 Mann ausrüſtete, wurden durch Napoleons Art, den Krieg zu führen, größtentheils vergeblich gemacht. Die Litthauer hielt Tormaſſow in Ordnung, und „ſtatt 16 Millionen Polen," die Napoleon durch ſein Machtwort beritten machen wollte, ſammelten ſich kaum einige Bataillone Freiwilliger. Was Polen in dieſem Reſtaurationskriege litt, und wie Napoleon ſelbſt ſeinen Erfolgen entgegenarbeitete, erzählt der Erzbiſchof von Mecheln, de Pradt, ſein Botſchafter in Warſchau (ſ. Histoire de l'Ambassade dans le Grand Duché de Varsovie en 1812, Paris, 3te Aufl. 1815) ein Augenzeuge und Theilnehmer, den er aber in der Folge als die Urſache ſeiner Unfälle der Geſchichte aufdringen wollte. Grauſamer iſt nie eine Nation getäuſcht worden, als die polniſche in dieſem Kriege. Die polniſchen Schaaren folgten dem geſchlagenen Kaiſer bis Frankreich; ein Theil ſogar bis Elba; und der aufgeregte Enthuſiasmus des Polen hing an Frankreich bis zu dem letzten Augenblick. Indeß nahm Rußland das ganze Herzogthum in ſeine Verwaltung. Danzig mit ſeinem Gebiet trat unter die preußiſche Herrſchaft zurück, und der Congreß der europäiſchen Mächte in Wien entſchied im Mai 1815 das endliche Schickſal des Landes dahin, daß 1. die Stadt Cracau mit ihrem Gebiete von ungefähr 200 Quadratmeilen als freie und unabhängige Republik ſich ſelbſt nach eigenen Geſetzen regieren ſollte; 2. daß

der auf dem rechten Weichſelufer liegende Bezirk an Oeſterreich zurückfiel, welches auch den im wiener Frieden an Rußland abgetretenen tarnopoler Kreis wieder erhielt; 3. daß der culmſche und michelau'ſche Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Departement Poſen, mit Ausnahme eines Theils des powitzſchen und des peyſernſchen Kreiſes, und der Theil des Departements Kaliſch bis an die Prozna, mit Ausſchluß der Stadt und des Kreiſes dieſes Namens, zuſammen 1,223,000 Einwohner auf ungefähr 700 Quadratmeilen an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher einige dieſer Theile mit Weſtpreußen vereinigt, aus dem übrigen aber das Großherzogthum Poſen errichtet, und den Fürſten Ant. Radziwill zum königlichen Statthalter ernannt hat; 4. daß alles übrige, ungefähr 1700 Quadratmeilen mit dem ruſſiſchen Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgeſonderte Verwaltung und diejenige innere Territorialausdehnung erhalten ſollte, die ihm der ruſſiſche Kaiſer zu geben für gut findet. So iſt alſo Polen vierfach geſpalten, hat aber ſeinen Namen und ſeine Sprache gerettet; denn die wiener Verträge haben zugleich allen Polen, die Unterthanen einer der drei Mächte werden, Einrichtungen zugeſichert, welche ihre Nationalität erhalten ſollen. Natürlich ſind ſie damit nicht zufrieden geſtellt; allein ſie haben mehr erlangt, als ſie nach ihrer feindlichen Stellung, innern Zwietracht und engen Verbindung mit Frankreich und Napoleon je erwarten konnten. Sie ſelbſt arbeiteten ſeit 1572 an ihrem Untergange; Napoleon hat ihre letzte Nationalkraft eigennützig verſchwendet, und der wiener Congreß hat ihr Schickſal nach den von ihm aufgeſtellten Grundſätzen von Gleichgewicht und Kräftevertheilung entſchieden. Daß die Polen endlich einer geſetzmäßigen Ordnung und eines freien Handels ſich erfreuen werden, darf der Weltbürger hoffen, ob er gleich gewünſcht hätte, daß ſo wie Ungarn als eigner Staat zur öſterreichiſchen Monarchie gehört, auch Polen als eigner Staat mit der preußiſchen Monarchie verbunden worden wäre, da die natürliche Abdachung des Landes die Weichſelländer dem Beſitzer der Oſtſeeküſte anweiſt. Litthauen kann nur dem Dnepr und der Düna folgen. Das Wichtigſte, was die Polen gerettet ſehen, iſt ihre Sprache, die nächſt der böhmiſchen die gebildetſte unter den ſlaviſchen Sprachen iſt. Ihre Ausbildung liegt in ihrer Literatur, deren Sprachſchatz aus mehr als 700 Büchern und Schriftchen das nun vollendete Wörterbuch der polniſchen Sprache in 6 Quartbänden (Warſchau 1814) aufgeſtellt hat; ein Nationalwerk, das der Verfaſſer, ein Landsmann des Copernicus, der Oberſchulrath Linde, Rector am Lyceum zu Warſchau, nur durch den Enthuſiasmus der Nation und ihrer Edeln, wie Fürſt Lubecki und von Wawrzecki, unterſtützt, zu Stande bringen konnte. Vor Linde hatte Piowe Kopeczynski ſich um die Grammatik der polniſchen Sprache ſehr verdient gemacht. Insbeſondre hat die königliche Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften zu Warſchau viele Verdienſte um die polniſche Literatur. Mit dem Jahr 1815 erſchienen drei literariſche Journale in polniſcher Sprache in Warſchau, Willna und Cracau. Um die Cultur des Volks wird die unter dem Fürſten Czartoryski dem jüngern vereinigte Bibelgeſellſchaft in Polen, ſo wie der zum dritten Male in Warſchau geſtiftete Wohlthätigkeitsverein ſich verdient machen; vorzüglich erwartet man dies von der an die Stelle der Oberſchul- und Erziehungsdirection getretenen Commiſſion der Aufklärung, welche auch die geiſtlichen Angelegenheiten und die Büchercenſur umfaßt. Sie beſteht aus trefflichen Männern, den Grafen Potocki, Grafen Zamoiski, dem Prälaten Przmovki,

Niemorwicz, Cajet, Kozmian, And. Horodyski, dem Paſtor Diehl, Rector Linde u. A. Unter den polniſchen Schriftſtellern ſind ausgezeichnet Kraſicki, Kinazim, Albertrandi, Skrzestuski, Czacki, Naruszewicz, welcher die Univerſalgeſchichte von Polen anfing, an deren Fortſetzung der als Staatsmann, Krieger und Dichter gleich achtungswerthe Niemcewicz, in Verbindung mit andern Gelehrten ſeit 1812 arbeitet, und wozu mehrere polniſche Damen Scenen aus der polniſchen Geſchichte gezeichnet haben; ferner der um die chineſiſche Geſchichte und Literatur verdiente Graf Potocki, die Idyllendichter Karpinski und Reklewski; die Dichter Simonowicz, der polniſche Theokrit Slowacki, Trebecki, der noch lebende Gorecki, und Tomarzewski, Polens Delille; der gelehrte Sniadecki, der Verf. von Kollatay's Leben; Bandtke, Verf. einer Geſchichte der cracauer Buchdruckereien; Graf Sebaſtian Siernkowski, Verf. eines Prachtwerks über die Baukunſt; der um die Austrocknung der Sümpfe im Pinskiſchen verdiente, und durch ſeinen Entwurf, die ſchiffbaren Flüſſe in Polen zu vereinigen, bekannte Bratymowicz, Verf. eines Werks über die Landwirthſchaft; der Aſtronom Poczobut in Wilna; der Exjeſuit Ignaz Nagurczewski, Ueberſetzer der Iliade, der Eklogen Virgils und andrer Schriften des Alterthums, und der beliebte Dichter Franz von Demochowski, Nachahmer des Boileau, auch bekannt durch eine metriſche Ueberſetzung der Iliade. Im Allgemeinen ſind die alten polniſchen Schriftſteller, beſonders die aus den Zeiten der beiden erſten Sigismunde, noch jetzt die claſſiſchen Muſter des polniſchen Styls, obgleich mit der polniſchen Sprache im 18ten Jahrhundert große Veränderungen vorgegangen ſind. So werden noch als Claſſiker geachtet, Joh. Kochanowski, Skarga, Wuieck, Biatobrzeski, Gorincki, der Dichter Staniſl. Grochowski, und die beiden ältern polniſchen Geſchichtſchreiber Slugosz und Kromer. — Ein Hauptwerk, obgleich mit ſichtbarem Haſſe gegen Catharina und Poniatowski geſchrieben, iſt *Rulhiere's* Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette Republique, 4 Vol. Paris 1807; über die erſte Theilung Polens ſ. man von *Dohms* Denkwürdigkeiten I. und Lettres du Baron de Viomenil, Paris 1808; auch iſt zu vergleichen *Malte-Brun's*, etwas einſeitig und eilfertig entworfenes, aber in Ermangelung eines beſſeren, noch jetzt ſehr brauchbares Werk: Tableau de la Pologne ancienne et moderne, Paris 1807. Damit verbinde man *Jekels* hiſtoriſch ſtatiſt. Werke über Polen und Galizien, Wien 1804—9, und *Flatts* Topographie des Herzogthums Warſchau, Leipzig 1810, und v. *Holſche* Geogr. und Statiſt. von Weſt-, Süd- und Neu-Oſtpreußen, Berlin 1807.

Polen (das jetzige Königreich). Das Herzogthum *Warſchau* war durch die glückliche Wendung, die der Feldzug von 1812 genommen, eine Eroberung der Ruſſen geworden, und bis zum Frieden in ihrem Beſitze geblieben. Der Wiener Congreß gab die Entſcheidung über ſein Schickſal, indem er Cracau mit ihrem Gebiet für frei erklärte, bedeutende Theile Oeſterreich und Preußen zuerkannte, den Reſt aber von 17—1800 Quadratmeilen mit 2,500,000 Menſchen bei Rußland beließ. Am 20. Jun. 1815 verkündigte der Donner der Kanonen in Warſchau die Herſtellung des *Königreichs Polen*, welche der Kaiſer Alexander in dem Manifeſt vom 25ſten Mai ausgeſprochen hatte, und ſämmtliche Behörden, ſo wie die Einwohner, leiſteten den Huldigungseid. Am 15ten Nov. unterzeichnete dann der Monarch die Conſtitutionsurkunde des Königreichs. Vermöge derſelben iſt Polen auf ewig dem ruſſiſchen Reiche einverleibt. Die Krone iſt erblich nach der ruſſiſchen Erbfolge-

ordnung. Der König ernennt einen Statthalter, der im Königreiche reſidirt, und, wenn er kein kaiſerlicher Prinz iſt nur ein Eingebohrner oder geſetzlich Naturaliſirter ſeyn kann. Alle Religionen ſind frei. Die Preßfreiheit iſt zugeſichert. Es findet keine willkürliche Verhaftung ſtatt. Alle Geſchäfte werden in polniſcher Sprache verhandelt, alle Aemter nur von Polen verwaltet. Die Nation wird durch eine Repräſentation vertreten, die in einem Landtage beſteht, der aus dem Könige und zwei Kammern zuſammengeſetzt iſt. Der König übt alle Verrichtungen der vollziehenden Macht aus, wird in der Hauptſtadt gekrönt, und leiſtet der Nation den Eid. An der Spitze der Verwaltung ſteht ein Staatsrath. Ein Miniſter-Staatsſecretair iſt beſtändig um die Perſon des Königs. Der Landtag verſammelt ſich ordentlich alle zwei Jahre, und berathſchlagt ſich über Geſetzentwürfe und das Steuerweſen; ohne königliche Beſtätigung ſind ihre Vorſchläge ungültig. Der Stand der Richter iſt unabhängig. Alle Streitſachen müſſen erſt den Friedensrichtern vorgelegt werden. In Warſchau iſt ein oberſter Gerichtshof für das ganze Königreich. Die Armee behält ihre Uniform, ihre beſondre Tracht und alles, was mit der Nationalität in Verbindung ſteht. Die Confiscationsſtrafe iſt aufgehoben. — Das Königreich iſt in 8 Woiwodſchaften eingetheilt, nämlich: Krakau (Hauptſtadt Miechow), Sandomir (Radom), Kaliſh (Kaliſh), Lublin (Lublin), Plozk (Plozk), Maſſovien (Warſchau), Podlachien (Siedlce) und Auguſtow (Suwalki). Dieſe Woiwodſchaften zerfallen in 39 Bezirke und 77 Diſtrikte. Statthalter iſt der General Zajonczek, Miniſter-Staatsſecretair der Graf Sobolewsky. — Das Land iſt meiſtens eben, und ſehr fruchtbar an Getraide, aber noch eines weit verbeſſertern Anbaues fähig. Der größte Fluß, der es durchſtrömt, iſt die Weichſel. Auch Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe bedürfen noch ſehr der nachhelfenden Hand der Regierung. Die Innwohner ſind meiſtens der katholiſchen Religion zugethan; es gibt aber unter ihnen auch eine Menge Juden.

Policinell (Policinello), iſt in der italieniſchen Komödie der Spaßmacher, der ſich in der Maske durch eine krumme herabhängende Naſe unterſcheidet; er iſt ganz weiß gekleidet und hat hinten und vorn einen Buckel. Der bekannte Dominicho ſetzte aus der Kleidung des Policinells und dem Charakter des Harlekins den grotesken Pierrot zuſammen. Manches Intereſſante über die Maske des Policinell theilt Göthe in ſeinem römiſchen Carneval mit.

Polignac (Melchior von), aus Puy en Velai, geb. 1661, geſt. 1741, aus einem der angeſehenſten Häuſer in Languedoc, bekannt in der Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie, wurde mehrmals in wichtigen Geſandtſchaften gebraucht, zuerſt von Ludwig XIV., der den Abbé von Polignac 1693 als außerordentlichen Botſchafter nach Polen ſchickte, um den König Johann Sobieski zu bewegen, Oeſterreichs Bündniß in dem Kriege mit der Pforte zu verlaſſen, und ſich mit Frankreich gegen Oeſterreich zu verbinden; hierauf aber, nach Sobieski's Tode im Jahr 1696, um die polniſche Königswahl auf den Prinzen von Conti zu leiten. Der Abbé hatte ſich ſchon früher 1689 in den Unterhandlungen mit dem Papſte Alexander VIII. in Anſehung der Artikel, welche die franzöſiſche Geiſtlichkeit im J. 1682 für die gallicaniſche Kirche angenommen hatte, durch Geiſt und Gewandtheit bemerkbar gemacht, daher jener Papſt in einer der letzten Audienzen zu ihm ſagte: „Sie ſcheinen immer meiner Meinung zu ſeyn, und doch ſiegt immer zuletzt die Ihrige." Auch Ludwig XIV., der dem Abbé bei deſſen Rückkehr von

Rom eine Audienz ertheilte, ſagte nachher von ihm: „Ich habe eben mit einem jungen Menſchen eine Unterredung gehabt, der mir beſtändig widerſprach, ohne daß ich auch nur einen Augenblick ungehalten werden konnte.“ — Ludwig XIV. gab dem Abbé in Polen Vollmacht, jedem, der zur Königswahl des franzöſiſchen Prinzen beigetragen haben würde, nach erfolgter Wahl eine franzöſiſche Penſion von 100,000 Livres zu verſprechen. Flaſſan (IV, p. 141 folg.) hat uns die Rede aufbewahrt, welche Polignac damals an die polniſche Wahlverſammlung in lateiniſcher Sprache hielt. Er fand aber erſt Beifall, als ihm 560 000 Livres zur Vertheilung unter die polniſchen Großen zu Gebote ſtanden. Dies war jedoch nicht hinreichend, ob er gleich noch andre 500 000 Livres verſprach; und der Biſchof von Cujavien gewann eine ſtarke Partei für den Churfürſten von Sachſen. Der Abbé Polignac vermochte bloß, die Partei zu trennen, welche ſich für den Prinzen Jacob, den Sohn der Königin von Polen, erklärt hatte. Die Königin, darüber aufgebracht, verlangte vom Miniſter die Zurückgabe ihres Porträts; da der Abbé aus Hochachtung für die Königin dies nicht thun wollte, begab ſie ſich, als er abweſend war, von ihren Garden begleitet, in ſein Zimmer, und nahm es weg. Dies machte viel Aufſehen, und zog dem Abbé in Frankreich Tadel zu. Er bat daher um die Sendung eines zweiten Geſandten nach Polen. Man ſchickte den Abbé von Châteauneuf; beide Miniſter handelten nun gemeinſchaftlich; aber die von Frankreich auf Danzig gezogenen Wechſelbriefe wurden nicht acceptirt, und der Abbé Polignac ſah ſich außer Stand, ſeine Zuſagen, die ſich auf 3 Millionen Livres beliefen, zu erfüllen. Die polniſchen Großen verlangten nämlich die Summen baar vor der Wahl, nicht in Wechſeln, die vier Monate nach der Wahl zahlbar wären; denn ſie fürchteten von Frankreich wieder betrogen zu werden, wie von Carl IX. nach der Wahl ſeines Bruders, des Prinzen Heinrich von Anjou. Der Prinz Sapieha, Großfeldherr von Litthauen, trat daher von der franzöſiſchen Partei ab, ob er gleich ſchon 80,000 Thaler erhalten; doch gewann ihn zuletzt der Abbé wieder, mittelſt einer Summe von 400,000 Livres. Alles ſchien ſich jetzt für ihn zu erklären, zumal da er als Geiſel bleiben wollte, bis zur gänzlichen Zahlung der verſprochenen Summen. Der Primas rief daher den 26ſten Juni den Prinzen von Conti zum König von Polen aus; aber mitten unter dem Tedeum des Primas erſchien der Biſchof von Cujavien auf dem Wahlfelde, und rief den Churfürſten von Sachſen zum König aus, der bald darauf in Cracau ſeinen Einzug hielt. Auch der Prinz von Conti langte mit 500,000 Livres und vielen Juwelen im Hafen vor Danzig an; aber die Stadt erlaubte ihm nicht, ans Land zu treten, und der Prinz ſegelte nach Frankreich zurück. Die Danziger erklärten zugleich, daß ſie den Abbé Polignac nicht als Geſandten, ſondern als Feind anſähen, und bemächtigten ſich ſeines Eigenthums. Der Abbé ging hierauf nach Stettin, und ward im Jahr 1698 zur Strafe für ſeine verunglückte diplomatiſche Miſſion in ſeine Abtei Bonport verwieſen. Ein ähnliches Schickſal hatte Napoleons Geſandter in Warſchau, der Erzbiſchof von Mecheln, de Pradt, im J. 1812. In der Folge wurde der Abbé von Polignac im J. 1710 als franzöſiſcher Miniſter zu den Verhandlungen von Gertruydenburg geſandt. Hier war es, wo er gegen die holländiſchen Miniſter, als ſie die bekannten demüthigenden Foderungen an Frankreich machten, mit Bitterkeit bemerkte: „Meine Herren, Sie ſprechen wie Leute, die nicht gewohnt ſind zu ſiegen.“ — Der König rief endlich ſeine Miniſter zurück, die vorher noch ein ſtarkes Schreiben an den Großpenſionär Hein-

ſius erließen. Diesmal empfing Ludwig den Abbé von Polignac gnädig. Er ernannte ihn hierauf im J. 1712 nebſt dem Marſchall d'Hurelles und Menager, zu ſeinem Bevollmächtigten bei dem Congreſſe zu Utrecht. Er nahm an allen Verhandlungen Theil, unterzeichnete aber den Friedenstractat nicht, ſondern zog ſich im Februar 1713 zurück, weil er die Ausſchließung Jacobs III. vom engliſchen Throne nicht unterſchreiben mochte, da er dieſem Prinzen den Cardinalshut verdankte. Ludwig ſchickte ihn hierauf als Botſchafter nach Rom, wo er ſich durch Geiſt, Geſchmack und Kenntniſſe allgemeine Achtung erwarb. Dieſer gewandte Staatsmann iſt auch als Schriftſteller bekannt durch ſeinen Antilucrez, ein Lehrgedicht von mehr als 10,000 Hexametern, welches in 8 Büchern das epikuräiſche Syſtem widerlegt. Anti-Lucretius, s. de deo et natura. Paris 1747. Es iſt ins Italieniſche, Engliſche, Franzöſiſche und ins Deutſche überſetzt. — S. l'Histoire du Cardinal de Polignac. K.

Polignac (Gabriele Jolande Martine, geborne de Polaſtron, Herzogin von Polignac), geb. 1750, ſtarb zu Wien 1793. Der Name Polignac kommt in den Annalen der franzöſiſchen Revolution oft vor. Als Vertraute der unglücklichen Königin Marie Antoinette theilte die Frau von Polignac den Haß und die Verläumdungswuth, mit welcher der Revolutionspöbel die Familie Ludwigs XVI. verfolgte. Als eine der ſchönſten Frauen in Frankreich, in deren Phyſiognomie zugleich die Bildung und die Anmuth ihres Geiſtes ſich verklärte, und die damit das feinſte und gefälligſte Betragen verband, war ſie die Zierde des franzöſiſchen Hofes. Der König hatte ſie zur Gouvernante der franzöſiſchen Prinzeſſinnen ernannt. Sie benutzte die Freundſchaft der Königin, um Beweiſe der königlichen Gnade für ihren Gemahl und ihre Familie zu erhalten. Man weiß, daß die Monarchin mit ihren Vertrauten auf die natürlichſte Weiſe umging. In Geſellſchaft mit der Frau von Polignac rief ſie oft aus: „Ich bin nicht mehr Königin, ich bin ich ſelbſt." — Die Königin kannte in ihrer Gnade und Freigebigkeit keine Gränzen; die Schwägerin der Frau von Polignac aber, Diane von Polignac, welche ausgezeichnet klug und geiſtreich, und dabei eben ſo ehrſüchtig als ſchlau war, umſtrickte ihre Schwägerin, und überredete ſie, ſich des Vertrauens, in welchem ſie bei der Königin ſtand, zum Vortheil ihrer Familie zu bedienen. Für ſich allein hatte Frau von Polignac wenig Ehrſucht, und würde auch wohl ohne die Leitung ihrer Schwägerin den großen Einfluß auf die Königin nicht erlangt haben. Doch fehlte es ihr keineswegs an richtiger Beurtheilung der Verhältniſſe, und ſie ſoll der Königin bei mehrern Gelegenheiten gut gerathen haben. Indeß konnte ſie, überhäuft von den Gnadenbezeugungen der Königin, dem Neide und der Verläumdung nicht entgehn. Sie ſchien der Vereinigungspunkt Aller vom Adel und der hohen Geiſtlichkeit zu ſeyn, die beim Hofe ihr Glück machen wollten. Der Haß des Volks bezeichnete die Polignacs als Theilnehmerinnen und Rathgeberinnen bei den Verſchwendungen der Königin. Sie mußten daher ſich flüchten, und verließen unter den größten Gefahren Frankreich. Seitdem lebte ſie mit ihrem Gemahl zu Wien, wo dieſer bei dem kaiſerlichen Hofe, wie ſpäter bei dem petersburger, als Geſchäftsführer der königlichen Prinzen von Frankreich angeſtellt war. Sie war dem Hauſe Bourbon von ganzem Herzen ergeben. Ihr Schmerz war daher gränzenlos, als der unglückliche Feldzug des preußiſchen Heers in der Champagne die Hoffnung einer Wiederherſtellung der alten Ordnung in Frankreich vernichtete. Sie kränkelte ſeitdem ſichtbar, und ſtarb in

Wien, wie eine engliſche Nachricht ſagt: of a broken heart, an einem gebrochenen Herzen. Ihr Gemahl ging in der Folge nach England, begab ſich dann in die Ukraine auf ein Gut, das ihm Catharine II. geſchenkt hatte, und iſt daſelbſt geſtorben. Zwei Söhne aus dieſer Ehe leben noch, und haben ebenfalls merkwürdige Schickſale gehabt. K.

Polignac (Armand Franz Heraclius und Julius Armand Auguſt). Der ältere, Armand, geb. zu Paris, war 16 Jahr alt, als ſeine Aeltern Frankreich verließen. Er ließ ſich anfangs in Rußland nieder; aus treuer Anhänglichkeit an den Grafen von Artois aber folgte er nebſt ſeinem jüngern Bruder, Jules de Polignac, dem Taufpathen der Königin Maria Antoinette, dem Prinzen nach England. Hier nahm er an Georges Cadoudals oder an Pichegru's Entwürfen Theil, und landete im Anfang des Decembers 1803 auf dem Strande bei Beville in Frankreich. Den 16ten Jan. 1804 landete daſelbſt auch ſein Bruder Jules, nebſt Pichegru, Lajolais und A. Sie wurden aber bald in Verhaft genommen, in den Tempel geſetzt, und als Theilnehmer an der Verſchwörung gegen das Leben des erſten Conſuls vor Gericht geſtellt. Sie hatten nämlich, wie ſo viele andre franzöſiſche Royaliſten in England, und Pichegru ſelbſt, geglaubt, die Unzufriedenheit gegen Bonaparte ſey in Frankreich auf das Höchſte geſtiegen, und Moreau ſelbſt werde zu der Revolution beitragen, welche die Bourbons auf den Thron ſetzen ſollte. Dies ſagte Armand vor ſeinen Richtern aus. (Man ſ. Procès célèbres de la Révolution, par M. G. avocat. T. II. Paris et Londres 1814.) Allein ſie hatten weder an Georges perſönlichem Plane gegen den erſten Conſul Theil genommen, noch, da ſie Moreau's Abneigung, ſich an Pichegru anzuſchließen, erfuhren, etwas weiter gethan, ſondern vielmehr Frankreich wieder verlaſſen wollen. Gleichwohl wurden den 10ten Juni 1804 Armand nebſt Georges und achtzehn andern zum Tode, Jules aber nebſt Moreau und drei andern Mitangeklagten zu zweijähriger Haft verurtheilt. Jules Polignac bot den Richtern ſein Leben für das ſeines Bruders an, der Gatte und Vater war. Hierauf warf ſich, von der Gemahlin Bonaparte's, ſeiner Schweſter und Stieftochter dazu begünſtigt, Armands Gemahlin dem Kaiſer Napoleon zu Füßen, und erlangte ſeine Begnadigung mit der Einſchränkung, daß er vier Jahre in dem Schloſſe von Ham verhaftet bleiben und alsdann deportirt werden ſollte. Im J. 1805 aber wurde er nach Vincennes zurückgebracht. Beide Brüder blieben Staatsgefangne, bis ſie der Einzug der Verbündeten in Paris am 31ſten März 1814 befreite. Sie ſind ſeitdem von Ludwig XVIII. angeſtellt worden. K.

Politik, die Wiſſenſchaft des geſellſchaftlichen Lebens, insbeſondre Staatslehre, d. h. Wiſſenſchaft und Kunſt, den Zweck des Staats (Selbſtſtändigkeit durch Sicherheit und Cultur) ſo vollkommen als möglich zu erreichen. Die politiſchen Wiſſenſchaften betrachten das Leben der Menſchen im Staate 1. wie es ſeyn kann und ſoll: Staatswiſſenſchaft, oder wie es ſich entwickelt und fortgebildet hat: politiſche und Staatengeſchichte, oder wie es gegenwärtig iſt: Staatenbeſchreibung und Statiſtik. Die Politik betrachtet den Staat von Seiten des Rechts (allgemeines Staatsrecht) und von Seiten der Klugheit. In letzterer Hinſicht iſt ſie eine Erfahrungswiſſenſchaft, aber gegründet auf die Idee der menſchlichen Beſtimmung, daher ihre Aufgabe unendlich iſt. In ſo fern iſt ſie, wie das allgemeine Staatsrecht, ein Theil der allgemeinen practiſchen Philoſophie. Die Theorie vom Ideale des Staats (Metapolitik) iſt daher die allgemein nothwendige Geſetzgebung in Beziehung

auf das Leben im Staate. Die angewandte Politik oder die Staatskunſt begreift I. die Politik der Staatsverfaſſung, oder wie die Gewalten im Staate zu ordnen und zu vereinigen ſind; II. die Politik der Staatsverwaltung, ſowohl die innern als äußern Verhältniſſe in Hinſicht auf die geſetzgebende und vollziehende Gewalt. Die Staatsverwaltungslehre betrifft 1. die Sicherſtellung des Ganzen durch die Wohlfahrt der Einzelnen, und heißt Polizeiwiſſenſchaft, welche a) die Sicherheits- und b) die Wohlfahrtspolizei begreift. Zu jener gehören: die Kriegs- und Friedenspolitik, die hohe und die Landes- (nebſt der Stadt- Dorf- und Straßen-) Polizei, welche letztere die Criminalpolitik und die Anſtalten gegen Landesnoth in ſich faßt. Zu dieſer gehören: die mediciniſche, Armen-, Landwirthſchafts-, Induſtrie-, Handels- und Sittenpolizei, ſämmtlich Gegenſtände der Bevölkerungspolitik. — 2. Die Feſtſtellung und Vollziehung der einzelnen Mittel zur Erreichung des Staatszwecks; geſetzliche Ordnung, bürgerlichen Wohlſtand, und geiſtige Cultur; in ſofern unterſcheidet man a) die Geſetzgebungskunſt, welche theils die Abfaſſung der Criminal-, Civil- und Polizeigeſetze, theils die Form ihrer Vollziehung (durch Beamte, Richter) in der Kanzleipraxis und Prozeßordnung betrifft; b) die Staatsökonomie oder Staatshaushaltungskunſt, welche die Nationalökonomie und die Staatswirthſchaftslehre begreift. Letztere enthält: aa) die Finanzwiſſenſchaft (Hebung und Verwaltung der Staatseinkünfte), bb) die Cameraliſtik (Verwaltung und Vervollkommnung der Quellen des Staatsvermögens). Die cameraliſtiſche Geſchäftsführung lehrt die Cameralpraxis. — c) Die Culturpolitik, oder Staatserziehungslehre, welche alle ſittlich geiſtigen Bildungsanſtalten, Kirchen, Schulen, Lyteratur und Kunſt, d. i. die Sache der Menſchheit im Staate unmittelbar umfaßt. S. Krug der Staat und die Schule, Leipz. 1810. — In der Ausübung iſt die Staatskunſt allemal von der Wirklichkeit bedingt, von der phyſiſchen und geiſtigen Eigenthümlichkeit des Volks. Doch wird das Genie des Geſetzgebers über ſeinem Zeitalter ſchweben und daſſelbe zu ſich emporheben, ſobald es ſelbſt ſittlich veredelt iſt. Dadurch haben ältere Geſetzgeber im Orient und Griechenland ſo Großes gewirkt. Der Klugheitsmenſch der neuern Zeit hingegen wollte Alles berechnen, und den Staat in eine Maſchine verwandeln. Freilich iſt es ſchwer, den Mechanismus der phyſiſchen Kräfte eines Staats der ſittlichen Freiheit und Würde des Ganzen unterzuordnen; am ſchwerſten iſt es zur Zeit politiſcher Stürme. So reich unſer Zeitalter an papiernen Conſtitutionen und ſcharfſinnigen Theorien iſt, ſo wenig hat die Idee des Staats hie und da gewirkt zur Befeſtigung der bürgerlichen Freiheit, wohl aber zur planmäßigern Begründung eines feinern Despotismus. Doch haben auch die Völker meiſtens zu viel von dem Staate erwartet, und um ſo höhere Foderungen an denſelben gemacht, je mehr ſie demſelben leiſten mußten; daraus iſt Spannung, getäuſchte Erwartung und Unzufriedenheit auf beiden Seiten entſtanden. Nur da, wo die Staatsform ſo viel möglich dem Volksleben angemeſſen iſt und mit demſelben in ihrer Entwickelung fortſchreitet, findet man die mehrſte Zufriedenheit. Iſt jenes nicht der Fall, ſo entſteht Trennung und Parteienkampf, der entweder mit der Vernichtung des Bürgerthums und Volkslebens, oder mit einer Revolution endigt. Die Politik muß alſo in der Ausübung ihren ſittlich erhabenen Charakter ſtets behaupten. Daher machte der Orient die Religion zur Seele der Staatsform, allein er preßte beide in die Kaſtenordnung, und ſie

ſchrumpften zu einer Mumie zuſammen. In Rom diente die Religion der Politik als Magd, und die Staatsform zerfiel mit dem Gerüſte des Aberglaubens. In Griechenland durchdrangen ſich gegenſeitig Religionsdienſt und Staatsform, beide von Ideen beſeelt, und aus dieſem Bunde entkeimte die ſoloniſch-ſokratiſche Cultur. Als die Geſetzgeber des franzöſiſchen Convents die Religion aus der politiſchen Ordnung ausſchließen wollten, verletzten ſie die Einheit der menſchlichen Natur, nach welcher die ſittliche Freiheit mit dem bürgerlichen Gehorſam nur durch religiöſe Bildung verſchmolzen werden kann. Der Verſtand der Gewalthaber wollte allein den Mechanismus des Ganzen in Bewegung ſetzen; allein ſeine Springfedern waren Klugheit und Eigennutz. In ſeinem Stolze wagte er ſogar, Moral und Politik zu trennen, oder die ſogenannte große Moral von der kleinen zu unterſcheiden; daher dies Gewebe von Liſt und Gewalt in der politiſchen Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte, ſeit der Theilung Neapels durch Ludwig XII. und Ferdinand den Catholiſchen bis zu der Politik des Continentalſyſtems und der Theilung Polens. Mit Unrecht glaubte Peter der Große von Richelieu die wahre Politik zu lernen, von Richelieu, der geiſtig kräftig genug, aber ſittlich verächtlich und dadurch die Quelle des glänzenden Elends von Frankreich war. Wie ganz anders ſteht Sully gegen ihn da. — Ueber das Verhältniß der Moral zur Politik ſ. man die Schriften von Garve, von Berg und Ferguſon. Ueber Politik ſind Hauptſchriftſteller Plato und Ariſtoteles, Kant, Spinoza, Macchiavelli, Montesquieu, Beccaria, Adam Smith, Schlözer u. A. Ueber die Politik in der Geſchichte, der trefflichſten Lehrerin der Staatskunſt, beſitzt Deutſchland zwei claſſiſche Werke in Heerens Ideen über die Politik der vornehmſten Völker der alten Welt, und in ſeinem Handbuche der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems. Auch Gibbon, Robertſon, Joh. v. Müller und von Spittler gehn dem Denker mit der Fackel voran. Als hiſtoriſch-politiſche Vorrathskammer iſt Flaſſans Hist. de la Diplomatie française etc. brauchbar, oft ein naives Sündenbekenntniß. Neuere Handbücher über die Staatswiſſenſchaften beſitzen wir von Voß nach Schlözer, von Behr, Benſen u. A. Das Neueſte iſt: Craigs Grundzüge der Politik, aus dem Engl. Lpz. 1815. 3 Bde. K.

Polize, ein in der Handlung häufig vorkommendes Wort von mancherlei Bedeutung. Bald heißt es einen Zettel, bald eine Inſtruction, welche Jemanden gegeben wird, bald einen Wechſelcurszettel u. ſ. w. Hauptſächlich aber bezeichnet es bei Aſſecuranzen die Verſicherungsurkunde deſſen, der die Aſſecuranz übernimmt.

Polizei, Polizeiwiſſenſchaft. Nicht leicht kann man über etwas ſo verſchiedener und ſchwankender Meinung geweſen ſeyn, als über die Frage: was iſt das eigentliche Weſen der Polizei, welche Functionen des Staates gehören ſtreng unter dieſen Namen, welches ſind die eigenthümlichen Gränzen dieſer Functionen? — Und wir concentriren ſelbſt in dieſem Augenblicke noch nicht die mancherlei aufgeſtellten Begriffe davon in der Definition, daß die Polizei alle die Mittel in ſich vereinige, wodurch der Staat für die Beförderung aller gemeinſamen, durch das Recht beſtimmten Zwecke ſorgt und inſonderheit dahin wirkt, daß die Uebertretung der Pflichten gegen den Staat faſt unmöglich und dagegen die Erfüllung derſelben erleichtert werde. — Es folgt hieraus, daß die Polizei in alle Zweige der Staatsverwaltung eingreife und während ſie auf der einen Seite als die Dienerin der Juſtiz und Geſetzgebung erſcheint, auf der andern Seite ſie ſich beiden

Staatsfunctionen als unentbehrliche Beratherin anſchließe. — Wenn wir jenen Hauptbegriff in ſeine einzelnen Zweige, die er umfaßt, zerfällen; ſo finden wir, daß es Sache der Polizei ſey: 1. das Anſehn der Regierung und ihrer Geſetze zu erhalten, wohin die Aufſicht über alle öffentlichen Handlungen, über die Aeußerungen der öffentlichen und Privatmeinung über die Regierung, und die obrigkeitlichen Perſonen und des perſönlichen Betragens der Individuen gegen die Behörden gehört; 2. dahin mitzuwirken, daß die Kräfte der Regierung durch alle nur möglichen Mittel erhalten und vermehrt werden, indem ſie vorzüglich den Schaden abzuwehren hat, welcher der Nationalökonomie und Bevölkerung drohen könnte; dahin gehört die Sorge, daß Müßiggang, Armuth, Seuchen, Epidemie, Auswanderungen, Eheloſigkeit vermieden, und dagegen alles, was dieſen Uebeln wohlthätig entgegenwirkt, wenn ſie einmal da ſind, befördert werde, als Gewerbfleiß, leichte Gewinnung der Nahrungsmittel, Beſtimmung der Preiſe derſelben u. ſ. w. — Dies ſind die Gränzen der Zwecke, welche die Regierung unmittelbar für ſich ſelbſt, als Verwalterin des Staats, im Allgemeinen durch die Polizeigewalt muß erreichen wollen. Allein es gibt nächſtdem auch Zwecke des Volks, welche nicht immer und ganz durch Privatkräfte und Privatverbindung erreicht werden können, und wo in ſolchen Fällen dem Staate das Recht und die Pflicht gebührt, hinzuzutreten, und die Erforderniſſe herzuſtellen und zu ſichern. Dieſe beſondern Zwecke des Volks beziehn ſich 1. auf die Sorge für Leben und Geſundheit (man vergl. hierüber den Art. Polizei, mediciniſche, weiter unten); 2. auf die Freiheit der einzelnen Staatsglieder, damit die Staatsbeamten ſelbſt ihre Gewalt nicht mißbrauchen, oder auch derjenige Mißbrauch vermieden werde, der von der Privatgewalt der Herren über ihre Diener und Unterthanen gemacht werden könnte; hierhin gehört auch die Gewerbsfreiheit; 3. auf den öffentlichen Schutz der Ehre, dadurch, daß kein Vorurtheil wegen gewiſſer Handwerke, oder ſonſtiger Beſchäftigungen, oder wegen Geburt, keine öffentliche Beſchimpfung durch laute Worte, Schriften, Bilder ꝛc. geduldet werde; 4. auf die Fürſorge für Gottesverehrung und Sittlichkeit; daher muß öffentliche Völlerei, unſittlicher Gebrauch oder Mißbrauch des Geſchlechtstriebes, Spiel aus Profeſſion, Dienſtloſigkeit des Geſindes, Bettelei und Gaunerei überhaupt (man vergl. Armenweſen und Gauner) verpönt und verhütet werden; 5. auf öffentliche Erziehung und Volksbildung und Verhütung des Mißbrauchs der Mittel zu dieſem Zwecke, alſo durch die Cenſur; 6. auf die Sorge für öffentliche Bequemlichkeit und Vergnügungen, durch Herſtellung guter Landſtraßen und Wege, Canäle u. ſ. w., des Poſtweſens (man vergl. d. Art.), des Pflaſters und der Beleuchtung in den Städten, Reinlichkeit der Straßen, der Brunnen, Waſſerleitungen, Uhren, Gaſthöfe, Wächter, Markttaxen, Schauſpiele, Meß- und Jahrmarktsbeluſtigungen, Caffeehäuſer u. ſ. w.; 7. auf die Sorge für die Sicherheit und Erhaltung des Eigenthums, auch gegen die Einflüſſe ſchädlicher Erſcheinungen in der Natur (durch Waſſer, Feuer, Inſekten, Viehſeuchen ꝛc.); 8. ſo auch für die Gewerbe überhaupt, wohin alles Zunftweſen, Induſtrieweſen, Monopole, Prämien, äußere und innere Einrichtungen für den Vertrieb der Producte (Handel), auch die Sorge für die Gewinnung der rohen Producte durch Jagd, Fiſcherei, Forſtweſen, Bergbau und Oekonomie an und für ſich, ſo wie für deren Verarbeitung in Manufacturen und Fabriken, öffentlichen Arbeitshäuſern, Zölle, Aus- und Einfuhrverbote der Waaren, Arbeitslohn, Zins-

fuß, Sorge für gute Waare gehören. — Dies ſind im Auszuge die Hauptrubriken der Polizeigeſetzgebung, welche in ihren Einwirkungen auf die Staatsgeſellſchaft aber ſo vielfach ſich äußert, als es verſchiedne Beziehungen des Staats zum Einzelnen und des Einzelnen zur Regierung, zu ſeinen Mitbürgern und zum Auslande gibt. Das Bedürfniß, die Rechte und Pflichten in allen ſolchen Beziehungen genau zu beſtimmen und zu ſichern, gab der Polizei ihr Daſeyn, und wir finden ſie daher auch ſchon bei den älteſten Völkern. Dies führt uns auf ihre Geſchichte. — Die erſten ausgebildeten Polizeigeſetze finden ſich in dem ägyptiſchen Geſetzcodex (man vergl. Aegypten); die moſaiſche Geſetzgebung, zum Theil gegründet auf die ägyptiſche, enthielt vortreffliche polizeiliche Vorſchriften; muſterhaft war die Polizeigeſetzgebung der alten Griechen; ſowohl bei dieſen als bei den, jene nachahmenden, Römern war die Polizei ein eigner Zweig der Staatsverwaltung. Nächſt dieſen finden ſich in den Capitularien der fränkiſchen Könige Spuren von Polizeiverordnungen, und in Deutſchland ſelbſt gaben ſich zuerſt im Mittelalter die Reichs- und Handelsſtädte Polizeiverfaſſungen; im J. 1502 kam in Nürnberg, das hierin überhaupt mit gutem Beiſpiele vorangieng, auch ſchon die Büchercenſur zur Sprache und in den Jahren 1548 und 1577 erhielt das deutſche Reich Reichspolizeiordnungen, und es bildeten ſich hier nach und nach, in Anſehung des Polizeigeſetzgebers, viererlei verſchiedne Gattungen aus, nämlich: 1. Reichspolizeigeſetze, 2. Kreispolizeigeſetze, 3. Polizeigeſetze jedes Reichsſtandes in ſeinem Lande, und 4. Polizeigeſetze beſonderer Ortſchaften. Sachſen, Heſſen, Bayern, Oeſterreich, Wirtemberg, Baden, und außer Deutſchland, Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark zeichnen ſich durch vortreffliche Polizeianſtalten, wenigſtens in vielen einzelnen Zweigen, vorzüglich aus; frühere gute Einrichtungen in Italien, Spanien und Portugal ſind wieder in Verfall gerathen, und erwarten ihre Verbeſſerung. — Die Beſchränktheit des Raumes geſtattet uns nicht, die verſchiedenen einzelnen Zweige der Polizeigeſetzgebung und Wiſſenſchaft hier abzuhandeln, während wir wegen mehrerer derſelben bereits auf die damit verwandten Artikel verwieſen haben, und bemerken wir nur noch im Allgemeinen, daß mit der zunehmenden Cultur und Bevölkerung auch die größere Aufmerkſamkeit auf alle Polizeigegenſtände eine angelegentliche Sache der Regierungen werden muß. In dem Verkennen dieſer Nothwendigkeit ſcheint auch der Grund zu liegen, warum jene Aufmerkſamkeit in dem einen und andern Staate mehr oder weniger da iſt, und warum in manchem nur höchſt unvollkommene Polizeiordnungen beſtehen und in der Handhabung der Polizeijuſtiz entweder Schwäche oder Unkenntniß ſich verräth. — Ehe wir jedoch dieſen Artikel ſchließen, müßen wir noch einer neuen Form gedenken, in welche einige Zweige der Polizei während der letztverfloſſenen zwanzig Jahre zum Behufe höherer politiſcher Zwecke gebracht worden ſind. Wir meinen die ſogenannte hohe Polizei, dieſe Geburt des Despotismus, die jedoch als ein nothwendiges Uebel ſo lange wird beibehalten werden müſſen, als der convulſiviſche Zuſtand fortdauern wird, in welchem Europa bisher ſich befunden hat, weil ſie zu einer der wirkſamſten Gegenwaffen gehört. Das Syſtem, welches für den Wirkungskreis dieſer hohen Polizei ausgebildet worden iſt, begreift die Erhaltung 1. der äußern und 2. der innern Sicherheit des Staates. In jene gehören: a) die Controle der Reiſenden im Lande, b) Ausmittelung feindlicher Agenten und Kundſchafter, c) Beobachtung

der politiſchen Stimmung und der circulirenden politiſchen Gerüchte, d) Einziehung nützlicher Nachrichten aus den benachbarten (beſonders feindlichen) Staaten, über die Stimmung u. ſ. w.; e) Aufſicht auf öffentliche Häuſer und Verſammlungsorte in politiſcher Hinſicht u. ſ. w., Cenſur der Zeitungen, politiſcher Journale und Flugblätter. — In die zweite Hauptabtheilung gehören: a) Controle der Behörden hinſichtlich ihrer Verwaltung und Beobachtung der öffentlichen Meinung über die von der Regierung ausgehenden Verordnungen, b) Aufſicht auf verdächtige Einheimiſche, c) Verhütung von Meutereien, Aufruhr, und d) Aufſicht auf geſchloſſene Cirkel, Clubs, Freimaurerlogen und ſonſtige geheime Geſellſchaften. — Dies iſt der Inbegriff der ſogenannten hohen Polizei, deren Praxis in unſern Tagen, während Napoleons Gewaltherrſchaft, nicht nur in Frankreich, ſondern in allen Ländern, die ſein Arm erreichte, auf einen ſehr hohen Grad getrieben wurde. Da jede uſurpirende, die Freiheit der Völker beeinträchtigende Regierung die Abneigung der Regierten vorausſetzen, und deßhalb mit Mißtrauen gegen ſie erfüllt ſeyn muß, ſo war es natürlich, daß der ungerechteſte aller Uſurpatoren das Mittel der geheimen Polizei in ſeiner ganzen Stärke anwandte, um ſeine Gegner zu entdecken und unſchädlich zu machen. Auch manche Regierungen des Rheinbundes, denen das Bewußtſeyn nicht fehlen konnte, daß ihre Sache in den Herzen ihrer Unterthanen keine Stütze habe, ahmten ihm hierin nach. Seit Napoleons Sturz iſt indeſſen, wenigſtens in Deutſchland, das Syſtem der Spionerie entbehrlich geworden, durch das jede Regierung ſich entehrt, indem es immer ein unfehlbares Zeichen eines böſen Gewiſſens iſt, und höchſtens nur in auſſerordentlichen Zeiten, als Nothmittel, Entſchuldigung finden kann. H.

Polizei (mediciniſche), iſt derjenige Zweig der allgemeinen Polizei, welcher für das körperliche Wohl der Staatsbürger zu ſorgen hat. Es liegt ihr folglich ob, auszumitteln, was das Leben und die Geſundheit derſelben erhalten, und was ihnen ſchaden kann, um jenes zu befördern und dieſem zu ſteuern. Da die Verbindung eines Volks zu einem Staate in der Abſicht geſchieht, das gemeinſame Beſte deſſelben deſto beſſer zu befördern, da ferner der Staat ſelbſt nur aus einzelnen Individuen beſteht, deren Leben und Geſundheit ſelbſt Bedingniſſe ſeiner Exiſtenz ſind; ſo folgt daraus die Pflicht und das Intereſſe der Vorſteher des Staats, eine mediciniſche Polizei zu bilden. Dieſe muß demnach ſorgen, daß ſo viele Menſchen in dem Staate leben, als nur immer möglich iſt, alſo die Bevölkerung befördern; aber nur eine geſunde, den Umſtänden des Landes angemeſſene Bevölkerung, welche ſich auch als ſolche erhalten kann. Das Beiſammenleben der Menſchen in geſellſchaftlicher Verbindung, beſonders in großen Maſſen, hat aber auch vieles zur Folge, was wieder die Menſchenzahl verringern, der Geſundheit und dem Leben der Menſchen nachtheilig werden, ihre Erhaltung erſchweren kann. Dieſen Folgen muß die mediciniſche Polizei durch alle Mittel, die ihr zu Gebote ſtehen, vorbeugen; wenn ſie deſſen ungeachtet ſich zeigen, ſie vermindern und wegſchaffen. Aus dieſer Anſicht entſtehen folgende Abtheilungen der Pflichten und Obliegenheiten der mediciniſchen Polizei: Aufſicht über die Ehen; ſie müſſen befördert werden, allein dem Zwecke gemäß. Zu frühzeitige Ehen, zu ſpäte und ungleiche Ehen, Verbindungen ungeſunder Perſonen, deren Krankheiten dem Zweck der Ehe entgegen ſind, gezwungene Ehen, dürfen nicht geſtattet werden. Schwangere und Säugende ſind beſonders zu ſchützen und für ſie zu ſorgen. Für die Gebärenden und Wöchnerinnen muß

durch Anſtellung von Perſonen und durch andere Anſtalten zu ihrer Hülfe geſorgt werden. Für unehelich Schwangere muß eben ſo geſorgt werden; alle Strafen für dieſelben müſſen wegfallen. Dem Kindermorde muß durch zweckmäßige Mittel geſteuert werden. Für eine vernünftige phyſiſche Erziehung der Kinder zu geſunden, kräftigen Menſchen muß geſorgt werden. Die verlaſſenen Kinder, die Waiſen, die auſſerehelich gebornen, müſſen unter die beſondere Obhut des Staats geſetzt werden. Die öffentlichen Unterrichtsanſtalten dürfen der Geſundheit der Kinder nicht hinderlich ſeyn. Die Erhaltung der Staatsbürger durch die Nahrungsmittel muß ferner ein Gegenſtand der Sorgfalt des Staats ſeyn. Die mediciniſche Polizei muß daher ſorgen für gehörige, der Menge der Menſchen angemeſſene Nahrungsmittel; für ſolche Preiſe, daß ſie im Verhältniſſe ihres Productionswerthes ſtehen, und auch der Aermere die unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe ſich verdienen kann; ſo auch für die geſunde Beſchaffenheit derſelben. Alle ſchädlichen, verdorbenen, der Geſundheit nachtheiligen Nahrungsmittel müſſen entfernt werden; die mit dem Verkauf der Nahrungsmittel ſich abgeben, müſſen deßhalb unter beſtändiger Aufſicht der Polizei ſtehen. Hieher gehören auch die Getränke, Bier, Wein, Branntwein u. a. m., welche ſo vielen Einfluß auf das allgemeine Geſundheitswohl haben. Dem unmäßigen Genuſſe derſelben, beſonders an öffentlichen Orten, muß geſteuert werden. Für die Erhaltung der Geſundheit muß ferner geſorgt werden, durch Vermeidung deſſen, was die Luft verunreinigen, und dem Leben der Menſchen nachtheilig machen kann. Die unnöthige Anhäufung von großen Menſchenmaſſen in Städten muß beſchränkt werden; auf öffentliche Verſammlungsplätze, Kirchen, Schauſpielhäuſer, Schulſäle u. a. m. muß Aufſicht gehalten werden; die Straßen müſſen reinlich gehalten, Miſthaufen, Anſammlungen von Schlamm und Koth, von verfaulenden Stoffen u. dergl. dürfen nicht geduldet werden. Handwerker, deren Beſchäftigungen die Luft verunreinigen, dürfen in den Städten nicht ihr Gewerbe treiben. Alles, was auſſerdem der Geſundheit und dem Leben gefährlich werden kann, und Folge der Verhältniſſe der Menſchen unter einander iſt, muß abgewendet, oder, wenn dies nicht gänzlich geſchehen kann, doch beſchränkt werden. Daher iſt Sicherheit der Straßen, Entfernung alles deſſen, was dieſe ſtören kann, ein Gegenſtand der Polizei. Boshafte Menſchen, die andern nach dem Leben trachten, oder ſie durch Muthwillen zu beſchädigen ſuchen, zügelloſe Knaben u. a. m. müſſen abgehalten und beſtraft werden; die Straßen müſſen des Nachts erleuchtet werden; Wagen, Holz- und Steinhaufen u. dergl. dürfen auf den Straßen Nachts nicht ſtehen bleiben; Gruben und Löcher müſſen beleuchtet werden, wenn ſie vor Nachts nicht verſchüttet werden können. Unglücksfälle durch Einfallen von Gebäuden, in Kirchen, auf Brücken, von Dächern u. dergl. mehr, die übeln Folgen von Ueberſchwemmungen müſſen durch Vorſorge verhütet werden; das Schießen auf den Straßen und aus den Häuſern muß verboten werden; Menſchen, die durch Krankheiten, durch ihren Anblick andern ſchaden können, müſſen von öffentlichen Plätzen entfernt bleiben, dahin gehören Wahnſinnige, Epileptiſche, Ausſätzige, auffallend Verſtümmelte oder Mißgeſtaltete, Veneriſche u. a. dergl. Spieler und Gaukler, die durch gefährliche Wageſtücke ſich und Andern ſchaden können, Kinder, theils eigene, theils fremde geraubte dazu abrichten und mißhandeln, andere zur Nachahmung reizen, gefährliche Thiere mit herumführen, dürfen nicht geduldet werden. Alle Gifte, ſowohl wildwachſende als die verkäuflichen, müſſen entfernt werden, die nothwendigen dürfen nur

unter ſehr beſchränkenden Bedingungen in den Handel kommen. Die medicinische Polizei hat ferner die Verpflichtung, dafür zu ſorgen, daß die geſtörte Geſundheit der Staatsbürger wiederhergeſtellt werde, Kranke, durch Unglücksfälle u. ſ. w. Beſchädigte müſſen gehörige Hülfe bekommen können. Daher muß für Anſtellung des geſammten ärztlichen Perſonals, beſtehend aus Aerzten, Wundärzten, Geburtsärzten, Hebammen, hinlänglich geſorgt werden. Zunächſt muß auf deren Unterricht alle Aufmerkſamkeit gewendet werden; es dürfen ferner durchaus keine andere angeſtellt, oder zur Ausübung ihrer Kunſt zugelaſſen werden, als ſolche, welche durch gehörige Zeugniſſe und in zweckmäßig und ſtreng angeſtellten Prüfungen ihren Fleiß und ihre Geſchicklichkeit bewieſen haben, und dem gemäß dürfen nur dieſe beſondere Erlaubniß zur Ausübung erhalten. Allen denjenigen, welche nicht die dazu gehörigen Kenntniſſe durchaus und in allen Fächern beſitzen, darf durchaus und in keinem Falle Erlaubniß zur Praxis gegeben werden; alle beſchränkten Licenzen taugen daher nicht; alle Pfuſcher und Quackſalber, unter jedem Namen und in jedem Stande, müſſen alſo von der Behandlung der Krankheiten abgehalten, und, wenn ſie dennoch ſich damit befaſſen, ſtreng beſtraft werden. Dabei müſſen die Oberbehörden nicht, wie bisher, von dem falſchen Grundſatze ausgehen, daß es Sache der Aerzte ſey, die Pfuſcher aufzuſuchen, anzuklagen und Beweiſe gegen ſie zu führen (wie bei den Handwerkern, ihre Innungsgerechtſame zu ſichern), ſondern ſie müſſen endlich auf einen höhern Standpunkt ſich verſetzen, auf dem ſie einſehen, daß es **ihre** Sache iſt, daß die Pflicht und das Intereſſe der Staatsbehörden erfordert, daß ſie ſelbſt auf Pfuſcher wachſam ſeyn, ihnen nachſpüren, ſie aufſuchen und den Beweiſen gegen ſie nachforſchen müſſen. Durch angeſtellte Aerzte muß die Polizei in ſtete Kenntniß des öffentlichen Geſundheitszuſtandes geſetzt ſeyn. Epidemiſchen und anſteckenden Krankheiten müſſen zeitig genug Mittel entgegengeſetzt werden; ſelbſt die endemiſche Ortsbeſchaffenheit muß, wenn es möglich iſt, verbeſſert werden. Auch die Apotheken müſſen in guten Stand geſetzt und in demſelben erhalten werden. Die Apotheker müſſen gut unterrichtete Perſonen ſeyn, die Aufnahme der Lehrlinge, der Gehülfen, darf erſt nach gehöriger Prüfung geſchehen. Zur Abwartung der Kranken müſſen Krankenwärter und Wärterinnen unterrichtet und verpflichtet werden. Die Sorgfalt der mediciniſchen Polizei muß ſich auch auf Sterbende und auf die Todten noch erſtrecken, damit nicht Scheintodte begraben, überhaupt die Leichen nicht zu bald beerdigt werden. Die Begräbnißplätze dürfen nicht an Orte, wo ſie den Lebenden Nachtheil bringen könnten, angelegt werden. — In ſo fern die Hausthiere den Menſchen zum Unterhalt und zur Hülfe in vielen Arbeiten unentbehrlich ſind, muß die mediciniſche Polizei ihre Sorgfalt auch auf ſie ausdehnen. Krankheiten, die ſich unter ihnen ausbreiten, müſſen zeitig unterſucht und unterdrückt werden; es müſſen wohl unterrichtete Thierärzte angeſtellt werden, an die der Beſitzer kranker Thiere ſich wenden kann; die Hirten beſonders und die Schmide ſollten in der Thierheilkunſt unterrichtet werden. Auch der Thierquälerei muß Einhalt gethan und ſie beſtraft werden. Alle dieſe Gegenſtände der mediciniſchen Polizei, welche hier nur flüchtig berührt werden konnten, muß die theoretiſche Wiſſenſchaft derſelben näher aus einander ſetzen. So weitläuftig dieſes Feld ſcheint und wirklich auch iſt, ſo wichtig iſt doch deſſen Bearbeitung, und ſo wohlthätig iſt die Ausübung in ihren Folgen. Deſſen ungeachtet iſt noch wenig in dieſem Fache gethan, und in den wenigſten Staaten eine wahrhaft gute mediciniſche Polizei eingeführt.

Die Urſachen davon ſind theils dieſe, daß die oberſten Staatsrepräſentanten ihre eigene Verpflichtung, den Werth und die Nothwendigkeit dieſes Zweigs der Staatsverwaltung noch nicht genug einſehen, weil ſie nicht unmittelbar die Kaſſen füllt, theils die mangelhafte Einrichtung, daß man die mediciniſche Polizei nur als Nebenſache der Verwaltung der allgemeinen Polizei mit beifügt; ferner der Mangel eines gehörig eingerichteten Sanitätscollegiums, und, wo allenfalls ein ſolches Statt findet, der Mangel an gehöriger Autorität, weil die Regierungen, aus einer ſehr übel gegründeten und hier am unrechten Orte angebrachten Eiferſucht, demſelben nicht eben die Organiſation und durchgreifende Macht einräumen wollen, als andern Landescollegien; endlich die Unwiſſenheit und Nachläßigkeit der Unterbehörden. Was zur Wiſſenſchaft der mediciniſchen Polizei gehört, wiſſen die wenigſten, weil es ihnen auf Akademien entweder an Gelegenheit, oder Zeit, oder Willen fehlte, ſich darüber zu unterrichten. Sind ſie in die Aemter eingerückt, ſo haben ſie ſchon Beſchäftigung genug, und ſind froh, wenn ſie damit fertig ſind; die Beſorgung der mediciniſchen Polizei wird nur als eine Nebenſache zur allgemeinen, aber die ſämmtliche allgemeine Polizei wird ihnen nur als Nebenſache zu ihrem Amte noch aufgebürdet, und ſo wird die mediciniſche Polizei nur als Nebenſache der Nebenſache angeſehen und getrieben. Soll die Idee einer mediciniſchen Polizei ſo gut als möglich in Wirklichkeit geſetzt werden, ſo gehört dazu 1. ein oberſtes mediciniſches Landescollegium. Die Mitglieder deſſelben müſſen nicht nur die dazu nöthigen Kenntniſſe, ſondern auch den Willen, die Zeit und die Macht haben, ihre Pflichten zu erfüllen; ſie müſſen nicht nur die mediciniſche Polizei gehörig ſtudirt, ſondern auch in den Hülfswiſſenſchaften derſelben unterrichtet ſeyn. Das Collegium darf keinem andern, ſondern nur unmittelbar dem Fürſten oder den Repräſentanten des Staats untergeordnet ſeyn. Es gehört 2. dazu das Perſonale der mediciniſchen Polizei durch das ganze Land, zunächſt die Gerichtsärzte, Phyſici, Bezirks- und andere angeſtellte Aerzte, die Gerichtschirurgen, dann die übrigen practicirenden Aerzte, Wundärzte, Bader, Hebärzte, Hebammen, Thierärzte und Apotheker. Alle dieſe Perſonen müſſen unter der Direction und Gerichtsbarkeit des mediciniſchen Landescollegiums ſtehen, für alle muß ein beſonderes Regulativ entworfen werden. 3. Es muß eine Verbindung zwiſchen dieſem Collegium und dem oberſten Polizeirath, ſo wie im ganzen Lande zwiſchen dem mediciniſchen Perſonale und den Polizeibehörden, aber keine ſubordinirende, Statt finden. 4. Die Unterobrigkeiten und ihre Abgeordneten müſſen die Verordnungen des mediciniſchen Landescollegiums in Ausübung bringen, und für die Aufrechthaltung und Beförderung der mediciniſchen Polizei überhaupt pflichtmäßig Sorge tragen. Sie müſſen daher im Allgemeinen verpflichtet werden, in zweifelhaften Fällen ſich von ihren Bezirks- oder Gerichtsärzten belehren zu laſſen; zu den mediciniſchen Polizeigeſchäften, Fleiſchbeſchauern, Todtenbeſchauern, Leichenweibern, Krankenwärtern u. a. m. tüchtige, unterrichtete und getreue Perſonen zu beſtellen; in ihren allgemein polizeilichen Berathungen, ſobald ſie mediciniſch-polizeiliche Gegenſtände betreffen, den Gerichtsarzt mit zuzuziehen, ſo wie gegentheils den gerichtlichen oder polizeilichen Berathungen und Unterſuchungen der Aerzte einen Abgeordneten aus ihrer Mitte beiſitzen zu laſſen. Wer ſich von dem Umfang und der Wichtigkeit der mediciniſchen Polizei, und allem, was dazu gehört, näher unterrichten will, dem iſt J. P. Franks Syſtem einer vollſtändigen mediciniſchen Polizei zu empfehlen. — **Gerichtliche Medicin** unterſcheidet ſich von der

mediciniſchen Polizei darin, daß jene der Inbegriff aller Kenntniſſe, aus den ſämmtlichen Zweigen der Arzneiwiſſenſchaft geſammelt, iſt, welche den Arzt in Stand ſetzen, den Gerichten über Rechtsfälle, deren Gegenſtand durch mediciniſche Grundſätze ins Licht geſetzt werden muß, den nöthigen Aufſchluß mitzutheilen. Der dazu beſtellte Arzt iſt der gerichtliche Arzt, und keiner ſollte dazu ernannt werden, als derjenige, der nicht allein in ſeiner Wiſſenſchaft die gründlichſten Kenntniſſe beſitzt, ſondern auch täglich mit den Fortſchritten derſelben ſich bekannt macht. Der gerichtliche Arzt muß nun Beſichtigungen und Unterſuchungen lebender und todter Menſchen, und zuweilen auch bei Vergiftungen u. ſ. w. chemiſche Unterſuchungen anderer Körper vornehmen. Gegenſtände der gerichtlichen Medicin ſind im Allgemeinen folgende: Unterſuchung aller Verletzungen an Menſchen; Beſtimmung der Tödtlichkeit derſelben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetſchungen, Erſchütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. ſ. w.; oder nach der Menge der Beſchädigungen, oder nach der Beſchaffenheit des verletzten Theiles, des Kopfes, Halſes, der Bruſt, des Unterleibes, innerer Theile u. ſ. w. Ferner Unterſuchung über Fälle von Erſtickung, Vergiftung, Selbſtmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todte oder noch lebende Kinder, Unterſuchung über das Abſterben eines todten Kindes, vor oder nach der Geburt, durch die Lungenprobe; Unterſuchungen über vorgegebene oder verhehlte Krankheiten; Beſtimmung bei Zweifel über das Alter eines Menſchen; Unterſuchungen bei Fällen von geſetzwidrigem Beiſchlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen. H.

Poliziano (Angelo), einer der geiſtreichſten und in den griechiſchen, lateiniſchen und italieniſchen Wiſſenſchaften gelehrteſten Männer des 15ten Jahrhunderts. Er war den 14ten Jul. 1454 in der kleinen Stadt Monte Pulciano geboren. Ungeachtet er ſeine Jugend in Noth und Gefahren verlebte, ſo beſchäftigte er ſich doch auf das eifrigſte mit den Studien. Das beweiſen zwei Jugendarbeiten von ihm: die Ueberſetzung des entflohenen Amor aus dem Griechiſchen des Moſchus ins Lateiniſche, und eine Elegie, welche er nebſt einigen griechiſchen Epigrammen zu Florenz, wo er den Wiſſenſchaften oblag, faſt noch als Knabe verfertigte. Sein Lehrer im Griechiſchen war Andronicus von Theſſalonich, in den Anfangsgründen der ſchönen Künſte Criſtoforo Landino, den er beredt und gelehrt nennt, in der platoniſchen Philoſophie Marſilius Ficinus, und in der peripatetiſchen Argyropylus. Für die Poeſie aber bildete ſich Polizian nach den griechiſchen und römiſchen Muſtern ohne weitere Anleitung, da ſein eigener Sinn ihn hier beſſer und ſicherer leitete, als der Unterricht von Lehrern, die den Cicero verachteten und die Schönheiten des Homer nicht verſtanden. Dieſer Vater der griechiſchen Poeſie zog den empfänglichen Jüngling mit ſo großer Gewalt an, daß er die Studien der Philoſophie etwas vernachläſſigte, um ſich ganz mit der Ueberſetzung deſſelben in lateiniſche Verſe zu beſchäftigen. Zur Philoſophie kehrte er erſt zurück, als der große Pico della Mirandola auf Lorenzo's Einladung ſich in Florenz niederließ, und ihn zu ſeinem Gefährten in den Studien wählte. Polizian hatte kaum das 15te Jahr zurückgelegt, als er eine Versart zu bearbeiten unternahm, die ſeinem Vaterlande noch faſt ganz mangelte. Dies war die Ottave, die bei Boccaccio noch roh und ungeſchmeidig, bei Arioſt und Taſſo aber in ihrer Vollkommenheit erſcheint. Polizian bahnte dieſen beiden großen Meiſtern gewiſſermaßen den Weg, indem er die Ottave harmoniſcher ausbildete. Der Gegenſtand, den er beſang, war der von Giuliano dei Medici in einem Tournier gewonnene Preis.

Obgleich der Dichter das Unternehmen nur zu bald wieder aufgab, indem er gelehrte Arbeiten ſeiner für würdiger hielt, und auch an das vorhandene Bruchſtück die letzte Hand zu legen verſchmäht hat, ſo müſſen wir doch billig die ſchöne Erfindung, die Eleganz der Schreibart, die Fülle der Bilder bewundern; ja ein vollgültiger Beurtheiler, Giraldi, trug kein Bedenken, dieſe Stanzen allen noch ſo trefflichen lateiniſchen Werken Polizians vorzuziehen. Der Medizeer Lorenzo, ein Freund der Gelehrſamkeit und Dichtkunſt, ſchenkte ihm nicht nur ſein Wohlwollen, ſondern auch ſein Vertrauen und ſeine Freundſchaft, und nahm ihn, ſich ſeines lehrreichen Umgangs ununterbrochen zu erfreuen, in ſein Haus auf. Zugleich übergab er ihm die Erziehung ſeines Bruders und ſeiner Kinder, Piero's, ſeines unglücklichen Nachfolgers in der Regierung, Giovanni's, der nachher als Leo X. auf dem päpſtlichen Stuhl ſaß, und Giuliano's, der nach manchen Unfällen die Freude ſeines Vaterlandes wurde. Umgeben von den herrlichen Schätzen des Alterthums, welche Lorenzo ſammelte, überließ ſich Polizian mit ganzer Seele den Studien. Die Belehrung, die er aus den alten Schriftſtellern ſchöpfte, wandte er wieder zu ihrer Auslegung, Erklärung und Wiederherſtellung an. Einen Beweis davon, ſo wie von ſeiner vielſeitigen Gelehrſamkeit gab er in der erſten Centurie ſeiner Miſcellaneen, der leider keine zweite gefolgt iſt; vielleicht weil er die heftigen und boshaften Angriffe derer, die ihn beneideten oder deren Meinungen er widerlegte, nicht zum zweiten Mal auf ſich ziehen mochte. Die Liebe zur Latinität und zur Landwirthſchaft bewog ihn, die römiſchen Schriftſteller, welche darüber geſchrieben, zu erläutern; noch größeres Verdienſt erwarb er ſich um die römiſche Juriſprudenz, indem er hiſtoriſche und antiquariſche Unterſuchungen über die einzelnen Geſetze anſtellte, ihren Quellen nachging, und ſie auf mannichfache Weiſe in ein neues Licht ſtellte. Dabei wurde er der Dichtkunſt nicht untreu. Er verfaßte nicht nur in lateiniſcher Sprache Elegien, Oden, Epigramme u. ſ. w., überſetzte aus dem Theokrit und Kallimachus mehrere Stücke mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Anmuth, ſondern bereicherte auch ſeine Mutterſprache, wiewohl nur beiläufig und gleichſam wider Willen, mit einigen trefflichen Gedichten. Dahin gehört vor allen ſein Orfeo, ein kleines in fünf Acte getheiltes Drama, deſſen Hauptwerth in dem gediegenen Ausdruck und Aeußern beſteht, deſſen Charakter aber mehr epiſch als dramatiſch iſt. Er ſchrieb dieſes merkwürdige Stück in zwei Tagen, achtete es aber ſo wenig, daß es ohne die Sorgfalt ſeiner Freunde vielleicht verloren ſeyn würde. Andere kürzere italieniſche Gedichte, als Canzonen, Canzonetten, Balladen u. dergl., ſchrieb er mehrere. Alle zeichnen ſich aus durch Eleganz und Ideenreichthum. Die Verſchwörung der Pazzi gegen die Medici, welche durch die Ruchloſigkeit, mit der ſie an heiliger Stätte ausbrach, den Polizian noch tiefer erſchüttern mußte, wurde von ihm der Nachwelt in einer kleinen Schrift erzählt, die als Muſter der hiſtoriſchen Darſtellung und einer ſchönen Latinität anzuſehen iſt, wiewohl wir eingeſtehen müſſen, daß er ſelbſt nicht ruhig und unbefangen genug war, um alle Umſtände ganz richtig zu erkennen. Sein Schmerz äußerte ſich außerdem noch in verſchiedenen Gedichten. Nach Sixtus IV. Tode folgte der friedliebende und gemäßigte Innocenz VIII. Florenz begrüßte den neuen Papſt durch eine feierliche Geſandtſchaft, an deren Spitze Lorenzo von Medici ſtand, und der als eine Zierde Polizian beigegeben ward. Der Papſt empfing ihn mit Auszeichnung, unterhielt ſich mehrmals mit ihm, und trug ihm auf, die noch unbearbeiteten griechiſchen Geſchichtſchreiber ins

Lateiniſche zu überſetzen. Dem gemäß unternahm Polizian nach ſeiner Rückkunft die Ueberſetzung des Herodian, welche der Papſt, außer den gebührenden Lobſprüchen und Aufmunterungen zu ähnlichen Arbeiten, mit zweihundert Goldducaten belohnte. Zugleich empfahl er ihn auf das angelegentlichſte dem Lorenzo, auf deſſen Wunſch Polizian, die wiederholten Aufträge des Papſtes vernachläſſigend, das Enchiridion des Epictet, die Auflöſungen des Alexander von Aphrodiſum, die Liebesgeſchichten des Plutarch, ein Werk des Athanaſius zur Empfehlung der Pſalmen Davids, und den Charmides des Plato ins Lateiniſche überſetzte. Von Letzterm iſt uns nur ein Bruchſtück übrig geblieben. Ganz verloren aber iſt uns ſeine Ueberſetzung des Homer und der Aphorismen des Hippokrates, welche letztere beweiſ't, daß er auch auf die Medicin ein mehr als oberflächliches Studium wendete. — Eine ſo ſeltne Gelehrſamkeit verſchaffte dem Polizian den Lehrſtuhl der griechiſchen und lateiniſchen Sprache an dem florentiniſchen Lyceum, dem er mit ſo großem Ruhme und Beifall vorſtand, daß aus allen Ländern Europa's, wo die Wiſſenſchaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuſtrömten, ja ſelbſt die gelehrteſten Männer ſeiner Zeit unter ſeinen Schülern Platz nahmen, um von ihm zu lernen. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir herzählen wollten, welche Männer aus ſeiner Schule hervorgingen, welche Arbeiten er zu Stande brachte, in welche Streitigkeiten ſie ihn verwickelten, und welche Auszeichnungen ihm beſonders durch Lorenzo zu Theil wurden, der nie aufhörte ihn zu lieben und hochzuachten, trotz der Gegenvorſtellungen ſeiner eignen Gemahlin, deren Abneigung Polizian ſich theils durch ſeine äußere Mißgeſtalt, theils durch ſeine rauhen Sitten zugezogen haben mochte. Dieſe vielfachen Anfeindungen und Verläumdungen hatten in Polizian einen gewiſſen Trübſinn und Lebensüberdruß erzeugt, welche immer mehr und mehr nach dem Tode ſeines Beſchützers Lorenzo und ſeines Freundes Pico della Mirandola zunahmen, und in kurzem auch ſeinem Leben ein Ende machten. In einem Alter von 40 Jahren ſtarb dieſer in mehr als einer Hinſicht einzige Mann am 24ſten September 1494. Sein Leichnam wurde an der Seite des großen Pico della Mirandola beerdigt und die Grabſtätte mit einem kleinen Steine bezeichnet, welcher folgende, dem Andenken eines ſo ausgezeichneten Mannes nicht angemeſſene Inſchrift erhielt: Politianus in hoc tumulo jacet Angelus, unum qui caput et linguas, res nova, tres habuit. Obiit anno MCCCCLXXXXIV, Sept. XXIV. Aetatis XL. M.

Pölnitz (Carl Ludwig, Freiherr von). Die Familie Pölnitz gehört zu den älteſten adeligen Häuſern Deutſchlands. Sie beſaß Güter in Thüringen, Franken, Meißen und dem Voigtlande. Im 17ten Jahrhundert ward ihr die freiherrliche Würde ertheilt. Mehrere treffliche Männer dieſes Namens machten ſich ſchon im 14ten Jahrhundert bekannt. Ludwig von Pölnitz ſtiftete im Jahr 1341 Frieden zwiſchen dem Landgrafen Friedrich in Thüringen, und den Herren Reuß zu Plauen. Hans von Pölnitz zog im Jahr 1430 der Stadt Plauen wider die Huſſiten zu Hülfe, fand aber in dieſem Geſchäfte ſeinen Tod. Als den eigentlichen Stammvater des pölnitziſchen Hauſes nimmt man gewöhnlich an: Heinrich von Pölnitz auf Schwarzbach und Neuenſorge, deſſen zweiter Sohn, Hans Bruno auf Schwarzbach, churſächſiſcher Rath und Hofmeiſter, fürſtlich bambergiſcher Rath und Amtmann zu Scherfenberg war, und im Jahr 1592 verſtarb. Letzterer trat in die Reihe der Schriftſteller. Der weimarſche Oberhofprediger Bartold Gebhard gab im Jahre 1579 zwei ſeiner Werke: „Von dem

Zuſtande der Gläubigen nach dem Tode," und „von dem Laſter der Trunkenheit" mit einer Vorrede heraus. Hans Bruno von Pölnitz war mit einer Barbara von München, aus dem Hauſe Bernſtorf vermählt. Sein Sohn Bernhard war churſächſiſcher Geheimerath, Kanzler, Oberhofrichter zu Leipzig. Deſſen zweiter Sohn, Hans Chriſtoph erzeugte zwar mit ſeiner Gemahlin (Amalien von Hünicke) zwei Söhne, Chriſtoph Bernhard und Chriſtian Julius Heinrich, die aber im Jahre 1693 auf einer Seereiſe von Holland nach England von einem Caper angegriffen, und in dem bei dieſem Angriffe entſtandenen Gefechte getödtet wurden. Des Bernhard von Pölnitz vierter Sohn, Hans, herzoglich altenburgiſcher Rath, Hofmarſchall, Oberſteuereinnehmer und Amtshauptmann zu Ronneberg, hinterließ, als er im Jahre 1646 ſtarb, einen Sohn, Hans Ludwig, und dieſer wieder einen Sohn, Hans Georg, der churſächſiſcher Staatsminiſter und Geſandter in Regensburg war und im J. 1623 von einem meuchelmörderiſchen Diener ermordet ward. Sein Sohn, Gerhard Bernhard, Freiherr von Pölnitz, churbrandenburgiſcher Staatsminiſter, Oberſtallmeiſter, Kammerherr, Generalmajor, Commandant zu Berlin, Oberſter der Garde zu Fuß, Ritter des Johanniterordens, vermählte ſich mit Eleonoren, Gräfin zu Naſſau, einer mit Annen von Mecheln erzeugten Tochter des Prinzen Moritz von Oranien, die ihm zwei Söhne gebar. Wilhelm Ludwig, königlich preußiſcher Oberſter, und Carl Ludwig, der im Jahre 1691 geboren ward, ſich durch ſeine Talente auszeichnete, ſorgſam gebildet ward, den größten Theil Europens, ausgerüſtet mit allen nöthigen Vorkenntniſſen, durchreiſ'te, bei allen Höfen durch ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften Zutritt fand, mit einer reichen Ausbeute von Kenntniſſen, die er ſich durch ſeinen Scharfblick, der bis in das Innere derer drang, die ſich ihm näherten, erwarb, zurückkehrte, und das, was er geſehn und erfahren, in einer Sprache und mit einem Witze vorzutragen verſtand, der ihn zu einem Lieblingsſchriftſteller ſeines Zeitalters erhob. Schon im Jahre 1727 gab er mit dem Druckorte: Amſterdam, in fünf Octavbänden heraus: Lettres et Mémoires de Charles Louis, Baron de Pölnitz, avec nouveaux Mémoires contenant l'histoire de sa vie et la rélation de ses premiers voyages. Dieſes mit einer ungewöhnlichen Aufmerkſamkeit und einem ſich laut ausſprechenden Beifalle aufgenommene Werk ward zu oft wiederholten Malen, z. B. 1734 in Frankfurt, in eben dieſem Jahre zu Lüttich, 1735 zu London, in eben dieſem Jahre zu Amſterdam, 1737 ebendaſelbſt, in eben dieſem Jahre zu Lüttich, 1738 zu Frankfurt, 1744 zu Lüttich, und in eben dieſem Jahre zu Amſterdam aufgelegt. Auch wurden von ſelbigem mehrere deutſche Ueberſetzungen bekannt, z. B. Carl Ludwig, Barons von Pölnitz Nachrichten enthaltend, was derſelbe auf ſeinen Reiſen beſonders angemerkt, nicht weniger die Eigenſchaften derjenigen Perſonen, woraus die vornehmſten Höfe in Europa beſtehen, Frankfurt 1735, 4 Theile, 8.; deſſen Briefe, welche das Merkwürdigſte ſeiner Reiſen und die Eigenſchaften derjenigen Perſonen, woraus die vornehmſten Höfe in Europa beſtehn, in ſich enthalten. Ebendaſelbſt, 3 Theile, 1738, 8.; und deſſen neue Nachrichten, welche ſeine Liebesgeſchichte und eine ausführliche Beſchreibung von ſeinen erſten Reiſen in ſich enthalten, ebendaſelbſt, 2 Theile, 1739, 8. Im Jahre 1734 erſchien ein neues Product ſeiner ſchriftſtelleriſchen Talente unter dem Titel: L'Etat abregé de Saxe, sous le Régne d'Auguste III, Roi de Pologne (Frankfurt, 8), und im folgenden Jahre das bekannte, und wie andre wollen, das berüchtigte La Saxe galante. Von letzterem kam im Jahre 1737 zu Offenbach am Main eine elende deutſche Ueberſetzung heraus, der ſchon eine

ältere Auflage vorangegangen ſeyn muß, weil dieſe eine **neue, mit einigen Zuſätzen vermehrte** genannt wird. Von der Unachtſamkeit, mit der die vorliegende veranſtaltet iſt, wird es ſich wohl als einen ſichern Beweis anſehn laſſen, daß nicht einmal für die Richtigkeit des Namens des Verfaſſers geſorgt ward, der hier **Baron von Böllnitz** genannt worden iſt. Noch erfolgte von dieſem galanten Sachſen im Jahre 1739 eine zweite, aus fünf Theilen beſtehende Ueberſetzung zu Berlin im rüdigerſchen Verlage, und eine dritte zu Copenhagen. Auch ward dadurch vielleicht eine kleine Flugſchrift veranlaßt, die im J. 1764 ohne Nennung des Druckorts herauskam, und die man in einigen Bücherverzeichniſſen unter dem Titel: **das nicht galante Sachſen,** findet. **Pölnitz** war wohl unſtreitig, obgleich er ſich nicht nannte, Verfaſſer einer Histoire secrette de la Duchesse d'Hannovre, épouse de Georges premier, Roi de la grande Bretagne, les malheurs de cette Infortunée Princesse, sa Prison au Chateau d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Konigsmarkt, assassiné à ce sujet, a Londres, 1732, 8. Aus dieſem kleinen, aber intereſſanten Buche verfertigte der Juſtizrath **Lawätz** in Altona einen Auszug, der von **von Heß** im Novemberhefte des Jahrs 1786 (und in einigen folgenden Heften) des rühmlich bekannten Journals aller Journale abgedruckt ward und zu einigen Erläuterungen über **Pölnitzens** Leben und Verhältniſſe Veranlaſſung gab. Ein angeſehener hannöverſcher Staatsbeamter fand ſich aus der Urſache dieſes Aufſatzes wegen beleidigt, weil in dieſer Histoire secrette deſſen Aeltermutter in einem Lichte dargeſtellt worden, das freilich nicht das vortheilhafteſte war. Er fand ſich dadurch bewogen, ſich mit ſeinen Beſchwerden, welche im Märzſtücke 1787, Seite 174 der gedachten Zeitſchrift abgedruckt ſind, an den Herausgeber derſelben und an den Verfaſſer jenes Auszugs zu wenden. Dieſe Beſchwerden erhalten dadurch einige Wichtigkeit, weil in denſelben (gewiß widerrechtlich) behauptet wird: „daß Herr **von Pölnitz** ſich den Freiherrnſtand bloß angemaßt; daß man nicht von ihm gewußt, woher er gekommen und wohin er gegangen; daß er mit dem hannöverſchen Hofe unzufrieden geweſen, und ſich dadurch zu rächen geſucht, daß er die Begebenheiten des Hofes zu einem Roman umgeſchaffen und in ſelbigem gegen den Churfürſten und deſſen Miniſter ſeinen Gift ausgeſchüttet, daß er, nachdem er verſchiedene Länder durchſtreift (?) ſich an den preußiſchen Hof begeben, woſelbſt er in einem nicht ſehr honorablen Poſten (?) geſtanden und endlich von dem Könige einen in ironiſchen Ausdrücken verfaßten Abſchied erhalten habe." Dieſer Abſchied, deſſen Echtheit **von Heß** annahm und ihn, weil er ihn als einen Beitrag zur Charakteriſtik **Friedrichs** des Einzigen anſah, wörtlich abdrucken ließ, wird hier nicht außer Acht zu laſſen, und auch deßwegen ein neuer Abdruck deſſelben nicht unrecht ſeyn, weil er die merkwürdigſten Lebensumſtände des Hrn. von Pölnitz enthält. Er lautet wörtlich ſo: „Wir Friedrich, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc., thun kund und fügen hiermit zu wiſſen, daß, nachdem der Baron **von Pölnitz**, aus Berlin gebürtig, und ſo viel uns bewußt, von ehrlichen Aeltern erzeugt, unſerm ſeligen Herrn Großvater als Kammerjunker, der Herzogin von Orleans in eben dieſem Charakter, dem Könige von Spanien als Oberſter, dem letztverſtorbenen Kaiſer als Rittmeiſter, dem Papſt als Kämmerer, dem Herzoge von Braunſchweig als Kammerherr, dem Herzoge von Weimar als Fähndrich, unſerm in Gott ruhenden Herrn Vater als Kammerherr und endlich Uns als Ceremonienmeiſter gedient — und derſelbe geſehn, daß alle militäriſchen Ehren-

ämter ſowohl als die eminenten Chargen bei Hofe [vergänglich ſind, folglich er der Welt überdrüſſig, und durch das üble Beiſpiel des neucreirten Kammerherrn Montolieu verleitet worden, allerunterthänigſt Anſuchung zu thun, Wir möchten in Gnaden geruhn, ihm einen ehrlichen Abſchied zur Aufrechthaltung ſeines ehrlichen Namens zu ertheilen. Wenn wir nun ſeinem Geſuch deferirt und ihm das verlangte Zeugniß ſeines Wohlverhaltens in Anſehung der importanten Dienſte, ſo er unſerm königlichen Hauſe geleiſtet, nicht verſagen mögen, zumalen er unſerm ſeligen Herrn Vater in die neun Jahre durch zuweggebrachte Kurzweile die Zeit vertrieben; ſo haben Wir nicht entſtehen können, gedachtem Baron das rühmliche Zeugniß zu geben, daß, ſo lange er in Unſerm Dienſte geweſen, er niemals einen Mord noch Straßenraub begangen, niemanden mit Gewalt den Beutel abgeſchnitten, keine junge Mädchens genothzüchtigt, imgleichen niemanden mit Gift vergeben, noch jemand an Unſerm Hofe gröblich verleumdet oder verkleinert, ſondern ſich ſo aufgeführt, wie es einem Galanthomme zukommt, und ſeiner Geburt angemeſſen iſt. Wie denn derſelbe auch jederzeit einen ehrlichen Gebrauch derer ihm vom Himmel verliehenen Gaben gemacht und damit dem Zweck der Schauſpiele nachgeahmt, welcher dahin zielet, den Menſchen auf eine lächerliche Art die Fehler zu zeigen, und ſie zu beſſern, auch ſonſt dem Rath Dex. D. B. in puncto der Mäßigkeit mit allem Ernſte gefolget, und die chriſtliche Liebe ſo weit getrieben, daß er ſogar denen Bauern einzureden gewußt, wie es laut dem Evangelio beſſer ſey, zu geben als zu nehmen. So hat er auch von dem Verzeichniß Unſerer abgebrauchten Meublen und Luſtſchlöſſer einen nutzenden Gebrauch zu machen gewußt, und endlich ſich denen Leuten, welche zugleich ſein böſes Gemüth und gutes Herz kennen, durch ſeine Meriten nützlich und dienſtfertig erzeiget. Wir geben auch gemeldetem Baron das Zeugniß, daß er uns nie als einmal zum Zorn gereizet, da ſeine lache Importunité alle Schranken des Uns ſchuldigen Reſpects übertreten, und die Gräber Unſerer Vorfahren profaniren und ſchänden wollen. Weilen aber die ſchönſten Länder unfruchtbare Gegenden und die Gemählde der erfahrenſten Meiſter ihre Fehler zu haben pflegen, ſo wollen wir auch die Fehler des gedachten Barons vergeſſen, und ihm hiermit, wiewohl ungern, den gebetenen Abſchied ertheilen. Wollen auch überdem die ihm anvertraut geweſene Charge gänzlich aufheben, damit deſſen Andenken bei den Menſchen ausgerottet werde, weil Wir nicht dafür halten, daß nach mehrgedachtem Baron jemand würdig ſey, damit bekleidet zu werden." Potsdam, den 1ſten April 1744. Friedrich. Abſchied für den Baron von Pölnitz. — Im J. 1775 verließ von Pölnitz, der ſich, wenn oben das Jahr ſeiner Geburt richtig angegeben iſt, damals ſchon im 84ſten Jahre ſeines Lebens befand, die reformirte Religion, in der er geboren war, nahm die catholiſche an, und gab in franzöſiſcher Sprache ſein bei dieſer ſeiner Religionsveränderung abgegebnes Glaubensbekenntniß heraus, das in dem gedachten Jahre zu Frankfurt und Leipzig in einer deutſchen Ueberſetzung erſchien, auf deren Titel er königlich preußiſcher Oberkammerherr genannt worden iſt. — Es wäre zu wünſchen geweſen, daß die Veranlaßungen, wodurch ein geiſtreicher alter Mann, der mehrere Gelegenheiten gehabt hatte, die Religion, die er, am Rande des Grabes ſtehend, verließ, dieſe Religion, die ihrer Einfachheit und reinen unverfälſchten Moralität wegen ſelbſt von denen, die ſich (ſo wie der Verfaſſer dieſes Aufſatzes) nicht zu ſelbiger bekennen, einer hohen Achtung genießt, zu verlaſſen bewogen worden, in eine genauere Unterſuchung genommen wor-

den wäre. Dazu hätte ſich wohl keine kritiſche Zeitſchrift beſſer geeignet, als die neue allgemeine deutſche Bibliothek. Dieſe aber that (im 31ſten Bande Seite 109) dieſes Glaubensbekenntniſſes nur im Vorbeigehn mit dieſen wenigen Worten Erwähnung. „Wer den Baron Pölnitz gekannt hat, und was diejenigen, die zum Papſtthum übergehn, ihrer neuen Kirche für Complimente zu machen pflegen, ſchon ſonſt geleſen hat, wird dieſe Ueberſetzung nicht verlangen. Indeſſen zeigen ſich in den Anmerkungen ganz gute Einſichten, ob wir gleich nicht einſehn, wozu das Glaubensbekenntniß und die Anmerkungen überhaupt dienen ſollen.“ Im Jahre 1791, als ſchon Pölnitz ziemlich vergeſſen war, gab Brun zu Berlin bei Voß in zwei Octavbänden heraus: Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers Souverains de la maison de Brandebourg royale de Prusse par Charles Louis de Pölnitz, Chambellan (alſo nicht Oberkammerherr) de Frédéric II, Roi de Prusse, wovon zugleich im nämlichen Jahre und Verlage eine deutſche Ueberſetzung erſchien. Der Herausgeber nahm an, daß dieſe Mémoires bisher nicht im Drucke erſchienen, ſondern nur mit den pölnitziſchen oben angeführten Mémoires und Lettres verwechſelt ſeyn. Die allgemeine deutſche Bibliothek räumte (im 108ten Bande, Seite 212) ein, „daß es keine unverdächtigern und zuverläſſigern Quellen als dieſe geben könne, wenn der Verfaſſer, wie er verſichert, daraus allein geſchöpft habe, man ferner wider ſeine Wahrheitsliebe nichts einwenden könnte, und man daher in die Treue und Richtigkeit ſeiner Erzählungen keinen Zweifel ſetzen dürfte,“ ſtellt es aber dagegen anheim, „ob der Charakter des Verfaſſers bei der Lage und den mancherlei Verhältniſſen, worin er ſich am Hofe befand, ganz unverdächtig ſey, daß jedes Gemählde, welches er aufſtellt, ſeinem Originale ähnlich bleibe, ob er nicht leidenſchaftlich manches mit zu ſchwarzen Farben mahle, und anderes auf Koſten der Wahrheit in ein zu helles und glänzendes Licht ſtelle.“ Treffender könnte wohl nicht leicht ein kritiſcher Urtheilsſpruch ſeyn. Baron von Pölnitz hatte eine Schweſter (Henriette), die zuerſt mit einem Kammerherrn, Baron von Schulenburg, und demnächſt an den königlich preußiſchen Generallieutenant, Marquis de Hamel, Ritter des ſchwarzen Adlerordens, zuletzt Generaliſſimus der Republik Venedig, vermählt war und im Jahre 1705 daſelbſt verſtarb. Derjenige, der nähere Nachrichten von dem Baron von Pölnitz zu erhalten wünſcht, wird ſich durch die in mehreren der oben angeführten Ausgaben ſeiner Mémoires und Lettres und deren Ueberſetzungen befindlichen Biographien deſſelben befriedigt ſehn. DH.

Pollux, ſ. Caſtor.

Pollux (Julius), ein Gramatiker, geboren zu Naucratis in Aegypten, blühte unter der Regierung des Commodus, um das Jahr 180 nach Chr. Geb. Er ſchrieb ein Epithalamium für dieſen Kaiſer, und eröffnete eine Schule der Rhetorik zu Athen. Er war der Verfaſſer eines Wörterbuchs oder Onomaſticons, welches wir noch beſitzen, und welches ein ſchätzbares Hülfsmittel für das Studium der griechiſchen Sprache und die Erläuterung ihrer Schriftſteller iſt. Die beſte Ausgabe deſſelben iſt von Hemſterhuis, Amſt. 1706 in 2 Foliobänden.

Polniſche Sprache. Die Ungewißheit der früheſten polniſchen Geſchichte verbreitet auch über die Entſtehung und Ausbildung der Sprache ein tiefes Dunkel. Sie iſt ſlaviſchen Urſprungs, wie ihr ganzer Bau beweiſ't; eignete ſich aber von den Völkern, welche bisher die eroberten Länder bewohnt hatten, eine ſolche Menge harter Conſonanten an, daß ſie ſich dadurch von ihrer öſtlichen Schweſter, der ruſſi-

ſchen Sprache, auffallend unterſcheidet. Der Ausbildung der Sprache ſtellte ſich ſchon frühzeitig in der Annahme des Chriſtenthums nach dem lateiniſchen Ritus im Jahr 965 ein großes Hinderniß entgegen; denn da die Geiſtlichkeit, als der gebildetſte Stand, ſich bald der Ehrenſtellen und Staatsämter bemächtigte, ſo wurde die lateiniſche Sprache bald die Staatsſprache, und ſpäterhin durch die ausländiſchen Könige und Königinnen auch die Sprache des Hofs und aller Gebildetern, ſo daß in ihr alle beſſern Werke geſchrieben wurden. Erſt ſeit der Regierung der Siegmunde im 16ten Jahrhundert gelangte die Sprache des Landes wieder zu ihren alten Rechten, wurde im folgenden Jahrhunderte zur Bücherſprache, und reifte unter der Regierung des Stanislaus Auguſt zu einer Blüthe, welche ihr ſelbſt die ſeitdem erfolgten politiſchen Umwandlungen nicht ganz zu rauben vermochten. Im Jahr 1801 bildete ſich zu Warſchau unter dem Vorſitz des Biſchofs Albertrandi eine Geſellſchaft zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der polniſchen Sprache, welche 1802 den erſten Band ihrer Schriften herausgab. Nur dem der wahren Ausſprache der ſo ſehr gehäuften Consonannten unkundigen Ausländer kann die Sprache als hart und rauh erſcheinen; der Kenner wird ſie an Wohllaut und Biegſamkeit allen andern ſlaviſchen, ja ſelbſt mehrern deutſchen Dialecten weit vorziehn, ſo wie ſie auch an Bildſamkeit und energiſcher Kürze ſchwerlich von irgend einer Sprache übertroffen wird. J. S. Kaulfuß über den Geiſt der polniſchen Sprache (Halle 1804, 8.) macht eine geiſtvollere und eindringendere Darſtellung nicht entbehrlich. Von Sprachlehren ſind vorzüglich die von Mongrovius (2te Auflage, Königsberg 1805, 8.) und Vater (Halle 1807, 8.), ſo wie von Wörterbüchern das von Bandtke (Breslau 1806, 8.), und das große kritiſche von Linde (Warſchau 1807 ff. 4.) zu empfehlen. A—s.

Polniſche Literatur. Ungeachtet die Verheirathung des Mieczislaw mit der böhmiſchen Königstochter Dambrowka im J. 965 die Veranlaſſung zur Einführung des Chriſtenthums in Polen gab, ſo vernichteten doch die ſteten innern und äußern Kämpfe die Wirkungen, welche dieſes Ereigniß auf die Civiliſation des Landes hätte haben können. Erſt vom 12ten Jahrhundert an beginnt die polniſche Literatur mit den lateiniſch geſchriebenen vaterländiſchen Chroniken des Martin Galins (um 1109), Nicolaus Kadlubeck (geſt. 1223) und Boguphalus (geſt. 1255), und der Chronik der Päpſte und deutſchen Kaiſer des Martin Strzengski (oder Polonus, geſt. 1279). Nach einem geraumen Stillſtande bereitete Caſimir II. oder der Große (reg. von 1333-1370) zuerſt eine beſſere Zeit vor. Er ließ nicht nur viele Städte erbauen, ſondern auch im J. 1347 ein eignes Geſetzbuch abfaſſen, hielt zuerſt Reichstage, begünſtigte den Ackerbau und die Gewerbe, und ſtiftete 1344 die Univerſität Cracau. Der von ihm gelegte Same keimte jedoch nur langſam und ſtill fort, und das Vorwärtsſchreiten der Cultur wurde erſt in Johann Dlugoß, Biſchofs zu Lemberg (geſt. 1480) gehaltvoller und an Actenſtücken reicher polniſcher Geſchichte, und in der Errichtung der erſten polniſchen Druckerei in Cracau im J. 1485 ſichtbarer. Letztere erſchien eben zur günſtigſten Zeit; denn kurz darauf begann endlich unter der glücklichen Regierung der beiden Siegmunde (1507-1572) die eigentliche Nationalliteratur, welche in unglaublich kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe ſtieg. Zum freien Umſchwung der Gedanken trug Luthers Reformation nicht wenig bei, welche hier ſtillſchweigende Begünſtigung der Regierung und ſo viel Anhänger erhielt, daß ſelbſt die kühnſten theologiſchen Skeptiker, die Socinianer, hier eine Freiſtätte

fanden. Unter der energiſchen Regierung des Stephan Batori (1576-1586) erſchlafte die literariſche Thätigkeit nicht, und unter den folgenden Regenten wirkte wenigſtens der Krongroßfeldherr Johann Zamoyski durch Stiftungen und eignes Beiſpiel thätig. Aber er war der letzte thätige Beförderer der Nationalbildung, dem allein es zu danken iſt, daß ſie unter der ſchwachen Regierung des ſchwediſchen Siegmunds und unter dem nachtheiligen Einfluſſe der eifer- und herrſchſüchtigen Jeſuiten auf Denk- und Preßfreiheit nicht erlag. Wenn ſie von jetzt an ſich nicht höher erhob, ſo lag die Schuld an den unglücklichen Schickſalen des durch wilden Parteigeiſt zerrütteten Landes, das, hin und her geſchleudert, nicht ſelten in ſeiner Nationalität gefährdet wurde. Auch unter der Regierung der ſächſiſchen Regenten erwachte für literariſche Cultur keine beſſere Zeit, aber deſto ſchöner blühte ſie unter des hochgebildeten Stanislaus Leſcynski weiſer Herrſchaft wieder auf, und gelangte während dieſer kurzen glücklichen Zeit zu einer ſolchen Feſtigkeit, daß auch die nachherigen Stürme, in deren Laufe Polen aus der Reihe der Staaten völlig vertilgt wurde, ſie nicht wieder zu unterdrücken vermochten. — Es iſt bei der polniſchen Literatur nicht der reine Gewinn für die Wiſſenſchaft, nach welchem man ſie würdigen darf, obwohl ſie manches auch in dieſer Hinſicht treffliche Product erzeugt hat; das höchſte Intereſſe verleiht derſelben ihr rein nationaler Werth, deſſen die Literatur weniger Völker ſich in dieſem Grade zu erfreuen hat. In keiner Periode ihrer Literatur vermißt man, ſo ſehr auch ihre Geſchichte von ausländiſchen Uſurpationen erfüllt iſt, den eigenthümlichen ungebundenen, kühn aufſtrebenden Geiſt des nie raſtenden Volkes, raſch ſchritt ihre Literatur ſtets mit dem Leben fort, und drehte ſich meiſt nur um die Punkte, welche in den Verhältniſſen des Staats von höchſtem Intereſſe ſind. Daher der faſt gänzliche Mangel an Philoſophen und Mathematikern (die Aſtronomen Copernicus, wenn man ihn hieher rechnen will, und Poczobuk, und die Phyſiker Rogalinski und Oſinski ausgenommen), daher aber auch gegenſeitig der Reichthum an Hiſtorikern des Landes, und an erhabnen bald der Ahnherrn Thaten preiſenden, bald des jetzigen Zuſtandes melancholiſch klagenden oder bitter ſpottenden Dichtern. Bei dieſer edeln Leidenſchaftlichkeit gelangen ihnen reine Schöpfungen der Phantaſie weniger; doch eigneten ſie ſich glücklich die Producte andrer Nationen an. So überſetzte Dmochowski in edler und fließender Sprache, und leichtem Versbau Homers Ilias (Warſchau 1800, 3 Bände, eine andre Ueberſetzung von Przybylski), Peter Kochanowski Taſſo's Jeruſalem (Cracau 1687), Kraſiki einen Theil des Oſſians, Naruszewicz den Horaz und ganz vorzüglich meiſterhaft und völlig im Geiſte des Originals den Tacitus, Karpinski die Gärten des Delille. Als Hiſtoriker ſind vorzüglich nennenswerth: Strykowski (litthauiſche Chronik, mit Benutzung trefflicher Quellen), Stanislaus Orichovius, Martin Cromer, der ſtaatskundige Jo. Demetr. Sulkowsky, Staniſl. Kobierſyzki (Geſchichte Wladislaus IV. in claſſiſchem Latein), der freimüthige Paul Piaſecki, der vorurtheilsfreie Veſpaſian Kochowski, und vor allen der hochverdiente Naruſcewicz, durch tiefe Forſchung, kritiſchen Scharfblick und würdevolle Darſtellung gleich ausgezeichnet. Bartholomäus Pepozki und Niſiezki lieferten wichtige genealogiſche und Okolski ein heraldiſches Werk. Als politiſcher und pädagogiſcher Schriftſteller zeichnet ſich Staniſl. Konarski aus, und Andreas Zamoski (1777) durch ein polniſches Geſetzbuch, das aber vom Reichstag, der es ſelbſt veranlaßt hatte, unklug verworfen wurde. Die Naturgeſchichte bearbeiteten Kluk, Ladowski und Jundziwill. Das älteſte und ſchönſte Denkmal der

polniſchen Dichtkunſt ſind die Werke des Johann Kochanowski (geſt. 1584), durch reinen und edeln Styl, ſchönen Versbau, Sanftheit und Empfindung gleich ausgezeichnet. Sie beſtehen in einer Ueberſetzung der Pſalmen, in einem Lehrgedicht über das Schachſpiel, Liedern, Elegien und Sinngedichten. Veſpaſian Kochowski und Johann Twardowski (im 17ten Jahrhundert) haben nicht immer den beſten Geſchmack, doch zeichnet ſich Letzterer durch ſein Feuer aus. Unter den neuern verdienen Erwähnung Staniſl. Trembecki, Cajetan Wengerski, Valer. Gurski (Lieder und poetiſche Schilderungen, Warſchau 1784, 12.) Franziszeck Karpinski empfiehlt ſich durch edle und reine Sprache und tiefes und zartes Gefühl (lyriſche und elegiſche Gedichte, Warſchau 1790, II. 8.) Selbſt der große, aber unglückliche König Staniſl. Leſcynski dichtete mit Glück. Einzig aber iſt der Fürſtbiſchof Ignaz Kraſicki (geſt. 1802), claſſiſch als Dichter und Proſaiſt, vorzüglich witziger Satiriker, und der einzige epiſche Originaldichter (Woyna Chorimska) der Polen. Ihm ſteht ſelbſt der treffliche Naruszewicz als Dichter nach. An Volksliedern iſt die polniſche Literatur reich (Sietanki Polske, Warſchau 1778. ff.), und auch an dramatiſchen Arbeiten, unter denen ſich vorzüglich die des Julian Urſyn Niemcewicz, Michael Krajewski, Ludwig Oſinski und Drozdrowski auszeichnen, hat ſie keinen Mangel (Theator Polsky, Warſchau 1779 ff. X. 8.) Als Kanzelredner ſind Lachowski und Wyrwicz ſelbſt im Auslande durch Ueberſetzungen berühmt geworden. — Eine treffliche polniſche Literargeſchichte in polniſcher Sprache hat Felix Bentkowskiego zu Warſchau und Wilna 1814, 8. zu liefern begonnen. Kurze Andeutungen über die polniſche Literatur (von von Knoll) in der Zeitung für die elegante Welt 1812, Num. 193 ff. A—s.

Polonoiſe, ein kleines Tonſtück in Dreiviertelstact, welches mit dem vollen Tact anfängt, gewöhnlich aus zwei Repriſen von acht Takten beſteht, und nach welchem der bekannte polniſche Nationaltanz — aus welchem man jedoch in Deutſchland durch falſche Verzierungen eine ganz andre Art von Tanz gemacht hat — getanzt wird. Die Bewegung der wahren Polonoiſe iſt noch nicht ſo geſchwind wie die der Menuet, und ihr Charakter feierliche Gravität. Die Muſik hat viel Eigenthümliches in den Einſchnitten, im Metrum u. ſ. w.

Polozk, die Hauptſtadt in dem gleichnamigen ruſſiſchen Gouvernement, welches 1778 errichtet wurde, und aus den 1773 von Litthauen an Rußland gekommnen Landſtücken beſteht. Paul vereinigte im Jahr 1797 Polozk mit Mohilow unter dem Namen: weißruſſiſches Gouvernement, mit der Hauptſtadt Witepsk. Nach den neueſten Anordnungen ſind Mohilow und Witepsk wieder getrennt, und Polozk heißt nach ſeiner alten Ausdehnung das Gouvernement Witepsk. Es iſt ein fruchtbares Land, und zählt über 300,000 Einwohner. Die jetzige Kreisſtadt Polozk an der Düna zählt etwa 900 Einwohner, wovon die größere Hälfte Juden ſind. Es iſt hier ein griechiſcher Erzbiſchof und das ſchönſte Jeſuitercollegium in Rußland.

Polyandria, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehr als einen Mann hat, welche Sitte man bei einigen rohen Völkerſchaften findet. — Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Botanik ſiehe den Art. Pflanzen.

Polyarchie heißt im Gegenſatz der Monarchie, Alleinherrſchaft, jede Herrſchaft Vieler, ſie ſey ariſtokratiſch oder demokratiſch, (ſ. Monarchie).

Polybius, ein ausgezeichneter griechiſcher Geſchichtſchreiber, geboren zu Megalopolis in Arkadien um das Jahr 203 vor Chr. Geb.

Sein Vater Lycortas war Prätor der achäiſchen Republik und ein vertrauter Freund Philopömens. Er ward für die Waffen und Staatsgeſchäfte erzogen, und in einem Alter von 24 Jahren mit Andern abgeſandt, um mit Ptolemäus Epiphanes zu unterhandeln. Als der Krieg zwiſchen Perſes, König von Macedonien, und den Römern ausbrach, wurde Polybius an den römiſchen Conſul Marcius geſchickt, um ihn von dem Entſchluß der Achäer zu unterrichten, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu ſtoßen. Er blieb einige Zeit im römiſchen Lager, und kehrte dann mit Aufträgen von Marcius zurück, um ſich der von dem Befehlshaber Appius gemachten Foderung, noch mehr Hülfsvölker nach Epirus zu ſchicken, zu widerſetzen. Um dieſe Zeit wurde es offenbar, daß die Römer die Abſicht hatten, alle freien Staaten Griechenlands von ſich abhängig zu machen. Polybius, der ſein Vaterland liebte, nahm an allen Maßregeln Theil, die Unabhängigkeit deſſelben aufrecht zu erhalten. Daher befand er ſich, als nach des Perſes Beſiegung die Römer auch den Schein weniger berückſichtigten, mit unter den tauſend verdächtigen Perſonen, welche die Achäer den Römern als Geiſeln ausliefern mußten. Polybius wurde zu Rom in ſtrenger Haft gehalten und durfte nicht vor dem Senate zu Gunſten ſeiner Landsleute ſprechen. Sein Ruf indeß war ihm vorangegangen; ſeine Kenntniſſe, Tugenden und Talente erwarben ihm bald die Gunſt einiger der ausgezeichnetſten Senatoren, vornehmlich der beiden Söhne des Paulus Aemilius. Nach ſiebzehn Jahren endlich wurden die Geiſeln entlaſſen, und durften in ihre Heimath zurückkehren. Polybius aber, der ſein gedemüthigtes und herabgewürdigtes Vaterland nicht wiederſehen wollte, blieb in Rom, und trat in die Dienſte des Scipio Aemilianus. Er begleitete ihn auf ſeiner Expedition nach Afrika, und war ihm durch ſeine Rathſchläge von weſentlichem Nutzen. Als die Achäer mit den Römern in Krieg geriethen, verließ er Afrika, und eilte zur Armee des Conſuls Mummius, um das Schickſal ſeiner Landsleute zu erleichtern. Er war Zeuge von der Plünderung und Zerſtörung Corinths, und von der Verwandlung Achaja's in eine römiſche Provinz. Mitten unter dieſen traurigen Begebenheiten bewährte er ſeine Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Den ſchwierigen Auftrag, die neue Regierungsform in den Städten Griechenlands einzurichten, vollzog er zur Zufriedenheit beider Theile, der Römer und Griechen. Das Volk von Achaja errichtete ihm mehrere Statuen, von denen eine die Inſchrift hatte: dem Andenken des Polybius, deſſen Rath, wäre er befolgt worden, Achaja gerettet hätte, und der es in ſeinem Unglück tröſtete." Nachher begleitete er den Scipio zur Belagerung von Numantia; nach dem Tode dieſes ſeines großen Freundes und Wohlthäters aber zog er ſich in ſein Vaterland zurück, wo er in Folge eines Sturzes vom Pferde im Jahr 121 vor Chr. Geb. in einem Alter von zweiundachtzig Jahren ſtarb. Polybius iſt der Verfaſſer eines Geſchichtswerks vom Anfang des zweiten puniſchen Kriegs bis zum Untergang des macedoniſchen Königreichs, eines Zeitraums von 53 Jahren. Es beſtand aus 38 Büchern, außer zwei einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römiſchen Geſchichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptſache ſind, ſo kamen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weßhalb auch Polybius ihm den Titel einer *allgemeinen* Geſchichte gab. Wir beſitzen von dieſer großen Arbeit nur noch die fünf erſten Bücher ganz und bedeutende Fragmente von den zwölf folgenden, nebſt den aus der Geſchichte des Conſtantinus Porphyrogenitus ausgezognen Geſandtſchaf-

ten und Beiſpielen von Tugenden und Laſtern. Der Verluſt des übrigen iſt ſehr zu bedauern, da in Genauigkeit und Treue der Erzählung, ſo wie in Umfang politiſcher und militäriſcher Kenntniß Polybius von keinem Geſchichtſchreiber des Alterthums übertroffen wird. In Anſehung der Schreibart iſt er dagegen ohne allen Reiz, und kann nur der Sache wegen geleſen werden. Livius hat ihn zuweilen genau copirt, nennt ihn jedoch nur einen keineswegs zu verachtenden Schriftſteller. Cicero erwähnt von ihm eines eignen Werks über den numantiniſchen Krieg. Die geſchätzteſten Ausgaben des Polybius ſind von Caſaubonus (Fol. Paris, 1609) von Gronov (8. Amſterdam, 1670, 3 B.) und von Schweighäuſer (8.. Leipzig, 1789, 93, 9 Bände), deutſch von Seybold, 8. Lemgo 1779 — 83. 4 Bände.

Polygamie, die Verbindung eines Mannes mit mehrern Weibern, oder eines Weibes mit mehrern Männern. Im erſtern Sinne wird es am gewöhnlichſten gebraucht, da die Vielweiberei ungleich häufiger iſt als die Vielmännerei. Der Gegenſatz der Polygamie iſt die Monogamie oder die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau. Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Botanik ſ. d. Art. Pflanzen.

Polyglotte kann, nach der Ableitung des Worts aus dem Griechiſchen, jedes Werk, das aus mehrern Sprachen beſteht, oder Einen und denſelben Inhalt in mehrern Sprachen mittheilt, genannt werden. Irgend ein Text mit mehrern Ueberſetzungen in verſchiednen Sprachen begleitet, gibt eine Polyglotte. Doch hat man das Wort ſchon früh beſonders von der heiligen Schrift gebraucht, und Werke, in denen zwei, drei oder mehr Ueberſetzungen der Bibel mit oder ohne den Grundtext zuſammengeſtellt wurden, eine Polyglotte genannt. Zur Erklärung und zum Verſtändniß der Schrift ſind ſie für den, der mehrerer Sprachen mächtig iſt, ſehr brauchbar, und gelehrte Theologen haben auch ſchon früh ihren Fleiß daran gewendet. Das erſte größere Unternehmen der Art iſt die berühmte Complutenſiſche, welche von vielen gelehrten Männern auf Veranſtaltung des Cardinal Ximenes, mit einem unglaublichen Aufwand, den der Cardinal beſonders auch für die Anſchaffung alter Handſchriften des Textes und der Ueberſetzungen nicht ſcheute, bearbeitet ward. Sie erſchien in ſechs großen, prächtig gedruckten Foliobänden in den Jahren 1514 bis 17 in der neucaſtiliſchen Univerſitätsſtadt Alcala (de Henares), oder nach dem lateiniſchen Namen Complutum, woher ſie den Namen hat. Sie enthält neben dem hebräiſchen Text des A. T. die altlateiniſche (Vulgata), die griechiſche alexandriniſche (Septuaginta), nebſt einer buchſtäblichen lateiniſchen Ueberſetzung, und eine chaldäiſche Paraphraſe, die auch ihre lateiniſche Ueberſetzung zur Seite hat. — Eine andre berühmte Polyglotte iſt die antwerpiſche, auch die königliche Bibel genannt, weil Philipp II., König von Spanien, einen Theil der Koſten dazu hergab. Die Aufſicht über die Bearbeitung derſelben war dem gelehrten ſpaniſchen Theologen Benedict Arias Montanus aufgetragen worden, der mit mehrern andern Gelehrten ſie zu Stande brachte. Sie erſchien in Antwerpen von 1569 bis 1572, in 8 Foliobänden, und enthält außer dem hebräiſchen Text, die lateiniſche Vulgata, die griechiſche alexandriniſche, zu der noch eine lateiniſche wörtliche Ueberſetzung gehört, dann mehrere chaldäiſche Paraphraſen (Umſchreibungen, Targumim genannt), auch mit einer lateiniſchen Ueberſetzung begleitet, und im N. T. den griechiſchen Grundtext mit der Vulgata, eine ſyriſche Ueberſetzung in zwei Reihen mit ſyriſchen und hebräiſchen Lettern, und mit einer lateiniſchen Ueberſetzung. — Noch vorzüglicher iſt die pariſer Polyglotte, welche

hauptſächlich unter Leitung und Obhut eines pariſer Rechtsgelehrten, des Parlamentsadvocaten Guy Michael le Jay, von mehrern ſorgfältig ausgewählten Orientaliſten und Exegeten vollendet ward, und im Jahr 1645 in 10 ſchönen Foliobänden erſchien. Sie übertrifft die antwerpner, weil ſie nicht nur dieſe ganz enthält, ſondern auch noch eine ſyriſche und eine arabiſche Ueberſetzung und eine ſie begleitende lateiniſche, ſo wie den ſogenannten ſamaritaniſchen Pentateuch (den ſamaritaniſchen Text und die Ueberſetzung) und im N. T. ebenfalls eine arabiſche, und eine dieſer folgende lateiniſche Verſion. Schon der Cardinal du Perron und der berühmte de Thou hatten eine ſolche Polyglotte vorbereitet; nachher erklärte ſich auch der Cardinal Richelieu ſehr günſtig dafür, doch ohne thätige Unterſtützung, und ein Privatmann, jener le Jay, wendete ſein ganzes Vermögen auf, dies große Werk zu Stande zu bringen. — Endlich ward, hauptſächlich unter kräftiger Mitwirkung und Aufſicht des nachmaligen Biſchofs von Cheſter, Brian Walton, auch in England eine ſolche Polyglotte bearbeitet, welche wieder die Pariſer in ſich aufnahm, aber noch vollſtändiger war, und gewöhnlich die waltonſche oder londonſche Polyglotte heißt. Sie erſchien von 1684 bis 87 zu London in 6 Folianten, mit zwei Supplementbänden, und enthält den Grundtext nach verſchiedenen Exemplaren mit dem, was die pariſer hat, und dazu noch eine äthiopiſche und eine perſiſche, und zu dieſen gehörige lateiniſche Ueberſetzung. Cromwell hatte die Herausgabe dieſes großen Werks unterſtützt. — Außer dieſen vier großen Polyglotten hat man noch mehrere kleinere über einzelne bibliſche Bücher, beſonders über die Pſalmen. Die ſpätere Zeit iſt ſolchen Unternehmungen, die auch jetzt minder Bedürfniß ſind, weniger günſtig geweſen. Ke.

Polygnotus (Polynotos), aus Thaſos, einer der erſten Mahler der Griechen, welcher ungefähr 420 vor Chr. Geb. (zwiſchen der 83ſten und 95ſten Olympiade) blühte, Athen durch ſeinen Pinſel verſchönte, und zum Lohn das Bürgerrecht, für ſeine zwei berühmteſten Gemählde aber in der Leſche von Delphi die Proxenia empfing. Seiner bediente ſich Cimon, der Demagog und Nebenbuhler des Perikles, bei der Ausſchmückung der Pökile zu Athen; auch war er Cimons Hausfreund, und deſſen ſchöner Schweſter Elpinice begünſtigter Liebhaber, und verherrlichte dieſes Verhältniß in dem Gemählde der Trojanerinnen. Mit ihm mahlten Micon und Panänus für die Pökile. Sein Hauptbild in derſelben, aus zwei Tableaus beſtehend, ſtellte die Griechen vor Troja, und zwar einmal die Verſammlung der Heerführer nach dem Raube der Caſſandra, in dem andern die gefangenen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Caſſandra dar; nach der letztern Scene erhielt das ganze Gemählde ſeinen Namen. In der Leſche zu Delphi (einem Gebäude, das nach Böttiger aus zwei parallellaufenden, mit der offenen Seite einander zugekehrten, nach außen verſchloſſenen Säulengängen beſtand) ſah man von ihm zur Rechten beim Eintreten die Eroberung Troja's, links das Todtenreich, welche Gemählde Pauſanias ausführlich beſchreibt. Die Leſche ſtand dem Grabmahl des Neoptolemos gegenüber, und ſo war das Hauptgemählde gleichſam als Epitaphium auf den Heros anzuſehn, der in der Burg von Troja den getödteten Vater rächte. Die Figuren dieſes Gemähldes waren, wie die Mahler damals pflegten, ſtatt der perſpectiviſchen Vertiefung in parallelen Linien, welche durch das ganze Gemählde hindurchlieſen, nach gemeſſenen Abſtufungen mit genauer Vertheilung der Gruppen auf jede Höhe über einander geſtellt. Die genauere Beſchreibung ſ. in Böttigers Ideen zu einer Archäo-

logie der Mahlerei. Die Gebrüder Riepenhauſen haben auf Veranlaſſung einer weimariſchen Preisaufgabe das Gemählde nach der Beſchreibung nachzubilden geſucht. Auch in einer Vorhalle des Parthenon (Minervatempel) ſtanden mehrere Staffeleigemählde des Polygnot aus dem Cyklus des trojaniſchen Kriegs, welche Perikles wahrſcheinlich von anderswoher in dieſen Tempel verſetzte; im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leukipp nach einem doriſchen Nationalmythus, und in den Propyläen mehrere Gemählde. Wahrſcheinlich waren alle auf Holz gemahlt. Was nun den Kunſtcharakter dieſer Werke anlangt, ſo wird Polygnotus als derjenige genannt, der die Mahlerei von der Nachahmung der Sculptur zur Selbſtſtändigkeit erhob, in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit der Geſichter Bewegung und Leben, Ausdruck und Charakter brachte (daher der ihm gegebene Beiname ἠθογράφος) der Drapperie kunſtvollere Mannichfaltigkeit gab, die Figuren ſymmetriſch vertheilte, und der erſte Meiſter in Tetrachromenen (vierfarbigen Gemählden) geweſen ſeyn ſoll. Mit ihm beginnt der große und kühne Styl in der griechiſchen Mahlerei. T.

Polygon, das Vieleck, jede mehr als viereckige Figur. Polygonometrie, die Lehre von der Ausmeſſung der Vielecke. Siehe Vieleck.

Polygraph, ein Vielſchreiber, ein Gelehrter, der viele Schriften verfaßt hat. Dieſe Bezeichnung iſt keineswegs immer ein Tadel; vielmehr kann man ſehr ausgezeichnete Schriftſteller zu den Polygraphen zählen, z. B. Muratori, Euler, Voltaire u. A.

Polyhiſtor, ein Gelehrter, der in vielen Wiſſenſchaften bewandert iſt. Bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wiſſenſchaften kann dies nur auf Koſten der Gründlichkeit Statt finden, ſo daß vom Polyhiſtor geſagt werden muß: Ab omnibus aliquid et in toto nihil. Nur höchſt wenige geniale Köpfe mögen dieſen Namen mit Ehren führen.

Polyhymnia, die Muſe des lyriſchen Geſanges, der auch die Erfindung der Mimen und Pantomimen zugeſchrieben wird. Die griechiſchen Künſtler ſtellten ſie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend dar. Ihre Attribute ſind die Lyra und das Plectrum. (Vergl. Muſen.)

Polyneſien, ſ. Auſtralien.

Polypen (mediciniſche), ſind widernatürliche Gewächſe in einer Höhle des menſchlichen Körpers, und beſtehen aus einer ſehr feſten, faſerichten, fleiſch- oder flechſenartigen Maſſe, die ſich in länglichte Platten ſpaltet, und oft mit vielen Blutgefäßen verſehen iſt. Sie hängen mit einer Wurzel, oft auch mit mehreren Wurzeln an den Wänden der Höhle ſo feſt, daß ſie mit denſelben zuſammengewachſen ſcheinen. Sie ſind meiſtens hohl, glatt, von weißlichter, brauner, zuweilen von dunkelrother Farbe, entſtehen langſam, und die Beſchwerden, welche ſie veranlaſſen, ſteigen daher auch nur allmählig. Man hat ſolche Polypen in allen Höhlungen des Körpers gefunden, im Herzen, in den Pulsadern, in den Blutadern, in der Naſe, im Gehirn, im Schlund, im Magen, im Maſtdarm, in der Gebärmutter, in der Harnblaſe und Harnröhre, jedoch kommen ſie in der Naſenhöhle, im Herzen und der Gebärmutter öfter als in andern Theilen vor. Im Herzen findet man oft auch polypöſe Gewächſe, die man falſche Polypen nennt, welche aus geronnener Lymphe und etwas Blut beſtehn, und erſt in der letzten Krankheit oder im Tode, beſonders nach hitzigen Krankheiten, entſtanden ſind. Beiderlei Arten haben wahrſcheinlich ihren Urſprung aus

der gerinnbaren Lymphe des Bluts, und ſind das Produkt einer krankhaften Abweichung des Bildungstriebes der Schleimhaut, welche die innre Fläche der Höhlen umkleidet. Ihre Ausrottung iſt nur da möglich, wo man von außen dazu kommen, und die Wurzeln, mit welchen ſie feſtſitzen, auffinden kann. Sie geſchieht entweder durch die Unterbindung, indem man mittelſt eigner Inſtrumente eine Schlinge von Seide, überſponnenem Draht oder von Pferdehaaren um die Wurzel des Polypen anbringt, und ſie von Zeit zu Zeit immer feſter zuzieht. Hierdurch wird ihm die zufließende Nahrung entzogen, und er ſtirbt allmählig ab. Dieſe Methode iſt aber freilich ſehr unbequem, ſowohl für den Operateur als für den Kranken. Das Anlegen der Inſtrumente erfodert viele Mühe, und oft kann es nicht hoch genug an der Wurzel geſchehen. Nach der Unterbindung ſchwillt der Polyp ſehr an, erregt Entzündung der benachbarten Theile, und heftigen Schmerz, die Jauche von dem abſterbenden Theil iſt höchſt unangenehm. Kürzer iſt die Cur durch Ausreißen des Polypen mit ſeiner Wurzel. Man bedient ſich dazu entweder einer eignen Zange, oder ebenfalls ſehr feſter Schlingen, womit man den Polyp ſo nahe an der Wurzel als möglich faßt, und ihn alsdann durch gelindes Drehen und Ziehen nach verſchiedenen Richtungen herauszubringen ſucht. Die Blutung iſt bei manchen Polypen ſehr gering, bei andern aber außerordentlich ſtark. Wo ſie gar nicht gefaßt werden können, ſucht man durch Aezmittel ſie allmählig zu zerſtören, oder doch ſo weit zu verkleinern, daß man mit den Inſtrumenten beikommen kann.

Polyphem, der berühmteſte unter den ſicilianiſchen Cyclopen (ſ. d. Art.), welchen Ulyſſes (Odyſſee, Geſ. 9) als einen Mann von Rieſengeſtalt ſchildert, der einſam ſeine Heerden weidete, und in einer Höhle hauſ'te. In dieſer Höhle hatte Ulyſſes mit ſeinen Gefährten, unwiſſend, wer ſie bewohne, Schutz geſucht, als Abends Polyphem ſeine Heerde eintrieb, und mit einem Felsſtück den Eingang verſchloß. Sobald er die Fremdlinge gewahrte, packte er zwei derſelben und verzehrte ſie zur Nachtkoſt. Ein gleiches geſchah am folgenden Morgen zum Frühſtück, worauf er die Heerden austrieb, und die Unglücklichen in der verſchloſſenen Höhle gefangen zurückließ. Da erſann Ulyſſes liſtigen Rath. Er ließ des Cyclopen Keule zu einem Pfahle ſpitzen; als dieſer darauf am Abend heimkehrte, und abermals zwei von den Fremdlingen verzehrte, reichte ihm Ulyſſes von dem mitgebrachten Weine, und berauſchte ihn. Kaum aber ſah er ihn eingeſchlafen, ſo ließ er den Pfahl glühend machen, und bohrte ihm das Auge aus. Dann band er ſeine Gefährten und ſich ſelbſt unter die Bäuche ſtattlicher Widder; und ſo entkamen ſie glücklich, als der Cyclope am nächſten Morgen die Heerde ausziehn ließ. Ein Felsſtück, das er den ihn Verhöhnenden nachſchleuderte, traf ſie nicht. — Nicht ganz ſo ungeſchlacht mochte der Cyclop ſeyn, als er noch ein Jüngling war, und die Nymphe Galatea liebte. So finden wir ihn bei Theocrit. Die Nymphe aber achtete ſeiner nicht, ſondern liebte den Acis, welchen Polyphem, eiferſüchtig auf den glücklichen Nebenbuhler, tödtete. (S. Galatea.)

Polytheismus, Vielgötterei, iſt die Religion des ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchen, der, ohne höhere, göttliche Erleuchtung das Göttliche gern findet in der Natur und in ſeiner Vernunft, ſeinem Gemüthe, aber nicht zur reinen Anſchauung der Gottheit hindurchdringt. Denn das Göttliche, das ihm in der Mannichfaltigkeit der Welt erſcheint, knüpft er dergeſtalt an die Erſcheinung, daß er es in gleicher Mannichfaltigkeit auffaßt, aber nicht in der Einheit erkennt. Der Po-

lytheismus iſt alſo zwar Glaube an das Göttliche, aber, weil dieſes ihm in eben ſo viele Geſtaltungen zerfällt, als die Welt ſelbſt, der Glaube an viele Götter, und ſteht ſonach dem Monotheismus (ſ. dieſ. Art.), dem Glauben an Einen Gott, entgegen, oder insbeſondere der geoffenbarten Religion, die allein mit dem Glauben an die Einheit Gottes des Menſchen Geiſt erleuchtet. Denn von oben ſtammt das höchſte und klarſte Licht, das auch jenes, dem Menſchen inwohnende Licht erſt recht erhellen, und das geſammte Leben, die ganze Natur überleuchten muß, wenn der Menſch recht erleuchtet werden, und Gott finden ſoll, der in einem Lichte wohnt, zu dem kein erſchaffener Geiſt zukommen kann. In der früheſten Offenbarung, die den erſten Menſchengeſchlechtern mitgetheilt, in den ſogenannten Erzvätern erhalten, und als die Völker des Erdkreiſes ſie faſt gänzlich verloren hatten, durch Moſes dem Hauſe Iſrael von neuem ans Herz gelegt, und zu einem Eigenthume des „Volkes Gottes“ gemacht ward, war der Glaube an einen Gott den Menſchen überliefert, und die höchſte Offenbarung durch Chriſtus Jeſus ſetzte denſelben, als die unbedingte Wahrheit voraus, erhob ihn aber erſt recht zur Seele des ganzen religiöſen Lebens. Indeß lebte er, obwohl vielfältig verdunkelt, auch in allen den Religionen fort, die einen höchſten Gott über alle Götter anerkennen. Jede Religion aber, die mehrern Göttern huldigt, gehört zum Heidenthume, deſſen Grundcharakter eben der Polytheismus, im Gegenſatze gegen den geoffenbarten Monotheismus, iſt. Der Polytheismus geſtaltet ſich eben ſo verſchieden, als es verſchiedene Religionen des Heidenthums gibt. In ſeiner einfachſten Geſtaltung (wenn dieſe ſeinem Begriffe nicht widerſtrebt, und zu ihm gerechnet werden darf) erſcheint er als Dualismus, der Glaube an zwei ſogenannte Grundprincipe, oder Grund- und Ur-Weſen, — die Grundlage morgenländiſcher Religionen und Philoſophien, und ſelbſt in mannichfacher Geſtalt, überall aber eine Verbildung der Offenbarungslehre von Einem Gotte und dem von ihm abgefallenen, ungöttlichen Geiſte des Böſen, der Finſterniß. Die weiteſte Abweichung vom Monotheismus aber, obwohl unerkannt von ihm ausgegangen, iſt der Pantheismus, die Allvergötterung, da die Welt ſelbſt der Gott, und Gott die Welt, das Ein und Alles, iſt. Gleichwohl iſt im Dualismus und Pantheismus, zwar von dem reinen Lichte der Offenbarung entfremdet, noch eine höhere Ahndung der Gottheit, als in den Religionen, die man im engern und im eigentlichſten Sinne Polytheismus nennt, wo faſt jeder Schimmer der Offenbarung verloren, und das Göttliche ganz an die Geſtalt und Erſcheinung gebunden, der Körperwelt einverleibt iſt. Denn wie der Menſch weiter und weiter abirrte von dem urſprünglichen Lichte, fand er zwar immer ein Göttliches in den Erſcheinungen der Welt, jenes aber in dieſen verkörpert, nicht Gott über alle Erſcheinung, und betete nun die Geſtalt, die Erſcheinung an, in der er den Gott, aber nicht Gott erkannte. Er verſank in Abgötterei, in die jeder Polytheismus verfällt, da er dem als dem Gotte huldigt, was nur ein Wirken und ein Werk Gottes iſt. — Aus den Banden der Abgötterei und des Götzendienſtes erlöſ'te den Menſchen wieder die Offenbarung in Chriſtus. Ke.

Polyxena, des Priamus und der Hecuba Tochter, deren Schickſale die nachhomeriſchen Epiker erzählen. Achilles liebte ſie, und fand durch dieſe Liebe den Tod (ſ. Achilles). Nach Einigen liebte auch ſie den Achilles, und raubte ſich an ſeinem Grabhügel ſelbſt das Leben. Nach der gewöhnlichſten Meinung aber wurde ſie entweder in Thrazien oder auf dem Grabe des Achilles dem Schatten deſſelben geopfert.

Pombal (Sebaſtian Joſeph von Carvalho, ſeit 1755 Graf von Oeyras, und ſeit dem Jahr 1770 Marquis von Pombal), portugieſiſcher Staatsminiſter, geboren 1699 auf dem Schloſſe Soure bei Coimbra, geſt. den 7ten Mai 1782. Ein gefährlicher Kranker wird oft durch heroiſche Mittel am glücklichſten gerettet. So dachte Pombal, als er ſtreng und durchgreifend 27 Jahre lang Portugals Reformator war. Er regierte, beladen mit dem Haſſe des Adels, der Geiſtlichkeit und des Hofes, in offner Fehde mit den Jeſuiten, unumſchränkt wie ein König, ausgerüſtet mit ſeltner Geiſteskraft, Thätigkeit und Geſchäftskenntniß, erhoben von dem edelſten Nationalgefühl, ſo daß er ein großer Mann genannt werden müßte, wenn er eben ſo gerecht als uneigennützig geweſen wäre. Er verletzte das Recht aus feuriger Haſt, welche die Thatſachen nicht ruhig prüfte, und aus leidenſchaftlicher Erbitterung gegen mächtige Feinde, mit denen er im ſteten offnen und geheimen Kriege lebte. Er konnte nicht vollenden, was er unternommen: die gänzliche Wiederherſtellung der tiefgeſunkenen Nation und Staatsmacht; in dieſem Vorgefühl griff er nach den kürzeſten und härteſten Maßregeln, und erreichte nichts, weil er Alles auf ein Mal neu ſchaffen wollte. Betrachtet man aber ſeine Perſönlichkeit, ſeine Lage und ſein großartiges Streben, ſo iſt er einer der merkwürdigſten Menſchen ſeines Jahrhunderts. Sein Vater war Capitän, aus der ärmern Claſſe des Adels, die von dem hohen Adel verachtet und unterdrückt wurde. Aber ſeine Mutter, eine Mendoza, und ſein Oheim, ein angeſehener Geiſtlicher, öffneten dem jungen Carvalho, der in Coimbra die Rechte ſtudirt hatte, hierauf Soldat geworden war, die Ausſicht zur Beförderung. Die Natur hatte ihm Alles gegeben, was den Herrſcher ankündigt, einen hohen Wuchs, Lebenskraft, Stärke, kühnen Blick und ſinnliches Feuer dazu, große heftige Leidenſchaften, einen durchdringenden Verſtand, und die angenehmſten geſellſchaftlichen Talente. In allem der Erſte, und ein tollkühner Raufer, wurde er ſeiner regelloſen Kraftäußerungen wegen aus Liſſabon verwieſen. Seitdem arbeitete er mehrere Jahre lang in Soure an ſeiner perſönlichen Ausbildung. Da ſchenkte ihm Thereſe von Noronha Almada, eine reiche Wittwe, ihre Liebe. Die Verwandten wieſen ſtolz den kühnen Bewerber zurück; er entführte die Geliebte, und ſchützte ſich gegen die Dolche der Meuchelmörder durch Muth und Entſchloſſenheit. Aber die Verachtung, mit welcher ihn die Familie ſeiner Gemahlin, die Grafen von Arcos behandelten, regte ſein Ehrgefühl auf, ſich emporzuſchwingen. Er ging an den Hof zurück, wo der nun vierzigjährige Carvalho durch feine Sitten ſolchen Beifall erhielt, daß man ihm im J. 1739 den Geſandtſchaftspoſten in London übertrug. Hier lernte er das Verhältniß Portugals gegen England genau kennen, und mitten unter ſinnlichen Zerſtreuungen faßte er den Plan auf, ſein Vaterland von den Feſſeln des engliſchen Handelsſyſtems zu befreien. Der neue Staatsminiſter, Peter von Motta, ſein Gegner, rief ihn zwar im J. 1745 von London zurück; aber die Königin, Carvalho's Gönnerin, ſandte ihn nach Wien, um einen Zwiſt des Papſtes mit der Kaiſerin Maria Thereſia zu vermitteln. Er erwarb ſich bald allgemeine Achtung, und als ſeine Gemahlin endlich ein Opfer der Rache ihrer Verwandten geworden war, erhielt er die Liebe und die Hand einer jungen Gräfin von Daun, welche jedes Schickſal und auch ſeine Verbannung in Pombal bis an ſeinen Tod mit ihm theilte. Doch mußte er die Verleumdung, welche ein vornehmer Portugieſe in Wien gegen ihn ausgeſtreut hatte, entkräften, und ſeinen Adel beweiſen. Die Königin bewirkte daher ſeine Ernennung zum portugieſiſchen Geſandten

am wiener Hofe. Aber der König und ſein Miniſter haßten ihn. Er ward zurückberufen. So feſt er in der Gunſt der Königin ſtand, ſo konnte er doch die Abneigung des Königs (Johanns V.) nicht überwinden. Vergebens gewann er die Zuneigung der vielvermögenden Jeſuiten, durch völlige Hingebung an dieſen Orden, den er ſo täuſchte, daß er mit den innern Verhältniſſen dieſer eben ſo künſtlichen als gefährlichen Geſellſchaft genau bekannt wurde, was ihm in der Folge als Miniſter die Waffen gegen den Orden in die Hände gab. Der hohe Adel verfolgte ihn unverſöhnlich mit ſeinem Haſſe; Carvalho aber beherrſchte mit großer Kunſt ſeinen Wunſch nach Rache, und galt für den liebenswürdigſten, beſcheidenſten und frömmſten Weltmann an dem Hofe der Königin. Endlich ſtarb Johann V. den 31ſten Juli 1750, und ſogleich erhielt Carvalho von deſſen Nachfolger Joſeph I. auf die Empfehlung der verwitweten Königin die längſt gewünſchte Stelle eines Staatsſecretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Der Beichtvater des Königs, P. Moreira, ein Jeſuit, war ſein Gönner, und Carvalho ſchmeichelte dem Orden mit ſolchem Eifer, daß ihn das Publicum den großen Jeſuiten nannte. Bald hatte er, beſonders ſeit dem Tode der Königin Mutter im J. 1754, den ſchwachen argwöhniſchen, für Sinnenreiz allein empfänglichen König ganz von ſich abhängig gemacht. Dieſer willigte aus Furcht vor ſeinem Bruder Dom Pedro, an den ſich Carvalho's Feinde anſchloſſen, in die kühnſten Plane des Miniſters, und Carvalho erreichte dadurch ſeinen vierfachen Zweck; die Jeſuiten zu vertreiben, den hohen Adel zu unterdrücken, Portugal wieder herzuſtellen, und im Namen des Monarchen unumſchränkt zu regieren. Das Reich befand ſich im Zuſtande der äußerſten Ohnmacht. England und die Jeſuiten theilten ſich nebſt dem hohen Adel in die Reichthümer des Staats, der ohne Armee, Flotte, Handel und Ackerbau war. Der Miniſter handelte im Geiſte des Merkantilſyſtems, fing aber freilich auf vielen Seiten da an, wo er hätte aufhören ſollen; doch war ſein Streben im Allgemeinen nicht ohne Erfolg; aber nur ſeine Thätigkeit und ſein Scharfblick konnten den Angriffen widerſtehn, die jetzt öffentlich und insgeheim die Inquiſition, der er die Auto's da Fe unterſagt, die Jeſuiten, welche er aus ihrem Miſſionsſtaate in Paraguay vertrieben, der hohe Adel, dem er ſeine fürſtlichen Beſitzungen in den Colonien entzogen, und der hohe Clerus, deſſen Macht er Gränzen geſetzt hatte, gegen ihn unternahmen. Da ſchlug, wie ein Blitz aus heitrem Himmel, mitten unter die Parteien nieder das Erdbeben am 1ſten Novemb. 1755. Es begrub 30,000 Menſchen und einen Wohlſtand von 570 Millionen Thaler in Schutt und Aſche. Carvalho verließ die Seinigen und trat auf als ein Retter in der Verzweiflung mit einer Anſtrengung und einem Heldenmuthe, der allein ſeine Feinde hätte verſöhnen können, wenn dieſe nur einigen Sinn für Wahrheit gehabt hätten. Sah man Pombaln, deſſen Haus unbeſchädigt geblieben war, acht Tage lang in ſeinem Wagen mit dem allgemeinen Wohle unaufhörlich beſchäftigt, an jedem Orte, wo Hülfe nöthig war, Anſtalten treffen, die Ordnung wieder herſtellen, und den König ſelbſt zum eignen Handanlegen für die Begrabung der Todten bewegen, um den betäubten Arbeitern Muth zu machen, ſo mußte man ihn achten und bewundern; und wahrlich nie hat ſich wohl ein ungewöhnlich kraftvoller Mann in einer furchtbarern Zeit, unter vielfachern Bedrängniſſen, wohlthätiger und faſt übermenſchlich wirkſamer gezeigt, als Carvalho in dieſen Tagen einer gränzenloſen Noth. Der König ſah in ihm einen Schützling des Himmels, betrachtete ihn mit geheimer Ehrfurcht und überließ ſich unbedingt

der Leitung dieſes außerordentlichen Mannes. Carvalho ward Graf von Oeyras, und rückte im J. 1756 in die Stelle eines erſten Miniſters, die ſein Feind, Dom Pedro de Motta, bis an ſeinen Tod von Pombal ungekränkt beſeſſen hatte. Jetzt ſchritt Pombal kühn über jeden hinweg, der ihm in den Weg zu treten wagte. Er mußte unerbittlich ſtreng verfahren, da Wüſtlinge aus dem hohen Adel ohne Scheu Mordthaten begingen, und der Pöbel ruchlos raubte. Aber mit der Hoffart, die er demüthigte, und mit der Habſucht, die ſeine Handelsverfügungen zur Wuth reizten, verband ſich jetzt das mit Pombals geſetzlich gemachtem Monopolhandel, der allerdings ein Mißgriff, eigentlich aber nur gegen das Monopol der Britten gerichtet war, unzufriedene Landvolk. Die erhitzten Weinbauer begingen in Oporto Ausſchweifungen, aber Pombal unterdrückte alles Murren durch die ausgedehnteſten Majeſtätsgeſetze, nach welchen der Wille des Königs ſtatt aller Conſtitutionen und Privilegien allein gültig war. Zugleich ließ er gegen die Jeſuiten, welche alles verſuchten, um ihn zu ſtürzen, und als den Antichriſt in der öffentlichen Meinung zu verdammen, eine Druckſchrift ausbreiten, die ihre Politik in Paraguay zum Erſtaunen Europa's enthüllte. Doch waren manche Behauptungen darin übertrieben, und es iſt kein Zweifel, daß die Väter jene Provinzen beſſer regiert hatten, als es von Spaniern oder Portugieſen je geſchehen wäre. Carvalho beſchloß endlich, die Jeſuiten ganz vom Hofe und der Perſon des ihnen ſehr ergebenen Königs zu entfernen. Sie verloren die Beichtvaterſtellen und mußten ſich den 16ten September 1757 in ihre Collegien begeben. Auch wurden mehrere portugieſiſche Große, welche den Miniſter zu ſtürzen verſucht, aus Liſſabon verwieſen. Nun war der offene Krieg von ihnen und dem hohen Adel erklärt. Durchgreifen ſchien von jetzt an die einzige Politik des Miniſters. So ließ er, weil ſeine Aufmunterungen des Feldbaues nichts fruchteten, die Weinſtöcke ausraufen. Endlich ſiegte der Miniſter völlig. Eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs, der in der Nacht vom 3ten bis 4ten Septemb. 1758 auf einer nächtlichen Fahrt von Meuchelmördern verwundet, ihren Schüſſen nur durch die Treue ſeines Kammerdieners entgangen war, lieferte ihm ſeine Todfeinde in ſeine Gewalt. Drei Monate nach der That ließ Carvalho, der indeß Alles erforſcht, die Thäter aber abſichtlich ſicher gemacht hatte, in der Nacht des Hochzeitfeſtes ſeiner Tochter, welchem der hohe Adel beigewohnt hatte, den 12ten December den Marquis von Tavora und deſſen Familie, den Jeſuiten Malagrida, und den Tag darauf auch den Herzog von Aveiro u. A. m. verhaften. Der Miniſter und ein Mitglied des höchſten Gerichtshofes führten die Unterſuchung, und nach einem nicht ſehr förmlichen kurzen Verfahren ward ein gräßliches Bluturtheil den 13ten Januar 1759 vor dem Schloſſe zu Belem vollzogen. Der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora wurden als die Häupter der Verſchwörung geRädert, die Söhne und der Schwiegerſohn deſſelben, ſo wie die Bedienten als Theilnehmer erdroſſelt, die Gemahlin des Marquis gehangen, und ein Bedienter des Herzogs verbrannt. Joſephs I. Tochter und Nachfolgerin ließ den Prozeß unterſuchen, und die Königsmörder für unſchuldig erklären. Doch wurde dieſes Urtheil nicht öffentlich bekannt gemacht. Ein ſchwerer Verdacht fiel damals auf die Jeſuiten, daß ſie den Plan des Königsmordes geleitet, aber der Marquis von Tavora hatte ſeine frühere Ausſage gegen ſie nachher ſchriftlich widerrufen. Dennoch klagte der Miniſter ſie als Urheber des Plans beim Papſte an, und als er die Erlaubniß-Bulle, die Verhafteten vor den weltlichen

Richter zu ſtellen, nicht ſogleich erhielt, ließ er einige im Gefängniſſe hinrichten; der Pater Malagrida aber, welcher den Tod des Königs prophezeit hatte, wurde von der Inquiſition als Ketzer zum Feuertode verurtheilt, und dieſes Auto da Fe ward 1761 vollzogen *). — Nach dem Zeugniſſe eines unterrichteten Staatsbeamten in Liſſabon verdankte der König ſeine Rettung einem Zufalle. „Der Kutſcher hatte alle Beſinnung verloren, die Maulthiere wurden ſcheu, kehrten um, und rannten endlich nach dem Stalle. So entging der König den an andern Stellen des Wegs noch auf ihn lauernden Mördern. Den Jeſuiten, namentlich dem P. Malagrida, konnte nichts Factiſches bewieſen werden; allein ſie waren in den Augen ihrer Richter für überführt zu achten der Billigung, des Mitwiſſens und der Anreizung. Man ſuchte ihnen alſo auf andern Wegen beizukommen. Pombal ließ dem P. Malagrida im Gefängniſſe Feder und Papier geben. Dieſer feurige, durch die Einſamkeit noch mehr erhitzte Kopf ſchrieb nun die Biographie der Jungfrau Maria im Leibe ihrer Mutter, wo er unter andern behauptete, ſie habe ſchon im Bauche der heiligen Anna lateiniſch geſprochen. Dieſer und anderer Ketzereien wegen wurde Malagrida von der Inquiſition verdammt. Die übrigen Jeſuiten, welche zum Theil 18 Jahre ſaßen, erfanden eine Zeichenſprache, ſchrieben ſich durch Katzen, die der Mäuſe wegen gehalten wurden, und die ſie durch Hunger zu Briefträgern abrichteten. Ihre Zeichen beſtanden in Pfeifen und andern Tönen; daher das Gerücht in Liſſabon entſtand, die Jeſuiten im Inquiſitionsgefängniſſe wären ſämmtlich toll geworden. Als Pombal nach dem Tode des Königs vom Miniſterium entfernt, und wegen jenes Prozeſſes in Unterſuchung gezogen wurde, rettete er ſeinen Kopf gegen den Haß der portugieſiſchen Großen nur dadurch, daß er der Commiſſion, die ihn privatim verhörte, die Originalbeweiſe jener Verſchwörung, die nicht öffentlich bekannt gemacht worden waren, vorlegte. Sie beſtanden in mehrern vom König Joſeph ſelbſt unterzeichneten Actenſtücken, unter andern in eigenhändigen Briefen des Marquis von Tavora, welche das ganze Gewebe der auf Veränderung der Regierung und Ermordung des Königs gerichteten Verſchwörung enthielten.“ — Pombal hatte durch ein königliches Decret vom 3ten September 1759 ſämmtliche Jeſuiten als Rebellen und Feinde des Königs aus dem Reiche verweiſen, und da ſie demſelben ſich nicht fügten, ſie durch Soldaten auf Schiffe bringen, und 1854 an der Zahl nach dem Kirchenſtaate abführen laſſen. Hierauf entſtand ein langer Zwiſt mit dem Papſte. Pombal ſchickte 1760 den päpſtlichen Nuntius über die Grenze und wollte ſchon Portugal von Rom losreißen, als Clemens XIII. ſtarb. Mit dem Nachfolger, der den Jeſuitenorden 1773 aufhob, kam die Ausſöhnung bald zu Stande. Bald darauf ward Portugal mit Spanien in einen kurzen Krieg verwickelt, und in der Folge noch einmal

*) Man ſ. die Actenſtücke dieſes Prozeſſes in Voß Galler. hiſt. Gemählde IV. Alt. 1799 und l'Administration du Marq. de Pombal. Amst. 1788, 4 Vol. 8. Die Geſchichte dieſes Miniſters iſt von dem Parteigeiſte ſehr entſtellt, z. B. von ſeinem ital. Biographen, einem Exjeſuiten, und in den Anecdot. du Ministère de Pombal. Varsovic, 1784. Pombals eigne Vertheidigungsſchrift in v. Dohms Mater. z. Statiſt. 3 Thl. beweiſ't wenigſtens, daß er ſich als Miniſter nicht bereichert habe. Was hier noch über jenen Prozeß geſagt wird, hat der Verf. dieſer Skizze in Liſſabon von einem Mitgliede des oberſten Appellationsgerichts, einem Deſembargador do Paço.

durch des Miniſters unbeſonnenen Stolz gegen Spanien. Pombal übergab einem deutſchen Feldherrn, dem Grafen von Schaumburg-Lippe, den Oberbefehl. Das portugieſiſche Heer ward gänzlich umgeſchaffen, und die Grenze beſſer befeſtigt. Eben ſo thätig ſorgte Pombal für alle Zweige der Landescultur, und verbeſſerte insbeſondere das Schulweſen; auch richtete er die Cenſur liberaler ein, und empfahl durch das Geſetz vom J. 1773 den alten Chriſten tolerante Geſinnungen gegen die neuen. Man hielt nämlich bisher die neuen Chriſten für heimliche Juden, und entzog ihnen viele bürgerlichen Rechte. Von Pombal ſelbſt iſt ein wichtiges Manuſcript, eine Art Compte rendu über ſeine Verwaltung vorhanden, das aber nicht bekannt gemacht worden iſt. Ehrgeiz und Rachſucht gegen ſeine Feinde, die mehr als einmal ihm nach dem Leben trachteten, und der Plan, dem Prinzen von Beira, dem Enkel der Königin, die Thronfolge zu verſchaffen, füllten ſein übriges Leben aus. Da ſtarb Joſeph I. 1777; Pombal mußte ſeine Entlaſſung nehmen, behielt aber Titel und Einkünfte. Die von ihm eingekerkerten Staatsverbrecher, 9800 an der Zahl, wurden freigelaſſen, und die meiſten ſeiner Einrichtungen aufgehoben, ſo daß Portugal in den vorigen Zuſtand von Schwäche zurückfiel. Pombal hatte der jungen Königin einen Schatz von 78 Millionen Cruſaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Zurückgezogen in den Flecken Pombal, beſchäftigte er ſich mit Leſen und guten Werken. Die Armen liebten ihn. Vergebens ſuchten ſeine Feinde ihn auf das Blutgerüſte zu bringen. Aber Klagen und Unterſuchungen gegen ihn wechſelten mit Neckereien aller Art. Dies untergrub des ſeltenen Mannes Geſundheit. Er ſtarb zu Pombal im 83ſten Jahre ſeines Lebens. K.

Pommern, ein Herzogthum im äuſſerſten Norden von Deutſchland, das gegen Oſten und Süden an Preuſſen und Brandenburg, gegen Weſten an Mecklenburg und gegen Norden an die Oſtſee gränzt, und mit Einſchluß der dazu gehörigen Inſeln Rügen, Uſedom, Wollin ꝛc. 514 Q. Meilen, mit 664,000 Einwohnern, umfaßt. Die Oder theilt es in Vor- und Hinterpommern. Es iſt ein langes Küſtenland, meiſtens eben und niedrig, groſſen Theils von fruchtbarem Boden, und mit vielen Landſeen erfüllt. Es hat Ueberfluß an Getraide, Flachs und Taback; auch der Obſtbau und die Bienenzucht werfen bedeutenden Gewinn ab. Sehr blühend iſt die Viehzucht und Fiſcherey; das Land nährt eine Menge Gänſe; auch gibt es viel Holz, beſonders treffliche Eichen, die zum Schiffbau verwendet werden. Von Mineralien werden Sumpfeiſen und Bernſtein gewonnen. Manufacturen und Fabriken ſind nicht von Bedeutung; dagegen iſt der Handel von Stettin, Colberg, Stolpe, Straſſund und Wolgaſt wichtig. Der Adel iſt zahlreich, aber nicht ſehr begütert; der Bauer iſt meiſtens leibeigen. Die Einwohner ſind meiſtens lutheriſch. Die Prälaten, der Adel und die Städte bildeten bisher die Stände des Landes. Pommern war in den älteſten Zeiten ein Beſtandtheil des Wendiſchen Reichs; ſeit 1025 aber hatte es eigene Herzoge. Als dieſe 1637 mit dem Herzoge Georg Bogislaus XIV. ausſtarben, ſprach der Kurfürſt von Brandenburg, in Beziehung auf eine zwiſchen beiden Häuſern beſtehende Erbverbrüderung, die Succeſſion an. Denſelben Anſpruch machte aber auch Schweden, welches damals das Land durch Waffengewalt inne hatte, indem es ſich auf einen Vergleich mit dem verſtorbenen Herzoge berief. Im Weſtfäliſchen Frieden ward die Sache dahin entſchieden, daß Schweden Vorpommern, Brandenburg aber Hinterpommern erhielt. In dem Stockholmer Frieden 1720 erwarb das letztre, gegen Bezahlung von

2 Millionen Reichsthaler noch weiter Stettin, den Strich zwiſchen der Oder und Peene, die Inſeln Wollin und Uſedom, ſamt den Städten Damm und Golno, und Schweden behielt nur noch das Land zwiſchen Mecklenburg, der Oſtſee und der Peene, ſamt Rügen, für welches es, als Herzog von Vorpommern eine Stimme auf dem Reichstage führte, und das es, als die letzte Trümmer aus den deutſchen Eroberungen Guſtav Adolfs, bis in die neueſten Zeiten behauptete. Im J. 1815 kam aber Preuſſen auch noch in den Beſitz von Schwediſch-Pommern. Schweden hatte nämlich, in Folge der Beſitznahme von Norwegen, ſeinen Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten, und von dieſem tauſchte Preuſſen es gegen das Lauenburgiſche und eine Summe von 2 600,000 Thlr. ein.

Pomologie, Obſtbaumkunde, iſt die Wiſſenſchaft, welche ſich mit der Kenntniß des Obſtes (Obſtkunde) und deſſen Erzeugung (Obſtbaumzucht) beſchäftigt. Als Obſtkunde, d. i. der Kenntniß aller für Menſchen und Vieh genießbaren Früchte der Bäume (Pomaceae, Drupaceae, Bacciferae) iſt ſie ein Theil der Botanik, doch ſchöpft ſie aus dieſer nur die Regeln zur gehörigen Erkenntniß und Unterſcheidung der Gattungen und Arten der Obſtbäume, beſchäftigt ſich aber noch überdies mit der techniſchen Betrachtung und Eintheilung der verſchiedenen Abarten, die der Botaniker alle nur als zufällige Varietäten einiger wenigen Spezies anſieht. Daher die in der Obſtkunde eingeführte botaniſche Unterſcheidung des Obſtes in Kernobſt mit vielfächriger Samenkapſel, über welcher ſüßes Fleiſch liegt (Aepfel, Birnen); in Beerobſt, welches keinen deutlichen Unterſchied des Fleiſches und der Saamenhülle bemerken läßt (Stachelbeeren); in Steinobſt, deſſen eßbares Fleiſch eine ſteinartige Nuß einſchließt (Pfirſichen), und in Kapſelobſt, welches ebenfalls Steinobſt iſt, deſſen Fleiſchbedeckung aber ungenießbar iſt und deſſen Nußkern nur als Nahrungsmittel dient (Nüſſe). Daher die naturgemäße Eintheilung in Geſchlechter, von denen die Botanik dem Pomologen lehrt, daß ſie unvermiſcht neben einander fortbeſtehen, während nur die Spezies eines und deſſelben Geſchlechts ſich miteinander zu Baſtarden vermiſchen können, die jetzt als beſtändige Varietäten oder Sorten durch die Bemühung der Pomologen Namen und Bezeichnung erhalten haben. Man kann annehmen, daß ehedem nur wenige Urſorten einer Spezies vorhanden waren, daß aber durch die Beſchaffenheit des Clima's, des Bodens, durch die Vermiſchung des Blumenſtaubes und die aus den Saamen gezogenen Kernlinge ſich nach und nach die faſt unzählbare Menge Obſtſorten gebildet habe. Für den Einfluß des Clima's ſpricht die Erfahrung, daß jeder Himmelsſtrich ſeine eigenen Sorten (Frankreich z. B. die Renetten) zieht; der Boden drückt eben ſo dem Obſte ſeine Eigenthümlichkeit ein (daher Weinſorten) und die Verſchiedenheit der Sorten aus den Kernen hat van Mons zu Brüſſel durch ſeine Ausſaat von mehr als 40.000 Kernen, deren gezogene Stämme er unveredelt tragen läßt, am unwiderleglichſten dargethan. So wie der Botaniker mittelſt ſeiner beſtimmten Terminologie die Eigenthümlichkeit der Pflanzen beſchreibt, ſie als Unterſcheidungszeichen benutzt und durch Zuſammenſtellung der ähnlichen ein Syſtem baut, ſo bezeichnet auch der Pomolog durch ſeine Kunſtſprache die Eigenthümlichkeiten (Charakteriſtik) des Obſtes. Er benutzt dazu die Form, Größe, Kanten, Beulen, Grund- und Nebenfarben, Roſt, Flecken, Punkte, den Stand des Blüthenknopfs, ſeine Einſenkung, Schaale, Stiel, Stielhöhle und deren Beſchaffenheit, Geruch, Geſchmack, Fleiſch, Farbe, Structur deſſelben, Geäder, Kern-

haus, ſeine Fächer, die Kerne, Reife und Dauer. Außerdem wird noch die botaniſche Beſchreibung des Baumes, ſeiner Blumen, Blätter, ſeines Wuchſes, ſeiner Kronenbildung und des Tragholzes mit zu Hülfe genommen, (ſ. die Werke von Quintiny, du Hamel, Schabol, Knoop, Abercrombie, Manger, Miller, Zink, Henne u. A.). Der Charakter, nach welchem man verſucht hat, ein pomologiſches Syſtem zu ordnen, iſt ein natürlicher, der ſich auf die Form bezieht, nach welcher die Früchte in verſchiedene Familien, Ordnungen und Gattungen geſtellt werden. Die immerwährende Entſtehung neuer Sorten aus Kernen und die feinen, faſt unmerklichen Uebergänge vieler Sorten, verbunden mit der abſichtlichen Vervielfältigung der Sortennamen durch die Handelsſpeculation der Baumſchulenbeſitzer, erſchwert die Sache ſehr. Die älteſten Eintheilungen ſchreiben ſich von den Franzoſen und Holländern her; dieſe theilten unter andern die Aepfel ſchon längſt in Calvillen, mit Kanten, Kerben, lockerm Fleiſche, gewürzhaften Geſchmacke und hohlem Kernhauſe; in Renetten, die außen durch Roſtenflug, innen durch kurz abknackendes Fleiſch kenntlich ſind, in die großen ſauern Rambours u. ſ. w. Birnen wurden von ihnen in Beurre's oder Butterbirnen mit ſchmelzendem Fleiſche, in Bergamotten mit Gewürzgeſchmack, runder Form und roſtiger Schaale, in Rothbirnen oder Rougelets, Rouſſolets, in Blanquets oder Weißbirnen unterſchieden. Manger ſtellte zuerſt ein Syſtem nach Formentafeln auf: die drei Hauptformen der Aepfel waren die runde oder platte, die hyperboliſche (unten dicker als hoch) und die paraboliſche (höher als dick.) Die Unterabtheilungen betreffen die vollſtändige Ebenheit, die Falten am Auge und die rundum befindlichen Rippen. Sickler (in ſeinem Obſtgärtner) bildete daraus vier Formen. Der Oberpfarrer zu Kronenberg, Chriſt, ſchlägt vor, acht Familien anzunehmen: Calvillen, Renetten, Peppings, Parmänen, Kantenäpfel, Plattäpfel, Spitzäpfel, Kugeläpfel. Diel ordnete die Obſtarten nach der innern Beſchaffenheit derſelben. Das der Natur ſehr angemeſſene Syſtem von Fritſch, welches zugleich das neueſte iſt, enthält zwei Hauptclaſſen: Kugelapfel und Kegelapfel, und benutzt die Kantenäpfel nur als Unterabtheilung, da ſie unter allen Grundformen erſcheinen. Die Ordnungen werden durch das einfache oder mehrfarbige Colorit beſtimmt, und beim Geſchlecht iſt Geruch und Geſchmack als Eintheilungsgrund angenommen worden. Auf ähnliche Art hat man auch Eintheilungen der andern Obſtſorten verſucht, z. B. die Eintheilung der Birnen nach der Form in fünf Claſſen (Sickler); nach der Reifzeit in drei Claſſen (Chriſt); nach dem Fleiſche, Safte und Geſchmacke in ſechs Claſſen (Diel); nach der Geſtalt (Fritſch); in Rund-, Spitz- und Langbirnen, deren Ordnungen nach der weißen, grünen, rothen, grauen Farbe gebildet ſind. — Pflaumen hat man bisher allezeit nach der Form beſtimmt (längliche und runde Pflaumen, Mirabellen, Schlehen); Kirſchen in ſüße und ſaure, deren Unterabtheilungen von der Farbe des Saftes und der Härte des Fleiſches genommen werden; Pfirſichen unterſcheiden ſich in wollige und glatte, deren Gattungen (peches, pavies violettes, brugnons) durch das Fleiſch und den ablöſigen Stein näher bezeichnet werden *). Von dem Geſichtspunkte der Benutzung

*) Gute Abbildungen und Beſchreibungen der Obſtſorten haben geliefert Manger in der Pomona Franconica, Kraft in der Pomona austrica, Sickler in ſeinem Gartenmagazine; auch gehören hieher Sicklers Nachbildungen der Früchte in Wachs, ſo wie die italieniſchen in carrariſchem Marmor.

angeſehen, theilt der Pomolog das Obſt ein in Tafelobſt, Wirthſchaftsobſt, und in Handelsobſt. Zum Tafelobſt wird eine angenehme, in die Augen fallende Geſtalt nebſt feinem Geſchmacke erfodert. Hieher gehören von den Aepfeln die Calvillen, Peppings, Goldſtieläpfel, Antillenäpfel, weiße Stettiner; Forellenbirnen, Bandbirnen, Petersbirnen; die Blutpfirſiche, Bourdine, Magdelaine rouge et blanc; die zu Saft und Eingemachtem zu benutzenden Himbeeren, Johannisbeeren, Nüſſe u. ſ. w. Wirthſchaftsobſt betrachtet man, nachdem es Vorzüge beim Kochen, Backen, Welken beſitzt. Als Fabrikationsobſt ſind die Birnen und Pflaumen zum Syrup brauchbar, der Wein unter allen ganz vorzüglich wegen ſeines angenehmen Products, was man bisweilen durch Aepfel- und Birnenmoſt (Cyder) zu erſetzen ſucht; hieher die Bereitung des Kirſch-, Himbeer-, Heidelbeerſaftes, die Fertigung des Obſtbranntweins, des Oeles aus Nüſſen und Kernen, die Benutzung des ſchlechten Obſtes zum Viehfutter und mehrerer anderer Beeren, wie Hollunder, als Arzneimittel. Die Benennung Handelsobſt betrifft die vorzüglich in Ruf gekommenen Sorten: Borsdorfer, rothe Stettiner, Safranäpfel, gebackene Pflaumen und Kirſchen u. ſ. w., deren Verkauf für viele Länder ergiebig iſt. Mittelſt ihres zweiten Theils, der Obſtbaumzucht, ſchließt ſich die Pomologie an die Oekonomie an, da ſie ſich mit den Mitteln beſchäftigt, die Bäume zu pflegen und zu erziehen, und durch ihren Ertrag gehörigen Nutzen aus Grund und Boden zu ziehen. Hieher gehört zuerſt die Vermehrung der Obſtbäume und Sträucher a) durch den Saamen oder die Kernlinge, die als Grundſtämme für die zu veredelnden Sorten unentbehrlich ſind; b) die Vervielfältigung durch Wurzelausläufer, welche ſich am beſten für die Sträucher, nicht ſo gut für die Bäume ſchickt; c) die Vervielfältigung durch Schnittlinge (abgeſchnittene Aeſte, die in die Erde geſenkt werden) gedeiht beim Weine, Quitten, Johannisbeeren am beſten. Das Baumſetzen, welches die Zeit im Herbſt und Frühjahr verlangt, wo der Baum noch von ſeiner Vegetation ruht und wobei auf die gehörige Lockerheit des Bodens, auf die Zwiſchenweite, durch die künftige Ausbreitung der Kerne und der Wurzeln (die beide ſtets im Verhältniſſe ſtehen) beſtimmt, das gehörige Augenmerk zu richten iſt. Die Veredlung der Stämme. Jedes Auge und jeder Zweig eines Baumes iſt nicht nur geeignet, als eine eigene Pflanze für ſich fortzuwachſen und ſeine Wurzel zu bilden, ſondern es iſt eben ſo möglich, daß dieſelben, von dem Mutterſtamme auf den andern Stamm einer Art deſſelben natürlichen Geſchlechts gebracht, mit dieſem verwachſen, ohne ihre Natur dadurch zu verändern; ja es ſcheint wahrſcheinlich, daß durch eine ſolche Verpflanzung des Zweiges auf einen fremden Stamm eine wirkliche Veredlung ſchon vor ſich gehe. Der Grundſtamm hat aber in ſo fern günſtigern Einfluß auf das Pfropfreis, als ſeine Organiſation, ſein ſchneller oder langſamer Wuchs, Holzſtärke u. ſ. w. mit dem des Reiſes übereinſtimmen; die Bitterkeit oder Rohheit des wilden Obſtes (herbe Säfte) gehen keinesweges auf die gepfropften Augen über (denn auf herben Schlehen gedeihen die ſchönſten Reineclauden), wenn nur dabei die natürliche Verwandtſchaft des Grundſtammes zum Pfropfreis immer berückſichtigt wird. Veredelt wird der Baum auf verſchiedene Art: 1. durch Ablactiren, Abſäugeln, Abſaugen, greffer par approche, eine der älteſten, ſicherſten und umſtändlichſten Arten. Es werden zu dem Ende die zu veredelnden Stämme nahe um die Mutterpflanze geſetzt, die Edelzweige derſelben werden keilförmig ein-, doch nicht ganz durchgeſchnitten, und ſo in den

geſpaltenen Wildling eingepaßt, daß ſelbige, bis zum völligen Verwachſen mit ihm, noch an dem Mutterſtamme hängen bleiben. 2. Das Pfropfen, Pelzen, Impfen, (in der Schweiz Zweigen), greffer; hier wird in dem quer durchſchnittenen und geſpaltenen Wildſtamme das keilförmig abgeſchnittene Pfropfreis am Rande eingepaßt, ſo daß die beiderſeitigen Rinden eine Fläche ausmachen (das Pfropfen in den Spalt) oder bloß in einen Tförmigen Einſchnitt in die Rinde des Wildlings eingeſchoben (das Pfropfen in die Rinde). 3. Das Oculiren, Aeugeln, Pfropfen mit dem Schildlein, greffer en ecuson, geſchieht durch das unverſehrte Ausſchneiden des Auges und des Sommertriebes eines edlen Reiſes und in der Anpaſſung deſſelben an den Grundſtamm. Das Auge wird entweder ſo ausgebrochen, daß noch etwas Holz darüber ſteht, oder es wird vorſichtig mit der umgebenden Rinde abgelöſt. Die ſo auf beiderlei Art gelöſten Augen ſchiebt der Gärtner zwiſchen die, durch einen Tförmigen Schnitt gelöſte, Rinde des Wildlings und verbindet ſie. Das Oculiren des treibenden Auges geſchieht im Frühjahre bis Johannis, das des ſchlafenden Auges vom halben Julius bis im Auguſt; bei dem Winteroculiren bekommt der Wildling einen Rindenausſchnitt, der ſo groß iſt, daß das Auge mit ſeiner Rinde genau hineinpaßt, welches dann darin durch Verband befeſtigt wird. Das Oculiren iſt ſehr alt, ſchon Cato (230 vor Chr.) erwähnt es. 4. Das Copuliren (ſ. d. Art.) iſt eine ſehr einfache Veredlungsmethode, und läßt ſich am beſten bei dünnen Wildlingen, eben ſo an Wurzelſtücken anwenden. 5. Das Pfeifeln, Anpfeifeln, Röhrlen geſchieht durch vorſichtige Ablöſung eines Stücks Rinde des Edelreiſes, rund um daſſelbe, ſo daß es einer Röhre gleicht, welches dann auf ein genau eben ſo ſtarkes, geſchältes Reis des Wildlings geſchoben wird. Es laſſen ſich auf ſolche Arten auf einem Grundſtamme ſehr viele (bis 200 nach Agricola) Obſtſorten anbringen. Ein weiteres Augenmerk richtet die Obſtbaumzucht auf die Wartung und Pflege der Stämme, indem ſie die zum Gedeihen derſelben günſtigen Bedingungen herbeizuführen und die ſchädlichen Einflüſſe zu entfernen ſucht. Es gehören hieher: die Auflockerung des Bodens, ſeine Bearbeitung mit Hacke und Pflug, ſeine Bedüngung, ſein Begießen zur Zeit der Dürre, Ableitung des überflüſſigen Waſſers in der Näſſe, Ausſchneiden aller dürren Reiſer und Aeſte, des Krebſes und Brandes und das Verbinden mit heilenden Salben aus Lehm, Kalk und Kuhmiſt, Schutz gegen Viehbeſchädigung und Froſt, Abbürſten und Waſchen der Rinde, um den Anflug von Flechten zu verhüten, Entfernung der Feldmäuſe, der Käfer, der Raupen. Endlich wird bei der Obſtbaumzucht der jungen Bäume in und durch die Baumſchule oder das Seminarium auch die künftige Geſtalt und der Zweck berückſichtigt. In dieſer Hinſicht zerfallen die Stämme in Hochſtämme und Nieder- oder Franzſtämme. Der Unterſchied beruht auf den mehr oder weniger treibenden Grundſtämmen, die bei der Veredlung gewählt werden. Die Krone des Hochſtammes beginnt erſt 4 Ellen hoch über der Erde, ſolche Stämme dienen für Plantagen, Alleen u. ſ. w. und ſind auf ſtark treibenden Unterlagen veredelt. Die Franzſtämme dagegen haben ſchwach treibende Unterlagen, die zugleich für die Zukunft die ganze obere Ausbildung des Stammes beſchränkt. Hier dient die Erfahrung, daß die Ausbreitung der Krone mit der der Wurzel übereinkomme, wonach der Gärtner ſeine Unterlagen auszuſuchen hat, z. B. Johannisapfel für die Franzäpfel, Quitten für die Franzbirnen; auch beruht darauf die Darſtellung der Obſtorangerie. Halbſtämme ſtehen zwiſchen beiden Claſſen in der Mitte,

ihre Krone breitet ſich 2 Ellen hoch von der Erde aus. Die Geſtalt des künftigen Baumes hängt vom Baumſchnitte ab, der eine der wichtigſten und ſchwerſten Gartenkünſte iſt, weil faſt jede Sorte eines andern Schnittes bedarf. Bei der Obſtorangerie und den Espalier-Bäumen iſt der Schnitt zur Hervorbringung der Früchte unentbehrlich. Je ſtärker der Baum geſchnitten wird, deſto ſtärker iſt der junge Trieb. Beſondere Rückſicht iſt beim Schnitt auf fruchtbare Aeſte (die man an den blumentragenden Knospen erkennt) zu nehmen; unfruchtbare und Waſſerreiſer werden entfernt und dabei muß ſtets die pyramidaliſche, keſſelförmige, kugelförmige oder fächerförmige (en éventail) Form des Baumes im Auge behalten werden. Früher als die Obſtkunde ward die Obſtbaumzucht in Europa cultivirt; ſchon die Römer hielten die aus den wärmern Climaten Griechenlands (Kirſchen), Armeniens (Aprikoſen), Syriens (Pfirſiche, Pflaumen) mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu ſchmücken. Virgil ertheilte ſeinen Landsleuten practiſchen Unterricht in dieſer Kunſt. Sehr lange beſchränkte ſie ſich auf Italiens warmen Himmel; nach Galliens Eroberung ward ſie auch hieher verpflanzt, ſchon unter Conſtantin dem Großen verſtanden die Einwohner von Paris, nach Juvenal, vorzüglich Feigenbäume und Weinſtöcke durch Bedeckung mit Strohmatten gegen die Winterkälte zu ſchützen und reife Früchte zu erziehen. In Deutſchland blieb der Obſtbau lange unbekannt, Carl der Große begründete ihn zuerſt geſetzlich durch Befehle, welche er in ſeinen Capitularien den Aufſehern ſeiner königlichen Häuſer wegen Behandlung der Gärten gab. Er ordnete demnach an, in allen ſeinen Gärten zu pflanzen: Spierlinge, Haſelnüſſe, Quitten, Mispeln, Mandeln, Feigen, Nüſſe, Kaſtanien, Pfirſichen, Maulbeerbäume und verſchiedene Sorten Aepfel, Pflaumen, Birnen. Mehr noch als dieſe Geſetze bewirkte der Orden der Benedictiner die Verbreitung der Obſtbaumzucht in Deutſchland, welche ſich den Anbau des Weinſtocks vorzugsweiſe angelegen ſeyn ließen. Eben ſo förderlich waren die Züge deutſcher Kaiſer nach Rom, und die Kreuzzüge, wo die Deutſchen mit den üppigen Genüſſen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reich gewordenen ſüddeutſchen Reichsſtädte leicht verbreitet werden konnten. Im ſechszehnten Jahrhunderte fand man ſchon große Obſtgärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe ſeine Hortipomologia herausgab. Endlich nahmen auch deutſche Fürſten den Obſtbau in beſondern Schutz und 1636 erſchien ein Obſtgartenbüchlein von dem Churfürſten Auguſt zu Sachſen. Deſſen ungeachtet blieb die Obſtcultur noch auf einer ſehr niedrigen Stufe, bis die Zahl der feinen Sorten aus den Baumſchulen der berühmten Carthauſe zu Paris in Deutſchland (als Franzobſt) verbreitet ward. Zu der Zeit verdankte Frankreich dem berühmten Gärtner Ludwigs XIV., Quintiny, ferner Girardet, Duhamel, die wiſſenſchaftliche Grundlage der Pomologie, da Erſterer ſchon eine ſyſtematiſche Ueberſicht aufſtellte, und der Letztere ein claſſiſches Werk über dieſen Gegenſtand ſchrieb. In den Niederlanden erreichte die Obſtcultur, unterſtützt durch mildes Clima und unerſchöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, practiſch eine hohe Ausbildung, und wird noch gegenwärtig ſehr betrieben. Unter den Deutſchen haben Verdienſte der Paſtor Henne, Otto von Münchhauſen, der Oberpfarrer Chriſt zu Kronenberg, welche zugleich als Schriftſteller bekannt ſind. Nicht minder tragen mehrere Verbindungen und pomologiſche Geſellſchaften, wie die zu Altenburg (in Sachſen) und die in Ungarn, zur Verbreitung guter Obſtſorten und zur Verbeſſerung der Obſtcultur bei, und ſorgen auch

durch genaue Erforſchung der vorgefundenen Arten, durch Kritik der verworrenen Synonyme und durch Entwerfung einer ſyſtematiſchen Anordnung der pomologiſchen Kenntniß ruhmvoll dafür, die Pomologie zum Range einer Wiſſenſchaft zu erheben. F.

Pomōna, eine ſchöne Nymphe, welche den Gartenbau liebte und Fruchtbäume anpflanzte und pflegte. Alle Gottheiten der Felder bemühten ſich vergebens, ihr zu gefallen, am meiſten Vertumnus. Dieſer nahm tauſend Geſtalten an, um ſich ihr zu nähern. Einſt erſchien er als altes Mütterchen, und erzählte ihr mehrere traurige Geſchichten von Frauen, die wie ſie der Liebe Hohn geſprochen. Dadurch wurde ſie gerührt, und Vertumnus, der jetzt die Geſtalt eines ſchönen Jünglings wieder annahm, gewann ſie zur Gemahlin. In Latium wurde Pomona als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt. Auf alten Denkmälern iſt ſie bald als eine ſchöne Jungfrau bekleidet dargeſtellt, welche auf einem Korbe mit Früchten ſitzt, und reich beladene Zweige von Fruchtbäumen auf dem Schooße und in der Hand hat, bald nackt an einen Baum gelehnt, woran ein Korb mit Früchten hängt, in den Locken eine Fruchtſchnur und Obſt in den Händen.

Pompadour (Jeanne-Antoinette Poiſſon, Marquiſe de), geboren im J. 1720, folgte der Frau von Chateauroux in der Gunſt Ludwigs XV. Sie war die Tochter eines unterhaltenen Frauenzimmers und eines Landmanns von Ferté-ſous-Jouare, der durch den Kornhandel etwas gewonnen hatte. Er befand ſich damals auf der Flucht, da er wegen einiger Unterſchleife verfolgt wurde. Die Tochter hatte man an den Unterpachter Etioles verheirathet; ſie war wohlerzogen, klug, liebenswürdig, reich an Anmuth und Talenten, von Natur mit einem guten Herzen und einem richtigen Verſtande ausgeſtattet. „Ich kenne ſie ſehr gut," ſagt Voltaire von ihr, „ich war ſogar der Vertraute ihrer Liebe. Sie geſtand mir, daß ſie immer ein geheimes Vorgefühl gehabt, ſie werde einſt vom Könige geliebt werden, und daß ſie, ohne es genau zu ergründen, eine heftige Neigung für ihn gefühlt habe." Dieſer Gedanke, der in ihrer Lage etwas abenteuerlich ſcheint, entſtand dadurch, daß ſie oft den Jagden des Königs in dem benachbarten Holze von Senar beiwohnte. Tournehem, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte ein Landhaus in der Nachbarſchaft. Madam d'Etioles erſchien in einer artigen Caleſche; der König bemerkte ſie, und ſchickte ihr oft Wildpret. Endlich gelang es, ſie dem Könige zuzuführen, deſſen ganzer Gunſt ſie ſich ſchnell bemächtigte. Als Marquiſe de Pompadour wurde ſie 1745 bei Hofe eingeführt; ſie genoß des höchſten Anſehens. Anfangs miſchte ſie ſich nicht viel in die öffentlichen Angelegenheiten, ſondern begnügte ſich, als eine Gönnerin von Gelehrten und Künſtlern zu erſcheinen. Sie ſammelte Bücher, Gemählde und Seltenheiten, und trug zu der Einrichtung der Militärſchule bei, deren Gründer Paris du Verney war. Wie aber nach und nach ihre Reize verblühten, und ſie ſich nur dadurch noch in der Gunſt des Königs erhalten konnte, daß ſie ihm andere Geliebten zuführte, entſchädigte ſie ſich dadurch, daß ſie ſich den entſchiedenſten Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte anmaßte. Sie ließ die wichtigſten Aemter mit ihren Günſtlingen und Creaturen beſetzen, und trug durch ihre Einwirkung weſentlich zu dem Unglück bei, welches zum Theil ſchon damals Frankreich traf, noch mehr aber vorbereitet wurde. Unterrichtete Perſonen behaupten jedoch, daß, zumal im Anfang, ihre Macht keineswegs unbeſchränkt geweſen ſey, daß ſie vielmehr von Seiten der königlichen Familie und ſelbſt einiger Miniſter den lebhafteſten und nachdrücklichſten Widerſpruch erfahren habe. Die

Theilnahme Frankreichs an dem Kriege gegen Friedrich II. ſoll hauptſächlich ihr Werk geweſen ſeyn. Die Kaiſerin Maria Thereſia hatte durch ein eigenhändiges Schreiben ſie zu gewinnen geſucht. Alles Unglück, das in und durch dieſen Krieg Frankreich traf, wird ihr zur Laſt gelegt, indem ſie den Cardinal Bernis, welcher den Frieden wünſchte, entfernen, und durch Choiſeul erſetzen ließ, bei dem Heere aber die Abſetzung des Marſchalls d'Eſtrées im Augenblick ſeiner Triumphe bewirkte und unfähige Anführer begünſtigte. Sie ſtarb im Jahr 1764 in einem Alter von 44 Jahren, von dem abgeſtumpften Könige wenig bedauert, von der Nation aber verabſcheut, verſpottet und verachtet. Die unter ihrem Namen erſchienenen Memoiren ſowohl als Briefe ſind nicht von ihr, ſondern angeblich von dem jüngern Crébillon.

Pompeji, eine wegen ihres ehemaligen blühenden Handels berühmte Stadt in Campanien, welche im J. 79 wie Herculanum von einem Lavaſtrom, oder vielmehr von einem Aſchenregen des Veſuv verſchüttet wurde. Obgleich minder groß und angeſehen als Herculanum, hat ſie doch viele treffliche Kunſtwerke, ein großes Theater und viele anſehnliche Gebäude beſeſſen. Ueber die Wiederauffindung und Ausgrabung dieſer Stadt vergl. man Herculanum.

Pompejus (Cnejus), mit dem Beinamen der Große (Magnus), ein berühmter Römer, geboren im J. 107 vor Chr., war der Sohn des Cnejus Pompejus Strabo, eines geſchickten, aber wegen ſeiner Härte und ſeines Geizes ſehr wenig beliebten Feldherrn. Der junge Pompejus war mit einer ausdrucksvollen Bildung und einer würdevollen Anmuth des Betragens begabt, und entwickelte früh Talente, die ihm gleichen Erfolg auf dem Forum und im Lager verſprachen. Die erſten Kriegsdienſte that er unter ſeinem Vater, der in der Nähe von Rom ein Heer gegen Cinna in den Bürgerkriegen des Marius befehligte. Hier entging er kaum dem Tode von der Hand des Terentius, ſeines Zeltcameraden, welchen Cinna gedungen hatte, Vater und Sohn zu ermorden. Pompejus, der davon bei Zeiten Nachricht bekam, verließ Abends ſein Zelt, und ſicherte ſeines Vaters Leben, indem er das Prätorium mit einer Wache umgab. Als bald darauf eine Meuterei im Heere ausbrach, und die unzufriedenen Soldaten ihren verhaßten Befehlshaber verlaſſen wollten, trat der neunzehnjährige Jüngling den Aufrührern entgegen, und warf ſich, nachdem er Bitten und Vorſtellungen vergeblich erſchöpft hatte, vor dem Hauptthore des Lagers auf die Erde mit der Erklärung, daß er ſie nicht anders durchlaſſen werde, als wenn ſie ihn zerträten. Dieſe Entſchloſſenheit hatte die gewünſchte Wirkung, und durch ſeine einnehmenden Worte und Manieren ſöhnte er in der Folge die Soldaten mit ſeinem Vater aus. Dieſer wurde bald darauf vom Blitz erſchlagen. Des Marius und Cinna Partei gewann die Oberhand, und füllte Rom mit Blut. Der junge Pompejus, der ſich auf das Gebiet von Picenum zurückgezogen hatte, wo er Ländereien beſaß, hob bei des Sylla Annäherung eigenmächtig ein Truppencorps aus, und nöthigte die benachbarten Städte, ſich für dieſen Feldherrn zu erklären. Seine Liebe beim Volke ſetzte ihn in den Stand, drei ganze Legionen aufzuſtellen, mit denen er dem Sylla in Campanien zuzog. Drei Anführer der Gegenpartei wollten ſeinen Marſch durch verſchiedene Angriffe hindern; Pompejus aber ſchlug ſie einzeln, und kam glücklich bei Sylla an, der den jungen Helden mit großer Achtung empfing, und, ob er gleich noch nicht das ſenatoriſche Alter hatte, mit dem Titel Imperator begrüßte. Eine Reihe blutiger Kämpfe folgte, durch welche des Marius Partei in Italien vernichtet,

und Sylla unumſchränkter Herr von Rom wurde. Dieſer, um den Pompejus noch feſter an ſein Intereſſe zu knüpfen, bewog ihn, ſich von ſeiner Gemahlin Antiſtia zu trennen, und ſich mit der Aemilia, ſeiner Stieftochter von ſeiner Gemahlin Metella, obgleich ſie von einem andern Gemahl ſchwanger war, zu verbinden. Es war günſtig für des Pompejus Ruf, daß er, als Sylla ſeine Grauſamkeiten in der Hauptſtadt verübte, in Sicilien gegen den Perpenna, einen Feldherrn des Marius, beſchäftigt war. Er vertrieb denſelben und unterwarf die Inſel. Carbo, ein anderer ausgezeichneter Marianer, war mit einigen von ſeiner Partei auf die Inſel Coſſura geflohen. Pompejus ſchickte eine Truppenabtheilung gegen ihn, an welche ſich Carbo ergab, in der Hoffnung, Pompejus werde des Wohlwollens eingedenk ſeyn, womit er einſt ſein Vermögen vor der Einziehung gerettet habe. Pompejus aber, weder von Dankbarkeit gerührt, noch die vormalige Würde des Mannes achtend, der drei Mal Conſul geweſen, ließ ihn hinrichten. Dagegen entließ er mehrere andere Römer, und gewann durch dieſe Milde die Liebe der Sicilianer. So bewies er einen ſeltenen Edelmuth gegen den Sthenis, einen Bürger von Himera, welche Stadt mit beſonderm Eifer dem Marius angehangen. Als Pompejus die Abſicht äußerte, die Einwohner mit großer Strenge zu züchtigen, nahm Sthenis, der an der Spitze der Obrigkeit ſtand, alle Schuld auf ſich, um die Stadt zu retten; Pompejus, durch dieſen Patriotismus gerührt, verzieh ihm und ſeinen Mitbürgern, und ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft. Die Marianer hatten ſich indeß in Afrika unter Domitius Ahenobarbus wieder geſammelt, und wurden von den numidiſchen Königen unterſtützt. Sylla wirkte daher ein Decret des Senats aus, welches dem Pompejus befahl, ſich dorthin zu begeben. Er nahm fünf Legionen mit ſich, marſchirte geradeswegs gegen Domitius, und zerſtreute den größten Theil ſeines Heeres durch einen unerwarteten Angriff. Darauf ſtürmte er ſein Lager, erſchlug ihn, und nahm den numidiſchen König gefangen; die Länder deſſelben gab er einem Anhänger ſeiner Partei. Dieſer vollſtändige, binnen vierzig Tagen erlangte Erfolg erregte ſo ſehr des Sylla Eiferſucht, daß er ihm den Befehl zukommen ließ, ſeine Armee zu entlaſſen und nach Rom zurückzukehren. Die Soldaten, die ſich in ihrer Erwartung auf Beute getäuſcht ſahen, brachen in einen Aufſtand aus, und erſt, als Pompejus ſich ſelbſt zu ermorden drohte, wenn ſie darin beharrten, kehrten ſie zum Gehorſam zurück. Bei ſeiner Ankunft in Rom wurde er von Sylla mit allen Zeichen der Gunſt empfangen. Nach Plutarch gab ihm Sylla, nach Livius aber ſeine Schmeichler den Beinamen des Großen (Magnus), den er fortan führte. Des Dictators Eiferſucht aber erwachte aufs neue, als Pompejus einen Triumph foderte. Sylla erklärte ihm, daß er ſich dieſem Verlangen mit allen Kräften widerſetzen werde, da er bis jetzt noch keine der großen Staatswürden bekleidet habe. Pompejus aber trug kein Bedenken, ihm zu erwiedern: „daß das Volk mehr die aufgehende als die niederſinkende Sonne verehre;“ und Sylla gab ſeinen Widerſtand auf. So erhielt Pompejus die Ehre des Triumphs, ob er gleich erſt römiſcher Ritter war, und noch nicht das geſetzliche Alter hatte, um in den Senat zu treten. Sylla legte bald darauf die Dictatur nieder, und Pompejus gab ihm bei einer Conſulwahl die kränkende Ueberzeugung, daß er beim Volk mehr vermöge als der vormalige Lenker des Gemeinwohls. Sylla rächte ſich dadurch, daß er ihn in ſeinem Teſtament überging; aber Pompejus war hochgeſinnt genug, den Todten zu ehren, und allen ſeinen Einfluß anzuwenden, daß er öffentlich auf das prachtvollſte beſtat-

tet wurde. Neue Unruhen erhoben ſich bald darauf, beſonders durch den Conſul Lepidus, welcher ebenfalls nach der Oberherrſchaft ſtrebte. Dieſer verließ Rom, und ſtellte ſich an die Spitze eines Heeres, wurde aber von den vereinten Streitkräften des andern Conſuls Catulus und des Pompejus beſiegt. Letzterer bekam darauf vom Senat den Befehl, gegen M. Junius Brutus (den Vater des berühmten M. Brutus) zu marſchiren, welcher im ciſalpiniſchen Gallien eine Heerabtheilung für die Sache des Lepidus befehligte. Pompejus zwang ihn, in Mutina Schutz zu ſuchen, wo er ihn, nachdem er ihn zur Uebergabe gebracht, mit Verletzung des ihm verſprochenen ſichern Geleits, hinrichten ließ; eine Treuloſigkeit, welche der Sohn nie vergeſſen konnte. Jetzt trat ein Zeitraum der Ruhe ein, in welchem Catulus ſein Anſehen anwendete, um den Pompejus zu nöthigen, ſeine Kriegsmacht zu entlaſſen. Dieſer Maßregel wich er jedoch unter mancherlei Vorwänden aus, bis die Fortſchritte des Sertorius, eines Feldherrn des Marius in Spanien, einen Senatsſchluß veranlaßten, daß Pompejus mit einem proconſulariſchen Commando ſogleich zur Unterſtützung des Metellus, der ſich in einem zu ungleichen Kampf gegen dieſen geſchickten Anführer befand, abgehen ſolle. Dies geſchah im J. 77 vor Chr. Geb. Pompejus, damals dreißig Jahre alt, begab ſich unverzüglich auf den Schauplatz des Krieges. Beide Feldherren waren zwar von einander unabhängig, handelten aber im vollkommenſten Einverſtändniß. Anfangs wurden ſie durch die Thätigkeit und Kriegserfahrenheit des Sertorius überwunden. Pompejus verlor zwei Schlachten, und kam in große perſönliche Gefahr. Dennoch hätte Sertorius gern Frieden geſchloſſen; aber ſeine Bedingungen wurden verworfen, und er trat in ein Bündniß mit Mithridat. So lange indeß Sertorius lebte, wurde der Krieg nur mit geringem Erfolg gegen ihn geführt. Nachdem er aber von ſeinen eigenen Offizieren ermordet worden, und Perſenna ihm gefolgt war, brachte Pompejus den Kampf bald zu Ende. Bei ſeiner Rückkehr war der Sclavenkrieg unter Spartacus in Italien ausgebrochen. Craſſus hatte bereits den Hauptſchlag ausgeführt, und Pompejus fand nichts weiter zu thun, als die Ueberreſte des Rebellenheeres aufzureiben. Dennoch maßte er ſich den Ruhm des Sieges an, und zeigte überhaupt ſo wenig Mäßigung in ſeinem Glück, daß er ſehr verdächtig wurde, als wolle er in des Sylla Fußtapfen treten. Er triumphirte zum zweiten Mal, und wurde zum Conſul gewählt (im J. 70 vor Chr.), obgleich er noch keins der untergeordneten Staatsämter verwaltet hatte, durch welche man ſich bisher den Weg zum Conſulat zu bahnen pflegte. Sein College war Craſſus, und jeder von ihnen bewarb ſich um die Gunſt des Volks, Craſſus durch reiche Spenden, Pompejus durch Wiederherſtellung der tribuniciſchen Gewalt und andere Einrichtungen zum Vortheil des Volks. In demſelben Jahre wurde das Cenſoramt erneuert, bei welcher Gelegenheit Pompejus dem Volke einen merkwürdigen Auftritt gab. Als die Cenſoren auf dem Forum ſaßen, um dem Gebrauche gemäß ſolchen Rittern Befreiung vom Kriegsdienſte zu verwilligen, welche die beſtimmte Zeit ſchon gedient hatten, erſchien auch Pompejus vor ihnen, angethan mit den conſulariſchen Inſignien, und ſein Pferd am Zügel führend. Nachdem die Lictoren ihm Platz gemacht, trat er vor den Cenſor, welcher ihn fragte: „Pompejus Magnus, haſt du alle im Geſetz beſtimmten Feldzüge gemacht?“ Worauf dieſer antwortete: „Ja, und alle unter meiner eigenen Anführung.“ — Dieſer Antwort folgte ein allgemeines Beifalljauchzen; die Cenſoren aber ſtanden von ihren Sitzen auf, und begleiteten ihn unter dem Jubel der Menge nach

Hauſe. Zwei Jahre nach ſeinem Conſulat hatten die Seeräuber, begünſtigt durch den Krieg mit Mithridates, im mittelländiſchen Meere ſo ſehr überhand genommen, daß ſie, im Beſitz von tauſend Galeeren und vierhundert Städten auf einer weit ausgedehnten Küſte, einen regelmäßigen Krieg führten, und man ſich in Rom zu ernſtlichen Maßregeln genöthigt ſah. Der Tribun Gabinius, ein dem Pompejus ergebner Mann, ſchlug vor, man ſolle Jemand (deſſen Namen er jedoch nicht nannte) auf drei Jahre mit außerordentlicher Gewalt zu Waſſer und zu Lande bekleiden, um dem Unweſen der Seeräuber ein Ende zu machen. Mehrere Freunde der Verfaſſung ſprachen mit Nachdruck gegen dieſen Vorſchlag; dennoch wurde er mit großer Stimmenmehrheit durchgeſetzt, und Pompejus mit dem Titel eines Proconſuls ermächtigt, faſt von der ganzen Gewalt des Staats nach Willkür Gebrauch zu machen. Zu ſeiner Ehre rechtfertigte er das ſowohl in ſein Feldherrntalent als in ſeine Rechtſchaffenheit geſetzte Vertrauen. In vier Monaten erreichte er vollſtändig den ganzen Zweck ſeiner Sendung. Er reinigte die Meere von den Schiffen der Seeräuber, bemeiſterte ſich ihrer Städte und Feſtungen, befreite eine große Menge Gefangner, und nahm 20,000 Seeräuber gefangen, denen er eben ſo menſchlich als klug die verlaſſenen Inſelſtädte Ciliciens und andre Provinzen zu Wohnplätzen anwies, und ihnen dadurch die Nothwendigkeit benahm, ihre vorige Beſchäftigung wieder zu ergreifen. Nach ſo großen Erfolgen ſtrebten des Pompejus Freunde ihn nur noch mehr zu erheben. Der Krieg gegen Mithridates war ſeit mehrern Jahren mit wechſelndem Glücke geführt worden; und obgleich Lucullus ſeinen Gegner hart bedrängte, ſo fand dieſer doch immer neue Hülfsquellen auf, und das Ende dieſes großen Kampfs war nicht abzuſehn. Da ſchlug der Tribun Manilius ein Geſetz vor, den Pompejus ſowohl über den Lucull in Führung des Kriegs gegen den Mithridates und Tigranes, als auch über die andern römiſchen Anführer in den aſiatiſchen Provinzen zu ſetzen, und während er das Commando zur See beibehielt, alle Armeen in dieſen Gegenden unter ſeine Willkür zu ſtellen. Das hieß eine größere Macht in ſeine Hände legen, als je ein römiſcher Bürger vor ihm gehabt hatte. Mehrere ausgezeichnete Männer ſahen darin einen ſo verderblichen Eingriff in die Freiheit, daß ſie beſchloſſen, ſich mit ihrem ganzen Einfluß zu widerſetzen. Aber Pompejus ſtand in ſo großer Gunſt beim Volke, und dieſe äußerte ſich ſo mächtig, daß als der feſtgeſetzte Tag kam, nur Hortenſius und Catulus den Muth hatten, gegen das Geſetz zu ſprechen, während Cicero, der das Conſulat durch die pompejaniſche Partei zu erlangen hoffte, mit aller ſeiner Beredſamkeit, und Cäſar, dem dergleichen Abweichungen von der Verfaſſung erwünſcht kamen, mit allem ſeinen Einfluß ſich dafür erklärten. Cicero's Rede (Pro lege Manilia) liefert einen Abriß von Pompejus öffentlichem Leben in den glänzendſten Lobſprüchen, die vielleicht je einem Einzelnen gemacht worden. Das Geſetz wurde von allen Tribus genehmigt, und Pompejus nahm unnöthiger Weiſe den Schein an, als gebe er ungern ſeine Einwilligung. Er begab ſich im J. 67 vor Chr. Geb. nach Aſien, und übernahm den Oberbefehl von Lucullus, der ſein Mißvergnügen um ſo weniger verbergen konnte, als Pompejus gefliſſentlich alle von ihm gemachten Einrichtungen vernichtete. Indem wir über die Führung des Krieges auf den Art. Mithridates verweiſen, erwähnen wir hier nur des endlichen Reſultats. Der König wurde aus ſeinen feſten Stellungen vertrieben, mit Verluſt ſeines Lagers gänzlich geſchlagen, und zur Flucht in die Länder jenſeit des caspiſchen See's gezwungen. Pompejus, der

zu derſelben Zeit den König Tigranes von Armenien von ſeinem Bunde mit Mithridat getrennt, und deſſen Reich der Verfügung der Römer unterworfen hatte, verfolgte den Mithridat nach Scythien, und kämpfte mit den kriegeriſchen Völkern daſelbſt zwei Jahre. Dann kehrte er nach Pontus zurück, vollendete die Eroberung dieſes Königreichs, und verwandelte Syrien in eine römiſche Provinz. Auf Einladung der beiden Brüder, Ariſtobulus und Hircanius, welche um den Thron von Judäa ſtritten, erſchien er in dieſem Lande, ihren Zwiſt zu ſchlichten. Nach einer dreimonatlichen Belagerung nahm er Jeruſalem mit Sturm, richtete ein großes Blutbad an, und ertheilte dem Hyrcanius die oberprieſterliche Würde. Das Allerheiligſte wurde von ihm entweiht. Inzwiſchen hatte ſich Mithridates aus Verzweiflung vergiftet; und ſo war der Krieg beendigt. Nachdem Pompejus die Angelegenheiten Aſiens geordnet, beſuchte er Griechenland, wo er Redner und Dichter hörte, und ſeine Achtung für die Philoſophie dadurch bezeigte, daß er der Stadt Athen ein reiches Geſchenk machte. Darauf kehrte er nach Italien zurück, entließ, die Gemüther zu beruhigen, ſein Heer, ſobald er bei Brunduſium (im J. 61 vor Chr.) gelandet war, und zog als Privatmann in Rom ein. Die ganze Bürgerſchaft kam ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit lautem Jubel. Seine Foderung eines Triumphs wurde ohne Widerſpruch bewilligt, und noch nie hatte Rom ein ſo glänzendes Schauſpiel geſehn, wie dieſer zweitägige Triumphaufzug. Gefangne Könige und Vornehme gingen vor dem Wagen her, und die Beute von Aſien, die in den öffentlichen Schatz floß, ſtieg zu einer ungeheuern Summe. Seine Menſchlichkeit aber bewies Pompejus dadurch, daß er nach dem Triumph alle Gefangnen in ihr Vaterland zurückkehren ließ, mit Ausnahme des Ariſtobulus und Tigranes. Neben dieſem äußern Glanz aber traf den Pompejus häusliches Unglück. Er fand ſeine Gemahlin Mucia untreu, und mußte ſich von ihr trennen. Sein Plan war jetzt, unter dem Anſchein eines zurückgezognen Privatmanns, durch ſeinen Ruf und Einfluß den erſten Platz im Staate zu behaupten; dabei aber fand er von mehrern Seiten Widerſtand und Hinderniſſe. Craſſus und Lucullus übertrafen ihn an Reichthum; die eifrigen Republikaner betrachteten ihn mit Argwohn; Cäſar legte den Grund zu ſeiner künftigen Größe. Dadurch wurde Pompejus genöthigt, zu allerlei Kunſtgriffen ſeine Zuflucht zu nehmen. Er zog den ſchändlichen Clodius in ſein Intereſſe. Cäſar, der aus ſeiner Statthalterſchaft Spanien zurückkam, warb alles Ernſtes um das Conſulat. Zu dieſem Zwecke verſöhnte er Craſſus und Pompejus, und trat ſelbſt mit ihnen in jene unter dem Namen des erſten Triumvirats bekannte Verbindung. Er wurde im J. 59 vor Chr. Geb. zum Conſul gewählt, und durch ſeine Vermählung mit der Julia, der Tochter des Pompejus, ſchienen dieſe beiden großen Männer für immer in ihrem Intereſſe vereinigt zu ſeyn. Der glänzendſte Theil von der Geſchichte des Pompejus iſt indeß vorüber. Wir ſehen ihn von jetzt an nur als das Haupt einer Partei Maßregeln befördern, denen er als guter Bürger hätte entgegenwirken ſollen, und die Freiheit ſeines Vaterlandes unterdrücken. Er gab es zu, daß ſein großer Lobredner Cicero von dem Tribun Clodius ins Exil geſchickt wurde; wiewohl er ſpäter, als er ſich mit Clodius entzweit hatte, ſeine Zurükberufung bewirkte. Die geſetzwidrige Ernennung Cäſars zu einem fünfjährigen Commando in Gallien unterſtützte er mit allen Kräften — eine Nachgiebigkeit, deren verderbliche Folgen ſich ſpäter zeigten. Um ihre Macht aufrecht zu erhalten, bewarben ſich Craſſus und Pompejus zum zweiten Mal um das Conſulat; er erhielt es nicht ohne Ge-

walthätigkeiten (55 vor Chr. Geb.). Nach Verlauf des Jahres begab ſich Craſſus in ſeine weitläuftige Statthalterſchaft im Orient, während Pompejus, dem Spanien zugetheilt worden, in Rom blieb, und dem Volke Schauſpiele gab. Dennoch traute er der Gunſt des Volks nicht ganz, ſondern hielt es durch eine eigenmächtig ausgehobne Armee in Furcht. Des Craſſus Niederlage in Parthien ließ nur noch zwei Herren der römiſchen Welt übrig, und dieſe wurden, als bald darauf Julia im Kindbette ſtarb, aus Freunden Nebenbuhler. Dennoch hatte Pompejus noch ſo viel Wohlwollen für Cäſar, daß er ihm zum Erſatz für ſeine verlornen Mannſchaften zwei Legionen zuſchickte. Da die Unruhen in der Hauptſtadt zunahmen, ſo wünſchten mehrere, daß Pompejus die Dictatur erhalten möchte; aber Cato ſchlug als verfaſſungsmäßigere Maßregel vor, ihn zum alleinigen Conſul zu ernennen, welches im J. vor Chr. 52 geſchah. Cäſars immer wachſender Feldherrnruhm und immer zunehmende Liebe beim Volk konnten ihm nicht mehr gleichgültig bleiben. Er ſuchte dadurch entgegenzuwirken, daß er ſeinen Anhang möglichſt vermehrte, und das Intereſſe angeſehener Familien mit dem ſeinigen vereinigte. In dieſer Abſicht vermählte er ſich mit der Cornelia, der Witwe des jungen Craſſus und Tochter des Metellus Scipio, und machte dieſen zu ſeinem Mitconſul. Die Criſis eilte jetzt mit ſchnellem Schritte herbei. Pompejus bewirkte, daß Cäſars Begehren, ſein Commando in Gallien zu verlängern, vom Senat verworfen wurde; die wichtigſten Aemter beſetzte er mit Feinden deſſelben; auch rief er die zwei ihm geliehnen Legionen zurück, welche Cäſar ſogleich entließ. Es wurden Vorſchläge gemacht, daß Beide zugleich ihr Commando niederlegen ſollten; aber Pompejus Anhänger wandten dagegen ein, daß für Cäſar die Zeit abgelaufen ſey, für Pompejus aber nicht. Es zeigte ſich bald, daß einer auf den andern argwöhniſch war, und keiner von beiden Luſt hatte, in den Privatſtand zurückzutreten. Lucan, der aus Grundſatz ein Pompejaner war, ſagt, daß Pompejus Niemand neben ſich, Cäſar Niemand über ſich dulden konnte. Indeß hatte Pompejus die Formen der Verfaſſung auf ſeiner Seite; denn der Senat hatte den Cäſar zurückberufen, des Pompejus Commando hingegen verlängert. An wahrer Macht waren beide Nebenbuhler einander ſehr ungleich; Pompejus hatte niemals an Talent Cäſarn erreicht, und war außerdem jetzt nur noch der Schatten ſeines großen Namens. Er ſelbſt aber nahm dieſes Sinken ſeines Anſehns nicht wahr, und als Cicero, der ihn für jeden Vergleich taub fand, ihn fragte, wie er dem Cäſar zu widerſtehn gedenke, antwortete er dieſem prahleriſch: „Wenn ich mit dem Fuße ſtampfe, ſteigt ein Heer aus der Erde herauf.“ — Cäſar ging endlich über die Alpen und lagerte bei Ravenna (im J. 49 vor Chr.) Ein Decret des Senats erklärte ihn für einen Feind des Vaterlandes, und übertrug dem Pompejus die Vertheidigung des Staats. Jetzt traf dieſer Vorbereitungen zum Kriege, aber zu ſpät für die Schnelligkeit ſeines Gegners. Cäſar ging über den Rubicon, und näherte ſich Rom, Pompejus entfloh. Indem wir über die nun folgenden Ereigniſſe auf Cäſar zurückweiſen, begnügen wir uns, hier nur mit wenigen Zügen die Geſchichte des unglücklichen Pompejus fortzuſetzen. Von Cäſar in Brunduſium eingeſchloſſen, entfloh er nach Griechenland, wo er ein zahlreiches Heer ſammelte. Cäſar folgte ihm, erſt einen Vergleich, dann eine Schlacht anbietend. Pompejus vermied beides, und lagerte ſich vor Dyrrachium. Hier ſchloß ihn Cäſar ein; Pompejus aber brach durch, und entkam, wiewohl mit großem Verluſt. Endlich ſtießen (im J. 48 vor Chr. Geb.) in Macedonien bei Pharſalus beide Gegner in

entſcheidender Schlacht auf einander. Pompejus hatte den Kampf wider Willen auf das Dringen ſeiner Officiere angenommen, und zeigte ſich ſeines vormaligen Ruhms wenig werth. Er begab ſich, ſobald er ſein Heer in Unordnung ſah, in ſein Zelt und blieb daſelbſt, gleichſam dem Unglück unterliegend, in gefühlloſem Hinſtarren, bis die Annäherung der Sieger ihn aufſchreckte und an ſeine Rettung mahnte. Er floh über Lariſſa nach der Küſte, und ſchiffte ſich nach Lesbos ein. Hier fand er ſeine getreue Cornelia, mit der und einigen Freunden er nach der Küſte von Aſien weiter ging. Auf Cypern wurde über die zu nehmenden Maßregeln eine Berathſchlagung gehalten. Pompejus ſelbſt wollte nach Parthien gehn; auf des Griechen Theophanes Vorſchlag aber zog er Aegypten vor, wo er von dem jungen Ptolemäus, deſſen Vater vom Pompejus begünſtigt worden, eine freundliche Aufnahme erwarten durfte. Sobald in Aegypten ſeine Annäherung bekannt wurde, rathſchlagte man, wie man ſich in dieſem bedenklichen Falle benehmen ſolle. Endlich faßten die verächtlichen Miniſter des unmündigen Königs den Beſchluß, ſich des Pompejus zu bemächtigen, und ihn ermorden zu laſſen. Dem zu Folge wurde ihm bei ſeiner Ankunft eine Barke mit dem ägyptiſchen Feldherrn Achillas und einigen römiſchen Flüchtlingen entgegengeſchickt, mit der Einladung, ans Land zu ſteigen. Pompejus ahnete Verrath, konnte aber nicht mehr zurück. Nach einem zärtlichen Abſchied von ſeinem Weibe und ſeinem Sohne ſtieg er in die Barke, jenen Vers des Sophokles ausſprechend: „Wer ſich in eines Tyrannen Hand gibt, hat ſeine Freiheit verloren." Auf der Küſte erwartete ihn ein großes Gewühl; ehe er ſie aber noch betreten hatte, ſtießen ihn die Meuchelmörder nieder. Er hüllte ſein Geſicht in die Toga, und ſtarb ohne einen Schmerzenslaut. Der Kopf wurde vom Körper getrennt, und letzterer blieb nackt an der Küſte liegen. Ein treuer Freigelaßner und ein römiſcher Krieger, der unter Pompejus gedient, trugen einiges Holz von geſcheiterten Schiffen zuſammen, und verbrannten die traurigen Ueberreſte des einſtigen Gebieters von Rom. Als Cäſar nach Aegypten kam, zeigte man ihm das Haupt ſeines Feindes; dieſer Edelmüthige aber wandte ſich mit Thränen von dieſem Anblick ab. Er rächte die Mordthat an denen, die ſie vollzogen, ließ den Kopf feierlich beſtatten, und über dem Grabe einen Tempel der Nemeſis erbauen. Pompejus erreichte ein Alter von 59 Jahren; ſein Name gehört zu den berühmteſten des Alterthums (Clarum et venerabile nomen gentibus). Seiner Privattugenden waren viele. Er war mäßig im Vergnügen, frei von Ausgelaſſenheit und prahleriſchem Luxus, auch im höchſten Glück gutherzig, mild und menſchlich, wenn ihn nicht Parteiwuth hinriß. Seine Talente waren groß und mannichfach, und ſein Geiſt durch Philoſophie und Wiſſenſchaften gebildet. Wenn er auch zu den eigentlichen Patrioten nicht zu zählen iſt, ſo ſtrebte doch ſein Ehrgeiz nur danach, das Oberhaupt eines freien Staates, nicht der Zerſtörer der Freiheit zu ſeyn, oder wie Lucan ſagt: Rector senatus, sed regnantis. Wenn er den Krieg dem Frieden vorzog, ſo hörte er darum nicht auf, den Frieden zu lieben. Unfähig, ſich auf der Höhe, die er erreicht hatte, zu erhalten, ſank er ſchnell herab, und verlor einen Theil ſeines Ruhms durch die Art, wie dies geſchah. — Pompejus hinterließ zwei Söhne, Cnejus und Sextus. Jener verlor ſein Leben bald nach der Schlacht von Munda; dieſer machte ſich lange den Triumvirn zur See furchtbar, und wurde zuletzt in Armenien, wohin er ſich geflüchtet hatte, ermordet.

Pompignan (Jean-Jaques-Nicolas, Le Franc, Marquis de), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, geboren zu Montauban den

10ten Auguſt 1709 in einer edeln Familie, widmete ſich den Rechtswiſſenſchaften, und bekleidete mit Auszeichnung anfänglich das Amt eines Generaladvocaten an der Cour des aides zu Montauban. Die Achtung, die er ſich zu erwerben gewußt, verſchaffte ihm nach ſeines Vaters und ſeines Oheims Tode die erſte Präſidentenſtelle deſſelben Gerichts. So eifrig und treu er dieſes wichtige Amt verwaltete, ſo wurde er darum den Wiſſenſchaften nicht untreu. Er bemühte ſich im Gegentheil den Geſchmack an denſelben in ſeinem Vaterlande zu verbreiten, theils durch Anſtalten, die er gründen half, theis durch eignes Beiſpiel. Ihm vornehmlich verdankte Montauban eine Akademie. Nachdem er einige Zeit in dem Parlament zu Toulouſe die Stelle eines Conseiller d'honneur eingenommen, zog er ſich theils wegen einiger erfahrnen Kränkungen, theils aus Liebe zu den Studien, in die Stille des Privatlebens zurück. Er war ſchon im J. 1734 öffentlich mit einer Tragödie, Didon, aufgetreten, worin er ſich als einen glücklichen Nachahmer Racine's zeigte. Man findet in einzelnen Theilen dieſes Stückes Kraft und Eleganz in hohem Grade verbunden. Dieſer Jugendverſuch hatte die größten Hoffnungen erweckt. Jetzt nach Niederlegung ſeiner Aemter ging er wieder nach Paris, wo er eine Menge von Anhängern hatte, die ihn nach ſeinem Verdienſt aufnahmen. Bald aber machte er ſich faſt allgemein verhaßt und angefeindet. Er glaubte ſich dadurch bemerkbar zu machen, daß er gegen diejenigen auftrat, die gewiſſe Mißbräuche und Irrthümer abgeſchafft und unterdrückt wiſſen wollten, und dadurch die Grundlagen des Altars und des Throns zu erſchüttern ſchienen. Statt aber Gründe vorzubringen, ſtellte er die lächerlichſten Behauptungen auf, wofür Voltaire und die Encyclopädiſten es an derben Züchtigungen nicht fehlen ließen. Im J. 1760 trat Pompignan in die Akademie. Auch bei dieſer Gelegenheit benahm er ſich ſehr ungeſchickt; denn in der Rede, die er bei ſeiner Aufnahme hielt, führte er ſeine Sache und ſtellte ſich als einen Märtyrer der Religion dar. Dadurch mußte er nur noch größeres Mißfallen erregen. Auch erſchienen bald die Quand, die Si, die Pourquoi und eine Menge andrer Satiren, in welche zum Theil der ſchärfſte Tadel gemiſcht war. Man ſchilderte ihn als einen Heuchler, der auf dieſe Weiſe den Mächtigen und Großen zu gefallen ſuche, um ſich anſehnliche Hofſtellen zu erwerben. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Um ſich ſeinen Verfolgern zu entziehn, begab er ſich nach Pompignan, wo er den Ueberreſt ſeiner Tage verlebte und im J. 1784 ſtarb, betrauert von ſeinen Unterthanen, deren Beſchützer und Vater er geweſen war. Seine Werke ſind in demſelben Jahre in ſechs Bänden erſchienen. Außer dem Trauerſpiel Dido enthalten ſie an dramatiſchen Arbeiten mehrere Opern, die zum Theil mit Beifall gegeben worden, und ein Luſtſpiel, Les Adieux de Mars. Seine übrigen poetiſchen Werke beſtehen in Odes sacrées, welche ungeachtet des Bonmots Voltaire's:

sacrés ils sont, car personne n'y touche,

nicht ohne Verdienſt ſind, und nächſt den Pſalmen Rouſſeau's zu dem Beſten in der franzöſiſchen Sprache gehören. Seine Discours, in welchen Salomon ſein Vorbild iſt, enthalten große moraliſche Wahrheiten, im Allgemeinen mit Eleganz und zuweilen mit Energie ausgedrückt. Die Ueberſetzung der virgiliſchen Georgica ſteht zwar der Arbeit Delille's weit nach, iſt aber ebenfalls nicht ohne einzelne gelungne Stellen. Die Einleitung dazu iſt reich an ſcharfſinnigen Anſichten des Landbaus. In ſeiner Voyage de Languedoc erreicht er Bachaumont und Chapelle

keineswegs an Laune, Leichtigkeit und gefälliger Nachläſſigkeit der Schreibart. Seine hiſtoriſche Lobrede auf den Herzog von Burgund erinnert durch ihre Beredſamkeit und edle Einfalt an die Meiſterwerke der Alten. Seine Disserations, ſeine Lettre à Racine le fils und ſeine Discours académiques verrathen ein geſundes Urtheil, einen gebildeten Geſchmack und eine gründliche Kenntniß der Alten. Die Schreibart iſt rein, correct und immer dem Gegenſtande angemeſſen. Seine Ueberſetzungen einiger Dialogen Lucian's und der Tragödien des Aeſchylus ſind geſchätzt, wiewohl letztere das Original oft mit zu wenig Treue wiedergeben. Seine Dissertation sur le Nectar et l'Ambroisie iſt ein gefälliges und zugleich gelehrtes Werk. Der Verfaſſer beſaß überhaupt ausgebreitete Kenntniſſe in den alten und neuen Sprachen, dabei war er ein gründlicher Kenner der Poeſie, der Muſik und Mahlerei. Voltaire ſelbſt läßt ihm darin Gerechtigkeit wiederfahren, und ertheilte ſogar einigen ſeiner Verſe großes Lob, wie La Harpe erzählt.

Pondichery, eine Stadt in Oſtindien auf der Küſte von Coromandel, welche ſeit 1670 der Hauptort der franzöſiſchen Beſitzungen in Oſtindien iſt. Die Stadt an ſich bringt keine Vortheile, da die Koſten der Beſatzung u. ſ. w. immer viel beträchtlicher waren, als die Einkünfte. Es werden hier viele Muſſeline und andre Baumwollenzeuge verfertigt, und dadurch, ſo wie durch den Verkehr mit den innern Gegenden ein lebhafter Handel verurſacht. Pondichery iſt mehrmals von den Holländern und Engländern erobert worden, z. B. in den Jahren 1693, 1761, 1779 und zuletzt 1805. Jedesmal aber iſt es in den Friedensſchlüſſen wieder an Frankreich zurückgekommen.

Poniatowsky. Das polniſche Fürſtenhaus Poniatowsky war urſprünglich ein Zweig des alten italieniſchen Geſchlechts der Grafen von Guaſtalla und Montechiarugolo, welchen Joſeph Salinguerra V., geb. 1612, ſtiftete, als er von Ranucius I., Herzog von Parma, ſeiner Güter beraubt worden, ſich ſelbſt aber bei der Ermordung ſeiner Familie gerettet hatte. Er benutzte das ſeinen Voraltern bewilligte Indigenat, um ſich in Polen niederzulaſſen, wo er ſeinen Familiennamen Torelli gegen den gleichbedeutenden Ciolek vertauſchte, und gegen das J. 1650 ſtarb. Seine Gemahlin Sophie, eine Tochter Alberts Poniatowsky und der Anna Leszinska, war als Erbin des Lehen Poniatow die Veranlaſſung, daß er den Zunamen Poniatowsky annahm. Folgende Männer, die letzten Sprößlinge dieſes Geſchlechts, ſind in der neuern Geſchichte berühmt geworden.

Poniatowsky (Stanislaus, Graf von), Kronſchatzmeiſter von Polen, geb. 1678, aus einem alten polniſchen Geſchlechte, ſtarb 1762. Er iſt bekannt als Staatsmann durch ſeine Verbindung mit Carl XII., dem er nach der Schlacht bei Pultawa nach Conſtantinopel folgte, wo er durch geſchickte Unterhandlungen die Pforte zum Kriege mit Rußland bewog. Carl ernannte ihn zum Statthalter von Zweibrücken, nach deſſen Tode aber unterwarf er ſich dem König Auguſt II., und ging nach Polen zurück. Er ſchrieb Remarques d'un seigneur polonais sur l'hist. de Charles XII. par Voltaire, à la Haye 1741. Sein tapfrer jüngerer Sohn Andreas, geb. 1736, ſtarb 1773 als k. k. Generalfeldzeugmeiſter. Sein älterer Sohn, Poniatowsky, Stanislaus II. Auguſt, geb. den 17ten Januar 1732, polniſcher Geſandter in St. Petersburg, und Günſtling der Kaiſerin Catharina II., ward auf ihren Vorſchlag unter dem Schutze ruſſiſcher Waffen den 7. Sept. 1764 zum König von Polen gewählt. Nach der Theilung Polens im J. 1795 mußte er den 25ſten November am Jahrestage ſeiner Krönung abdan-

ken, lebte hierauf in Petersburg von Rußland penſionirt, und ſtarb daſelbſt den 12ten Februar 1798. Stanislaus war einer der gebildetſten und liebenswürdigſten Männer ſeiner Zeit, geiſtreich, beredt, muthvoll, edel als Menſch, Bürger und Fürſt. Die Nation hätte auch bei völlig freier Wahl keinen würdigern Piaſten gefunden; aber bei dem beſten Willen, bei einer aufgeklärten und gemäßigten Denkart, voll Eifer für das Wohl ſeines Vaterlandes, fehlten ihm Willenskraft und Seelenſtärke, um ſich auf einem wankenden Throne zu behaupten, einen unbändigen Adel zu zügeln, und die Stürme aller Art, die von innen und außen über ihn hereinbrachen, zu zerſtreuen. Er hatte nicht jenen politiſchen Scharfblick, der Catharinens Politik und die Zukunft durchſchauen konnte, noch die Erhebung des Gemüths, um mit dem Schickſal zu kämpfen. Ein weichlicher Luxus zog ihn ab von dem Ernſte ſeines Berufs. Er mußte Held und Feldherr ſeyn, nicht franzöſiſch fein, noch ſchöner Geiſt. Seine Wahl zum König von Polen und Catharinens Gunſt machten ihn einer mächtigen Partei verhaßt. Die Familie Czartoriski, mit der er durch ſeine Mutter verwandt war, hatte ihn nach Petersburg geſchickt, um daſelbſt die Wahl des Prinzen Adam Czartoriski zum König von Polen zu befördern. Jetzt ſuchte ſie wenigſtens durch ihn zu herrſchen; als dies nicht der Fall war, klagte man ihn an, daß er Günſtlingen und fremdem Einfluſſe folge. Als er nun der Herſtellung der Diſſidenten in die alte Gleichheit der Rechte geneigt ſchien, entflammte dies den Zorn des Biſchofs Soltyk von Cracau. Rußland, Preußen, Großbritannien und Dänemark foderten jene Wiederherſtellung, und zugleich arbeitete der König ſelbſt an einer Verbeſſerung der polniſchen Staatsform. Da ſchalt man ihn einen Tyrannen. Alles conföderirte. Zwar unterdrückten ruſſiſche Truppen den Ausbruch der Unruhen; ſie nahmen die Eiferer gefangen, und der ruſſiſche Botſchafter erzwang einen für die Diſſidenten günſtigen, für Polens Unabhängigkeit nachtheiligen Vergleich 1767; aber bald entzündeten neue Conföderationen zu Bar, Halicz und Lublin den wildeſten Bürgerkrieg 1768. Die Conföderirten erklärten den Thron für erledigt, und einige Verſchworne entführten den König in der Nacht vom 3ten November 1771 aus ſeinem Palaſte zu Warſchau, der jedoch durch ſeine Geiſtesgegenwart und Beredſamkeit ſich rettete. Da indeß 1771 auch Oeſterreich und Preußen der Peſt wegen Truppen ins Land ſchickten, ſo fielen die meiſten Großen von dem Könige ab. Hierauf beſchloſſen jene Mächte mit Rußland die Theilung von 1772. Vergebens widerſtanden der König und der Senat, die Heiligkeit der Verträge gegen ungerechte Waffen aufrufend. Der König und die Republik mußten den entriſſenen Ländern entſagen. „Gott wollte damals," ſagt Johannes von Müller, „die Moralität der Großen zeigen." — Nun war der König gänzlich abhängig von Rußlands Willen, und von dem immerwährenden Rathe, welcher von dem Adel gewählt, unter dem Einfluſſe des ruſſiſchen Geſandten ſtand. Da erkannten endlich Stanislaus und die Magnaten, wie Polens Selbſtſtändigkeit zu retten ſey. Die letztern, denen der König hierin nachgab, wodurch er Catharinens Gunſt unwiederbringlich verlor, ſuchten und erhielten Friedrich Wilhelms II. von Preußen Verſprechen den 29ſten März 1790, daß er der Republik beiſtehen wolle, falls ſie wegen der Verbeſſerung ihrer Conſtitution angegriffen werden ſollte. Auch gab Preußen der hierauf vom Könige Stanislaus angenommenen Conſtitution vom 3ten Mai 1791 ſeinen Beifall. In dieſer Angelegenheit zeigte Stanislaus ſich als König und als Pole ſo weiſe und ſo edel, daß er die Achtung und Liebe ſeiner Nation wie-

der erhielt. Vorzüglich waren ihm die Städte ergeben, für deren Emporkommen er thätig geſorgt hatte. Er ſchien ſogar entſchloſſen, dem Zorne Catharinens Trotz zu bieten. Als aber Preußen in ſeiner Freundſchaft erkaltete, und den Drohungen Rußlands nichts entgegenſetzte, als die Minderzahl des Reichstags, der die Conſtitution entworfen hatte, durch Felix Potocki und Rezewuski in Wien und Petersburg die Umkehrung der neuen Ordnung betrieben, und die von ihnen deßhalb geſtiftete targowiczer Conföderation durch ruſſiſche Truppen unterſtützt wurde, da ſank dem ſchwachen Stanislaus der Muth. Das polniſche Heer war, ſo tapfer auch Kosciuzko focht, zu langem Widerſtande nicht geeignet, und Stanislaus, der geſchworen hatte, eher mit ſeinem Volke umzukommen, als mit deſſen Feinden zu unterhandeln, ließ das Heer ſich zwanzig Stunden von Warſchau zurückziehn, und trat hierauf den 23ſten Juli 1792 nach Rußlands Verlangen, der targowiczer Conföderation bei. Dadurch verlor er Alles. Er empörte die Nation gegen ſich, ohne Catharinen zu entwaffnen. Preußen und Rußland ſchritten nun 1793 zur zweiten Theilung, um, wie ſie erklärten, dem polniſchen Jacobinismus Schranken zu ſetzen. Der König ſah jetzt den offnen Abgrund vor ſich. Sein Widerſpruch zog ihm nur perſönliche Mißhandlung von Seiten des ruſſiſchen Generals Rautenfeld und des ruſſiſchen Geſandten, Grafen von Sievers zu. Er und der Reichstag mußten unterzeichnen. Nun erhob ſich der edelſte Theil der Nation unter Kosciuzko. Warſchau befreite ſich. Der König ward ſuspendirt, und revolutionäre Gewalt beſtrafte die Verräther; doch achtete Kosciuzko das Unglück des gefangnen Königs. Aber die Waffen beſiegten die wehrloſe, in ſich uneinige Nation. Polen ward gänzlich getheilt 1795, und der König ging als Privatmann nach Petersburg. Ihn hatte ein blinder Glaube an Catharinens Großmuth, an ihre perſönliche Freundſchaft und Liebe für ihn, verblendet; ſo wurde er das Opfer ihrer Politik. Wie wenig kannte er die herzloſe, nur ſinnlich feurige Catharina. Er beweinte zu ſpät das Unglück ſeines Vaterlandes, die eigne Schwäche und ſeinen Wankelmuth. Ohne tragiſche Würde in der Geſchichte trat er ab vom Schauplatz, ein weggeworfenes Werkzeug der nordiſchen Semiramis. K.

Poniatowsky (Joſeph), des Vorigen Neffe, Oberfeldherr des geſammten polniſchen Kriegsheers, Kriegsminiſter, Marſchall von Frankreich und Ritter mehrerer Orden, war den 7ten May 1762 geboren. Früh zeigte er allenthalben, wo er nicht durch den Einfluß ſeines Oheims, des Königs, geleitet wurde, große Thätigkeit und Vaterlandsliebe. Dieſer Einfluß aber gab ihm den Schein von Unentſchloſſenheit, wodurch er ſich den verſchiednen Parteien verdächtig machte. Während des Feldzugs von 1792 commandirte er gegen die Ruſſen, zeigte viel Eifer und Einſicht, und ließ ſich nachher mehr durch die Befehle des Hofes als durch die Fortſchritte des Feindes muthlos machen. Nachdem ſein Oheim der Conföderation von Targowicz beigetreten war, nahm er mit dem größten Theile der beſten Offiziere aus der Armee ſeinen Abſchied; als aber 1794 die Polen die Ruſſen zu vertreiben ſuchten, begab er ſich in das polniſche Lager und nahm Dienſte als Freiwilliger. Sein biederes Betragen erwarb ihm die Achtung und Liebe der Polen. Kosciuzko vertraute ihm eine Diviſion an, mit welcher er während der beiden Belagerungen von Warſchau Dienſte leiſtete. Nach der Uebergabe dieſer Stadt blieb er einige Zeit daſelbſt, ging hierauf nach Wien, ſchlug aber die Anerbietungen Catharinens und Pauls, welcher letztere ihn zum ruſſiſchen Generallieutenant ernannt hatte, aus. Er lebte als Privatmann

auf ſeinen Gütern bei Warſchau, bis die Errichtung des Großherzogthums Warſchau die polniſchen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte. Er trat als Kriegsminiſter in die Dienſte ſeines Vaterlandes. Im Jahre 1809 befehligte er das polniſche Heer gegen das zur Beſetzung des Herzogthums Warſchau beſtimmte, an Zahl weit überlegne öſterreichiſche Armeecorps unter dem Erzherzog Ferdinand, und zwang daſſelbe, noch vor der Ankunft der Ruſſen mehr durch geſchickte Bewegungen als durch Waffengewalt zur Räumung des Großherzogthums, worauf er nicht unbedeutende Fortſchritte in Galizien machte. Nach dieſem ehrenvollen Feldzug lebte der Fürſt Poniatowsky in Frieden, bis in der Mitte des J. 1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des polniſchen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereigniſſen dieſes wechſelvollen Krieges Antheil genommen, und zuletzt in der großen Völkerſchlacht von Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum franzöſiſchen Marſchall ernannt hatte, oft hart bedrängt die glänzendſten Proben ſeiner Tapferkeit und ſeiner Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19ten October den Befehl, den Rückzug des geſchlagnen Franzoſenheeres zu decken. Er ſammelte ſeine kriegeriſchen Polen ſtets zu neuen Angriffen gegen die andringenden Sieger. Schon waren dieſe in den Vorſtädten Leipzigs und hatten leichte Truppen auf das andre Ufer der Elſter geworfen, als der Fürſt mit einem nicht zahlreichen Gefolge an dem Fluß ankam, über welchem die Brücke von den Franzoſen geſprengt worden. Der Augenblick drängte; ſo ungünſtig auch die ſteilen Ufer zu einem Uebergang waren, ſprengte der Fürſt doch ohne Zaudern mit ſeinem Pferde in den Fluß, der Roß und Mann verſchlang. Dies geſchah in der Gegend des japaniſchen Hauſes in dem jetzigen reichenbachſchen Garten. Erſt am 24. wurde der Leichnam aufgefunden, und am 26. mit den dem Range des Verſtorbnen angemeſſenen Ehren beigeſetzt. Später wurde er einbalſamirt und nach Warſchau geführt. In dieſem von Freund und Feind gleich hochgeachteten Helden erloſch das Fürſtenhaus Poniatowsky.

Pönitentiarius heißt in der römiſch-catholiſchen Kirche derjenige, welchem ein Biſchof die Gewalt ertheilt hat, in gewiſſen vorgeſchriebnen Fällen Abſolution zu ertheilen. Daher auch zu Rom ein gewiſſes Tribunal La Penitenziaria, und der Präſident deſſelben Groß-Pönitentiarius heißt, welches in ganz beſondern Gewiſſensfällen im Namen des Papſtes Diſpenſation ertheilt.

Pönitenz (eigentlich Reue), bedeutet die Strafe oder Buße, welche ein Prieſter in der römiſch-catholiſchen Kirche ſeinem Beichtkinde wegen begangner Vergehungen auferlegt, z. B. Wachen, Faſten, Wallfahrten u. dergl.

Pont-de-Vesle (Antoine de Ferriol, Graf de), Gouverneur der Stadt Pont-de-Vesle en Breſſe, und vormaliger Lector des Königs, war 1697 geboren, und ſtarb 1774 zu Paris. Seine Aeltern hatten ihn für die gerichtliche Laufbahn beſtimmt; da er ihnen jedoch klärlich bewies, daß ſo ernſte Geſchäfte ſeiner Neigung nicht zuſagten, ſtanden ſie von ihrem Vorſatz ab, und kauften ihm die Stelle eines Lectors des Königs, die um ſo beſſer für ihn paßte, als der König keinen Lector brauchte. Er brachte faſt ſein ganzes Leben in einem dolce far niente hin. Aus dieſer Unthätigkeit wurde er auf einige Zeit von einem Freunde geriſſen, mit dem er funfzehn Jahre lang in der vertrauteſten Verbindung lebte, und der ihn bewog, das Amt eines Intendant général des classes de la marine anzunehmen, welches er mit Pünktlichkeit und Einſicht verwaltete. Auch war er dreißig Jahre Liebhaber

der Madame du Deffant (ſ. d. Art.), d. h. der langweilige und gelangweilte Hausfreund dieſer berühmten Frau, die mit ihm vorlieb nahm, als ſie durch ihre Heftigkeit und Bitterkeit die meiſten ihrer übrigen Freunde von ſich geſcheucht hatte. Von der Lauheit dieſes Verhältniſſes gibt folgende Erzählung den beſten Beweis. Frau von Deffant hört von einer Freundin, daß Pont-de-Vesle im Sterben liege; ſie hatte noch nichts von ſeiner Krankheit gewußt. Sogleich klingelt ſie ihrer Kammerfrau, und fragt, wie es mit dem Kranken gehe. Dieſe iſt ſo weit entfernt, an Pont-de-Vesle bei dieſer Frage zu denken, daß ſie nach dem Schoßhunde ſieht, und mit der Nachricht wiederkommt, er liege auf dem Canape, befinde ſich ganz leidlich, und habe ſie angewedelt. — Pont-de-Vesle hatte Talent für das Drama und verſuchte ſich mit Glück in dieſer Gattung. Sein erſtes Stück war Le Complaisant, ein Luſtſpiel, das trotz ſeiner Fehler nicht ohne Verdienſt iſt und ſich durch einen leichten und geiſtreichen Dialog auszeichnet, ſo daß es ſich auch auf der Bühne erhalten hat. Das Luſtſpiel Le fat puni, welches darauf folgte, gewann ebenfalls großen Beifall, da es mit einer wohl durchgeführten Intrigue viel Natürlichkeit, Lebhaftigkeit im Dialog und ſinnreiche Züge enthält. Antheil hatte er an dem artigen Luſtſpiel Le Somnambule, welches ſich immer auf dem Repertoire erhalten hat. Außerdem hat man von ihm eine große Menge von Chanſons u. dergl. Er beſaß eine ſehr vollſtändige Sammlung dramatiſcher Werke, wovon der Catalog nach ſeinem Tode erſchienen iſt.

Pontac, eine kleine Stadt in der franzöſiſchen Landſchaft Béarn, berühmt wegen des nach ihr benannten rothen Weins (ſ. Weine).

Pontifex, der Prieſter. Unter Numa, der die gottesdienſtlichen Gebräuche der Römer ordnete und feſtſetzte, gab es nur Einen Pontifex. In der Folge (zu welchen Zeiten, weiß man nicht) wurde dieſe Anzahl vermehrt, und die Pontifices bildeten ein eignes Prieſtercollegium, an deſſen Spitze der Pontifex Maximus ſtand, und das über alle Religionsangelegenheiten geſetzt war. Das äußere Abzeichen der Pontifices, wenigſtens an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen, war ein mit Purpur verbrämtes Kleid (die Toga praetexta) und auf dem Kopfe ein in Form eines Kegels ſpitz zulaufender Hut, der von den Fellen der geopferten Thiere verfertigt war (Tutulus oder Galerus).

Pontificat, die Würde des Pontifex; wir verſtehen darunter auch die päpſtliche Würde.

Pontiniſche Sümpfe. Dieſe ſchon in der alten Zeit bekannten Sümpfe befinden ſich auf der Südſeite von Rom, und erſtrecken ſich in einer Ausdehnung von ungefähr zehn deutſchen Quadratmeilen von Nettuno bis Terracina. Ihre Ausdünſtung iſt ſehr ungeſund und nachtheilig für Rom. Sowohl aus dieſem Grunde als auch um einen ſo bedeutenden Landſtrich für die Cultur zu gewinnen, ſind zu verſchiedenen Zeiten Verſuche gemacht worden, ſie auszutrocknen und in urbares Land zu verwandeln. Die ernſtlichſten Anſtalten dazu machte Pius VI. (ſ. d. Art.), aber die damaligen Zeitumſtände waren einem ſo koſtſpieligen Unternehmen nicht günſtig, und das Volk äußerte laut ſein Mißfallen, ſo daß ſeit 1786 die Arbeiten nur noch höchſt ſchläfrig fortgeſetzt, in der letzten Zeit aber ganz eingeſtellt wurden. Seit 1816 aber wurde die Ausbeſſerung der beſchädigten Wege, Schleuſen und Brükken, ſo wie die Reinigung der Canäle wieder aufs Neue vorgenommen.

Pontons heißen eine kleine Art von Schiffen aus Kupfer oder Eiſenblech, oder auch von Holz verfertigt, welche nebſt dem übrigen Zubehör von den Armeen mitgeführt werden, um vermittelſt ihrer über ei-

nen Fluß in Geſchwindigkeit ſchwimmende, den Schiffbrücken völlig ähnliche Brücken zu ſchlagen. Das zur Anordnung der Brücken bei den Armeen befindliche Corps heißt das **Pontoniercorps**, und dieſe Kunſt ſelbſt wird in einer beſondern, militäriſch ſehr wichtigen Wiſſenſchaft, der **Pontonierwiſſenſchaft**, gelehrt.

Pontoppidan (Eric) der Aeltere, ein däniſcher Schriftſteller, geboren auf der Inſel Fyen im J. 1616. Er legte den Grund ſeiner Gelehrſamkeit auf dem Gymnaſium zu Odenſee, ſtudirte dann auf Walkendorphs Collegium, und wurde Privaterzieher in einer adeligen Familie. Er verſuchte ſich in der Dichtkunſt, und erlangte dadurch einen ſo großen Ruf, daß er im J. 1640 von Willichius Werthovius zum gekrönten Dichter creirt wurde. Darauf beſuchte er das Ausland und wurde bei ſeiner Rückkehr 1642 Magiſter. Zugleich wurde er wieder der Führer eines jungen Edelmanns, der auf der Akademie zu Soroe ſtudirte. Im J. 1673 wurde er zum Biſchof von Drontheim ernannt, erhielt zwei Jahre darauf die theologiſche Doctorwürde, und ſtarb 1678. Er iſt der Verfaſſer vieler geſchätzten Werke, von denen wir nur einige namhaft machen, als Aucupium Selandiae; Epigrammatum sacrorum Centuriae tres; Bucolica sacra; Margarita Cimbrica; Grammatica danica und viele andre. — Mit ihm iſt nicht zu verwechſeln **Eric Pontoppidan der Jüngere**, ebenfalls ein berühmter däniſcher Biſchof und Schriftſteller, geb. 1698 zu Aarhuus, wo ſein Vater Geiſtlicher war. Den erſten Unterricht erhielt er auf der Friedrichsſchule, und wurde nach vollendeten akademiſchen Studien Privatlehrer im Hauſe des Generals von Lützow in Norwegen. Im J. 1720 begleitete er einen andern Zögling auf Reiſen, und 1721 wurde er Lehrer des jüngern Herzogs von Holſtein-Plön. Nachdem er mehrere geiſtliche Aemter bekleidet, wurde er 1735 Hofprediger, 1738 außerordentlicher Profeſſor der Theologie, und 1747 Biſchof von Bergen. Im J. 1749 wurde er Doctor der Gottesgelahrtheit, und 1755 Vicekanzler der Univerſität Copenhagen. Er ſtarb 1764. Seine zahlreichen Werke können hier nicht aufgezählt werden; ſie betreffen theils die Geſchichte, theils die Theologie, theils auch die Sprache und Naturgeſchichte Norwegens. Der von ihm begonnene däniſche Atlas (Danske Atlas) iſt nach ſeinem Tode von Hoffmann fortgeſetzt worden.

Pontus, von dem Meere, an dem es lag, alſo genannt, das Land vom Halys u. ſ. w. bis Colchis, oder auch das pontiſche Cappadocien, weil es ſonſt mit Cappadocien verbunden war. Von den Perſern wurde das ganze Cappadocien in zwei Satrapien getheilt, woraus unter den Macedoniern zwei beſondre Reiche entſtanden. Die älteſten Einwohner waren Tibarener und Chalyber (nicht Chaldäer). Ein Sohn des perſiſchen Königs Darius, Artabazes, erhielt dieſe Satrapie als Vaſall, mit dem Rechte, ſie auf ſeine Nachkommen zu vererben. Daher heißen die Könige von Pontus auch Achämeniden. Einer ſeiner Nachfolger, Mithridates, ſtand dem jüngern Cyrus bei, und weigerte dem Artaxerxes den Tribut. Sein Sohn Ariobarzanes I. machte ſich bei der allgemeinen Empörung der Statthalter in Unter-Aſien gegen Artaxerxes II. unabhängig. Mithridates II. (von 337 vor Chr.) trat ſein Reich freiwillig an Alexander ab. Nachher bei der Theilung (322) ward es dem Antigonus gegeben. Als dieſer aber den Mithridates ermorden wollte, floh derſelbe nach Paphlagonien, fand Anhang, und behauptete ſich glücklich. Sein Nachfolger, Mithridates III., vergrößerte ſein väterliches Reich durch Eroberungen; er nahm Theile von Cappadocien und Paphlagonien ein. Sein Sohn, Mithridates IV. trieb die Gallier zurück;

den Krieg mit Sinope aber mußte er beendigen, weil die Rhodier dieſer Stadt Hülfe leiſteten. Pharnaces I. nahm indeß endlich Sinope weg, und machte es zur Reſidenz. Die Kriege mit Pergamum und Cappadocien mußte er bald endigen. Mithridates Euergeta, Vater des berühmteſten Mithridates, unterſtützte die Römer im dritten puniſchen und im pergameniſchen Kriege; daher er nicht bloß Freund und Bundesgenoſſe der Römer ward, ſondern von ihnen auch Groß-Phrygien erhielt. Er ward ermordet (124), und auch gegen das Leben des dreizehnjährigen Sohnes machten Mutter und Erzieher Plane; allein dieſer ermordete die Mutter und entfloh den Erziehern. Drei Jahre durchreiſ'te er Aſien, das er ganz zu erobern beſchloß, zuerſt beſiegte er die Scythen, nahm dann Colchis ein und erweiterte ſein Reich bis Armenien. Um Klein-Aſien ſich zu unterwerfen, verband er ſich mit Nicomedes II. von Bithynien, und überfiel Paphlagonien, Galatien und Cappadocien. Aber dieſen kleinen Provinzen ſtanden die Römer bei, deren furchtbarer Feind dadurch Mithridates wurde. Nach wiederholten Siegen zwang ihn Sylla, alle Eroberungen aufzugeben, ſich auf Pontus einzuſchränken und den Römern zweitauſend Talente zu bezahlen. Kaum aber hatte Sylla Aſien verlaſſen, als Mithridat die Feindſeligkeiten aufs neue begann, den Bosporus Thracicus einnahm, ſeinen Sohn Machares zum Könige machte, und ſeinen Schwiegerſohn Tigranes zum Einfalle in Cappadocien reizte. Lucullus ſchlug endlich den Mithridat und Tigranes, und drang gegen Parthien vor. Aber Unruhen im Heere nöthigten ihn zum Rückzug und erſt Pompejus beſiegte den Mithridat (am Euphrat bei Nicopolis) gänzlich. Dennoch demüthigte ſich Mithridat nicht. Er tödtete ſeinen Sohn Machares, machte ſich zum Könige des Bosporus, und ging damit um, Italien ſelbſt anzugreifen. Aber ſein Sohn Pharnazes machte ihm das Heer abwendig, worauf er ſich aus Verzweiflung ermorden ließ, im J. 64 vor Chr. (vergl. Mithridates). Pharnaces erhielt nur den Bosporus, und wurde, als er das väterliche Reich wieder zu erobern verſuchte, von Cäſar beſiegt und von Aſander, der ſich zum König von Bosporus gemacht hatte, getödtet. Doch erhielt ſein Sohn Darius durch Antonius einen Theil von Pontus; ihm folgte Polemo, der zugleich den Bosporus, Klein-Armenien und Colchis beſaß. Nach dem Tode ſeiner Witwe, Pythodoris, folgte Polemo II., als König von Pontus (39 nach Chr. Geb.); den Bosporus nahm ihm Nero, und auch Pontus ward nach Polemo's Tode eine römiſche Provinz. — Als die Lateiner im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts (1214) Conſtantinopel wieder eroberten, ſtiftete Alexius Comnenes ein neues Reich in Pontus, welches ſich bis Mahomed II. erhielt, der es 1459 mit ſeinen großen Eroberungen vereinigte.

Pontus Euxinus, der Name, womit die Alten das ſchwarze Meer benannten. Euxinus, das gaſtliche, wirthliche, hieß es entweder per Antiphrasin, ſtatt Axinus, das unwirthliche, da es der häufigen Stürme und der Seeräuber wegen nur mit Gefahr beſchifft wurde, oder in mehr eigentlichem Sinne wegen der anmuthigen und fruchtbaren Küſten. Die Alten hatten von dieſem Meere eine ziemlich genaue Kenntniß.

Pope (Alexander). Dieſer berühmte engliſche Dichter war zu London im J. 1688 geboren. Von ſeinen Aeltern weiß man nicht viel mehr, als daß ſie Catholiken waren, und ſich bald nach der Revolution und ihres Sohnes Geburt ein kleines Eigenthum zu Biefield in Windſor-foreſt kauften und dorthin ſich zurückzogen. Der junge Pope

war von Kindheit auf ſehr zart und ſchwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit. Leſen und Schreiben lernte er zu Hauſe, wo er bis zu ſeinem achten Jahre blieb. Dann wurde er nach Hampſhire zu einem catholiſchen Geiſtlichen, Namens Taverner, gegeben, der ihn in den Anfangsgründen des Griechiſchen und Lateiniſchen unterrichtete. Hier lernte er in Ogilby's Ueberſetzung des Homer und Sandy's Ueberſetzung der Metamorphoſen Ovids die erſten engliſchen Verſe kennen; die ihn ſo entzückten, daß man ſagen kann, er ſey durch ſie zum Dichter geworden. Nachher beſuchte er noch die Schulen zu Twyford bei Wincheſter und zu Hyde-park-corner. Der Aufenthalt an letzterm Ort gab ihm Gelegenheit, das Theater zu beſuchen, und der Eindruck, den er hier empfing, trieb ihn an, ſelbſt eine Art von dramatiſcher Vorſtellung aus Ogilby's Homer zu bilden, die er mit ſeinen Mitſchülern aufführte. Ungefähr in ſeinem zwölften Jahre kehrte er in das väterliche Haus zurück, und ſetzte ſeine Studien unter einem andern Geiſtlichen fort. Um dieſe Zeit wurde ſein erſtes Gedicht, eine Ode auf die Einſamkeit, gedruckt, worin man weder Phantaſie noch Gefühl nur einigermaßen, wohl aber einen gewiſſen Sinn für Verſification wahrnimmt. Seit jener Zeit ſcheint er in ſeinen Studien ſeiner Neigung gefolgt zu ſeyn; ohne eine Methode zu befolgen, machte er ſich mit mehrern Wiſſenſchaften bekannt. Die Dichtkunſt aber ſcheint er immer als ſeine Hauptbeſchäftigung betrachtet zu haben; denn ſeine poetiſche Lectüre war ſtets von Verſuchen der Nachahmung oder Ueberſetzung begleitet. Beſonders in letzterm übte er ſich mit großer Vorliebe und glücklichem Erfolg. In einem Alter von vierzehn Jahren überſetzte er das erſte Buch der Thebais und die Heroide „Sappho an Phaon," welche letztere nicht übertroffen worden iſt. Eben ſo wie in ſeinen Erzeugniſſen war er auch in ſeinem Betragen ſeinem Alter vorgeeilt, denn er war noch nicht ſechszehn Jahre alt, als er dem Sir William Trumball, einem bejahrten Staatsmann, der in der Nachbarſchaft einen Landſitz hatte, bekannt wurde und die Freundſchaft deſſelben erwarb. Um dieſe Zeit verfaßte Pope ſeine Pastorals, die ihm neue Bewunderer erwarben. Unter dieſen war der alte dramatiſche Schriftſteller Wycherley, der ihm zumuthete, ſeine Gedichte zu feilen, und alle Freundſchaft mit ihm abbrach, als Pope ihm den wohlmeinenden Rath gab, ſeine Verſe lieber in Proſa aufzulöſen. Einen nützlichern Freund und Correſpondenten erhielt er in Walſh, welchen Dryden den beſten engliſchen Kritiker ſeiner Zeit nannte. Auch ſchloß er eine vertraute Freundſchaft mit einem gewiſſen Cromwell, der ein Gemiſch von einem Schöngeiſt und Pedanten war. Die laxen Grundſätze dieſes Mannes ſcheinen einen ungünſtigen Einfluß auf Pope gehabt zu haben, welcher früh in unwürdige Läſterungen gegen das weibliche Geſchlecht, ohne Wahrheit und Zartheit, ausbrach. In der That war, wenn dem Dichter Einfachheit, Natürlichkeit und Feuer unentbehrliche Eigenſchaften ſind, niemand von einem unpoetiſchern Charakter als Pope. Er ſcheint keinen Freund von ſeinem Alter und ſeiner Lage gehabt zu haben, ſondern wohlbedächtig nur ſolche Verbindungen eingegangen zu ſeyn, die ihm Anſehn und Auszeichnung verſchaffen konnten. Seine Pastorals erſchienen zuerſt 1709 in einem Bande von Tonſons Miscellanies, und erregten durch ihren melodiſchen Versbau und ihre gewählte Schreibart allgemeine Bewunderung. Zugleich aber verrathen ſie das dichteriſche Unvermögen des Verfaſſers, dem es an ſelbſtſtändiger Beobachtung und künſtleriſchem Gefühl fehlte. Zu derſelben Zeit verſuchte er ſich in Dichtungen höherer Art. Er hatte ſeine Ode for St. Cecilia's Day und ſeine Cho-

re für den Brutus des Herzogs von Buckingham geſchrieben; in dieſem Jahre verfertigte er ſein Essay on Criticism. Durch dieſes Gedicht, welches er zwei Jahre ſpäter herausgab, gewann ſein Ruf mit Recht einen bedeutenden Zuwachs. Es verräth eine ausgebreitete Beleſenheit, Schärfe des Urtheils, und verbindet äußere Anmuth mit mannichfacher Belehrung. Dabei aber enthält es manche Ungenauigkeiten eines jugendlichen Verfaſſers und iſt als kritiſche Autorität im Ganzen zu hoch angeſchlagen worden. Pope griff in ſeinem Gedichte den furchtbaren Kritiker John Dennis an, welcher ſeine Hirtengedichte getadelt hatte, woraus ein offner Krieg zwiſchen beiden erfolgte, der nur durch Dennis hinfälliges Alter geendigt wurde. Ein andrer Feind, den er durch ſeine Hirtengedichte ſich zuzog, war Ambroſe Philipps. Dieſer hatte ebenfalls Hirtengedichte verfaßt, und dadurch Pope's Eiferſucht erweckt, bei dem dieſe unliebenswürdige Eigenſchaft vorherrſchend war. Er ließ nicht nur in dem Guardian eine ironiſche Vergleichung der Gedichte ſeines Nebenbuhlers drucken, ſondern bewog auch Gay, ſein Sheperd's Week zu ſchreiben, um Philips Manier lächerlich zu machen. Eine dauernde Animoſität zwiſchen ihnen war die Folge davon. Im J. 1711 ſchrieb Pope ſeine Elegy on an infortunate Lady, eins ſeiner vollendetſten Gedichte, und faſt das einzige von hohem Pathos. Unwahrſcheinlich iſt es, daß Pope die Unglückliche, deren Tod er in dieſer Elegie feierte, geliebt habe; er ſcheint vielmehr die Liebe, deren Erwiederung er nicht hoffen durfte, nie gekannt zu haben. Von Seiten der poetiſchen Wohlredenheit verdient das Gedicht großes Lob, aber für den Ausdruck echter und inniger Gefühle iſt es zu gekünſtelt und geſchmückt. In demſelben Jahre entſtand ſein Rape of the Lock, ein ſatiriſches Epos, in welchem ſein Talent der Erfindung ſich am vollkommenſten zeigt. Ein alltägliches Ereigniß iſt zu einer unterhaltenden und ſcherzhaften Satire gegen die Frivolität der Weiber benutzt, auf welchen Gemeinplatz übrigens er oftmals zurückkommt. In dem Lockenraub behandelt er ihn mit bewundernswürdiger Lebendigkeit und feinem Witz. Um dieſelbe Zeit erſchien ſein Temple of fame, den er zwei Jahre vorher nach Chaucer bearbeitet hatte. Im J. 1713 gab Pope ſein Gedicht Windsor-Forest, heraus, deſſen erſter Theil von ihm in einem Alter von ſechszehn Jahren geſchrieben worden war, und allerdings das Gepräge der Jugend an ſich trägt. Der letztere Theil hat einen höhern Character, und beweiſ't die Fortſchritte des Dichters. Nicht mit Unrecht glaubte jetzt Pope, der ſeinen Dichterruhm hinlänglich begründet ſah, ein Unternehmen verſuchen zu können, das ihm außer der Ehre auch einen anſehnlichen Gewinn verſchaffen ſollte. In dieſer Abſicht machte er Vorſchläge zur Herausgabe einer Ueberſetzung der Iliade auf Subſcription bekannt, welche auf das günſtigſte aufgenommen wurden. Einige thätige Freunde, vornehmlich Swift, mit dem er bekannt geworden, trugen durch ihre Empfehlung nicht wenig dazu bei. Pope arbeitete jetzt mit anhaltendem Fleiße, und gab im J. 1715 den erſten Band ſeiner Iliade heraus, welcher die vier erſten Bücher enthielt. Ein förmlicher Bruch mit Addiſon ging dieſer Herausgabe voran. Neid von der einen und Eiferſucht und Beſorgniß von der andern Seite waren die Urſach davon. Der reichliche Ertrag der Subſcription ſetzte Pope nunmehr in Stand, das Haus zu Twickenham zu beziehn, das durch ihn ſo berühmt geworden iſt. Seine Aeltern folgten ihm dahin. Wahrſcheinlich um dieſe Zeit ſchrieb er ſeine Epistle from Eloisa to Abelard. Er geſteht ſelbſt, daß er bei ſeiner Arbeit die vorhandenen Briefe dieſer bekannten Liebenden benutzt habe; aber er hat

es auf eine Weiſe gethan, wodurch dieſe Epiſtel unter allen ſeinen Gedichten, die von Liebe handeln, das vorzüglichſte geworden iſt. Dabei iſt es auch im Aeußern, in Sprache und Versbau, das vollendetſte. Im J. 1717 gab Pope in einem Quartbande ſeine bereits verfaßten Gedichte heraus, und ſchrieb eine ſehr zierliche Vorrede dazu; im J. 1720 vollendete er die Herausgabe ſeiner Iliade. Wir dürfen unſer Urtheil über dieſe Ueberſetzung füglich ſparen, da der Geſichtspunkt, aus dem ſie zu loben und zu tadeln iſt, genugſam feſtgeſetzt iſt. Nie wird ſie demjenigen, der das Original nicht kennt, einen richtigen Begriff von demſelben geben; dagegen aber wird eben derjenige, der das Original, und überhaupt die Alten nicht kennt, ſie ihrer Eleganz und äußern Abrundung wegen mit großem Vergnügen leſen. Der Beifall, den ſeine Iliade im Allgemeinen fand, brachte die einzelnen Tadler, welche laut wurden, zum Schweigen. Im Jahr 1721 gab er einen Band ausgewählter Gedichte von ſeinem verſtorbenen Freund Parnell heraus, und eignete ſie in einer poetiſchen Epiſtel dem Earl of Oxford zu, einem in der Zurückgezogenheit lebenden und von der ſiegenden Partei verachteten Staatsmann. Es mag hier bemerkt werden, daß Pope's Religion, frühe Eindrücke und wichtige Verbindungen ihn auf die Seite der Tory's hinzogen, wie man in ſeinem Leben und ſeinen Schriften, ſo wie in ſeinen Urtheilen deutlich wahrnimmt. Dennoch behielt er einen unabhängigen Geiſt und hatte freie Ideen von der Natur der Staatsverwaltung, deren Anſehn er im Allgemeinen durch das Medium der Oppoſition betrachtete.] Pope lebte jetzt durch den Gewinn von ſeiner Iliade in gemächlichen Umſtänden; aber eben dadurch wurde der Wunſch, noch mehr zu haben, erzeugt. Einzig in dieſer Abſicht ging er an ein Werk, dem er keineswegs gewachſen war, an die Herausgabe von Shakſpeare's Werken. Zwar ſetzte er dem Ganzen eine wohlgeſchriebne Charakteriſtik des Dichters vor; aber die Eigenſchaften eines Kritikers fehlten ihm gänzlich, und ſo ſtellte er ſich dem Tadel des in dieſer Hinſicht ihm weit überlegenen Theobald bloß. Mit dieſem führte er ſeit dem nicht nur beſtändig Krieg, ſondern er wurde überhaupt, wie Johnſon ſagt,] ein Feind von Herausgebern, Sammlern, Erklärern und Wortkritikern, und hoffte die Welt glauben zu machen, daß er mit ſeiner Unternehmung nur darum geſcheitert ſey, weil ſein Geiſt für ein ſo kleinliches Geſchäft zu überlegen ſey. Um ſeine Gewinnſucht beſſer zu befriedigen, dehnte er ſeine Arbeit auch auf die Ueberſetzung der Odyſſee aus, wobei er jedoch zwei Gehülfen, Broome und Fenton, annahm. Auch für dieſe eröffnete er Subſcription; das ganze Geſchäft wurde von ihm rein kaufmänniſch behandelt. Im J. 1725 war das Werk beendigt, und brachte ihm einen anſehnlichen Gewinn. Von ihm ſelbſt wurden zwölf Geſänge überſetzt; die Arbeit ſeiner Gehülfen verbeſſerte er zwar, aber ſie ſteht dennoch der ſeinigen nach. Neben dieſen Beſchäftigungen hatte Pope den Umgang ſowohl mit ſeinen Freunden als auch mit dem ſchönen Geſchlechte fortgeſetzt. Seine beſondre Neigung hatte er zwei Schweſtern, den Töchtern eines catholiſchen Edelmanns, Thereſe und Marthe Blount, zugewendet. Anfangs mochte die erſtere ihn mehr feſſeln, die zweite aber wurde in der Folge ſeine innigſte Vertraute und die Gefährtin ſeines Lebens. Sein freundſchaftliches Verhältniß mit der berühmten Lady Montague, das ſpäter in die bitterſte Feindſchaft überging, kann hier nur angedeutet werden. Nach der Herausgabe der Odyſſee zeigte ſich Pope faſt einzig als Satiriker und Moraliſt, welche Charaktere er zu verbinden ſtrebte, wiewohl der Erfolg nicht immer gleich glücklich war. Im J. 1727 verband er ſich mit Swift

zur Herausgabe von Miſcellen, vornehmlich humoriſtiſcher Art, in welche er ſeinen Treatise of the Bathos or Art of Sinking aufnahm. Er hatte ſeine ironiſchen Vorſchriften mit Beiſpielen, zum Theil noch lebender Dichter erläutert, die dieſen Spott durch die heftigſten Angriffe zu erwiedern ſuchten. Alle ſeine Gegner niederzuſchmettern, und mit unauslöſchlichem Spott zu bezeichnen, gab Pope dagegen im J. 1728 die drei erſten Bücher ſeiner Dunciade heraus. Man muß geſtehn, daß Pope ſeinen Zweck erreichte, wiewohl es keineswegs zu billigen iſt, daß er ſein gereiftes Talent auf einen an ſich ſo unwürdigen Gegenſtand wendete, auch die Art und Weiſe, wie er einzelne ſeiner Gegner behandelte, ihn gerechtem Tadel preisgab. Die Zahl ſeiner Feinde hatte er dadurch nur vermehrt. Die perſönliche Satire ſagte dem Charakter Pope's überhaupt zu, wie aus den meiſten ſeiner nachfolgenden Werke zu erkennen iſt. Eins derſelben, eine Epiſtel über den Geſchmack, gedruckt im J. 1731, zog ihm großen Tadel zu. Er hatte darin die Prahlerei und den Ungeſchmack eines Edelmanns, den er Timon nennt, lächerlich gemacht. Jedermann bezog dieſen Spott auf den Herzog von Chandos, deſſen wohlthätiger und wohlwollender Charakter, der ſich auch gegen Pope gezeigt hatte, allgemein beliebt und verehrt war. Pope's Angriff wurde daher allgemein mit Unwillen betrachtet, und wiewohl der Dichter alles that, die Beſchuldigung von ſich abzuwenden, ſo wollte es ihm doch nicht ganz gelingen. Pope war jetzt entſchieden mit der Torypartei verbunden, und bei dem Tode Georgs I. im J. 1727 theilte er ihre Hoffnung, wieder Macht und Anſehn zu erlangen. Das Fehlſchlagen dieſer Hoffnung führte eine Gruppe von Staatsmännern ohne Amt zu Twickenham zuſammen, von denen Lord Bolingbroke am höchſten in Pope's Achtung ſtand und von ihm zum Führer und Freund gewählt worden war. Auf Dieſes Antrieb ſchrieb Pope ſeinen berühmten Essay on Man, der zuerſt 1733 anonym, im folgenden Jahre vollendet und unter des Verfaſſers Namen erſchien. In dieſem berühmten Werke gab der Dichter ein Beiſpiel von ſeinem großen Talent, eine Reihe von Schlüſſen in Verſe zu bringen, und ſeine Gedanken eben ſowohl mit energiſcher Kürze zuſammenzudrängen, als ſie in poetiſch ausgeſchmückten Paſſagen auszuführen, zugleich aber verräth er auch, daß er den Gegenſtand, den er behandelte, nicht gehörig kannte. Dennoch gehört der Verſuch über den Menſchen zu den moraliſchen Lehrgedichten vom erſten Rang. Ihm folgten bald die Imitations of Horace, welche alle einen ſatiriſchen Zweck haben; und von einem Prolog und Epilog zu den Satiren und von ſeinen moraliſchen Briefen oder Verſuchen über die Charaktere von Männern und Frauen und über den Gebrauch des Reichthums begleitet waren. Als Satiriker iſt Pope gewiſſermaßen ein Nachahmer von Boileau, nur etwas rauher in der Sprache und nachläſſiger im Ausdruck, dabei aber geiſtreicher und poetiſcher. Mit beſondrer Bitterkeit verfolgte er den Lord Hervey und ſeine vormalige Freundin, die Lady Montague. Die Urſachen ſeines Zwieſpalts mit der Letztern gehören hier nicht her; wenn aber Pope, wie kaum zu bezweifeln iſt, ſeine Sappho gegen ſie richtete, ſo muß man geſtehn, daß nie einer Frau gröblicher und unanſtändiger begegnet worden. Inzwiſchen war unbefugter Weiſe eine Sammlung von Pope's und einiger Freunde Briefen herausgegeben worden. So entrüſtet dieſer auch ſich zeigte, ſo ward doch von Einigen vermuthet, daß er dieſe Herausgabe unter der Hand begünſtigt habe, um dadurch einen hinreichenden Anlaß zu bekommen, ſelbſt eine Brieffammlung herauszugeben, ohne von Seiten derer, die ein Intereſſe dabei hatten, einen

Widerſpruch fürchten zu müſſen. Dieſe Briefe, die ſowohl in Anſehung der äußern Form als auch wegen ihres Gehalts intereſſant und beifallswerth ſind, fanden eine ſehr günſtige Aufnahme. Pope's letzte Arbeiten waren zwei neue Satiren, welche nach dem Jahre, worin ſie geſchrieben wurden, die Ueberſchrift Seventeen hunderd and thirty eight führen, und ein viertes Buch der Dunciade. Erſtere hatte er auf Antrieb des Prinzen von Wales, mit dem er in genauer Verbindung lebte, letzteres auf Antrieb Warburtons geſchrieben, der ſein literariſcher Kampfgenoß geworden war. Im Ganzen war dieſes vierte Buch der Dunciade weniger perſönlich. Nur der wohlbekannte Colby Cibber, damals gekrönter Poet, wurde derb mitgenommen, und als dieſer ſich durch ein Pamphlet rächte, worin er einige lächerliche Geſchichten von Pope zum Beſten gab, ſo wies letzterer ihm in einer neuen Ausgabe ſeines Gedichts den erſten Platz unter den Dunſen an, den bisher Theobald eingenommen hatte. Ein Aſthma, zu welchem ſich noch andre körperliche Leiden geſellten, hinderte ihn, ſeine weitern Plane zu verfolgen, und machte endlich im J. 1744 in einem Alter von 56 Jahren ſeinem Leben ein Ende. Er wurde zu Twickenham beerdigt, wo der Biſchof Warburton ihm ein Denkmal ſetzen ließ. Den Auffoderungen, die catholiſche Religion zu verlaſſen, hat er immer ſtandhaft widerſtanden, wahrſcheinlich theils aus Gleichgültigkeit, theils um ſeiner noch lebenden Mutter keinen Kummer zu machen. Pope's moraliſcher Charakter iſt durch das Geſagte ſchon angedeutet. Eitel und nach Beifall begierig, war er für Schmeichelei empfänglich, durch Tadel aber leicht zur Rache gereizt. Dieſe mürriſche Reizbarkeit und Neigung zur Hinterliſt verrathen eine gewiſſe Kleinheit des Geiſtes, die vielleicht mit ſeiner körperlichen Schwächlichkeit zuſammenhing. Aber er war auch edler und erhabner Geſinnungen fähig und ſchätzte ſeine Unabhängigkeit. Unverſöhnlich gegen ſeine Widerſacher, hing er ſeinen Freunden mit unwandelbarer Treue an. Geld, hohe Verbindungen und Lebensgenuß waren ihm keineswegs gleichgültig. Als Dichter war er zwar an Erfindung arm, aber in der Verſification, in Schönheit des Ausdrucks und äußerer Eleganz iſt er von keinem engliſchen Schriftſteller übertroffen worden.

Popen heißen die Geiſtlichen in der griechiſchen Kirche. S. dieſen Artikel.

Popularität iſt ein Begriff, der bei den Römern ganz politiſcher Natur war und die Gunſt bezeichnete, welche ſich die Vornehmen durch herablaſſende Leutſeligkeit und Freigebigkeit bei den Plebejern zu verſchaffen wußten. Die Condeſcendenz der Fürſten, Staatsmänner, Beamten und Demagogen zu den Begriffen und Wünſchen gemeiner Leute iſt noch jetzt ein Beſtreben, ſich *populär*, d. h. beim Volke beliebt zu machen, wobei es gemeiniglich nur darauf abgeſehen iſt, für ſchöne Worte und gelegentliche Handlungen einer ungewöhnlichen Herablaſſung die freie Dispoſition über die Mittel und Kräfte des Volks einzutauſchen. Verſchieden von dieſer politiſchen iſt die *oratoriſche Popularität*, welche Schriftſteller und Redner ſich aneignen müſſen, welche dem ſogenannten großen Publicum etwas zu ſagen haben. Sie beſteht in der Kunſt, Begriffe, die dem geſunden, aber im wiſſenſchaftlichen Denken nicht geübten Verſtande erreichbar ſind, in einer allgemein verſtändlichen, der auf ſinnliche Anſchauungen gegründeten Vorſtellungsweiſe des Volks angemeßnen Anordnung und Sprache vorzutragen. Speculative Ideen, die außer aller Erfahrung liegen und ſich zu keiner unmittelbaren Anwendung auf das Leben eignen, gehören nicht in den populären Vortrag, daher es ein Mißgriff ſcheint, philoſophiſche

Syſteme, wie Schad mit Fichte's Wiſſenſchaftslehre verſucht hat, populariſiren zu wollen; denn die Sprache des gemeinen Lebens kann die Reſultate der Philoſophie wohl ausdrücken, aber dem, der an kein philoſophiſches Denken gewöhnt iſt, immer nicht verſtändlich machen, und ſelbſt manche ungelehrte, wenn ſchon ſonſt gebildete Leſer von Fichte's in populärer Sprache geſchriebener Beſtimmung des Menſchen und Anweiſung zum ſeligen Leben werden geſtehen müſſen, daß ſie die Worte deutlich gefunden haben, ohne im Grunde hinter die *Sachen* gekommen zu ſeyn. Die allgemeinen Wahrheiten aber, die in der bei dem Volksunterrichte angewendeten Religions- und Sittenlehre zum Bürgerrechte gelangt ſind, und ſich mit bibliſchen Ausſprüchen und Gleichniſſen unterſtützen laſſen, die Reſultate, die der gemeine Menſchenverſtand aus der Erfahrung zieht und überhaupt Gedanken, die auf hiſtoriſchem Grunde ruhen, eignen ſich ihrer Natur nach für den populären Vortrag, weil man bei ihrer Behandlung auf das Bekannte und Individuelle bauen und die nöthigen Vorkenntniſſe bei ſeinem Publicum vorausſetzen kann. Die Popularität der Anordnung und Sprache wird durch dieſelbe Foderung der Verſtändlichkeit für das Volk beſtimmt. Das Volk oder das große Publicum der Leſer und Hörer, zu dem billig alle Individuen in höheren und niederen Ständen gerechnet werden, denen die ſtreng wiſſenſchaftliche Bildung abgeht, liebt einen leicht faßlichen Gang der Darſtellung, in dem der abzuhandelnde Gegenſtand durch individualiſirende Beiſpiele und Beweiſe aus der täglichen Erfahrung anſchaulich wird, und einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck. Worte, die an die Terminologie einer philoſophiſchen Schule erinnern, gelehrte Kenntniſſe vorausſetzen und überhaupt der Umgangsſprache fremd ſind, vermeidet die Popularität und der gute Geſchmack verbietet ihr eben ſowohl ausländiſche noch nicht eingebürgerte oder leicht überſetzbare, als poetiſch ſchwülſtige oder gar willkürlich wider den Sprachgebrauch gebildete Ausdrücke und Phraſen. Die *Poſtulate* und *Kategorien*, die *Anthropophagen* und *Hyperboräer*, die *Niäſerien* und *Manipulationen*, die *gefiederten Bewohner der Lüfte* und *liebesglutfunkelnden Blumenaugen*, die *anmutgefällige Himmelberoſin* und die *entlangweilenden Wonnelustwinkinnen**) ſind in Schriften und Vorträgen, welche auf Popularität Anſpruch machen, dem Gebildeten eben ſo widerlich, als dem Ungebildeten dunkel. Bei aller Verſtändlichkeit darf man jedoch, um populär zu ſeyn, keineswegs zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabſinken. Ein ungründliches verworrenes Geſchwätz, das triviale Dinge mit pöbelhaften Worten abhandelt, wird auch die niedern Stände wenig unterhalten und noch weniger belehren, und die platten Späße von Boten und Schenkwirthen, mit denen einige Volksſchriftſteller ihre Darſtellung beleben zu müſſen glaubten, ſcheinen nicht mehr nöthig, um ſich Eingang bei dem Volke zu verſchaffen, das den Unterſchied ſeines wirklichen Lebens und Treibens von ſolchen erkünſtelten Nachbildungen gar wohl empfindet. Nicht, um ſich und ihre Ideen gemein zu machen, ſondern um die Gemeinen zu ſich heraufzuziehen, befleißigen ſich wahre Gelehrte der Popularität, wenn ſie zu der Menge reden. Sie ſtellen ſich in den Geſichtspunkt des Volks,

*) Aus *Wolke's Anleit. zur deutſchen Geſammtſprache. Anmutgefällig* bedeutet durch Anmuth gefallend, *Himmelberoſin* die Morgenröthe, *Wonnelustwinkinnen* ſind Mädchen, die zum Genuß einladen.

ſie wählen Stoff und Form ihres Vortrags nach den Bedürfniſſen deter, für die er beſtimmt iſt; ſie geben zu, daß ein Schriftſteller wie Kotzebue, der ſich ganz nach den Wünſchen und Geſinnungen der Menge bequemt, bei einem Publikum, wie es eben iſt, allgemeiner beliebt werden konnte, als die größten Dichter und Redner des Jahrhunderts; ſie wundern ſich nicht, daß ein durch Reichthum und Einfluß bedeutender Theil des Volks, der nur leicht berührt und gereizt, aber eben nicht gerade viel unterrichtet und gebeſſert ſeyn will, an dem Mittelgute der franzöſiſchen Literatur, die (das Heranziehen auf einen höheren Standpunct ausgenommen) alle Vorzüge der Popularität in ſich vereinigt, noch jetzt mehr Geſchmack finden kann, als an dem, was deutſcher Geiſt und deutſche Kraft erzeugt, aber niemals werden ſie in ihren Schriften und Reden an das Volk, was aus jedem Vortrage, der den Niedern veredeln und erheben ſoll, hervorblicken muß, den ſittlichen Adel der Geſinnungen, das logiſch richtige Denken, die ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit des Forſchens, und was ſich mit der größten Deutlichkeit verträgt, Anmuth, Würde, Wärme, Kraft und Bündigkeit in der Sprache verläugnen wollen. Die Popularität hat allerdings nach Maßgabe der verſchiednen Bildungsſtufen, auf denen die Claſſen des Volkes ſtehen, verſchiedene Grade; Engel, Garve, F. V. Reinhard befriedigen ganz die geiſtigen Bedürfniſſe des gebildeten Mittelſtandes, ohne den niedern Claſſen zugänglich zu ſeyn; Roſenmüller, Fedderſen, Salzmann belehren und erbauen auch den ungebildeten Landmann; aber daß es möglich iſt, zugleich dem geringſten Bürgermädchen und den erſten Genien der Nation Herzenserhebung und Freude zu verſchaffen und mit der einfachſten, allgemein verſtändlichen Anſprache der Natur den Zauber der höchſten Kunſt zu vereinigen, hat nur Göthe's Herrmann und Dorothea gezeigt. E.

Porcia, die Tochter des Cenſors Cato und Gemahlin des Brutus, berühmt als ein Muſter ehelicher Liebe und heldenmüthigen Patriotismus. Das ihrem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verſchwörung gegen Cäſar bewahrte ſie nicht nur treu, ſondern entſagte auch muthig dem Leben, als ſie die Sache der Republikaner verloren ſah. Die Erzählung, daß ſie, um ſich zu tödten, glühende Kohlen verſchluckt habe, iſt grundlos.

Porös und Poroſität. Porös heißt ein Körper, welcher Zwiſchenräume hat, die nicht mit der Materie deſſelben angefüllt ſind; Poroſität drückt den Zuſtand eines ſolchen Körpers aus. Die nicht ausgefüllten Zwiſchenräume heißen Poren. Nach der Lehre der Atomiſten, die alle Materie für abſolut undurchdringlich hält, befindet ſich in jedem Körper eine zerſtreute Leere; wenigſtens müſſen dies die Atomiſten annehmen, weil nach der Erfahrung kein einziger Körper in der Natur völlig undurchdringlich iſt. Hiernach müßten alle Körper porös ſeyn, d. h. leere Zwiſchenräume enthalten. Dies nehmen die Atomiſten auch wirklich an, nur unterſcheiden ſie die aus obigem Satze hergeleitete Poroſität, welche ſich auch bei flüſſigen Maſſen, z. B. beim Waſſer, finden muß, von der gewöhnlichen ſichtbaren Poroſität. — Befriedigender iſt die Lehre der Dynamiſten, nach welcher die Materie ihren Raum ſtets mit Beharrung erfüllt. Sie nimmt an, daß alle Zwiſchenräume, welche man mit bloßem oder bewaffnetem Auge an den Körpern erblickt, mit irgend einer Materie angefüllt ſeyen. In dieſem Sinne gibt es daher keinen Körper mit völlig leeren Zwiſchenräumen; wohl aber haben die Körper nach dem dynamiſchen Syſtem verſchiedene Grade der Dicht-

heit, welche auf der verſchiednen Erfüllung des Raums durch urſprüngliche Kräfte beruhen.

Porphyr, eine Steingattung, die zu den gemengten Gebirgsarten gehört, in welchen einzelne Brocken gewiſſer Foſſilien in einer homogenen Hauptmaſſe wie in einem Grundteige liegen. Die Grundmaſſe beſteht aus ſehr verſchiedenen Steinarten und Erden. Bald iſt ſie Hornſtein, bald verhärteter Thon, Trapp, Pechſtein u. a. Der Porphyr bildet meiſtentheils Ganggebirge und bricht in derben Maſſen, bisweilen aber auch kugelich. Es gibt verſchiedne Spielarten dieſes Geſteins, z. B. der eigentliche Porphyr, bei welchem Feldſpath und Hornblende irgend einer der gedachten Grundmaſſen eingemengt iſt. Er iſt ſchätzbar wegen ſeiner Schönheit und unglaublichen Härte, und wurde von den Alten zu Säulen und vielen andern Kunſtwerken verarbeitet. Weniger hart iſt der Afterporphyr, in welchem ſich ſtatt des Feldſpaths neben der Hornblende irgend einer von den oben angegebnen Grundmaſſen Kalkſpath eingemengt findet. Uebermengten Porphyr nennt man diejenigen Sorten, bei welchen der Grundmaſſe mehr als zweierlei Steinarten eingemengt ſind. Dahin gehört der ungariſche Grauſtein, bei welchem einem verhärteten Thon als der Grundmaſſe Hornblende, Feldſpath, Glimmer und zuweilen ſogar Quarz beigemengt iſt. Halbporphyr hat nur einen einzelnen Gemengſtoff in ſeiner Grundmaſſe, wie z. B. der grüne antike Porphyr, deſſen Grundmaſſe in einem jaspisähnlichen Hornſtein beſteht, in welchem mittelmäßig große blaßgrüne Feldſpathbrocken eingemengt ſind. Hieraus ſieht man übrigens, daß der Porphyr nicht, wie man glauben ſollte, immer eine rothe oder rothbraune Farbe hat. Außer dem erwähnten grünen gibt es auch ſchwarzen, braunen und verſchiedentlich geſteckten. Die verſchiednen Porphyrarten finden ſich in den mehrſten Ländern von Europa, Aſien und Afrika. Auch Deutſchland hat vielen Porphyr, der jedoch dem morgenländiſchen an Schönheit nicht beikommt. Er wird meiſtens zum Bauen angewendet.

Porpora (Nicolo), den die Italiener den Patriarchen der Melodie nennen, war 1685 zu Neapel geboren. Seine erſte Oper, Ariana e Teseo, wurde zu Wien 1717, zu Venedig 1727, und zu London 1734 aufgeführt. Die Opern, welche er für Neapel, Rom und Venedig vor und nach ſeinem Aufenthalt in England componirt hat, belaufen ſich nach Burney auf mehr als 50. Seine Cantaten, welche im J. 1730 erſchienen, ſind die Quelle aller guten Muſik geweſen, welche nachher verfertigt worden iſt. Im J. 1726 gab Porpora zu Venedig ſeine Oper Siface, während Vinci auf einem andern Theater dieſer Stadt Siroe aufführen ließ. Anfangs hatte er Mühe, ſich zu behaupten, bald aber übertraf er ſeinen Nebenbuhler, denn er brachte zu Venedig bis 1729 noch fünf Opern auf die Bühne, die mit einſtimmigem Beifall aufgenommen wurden. In demſelben Jahre kam er nach Dresden, wo ihn der Churfürſt von Sachſen und König von Polen zu ſeinem Capellmeiſter ernannte. Porpora genoß am Hofe der ausgezeichnetſten Achtung; er bekam den Auftrag, die Prinzeſſin Marie Antoinette im Geſang zu unterrichten. Haſſe ſelbſt und ſeine Gattin konnten ſich der Eiferſucht nicht enthalten, da er von Porpora, ſie von der berühmten Mingotti, welche Porpora gebildet hatte, verdunkelt zu werden fürchteten. Im J. 1741 verließ Porpora Dresden, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Er gründete hier eine Geſangſchule, aus welcher die größten Sänger des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen ſind, als Farinelli, Caſarelli, Salimbeni, Hubert (den Friedrich

II. nach ſeinem Meiſter Porporino nannte), die Gabrieli u. a. — Im J. 1732 begab ſich Porpora mit ſeinem Schüler Farinelli nach London, wohin er während der Zwiſtigkeiten Händels mit den Directoren der Oper eingeladen worden war. Seine zwölf Cantaten für eine einzige Stimme hatten ihm dieſen ehrenvollen Ruf verſchafft. Dennoch erhielt ſich ſein Theater nur ſo lange, als Händels Widerſacher ſich regten, und im J. 1736 fiel es gänzlich. Er hatte nur vier Opern aufführen laſſen. Während ſeines Aufenthalts in London gab Porpora ſechs Trio's für zwei Violinen und einen Baß heraus (Sei Sinfonie di Camera), wodurch er zeigte, daß er für die Inſtrumentalmuſik ungleich weniger leiſtete, als für den Geſang, was Burney auch von Vinci, Haſſe, Pergoleſe, Marcello und andern großen Muſtern in der Vocalmuſik behauptet und dadurch recht wohl erklärlich wird, daß die Einfachheit, welche die Hauptſchönheit des Geſanges ausmacht, die Inſtrumentalmuſik reizlos und unſchmackhaft machte. Es ſcheint indeß, daß Porpora ſelbſt fühlte, was ihm in dieſer Hinſicht abging. Er ſtudirte eifrig und gründlich die Sonaten Corelli's und gab 1754 zwölf Sonaten für die Violine heraus, die nichts zu wünſchen übrig laſſen und zu den Werken vom erſten Range gehören. Wir beſitzen von Porpora Meiſterſtücke für die Kirche, die Kammer und das Theater. Selvaggi hat eine vollſtändige Sammlung ſeiner zu Rom vorhandenen Werke gemacht; viele andere befinden ſich in den Archiven zu Neapel. Der Charakter ſeiner Muſik im Allgemeinen iſt Ernſt und Hoheit. Im Recitativ wurde er von allen Componiſten als Muſter betrachtet. — Nachdem er lange Zeit erſter Lehrer an dem Conſervatorio degli Incurabili zu Venedig geweſen, wo er viele bewundernswürdige Meſſen und Motetten componirte, zog er ſich nach Neapel zurück, wo er im J. 1767 in einem Alter von 82 Jahren in der größten Dürftigkeit ſtarb.

Porſenna, König der etruſciſchen Stadt Cluſium, nahm die aus Rom entflohenen Tarquinier auf und rückte, da ihre Einſetzung durch gütliche Verhandlungen nicht zu bewirken war, mit einem furchtbaren Heere vor Rom. Faſt wäre er mit den fliehenden Römern zugleich über die ſubliciſche Brücke in die Stadt gedrungen, wenn nicht der Held Horatius Cocles (ſ. d.) den Uebergang ſo lange ſtreitig gemacht hätte, bis die Brücke abgebrochen worden. Als darauf Porſenna Rom einſchloß, und dadurch eine Hungersnoth in der Stadt entſtand, gab ihm ein anderer römiſcher Jüngling, Mucius Scävola (ſ. d.), einen hohen Beweis von Vaterlandsliebe und Selbſtaufopferung. Da fand ſich Porſenna zu Unterhandlungen geneigt. Er foderte, daß den Tarquiniern ihre Güter und den Vejentern die im vorigen Kriege ihnen entriſſenen Städte zurückgegeben würden. Die zweite Bedingung wurde ſogleich bewilligt; gegen die erſte machte man Schwierigkeit. Indeß kam doch ein Waffenſtillſtand zu Stande, für deſſen Gewähr die Römer zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen als Geiſeln ins etruſciſche Lager ſchickten. Letztere fanden Gelegenheit, nach Rom zu entkommen, indem ſie durch die Tiber ſchwammen. Aber der Conſul Poplicola führte ſie ſelbſt dem Porſenna wieder zu. Als dieſer im etruſciſchen Lager angekommen war, wurde er von den Tarquiniern heimtückiſcher Weiſe angefallen; Porſenna aber, der davon Nachricht erhielt, ſandte ſogleich ſeinen Sohn Aruns ab, die Römer zu beſchützen. Entrüſtet über die Treuloſigkeit der Tarquinier und voll Hochachtung vor dem Edelmuthe der Römer, trennte ſich der König von ihnen und ſchloß mit dieſen Frieden, ohne ihre Geiſeln anzunehmen. Um dem Mangel der Römer abzuhelfen, ohne durch ein förmliches Geſchenk

ihr Zartgefühl zu beleidigen, ließ er bei ſeinem Abzuge ſein ganzes Lager mit allen Vorräthen zurück. Der Senat nahm Beſitz davon, und ließ die vorgefundnen Gegenſtände verkaufen. Die Herolde riefen den Verkauf mit den Worten aus: „Kaufet die Güter des Porſenna!“ — Zum Andenken dieſer Großmuth des etruſciſchen Königs wurden auch in der Folge alle dem Staate gehörigen Güter unter dieſer Formel zum Verkauf ausgerufen. Der Senat errichtete zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit dem Porſenna eine Ehrenſäule bei dem Comitium, und überſchickte ihm zum Geſchenk einen elfenbeinernen Stuhl und Scepter, eine goldene Krone und ein königliches Kleid. — Ein ſpäter vom Porſenna wiederholter Antrag an die Römer, die Tarquinier wieder aufzunehmen, wurde von ihnen abgelehnt; worauf Porſenna die Tarquinier ganz von ſich entfernte und in ungeſtörter Freundſchaft mit den Römern lebte, denen er ſelbſt das im Friedensſchluſſe abgetretene Gebiet der Vejenter zurückgab.

Portal heißt in der Baukunſt einmal der Haupteingang zu einem großen Gebäude; dann auch ein Bindewerk nach Art einer Triumph- oder Ehrenpforte.

Portalis (Jean-Etienne-Marie), Miniſter des Cultus, Großoffizier der Ehrenlegion, Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts, geboren zu Beauſſet im Vardepartement, war vor der Revolution Advocat beim Parlament zu Aix, wo er ſich durch mehrere Denkſchriften, namentlich durch die Consultation sur la validité des mariages des protestans de France, 1771, bekannt machte. Als Deputirter des Seine-Departements zum Rath der Alten im März 1795, zeigte er ſich ſtets der Directorialpartei abgeneigt, entwickelte aber dabei eben ſo viel Mäſſigung als Anſtand. Er wurde zum Secretär ernannt. Am 17ten Februar 1796 ſtattete er einen mündlichen Bericht über das Ausſtreichen von der Emigrantenliſte ab, beſtritt die Meinung, dem Directorium Vollmacht dazu zu ertheilen, und zeigte, daß die Gerichtshöfe die natürlichen Richter in dieſen Streitigkeiten wären. Am 19ten Juni 1796 wurde er zum Präſidenten gewählt und als ſolcher widerſetzte er ſich den 25ſten Auguſt dem Druck einer Rede von Creuzé la Touche gegen die Prieſter. Am folgenden Tage gieng er die in Beziehung auf dieſe Claſſe gegebnen Geſetze durch, beſchwerte ſich über den von ihnen gefoderten Eid, noch mehr aber über die gegen diejenigen, welche den Eid verweigerten, ausgeſprochenen Strafen, und führte Rouſſeau's Ausſpruch an: „daß die Philoſophen, wenn ſie die Macht hätten, noch unduldſamer ſeyn würden, als die Prieſter.“ — Mit großer Beredſamkeit zeigte er die Ungerechtigkeit des Geſetzes vom 9ten Floreal des Jahres 4, nach welchem das Vermögen der Aſcendenten der Emigranten zur Hälfte der Nation verfallen ſeyn ſollte, indem er ſich auf den erſten Grundſatz aller Geſetzgebungen berief, daß die Verbrechen perſönlich ſeyen. Am 30ſten November 1796 ſprach er gegen das Geſetz vom 3ten Brumaire, in ſo fern es Bezug auf die Emigranten hatte, und zeigte, daß es intolerant ſey, alle Bürger in Maſſe verfolge, gewiſſen Perſonen Vorrechte gewähre, und andre verdächtig, mißvergnügt und zu Sclaven mache. Er behauptete, daß die Amneſtie vom vierten Brumaire unbeſchränkt ſeyn müſſe. Im Laufe des Februars wurde er in der Conſcription von Lavilleheurnois zum Polizeiminiſter beſtimmt. Um dieſelbe Zeit widerſetzte er ſich der Foderung, daß die Wähler den Bürgereid zu leiſten gezwungen ſeyn ſollten, und ſtimmte gegen einen Beſchluß, der die Freiheit der Preſſe beſchränkte. Am 25ſten Juli 1797 ſtimmte er gegen die Volksgeſellſchaften, und den 15ten Auguſt ſchlug er vor, den Beſchluß, welcher die Eheſcheidung aus Unvereinbarkeit der

Gemüthsart abſchaffte, als unzulänglich zu verwerfen. Er ſtand auf der Deportationsliſte vom 18ten Fructidor 5, rettete ſich aber durch die Flucht nach Deutſchland. Den 18ten Brumaire 8 wurde er nach Frankreich zurückberufen, wo er den 13ten Februar 1800 ankam. Den 3ten April wurde er zum Commiſſär der Regierung beim Priſengericht ernannt und gegen das Ende deſſelben Jahres trat er in den Staatsrath, legte hier dem geſetzgebenden Körper verſchiedene Geſetzesentwürfe vor und vertheidigte unter andern das ſtark beſtrittene Geſetz, welches Specialgerichte anordnete. Im Auguſt 1801 wurde Portalis mit den Angelegenheiten des Cultus beauftragt. Bald darauf legte er den Entwurf des Civilcoder vor und am 5ten April 1802 ſprach er über die Grundſätze, nach welchen das Concordat abgeſchloſſen worden. Im J. 1803 wurde er vom Departement der Rhonemündungen zum Candidaten des Erhaltungsſenats gewählt, und im Juli 1804 zum Miniſter des Cultus ernannt. Im Februar 1805 erhob ihn Napoleon zum Großoffizier der Ehrenlegion. Eine Augenkrankheit, an der er ſeit lange litt, zwang ihn ſich der Operation zu unterwerfen. Im Januar 1806 hielt er im Inſtitut die Lobrede auf Antoine-Louis Seguier, Parlamentsadvocaten zu Paris und Fontenelle's Nachfolger in der Academie Françaiſe. Faſt blind ſtarb er den 25ſten Auguſt 1807. Sein Leichnam wurde im Pantheon beigeſezt, wo ihm den 29ſten eine Todtenfeier gehalten wurde.

Portamento, das Tragen der Stimme, iſt ein Kunſtausdruck, unter welchem man die Geſchicklichkeit des Sängers verſteht, einen Ton an den andern ſo genau anzuſchließen, daß nicht die geringſte Unterbrechung zwiſchen ihnen zu bemerken iſt, und alle gleichſam nur ein einziger lang gedehnter Hauch zu ſeyn ſcheinen. Die größte Geſchicklichkeit des Sängers hiebei beſteht darin, daß er, ohne dem Zuſammenhange Schaden zu thun, zur rechten Zeit und am gehörigen Orte Athem zu holen verſteht.

Portici, ein Flecken zwei deutſche Meilen von Neapel, mit mehr als 5000 Einwohnern und einem ſchön eingerichteten Schloſſe, welches Carl III. von Spanien erbauen ließ. Das hieſige Muſeum iſt durch die zu Herculanum, Pompeji, Stabia und Päſtum aufgefundnen Alterthümer eines der wichtigſten in Europa geworden.

Porticus, ein langer bedeckter Gang, welcher auf Säulen ruht und bei der Hitze der Sonne oder ſonſt unbequemer Witterung zu Spaziergängen, Zuſammenkünften und Unterredungen dienen kann. Dieſe Gebäude wurden von den Römern außerordentlich geliebt; ſie erbauten nicht nur öffentliche Porticos, ſondern man fand dergleichen Gebäude auch an den Häuſern, ja ſogar an den Villen der reichen und vornehmen Römer. Auch die öffentlichen Portici ſtanden entweder allein, oder bei einem Tempel, Circus u. ſ. w. Uebrigens waren die Portici entweder auf beiden Seiten offen, ſo daß die Wände aus bloßem Säulenwerk beſtanden, oder ſie waren auf einer Seite geſchloſſen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu geben.

Porto, ſ. Oporto.

Portocarero (Luis Emanuel), Cardinal, geb. im J. 1635 aus einem angeſehenen Geſchlecht, das von Genua abſtammte, aber lange ſchon in Spanien naturaliſirt war. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, und ſtieg von Würde zu Würde, bis er im J. 1669 den Cardinalshut empfing, und im J. 1677 Erzbiſchof von Toledo und Primas von ganz Spanien wurde. In großem Anſehn ſtand er bei Carl II., auf den er den entſchiedenſten Einfluß hatte. Als die Frage we-

gen der Succeſſion in Spanien war, ſtimmte der Cardinal anfangs für Oeſterreich; Frankreich aber, das die Wichtigkeit ſeines Einfluſſes erkannte, wußte ihn zu gewinnen, und er ſoll hauptſächlich den König zur Errichtung und Unterzeichnung des Teſtaments gebracht haben, kraft deſſen Philipp von Anjou die ſpaniſche Monarchie erbte. Dieſer belohnte auch anfangs ſeine Verdienſte durch uneingeſchränktes Vertrauen. Als aber Ludwig XIV. franzöſiſche Miniſter ſchickte, welche den jungen König leiten ſollten, wurde Portocarero, wie viele andre Spanier, mißvergnügt und zog ſich zurück. Doch behielt er ſeine Würden und ſtarb im J. 1709. Seinen Ruhm ſoll er übrigens mehr ſeiner Wohlthätigkeit als glänzenden Talenten verdanken.

Porto Ferrajo, ſ. Elba.

Portorico (San Juan de Puerto Rico), eine von den großen **Antillen** (ſ. d. Art.), welche 1493 von Columbus entdeckt, und ſeit 1510 von den Spaniern bewohnt worden. Sie zählt auf 182 Quadratmeilen nur 8000 Einwohner, worunter 5000 Neger ſind, und iſt reich an Zucker, Gummi und Salz. Die Hauptſtadt gleiches Namens hat einen guten Hafen, und iſt der Sitz des Gouverneurs und eines Erzbiſchofs.

Portroyal des Champs, ein 1233 geſtiftetes Ciſterzienſer-Nonnenkloſter, unweit Verſailles, ſechs Stunden von Paris, hat in der Geſchichte des Janſenismus eine bedeutende Rolle geſpielt. Schon 1626 hatte es die Aebtiſſin Angelica, Anton Arnaulds Schweſter, durch Anlegung eines neuen Kloſters in der Vorſtadt St. Jaques zu Paris, welches zum Unterſchiede von ſeiner Mutter Portroyal de Paris genannt wurde, in nähere Verbindung mit den pariſer Theologen geſetzt, und in beiden Anſtalten die verfallne Kloſterzucht und ſtrenge Lebensweiſe wieder hergeſtellt. Die Nonnen von Portroyal bekannten ſich unter der Leitung ihres Beſchützers, des Abts von St. Cyran Jean du Vergier de Havranne zu den eigenthümlichen Anſichten der Janſeniſten und ihre ländliche Wohnung wurde die Feſtung und das Heiligthum dieſer Partei, da die größten und beredteſten Theologen und Verfechter des Janſenismus, Nicole, die Brüder Arnauld und Le Maitre ſich um 1640 hart bei Portroyal des Champs in einem beſondern Gebäude, Les Granges genannt, anſiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Koſtſchule errichteten, die dem lockern Jeſuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienſtliche Verbeſſerungen in der Methode des Unterrichts entgegenſetzte. Die berühmte Anna von Bourbon, Herzogin von Longueville, zog in ihre Nähe, und wurde ihre Beſchützerin, Boileau war ihr Freund, Racine ihr dankbarer Schüler, der eine Geſchichte von Portroyal ſchrieb. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrſamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit, deſſen Gleichen ſelten auf Erden gefunden worden iſt; reuige Büßer aus allen Ständen ſchloſſen ſich an, und der Geruch der Heiligkeit der **Geſellſchaft von Portroyal** ging durch die ganze catholiſche Welt. Stark durch dieſe Stützen verweigerten die Nonnen die Unterſchrift der Bulle Alexanders VII. gegen Janſens ſtreitige Sätze (ſ. d. Art. **Janſen**), und erhielten ſich ſelbſt, da ihre Beſchützer vertrieben worden waren, durch vorübergehende Demüthigungen unter den Befehlen des Erzbiſchofs von Paris bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts, wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntniſſe des Janſenismus, der nun aus der Mode gekommen war, die Aufhebung und völlige Zerſtörung ihres Kloſters durch die pariſer Polizei zur Folge hatte. Seine Ruinen ſind bis in die neuſten

Zeiten ein Wallfahrtsort andächtiger Pariſer geblieben, und Gregoire hat ihm noch 1809 in ſeiner Schrift Les Ruines de Portroyal ein Denkmal geſetzt. E.

Portsmouth. Dieſer berühmte engliſche Seeplatz liegt nebſt der Stadt Portſea in der Grafſchaft Hampſhire in Weſſex, und zwar auf der Inſel Portſea, welche nördlich durch einen engen Kanal, worüber zwei Brücken gehen, vom feſten Lande getrennt iſt. Beide Städte ſind faſt als eine einzige anzuſehen. Zu Portſea iſt der wundervolle große Schiffswerft und der Geſchützwerft. Erſterer enthält alles im ausgedehnteſten Umfange, was zum Bau von Kriegsſchiffen, zur Ausrüſtung von Flotten u. ſ. w. erfoderlich iſt; außerdem auch eine königliche Seeakademie. Die königliche Kanalflotte liegt gewöhnlich Portsmouth gegenüber zu Spithead, einer ſchönen ſichern Rhede der Inſel Wight. Auf der Landſeite iſt Portsmouth durch die ſogenannte Lines, auf der Seeſeite durch das faſt unnehmbare South-Sea-Castle geſchützt. Die Einwohnerzahl beträgt über 32,000.

Portugal. Bis zu Anfange des zwölften Jahrhunderts theilte Portugal die Schickſale der pyrenäiſchen Halbinſel; früh von Phöniciern, Carthagern und Griechen auf Handelsreiſen beſucht, dann unter dem Namen Luſitanien den Römern unterworfen, welche den Bewohnern, einem Zweige des vielaſtigen Celtenſtammes, fremde Bildung brachten, von germaniſchen Völkern überſchwemmt, von den Arabern erobert. Als endlich das tapfere Schwert der Spanier in den neuchriſtlichen Reichen Caſtilien und Leon (ſ. d. Art. Spanien) auch das Land zwiſchen dem Minho und Douro den Arabern entriſſen hatte, wurden über dieſes Gebiet Statthalter mit ziemlich ausgedehnter Gewalt geſetzt. Heinrich, der jüngſte Sohn des burgundiſchen Herzogs, eines Urenkels des franzöſiſchen Königs Hugo Capet, ging um das Jahr 1090 nach Spanien, um durch ritterliche Thaten in einem Kriegszuge gegen die Mauren ſein Glück zu machen. Alfonſo VI. gab dem tapfern Fremdlinge die Hand ſeiner Tochter zum Lohne, und ſetzte ihn 1094, unter dem Titel eines Grafen, als Statthalter über das eroberte Land, welches die Provinzen Entre Minho e Douro, Tras os Montes und einen Theil von Beira umfaßte, und das von dem Hafen Oporto (der eigentlich Porto Cale, d. i. Hafen von Cale, heißt) den Namen Portugal erhalten haben ſoll. Der Graf, der ſeinen Sitz in Guimaranes nahm, ſollte dem caſtiliſchen Könige Lehnpflicht leiſten, aber was er den Mauren jenſeit des Tajo entreiſſen würde, unbeſchränkt beſitzen. Sterbend aber gab Alfonſo ihm die erbliche Herrſchaft. Das Glück war dem neuen Fürſtenſtamme gewogen. Schon unter Heinrich wurden Eroberungen gemacht, noch glücklicher war ſein Sohn Alfonſo. Von den Mauren im Jahr 1139 bedroht, ging er ihnen entgegen, und gewann den herrlichen Sieg in der Ebene von Ourique. Das begeiſterte Volk begrüßte ihn auf dem Schlachtfelde als König von Portugal. Die Verſammlung der Stände zu Lamego beſtätigte feierlich (1143) dieſe Huldigung der Krieger, und gab 1181 dem neuen Reiche Geſetz und Verfaſſung. Die Thronfolge ward geordnet. Die Krone ſollte erblich ſeyn in des Königs Stamme, mit Vorzug der Erſtgeburt; doch ſtand den Bruderſöhnen das Erbfolgerecht nur mit Einwilligung der Stände zu. In Ermangelung männlicher Erben ſollten die Königstöchter folgen, ohne daß Wahl oder Einwilligung der Stände nöthig wäre. Das Geſetzbuch, welches Alfonſo hatte verfaſſen laſſen, ward angenommen, und die Unabhängigkeit des neu gegründeten Throns feierlich erklärt. Der König ſelbſt ſprach jedem

ſeiner Nachkommen, der ſich zur Zinsbarkeit verſtehen würde, das Recht auf die Thronfolge ab. Die Eroberung von Lisboa im Jahre 1147, die ihm mit Hülfe kreuzfahrender Engländer und Hanſeaten, die eben in den Tajo einliefen, gelang, war eins der glänzendſten Ereigniſſe ſeines kriegeriſchen Lebens. Unter ſeinen nächſten Nachfolgern wurden weder die Gränzen des Landes bedeutend erweitert, noch Veränderungen in der Verfaſſung gemacht. Glänzend aber ſtrahlt König Dionys (1279 — 1325) hervor, der ruhmvollen Beinamen werth, die ihm die dankbare Nachwelt gab, der Gerechte, der Anbauer (Labrador), der Vater des Vaterlandes. Mit Klugheit und Muth widerſetzte er ſich den Geiſtlichen, welche ſchon unter ſeinen Vorfahren durch ihre Anmaßungen den innern Frieden geſtört hatten, und auch gegen ihn Befreiung von allen Abgaben behaupten wollten; er bewahrte den Frieden mit dem anmaßendſten aller Prieſter, ungeachtet ſeine Verordnungen, wodurch er die Anhäufung des Landeigenthums in den Händen der Geiſtlichkeit zu verhindern ſuchte, ihm nicht die Freundſchaft des römiſchen Hofes erwerben konnten. Selbſt gelehrt, war er unter allen gleichzeitigen Fürſten der freigebigſte Freund der Gelehrſamkeit, und hinterließ in der von ihm geſtifteten hohen Schule zu Coimbra ein Denkmal ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften. Er benutzte zuerſt die glückliche Lage ſeines Landes, um es zu einem Handelsſtaate zu machen, und legte, die Betriebſamkeit ſeines Volkes weckend, den erſten Grund zu der Größe, welche die Portugieſen in dem folgenden Jahrhunderte erreichten. Dieſe kaufmänniſche Regſamkeit und die wohlthätigen Folgen der Verwaltungsgrundſätze des Königs hoben das ſtädtiſche Gewerbe; und die Aufnahme der Städte hatte hier wie in Spanien die Wirkung, daß die Bürger neben dem Lehnadel und der Geiſtlichkeit als Reichsſtand ſich erhoben. Dionys vermehrte die Zahl der Ritterorden, welche, aus einzelnen Ritterverbindungen entſtanden, ſchon ſeit der Regierung des großen Alfonſo beigetragen hatten, dem Staate die Anlage zu einer ariſtokratiſchen Verfaſſung zu geben; die Orden von Avis, von St. Michael del Ala und der Chriſtorden, dem im J. 1319 die Güter der unterdrückten Templer zufielen, verdanken ihm den Urſprung. Mit Pedros des Strengen Sohne erloſch im J. 1383 der Mannsſtamm des burgundiſchen Hauſes. Seine Tochter, des caſtiliſchen Königs Gemahlin, war die rechtmäßige Thronerbin; aber die Portugieſen waren einer Verbindung mit Caſtilien ſo abhold, daß Pedro's unehelicher Sohn, der tapfere Johann, von den Ständen als König begrüßt ward. Er behauptete den Thron, als er, durch ſeinen tapfern Feldherrn Alvaro Nuñez Peveira unterſtützt, die Caſtilier bei Aljubarota im J. 1385 geſchlagen hatte. Nach dem Frieden 1411 mit Caſtilien wandte der wackere König ſeine Sorgfalt auf die Verbeſſerung ſeines Landes. Er herrſchte ruhig über ſein unruhiges Volk, und ſelbſt über die ſtolzen Edlen des Landes, deren Macht ſich ſehr gehoben hatte, weil Johann bei ſeiner Thronbeſteigung ihre Gewogenheit durch manche Opfer hatte erkaufen müſſen. Er verdiente die Krone durch Weisheit und gemäßigte Beherrſchung. Die Zeit ſeiner Regierung war glücklich durch den Anfang auswärtiger Eroberungen, mit welchen Portugals Größe gegründet ward. Treffliche Söhne vollendeten, was der Vater rühmlich begonnen. Nach der Eroberung von Ceuta auf der Nordküſte von Africa im J. 1415, wo die tapfern Prinzen Eduard, Heinrich und Pedro den Ritterſchlag von ihres Vaters Hand ſich verdienten, begann Heinrich der Seefahrer (ſ. d. Art.), Großmeiſter des Chriſtordens, ſeine rühmliche Laufbahn (geſt. 1460), und gab die erſte Anre-

gung zu den folgenreichen Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, welche Portugals Macht über alle Zeitgenoſſen erhoben. Madeira, die Azoren, die goldreiche Guineaküſte waren die erſten Früchte ſeines Eifers. Nicht ſo glänzend als Johanns Regierung war die Herrſchaft ſeines Sohns und ſeines Enkels; aber größer noch als der erſte war der zweite Johann, der kraftvollſte König, den Portugal je beſeſſen. Unter ihm begann der heftige Kampf mit dem Adel, deſſen Macht unter ſeinen nachſichtigen Vorfahren ſich kühn erhoben hatte. Die verſchleuderten Krongüter wurden wieder eingezogen, die Richtergewalt der adeligen Gutsbeſitzer beſchränkt durch Ernennung von Richtern, die Gelehrte, nicht Ritter ſeyn ſollten. Den erſten unter den unruhigen Edeln, den mächtigen Herzog von Braganza, ließ der König öffentlich enthaupten, und das neue Haupt der mißvergnügten Großen, der Herzog von Viſeu, empfing 1483 den Tod von des Königs eigener Hand. Die Länderentdeckung ward eifrig fortgeſetzt, und oft mit wiſſenſchaftlicher Einſicht betrieben. Der reiche Ertrag des Handels mit Guinea gab Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen. Die lebhafte Betriebſamkeit, die jetzt immer mehr unter den Portugieſen erwachte, ward durch die Juden, deren Anzahl um dieſe Zeit in Portugal zunahm, nützlich befördert, und nirgends fanden ſich unter dieſen Fremdlingen ſo gebildete und gelehrte Männer als in Portugal. Im J. 1481 ſandte Johann zwei kundige Männer ab, die zu Lande nach Oſtindien reiſen ſollten, deſſen Handelsſchätze das große Ziel ſeiner Bemühungen waren; aber in demſelben Jahre kehrte Bartholomäus Diaz von einer Seefahrt zurück, auf welcher er die Südſpitze von Afrika entdeckt hatte. Diaz nannte dieſe Spitze zum Gedächtniß der Beſchwerden und Gefahren, die er bei der Umſeglung erduldet, das Vorgebirge der Stürme, doch der König, die großen Folgen dieſer Entdeckung ahnend, das Vorgebirge der guten Hoffnung. Bei dem glücklichen Fortgange, den die portugieſiſchen Länderentdeckungen hatten, bei dem reichen Ertrage eines unermeßlichen Handels, den man auf dem neuen Seewege fand, ließ ſich's entſchuldigen, daß Columbo abgewieſen ward, als er zuerſt dem Könige von Portugal Anerbietungen zu neuen Entdeckungen im weſtlichen Weltmeere machte. Aber nach dem ausgezeichneten Glücke, das die erſten Unternehmungen des kühnen Seefahrers begleiteten, ſchien Johann doch ſeine frühere Unſchlüſſigkeit zu bereuen, und ließ auch ein Geſchwader ausrüſten, um Eroberungen in Weſten zu machen. Dadurch entſtand ein Streit zwiſchen Portugal und Caſtilien, den endlich der alles ausgleichende Papſt Alexander VI. durch die bekannte Linie ſchlichtete, die 1360 Meilen weſtlich von den azoriſchen und capverdiſchen Inſeln laufend, die künftigen portugieſiſchen und caſtiliſchen Eroberungen ſchied. Was unter Johann II. mit ſo großen Hoffnungen begonnen, wurde unter Emanuels des Glücklichen Regierung (1495 — 1521) fortgeſetzt. Er fuhr fort, den Weg zu verfolgen, den ihm ſeine Vorfahren zu Indiens Reichthümern geöffnet hatten. Im J. 1497 ſandte er den erprobten Seemann Vasca da Gama (ſ. d. Art.) mit vier Schiffen ab, der glücklich bis Goa kam und zwei Jahre ſpäter zurückkehrte. Als nun die Möglichkeit erwieſen war, zur See nach Indien zu reiſen, wurden immer neue Geſchwader ausgerüſtet, bald ſtrömten zahlloſe Reichthümer nach Portugals Hauptſtadt, und in wenigen Jahren gehorchten viele Fürſten auf der indiſchen Halbinſel dem gefürchteten Namen des Königs von Portugal. Schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts war der große Franz von Almeida der erſte Unterkönig in Indien, und Alfonſo de Alboquerque, einer der trefflichſten

Männer, welche die Jahrbücher der Völker kennen, groß als erobernder Krieger, groß in der Verwaltung des Eroberten, machte Goa (ſ. d. Art.), den wichtigſten Hafen Indiens, zum Hauptſitze des portugieſiſch-indiſchen Reichs. Von Bab-El-Mandeb bis an die Meerenge von Malacca gebot Emanuel. Große Thaten wurden auf dieſem fernen Schauplatze vollbracht, und was die Geſchichte von dem Heldenmuth der Portugieſen zu rühmen hat, iſt ſo herrlich, als ſie von irgend einem Volke zu erzählen weiß. Dieſer Heldengeiſt der Portugieſen gab dem Volksgefühle jugendliche Kraft und Lebendigkeit, und kein Wunder, daß die allgemeine Stimmung Helden weckte, welchen der Ruhm und die Größe des Vaterlandes alles galt, wenn man hört, daß alle achtbaren Jungfrauen jedem, der in Indien gekämpft hatte, den Vorzug bei ihrer Wahl gaben. Lisboa ward die lebendigſte Handelsſtadt Europa's, deſſen Reichthümer hier zuſammenfloßen. Die Schätze, welche der Handel hier häufte, waren aber kaum hinreichend, den Aufwand zu beſtreiten, den die Feldzüge in Afrika foderten, wo Emanuels Waffen weniger glücklich waren. Zwar ſchickte ſogar der König von Congo, der ſich durch die Miſſionarien, ohne welche damals kein Entdeckungsſchiff abſegelte, hatte taufen laſſen, zwei ſeiner Söhne nach Portugal zur Erziehung; zwar wurden aus der Niederlaſſung auf der Guineaküſte, von welcher Portugal alle Fremde ausſchloß, noch immer große Schätze geſandt; aber unglücklich waren die Unternehmungen in Nord-Afrika. Die Beſorgniß, alle mauriſchen Fürſten aufzureizen, mußte oft ſelbſt bei glücklichen Erfolgen die Waffen aufhalten, der ungünſtige Boden hinderte ſchnelle Fortſchritte, und endlich iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Venedigs und Spaniens Eiferſucht den mauriſchen Fürſten heimlich Beiſtand leiſtete. Der Ruhm, den Emanuel durch ſeine Eroberungen in Indien erwarb, war kein Erſatz für die Entvölkerung, die Portugal erlitt, das ſo viele ſeiner rüſtigſten Jünglinge ausſandte, um ſeine Eroberungen zu behaupten und zu vergrößern. Unter Emanuels Sohne, Johann III., (von 1521 — 1557) wurden die Entdeckungen und der Handel in Oſtindien erweitert; aber ſchon zeigten ſich in Europa die Folgen des ſchnell anwachſenden Geldreichthums, mit welchem die inländiſche Betriebſamkeit nicht gleichmäßig ſtieg. Unter ſeiner Regierung wurde die Inquiſition (ſ. d. Art.) in Portugal eingeführt, unter dem Vorwande, ſich derſelben gegen die Juden zu bedienen, welche dem Schein nach Chriſten geworden waren. Der kluge Johann II. hatte eine große Anzahl derſelben aufgenommen, die Ferdinands und Iſabella's unduldſame Strenge aus Spanien vertrieb; aber die Gaſtfreundſchaft, welche er ihnen gewährte, war mit ſo harter Behandlung verbunden, daß es eine der erſten Herrſcherſorgen Emanuels war, die Lage der Gedrückten zu mildern. Bei ſeiner Verbindung mit der ſpaniſchen Eleonore aber ließ ſich der alte König im erſten Rauſche der Liebe zu einer unweiſen Strenge gegen die Juden verleiten, und alle, die nicht Chriſten werden wollten, ihrer Kinder berauben und zu Sclaven machen. Ob die reichen Fremdlinge indeß Mittel fanden, die Vollziehung des grauſamen Gebots zu verhüten, oder ob Emanuel die Folgen ihrer Verzweiflung verhindern wollte, genug, der König verlängerte die Friſt ihres Abzugs auf zwanzig Jahre, um ihnen, wie er ſagte, Zeit zur gänzlichen Bekehrung zu laſſen. Dieſe Begünſtigung hatte die Wirkung, daß viele Juden ſich öffentlich zum Chriſtenthum bekannten, heimlich aber bei ihrem Glauben blieben, gegen deren Abkömmlinge die Inquiſition in der Folgezeit die abſcheulichſten Grauſamkeiten ausübte. Noch nachtheiliger als die Einführung der Inquiſition war die Auf-

nahme des neugeſtifteten Jeſuiterordens, welchem Johann III., als ob auf ihm der Fluch gelaſtet hätte, alles zu thun, um die Größe ſeines Reiches zu untergraben, eher als irgend ein europäiſcher Fürſt den Eingang in ſein Reich öffnete. Die ſchlauen Ordensbrüder ließen ſich gern als Prediger des Glaubens in Indien brauchen, wozu bis dahin vorzüglich die Franziscaner gedient hatten. Eine der erſten verderblichen Folgen dieſer Aufnahme war es, daß die Erziehung des Kronprinzen Sebaſtian den Jeſuiten, den ſchlechteſten Fürſtenerziehern, die es je gegeben hat, überlaſſen ward. Sie pflanzten ihm den unſeligen Hang zu Schwärmerei und fanatiſcher Eroberungsſucht ein, der ihn zum Untergang geführt hat. Der junge König faßte den unklugen Entwurf, Ueberwinder der Mauren in Afrika zu werden, was ſeinen kräftigern Vorfahren nicht hatte gelingen wollen, und verfolgte denſelben gegen alle Erinnerungen verſtändiger Räthe, mit unſinniger Heftigkeit. Als er im J. 1578 in Afrika die Schlacht bei Alcaſſar und wahrſcheinlich auch ſein Leben verloren hatte, entſtand ein Streit um die Krone des kinderloſen Sebaſtian. Nach der kurzen Regierung ſeines alten ſchwachen Oheims, des Königs Heinrich, gewann der ſchlaueſte und mächtigſte Mitwerber, Philipp II. von Spanien, durch Alba's Sieg den Thron. Aber ein großes Unglück war es für Portugal, mit einem Reiche (von 1580 bis 1640) verbunden zu werden, das gerade von dieſer Zeit an durch unglückliche Kriege und unweiſe Verwaltung ſeinem eigenen Verfall entgegeneilte. Portugal mußte das Schickſal eines eroberten Landes empfindlich fühlen. Spaniens mächtige Feinde, die Engländer und Holländer, behandelten gern auch Portugal feindlich, deſſen Reichthum ſo gute Beute verſprach, und für immer gingen ſo viele herrliche Beſitzungen verloren, welche glorreiche Vorältern erobert hatten, um ſo leichter verloren, da der alte Heldengeiſt des Volks in der letzten Zeit ſeiner Unabhängigkeit völlig erſtorben war und die Portugieſen ſich überall durch ihren Uebermuth und ihre Härte ſo verhaßt gemacht hatten, daß die gedrückten Fürſten und Völker Aſiens bei jedem Wechſel nur zu gewinnen glaubten. Spanien that gar nichts zur Unterſtützung des Volks, das es in ſeinen Verfall geriſſen hatte. Die Holländer eroberten die gewürzreichen moluckiſchen Inſeln (ſ. d. Art.), und die Hälfte des wichtigen Braſiliens, das in Johannes II. ſchöner Zeit durch einen glücklichen Zufall (von Cabral im J. 1500) war entdeckt worden. Sie nahmen die Niederlaſſung auf der Guineaküſte und verſchafften ſich Eingang auf dem reichen Markte in Indien, wo ſie die Portugieſen immer mehr verdrängten. Die ſpaniſche Regierung ward immer raubſüchtiger. Die ſchönſten Krongüter wurden veräußert. Aber empört von dieſem Drucke, und der ſchnöden Behandlung, welche ſie unter Philipps IV. Miniſter, Olivarez, erlitten, ſtifteten die portugieſiſchen Großen eine klug entworfene, ſchlau geleitete Verſchwörung, deren glücklicher Ausſchlag einen Abkömmling des alten Königsſtamms, den Herzog Johann von Braganza, im J. 1640 auf den portugieſiſchen Thron führte. Die Folge dieſes Abfalls war ein Krieg mit Spanien, der erſt 1668 durch einen Friedensſchluß geendigt ward. Durch den Frieden mit Holland kam zwar unter Johann und ſeinem Nachfolger manches Verlorene wieder an das Reich, und es wurde manches gethan, um dem tief geſunkenen Staate wieder aufzuhelfen; aber die alte Größe war nicht wieder herzuſtellen, ſelbſt wenn ſich bei allen Fürſten dieſes Stammes ſo viel Kraft und Weisheit gezeigt hätte, als ſich bei einigen guter Wille fand. Schon unter dem erſten braganziſchen Könige ward ein Handelsvertrag mit England abgeſchloſſen, und

ſeit dem im J. 1703 durch den engliſchen Geſandten Mathuen geſchloſſenen neuen Vertrage, der den Engländern die Vortheile der kurz vorher entdeckten Goldminen in Braſilien zuwandte, bildete ſich das Verhältniß mit England allmählig ſo aus, daß Portugal unter den Mächten Europa's mit wenig Selbſtſtändigkeit auftreten konnte. Unter Johanns V. langer Regierung (1707 — 1750) wurde zwar in Hinſicht auf auswärtige Verhältniſſe etwas Kraft gezeigt, ſo wie im Innern manches Gute verſucht, aber dort kein entſcheidender Erfolg, hier keine Vollendung. Das prachtvolle Kloſter zu Mafra war freilich ein dauerndes Denkmal ſeiner Herrſchaft, aber dieſer Bau und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lisboa zu beſitzen, hatten den Schatz des Landes auf lange Zeit erſchöpft. Unter ſeinem Nachfolger leitete der Marquis von Pombal (ſ. d. Art.) den Staat, ein ſehr ſtrenger Verbeſſerer, wie Portugal ihn brauchte, aber ſo ſtrenge, daß die heiligen Geſetze des Rechts oft nicht geachtet wurden. Gegen die Jeſuiten und gegen den mächtigen Adel, die ſich unter den vorigen Regierungen an geheimen Einfluß in die öffentliche Verwaltung gewöhnt hatten, waren ſeine Angriffe vorzüglich gerichtet. Die Entdeckung des großen jeſuitiſchen Reichs in Paraguay (ſ. d. Art.) und das Betragen der Ordensbrüder bei dem Erdbeben in Lisboa führten den erſten Schlag gegen ſie herbei. Sie verloren im Jahre 1757 die Beichtvaterſtellen in der königlichen Familie und den Zutritt bei Hofe. Zwei Jahre nachher wurden alle Jeſuiten auf ewig aus dem Reiche verbannt, und die Güter des Ordens eingezogen. Der tapfere Graf von Schaumburg-Lippe, dem Portugal in dem Kriege gegen Spanien (1760) ſo viel verdankte, machte zu gleicher Zeit in dem portugieſiſchen Kriegsweſen große Verbeſſerungen, die ihn aber nicht lange überlebt haben. Schon nach ſeiner Abreiſe verfiel das gut begonnene Werk und was ſpäter etwa noch verſucht ward, wirkte keine dauernde Verbeſſerung. Bei dem Anfange der Regierung der Königin Maria verlor Pombal ſogleich eine Gewalt, die er fünfundzwanzig Jahre lang beſeſſen hatte. Portugal verdankt ihm viel, ſein Erwachen. Manche ſeiner nützlichen Einrichtungen fielen zwar mit ihm, aber, wie ein neuerer Reiſender treffend ſagt, die Aufklärung, die er anzündete, die Richtung, die er der Denkweiſe und den Sitten gab, die Modificationen, die er in dem Charakter der Nation hervorgebracht, möchten ſchwerlich je ausgelöſcht werden, denn einmal überwundene Vorurtheile erlangen ſelten ihre alte Macht wieder. Unter Maria's Regierung war alle Gewalt getheilt zwiſchen einem unaufgeklärten Adel und dummen Geiſtlichen. Als ſie in Wahnſinn verfiel, übernahm der Prinz von Braſilien, Johann Maria Joſeph Ludwig, am 10. Febr. 1792 die Regentſchaft. Seine Bigotterie und die Schwäche ſeines Charakters konnten keine große Hoffnungen von ſeiner Verwaltung erregen; auch entwickelten ſich dieſe Fehler immer mehr, als er das Ruder ergriffen hatte. Alle guten Anſtalten, die Pombal und der Graf von Schaumburg-Lippe im politiſchen und militäriſchen Fache getroffen hatten, giengen unter oder wurden zerſtört; die Geiſtlichkeit und mit ihr die Inquiſition gelangten wieder zur alten Macht; Finanzen, Künſte, Wiſſenſchaften und Handel geriethen in Verfall. 1793 nahm der Prinz-Regent, durch Spanien und England genöthigt, an dem Kriege gegen Frankreich Antheil, den er kraftlos und mit nicht geringem Verluſt führte. Als aber die erſte Macht 1796 ſich mit Frankreich verſöhnte, erklärte er auch ſeine Neutralität und ließ 1797 einen Frieden ſchließen, den er jedoch nicht ratificirte, weßwegen Frankreich im Kriegsſtande mit ihm blieb.

Portugall aber ſich enge an Großbritannien anſchloß. Nachdem der Regent 1799, als alle Hoffnung zur Wiederherſtellung ſeiner Mutter verſchwunden war, ſeine Regentſchaft in Souverainetät verwandelt hatte, ſah er ſein Land (1800) von der vereinigten ſpaniſchen und franzöſiſchen Macht angegriffen, ſeine Armee ergriff die Flucht, und er gerieth in die Nothwendigkeit, in dem Frieden von Badajoz, am 6. Jun. 1801 Olivenza an Spanien, und einen großen Theil von Guiana an Frankreich abzutreten. Der nach dem Frieden von Amiens wieder erfolgte Ausbruch des Kriegs zwiſchen Frankreich und England, ſchien Portugall abermals in die Nothwendigkeit zu ſetzen, an dem Streite Antheil zu nehmen. Aber es wies die Zudringlichkeit der Franzoſen durch ein Opfer von 16 Millionen Francs zurück, und erkaufte ſich dadurch das Recht der Neutralität. Sein Handelsintereſſe und die Rückſicht auf ſeine herrlichen Beſitzungen jenſeits des Oceans erlaubte aber dem portugieſiſchen Hofe nicht, ſeine alten Bundsgenoſſen, die Engländer, zu vernachläſſigen, denen ohnehin der Miniſter Almeida entſchieden ergeben war. Deßhalb erwies man dieſer Nation die ausgezeichnetſten Begünſtigungen, gewährte ihr die Vortheile und Erzeugniſſe des Landes zum Behufe ihrer militäriſchen Operationen, und weigerte ſich der allgemeinen Handelsſperre beizutreten, während man auf der andern Seite jedes Opfer brachte, um den Zorn Napoleons zu beſänftigen. Unterdeſſen beſchloß dieſer den Untergang der portugieſiſchen Regierung. Ein geheimer Vertrag mit Spanien entſchied die Zertrümmerung des Reichs; eine franzöſiſche Armee, unter dem General Junot, zog gegen die Gränze deſſelben heran, und laut erſcholl der Donner aus den Tuillerieen: das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren! In dieſer Verlegenheit nahm der Prinz Regent einen klugen und männlichen Entſchluß. Er begab ſich mit ſeiner Familie, ſeinen Schätzen, und einem großen Theile ſeines Adels und ſeiner Armee auf engliſche Schiffe, um ſeinen Thron in der Hauptſtadt von Braſilien aufzuſchlagen. Den Tag nach der Einſchiffung (30. Nov. 1807) langte Junot, an der Spitze ſeines Heers, in Liſſabon an, und Portugal ward als erobertes Land behandelt. Es bildeten ſich aber bald, als ein engliſches Heer gelandet war, zahlreiche Kriegerhaufen in den nördlichen Landſchaften, voll Muth für des Vaterlandes Befreiung mit den Verbündeten zu kämpfen, und in Oporto verſammelte ſich ſchon 1808 die portugieſiſche Junta, um die gemeinſamen Angelegenheiten zu berathen und zu leiten. Nach heftigen Kämpfen an der Weſtküſte erfolgte endlich am 21ſten Auguſt 1808 die entſcheidende Schlacht bei Vimeira, in welcher Junot von den Engländern geſchlagen ward. Die Folge dieſes Sieges war eine Uebereinkunft, wodurch der franzöſiſche Feldherr ſich verbinden mußte, das Land mit ſeinem Heere zu räumen. Nach der Befreiung ihres Vaterlandes nahmen die Portugieſen thätigen Antheil an dem wechſelvollen ſpaniſchen Freiheitskriege, bis auch hier Erlöſung von fremder Herrſchaft rühmlich errungen war. Nach den Beſchlüſſen des Wiener Congreſſes ſollte der König von Spanien Olivenza wieder an Portugal, der Prinz Regent aber das franzöſiſche Guiana wieder an Frankreich zurückgeben. Der Hof von Madrit hat aber die ihm angeſonnene Zurückgabe bisher verweigert, und auch Guiana iſt noch in portugieſiſchen Händen. Der Prinz Regent, der nach dem 1816 erfolgten Tode ſeiner Mutter, den Thron förmlich beſtieg, verweilte indeſſen in Rio Janeiro, und es ſcheint, daß für die Zukunft, wie es auch die natürlichen Verhältniſſe wollen, Portugal von Braſilien aus regiert werden ſoll; bereits iſt auch eine königliche Erklärung erfolgt, vermöge deren das letztere nicht mehr als

Pflanzſtaat, ſondern als integrirender Theil von Portugal angeſehen wird. Es ſchickt ſich auch hier alles zu einem neuen kräftigen Leben an, ſeitdem durch die große Einwanderung von 1807, durch die vielen nachfolgenden europäiſchen Coloniſten und durch die unmittelbare Aufſicht der Regierung alle Zweige der Thätigkeit und jede vorhandene Kraft ſich mit jugendlicher Stärke entwickeln, und die Staatsverwaltung durch allgemeine Religionsduldung und durch Förderung der geiſtigen Cultur, des Landbau's, der Induſtrie und des Handels das Fortſchreiten zum Beſſern eifrig betreibt. Um einſt den Thron von Portugal und Braſilien zu zieren, iſt die Erzherzogin Leopoldine von Oeſterreich beſtimmt, welche ſich im Herbſte 1816 mit dem Kronprinzen Peter, (geb. am 12. Octbr. 1798) verlobt hat. — Portugal, nach Abend und Mittag von dem atlantiſchen Meere umfloſſen, gegen Morgen und Mitternacht an Spanien gränzend, begreift einen Flächenraum von 1642 geographiſchen Quadratmeilen, wenn Flußmündungen und Meerbuſen abgezogen werden, die 14 Quadratmeilen umfaſſen. Der Staat beſteht aus zwei Königreichen: 1. Portugal, das die Landſchaften Entre Minho e Duoro, Traz os Montes, Eſtremadura, Beira und Alentejo begreift; 2. Algarve. Das Land iſt im Ganzen gebirgig, und hat nur zwei ausgedehnte Ebnen, die eine in der Landſchaft Alentejo, die andre in Beira. Die Bergthäler ſind beſonders in den Landſchaften Minho und Traz os Montes durch Fruchtbarkeit und Reiz ausgezeichnet. Portugals Hauptgebirge ſind fortlaufende Arme des großen Gebirgsſtocks in Spanien, das auch ſeine großen Flüſſe, den Tejo *) (in Spanien Tajo), die Guadiana, den Duoro **) (in Spanien Duero) und den Minho ***), ihm ſendet. Landſeen hat Portugal gar nicht. Mineralquellen ſind häufig. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördlichen gemäßigten Zone liegt, ſo hat es doch bei weitem nicht die ſengend heiße Glut, welche im mittlern und ſüdlichen Spanien herrſcht; die Seewinde erfriſchen die Küſtengegenden, und im Binnenlande kühlen die Nordwinde. Portugals Luft iſt daher ausgezeichnet geſund und leicht gewöhnt ſich jeder Fremdling. Im Januar beginnt der reizendſte Frühling; vom März an iſt die Witterung ungleich; bald Regen und Stürme, bald trockne Hitze. Die Ernte iſt im Junius. Vom Ende des Julius bis zu Anfange des Septembers verwelkt der friſche Pflanzenwuchs unter den Strahlen der Sonne, und ſo günſtig die Witterung im Ganzen iſt, ſo wird doch dieſe Dürre dem Ackerbau zuweilen nachtheilig. Künſtliche Bewäſſerung kennt man in den meiſten Landſchaften noch nicht, nur die Gärten werden ſorgfältig bewäſſert, um das Gedeihen des Gemüſes und des Obſtes zu ſichern. Regen iſt im Sommer ſehr ſelten. Nach heißen Tagen ſind die Abende und Nächte ſehr kühl. Wenn gegen Ende des Septembers, oder im Anfang des folgenden Monats, der erſte Regen die Erde getränkt hat, wird ſie aufs neue mit friſchem Grün überzogen, es beginnt ein zweiter Frühling, und neue Blüthen ſchmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Novembers eintretende Winter bringt nur heftige, von Stürmen begleitete Regengüſſe, die aber nicht anhaltend ſind, und mit heiterm Wetter abwechſeln. Nur in den nördlichen Gegenden herrſcht dauerndere Winterkälte, in den ſüdlichen aber iſt der Schnee eine ſehr ſeltene Erſcheinung. Gewitter ſind nur im Herbſte und Winter. Portugal iſt reich begabt

*) Sprich Téjo nach der franzöſiſchen Ausſprache des j.
**) Sprich Dohro.
***) Sprich Minjo.

mit Naturſchätzen. Würden ſie nur alle hervorgezogen von fleißigern Händen. Aber ſo wird der ehemahls eifrig betriebene Bergbau auf edle Metalle, deren reiche Adern ſich unverkennbar zeigen, jetzt ganz vernachläſſigt, theils wegen Braſiliens Goldgruben, theils weil Menſchenhände und Brennſtoff mangeln. Bisher wurden nur einige Eiſenmienen in Eſtremadura bearbeitet, in den neuſten Zeiten aber iſt die Hoffnung erregt worden, den Metallreichthum des Landes künftig ſorgfältiger beachtet zu ſehn. Kupfer, Eiſen, reiche Arſenikkieſe, Wismuth, ſchöne Marmorarten, finden ſich in mehrern Landſchaften, aber Edelſteine ſind ſelten. Salzquellen gibt es wenige, und es wird nur eine benutzt, deſto mehr Seeſalz aber gewonnen. Die Erzeugniſſe des Pflanzenreichs werden zwar beſſer genutzt, aber auch der Getraidebau iſt jetzt minder ergiebig als in der Vorzeit, z. B. im 13ten Jahrhunderte, wo Portugal Getraide zur Ausfuhr übrig hatte. Die Länderentdeckungen aber und die Folgen derſelben, die Auswanderungen in die neu gegründeten Anſiedlungen und der ſteigende Seehandel entzogen dem Ackerbau ſo viele Hände, daß dieſer Zweig der Betriebſamkeit des Volks ſeit dem 15ten Jahrhundert zu vertrocknen begann. Dazu kommt die Unwiſſenheit der Bauern, der Druck, worunter ſie leiden, Mangel an Fleiß in den fruchtbarſten Gegenden, die großen Beſitzungen der Geiſtlichkeit, der Mangel an Zugvieh und die Schwierigkeit des innern Verkehrs. Ungeachtet die Regierung ſeit Pombals Verwaltung den Ackerbau zu befördern ſuchte, ſo iſt doch noch immer eine beträchtliche Getraidezufuhr vom Auslande nöthig. Kartoffeln werden wenig oder gar nicht gebaut, häufiger aber die minder nährenden Erdäpfel *). Reichlich aber gedeihen treffliche Baumfrüchte, die häufig ausgeführt werden. Auch wird viel Oel gewonnen, das aber wegen ungeſchickter Behandlung gewöhnlich ſehr ſchlecht iſt; das beſte kommt aus Algarve. Der Weinbau liefert ſowohl für das einheimiſche Bedürfniß als für die Ausfuhr treffliche Erzeugniſſe, Tiſchweine und verſchiedne Arten ſüßer Weine. Die rothen Portweine ſind die bekannteſten, und werden vorzüglich nach England ausgeführt. Im J. 1765 wurden, um das nachtheilige Verhältniß zwiſchen dem Weinbau und dem Getraidebau zu mindern, auf Befehl der Regierung alle am Tejo, Mondego und Vouga gelegenen Weinberge in Kornland verwandelt, mit Ausnahme einiger Gegenden in Eſtremadura, die vortreffliche Weine liefern. Dadurch ward faſt ein Drittheil des Weinbaues vernichtet, aber ſeit Pombals Sturze haben viele Eigenthümer ihre Weinberge wieder hergeſtellt, weil ſie durch Weinbau mehr als durch den einträglichſten Kornbau gewinnen. Hanf und Flachs werden in einigen nördlichen Gegenden, aber bei weitem nicht hinlänglich für das einheimiſche Bedürfniß erzeugt. Bis auf die neuſten Zeiten war ſorgfältige Forſtwiſſenſchaft unbekannt, daher wird in manchen Gegenden das Brennholz ſchon ſelten. Die Viehzucht iſt, ungeachtet das Land gute Weiden hat, noch ſehr eingeſchränkt, theils wegen der dem Graswuchſe nachtheiligen Sommerdürre, theils weil es an künſtlichen Wieſen fehlt, die man bloß in Minho kennt. Am beträchtlichſten iſt die Viehzucht in Beira, Minho und Eſtremadura. Die Ochſen werden als Zugvieh gebraucht. An Pferden, die leicht, klein, aber ſchön gebaut ſind, iſt kein Ueberfluß. Maulthiere ſind allgemein im Gebrauche. Die Schafzucht iſt beſonders in Beira ſehr bedeutend. Die Heerden wandern im Winter nach der Landſchaft Alentejo. Die Wolle iſt der ſpaniſchen ähnlich, doch nicht ſo fein. Kühe werden we-

*) Helianthus Tuberosus.

nig zur Milchnutzung gezogen, dagegen aber viele Ziegen, deren Milch genoſſen oder zu Käſe gebraucht wird. Die portugieſiſchen Schweine ſind der ſineſiſchen Abart ähnlich, und werden ſehr fett. Truthühner werden in ganzen Heerden gehalten. Die Bienenzucht liefert nicht genug Wachs zum kirchlichen Gebrauch. Die ehedem beträchtliche Seidenernte hat in neuern Zeiten angefangen, ſich wieder von ihrem Verfall zu erholen, und im Jahre 1804 wurden ſchon 61,700 Pfund Seide gewonnen. Von Wildpret gibt es nur Damhirſche, wilde Schweine, Kaninchen, aber wenig Haſen. Rothe Rebhühner ſind häufig, ſonſt aber gibt es wenig Vögel, dagegen ſind die Flüſſe ſehr reich an Fiſchen, beſonders der Tejo. Ungeachtet dieſes Reichthums aber iſt der einheimiſche Verbrauch ſo groß, daß Zufuhr von Stockfiſchen und Kabeljau nöthig iſt. Die Engländer, Nord-Amerikaner und die nordiſchen Seefahrervölker verſorgen das Land damit, während die Portugieſen im 16. Jahrhundert bedeutenden Antheil am Stockfiſchfange bei Neufundland hatten. — Die Bewohner des ſchönen Landes ſind, wie die Spanier, ein Gemiſch von Celten (den Urbewohnern), Carthagern, Römern, Deutſchen, Arabern, Juden; aber auch hier hat die Volksmenge abgenommen. Unter Emanuel war Portugal von 4 Millionen bewohnt. Eine genaue Angabe der jetzigen Volkszahl iſt nicht möglich, da alle Zählungen unvollſtändig ſind, und weder, wie es ſcheint, die Geiſtlichkeit, noch auch die Soldaten begreifen. Nach einer ſpäter als 1790 vorgenommenen Zählung gab es 760,402 Feuerſtellen im Lande, und man kann die jetzige Volksmenge wenigſtens auf 3 Millionen rechnen. Im Ganzen war die Bevölkerung bis auf die neuſten unglücklichen Zeiten, die derſelben wahrſcheinlich ſehr nachtheilig geweſen ſind, im Steigen. — Der Adel, jetzt weniger zahlreich als ehedem, wird in den hohen und niedern Adel eingetheilt; jener beſtand im Jahre 1805 aus 65 Geſchlechtern, unter welchen es viele Reiche gab. Für Edelleute, welche in des Königs Dienſt verarmt oder gebrechlich werden, iſt eine Anſtalt in Belem (nicht weit von der Hauptſtadt Lisboa), worin ſie bei der Ankunft mit der Kleidung des Chriſtordens verſehen und gut verpflegt werden. Auf dem Lande und in kleinern Städten zeigt ſich, nach den Erzählungen Links u. a. Reiſenden, der Volkscharakter auf das vortheilhafteſte, beſonders in den nördlichen Landſchaften, wo die den Portugieſen eigene Höflichkeit aufrichtig und freundlich iſt, vereint mit traulicher Gaſtfreiheit, reinen Sitten, Mäßigkeit und Nüchternheit. Haß gegen die Spanier hat ſich aus der Vorzeit fortgeerbt. Der Umgang unter den vornehmen Städtern wird durch ſteife Förmlichkeit läſtig. In den Städten gibt es wenig öffentliche Beluſtigungen. Stiergefechte ſieht man in der Hauptſtadt. — Unter den Geiſtlichen herrſcht im Ganzen wenig Aufklärung, obgleich ſich manche derſelben jetzt mehr als vordem durch Gelehrſamkeit auszeichnen. Die Anzahl aller Geiſtlichen wollten Einige vor dem Jahre 1808 auf 200,000 ſchätzen *). Der König ernennt den Patriarchen, der zu Lisboa ſeinen Sitz hat, und unter welchem neun Biſchöfe, fünf im europäiſchen und vier im außereuropäiſchen Gebiete ſtehen. Die übrigen zehn portugieſiſchen Biſchöfe ſtehen unter den Erzbiſchöfen von Braga (dem Primas des Reichs) und von Evora. Der König ernennt alle Biſchöfe. — In den portugieſiſchen Ländern gab es bisher Oberinquiſitionsgerichte zu Lis-

*) Z. B. Ebeling. Da aber in Spanien bei einer weit größern Volkszahl weniger Geiſtliche ſind, ſo möchten ſich wohl Zweifel dagegen erheben laſſen.

boa, Coimbra, Evora und zu Goa in Oſtindien. Jedes war ganz unabhängig, obgleich alle einigermaßen dem oberſten Inquiſitionsrathe in der Hauptſtadt unterworfen waren. Nach der Eroberung des Landes durch die Franzoſen wurde auch hier die Inquiſition vernichtet, wie in Spanien. Dieſes Gericht übte indeß in Portugal nie ſo grauſame Strenge als dort, und wurde in neuern Zeiten ſchon ſehr beſchränkt, ſo daß es zuletzt nicht viel mehr als ein Polizeigericht unter der Leitung der Regierung war. — Manche Gelehrte zeichneten ſich in neuern Zeiten durch rühmliche Thätigkeit aus, und die Wiſſenſchaften hoben ſich, obgleich der Zuſtand der Gelehrſamkeit im Allgemeinen weit unter der Stufe blieb, welche ſie in der glänzenden Zeit des 16ten Jahrhunderts erſtiegen hatte. Coimbra, die einzige hohe Schule des Landes, hat in neuern Zeiten manche Verbeſſerungen erhalten, iſt aber, wenn man den Maßſtab der Beurtheilung von deutſchen Lehranſtalten mitbringt, in ſchlechtem Zuſtande. In der Hauptſtadt ſind vier Schulen für claſſiſche Sprachen und gemeinnützige Wiſſenſchaften. Das ſeit 1761 für junge Edelleute errichtete Collegium iſt eine der beſten Lehranſtalten, wird aber gerade am wenigſten beſucht. Seit 1799 beſteht ein Oberſchulrath, der aber für die Verbeſſerung der Volksſchulen, deren Zuſtand erbärmlich iſt, ſich noch nicht wirkſam gezeigt hat. — Die inländiſche Betriebſamkeit konnte nicht zu rechtem Gedeihen kommen, was größtentheils die Schuld verkehrter Regierungsmaßregeln war. Als man anfangen wollte ſie zu beleben, geſchah der große Mißgriff, daß der König mehrere Manufacturen übernahm, daß für andre Erzeugniſſe des Kunſtfleißes ausſchließender Alleinvertrieb eingeführt ward und nachtheilige Zolleinrichtungen gemacht wurden. Auch hier erweckte Pombal kräftig, verläugnete aber auch hier nicht ſeine Neigung zu gewaltſamen Maßregeln. In neuern Zeiten hat zwar der Kunſtfleiß Fortſchritte gemacht, doch ſind nur wenige Fabriken im Stande, die Erzeugniſſe des Auslandes entbehrlich zu machen, und noch wenigere können ihre Erzeugniſſe, hinſichtlich der Güte und des Preiſes, ausländiſchen gleich ſtellen. Die wichtigſten ſind Wollwaarenfabriken, Seiden-, Baumwolle- und Hutmanufacturen, Leinwandwebereien (beſonders in Minho) und Glasfabriken. Die meiſten Tuch- und Wollenzeugfabriken gehören dem Könige, der ſie auf gewiſſe Jahre an Geſellſchaften von Unternehmern mit dem Rechte des ausſchließenden Vertriebs übergibt. Die wichtigſten Seidenmanufacturen ſind in Lisboa, Braganza, Oporto, Beia, Mondim und Almeirim, und beſchäftigten vor dem Jahre 1808 ſchon gegen 27,000 Menſchen; ſie bedürfen der Einfuhr fremder Seide, ihre Erzeugniſſe aber ſind zum Theil unvollkommen und hoch im Preiſe. Zwar ſteht der Handel dieſes Landes auf einer ſehr niedrigen Stufe, wenn man den gegenwärtigen Zuſtand deſſelben mit dem Zeitpunkte vergleicht, wo Portugal unter den erſten Handelsmächten glänzte; aber in neuern Zeiten iſt doch manches geſchehen, denſelben zu beleben und ihn weniger abhängig von Ausländern zu machen. Die wichtigſten Hinderniſſe, die dem Aufkommen des Binnenhandels entgegenſtehen, ſind der Mangel an guten Heerſtraßen und andern die Waarenzufuhr erleichternden Anſtalten. Es gibt gar keine Canäle, und die wenigen ſchiffbaren Flüſſe ſind nicht das ganze Jahr zu befahren. In neuern Zeiten war indeß der inländiſche Verkehr weit freier als ehedem; die Regierung hatte bereits manche Gegenſtände des Alleinhandels der freien Betriebſamkeit überlaſſen, und nur den Handel mit Diamanten, Tabak und Braſilholz ſich vorbehalten. Alle Waaren, die in den Häfen verzollt waren, wurden von den Landzöllen, welche ſie früher hatten ent-

richten müſſen, befreit. Rechnet man aber die Ausfuhrwaaren gegen die zu dem einheimiſchen Bedürfniſſe nöthigen Einfuhrwaaren, die Portugal von gewerbfleißigern Völkern erhält, ſo neigt ſich die Handelswage nicht zu ſeinem Vortheile. Der auswärtige Handel wird größtentheils von den Engländern geführt, die ſich deſſelben durch den Vertrag von 1703 bemächtigten, und 70 Jahre im Beſitze deſſelben blieben, bis Pombal auch hier ſich freie Hände zu ſchaffen ſuchte. Seitdem hat der engliſche Handel nach Portugal bedeutend abgenommen. England erhält in dieſem Handel den Hauptgewinn durch die Erzeugniſſe ſeines Kunſtfleißes, welche das Bedürfniß der Portugieſen und ihrer außereuropäiſchen Niederlaſſungen verlangt. Ehedem waren bloß engliſche Schiffe bei dem Handel zwiſchen Portugal und England beſchäftigt, in den neuern Zeiten aber ward derſelbe ſchon zur Hälfte mit portugieſiſchen Schiffen betrieben und den Verkehr mit Irland führten faſt bloß portugieſiſche Fahrzeuge. Der portugieſiſche Seehandel mit d.n übrigen Völkern aber, Spanien ausgenommen, wird faſt ganz mit fremden Schiffen getrieben. Die meiſten Zweige des ausländiſchen Handels würden dem Reiche ſehr nachtheilig ſeyn, wenn nicht durch den Coloniehandel das Gleichgewicht erhalten würde. Auf Braſiliens reichen Erzeugniſſen ruht Portugals Handel. Nur den Bewohnern des Reichs und ſeiner atlantiſchen Inſeln iſt der Handel nach jener Colonie geſtattet, und wird ganz in eigenen Schiffen betrieben. Raynal berechnete vor dem Jahre 1775 die Einfuhr aus Braſilien nach einem Durchſchnitt von 5 Jahren zu 56,637,290 Livres, wozu etwa 312,000 für heimlich eingeführte Diamanten kamen. In ſpätern Zeiten aber iſt durch den geſteigerten Ertrag des braſiliſchen Landbaues die Einfuhr bedeutend vermehrt worden. — Der Ertrag der Staatseinkünfte (aus den reichen Geſchlechtsgütern des Hauſes Braganza, aus den übrigen Krongütern, Zöllen, Acciſe von Vieh, Wein, Fleiſch, Fiſchen u. ſ. w., aus den königlichen Zehnten von der Getraideernte, aus der Steuer der Geiſtlichkeit, aus der Stempelpapiertaxe, aus dem Gewinn der königlichen Manufacturen, dem Münzregale, dem Verkauf der Kreuzbullen, dem Lotterieertrage, der Grundſteuer, dem Ertrage des Alleinhandels mit Diamanten, Tabak und Braſilienholz), läßt ſich nicht zuverläſſig beſtimmen, da die Regierung nichts darüber bekannt macht, und beſonders die braſiliſchen Einkünfte ſehr geheim hält. Die Angaben ſchwanken daher zwiſchen 12 und 30 Millionen Thaler. Noch weniger bekannt ſind die Ausgaben des Staats, ſo viel aber iſt offenbar, daß das Mißverhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe immer geſtiegen iſt. Im Jahre 1754 ward die öffentliche Schuld auf 19 Millionen Thaler geſchätzt, zwanzig Jahre ſpäter ward ſie um einige Millionen höher angegeben, und in neuern Zeiten iſt ſie ſehr geſtiegen. — Die portugieſiſche Kriegsmacht, einſt ſo ruhmvoll unter den tapferſten Völkern, iſt ſeit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts in den tiefſten Verfall gerathen, da die Regierung während einer langen Friedenszeit ſie vernachläſſigte. Im J. 1762 beſtand die ganze Landmacht nur aus 10,000 Mann, die ſchlecht gerüſtet, noch ſchlechter geübt waren, und von Offizieren, die größtentheils keine Kenntniſſe und kein Ehrgefühl beſaßen, angeführt wurden. Nachdem die durch den Grafen von Lippe angefangenen Verbeſſerungen ſchon längſt wieder verfallen waren, dachte man erſt im Jahre 1801, durch das Bedürfniß der kriegeriſchen Zeit gedrängt, ernſtlich an eine neue Einrichtung der Landmacht, die im Jahre 1803, Fußvolk, Reiterei, Artillerie, Ingenieure und Polizeiwache mitgerechnet, aus 52,427 Mann beſtehen ſollte, wozu 33,600 Mann Land-

miliz kamen. Die Werbung und Ergänzung des Heeres geſchah im Lande ſelbſt. Die Landſchaft Traz os Montes liefert die beſten Soldaten. In der letzten unglücklichen Zeit ſcheint der kriegeriſche Geiſt des Volks neu erwacht zu ſeyn, zum Beweiſe, daß er nur guter Leitung bedürfe, um des Ruhms der Väter wieder werth zu werden. Die portugieſiſchen Krieger, welche der Unterdrücker ihres Landes in ferne Erdgegenden ſchleppte, haben tapfer gefochten, und zahlreich ſammelten ſich in Portugal ſelbſt Streiter unter Wellingtons Fahnen, um die Schmach des zertretenen Vaterlandes zu rächen. — Beresford organiſirte das portugieſiſche Heer. Es hat in Spanien und auf Frankreichs Boden den Ruhm ſeiner alten Tapferkeit wieder errungen. Die Erzählung der Details verſparen wir für Spanien, wo ſie im Zuſammenhange dargeſtellt werden ſollen. — Portugals Seemacht, im 15ten und 16ten Jahrhunderte die größte der Welt, ging unter der ſpaniſchen Herrſchaft zu Grunde, und was ſpäterhin unter den erſten Herrſchern aus dem Hauſe Braganza hergeſtellt wurde, war wieder verfallen, als Pombal auch hier ein neuer Schöpfer ward, der ſchon 1768 wieder 10 Linienſchiffe und 20 Fregatten erbaut und gerüſtet hatte. Seitdem ward die Seemacht noch mehr vervollkommnet. Vor dem Ausbruch des Kriegs gegen Bonaparte zählte man unter den wirklich bemannten Schiffen 12 Linienſchiffe, 14 Fregatten, und mehrere kleine Kriegsſchiffe, welche bei der Flucht der königlichen Familie mit nach Braſilien geführt wurden. Zur Bemannung wurden 12,000 Seeleute gebraucht, die man größtentheils durch Preſſen herbeiſchaffte. Algarve und die Azoren liefern die beſten Seeleute. Alle Schiffe, was den Rumpf derſelben betrifft, beſtehen aus vortrefflichen Holzarten, die häufig in Braſilien wachſen, und ſind zum Theil hier, zum Theil in Lisboa gebaut, wo ſich eine Docke, die Vierundſiebenziger faßt, und gute Schiffswerfte befinden. Die Bauart der Schiffe iſt vortrefflich. Sie ſind gute Segler. Der Algarver iſt der beſte Matroſe. Der einzige Hafen für die Flotte in Portugal iſt Lisboa, wo es auch ein Hauptzeughaus, eine Seecadeten-Akademie und eine königliche Seeſchule gab. — (Die neueſten Schickſale Portugals haben in den ſtatiſtiſchen Verhältniſſen deſſelben, die wir oben berühren, begreiflicher Weiſe gar manches verändert; daher mußte als feſter Punkt die Zeit vor dem franzöſiſchen Einfalle angenommen werden. Was von dem im Sturm Untergegangenen bereits hergeſtellt ſey, oder was für Veränderungen ſonſt in der Verfaſſung und Verwaltung eingeführt ſeyn mögen, iſt aus Mangel an genauen Nachrichten nicht anzugeben. Uebrigens vergleiche man hinſichtlich die Geſchichte des Landes: Gebauers portugieſiſche Geſchichte, Leipzig 1759, 4., den trefflichen Abriß in Spittlers Staatengeſchichte Bd. I, und über die Geographie und Statiſtik: Ebelings neue Bearbeitung des büſchingſchen Werks I. Theil, Hamburg 1808. — Ruders Reiſe durch Portugal, aus dem Schwediſchen überſetzt von Gerken, Berlin 1808, und beſonders Links Reiſe durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal, Kiel 1801—1804, 3 Bde, 8., u. Lettres sur le Portugal, par Ranque; Paris 1801.)

Portugieſiſche Sprache und Literatur. Zu den romaniſchen Sprachen, die aus der Vermiſchung der römiſchen und germaniſchen entſtanden ſind, gehört auch die portugieſiſche. Sie iſt keine Mundart der caſtilianiſchen; denn außer der Verſchiedenheit des Baues und der Ausſprache ward ſie früher ausgebildet als jene. Doch gleicht ſie ihr nach Ruders, wie ungefähr das Däniſche dem Schwediſchen. Ueber die Beimiſchung des Arabiſchen hat Fr. João de Souſa (Vestiglos da lingua arabica em Portugal) ein gutes Buch geſchrieben.

Der Nationalgeiſt der Luſitanen wandte ſich mit Liebe zu der Mutterſprache, und ſtrebte jedes Fach der Literatur ihr anzueignen; die port. Literatur zeigt daher den Charakter des Volks verſchieden von dem des Nachbarn; und jener Vaterlandsſinn beſchämt auch in dieſer Hinſicht die Gleichgültigkeit manches andern Volks gegen die eigene Sprache. Vielleicht geht die Bewunderung der Vorzüge der port. Sprache zu weit. Franc. Dias Gomes, ein berühmter port. Schriftſteller und Dichter, nennt ſie „reich, wohllautend, nachdrücklich, allen Gegenſtänden angemeſſen, und in der Ausſprache mit der Schreibart übereinſtimmend.“ Die Zartheit und das Geſangreiche derſelben gab ihr ſelbſt in Spanien den Beinamen der Blumenſprache. Indeß iſt ihre Ausſprache für den Ausländer ſchwer, beſonders, was die Naſal- und Gutturallaute betrifft. Im i und ch, in den Naſentönen, den ſtummen Endungen gleicht ſie der Ausſprache der Franzöſiſchen. Sismondi nennt die port. Sprache mehr witzig als richtig, un castillian desossé, ein ausgebeintes Caſtilianiſch, weil die Portugieſen gewöhnlich die mittlern Conſonanten und vorzüglich das l aus den Wörtern weggelaſſen haben, u. z. B. ſtatt dolor dòr, ſtatt Alfonso Affonso ſagen. Als die beſte Sprachlehre nennen wir Pedro Joſé de Figueiredo's Arte da Grammatica Portugueza. Lisboa 1799. 8. 116 S. Als Lexicon gilt für das beſte die umgearbeitete Ausgabe des Blüteau von dem Braſilianer Anton. de Moraes Silva. 2. B. 4. Lisb. 1789, wovon im J. 1806 eine neue Aufl. erſcheinen ſollte. Für den geſellſchaftlichen Ton hat die port. Sprache Vorzüge vor der ſpaniſchen. Sie iſt kürzer, leichter, einfacher: ein Geziſch, das ſich für liebenswürdige Plauderei eignet. Auch ähnelt der port. Umgangston und der Geiſt des Volks ſehr dem franzöſiſchen, wie dieſer vielleicht ehemals war, denn der Portugieſe hat noch das Naive, gutmüthig Höfliche und Kunſtloſe ſich erhalten. Uebrigens iſt die port. Sprache faſt das einzige ſichtbare Denkmal der ehemaligen Größe des port. Reichs; denn ſie iſt noch die allgemeine Handelsſprache in Indien und Afrika. — Die port. Literatur iſt ziemlich vollſtändig, ohne reich zu ſeyn; in allen Fächern findet man glückliche Verſuche; in keinem Ueberfluß, außer in der lyriſchen und bukoliſchen Dichtkunſt. Doch iſt die kurze Zeit ihrer Blüthe vorüber. Die Poeſie hat Glanz und Gefühl, viel epiſche Würde, Geiſt und dramatiſche Lebendigkeit, aber wenig Hoheit des Idealen. Sie muß als die Hauptſeite der portugieſiſchen Literatur angeſehen werden; denn die Proſa iſt bei dieſer muſikaliſchen und kindlichen Nation, die ohne Philoſophie und Kritik weder in der Hiſtoriographie, noch in der Redekunſt ſich hat emporheben dürfen, zurückgeblieben. Pombal verbannte zwar eine ſcholaſtiſche Logik und Metaphyſik von den Lehrſtühlen zu Coimbra, aber das Studium der alten Philologie wird noch immer vernachläſſigt; man überſetzt faſt nur Dichter. Die wiſſenſchaftliche Literatur iſt nicht unangebaut, findet aber wenig Theilnahme. Man ſagte dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes im J. 1805 in Liſſabon, daß es unter den 3 Millionen Portugieſen kaum 500 Leſer wiſſenſchaftlicher Bücher gebe. Der Styl der portugieſ. Proſaiker iſt oft verwickelt, undeutlich und voll Wiederholungen. Außer dem gutgeſchriebenen Elogium auf d'Alembert von Stockler befindet ſich in den 7 Bänden der von der portug. Akad. der Wiſſenſchaften herausgegebenen Memorias da Litteratura portugueza auch nicht eine Abhandlung, die ſich von Seiten der Schreibart auszeichnete. (Stockler, aus einer deutſchen Familie in Liſſabon geboren, Secretär der Akademie, galt im J. 1805 für einen der beſten Köpfe in Liſſabon. Er hat Deutſch aus Käſtner's

Algebra gelernt.) Doch darf man die neuern portugieſ. Schriftſteller nicht mehr nach dem geſchmackloſen Rafael Bluteau beurtheilen. Sie ſind vielmehr auf dem Wege, durch Ueberſetzungen guter franzöſiſcher und engliſcher Proſaiker, beſonders im Fache der Romane, ihren Geſchmack zu bilden. Denn ihre Novellen und Romane, auf eigenem Boden und Grunde erwachſen, ſind noch im Styl der Meluſine, oder nach dem Muſter des erſten portugieſ. Werks in ſchöner Proſa, des Schäfer- und Ritterromans Menina e Moça, das unſchuldige Mädchen, von Bernardim Ribeyro, (nebſt ſeinen Eklogen, Liſſab. 1559. 8.), welcher den Ton in Portugal angab, den hierauf Montemayor, ein Portugieſe, in Spanien einführte, und welchen man ſpäter in Frankreich und in Deutſchland nachahmte. Der beliebteſte portugieſ. Nationalroman, die Historia de Carlos Magno, e dos doze Pares de França por Jeronymo Moreira de Carvalho, 2 Vol. 8. Lisb. 1784, beluſtigt durch komiſchen Bombaſt. Ferner gehört zu den beſten Originalromanen der Portugieſen der alte Palmeirim de Ingalterra, den ſchon Cervantes vom Feuertode ausnahm, von Franc. de Moraes, 3 Vol. 4. Lisb. 1786, u. der Feliz independente, welcher ins Spaniſche überſetzt, daſelbſt 6 Aufl. erlebt hat. Der Sprachſchatz der portugieſ. Nation läßt ſich einigermaßen beurtheilen aus dem Catalogo dos Livros, que se haõ de ler para a continuaçaõ do Diccionario da Lingua portugueza mandado publicar pela Academia real das Sciencias de Lisb. 1799 153 S. 8. Dieſes bloß für die Mitglieder der Akademie gedruckte Verzeichniß, welches nicht in den Buchhandel gekommen iſt, enthält aber nicht alle portugieſ. Schriften; die älteſten darin ſind von 1495 und von 1502. Jenes iſt das Livro da Vita Christi, Lisb. por Valentim de Moravia, e Nicolao de saxonia. 4. Vol. fol. Dieſes eine Ueberſetzung der Reiſe des Marco Paulo und Nicolao Veneto nach Indien, mit einer Karte von einem Genueſer aufgenommen, por Valentim Fernandes. Lisb. fol. Von jenem Wörterbuche der Akademie iſt nur ein Theil im J. 1793 erſchienen, ein ſtarker Foliant, der das A enthält; alſo den fünften Theil des ganzen Sprachreichthums. Ueber die Geſchichte der portugieſ. Literatur ſelbſt iſt Bouterweks Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit dem Ende des 15ten Jahrhunderts das Hauptwerk, dem Simonde de Sismondi in ſeiner Litterature du Midi de l'Europe (im 4ten Theil, Paris 1813) gefolgt iſt. Auch findet man eine kurze Geſchichte der portugieſ. Sprache und Literatur in der Vorrede von Joaquim de Santa Roſa de Viterbo, Elucidaçaõ das palavras, termos e frases que em portugal antiguamente se usaraõ etc. que hoje regularmente se ignoraõ etc. Lisb. 1798. 2 Vol. 8. Petrarca ſcheint zuerſt den Dichtergeiſt der Portugieſen geweckt zu haben. Sie ahmten wenigſtens früher, als die Caſtilianer, die Meiſterwerke Italiens nach. So bildete ſich ihre Sprache ſeit 1100 bis 1400. Mit dem 15ten Jahrhundert aber, zugleich mit der Heldenzeit der Luſitanen, beginnt die portugieſ. Literatur. Das Zärtliche und das Heroiſche, die größte lebendige Kraft, feurige Thätigkeit und ſüße Schwärmerei, Krieg und Liebe, Poeſie und Ruhm erfüllten das Gemüth der Nation, welche über das Weltmeer und Afrika hin die Fittige des Muthes bis nach Indien ſchwang. Dieſe Trennung von der kleinen geliebten Heimath, und die Todesgefahr, der ſie in fernen Landen auf dem Ocean und unter unbekannten Himmelsſtrichen entgegengingen, goß in ihre Geſänge einen tiefen melancholiſchen Liebesſchmerz, der wunderbar mit ihrer Thatkraft, ihrem Heldenfeuer, ſelbſt mit ihrer Grauſamkeit ſich paart. Die Cancioneri aus der Zeit Johannes II. enthalten ſolche Klagen der Liebe;

allein weder Bouterweck, noch Sismondi haben dieſe Sammlungen auffinden können. Der von Joaquim José Ferreira Gordo in Madrid 1790 entdeckte portugieſ. Cancioneiro aber, welcher Verfaſſer von 150 Dichtern aus dem 15ten Jahrhundert enthält, iſt nicht weiter bekannt geworden, als was darüber in den Memorias de Letterat. portug. ſteht. Der erſte berühmte portugieſ. Dichter war Bernardim Ribeyro unter dem großen Emanuel, (1495—1521.) Er gründete den Dichterglauben der Portugieſen an ein Ideal des Hirtenlebens, ſo gelehrt und angeſehen er übrigens ſelbſt am Hofe Emanuels war. Dieſe Richtung des Geſchmacks hat die vielen bukoliſchen Dichter in Portugal hervorgebracht, die ſüß, zart, anmuthig und ſchmachtend, aber auch nicht ſelten eintönig und froſtig ſind. Der Admiral und Gouverneur von Madeira, Chriſtovaõ Falcaõ, Ribeyro's Zeitgenoſſe, hat in demſelben romantiſchen Myſticismus den Schmerz unglücklicher Liebe in einer Ekloge von mehr als 900 Verſen ausgehaucht. Merkwürdig iſt es, daß mehrere ausgezeichnete portugieſ. Dichter zugleich in caſtilianiſcher Sprache dichteten, wenn ſie große Gegenſtände beſingen wollten; z. B. Franc. de Sà e Miranda (Obras Lisb. 1784. 2 Vol. 8., früher 1550, 1569 und 1614) welcher im J. 1558 ſtarb. Seine beiden Luſtſpiele os Estrangeiros und os Villalpandios befinden ſich im 2ten Theile der Ausgabe von 1784; doch zeichnete er ſich mehr in der lyriſchen und didaktiſchen Gattung aus. Noch glücklicher als Sà ahmte Antonio Ferreira, den die Portugieſen ihren Horaz nennen, in der Epiſtel die Alten nach. Er ſtarb 1569. Seine Poemas Lusitanos ſind erſchienen Lisb. 1598 4. und die neueſte Ausg. Lisb. 1771, 2 Thle. 8. Sein Trauerſpiel Caſtro (Ines de Caſtro), im 2 Thle. der Ausg. von 1771, iſt nach griechiſchen Muſtern gebildet, und Sismondi zieht es den damals in italieniſcher Sprache vorhandenen Trauerſpielen vor. Sà und Ferreira werden als die erſten Claſſiker in der portugieſ. Sprache angeſehen. Ihnen folgte Petro de Andrade Caminha, (Poesias. n. a. Lisb. 1791 8.) und Diogo Bernardes Pimenta, (Rimas varias ao bom Jesus etc. Lisb. 1594. O Lima, em o qual se contèm as suas Eclogas e Cartas. Lisb. 1596 u. Flores do Lima. Lisb. 1596) welcher 1596 ſtarb. Sismondi vergleicht ihn mit dem Chevalier Marini. Der berühmteſte aller portugieſ. Dichter, der die erſte Epopée in der neuern Literatur dichtete, iſt Luis de Camoens. Die beſte Ausgabe ſeiner Gedichte beſorgte Thom. Joſ. de Aquino und Fern. Lobo Surrupita. Obras de L. d. Camoës, Principo dos Poetas de Hespanha. Seg. Edic. Lisb. Na Offic. de S. Th. Ferreira. 1782 u. 83. Sie enthält einen Discurso preliminar, das Leben des Dichters; einen Index, verſchiedene Lesarten und Stanzen in 4 Vol. 12. Von ſeiner Lusiadas erſchien eine niedliche Ausg. in 16. zu Coimbra in der Univerſ. Buchdr. 1800. 2. B. mit 2 K., dem Leben des Dichters, Index, Lesarten u. ſ. w. Nach Aquino und Bouterweck iſt Luis de Camoës zu Liſſabon im J. 1524 geb. Sismondi ſetzt ſein Geburtsjahr 1529; andre in dem J. 1517. Man zeigt noch in Macao in China, wo er fünf Jahre an ſeiner Luſiade arbeitete, eine Felſenhöhle auf der Höhe eines Vorgebirgs, im Angeſichte des Meers, die Grotte Camoens. (S. d. Art. Camoens.) Aquino ſagt nicht, daß er im Hoſpitale ſtarb. Die erſte Ausg. Os Lusiadas erſchien Liſſab. 1572. 4. Seine Rimas varias mit einem weitläuftigen Commentar von Manoel de Faria e Souſa, erſchien Liſſab. 1685 in 2 Fol. Bden., der 3te u. 4te Thl. 1688. Ein andrer Commentar iſt der von D. Manoel de Faria Severim in den Obras de Camoes Lisb. 1720. Ein dritter iſt von Manoel Correa erſchienen.

Lisb. 1613. 4. Ein vierter von Ignacio Garcez Ferreira Lusiada illustrata com varias notas. T. I. Napoles 1731. 4., T. II. Roma 1732. 4. Der Held der Epopöe des Camoës iſt das Vaterland. Der Sänger athmet eine Gluth der zärtlichſten Vaterlandsliebe, edlen Stolz, und ein ſchwärmeriſches Gefühl des ſüßeſten Liebesrauſches in dem friſcheſten Leben einer blühenden Einbildungskraft. Sein Werk iſt das ſchönſte und erhabenſte Denkmal der Größe Portugals, anziehend für jeden, deſſen Herz für Ruhm und Vaterland ſchlägt. Kuhn und Winkler haben die Luſiade in deutſche Ottave Reime überſetzt, und die Schönheiten des Originals glücklich wiedergegeben. Leipz. 1807. 8.) Auch in mehrern ſeiner Sonetten und in den übrigen Werken des Dichters (Rhytmas, Cançaõs. T. II. Eclogas T. III. Comedias: el Rei Seleuco, os Amphitriões u. Filodemo, nebſt Fragmentos und Obras atribuidas a Luis de Camoès T. IV.) weht der Geiſt eines großen, tiefbewegten Gemüths. In ſeinen dramatiſchen Verſuchen war ſein Landsmann, der dramatiſche Dichter Gil Vicente, den die Portugieſen ihren Plautus nennen, (er ſt. 1557) ſein Vorbild. Die Sammlung der dramatiſchen Werke des Gil Vicente, welcher den ſpaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen dramatiſchen Dichtern voranging, und in ganz Europa berühmt war, ſo daß Erasmus Portugieſiſch lernte, um dieſen Schöpfer des modernen Schauſpiels im Original zu leſen, erſchien zu Liſſab. 1562, Fol. (Copllaçam de todas lasobras de Gil Vicente, a qual se reparte em cinco livros.) Nach Gil Vicente, ſo roh auch ſeine Werke waren, bildeten ſich Lope de Vega und Calderon. In Portugal ſelbſt ward die dramatiſche Dichtkunſt vernachläſſigt. Der herrſchende Geſchmack gefiel ſich nur in Schäfergedichten. Franc. Rodriguez Lobo beſchäftigte ihn mit langweiligen Schäferromanen, in denen jedoch einige Romanzen und Canzonen poetiſches Leben athmen. Sein Heldengedicht, Nuño Alvarez Pereira, Groß-Connetabel von Portugal, iſt nur gereimte Proſa (O Condestabre de Portugal. Poema heroico Lisb. 1610. 4. Eclogas 1605. 4. A Primavera. 1619 4. O Pastor peregrino. 1608. 4. u. a. m.) Doch zeigte er zuerſt, daß auch die portugieſ. Proſa correct, zart und wohllautend etwas künſtleriſch darſtellen könne. Mehr Verdienſt hat Jeronymo Corte Real in ſeinem Naufragio, e lastimoso successo da Perdiçaõ de Manoel de Sousa de Sepulveda e D. Leonor de Sà, sua mulher, Lisb. 1594. 4. Auch die berühmte Belagerung von Diu, welches Mascarenhas tapfer vertheidigte, hat dieſer Dichter, der ſelbſt ein wackrer Krieger war, beſungen. Successo do segundo Cerco de Dio. Poema. Lisb. 1574. 4. — Er und Lobo haben den portugieſiſchen Hiſtorikern die Bahn gezeigt, auf welcher zuerſt Joaõ de Barros, ein ausgezeichneter Staatsbeamter Johannes III. (ſtarb 1571), den Portugal ſeinen Livius nennt, ſich Ruhm erwarb. Seine Asia, oder dos feitos, que os Portuguezes fizeraõ no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente. Lisb. 1552. fol. Seg. Dec. Lisb. 1553. Terc. Dec. Lisb. 1563. Quarta Dec. mit Anm. und Karten von J. B. Lavanha, Madrid 1616. Fol. iſt ein wichtiges Werk. Diogo do Couto hat es fortgeſetzt in der Asia Portugueza, welche das Ganze in 14 Fol. B. 1552—1615 umfaßt. Auch Fernaõ Lopez de Caſtanheda in ſeiner Historia do descobrimento e Conquista da India pelos Portuguezes, Coimbra 1552—1561, 8 B. Fol. Anton Bocarro und der berühmte portug. Held Affonſo de Albuquerque in ſeinen, von deſſen Sohne herausgegebenen Commentarios, Lisb. 1557. fol., und Damiaõ de Goes (Ueberſetzer des Cato major des Cicero) in ſeiner Chronica do felic. Rey D. Emmanuel.

P. I — IV. Lisb. 1565 — 67. fol. und Chron. do Principe D. Joam, (II.) Lisb. 1567. fol. und in ſeinen kleinen lateiniſchen Schriften de moribus Aethiopum etc. (in P. Martyris de reb. Oceanicis, Dec. III. Coloniae 1574. 8.) haben die portugieſ. Heldenzeit beſchrieben. Vom Biſch. Jeronymo Oſorio, der im J. 1580 ſtarb, wird die Geſch. des K. Emmanuel, wegen der toleranten Geſinnungen dieſes Prälaten, mit Achtung genannt. Bernardo de Brito ſchrieb hierauf ſeine Monarchia Luſitana 1597 u. 1609 fol., deßgl. Elogios dos Reis de Portugal. Lisb. 1603. 4. Weil er aber von Erſchaffung der Welt anfing, ſo war er im J. 1617, wo er ſtarb, noch nicht bis zur eigentlichen Gründung des port. Staats vorgerückt; doch iſt ſein Styl männlich und gediegen. (Ueber die hiſtor. Liter. ſiehe Biblioth. Histor. de Portugal e seus Dominios ultramarinos etc. N. A. von Arco do Cejo. Lisb. 1801.) Aber jetzt ſank Portugals Macht unter dem ſpaniſchen Despotismus, und mit ihr die portug. Literatur im 17ten Jahrh. Ein Vielſchreiber, Manoel de Faria e Souſa, der ſich rühmte, jeden Tag ſeines Lebens (1590 — 1649) 12 Bogen, jede Seite von 30 Zeilen, geſchrieben zu haben, commentirte den Camoens ohne Geſchmack und Geiſt, mit einem Aufwand von Gelehrſamkeit, er gab eine Fuente de Aganippe e Rimas varias, Madr. 1644 — 46. 7 Vol. 8. und eine Europa portugueza, 3 B. Fol. Liſſab. 1675, in caſtilianiſcher Sprache heraus, und galt lange Zeit in Portugal für einen guten Kritiker. Sein hiſtoriſches Werk iſt aber in einem falſchen Geſchmack componirt; indem er überall Geiſt, Witz und Beredſamkeit ſchimmern laſſen will, macht er von den Talenten, die er wirklich beſaß, einen unrichtigen Gebrauch. Unter ſeinen Sonetten zeichnen ſich einige durch Gefühl und Anmuth aus. Unter den übrigen Dichtern iſt der Erfinder einer elegiſchen Dichtart, Saudades genannt, der berühmte Rechtsgelehrte Anton Barboſa Bacellar (geſt. 1663) und der Proſaiſt, Jacinto Freire de Andrade, durch ſeine Vida de D. Juão de Castro, Viso Rey da India. Lisb. 1671. fol. 2 Ed. und durch ſcherzhafte Gedichte bekannt. Jene Biographie, die man in mehrere Sprachen überſetzt hat, gilt den Portugieſen als ein Muſter des reinen und edeln hiſtoriſchen Styls. Auch eine Dichterin Soror Violante do Ceo, eine Dominicanerin, gab Rimas 1646, und Soliloquios, 1668 heraus. Sie und ähnliche, wie Jeronymo Bahia, künſteln zu viel. Einfacher ſind die Sonetten des Franc. de Vasconcellos, der in Madeira geboren war, und die heiligen Lieder des Braſilianers Andre Nuñez de Silva. Mit dem 18ten Jahrhundert aber ſchien mit dem allgemeinen Verfalle des Staats auch die Literatur in Portugal gänzlich zu ſinken. Um ihr aufzuhelfen, ſtiftete die Regierung die Akademie der portugieſiſchen Sprache 1714 und die Akademie der Geſchichte 1714. Doch die Jeſuiten und die Inquiſition ließen kein Talent in Freiheit ſich entwickeln. Unter Pombals gewaltiger Herrſchaft (1750 — 1777) erhob ſich das Selbſtgefühl der Nation aufs neue. Er ordnete zwar eine Cenſur an, die aber mehr die politiſche Schriftſtellerei in Zaume hielt; allen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen war er ſelbſt ſehr förderlich. Daſſelbe that in der Folge die vom Prinz-Regenten im J. 1796 geſtiftete k. Akademie der Wiſſenſchaften. Ein einziger Mann von großen Talenten und gebildetem Geſchmack zeichnete ſich in der erſten Hälfte des 18ten Jahrh. aus, der General Franc. Xav. de Meneſes, Gr. von Ericeyra. Er ſtand mit Boileau in Briefwechſel, deſſen Art poétique er in portug. Verſe überſetzt hatte, und gab außer mehrern andern Schriften, ein epiſches Gedicht, die Henriqueida oder die Stiftung der portugieſ. Monarchie durch Heinrich von Burgund, Lisb. 1741, heraus. Es

ſollte regelmäßiger ſeyn, als die Luſiade; aber Boileau's Schule konnte dem Grafen nicht den Dichterſchwung des ritterlich genialen Camoens einhauchen. Ein anderes Gedicht von José Baſilio da Gama Ouraguay, Lisb. 1769. 8., welches die Unterwerfung von Paraguay beſingt, wird aus dieſer Zeit vorzüglich geſchätzt. Jetzt wandte ſich die Meinung der Liſſaboner wieder zu der ſo lange vernachläſſigten Bühne hin. Ein Jude, Antonio José, ſchrieb komiſche Opern im Geſchmack der italieniſchen Harlekinaden, welche das Volk ſehr beluſtigten, z. B. Esopaida, oder Vida do Esopo; Aeſop iſt der Held eines Spektakelſtücks, dabei luſtig und voller Lazzi's wie ein bergameſiſcher Harlekin. Seine echtportugieſiſche Oper hat wenig Plan und Geſchmack, aber Salz und Geiſt, was der gemeine Portugieſe beſitzt und liebt. Auf Befehl der Inquiſition wurde der arme José als Jude ſeines Witzes wegen in dem letzten Auto de Fe 1745 verbrannt. Seine Opern Teatro comico Portuguez etc. erſchienen ohne ſeinen Namen 1746 und 1787 — 1792. 4 Vol. 8. Seitdem gab Pedro Anton. Correo Garcaõ — die Portugieſen nennen ihn ihren zweiten Horaz — (Obras poeticas, Lisb. 1778. 8.) einige beſſere Schauſpiele nach Art der terentianiſchen heraus, z. B. theatro novo u. Assamblea. Den von der Akademie auf das beſte Trauerſpiel geſetzten Preis aber erhielt eine portugieſiſche Dichterin, die lange unbekannt blieb, nachdem ihr Trauerſpiel Osmia gekrönt worden war, weil ſie den Preis zum Anbau der Oliven beſtimmt hatte, die Gräfin von Vimeiro. Osmia iſt ein regelmäßiges, in Jamben geſchriebenes Stück, im Dialoge ähnlich den voltaireſchen, dabei anziehend durch Leidenſchaft, Wärme der Empfindung und Kraft, und jetzt faſt das einzige National-Trauerſpiel. Doch fand im Jahr 1805 ein ernſtes Drama: a resturaçaõ de Fernambuco, das die Vertreibung der Holländer aus Braſilien zum Gegenſtande hat, großen Beifall. Ein National-Trauerſpiel: el Rey D. Sebastiaõ em Africa, von dem blinden und lahmen Dos Santos e Silva, wird im Mſpt. geleſen und bewundert. Die Cenſur erlaubte die Aufführung nicht. Als ein neueres Luſtſpiel, das ein treues Sittengemählde Liſſabons iſt, verdient o Caffe e o Bilhar, ſeiner geiſtvollen Entwickelung wegen genannt zu werden. Unter den neuern portugieſ. Dichtern haben mehrere durch gute Ueberſetzungen den alten Schäferſtyl verdrängt, und die orientaliſche Richtung der Kunſt durch nordiſche und brittiſche Poeſie verändert, z. B. zwei Braſilianer Claude Manoel da Coſta, und Antonio Diniz da Cruz e Silva (von ihm ſind nach ſeinem Tode erſchienen: Obras etc. Lisb. 1807, die Nachahmungen engl. Dichter enthalten, und Odes Pindaricas posthumas de Elpino Nonacriense, Coimbra 1801), ferner Almeno, der Ueberſ. der erſten 4. B. der Metamorphoſ. in port. Verſe (S. Poesias de Almeno, publicadas por Elpino Duriense T. I. Lisb. 1805), Francisco Manoel, geb. 1734, ſeit 1778, wo er von Liſſabon aus der Gewalt der Inquiſition ſich rettete, in Paris, wo ſeine lyriſchen Gedichte im J. 1808 erſchienen ſind, u. A. m. Einer der fruchtbarſten und beliebteſten war Manoel Maria de Barboſa du Bocage, der im Dec. 1805 im Hospitale zu Liſſabon ſtarb. Von ſeinen Rimas erſchien zu Liſſ. 1800 eine zweite Ausg. in 3 B. 8., der 3te 1804 unter dem Titel Poesias, der Gräfin von Oyenhauſen gewidmet. Dieſe Dame, eine Tochter des Marquis von Alorno, hat Wielands Oberon glücklich ins Port. (im Mſpt.) überſetzt. Ein Urtheil über Bocage ſteht in Links Reiſe II., 240. Ein geiſtreicher Portugieſe, Abbé Caldas, beurtheilt ihn aber nicht ſo günſtig. Er ſetzt Garcoõ hoch über

ihn, dem Camoens zunächſt. — Auch in den übrigen Kunſtformen haben die Portugieſen ſich verſucht; doch in keiner ſo ſich ausgezeichnet als in der Muſik, in der Schauſpiel- und Tanzkunſt. Vorzüglich hat der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Anton. de Araujo Azevedo, einer der gebildetſten europäiſchen Staatsmänner, die Cultur der Künſte in Portugal befördert. In der Muſik kommt der Portugieſe dem Italiäner nahe; in dem theatraliſchen Tanze ſteht er nicht ſehr tief unter dem Franzoſen. Für die Schauſpielkunſt und den Geſang hat er eben ſo viel Talent als Neigung; doch hat ſich dies erſt entwickelt, ſeit weibliche Rollen auf der Bühne nicht mehr von verkleideten Männern dargeſtellt werden dürfen. Ueber einzelne Künſtler ſ. Ruders Reiſe durch Port. von Gerken, Berl. 1808, und Murphy's Ueberſ. des port. Staats, von Sprengel, 1782. — An Anſtalten und Sammlungen für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie an gelehrten Vereinen fehlt es in Liſſabon und Coimbra nicht. Doch ſcheint, daß für die portugieſiſche Sprache und Literatur in Braſilien, wo viele talentvolle Männer von Charakter leben, ein neuer ſchöner Tag aufdämmert. In Liſſabon ſelbſt war im J. 1805 die Cenſur in der dritten und letzten Inſtanz bei der meza do Desembargo do Paço, und größtentheils abhängig von dem Urtheile eines in portugieſ. Dienſte getretenen deutſchen Gelehrten, der Gelehrſamkeit mit Welt und Philoſophie glücklich zu vereinigen weiß, des Oberſten Müller. Es gibt in Portugal keinen Katalog verbotener Bücher, und der Buchhandel, beſonders mit franz. und engl. Werken iſt daſelbſt viel bedeutender als in Madrid. Ueberhaupt iſt der gebildete Portugieſe in der Regel geiſtreicher, vorurtheilsfreier, aufgeklärter und liebenswürdiger im Umgange als der gebildete Spanier. K.

Portumnus, bei den Römern der Gott der Häfen, gleichbedeutend mit dem Melicertes oder Palämon der Griechen. Er hatte an der Tiber einen kleinen Tempel, und jährlich wurden ihm zu Ehren am 17ten Auguſt die Portumnalia gefeiert. Als Symbol trug er einen Schlüſſel in der Hand.

Porzellan. Der Name Porzellan, womit wir das ſchönſte und koſtbarſte unter allen Producten der Töpferkunſt bezeichnen, ſchreibt ſich von gewiſſen Conchylien her, die lange vor Erfindung des Porzellans in Europa unter dem Namen Porzellanſchnecken bekannt waren, und mit dem Porzellan die auffallendſte äußere Aehnlichkeit haben. Daß die Japaner und Chineſer die Verfertigung dieſes Schmelzwerks, das wir noch jetzt durch den Handel von ihnen erhalten, ſchon vor langen Zeiten verſtanden, leidet keinen Zweifel. Schon im J. 1474 gab Barbaro, venetianiſcher Geſandte am perſiſchen Hofe, Nachrichten von dieſem ausländiſchen Kunſtproduct. Durch die Portugieſen kam es nachher über Oſtindien nach Europa, wo es als Seltenheit geſchätzt wurde, ohne daß man verſucht hätte, es nachzumachen. Erſt im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die Verfertigung des Porzellans auch in Europa erfunden. Man vergl. darüber den Art. Böttcher. Das erſte, welches Böttcher zu Stande brachte, ſah roth aus, und war aus einem braunen, in der Nähe von Meißen befindlichen Thone bereitet. Im J. 1709 fing man an, weißes Porzellan in Sachſen zu verfertigen, und ein Jahr darauf wurde die berühmte, noch beſtehende Fabrik in Meißen angelegt. Eine ſo wichtige Erfindung mußte die Aufmerkſamkeit von Europa erregen. Holländer, Engländer und Franzoſen boten alle Mittel auf, Porzellan machen zu lernen, und ließen ſogar Materialien aus China kommen. Aber ihre Bemühungen blieben vergeblich. Sachſen wachte mit Eiferſucht über die Geheimhaltung der ſo wichtigen Kunſt

und verbot bei Lebensſtrafe die Ausfuhr des Porzellanthons. Deſſen ungeachtet blieb die Sache kein Geheimnis. Schon 20 bis 30 Jahre nachher wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, die nach und nach vervollkommnet wurde. Späterhin kamen zu Fürſtenberg im Wolfenbüttelſchen, in Berlin, in Frankenthal in der Pfalz, in Baden und andern Orten Deutſchlands Porzellanfabriken zu Stande, von denen beſonders die berliner mit der meißner wetteifert und ſie in der Mahlerei zum Theil ſelbſt übertrifft. Auch die Franzoſen, Engländer, Holländer und Italiener kamen nach und nach auf die Spur, doch ſteht ihr Porzellan dem ächten deutſchen nach. Von dem ächten Porzellan fordert man alle guten Eigenſchaften des Glaſes, mit Ausnahme der Durchſichtigkeit, und Abweſenheit aller Mängel deſſelben. Es muß im heftigſten Ofenfeuer unſchmelzbar, bei dem plötzlichſten Uebergang von der ſtärkſten Hitze zur heftigſten Kälte unverändert bleiben; am Stahle muß es Funken geben; an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Email gleichen, beim Zerſchlagen rein und glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von blendender Weiße und dabei halb durchſichtig ſeyn, doch ſo, daß es weder dem Glaſe auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Die Glaſur darf ſich von der übrigen Maſſe durch nichts als die größere Glätte unterſcheiden. Das Weſentliche der Porzellanfabrikation beſteht darin, daß es aus ſolchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt wird, welche die Eigenſchaft haben, daß ſie beim Brennen in den erſten Anfang der Verglaſung übergehn. Reaumur entdeckte zuerſt dieſen wichtigen Grundſatz und zeigte, daß es überhaupt zweierlei Hauptmaterialien zur Verfertigung des Porzellans gibt: ſolche, die in der größten Hitze keines höhern Grades als nur des erſten Anfangs der Verglaſung fähig ſind, und ſolche, die zwar an ſich völlig verglasbar, aber durch Mäßigung der Hitze in der Verglaſung aufzuhalten ſind. Setzt man zu letztern unſchmelzbare Dinge hinzu, ſo ſind ſie dahin zu bringen, daß ſie auch nur den erſten Anfang der Verglaſung annehmen. Wiewohl nun dieſen Grundſätzen zufolge mehrere Stoffe zur Verfertigung des Porzellans dienen können, ſo macht doch der reinſte magere Thon, der ſich im Feuer ganz weiß brennen läßt, den Hauptbeſtandtheil aus. Dieſer führt daher auch den Namen Porzellanthon oder Porzellanerde, und iſt größtentheils aus verwittertem Feldſpath entſtanden. Der Gehalt iſt verſchieden; doch entdeckt man gewöhnlich ungefähr 3/4 Kieſelerde und 1/4 Thonerde. Die Farbe iſt weißlich oder blaßgrau. Dergleichen Thon ſchmilzt im heftigſten Feuer nicht. Außerdem nimmt man in Europa auch reinen Quarz oder Kiesſand zum Porzellan. Auch dieſer iſt unſchmelzbar. Man muß daher beiderlei Beſtandtheilen etwas Gyps zuſetzen, jedoch mit größter Vorſicht, weil, wenn die Quantität zu groß iſt, der Gyps die völlige Verglaſung der Maſſe bewirkt. Das Verfahren bei Fertigung des Porzellans iſt, ſo viel man weiß, folgendes. Zuerſt wird der zerſtoßene Quarz oder Kiesſand geröſtet, im Waſſer abgelöſcht, auf der Mühle gepocht, gemahlen und durch ein feines ſeidenes Sieb geſchlagen. Auch den Gyps zerſtößt man zu Pulver, brennt ihn in einem kupfernen Keſſel und ſiebt ihn ſo fein wie möglich. Hierauf wird der Gypsſtaub mit dem Quarzpulver vermiſcht, woraus die ſogenannte *Fritte* entſteht. Dieſe verbindet man mit dem ſehr ſorgfältig geſchlämmten Porzellanthon, woraus die Porzellanmaſſe entſteht. Sie bleibt, mit Regenwaſſer zu einem Teige bereitet, ſo lange ſtehn, bis ſie einen unangenehmen Geruch und eine graue Farbe angenommen hat. Gemeiniglich pflegt man der Fritte noch zerſtoßne Porzellanſcherben zuzuſetzen. Die Verhältniſſe

mögen nicht allenthalben gleich ſeyn. Aus der gehörig zubereiteten Maſſe werden nun die gewöhnlichen Geſchirre und Gefäße auf der Scheibe gedreht; Figuren und andere Bildwerke drückt man ſtückweiſe in Formen ab, ſetzt ſie dann zuſammen und arbeitet das Ganze mit elfenbeinernen Werkzeugen, mit Schwamm und Pinſel, aus. Die gedrehten Stücke werden nach einem gewiſſen Grade der Abtrocknung in Formen gedrückt, und darauf nochmals auf der Drehſcheibe mit ſcharfen ſtählernen Werkzeugen abgedreht. Dann kommen ſie, in Kapſeln von Porzellanmaſſe geſetzt, in einen Brennofen, worin man ihnen einen gewiſſen Grad von Feſtigkeit gibt, worauf man ihnen die Glaſur gibt. Dieſe beſteht aus Quarz, Porzellanſcherben und calcinirten Glaserpſtallen und erhält etwas mehr Gyps als die Porzellanmaſſe ſelbſt. Jetzt kommen die Stücke abermals in Kapſeln in den Ofen und erhalten nunmehr ihre völlige Feſtigkeit und Ausbildung. Die Bauart des Ofens wird in den deutſchen Fabriken als ein großes Geheimniß betrachtet. Er muß ſo eingerichtet ſeyn, daß er den erfoderlichen hohen Grad der Hitze ohne Gebläſe lange genug und gleichförmig gewährt. Zur Feuerung iſt gehörig ausgetrocknetes Holz nöthig; im Nothfall ſind auch Steinkohlen zu gebrauchen, doch bekommt davon das Porzellan leicht eine ſchmutzige Farbe. Nachdem auf einer Schleifmühle der angebackne Sand vom Fuße abgeſchliſſen worden, werden diejenigen Stücke, die nicht weiß bleiben ſollen, gemahlt. Die Farben dazu beſtehen, wie bei der Schmelzmahlerei, aus Metallkalken, die mit einem leichtflüſſigen, nicht färbenden Glaſe zuſammengeſchmolzen, fein zerrieben und geſiebt werden. Um ſie mit dem Pinſel auftragen zu können, reibt man ſie mit Spicköl, Lavendelöl, Terpentin oder auch bloß mit Gummi. Die gemahlten und trocken gewordnen Stücke werden alsdann nochmals in Kapſeln oder Muffeln einem ſolchen Grad von Hitze ausgeſetzt, der das Glas zum Fließen bringt. Will man das Porzellan vergolden, ſo muß das Gold vorher fein zerkleint werden. Dann trägt man es mit einem Pinſel auf und reibt es, wenn es eingebrannt iſt, mit Blutſtein ab. Die fertigen Stücke werden ſortirt, je nach dem ſie mehr oder weniger gerathen ſind und danach zu verſchiedenen Preiſen verkauft; die völlig mißrathnen aber zerſchlagen und wieder zur Maſſe angewendet.

Poſaune (trombone), ein muſikaliſches Blasinſtrument aus Meſſingblech, ungefähr in Geſtalt einer Trompete, welches aus zwei Stücken beſteht, dem Hauptſtücke und den Stangen, welche letztere ſich in einer Scheide befinden, und indem man mit der linken Hand die ganze Poſaune hält, mit der rechten auf und niedergezogen werden, wodurch ſie die Töne bilden. Sie hat drei bis vier Züge, welche die verſchiedenen Töne angeben, und ziemlich den Umfang der vier Singſtimmen haben; daher es auch Sopran=, Alt=, Tenor= und Baßpoſaunen gibt, von denen jetzt nur noch die Alt= und Tenorpoſaune gebräuchlich iſt. Am paſſendſten iſt die Poſaune in den Kirchen zur feierlichen Begleitung des Geſanges; hier thut ſie eine treffliche, dem Ganzen angemeſſene Wirkung. In der Oper, wo man in neuern Zeiten ſie auch gebraucht hat, z. B. in der Zauberflöte, hat ſie wegen Verſchiedenheit der Stimmung ſo große Schwierigkeiten, daß man ihren Gebrauch nur als Ausnahme anſehen kann.

Poſeidon, ſ. Neptun.

Poſen (das Großherzogthum.) Nach dem zwiſchen Rußland, Preuſſen und Oeſterreich am 3. Mai 1815 zu Wien geſchloſſenen Vertrage, fiel von dem Herzogthum Warſchau Bromberg, nebſt dem culm'ſchen und michelauiſchen Kreiſe, die Stadt Thorn und ihr Gebiet,

das Departement Poſen, mit Ausnahme eines Theils des powitziſchen und peyſernſchen Kreiſes und der bis an den Fluß Prozna gelegene Theil des kaliſcher Departements, mit Ausnahme der Stadt und des Kreiſes Kaliſch, wieder an Preuſſen zurück. Von dieſen Ländern ſind Culm, Michelau, Thorn, und das links der Weichſel gelegene Gebiet zu Weſtpreuſſen geſchlagen worden; Bromberg, Poſen und das Kaliſcher Departement aber machen, mit Hinzufügung des croniſchen und caminiſchen Kreiſes vom Netzdiſtricte, das jetzige Großherzogthum Poſen aus; eine Landesſtrecke, welche über 800 Quadratmeilen, mit 1,225,000 Menſchen umfaßt, und viel Getraide, Hornvieh, Honig und Holz producirt. Am 3. Aug. 1815 wurde die Erbhuldigung im Großherzogthum eingenommen, und nachher die Verwaltungsformen nach den Beſtimmungen des Congreßinſtrumentes eingerichtet, vermöge deren die Polen mit Rückſicht auf ihre Nationalität regiert, und in öffentlichen Verhandlungen, neben der deutſchen Sprache auch die polniſche gebraucht werden ſollte. Das Großherzogthum hat zwei Regierungen, die eine zu Poſen, und die andere zu Bromberg.

Poſen an der Wartha und Prosna, vormals die Hauptſtadt von ganz Großpolen, jetzt eine der Hauptſtädte des preußiſchen Großherzogthums Poſen. Die Stadt zählt über 23,000 Einw., worunter gegen 5000 Juden ſind, und iſt ſeit dem großen Brande im J. 1764 ſchön wieder aufgebaut. Eine Wollen-, Leder- und Tabaksfabrik ſind nicht unbedeutend, und die hier verfertigten Wagen gut und ſchön. Dicht an der Stadt liegt auf einem Hügel das Schloß, jetzt der Sitz der Regierung. Jenſeit der Wahrta liegt die alte ſchön gebaute Domkirche, und zu beiden Seiten der biſchöfliche Palaſt und die Wohnungen der Domherrn. Das Bisthum wurde von Kaiſer Otto I. geſtiftet, und iſt das älteſte in Polen; es ſteht unter dem Erzbiſchof von Gneſen. Noch iſt zu bemerken das akademiſche Gymnaſium und die anſehnliche Bibliothek. Der Handel von Poſen iſt nicht bedeutend; ſonſt aber war um den Johannistag viel Verkehr, indem alle wichtigen Geld- u. Gütergeſchäfte hier abgethan wurden.

Poſitiv, ſ. Negativ.

Poſſe iſt ein Erzeugniß der ſcherzhaften Laune, welche in den Kreis des Gemeinen herunterſteigt, oder das Gemeine zum Gegenſtande ihres Spieles wählt. Beſonders zeigt ſie ſich in lächerlichen Uebertreibungen ſowohl in Mienen als in Reden, und ihr vorzüglicher Reiz iſt der Witz der Erfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd etwas poſſenhaft, entweder wenn der Scherz ganz am unrechten Orte angebracht iſt, oder wenn er ein gemeiner und grober Scherz iſt, der die Sittlichkeit beleidigt, oder endlich wenn er unwillkürlich iſt, und ſeine Gemeinheit von dem, der Poſſen treibt, nicht eingeſehn wird. Auf die Vornehmheit und auf den ſogenannten guten Ton, welcher in einem einſeitigen Ernſte befangen, die Kraft des wahrhaft Komiſchen verſchmäht, und Alles, was über ſeine Geſetze hinausgeht, läppiſch, gemein, niedrig nennt, darf bei Beſtimmung dieſes Begriffs nicht Rückſicht genommen werden. Doch iſt gewiß, daß das Poſſenhafte, je mehr es gehäuft wird, und je weniger es ſinnreich und witzig iſt, deſto leichter ſich in das Platte, Fade und Läppiſche verliert. Von dem Poſſirlichen unterſcheidet ſich das Poſſenhafte dadurch, daß jenes mehr ein Erzeugniß der Natur, oder mit dem Niedlichen und Naiven verbunden iſt. (So nennen wir z. B. die luſtigen Bewegungen der Kinder, und mancher Thiere.) Vorzugsweiſe nennt man ein Product der komiſchen Poeſie Poſſe, welches aus Poſſen beſteht und den oben angegebnen Charakter der Poſſe trägt (z. B. Europa von Bürger), beſonders aber eine

dramatiſche Poſſe (Farce), in welcher die Regel des höhern Luſtſpiels weniger ſtreng beobachtet wird, und Haltung der Charaktere und Zuſammenhang der Scenen ſogar abſichtlich verletzt zu ſeyn ſcheinen. Das Vergnügen an derſelben beruht darauf, daß auch der gebildete Menſch ſich zu ergötzen vermag, mit dem Gemeinen zu ſpielen, ohne ſich in daſſelbe zu verlieren, und gern einmal aus vollem Halſe lacht. Siehe übrigens den Artikel Burlesk, der dem deutſchen Worte vollkommen entſpricht. T.

Poſſelt (Ernſt Ludwig), wurde am 22ſten Januar 1763 zu Durlach, einem Städtchen im Großherzogthum Baden, geboren. Sein Vater, Philipp Daniel Poſſelt, war daſelbſt Juſtizbeamter, und führte den Hofrathstitel. Ueber die früheſte Bildung Poſſelts fehlen zwar genauere Nachrichten, doch muß die Erziehung, welche er im älterlichen Hauſe erhielt, ſehr zweckmäſſig geweſen ſeyn, weil er ſchon im 11ten Jahre ſeines Alters das Pädagogium ſeiner Vaterſtadt mit dem größten Nutzen beſuchen konnte, und ſeines zarten Alters ungeachtet, vor allen ſeinen Mitſchülern durch unermüdeten Fleiß und rühmliche Wißbegierde ſich auszeichnete. Sein Lehrer, der damalige Prorector Dibold, ertheilte ihm daher das ehrenvollſte Zeugniß, rühmte ſein außerordentliches Gedächtniß und ſeine vortreffliche Beurtheilungskraft, und erklärte ſchon damals, daß er ſich weit über das Gewöhnliche erhebe. Zwar ſchienen dieſe Vorzüge durch einen gewiſſen Stolz, der ſeine Mitſchüler beleidigte, verdunkelt zu werden; aber es war ein edler Stolz, der aus der reinen Quelle einer rühmlichen Ehrbegierde entſprang. Hier auf dieſer Schule war es, wo ſein aufſtrebender Geiſt durch die Leſung der claſſiſchen Schriftſteller, vorzüglich des römiſchen Alterthums, zu jener feurigen Liebe des wahrhaft Großen, Edeln und Schönen entzündet wurde, die ihn auszeichneten, und wo er aus den Meiſterwerken des Livius, Salluſtius und Tacitus das Ideal der Hiſtoriographie auffaßte. In keiner Periode ſeines ſpätern Lebens erkaltete dieſe glühende Liebe zu den Alten. Selbſt da, als die großen Ereigniſſe der neueſten Zeit ſein Gemüth mit unwiderſtehlicher Gewalt gefeſſelt, und ganz in ihren Strudel hinabgezogen zu haben ſchienen, verlor er die alte Welt nicht aus den Augen, und ſtellte in römiſcher Sprache die Begebenheiten ſeiner Zeit dar. So eingeweiht in den Geiſt der Wiſſenſchaft, kam er auf das akademiſche Gymnaſium zu Carlsruhe, wo er ſich auf die Univerſität vorbereitete. Er ging nach zwei Jahren nach Göttingen, und ſtudirte daſelbſt drei Jahre lang unter der Anleitung der berühmteſten Männer, welche damals Göttingen zierten, mit raſtloſem Eifer die Rechte, Politik und Diplomatik, und bildete durch dieſes Sudium ſeinen Geiſt zu dem hiſtoriſchen Scharfblick, den wir in allen ſeinen Schriften bewundern. Kaum iſt es nöthig zu bemerken, daß er auch als Student die römiſchen Claſſiker nicht aus der Hand legte, und ſich eine gründliche Kenntniß des Engliſchen und Franzöſiſchen erwarb. Als er Göttingen verlaſſen hatte, begab er ſich zuerſt nach Straßburg, wo er ſich einige Zeit aufhielt, und dieſe Muße zur Erlangung der juriſtiſchen Doctorwürde benutzte. Er kehrte hierauf in ſein Vaterland zurück, um demſelben zu dienen. Ungern und mit Widerwillen entſchloß er ſich, den einförmigen Weg der juriſtiſchen Praxis einzuſchlagen. Er ward Regierungsadvocat. Daß die Geſchäfte, die ihm dieſer Beruf auflegte, ſeinem lebhaften Geiſte keine Befriedigung gewährten, läßt ſich denken. Er würde gewiß früher oder ſpäter freiwillig aus dieſem Wirkungskreiſe herausgetreten ſeyn, wenn ihn nicht bald ſein achtbarer Gönner und Freund, der Conſiſtorialpräſident Aug. Joh. von Hahn, an das

Gymnaſium in Carlsruhe berufen hätte. Er übernahm daher 1784, dem Rufe freudig folgend, die Stelle eines Profeſſors der Geſchichte und Beredſamkeit an dieſer Bildungsanſtalt. Zugleich ward er Privatſecretär des regierenden Markgrafen. Jetzt befand er ſich auf einem Platze, der ihm mannichfaltige Anregung zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten gab. So lange er hier war, verging kein Jahr, wo er nicht irgend eine Frucht ſeines wiſſenſchaftlichen Fleißes zu Tage gefördert hätte. Seine Rede über die Hiſtoriographie 1785 zeigt, mit welchem reifen Nachdenken er die größten Hiſtoriker geleſen, geprüft, und gewürdigt hatte. In den Jahren 1785 — 88 gab er das wiſſenſchaftliche Magazin für Aufklärung heraus, welches den Zweck hatte, Aufklärung über alle Theile des menſchlichen Wiſſens in gefälliger Form zu verbreiten; eine große Aufgabe für einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling. Das Unternehmen, welches durch den Beitritt gelehrter Männer unterſtützt wurde, erhielt verdienten Beifall, obgleich die Ausführung dem großen Entwurfe nicht ganz entſprach. 1788 wurde er als Mitglied in die deutſche Geſellſchaft zu Mannheim aufgenommen, und in demſelben Jahre erhielt er das pforzheimer Bügerrecht. Er hatte nämlich in einer den 27ſten Januar 1788 in Gegenwart des Hofes gehaltenen Rede die heldenmüthige Aufopferung der vierhundert pforzheimer Bürger, die unter der Anführung ihres Bürgermeiſters Deimling in der Schlacht bei Wimpfen (6ten Mai 1622) ihrem ritterlichen Markgrafen, Georg Friedrich, das Leben, mit Verluſt ihres eignen, gerettet haben, würdig geſchildert, und dadurch den patriotiſchen Dank der Nachkommen jener Helden wohl verdient. Doch alle dieſe Arbeiten, ſo ſchätzbar ſie auch an ſich ſind, können nur als Vorübungen zu den größern hiſtoriſchen Werken betrachtet werden, durch welche Poſſelt ſeinen Namen berühmt gemacht hat. Glücklicher Weiſe fügte es ſich, daß er bald nach den erſten Revolutionsbewegungen in Frankreich, im Jahre 1791 nach Gernsbach unweit Raſtadt, als Beamter verſetzt wurde, wo ihm in dem anmuthigen Murgthale die freundlichſte Muße zu Theil wurde, und er von ſicherm Ufer aus den wildbewegten Strom der Zeit beobachtete. Von jetzt an widmete er ſeine Zeit den hiſtoriſchen Studien, und beſchrieb die Begebenheiten des Jahrs 1792 in lateiniſcher Sprache: Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges, eorumque socios. Scriptore D. Ern. Ludov. Posselt. Gott. 1793. Vom Jahre 1793 an gab er das hiſtoriſche Taſchenbuch für die neueſte Geſchichte heraus, welches als ſein Hauptwerk zu betrachten iſt. Er hat ſich durch daſſelbe den Ruhm des größten deutſchen Annaliſten erworben. Im Jahre 1796 bat er um ſeine Entlaſſung und um Beibehaltung des halben Jahrgehalts, wofür er die Geſchichte von Baden zu ſchreiben verſprach. Seine Bitte ward ihm gewährt, die Bedingung angenommen, und ihm noch die Erlaubniß ertheilt, ſich einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen. Er lebte hierauf abwechſelnd in Durlach, Carlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Mit Moreau ward er bekannt und man darf wohl ſagen, vertraut, als dieſen der Sieg in das Herz von Deutſchland führte. Aber eben deßhalb ward Poſſelt durch die Nachricht von dem Prozeſſe des liebenswürdigen Helden 1804 heftig erſchüttert, und die Furcht, in denſelben verwickelt zu werden, vermehrte die Schwermuth, in welche häusliche Leiden und eine unglückliche Ehe ihn geſtürzt hatten. Sein heller Geiſt ward von ſchwarzen Ahnungen umwölkt, und es bemächtigte ſich ſeiner eine Beklommenheit, die das Schlimmſte fürchten ließ. In dieſer Gemüthsverfaſſung reiſ'te er den 3ten Juni 1804 von Nürnberg nach Durlach, wo er ſeine Fa-

milie zurückließ, um ſeinen Neffen, D. Poſſelt, in Heidelberg zu beſuchen. Bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt endigte er ſein Leben, indem er ſich den 11ten Juni 1804, zwiſchen ſieben und acht Uhr des Morgens, aus einem Fenſter des obern Stockwerks herabſtürzte. Poſſelt war mit allen Eigenſchaften, welche den Geſchichtſchreiber bilden, ausgerüſtet. Er beſaß jenen Scharfblick, der bis zu den verborgenſten Quellen der Handlungen durchdringt; den nöthigen Scharfſinn, um das Bedeutende, Zweckdienliche und Folgenreiche von dem unnützen Nebenwerke zu ſondern; er hatte jene Gewalt über die Sprache, die in den Stand ſetzt, jeder Sache den paſſenden Ausdruck zu leihen, und beſaß die Kunſt der mahleriſchen Perſpective, die im Gemählde alle einzelnen Figuren ſo an ihren Platz, ſo in ihr Licht ſtellt, daß ſie zuſammen den möglich größten Totaleindruck hervorbringen. Kl.

* Poſtament (Piedeſtal) heißt in der Baukunſt eine verzierte, eckige oder runde Erhöhung, worauf Statuen, Vaſen u. ſ. w. geſtellt werden. Es beſteht aus dem Fuße, aus dem darauf ruhenden eigentlichen Körper des Poſtaments und aus dem Kranze. Meiſtentheils iſt es höher als dick; doch hat öfters der Haupttheil die Geſtalt eines Würfels, deſſen Seiten willkührlich zu Verzierungen benutzt werden können.

Poſtweſen. Poſſelts zuerſt im dritten Stücke des erſten Bandes ſeines wiſſenſchaftlichen Magazins (Kehl 1785, Seite 298 bis 321) bekannt gemachte Abhandlung: Ueber das Poſtweſen, beſonders in Deutſchland, deſſen Geſchichte, Rechte und Mängel, in welcher derſelbe bis in die erſten Zeiten der Welt zurückgeht, und ſogar zu beweiſen verſucht, daß es ſchon vor der Sündfluth eine Art von Poſtweſen gegeben habe, dieſe wohl durchdachte, mit vielem Fleiße bearbeitete, in des Verfaſſers im Jahre 1795 zu Nürnberg herausgegebnen kleinen Schriften (Nr. XIII) wieder vorkommende Abhandlung, der im fünften Stücke des erſten Bandes der hauſenſchen Staatsmatrialien und hiſtoriſch-politiſchen Aufklärungen ꝛc. (Deſſau 1784 und 85, Seite 564 bis 588) befindliche Aufſatz: Urſprung und Geſchichte der deutſchen Poſten und der älteſten und berühmteſten deutſchen Poſtmeiſter (Franz von Taxis, G. Pächel, J. Henott, H. Vogel, J. Sieber, L. Madeweiß, Albrecht Ihle, M. Matthias) größtentheils aus Urkunden bearbeitet, der erſte Heft der Erörterungen und Beiſpiele des deutſchen Staats- und Fürſtenrechts, des Geheimen Juſtizraths Pütter zu Göttingen (Göttingen 1790, 8.), namentlich der zweite Abſchnitt dieſes Heftes, der eine hiſtoriſche Entwickelung des Urſprungs und wahren Verlaufs der ganzen Geſchichte des deutſchen Poſtweſens enthält, und mehrere ähnliche Abhandlungen und größere Werke, deren der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, der eine Literatur des Poſtweſens bearbeitet hat, noch manche nennen könnte, machen eine vollſtändige Geſchichte des Poſtweſens unnöthig, die ohnehin, wenn ſie nur einigermaßen pragmatiſch ſeyn ſollte, hier keinen Raum finden würde. — Es wird alſo dem Plane des Converſationslexicons angemeſſener ſeyn, hier nur die Hauptzüge einer Geſchichte des deutſchen Poſtweſens anzugeben. — Die erſte Spur einer in Deutſchland eingerichteten Poſt fällt in das Jahr 1516, in welchem Kaiſer Maximilian I. eine nicht kaiſerliche, ſondern bloß für ſeine Niederlande, und demnächſt auch für ſeine öſterreichiſchen Erblande geeignete Poſteinrichtung traf. — Der Krieg mit dem türkiſchen Kaiſer Soliman II. veranlaßte im Jahre 1522 die Anlegung einer Reichspoſt, durch die man in Wien, über Nürnberg

von den Neuigkeiten des Tages zeitig Nachricht erhielt, und gegentheils das zu Nürnberg reſidirende Reichsregiment von den Unterhandlungen, die damals zu Wien Statt fanden, eiligſt benachrichtigt ward. — Dieſe Einrichtung war indeſſen nur ephemeriſch und hörte mit der Nothwendigkeit, durch die ſie veranlaßt war, wieder auf. — Carl V. aber, den ſeine Plane, ſeine Kriege, das Intereſſe ſeines Hauſes und die Angelegenheiten des Staates bald in Deutſchland aufhielten, bald nach Italien riefen, bald nach den Niederlanden führten, und dem es nothwendig war, von allem, was in den verſchiedenen Regionen der Welt vorging, ſo ſchnell als möglich Nachricht zu erhalten, ſah die Einrichtung einer ordentlichen, förmlichen Poſt als eine Sache an, deren Wichtigkeit leicht zu begreifen, und die nicht länger zu entbehren ſey. Er wendete ſich an die Familie Thurn (de la Tour, Torre) und Taſzis (ſo ſchrieb ſie ſich ehemals, jetzt Taxis), wozu er dadurch veranlaßt ward, daß ein Mitglied dieſes Hauſes, Rogeſius de la Tour und Taxis, als der eigentliche Erfinder der Poſten genannt ward, die von ihm unter dem Kaiſer Friedrich IV. zuerſt in Tyrol eingeführt wurden — Leonhard von Thurn und Taxis, ein Sohn des Johann Baptiſta, der ein Bruderſohn des Franz von Taxis war, der in ältern genealogiſchen Nachrichten General-Poſtmeiſter des Kaiſers Maximilian I. genannt wird, legte nun unter Carls V. Auſpicien, auf ſein Geheiß und nach ſeinen Planen, eine beſtändige reitende Poſt an, die ihren Weg von den Niederlanden aus durch das Bisthum Lüttich, das Erzſtift Trier, Speyer und Rheinhauſen nahm, und dann weiter durch Würtemberg über Augsburg und durch Tyrol nach Italien ging. — Im December 1543 ward dem erſagten Leonhard von Taxis, als niederländiſchem Oberpoſtmeiſter, eine förmliche Beſtallung ertheilt (er zugleich zum Oberpoſtmeiſter des deutſchen Reichs ernannt), und ihm ein Gehalt beigelegt, das mit den damaligen Zeitumſtänden in Uebereinſtimmung ſtand. — Aus mehreren Umſtänden erhellt es indeſſen, daß es nicht des Kaiſers Abſicht war, ihn, noch weniger ſeine Erben bis in die fernſte Zeit als Reichsgeneral-Erbpoſtmeiſter des ganzen deutſchen Reichs anzuſehn, denn einmal ward die ihm ertheilte Beſtallung nicht in der Reichskanzlei, ſondern in der niederländiſchen Kanzlei zu Brüſſel, und zwar nicht in deutſcher, ſondern in franzöſiſcher Sprache ausgefertigt; auch wurden zweitens in derſelben, nicht ſo wie in den gewöhnlichen kaiſerlichen Urkunden, die Churfürſten, Fürſten, Prälaten, Grafen und Freiherrn befehligt, ſich danach zu achten, ſondern es war nur eine an die Richter, Beamte, Diener und Unterthanen in den niederländiſchen Erbländern gerichtete Verfügung, auf deren Einkünfte auch die Auszahlung der Beſoldung der Poſtbedienten angewieſen war. — Wenn hiergegen von taxiſcher Seite wohl eher eingewendet iſt, daß die dermalen eingerichtete Poſt von Brüſſel bis nach Wien, mithin von einem Ende Deutſchlands bis zum andern, und folglich durch vieler Reichsſtände Länder und Gebiete gegangen ſey, ſo bleibt es dennoch gewiß, daß Kaiſer Carl V., als Regent der burgundiſchen Niederlande, ſich unmöglich zur Anlegung der Poſten in andern Ländern berechtigt halten können. Man ſah alſo den Durchgang der taxiſchen Poſt durch diejenigen Gebiete und Länder, durch welche ihr Weg ſie führte, als eine bloße Privatſache an. Wenn Leonhard von Taxis dieſes Durchgangs wegen mit Privaten eine Vereinbarung traf, wenn für ſeine Poſtreiter Pferde gehalten, und ſo die Felleiſen von einem Orte zum andern weiter geführt wurden, ſo war dies nichts anders als ein Privatgeſchäft.

von dem die Obrigkeiten theils keine Kunde nahmen, theils ſich darein zu mengen, nicht veranlaßt ſahn. Jedem Reichsſtande ſtand das Recht zu, dieſes Gegenſtandes wegen diejenigen Verfügungen zu treffen, die er für die zweckmäßigſten hielt, und den taxiſchen Poſten einen freien Durchgang zu verſtatten oder zu verweigern, oder ſelbigen durch ſolche Bedingungen zu beſchränken, die er für ſein Intereſſe nothwendig fand. — So lange Carl V. mit der Herrſchaft über die Niederlande auch die Kaiſerwürde verband, ward in Deutſchland ſeinem niederländiſchen Generalpoſtmeiſter kein Hinderniß in den Weg gelegt, als aber nach Carls Tode ſein Sohn Philipp Herr der Niederlande ward, mochte hier und da bei dieſem oder jenem Reichsſtande die Frage zur Rede kommen, ob es auch unbedenklich ſey, ein ſpaniſch-niederländiſches Poſtweſen in ſeinen Staaten feſten Fuß faſſen zu laſſen? — Leonhard von Taxis, dem es nicht entging, daß man über der Beantwortung dieſer Frage nicht allenthalben einverſtanden ſey, ſuchte Carls V. Bruder und Nachfolger in der Kaiſerwürde zu bewegen, des Verſtorbenen niederländiſchem Beſtallungsbriefe eine kaiſerliche Beſtätigung zu ertheilen. Sein Wunſch ward im Jahre 1563 erfüllt: des Kaiſers Carl V. Beſtallungsbrief, der kaiſerlichen Beſtätigung wörtlich eingeſchaltet, und aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche übergetragen. — Ob nun gleich es am Schluſſe der Beſtätigungsacte ausdrücklich hieß: „Und gebieten darauf allen und jeden Churfürſten und Fürſten zu achten,“ und weiter unten: „ſo wie ſonſt allen andern Unſern, auch unſerer Königreiche, erblicher Fürſtenthümer und Landesunterthanen und Getreuen“ ꝛc., obgleich ferner dieſe kaiſerliche Beſtätigung den taxiſchen Poſten allerdings den Vortheil gewährte, daß man ihnen in manchen reichsſtändiſchen Ländern mehrere Willfährigkeit erwies; ſo blieben ſie doch immer nur burgundiſch niederländiſche, oder jetzt ſpaniſch-niederländiſche Poſten, und Leonhard von Taxis war immer noch nicht Reichsgeneralpoſtmeiſter, ſondern nur Generalpoſtmeiſter in den Niederlanden. — Wie wenig Kaiſer Ferdinand im Sinne hatte, die Landeshoheit der Fürſten durch das Aufdringen der taxiſchen Poſt zu beeinträchtigen, ſpricht die in ſeiner Beſtätigungsacte enthaltene Erklärung, daß dieſe Beſtätigung den Poſten, die er ſelbſt unterhalte, nicht zum Nachtheile gereichen ſollte, deutlich aus. An die Einführung eines kaiſerlichen Poſtweſens ward bis jetzt dem Anſcheine nach noch überall nicht gedacht. Erſt weiterhin ſchien das Poſtweſen und deſſen finanzielle Benutzung der deutſchen Stände Aufmerkſamkeit an ſich zu ziehn. Sie erſuchten im Jahre 1570 den Kaiſer Maximilian II., „das Poſtweſen beim Reiche zu erhalten und nicht in fremde Hände kommen zu laſſen.“ Doch ſchwankte man noch in Hinſicht der Grundſätze, nach welchen die Idee, von welcher man ausgehn wollte, zu verwirklichen ſey. Von dem Gedanken, mit der Kaiſerwürde die Leitung und die Intraden der Reichspoſt zu verbinden, war man wohl weit entfernt; dies beweiſen die von den kaiſerlichen Vorrechten durchaus unabhängigen Poſteinrichtungen, die man in den Jahren 1574, 1581 und 1586 im Churfürſtenthum Sachſen und in Würtemberg traf. Ueberdies wird ſelbſt in den jetzigen Annalen der deutſchen Erbländer des Hauſes Oeſterreich eines niederöſterreichiſchen Landpoſtmeiſters des Erzherzogs Matthias, eines Oberhofpoſtmeiſters des Erzherzogs Ferdinand in Tyrol und eines Erblandpoſtmeiſters in Steyermark erwähnt. — In dem letzten Decennio des 16ten Jahrhunderts ſchien das taxiſche Generalpoſtmeiſteramt zu Grunde zu gehn. Die ſeit achtzig Jahren beſtehenden

Unruhen in den Niederlanden bedrohten es mit einer Gefahr, die um ſo größer war, da Leonhard von Taxis den würtembergiſchen Poſtmeiſtern mit einer Schuld von 6000 Kronen verhaftet war, und ein gewiſſer Jacob Henot zu Cöln ſelbſt mit kaiſerlicher Unterſtützung es dahin gebracht hatte, daß die taxiſchen Poſten in Deutſchland ganz abgeſchafft, und durch andre, nach ſeinen Planen eingerichtete, erſetzt werden ſollten. — Leonhard von Taxis erhielt indeſſen über diejenigen, die ſeinen Vortheilen entgegenarbeiteten, einen vollſtändigen Sieg. Er ward im Jahre 1595 zum kaiſerlichen General-Oberpoſtmeiſter im Reiche ernannt. Churpfalz und Würtemberg mit mehrern andern Reichsſtänden fanden ſich deſſenungeachtet nicht verpflichtet, das taxiſche Poſtweſen für etwas anders anzuſehn, als für eine bloße ſpaniſch-burgundiſche Anſtalt; aber Kaiſer Rudolph II. nannte es in einem neuen kaiſerlichen, im J. 1597 ertheilten Beſtallungsbriefe: „Ein hochbefreyetes kaiſerliches Regal, dem kein Hinderniß, Eintrag, oder Nachtheil geſchehen dürfe.“ Im Jahre 1615 ward von Rudolphs Nachfolger, dem Kaiſer Matthias, dem mehrerwähnten Poſtweſen diejenige Feſtigkeit ertheilt, deren es noch bedurfte. Lamoral von Taxis, Leonhards Sohn, ward in den Freiherrnſtand erhoben und ihm die Belehnung, für ihn und ſeine männlichen Nachkommen über die Poſten im Reiche, als ein von neuem angeſetztes Regal und männliches Reichslehn ertheilt. Dieſe Belehnung ward demnächſt von Ferdinand II. auch auf Lamorals Enkelinnen und weibliche Erben erſtreckt. Dagegen verpflichtete er ſich: 1) als Reichsgeneral-Erbpoſtmeiſter nicht nur auf den Kaiſer, ſondern auch auf Churmainz ſeinen gehörigen Reſpect zu haben; 2) nicht nur von Cöln nach Frankfurt und von da nach Nürnberg und ſodann bis an die nächſte Poſt in Böhmen auf ſeine Koſten eine neue ordentliche Poſt anzulegen, ſondern auch die ſeit alten Zeiten gewöhnlichen ordinairen Poſten gehörig zu beſtellen und zu erhalten; 3) ſowohl kaiſerliche Stafetten als andere Briefe des Kaiſers, des Churfürſten von Maynz, des Reichs-Vicekanzlers, der kaiſerlichen geheimen Räthe, auch andrer hohen Beamten unentgeldlich zu beſorgen; hingegen 4) dem kaiſerlichen Hofe und niederöſterreichiſchen Poſtämtern keinen Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche taxiſche Poſt wöchentlich vom kaiſerlichen Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mayland, Mantua u. ſ. w. nach Augsburg und von da durch das Würtembergiſche auf Rheinhauſen, Creuznach nach Brüſſel, und wieder zurück. Die Reichsſtände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poſtſtellen angelegt waren, waren von aller Brieftaxe frei, und auch die Kanzleipackete der Häuſer Pfalz, Bayern, Würtemberg, Burgau und Baden wurden unentgeldlich beſorgt. Dagegen mußten ſie die Poſthäuſer und Poſtbedienten nicht nur von allen Beſchwerden befreyen, ſondern auch wegen richtiger Beſtellung ihrer Briefe und anderer Sachen noch einen gewiſſen Zuſchuß geben. In den Jahren 1603 bis 1615 wurden noch folgende Poſten eingerichtet: 1) von Rheinhauſen nach Frankfurt; 2) über die Bergſtraße, von Retz in der Oberpfalz bis Nürnberg; 3) von Nürnberg nach Frankfurt; 4) von Frankfurt über Fulda, Erfurt, Naumburg nach Leipzig und 5) von Cöln nach Hamburg. Immer noch war das Regal, das ſich der kaiſerliche Hof angemaßt hatte, nicht vom Reiche bewilligt und anerkannt. Nur Churmaynz mochte damit einverſtanden ſeyn. Nach der Reichsverfaſſung, wie ſie in den Jahren 1597 und 1615 ſchon feſt begründet war, ſtand es wohl nicht in der Macht des Kaiſers, die Zahl der Regalien zu ver-

mehren, ein ſo wichtiges Recht, wie das Poſtweſen war, für ein hochbefreites kaiſerliches Regal zu erklären und darüber eine erbliche Belehnung zu ertheilen. Die Freiherren, nachherigen Grafen und endlich Fürſten von Taxis, mußten dieſerwegen auch mit jedem einzelnen Reichsſtande über die Geſtattung ihrer Poſten ſich in Unterhandlungen einlaſſen und durch Güte unter Mitwirkung kaiſerlicher Empfehlungen zu bewirken ſuchen, was ſich als Schuldigkeit nicht fordern ließ. Mehrerer Urſachen wegen breitete ſich zwar die taxisſche Poſt immer weiter aus, aber wenn ſie ſich Rechte anmaßte, die ihr nicht förmlich zuerkannt waren, mußte ſie ſich Widerſprüche gefallen laſſen, und als im Jahre 1637 einige Reichsſtädte von ihr mit weniger Mäßigkeit behandelt wurden, nahm ſich das churfürſtliche Collegium ihrer an und reclamirte förmlich die Territorial-Gerechtſame der Stände in Anſehung der Poſten. Bald ward (namentlich während des dreißigjährigen Krieges) das öſterreichiſche Hofpoſtamt mit dem kaiſerlichen Reichspoſtamte in Streitigkeiten verwickelt, in welchen ſich zwar die Reichsſtände des letzteren annahmen; aber immer nur in ſo weit, als deſſen Ausübung in jedem ſtändiſchen Lande gutwillig zugeſtanden war. Das Haus Taxis ſuchte bei der Wahl Kaiſers Leopold I. dem künftigen Kaiſer das Poſtweſen in ſeinen Erblanden zu nehmen; aber das Churfürſten-Collegium wies dieſen Antrag ab, und das öſterreichiſche Landpoſtamt ward ſogar in der Wahlcapitulation beſtätigt. Im Jahre 1659 klagte Taxis beim Reichshofrathe gegen Brandenburg, Braunſchweig und Heſſen wegen Einrichtung ihrer Landpoſten, und bat um Abſchaffung aller dergleichen Landpoſten. Dieſe Klagen aber wurden nicht beachtet. In der Wahlcapitulation Kaiſers Joſeph I. geſchah der kaiſerlichen Poſtämter nur mit dem Zuſatze Erwähnung: „wo dergleichen kaiſerliche Poſtämter vorhanden und hergebracht ſind.“ — Die nähere Beſtimmung dieſes Gegenſtandes ward in dieſer, ſo wie in allen folgenden bisherigen Wahlcapitulationen auf einen Schluß des geſammten Reichs ausgeſtellt. Immer noch ſcheint die Ausdehnung und Gränze der Rechte des taxisſchen Poſtweſens ein Gegenſtand zu ſeyn, der einer näheren Erörterung bedarf, und dem das Siegel einer definitiven Beſtimmung fehlt. Wenn gleich durch den bekannten Reichs-Deputationsſchluß vom 25ſten Februar 1803 das fürſtliche Haus Thurn und Taxis in dem Beſitz und Genuß ſeines Poſtenrechtes erhalten ward; ſo heißt es dennoch im 17. Artikel der in Wien am 8. Junius 1815 unterzeichneten deutſchen Bundesacte: „Daß dieſes fürſtliche Haus in dem durch den oberwähnten Reichs-Deputationsſchluß, oder in ſpätern Verträgen beſtätigten Beſitz und Genuß der Poſten in den verſchiedenen Bundesſtaaten, ſo lang, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeſchloſſen werden ſollten, bleibt.“ Befindet ſich nun gleich das taxisſche Recht durch dieſe Verfügung noch immer in einer ſchwankenden Lage; ſo ſichert doch der eben angeführte Artikel der Bundesacte dieſem Hauſe „in jedem Falle, in Folge des Artikels 13 des beregten Reichsdeputations-Hauptſchluſſes, ſeine auf Belaſſung der Poſten oder auf eine angemeſſene Entſchädigung gegründeten Rechte und Anſprüche zu. Dieſes ſoll (ſo heißt es am Schluſſe dieſes Artikels) auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Poſten ſeit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputations-Hauptſchluſſes bereits geſchehen wäre, in ſo fern dieſe Entſchädigung durch Verträge nicht ſchon definitif feſtgeſetzt iſt.“ Wer etwas Näheres über die reichsverfaſſungsmäßigen Verhältniſſe zwiſchen dem taxisſchen Reichsgeneral-

Poſtmeiſteramte und den reichsſtändiſchen Territorialpoſten zu leſen wünſcht, wird ſich hinlänglich befriediget ſehn durch den dritten Abſchnitt des oben im Eingange dieſes Artikels bereits angeführten erſten Heftes der pütterſchen Erörterungen und Beiſpiele des deutſchen Staats- und Fürſtenrechts (Göttingen, 1790. 8.) und durch nachfolgendes Werk: Gedanken von der Rechtmäßigkeit der reichsſtändiſchen Landpoſten und der Unerweislichkeit eines dieſe ausſchließenden fürſtlich taxisſchen Reichspoſtmonopolii. (Von Friederich Wilhelm Peſtel, Doctor der Rechte, Profeſſor des natürlichen und des deutſchen Staatsrechts auf der Univerſität zu Leiden.) Rinteln 1759. 4. Mehrere neuere Poſteinrichtungen verdienen allerdings bemerkt und zur Nachahmung empfohlen zu werden. Zweier, die vorzüglich bei neueren Einrichtungen zum Muſter dienen könnten, mag hier Erwähnung geſchehen: der königlich däniſchen Verordnung wegen Beförderung der ordinairen fahrenden und Extrapoſten d. d. Friedensburg, den 28. Mai 1762 und der königlich preußiſchen erneuerten und erweiterten allgemeinen Poſtordnung für ſämmtliche königliche Provinzen, d. dat. Berlin, den 26. Nov. 1782. Fol., die man nebſt andern dahingehörigen Nachrichten findet im XI. Stücke des Journals von und für Deutſchland 1784. Seite 298—317. Der Zweck der Poſtanſtalt iſt erleichterte Communication unter den Menſchen, und je mehr die letztre nicht nur auf das bürgerliche und mercantiliſche Verkehr, ſondern auch auf die Geiſtescultur Einfluß hat, deſto wichtiger erſcheint die erſtere. Auch iſt die Poſtanſtalt um ſo vollkommener, ſowohl in groſſer, politiſcher Abſicht, als im beſchränktern finanziellen Sinne, je unmittelbarer und gerader ſie auf ihren Zweck hin arbeitet. Je mehr der Staat ſich beſtrebt, die Communicationen des Publicums leicht und bequem zu machen, je mehr er ſich beſchränkt, nur den Erſatz des auf die Anſtalt gewandten Capitals mit mäſſiger Verzinſung zu erhalten, um deſto mehr wird er gewinnen. Je mehr er dagegen die Poſtanſtalt nur als eine Quelle der Revenuen betrachtet, die er ſo hoch als möglich zu bringen ſucht, um ſo ſchlechter werden ſeine Einrichtungen werden, um ſo weniger wird er gewinnen, und das Inſtitut, das eine Wohlthat für das Publicum ſeyn ſoll, wird eine drückende Laſt für daſſelbe werden. Gegen dieſe Ideen (die Klüber in ſeiner ſehr verdienſtlichen Schrift: das Poſtweſen in Deutſchland, umſtändlich erörtert hat), iſt in unſerm Vaterlande nie ſo unverantwortlich geſündigt worden, als in der Rheinbundesperiode. Da es ſowohl dem Protector, als vielen rheinbündiſchen Regierungen, bald an Einſicht bald an Willen fehlte, um bei ihren Einrichtungen auf das Wohl der Unterthanen einige Rückſicht zu nehmen, ſo blieb man auch im Poſtweſen bei der heilloſen finanziellen Anſicht ſtehen, wovon die Folgen nicht auſſenbleiben konnten. Die Poſt wurde eine drückende, allen nöthigen und nützlichen Verkehr erſchwerende Zwangsanſtalt, der ſich möglichſt zu entziehen, vom Publicum alle Mittel aufgeboten wurden. Fünfzig von einander unabhängige, eine der andern entgegen arbeitende Poſtanſtalten wurden auf deutſchem Boden betrieben. Die Folge davon war, daß der Ertrag derſelben überall ſehr gering ausfiel, in einigen Ländern (z. B. im Königreiche Weſtphalen) kaum noch die Koſten aufbrachte, und ſchon der Vorſchlag geſchah, die reitenden Poſten ganz abzuſchaffen, und ſich mit der wohlfeilern Botenpoſt zu behelfen. Das Publicum aber ſah ſich überall den läſtigſten Plackereyen ausgeſetzt; die Communicationen waren erſchwert und gehemmt, und die Poſttaxen erſtiegen eine Höhe, über die jedermann die lauteſten und gerechteſten Beſchwerden führte. Nach der glücklichen Befreyung Deutſch-

lands überläßt man ſich aber nun der Hoffnung, daß dahin werde Bedacht genommen werden, die Poſtanſtalt wieder ſo wohlthätig für ganz Deutſchland, und mittelbar für ganz Europa, in deſſen Mitte Deutſchland liegt, zu machen, als ſie es bei guter Einrichtung ſeyn kann, und ehemals geweſen iſt. Das Hauptmittel zu dieſem Zwecke würde ſeyn, die Poſten in ganz Deutſchland wieder einer Direction zu übergeben, welche dieſelben nach liberalen Grundſätzen einrichtete, nach ihrem wahren Zwecke zum Beſten des Publikums verwaltete, und nebſt Erſatz der Koſten nur einen gemäſſigten Gewinn verlangte. Dadurch würden alle gerechten Anſprüche des Publikums erfüllt, und ein neues wohlthätiges Band zur feſten Wiedervereinigung der Deutſchen hergeſtellt (ſ. Patriotiſche Wünſche, das Poſtweſen von Deutſchland betreffend. 8. Weimar 1814).

Poſtillen werden Predigtbücher darum genannt, weil die Predigt aus den Textworten abgeleitet wird, und daher ihr Thema postilla sc. textus verba abhandelt. E.

Poſtulat heißt in der Logik jeder practiſche Grundſatz, d. h. jeder Grundſatz, der ſich auf eine Handlung bezieht. Es muß daher die Möglichkeit der Ausführung bei dergleichen Poſtulaten gezeigt werden. In der Mathematik heißt Poſtulat ein practiſcher Satz, welcher die Handlung ausdrückt, wodurch ein Begriff ausgedrückt wird. In der kritiſchen Philoſophie heißt ein Poſtulat ein ſynthetiſches Urtheil, wodurch nichts im Begriffe des Gegenſtandes, ſondern dieſer mit dem Erkenntnißvermögen verknüpft, und dadurch ein neuer Begriff, z. B. der Möglichkeit, hervorgebracht wird.

Poſtuliren. Dieſer Ausdruck wird in Kirchenſachen gebraucht, wenn ein Capitel eine ſolche Perſon zum Prälaten oder Vorſteher verlangt, die zwar die Tüchtigkeit dazu hat, nach den Kirchengeſetzen aber nicht gewählt werden kann, weßhalb die Beſtätigung höhern Orts poſtulirt werden muß. Es ſind dabei wenigſtens zwei Drittel der Stimmen nöthig; concurriren aber zwei poſtulirte Candidaten, ſo reichen auch weniger Stimmen hin, und die Mehrheit entſcheidet. Der Papſt hat alsdann das Recht, durch ein Breve Eligibilitatis eine poſtulirte Perſon für wählbar zu erklären.

Potemkin (Gregor Alexandrowitſch Fürſt von), ruſſiſcher Feldmarſchall, geb. 1736 bei Smolensko, aus einer urſprünglich polniſchen Familie, ſtarb den 16ten Oct. 1791. Unter allen Günſtlingen der Kaiſerin Catharina II. war Potemkin während 32 Jahre das einzige Beiſpiel, daß ſich der Favorit in den Alles dirigirenden Staatsmann verwandelte. Hieraus ſollte man ſchließen, daß auch die letztern Talente in ihm ſich entwickelt hätten; allein nach der Schilderung, die ein unterrichteter Geſchichtsforſcher und Staatsmann, Herr von Dohm, in ſeinen Denkwürdigkeiten (I. S. 406, und Beil. F.) von ihm entwirft, war er nichts als ein kühner und verſchlagener Hofmann, ohne gründliche Staatskenntniſſe. Sein ſchnelles Glück, ſein mächtiger Einfluß, und die Gewalt, welche er über die Kaiſerin ausübte, ſelbſt das Orientaliſche und abſichtlich Sonderbare in ſeiner Lebensweiſe, haben oft in ihm einen außerordentlichen Mann erblicken laſſen, deſſen Fehler nur als Mißverhältniſſe ſeiner an ſich großen Eigenſchaften anzuſehen wären. Man hat ſogar in ſeiner Rohheit, in ſeinen Launen eine gewiſſe ihm eigene Originalität und in der ungebundenen Frechheit, mit der er ſeinen Leidenſchaften ſich überließ, eine Größe, die nur über das Herkommen ſich wegſetzte, finden wollen; allein mit Unrecht. Potemkin war durchaus kein großer Mann, weil alle ſittliche Würde ihm

fehlte; er war auch nicht einmal ein außerordentlicher, ſondern ein ſehr gemeiner Menſch, der, von außerordentlichen Umſtänden begünſtigt, unter großen Verhältniſſen gewirkt hat. Man verbinde mit dieſem Urtheile des Herrn von Dohm, was der ſehr unterrichtete Verfaſſer der Aufſätze: Potemkin der Taurier, in der Minerva des Herrn von Archenholz, 1797 — 1800, und der Verfaſſer der Schrift: Panſalvin, Fürſt der Finſterniß und ſeine Geliebte, Germanien 1794, und der Schrift: Ruſſiſche Günſtlinge, Tübingen 1810, über Potemkin ſagen, um ein treues Bild von dieſem denkwürdigen Manne zu erhalten, der nur in Rußland, und nur unter einer Kaiſerin, wie Catharina, eine ſolche Rolle ſpielen konnte. Er hat ſie nicht ausgeſpielt, weil weder höhere Talente, noch weniger Charakterſtärke ſeinen Willen dabei unterſtützte. Ein Zufall erhob ihn; und ſeine Phantaſie hielt ſeitdem Alles für möglich und Alles für erlaubt. Er war im J. 1762 Fahniunker in der Garde zu Pferde. Als Catharina in Uniform durch die Glieder ritt, um für ihre Thronbeſteigung die Gunſt der Truppen zu gewinnen, bemerkte Potemkin, daß ſie keine Quaſte an ihrem Degen hatte. Sogleich knüpfte er die ſeinige los, und bot ſie der Kaiſerin dar. Seine Geſtalt und ſeine Aufmerkſamkeit machten Eindruck auf Catharina. Er ſelbſt wußte ſich bald in ihrer Gunſt zu befeſtigen, nachdem es ihm gelungen war, zu dem engern Kreiſe ihrer Geſellſchaft zugelaſſen zu werden. Er verdrängte ſeine Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, und vom J. 1776 an war er erklärter Liebling. Sein Hochmuth zog ihm den Haß der Orlows zu, und in einem Streite mit Alexis Orlow verlor er durch einen Schuß ein Auge. Dies machte ihn der Monarchin um ſo werther; und da er aus Klugheit von Zeit zu Zeit ſich zurückzog, nach eigener Laune aber an den Hof zurückkehrte, ſo blieb er ihr immer neu. Sie ernannte ihn zum Kriegsminiſter. Sein Einfluß auf die Staatsverwaltung ward dadurch entſchieden; er wußte jetzt ſtatt der frühern Zuneigung in der Kaiſerin die Meinung zu erhalten, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich ſey. Catharina fühlte nämlich, daß ſie von wichtigen Männern gehaßt war, ſie fürchtete ſogar ihren eigenen Sohn, dem ſie nach ſeiner Volljährigkeit den Thron zu überlaſſen verpflichtet war, und ſah daher in Potemkin, welchen der Großfürſt, Graf Panin und die Erſten der Nation haßten, nur den entſchloſſenen, vor nichts erſchreckenden, kräftigen Mann, welcher durch Gewalt und Kühnheit jeden Gedanken an Widerſtand niederſchlug. Sie übertrug ihm daher eine unumſchränkte Macht, vor der ſie zuletzt wohl ſelbſt zitterte. Gleichwohl behauptete ſich Potemkin ſeit 1776, ſechzehn Jahre hindurch, bis an ſeinen Tod, gegen alle Gegner in der unumſchränkten Beherrſchung ſeiner Monarchin. Er feſſelte ſie keinesweges durch ſeltene Vorzüge des Geiſtes oder des Herzens; alles erklärt der höchſte Grad frecher Unverſchämtheit von ſeiner, und eine große weibliche Schwäche von der andern Seite. Er war der einzige der Günſtlinge Catharina's, deſſen großer politiſcher Einfluß erſt begann, als er den Platz des Lieblings aufgab. Seit 1778 führte er bis an ſeinen Tod faſt ganz die Leitung der auswärtigen Verhältniſſe, wo er dem preußiſchen Syſtem, welchem Graf Panin, der 1783 ſtarb, ergeben war, entgegenwirkte. Doch ließ er manches geſchehen, woran er Theil zu nehmen kein Intereſſe fand, oder wovon Panins gründliche Staatskenntniſſe ihn abhielten, z. B. von dem Abſchluſſe einer Allianz mit England. (S. v. Dohm a. a. O. II. 111 u. 131.) Uebrigens handelte Potemkin auch in den auswärtigen Verhältniſſen kühn und ohne alle Rückſicht. So ließ er dem König Friedrich II. im J. 1782 durch

den Grafen Görz den Antrag zu einer neuen Theilung des noch beſtehenden Polens machen. „Die erſte Theilung,“ ſagte er, „ſey nur ein Kinderſpiel geweſen, man hätte ſchon damals ſogleich alles theilen ſollen, das Geſchrei würde nicht größer geweſen ſeyn.“ Als der König aber dieſen Vorſchlag, im Sinne des Gutachtens ſeines Miniſters, aus Rechtsgründen gänzlich von ſich wies, war dies dem Fürſten Potemkin ſo unerwartet, daß er nach dreimaliger Durchleſung dem Miniſter das königliche Schreiben mit den Worten zurückgab: „nie hätte ich geglaubt, daß König Friedrich romantiſcher Ideen fähig ſey.“ Welchen Sinn Potemkin für Völker- und Menſchenrecht hatte, bewies er bei der gewaltſamen Unterdrückung der Crimm im J. 1783. Als die Tataren ſich weigerten, der Kaiſerin zu huldigen, erhielten die Generale den Befehl, die Widerſpenſtigen niederzuhauen. Ein General weigerte ſich, dies zu thun, weil „er kein Scharfrichter ſey;“ aber Paul Potemkin, ein Verwandter des Fürſten, vollzog den Auftrag, und ließ 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. Als Generalgouverneur von Taurien behandelte Potemkin die Tataren mit der grauſamſten Willkür, und entvölkerte dadurch die Provinz. Ohne daß er die Talente und Kenntniſſe eines Feldherrn beſaß, ſtand das ganze Kriegsheer und jeder Feldherr, ſo berühmt er auch durch ſeine Siege ſeyn mochte, unter ſeinem unumſchränkten Befehl. Eben ſo wenig mit den äußern Verhältniſſen des Reichs bekannt, als mit der innern Verwaltung, entſchied er doch immer allein, was die Ehrſucht und Eitelkeit der Selbſtherrſcherin innerhalb ihres Reichs oder gegen fremde Mächte unternehmen ſollte. Die höhern Zwecke des Staatenwohls waren ihm fremd. Er kannte nichts, als äußern, die Augen der Menge blendenden Glanz, mit dem er ſich bedeckte, während er nachläßig ihn zu verachten ſchien. Er allein wollte der Mächtige ſeyn; dies wußte er mit plumpem Uebermuthe zu zeigen; denn jeden durch Verdienſt, Geburt oder Reichthum ausgezeichneten Mann drückte er durch Grobheit nieder, und mißhandelte ohne Rückſicht auf Rang die Eingebornen, nicht bloß mit Worten, ſondern ſogar mit Schlägen. Auch die Anträge und Vorſtellungen angeſehener Fremden, oder der Geſandten unabhängiger Mächte hörte er, wie Bitten ſeiner Untergebenen, mit dem wegwerfenden Stolze eines übermüthigen Herrſchers an. Gegen die Kaiſerin bewies er ſolchen Trotz, daß man zu erzählen wagte, er habe ſeine Gebieterin geſchlagen. Gewiß iſt, daß er ihren Wünſchen ſich oft laut widerſetzte, und gefliſſentlich das Gegentheil davon that. Dagegen täuſchte er ſie wieder durch die kühnſten, auf ihren Charakter berechneten Schmeicheleien. Von dem Funken des Genies, das dem Titanenſtamm der Orlows eigen war, ſagt Heeren, ſchien nichts auf ihn gekommen zu ſeyn; nicht ſowohl Herrſchſucht und Ruhmſucht, als Geldſucht und Ordensſucht trieben ihn. Aber einer Monarchin zur Seite, die hoher und kühner Ideen fähig war, ſchmeichelte er dieſen, und ſo gewann und behauptete er, geſtützt auf einen für ſeine Welt paſſenden Uebermuth, einen Einfluß, der die Schickſale des Nordens beſtimmte. Folgendes beweiſ't ſeine Trugliſt gegen die Kaiſerin. Als Catharina im J. 1787 nach Taurien reiſ'te, um dieſe neue Provinz zu ſehen, waren auf Potemkins Anordnung längs der Land- und Waſſerſtraße hin und wieder Scheinſtädte und Dörfer aufgeſchlagen, und die Einwohner der umliegenden Gegend in ihren Feierkleidern dahin aufgeboten. Bei der Eile hatte die Monarchin nicht Zeit, die Sache genau zu unterſuchen, und Potemkins Abſicht, ihr eine ausnehmende Idee von den Fortſchritten der Cultur in dem ihm anvertrauten Gouvernement

und von dem Wohlſtande der Einwohner zu machen, war erreicht. Ein anderes Mal ſoll er dieſelben Regimenter an verſchiedenen Tagen in verſchiedenen Uniformen vor der Kaiſerin gemuſtert haben, um ihr die Vollzahl des Heeres zu zeigen. Der Fürſt von Ligne entwarf von ihm in dem Lager vor Oczakow, im Auguſt 1788, mit dem Witze eines Hofmanns, der die Wahrheit nur errathen läßt, ein Bild, das ſo bizarr iſt, wie der Mann, den es darſtellen ſoll. „Ich ſehe einen Feldherrn vor mir, der nichts zu thun ſcheint, und unaufhörlich beſchäftigt iſt; er hat keinen andern Schreibtiſch als ſeine Kniee, und keinen andern Haarkamm als ſeine Finger; beſtändig liegt er, und doch ſchläft er weder Tag noch Nacht, weil ſein Eifer für ſeine angebetete Monarchin ihn unaufhörlich bewegt; jeder Kanonenſchuß, wo er nicht dabei iſt, beunruhigt ihn durch die Vorſtellung, er könne einigen ſeiner Soldaten das Leben koſten. Unerſchrocken für ſeine Perſon, zittert er für Andere. Er hält unter dem ſtärkſten Feuer einer Batterie, um Befehle zu ertheilen; doch iſt er mehr Ulyß als Achill, vor jeder Gefahr unruhig, in derſelben aufgeräumt; traurig beim Vergnügen, unglücklich weil er überglücklich iſt, findet er an nichts Freude noch Geſchmack: denn Alles hat er ausgekoſtet; mürriſch, launiſch, iſt er bald ein tiefer Denker, ein geſchickter Miniſter, ein feiner Staatsmann, bald ein zehnjähriges Kind; ohne Rachſucht bittet er einen Verdruß ſogleich ab, macht ſchnell eine Ungerechtigkeit gut; er glaubt Gott zu lieben, und fürchtet den Teufel, den er ſich noch größer und dicker (plus gros, kann auch heißen gröber) vorſtellt als einen Fürſten Potemkin; mit einer Hand winkt er ſchönen Frauen, mit der andern kreuzigt er ſich; jetzt hebt er fromm die Arme zu einem Madonnenbilde auf, jetzt ſchlingt er ſie um den Nacken ſeiner Buhlfrau; er empfängt Geſchenke ohne Zahl von ſeiner Gebieterin, um ſie ſogleich zu vertheilen; er nimmt Landgüter von der Kaiſerin an, und gibt ſie ihr zurück, oder bezahlt (?) was ſie ſchuldig iſt, ohne es ihr zu ſagen; er verkauft und kauft große Güter, baut Säulenreihen, legt engliſche Gärten an, und ſucht Alles wieder loszuwerden; ſo ſpielt er ſtets, oder nie, verſchenkt lieber, als daß er ſeine Schulden bezahlt; iſt unermeßlich reich, und hat nie Geld; bald mißtrauiſch, bald gutmüthig, eiferſüchtig oder dankbar, übelgelaunt oder ſcherzhaft, faßt er ſchnell Vorgunſt oder Abneigung, um eben ſo ſchnell ſie wieder aufzugeben, ſpricht mit ſeinen Generalen von Theologie, mit den Erzbiſchöfen von Krieg, lieſ't nie, ſondern hört die aus, mit denen er ſpricht, und widerſpricht nur, um mehr zu hören, ſieht dabei aus bald wie ein Barbar, bald wie die Anmuth ſelbſt, kann, wie er will, zurückſtoßen, und anziehen; kurz, er gleicht dem hochmüthigſten Satrapen des Orients, wie dem liebenswürdigſten Hofmann Ludwigs XIV.; unter ſcheinbar großer Härte, hat er in der That (?) ein ſanftes Herz; ſeltſam in Allem, was er thut oder nicht thut, will er Alles haben, wie ein Kind, und weiß Alles zu entbehren, wie ein Erwachſener; er ſieht aus wie ein Schmecker, und iſt mäßig, nagt an Aepfeln, an Rüben, oder an ſeinen Nägeln, ſchilt oder lacht, ſpottet nach, oder flucht, reißt Zoten oder betet, ſingt oder ſinnt, ruft und heißt gehen; läßt zwanzig Adjutanten zurückholen, und ſagt ihnen kein Wort; er erträgt die Hitze beſſer als Jemand, und ſcheint an nichts als an die ausgeſuchteſten Kühlbäder zu denken; er ſpottet der Kälte, und ſcheint ohne Pelzwerk nicht leben zu können; er iſt ſtets ohne Unterhoſen und im Hemde, oder in einer auf allen Nähten geſtickten Uniform; in bloßen Füßen, oder in reich geſtickten Pantoffeln, ohne Mütze und Hut, ſo habe ich ihn einmal unter Flintenſchüßen geſehen; bald

trägt er einen alten Schlafrock, bald einen prächtigen Leibrock mit ſeinen drei Großkreuzen, Ordensbändern und dem mit daumgroßen Diamanten beſetzten Porträt der Kaiſerin, vor dem Feinde, als ob ſie nach den Diamanten ſchießen ſollten; bei ſich auf der Stube geht er gebückt, zuſammenfallend, an der Spitze des Heeres erſcheint er groß, aufrecht, ſtolz, ſchön, majeſtätiſch, wie Agamemnon unter den Königen Griechenlands. — Worin beſteht alſo ſein Zauber? — Genie iſt's, und abermals Genie, und überall Genie; ein natürlicher Verſtand, ein herrliches Gedächtniß, ein hochſtrebender Geiſt, Neckerei ohne Bosheit, Liſt ohne Tücke; ein glückliches Gemiſch von Launen, wo ſeine guten Augenblicke ihm die Herzen gewinnen; dabei viel Großmuth, Freundlichkeit und Beurtheilung in ſeinen Belohnungen; viel Geſchick; die Kunſt zu errathen, was er nicht weiß, und eine große Menſchenkenntniß!" So ſehr auch dieſes Bild ins Schöne gemahlt iſt, und in Gegenſätzen ſchimmert, ſo zeigt es doch den allmächtigen Günſtling im Glanze ſeiner Größe als ein verzogenes Kind des Glücks, ohne innere Cultur, roh, wild, unwiſſend, aber ausgezeichnet durch eine gewaltige Natur; in der Hofkunſt ein Proteus. Der preußiſche Geſandte, Graf von Görz, ſagt von ihm: C'est un homme qui a du génie et des talens, mais dont l'esprit et le caractère n'invitent pas à l'aimer ni à l'estimer (ſ. von Dohms Denkwürdigkeiten II. XXVI.). Man glaubt, daß Potemkin ſeiner Monarchin vorgeſchlagen habe, die Crimm in Beſitz zu nehmen, und am Dnepr, 10 Stunden von Oczakow, im J. 1778, den Grund zu der Stadt Cherſon zu legen. Taurien beſchäftigte Potemkins ganze Aufmerkſamkeit. Er führte daſelbſt mehrere Fruchtbäume ein, und legte bei Soudac die große Brannteweinbrennerei an. Auch verdankt ihm Petersburg eine Glas- und Spiegelmanufactur, die an Größe und Schönheit ihrer Producte der zu Venedig und Paris gleich kommt. Ueberhaupt ſchätzte Potemkin die Künſte; er liebte leidenſchaftlich die Muſik, und hatte überall 80 Muſiker in ſeinem Gefolge. Im Beſitz von unermeßlichen Ländereien, von mehrern Kiſten mit Juwelen und Bankbillets von allen handelnden Nationen Europa's, erkaufte er noch dazu, ohne ſie zu bezahlen, die reichen Verlaſſenſchaften der Fürſten Lubomirskt und Sapieha in Podolien und Litthauen. Auch ſeine Oberſtatthalterwürde von Taurien und die eines Großadmirals vom ſchwarzen Meere waren mit beträchtlichen Einkünften verbunden. Seit 1776 war er deutſcher Reichsfürſt. In der Folge wollte er Herzog von Curland werden. Friedrich II. ließ ihm hierzu ſeine Mitwirkung anbieten; allein Potemkin erklärte, daß theils dieſe Beſitzung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhängen würde, ſie zu erhalten, ohne deßhalb den König zu bemühen. Ueberhaupt ſpottete er über die einfache Lebensweiſe des Königs, und als er von ihm den ſchwarzen Adlerorden ſpäter, als er ihn erwartet haben mochte, erhielt, ſagte er wegwerfend: „er ſey zwar dem König ſehr verbunden, auch wiſſe er in der That nicht, wie er die Menge von Auszeichnungen der Art, die er ſchon habe, gehörig neben einander ordnen ſolle." Im J. 1787 ertheilte ihm Catharina den Ehrennamen des Tauriers. Seinem Hochmuthe fehlte jetzt noch das Band des St. Georgen-Ordens, welches nur einem Oberfeldherrn nach einem Siege zu Theil werden konnte. Er reizte daher im J. 1787 die Pforte zur Kriegserklärung. Das ſogenannte orientaliſche oder griechiſche Syſtem und die Vertreibung der Türken aus Europa war ſein Lieblingsgedanke, deſſen Ausführung ſeit Catharina's berühmter Reiſe nach Taurien (Januar bis Juni 1787) und ſeit ihrer Verbindung mit Joſeph II. ihm nahe ſchien. Er ſelbſt

hoffte dann die Moldau und Wallachei als ein unabhängiges Fürſtenthum unter Rußlands Schutz zu erhalten. Jetzt ſah ſich Potemkin an der Spitze eines Heeres von 150,000 Mann, unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherren; ſeine Gewalt war unumſchränkt; die ganze Kriegsverwaltung hing von ihm allein ab. Der Krieg ward in den Ebenen vor Oczakow, der Kuban und der kleinen Tatarei mit wilder Zerſtörungswuth geführt. Hunger und Peſt vermehrten die allgemeine Noth. Die Lebensmittel mußten aus entfernten Gegenden herbeigeſchafft werden. Wie Potemkin ſich hier zeigte, eitel und verwegen, großartig und klein, hochfahrend und ſchmeichleriſch, offen und falſch, erzählt der Fürſt von Ligne in ſeinen Briefen aus dem Lager vor Oczakow im J. 1788. Potemkin belagerte Oczakow vom Juli bis zum 17ten Dec. 1788. Die Kälte ſtieg bis zu einem für dieſe Gegenden ungewöhnlich hohen Grade. Die Ruſſen mußten ſich in der Erde Höhlen zu Hütten ausgraben; und Potemkin wagte endlich einen entſcheidenden Streich, um nicht gezwungen zu ſeyn, die Belagerung aufzuheben. In der Nacht vom 17ten Dec. eroberte er die bis auf eine ſchmale Mauerlücke faſt unverſehrte Feſtung mit Sturm, der aber ohne das Auffliegen eines großen Pulvermagazins wohl nicht gelungen ſeyn möchte. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde drei Tage lang geplündert; mehr als 30,000 Menſchen kamen auf beiden Seiten ums Leben; Potemkin aber erhielt das große Band des h. Georgs, ein Geſchenk von 100,000 Rubeln, den Titel eines Koſaken-Hetmann und einen mit Diamanten beſetzten und mit Lorbeerzweigen umwundenen Commandoſtab. Als er hierauf im März 1791 nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiſerin ihm zu Ehren glänzende Feſte veranſtalten, ſchenkte ihm den tauriſchen Palaſt und ein mit Diamanten beſetztes Kleid. Geſättigt von Glanz und Pracht begab er ſich auf den Friedenscongreß zu Jaſſy, wo die Präliminarien zwiſchen der Pforte und Rußland den 11ten Aug. 1791 abgeſchloſſen, aber erſt den 9ten Jan. 1792 in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Während der Unterhandlungen ließ der Großvezier Juſſuf Paſcha ihn erſuchen, etwas von einigen Friedensbedingungen nachzulaſſen, weil er ſonſt in ihnen zu gleicher Zeit ſein Todesurtheil zu unterſchreiben fürchten müßte. Trotz dieſer Bitte gab Potemkin eine abſchlägige Antwort. Indeß erlebte er, der Urheber des Kriegs, nicht den Friedensſchluß. Er wurde von der im Feldlager herrſchenden Krankheit befallen, achtete nicht auf den Rath der berühmteſten Aerzte von Petersburg, Tiemann und Menat, die er bei ſich hatte, ſondern ſetzte ſeine ausſchweifende Unmäßigkeit fort. Da ihm die Luft von Jaſſy nachtheilig ſchien, wollte er nach Nicolaeff gehen; kaum hatte er aber nach dem erſten Nachtlager drei Stunden Wegs zurückgelegt, ſo wurde ihm übel. Er ſtieg aus dem Wagen, und gab in den Armen ſeiner Nichte, der Gräfin Branicka, geb. von Engelhardt, unter einem Baume den 16ten Oct. ſeinen Geiſt auf. Sein Leichnam wurde nach Cherſon gebracht, wo die Kaiſerin 100,000 Rubel zur Errichtung eines Mauſoleums für ihn beſtimmte. — Wenn man den ſittlichen Werth dieſes Mannes würdigt, ſo zweifelt man, ob Catharina den Beinamen der Großen verdiene, da ſie das Wohl von vielen Millionen und ſich ſelbſt einem ſolchen Manne, der die höchſte ſittliche Unwürdigkeit durch nichts Edles gut machte, unterordnen konnte. Bis zum Ueberdruß geſättigt durch jede ſinnliche Luſt, ſetzte Potemkin ſeine Größe darein, ſich keine verſagen zu dürfen, und mit gränzenloſer Vergeudung der Staatsgelder, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens der Menſchen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Ob ihm gleich die Monarchin

ſie jedem Wunſche zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die ſie ihm ſchenkte, allen Glauben überſteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andere Zwecke anvertraute Geld für ſich zu behalten, ſogar Zahlungsbefehle der Kaiſerin an die Kaſſen zu erdichten, um Gelder an ſich zu reiſſen, die für die Bedürfniſſe des Staats unentbehrlich waren. Auch von fremden Mächten ließ Potemkin ſich erkaufen (ſ. v. Dohm a. a. O. II. 108), um die Beförderung ihrer Abſichten zu verſprechen, deren Einfluß auf das Wohl des Reichs zu beurtheilen ſeine Einſicht zu beſchränkt war. Im Beſitz eines Vermögens, das man nach ſeinem Tode auf 50 Millionen Thlr. ſchätzte, und die größten Summen mit Verachtung im Spiele oder ſonſt aus Laune wegwerfend, pflegte er diejenigen nicht zu bezahlen, die für ſeine Bedürfniſſe gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten ſich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für Potemkin zu liefern, und kniend ſah man ſie flehen, ſie ihres Eigenthums nicht ganz zu berauben. (S. v. Dohm a. a. O. I.) Man irrt nicht, wenn man die ungeheure moraliſche Verderbtheit derer, welchen unter Catharinens Regierung die meiſte Gewalt anvertraut war, und der Panin bei ſeiner Indolenz nur ſchwach entgegenwirkte, zum Theil aus Potemkins Beiſpiel ſich erklärt. Sein höchſtes Streben war auf den Flitterſtaat äußrer Größe gerichtet; wie leicht konnte dies ſinnlich eitle und leichtſinnige Menſchen zur Nachahmung reizen! K.

Potenz iſt in der Rechenkunſt das Product aus lauter gleichen Factoren. Wenn man nämlich eine Zahl (alsdann die Wurzelzahl genannt) mit ſich ſelbſt multiplicirt, ſo wird eben dieſe Wurzel zu einer eben ſo vielten Potenz erhoben, als vielmals dieſe Multiplication geſchieht. Man bezeichnet die Potenz ſo, daß man oben an die Ziffer, welche die Wurzel andeutet, eine kleine Ziffer ſetzt, welche anzeigt, wie oft dieſe Zahl mit ſich ſelbſt multiplicirt werden ſoll, und der Exponent heißt. So iſt $3^2 = 9$, $3^3 = 27$; $3^4 = 81$ u. ſ. w. $10^6 = 1{,}000{,}000$. — In der Mechanik heißt Potenz jede Kraft, ſie mag eine erhaltende oder auch eine bewegende ſeyn.

Pothier (Robert Joſeph,) Rath beim Landgericht von Orleans, geboren daſelbſt 1699, geſtorben 1772, einer der gründlichſten Kenner des römiſchen und franzöſiſchen Rechts. Er erwarb ſich den Ruhm, den bis auf ihn vergebens verſuchten Plan auszuführen, die ſo verwirrt in den Sammlungen Juſtinians enthaltenen Maximen und Grundſätze des römiſchen Rechts in eine natürliche und methodiſche Ordnung zu bringen. Er führte dieſe große Arbeit in ſeinen Pandecten aus, die zur Schande ſeines Vaterlandes dort nie gehörig geſchätzt wurden, während man ſie im Auslande nach Verdienſt würdigte. Seine tiefe Kenntniß des ſo verwickelten in ſeinen Principien ſo verworrenen und unſichern droit coutumier bewies Pothier durch ſeine Introduction à la coutume d'Orléans und den ſie begleitenden Commentar, wodurch er Ordnung in dieſes Chaos brachte. Aber den größten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Traités, die er über verſchiedene Theile des Rechts verfaßte. Der erſte, der den übrigen gleichſam zur Grundlage dient, iſt der Traité des Obligations, in welchem man, ſo wie in den folgenden, jenen methodiſchen Geiſt, der den Verfaſſer charakteriſirt, ein ſolides Räſonnement, klare und beſtimmte Erörterungen, und überdies eine reine und ſtrenge Moral findet. Die Gegenſtände, die er darin abhandelt, ſind gewiſſermaßen die Baſis der Geſellſchaft; die Principien ſind aus der Natur des Menſchen, und aus dem urſprünglichen Geſetze, das ihn zum gemeinſchaftlichen Leben mit ſeines Gleichen beſtimmt, geſchöpft. Pothiers Leben war übereinſtimmend mit der Moral ſeiner Schriften. Einfach

in ſeinen Sitten, war er von der äußerſten Uneigennützigkeit. Er war zum Lehrer des franzöſiſchen Rechts auf der Univerſität Orleans ernannt worden. So gewiſſenhaft er dies Amt verwaltete, ſo nahm er doch die damit verbundene Beſoldung nicht an, ſondern beſtimmte ſie zu Belohnungen für die fleiſſigſten unter ſeinen Zuhörern. Für ſeine Werke nahm er nie ein Honorar, ſondern machte es ſeinem Verleger zur Pflicht, ſie möglichſt wohlfeil abzulaſſen. Er entſchädigte einſt eine Partei, welche ihren Prozeß verloren hatte, weil er fand, daß er ein Actenſtück überſehen hatte, das ihm von entſcheidender Wichtigkeit ſchien. Seine zahlreichen Werke ſind nur zum Theil gedruckt worden; ſie anzuführen, iſt hier der Ort nicht.

Potocki. In dieſer alt-polniſchen Familie zeichneten ſich vorzüglich aus: I. Graf Paul, Caſtellan von Kaminiec in Podolien, ein durch Staatsklugheit und Gelehrſamkeit bedeutender Mann im 17ten Jahrhunderte. Seine Schriften gab der Kron-Großreferendarius, Graf Joſeph Andreas Zaluſki, heraus, und fügte eine Genealogia Potochiana hinzu. — II. Graf Anton, des Vorigen Enkel, Sohn des Woiwoden von Smolensk, Graf Alexander Potocki, und Bruder des Erzbiſchofs von Gneſen, Primas von Polen, Theodor Potocki. Er war Geſandter des Königs Auguſt II. bei der ruſſiſchen Kaiſerin Anna Iwanowna, hierauf Woiwode von Belzk, und unter Auguſt III. Marſchall des Adels, und Oberhofmarſchall der Königin. Seine Reden, die man für muſterhaft hält, ſind zum Theil in Daneykowiczs Suada Polona abgedruckt. — III. Graf Stanislaus Felix, Großfeldherr der polniſchen Artillerie, ein durch ſeinen Reichthum viel vermögender Mann, welcher großen Antheil an den polniſchen Unruhen im Jahre 1788 nahm. Hartnäckig beharrte er auf der alten Staatsform der Republik, in welcher der Adel beinahe geſetzlos die höchſte Gewalt ausübte, und arbeitete der neuen Verfaſſung, die der polniſche Reichstag am 5ten Mai 1191 beſchloß, entgegen, eine Urkunde, von deren Beſtand Jedermann die Wiederherſtellung des zerrütteten Polens erwartete. Allein eben deßhalb mißfiel ſie dem ruſſiſchen Cabinet; und Potocki vergaß ſo ſehr die Pflicht gegen ſein Vaterland, daß er, nachdem er zum Umſturz jenes Grundgeſetzes die targowiczer Conföderation geſtiftet, und in dieſer Abſicht nach Wien, Jaſſy und Petersburg Reiſen unternommen hatte, endlich mit dem ruſſiſchen Hofe in Verbindung trat. Er erließ hierauf, vereinigt mit Rzewucki und Branicki, im Mai 1792, zu Targowicz eine offene Erklärung gegen die Conſtitution vom 3ten Mai, ſchloß ſich an die ruſſiſche Armee an, und erlangte ſolchen Anhang, daß ſelbſt der ſchwache König Stanislaus Auguſt (ſ. d. Art.) dem targowiczer Vereine beitrat, worauf der unter Rußlands Einfluß ſtehende, und von Potocki geleitete Reichstag zu Grodno gehalten wurde. Dieſer hob die monarchiſche Conſtitution vom 3ten Mai auf, und unterſchrieb die Theilung des Landes. (S. d. Art. Polen.) Mehrere Polen haben geglaubt, es ſey Potocki's Abſicht geweſen, die Krone Poniatowsky'n zu entreißen, und auf ſein Haupt zu ſetzen. Seit 1793 übertrug ihm Catharina II. mehrere wichtige Geſchäfte in Polen, und belohnte ihn mit dem Alexander-Newsky-Orden. Als aber im Jahre 1794 die cracauer Conföderation, unter Koſziusko, Kolontay, Ignaz Potocki u. A. die Vertreibung der Ruſſen aus Warſchau und Wilna zur Folge gehabt hatte, floh er nach Rußland. Das höchſte Gericht der Republik machte ihm hierauf den Prozeß, und verurtheilte ihn als einen Verräther des Vaterlandes zum Tode. Sein Vermögen wurde eingezogen, und ſein Bildniß an den Galgen geſchlagen. Suwarow's Siege vernichteten aber

auch dieſe Beſchlüſſe. Catharina II. ernannte ihn 1795 zum Oberfeldherrn; er lebte aber meiſtens auf ſeinen Gütern, und ſtarb daſelbſt im Jahre 1803. — IV. Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geboren 1751, Großmarſchall von Litthauen, verband Vaterlandsliebe mit einem feſten Charakter. Entſchloſſen, ſein Vaterland aus dem Zuſtande ſeiner politiſchen Erniedrigung zu reißen, vereinigte er ſich im Jahre 1788 mit Malachowski, Kolontay u. A., welche zum Theil von dem Italiener Piatoli geleitet, die treffliche Conſtitution vom 5ten Mai 1791 entwarfen. Er bewirkte auch, daß der König ſich für dieſelbe erklärte, bemühte ſich aber vergebens, ſeinen Vetter Felix dafür zu gewinnen. Im Juni 1792 ging er nach Berlin, um den daſigen Hof zur Theilnahme an dem Schickſale des von Rußland bedrohten Polens zu bewegen, und wandte alles an, um den Fortſchritt der targowiczer Conföderation zu hemmen. Seine Feſtigkeit hielt auch den König Stanislaus aufrecht. Als aber die ruſſiſchen Truppen vordrangen, unterwarf ſich Stanislaus Auguſtus der Kaiſerin; Potocki mußte fliehen und ward ſeines Vermögens beraubt. Kaum hörte er aber von Kosziüsko's Unternehmen im Mai 1794, ſo verließ er Dresden, und begab ſich über Cracau nach Warſchau, wo er zum Range eines Oberfeldherrn erhoben, einen hohen Nationalrath errichten half, in welchem er, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, bis zur Einnahme Praga's durch die Ruſſen (ſ. d. Art.) ſehr thätig war, und vorzüglich als Mitglied der Schulcommiſſion treffliche Grundſätze befolgte. (Er überſetzte die Logik von Condillac, und führte ſie als Lehrbuch in den polniſchen Schulen ein, auch ließ er mehrere Gelehrte auf ſeine eigene Koſten reiſen.) Im Vertrauen auf den Inhalt der mit Suwarow abgeſchloſſenen Capitulation von Warſchau war er in dieſer Stadt geblieben, wurde aber im December verhaftet, und als Staatsgefangener nach Schlüſſelburg in Rußland gebracht, wo ihm erſt nach Catharinens Tode (1796) Paul I. die Freiheit wiedergab. Er zog ſich hierauf nach Gallizien zurück, wo er unter Aufſicht blieb, bis er im Jahre 1809 in das öffentliche Leben aufs neue eintrat, und ſich ganz dem Wohle ſeines, wie er glaubte, wiederhergeſtellten Vaterlandes widmete. Er trug vorzüglich zur Erhebung des Bürgerſtandes durch Vernichtung der Leibeigenſchaft und durch Unterricht des Volks bei. Er ſtarb den 30ſten Auguſt 1809, als er an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warſchau ſich zu dem Kaiſer Napoleon nach Wien begeben hatte. — V. Graf Stanislaus Koſtka, des Vorigen Bruder, zeichnete ſich durch Einſichten und Beredſamkeit auf den polniſchen Reichstagen in den Jahren 1788 und 1790 aus. Er war General der Artillerie, und ein Freund der Conſtitution vom 3ten Mai, zog ſich aber, nachdem König Stanislaus der targowiczer Conföderation ſich angeſchloſſen hatte, nach Oeſterreich zurück. Ohne hierauf weitern Antheil an den polniſchen Ereigniſſen zu nehmen, widmete er ſich dem Studium der Künſte und der Wiſſenſchaften, bis im Jahre 1807 das Herzogthum Warſchau errichtet wurde. Er begab ſich jetzt in ſein Vaterland, und wurde Mitglied der gelehrten Geſellſchaft zu Warſchau. Seine Thätigkeit für die geiſtige Bildung ſeiner Nation als Mitglied und Präſident der Oberſchul- und Erziehungsdirection, oder wie ſie jetzt heißt, der Commiſſion der Aufklärung, war und iſt fortdauernd unermüdet. Auch war er es, der als Präſident des Raths von Warſchau, nach der zur Wiederherſtellung Polens im Jahre 1812 errichteten polniſchen General-Conföderation, bei Eröffnung des Reichstags am 26ſten Juni die Einweihungsrede hielt. Er heißt in Polen, ſeiner großen Rednertalente wegen, prin-

ceps eloquentiae. Sein Haus in Warſchau iſt eins der erſten und glänzendſten, und ſeine Gemahlin, eine geborne von Lubomirska, iſt eine der geiſtreichſten und gebildetſten Frauen des Königreichs. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften gehört ſein Werk über Beredſamkeit und Styl, Warſchau, 1 B. 1815; ferner ſeine treffliche Bearbeitung des Winkelmanns von der Kunſt der Alten, in polniſcher Sprache. Warſchau 1815. K.

Potoſi, eine große Stadt in dem ſpaniſchen Süd-Amerika, in der Provinz gleiches Namens, welche jetzt zum Vicekönigreich de la Plata gehört. Die Gegend iſt wegen der kalten Bergluft unfruchtbar; dennoch herrſcht durch die reichlichen Zufuhren Ueberfluß in der Stadt, die gegen 100,000 Einwohner enthält. Darunter ſind viele reiche adelige Familien, welche bei den Minen intereſſirt ſind. Dieſe Silberminen ſind in dem Berg Potoſi, und werden mit mehr als 300 Gruben, aber nicht ſehr zweckmäßig, bearbeitet. Die Ausbeute iſt dennoch ſo beträchtlich, daß die Einkünfte des Königs, der den fünften Theil bekommen ſoll, jährlich 4 1/2 Million Piaſter betragen.

Potpourri heißt eigentlich ein Gericht von allerhand Fleiſch, das weich zuſammengekocht iſt; dann nennt man auch ein Geſchirr oder einen Topf mit verſchiednen wohlriechenden Blumen und Kräutern, endlich auch jedes Gemengſel, das unter und in einander geworfen iſt, Potpourri.

Potsdam an der Havel, eine anſehnliche und ſchön gebaute Stadt in der Mittelmark Brandenburg, vier Meilen von Berlin entfernt, mit der es durch eine trefflich unterhaltne Chauſſee verbunden iſt. König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., welche zum Theil hier reſidirten, haben die Stadt ungemein erweitert und verſchönert. Ohne das Militär, jedoch mit Inbegriff des zu dem Waiſenhauſe gehörigen Perſonals, beträgt die Einwohnerzahl 18,000. Das königliche Schloß, das ſeine jetzige Geſtalt durch Friedrich Wilhelm III. erhalten hat, iſt ein prächtiges Gebäude. Und die Häuſer in der Nähe deſſelben ſind zum Theil nach römiſchem und italieniſchem Geſchmack erbaut. Zwiſchen dem Schloß, dem Rathhauſe und der lutheriſchen Stadtkirche zu St. Nicolai, welche 1795 abgebrannt iſt, iſt ein Marktplatz mit einem 75 Schuh hohen marmornen Obelisk und den vier Bildniſſen Friedrich Wilhelms des Großen, und der drei erſten preußiſchen Könige. Die ſchöne reformirte Hof- und Garniſonkirche hat auf ihrem 365 Stufen hohen Thurme ein Glockenſpiel. Unter ihrer marmornen Kanzel iſt die Gruft Königs Friedrich Wilhelm I. Außerdem ſind merkwürdig die heilige Geiſtkirche, die 1739 eingeweihte catholiſche Kirche, die 1804 errichtete Junkerſchule oder Lehranſtalt für die Cadetten der hieſigen Garniſon, das große Waiſenhaus, in welchem mehrere hundert Soldatenkinder erhalten und unterrichtet werden, das neue große Armen- und Krankenhaus, die anmuthige Lindenplantage, das holländiſche Luſthaus, die nach dem Muſter des römiſchen Pantheons erbaute franzöſiſche reformirte Kirche, die Judenſynagoge, die vielerlei Seiden-, Baumwollen-Leinen- und andern Manufacturen; vorzüglich die königliche Gewehrfabrik. Durch das brandenburger Thor kommt man nach dem berühmten königlichen Luſtſchloſſe Sansſouci, das wir nebſt dem dazu gehörigen Garten und dem neuen Schloſſe in einem eignen Artikel beſchreiben werden.

Pottaſche, ſ. Alkali.

Pouſſin (Nicolas), geboren zu Andelys in der Normandie im J. 1594, ſtammte aus einer edeln, aber ſehr armen Familie. Dieſer

große Mahler, den man den Rafael Frankreichs genannt hat, machte ſeine erſten Studien unter ſehr mittelmäßigen Meiſtern; dennoch waren ſeine Fortſchritte ausgezeichnet. Sein Verdienſt war bereits anerkannt und verſchaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er aus Verlangen, ſich immer mehr in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, nach Italien ging. Der Dichter Marini lernte ihn zu Rom kennen, trat mit ihm in ein freundſchaftliches Verhältniß, und flößte ihm Geſchmack an den Dichtern Italiens ein, in denen Pouſſin reichen Stoff für ſeine Compoſitionen fand. Nach Marini's Tode fehlte es Pouſſin an Unterſtützung, und er ſah ſich genöthigt, ſeine Arbeiten zu ſehr niedrigen Preiſen zu verkaufen. Aber dieſe Widerwärtigkeiten ſchlugen ſeinen Muth nicht nieder. Unabläſſig war er theils mit der Ausübung ſeiner Kunſt, theils mit den Studien der Geometrie, Perſpective, Architektur, Anatomie und anderer dem Mahler nöthigen Wiſſenſchaften beſchäftigt. Auch ſeine Unterhaltung, ſeine Spaziergänge, ſeine Lectüre hatten faſt immer Bezug auf ſeine Kunſt. Für ſeine Figuren diente ihm ſtets die Antike zum Muſter; er modellirte mit vieler Geſchicklichkeit Statuen und Reliefs, und es wäre allein auf ihn angekommen, ein trefflicher Bildhauer zu zu werden. Nur in der Landſchaft folgte er der Natur. In allen ſeinen Werken erkennt man eine reife Ueberlegung; nichts iſt zufällig oder abſichtslos. Auf die Empfehlung des Oberbauintendanten Denoyers wurde Pouſſin nach Paris berufen, um die große Gallerie des Louvre zu verzieren. Ludwig XIII. hatte ihn zu dieſem Ende zu ſeinem erſten wirklichen Mahler ernannt. Pouſſin kam im J. 1640 zu Paris an, fand ſich aber ſogleich von Widerſachern umgeben. Der Mahler Jacques Fouquiers hatte, wie er ſagte, den Auftrag, die Gallerie mit ſeinen Gemählden zu decoriren, und überlud ſie gemeinſchaftlich mit dem Architekten Lemercier mit Verzierungen. Pouſſin ſah ſich genöthigt, ſein Amt damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten wegſchaffen ließ. Auch gegen die ganze Schule des von der Königin begünſtigten Simon Vouet hatte er zu kämpfen. Für einen friedliebenden Künſtler, der ſich ganz der Liebe zu ſeiner Kunſt hingab, war ein ſo unruhiges Verhältniß nicht, dem er daher auch bald wieder entſagte. Schon im September 1642, als er ſich für die Gallerie des Louvre mit den Cartons zu einer Darſtellung der Arbeiten des Hercules beſchäftigte, kehrte er nach Rom zurück, das er bis zu ſeinem Tode, welcher 1665 an einem Schlagfluß erfolgte, nicht mehr verließ. Obgleich Ludwig XIV. ihm den Titel und den Gehalt als erſtem Mahler gelaſſen hatte, ſo lebte Pouſſin doch immer in ſehr mäßigen Umſtänden; ſeine Uneigennützigkeit verſchmähte die Mittel, ſich zu bereichern, was ihm nicht hätte ſchwer werden können. Er arbeitete mehr für den Ruhm als für einen ſchnöden Gewinn. Voll Verehrung für die Alten ſtrebte Pouſſin dem hohen Ideale nach, das wir allein bei dieſen finden, und das die holländiſche Schule ſo ſehr vernachläſſigt. Er zeichnete mit vieler Correctheit; ſeine Compoſition iſt verſtändig und edel. Seine Erfindungen ſind geiſtreich, ſein Styl groß und herbiſch. Was er war, war er durch ſich ſelbſt; ſein einziger Schüler war ſein Schwager Caſpar Dughet, der ſich durch ſeine ſchönen Landſchaften berühmt gemacht hat. Pouſſin hatte beſonders die Werke Titians ſtudirt; aber ſeine ſpätern Gemählde ſtehen in Anſehung des Colorits den frühern nach, da er in der Folge dieſen Theil der Kunſt abſichtlich vernachläſſigte, um deſto mehr Fleiß auf die Zeichnung zu wenden. Getadelt wird an Pouſſins Gemählden eine gewiſſe Einförmigkeit in den Stellungen, den Mienen und dem Ausdruck ſeiner Figuren; eine zu große Fülle von Falten in den Gewändern, Feh-

ler, die aus einer zu ſtrengen Nachahmung der Alten entſprungen ſeyn mögen. Aber trotz dieſer Fehler kann Pouſſin mit den geſchickteſten Meiſtern Italiens wohl verglichen werden. Zu ſeinen berühmteſten Werken gehören die ſieben Sacramente, eine treffliche Folge von Gemählden (zwei Mal), ferner die Sündfluth, der Germanicus, die Einnahme von Jeruſalem, die Peſt der Philiſter, Rebecca, die Ehebrecherin, Moſes, der mit ſeinem Stabe Waſſer aus dem Felſen ſchlägt, die Anbetung des goldnen Kalbes u. ſ. w.; außerdem eine große Anzahl trefflicher Landſchaften. Pouſſins Statue in Marmor von Pierre Julien, ziert den Saal des Inſtituts von Frankreich. Sein Leben hat Bellori italieniſch geſchrieben. Nach ihm geſtochen haben Chateau Poilly und Claudine Stalla.

Pozzo di Borgo. Dieſer Landsmann und Schulcamerad Napoleon Buonaparte's gehört zu den Männern, welche einen wichtigen Einfluß auf unſre Zeit gehabt haben. Früh kam er mit der Familie Buonaparte in feindſelige Berührung, und bewirkte gemeinſchaftlich mit Paoli ihre Verbannung aus Corſica. Dieſem unverſöhnlichen Haß iſt er ſtets treu geblieben; ja er entbrannte immer glühender, je mehr Napoleon vom Glücke begünſtigt ſchien. Ein zweiter Hannibal, der die Mittel zur Sättigung ſeines Haſſes in allen Welttheilen aufſuchte, eilte Pozzo di Borgo von einem Hofe zum andern, um die Fürſten aus ihrem Todesſchlafe zu wecken. Das Haupttheater ſeiner Thätigkeit wider Napoleon war England und Rußland. In England gab er einige politiſche Schriften heraus, die ihm in den Augen der erſten Staatsmänner dieſes Landes, und namentlich des Lords Caſtlereagh, einen Rang unter den erſten Politikern Europa's verſchafft haben. In Rußland bewies er ſich vorzüglich thätig beim Ausbruche des Kriegs im J. 1812, und nahm als General in ruſſiſchen Dienſten an mehreren Operationen der ruſſiſchen Armee in den Feldzügen von 1812 und 1813 Antheil. Als Kaiſer Alexander Paris verließ, um London zu beſuchen, ließ er Pozzo di Borgo als ruſſiſchen Geſchäftsträger in Paris zurück; in der Folge berief er ihn während des Congreſſes zu ſich nach Wien. Beim Wiederausbruch der Feindſeligkeiten im J. 1815 befand ſich Pozzo di Borgo bei der engliſchen Armee, und wurde in der Schlacht von Waterloo verwundet. Gegenwärtig iſt er als ruſſiſcher Geſandter bei Ludwig XVIII. wieder in Paris.

Präadamiten. Man bezeichnet mit dieſem Namen diejenigen Menſchen oder Menſchengeſchlechter, welche vor Adam gelebt haben ſollen, indem man darzuthun geſucht hat, daß die Erde ſchon früher bewohnt worden ſey, als die moſaiſche Erzählung beſagt. Man hat daher eine eigne präadamitiſche Schöpfung angenommen, und Iſaak Peyrer (1655) hat behauptet, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidniſchen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abſtammten; eine Chimäre, die zu ihrer Zeit viel Anhänger fand.

Präbende oder Pfründe, eigentlich ein gewiſſes jährliches Einkommen von einer geiſtlichen Stiftung; dann überhaupt, beſonders in der römiſch-catholiſchen Kirche, ein geiſtliches Amt, dem ein Theil der Kirchengüter oder die Einkünfte davon zum nöthigen Unterhalt angewieſen ſind, z. B. Biſthümer, Canonicate, Pfarren u. ſ. w. Ferner heißt auch eine andre Stelle, die man in ein Stift, in ein Hoſpital u. dgl. einkauft, eine Pfründe, und in dieſem Sinne gibt es ihrer auch in der evangeliſchen Kirche. Endlich pflegt man auch jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen. Der ſie zieht, heißt Präbendarius oder Pfründner.

Präcluſion. Präcludiren, ausſchließen, heißt in der Rechtswiſſenſchaft gewiſſer Rechte und Anſprüche verluſtig erklären. Eine Vorladung sub poena praeclusi oder praeclusionis iſt eine ſolche, die den Nichterſcheinenden ſeiner fraglichen Rechte für verluſtig erklärt; eine präcluſiviſche Friſt iſt eine ſolche, binnen welcher gewiſſe Rechte oder Anſprüche geltend gemacht werden müſſen, wenn ſie nicht verloren ſeyn ſollen. Eine Präcluſion überhaupt wird da feſtgeſetzt, wo über eine Sache verfügt werden ſoll, von der man weiß oder vermuthet, daß Anſprüche darauf gemacht werden können, ohne daß man dieſe Anſprüche oder die dazu Berechtigten genauer kennt.

Practiſch. Dieſes Wort kommt in drei Bedeutungen vor. Von Erkenntniſſen gebraucht und dem Theoretiſchen entgegengeſetzt, heißt practiſch alles was eine Willensbeſtimmung ausdrückt, oder wodurch beſtimmt wird, was geſchehen darf oder ſoll. Dann wird das Practiſche auch dem Speculativen entgegengeſetzt, und bedeutet alles, was auf den Willen Einfluß haben oder für das Leben brauchbar ſeyn kann. Endlich wird es auch dem Pathologiſchen entgegengeſetzt, und bedeutet alles, was von der freien Thätigkeit der Vernunft abhängt, ſich als Grund, Folge u. ſ. w. darauf bezieht.

Prädeſtination und **Prädeſtinatianer**, ſ. Gnade.

Prädicat. In einem logiſchen Satze heißt Prädicat dasjenige, was von dem Subject geſagt oder behauptet, was dem Subject beigelegt wird. Im gemeinen Leben verſteht man darunter die Titulatur.

Pradon (Jean-Nicolas), ein franzöſiſcher Dichter, gebürtig aus Rouen, ſtarb zu Paris im J. 1698. Seine Trauerſpiele hatten bei ihren erſten Vorſtellungen viele Bewunderer und vornehme Freunde, und Pradon wagte ſogar, ſich als einen Nebenbuhler Racine's zu zeigen, indem er einen von dieſem bearbeiteten Stoff ebenfalls bearbeitete. Wirklich wurde ſein Trauerſpiel Phèdre et Hippolyte, das im J. 1677 auf der Bühne erſchien, mit vielem Glanze gegeben und ſchien einige Zeit das Uebergewicht zu gewinnen. Dieſer Sieg konnte jedoch nicht von Dauer ſeyn, und jetzt ruht Pradons Arbeit in verdienter Vergeſſenheit. Boileau trug durch ſeine Angriffe viel dazu bei, Pradon lächerlich zu machen, der allerdings ein ſehr mittelmäßiger Dichter, und überdies höchſt unwiſſend und voller Anmaßung war. Seine übrigen Stücke ſind Regulus, der ſich einige Zeit auf der Bühne hielt, Antigone, La Troade, Statira, Scipion l'Africain, Tarquin, Electre, Germanicus, Tamerlan, Pyrame et Thisbe. Einzelne glückliche Stellen können alle dieſe Stücke vor dem Verdammungsurtheile nicht retten. Sie ſind geſammelt erſchienen zu Paris, 1744, 2 Bde. 12.

Präfect, ein Vorgeſetzter, Vorſteher, dergleichen es bei den Römern mehrere gab. Die wichtigſten waren der Praefectus praetorio, unter den Kaiſern der Oberbefehlshaber über die kaiſerliche Leibwache und der Praefectus urbis. In Frankreich heißt jetzt Präfect der oberſte Regierungsbeamte in einem Departement, welches Präfectur genannt wird.

Prag, die Hauptſtadt des Königreichs Böhmen, und eine der größten Städte in Europa, liegt auf ſieben Bergen, an beiden Seiten der Moldau, und iſt befeſtigt. Die Hauptbeſtandtheile ſind: **Hradſchin** (das Schloß nebſt Umgebungen); die **Kleinſeite**, beide links; **Altſtadt** und **Neuſtadt**, beide rechts an der Moldau; beide Theile ſind durch eine 1790 Schuh lange ſteinerne, mit Bildſäulen verſehene ſchöne Brücke verbunden, die auch wegen ihres Alterthums berühmt iſt, und nebſt der regensburger und dresdner zu den drei merk-

würdigſten Brücken in Deutſchland gehört. Prag iſt theils angenehm, theils eng und hoch gebaut, und hat 3380 Häuſer, worin gegen 84,000 Einwohner ſich befinden. Unter dieſer Zahl ſind auch 9000 Juden begriffen, die nächſt der Altſtadt in einer eignen Judenſtadt ſich aufhalten. Die vorzüglichſten Gebäude ſind: das weitläuftige königliche Schloß, die Domkirche St. Veits, worin ein koſtbares Grabmal des heiligen Johann von Nepomuk befindlich iſt; 91 Kirchen und Capellen; mehrere Klöſter, z. B. das ſchöne Prämonſtratenſer-Kloſter mit einer Bibliothek u. ſ. w. und über 60 ſchöne Paläſte. Prag iſt der Sitz des Erzbiſchofs, des oberſten Burggrafen, und des böhmiſchen Guberniums. Zu den öffentlichen Anſtalten gehört die Univerſität, die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte; drei Gymnaſien, eine Normalſchule, eine polytechniſche Schule, eine practiſch-ökonomiſche Geſellſchaft, eine hydrotechniſche Geſellſchaft zur Beförderung der Flußſchifffahrt, ein Taubſtummeninſtitut, mehrere Hoſpitäler, Krankenhäuſer u. ſ. w. Zu den Sammlungen gehören beträchtliche öffentliche Bibliotheken, ein Naturalienkabinet, eine Sternwarte, ein botaniſcher Garten und viele Privatſammlungen. Auf dem Militärkirchhofe ſieht man das Denkmal, welches der Kaiſer Alexander ſeinen an den Folgen ihrer in den Schlachten bei Dresden und Kulm erhaltenen Wunden in Prag verſtorbenen Kriegern, 1815 hat errichten laſſen. Zu den Fabriken und Manufakturen gehören die ſtarken Bierbrauereien, Steingut-, Tabak- und Hutfabriken, Baumwollen-, Seiden- und Leinwebereien u. ſ. w. Prag iſt auch der Mittelpunkt des ganzen böhmiſchen Handels. Der weiße Berg, berühmt durch die Schlacht, die die Böhmen — welche Friedrich V. zu ihrem König gewählt hatten — gegen die öſterreichiſchen Heere verloren, liegt eine Stunde von der Stadt. — Auch erfocht Friedrich II. im J. 1757 bei Prag einen Sieg über die Oeſterreicher.

Praga, eine Stadt im Königreich Polen, auf dem rechten Weichſelufer, Warſchau gegenüber, von dem ſie fälſchlich als eine Vorſtadt angeſehen wird. Sie iſt befeſtigt, und in ſo fern der Schlüſſel zu Warſchau, mit welcher Stadt ſie eine hölzerne Brücke verbindet. Sie enthält in 885 Häuſern 3080 Einwohner. An den Namen Praga, der Suwarows Ruhm mit Blut befleckt, knüpft ſich die Erinnerung an Polens Untergang. Als Kosciusko den 10. October 1794 bei Matſchiewicz, zwölf Meilen von Warſchau, geſchlagen und gefangen worden war, zog Suwarow gegen Praga, den Waffenplatz und das letzte Bollwerk der Polen, die 20,000 Mann ſtark, worunter 5000 Mann Reiterei und einige tauſend Senſenträger, nebſt 48 Stück Kanonen unter Makranowski, Gorzinski und Mayen, zum Theil in wilder Flucht, ſich hineingeworfen hatten. Makranowski nahm ſeine Entlaſſung, und Zejonſchik erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30,000 Mann ſtarke Beſatzung, die ein befeſtigtes Lager vor Praga inne hatte. Die Ruſſen lagerten ſich bei Kobylka, und Suwarow traf Anſtalten zum Sturm. Ein polniſcher Major, Namens Müller, ward ins ruſſiſche Lager geſchickt, um dem verwundeten Kosciusko ärztliche Hülfe zu bringen. Dieſem ließ Suwarow die furchtbaren Anſtalten zeigen. „Es thue ihm leid, fügte er hinzu, daß die Polen durch vergeblichen Widerſtand ſich unglücklich machten. Nähmen ſie die Amneſtie an, ſo ſollten ſie frey ſeyn, außerdem würden ſie alle über die Klinge ſpringen.“ — Den 2. November rückten die Ruſſen in drei Maſſen unter Derfelden, Potemkin und Ferſen gegen Praga vor. Sie errichteten hierauf in der Nacht binnen fünf Stunden drei Batterien von 22, 16 und 48 Feuerſchlünden, unter deren Feuer am 3. Novbr. Suwarow die Verſchanzungen er-

ſpähte. Die Polen glaubten daher, der Feind wolle Praga regelmäßig belagern; aber am Morgen des 4. November um 3 Uhr brachen die Ruſſen in ſieben Heerzügen auf. Ein tiefes Schweigen herrſchte, als ſie gegen die feindlichen Verſchanzungen im Halbzirkel anrückten, bis um fünf Uhr, wo der Oberfeldherr durch eine Rackete das Zeichen zum Angriff gab. Jetzt rollte ein ſchrecklicher Hurraruf durch alle Linien hin. Die beiden erſten Heerzüge drangen unter dem gekreuzten Kartätſchenfeuer der feindlichen Batterien über den Graben und die Bruſtwehr, warfen die feindliche Reiterei zurück, ſprengten tauſend Mann in die Weichſel, ſtürzten den übrigen nach in die Stadt, und unterſtützt von dem fünften Zuge, der von einer andern Seite eingedrungen war, ſchnitten ſie den Feind von der Brücke ab, und machten nach einem furchtbaren Blutbade 2000 Gefangene. Die dritte und vierte Heerlinie erſtieg einen Sandhügel, und drang mit kühner Anſtrengung über eine ſiebenfache Linie von Wolfsgruben vor; hierauf bemächtigte ſich die dritte zwei ſtarker Baſteien, und eroberte die innern Werke; die vierte aber erſtürmte die Katze des feindlichen Hauptwalls, und eine Schanze innerhalb der ſteinernen Ringmauer, nahm überdies fünf Batterien, und griff den Feind von vorn und auf beiden Seiten an. Zweitauſend Polen wurden hier zuſammengehauen, und zwanzig Officiere nebſt dem General Hösler gefangen. Auf dieſem Platze fielen auch nach hartnäckiger Gegenwehr 500 Juden, ein wohlausgerüſtetes Regiment, ſämmtlich bis auf den letzten Mann, mit Ausnahme des Oberſten Hirſchko, der in Warſchau geblieben war. Jetzt griffen beide Linien nebſt der ſechsten die letzte Schanze der innern Werke an, wo eben ein Pulver- und Bombenvorrathslager in die Luft ſprang. Der ſiebente Zug umging einen Moraſt, nahm drei Batterien, ſprengte eine feindliche Reitermaſſe aus einander, und zum Theil in die Weichſel; tauſend Polen blieben auf dem Platze, 500 wurden gefangen. Als ſo die Außenwerke erſtürmt waren, rückte auch der Nachhalt vor, ſammt dem Geſchütz; die Heerzüge ſelbſt aber erſtiegen die innern Werke Praga's, und ſchritten unter blutigem Kampfe von Straße zu Straße bis auf die Marktplätze vor. Das Schrecklichſte war die Niedermetzelung einiger tauſend Polen, die, von der Weichſel in ihrer Flucht aufgehalten, im Angeſicht der Bewohner Warſchau's, niedergehauen oder in den Fluß geſtürzt wurden. Man machte hier 3400 Gefangene. Die Ruſſen fochten und plünderten mit Erbitterung, um Rache zu nehmen wegen der Nacht vom 16. und 17. April, wo 7000 Ruſſen unter Igelſtröm in Warſchau von den Polen überfallen und über die Hälfte niedergehauen worden waren. Nach vierſtündigem Kampfe, um 9 Uhr früh, war das dreifach verſchanzte Praga mit 33 Batterien von 22,000 Ruſſen erſtürmt, und erſtickt der letzte Funken des freien polniſchen Heldenmuths, den Koſciuſko zur Flamme angefacht; 13,000 Polen fielen auf dem Wahlplatze; mehr als 2000 ertranken im Weichſelſtrome; 14,680 wurden gefangen, unter dieſen die Generale Mayen, Hösler und Krupinski, fünf Oberſten, 24 Staabs- und 413 Oberoffiziere. Suwarow behandelte ſie menſchlich, und ſetzte ſie bald in Freiheit. Nur 800 Mann hatten ſich über die Brücke nach Warſchau gerettet. Aber auch eine große Zahl von Landleuten, die ſich nach Praga geflüchtet hatten, Weiber, Greiſe, Kinder und Säuglinge, verloren in dem Gemetzel und bei der Plünderung ihr Leben. Ein Theil der Stadt brannte ab, und es dauerte mehrere Tage, ehe die Straßen von den Todten und dem Schutte gereinigt waren. Getödtet wurden die Generale Jaſinski, Korſeck, Kwaſchneſki und Grabowski. Jaſinski, einer der beſten Offiziere der Polen vom Genie- und

Geſchützweſen, der Befreier Wilna's, hatte am Tage vor dem Sturme von ſeinen Freunden in Warſchau Abſchied genommen, entſchloſſen zu ſterben, wenn die Ruſſen nicht zurückgeſchlagen würden. Mit dem Säbel in der Hand ward er in den vordern Schanzen durch einen Bajonnetſtich getödtet. Die Ruſſen verloren nach ihren Berichten nur 580 Mann, darunter 8 Stabsoffiziere, und zählten 960 Verwundete; ſie hatten 104 Kanonen und Mörſer in Praga genommen. Nach andern Nachrichten verloren die Ruſſen an Todten 2000 Mann. Ihr Verluſt war ſo gering, weil es den Polen, die mit Verzweiflung und Wuth fochten, an guter Anführung fehlte, und an planmäßiger Anordnung der Vertheidigung. Sie erwarteten nämlich eine regelmäßige Belagerung, keinen Sturm. Suwarow berichtete ſeiner Kaiſerin vom Schlachtfelde aus die Einnahme Praga's mit den drei Worten: Hurrah! Praga! Suwarow; und ſie antwortete ihm eben ſo kurz: Bravo, Herr Generalfeldmarſchall! Außer dieſer Ernennung erhielt er noch andre Beweiſe der kaiſerlichen Gnade. Den 9ten November rückte der Feldherr in Warſchau ein; und die letzte Theilung Polens im J. 1795 war die unmittelbare Folge des Falles von Praga. K.

Pragmatiſch heißt überhaupt, was auf unſer Verhalten angewendet werden kann; daher auch gemeinnützig, lehrreich. Eine Geſchichte wird pragmatiſch vorgetragen, wenn darin über die Urſachen und Folgen der erzählten Begebenheiten lehrreiche Aufſchlüſſe und Winke zu einer gehörigen Benutzung des Erzählten gegeben werden.

Pragmatiſche Sanction, ſ. Sanction (Pragmatiſche).

Prälaten werden hohe, zugleich wegen der Beſitzungen ihrer Stifter und Klöſter mit weltlicher Macht bekleidete Geiſtliche, wie die Decane und Aebte in der katholiſchen Kirche und die Decane, Senioren und Aebte der ſäculariſirten Stifter und Klöſter unter den Proteſtanten genannt. Letztere haben nur den Namen und die Einkünfte, die catholiſchen Prälaten aber auch den Wirkungskreis ihrer Prälaturen. Die Prälaten nehmen in den deutſchen Staaten unter den Landſtänden den Rang vor dem Adel und ſogleich nach den Standesherren oder Grafen ein. E.

Präliminarien heißen diejenigen Beſtimmungen, welche vorläufig feſtgeſetzt werden, um einem zu ſchließenden Vertrage zur Grundlage zu dienen. Friedenspräliminarien ſind demnach die vorläufigen Hauptbedingungen, nach denen ein Friede abgeſchloſſen werden ſoll, und die in dem Frieden ſelbſt ihre nähere Beſtimmung erhalten.

Präludium, ſ. Vorſpiel.

Prämie, Geſchenk, Belohnung, heißt im Handel das Geld, welches der Aſſecurant für das Verſichern der zur See abgehenden Güter oder Schiffe erhält, und welches, je nachdem mehr oder weniger Gefahr dabei iſt, nach höheren oder niedrigern Procenten des Werths beſtimmt wird. Auch pflegen z. B. in England, als Reizmittel für die Inhaber des baaren Geldes bei Staatsanleihen, die in einer Reihe von Jahren nach dem Looſe wiederbezahlt werden ſollen, gewiſſe mit den Jahren ſteigende Prämien für diejenigen beſtimmt zu werden, welche das Loos erſt ſpäter trifft, wodurch ſie gegen die früher herauskommenden entſchädigt werden.

Prämiſſen, die Vorſätze eines Vernunftſchluſſes, ſ. Syllogismus.

Prämonſtratenſer, ſ. Orden.

Pranger, ſ. Pilori und Schandpfahl.

Präparate nennt man in der Anatomie die einzelnen Theile des

menſchlichen oder thieriſchen Körpers, welche zum Aufbewahren in Spiritus oder trocken zubereitet ſind.

Präſentation der Wechſel, ſ. Wechſel.

Präſumtion, praesumtio juridica, rechtliche Vermuthung, iſt ein Satz, der in Ermangelung einer rechtlichen Wahrheit ſo lange als wahr angenommen werden muß, bis das Gegentheil erwieſen iſt. Praesumtio juris et de jure iſt ein Satz, den die Geſetze aus gewiſſen Urſachen in einem beſtimmten Falle durchaus für wahr annehmen, wenn gleich das Gegentheil erhellt oder bewieſen werden kann.

Präſtigiatoren, bei den Römern eine Art Taſchenſpieler, welche unter andern an den ſäculariſchen Spielen das Volk durch ihre Gaukeleien vergnügten, abgerichtete Hunde tanzen ließen und dergl.

Prätendent. Dieſen Namen führte vorzüglich Jacob Eduard Franz, Sohn des aus England 1689 vertriebenen Königs Jacob II. aus dem Hauſe Stuart. Er war geboren den 21. Junius 1683, wurde als ein untergeſchobener Prinz angeſehn und in England insgemein der Ritter von St. Georg oder der Prätendent, zu Rom aber König Jacob III. genannt. Nachdem er von Frankreich aus, 1708 und 1715, unglückliche Verſuche auf Schottland gewagt hatte, hielt er ſich ſeit 1717 zu Bologna und nachher zu Rom auf, wo er auch am 1ſten Januar 1766 ſtarb. Seine Gemahlin, Maria Clementina, des polniſchen Fürſten Jacob Ludwig Sobiesky Tochter, geb. 1702, vermählt den 28ten Mai und (nachdem ſie aus dem kaiſerlichen Arreſt zu Inſpruck entkommen war) vollzogen zu Bologna den 9ten September 1719, ſtarb den 1ſten Januar 1735. Er hatte zwei Söhne, Carl Eduard Ludwig (ſ. d. Art.) und Heinrich Benedict, welcher 1747 Cardinal wurde und verſchiedne andre geiſtliche Würden bekleidete, und ſeit 1799 von England eine jährliche Penſion von 4000 Pfund genoß. Er ſtarb im Jahr 1806, und in ihm iſt das königliche Haus Stuart erloſchen.

Prater, ſ. Wien.

Prätor, im alten Rom die vornehmſte Magiſtratsperſon nach den Conſuln, welche die Gerechtigkeitspflege hatte. Die Prätur wurde um das Jahr der Stadt 389 eingeführt, da die Conſuln wegen der faſt ununterbrochnen Kriege nicht mehr ſelbſt Recht ſprechen konnten. Vom J. 418 an bekamen auch die Plebejer Antheil an dieſem Ehrenamte. Der Prätor wurde wie die Conſuln in den Comitiis centuriatis und mit denſelben Auſpicien gewählt, und hieß daher auch Collega Consulum. Anfangs war nur Ein Prätor; als aber durch die Anweſenheit der vielen Fremden die Geſchäfte immer mehr zunahmen, wurde im J. Roms 510 noch ein zweiter Prätor gewählt. Beide theilten ſich durchs Loos dergeſtalt in die Geſchäfte, daß der eine die Rechtshändel zwiſchen Bürger und Bürger (praetor urbanus), der andre die Streitigkeiten zwiſchen Fremden und Bürgern ſchlichtete (praetor peregrinus). Dieſe Zahl der Prätoren blieb bis 527, wo noch zwei neue gewählt wurden, um in den damals eroberten Provinzen, Sicilien und Sardinien, Recht zu ſprechen. Als im J. 557 das diesſeitige und jenſeitige Spanien unter römiſche Herrſchaft gekommen war, wurden abermals zwei neue Prätoren in beide Provinzen geſchickt, ſo daß ihrer jetzt ſechs waren. Sulla fügte noch zwei hinzu und Cäſar erhob ihre Zahl bis auf zehn. Unter den Kaiſern war ihre Zahl zu verſchiednen Zeiten verſchieden. Die Ehrenzeichen des Prätors waren 6 Lictoren, welche die Faſces vor ihm her trugen, die Toga prätexta und eine Sella currulis, worauf er ſaß, wenn er auf dem Tribunal Gericht hielt. Als Zeichen der Gerichtsbarkeit war vor demſelben ein Spieß, oder, wenn der Prä-

tor ein öffentliches Gericht dirigirte, ein Schwert aufgepflanzt. Das Hauptgeſchäft des Prätors war die Gerechtigkeitspflege. Seine ganze Gewalt in dieſer Rückſicht wurde mit den drei Worten ausgedrückt: *Do, Dico, Addico.* Bei dem Antritt ſeines Amtes ſchwur er, den Geſetzen genau nachzukommen und publicirte ein Edict, nach welchem er Recht und Gerechtigkeit in demſelben Jahre handhaben wollte. Sodann wählte er aus denjenigen Ständen, welche das Recht dazu hatten, eine hinreichende Anzahl von Perſonen, die während ſeiner Amtsführung Richter ſeyn ſollten. Außerdem vertrat der Prätor urbanus, als der vornehmſte unter den übrigen, in Abweſenheit der Conſuln ganz ihre Stelle. Er führte in den Volksverſammlungen den Vorſitz und konnte bei außerordentlichen Vorfällen den Senat berufen. Auch lag ihm die Veranſtaltung einiger Spiele ob, als der apollinariſchen, circenſiſchen und megalenſiſchen. Das Amt des Prätors dauerte ein Jahr, nach deſſen Verlauf er als Proprätor in die ihm zugetheilte Provinz ging.

Praxis, die Ausübung oder Anwendung einer Kenntniß oder Fertigkeit auf einen in der Wirklichkeit vorkommenden Fall, im Gegenſatz der **Theorie**.

Praxiteles, einer der größten Bildner Griechenlands (ſ. d. Art. Bildhauer der Griechen), welcher die bildende Kunſt zu einer ſolchen Vollendung erhob, daß ein Epigramm der griechiſchen Anthologie deſſen Niobe alſo redend einführen konnte:

Götter bildeten mich aus Leben zu Stein; aus dem Steine
Schuf Praxiteles drauf wieder ins Leben mich um.

Er und ſein geiſtesverwandter Zeitgenoſſe Scopas wußten den Marmor durch ihren Meißel zu beleben, und durch ſie ward der Hoheit auch die Anmuth zugeſellt. Daher fängt man mit ihm um 364 v. Chr. die Periode des ſchönen Styls an (ſ. d. Art. Bildnerei). Praxiteles arbeitete auch in Erz vortrefflich, war aber, nach Plinius Zeugniß, im Marmor glücklicher. Plinius führt (im XXXVI. B. ſeiner hist. nat. 4 und 5. Cap.) die vorzüglichſten ſeiner Werke an, in welchen er eine Reihe hoher Götterſtatuen mit aller Anmuth und Fülle des Lebens bekleidete. Die ſchönſte unter dieſen ſoll die gnidiſche Venus geweſen ſeyn, in welcher Statue er zum erſten Mal die Venus unbekleidet zu bilden wagte. Nach der Sage ſollen ihn Cratina und Phryne, die berühmten Hetären (ſ. d. Art.) Griechenlands durch Entdeckung ihrer Reize zu dieſem Bilde begeiſtert haben — vielleicht nur als Modell. (S. Wieland über die Ideale, in ſ. Werken B. XXIV.) Sie war mit lächelndem Antlitz dargeſtellt, mit der linken Hand die Scham bedeckend, in der Situation, wie ſie eben aus dem Bade oder dem Meere hervorſteigt. Sie wurde unzählige Mal copirt; und **Heyne** hat in ſeinen antiquariſchen Aufſätzen über die Copien dieſer und der coiſchen Venus deſſelben Künſtlers (welche von unten bis an die Hüfte verhüllt war) eine gelehrte Unterſuchung angeſtellt. Nach Böttiger hat die ſogenannte mediceiſche Venus nur in der verhüllenden Hand, ſonſt aber in keinem andern Stücke mit der gnidiſchen einige Aehnlichkeit; aber die faſt gleich berühmte capitoliniſche wird von Kennern für eine unmittelbare Copie derſelben angeſehn. — Die noch vorhandene Gruppe der Niobe, welche man auch dem Scopas beigelegt hatte, ſcheint verſchiednen Zeiten anzugehören; aber gewiß wurde ſie im Alterthume von verſchiednen Künſtlern mehrere Male behandelt. Auch waren zwei Statuen des Eros von ihm berühmt, deren eine in dem Tempel des Gottes zu Thespia aufgeſtellt, er nebſt einer Satyrſtatue, welche den Namen Periboetos (der allgerühmte) erhielt, nach Pauſanias für ſeine vollkommenſten Werke

gehalten haben ſoll. Von letztern entdeckte man in einer Villa des Kaiſers Antonius eine ſchöne Copie, welche jetzt auch dem Muſeum Pio Clementinum zurückgegeben iſt. Ueber ſeinen Amor ſiehe ebenfalls Wieland am ang. O. Ferner bildete Praxiteles mehrere Statuen der Diana, der Ceres, des Bacchus und viele andere in Marmor und Bronze, welche Muſter allgemeiner Nachahmung wurden. Der oben angeführte Kunſtkenner theilt ihm vorzugsweiſe den Hetärenkreis zu, zu welchem ſeine Gruppe in Bronze, welche eine weinende Matrone und eine lachende Buhlerin darſtellte, gehört, womit er nach des Plinius Bericht ſeiner Phryne eine Schäferſtunde bezahlte. Unter ſeinen Söhnen war Cephiſſodorus als Künſtler berühmt.

Prediger nennen ſich die Geiſtlichen der Proteſtanten, weil das Predigen ihr Hauptgeſchäft iſt, und ihre ſämmtlichen Amtsgeſchäfte (die Leitung des öffentlichen Gottesdienſtes, die Seelſorge und die Belehrung der Beichtenden, die Verwaltung der Sacramente, die Einſegnung der Ehen, der Religionsunterricht der Catechumenen und die Aufſicht über alles Religiöſe in dem Leben der Gemeinden überhaupt) ſich auf den Beruf zur Predigt des göttlichen Wortes ſtützen und die Verkündigung deſſelben in ſich faſſen. Dieſe Anſicht des geiſtlichen Amtes wird durch ſeinen Urſprung begründet. Lehren war ſeit dem Zeitalter der Apoſtel die hauptſächlichſte Beſchäftigung der Biſchöfe, woran als deren Vicarien die Presbyter und Diaconen Theil nahmen. Chryſoſtomus, deſſen geiſtliche Beredſamkeit mit den größten Rednern des Alterthums wetteiferte, war Biſchof von Conſtantinopel und auch die Päpſte Leo und Gregor die Großen predigten in eigner Perſon. Je entſchiedner aber der geiſtliche Stand ſich nach und nach zum Charakter des jüdiſchen Prieſterthums neigte, und Reichthum und Herrſchaft zum Ziele ſeines Strebens machte, deſto mehr verkannte er ſeine wahre Beſtimmung und achtete zur Behauptung ſeiner prieſterlichen Würde den in einen geiſtloſen Mechanismus ausgearteten Altardienſt, die Verwaltung der Sacramente und das richterliche Anſehn über die Laien für wichtiger als das Lehrgeſchäft. Bei dem Verfall der Wiſſenſchaften im Mittelalter fing es auch bald an, ſehr an Männern zu fehlen, die zur Abfaſſung einer Predigt fähig geweſen wären; man beſchränkte den öffentlichen Religionsunterricht auf das Vorleſen veralteter Poſtillen, die ſeit dem 9ten Jahrhundert hie und da in die Landesſprachen überſetzt wurden und gewöhnte das Volk, ſeine vorzüglichſte Erbauung in den kirchlichen Ceremonien und dem Geſange, der ſie begleitete, zu ſuchen. Erſt die im Anfange des 13ten Jahrhunderts entſtandenen Bettelorden, unter denen die Dominicaner gleich als Volksredner gegen die Ketzer auftraten, und die Myſtiker des 14ten und 15ten Jahrhunderts brachten das Predigen wieder in Aufnahme; auch die Waldenſer und Huſſiten hielten viel auf erbauliche Erklärungen des göttlichen Wortes und die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts machten die Verkündigung deſſelben in der Predigt zum Hauptberufe der Geiſtlichen. Wenn nun auch im Zeitalter der Kirchentrennung der Ungeſchmack einer leidenſchaftlichen Polemik und unfruchtbaren Dogmatik ſich der Kanzeln nicht weniger als der akademiſchen Lehrſtühle bemächtigte, ſo wurde doch, da der Lehrbegriff feſtgeſtellt und im 17ten Jahrhundert der Zuſtand eines ruhigen Beſtehens der Kirchen neben einander eingetreten war, freies Feld für neue Bemühungen zur Erhöhung der Nutzbarkeit des Predigtamtes. Spener erwarb ſich dieſes Verdienſt, indem er das practiſche Chriſtenthum auf die Kanzeln brachte, über die Anwendung der Religionslehren im täglichen Leben predigen lehrte und dem vernachläſſigten Un-

terrichte der Catechumenen durch gute Anweiſungen und eignes Beiſpiel neuen Schwung gab. Der milde evangeliſche Geiſt, der von dieſem ehrwürdigen Manne ausging, entwöhnte die proteſtantiſchen Prediger allmählig von dem bald nach der Reformation ſchon wieder eingeſchlichenen Prieſterdünkel und führte ſie zu der apoſtoliſchen Einfalt und Hirtentreue im Lehren und Leben, die den echten Charakter des chriſtlichen Predigtamtes bezeichnet. Weil aber der Prediger zwiſchen der idealen Welt der Gelehrten und dem wirklichen Volksleben mitten inne ſteht und, in beiden Gebieten einheimiſch, die ſittlichen Ideenſchätze der Wiſſenſchaft zum alltäglichen Gebrauche ausprägen ſoll; ſo bringt jede neue Form und Wendung der Cultur für ihn auch neue Foderungen mit ſich. So kam denn jene apoſtoliſche Einfalt mit dem Ringen des mächtigen Natur- und Freiheitsgeiſtes, der ſich ſeit der Mitte des 18ten Jahrhunderts regte, die Theologie und Philoſophie einer totalen Reviſion unterwarf und auf Zerſtörung jeder alten Stütze des Glaubens ausging, in einen Widerſtreit, den ſie nur mit frommen Seufzern und Klagen zu betrauern, jedoch nicht durchzukämpfen wußte. Auf die Schultern der alten Zionswächter trat nun ein neues Geſchlecht philoſophiſcher Volksredner, die bei dem Grundſatze, nichts auf die Kanzel zu bringen, was zweifelhaft geworden war, ſich bald genöthigt ſahen, die meiſten Glaubenslehren mit Stillſchweigen zu übergehen und ſich in dem Kreiſe einiger Moralien und eben an die Tagesordnung kommender practiſchen Wahrheiten kümmerlich genug zu bewegen. Geiſt und Kraft ſchien aus ſolchen Vorträgen gebannt, das Volk, das nur von den erhabenen Momenten der Religion ergriffen wird, fand ſie ungenießbar und die Kirchen wurden leer. Widergehalten haben jedoch in dieſer Periode der Laulichkeit und Aufklärerei mehrere Kirchenlehrer des erſten Ranges, von denen wir nur den großen Reinhard nennen dürfen, um den Geiſt der Gründlichkeit, des unerſchütterlichen Glaubens und der Treue gegen das Evangelium zu bezeichnen, den ſie den Predigern des 19ten Jahrhunderts einflößten. Es iſt ihr Verdienſt und die Frucht der großen Erſchütterungen, die das bürgerliche Leben erfahren hat, daß man das Bedürfniß der Menge jetzt beſſer erkennt. Günſtiger als das Zeitalter der Kritik war auch der Dogmatismus der neueſten Philoſophie der Rückkehr zum bibliſch-kirchlichen Lehrbegriff, und ſeit dieſer auf den Kanzeln in ſeine alten Rechte wieder eingetreten, und die Theologie der Religion ſelbſt in den Herzen der Lehrer näher gerückt iſt, hat die Kirche wieder chriſtliche Prediger, die das Wort Gottes mit eigner Begeiſterung und Ueberzeugung lehren und zahlreiche Verſammlungen vor ſich ſehen. Auch läßt ſich das Streben der Prediger unſrer Zeit nach Würde, Nachdruck und Bündigkeit in ihren Amtsreden nicht verkennen, der gute Geſchmack wird ſelbſt von den minderbegabten ſelten beleidigt und im nördlichen Deutſchland wird kaum irgendwo ein Vortrag gehalten, aus dem unbefangne und willige Zuhörer nichts Erbauliches ſchöpfen könnten. Daß die Geiſtlichen der Catholiſchen in Deutſchland mit den proteſtantiſchen Predigern in der Amtsberedſamkeit wetteifern, haben ſie durch rühmliche Proben dargethan, nur verſagt ihnen die Natur des catholiſchen Cultus, der die Meſſe über die Predigt ſtellt, die Antriebe und Aufmunterungen, welche den Predigern der Proteſtanten, deren Gottesdienſt ſich beinahe blos auf die Predigt bezieht, zu Statten kommen. Mit Recht hat ſich daher die zur Verbeſſerung der liturgiſchen Formen 1814 in Berlin niedergeſetzte Commiſſion gegen den Vorwurf verwahrt, als wolle ſie der Predigt nicht mehr den Rang der Haupthandlung im Gottesdienſte einräumen

und die achtungswerthen Mitglieder dieſer Commiſſion werden dem Geiſte des evangeliſchen Chriſtenthums um ſo treuer bleiben, je weniger ſie an einer Anſtalt künſteln, die das Volk, wie ſie jetzt eingerichtet iſt, ſeinen religiöſen Bedürfniſſen ganz angemeſſen findet, wenn ſie nur von geiſtvollen, kräftigen Predigten beſeelt wird. Viel wichtiger, als eine Reform der Liturgie, iſt den proteſtantiſchen Kirchen die Wachſamkeit der Regierungen über die Würde des Predigtamtes. Wird dieſes allenthalben mit Männern von gebildetem Geiſte und heiligem Sinne verſorgt und ſeine Wirkſamkeit durch keine unſittlichen Beiſpiele, Bedrückungen und Seculariſationen von Seiten der Regierungen mehr gehindert; hört man auf, dieſes Amt mit der Praxis der Polizei zu vermengen und für zweideutige Staatszwecke mißbrauchen zu wollen; läßt man es ganz in der Sphäre der Religion, deren ſegnender Einfluß von ihm ausgehen ſoll; ſo wird es ſich ſelbſt das Anſehn und die Macht über die Gemüther zu verſchaffen wiſſen, die ihm gebührt. E.

Preisler. Unter dieſem Namen haben ſich mehrere Künſtler bekannt und berühmt gemacht: 1. Johann Juſtinus Preisler, geboren zu Nürnberg 1698, geſtorben daſelbſt 1771. Er machte ſich vorzüglich durch ein Altargemälde, die Grablegung Chriſti, bekannt, radirte auch mit Geſchmack. Er folgte ſeinem Vater als Akademiedirector in Augsburg; 2. Georg Martin Preisler, geb. zu Nürnberg 1700, geſt. daſelbſt 1754, ein Bruder des Vorigen, widmete ſich ſchon ſehr frühe dem Zeichnen und Kupferſtechen. Die Stücke, welche er in das Werk über die dresdner Antiken verfertigt hat, ſind noch unter den übrigen Stichen die beſten; 3. Johann Martin Preisler, Zeichner und Kupferſtecher, geboren zu Nürnberg 1715, ein Bruder des Vorigen, bei welchem er das Kupferſtechen lernte, und ſich mit vorzüglichem Glücke hiſtoriſchen Gegenſtänden widmete. Im J. 1739 reiſ'te er nach Paris, wo er ſich Schmidt und Wille zu Freunden machte, und 1744 wurde er zum königlich däniſchen Hofkupferſtecher und Profeſſor der Mahlerakademie zu Copenhagen ernannt, wo er im Jahr 1794 ſtarb. — Sein Kupferſtich, Friedrich V. zu Pferde, nach der Bronze-Statue von Sailly, iſt ein Meiſterſtück; auch hat er Gellert nach Graff und Klopſtock nach Juel geſtochen. Den Beſchluß ſeiner Laufbahn als Kupferſtecher hat er mit der berühmten Madonna della Sedia nach Rafael gemacht; 4. Valentin Daniel Preisler, Kupferſtecher in ſchwarzer Kunſt, ebenfalls ein Bruder des Vorigen, und zwar der jüngſte, wurde im Jahr 1717 zu Nürnberg geboren, und ſtarb eben daſelbſt im J. 1765. Er war zum Studiren beſtimmt, vertauſchte daſſelbe aber, wiewohl ziemlich ſpät, mit der Kunſt. Er beſuchte ſeinen Bruder in Copenhagen, und verfertigte nach ſeiner Zurückkunft mehrere Stücke in ſchwarzer Kunſt; 5. Johann Georg Preisler, Sohn und Schüler Johann Martins (Nr. 3) — geboren um das Jahr 1750 — vervollkommnete ſich vollends bei J. G. Wille zu Paris. Hier ſtach er das ſchöne Blatt Icarus, nach Vien, worauf er im Jahr 1787 als Mitglied der Mahlerakademie zu Paris angenommen wurde. Jetzt iſt er Profeſſor bei der Mahlerakademie zu Copenhagen.

Prenzlau, die Hauptſtadt in der Uckermark, am See und Fluß Ucker. Sie zählt ohne das Militär gegen 7000 Einwohner, und hat gute Brauereien, auch beträchtlichen Handel mit Korn, Vieh und Tabak. Außer verſchiedenen öffentlichen und Privatſchulen hat ſie ein gelehrtes Gymnaſium und eine öffentliche Bibliothek.

Presbyter (griechiſch), Aelteſte, hießen in den erſten Jahrhunderten der Chriſtenheit angeſehene Kirchenbeamte, die die Gemeinden nach dem Muſter der Aelteſten in der jüdiſchen Geſellſchaftsverfaſſung anſtellten. Unſtreitig waren ſie Vorſteher, Wortführer und Agenten der Gemeinden, hatten für die Erhaltung des Anſtandes, der Ruhe und Ordnung zu ſorgen und eine Art Cenſoramt zu verwalten, wie noch jetzt die Helfer in den Brüdergemeinden. Das Aufkommen der Hierarchie und die Verwandlung des geiſtlichen Amtes in ein förmliches Prieſterthum veränderte auch den Charakter dieſer Würde. Aus den Presbytern wurden Prieſter und Pfarrer, die ihre Stelle im höheren Clerus und ihren Rang nach den Biſchöfen erhielten; dabei verlor ſich die griechiſche Benennung, und nur die presbyterianiſche Kirche in Großbritanien hat ſie wieder aufgefriſcht. E.

Presbyterianer, ſ. d. Art. **anglicaniſche Kirche**.

Preßburg, ungeriſch **Poſony**, an der Donau, vormals die Hauptſtadt von ganz Ungern, jetzt nur noch von dem Comitate Preßburg. Sie iſt die Krönungsſtadt und die ſchönſte und volkreichſte Stadt im ganzen Königreiche. Man zählt einige dreißigtauſend Einwohner. Das feſte und ſeit 1762 ſehr verſchönerte Schloß liegt in einer geringen Entfernung von der Stadt auf einem hohen Berge. Sehenswerth ſind der vom Kaiſer Franz I. eigenhändig angelegte Garten nebſt dem Zeughauſe, die Collegiat- und Stadtpfarrkirche zu St. Martin, wo die ungeriſchen Könige gekrönt werden, verſchiedene Klöſter, das geiſtliche Haus der regulirten Canoniſſinnen von der Congregation Notre Dame, welches 1775 von Maria Thereſia zu einem königlichen Stift erhoben worden, die Hauptnormalſchule u. ſ. w. Im J. 1800 erlitt Preßburg durch eine Feuersbrunſt beträchtlichen Schaden, wie auch in den Kriegen von 1805 und 1809 durch die Franzoſen.

Preßfreiheit, oder das Recht, im Staate Gedanken und Meinungen durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, iſt mit der **Druckfreiheit** (ſ. d. Art.) eins. Da der Menſch nur im **Staate** ſeine Menſchheit vollkommen ausbilden kann, und der möglich vielfache und freie Verkehr der Gedanken und Meinungen, welcher durch den Druck bewirkt wird, Bedingung dieſer Ausbildung iſt, ſo iſt die Preßfreiheit zwar ein Recht der Staatsbürger, aber durch den Zweck und das Beſtehn des Staats beſchränkt, wie jedes Recht. Sie geht mithin ſo weit, als die bürgerliche Freiheit überhaupt reicht, und macht einen wichtigen Beſtandtheil derſelben aus; und wie die Bürger frei ſind, ſo lange ihre Handlungen nur durch den Zweck **des Staats** geſetzmäßig von den Regenten beſtimmt werden, ſo iſt die Preßfreiheit auch nur in ſo fern vorhanden, als das Recht, ſeine Anſichten und Geſinnungen durch den Druck bekannt zu machen, nur durch den Zweck des Staats beſchränkt wird; ſie wird verletzt und verſchwindet, wenn die Regierung ſie nach Willkür, d. h. durch Privatanſichten und Abſichten geleitet, unmittelbar oder mittelbar (durch Gewalt oder Verbote, despotiſche Cenſuranſtalten oder Auflagen) einſchränkt, und den freien Gedankenverkehr hindert. Eine ſolche Verletzung der Preßfreiheit iſt nicht bloß dem Intereſſe des Menſchen, des Bürgers zuwider, ſondern wirkt auch dem Zwecke des Staats ſelbſt und ſeiner Ausbildung entgegen, weil dieſe ohne öffentliche Freiheit unmöglich iſt. Der Menſch, ruft eine kräftige Stimme aus der gegenwärtigen Zeit, bedarf der Preßfreiheit in ſeinen reinmenſchlichen (z. B. religiöſen, ſittlichen) Beziehungen zu freier und vielſeitiger Ausbildung; ſie iſt namentlich das Lebensprincip aller höhern Geiſtesbildung, und daher dem Gelehrten, dem Bürger im

Freiſtaate der Wiſſenſchaften, unentbehrlich; aber ſie iſt auch das köſtlichſte Kleinod des Menſchen in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen, die Bedingung aller andern Nationalgüter und mit allen großen und begeiſternden Intereſſen eines Volks verbunden. Denn ſie ſchafft und vermehrt die allgemeine öffentliche Freiheit faſt noch mehr als die Staatsverfaſſung und Conſtitution, in ſo fern ſie durch den edlern Theil des Volks die Macht der öffentlichen Meinung gründet, welche der wachende Schutzgeiſt über die Verfaſſung, das ſtarke Schirmdach gegen Unterdrückung und Eingriffe in die Volksgerechtſame, ein kräftiges das Bürgerintereſſe wahrendes Gleichgewicht gegen die Gewalt des Regenten iſt. Sie ſchafft das Wohl des Staates, indem die Regierungen mehr durch Schriften als durch Räthe und Landſtände auf den Geiſt der Zeit und das, was Noth thut, aufmerkſam gemacht werden. „Politiſche Schriftſteller," ſagt J. Paul in dieſer Beziehung treffend, „welche über Geſchichte, Handel, Finanzen, Geſetze und Regierung ſchreiben, ſind von einer nicht genug anerkannten Wichtigkeit für Länderglück. Ihre Federn werden eben ſo gut zu Compaßnadeln und Steuerrudern der Staaten, als zu Stacheln der Bohrwürmer, welche nur langſamer als Klippen das Schiff durchlöchern. Eine einzige Irridee in dem Kopfe eines Allmachthabers verſtümmelt eine Welt." Indeſſen iſt der Staat mit der Regierung und der Perſon des Regenten, die Ehrfurcht vor dieſem mit dem Beſtehen des erſtern zu eng verflochten und die Verhältniſſe der Staaten zu mannichfaltig und verwickelt, als daß es in der Wirklichkeit immer möglich wäre, ſowohl von Seiten der Regierung, als von Seiten der Bürger, die Gränzen der geſetzmäßigen Preßfreiheit immer ſtreng zu beſtimmen und unverletzt zu behaupten und zu beobachten. „Vermöge des Princips der Freiheit, hat kürzlich ein ſcharfſinniger Schriftſteller bemerkt, darf jeder ſagen, ſchreiben und darſtellen, was er will; allein, vermöge des Princips der Gleichheit, darf nichts geſagt, geſchrieben oder dargeſtellt werden, was das Recht des andern auf Wahrheit, Ehre und Sitte kränkt; und vermöge des Princips der Sicherheit ſoll das Recht eines jeden geſchützt werden, und zwar ſo viel als möglich, ſo daß es nicht einmal beleidigt werden könne. Jener Zweck wird durch die Juſtiz, dieſer durch die Polizei erreicht. Wird nur der erſte Zweck ins Auge gefaßt, und die volle Preßfreiheit zugeſtanden, ſo kann der Mißbrauch derſelben nur nach vorgängiger Unterſuchung, durch die gerichtlichen Behörden beſtraft, und auf Privatgenugthuung erkannt werden; wird aber der zweite Geſichtspunkt genommen, und nur eine eingeſchränkte Preßfreiheit geſtattet, ſo muß die Polizei eine Cenſur beſtellen, welche den Druck nur ſolcher Schriften geſtattet, die ſich innerhalb der oben bezeichneten Sphäre der Wahrheit, Ehre und Sitte halten. Die Cenſuranſtalt giebt zwar dem Staate, und zugleich auch dem Schriftſteller die größte Sicherheit, bahnt aber auch dem Eindringen des Preßzwangs den Weg. Denn, wenn es ſchon ſehr ſchwer iſt, im Allgemeinen die Gränzlinie zwiſchen Preßfreiheit und Preßfrechheit beſtimmt genug zu ziehen; ſo iſt es doch noch weit ſchwerer, dem Mißbrauche in der Anwendung des Princips zu begegnen. Deßwegen, und weil die ausgelaſſenſte Preßfrechheit, die ſich durch ſich ſelbſt in ihrer Wirkung aufhebt, der naturgemäßen Entwicklung der Menſchheit im Staate nie ſo viel geſchadet hat, und je ſchaden wird, als die Frechheit des Preßzwangs, geben wir der vollen Preßfreiheit den Vorzug, verlangen aber eine möglichſt beſtimmte Strafgeſetzgebung gegen den Mißbrauch, und die Anwendung derſelben durch die ordentlichen Gerichtsbehörden." S. übrigens den Art. Bücher-

cenſur. Unter den Geſetzen über die Freiheit der Preſſe, welche in Deutſchland ſeit der Zertrümmerung des franzöſiſchen Joches erſchienen ſind, verdient das Würtembergiſche vom 30. Jan. 1817 beſondere Auszeichnung, indem es alle der Vernunft und dem Rechte zuwider laufenden Beſchränkungen aufhebt, ohne die Rückſichten zu vernachläſſigen, die das Intereſſe des Staats und der Individuen in dieſer Beziehung fodert.

Preßſpäne, Preßpapier, ſind eine Gattung dünner, aber ſehr harter und feſter glänzender Papierblätter, zwiſchen welchen die leichten wollenen Zeuge gepreßt werden, um einen ſchönen in die Augen fallenden Glanz zu erhalten. Die Erfindung dieſer Preßſpäne rührt von den Engländern her, welche auf lange Zeit ein Geheimniß daraus gemacht, und die Ausfuhr aufs ſtrengſte verboten haben. Dennoch hat man durch den Schleichhandel dieſe Späne in ganz Europa auszuführen gewußt, und endlich hat auch Kanter in Tratenau (bei Königsberg in Preußen) das Geheimniß, ſolche Preßſpäne zu fertigen, ausfindig gemacht, ſo daß man die preußiſchen eben ſo hoch in der Güte als die engliſchen achtet.

Preſſen der Matroſen nennt man das Verfahren, mittelſt deſſen man die königliche Flotte in England mit Matroſen und Schiffsſoldaten verſieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht. Es beſteht in dem gewaltſamen Wegnehmen aller ſolchen Leute, die zum Seedienſt tauglich ſind. Wenn ein Preßgang vorgenommen wird, ſo gehen 10 bis 15 Matroſen, mit Prügeln und Meſſern bewaffnet, unter Anführung eines Offiziers, durch die Gaſſen, in Wirthshäuſer, Bordels und andre öffentliche Orte, und nehmen alle diejenigen weg, die ihnen tüchtig ſcheinen. Bisweilen kommen die Preſſer auch auf die Kauffahrteiſchiffe, und verfahren dort eben ſo. Es gibt dabei oft blutige Kämpfe, und ſelbſt Todſchläge, die aber unbeſtraft bleiben, weil die von beiden Seiten ausgeübte Gewalt als geſetzwidrig angeſehen wird. Die auf dieſe Weiſe zuſammengebrachten Leute werden auf ein Schiff geſchleppt, wo ſie ſo lange gefangen bleiben, bis ſie an ein Kriegsſchiff abgeliefert werden. Seit 1779 iſt durch eine Parlamentsacte auch das Preſſen der Landſoldaten oder das gewaltſame Wegnehmen der Leute zum Landdienſte eingeführt.

Preſtel (Johann Gottlieb), Mahler, Zeichner und Kupferſtecher, neuerlich vorzüglich berühmt durch ſeine Blätter in der ſogenannten Handzeichnungsmanier, wurde im J. 1739 zu Grünebach im Stifte Kempten, in Schwaben geboren. Er lernte die Anfangsgründe ſeiner Kunſt bei zwei Frescomahlern in Tyrol; hierauf ging er nach Venedig, wo er an Joſeph Wagner und Nogari wahre Freunde fand. Letzterer trug ihm ſogar ſeine junge Verwandte an, die er zur Erbin beſtimmt hatte; der unruhige Preſtel ſchlug ſie aus, wodurch er Nogari ſo aufbrachte, daß ihn dieſer mit den Worten: Ingrato Tedesco (undankbarer Deutſcher), aus dem Hauſe jagte. — Auf Wagners wohlgemeinten Rath eilte er nun Venedig baldigſt zu verlaſſen; er that es, gieng erſt nach Rom, und hielt ſich noch mehrere Jahre in Italien auf. Im J. 1769 war er in Nürnberg, wo er eine junge intereſſante Perſon, Maria Catharina Höllin, heirathete. Nach einiger Zeit ging er in die Schweiz, wo er ſich größtentheils bei Lavater aufhielt, und durch deſſen Empfehlung viel mit Portraitmahlen verdiente. — Kenner beklagen, daß er ſeine Art zu mahlen, in der er am glücklichſten war, verließ; allein wer ändert einen ſo unbeſtändigen Charakter, wie er ihn beſaß. — Als er nach Nürnberg

zurückkam, vertauſchte er den Pinſel mit dem Grabſtichel. Seine erſten Verſuche waren ſchlecht; er arbeitete darauf in Röthel- und Tuſchmanier, und machte glücklichere Verſuche im Radiren. Hieraus entſtand dann endlich ſeine Handzeichnungsmanier. Er wußte die Handzeichnungen auf das glücklichſte nachzuahmen; und die ſchönen Blätter, die er herausgab, übertrafen alles, was Engländer und Franzoſen hierin geleiſtet hatten. In Nürnberg fanden dieſelben indeß wenig Abgang; er gerieth in häusliche Verlegenheiten, und ließ ſich mit ſeiner Familie in Augsburg nieder, wo er unter etwas verbeſſerten Umſtänden ſeine Arbeiten fortſetzte. Vorzüglich bekannt (wenn gleich nicht immer ganz mit Auswahl gemacht) ſind die drei großen Sammlungen intereſſanter Zeichnungen der vorzüglichſten Mahler aus mehreren Schulen, wovon die erſte 48, die zweite 30, die dritte 36 Blätter enthält.

Preſto bezeichnet in der Muſik, wenn es einem Tonſtücke vorgeſetzt iſt, eine ſehr ſchnelle Bewegung, in welcher daſſelbe vorgetragen werden ſoll, und die alsdann einen noch höhern Grad erreicht, wenn presto assai oder prestissimo darauf folgt. Daß es übrigens von den fünf Hauptgraden der muſikaliſchen Bewegung der höchſte iſt, iſt ſchon bei dem Art. Adagio bemerkt worden.

Preußen. Es gibt keine Nation und keine Monarchie in Europa, die aus ſo vielfachen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, in ihren geographiſchen Beſtandtheilen mehr vereinzelt, und durch verſchiedenartige, wo nicht entgegengeſetzte hiſtoriſche Erinnerungen feindſeliger getrennt, dennoch aber durch ein friſches Volksleben inniger und feſter in ſich zur Einheit verbunden iſt, als die preußiſche. Volk und Staat wurden Eins, als die ſchroffe Scheidewand zwiſchen dem Cabinet und der deutſchen Nation, zwiſchen dem Soldſtreiter und dem Bürgerwehrmann zuſammenfiel. Seit 1807 durchdringt ein Kraftgefühl den Monarchen, den Bürger und das Heer. Und um alle ſchlingt ſich ſeit 1813 ein und derſelbe Kranz des deutſchen Nationalſinns, der Vaterlandsliebe und des Heldenmuths. Deutſchland aber und der Geiſt des Proteſtantismus blicken auf Preußen hin, als auf eine ihrer erſten Schutzwehren. Denn Preußens Volk, Staat und Regent ſind deutſch; auch das Land iſt es bis auf einen kleinen Theil; gleichwohl führt dieſe nordiſche Monarchie und Nation, welche die Stammſitze der alten Sachſen umſchließt, einen ſlawiſchen Namen: die Ueberwinder gaben ſich den Volksnamen der Ueberwundenen und vertilgten Preußen. Wie dies gekommen, wie um den Doppelkern: Brandenburg und Preußen, und unter dem Geſtirn des Hauſes Hohenzollern die jugendlichkräftige und geiſtiggereifte Nation und Monarchie ſich zu einem lebendigen Organismus zuſammengefügt, wie ſie im Unglück von politiſcher Selbſtſucht ſich geläutert, und durch Ideen veredelt habe, muß hiſtoriſch angedeutet werden, ehe wir die neue Geſtaltung dieſer europäiſch-deutſchen Schutzmacht — denn dies iſt ſie mit Oeſterreich — in einer gedrängten Ueberſicht darſtellen. Die Vorzeit des preußiſchen Staats geht bis zum Jahr 1417, wo Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg, von dem luxemburger Sigismund die Mark Brandenburg durch Kauf an ſein Haus brachte. Slawiſche Stämme waren von der Weichſel her über die Oder bis an die Elbe und Saale, in die alten Wohnſitze germaniſcher Völker, der Gothen, Vandalen, Sueven, Heruler, Semnonen und Longobarden, eingedrungen. Es galt im zweihundertjährigen Kampfe der Deutſchen mit den Slawen den Beſitz des Herzlandes von Europa. Thüringen und Sachſen wurden von den Wilzen beunruhigt, die in ihrer Waldburg

Brannibor, dem heutigen Brandenburg, an der Elbe und Havel, ihren Waffenplatz hatten. Schon Carl der Große that ihren Raubzügen Einhalt; aber erſt Heinrich I., der alten Sachſen Herzog, König der Deutſchen, der Gründer deutſcher Volksunabhängigkeit von Slawentroz, Magyarenraubluſt und Normännerkühnheit, beſiegte die Heveller, und eroberte Brannibor. Er befeſtigte in der heutigen Altmark die Nordſachſen, oder die wendiſche Mark, und ſein Sohn Otto der Große legte die Bisthümer Havelberg und Brandenburg an. Allein die Heveller erhoben ſich aufs neue, bis Albrecht der Bär, der Stammvater des Hauſes Anhalt, dem Kaiſer Lothar 1135 jene Gränzhut anvertraute, die Stadt Brandenburg nebſt der heutigen Mittelmark, und einem Theile der Priegnitz und Uckermark von dem wendiſchen König Pribislaw durch Erbſchaft erwarb. Er war der erſte Markgraf von Brandenburg, und cultivirte das Land durch Rhein- und Niederländer, führte Handwerker ein, baute Städte, z. B. Berlin, das er im Jahr 1140 mit Mauern umgab. Alberts Sohn Otto I. war der erſte bekannte Erzkämmerer des deutſchen Reichs und Churfürſt von Brandenburg. Alberts zweiter Sohn Bernhard von Askanien wurde 1180 Herzog von Sachſen, baute Wittenberg und trug auf dieſen den Wenden entriſſenen Landſtrich an der Elbe den Namen des alten Sachſenlandes über. Der mächtigſte von Otto's I. Nachfolgern, Churfürſt Waldemar (ſtarb 1319), beſaß außer den fünf brandenburgiſchen Marken auch die (Nieder-) Lauſitz, ein ebenfalls den Wenden abgekämpftes deutſches Gränzland, und anſehnliche Bezirke von Anhalt, Pommern, Meklenburg und Braunſchweig. Aber nach des letzten askaniſchen Markgrafen Heinrichs Tode fiel das Land unter dem bayerſchen Hauſe, von 1322 bis 1373, und unter dem luxemburgiſchen Hauſe bis 1417, in einen geſetzloſen Zuſtand; es wurde wie ein Pachtgut verpfändet und verkauft. So kam die Mark Brandenburg pfandweiſe und im Jahr 1417 erb-, und eigenthümlich nebſt der darauf gegründeten Erz-Kämmerer- und Churwürde, als ein deutſches Reichslehn, an den Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI., aus dem Hauſe der Grafen von Hohenzollern, der beträchtliche Landſtriche in Franken beſaß. Dieſer Churfürſt Friedrich I. von Brandenburg, von dem der jetzt regierende König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., abſtammt, wurde der Wiederherſteller des zerrütteten Landes; doch erhielten die nachgebornen Söhne die fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth, welche erſt 1791 mit der Churlinie wieder vereinigt, im Jahr 1806 und 1807 aber an Napoleon abgetreten, und von dieſem an Bayern überlaſſen wurden. In der Mark Brandenburg nennt die Geſchichte mehrere durch deutſche Mannhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ausgezeichnete, auch um die geiſtige Cultur des Volks ſehr verdiente Fürſten. Sie löſ'ten die Neumark von dem deutſchen Orden wieder ein, erwarben Cotbus mit Peiz, das Herzogthum Croſſen, Cleve, Mark und Ravensberg im J. 1609, und im Jahr 1569 die Mitbelehnung, hierauf den Beſitz des Herzogthums Preußen, das zuerſt Churfürſt Johann Sigismund von Brandenburg ſeit 1611, als Lehn der Krone Polen, hierauf ſeit 1618 als regierender Herzog, deſſen Enkel Friedrich Wilhelm der Große aber, ſeit dem Vergleiche zu Welau 1657, mit voller Souverainetät beſaß. Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt, von 1640 bis 1688, einer der größten und trefflichſten Fürſten ſeiner Zeit, iſt der Stifter der preußiſchen Monarchie. Dieſer Regent, der zugleich der größte deutſche Staatsmann und Feldherr

des 17. Jahrhunderts war, nahm zuerſt nach einem überdachten und feſten Plane die Regierungsgrundſätze an, welche ſeitdem ſtets den edleren Geiſt der preußiſchen Regierung bezeichnet haben. Er rief in das unter ſeinem ſchwachen Vater, Georg Wilhelm, während der erſten 22 Jahre des dreißigjährigen Krieges gänzlich zerrüttete Land Coloniſten aus Deutſchland und den Niederlanden, nahm 20,000 flüchtige reformirte Franzoſen auf, beförderte den Ackerbau, das ſtädtiſche Gewerbe und den Handel, baute den mühlroſer Canal, führte die Poſten ein, und gründete die wiſſenſchaftliche Cultur in Norddeutſchland. Zugleich ſchuf und bildete er den kriegeriſchen Geiſt und das Nationalgefühl ſeiner Völker, welches hundert Jahre nach ihm, 1740 bis 1786, Friedrich II., der größte unter den Regenten des 18ten Jahrhunderts, bis zur Begeiſterung erhob. Dieſe beiden Monarchen haben den preußiſchen Staatscharakter begründet. Die äußern Bedingungen der Macht waren zuerſt die Souverainetät Preußens, hierauf der Königstitel, dann der Beſitz von Schleſien, endlich das Bündniß mit Rußland im März 1813; die innern Bedingungen aber der Kraftſinn des Volks, die Aufklärung der Gebildeten, die Tapferkeit des Heeres, und die in der neueren Geſchichte einzige Erhebung der Nation in den Jahren 1813, 1814 und 1815. — Das Königreich Preußen hat die brandenburgiſchen deutſchen Reichslehne zu einer ſouverainen Macht in Europa erhoben; darum erinnern wir hier an die frühern Schickſale deſſelben. Als die Gothen die Ufer des baltiſchen Meeres verlaſſen hatten, zogen ſlawiſche Stämme, die Letten, im zehnten Jahrhundert von ihren ſpäter eingewanderten Stammbrüdern, den Czechen, Poruſſen genannt, die Weichſel hinab; in wilder Freiheit tapfer, ſtießen ſie die Feſſeln des Chriſtenthums zurück, und Conrad von Maſovien (ſ. Polen), der ſein Land gegen ihre Einfälle nicht ſchützen konnte, rief die deutſchen Ritter herbei, die 1230 einen Landſtrich an der Weichſel als Eigenthum von ihm erhielten, wo ſie 1231 Thorn und das Jahr darauf Culm anlegten. Lübecker gründeten hierauf 1239 Elbing. Indeß währte der Vertilgungskrieg mit den elf preußiſchen Volksſtämmen 53 Jahre, bis 1283; doch unterwarfen ſich einzelne ſchon früher, denen der Orden das volle Eigenthum ihrer Güter ließ. Edle Preußen wurden ſogar Deutſchherren. Allein deutſche Sprache und Sitte wurden mit deutſchem Gewerbfleiß und Handel immer mehr an der baltiſchen Küſte einheimiſch, ſo daß der preußiſche Urſtamm zuletzt kaum noch in einigen Dörfern als Miſchling wahrgenommen werden konnte. Der Orden beherrſchte das Land an beiden Weichſelufern von der polniſchen Gränze nordwärts, nebſt Oſtpommern oder Pomerellien, wo Danzig unter ſeinem Schutze zu einer der erſten Städte der deutſchen Hanſe aufblühte. Marienburg wurde 1309 der Sitz der Ordensregierung. Geſichert gegen Polen durch den kaliſcher Frieden 1343, griffen die Ritter die Litthauer an, und kämpften mit ihnen faſt hundert Jahre um Samogitien. Das reiche Ordensland, voll blühender Handelsſtädte und wohlhabender deutſcher Colonien, erſtreckte ſich im 15. Jahrhundert von der Oder, längs der Oſtſee, bis an den finniſchen Meerbuſen. Die größeren Städte erwuchſen zu kleinen Republiken und der Landmann ward ſeines Beſitzthums froh. Aber die Kriegsſteuern und die Ueppigkeit der Ritter erſchöpften endlich das Land. Der Adel und die Städte vereinigten ſich gegen den harten Landesherrn, und da kein andres Mittel half, unterwarfen ſie ſich 1454 dem polniſchen Schutze. Hierauf fiel durch den thorner Frieden 1466 Vorder- oder Weſtpreußen an Polen, behielt jedoch ſeine eigene Verfaſ-

ſung; allein die Polen verletzten dieſe Bedingung, und das deutſche Reich, zu welchem das Ordensland gehörte, wollte den thorner Frieden nicht anerkennen; auch zögerten die Hochmeiſter, welche im Beſitze von Hinter- oder Oſtpreußen blieben, den Vaſalleneid der Republik Polen zu leiſten. Die Ritter wählten deßhalb den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen Sohn des Markgrafen zu Anſpach, 1511 zu ihrem Hochmeiſter, um durch Hülfe des brandenburgiſchen Hauſes vom polniſchen Vaſalleneide frei zu werden. Aber das deutſche Reich that nichts; und der Hochmeiſter mußte eilen, mit Polen Frieden zu ſchließen. Da ward auf des Königs von Polen Vorſchlag, im ewigen Frieden 1525, das bisherige Ordensland Preußen von dem Prinzen für ſich und ſeine und ſeiner Brüder männliche Nachkommen als ein lehnbares Erbherzogthum von Polen angenommen. Zugleich drang überall die Reformation ein, zu der ſich der Erbherzog Albrecht bekannte. Der Adel beſaß jedoch fortwährend unter Polens Schutz alle Regierungsſtellen, und beſchränkte die herzogliche Gewalt. Nachdem aber Churfürſt Joachim Friedrich von Brandenburg im Jahr 1605 die Verwaltung des Herzogthums, weil Albrechts Nachfolger blödſinnig war, und Churfürſt Johann Sigismund 1611 die Belehnung von Polen erhalten hatte, wurde letzterer nach dem Tode des blödſinnigen Herzogs im Jahr 1618 regierender Herzog von Preußen. Aber erſt ſein Enkel Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt, entwickelte hier, nachdem er die Adelsariſtokratie in geſetzliche Schranken zurückgeführt, wie in den Marken, den Keim zu einer mächtigen Monarchie. Und dieſe Entwickelung war nicht leicht. Es iſt das Loos des preußiſchen Staats, daß er unter großen Gefahren von außen, bald von Schweden, bald von Polen, dann von Oeſterreich, endlich faſt von allen ſeinen Nachbarn, von Frankreich und von Rußland bedroht, zu einer ſelbſtſtändigen Macht ſich aufſchwingen mußte. Kühnheit, Muth und Gewandtheit ſteuerten das Staatsſchiff durch ſo gefährliche Klippen hin. Das Gefühl der Schwäche, der zerriſſenen Lage der Länder, der Eiferſucht der Nachbarn aber gab der preußiſchen Staatskunſt das beharrliche Streben, ſich abzurunden oder zu vergrößern. Vergebens hatte der große Churfürſt im Frieden zu Oliva 1660 ſein Verhältniß zu Schweden, das damals die erſte Macht des Nordens war, ſicher geſtellt. Erſt der Tag von Fehrbellin, 18. Juni 1675, rettete gegen Schweden, was der weſtphäliſche Friede 1648 dem Churfürſtenthum Brandenburg als Entſchädigungen an Länderzuwachs gegeben hatte, den größten Theil von Hinterpommern, die Biſthümer Halberſtadt, Minden, Camin, das Erzſtift Magdeburg (ſeit 1680) und die Grafſchaft Hohenſtein. Nach frühern Verträgen hatte ganz Pommern an Brandenburg fallen ſollen. Zugleich mit der Gründung ſeines Staats ward dem großen Churfürſten die natürliche Beſtimmung deſſelben klar, Norddeutſchlands und der Niederlande Schutzwehr gegen Frankreich zu ſeyn. Treu an Oeſterreich angeſchloſſen, aber von den übrigen Fürſten ſchlecht unterſtützt, widerſtand er Ludwigs XIV. ſtolzen Anmaßungen, und vergab nichts der Würde deutſcher Nation. Dennoch entzog ihm Oeſterreich die ſchleſiſchen Fürſtenthümer, welche nach des Herzogs von Liegnitz Tode 1675 an Brandenburg wegen Erbverbrüderung fallen ſollten. Er erhielt nur den ſchwibuſiſchen Kreis, den jedoch ſein Nachfolger an Oeſterreich zurückgab. Friedrich Wilhelms Politik war edel und großartig, aufgeklärt und redlich. Er regierte mit königlichem Anſehn. Sein Sohn Friedrich III. als König Friedrich I., ſetzte ſich zu Königsberg die Königskrone aufs Haupt, den 18. Januar 1701.

Er regierte in dem Geiſte ſeines Vaters, ohne den Geiſt deſſelben zu beſitzen. Sein Heer ſtritt tapfer für Oeſterreich und Deutſchland gegen Türken und Franzoſen. Im Innern gediehen die Anlagen ſeines Vaters: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Wiſſenſchaft und Kunſt, unter dem Schutze des Geſetzes und der Toleranz. Auf der von ihm geſtifteten Univerſität Halle (1694) fand die Freiheit im Lehren, Denken und Schreiben einen Schutzort, und die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Berlin gründete, nebſt der Kunſtakademie, in dem verſchönerten Berlin den Sitz des norddeutſchen Kunſtſinns und einer auf das Leben ſelbſt einwirkenden Literatur. Sey es auch, daß Beweggründe der Eitelkeit und des Prunkes den König leiteten; ſeine neue Würde blieb kein leerer Schall, keine unnütze Staatsausgabe. Ein Staat, der ſolche Strommündungen, eine ſolche Küſtenlänge, und die Feſte Magdeburg beſaß, der ſolche Verdienſte um das deutſche Gemeinweſen ſich erworben hatte, durfte auf Selbſtſtändigkeit im europäiſchen Fürſtenrathe Anſpruch machen. Da Kaiſer Leopold I. einwilligte, von einem Jeſuiten zu dieſem politiſchen Fehler, der aber freilich ſeit dem weſtphäliſchen Frieden unvermeidlich geworden war, überredet, ſo konnte Oeſterreich von dieſem Augenblicke an nicht ohne, ſondern nur mit Preußen ſein Uebergewicht in Deutſchland, mithin auch in Europa, behaupten. Es währte aber über hundert Jahre, ehe das wiener Cabinet von dieſer politiſchen Wahrheit, die dem berliner bis zum basler Frieden mehr einleuchtete, ſich überzeugen konnte. Dadurch trieb Oeſterreich den König von Preußen endlich zur engern Verbindung mit Rußland hin. Auch Friedrich I. vergrößerte ſein Gebiet durch Elbing, das Polen einzulöſen nicht im Stande war, durch Neufchatel und Vallangin, deſſen Stände ihn als rechtmäßigen Erbfolger freiwillig anerkannten, durch Mörs, das ihm aus der oraniſchen Erbſchaft zufiel, und durch Tecklenburg, das er erkaufte. Vergrößerung war das natürliche Bedürfniß der jungen, von mächtigern Nachbarn eingeſchloſſenen und in alle Staatshändel des Weſtens und Oſtens von Europa verwickelten Monarchie, aber ſie folgte demſelben bis zur Theilung Polens mit Mäßigung. So erhielt im nordiſchen Kriege König Friedr. Wilhelm I., ein Monarch, welcher ohne Vorurtheil recht wußte und nie vergaß, was er wollte, durch Carls XII. Starrſinn endlich ſelbſt genöthigt, in den Bund gegen Schweden zu treten, (1720) Stettin nebſt Vorpommern bis an die Peene, bezahlte aber für dieſen Erwerb der früher ihm von Schweden entriſſenen Odermündungen 2 Millionen Thaler. Mit richtiger Einſicht in das Weſen des Staats ſchuf er in einem weiſen und ſparſamen Haushalt die Grundlage der preußiſchen Macht. Er errichtete unter einem allgemeinen Directorium die Domainenkammern, und ſetzte Einnahme wie Ausgabe auf beſtimmte Etats, wo die Ueberſchüſſe den Staatsſchatz bilden ſollten. Aber der Grundſatz, ein zahlreicheres Heer zu halten, als die Bevölkerung zuließ, führte zu dem Syſtem der fremden Werbungen, und trennte den Kriegerſtand vom Bürgerthum. Auch fing ſchon unter ihm ein dem Geſetz der Einheit ſo nahe als möglich gebrachter Mechanismus an, für das Weſen der Staatsverwaltung angeſehen zu werden, deſſen Formengewalt in der Folge die moraliſche Kraft lähmen mußte. Nur der König und ſeine Miniſter beſeelten die willen- und gemüthloſe Staatsmaſchine. Dies brachte zuletzt weniger Gutes als Böſes hervor. Der König verwandelte im Jahr 1713 in ſeinen ſämmtlichen Staaten das Lehn in Erbe, und jedes Ritterpferd in einen jährlichen Canon; aber aus Eifer für Juſtiz und Polizei griff er oft ſelbſt die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt an, und gab

das Beiſpiel einer willkürlichen Cabinets-Criminaljuſtiz. Doch regte ſich im Allgemeinen ein friſches kräftiges Leben, da der geſunde Menſchenverſtand meiſtens obſiegte. So vorbereitet und ausgerüſtet ward die preußiſche Monarchie ein treffliches Werkzeug für die Größe Friedrichs II. Sein Genius vervielfältigte die phyſiſche, und vergeiſtigte die moraliſche Kraft des Staats, der durch ihn, durch ſeine Perſönlichkeit, in die Reihe der erſten Mächte eintrat und der Ring wurde, welcher die Kette des weſtlichen und des öſtlichen Staatenſyſtems von Europa verband. Die Anſprüche auf einige Theile Schleſiens gaben ihm, da Maria Thereſia ſeinen Beiſtand durch Nachgiebigkeit nicht erkaufen mochte, den Vorwand zur Eroberung Schleſiens. Der Beſitz der Oder und der Sudeten ſchien ihm nothwendig, ſeine politiſche Stellung zu ſichern; er war zu mächtig, um ſich andern Mächten unterzuordnen, und zu ſchwach, um ſich gegen einzelne von ihnen kraftvoll zu behaupten. Halb Europa hatte ſich gegen Oeſterreich verbunden. Er wollte für Oeſterreich kämpfen, aber nicht umſonſt, wie ſeine Vorfahren; auch galt es nicht Deutſchland. Die Rüſtung für war jedoch zugleich gegen Oeſtreich, eben darum zweideutig; allein er konnte und wollte in keinem Falle unthätig bleiben, wo die Folge des Krieges eine neue Bildung der Machtverhältniſſe mehrerer deutſchen und europäiſchen Staaten ſeyn mußte. Dadurch unterſchied er ſich weſentlich von einem Eroberer. Er wollte nicht mehr, als ſein beſtimmter Zweck, die Befeſtigung ſeiner Monarchie, erfoderte. Vom breslauer Frieden (1742) an war ſein Kriegsſyſtem Vertheidigung. Er befolgte daſſelbe auf eine Art, die das Nachtheilige davon aufhob, d. h. er kam ſeinen Feinden zuvor. Darum nahm er im dresdner und im hubertsburger Frieden nichts von Sachſen, das er zwei Mal erobert hatte. Aber der Eintritt einer neuen Macht in das Staatenſyſtem von Europa, welche ſelbſtſtändig die Frage des Gleichgewichts entſcheiden konnte, mußte jede alte Macht, Frankreich am tiefſten, Großbritannien hingegen am wenigſten verwunden. Mit Bitterkeit nannte Fleury Friedrich II. den Schiedsrichter von Europa. Oeſterreich fühlte ſich gedemüthigt, und ſetzte in Schleſiens Wiedererlangung den Ehrenpunkt ſeiner Politik. So entſtand das unnatürliche Bündniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich im Jahre 1756, wodurch Deutſchland der Kampfplatz aller See- und Landmächte wurde, indem England, Hannovers wegen, einen Theil von Norddeutſchland gegen Frankreich bewaffnete. Der ſiebenjährige Krieg änderte nichts in den früheren Staatenverhältniſſen des feſten Landes; allein er bewies, daß Preußen im Beſitze von Sachſen, unter übrigens gleichen Umſtänden, unüberwindlich ſey. Friedrich II. war jetzt, was er ſeyn wollte. Oſtfriesland war 1743 vermöge Anwartſchaft von ihm in Beſitz genommen worden. Seine ganze Sorgfalt und Thätigkeit wandte ſich ſeit 1763 auf das Innere, während er nach außen hin mit Recht Heil für das Ganze, wie für Preußen, nur in der Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung ſah; daher ſein aus edler, uneigennütziger Staatskunſt unternommener, ſeinen Bundesgenoſſen allein unmittelbar Vortheil bringender Schutzkrieg für Bayern im Jahr 1778, und ſein deutſcher Fürſtenbund im Jahr 1785. Im Innern aber machte die Unterhaltung eines unverhältnißmäßig großen Soldheeres die Vermehrung der Staatseinkünfte zum Ziel aller Staatswirthſchaft, woraus die Maxime entſtand, die Staatsverwaltung möglichſt maſchinenmäßig einzurichten. Je mehr nun der Gang dieſer Maſchine durch die Unterbrechung des Ländergebiets geſtört wurde, deſto wichtiger erſchien das Abrundungsſyſtem, dem zuletzt jede andre Rückſicht weichen mußte. Zu-

gleich wurden Quadratmeilen und Volkszahl in der ganzen europäiſchen Cabinetspolitik der Maßſtab des Glücks und der Macht. Eine Folge von dieſer doppelten Anſicht war die Theilung Polens im Jahr 1772. Auf Friedrichs Ruhm laſtet wenigſtens nicht die erſte Schuld dieſes Entwurfs. Auch war der größte Theil von dem, was er nahm, weil die andern nahmen, ein urſprünglicher Beſtandtheil von Preußen. Das preußiſche Cabinet mußte Polen der Verbindung mit Rußland aufopfern, was in unſerer Zeit im umgekehrten Sinne wieder der Fall war, weil Preußen ohne Verbündete Oeſterreich gegenüber ſtand. Jene Allianz Preußens mit Rußland im Jahr 1764 hat in der Idee fortgewirkt bis zu dem Vertrage von Kaliſch. Nur eine frühe, innige Verbindung Oeſterreichs mit Preußen hätte Polen im diplomatiſchen Sinne retten können. — So ward die Monarchie unter Friedrich an Umfang und Volkszahl beinahe verdoppelt. Allein ſo erhaben ſeine Selbſtregierung (faſt ein halbes Jahrhundert das Muſter königlicher Pflichterfüllung) war, ſo wenig war ſie rein deutſch und national. Er gehörte ſeinem Volke nur als Herrſcher an, nicht als Menſch. Sein Gemüth erkältete franzöſiſcher Witz; er verſtand nicht das deutſche Volksthum. Heer und Schatz waren ihm das Weſen der Staatskraft, nicht die Nation; daher galt das Tabellengebäude der Finanzkunſt für das Höchſte der Staatspraxis, und der Stand des Soldkriegers erhob ſich abgeſondert über den Bürger. Doch wurden, da Friedrichs Geiſt und ſein Ruhm die erſten Köpfe der Nation mächtig aufregte, Geſetzgebung, Juſtiz, Landesökonomie, Gewerbſleiß und geiſtige Cultur wirkſam befördert. Freiheit der Sprache und der Preſſe herrſchte faſt wie in der freieſten Republik, wodurch die Nation an intellectueller Reife höher ſtieg, als Friedrich ſelbſt ſich vorſtellte. Dies alles konnte aber der Staatsmaſchine keinen lebendigen Organismus geben. Nach Friedrichs Tode erſchien der Staat als ein kunſtvolles Uhrwerk, das ſeiner Spannfeder beraubt war, und Mirabeau, der geiſtvolle Berichterſtatter über die Monarchie Friedrichs des Großen, fällte jetzt von ihr in ſeiner Histoire secrète das allgemeine Urtheil: pourriture avant maturité. Zwar behauptete Preußen ſeine Stellung als Schiedsrichter bei den holländiſchen Unruhen im Jahr 1787, und als Vermittler des Friedens mit der Pforte zu Reichenbach im J. 1790. Allein es that hier zu wenig, indem es gegen Rußland nichts durchzuſetzen wagte, und zu viel, indem es Oeſterreich Bedingungen vorſchrieb. Die pillnitzer Convention näherte zwar die Höfe von Wien und Berlin einander wieder. Allein zwei Feldzüge gegen Frankreich erſchöpften den preußiſchen Staat; und ſtatt des Schatzes waren, bei Friedrich Wilhelms II. verſchwenderiſchem Haushalt, im Jahr 1794 ſchon Schulden da. Mit dieſer ſchlaffen Halbheit, die kein Ziel beſtimmt ſah und keins erreichte, die Alles berechnete, und nichts zu rechter Zeit wagte, die nur Quadratmeilen im Auge hatte, und Deutſchlands Freiheit, die eigene Würde und Sicherheit darüber aus dem Auge verlor, mit dieſer ſchlaffen, engherzigen und kurzſichtigen, eben ſo ruhmloſen als unheilbringenden Politik handelte Preußen um den Preis ſeiner politiſchen Unthätigkeit, vom baſeler Frieden (5ten April 1795) bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich (9ten October 1806). So verunglückte die ſeit 1796 gefaßte Idee, Preußen im Norden zum Mittelpunkte einer großen Föderation zu machen; denn das preußiſche Cabinet hatte das Vertrauen ſeiner Nachbarn verſcherzt, durch die neue Theilung Polens, durch die Beſitznahme des Gebiets von Nürnberg und durch den geheimen Abtretungs- und Entſchädigungsvertrag mit Frankreich (5ten

Auguſt 1796). Wenn die beabſichtigte Trennung des nördlichen Deutſchlands von dem ſüdlichen Preußen zum Vorwurfe gereicht, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß Oeſterreich ſelbſt, welches die reichenbacher Convention vom Jahr 1790 nicht vergeſſen konnte, durch ſeine Politik das preußiſche Cabinet ſtutzig gemacht und von ſich entfernt hatte. Das letztere wollte nicht mehr, wie vor hundert Jahren, ſeine Kräfte bloß für Andre hingeben. Aber auch Herzbergs (er ſtarb 1795) weiſerer Rath aus Friedrichs II. Schule wurde ſeit 1791 vom Könige nicht mehr gehört. Friedrich Wilhelm II. ſchloß zwar 1790 eine Allianz mit Polen, und gab der neuen Conſtitution, welche hier ſich bildete, ſeinen Beifall; aber durch die Ausſicht eines Kriegs mit Rußland erſchreckt, wegen Danzig und Thorn von Polen nicht befriedigt, verließ er die Republik, zog gegen ihren vorgeblichen Jacobinismus zu Felde, und beſezte Danzig. So wurde Preußen der unmittelbare Nachbar hier von Frankreich, dort von Rußland mit offnen Gränzländern gegen beide, und bei einer großen Handelsſchifffahrt ohne Seemacht, zugleich jedem Angriff zur See ausgeſetzt, unſchlüſſig, an welche der beiden Hauptmächte es ſich anſchließen ſollte. Da machte es endlich den Verſuch, unerſchütterlich auf Neutralität zu beſtehen, und zerſtörte dadurch ſelbſt die Meinung von ſeiner kriegeriſchen Haltung. Zwar wuchs der Staat an Größe; auch erhielt er eine muſterhafte Geſetzgebung durch die Einführung des allgemeinen Landrechts; es vermehrte ſich ſein Wohlſtand, und die Verwaltung ward verbeſſert, indem man das ſtrenge merkantiliſch-fiscaliſche Syſtem milderte, und einige Monopole aufhob; allein die ſteigenden Staatsbedürfniſſe machten neue Abgaben nöthig, und Preußen ſtand in Europa beargwohnt, gehaßt und allein. Das Gute, was Friedrich Wilhelm III. ſeit 1797 dem Staate erwies, ſeine ſtrenge Sparſamkeit, ſeine häuslichen Tugenden, ſeine liberalern Anſichten, ſeine große Rechtlichkeit und ſein deutſches Herz konnten die Wunden des Staats, welche des Vaters gemißbrauchte Schwäche ihm zugezogen hatte, nicht ganz heilen. Er fand beim Antritt ſeiner Regierung 28 Millionen Thaler Schulden. Dieſe Zerrüttung der Finanzen, welche im Februar 1806 die Einführung eines Papiergeldes, der Treſorſcheine, rathſam machte, bewog den König, jeden Antrag zur Mitwirkung gegen Frankreich zu verwerfen, dadurch ward aber die Stellung zwiſchen Rußland und Großbritannien ſehr ungewiß, und Preußen konnte nichts für Deutſchland thun, als annehmen, was Frankreich in Uebereinſtimmung mit Rußland, durch den Entſchädigungsreceß vom J. 1802 in Deutſchland ihm überließ. Sein Neutralitätsſyſtem wurde zuerſt durch Frankreichs Beſitznahme Hannovers im J. 1803 erſchüttert; als hierauf im J. 1805 eine dritte Coalition gegen Frankreichs Anmaßungen ſich bildete, ſchwankte die preußiſche Politik mehr als je. Eine Kriegs- und eine Friedenspartei theilten das Cabinet, während ein großer Theil des Heers Krieg wollte. Es fehlte an einem ſtarken Willen, der alles zuſammenhielt, das Veraltete umbildete, und die Maſſe raſch bewegte. Doch bewirkte Alexanders von Rußland perſönliche Anweſenheit in Berlin die Convention zu Potsdam, den 3ten Nov. 1805; beide Monarchen ſchloſſen einen Freundſchaftsbund, der eine der ſeltenſten und erfreulichſten Erſcheinungen in der Geſchichte iſt. Das preußiſche Heer rückte bis an die fränkiſche Gränze. Aber das preußiſche Cabinet neigte ſich ängſtlich zum Frieden hin, und ſchloß nach der Schlacht von Auſterlitz, durch Oeſterreichs Waffenſtillſtand hierzu berechtigt, Verträge mit Frankreich, die jedoch von der Art waren, daß es von der Politik des Cabinets von St. Cloud umſtrickt, in ein ge-

ſpanntes Verhältniß mit allen übrigen Mächten trat, und nachdem es Cleve, Anſpach und Neufchatel an Frankreich überlaſſen, wider ſeinen Willen genöthiget ward, Hannover als ſein Eigenthum den 1ſten April 1806 in Beſitz zu nehmen. So zog es ſich den verdienten Vorwurf des brittiſchen Miniſters Fox zu, als ob es die auf den Fall ſeines Beitritts zur Coalition ihm angebotenen Vortheile gegen Frankreich geltend gemacht hätte, um von dieſem Bewilligungen auf Koſten der Coalition zu erlangen. England erklärte nun an Preußen den Krieg, Schweden reizte es mit herausfoderndem Trotze, in Petersburg allein wußte der Herzog von Braunſchweig die freundſchaftlichen Verhältniſſe durch vertraute Mittheilungen zu ſichern. Preußen wollte keinen Krieg mit England und Schweden; aber Napoleon triumphirte, es in einen doppelten verwickelt, und wie er glaubte, von Rußland getrennt zu haben. Nun ſchloß er den Rheinbund, und Preußen, das auch um Hannover von Frankreich ſich betrogen glaubte, griff zum Schwert. Das nordiſche Bundesſyſtem war aber noch nicht gebildet; das Zutrauen fehlte, und die Heerführer handelten bei großem Selbſtvertrauen der meiſten weder einmüthig, noch entſchloſſen. Der Nationalwille ſchien nur in den Marken für den Krieg ſich auszuſprechen. Jetzt wurden überall die alten Gebrechen des Staatsräderwerks und die Mißgriffe einer ſchwankenden und rechnenden Abrundungspolitik ſichtbar. Der Tag von Jena (14ten October), und der Fall von Magdeburg (8ten November 1806) zerbrachen die morſchen Bänder der Monarchie Friedrichs II.; ein großes Unglück kam über das Heer, das Volk und den König. Der Schmerz koſtete einer angebeteten Königin, die eine Zierde der Thronen und der Menſchheit war, das Leben den 19ten Juli 1810; aber ſie und ihr königlicher Gemahl hatten den alten preußiſchen Geiſt und den deutſchen Charakter auch im Unglück bewährt. Im Drucke ſelbſt verjüngte ſich die moraliſche Kraft der Nation; und Hardenberg ordnete mit ſcharfem Blick in die Zukunft den im Frieden von Tilſit (9ten Juli 1807) um die Hälfte verkleinerten, und nach dem Frieden bis zum 3ten December 1808 von Frankreich mit mehr als 150,000 Mann beſetzt gehaltenen, gänzlich ausgeſogenen Staat. Aber unter welchen Umſtänden! Eine Contribution von 120 Millionen Franken mußte nachbezahlt, und die zurückgelaſſene franzöſiſche Beſatzung in den preußiſchen Feſtungen, Stettin, Cüſtrin und Glogau, unterhalten werden; dazu kam die Handelsſperre des Continentalſyſtems. Kühner noch arbeitete der Miniſter Freiherr von Stein an der Erhebung zu einer beſſern Zukunft. Er mußte Deutſchland verlaſſen; aber im Stillen reifte das Werk der Wiederherſtellung. Den 6ten Juni 1810 ward der Baron von Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der Verwaltung geſtellt. Er führte nach liberalen Ideen ein neues Staatsgebäude auf, wo der Grundſatz: daß alle Claſſen der Staatsbürger, nach Maßgabe ihrer Kräfte, zur Rettung des Ganzen beitragen müßten, durchgreifende Geſetze und die Vernichtung vieler Privilegien zur Folge hatte. Es gab lauten Widerſpruch; aber der Geiſt der Nation erſtarkte, und Napoleons fortdauernde planmäßige Bedrückung des preußiſchen Staats erhöhte nur die Spannkraft zum Widerſtande. Napoleon hatte nämlich ſeit dem J. 1811 eine ſolche militäriſche Stellung in dem Innern Preußens genommen, daß er als Herr der Monarchie ſich betrachten konnte. Seine Heere durchſchnitten das Land in eilf Militärſtraßen; die Feſtungen wurden nicht geräumt, obgleich Preußen ſeine darauf abzweckenden Verbindlichkeiten erfüllt hatte. Danzig, Magdeburg und Stralſund waren in franzöſiſcher Gewalt, Preußen mitten

von einer ſtärkern franzöſiſchen Kriegsmacht beſetzt, als es ſelbſt halten durfte, nämlich 42,000 Mann. Dazu kamen Mißhandlungen und Erpreſſungen der franzöſiſchen Militärbehörden. Preuſſens Verluſte und Aufopferungen betrugen von 1806 bis 1812 ungeheuere Summen, namentlich an Kriegscontributionen 220 Millionen Francs, für die Feſtungen 40 Millionen, an Koſten und Beſchädigungen der Einwohner 346,800,000, an Staatseinkünften 50 Millionen, an Lieferungsvorſchüſſen im J. 1812 94,628,574. Verluſt der Bank, der See- und Holzhandelscompagnien, der Stiftungen ꝛc. 75 Millionen, zuſ. 834,428,574 Fr., wobei der Durchzug der Franzoſen und der Schaden an Vorſpann, Vieh ꝛc. im J. 1812 nicht eingerechnet iſt. Vergebens that Friedrich Wilhelm III. Alles, um den Haß des franzöſiſchen Kaiſers zu verſöhnen. Was der Kaiſer mit Gewalt zu thun drohte, ſuchte der König endlich durch eine Allianz, Paris den 24. Febr. 1812, in mildere Formen zu bringen. Nun zog das franzöſiſche Heer durch Preußen gegen Rußland, und 20,000 Preußen ſchloſſen ſich als Hülfsheer an. Der harte Vertrag wurde preußiſcher Seits erfüllt; allein Napoleon ſetzte ſeinen Foderungen keine Gränzen, und dachte an keine Gegenleiſtung. Da kam die Zeit der Befreiung, wo der Wille der Nation, ſo erſchöpft ſie auch war, zur That wurde. Yorks Capitulation zu Poſcherau, den 30. December 1812, war das Reſultat der allgemeinen Nationalſtimmung; aber noch mußte der König ſchweigen. Endlich rief er den 9ten Februar 1813 die Nation zu freiwilligem Kriegsdienſt auf. Als nun Napoleon auf keine ſeiner Vorſtellungen in Paris achten, keine Verbindlichkeit erfüllen wollte, ſondern im Tone der Oberhoheit den Alliirten als Vaſallen zu behandeln fortfuhr, da ſchloß der König, welcher ſchon längſt ſeine Hauptſtadt nicht mehr bewohnen konnte, und Spandau wie Pillau franzöſiſchen Truppen hatte einräumen müſſen, den Bund mit Rußland zu Breslau, den 1. März 1813, rief ſein Volk auf zu dem heiligen Kriege für Ehre, Freiheit und Vaterland (den 17. März), und erklärte in Paris den 27. März an Napoleon den Krieg. Dieſer kühne Schritt entſchied Deutſchlands Befreiung von Frankreichs militäriſcher Unterjochung. Die preußiſche Nation war auf ſolchen Zeitpunkt vorbereitet. Ueber 100,000 Mann waren im Gebrauche der Waffen geübt worden, und Scharnhorſts Idee einer Landwehr konnte ſchnell ausgeführt werden. Was die Nation und das Heer, was der König und die Prinzen, was die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen im frommen deutſchen Sinne mit begeiſtertem Heldenmuthe gethan, gelitten und gewirkt haben, das hat die Geſchichte der Unſterblichkeit geweiht. Preußens und Norddeutſchlands Erhebung war, mit Ausnahme Sachſens und der jenſeit der Elbe gelegenen Länder, gleichzeitig. Ein namenloſes Gefühl durchdrang die deutſchen Völker; aber die Cabinette folgten zögernd. Der Kampf um die Freiheit war hart und ſchwer. Preußens Völker, Heer, Freiwillige, Landwehr und Landſturm, beſtanden ihn mit einer religiöſen und ſittlichen Tapferkeit, wie ſie Deutſchland nie geſehen hatte. Jetzt trat auch Oeſterreich zu dem Bunde; und bei Culm ward Habsburgs Genius mit dem Hauſe Hohenzollern ausgeſöhnt. Nun führte eine, in der Geſchichte einzige Eintracht die Monarchen von dem Siege bei Leipzig bis in die Hauptſtadt des Feindes. Aber zu großmüthig vergaß man hier gegen Preuſſens Rath, die Hauptfragen zu entſcheiden; und auf dem Congreſſe zu Wien fand die franzöſiſche Diplomatik Zeit, Schwierigkeiten und Zwietracht auszuſtreuen. So konnte Preußen, wollte es anders nicht zu den Waffen greifen, nur durch das gehäſſige Recht der Eroberung,

die alte Größe, deren Erſatz ihm zugeſichert war, wiedererlangen. Der Vertrag von Kaliſch mit ſeinen geheimen Stipulationen über Polens künftiges Schickſal, dem Oeſterreich beigetreten war, hatte Preuſſens Entſchädigung auf Sachſen angewieſen, und da dieſen Anſprüchen hauptſächlich von Frankreich entgegengewirkt wurde, die höchſt unnatürliche Zerſtückelung jenes Landes, über das Europa wie über ein erobertes verfügte, herbeigeführt. Um für den durch das halbe Sachſen nicht gedeckten Verluſt von Polen Erſatz zu erhalten, mußte Preußen in dem Großherzogthum Niederrhein einen mit dem Hauptſtaate nicht verbundenen Nebenſtaat, und damit eine für ſich ſelbſt und für ſeine Nachbarn zwangvolle Stellung annehmen, in welcher Preußen ſchwerlich ſich unverrückt wird erhalten können. Nach dem pariſer Frieden arbeitete es mit glücklichem Erfolge an der Wiederherſtellung ſeines durch Papiergeld und Schulden zerrütteten Finanzweſens. Kein Staat hat ſo ſchnell Ordnung in daſſelbe gebracht, ohne ſeine Verbindlichkeiten zu verletzen, als Preußen. Doch noch ein Mal ſollte um die neue Ordnung der Dinge gekämpft werden. Napoleon, der ſich wieder auf den Kaiſerthron geſchwungen, warf ſich mit der Vollzahl ſeines erbitterten Heeres auf das ſchwächere preußiſche. Schon glaubte er am 16. Juni 1815 es geſchlagen zu haben; allein Blücher zog ſich in eine Stellung, aus der er am 18. in die Flanke des Feindes fiel, als dieſer mit Wellington um den Sieg kämpfte. Der Sieg bei Belle Alliance richtete den Thron des Bourbons, nachdem Blücher den 4. Juli Paris mit Capitulation genommen, ein zweites Mal wieder auf; doch, wenn dies anders ein Verdienſt iſt ſo kann es nicht dem preußiſchen Cabinette zugerechnet werden, weil dieſes der franzöſiſchen Nation die eigne Wahl ihrer Herrſcherfamilie und ihrer innern Einrichtung, den Erklärungen der Alliirten gemäß, gern überlaſſen hätte. Es foderte dagegen eine feſte Sicherheit der deutſchen Gränze, Feſtungen, die es erobert hatte, und die Zurückgabe deutſcher Provinzen, welche Frankreichs Könige an ſich geriſſen. Ludwig XVIII. war aber nach der Erklärung vom 13. März der Alliirte der kriegführenden Mächte, unter welchen zwei Frankreichs Integrität vom Jahr 1790 durchſetzten. So konnte alſo auch hier Preußen, das zum zweiten Male Deutſchlands Retter geworden war, nicht durchdringen. — Die **preußiſche Monarchie**, welche, als Friedrich II. 1740 die Regierung antrat, auf 2190 Quadratmeilen 3 Millionen Einwohner enthielt, und ein Heer von 76,000 Mann beſaß, umfaßte vor dem tilſiter Frieden ohne Hannover, einen Flächenraum von 5570 Quadratmeilen mit 9,743,000 Einwohnern in 1045 Städten und 40,102 Flecken und Dörfern. Die Staatseinkünfte wurden auf mehr als 38 Millionen Thaler berechnet, und die Armee ſoll im Jahr 1804 aus 265,000 Mann beſtanden haben, worunter 40,000 Mann Cavallerie. Durch den tilſiter Frieden verlor der Staat alle Länder jenſeit der Elbe, Cotbus und mit Ausnahme eines Theils von Weſtpreußen, alle von Polen abgeriſſenen Provinzen, zuſammen 2693 Quadratmeilen mit 4,805,000 Einwohnern. Er behielt alſo nach Hoßmann: 2877 Quadratmeilen mit 4,983,000 Einwohnern in 431 Städten, 81 Marktflecken, 20,687 Dörfern und 6600 Vorwerken; nach Andern wurde die Volksmenge der preußiſchen Monarchie im Jahr 1812 auf 5,205,000 Menſchen geſchätzt. Jetzt iſt die Monarchie in ihrem Umfange, den ſie im J. 1805 hatte, durch die Beſchlüſſe des wiener Congreſſes nicht nur wieder hergeſtellt worden, ſondern hat auch in ihrer Stellung einige Vortheile erlangt. Indeß iſt die Richtung, welche ſie jetzt nach ihrer geographiſchen Lage nehmen muß, rein mili-

täriſch gedeihen. Sie beſteht gegenwärtig nach der königlichen Verordnung, Wien den 30ſten April 1815, aus zehn Provinzen, die in fünf Militärabtheilungen und 25 Regierungsbezirke getheilt werden. Die erſte Militärabtheilung: Preußen, das eigentliche Königreich Preußen, begreift 1. die Provinz Preußen oder Oſtpreußen mit der oſtpreußiſchen Regierung zu Königsberg, und der litthauiſchen zu Gumbinnen (701 Quadratmeilen mit 831,000 Einwohnern); 2. die Provinz Weſtpreußen mit der weſtpreußiſchen Regierung zu Danzig und der zu Marienwerder. Weſtpreußen nebſt dem Netzdiſtrict enthielt bisher 343 Quadratmeilen und 367,000 Einwohner, nun aber durch die zurückeroberten Landſtriche ungefähr 540 Quadratmeilen mit 700,000 Einwohnern. Danzig, ſeit dem tilſiter Frieden eine Republik und franzöſiſcher Waffenplatz, ward ſchon im J. 1814 nebſt ſeinem Gebiete von 14 Quadratmeilen mit 42,000 Einwohnern ohne die Stadt, welche eben ſo viel Einwohner enthält, mit der preußiſchen Monarchie wieder vereinigt. Die zweite Militärabtheilung, Brandenburg und Pommern begreift: 1. die Provinz, ehemalige Mark, Brandenburg mit den Regierungen zu Berlin, Potsdam und Frankfurt, und enthält mit Einſchluß des auf dem rechten Elbufer liegenden Herzogthums Magdeburg, nebſt dem zurückeroberten cotbuſer Kreiſe (17 Quadratmeilen mit 34,671 Einwohnern) zuſammen 643 Quadratmeilen mit 1,009,000 Einwohnern; 2. die Provinz Pommern (ſ. d. Art.). Die dritte Militärabtheilung, Schleſien und Poſen, begreift 1. die Provinz (Herzogthum) Schleſien nebſt Glaz mit den Regierungen zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz und Oppeln (668 Quadratmeilen und 1,900,000 Einwohner). Dazu iſt wieder das durch den elbinger Gränztractat vom 10ten November 1807 davon abgeriſſene Neuſchleſien (42 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern) gekommen; 2. die Provinz oder das Großherzogthum Poſen (ſ. d. Art.). Die vierte Militärabtheilung begreift die Provinz Sachſen, mit den Regierungen zu Merſeburg, Magdeburg und Erfurt. Dieſe Provinz beſteht alſo aus dem Herzogthum Sachſen, nach dem Tractat vom 18ten Mai 1815, 385 Quadratmeilen mit 875,578 Einwohnern, in welcher Angabe jedoch Barby, Gommern, Mansfeld und Cotbus (zuſammen 29 Quadratmeilen mit 65,000 Einwohnern) mitgerechnet ſind; Preußen hat alſo den Beſitz und die Titel von der Lauſitz, Thüringen und Henneberg. In Anſehung der Lauſitz aber hat Oeſterreich ſeiner böhmiſchen Oberlehnsherrſchaft zu Gunſten Preußens entſagt. — Ferner aus dem ehemaligen Herzogthum Magdeburg auf dem linken Elbufer, Mansfeld nebſt Halle, dem Fürſtenthume Halberſtadt, der Grafſchaft Hohenſtein, dem Eichsfeld mit Treffurt, Erfurt mit Untergleichen, Nordhauſen, Mühlhauſen und Quedlinburg nebſt einigen von Hannover abgetretenen Landſtrichen, z. B. Elbingerode, zuſammen ungefähr 140 Quadratmeilen mit 450,000 Einwohnern. Die Gränzen in Thüringen gegen Weimar wurden durch den Staatsvertrag vom 22ſten September 1815 berichtigt. — Die fünfte Militärabtheilung, Niederrhein und Weſtphalen, begreift: 1. die Provinz Weſtphalen mit den Regierungen zu Münſter, Minden und Hamm; 2. die Provinz Cleve und Berg mit den Regierungen zu Düſſeldorf und Cleve; 3. die Provinz, oder das Großherzogthum Niederrhein, mit den Regierungen zu Cöln und zu Coblenz. Ueberdies hat Preußen erhalten: einen Theil von Fulda, Wetzlar, Stadt und Gebiet, die Grafſchaft Dortmund, das Fürſtenthum Corvey, die alten Beſitzungen des Hauſes Naſſau-Diez, das Herzogthum

Weſtphalen und mehrere mediatiſirte Länder. Man muß daher unterſcheiden die **alten**, ſchon im J. 1805 zu Preußen gehörigen Provinzen, von denen aber Oſtfriesland, Hildesheim, Goslar und ein Theil von Münſter und von Lingen, ungefähr 115 Quadratmeilen mit 230,000 Einwohnern, an Hannover abgetreten worden ſind, ſo daß die an Preußen zurückgefallenen Länder in Weſtphalen und am Rhein, z. B. Münſter, Paderborn, Minden, Ravensberg, Mark, Teklenburg ꝛc. ungefähr 255 Quadratmeilen mit 660,000 Einwohnern betragen; und die **neuen** aus der Entſchädigungsmaſſe ihm jezt erſt zugetheilten, oder durch Tauſch erhaltenen Länder, wie das ehemalige Herzogthum Berg (54 Quadratmeilen mit 294,000 Einwohnern) und das neue **Großherzogthum Niederrhein** (S. d. Art.). Letzteres liegt zwiſchen der Moſel, der Maas und am Niederrhein; es begreift das bisherige Wälderdepartement, vier Fünftheile vom Sambre- und Maasdepartement, drei Viertheile vom Maasdepartement, einen Theil des Ourthedepartements, das Roerdepartement, das Rhein- und Moſel-, endlich das Saardepartement; zuſammen ungefähr 440 Quadratmeilen mit 1,350,000 Einwohnern. Zu dieſem Großherzogthum iſt durch den lezten pariſer Vertrag im October 1815 noch **Saarbrücken**, nebſt dem ganzen Theil vom Departement de la Sarre gekommen, der nach dem pariſer Frieden vom 30ſten Mai 1814 bei Frankreich blieb. Dagegen hat Preußen auch vom Großherzogthum Niederrhein abgetreten den Kanton Meiſſenheim und einige andere Ortſchaften an Heſſen-Homburg, Birkenfeld an Oldenburg, und Theile von den Kantonen Grumbach, Baumholder, St. Wendel, Kuſel, Tholey und Ottweiler an Sachſen-Coburg. Seinen Antheil an Fulda überließ Preußen an Kurheſſen, dieſes trat dagegen die Niedere Grafſchaft Katzenellenbogen ab, welche Preußen an das Haus Naſſau cedirte, und dagegen die Aemter Atzbach, Burbach und Neukirchen und die Reſte des Fürſtenthums Siegen erhielt. Endlich kehrte auch in den alten preußiſchen Länderverein zurück das Fürſtenthum **Neufchatel**, in der deutſchen Schweiz Welſch-Neuburg genannt, nebſt Vallengin (17 Quadratmeilen mit 47,500 Einwohnern.) Marſchall Berthier beſaß es ſeit 1806 als franzöſiſches Reichslehn. Nach dem pariſer Frieden entſagte er, und das durch den 3ten Art. dieſes Friedens, auf der Gränze gegen Frankreich vergrößerte Fürſtenthum huldigte den 2ten Juli 1814 dem König von Preußen, welcher ihm eine Charte constitutionelle, London den 18ten Juni 1814, gegeben, und ihm die Rechte eines für ſich beſtehenden, von dem preußiſchen Staatsintereſſe ganz getrennten Staats, erneuert hatte. Das Fürſtenthum ſelbſt iſt ein Theil der Schweiz, und den 12ten September 1814 als ein beſonderer Kanton in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen worden. Nach **Demians** ſtatiſtiſcher Darſtellung der preußiſchen Monarchie im Jahr 1817 beträgt ihr gegenwärtiger Flächenraum 4980 Quadratmeilen mit 9,822,000 Einwohnern ohne das ſtehende Heer. Da dieſe Angaben im J. 1804 auf 5489 Quadratm. und 10,023,900 Einwohner ſtanden, ſo iſt der Staat, wenigſtens in dieſer Beziehung, nicht mit voller Entſchädigung, aus ſeinen Unglücksfällen hervorgegangen. Die neuen Provinzen Poſen, Sachſen und Niederrhein ſollen Erſatz ſeyn für die nicht zurückerhaltenen Provinzen **Anſpach** (55 Quadratm. mit 245,000 Einwohnern), **Bayreuth** (72 Quadratm. mit 223,000 Einwohnern), **Neu-Oſtpreußen** (778 Quadratm. mit 877,000 Einwohnern), einen Theil von **Südpreußen**, der etwa 240 Quadratm. mit ungefähr 430,000 Einwohnern beträgt, und für die an Hannover abgetretenen Ländertheile, die auf 115 Quadratm. mit 230,000 Ein-

wohnern geſchätzt werden können. Zu den mediatiſirten enclavirten Ländern gehören unter andern Chimborn und Neuſtadt, Weſterburg und Schadeck, das wittgenſteiniſche Homburg, Reichenſtein, Lendſowen, Rohda, Rheda und Hohenlimburg, Rittberg, Neuwied und Wiedrunkel, Horſtmar, dem Rheingrafen von Salm gehörig, die rheingräflichen Herrſchaften Ahauſen, Bochholz, die Herrſchaft Zehmen, Bentheim, Schauen, Looz, Croy, Wittgenſtein und Berleburg. Nach dem königlich preußiſchen Geſetz vom 21ſten Juni 1815 behalten die an Preußen abgetretenen mediatiſirten Fürſten die Rechte des hohen Adels und der Ebenbürtigkeit. Sie ſind Häupter ihrer Familien und Standesherren. Sie behalten ihre Domainen, ihre Familienverträge bleiben beſtehen. Sie erhalten einen privilegirten Gerichtsſtand, und ſind frei von der Militärpflicht, ſo wie von der Perſonal- und Grundſteuer. Sie haben endlich niedere und obere Gerichts-, Orts-, Polizei- und Conſiſtorialrechte, jedoch unter Aufſicht des Staats. — Die Vortheile dieſer Umgeſtaltung Preußens beſtehen in einer Abrundung gegen Weſten bis an die Elbe und Saale; ferner in der Abrundung der ehemals vereinzelten weſtphäliſchen Provinzen; im Umtauſche polniſcher Unterthanen mit deutſchen; in beſſern Finanzquellen in Sachſen und in den Rheinprovinzen, als ſie Polen darbot, und in einer feſtern Militärgränze an der Elbe. Dagegen ſind folgende Nachtheile geblieben: der Verluſt der Provinzen Anſpach und Baireuth und des Fichtelgebirges mit den Quellen des Mains, als eins der vorzüglichſten Bollwerke gegen den Andrang weſtlicher und ſüdlicher Völker an die Elbe; eine offene Gränze von Seidenberg in der Oberlauſitz bis Wittichenau, wo eine Feſtung bei Görlitz oder Moys nöthig ſeyn dürfte; eine offene Gränze gegen Rußland, von woher eine ruſſiſche Armee in drei Tagemärſchen in Breslau ſeyn kann, die Prosna aber zu befeſtigen, mehrere Millionen koſten würde; die Vergrößerung Hannovers, beſonders durch Oſtfriesland; die koſtbare Verpflichtung der Rheinprovinzen wegen ſich gegen Frankreich in erſter Linie aufzuſtellen. Aber eben dieſe Hauptgränzmacht an der rheiniſchen Mark gegen Frankreich beſtimmt Preußen zur erſten Schutzmacht für Deutſchland. Seine Schwäche würde alſo für Deutſchlands Sicherheit nachtheilig ſeyn. Darum war es ein ſehr natürliches Beſtreben, durch den Beſitz von Mainz und Luxemburg jenem Gränzzuge des Großherzogthums Niederrhein, der am linken Rheinufer von Bingen an, längs der Nahe, dann von der Glan bis zur Sarre, dieſen Fluß hinab, bis er in die Moſel fällt, dann der Moſel bis zur Sure, dieſer bis zur Our, der Our aber bis zur Gränze des alten Ourthedepartements, hierauf dem Wormsfluſſe folgt, und am rechten Maasufer, tauſend deutſche Ruthen von dieſem Ufer entfernt bis zur niederländiſch-holländiſchen Gränze hinläuft, militäriſche Außenwerke zu geben. — Was den innern Halt der preußiſchen Monarchie betrifft, ſo findet die Bemerkung des bekannten militäriſchen Schriftſtellers, des Hrn. von Bülow, der ſchon im J. 1805 den preußiſchen Staat, in Hinſicht auf ſeine geographiſch-militäriſche Lage mit dem Körper einer Weſpe verglich, an dem der Hintertheil mit dem Vordertheile durch einen dünnen Darm zuſammenhange, jetzt zwar nicht mehr Statt; denn Hildesheim, welches das preußiſche Weſtphalen mit preußiſchen Niederſachſen verband, wurde 1814 an Hannover abgetreten, und ſomit jener Darm durchſchnitten; allein dagegen kann man jetzt von dem preußiſchen Staate ſagen, er beſtehe aus zwei Inſeln auf dem feſten Lande, indem die rhein- und weſtphäliſchen Provinzen von den alten Ländern gänzlich getrennt ſind. Auch die Lage des Großherzogthums Nieder-

rhein, ſo wie ſie jetzt beſchaffen iſt, erſcheint zerriſſen. Es gehn z. B. Waaren von der preußiſchen Stadt Achen nach der preußiſchen Stadt Eupen zwei Mal durch das belgiſche Gebiet, wo ſie zwei Mal von belgiſchen Zollwächtern angehalten und durchſucht werden. Hier iſt offenbar eine Gränzausgleichung dringendes Bedürfniß. In Hinſicht des **Handels** bietet die Lage große Vortheile dar. Eine wohl vertheidigte Küſtenlänge an der Oſtſee von 110 deutſchen Meilen, mit mehrern Einbuchten und Stromausmündungen, das ganze Oderflußgebiet, der wichtigſte Theil des Weichſellaufs, der Elbſtrom nebſt der Saale, in wie fern er den Hanſehandel mit dem ſächſiſch-böhmiſchen verknüpft, und durch ſieben große Canäle mit der Oder und Weichſel zuſammenhängt, der Rheinſtrom, da, wo er einen Theil des franzöſiſchen und des ſüddeutſchen Productenhandels mit dem niederländiſchen verkettet; dieſe großen Flüſſe bilden nebſt der Memel, dem Pregel, der Warte, Netze, Havel, Spree, Weſer, Ems, Ruhr, Lippe und Moſel, ein Flußſchifffahrtsſyſtem, welches den Reichthum der Nachbarſtaaten größtentheils an ſich zieht. Um dieſe Waſſerſtraßen herum liegen mit wenig Ausnahmen fruchtbare, an allen Producten des Pflanzenreichs, den Weinſtock nicht ausgenommen, reiche Landſtriche. Auch der Bergbau iſt bedeutend, mit Ausnahme der edeln Metalle; und Bernſtein findet ſich faſt ausſchließend nur an der Oſtſeeküſte in Oſtpreußen und Hinterpommern. Jeder Theil der Viehzucht, mit Ausnahme der Pferdezucht, die nur in Oſtpreußen vortrefflich genannt werden kann, trägt ebenfalls zur Vermehrung des natürlichen Reichthums bei, und dies um ſo mehr, da die Landwirthſchaft, was beſonders Getraide und Futterbau, Schafzucht, Holz- und Forſtcultur betrifft, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, und in Mögelin von Thaer nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen gelehrt wird. In Hinſicht auf **Manufacturen und Fabriken** beſitzt Preußen gewerbfleißige Länder, die zu den erſten in Europa gehören, wie das ſchleſiſche Gebirgsland, Ravensberg, Mark, Berg und die übrigen Rheinprovinzen, deren Kunſtfleiß man aus Nemnichs Reiſe kennt. Dieſer Gewerbfleiß beruht größtentheils auf inländiſchen Naturerzeugniſſen; wie die Leinwandweberei, die Wollenmanufactur und die Fabriken von Metallwaaren. Der Werth geſammter Manufacte und Fabrikate wurde im J. 1804 (und dieſes Jahr läßt ſich auch noch jetzt als Maßſtab annehmen) auf mehr als 51 Millionen und mit Einſchluß der Conſumtibiliengewerbe über 85 Millionen Thaler geſchätzt. Wie wichtig daher der **Handel** ſeyn müſſe, beweiſen ſchon die Zahl großer Handelsſtädte, welche zum Theil in den erſten Zeiten des europäiſchen Handels gegründet worden ſind. Unter den Seeplätzen ſtehn Danzig und Stettin oben an; ihnen zunächſt Königsberg, Memel, Elbing, Pillau, Colberg, Stralſund. Im Innern ſind als Mittelpunkte des Fabrikweſens und Handels anzuſehn: Berlin, Breslau, Frankfurt an der Oder, Magdeburg, Hirſchberg, Minden, Bilefeld; Weſel, Cöln u. a. m. Die preußiſche Flagge weht zwar auf allen Meeren, und Preußen zählte vor der Seeſperre über 2000 eigne Schiffe und über 10,000 Matroſen; allein der Seehandel entbehrt des Schutzes einer Marine. Der Zwiſchen-, Speditions- und Tranſitohandel iſt durch das Zollſyſtem gehemmt, welches ſelbſt hier und dort dem innern Handel hinderlich wird, dem jedoch eine beſſere Einrichtung bevorſteht. Das Hauptinſtitut für den Geldhandel iſt die königliche Bank zu Berlin, ſo wie die Seehandlungsſocietät daſelbſt. Ein ſolches reges Leben, das durch die Leidensjahre des franzöſiſchen Druckes nicht hat erſtickt werden können, iſt der ſprechendſte Beweis von der **Cultur** der preuſ-

ſchen Völker und von der Weisheit der Regierung. Ihre wiſſenſchaftliche und Kunſtbildung gehört ganz der deutſchen Nation an, bedarf alſo hier keiner Erwähnung. Die preußiſchen **Völker** ſind nämlich größtentheils Deutſche, vom altſaſſiſchen, thüringiſchen und niederländiſchen Stamm. Die Wenden auf dem rechten Elbufer haben ſich germaniſirt; doch gibt es deren noch in der Lauſitz und Kaſſuben in Hinterpommern. Von den übrigen ſlaviſchen Stämmen ſind die zahlreichſten die **Polen** im Großherzogthum Poſen, obgleich auch hier deutſche Sprache und Anſiedelung angetroffen wird; noch finden ſich Letten und **Litthauer** in den Dörfern des oſtpreußiſchen Litthauen, die ihre Sprache, wie ihre alte Tracht ſich erhalten haben. In den altpreußiſchen Ländern begegnet man auch den Nachkommen eingewanderter Flüchtlinge aus Frankreich, Salzburg und der Pfalz. Der tolerante Geiſt der Regierung öffnete ſeit des großen Churfürſten Zeit allen um des Glaubens willen Verfolgten eine Freiſtätte. Daher findet man Herrnhuter, Huſſiten, Griechen, Mennoniten, und vorzüglich viel Juden in den preußiſchen Staaten. Der größte Theil der Nation bekennt ſich zu der lutheriſchen, die regierende Familie zu der reformirten Kirche. Die catholiſche Kirche iſt in Schleſien, Polen, Weſtphalen, und am Rhein ungeſtört im Beſitz ihrer Rechte geſchützt worden. Der altpreußiſche Volks- und **Nationalcharakter** hat etwas Großartiges und Kühnes, wodurch er ſich in dem deutſchen Geſammtleben unterſcheidet. Ein kriegeriſcher Geiſt erbte in der Nation ſeit dem großen Churfürſten durch fünf Menſchenalter fort. Das Volk bewahrte ſich ſelbſt im Unglück das Element ſeiner Größe, ſein freies geiſtiges Leben, jene Beweglichkeit und Kühnheit, die im letzten Kampfe mit ſpartaniſchem Muthe in den Müttern und Jungfrauen wie in den Greiſen, Männern und Jünglingen zur höchſten Anſtrengung ſich erhob. Als in Deutſchland das freie Wort vor franzöſiſchen Machtgeboten verſtummte, nährte Preußen die heilige Flamme der Wiſſenſchaft und Kunſt; hegte und pflegte die geächtete deutſche Art und Sitte. Und aus dieſem deutſchen Geiſte iſt jener Stolz und jene Kraft geboren, welche wie ein belebendes Feuer von den Erſten und Gebildetſten bis zu den Kleinſten und Niedrigſten hindurchdrangen. Preußen iſt jetzt mächtig durch ſeine Geſchichte, ſeine Menſchen und ſein Land; es iſt noch mächtiger durch die Liebe und Meinung deutſcher Männer; und auf dieſer Stärke beruht Deutſchlands Sicherheit und ſelbſtſtändiger Ruhm. Mögen immerhin die mit Floskeln ſtreitenden Klüglinge in einer gewiſſen Zeitſchrift über vorgebliche Boruſſomanie die Achſel vornehm zucken, und aus Furcht vor ſolcher Kraft in Fieberſchauer phantaſiren; dieſe im Dunkeln ſchleichenden unberufenen Nachtwächter, deren ganze Weisheit ſich um das Wort dreht: „**Verwahrt das Feuer und das Licht!**" und welche ein Paar ſubalterne diplomatiſche Federn ſchwingen, um den Ruhm eines edeln Volks, das mehr als 200,000 ſeiner Söhne für die gemeinſchaftliche Sache fallen ſah, mit Dinte zu beſpritzen, würden nie mit ihren Anſichten Deutſchland gerettet haben. Von ihrer markloſen Sophiſtik aufgebläht, begreifen ſie nicht jene nordiſche Eigenthümlichkeit, welche der Himmel, der Boden, der Geiſt der Regierung und ein ernſtes Schickſal den Preußen aufgedrückt haben; eine Eigenthümlichkeit, die wohl vormals einſeitiger und ſchroffer war als jetzt, auch zuweilen in Anmaßung ausartete. Die Preußen der jetzigen Zeit ſind andre Menſchen, als die vor dreißig Jahren lebten. Sie haben das fromme, tiefe Gefühl bekommen, daß ſie nichts ſind, und in der Weltgeſchichte nichts bedeuten, wenn ſie nicht Deutſche ſeyn wollen. Und dieſes Gefühl möch-

ten jene wortklugen Geheimſchreiber ſo gern in Bitterkeit gegen Süddeutſchland verkehren. Aber der Süddeutſche iſt in ſeinem treuen Gemüthe unbefangen genug, um nicht einzuſehn, daß die Geiſtesfreiheit in Preußen ſeit 75 Jahren — Friedrich Wilhelms II. Mißgriffe ausgenommen — Deutſchlands Lichtträger und Lichtfahne war, und es auch künftig ſeyn wird. Der preußiſche Nationalcharakter iſt alſo deutſch, aber kräftiger als der Charakter der meiſten übrigen deutſchen Völker, die Oeſterreicher ausgenommen *). Weniger begünſtigt von der Natur, als der Süddeutſche, iſt der Preuße, d. i. der Norddeutſche, thätiger und bei den Bedürfniſſen ſeiner Civiliſation ſinnreicher. Friedrichs II. Ruhm und die von ihm gemachten Einrichtungen, ſelbſt ſein großer Styl in den Bauwerken haben der Nation, vorzüglich den Bewohnern der Städte, das Streben nach Glanz und äußerer Bedeutung gegeben, das nicht ſelten ſtatt der Wirklichkeit nur den Schein erreichte. Auch artete die Freiheit der öffentlichen Meinung, welcher Friedrich II., dem die Religion nach Frankreichs witzig vornehmer Sitte nicht heilig war, ſelbſt gegen das Ehrwürdige den Zügel überließ, zuweilen in Ungebundenheit aus. Unter ſeinem Nachfolger verlor ſelbſt die königliche Würde ihr Anſehn. Nur der Religioſität, den fürſtlichen und häuslichen Tugenden des jetzt regierenden Königs gelang es, dieſes Anſehn wieder herzuſtellen, indem er ganz in dem edlern Geiſte der öffentlichen Meinung lebte und handelte. Das Meiſte zu dieſer Läuterung trug jedoch die Königin bei. Gleichwohl äußerte ſich die Selbſtſtändigkeit des Volkswillens bei mehrern Gelegenheiten, z. B. bei Schills Unternehmung gegen das Syſtem der Regierung. Sey endlich immerhin das edle Selbſtgefühl des Preußen oft kühn und ſtolz, in einzelnen Fällen ſelbſt hart und rauh: ſolcher Mannsſinn vermag den Staat vom Untergange zu retten. In dieſem allgemeinen Charakter hat ſich die Eigenthümlichkeit der verſchiedenſten Volksſtämme erhalten, und eben, weil dieſe von der Regierung geachtet wird, gehören die verſchiedenſten Volkstheile, wie die preußiſchen Litthauer, die Schleſier, die Weſtphalen zu den anhänglichſten Unterthanen des Reichs. Dies erklärt ſich aus dem Charakter der Regierung. Das Urtheil iſt allgemein, daß Preußens Regierung eine der liberalſten in Europa ſey, weil ſie die öffentliche Meinung achtet. Ungeachtet einer autokratiſchen Staatsform iſt daher die politiſche Freiheit ſeit Friedrich II. in der preußiſchen Monarchie immer mehr fortgeſchritten, durch beſſere Vertheilung der Abgaben, wovon ſonſt manche Stände frei waren, durch eine zweckmäßige Militärverfaſſung, durch die Herſtellung perſönlicher Freiheit mittelſt Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Dienſtzwanges, durch Abſchaffung des despotiſchen Militärzwanges, durch verminderte Bedrückung bei der Acciſe und dem Zollweſen, durch Vernichtung läſtiger Zwangsprivilegien und Servituten, und durch die Städteordnung von 1808, welche die Verwaltung des Communvermögens ſeinen Eigenthümern, den Gemeinden, wiedergab. Aber noch war dieſe politiſche Freiheit nicht Beſtandtheil der Grundverfaſſung. Dies ſoll jetzt geſchehen. Der König hat nämlich die von ihm angekündigte organiſche Geſetzgebung zu Begründung einer Repräſentation des Volks durch die Verordnung vom 22ſten Mai 1815 auf folgende Punkte geſtellt, und einer Commiſſion zur Ausarbeitung übertragen. Es ſollen, um eine Reprä-

*) Hier ſtehe die Erklärung, daß der Verf. dieſes Artikels kein Preuße iſt, und auf keine Weiſe von Furcht oder Gunſt bewegt, außer aller Verbindung mit Preußen von jeher gelebt hat, und noch lebt.

ſentation des Volks zu bilden, die alten Provinzialſtände, dem Zeitgeiſte gemäß, wieder hergeſtellt, oder neue berufen, und aus ihnen die Reichsſtände in Berlin erwählt werden. Der Gegenſtand ihrer Verhandlungen aber ſoll ſich auf Berathung (keineswegs Entſcheidung) in allen Theilen der Geſetzgebung, welche die perſönlichen, Eigenthums- und Steuerrechte betreffen, erſtrecken. Die Monarchie wird alſo eine allgemeine Conſtitution, und jede Provinz ihre provinzielle Verfaſſung erhalten. Indeß arbeitet die Regierung mit großer Umſicht an der Vereinfachung der innern Verwaltung. Dieſe hat durch das Geſetz vom 30ſten April 1815 eine der neuen Eintheilung des Staats in Provinzen, Militärabtheilungen und Regierungsbezirke entſprechende, neue Einrichtung erhalten. Nach derſelben ſteht jeder Militärabtheilung ein commandirender General als Militär-Gouverneur, und jeder Provinz ein Oberpräſident vor. Die Verwaltung gehört vor die Regierungen; die Juſtiz vor die Ober-Landesgerichte. Jede Regierung hat unter einem Präſidenten zwei Hauptabtheilungen. Die erſte umfaßt alle Regierungsangelegenheiten, als Landes- Polizei-, ſtändiſche, Gränz- und Militärſachen u. ſ. w. Sie ſteht unter dem Miniſter des Innern, und dem der Polizei. Die zweite, die unter dem Finanzminiſter ſteht, leitet alle Finanzſachen. Jede Provinz iſt in Kreiſe getheilt, denen als das Organ der Regierung in beiden Abtheilungen ein Landrath vorſteht. Die Oberpräſidenten ſind ſelbſtſtändig, und beſtändige Commiſſarien der Miniſter. Ihnen ſind ſolche allgemeine Regierungsangelegenheiten anvertraut, deren Wirkſamkeit nicht auf einen einzelnen Regierungsbezirk beſchränkt werden kann; insbeſondre ſind ſie die Vorſteher der Conſiſtorial- und Medicinalbehörden, und zugleich die Präſidenten der Regierung in dem Hauptorte der Provinz. Man hofft nach dieſer Einrichtung, das weitläuftige Actenführen und Rechnungsweſen, ſo wie die ängſtliche Controlle, welche mit der vermehrten Zahl der Beamten, nach der letzten Organiſation der Behörden im Jahr 1808, nöthig ſchien, beſchränkt zu ſehen. An der Spitze der geſammten Verwaltung führt ſeit 1810 das alle Geſchäfte centraliſirende und deßhalb zweckmäſſige Staatskanzleramt, der Fürſt von Hardenberg, welcher in den verhängnißvollen Jahren von 1810 bis 1815 Preußens Schickſal beſonnen und feſt, nach großen und edlen Anſichten gelenkt hat. Seine Erfahrung, ſein Geiſt, ſein Herz, ſeine mit der Zeit fortgegangene wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine Achtung der Preßfreiheit und der öffentlichen Meinung, ſeine unerſchütterlich deutſche Geſinnung haben des Herzogs Carl Ferdinand von Braunſchweig, der ihn bildete und für den preußiſchen Staatsdienſt empfahl, Erwartung gerechtfertigt. Er iſt der Verfaſſer aller öffentlichen Verordnungen, welche dem Kriege von 1813 vorausgingen; er ſchloß die großen Bundes- und Friedensverträge; er ſprach in Wien und in Paris mit Nachdruck für allgemeine Zwecke. Die Nachwelt wird ihn einſt noch über Herzberg ſetzen. Eine der wichtigſten Erſcheinungen in der neueſten Geſchichte der preußiſchen Staatsadminiſtration iſt die Errichtung und Einführung des Staatsraths, welche letztere am 30ſten März 1817 Statt hatte. Nach der königlichen Verordnung vom 20ſten März iſt der Staatsrath die höchſte berathende Behörde; er hat aber keinen Antheil an der Verwaltung. Zu ſeinem Wirkungskreiſe gehören die Grundſätze, nach welchen verwaltet werden ſoll. Der König beſtimmt jedesmal, ob eine Sache dem Staatsrathe zur Entſcheidung überlaſſen wird, oder ob er nur deſſen Gutachten verlange. Präſident deſſelben iſt — wenn der König den Vorſitz nicht

ſelbſt führt — der Staatskanzler. Mitglieder ſind die Prinzen des Hauſes, Staatsdiener, welche durch ihr Amt dazu berufen ſind, z. B. der Staatskanzler, die Feldmarſchälle, die wirklichen Staatsminiſter ꝛc. und Staatsdiener, denen das königliche Vertrauen Sitz und Stimme einräumt. Zur Erörterung der Gegenſtände und zur Vorbereitung derſelben für das Plenum wird das Collegium in ſieben Abtheilungen vertheilt, nämlich: für auswärtige Angelegenheiten, Militärangelegenheiten, Juſtiz-, Finanz-, Handels- und innere Angelegenheiten, und Cultus und Erziehung. Keine Sache kann im Staatsrathe zur Erwägung kommen, die der König demſelben nicht ſelbſt zugewieſen hat; jedoch ſind hiervon die Streitigkeiten über den Wirkungskreis der Miniſterien, und die Gegenſtände, welche nach ſchon beſtehenden geſetzlichen Beſtimmungen für den Staatsrath gehören, ausgenommen. Alle Gutachten des Staatsraths und die entworfenen Geſetze erhalten ihre Kraft erſt durch die königliche Sanction. Durch dies Collegium wird mit den Ständen verhandelt. Die Mitglieder haben, als ſolche, keine Beſoldungen. — Vermöge des erſten Befehls, den der König an den Staatsrath erließ, wurde aus demſelben eine Commiſſion ernannt, mit dem Auftrage, ſich mit der Organiſation der Provinzialſtände, der Landesrepräſentation und der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde, nach den in der Verordnung vom 22ſten Mai 1815 aufgeſtellten Grundſätzen, zu beſchäftigen. Eine andere Commiſſion wurde befehligt, den von dem Finanzminiſter eingereichten Entwurf zum Geſetz über die Steuerverfaſſung des Königreichs zu prüfen. — Unter allen einzelnen Verwaltungszweigen können hier nur über drei derſelben, über das Juſtizweſen, die Finanzen und das Heer einige Bemerkungen ſtehen. Eine ſchnelle, gewiſſenhafte, ſelbſt durch Cabinetsbefehle nicht eingeſchüchterte und unbeſtechliche Rechtspflege iſt ſeit Menſchengedenken der hohe Vorzug der preußiſchen Staatsverwaltung. In dem Jahr 1811 wurden von 140,554 anhängigen Civilprozeſſen 37,398 durch Vergleich, und überhaupt 102,616 Prozeſſe gänzlich beendigt. Das von Suarez größtentheils, und von Baumgarten, von Grollmann, von Kircheiſen, Goßler und Klein ausgearbeitete, im J. 1794 als allgemeines Landrecht eingeführte Geſetzbuch hat jetzt, nach mehr als 20 Jahren, ſeine Zweckmäſſigkeit bewährt und Carmers Namen verewigt. Die großen Drangſale des Landes haben jedoch in der neueſten Zeit einige Geſetze und Cabinetsbefehle veranlaßt, welche vielen Tadel finden. Durch die Indultgeſetze, ſagt man, ſey das Eigenthumsrecht verletzt worden. Allein der Staat machte nur mit Vorſicht und auf die mildeſte Art, bei augenſcheinlich erwieſenem Drange der Umſtände, von jenem Nothrechte Gebrauch, das auf dem erſten Grundſatze der Geſetzgebung beruht, auf dem bekannten: Salus publica suprema lex esto, um dadurch dem eben ſo bekannten: Fiat justitia et pereat mundus, entgegenzuwirken, d. h. er ſuchte das größere Uebel durch ein kleineres zu entfernen, weil kein anderes Rettungsmittel übrig war. Er rettete alſo die Grundbeſitzer durch ein allgemeines Capitalindult. Der Capitaliſt kann leichter als jeder andere Staatsbürger der allgemeinen Noth ſich entziehen. Macht dieſe dem Schuldner die Erfüllung ſeiner Verbindlichkeiten unmöglich, ſo ſpringt es in die Augen, daß der Gläubiger durch den ſtrengen Gebrauch ſeines Rechts nicht nur den Schuldner zu Grunde richtet, ſondern auch ſein und anderer Gläubiger Eigenthum in Gefahr ſetzt, weil der Schuldner ihm nicht gerecht werden kann; durch dieſe Zerrüttung des erwerbenden oder producirenden Vermögens aber würde

der öffentliche Wohlſtand, mithin die Staatskraft ſelbſt gefährdet. Hiernach muß man beurtheilen, ob es nothrechtlich und darum weiſe war, wenn Friedrich Wilhelm III. — wie ſchon Friedrich II. nach dem ſiebenjährigen Kriege gethan — den 24ſten Nov. 1807 für die Grundbeſitzer ein allgemeines Capitalindult feſtſetzte, daſſelbe den 14ten Juni 1810 verlängerte, hierauf durch einen Cabinetsbefehl vom 14ten Aug. 1813 aufs neue die Execution gegen Grundbeſitzer wegen Zahlungen aller Art aufſchob, und zuletzt noch, Wien den 1ſten März 1815, die Erhaltung der Grundeigenthümer dem ſtrengen Rechte der Gläubiger, bis ein allgemeines Geſetz das letztere mit jener ausgliche und vereinige, vorzog. Ihrerſeits hat dagegen die preußiſche Regierung ihren Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger und Staatsdiener vollkommen gerecht zu werden, und fremdes Unrecht wieder gut zu machen, ſelbſt unter den ungünſtigſten Umſtänden Anſtalten getroffen. Sie hat z. B. die ſo lange gemißhandelten Staatsgläubiger in den neuen Provinzen (des ehemaligen Rheinbundes) in Schutz genommen, und unter andern die vom weſtphäliſchen Miniſter Malchus zu Caſſel auf ein Drittel herabgeſetzten alten Landesſchulden in ihrem vollen Nennwerthe anerkannt. Eben ſo gerecht handelt ſie gegen die durch die neue Ordnung brotlos gewordenen deutſchen Beamten. Kaum ſah Preußen nur einigermaßen ſeinen Haushalt hergeſtellt, ſo ward durch die Verordnung vom 5ten Mai 1814 für die aus dem Herzogthum Warſchau von der ſarmatiſch-franzöſiſchen Barbarei vertriebenen Beamten geſorgt. Auch ließ der preußiſche Staat in den neuen Provinzen ſämmtliche Beamten auf ihrem Poſten, und im Genuſſe ihres Gehalts und ihrer Amtsvortheile, und verſchonte jene Länder mit einer dictatoriſchen Umwandlung ihrer alten Verfaſſung, welche ſie, zum Rheinbund gehörig, oft genug erfahren hatten. Kein Opfer, das die Gerechtigkeit, keine Koſten, welche Landesculturanſtalten erfoderten, waren dem König zu groß, ſelbſt in den Zeiten der Noth. Dies beweiſen die Stiftung der Univerſität zu Berlin, und die neue Einrichtung der hohen Schule zu Breslau. Dabei ſchuf er Ordnung in dem zerrütteten Staatsvermögen. Folgende Punkte verdienen in der Geſchichte des preußiſchen *Finanzweſens* beachtet zu werden. Friedrich Wilhelms I. ſtrenge Sparſamkeit iſt Grundſatz des preußiſchen Haushalts. Jener Monarch hinterließ im J. 1740 ſeinem Nachfolger einen Schatz, 10 Millionen Thaler Einkünfte und ein Heer von 60,000 Mann guter Truppen. Friedrich II. ſtellte, bis auf einige fiscaliſche Mißgriffe, z. B. mit der Regie, das Muſter einer guten Staatswirthſchaft auf. Er hinterließ im J. 1786 einen Schatz von 50 Millionen Thaler, gegen 27 Millionen Thaler jährlicher Einkünfte, und eine Armee von 220,000 Mann, auf die aber freilich beinahe vier Fünftel der Staatseinkünfte verwandt werden mußten. Unter Friedrich Wilhelm II. ward der Schatz zerſplittert. Friedrich Wilhelm III. ſtellte ſeit 1797 die Ordnung wieder her; aber die Zeit nöthigte ihn zu großen und vergeblichen Opfern. Acht Jahre ſchwerer Prüfung machten das Volk arm, deſſen Wohlſtand die Frucht ſeiner Arbeit und Anſtrengungen war. *Bignon* (in ſeinem Exposé comparatif de l'état financier etc. de la France et des principales puissances de l'Europe, Paris 1814) ſchätzt die preußiſchen Einkünfte vor 1806 auf 36 Millionen Thaler, und die Schulden im J. 1804 auf mehr als 36 1/2 Millionen Thaler. Jetzt hat außer dem Staate auch jede Provinz beträchtliche Schulden. Bignon ſchätzt die gegenwärtige Staats- und Provinzialſchuld der preußiſchen Monarchie auf 1100 Millionen Franken, wovon er 600 auf die wieder erworbenen Provinzen

rechnet. Um dieſe Laſt zu erleichtern, befolgt man Friedrichs II. Grundſätze. Dieſem hatte der ſiebenjährige Krieg 114 Millionen Thaler gekoſtet, und das Land war gänzlich erſchöpft. Da ſtiftete er für die Finanzoperationen des Staats zwei Anſtalten, im J. 1765 die königliche Bank, und bald nach der erſten Theilung Polens die Seehandlungsgeſellſchaft, von deren 2400 Actien zu 500 Thlr. dem Könige 2000 gehörten. Letzterer gewann vorzüglich durch den polniſchen Salzhandel und durch die Operationen mit den königlichen Staatspapieren. Dieſe beiden Inſtitute und das Syſtem der Pfandbriefe ſind die drei großen Pfeiler des öffentlichen Credits. Die Bank hatte im J. 1806 an reinem Ueberſchuß beinahe 10 Millionen Thaler. Sie und die Seehandlungsgeſellſchaft hat ſeitdem die größten Verluſte und Gefahren glücklich beſtanden. Beide verloren nach Bignon allein durch die bayonner Convention an Capitalien in Polen auf 26 bis 27 Millionen Thlr. Und wie viel verloren nicht Witwen und Waiſen durch dieſen ſchändlichen Raubvertrag! Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß die Staatspapiere immer mehr ſich häuften. Außer den zinsbaren Scheinen und den chur- und neumärkiſchen landſchaftlichen Obligationen jener beiden Inſtitute, wurden ſchon vor dem Kriege 1806 Treſorſcheine in Umlauf geſetzt. Früher war in den Provinzen, namentlich in Schleſien ſeit 1770, und ſeitdem in den Marken, Pommern, Oſt- und Weſtpreußen das Pfandbriefſyſtem eingeführt, nach welchem die Gutsbeſitzer, alle ſämmtlich für einen, für ihre hypothekariſchen Schulden haften. Aber auch der ſo ſichere Credit dieſer Pfandbriefe wurde durch den franzöſiſchen Krieg erſchüttert. Doch eben ſo ſchnell haben ſich die ſechſerlei Pfandbriefe ſowohl, als die zwölf verſchiedenen Arten von Staatspapieren, unter allen am meiſten die Treſorſcheine, wieder gehoben. Die weiſe und redliche Staatsverwaltung überhaupt, die Pünktlichkeit des Worthaltens in den Zahlungen, die zum größten Theil ſchon erfolgte Tilgung der nach dem Edicte vom 20ſten Juni 1812 ausgefertigten Steueranweiſungen und geſtempelten Treſorſcheine, verbunden mit dem Verkaufe der Domainen, der Thätigkeit der Staatsbürger und dem Wiederaufblühen des Handels bei gleicher Vertheilung der Abgaben, ſind ſichere Bürgen des wiederkehrenden Wohlſtandes und eines unerſchütterlichen Credits. Dieſer weiſe Haushalt, in welchem unter andern auch die ehemaligen Plackereien des Zoll- und Acciſeweſens durch die Verordnungen vom 28ſten Oct. 1810 und 7ten Sept. 1811 nach mildern Grundſätzen größtentheils weggeräumt worden ſind, und eine gute Civilverwaltung überhaupt, iſt aber auch bei der militäriſchen Stellung des preußiſchen Staates höchſt nothwendig. Wie ſoll das Heer die Stütze deſſelben bleiben, ohne die Laſt deſſelben zu werden? das iſt die Frage. Bis 1806 war das preußiſche Heer ein aus der Nation völlig aus- und abgeſchiedenes iſolirtes Inſtitut, worin oben der Feudal-Adel, unten der Feudalknecht ſtand, in ihrem Gefolge: Stock, Spießruthe u. ſ. w. Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Deſſau hatten den Geiſt des ſtehenden Heers ihrem Zeitalter angemeſſen geſchaffen. Friedrich hegte dieſen Geiſt der militäriſchen Caſtenehre, und den durch die Kriege 1742 und 1756 feſt gegründeten Vorzug der Uniform in der öffentlichen Meinung, indem er das Heer zur erſten Staatsanſtalt erhob. Dieſer Geiſt ging in und nach der Schlacht bei Jena unter; aber die Nationalſpannkraft des Muthes und der Ehre erhielt ſich auch in den Trümmern des Heers. Scharnhorſt, Gneiſenau u. A. bildeten es mit außerordentlicher Thätigkeit zu einem muſterhaften Ganzen im J.

1813. Und der König, der ſein tapferes Heer nicht verließ, der mit allen Prinzen ſeines Hauſes an deſſen Spitze focht, der bei Culm dem Schickſale des Kriegs die entſcheidende Wendung gab; dieſer heldenmüthige, entſchloſſene, mit ſeinem Volk übereinſtimmend denkende und fühlende Monarch erhob den Geiſt des Heers durch ſein Beiſpiel und durch die religiös ſittliche Stiftung des Ordens des eiſernen Kreuzes zu einer vorher nie ſo gefühlten moraliſchen Tüchtigkeit, welche von dem feurigen Blücher mit raſcher Entſchloſſenheit und mit einem richtigen Blick auf dem Schlachtfelde geleitet, den Feind beſiegte und Deutſchland rettete. Die Vorzüglichkeit des preußiſchen Nationalheers liegt aber weſentlich in dem, was Fürſt Blücher in ſeiner Anrede an den Fürſten Hardenberg bei einem feſtlichen Male ſo richtig ſagte: „man weiß bei uns nicht mehr, wo der Soldatenſtand anfängt, und der des Bürgers aufhört.“ So lange der preußiſche Soldat dies nicht vergißt, wird ſein Stolz nimmer über den Bürger, der in der Landwehr- und Landſturmpflichterfüllung ſo hohes Verdienſt ſich erworben, ungebührlich ſich erheben, wie es vor 1806 geſchah. Jetzt ſoll jeder Bürger Soldat, und jeder Soldat Bürger ſeyn. Die vorige Härte und Länge des preußiſchen Kriegsdienſtes findet ſeit dem Geſetze vom 3ten Sept. 1814 nicht mehr Statt. Jetzt iſt die Verpflichtung zum Kriegsdienſte für die Friedenszeit, vom erreichten zwanzigſten Jahre an, auf drei Jahre beſtimmt; die Leibesſtrafen ſind abgeſchafft; der Soldat wird gut gekleidet, genährt und behandelt. Aber noch iſt viel zu thun übrig. Ein langer Friede möge vollenden, was Muth und Standhaftigkeit begannen. Dieſen Frieden ſcheint Preußens gegenwärtige politiſche Stellung zu verſprechen. Sein Beſitzſtand ruht auf der feierlichen Gewährleiſtung von Europa. Es iſt mit Oeſterreich ſeit 1813 eng verbunden, und durch die bittere Erfahrung der letzten 20 Jahre belehrt, daß in ihrer Trennung beider Untergang liege. Seine ſeit 1763 nur ſelten unterbrochene Verbindung mit Rußland, der es, nächſt der eigenen Erhebung, ſeine Wiederherſtellung verdankt, iſt nicht allein perſönlich, ſondern auch durch die Beſchaffenheit der öſtlichen Gränzen nothwendig. Es mußte daher in Hinſicht auf Polen, wie in Hinſicht auf Sachſen, dem alten Bundesgenoſſen in wichtigen Punkten nachgeben. Frankreichs Allianz kann es unter ſolchen Umſtänden entbehren. Jenes muß ſogar Preußen fürchten, ſo lange die Freundſchaft dieſer Macht mit England fortdauert. Durch Hannovers Verbindung mit England iſt jene Freundſchaft, zum bittern Verdruſſe Frankreichs, gegenſeitig nur mehr befeſtigt worden. Auch Preußens Beſitzungen auf dem linken Rheinufer hindern es, je der natürliche Bundesgenoſſe Frankreichs zu werden, und dieſes kann nur, in wie fern es Oeſterreichs Macht beſchränken will, Preußens Freundſchaft ſuchen. In dieſer Lage wird Preußen, im Falle eines neuen Kriegs, ſein im basler Frieden angenommenes Neutralitätsſyſtem nicht wieder befolgen, ſondern Herzbergs Grundſatz zur Regel ſeiner Politik machen, daß die größte und kühnſte Rolle für Preußen zugleich die ſicherſte ſey, weil es, als eine Macht vom zweiten Range, in Verbindung mit andern, ihm gänzlich vertrauenden, kleinern Staaten ſich den erſten Mächten Europa's gleich ſtellen, das Gleichgewicht ſichern, und alle großen Welthändel gewiſſermaßen lenken könne; mit einer Hauptmacht hingegen ausſchließend eng verbunden, würde es, von dieſer abhängig, das Vertrauen der kleinern verlieren, und endlich ſelbſt der Fußſchemel der Größe der Hauptmacht werden. — Jenes Vertrauen wird dem preußiſchen Staate, wie unter Friedrich II., entgegenkommen, wenn er vor ganz Deutſchland als Mu-

ſter und Beſchirmer der leiblichen und geiſtigen Freiheit da ſteht. Er gründe daher eine ſtändiſche Verfaſſung mit Schonung der Eigenthümlichkeit eines jeden Stammes; er erkläre eine vollkommene Preßfreiheit; er fördre auf jede Weiſe deutſche Wiſſenſchaft, Kunſt, Sprache und Sitte; er richte das Anſehen der Kirche wieder auf; er ordne endlich das Kriegswesen ſo, daß ſeine Männer alle ſchlagfertig ſtehen, und dennoch die Kriegsrüſtung mit ihren Laſten im Frieden ſo wenig drücke als möglich. K.

Préville (Pierre-Louis Dubus de), ein berühmter franzöſiſcher Schauſpieler, geboren zu Paris im J. 1721. Er war dem geiſtlichen Stande beſtimmt, entfernte ſich aber heimlich aus dem väterlichen Hauſe, und trat, nachdem er einige Zeit den Maurern als Handlanger gedient hatte, in eine herumziehende Schauſpielertruppe. Er ſpielte zu Straßburg, zu Dijon, zu Rouen, und wurde ſodann Schauſpieldirector zu Lyon. Nachdem er ſich hier bereits ausgebildet hatte, debutirte er im J. 1753 zu Paris auf dem Theater der franzöſiſchen Komödie. Armand begünſtigte ſein erſtes Erſcheinen. Ohne eiferſüchtige Rückſichten folgte er allein dem Verlangen, das Talent zu ermuntern. Er wünſchte, daß Préville zu Fontainebleau ſpielen möchte. In dieſer Abſicht übernahm er eine Rolle, von der er vorherſah, daß Préville darin glänzen werde, ließ ſie ihn ins geheim einſtudieren, und ſchützte am Tage der Vorſtellung eine plötzliche Unpäßlichkeit vor, wodurch jener Gelegenheit bekam, ihn zu erſetzen. Dieſer Augenblick entſchied für Préville's Ruhm und Glück. Er ſpielte fünf verſchiedene Rollen in dem Mercure Galant. Ludwig XV., der einen feinen Blick hatte, war ſo überraſcht von der Richtigkeit, mit welcher der junge Schauſpieler ſein Spiel wechſelte, daß er auf der Stelle befahl, ihn unter ſeine ordentlichen Schauſpieler aufzunehmen. Dieſe bisher unerhörte Auszeichnung verdiente ein Mann, der alle Theile ſeiner Kunſt in ſich vereinigte: geiſtreiches, ſeelenvolles, anziehendes Mienenſpiel, die vollkommenſte Uebereinſtimmung der Geberden mit der Rede, ſtets richtigen Ausdruck der Empfindung, einen mit dem Alter, Stande und Charakter deſſen, den er darſtellte, ſtets übereinſtimmenden Ton. Auch war Préville, ſo lange er die Bühne betrat, der Abgott aller Theaterfreunde. Nachdem er als Sganarelle und Scapin Lachen erregt hatte, entlockte er in den Väterrollen Thränen. Vor allen glänzte er in dem Mercure Galant, in Turcaret, in Sosie, Figaro, im Bourru bienfaisant. Voll Liebe für ſeinen Stand, beſchäftigte er ſich unaufhörlich damit und gab jungen Schauſpielern Rath und Lehren. Seine Unterhaltung war angenehm, ſein Charakter herzlich. Im J. 1786 verließ er das Theater, betrat es aber noch einmal im J. 1792 in der Rolle des Bourru bienfaisant, um ſeinen durch die Zeitumſtände zu Grunde gerichteten Kameraden aufzuhelfen. Bald darauf begab ſich der altersſchwache Greis zu ſeiner älteſten Tochter nach Beauvais, wo er blind im December 1799 ſtarb. Préville's Gattin, eine Demoiſelle Drouin, war eine geachtete Schauſpielerin ſowohl im Luſtſpiele als in der Tragödie.

Prevoſt d'Exiles (Antoine-François), geboren im J. 1697 in der kleinen Stadt Hesdin in Artois, ſtudirte bei den Jeſuiten, in deren Orden er trat; aber ſchon nach einigen Monaten verließ er ihn wieder, um ſich den Waffen zu widmen. Er nahm als Freiwilliger Dienſte, kehrte, da er ſich nicht ſchnell genug befördert ſah, zu den Jeſuiten zurück, und verließ ſie in kurzem aufs neue, um wieder die Waffen zu nehmen, die er jetzt mit mehr Auszeichnung führte. Als ein lebhafter Jüngling überließ er ſich dem ganzen Rauſche der Liebe, deren unglück-

licher Ausgang ihn in den Orden der Benedictiner von Saint-Maur führte, den er ſein Grab nannte. Man verſetzte ihn nach Saint-Germain-des-Prés, dem Mittelpunkt der Gelehrſamkeit dieſes berühmten Ordens. Die Studien gewährten ihm einigen Troſt; bald aber erwachte die Erinnerung an das, was er entbehren mußte, ſo lebhaft, daß er eine kleine Zwiſtigkeit benutzte, um Saint-Germain, ſeine Congregation und den geiſtlichen Stand zu verlaſſen. Er begab ſich im Jahr 1729 nach Holland. Da er kein Vermögen hatte, ſuchte er Hülfsquellen in ſeinen Talenten. Er hatte zu Saint-Germain die beiden erſten Theile ſeiner Mémoires d'un Homme de qualité geſchrieben. Dieſe gab er jetzt heraus und erwarb damit einen Beifall, der ihm Ehre und Geld eintrug. Seine Zeit war zwiſchen Studien und Vergnügungen getheilt. Im Haag hatte er ein Verhältniß mit einer liebenswürdigen Frau, das über die Schranken der bloßen Freundſchaft hinausging, und ihm die unfeinen Neckereien des Abbé Langlet zuzog, welcher in ſeiner Bibliothèque des Romans ſagte, Prevoſt habe ſich von einer Frau entführen laſſen, was aber nicht wahrſcheinlich iſt, da er für ein ſo ungewöhnliches Abenteuer weder jung noch hübſch genug war. Im Jahr 1733 ging Prevoſt, von ſeiner Dame begleitet, nach England. Die Eigenſchaft eines abtrünnigen Mönchs und unſteten Gelehrten empfahl ihn nicht ſonderlich. Er hatte damals das Pour et contre unternommen. So ſorgfältig er auch die Eigenliebe der Schriftſteller zu ſchonen ſuchte, ſo mißfiel er doch immer dem einen oder dem andern. Man griff ihn in Spötteleien an, erinnerte an alle ſeine Abenteuer und ſagte, daß er ſich zu Conſtantinopel beſchneiden laſſen und in Japan endlich ſeine Irrfahrten und ſeine Religionswechſel beſchließen werde. Des Streitens müde, hielt er um die Erlaubniß an, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und erlangte ſie auch. Er kam im Jahr 1734 nach Paris zurück und lebte ruhig dort unter dem Schutze des liebenswürdigen Prinzen von Conti, der ihn zu ſeinem Almoſenier und Secretär ernannte. Sein Anſehn wurde dadurch noch vermehrt, daß der Kanzler d'Agueſſeau ihn zu der ſchönen Unternehmung der Histoire générale des voyages wählte. Alles ſchien ihm ein zufriednes Alter zu verheißen, als ein ſchrecklicher Vorfall ſeinem Leben ein Ende machte. Am 23ſten November 1763 wurde er auf dem Rückwege von Chantilly vom Schlage gerührt. Landleute fanden ihn und brachten ihn zu einem benachbarten Pfarrer. Er ſchien ohne Leben, und ein herbeigerufener Chirurg hatte bereits die Oeffnung des Körpers vorgenommen, als der Unglückliche die Augen aufſchlug. Keine Rettung war mehr möglich. — Von Charakter war Prevoſt ernſt, uneigennützig und menſchenfreundlich. Er arbeitete mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und hatte ein ſo glückliches Gedächtniß, daß er verſicherte, nie etwas einmal Gelerntes wieder vergeſſen zu haben. Die bekannteſten ſeiner Werke ſind die Mémoires d'un homme de qualité, qui s'est retiré du monde, 8 Vol., ein breites aber wohlgeſchriebnes Werk, worin eine reine Moral vorgetragen wird; die Histoire de M. Cleveland, 6 Vol., worin der Verfaſſer ſein Talent in fürchterlichen Schilderungen zeigt; die Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut, vielleicht ſein beſter Roman; die Histoire générale des voyages und viele andre.

Priamus, der Sohn des Laomedon und der Strymo oder Plakia. Er hieß in früheren Jahren Podarkes. Als aber Herkules Troja erobert und der Heſione verſtattet hatte, einen der Gefangnen um einen ſelbſt zu beſtimmenden Preis loszukaufen, wählte dieſe ihren Bruder Podarkes und gab ihren Schleier für ihn. Davon hieß er nun-

mehr Priamus, der Losgekaufte. Als Jüngling zog er mit den Phrygiern gegen die Amazonen und begab ſich als Geſandter zu den Thraziern. Nach ſeines Vaters Tode herrſchte er über Troja. Mit ſeiner erſten Gemahlin Arisbe, einer Tochter des Merops, zeugte er den Aeſacus. Nachher überließ er Arisbe dem Hyrtacus, vermählte ſich mit Hecuba und erzeugte mit dieſer den Hector, Paris, Creuſa, Laodice, Polyxena, Caſſandra, Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus und Troilus, mit vier Nebengemahlinnen aber noch 36 Söhne und vier Töchter. Was ſeinen Namen vorzüglich erhalten hat, iſt ſein und ſeiner Familie trauriges Schickſal, indem in ſeinem hohen Alter, um der von ſeinem Sohne geraubten Helena willen, die Griechen gegen Troja zogen, und nach einer zehnjährigen Belagerung dieſe Stadt eroberten und zerſtörten. Vergebens bewaffnet ſich in jener Nacht des Entſetzens der Greis, um in der Feinde dichten Scharen den Tod zu finden; der Hecuba Bitten bewegen ihn, an den Altar des Zeus zu flüchten. Als er aber hier von des Pyrrhus Hand ſeinen Sohn Polites fallen ſieht, hält er ſich nicht und ſchickt den Pfeil gegen den jugendlichen Helden, der, hierdurch gereizt, den Greis bei den Haaren faßt, zum Altar zieht und ihm das Schwert in die Seite ſtößt.

Priāpus, urſprünglich ein Feldgott in Lampſacus, einer myſiſchen Stadt mit weinreichem Gebiet. Venus gebar ihn dem aus Indien zurückkehrenden Bacchus, wollte ihn aber wegen ſeiner Mißgeſtalt nicht anerkennen. Andere geben ſeine Abkunft anders an; immer aber war er ein Feldgott, auch Hüter der Bienen, der Ziegen und Schafe. Man bildete ihn ab mit übergroßen Geſchlechtstheilen, im Schooße des Kleides allerlei Früchte, in der Hand eine Hippe, auch gewöhnlich ein Horn der Amalthea. Seine Verehrung verbreitete ſich von Lampſacus über Griechenland, und von betriebſamen Umdeutern wurde er zu den Sinnbildern der großen Natur gezählt, auch allerlei theils rein, theils myſtiſch obſcöne Mythen von ihm erdichtet.

Prieſterweihe, ſ. d. Art. Ordination.

Prieſtley (Joſeph), Doctor der Rechte, presbyterianiſcher Geiſtlicher und einer der berühmteſten Chemiker und Naturforſcher von Europa, geboren zu Fieldhead in der Grafſchaft York, machte ſeine Studien auf der Akademie Daventry unter dem Doctor Aſhworth und wurde im 22ſten Jahre aſſiſtirender Geiſtlicher der Independentengemeinde von Needham Market in der Grafſchaft Suffolk und dann Pfarrer einer Gemeinde zu Namptwich in Cheſhire. Im Jahr 1761 hielt er zu Warrington eine ſchönwiſſenſchaftliche Akademie, die er aber 1768 aufgab, um der Einladung der Diſſidenten von Leeds zu folgen. Er hatte damals mehrere theoretiſche Werke herausgegeben, die viel Aufſehn machten und eine Menge von Antworten veranlaßten, und ſich außerdem im Felde der Philologie, Geſchichte, Politik und Phyſik verſucht. In ſeiner History of Electricity (zuerſt 1767) hatte er bereits gezeigt, wie gründlich er die Natur zu erforſchen bemüht ſey. Durch den ihm zu Theil gewordnen Beifall aufgemuntert, ließ er jetzt The History and present State of Discoveries relating to Vision, Light, and Colours folgen, 1772, das jedoch die erwartete Aufnahme nicht fand und ihn deßhalb beſtimmte, ſich künftig auf eigne Unterſuchungen zu beſchränken. Im Jahr 1770 begab er ſich zum Grafen Shelburne, nachmaligem Marquis Lansdown, mit dem er als Freund und Anhänger derſelben Partei verbunden war, als deſſen Bibliothekar. Mit dieſem machte er im Jahr 1774 eine Reiſe nach dem feſten Lande; wäh-

rend des Winters lebte er mit ihm in London. Dieſe Lage gewährte ihm unſtreitig auch für ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen Vortheile, die er als Geiſtlicher einer Diſſidentengemeinde würde haben entbehren müſſen. Er genoß in dieſer Hinſicht der vollkommenſten Freiheit, und in dieſe Periode fallen verſchiedne von denjenigen Arbeiten, die ihm den Ruf eines Philoſophen vom erſten Range erworben haben. Im J. 1773 machte er in den Philosophical Transactions eine Abhandlung über verſchiedne Luftarten bekannt, womit er den Preis von Copley's Medaille gewann. Sie erſchien im folgenden Jahre in einer vermehrten Ausgabe, dem Lord Shelburne zugeeignet und noch von drei Bänden begleitet. Dieſes an neuen und wichtigen Gegenſtänden reiche Werk macht Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüſſigkeiten, welche die Grundlage der neuen Chemie iſt, und Prieſtley's Name wurde durch daſſelbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. Um die mit jeder anhaltenden Beſchäftigung mit einem und demſelben Gegenſtand verbundne Erſchöpfung zu vermeiden, pflegte Prieſtley mit ſeinen Arbeiten zu wechſeln, und durch dieſe ſtete Abwechſelung wurde es ihm möglich, ſo verſchiedne und zahlreiche Gegenſtände, unbeſchadet der Gründlichkeit, zu behandeln, als er that. Im J. 1775 erſchien ſeine Examination of the Doctrine of Common-sense gegen Reid, Beattie und Oswald. Bald darauf führte er die hartleyſche Theorie vom menſchlichen Geiſte beim Publicum auf eine faßlichere Weiſe ein, als von Hartley ſelbſt geſchehen war, und drückte in einer vorausgeſchickten Abhandlung ſeine Zweifel über die Immaterialität des denkenden Princips im Menſchen aus. Obwohl er ſich dadurch dem Verdacht eines Gottesläugners und Ungläubigen ausſetzte, ſo ließ er ſich doch nicht abhalten, den Gegenſtand weiter zu verfolgen, um, wohin er auch geführt werden möchte, die Wahrheit zu ergründen. Er trat förmlich zu der materiellen Hypotheſe über und gab 1777 ſeine Disquisitions on Matter and Spirit heraus, worin er ſein Syſtem ohne Rückhalt entwickelte. Dieſem folgte eine Vertheidigung des Socinianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit. Der Haß, den dieſe Werke ihm zuzogen, mochte auch bei ſeinem edlen Beſchützer eine gewiſſe Kälte erzeugt haben, wodurch Prieſtley bewogen wurde, die ſeit ſieben Jahren zwiſchen ihnen beſtandne Verbindung aufzuheben. Dies geſchah auf eine vollkommen freundſchaftliche Weiſe und Prieſtley behielt eine Leibrente von 150 Pfund jährlich. Er wählte zunächſt Birmingham zu ſeinem Aufenthaltsort, weil dort einige Männer von ausgezeichneten chemiſchen und mechaniſchen Kenntniſſen lebten. Einige großmüthige Freunde veranſtalteten eine jährliche Subſcription, um dadurch die Unkoſten bei ſeinen Unterſuchungen zu decken, und Prieſtley trug kein Bedenken, dieſe für ihn ehrenvolle Unterſtützung anzunehmen, wiewohl er wahrſcheinlich auch von der Regierung eine Penſion erhalten haben würde, wenn er darum hätte nachſuchen wollen. Er war nicht lange in dieſer Lage, als bei einer Diſſidentengemeinde eine Predigerſtelle erledigt wurde, die man einmüthig ihm übertrug. Ohne ſeine philoſophiſchen und literariſchen Arbeiten zu unterbrechen, widmete er ſich mit vielem Eifer den Pflichten ſeines Amts. Die Theologie beſchäftigte ihn wieder ſehr lebhaft, wie unter andern ſeine History of the Corruptions of Christianity und ſeine History of early Opinions concerning Jesus Christ, welche zu Birmingham erſchienen, beweiſen. Sie wurden eine reiche Quelle von Streitigkeiten, die jedoch ohne die gewöhnliche Erbitterung geführt wurden. Bei den Bemühungen der Diſſenters, ſich größere bürgerliche Freiheit zu verſchaffen, konnte Prieſtley nicht müſſig bleiben. In der Ueberzeugung,

daß alle kirchlichen Einrichtungen den Rechten des Privaturtheils und der Verbreitung der Wahrheit entgegen ſeyen, ſtand er nicht an, ſie als antichriſtlich darzuſtellen und ihren Fall vorherzuſagen. So galt er nicht nur für einen Ketzer, ſondern auch für den entſchiedenſten Feind der beſtehenden Kirche in ihrer Beziehung zum Staate. Da einige Geiſtliche von Birmingham den Foderungen der Diſſenters lebhaft widerſprochen hatten, gab Prieſtley eine Reihe von Familiar Letters to the Inhabitants of Birmingham heraus, die beſonders durch ihre ironiſche Laune der Gegenparthei mißfallen mußten. In dieſem gereizten Zuſtande wurde die Animoſität noch vermehrt durch die verſchiednen Anſichten von der franzöſiſchen Revolution; ſie ſtieg mit dem Fortgange derſelben immer höher, und brach endlich am 14ten Julius 1791 aus, als die Franzoſenfreunde den Jahrstag der Zerſtörung der Baſtille feierten. Prieſtley hatte es abgelehnt, dabei gegenwärtig zu ſeyn; aber in dem Volkstumult, welcher erfolgte, war er vornehmlich das Ziel der Parteiwuth. Sein Haus nebſt Bibliothek, Manuſcripten und Apparaten wurde eine Beute der Flammen, und er ſelbſt rettete nur mit Mühe ſein Leben. So erklärlich dieſer Auftritt auch an und für ſich iſt, ſo ausgemacht iſt es doch, daß er von denen begünſtigt worden, zu deren Pflichten die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gehört. Die geſetzliche Entſchädigung, welche Prieſtley erhielt, war weit unter ſeinem Verluſt, der für ihn zum Theil unerſetzlich ſeyn mußte. Er war nicht lange darauf einem Rufe nach Hackney gefolgt, und hatte hier ſeine gewohnten Beſchäftigungen ruhig wieder vorgenommen; da jedoch die Angriffe auf ihn und ſeine Familie ſich ſtets erneuerten, ſo beſchloß er endlich, ein Land zu verlaſſen, das ihm und ſeinen Grundſätzen ſo feindſelig war. Er ſchiffte ſich im J. 1794 nach Amerika ein, und nahm anfangs in der Stadt Northumberland in Penſylvanien, dann zu Philadelphia ſeinen Wohnſitz. Unter Adams Präſidentſchaft wurde er auch hier mit Argwohn und Mißtrauen betrachtet; Jefferſon hingegen bewies ihm Wohlwollen und Freundſchaft. Eine ihm angetragne Profeſſorſtelle in Philadelphia lehnte er ab, um ſich ganz ſeinen ſelbſtgewählten Arbeiten widmen zu können. Eine ſchwere Krankheit, in die er zu Philadelphia verfiel, ließ eine körperliche Schwäche zurück, welche immer mehr zunahm, und im Januar 1804 ihm die Ueberzeugung gab, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Mit doppeltem Eifer war er daher beſchäftigt, noch zu vollenden, was ihm am Herzen lag. An zwei wichtigen Werken arbeitete er ſeit lange: an einer Kirchengeſchichte und an Anmerkungen zu allen Büchern der heiligen Schrift, für deren Druck ſeine Freunde in England eine Subſcription eröffnet hatten. Auf dieſe Werke wandte er allen ſeinen Fleiß bis zu ſeinem Tode, welcher am 6. Februar 1804 erfolgte. Prieſtley war ein Mann von der vollkommenſten Einfachheit des Charakters; ſeine Geſinnung lag immer offen da; ſeine Zwecke verfolgte er immer auf dem geradeſten Wege. An Redlichkeit und Uneigennützigkeit wurde er von Niemanden übertroffen. Im Umgange war er einnehmend und wohlwollend. Trotz ſeiner vielen Streitigkeiten hegte er nie Widerwillen gegen ſeine Gegner; er verfolgte mit Ernſt die Sachen, ohne Rückſicht auf Perſönlichkeit. Seinen Geiſt charakteriſirten Schnelligkeit, Thätigkeit, Scharfſinn, Genauigkeit und Erfindungsgabe; ſeine Kenntniſſe waren umfaſſend und mannichfach; in ſeiner Mutterſprache drückte er ſich leicht und deutlich aus. Den größten Ruhm hat ſich Prieſtley in der Chemie erworben. Die Art, wie ſeine Entdeckungen von der Natur der luftförmigen Flüſſigkeiten begannen, iſt ſchon erwähnt worden. Sie hatten ihn vor 1772 zur

Kenntniß der ſalpeter- und ſalzſauern Luftarten, zum Gebrauch der erſtern als eines Prüfſteins der Reinheit der gemeinen Luft, und zu verſchiednen Verfahrungsarten geführt, wodurch Luft vermindert oder verſchlechtert wird. Im J. 1774 machte er ſeine Fundamentalentdeckung (die um dieſelbe Zeit von Scheele gemacht wurde) der reinen, oder wie er ſie nannte, dephlogiſtiſirten Luft. Im J. 1776 theilte er der königlichen Geſellſchaft einige intereſſante Bemerkungen über das Athmen und die Art, wie das Blut ſeine Farbe von der Luft erhält, mit; im J. 1778 entdeckte er die Eigenſchaft im Sonnenlichte ſtehender Gewächſe, unreine Luft zu verbeſſern. Durch ſeine ſpätern Verſuche kam eine Anzahl andrer luftförmiger Körper und neuer Erzeugungsarten der ſchon bekannten, die Reduction metalliſcher Kalke in brennbarer Luft und die Erzeugung von Luft aus Waſſer zu den in dieſem Zweige der Chemie ſchon erörterten Thatſachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatiſche Chemie keinem einzelnen Forſcher ſo viel verdankt, als Prieſtley, durch deſſen Entdeckungen ſie eine neue Geſtalt bekam. Bemerkenswerth iſt es, daß er bis an ſein Ende das antiphlogiſtiſche Syſtem beſtritt, deſſen wichtigſter Gegner er war; ein Beweis, wie ſchwer auch der Vorurtheilsfreie ſich von früh angenommenen Grundſätzen wieder losmacht. Wie frei übrigens Prieſtley von Eiferſucht und Eitelkeit war, bewies er dadurch, daß er ſeine erſt halbgemachten Entdeckungen ſchon dem Publicum mittheilte, um Andre zu veranlaſſen, ſie mit ihm gemeinſchaftlich weiter zu verfolgen. Von ſeinen wichtigſten metaphyſiſchen und theologiſchen, ſo wie von ſeinen übrigen naturwiſſenſchaftlichen Schriften erlaubt die Beſchränktheit des Raums nicht, weitläuftiger zu reden.

Primawechſel, ſ. Wechſel.

Primas (Primas regni, Erſter des Reichs), iſt der oberſte Erzbiſchof eines europäiſchen Staats, der nicht nur unter allen geiſtlichen Ständen der erſte iſt, ſondern überhaupt den nächſten Rang nach dem Regenten und ſeiner Familie einnimmt, auch in catholiſchen Reichen beſtändiger Legat des römiſchen Stuhls iſt. In Spanien iſt es der Erzbiſchof von Toledo, in England der Erzbiſchof von Canterbury, in Ungarn der Erzbiſchof von Gran, in Polen der Erzbiſchof von Gneſen; in Deutſchland war es, ſo lange die Reichsverfaſſung beſtand, der Erzbiſchof von Salzburg. **Fürſt Primas**, ſ. Frankfurt (Großherzogthum).

Primat, die Würde und das Amt des Primas (ſiehe dieſen Artikel).

Prime heißt bei den Buchdruckern die erſte Seite eines jeden Bogens, der Schöndruck; in den Bergwerken der zehnte Theil eines Lachterzolls; in der Muſik der erſte Ton einer Octave; in der Fechtkunſt die erſte Stellung, wenn man den Degen zieht, und die Spitze mit ausgeſtrecktem Arm auf den Gegner richtet.

Primogenitur, die Erſtgeburt. Das Recht der Primogenitur iſt dasjenige Recht, welches dem Erſtgebornen vor ſeinen übrigen jüngern Geſchwiſtern zuſteht. So iſt die Thronfolge gegenwärtig in allen europäiſchen Staaten ein Recht der Primogenitur, indem nach des Regenten Tode der älteſte ſeiner ihn überlebenden Söhne den Thron beſteigt, ohne ihn mit ſeinen jüngern Brüdern zu theilen. Auch die hohen Adelswürden in Frankreich und England werden nur auf den älteſten Sohn vererbt, und ſind mithin dem Geſetze der Primogenitur unterworfen.

Primzahlen ſind diejenigen Zahlen, welche ſich mit keiner an-

dern ganzen Zahl als 1 ohne Bruch theilen laſſen, wie 3, 5, 7, 11, 13, 17 u. ſ. w.

Prince (Jean-Baptiſte Le), ein trefflicher Mahler und ſehr angenehmer Muſiker, geboren zu Metz im J. 1733. Dieſe beiden Talente machten ihn zu Paris bekannt. Er wurde ein Schüler Bouchers und fing damit an, Landſchaften zu ätzen. Um dieſelbe Zeit hatte er ſich verheirathet. Da er aber mit ſeiner Frau nicht glücklich lebte, trennte er ſich von ihr, und ſchiffte ſich mit dem Geſandten ſeines Königs nach Rußland ein, wo er mehrere Jahre blieb. Hier zeichnete er die vornehmſten Gegenden, die verſchiednen Kleidertrachten, Gebräuche und Ceremonien dieſer Nation in kleinen Figuren, die er bei ſeiner Zurückkunft 1765 zum Vergnügen des Publicums bekannt machte, wofür die Akademie ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. Seine Landſchaften haben wohlgewählte Stände, klare und glänzende Lüfte, einen ſanften Ton, wohlbeblätterte Bäume, durchſichtige und leichte Waſſer, eine liebliche Färbung; jeder Gegenſtand wird durch dieſelbe einnehmend. Jedoch kann er mit Teniers und Vouwermann, in deren Manier er arbeitete, nicht verglichen werden. Die Aquatintamanier wurde durch ihn vervollkommnet, und er erbot ſich im J. 1780, die eigentlichen Handgriffe dieſer Kunſt um einen gewiſſen Preis dem Publicum bekannt zu machen. Aber ſchon im J. 1781 ſtarb er zu Saint-Denys-du-Port bei Lagny. Viele Kupferſtecher haben nach ihm gearbeitet.

Prinzen von Geblüt heißen in Frankreich die fürſtlichen Perſonen, welche mit der regierenden Linie des Hauſes Bourbon von gleicher Abſtammung ſind, und nach deren Erlöſchen das nächſte Recht zur Erbfolge haben. Dahin gehören das Haus **Orleans**, das Haus **Bourbon-Condé**, und das von dieſem entſproſſene Haus **Bourbon-Conty**. Ludwig XIV. hatte auch ſeine mit der Valiere und Monteſpan gezeugten natürlichen Söhne, von denen der Herzog von Penthievre abſtammt, das Recht der Prinzen von Geblüt und eventuell ſelbſt der Erbfolge ertheilt; nach des Königs Tode aber verloren ſie es wieder.

Prinzipal heißt in der Muſik 1. die tiefſte offene Flötenſtimme eines jeden Manuals in der Orgel, weil ſie die Hauptſtimme iſt, nach deren Größe die Dispoſition der übrigen Stimmen eingerichtet werden muß. Das Pfeifwerk dieſer Hauptſtimme wird nach einer ihm eignen Dimenſion gearbeitet, die man Prinzipal-Menſur nennt, und die ſo beſchaffen iſt, daß die Länge der Pfeifen zu ihrer Weite ein ſolches Verhältniß hat, daß das große C. von dem Kerne an gerechnet, die Länge von 16, 8, 4 oder 2 Fuß bekommt; 2. die dritte Stimme in den Trompeten-Aufzügen, die nach der Art der Feldſtücke vorgetragen wird. — **Prinzipalbaß** iſt das tiefſte offene Flötenregiſter für das Pedal der Orgel. — **Prinzipalblaſen** heißt bei dem Tractement der Trompete, die mittlern Töne dieſes Inſtruments mit ſchmetterndem Tone und mit Zungenſchlägen vermiſcht vortragen.

Prinzip, das, was den erſten und innern Grund einer Claſſe von Erſcheinungen enthält. Daher in den Naturwiſſenſchaften Prinzipien Grundſtoffe oder Grundkräfte heißen. In dem Gebiete des Geiſtigen iſt Prinzip ein Gedanke, welchen man bei der Erkenntniß oder Behandlung eines Gegenſtandes befolgt, oder auch der **Grundſatz**, durch welchen man dieſen Gedanken ausſpricht. Es giebt ſonach **theoretiſche** und **practiſche** Prinzipien. Erſtere begründen eine Erkenntniß und enthalten den Anfang einer Gedankenreihe, ſie ſind daher auch das erſte Erfoderniß jeder Wiſſenſchaft. Letztere beſtimmen eine

Handlungsweiſe. Sie unterſcheiden ſich von Maximen, und ſind Prinzipien im ſtrengen Sinne, wenn ſie nicht in der Subjectivität des Erkennenden oder Handelnden, ſondern in der Natur der Gegenſtände ſelbſt, oder in der Grundeinrichtung unſers Gemüths beruhen. Daher werden beſonders die Ideen oder Grundwahrheiten der menſchlichen Erkenntniß, welche der reinen Vernunft angehören, Prinzipien genannt (philoſophiſche Prinzipien), in ſo fern ſie die oberſten Gründe aller Erkenntniß enthalten. Man unterſcheidet conſtitutive und regulative Prinzipien; erſtere enthalten die höchſten Beweisgründe einer Erkenntniß, von ihnen hängt die Erkenntniß und Gewißheit andrer ab, und ſie dienen zur Entdeckung andrer Wahrheiten; letztere leiten nur das Verfahren bei Aufſuchung einer Erkenntniß oder im Leben und Handeln. Kant beſtreitet die Gültigkeit der Ideen als conſtitutiver Erkenntnißprinzipien. Eben ſo wird geſtritten, ob es ein höchſtes Prinzip der Erkenntniß gebe, und einen höchſten Grundſatz, in welchem ſich dieſes Prinzip ausſprechen laſſe (ſ. auch Grundſatz). T.

Prinzmetall nennt man ein gelbes Kupfer, oder eine Zuſammenſetzung dieſes Metalls mit dem Zink, und zwar, wie man glaubt, nach einem pfälziſchen Prinzen Rupert, der dieſe Compoſition erfunden haben ſoll.

Prior heißt in den Klöſtern der nächſte Obere nach dem Abt, und wo kein Abt iſt, der oberſte Vorgeſetzte des Kloſters. Denſelben Rang hat in Nonnenklöſtern die Priorin. — Priorat heißt das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — Großprior iſt der erſte Ordensherr nach dem Großmeiſter.

Prior (Mathew), ein ausgezeichneter engliſcher Dichter, geboren im J. 1664, nach Einigen zu London, nach Andern zu Windborne in Dorſetſhire. Nach ſeines Vaters frühem Tode erzog ihn ein Oheim, welcher ein Weinſchenke war. Dieſer ließ ihn einige Zeit die Weſtminſterſchule beſuchen, und wollte ihn dann in ſeinem Geſchäft gebrauchen. Der Knabe hatte aber eine ſolche Liebe für das claſſiſche Alterthum eingeſogen, daß Graf Dorſet, ein großer Beſchützer der Wiſſenſchaften, der ein Freund ſeines Oheims war, ihn einſt mit dem Horaz beſchäftigt fand. Er ließ ſich in ein Geſpräch mit ihm ein, und war mit der Beſcheidenheit ſowohl als den Talenten des Knaben ſo wohl zufrieden, daß er beſchloß, ihm eine gelehrte Erziehung geben zu laſſen. Prior wurde im J. 1682 in St. Johns College zu Cambridge aufgenommen, im J. 1686 zum Bachelor of Arts promovirt und bald darauf zu einem Mitgliede erwählt. Auf dieſer Univerſität trat er in vertraute Freundſchaft mit Charles Montague, nachmaligem Grafen Halifax, mit welchem gemeinſchaftlich er The Country mouse and City mouse verfaßte, eine Parodie von Drydens polemiſchem Gedicht The Hind and Panther, und folglich eine Erklärung ihrer Anhänglichkeit an den Grundſätzen, welche bald darauf die Revolution bewirkten. Im Jahr 1689 kam er nach London, wo er vom Grafen Dorſet bei Hofe eingeführt und ſo nachdrücklich empfohlen wurde, daß er den engliſchen Bevollmächtigten, welche nach dem Haag zum Congreß abgingen, als Secretär mitgegeben wurde. Mit dieſem Poſten erhielt er zugleich den Titel eines königlichen Kammerherrn. Bei dieſen Geſchäften war es natürlich, daß er auch für ſeine Gedichte den Stoff meiſtens aus der Politik und der Hofwelt nahm. Eins der bedeutendſten war eine Ode, die er 1695 dem Könige Wilhelm beim Tode der Königin Maria übergab. Seine humoriſtiſche Ader zeigte er in einer burlesken Parodie von Boileau's Ode auf die Einnahme von Namur durch

die Franzoſen, als König Wilhelm es ihnen wieder entriſſen hatte. Im J. 1697 wurde Prior zum Secretär der Geſandtſchaft zum ryswicker Friedensſchluß ernannt. Nach ſeiner Rückkehr ging er als Secretär des Lord Lieutenants nach Irland. Im folgenden Jahre begleitete er den engliſchen Geſandten, Lord Portland, als Secretär nach Paris, und blieb als ſolcher auch dort bei Lord Jerſey. Ludwig XIV. ſoll ihm viel Wohlwollen und Auszeichnung bewieſen haben, ſo wenig er auch in ſeinen Verſen geſchont worden war. Da Prior jetzt für einen in Staatsangelegenheiten ſehr erfahrnen Mann galt, wurde er vom König Wilhelm nach Loo berufen, wo er eine vertraute Zuſammenkunft mit dieſem hatte, in deren Folge er zum Unterſtaatsſecretär in Lord Jerſey's Departement ernannt und nach Paris geſchickt wurde, um dem Geſandten bei den Verhandlungen über den Theilungstractat beizuſtehn. Im J. 1700 folgte er Locke als Commiſſionär in dem Board of Trade und 1701 trat er als Repräſentant von Eaſt-Grinſtead ins Parlament. Die Tories hatten die Oberhand erlangt, und Prior trat jetzt zu ihnen über, um für immer ihr Anhänger zu bleiben. Seinen Eifer für dieſe Partei bewies er unter andern auch dadurch, daß er ſogar für die Anklage der Lords ſtimmte, welche zu dem Theilungstractat, an dem er ſelbſt Antheil gehabt, die Anweiſung gegeben hatten. Die glänzenden Erfolge, womit der Anfang der Regierung der Königin Anna bezeichnet wurde, begeiſterten auch ihn, und er beſang die Siege von Blindheim und Ramillies. Um dieſelbe Zeit gab er einen Band Gedichte heraus, an deſſen Schluß ſich das bewunderte Gedicht Henry and Emma befindet. Er hatte einigen Antheil an dem Examiner, einer periodiſchen Schrift von Swift und einigen Andern, und griff ebenfalls den großen Feldherrn an, deſſen Siege er verherrlicht hatte. Als die Tories wieder das Uebergewicht erhalten, und Marlborough vom Commando entfernt hatten, wurde Prior nochmals zu diplomatiſchen Geſchäften berufen. Er ging 1711 privatim mit Friedensvorſchlägen nach Paris, und brachte Mesnager und den Abbé Gualtier zurück, mit denen er geraume Zeit in ſeinem Hauſe zu London ins geheim unterhandelte. Der utrechter Congreß folgte, und als im Auguſt 1712 Lord Bolingbroke nach Paris zur Beilegung einiger Streitpunkte geſchickt wurde, begleitete ihn Prior. Er blieb in Frankreich als Geſandter zurück, jedoch ohne den Titel zu führen; denn der Herzog von Shrewsbury, der in dieſer Eigenſchaft dorthin kam, weigerte ſich, dieſen Titel mit einem Manne von ſo geringer Geburt zu theilen. Prior beſaß indeß das Vertrauen des franzöſiſchen Hofes, und Ludwig XIV. übergab ihm ein beſondres Schreiben an die Königin Anna zu Gunſten des Churfürſten von Bayern. Nach des Herzogs Abreiſe 1713 nahm er öffentlich den Charakter eines Geſandten an und behielt ihn, bis zu der Thronbeſteigung Georgs I., wo der Graf Stair ſein Nachfolger wurde. Die Whigs waren jetzt die ſiegende Partei, und Prior wurde gleich nach ſeiner Zurückkunft im J. 1715 mit einem Verhaftsbefehl vom Hauſe der Gemeinen bewillkommt. Er wurde vor einer Commiſſion des geheimen Raths in Rückſicht auf ſeinen Antheil am utrechter Frieden verhört, und Walpole trug ſogar darauf an, ihn wegen Hochverraths anzuklagen, weil er mit dem franzöſiſchen Bevollmächtigten geheime Zuſammenkünfte gehalten habe. Von der im J. 1717 erklärten Amneſtie war er ausgeſchloſſen, und erſt ſpäter wurde er von der Inſtanz losgeſprochen. Er trat jetzt in den Privatſtand zurück, und verwendete ſeine Muße auf die Vollendung ſeines längſten Gedichts, „Salomon" betitelt, welches er nebſt einigen andern auf Subſcription in einem Foliobande herausgab. Lord

Harley überließ ihm den lebenslänglichen Nießbrauch von Downhall in Eſſex. Prior wollte ſein Alter auf die Abfaſſung der Geſchichte ſeiner Zeit wenden, aber eine ſchleichende Krankheit hinderte ihn daran, und endigte im J. 1721 ſein Leben zu Wimpole, dem Wohnſitze des Lords Orford. Er wurde in der Weſtminſterabtei beerdigt, unter einem Denkmal, für welches er in ſeinem Teſtament 500 Pfund beſtimmt hatte. — Prior gehörte zu den Charakteren, die ohne großen moraliſchen Werth ſich in der Geſellſchaft beliebt machen. Seine Lebensweiſe war unregelmäßig, und obgleich er in den feinſten und vornehmſten Geſellſchaften Zutritt hatte, ſoll ihm doch eine gewiſſe Neigung für gemeine und niedrige Vergnügungen geblieben ſeyn. In ſeinen Schriften findet ſich ein Gemiſch von Ernſt und Unanſtändigkeit, welches wo nicht Immoralität doch Geſchmackloſigkeit verräth. Als Dichter, in welcher Eigenſchaft Prior allein noch gekannt iſt, hat er gegenwärtig nur einen ſehr mäßigen Ruf; dennoch wird er in der Leichtigkeit, eine Geſchichte zu erzählen, kaum von einem ſeiner Landsleute erreicht. Seine Songs und Liebesgedichte ſind im Ganzen elegant und claſſiſch. Als Verskünſtler hat er Verdienſte, aber zu den genialen Geiſtern kann er keinesweges gezählt werden.

Priorität, der Vorzug oder Vorrang, den der Eine vor dem Andern hat. In den Rechten iſt ſie, beſonders bei einem Concurſe, der Vorzug, den ein Gläubiger vor dem andern bei der Zahlung aus des Gemeinſchuldners Vermögen hat; daher **prioritätiſche Foderung**, eine ſolche, welche andern vorgeht.

Priſenrechte machen denjenigen Theil des Seerechts aus, welcher die Geſetze über Wegnahme und Auslöſung oder Loskauf der zur See weggenommenen Kauffarteiſchiffe und Güter enthält. Da das zwiſchen den Engländern und Franzoſen beſtehende practiſche Seerecht die Grundlage aller ſeerechtlichen Verhältniſſe in Europa geworden iſt; ſo richten ſich auch die Priſenrechte ſämmtlicher Seemächte nach den Grundſätzen dieſer beiden Nationen. Die vollſtändigſten Sammlungen des Seevölkerrechts, il Consolato del Mare etc. Amsterdam 1723, 4. und **von Martens** Geſetze und Verordnungen der einzelnen europäiſchen Mächte über Handel, Schifffahrt und Aſſecuranzen ꝛc. enthalten auch die Priſenrechte.

Prisma heißt in der Geometrie ein oblonger Körper, der von mehr als vier Flächen eingeſchloſſen iſt, und deſſen Grundflächen gleich und parallel ſind. Ein Prisma entſteht daher, wenn man eine geradlinige Figur an einer geraden Linie unter gleichem Winkel hinbewegt. Iſt dieſe Figur ein Dreieck, ſo nennt man das entſtehende Prisma ein dreieckiges, iſt ſie ein Viereck, ein viereckiges u. ſ. w. Aus der Entſtehung des Prisma wird klar, daß es zwei gleiche und entgegengeſetzte Grundflächen hat, und von ſo vielen Parallelogrammen eingeſchloſſen wird, als die Grundfläche Seiten hat. Jedes dreieckige Prisma läßt ſich in drei gleiche Pyramiden theilen. — In der Optik bedient man ſich zu den Verſuchen über die Lichtſtrahlen und Farben eines gläſernen Prisma, d. h. eines ſenkrechten, dreiſeitigen, reinen und cryſtallhellen Glaſes, deſſen Seiten möglichſt eben geſchliffen und polirt ſind, oder auch eines Prisma, das aus geſchliffnen Glasplatten zuſammengeſetzt, an den Grundflächen mit zwei dreieckigen meſſingnen Platten bedeckt und inwendig mit Waſſer oder einer andern weißen durchſichtigen Flüſſigkeit ausgefüllt iſt. Alle eckigen Stücke Glas, alſo auch die Prismen, färben die durchgehenden Lichtſtrahlen und zeigen alle Farben des Regenbogens. Dies war ſchon den Alten bekannt, nur wußten ſie die

Erſcheinung nicht weiter zu erklären. Erſt Grimaldi vermuthete, daß das Licht bei ſeinem Durchgange durch das Glas eine Brechung erleide, und daß durch dieſe Brechung die Farben veranlaßt würden. Endlich ſtellte Newton ſeine wichtigen Verſuche an, von denen, ſo wie von Göthe's Verſuchen, unter dem Artikel *Farbenlehre* geſprochen worden iſt.

Privatrecht, das Recht (ein einzelnes oder ein Inbegriff mehrerer), welches bloß die Verhältniſſe und Geſchäfte einzelner Perſonen betrifft, ferner die Geſetze, welche ſich auf dieſe Verhältniſſe und Geſchäfte beziehen, und endlich die Theorie dieſer Rechte oder das wiſſenſchaftliche Syſtem der Geſetze, die ſich auf die Verhältniſſe der einzelnen Bürger unter einander (den Privaten) beziehen. Man unterſcheidet das allgemeine oder natürliche Privatrecht, welches einen Theil des Naturrechts ausmacht, und eine philoſophiſche Geſetzgebung für die Verhältniſſe der einzelnen Menſchen unter einander, oder nach andern, der Bürger unter einander, enthalten ſoll (ſ. den Art. Civilrecht), von dem *poſitiven Privatrecht*, welches man vorzugsweiſe unter dieſem Namen verſteht, und auf den ſpeciellen Geſetzen eines beſondern Staats beruht. Zwar redet man auch von einem *Privatrecht der Fürſten*, allein dieſes iſt der Inbegriff derjenigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche der Fürſt nicht als Regent, ſondern als Mitglied des Staats als Staatsbürger beſitzt (z. B. wenn er ein Teſtament über ſein Mobiliarvermögen macht, Contracte mit einem andern Staatsbürger eingeht), und unterſcheidet ſich nur gleichſam als Ausnahme von dem geltenden Privatrecht in gewiſſer Hinſicht (z. B. kann der Regent alle Solennitäten bei ſeinem Teſtamente unterlaſſen). Das in *Deutſchland* geltende Privatrecht begreift unter ſich das deutſche Privatrecht im allgemeinen, als den Inbegriff der Rechte, welche den Privatperſonen in Deutſchland in Hinſicht auf ihre Geſchäfte und Verhältniſſe unter einander zukommen, und es iſt römiſches oder deutſches Privatrecht im engern Sinne; ferner das *Lehnrecht* (Inbegriff oder Wiſſenſchaft der rechtlichen Beſtimmungen, welche ſich auf die in Deutſchland vorhandenen Lehnsverhältniſſe beziehen), und das *Kirchenrecht* (Inbegriff der Wiſſenſchaft der den deutſchen Kirchen und ihren Gliedern zukommenden Rechte). Das deutſche Privatrecht im engern Sinne iſt dem Umfange nach *gemeines* (das in der Regel in ganz Deutſchland Anwendung leidet), und *particuläres*, welches ſich bloß auf einzelne Theile Deutſchlands bezieht, und wieder Provinzial- oder Localrecht iſt, den Zeitperioden nach *älteres*, *mittleres* und *neueres*. In den neueſten Zeiten verdrängen die beſondern Geſetzbücher, welche in den einzelnen deutſchen Staaten eingeführt werden, das gemeine deutſche Privatrecht immer mehr, und es bleibt endlich nur in Gewohnheiten und in der Theorie zurück. (S. *Rundens* Grundriß des deutſchen Privatrechts.)

Privilegium, eine von dem Landesherrn Jemanden für alle künftige Handlungen einer gewiſſen Art verliehene Ausnahme vom gemeinen Rechte. Privilegien ſind 1. realia oder personalia, je nach dem ſie einer Sache oder einer Perſon verliehen ſind; 2. gratiosa oder onerosa, je nach dem man ſie umſonſt erhält, oder etwas dafür bezahlen muß; 3. favorabilia oder odiosa, je nach dem ſie dem Inhaber zum Nutzen oder Schaden gereichen. — Privilegium canonis iſt der *vorzügliche* Schutz, den die catholiſchen Geiſtlichen dadurch genießen, daß der, welcher an einem Clericus Hand anlegt, mit der Excommunication beſtraft wird, welche nur der Papſt wieder heben kann. — Pri-

vilegium de non appellando war unter der ehemaligen deutſchen Reichsverfaſſung das vom Kaiſer ertheilte Recht einiger Reichsfürſten, daß von ihren Landesgerichten nicht an die Reichsgerichte appellirt werden konnte, oder doch nur unter beſondern Umſtänden. Es war daher illimitatum und limitatum. — Privilegium electionis fori war das einigen Reichsſtänden zuſtehende Recht, als Beklagte zwiſchen ihren mehrfachen Foris zu wählen.

Probe heißt die Privataufführung eines Tonſtücks oder Schauſpiels, welche dazu dient, die Ausführer deſſelben ſowohl mit dem Ganzen als mit allen einzelnen Details bekannt zu machen und ſie in den Stand zu ſetzen, vollkommen angemeſſen, übereinſtimmend und in einander greifend das auszuführende Werk zu executiren. Solcher Proben werden mehrere gehalten; bei einem Schauſpiele zuerſt eine Leſeprobe, um ſich zu überzeugen, daß die Rollen richtig ausgeſchrieben ſind, dann einige vorläufige (ohne Decoration und ſonſtiges Außenwerk) und eine Hauptprobe; bei einem Muſikſtück zuerſt eine Quartettprobe, um die Hauptinſtrumente, die gleichſam die Grundlage ſind, einzuüben, dann ſo viele Proben mit dem vollen Orcheſter, als nöthig ſind, um die Muſiker mit allen Nüancen des Vortrags vertraut zu machen.

Probieren, Probierkunſt, die Kunſt, Gold und Silber, rohes, verarbeitetes oder geprägtes, zu unterſuchen, um den Gehalt, d. h. um zu erfahren, wie viel edles Metall und wie viel Zuſatz die Maſſe enthält. Die Goldſchmiede bedienen ſich dazu der Probiernadeln, welche lange und ſchmale Stückchen Metall von verſchiedener, aber genau bekannter Miſchung ſind. Dieſe ſowohl als die zu prüfende Maſſe ſtreicht man auf den Probierſtein und vergleicht dieſe Striche. Für das Gold hat man 24 Nadeln, nach den 24 Caraten der Feinheit des Goldes; und da der Zuſatz weiß oder roth, d. h. Silber oder Kupfer ſeyn kann, ſo werden ſie auch danach verſchieden eingerichtet. Für das Silber hat man 16 Nadeln, nach den 16 Loth der Feinheit des Silbers.

Problem, eine Aufgabe, zweifelhafte Frage, die noch zu unterſuchen iſt.

Proceſſion, öffentlicher Reihengang, ein feſtlich geordneter Aufzug mehrerer Perſonen in der römiſch-catholiſchen Kirche; ein feierlicher Gang der Geiſtlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen oder auf den Straßen, unter Herumtragung religiöſer Gegenſtände und Abſingung von Hymnen, Pſalmen und Gebeten, um Gott oder den Heiligen für etwas zu danken, oder von ihnen etwas zu erbitten. Man nennt dergleichen Bittgänge auch bisweilen Kreuzgänge, weil man gewöhnlich Kreuze und Fahnen dabei herumträgt. Werden ſie nach einem entfernten heiligen Orte, wo ſich ein Marien- oder Heiligenbild befindet, unternommen, ſo heißen ſie Wallfahrten oder Betfahrten, welche ſonſt auch häufig nach Jeruſalem gemacht wurden, um Vergebung der Sünden am heiligen Grabe zu erflehen. Proceſſionen, ein Theil des ſymboliſirten Naturcultus, waren ſchon bei den älteſten heidniſchen Völkern üblich. Man trug dabei allerlei Sachen, welche zu Symbolen dienten, herum. Man ging z. B. um beſäete Felder, und beſprengte ſie mit geweihtem Waſſer, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern, und ſie vor Schaden zu bewahren. Die Feſte, welche die Griechen und Römer zu Ehren des Bacchus, der Ceres, Diana und andrer Gottheiten anſtellten, waren ebenfalls mit feierlichen Aufzügen begleitet, wo die Vortragung der Bilder derſelben gewöhnlich den Anfang machte. Noch jetzt ſind Proceſſionen bei den meiſten heidniſchen Völkern üblich. Kämpfer beſchreibt in ſeiner Geſchichte von Japan eine Proceſſion, welche

die Prieſter zu Nangaſaki zu Ehren ihres Götzen, des Schutzheiligen der Stadt, zu halten pflegen, mit den dabei gewöhnlichen Ceremonien. Seit der Zeit des heiligen Ambroſius, der im 4ten Jahrhundert Biſchof zu Mailand war, kamen Proceſſionen auch in der chriſtlichen Kirche auf. Eine unverbürgte Erzählung ſchreibt ihre Einführung dem Biſchof Mamertus zu Vienne in Frankreich zu. Es entſtand nämlich in der Oſternacht, als er eben Gottesdienſt hielt, eine Feuersbrunſt; das Volk eilte, um derſelben Einhalt zu thun, aus der Kirche, er aber blieb allein zurück, bat Gott, vor dem Altare knieend, um Abwendung der Gefahr, und that zugleich das Gelübde, öffentliche Proceſſionen anzuſtellen, wenn ſein Gebet Erhörung fände. Das Feuer ward bald gelöſcht, und der fromme Biſchof beſtimmte, mit Einwilligung des Raths und der Bürgerſchaft, drei Tage vor dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti zu dieſer Feierlichkeit. Andere Ortſchaften folgten ſeinem Beiſpiel; ſo wurden die Bittgänge nach und nach in der ganzen catholiſchen Kirche eingeführt, und ſpäter durch Geſetze ſanctionirt. Der Papſt Gregor VII. ſoll die vierte am Feſte des heiligen Marcus gewöhnliche Proceſſion eingeführt haben. Nie waren wohl dieſe öffentlichen Umgänge häufiger, als zur Zeit der ſogenannten heiligen Ligue in Frankreich (von 1574 - 1589), wo der Religionshaß der Catholiken gegen Heinrich III. und die Hugenotten bis zur höchſten Wuth der Schwärmerei geſtiegen war. Die Pariſer inſonderheit hielten mit Geiſtlichen, Mönchen und Muſikchören an ihrer Spitze, zur Verſöhnung des Himmels und zur Herſtellung der Ruhe, d. h. zur Vertilgung der Hugenotten, Tag und Nacht auf den Straßen und in den Kirchen Proceſſionen, wobei ſie Wachskerzen, Kreuze und Reliquien von Heiligen umhertrugen, und Verwünſchungen gegen den König ausſtießen, indem ſie unter andern riefen, daß Gott das Geſchlecht der Valois gänzlich ausrotten möchte. Da ſie auch zur Nachtzeit nicht ausgeſetzt wurden, ſo fielen dabei nicht ſelten die ärgerlichſten Auftritte vor. Prieſter waren die Urheber dieſes Fanatismus. Sie predigten Uneinigkeit, Aufruhr und Mord, und ihre Wuth ging ſo weit, daß ſie bei Leſung der Meſſe wächſerne Bilder, welche Heinrich III. ähnlich wären, auf den Altar ſtellten, und ſie in der Gegend des Herzens mit Ausſprechung gewiſſer magiſcher Worte, wodurch ſie ſeinen Tod zu befördern glaubten, durchſtachen. Der König war unſchlüſſig, welche Partei er ergreifen ſollte, und ſtiftete, um ſich bei den Catholiken beliebt zu machen, im J. 1583 in Paris die Brüderſchaft der Büßenden, welche die angeſehenſten Perſonen, und ſelbſt den König von Navarra (in der Folge Heinrich IV.), und die Königin Maria von Medicis, zu ihren Mitgliedern zählten, und nach der Farbe ihrer Kleidung die weißen, ſchwarzen, blauen Büßer u. ſ. w. genannt wurden. Die erſte Proceſſion dieſer Brüderſchaft hatte am Tage der Verkündigung Mariä Statt. Gegen vier Uhr Nachmittags begaben ſich die Mitglieder derſelben in Säcken von weißer Leinwand gehüllt, paarweiſe aus dem Auguſtinerkloſter nach der Kirche Notre Dame. Der König war ohne Garden und ohne alle Auszeichnung. Der Herzog von Mayenne machte den Ceremonienmeiſter, der Cardinal von Guiſe trug das Kreuz, und die Sänger, ebenfalls als Büßende gekleidet, ſangen Litaneien nach einförmigen Melodien. Ob es gleich den ganzen Zug ſtark regnete, ſo war doch die Andacht zu groß, als daß der Regen die Ceremonie hätte unterbrechen können. Am folgenden Tage ahmten die Pagen und Hoflakeien dieſe Proceſſion im Louvre nach, indem ſie ſich das Geſicht mit ihren Schnupftüchern, in welche ſie Löcher zum Durchſehn gemacht hatten, bedeckten. Allein Heinrich III.

wurde über die Nachäfferei ſo entrüſtet, daß er 120 dieſer falſchen Büſſenden auspeitſchen ließ. Durch Verbreitung richtiger Religionsbegriffe hat in unſern Tagen der Eifer, fremde heilige Oerter zu beſuchen, um daſelbſt den Himmel zu verſöhnen, ziemlich nachgelaſſen; man ſieht ein, daß dieſer Zweck eben ſo gut zu Hauſe durch gute Werke und eine verſtändige Andacht erreicht werden kann; auch iſt die Gewohnheit, Proceſſionen an ſeinem Wohnorte zu halten, in den meiſten europäiſchen Ländern ſehr in Abnahme gekommen. Mr.

Proconſul, bei den Römern eine außerordentliche Magiſtratsperſon, welche die Provinzen regierte. Anfangs wurde die Verwaltung der Provinzen von Prätoren beſorgt, in der Folge aber von Proconſuln und Proprätoren nebſt ihren Gehülfen, den Quäſtoren und Legaten. Den Namen Proconſul und Proprätor aber bekam ein Conſul und Prätor, wenn er nach Verlauf ſeiner Amtszeit ſich in eine Provinz zu deren Verwaltung begab. Als nämlich das römiſche Reich einen anſehnlichen Zuwachs an Ländern bekommen hatte, wurde durch ein Geſetz des C. Sempronius Gracchus feſtgeſetzt, daß von den conſulariſchen und prätoriſchen Comitien der Senat zwei Provincias consulares und ſechs praetorias beſtimmen ſollte, über welche denn die erwählten Conſuln und Prätoren wenige Tage nach dem Antritt ihres Amts looſen oder ſich vergleichen mußten. Seitdem war keine jedesmal neue Verordnung des Volks nöthig, wenn ein Magiſtrat in eine Provinz geſchickt werden ſollte, ſondern die Conſuln und Prätoren waren von jetzt an nach der feſtgeſetzten Ordnung auch die Statthalter derſelben. Die Geſchäfte des Statthalters in der Provinz betrafen die Verwaltung der Jurisdiction, die Sorge für die übrigen Angelegenheiten der Provinz und das Commando der Truppen, welche ſich etwa daſelbſt befanden. Die Zeit war gewöhnlich auf ein Jahr beſchränkt, bisweilen wurde ſie auf zwei, aber ſelten auf drei und mehrere Jahre ausgedehnt. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom war der Statthalter verbunden, binnen 30 Tagen ſowohl über ſeine Verwaltung als über den Zuſtand der Provinz Bericht zu erſtatten. Hatte er ſich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlaubt, ſo konnte er deßhalb vor Gericht angeklagt werden, und zwar Repetundarum, wenn er Geld oder Geſchenke erpreßt, Peculatus, wenn er öffentliche Gelder veruntreut, oder criminis majestatis wenn er die Armee gemißbraucht hatte. Dennoch wurden die Provinzen im Ganzen auf vielfache Weiſe bedrückt und gemißhandelt (vergl. Provinz).

Procopius, ſ. d. Art. Huſſiten.

Procris, des Erechtheus Tochter, und Gemahlin des Cephalus. Ovid erzählt von dieſem Paare folgendes: Von Aurora mißtrauiſch gemacht auf ſeine Gemahlin nahte ſich ihr Cephalus in verwandelter Geſtalt, verſuchte ihre Treue und brachte ſie endlich zum Wanken. Sie aber erkannte ihn und entfloh in die Wälder, aus denen anhaltendes Flehen ſie endlich zurückbrachte. Als Zeichen der Verſöhnung ſchenkte ſie ihm den Hund Lälaps, dem nie ein Wild entging, und einen Speer, der nie fehlte und jedesmal zurückkehrte. Einſt ruhte er ermüdet von der Jagd im Walde, und rief die Lüfte an, ſeine Gluth zu kühlen. Procris, der man hinterbrachte, er rufe eine Nymphe, ſchlich heran; Cephalus aber, der ein Wild im Gebüſche vermuthete, entſandte ſeinen Speer, und tödtete ſo ſeine Gattin mit ihrem eignen Geſchenke.

Procruſtes, der Verſtümmler, ein Unhold in Attika, der zwei Bettſtellen hatte, eine kurze und eine lange. War der bei ihm einkehrende Gaſt von kleiner Statur, ſo führte ihn der Böſewicht beim Schlafengehen zu der langen Bettſtelle, und dehnte und reckte ihn, unter dem

Vorwande, dem Gaſte das Bette anzupaſſen, ſo lange, bis ihm die Seele ausfuhr. War hingegen der Gaſt lang, ſo brachte er ihn zur kurzen Bettſtelle, und metzelte und ſtümmelte ſo viel von ihm ab, bis er hineinging. Endlich kam Theſeus zu ihm und that ihm, wie er Andern gethan hatte.

Procurator, überhaupt jeder Geſchäftsverweſer oder Bevollmächtigte zur Beſorgung fremder Angelegenheiten; daher ertheilten die Römer dieſen Namen den Aufſehern über Landgüter, den Sachwaltern der Inſelnbeſitzer, und den Verwaltern der Einkünfte des Kaiſers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, welche auch bisweilen die Stelle der Statthalter, beſonders in kleinern Provinzen oder in ſolchen vertraten, welche einen Theil der größern ausmachten, wie Pontius Pilatus in dem zur Provinz Syrien gehörenden Judäa. Das ältere römiſche Recht ließ nur in drei Fällen Procuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundſchaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einſchränkung, ſich nicht durch Andere vertheidigen zu können, läſtig fand, wurden procuratores ad negotia eingeführt, welche bloß bei den Richtern die Streitſachen der Parteien, anfangs unentgeldlich, ſpäter aber gegen eine Belohnung, betrieben und denſelben Nachricht davon gaben. Als das ſteife Formularweſen erweitert ward, erlaubte man rechtskundigen Perſonen (cognitores juris), die Prozeſſe Anderer unter der merkwürdigen Einſchränkung zu führen, daß ſie Eigenthümer derſelben wurden, d. h. ſie in ihrem eigenen Namen führten; und unterſchied ſie von den Procuratoren, welche die Privatangelegenheiten abweſender Perſonen ohne deren Auftrag beſorgten. Jetzt verſteht man aber unter Procurator denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außergerichtliche Geſchäfte für ihn zu beſorgen, wenn er ſich denſelben aus irgend einer Urſache nicht ſelbſt unterziehen kann. Da er den Eigenthümer der Rechtsſache vorſtellt, und ſie in deſſen Namen leitet, ſo iſt er verbunden, beim erſten Termin durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche ſeyn muß — welches man die Legitimation zum Prozeß nennt — zu beweiſen, daß er von demſelben zur Beſorgung ſeiner Angelegenheiten beſtellt ſey, oder in Ermangelung derſelben Caution zu leiſten, daß er, wenn ſein Mandant nicht alle ſeine Handlungen genehmigen ſollte, dem Gegentheil den dadurch entſtehenden Schaden erſetzen wolle. Obgleich ein Rechtsgelehrter und Procurator in Einer Perſon vereinigt ſeyn können, ſo iſt doch dieſes in der Regel nicht erforderlich, da jeder, welcher die Geſchicklichkeit zur Verwaltung fremder Geſchäfte beſitzt, und nach den Geſetzen dazu befugt iſt, das Aeußere eines Prozeſſes beſorgen kann, wohin z. B. gehört, daß er die einzureichenden Proceßſchriften unterſchreibt, und für die Uebergabe derſelben zur rechten Zeit Sorge trägt, daß er bei Ablegung eines Eides gegenwärtig iſt, auf die gehörige Abwartung der Termine Acht hat, die Bekanntmachung einer Sentenz anhört, Geld in Empfang nimmt u. dergl. Der Procurator, welcher ohne beſondere Erlaubniß keinen andern ſubſtituiren darf, iſt verpflichtet, die Angelegenheit ſeines Vollmachtgebers mit gewiſſenhafter Treue zu beſorgen, die Gränzen ſeines Auftrags nicht zu überſchreiten, und iſt er durch eine generelle Vollmacht zur Verwaltung aller gerichtlichen und außergerichtlichen Geſchäfte beſtellt, nur ſolche Handlungen zu unternehmen, welche offenbar zum Vortheil des Committenten gereichen, und von welchen zu vermuthen iſt, daß ſie dieſer ſelbſt unternommen haben würde. Nach Vollendung ſeiner Geſchäftsführung muß er Rechnung ablegen, und

kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn ſie nothwendig waren, zurückfordern; auch giebt ihm die Praxis Anſprüche auf ein Honorar für ſeine Mühe. Haben mehrere Perſonen das Geſchäft eines Andern übernommen, ſo ſind ſie, alle für einen und einer für alle, in Rückſicht der Folgen ihrer Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Anderes beſtimmt worden iſt. — Den von einer Gemeine beſtellten Procurator nennt man Syndicus, er mag nun auf immer für die Leitung aller bei derſelben entſtehenden Streithändel ernannt worden ſeyn oder nicht. — In Klöſtern heißt der Conventual, welcher die ökonomiſchen und andern weltlichen Angelegenheiten des Kloſters zu beſorgen hat, der Pater Procurator oder Kloſterſchaffner. — Durch einen Procurator oder Stellvertreter vermählen ſich fürſtliche Perſonen, wenn der Bräutigam einem Vornehmen von Adel den Auftrag gibt, ſich ſeine entfernte Braut in ſeinem Namen antrauen zu laſſen, welches mit beſondern Feierlichkeiten geſchieht; und dieſer Trauungsact hat die nämliche Gültigkeit, als wenn der wirkliche Bräutigam in Perſon gegenwärtig geweſen wäre. — Generalprocurator wurde vor der Revolution in Frankreich derjenige genannt, welcher beim Parlament und bei den andern hohen Gerichtshöfen die Sachen, welche das Intereſſe des Königs betrafen, entweder ſelbſt vortrug und betrieb, oder durch die Generaladvocaten beſorgen ließ. Auch die Königin und königlichen Prinzen hatten ihre Generalprocuratoren. — Procurator von St. Marco war der Titel der vornehmſten Staatsbeamten oder Senatoren in der ehemaligen Republik Venedig. Außer den neun wirklichen Procuratoren, aus welchen der Doge gewählt wurde, gab es noch viele Titularprocuratoren, welche dieſe Würde mit den größten Summen bezahlten, da ſie von dem venetianiſchen Adel wegen des damit verbundenen Ranges ſehr geſucht wurde. Mr.

Prodromus, der Vorläufer, ein gewöhnlicher Titel bei einer ſolchen Schrift, die vom dem Verfaſſer als vorläufig herausgegeben wird, um einen Begriff von dem zu geben, was er in einem ſpätern Werke ausführlicher zu behandeln gedenkt.

Profan, unheilig, weltlich, auch uneingeweiht in gewiſſe Myſterien oder Geheimniſſe. Daher Profangeſchichte, die weltliche Geſchichte, im Gegenſatz der Kirchengeſchichte; Profanautoren, Profanſcribenten, die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, im Gegenſatz der bibliſchen und kirchlichen.

Profeß, das Ordensgelübde, welches der Kloſtergeiſtliche nach überſtandenen Noviciatjahren ablegt.

Profil nennt man den Umriß des menſchlichen Angeſichts, ſcharf von einer Seite betrachtet. Sehr bedeutend ſind die Züge des Charakters im Profil des Geſichtes ausgeſprochen; was im vollen, von vorn betrachteten Antlitz uns oft durch vorſchwebende Rundung, blühende Farbe, liebliches Lächeln täuſchen kann, wird im ſcharfen Profil von ſeinem Zauber entkleidet, und ſpricht nach dem echten Geiſteswerthe an, oder erſcheint uns leer und unbedeutend. Doch gehört ein geübtes Auge dazu, um hierbei gerecht zu ſeyn; das Beſtimmte tritt im Profil leicht zu grell, das Zarte zu ſchwach hervor; nur wo die reinſte Harmonie verbunden mit Uebergewicht des Geiſtigen über das Sinnliche herrſcht, wird das Profil ſchöner und intereſſanter ſeyn, als die Phyſiognomie von vorn. Für den Künſtler iſt es am leichteſten, in dem Profil die Aehnlichkeit recht treffend zu erhaſchen, aber mit ſeltner Zartheit und Uebung muß ſeine Hand dieſe Linie zu zeichnen vermögen, wenn er weder übertreiben noch verflachen will; Caricatur ſcheint dem ungeprüften

Urtheil leicht befriedigend und ähnlich, da hingegen das Kennerauge eine haarſcharfe Abweichung oft ſchon beim Profil ſehr ſtörend findet. Aus jener ſcheinbaren Leichtigkeit entſtand das gewaltige Unweſen, welches überall mit Schattenriſſen und Silhouetten getrieben wurde. Wir wollen hier mit wenig Worten die Züge charakteriſtiſch durchgehen, die der Zeichner des Profils mit dem Schwung einer Linie treffen ſoll, um zu fühlen, wie ſchwierig hier das Gelingen iſt. Wie bedeutend iſt ſchon die Hauptform des Schädels! Man ſchauert, wenn man ſich das Rund umſchrieben denkt, in dem eine Schöpfung wohnt, in dem Ein Blitz, der aus dem innern Chaos flammt, eine Welt erleuchten und befruchten, oder ſie verwüſten und zerſchmettern kann! Die nordiſchen Völker nannten den Himmel Ymers Haupt und träumten ihn aus dem Schädel des Götterrieſen gewölbt, und, nennt man mit Recht den kleinen Menſchen einen Inbegriff der weiten Schöpfung, ſo iſt wohl die Aehnlichkeit jenes gewölbten Domes unſers Hauptes nirgendswo zu ſuchen als dort, wo das unermeßliche Blau über Dunſt und Wolken ein Abgrund wird, den nur Gottes Hand umſpannt, nur ſein Geiſt durchreget. Hier iſt trotz des galliſchen Syſtems doch alles Tiefe und Geheimniß, obgleich es uns ſcheint, daß bei anſtrengender Arbeit wir die Kräfte der Sinne und Lebensgeiſter näher ihren Pforten und ihrer Tafel, den Augen und der Stirne, fühlen, die ewigern Kräfte hingegen näher dem Mittelpunkte, indem das Hintertheil des Hauptes der feſten Wand gleicht, die dem ganzen Spiele der Sinnen und Gedanken Rückhalt verleiht. Die Gottheit ſelbſt hat dieſe heilige Höhe, den Olympus und Libanon unſers Körperbaues, als die Werkſtätte ihrer geheimſten Wirkungen, mit einem Haine, dem Haar, bedeckt, deſſen Wehen und Schwingung wieder bedeutend wird. Dürfte man die ſchwerherabſinkenden ambroſiſchen Locken Jupiters mit dem kurzen krauſen Haar des Hercules vertauſchen, ohne ihren ganzen Ausdruck zu zerſtören? Der Coran erzählt, als Mahomed ins Paradies kam, ſah er Moſes mit Haaren wie Feuerflammen, den göttlichen Jeſus aber, als ob Milch und Waſſer des Lebens ihm auf die Schultern flöſſe. Das Leuchten des Angeſichts zeigt ſich nun beſonders auf der Stirne; hier thront der Sinn im reinſten Verſtand. Hinter dieſer ſpaniſchen Wand ſingen alle Grazien, oder hämmern alle Cyklopen; hier wohnen Licht und Freude, oder Beſchränkung, Angſt und Bosheit, klarer Seelenfriede und Himmelsſinn, oder trübe Erdenſorge. Wo ſich die Stirn herunterſenkt, ſcheint der Sinn in den Willen überzugehn. Als Juno den Hercules im Olymp ſahe, mußte ſie wohl zuerſt durch den Knoten ſeiner Stirn verſöhnt und gerührt werden, denn durch alle Sorgen, Gefahren und Kümmerniſſe hatte ſie ihm dieſen ſo aufgeballt. Hier iſt's, wo ſich die Seele zuſammenzieht zum kräftigen Widerſtande gegen alle Gewalten der Erde und der Zeit. Oft ſieht man ſchon an Säuglingen eine Spur dieſes Knotens, und ihr Schickſal prägt ſich ahnend darin aus, obſchon das aufgeſchlagene Buch, ihre runde, lichte Stirn, noch kein Wort davon weiß. Unter der Stirne ſteht ihre ſchöne Gränze, die Augenbraune; ein Regenbogen des Friedens, wenn ſie ſanft iſt, ein geſpannter Bogen der Zwietracht, wenn ſie dem Himmel über ſich Zorn und Wolken ſendet. In jedem Fall alſo Verkünderin der Geſinnung, Bote des Himmels zur Erde. Hier wohnen Engel in jedem friedlichen, ſanften Härchen, oder Flammen ſteigen auf ſtruppigen Borſten empor. Kein Wink kann dem Menſchenkenner anziehender ſeyn, als hier ein ſcharfer, feſtbeſtimmter und dennoch ſanft geſchwungener Winkel zwiſchen Stirn und Auge. Er gibt dem Profil einen unaus-

ſprechlich intereſſanten Zug, und iſt der Hügel, auf dem ſich Genien und Grazien ſonnen, um ſich in die Strahlenquelle des ſchattenumgränzten, lieblichen Auges zu tauchen. Das *griechiſche Profil*, wo die Naſe ſich in gerader, edler Linie an die Stirn anſchließt, iſt weltberühmt, und wer fühlte nicht den Unterſchied zwiſchen dieſer unzerſtückten, erhabenen Form, gegen jene, wo die Naſe mit ihrer Wurzel tief unter die Stirn gebogen, gleichſam einen dürftigen Anfang hat, und der Lebensodem ſich durch enge Höhlen bis zur Seele durchwinden muß. Die Naſe gibt dem ganzen Geſicht Haltung und entſchiedene Bedeutung; ſie iſt die Linie der Feſtigkeit und gleichſam das Scheidegebirge des Antlitzes. — Nichts an ihr, der Lebenathmenden, iſt unbedeutend für Geiſt und Charakter. Beim Profil ſind die Augen nur taſtbar als Pforten der Seele und Brunnen des Lichts und Lebens zu betrachten. Nur eines kann uns ſichtbar ſeyn, aber deſſen Form und Schnitt bleibt auch hier höchſt bedeutend. Und wie verſchieden iſt es, ob die Schläfe eingeſunkene Grabhöhlen, oder zarte Ruheſtätten ſind, auf denen der Finger des Blutes und Lebens ſchlägt. Ueberhaupt iſt die Gegend, wo Augenbraune, Naſe und Auge ſich ſchließen, die Stelle des Winkes der Seele in unſerm Geſicht, des *Willens* und *practiſchen Lebens*. — Den edlen, tiefen, verborgenen *Sinn* des *Gehörs* hat die Natur ſeitwärts geſetzt und halb verhüllt; der Menſch ſollte nicht mit dem Antlitz für Andere, ſondern mit dem Ohre für ſich hören, Zartheit, Ausarbeitung und Tiefe iſt ſeine Zierde. Endlich kommen wir zum *Untertheile* des Geſichts, den die Natur bei den Männern ſinnig mit einer Wolke umgab. Hier ſind die Züge zur *Nothwendigkeit* des Lebens, die Buchſtaben der *Sinnlichkeit* im Geſicht. Jeder fühlt, wie viel die *Oberlippe* und der Uebergang von der Naſe in dieſelbe, über Geſchmack, Neigung, Gemüth- und Liebesart eines Menſchen entſcheide; wie ſie der Stolz und Zorn krümme, die Feinheit ſpitze, die Gutmüthigkeit ründe, die Verſchloſſenheit ſchmälere, die Ueppigkeit welke, wie an ihr mit unbeſchreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Sehnſucht und Innigkeit hangen, und die Unterlippe ſie nur ſchließe und trage, ein Roſenkiſſen, auf dem die Krone des Sieges und der Gemüthsherrſchaft ruht. Wie ſich der *Mund* ſchließt und öffnet, wie die Zähne ſich reihen und formen, wie die Kinnbacken ſich geſtalten, ob alles ſich üppig und ſchlaff zum thieriſchen Nahrungswerkzeug bildet, oder zur Lieb- und Ueberredungduftenden Roſe, dies iſt entſcheidend für eine Phyſiognomie. Ein reiner, zarter Mund gehört zu den lieblichſten Empfehlungen, denn, wie die Pforte, ahnet man, ſey auch der Gaſt, der heraustritt, das *Wort* des Herzens und der Seele. Hier iſt der Kelch der Wahrheit, der Becher der Liebe und zarteſten Freundſchaft. Das *Kinn* und der Kinnknochen zeigt viel von der Wurzel der *Sinnlichkeit* im Menſchen, ob ſie feſt oder leicht ſey, und mit welchen Banden er gleichſam an die Erde gekettet iſt. Ob es ſanft gerundet und gebogen, ein freundlicher Schlußſtein des Gebäudes iſt, oder ſich eckig hervordrängt oder thieriſch verkriecht, wird furchtbar merkwürdig. Süßer Scherz, holde Gemüthlichkeit können hier reizend thronen, aber, iſt es mißgeſtaltet, ſo ſcheint es auch, als habe die Natur den Kopf an dieſer Handhabe faſſend, ihn gebildet, und nachher zornig hinweggeſchleudert. Der Bart iſt eigentlich höchſt bedeutend, und ſchließt mahleriſch das Antlitz gleichſam in einen Lockenrahmen ein; für den edlen charakteriſtiſchen Ausdruck der Männer iſt ſein Entbehren ſehr zu bedauern. Wir können nun leicht ſchließen, wie ſchwierig es ſeyn muß, ein ſo reiches Leben in die Figur einer

Linie zu bringen, und dieſer wieder Geiſt und Seele einzuhauchen. Auch an andern Gegenſtänden nennt man den von einer Seite betrachteten Durchſchnitt derſelben ihr **Profil**, z. B. in der Baukunſt. Wl.

Prognoſticon, die Vorherſagung, Weiſſagung. Jemanden das Prognoſticon ſtellen, heißt, ihm ſein Schickſal vorherſagen, es geſchehe nun aus vernünftigen oder abergläubiſchen Gründen. — Auch heißt Prognoſticon eine Art Wetterglas, welches das Wetter 24 bis 36 Stunden (durch das Trübewerden der Flüſſigkeit, womit es gefüllt iſt, und in welcher ſich ein Bodenſatz befindet) angeblich vorher anzeigen ſoll.

Programm heißt auf Univerſitäten und Gymnaſien eine öffentlich angeſchlagne oder ausgetheilte Einladungsſchrift zu irgend einem feierlichen Actus, als einer Disputation, Promotion, Habilitation, Prüfung u. ſ. w.

Progreſſion heißt jede nach einem beſtimmten Geſetze fortlaufende Zahlenreihe, wie z. B. 5, 8, 11, 14 u. ſ. w. jede folgende Zahl immer um 3 Einheiten wächſt. Eine ſolche Reihe, in der jedes nächſtfolgende Glied um dieſelbe beſtimmte Größe (Differenz) zu oder abnimmt, heißt eine arithmetiſche. Eine andre Art ſehr wichtiger Reihen ſind die geometriſchen, wo jedes Glied immer ein vielfaches des nächſtvorhergehenden, oder auch umgekehrt iſt; wie z. B. 2, 4, 8, 16, wo dieſes Vielfache, welches der Exponent genannt wird, die Zahl 2 iſt.

Projection. Wird eine genaue perſpectiviſche Zeichnung irgend eines Gegenſtandes verlangt, ſo hat man ſich von dem angenommenen Standpunkte aus Geſichtslinien durch den Gegenſtand zu denken, welche die zur Zeichnung beſtimmte Ebene oder Tafel, die Projektionsebne, in beſtimmten Punkten ſchneiden: und dieſe Punkte in der Ebene ſind die Projectionen jener Punkte im Raume. Hiervon wird vorzüglich bei Entwerfung der Landcharten Gebrauch gemacht. Nimmt man z. B. zur Entwerfung eines Planigloviums der Erde das Auge im Pol und den Aequator zur Projectionsebene an, ſo erhält man eine Polarprojection der Erdhalbkugel. Und eben ſo werden andre Projectionen erhalten, je nachdem ein andrer Standpunkt oder eine andre Entwurfsebene angenommen wird.

Prolegomena, ein griechiſches Wort, welches ſo viel bedeutet wie Einleitung, Vorrede, Vorerinnerung.

Prolog, in der dramatiſchen Poeſie eine Rede, welche dem Stücke ſelbſt, d. h. der eigentlichen Handlung vorausgeſchickt wird. Sie iſt bald verſificirt, bald in Proſa abgefaßt, wird bald von einer, bald von mehreren Perſonen geſprochen. Bei den Alten nannte man den Schauſpieler ſelbſt, welcher dieſe Rede ſprach, den Prologus (Prologos); und wurde gewöhnlich wie eine Perſon des Stücks betrachtet. So erſcheint in des Plautus Amphitryon Mercur als Prologus, und der Prolog im obigen Sinne machte einen, freilich oft nur zufälligen Theil des Schauſpiels aus. Der Prolog kann nach unſrer Anſicht einen dreifachen Gegenſtand haben. Entweder nämlich 1. kann er die Fabel des Stücks ſelbſt betreffen und beſtimmt ſeyn, dem Zuſchauer dieſelbe zu erklären, oder bis dahin zu erzählen, wo die Handlung ihren Anfang nimmt. Hier iſt der Prolog im eigentlichen Sinne Einleitung, er ſoll den Zuſchauer auf die Handlung vorbereiten, ſo daß dieſer den Faden derſelben leichter zu verfolgen, und die hiſtoriſchen oder mythiſchen Beziehungen des Styls zu verſtehen vermag. Ob der dramatiſche Dichter dieſen Zweck auch ohne Prolog erreichen könne, iſt eine andre Frage, die nur nach den beſondern Fällen entſchieden werden kann. Euripi-

des bediente ſich dieſer Art des Prologs, worüber ſich A. W. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur alſo äußert. Da Euripides oft alles bisher Bekannte und Gewohnte (in den Fabeln) umſtieß, ſo wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sachen nach ſeiner Annahme meldet, und den Verlauf ankündigt. Leſſing hat in der Dramaturgie die ſeltſame Meinung geäußert, daß dies von Fortſchritten in der dramatiſchen Kunſt zeuge, indem Euripides ſich bloß auf die Wirkung der Situationen ſelbſt verlaſſen und dabei nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. Allein, fährt Schlegel fort, ich kann nicht abſehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatiſches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden ſoll. Der Einwurf, auf dieſe Art werde das Stück nur das erſte Mal gefallen, weil man nach der Bekanntſchaft mit dem Ganzen den Ausgang ſchon vorher wiſſe, läßt ſich wohl abweiſen; iſt die Darſtellung nur recht kräftig, ſo wird ſie in jedem Augenblick den Zuſchauer ſo feſthalten, daß er unterdeſſen das ſchon Bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdieß machen dieſe Prologe die Anfänge der euripideiſchen Stücke ſehr einförmig; es hat ein großes Anſehn von Kunſtloſigkeit, daß einer herauskommt, und ſagt: ich bin der und der, dies und das iſt bis jetzt vorgefallen, und folgendes wird noch geſchehen. Man möchte dieſe Weiſe mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemählden vergleichen, welche ſich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entſchuldigen laſſen. Allein dann müßte auch das Uebrige damit übereinſtimmen, was beim Euripides gar nicht der Fall iſt, wo die Perſonen im neuſten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen ſowohl als bei der Auflöſung iſt Euripides ſehr freigebig mit unbedeutenden Erſcheinungen von Göttern, die ſich nur durch das Schweben in der Maſchine über die Menſchen erheben, und gar wohl entrathen werden könnten. Was hier über des Euripides Prologe geſagt worden iſt, trifft auch viele neuere Prologe dieſer Claſſe. Einer alterthümlichen Darſtellungsweiſe aber, oder der komiſchen Parodie kann dieſelbe ſehr vortheilhaft angeeignet werden. Im erſtern Falle erzählt der Prologus das, was im Stücke nicht dargeſtellt werden kann oder ſoll, in dem ſchlichten, einfältigen Ton einer ältern Zeit, welcher durch das ganze Stück als Grundton hindurch klingen muß; auch laſſen ſich manche lange und läſtige Expoſitionen, welche oft die Handlungen hemmen und erſt langſam in den Gang kommen laſſen, durch dieſe Art des Prologs entbehren. Im letztern Falle wird jene Kunſtloſigkeit witzig und ſinnreich perſiflirt. Man hat neuerdings kleine Vorſpiele oder Scenen, welche ein kleines Ganzes für ſich ausmachen, das aber wenigſtens geſchichtlich in ein größeres Ganze einleiten ſoll, ebenfalls aber ganz gegen den Sinn des Worts, Prolog genannt, z. B. Moſes Errettung, das Vorſpiel zu Klingemanns Moſes ꝛc. 2. Kann der Prolog die Verhältniſſe des Dichters oder Schauſpielers zum Publicum betreffen. Bei den Alten, wo Dichter und Schauſpieler früherhin eins waren, war auch beides verbunden. Man bat in einem ſolchen Prologe um Nachſicht in der Beurtheilung des Stücks oder ſeiner Darſtellung, man empfahl ſich dem Beifall des Publicums, man machte das Publicum mit den äußern Verhältniſſen des Stücks, und ſeinen Schickſalen bekannt, man vertheidigte ſich gegen Angriffe der Kritik und Einwürfe des Publikums. Dieſer Art ſind viele Prologe des Plautus und Terenz und viele engliſche. Aus den neuern Zeiten gehören

die, beſonders bei den wandelnden Bühnen in Deutſchland üblichen, Prologe hieher, in welchen eine Schauſpielergeſellſchaft, welche zuerſt an einem Orte auftritt, oder wieder an denſelben zurückkehrt, ſich des Publicums Aufmerkſamkeit, Beifall oder Nachſicht empfiehlt. Göthes: Was wir bringen, gehört hieher. Dieſe Art des Prologs iſt am meiſten von dem Stücke ſelbſt getrennt, erſt nach deſſen Endigung fängt das Stück an, und der Vorhang wird gewöhnlich von neuem aufgezogen, da bei der erſten Art, wenigſtens bei den Alten, das Stück mit dem Prolog begann. Die dritte Art des Prologs kann 3. beſondre außerordentliche Veranlaſſungen, ausgezeichnete Tage und Vorfälle, überhaupt feierliche Gelegenheiten betreffen, bei welchen auch die Kunſt nicht ſchweigen darf, — z. B. Todesfeiern, Geburtsfeiern, Siegesfeiern, Jubiläumsfeiern ꝛc. — jedoch können auch dieſe zu beſondern Stücken Veranlaſſung ſeyn. Die Prologe dieſer Art haben vermöge ihres Gegenſtandes mehr oder weniger lyriſches Pathos, und können ſich leicht dadurch über die gewöhnlichen Gelegenheitsgedichte erheben, daß ſie ſich näher an das aufzuführende Stück ſelbſt anſchlieſſen, und auf daſſelbe beziehen, welches freilich zu dem gefeierten Gegenſtande paſſen muß. Hier kann der Prolog oft in einer Rolle des Stücks auftreten, und die Geſtalt der Allegorie annehmen. Auch kann der Prolog der zweiten und dritten Art, wie in der Oper, geſungen werden. T.

Prometheus, aus dem Titanengeſchlecht, ein Sohn des Japetus und der Clymene; Aeſchylus gibt ihm die Themis, Apollodor die Aſia zur Mutter. Reich an Entwürfen und gewandt, ſtrebte er Zeus entgegen, dieſem Stifter der neuen Götterdynaſtie, dem er früher beigeſtanden. Als nämlich einige der Titanen den Kronos vom Throne zu ſtürzen und den Zeus zum Herrſcher zu erheben trachteten, gab Prometheus den heilſamen Rath, mit Liſt zu Werke zu gehn, denn ihm war durch Themis und Gäa bekannt, daß hier nicht Stärke, ſondern allein Liſt ſiegen werde. Da ſie aber ſeinen Rath verachteten, trat Prometheus auf die Seite des Zeus, der durch ſeine Anſchläge ſiegte, weßhalb Prometheus mit Recht ſich rühmte, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben; denn Zeus beſtieg durch ſeine Hülfe den väterlichen Thron, ordnete das Reich und vertheilte die Würden unter die andern Götter. Nur der armen Sterblichen achtete er nicht, ſondern beſchloß vielmehr, ſie zu vertilgen und ein neues Geſchlecht hervorgehen zu laſſen. Daran hinderte ihn Prometheus, indem er das von Zeus verborgene Feuer den Menſchen heimlich mittheilte und ſie die Künſte lehrte, welche ſie verſtehn. Dieſen Frevel zu ſtrafen, ſandte Jupiter den Menſchen die Pandora, welche alles Unheil über ſie brachte. (S. Pandora). Den Prometheus ſelbſt aber ließ er von Hephäſtos an einen Felſen des Caucaſus, am öſtlichen Ende des altgriechiſchen Erdkreiſes, feſtſchmieden und von einem Adler ſeine Leber zerfleiſchen, die jedesmal in der Nacht ſich erneuerte. Prometheus aber, wohl kundig, daß aus Jo's Stamm ein Mann (Hercules, ſ. d. Art.) entſprieſſen werde, der, obſchon erſt nach überſtandnen unzähligen Leiden, ſeine Feſſeln löſen wird, duldete heldenmüthig; ja er kannte auch des Zeus zukünftiges, dieſem ſelbſt unbekanntes Schickſal. Wenn deſſen unüberwindlicher Gegner, von ihm ſelbſt und der Thetis erzeugt, auftreten wird, dann hat Prometheus ſeiner Leiden Ziel erreicht. Zeus wird ſich verſöhnen müſſen, weil nur durch Prometheus Rath der Fall kann abgewendet werden, durch den er ſonſt Scepter und Ehren verliert. Offenbar ſind dies doppelte Sagen, die aber ſchon beim Aeſchylus verei-

nicht erſcheinen. Die Urſach, warum Zeus den Sterblichen zürnte und ihren Untergang beſchloſſen hatte, erzählt Heſiodus folgendermaßen. Einſt ſuchten ſich die Götter mit den Menſchen zu Mekone aus einander zu ſetzen, d. h. ſie machten mit einander aus, welche Schutzämter und Ehren die Götter genießen und welche Pflichten die Menſchen gegen ſie beobachten ſollten. Prometheus vertrat hiebei die Menſchen, damit nicht die Götter für die übernommenen Schutzämter ihnen zu läſtige Pflichten auflegen möchten. Ein Stier wurde zum Opfer dargebracht, und die Götter ſollten davon wählen, was ſie für ſich verlangten. Nach Zerſtückelung deſſelben machte er zwei Haufen; auf die eine Seite legte er das Fleiſch und die fetten Eingeweide, in die Haut des Stiers gewickelt und mit dem Magen bedeckt; auf die andere die Knochen, künſtlich in Fett gehüllt. Zeus, der den Betrug wohl durchſchaute, griff, im Namen der Götter wählend, abſichtlich nach dem Fett, worunt er zürnend die Gebeine fand. Seitdem, ſetzt Heſiod hinzu, beſteht die Sitte, den Göttern fleiſchloſe Gebeine zu opfern. — In dem lucianiſchen Dialog Prometheus wird, außer dieſer Fleiſchvertheilung und dem Feuerraube, Prometheus beſchuldigt, die Menſchen geſchaffen zu haben. Nach Apollodor bildete er ſie aus Waſſer und Leimen, und theilte ihnen das Feuer mit. Plato erzählt, die Götter hätten die ſterblichen Geſchlechter aus Erde und Feuer gemiſcht, die Vertheilung des Maßes aber, das jedem Einzelnen zu Theil werden ſollen, dem Prometheus und Epimetheus überlaſſen. Epimetheus hatte die beſten Kräfte an die unvernünftigen Thiere verſchwendet, und Prometheus, um die Menſchen nicht ganz hülflos zu laſſen, entwendete für ſie dem Hephäſtos und der Athene die Künſte des Feuers. Andere, ſowohl Dichter als Philoſophen, haben dieſen Mythus noch anders modificirt, nach ihrem jedesmaligen Zweck und Bedarf.

Promptuarium, die Vorrathskammer, ein Titel mehrerer Bücher, gleichbedeutend mit Handbuch, Noth= und Hülfsbuch, z. B. promptuarium juris.

Pronomen, Fürwort, alſo ein Wort, das an der Stelle eines andern, und zwar an der Stelle eines Subſtantivs ſteht. Nach den Verhältniſſen und der Art und Weiſe, wie dies geſchieht, unterſcheidet man verſchiedne Arten der Fürwörter. Perſönlich iſt ein Fürwort (pronomen personale), wenn es ſtatt einer Perſon ſteht, oder eine Perſon bezeichnet: Ich, Du, Er; hindeutend (demonstrativum), wenn es auf einen vorliegenden Gegenſtand hinweiſ't, Jener, jene, jenes, Dieſer, dieſe, dieſes; zurückweiſend (relativum), wenn der Gegenſtand, worauf es ſich bezieht, eben vorhergeht, welcher, welche, welches; fragend (interrogativum), wenn der Gegenſtand noch unbekannt iſt, und zwar entweder direct fragend, wer, was, oder indirect fragend, welcher, welche, welches, wer, was; endlich den Beſitzer anzeigend (possessivum), mein, dein, ſein.

Propädeutik. Propädeutiſch nennt man alles dasjenige, was zum Unterrichte und zur Erlernung einer Kunſt oder Wiſſenſchaft vorbereitet. Eine propädeutiſche Wiſſenſchaft oder Propädeutik (Andre ſchreiben Propädevtik) heißt daher eine Vorbereitungswiſſenſchaft, d. h. eine ſolche Lehre, welche die nöthigen Vorkenntniſſe zum Verſtehen und Betreiben einer Kunſt oder Wiſſenſchaft enthält, oder ihren Inhalt und Umfang, ſo wie die Methode angibt, wie dieſelbe am zweckmäßigſten erlernt werden ſoll, ja auch diejenige, welche das Verſtehen einer andern nur erleichtert. Es gehören daher in die Claſſe der propädeutiſchen Wiſſenſchaften nicht bloß die beſondern Einleitungen,

welche jeder umfaſſenden Wiſſenſchaft vorhergehen können, ſondern auch die ſogenannten Hülfswiſſenſchaften und Encyclopädien der Wiſſenſchaften, von denen erſtere mannichfaltige Kenntniſſe darbieten, von welchen in einer Wiſſenſchaft Gebrauch gemacht wird, letztere durch den Ueberblick eines ganzen wiſſenſchaftlichen Gebiets, die Einſicht in das Verhältniß jedes ſpeciellen Theils zum Ganzen erleichtern und befördern. Einige Wiſſenſchaften können als propädeutiſch für alle übrigen angeſehen werden, z. B. die Logik, Sprachwiſſenſchaft u. a.; andre propädeutiſch für eine beſondre Claſſe der Wiſſenſchaften, z. B. die Encyclopädien derſelben. Vorzugsweiſe nennt man aber Propädeutik einer Wiſſenſchaft oder Kunſt diejenige Lehre, welche für das Studium einer beſondern Wiſſenſchaft oder Kunſt ſpecielle Regeln aufſtellt, welche durch Anwendung der allgemeinen Geſetze der Wiſſenſchaft oder Kunſt auf den Inhalt und Charakter einer beſondern Claſſe der Wiſſenſchaften oder Künſte, oder auf eine beſondre Disciplin entſtehen, und die Ordnung und Methode betreffen, wie man dieſes Studium zweckmäßig einrichten muß, ſo wie endlich die nothwendigſten Vorbegriffe einer ſolchen Wiſſenſchaft oder Kunſt aufſtellt. So nennt G. E. Schulze Vorbereitungswiſſenſchaften auf die Philoſophie diejenigen, welche den philoſophirenden Geiſt mit den Bedingungen bekannt machen, unter welchen allererſt das Ziel ſeiner Beſtrebungen zu erreichen iſt, ohne doch dieſes Problem ſelbſt zu löſen, und rechnet Logik (ſ. d. Art.) und Erfahrungsſeelenlehre zu derſelben, wozu auch noch die philoſophiſche Encyclopädie hinzugeſetzt werden kann. Philoſophiſche Propädeutik vorzugsweiſe wird diejenige philoſophiſche Einleitungswiſſenſchaft genannt, welcher Einige den Namen Fundamentalphiloſophie, Andre insbeſondre Dialectik, Andre noch einen andern Titel gegeben haben, und die den Zweck haben ſoll, die philoſophiſche Erkenntniß überhaupt nach ihren Bedingungen und Principien, und das Weſen der Philoſophie, als Wiſſenſchaft insbeſondre, ſowohl im Ganzen, als nach ihren Beſtandtheilen und deren Verhältniß zu einander zu unterſuchen, welche Prüfung jedoch ohne philoſophiſchen Standpunkt und ohne Berührung der philoſophiſchen Grundwahrheiten kaum zu denken iſt, und ſomit nicht allein die Form der Wiſſenſchaft betrifft, ſondern in eine Kritik der philoſophiſchen Erkenntniß ſelbſt übergeht, welche ſich gewöhnlich dem philoſophiſchen Syſtem entgegenſtellt, oder deſſen Stelle einzunehmen ſtrebt. Indeſſen kann ſie, mit philoſophiſchem Geiſte bearbeitet und vorgetragen, zu einer wahren Vorbereitung auf die Philoſophie werden. Mit faſt größerm Rechte nennt man jedoch die mit der philoſophiſchen Encyclopädie verbundene Methodologie philoſophiſche Propädeutik. — So gibt es ferner in jenem weitern und engern Sinne eine Propädeutik der Geſchichte, der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin u. ſ. w., und zu wünſchen wäre es, daß vor der Erlernung einer jeden Hauptwiſſenſchaft, zu welcher die Univerſitäten und hohen Schulen Gelegenheit darbieten, die propädeutiſchen Wiſſenſchaften vor allen beachtet würden, weil Wiſſenſchaften nicht das Werk augenblicklicher Auffaſſung ſind, ſondern vor allem einer gründlichen Vorbereitung bedürfen, und ohne letztere nur ein ſeichtes, oberflächliches Wiſſen erlangt wird, dem die völlige Unwiſſenheit eines Gegenſtandes oft noch vorzuziehen iſt. Ohnedies erſpart der Vortrag einer Propädeutik die oft ermüdenden Prolegomenen bei den beſondern Wiſſenſchaften. Was aber die Kunſt anlangt, ſo erblicken wir in ihrem Gebiete leider auch darum ſo viele einſeitig gebil-

dete Menſchen, weil die verbreitete Meinung, als komme es bei der Ausübung der Künſte bloß aufs Thun an, ſich der Erlernung theoretiſcher Vorkenntniſſe in den Weg ſtellt. T.

Propaganda nennt man im Allgemeinen den Inbegriff aller Veranſtaltungen, durch welche die chriſtliche Religion unter heidniſchen oder überhaupt nicht chriſtlichen Völkern verbreitet wird. Insbeſondre aber heißen ſo die im 17ten Jahrhundert entſtandenen Anſtalten zur Verbreitung des Chriſtenthums, vorzüglich diejenige Anſtalt, durch welche der päpſtliche Stuhl die Ausbreitung des catholiſchen Glaubens und der päpſtlichen Hierarchie unter Nichtchriſten oder Mitgliedern fremder Religionsparteien bezweckte und leitete — nämlich die von Gregor XV. 1622 geſtiftete Congregatio de propaganda fide, eine aus 18 Cardinälen und einigen päpſtlichen Miniſtern und Beamten beſtehende Verſammlung, welche den Zweck hatte, alles, was auf die Verbreitung des catholiſchen Glaubens und Ausrottung der Ketzer Beziehung hat, anzuordnen und zu leiten, und das von Urban VIII. 1627 mit ihr verbundene Collegium s. seminarium de propaganda fide, welches eine Bildungs- und Vorbereitungsanſtalt für Miſſionarien ſeyn ſollte. Jene Geſellſchaft verſammelte ſich ſonſt wöchentlich einmal in Gegenwart des Papſtes in einem beſonders dazu erbauten Palaſte. Durch ſie wurden Perſonen, welche in die catholiſche Kirche getreten waren, und nach Rom kamen, ferner vertriebene Biſchöfe und andre Geiſtliche aufgenommen, unterrichtet, unterſtützt und verpflegt. Auch hat die römiſche Propaganda ihre eigene Druckerei, aus welcher Breviarien und Miſſale's nach allen Gegenden hin verſendet werden. Nach dieſem Vorbilde wurden auch in proteſtantiſchen Ländern Miſſionsanſtalten zur Verbreitung der chriſtlichen Religion geſtiftet, welche den Namen Propaganden erhielten, z. B. eine in England 1643 geſtiftete, von Carl II. 1661 beſtätigte Geſellſchaft dieſer Art, deren erſter Director Boyle war, die aber in der Folge die Erzbiſchöfe von Canterbury zu Präſidenten und unter Wilhelm III., wo ſie eine vollkommnere Geſtalt und große Fonds erlangte, bis auf 90 Mitglieder, aus Geiſtlichen und Laien beſtehend, erhielt. Ihre Blicke waren vorzüglich nach Indien gerichtet, um dieſes Land durch gemeinſchaftliche Religion mit den Engländern zu verbinden. Eine ähnliche Geſellſchaft errichtete der König von Dänemark für Tranquebar ſeit 1705. (S. Miſſionen.) In den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution und des aus ihr entſtandenen Krieges ſprach man viel von einer politiſchen Propaganda, welche von den franzöſiſchen Parteihäuptern errichtet und geleitet, in allen Ländern verbreitet ſeyn ſollte, um die demokratiſchen Grundſätze herrſchend zu machen und die Thronen zu ſtürzen. Die Ausgewanderten und mehrere in ihrem Geiſte arbeitende Schriftſteller ſprachen unaufhörlich und mit Heftigkeit von der Exiſtenz dieſer Anſtalt, bezeichneten mit Zuverſicht ihre Plane und die für ſie wirkenden Individuen, und veranlaßten dadurch bei den Regierungen harte Maaßregeln und ſogar Verfolgungen gegen die Verdächtigen. Der Erfolg hat aber bewieſen, wovon alle unbefangenen Beobachter längſt überzeugt waren, daß die ganze Sache bloß in den Köpfen leidenſchaftlicher Ariſtokraten exiſtirte, und daß es nie ein förmlich organiſirtes, planmäßig auſſer Frankreich wirkendes Inſtitut dieſer Art gab.

Propertius (Sextus Aurelius), aus Hispellum, nach Andern aus Mevania in Umbrien gebürtig, einer der berühmteſten elegiſchen Dichter der Römer im Zeitalter des Auguſt. Er ſtarb im J. 16 nach Chr. Geb. Er hat nicht die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des

Ovid und Tibull, aber viel rhetoriſche Kunſt und Gewandtheit, und dabei nicht ſelten eine unnachahmliche Kürze, die bisweilen das Verſtändniß ſeiner Worte erſchwert. Wir haben noch vier Bücher ſeiner Elegien, von denen die letzte des vierten Buchs für eine der vorzüglichſten, ja für die allervorzüglichſte gehalten, und deßhalb auch oft die Königin der Elegien genannt wird. Sie iſt auch Cornelia überſchrieben, weil eine gewiſſe verſtorbene vornehme Römerin dieſes Namens darin redend eingeführt wird. Sie ſpricht nämlich zu ihrem troſtloſen Gatten, ermahnt ihn, ſich zu faſſen, und ſich den Kindern zu erhalten; ſie mahnt ihn an das unwiderrufliche Geſchick, das die einmal Geſtorbenen nicht ins Leben zurückkehren läßt, und tröſtet ihn mit der Erinnerung an ihr unſträfliches Leben, das ſie auch in der Unterwelt ein günſtiges Loos erwarten laſſe. Dieſe Elegie hat mehrere vorzüglich ſchöne und gefühlvolle Stellen; aber ſie iſt auch nicht ganz frei von dem Vorwurf, den man dieſem Dichter nicht mit Unrecht macht. Nämlich ſtatt der einfachſchönen Sprache des Gefühls, die der Elegie vorzüglich angemeſſen iſt, hat nicht ſelten ſein Ausdruck etwas Geſuchtes und Gezwungenes. Die Liebe iſt ein Gegenſtand vieler properziſchen Elegien; aber nicht die edlere, himmliſche, wie ſie in Klopſtocks und Krummachers Hymnen athmet. Doch dies darf man wohl überhaupt von keinem römiſchen Dichter der damaligen Zeit erwarten, wiewohl nicht alle ſich in gleichem Grade, wie Properz, in üppigen und wollüſtigen Darſtellungen gefallen. Auch finden ſich, beſonders im vierten Buch, mehrere Gedichte, die bloß im elegiſchen Sylbenmaß geſchrieben ſind, ihrem Inhalt aber nach eigentlich in die Claſſe des Lehrgedichts und erzählenden Gedichts gehören. Hier zeigt der Dichter vorzüglich ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit, wo er Gegenſtände aus dem Gebiete der Mythologie behandelt, und ſie ſind deßhalb auch weniger gemacht, auf das Gefühl zu wirken. Wie überhaupt, ſo ahmte er beſonders auch hier den griechiſchen Elegikern nach, namentlich dem Callimachus. — Von ſeinem Leben iſt übrigens wenig bekannt. Er ſcheint, wie ſein Buſenfreund Ovid, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, und ohne ſich überhaupt mit anſtrengendern Geſchäften zu befaſſen, faſt einzig dem Genuß der Liebe und der Poeſie gelebt zu haben. Häufig findet man die Elegien des Properz in Verbindung mit Tibulls und Catulls Gedichten edirt. Die neueſte größere kritiſche Ausgabe mit Commentar erſchien von Kuinöl (Leipzig 1803) in zwei Bänden, nach den ältern von Brockhaus, Burmann und Santonius. Eine brauchbare Handausgabe mit guten Anmerkungen und Indices lieferte Barth (Leipzig 1777). Eine deutſche Ueberſetzung erſchien von von Knebel (Leipzig, bei Göſchen 1798) unter dem Titel: Properz Elegien, und lateiniſch und deutſch mit erklärenden Anmerkungen von von Strombeck, 1ſter Thl., Braunſchweig 1803. Von demſelben die Elegie, Cornelia, einzeln metriſch überſetzt mit Anmerkungen, Wolfenbüttel 1801. S.

Propheten, Seher, Weiſe, waren die Lehrer der hebräiſchen Nation, denen ſie vorzüglich ihre Literatur und die Erhaltung der moſaiſchen Religionsverfaſſung verdankte. Schon Moſes, der größte Staatsweiſe und Naturkundige dieſes Volks, nannte ſich einen Propheten, und verpflichtete die Hebräer zur Achtſamkeit auf die Lehrer, die Gott nach ihm erwecken würde. Samuel, der letzte unter den Richtern, gründete das Inſtitut der Prophetenſchulen, Verbrüderungen, in denen die erleſenſten, geiſtvollſten Jünglinge aus allen Stämmen mit Lehrern des Geſetzes und der Poeſie nach Art der pythagoräiſchen

Geſellſchaft beiſammenlebten, den Geiſt des Geſetzes erforſchten und in heiligen Geſängen ausſprachen. Aus ihnen gingen die unter dem Namen der Propheten des alten Teſtaments berühmten Volksredner hervor, die die Religions- und Sittenlehre reinigten und erweiterten, die moſaiſche Idee der Theokratie gegen die Anmaßungen der Könige und gegen die Schlaffheit der nur mit den Formen der Religionsübung beſchäftigten Prieſter aufrecht erhielten, und die Schickſale der Staaten in warnenden und troſtreichen Orakelſprüchen vorherverkündigten. Die Bildung, die tiefe Einſicht und religiöſe Begeiſterung dieſer Männer, die ſo weit über ihr Zeitalter hervorragten, war eine Erſcheinung, die ſich nur durch beſondere Einwirkung Gottes erklären ließ. Sie traten daher als Gottgeſandte, von Gott begeiſterte Weiſe auf, deren Reden und Lieder als Gottes Wort geachtet und durch die Kraft der Poeſie und Muſik, die ihren Vortrag belebte, eindringlich wurden. Größere Zeichen und Wunder, als die außerordentlichen Thaten, die man den älteſten unter ihnen zuſchrieb, ſind ihre Dichtungen, deren Originalität, Gedankenfülle und Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung der Kenner erweckt. Gegen das Ende des Exils hin und nach demſelben, wo nur noch einer, Maleachi, auftrat, wird ihre poetiſche Kraft immer ſchwächer und der Ton ihrer Reden düſter, wie das Schickſal der Nation ſelbſt. Vergl. d. Art. *hebräiſche Sprache und Literatur* und die Art. *Jeſaias*, *Jeremias*, *Habakuk* u. ſ. w., in deren einzelne Propheten charakteriſirt ſind. In ſpätern Zeiten haben ſich religiöſe Schwärmer nicht ſelten Propheten genannt, ohne ihren Beruf auf gleiche Art rechtfertigen zu können. Das 17te Jahrhundert war beſonders reich an *neuen Propheten* und *Prophetanten* dieſer Art, die die Kirchengeſchichte unter die Fanatiker rechnet, und noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts erregten die *Propheten aus den Sevennen* (vergl. die Art. *Inſpirirte* und *Camiſarden*) in den Rheingegenden ein vorübergehendes Aufſehen. Das Thema ihrer Prophezeiungen war die Erſcheinung des Antichriſts und das Gewebe von Träumereien, die der Chiliasmus durch den vorwitzigen Gebrauch der Offenbarung Johannis in Umlauf gebracht hatte. Ein neuer politiſcher Prophet, der Bauer *Adam Müller*, hat in unſern Tagen die Aufmerkſamkeit des Publikums in einem ſo hohen Grade erregt, daß ſein Name zu einer allgemeinen Celebrität gelangt iſt. Gewiß verdient aber der Gehalt ſeiner Weiſſagungen weniger Beachtung, als das Aufſehen, das er durch dieſelbe in einem Zeitalter machte, das vor jedem vorhergegangenen den Ehrentitel des aufgeklärten anſpricht.

Proportion. Die Vergleichung zweier Größen kann immer auf doppelte Weiſe geſchehen: entweder dadurch, daß beſtimmt wird, wie viel Einheiten die eine Zahl mehr enthalte als die andere, z. B. ihre *Differenz*, oder dadurch, daß die eine Zahl ſelbſt zum *Maß* der andern genommen wird, daß beſtimmt wird, wie oft die eine in der andern enthalten ſey, d. i. ihr *Quotient*. Erſtere Beziehung wird ein *arithmetiſches Verhältniß*, letztere ein *geometriſches* genannt, und in jenem die Differenz, in dieſem der Quotient heißt der *Name* des Verhältniſſes oder *Exponent*. Haben zwei Verhältniſſe einen gleichen Namen, wie z. B. $12 - 3 = 15 - 6$ oder $12 : 3 = 16 : 4$, ſo ſind ſie ſelbſt gleich, und dieſe Gleichheit zweier Verhältniſſe heißt *Proportion*, welche daher auch eine arithmetiſche ſeyn kann, wie das erſte Beiſpiel, oder eine geometriſche, wie das zweite. Die Zahlen in jeder Proportion heißen einander *proportional*, und die beiden in der Mitte ſtehenden, wie 3 und 15 oder 3 und 16 heißen die

beiden mittlern Proportionalzahlen. Zu je 3 Proportionalzahlen läßt ſich immer die vierte finden, und bei der geometriſchen Proportion lehrt das die ſogenannte Regel de tri. Sind die zwei mittlern Proportionalzahlen einander gleich, ſo daß man ſtatt zweier nur eine mittlere hat, ſo heißt die Proportion eine ſtetige, z. B. 5 — 8 = 8 — 11, oder 2 : 4 = 4 : 8. Macht man hier die vierte Proportionalzahl wieder zur mittlern einer 2ten ſtetigen Proportion, und ſetzt man dieſes Verfahren immer fort, wie 8 — 11 = 11 — 14; 11 — 14 = 14 — 17; 14 — 17 = 17 — 20 u. ſ. w. oder 4 : 8 = 8 : 16; 8 : 16 = 16 : 32; 16 : 32 = 32 : 64 u. ſ. w., ſo erhält man die Zahlen 5, 8, 11, 14, 17, 20 u. ſ. w. oder 2, 4, 8, 16, 32, 64 u. ſ. w. einer arithmetiſchen oder geometriſchen Progreſſion. (Vergl. d. Art.)

Proportionalcirkel iſt ein Lineal, welches in ſeiner Mitte durchbrochen, und hier in ſeinen zwei Hälften um ein Gewinde, gleich einem gewöhnlichen Cirkel, beweglich iſt. Auf dieſem Lineal ſind in Linien die merkwürdigſten arithmetiſchen und geometriſchen Verhältniſſe angegeben. So gibt es z. B. zuerſt eine arithmetiſche Linie, die gleich einem Maßſtabe in gleiche Theile getheilt iſt, oder deren Theile in arithmetiſchem Verhältniſſe zu einander ſtehen. Ferner eine geometriſche Linie, deren Theile in geometriſcher Progreſſion wachſen. Dann Linien für die Sinus, für die Tangenten, für das Verhältniß der regulären geometriſchen Körper u. ſ. w.

Propſt (aus dem lateiniſchen Praepositus), iſt ein kirchlicher Vorgeſetzter, der im Range gewöhnlich nach den Decanen ſteht. Die catholiſche Kirche nennt die Vorſteher der männlichen Geiſtlichkeit bei den Frauenklöſtern Pröpſte, welche zugleich die Beichtväter der Nonnen ſind. Bei den Proteſtanten hat dieſer Titel verſchiedene Bedeutungen. In Berlin, Breslau und einigen andern Städten des nördlichen Deutſchlands heißen die Paſtoren an den Hauptkirchen, im Holſteiniſchen einige Superintendenten und Adjuncte Pröpſte, und überhaupt iſt dieſer Titel vermöge alter Fundationen mit den oberſten Predigtämtern an gewiſſen ausgezeichneten Kirchen verbunden, ohne daß ſich jedoch für den Gebrauch deſſelben eine allgemeine Regel angeben ließe. E.

Propyläen hieß bei den Griechen der mit Säulengängen eingefaßte viereckige Platz vor den Tempeln, auf welchem unter freiem Himmel der Opferaltar ſtand. Berühmt ſind die prachtvollen Propyläen in Athen, welche zur Acropolis führten, und von Perikles nach dem Plane und unter der Aufſicht des Mneſicles erbaut worden waren. Nach ihrem Muſter iſt das brandenburger Thor in Berlin aufgeführt.

Prorogation, der Aufſchub, die Hinausſetzung auf eine künftige Zeit; Ajournirung iſt die Hinausſetzung auf einen der nächſten Tage. — Prorogation der Gerichtsbarkeit findet Statt, wenn in einer Rechtsſache die Gerichtsbarkeit über eine Perſon ausgeübt wird, welche ſonſt unter dieſem Gerichte nicht ſteht.

Proſa, proſaiſch. Der Begriff der Proſa bezieht ſich auf den Begriff der Poeſie (ſ. d. Art.), und kann nur in dieſer Beziehung richtig gefaßt und genau erklärt werden. Beide ſind verſchiedene Formen der Sprachdarſtellung, deren Grund in der weſentlichen Verſchiedenheit gewiſſer innerer Zuſtände liegt, welche der Menſch durch Sprache auszudrücken ſucht. Hier zeigen ſich nun die zwei Hauptzuſtände deſſelben, welche wir Denken und Dichten nennen und die von der vorherrſchenden Thätigkeit des Verſtandes oder der Phantaſie abhängen. Wenn wir denken im engern Sinne, ſo ſtellen wir uns beſtimmte Gegen-

ſtände durch Begriffe vor, und verbinden Begriffe zur Einheit des Verſtandes; wenn wir dichten, ſo ſuchen wir das innere Leben des bewegten Gemüths anſchaulich auszuſprechen, und verknüpfen Gedanken zu einem anſchaulichen Ganzen. In der Sprachdarſtellung des Dichters herrſcht daher der ſinnliche und individuelle Ausdruck der gefühlvollen Anſchauung vor; beim (gemeinern oder höhern) Denken aber nimmt die Sprache die Allgemeinheit und Beſtimmtheit der Begriffe an. Sonach iſt Poeſie Sprache der Anſchauung, Proſa die Sprache der Reflexion. Dort iſt der Zweck, das angeſchauete, innere harmoniſche Leben des Individuums, das ſich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; hier gilt es zunächſt der verſtändigen Mittheilung beſtimmter Kenntniſſe oder Erkenntniſſe. Proſa iſt daher diejenige Form der Sprachdarſtellung, welche die Mittheilung beſtimmter Erkenntniſſe zum Gegenſtande hat, und proſaiſch, was mit dieſer Form in Verbindung ſteht. Die Proſa hat ſonach einen von ihrer Darſtellung verſchiedenen, genau beſtimmten und begränzten Zweck, und die Mittheilung und Darſtellung der Vorſtellungen durch ſie iſt das Mittel, dieſen Zweck zu erreichen. Sie ſpricht nämlich beſtimmte Erkenntniſſe und Anſichten über Gegenſtände aus, entweder, um überhaupt dieſelben in andern hervorzubringen, die Erkenntniß zu vermehren, zu berichtigen, und ſo das Erkenntnißvermögen zu bilden, die Wahrheit zu befördern (und iſt ſonach die Sprache des gemeinen und Geſchäftslebens, ſo wie die Sprache der Wiſſenſchaften), oder ſie hat dabei den Zweck, auf Geſinnung, Entſchluß und auf das Handeln, kurz auf das Begehrungsvermögen überhaupt, zu wirken. In erſterer Hinſicht wird ſie Proſa im engern Sinne, und insbeſondere belehrende Proſa genannt; in letzterer Hinſicht begründet ſie die oratoriſche Proſa, Redekunſt. Die Poeſie unterſcheidet ſich daher von beiden auch dadurch, daß ſie, als Sprachdarſtellung betrachtet, einen abſoluten und in ihr ſelbſt liegenden Zweck hat, den nämlich, in einer durch ſich ſelbſt gefallenden Gedankenreihe das innere Leben zur Anſchauung zu bringen. Die Proſa iſt daher durch ſubjective Geſetze der Verſtandeserkenntniß und Reflexion beſtimmt, und ihr höchſter Charakter iſt Zweckmäßigkeit; die Poeſie ſteht unmittelbar nur unter dem Geſetze der geniellen Anſchauung des Darſtellenden, und ſeiner eigenen, freien Lebensentwickelung. Jene ſucht etwas als wahr darzuſtellen, dieſe muß es als ſchön und ſomit als ideal für die Anſchauung darſtellen. Wie aber jene Zuſtände im Menſchen nicht ganz getrennt, ſondern nur durch die abwechſelnd hervortretende Aeußerung des Geiſtes beſtimmt ſind, ſo gibt es auch Berührungen und Uebergänge beider, wie z. B., wenn der Redner oder der Lehrende den bildlichen Schmuck des Dichters leiht, um die Erkenntniß mehr zu verdeutlichen, oder den Hörenden für einen Gegenſtand zu gewinnen. — Zu jener vollkommenen Veranſchaulichung des innern Lebens bedient ſich der Dichter 1. was nämlich die Bedeutung der Worte anlangt, des verſinnlichenden und bildlichen Ausdrucks. So iſt die Poeſie, äußerlich betrachtet, ſinnlicher, bildlicher Ausdruck, oder vielmehr dieſer in ihr vorherrſchend. Daher haben auch Einige die Poeſie ſinnliche Sprache, Bilderſprache, bildliche Rede genannt, — wiewohl dieſe nicht ihr Weſen ausmacht, ſondern nur deſſen natürliche Folge iſt: — indem es auch unpoetiſche Bilder gibt, und bloße Bilder, wenn auch verſtändig angeordnet, noch kein Gedicht erzeugen. Dieſer entgegengeſetzt charakteriſirt man die Proſa nun als den unbildlichen oder eigentlichen Ausdruck (unbildliche Rede), nicht als ob dieſelbe alle Bilder ausſchlöſſe, ſondern weil

der Zweck derſelben ihre Herrſchaft nicht geſtattet. 2. Was die hörbare Bewegung der Worte oder die rhythmiſche und muſikaliſche Form der Sprache anlangt, ſo bedient ſich der Dichter zu jenem Zwecke des beſtimmten, dem Charakter der poetiſchen Gemüthsbewegung und der ſie veranlaſſenden Gegenſtände entſprechenden *Rhythmus*. Zwar kann der Menſch, der immer den vollkommenſten und entſprechendſten Ausdruck ſeines Innern ſucht, auch wenn er zum Zwecke der Erkenntniß ſich der Sprache bedient (in der Proſa), den Sinn für angemeſſene Bewegung und Wohllaut des Gedankenausdrucks nie ganz verläugnen, ja er muß ſogar unwillkürlich ſeinen Worten eine hörbare Bewegung geben, — daher der unbeſtimmte, aber wohllautende Rhythmus der Proſa, welchen man als Erfoderniß jeder guten Proſa in den Perioden und Verhältniſſen der Sätze verlangt (*Numerus*.) — Ferner hängt die innere Poeſie der Gedanken nicht ſo ſehr von der *äußern Darſtellung* ab, daß jene nicht auch ohne die ſtrenge und vollkommen ausgebildete Bewegung der Worte auszudrücken möglich wäre, oder gar die geſchickte Verſification ſchon das Gedicht bewirkte (im Gegentheile gibt es viele proſaiſche Verſe und viele poetiſche Proſa); und die ſtrenge, geregelte Beweguug iſt nun die Folge und gleichſam das Maß der innern poetiſchen Gemüthsbewegung. Allein *vollkommen ausgebildet* und mithin der ſchönen Kunſt ganz entſprechend und über das Gewöhnliche erhaben wird die äußere Form, wenn ſie das Schöne auch in der wohlgemeſſenen Bewegung der Worte verkündet. Die Ausnahme, welche heutigen Tages die Dichtung, welche wir *Roman* nennen, ſo wie mehrere poetiſche Erzählungen und Schauſpiele machen, hat wohl vorzüglich *darin ihren* Grund, daß ihr Stoff ſich näher an das bürgerliche und wirkliche Leben anſchließt. In der zuletzt angeführten, zweiten Beziehung nun hat man die *Proſa ungebundene Rede* (oratio soluta) genannt, wobei alſo zu bemerken iſt, daß ſo wenig als die Verſification das Weſen der Poeſie, ſo wenig auch die freiere, allgemeinere Bewegung der proſaiſchen Darſtellung das Weſen der *Proſa* ausmachen kann, aber ſehr eng mit ihm verknüpft iſt. Ja dieſe Eigenſchaft der Proſa iſt die erſte, woran die Proſa ſogar erkannt, und von der poetiſchen Darſtellung unterſchieden worden iſt — wie überall auf *niedern* Stufen der Bildung das Aeußerliche und Auffallende zuerſt aufgefaßt wird, und nach ihm die Dinge unterſchieden und benannt werden. Denn ſelbſt der Name *Proſa* wird faſt allgemein hergeleitet von prorsus, ſo daß prosa (prorsa) oratio bedeutet, die vorwärtsſchreitende, ungebundene Rede, entgegengeſetzt der *Verſification*, weil im *Verſe* (von versus, rückwärts, ſtammend) die gewählte Bewegung regelmäßig wiederkehrt, und ſo die Worte, nach einer beſtimmten Regel der Bewegung gemeſſen, fortlaufen; weßhalb auch Poeſie *gebundene* Rede genannt wird, wiewohl der Dichter ſich nur aus freier Wahl bindet, ſelbſt wenn er *verſificirt*. Aehnliche Bewandtniß hat es in der Poeſie der neuern Sprachen mit dem muſikaliſchen *Zuſammenklange*, welchen man den *Reim* nennt, daher man auch die Proſa im Gegenſatze des gereimten Verſes, wiewohl unſchicklich, *ungereimte* Rede genannt hat (ſ. d. Art. *Reim*.) Aus allem dieſem, und daraus, daß der poetiſche Gemüthszuſtand eine erhöhte und über das Gewöhnliche *erhabene* Stimmung der Seele iſt, läßt ſich auch begreifen, warum man die Proſa als die *gewöhnliche* Sprache des *menſchlichen* Lebens anſieht und bezeichnet, welche zwar immer ausgewählt und *gebildet*, aber hauptſächlich *ungezwungen* und höchſt *natürlich* ſeyn muß. Hiermit hängt zuſammen eine andere Bedeutung

jenes Ausdrucks, nemlich die *materielle*, in welcher man auch die Wirklichkeit, *beſonders* die gemeine, oder das *gewöhnliche* Leben, die *Proſa*, und Darſtellungen, welche in daſſelbe verfallen, und das gemeine Leben gleichſam zu copiren ſcheinen, oder ſich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, *proſaiſch* zu nennen pflegt. Dieß iſt ein vorzüglicher Tadel poetiſcher Darſtellungen; denn die Poeſie ſoll *idealiſch* darſtellen, der nächſte und angemeſſenſte Ausdruck dagegen für die Verhältniſſe des gewöhnlichen Lebens iſt die *Proſa*. Sonach kann aber auch die Proſa (als Form der Sprachdarſtellung betrachtet) in Hinſicht ihres *Gegenſtandes* poetiſch ſeyn; die höhere proſaiſche Darſtellung kann einen *poetiſchen* Sinn und Geiſt, eine *poetiſche*, d. h. eine, ſowohl über die gemeine, ſinnliche, als über die bloß verſtändige und abſtracte Denkart erhabene Lebensanſicht offenbaren; aber ſie darf nicht poetiſch ſeyn ihrer *Form* nach, d. h. die poetiſche und proſaiſche Form *vermiſchen*. In letzterer Hinſicht iſt die ſogenannte poetiſche Proſa nur eine Zwittergattung. — In Proſa macht ſogar der *häufige Gebrauch der Bilder* die Sache verdächtig, und ſchadet der Klarheit der Darſtellung, jemehr dieſelbe Beſtimmtheit der Begriffe fodert, und die richtige Erkenntniß zum Zwecke hat; ja die in ungebundener Rede affectirte Feierlichkeit des Verſes bewirkt, was Kant mit Hugo Blair die *tollgewordene Proſa* nennt. Ferner iſt der Unterſchied des poetiſchen Rhythmus und des proſaiſchen Numerus ſo entſchieden, daß Verſe, unwillkürlich und ohne geſchickte Vorbereitung unter Proſa gemiſcht, dieſelbe eben ſo verunſtalten, und die Aufmerkſamkeit ſtören, als proſaiſche Gedanken und Ausdrücke die Kraft des Verſes ſchwächen, wenn er auch noch ſo gut gebaut wäre. Ganz anders iſt es mit der abſichtlichen und bedeutungsvollen Abwechſelung des proſaiſchen und verſificirten Dialogs in den Schauſpielen eines Shakſpeare. — Nach der nun angegebenen Verſchiedenheit der Bedeutungen, welche den Worten Poeſie und Proſa zukommen, wird auch der Begriff des *Proſaikers* oder *Proſaiſten* verſchieden beſtimmt, mit welchem Namen man ſowohl einen Schriftſteller belegt, der ſeine Gegenſtände (als *Gegenſtände der Erkenntniß*) in verſtandesmäßiger und ungebundener Rede behandelt, als auch überhaupt den, der in ungebundener Rede ſchreibt (ſelbſt den Roman*dichter*); zuweilen ſpottend auch den, welcher poetiſche Gegenſtände *unpoetiſch* anſieht oder darſtellt, geſchähe es ſelbſt in einer *gebundenen* Rede. Wir ſagten aber oben, die Proſa ſey die *gewöhnliche* Sprache des Menſchen. Dem ſcheint zu widerſprechen, daß überall die Proſa ſich erſt *ſpäter*, als die Poeſie entwickelt hat. So ſoll nach Plinius erſt Phrecydes von Syros (zur Zeit des Cyrus) die griechiſche Proſa gebildet haben (prosam primus condere instituit) vielleicht daß er jedoch nur der Erſte war, der über philoſophiſche Gegenſtände in ungebundener Rede ſchrieb. Ueberhaupt aber wurden öffentliche Urkunden, Geſchichten, Geſetze (νομοι) und philoſophiſche Sprüche zuerſt in Verſen abgefaßt. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich daraus, daß das Anſchauungsvermögen und mit ihm die Einbildungskraft, das Organ der Poeſie, ſich früher entwickelt, als das Vermögen der Begriffe, und der kindliche Menſch das innere Leben ſeines Geiſtes gleichſam in ſinnlichen Geſtalten außer ſich ſchaut, ferner die Sprache urſprünglich den lebendigſten und friſcheſten Ausdruck des *geſammten innern Zuſtandes*, namentlich aber des Gefühls enthält, und die Gegenſtände lebendig bezeichnet, daher auch mehr *Geſang* als *Rede* iſt; endlich die Aufbewahrung wichtiger Sagen, Geſetze, Weisheitsregeln ꝛc., bei Er-

mangelung der Buchſtabenſchrift, eine ſinnliche Bezeichnung durch den dem Gefühle natürlich entſprechenden Rhythmus, vermittelſt welcher der Stoff leichter dem Gedächtniſſe eingeprägt und unverfälſchter fortgepflanzt werden konnte, vielfach erheiſchte und empfahl. Somit ſind alſo die äußern Formen oder Erfoderniſſe der Poeſie, d. i. bildlicher Ausdruck und beſtimmter Rhythmus, die natürlichen Eigenſchaften der Sprache in ihrer frühern Entwickelung; und erſt mit der weitern Ausbildung des Verſtandes durch ſchriftliche Bearbeitung der Wiſſenſchaften und Anwendung der Schriftſprache auf die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens bildet ſich die Proſa aus. Findet ſich nun zu jenen Formen der Poeſie eine ausgezeichnete poetiſche Anlage (wie bei den Griechen), dann erſt geht in der That die Poeſie der Proſa vorher. Einige behaupten, die gute, reine Proſa ſey ſeltener als gute Poeſie. Dies aber widerlegt das Beiſpiel der Griechen und Römer. Es könnte dies alſo entweder nur von einem beſtimmten Volke behauptet werden, deſſen poetiſche Anlage und Ausbildung überwiegend wäre, oder es muß der Satz überhaupt dahin beſchränkt werden, daß gute Proſa eben ſo ſelten iſt, als gute Poeſie, was auch nicht zu verwundern iſt, da eine gute Proſa hauptſächlich vom klaren, beſtimmten und zuſammenhängenden Denken der Gegenſtände abhängt, welche Fertigkeit nicht minder ſelten iſt, als die Energie der ſchaffenden Einbildungskraft. Vielleicht iſt aber jene Behauptung daraus zu erklären, daß die Dichter einer Nation allgemeinere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und die proſaiſchen Werke, deren Gegenſtände zum Theil von ſpeciellerem Intereſſe ſind, verdunkeln. Daher vergleicht St. Foremont die Proſaiſten treffend mit Fußgängern, welche ruhiger einhergehen und weit weniger Lärm machen. So nannten auch die Griechen die Proſa ὁ πεζὸς λόγος, und die Römer überſetzten pedestris oratio. — Die Theorie des proſaiſchen Styls macht den vorzüglichſten Theil der Styliſtik (ſ. d. Art. Styl) aus, von welcher man die Theorie des oratoriſchen Styls gewöhnlich trennt. Letztere wird in der Rhetorik, wie die des poetiſchen Styls in der Poetik vorgetragen. Der neueſte und gründlichſte Bearbeiter der Rhetorik, D. Schott, in ſeiner philoſophiſchen und religiöſen Begründung der Rhetorik und Homiletik (Leipz. 1815, 8.) betrachtet auch Proſa, Poeſie und Beredſamkeit als drei verſchiedene Arten oder Grundformen der Sprachdarſtellung, welche ſich auf die vorherrſchenden Zuſtände des Erkennens, Fühlens und Begehrens beziehen, und ihnen entſprechen ſollen. Die erſtere und die letztere verfolgen beide einen beſtimmten Zweck, wovon der der erſtern zunächſt theoretiſch, der der zweiten aber practiſch iſt. Die Proſa in jenem engern Sinne, und von der Beredſamkeit getrennt, begreift den Geſchäftsſtyl (wozu in gewiſſer Hinſicht der Briefſtyl gehört), dem didaktiſchen Styl, (wozu in gewiſſer Hinſicht auch der dialogiſche gehört), den beſchreibenden und erzählenden Styl (wozu der hiſtoriſche gehört.) Mehreres über den Unterſchied der Proſa, Poeſie und Beredſamkeit hat Maaß in den Nachträgen zu Sulzer, B. V. S. 229, Moinch in ſeinen Analecten (2tes Bdchn., Görlitz 1804, 8.) und Godofr. Hermann in zwei Abhandlungen de differentia prosae et poeticae orationis, Lips. 1803, 4., mitgetheilt. Ueber die Proſa der einzelnen Sprachen ſ. die beſondern Artikel, z. B. deutſche, italieniſche Sprache ꝛc. T.

Proſcenium nannte man im römiſchen Theater den Ort vor der Scene, wo die Tibicines ſich befanden und die Rollen hergeſagt wur-

den. Er war etwas niedriger als die Scene, und von dem Crocus, womit man ihn des Wohlgeruchs wegen beſtreute, röthlich gefärbt.

Proſelyt. Dieſes griechiſche Wort, welches urſprünglich einen Fremdling, Ankömmling bedeutet, bezeichnet in Hinſicht auf Religion denjenigen, der eine Religion verläßt, um ſich zu einer andern zu bekennen. Schon bei den Juden hören wir von Proſelyten in dieſer Bedeutung, und zwar unterſcheiden dieſelben zwei Arten, nämlich die ſogenannten Proſelyten der Pforte oder des Thors, und die Proſelyten der Gerechtigkeit. Erſtere, welche man auch Judengenoſſen nennt, hießen diejenigen, welche dem Götzendienſt entſagten und den einzigen wahren Gott nach den ſogenannten ſieben Geſetzen der Kinder Noahs verehrten, ohne ſich zu der Beſchneidung und den übrigen geſetzlichen Ceremonien des moſaiſchen Geſetzes zu verpflichten. Sie wurden nur in den Vorhof des Tempels zugelaſſen, und ſtanden an dem Thore des Innern, daher ihr Name. Sie hatten das Recht, in dem Lande Iſraels zu wohnen, aber nur in den Vorſtädten und Flecken. Unter Salomo gab es 150,600 ſolcher Proſelyten, welche am Tempelbau arbeiteten, und von den Cananitern abſtammten (2. Chron. 11, 17. 18.) Die Proſelyten der Gerechtigkeit waren Perſonen, die von dem Heidenthum zu dem Judenthum völlig übergetreten und beſchnitten waren, und ſich zur Beobachtung des moſaiſchen Geſetzes (Gerechtigkeit) verbunden hatten. Vor ihrer Beſchneidung prüfte man erſt die Beweggründe ihrer Bekehrung; nach der Beſchneidung erhielten ſie die Taufe, indem man ſie an einem Feſttage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine Ciſterne voll Waſſer tauchte. Dieſe Taufe, welche unter dem Namen der Proſelytentaufe bekannt iſt, wurde nur an denjenigen Kindern eines Proſelyten wiederholt, welche eine heidniſche Mutter hatten. Knaben unter 12, und Mädchen unter 13 Jahren konnten ohne Einwilligung ihrer Aeltern, oder im Falle der Weigerung, ohne Hülfe der Gerichtsbedienten nicht Proſelyten werden. Bei den Mädchen erſetzte die Taufe auch die Beſchneidung. Durch dieſelbe wurde jeder als von neuem geboren betrachtet, ſo daß ſeine Aeltern nun nicht mehr als ſolche angeſehen, und die Sclaven dadurch frei wurden. Ueber das Alter der jüdiſchen Proſelytentaufe iſt jedoch viel geſtritten worden. Die neueſte Unterſuchung über dieſen Gegenſtand iſt von Bengel (1. Stück ſeiner Unterſuchungen zur jüdiſchen und chriſtlichen Religionsgeſchichte, Tübingen 1814, auch beſonders abgedruckt) angeſtellt worden. Die Rabbinen lehren, die Proſelyten der Gerechtigkeit hätten vom Himmel eine neue Seele, und eine neue weſentliche Form bekommen. Das moſaiſche Geſetz ſchloß übrigens einige Perſonen von den Vorrechten der Proſelyten aus, bald auf immer, bald nur auf gewiſſe Zeit (5. B. Moſ. 23, 15.) Daß es Proſelyten der erſtern Art noch zu Jeſu Zeiten gegeben habe, ſcheint daraus zu erhellen, daß Jeſus es den Phariſäern vorwirft, daß ſie See und Land umreiſ'ten, um einen Proſelyten zu machen, und ihn in einen größern Sünder verwandelten, als er zuvor geweſen (Matth. 23.) Hierdurch iſt zugleich das wahre Urtheil nicht nur über die religiöſe, ſondern überhaupt über jede Art der Proſelytenmacherei (z. B. der politiſchen, welche Anhänger einer politiſchen Meinung oder Partei, und philoſophiſchen, welche Anhänger eines philoſophiſchen Syſtems ꝛc. zu machen ſucht) gefällt. Jeder Proſelytenmacher, er mag durch die Feſtigkeit ſeiner Ueberzeugung und den Drang, ſie andern mitzutheilen, oder durch äußere unreine Abſichten, oder auch durch beides dazu bewogen werden, er mag Liſt und Ueberredung, oder Gewalt und

dringende Verhältniſſe als Mittel anwenden, achtet die Freiheit Andrer nicht, und gewinnt darum nur ſelten eifrige und wahrhafte Bekenner ſeines Glaubens, denn ohne die Freiheit iſt alles Handeln nur nichtig, und Maſchinenwerk oder Heuchelei. Auch wird der Wahrheit ſelbſt durch Proſelytenmacherei wohl ſelten gedient, weil dieſe der Proſelytenmacher als etwas betrachtet, was in ſeinem Beſitz und gleichſam ſein Erzeugniß iſt, oder nur etwas äußerlich Ueberliefertes, da ſie doch im Gegentheil ein Jeder auf ſeinem eignen Wege, wenn auch im Umtauſch mit Andrer Anſichten finden ſoll.

Proſerpina (griechiſch **Perſephone**, **Perſephoneia**), nach Einigen die Tochter des Jupiter und der Styx, oder nach der gewöhnlichen Sage des Jupiter und der Ceres. Pluto raubte ſie mit Bewilligung des Jupiter, und machte ſie zu ſeiner Gemahlin. Dieſe Mythe wurde von mehreren Dichtern behandelt und verſchiedentlich ausgeſchmückt. Proſerpina, ſo ſingt der homeriſche Hymnus auf Ceres, tanzte einſt in dem Reigen der Nymphen, den Pallas und Artemis anführten, auf einer grasreichen Wieſe. Von dem Reigen ſich entfernend, las ſie mit einigen Geſpielen Blumen. Auf des Hades Bitte trieb Gäa, ſo wollte es Jupiter, blühende Narciſſen, hundert Blüthen aus einer Wurzel hervor, und Götter und Menſchen ſtaunten über die Schönheit der Blumen, und waren entzückt von ihrem lieblichen Geruch. Aemſig brach ſie das Mädchen, und durch die Zauberkraft derſelben bethört, entfernte ſie ſich von den begleitenden Geſpielinnen. Plötzlich erbebte die Erde. Aides hob ſich aus tiefer Kluft mit unſterblichen Roſſen zur Erde empor, ergriff die Proſerpina, und entführte ſie auf goldnem Wagen durch die Höhle zur Unterwelt. Laut jammernd rief ſie ihren Vater um Rettung an, aber außer Hecate und Helios vernahm niemand ihre Klage, und vergebens hoffte ſie auf Rettung. Noch umſtändlicher iſt Claudian. Die reizende Schönheit der Proſerpina, ſingt er, entflammte alle Götter mit Liebe, beſonders Mars und Apollo. Die Tochter den Zudringlichkeiten der Liebhaber zu entziehn, barg Ceres ſie in Sicilien in einer Höhle, wo ſie, von Drachen bewacht, mit ihrer Amme Kalligena lebte. Pluto erbat ſich jetzt die Proſerpina vom Jupiter zur Gemahlin, der ſie ihm auch verſprach und der Venus den Befehl gab, das Mädchen durch Liſt aus der Höhle zu locken. Dieſe ging, von Minerva und Diana begleitet, nach Sicilien, und beredete, da ſie die wachſame Mutter nicht zu Hauſe fand, das Mädchen leicht zu einem Spaziergange. In Begleitung der Nymphen und des Zephyrus gingen ſie auf den blumigen Gefilden daher, Blumen pflückend. Da erbebte plötzlich die Erde, und Pluto entführte das betrübte Mädchen in die Unterwelt, während Zeus durch ſeinen Donner ſeine Einwilligung verkündigte. Ceres, untröſtlich über den Verluſt ihrer Tochter, ſuchte dieſelbe mit der an den Flammen des Aetna angezündeten Fackel auf der ganzen Erde. Endlich erzählte ihr die Nymphe Arethuſa den Vorgang, oder Helios entdeckte ihr den Aufenthalt ihrer Tochter. Da eilte ſie zum Jupiter, und bat ihn, die Geraubte zu ihr zurückkehren zu laſſen. Dieſer verſprach es, wenn Proſerpina noch nichts im Reiche der Schatten genoſſen hätte; aber unglücklicher Weiſe war dies ſchon geſchehn. Als Mercur vom Jupiter geſandt, zur Unterwelt kam, um ſie abzuholen, da bat Pluto ſie flehentlich, ihm ihre Liebe zu ſchenken, und wenn ſie zur Oberwelt zurückgehen wollte, doch als ſeine liebende Gattin wieder zurückzukehren; alles, was lebe, ſolle ihren Befehlen gehorchen, die höchſte Verehrung ſolle ſie genießen, und ewig werde die Strafe der Frevler dauern, die ihren Zorn nicht durch Buße und Opfer verſöhnten,

ſie nicht ehrten, wie ſie es fodere, ihr nicht Gaben brächten, wie es ſich gebühre. Da ſprang ſie freudig vom Throne, aß die Hälfte des ihr vom Pluto dargereichten Granatapfels, und eilte nun mit dem Mercur zur Oberwelt in die Umarmung der Mutter. Jupiter erlaubte ihr zwei Theile des Jahrs in dem Olymp zu verleben; den dritten Theil aber mußte ſie in der Unterwelt zubringen. Die orphiſche Hymne nennt ſie die Mutter der Eumeniden und des Ebuleus (hier Bacchus), die Eingeborne, die vielgeehrte würdige Gemahlin des Pluto, die Königin der Schatten, die Rächerin des Meineids, die Geſpielin der Horen, das allherrſchende Mädchen, die Fruchtſchwangere, die Nahrung gebende, die gewünſchte Frühlingsgöttin. Sie bringt alles an das Licht, ergötzt ſich auf duftigen Wieſen, und ſchmückt ihren heiligen Leib mit grünenden Saaten, ſie, die Glanzvolle und Gehörnte. In dem 41ſten orphiſchen Hymnus wird ſie unter dem Namen Miſe geprieſen, als die Mutter des Bacchus, die keuſche und heilige, die unausſprechliche Königin, welche zweigeſtaltig und Mann und Weib iſt. Vom Pluto hatte Proſerpina keine Kinder, vom Zeus aber den Zagreus. Zeus hatte ihr die Inſel Sicilien geſchenkt, und hier war ihr beſonders die Stadt Agrigent heilig. Auch zu Locris und Megalopolis wurde ſie verehrt, und am averner See hatte ſie einen berühmten Hain; in Rom wie in Megalopolis hatte ſie mit der Ceres Einen Tempel. Männer durften dieſen nur ein Mal des Jahrs betreten. Man opferte ihr als Göttin der Unterwelt ſchwarze unfruchtbare Kühe; der Granatapfel, die Fledermäuſe und der Winter waren ihr heilig. Mit der Ceres wurde ſie in den eleuſiniſchen Myſterien verehrt. Pirithous und Theſeus, die ſie entführen wollten, mußten in der Unterwelt bleiben (ſ. d. Art.). Man ſchrieb der Proſerpina die Abſchneidung der Locke zu, durch welche die Todten zur Unterwelt eingeweiht wurden. Bei Leichenbegängniſſen ſchlug man ihr zu Ehren an die Bruſt. Die Freunde und Diener des Verſtorbenen ſchnitten ſich die Haare ab, und warfen ſie, die Proſerpina zu verſöhnen, in den Scheiterhaufen.

P r o ſ o d i e (vom griechiſchen Wort προς (pros zu, an) und ἀείδω, ᾄδω, (aeido, ado, ſ i n g e n, t ö n e n,) woraus ἀυδη, ὠδη, (aude, ode) wie die Formen au, al und o in allen Sprachen mit einander wechſeln — alſo wörtlich A n t ö n u n g, A c c e n t) heißt der Zeitverhalt der Sylbenlaute und die Lehre davon. Betrachtet man die Sprachelemente, die Selbſtlauter und Mitlauter, deren Verein eine Sylbe ausmacht, im Allgemeinen, und erwägt, daß die Conſonanten gleichſam die Knochen, die Vocale das Fleiſch des Wortbaues ſind, ſo ergibt ſich, daß der Ton auf dem Selbſtlauter ruht, und zwar länger, wenn mehr Selbſtlauter vorhanden ſind, die in Einen Laut zuſammenfließen. Gleichlautende Selbſtlauter alſo in Einer Sylbe machen einen langen Selbſtlauter, er werde nun durch Figur, durch Verdoppelung wie im deutſchen A a r, oder durch Dehnungszeichen (wie o h n e, L i e b e) kenntlich. Verſchiedenlautende Selbſtlauter in Einer Sylbe machen Diphthongen, oder Doppellauter, und gebieten ebenfalls darauf zu verweilen. Alſo: l a n g e V o c a l e o d e r D i p h t h o n g e m a c h e n i h r e S y l b e l a n g. So wäre im Deutſchen a u f, e u c h, b e i, i h r, n u n ꝛc. lang. Ferner was die Mitlauter, oder Conſonanten betrifft, ſo erfodern ſie, beſonders wo mehrere zuſammentreffen, ebenfalls ein Verweilen der Stimme, und machen alſo die Sylbe lang. Der Einfluß der zuſammentreffenden Conſonanten auf den Zeitverhalt der Sylben heißt in den Sprachlehren P o ſ i t i o n. Nun ſind aber in den verſchiedenen Sprachen im

Wechſel der Conſonanten und Vocale entweder die erſtern, oder die letztern das Ueberwiegende, hauptſächlich Hervortretende. Sprachen, deren Princip der Wohllaut iſt, z. B. das Italieniſche und Spaniſche, lieben gehäufte Vocale, und meiden oder dämpfen die Gewalt und Anſtrengung der Conſonanten. In den nordiſchen Sprachen herrſchen dagegen mehr die Conſonanten, deren zwei gewöhnlicheres Vorkommen ſind, drei aber das Ungewöhnlichere, und alſo das mehr den Ton Anhaltende, Hemmende. Daher drei unmittelbar auf einander folgende Conſonanten im Deutſchen die Sylbe durch Poſition verlängern würden, und zwar nicht, wenn ein Endconſonant mit zwei anfangenden zuſammenträfe, ſondern wenn auf zwei endende ein anfangender folgte, z. B. blutend verſchied, mächtig trieb, wobei freilich, da der Fuß nicht den Rhythmus, ſondern dieſer den Fuß macht, die Geſetze des Rhythmus zu rathfragen ſeyn würden. Eine ſolche Beſtimmung des Zeitverhalts nach dem verhältnißmäßigen Gewicht der Sylben unter einander heißt Quantität, und Sprachen, in welchen Vocale vorherrſchender Theil ſind, neigen ſich an und für ſich mehr zur Quantität und können daher quantitirende genannt werden. Dagegen neigen ſich andere, in welchen Conſonanten vorwalten, mehr zum Accent, indem ſie den Tonverhalt mehr nach einem innern Princip, der logiſchen Begriffspriorität beſtimmen, und heißen daher accentuirende Sprachen. Man hat allgemein die modernen als accentuirend angeſehen, und ſo auch die deutſche. So lange unſere deutſche Poeſie im Reim, in der Aſſonanz und Alliteration (ſ. beide Art.) eine Entſchädigung für den Mangel größeres Rhythmenreichthums, z. B. der Griechen, hatte, blieb auch unſer Sylbengehalt höchſtens nach dem Tonmaß und der Gewalt des Tactes beſtimmbar. Aber ſo wie in der künſtlichen Poeſie Sprache, Grammatik und Metrik ſich mehr und mehr ausbildeten, als durch Ramler und Klopſtock unſere Sprache auch in antiker Rhythmen Nachbildung ſich verſuchte, verlangte auch die Proſodie eine nähere Erörterung und Beſtimmung. Der geiſtreiche Moriz verſuchte zuerſt in ſeinem Verſuch einer deutſchen Proſodie, Berlin 1786, 8., ein Syſtem aufzuſtellen, deſſen Princip die Meſſung der Sylben nach dem Begriff war, ſo daß bei der Beſtimmung der Länge und Kürze der Sylben es nicht im geringſten auf die Buchſtaben der einzelnen Laute, woraus ſie beſtehen, ankomme, ſondern bloß auf ihre Stellung neben einer bedeutenderen oder unbedeutenderen Sylbe. Er ordnete auch in dieſer Hinſicht die Redetheile tabellariſch. Indeß ließen ſich die Foderungen des Ohrs nicht abweiſen, ja die Sprache fügte ſich ihnen, von kunſtfertigen Händen geleitet, gern und willig. Voß bildete immer mehr Versmaße der Griechen und Lateiner nach, ja er gab eine Zeitmeſſung der deutſchen Sprache als Beilage zu ſeinen Oden und Elegien, Königsb. 1802, 8., heraus, worin die Rechte des Ohrs gegen das Auge ſchon lauter durchgeſetzt und die Rhythmen muſikaliſch bezeichnet wurden. Indeſſen hatte Hermann, der berühmte Leipziger Philolog, ein lateiniſches und ein deutſches Lehrbuch der Metrik herausgegeben, um ſie wiſſenſchaftlich zu begründen. Aber er betrachtete den Rhythmus als bloß dem Auge dienend, ohne ihn in ſinnlicher Anſchauung auffaſſen zu können; dazu fehlte es ihm an Kenntniß der Muſik. Da nun hatte der geiſt- und kenntnißreiche Apel einen Cyklus von Nachbildungen des Styls griechiſcher Tragödie begonnen. Seine im Polyidos vorkommenden Verſe befriedigten ſein Ohr nicht. Mit den Aitoliern ging ihm, der auch ein gründlicher Muſikkenner war, plötzlich eine neue, auf Muſik gegründete und aus ihr abgeleitete Metrik auf, deren Hauptergebniſſe er zuerſt als An-

hang zu den Aitoliern aphoriſtiſch lieferte, in der Tragödie Kalliroë meiſterlich übte, dann in der muſikaliſchen Zeitung 1807 durch alle Metra hindurch verfolgte. Schon hier gelang es ihm bei einer genau beobachteten Proſodie, metriſche Variationen über ein Thema mit ihrer muſikaliſchen Bezeichnung gegenüber in wohlklingenden und richtigen Verſen aufzuſtellen, bis er endlich in ſeiner Metrik, Leipzig 1814, 8., wovon der zweite und letzte Theil erwartet wird, auch eine allgemeine Proſodie aufſtellte. Aus ihr ergab ſich, daß, wie denn überhaupt wir Deutſchen in Kunſt und Wiſſenſchaft ein vermittelndes Volk, unſere Sprache auch hier zwiſchen den quantitirenden und accentuirenden mitten inne ſtehe, Accent die Proſodie nur als inneres Princip beherrſche. Dem gemäß, wie bereits in einer Recenſion des voſſiſchen Horaz von ihm geſagt wurde, macht ein langer Vocal, oder Diphthong die Sylbe lang, wird aber, wie im Griechiſchen willkürlich, wenn unmittelbar darauf wieder ein Vocal folgt, z. B. wohnt bei uns noch göttliche Kraft, bei Entarteten Freiheit, ſogar wenn zwiſchen beiden Vocalen zu Ende der Sylbe ein fließender oder doch einfacher Conſonant ſteht. Ferner macht das Zuſammentreffen mehrerer Conſonanten die Sylbe lang. Die Vorſylbe ent, das Verbindungswort und, nebſt einigen andern, wie mit, denn, iſt als Copula, die zweite Perſon in der Einzahl (wie huldigſt) wird durch den Accent nicht abſolut lang, ſondern nur mittelzeitig. Die Endungen ig und ich bilden mit einem folgenden Conſonant Poſition, aber wenn er einfach iſt, nur unvollkommne, welche der vollkommene Daktylus noch verträgt. Endſylben, welche ihre Länge durch Poſition gewonnen, können nicht in der Hebung des Verſes ſtehen, und umgekehrt hat eine Endſylbe, welche in der Vershebung ſich als Länge bewährt, abſolute Quantitätslänge und darf nicht kurz gebraucht werden, z. B. Freiheit, Armuth u. a., bloß end in Elend iſt abſolut lang. Hiemit hätten wir denn endlich eine Proſodie gewonnen, welche der Willkür und Nachläſſigkeit ein Ende macht und in einer wiſſenſchaftlichen Metrik ihre tiefere Begründung und Beſtätigung findet. Den ſichern Erweis ihres Vorhandenſeyns gibt nun ihre Beobachtung und Anwendung, wie denn eben Apels wohlklingende und harmoniſche Verſe und die durchgängige ungezwungene Anwendbarkeit ſeines metriſchen Syſtems ſelbſt auf antike Versmaße deſſen Wahrheit am beſten beweiſen. Auch hat er bis jetzt von Hermann ſelbſt keinen bedeutenden Widerſpruch erfahren. Selbſt Böckhs Einwürfe, der doch früher ſich zu ihm neigte, fanden leicht in der Vorrede zur Metrik ihre Widerlegung, und ſo ſteht denn zu erwarten, ob das Ohr noch länger durch das Auge tyranniſirt ſeyn wolle in Sachen des rhythmiſchen Geſangs, oder nicht. Näheres hierüber gehört unter den Artikel Versmaß. W a.

Protector, der Beſchützer. Dieſen Titel nahm Cromwell an, als er ſich der Herrſchaft bemächtigt hatte, aber den königlichen Titel damit zu verbinden nicht wagte. Der Protector des Rheinbundes iſt noch in friſchem Andenken. — Was man im gemeinen Leben unter Protector und Protegiren verſtehe, bedarf keiner Erläuterung.

Proteſilaus, einer von den griechiſchen Helden vor Troja. Er war ein Sohn des Iphiclus, Königs von Phylace in Theſſalien, und der Diomedea, und hieß eigentlich Jolaus. Den Namen Proteſilaus erhielt er, weil er bei der Landung der Griechen vor Troja zuerſt von dem Volke ans Land ſprang. Aber gleich nach der Landung wurde er von einem dardaniſchen Krieger erlegt. Sein Grabmal war auf dem ſigei-

ſchen Vorgebirge. Auf das Flehen ſeiner Gemahlin Laomedeia kehrte er auf drei Stunden ins Leben zurück. Nach Verlauf derſelben verfertigte ſie ein Bild ihres Gemahls und legte dies in den Thalamus. Acaſtus befahl, auf erhaltene Nachricht davon, das Bild zu verbrennen; da ſtürzte im Schmerze ſie ſich ſelbſt in den Scheiterhaufen. Im Widerſpruch hiemit ſteht Conons Nachricht, daß Proteſilaus nach der Eroberung von Troja des Laomedon Tochter, Aethilia, zu ſeinem Antheile erhalten und die Stadt Scione erbaut habe. Er wurde nach ſeinem Tode als ein Heros verehrt, und hatte zu Eläos auf dem Cherſones ein Orakel, beſonders für Athleten, heilte auch mehrere Krankheiten.

Proteſt, ſ. Wechſel.

Proteſtation, im juriſtiſchen Sinne, iſt eine in der Abſicht von Jemanden gegebne Erklärung, um ein Präjudiz abzuwenden, das ſonſt in Anſehung ſeiner Rechte durch eine eigne oder fremde Handlung entſtehen könnte.

Proteſtant kann zunächſt jeder heißen, der eine Proteſtation einlegt, d. i. gegen einen aufgeſtellten Grundſatz, oder eine von Andern ergriffene Maßregel einen mehr oder minder förmlichen Widerſpruch erhebt, und ſich ſeine Ueberzeugung und Gerechtſame dagegen verwahrt. Bekanntlich aber iſt dieſer Name insbeſondre den Gliedern der chriſtlichen Gemeinde beigelegt worden, deren erſte Gründer und Vertheidiger im Kampf mit dem Papſtthum und dem ſpätern Catholicismus gegen den Spruch des weltlichen Reichsgerichts in einer Glaubensſache feierlich proteſtirten, und dadurch wenigſtens die erſte Veranlaſſung zu dem Namen gaben (der aber noch eine tiefere Bedeutung gewann). Als nämlich das große Werk der Reformation (ſ. d. Art.) ſchon weit gediehen war und binnen zwölf Jahren ſeinem Ziel mit feſtem Schritt und großen Erfolgen ſchon genaht ſchien, wälzte auf einmal der Reichstag zu **Speier** im Jahr 1529 ſeinem Fortgang ein faſt unüberſteigliches Hemmniß und Hinderniß entgegen. Der Reichstagsabſchied verordnete nämlich ſeinem weſentlichen, auf die kirchlichen Angelegenheiten ſich beziehenden Inhalt nach, wie er von den catholiſchen Reichsſtänden entworfen und beſchloſſen war: daß, bis zu einer künftigen allgemeinen Kirchenverſammlung alle weitre Neuerungen in Kirchenſachen möglichſt verhütet, die Meſſe ferner nicht abgeſchafft, auch an den Orten, wo die neue Lehre ſchon überhandgenommen, die Feier der Meſſe und die Theilnahme daran, nirgend gehindert und keine aufrühreriſchen Predigten gehalten, keine ſchmähenden Schriften gedruckt werden ſollten. Weil nun durch den erſten Theil dieſes Reichsabſchiedes alle weitere Reformation völlig unmöglich gemacht, durch den zweiten Theil ſelbſt ſolchen Mißbräuchen, welche die reformirenden Fürſten, Stände und Theologen, ſchon einmüthig als ſolche erklärt hatten, und dem von ihnen verbannten Aberglauben aufs neue der Eingang geöffnet, endlich durch den dritten Theil jede freie, auf die heilige Schrift und die eigne Ueberzeugung gegründete, aber den Satzungen der römiſchen Kirche widerſprechende Predigt für aufrühreriſch erklärt, jede jene Satzungen antaſtende und die evangeliſche Lehre verfechtende Schrift im voraus mit dem Namen einer Schmähſchrift belegt, und mündliche und ſchriftliche Mittheilung der eignen Ueberzeugung verhindert werden ſollte; ſo machten die evangeliſchen Stände gegen einen ſolchen, zwar durch Stimmenmehrheit bewirkten, aber weil es hier Glaubens- und Gewiſſensſachen galt, doch ungebührlichen Reichstagsſchluß erſt ernſtliche Vorſtellungen, und legten, als dieſe vergeblich waren, am 19ten April des Jahres 1529 eine förmliche **Proteſtation** gegen denſelben ein, (ſo-

weit es den Glauben und die kirchlichen Angelegenheiten betraf), und foderten beharrlich, daß ihre Proteſtation dem Reichstagsabſchied beigefügt werde. Am 25ten April unterzeichneten ſie überdies noch eine beſondre Appellationsurkunde, in welcher ſie gegen jede ihren Glauben und ihre Ueberzeugung bedrohende Gewaltthätigkeit und feindſelige Maßregel an das kaiſerliche Reichsoberhaupt, an ein künftiges deutſches Nationalconcilium und an jeden unparteiiſchen und chriſtlichen Richter feierlichſt appellirten. Nach jener Proteſtation werden ſie proteſtirende Stände genannt und nennen ſich ſelbſt ſo, und bald nachher findet man auch den Namen Proteſtanten, den ihnen wahrſcheinlich zuerſt die Gegner vielleicht nur ſpöttiſch beilegten, den ſie ſpäter aber ſelbſt für ſich annahmen. Denn wenn auch bald nachher eine Proteſtation gegen jenen Reichsabſchied ſelbſt unnöthig ſeyn mochte, ſo war doch theils die Proteſtation ſelbſt ſchon allgemeiner gefaßt und daher weiter anwendbar, theils derſelbe Grundſatz und daſſelbe Verfahren, welche in jenem Abſchied ſich kund gaben, auch nachher noch zu bekämpfen, und ſo im weſentlichen noch immer der Grund der Proteſtation vorhanden. Die evangeliſchen Stände hatten in ihrer Proteſtationsurkunde ſehr gemeſſen und unumwunden erklärt: —— „in Sachen, die Gottes Ehre und jeder Seelen Heil und Seligkeit betreffen, und worin ſie nach Gottes Befehl, und Gewiſſens halben Gott als den höchſten König und Herrn aller Herren, und einigen Regierer und Erhalter des heiligen chriſtlichen Glaubens, vermöge der Taufe und des göttlichen Worts, vor allen und allein anzuſehen, verpflichtet und ſchuldig; darin könnten ſie — den mehrern Stimmen unmöglich gehorchen. — So müſſe in Sachen Gottes Ehre, und der Seelen Heil und Seligkeit belangend, ein Jeder für ſich ſelbſt vor Gott ſtehen und Rechenſchaft geben, und möge ſich mit einer Mehrheit der Stimmen keineswegs behelfen. — Der Zwieſpalt der Lehre und Religion, deſſen Urſache ſie Gott, der alle Dinge wiſſe, und ſeinem Gericht überließen, ſey gleich anfangs (auf dem Reichstag zu Nürnberg) und nachher jedesmal, auf ein frei, gemein-chriſtlich Concilium, oder zum wenigſten Nationalverſammlung, geſtellet worden, und könne alſo beim Reichstag keinem Theil gebühren, des andern Lehren, die er für chriſtlich, und zu Gottes Ehre, und der Seelen Heil und Seeligkeit nöthig halte, zu verurtheilen. — Daß die Prediger das Evangelium, nach Auslegung der Schriften, von der chriſtlichen Kirchen gebilligt, ſollten lehren und predigen, das ginge wohl hin, wenn man einig ſeyn könnte, was die rechte heilige chriſtliche Kirche wäre? Dieweil aber dieſes noch ein großer Streit, ſo ſey auch keine gewiſſere Lehre oder Predigt, als allein bei Gottes Wort zu bleiben, und einen Text mit und aus dem andern zu erklären und auszulegen; wie denn auch die heilige Schrift klar und deutlich genug alle Finſterniß zu erleuchten, und bey derſelben, als dem rechten Richtſcheid aller chriſtlichen Lehre und Lebens, Niemand irren noch fehlen könne, ſondern wer darauf baue, auch wider alle Pforten der Hölle beſtehe; dahingegen aller menſchlicher Zuſatz und Tand fallen müſſe und vor Gott nicht beſtehen könne. — Wo aber dieſe ihre (dritte) Anzeige und Beſchwerung keine Statt finden ſollte, ſo proteſtirten ſie hiermit öffentlich vor Gott, der alle Herzen erforſche und recht richten werde, wie auch vor allen Menſchen und Creaturen, daß ſie für ſich, die Ihrigen und aller männiglichshalber, in alle Handlungen und vermeinten Abſchied, ſo in gemeldeten oder andern Sachen, wider Gott, ſein heiliges Wort, ihrer aller Seelen Heil, und gut Gewiſſen, und wider oft erwähnten

ſpeieriſchen Reichsabſchied (vom Jahr 1526) vorgenommen und beſchloſſen worden, nicht geheleten noch willigten; ſondern alles für nichtig und unbündig hielten, auch ihre Nothdurft darwider öffentlich ausgehen laſſen, und an kaiſerl. Majeſtät gründlichen und wahrhaften Bericht erſtatten wollten.“ — So hatten in dieſer merkwürdigen Urkunde die proteſtirenden Stände klar und bündig ſowohl die Proteſtation ſelbſt ausgeſprochen, als ihre Gründe für dieſelbe angegeben; zugleich aber erklärten ſie in der wiederholten Uebergabe derſelben dem Könige Ferdinand, als Stellvertreter ſeines Bruders, des Kaiſers, und den übrigen catholiſchen Ständen, „daß ſie ſich auch vorbehielten, ihre Beſchwerungen und Proteſtation fernerhin zu extendiren, und was ſonſt in dem Allen ihre weitere Nothdurft erfodere.“ — Auch im Eingang der von Notarien beglaubigten Appellationsurkunde war von dieſen wiederholt bemerkt, daß die proteſtirenden Stände dieſe Schritte thäten „mit Vorbehalt, Bedingung und Proteſtation, ſolche ihre gethane Appellation zu mindern und zu mehren, auch ſonſt Alles zu thun und vorzunehmen, das derhalben ihrer Nothdurft ſeyn würde.“ Endlich ward noch in der Appellationsurkunde ſelbſt angeführt, daß man von dem in allen geſchriebenen Rechten eingeräumten Mittel der Appellation und Berufung derer, die beſchwert ſeyen, oder fürchteten, künftig beſchwert zu werden, Gebrauch mache, — „in Willen und Meinung der (ſechs) proteſtirenden Fürſten, für ſich ſelbſt, insgeſammt und ſonderlich für ihre chriſtlichen Unterthanen, und insgemein für alle die, welche jetzt und künftig dem heiligen Wort Gottes anhangen würden, — (gegen Alles, was auf dem ſpeieriſchen Reichstag in Sachen des Evangeliums durch Stimmenmehrheit beſchloſſen worden) — zu appelliren, provociren und zu berufen, auch Alles und jedes mehr zu thun, ſo ihnen die Rechte in dem Fall geben und zulaſſen.“ — Sie verſicherten zugleich vor Gott und Jedermann, „daß ihr Wille, Gemüth und Meinung anders nicht ſtehe noch ſey, denn allein die Ehre Gottes des Allmächtigen, ſeines heiligen Worts, und ihre, auch männiglichs Seelen Seeligkeit zu ſuchen, auch nichts anders dadurch zu handeln, denn was ihnen das Gewiſſen ausweiſet und lehret, und dasjenige, ſo ſie vor Gott dem Allmächtigen, ſonder männiglichs Verkleinerung, Schmähung oder Verachtung, zu thun ſchuldig und billig, thun.“ Dazu rechtfertigten ſie die Allgemeinheit ihrer Appellation auch dadurch, daß, wie ſchon nach der natürlichen Verwandtſchaft der Menſchen zuläſſig ſey, wenn einer ohne weitre Vollmacht eines andern, zum leiblichen Tod Verurtheilten, ſich annehme, für ihn appellire und ſein Beſtes beſorge; „vielmehr denen, die in einer geiſtlichen Verwandtſchaft und Brüderſchaft durch Chriſtum ſtänden, zuſtehe und gebühre, in ſo hochwichtiger Sache, zu Verhütung eignen und des Nächſten ewigen Gerichts, daſſelbige zu thun, daß die Nächſten des rechtlichen Schutzes ſich mit freuen, und gebrauchen möchten.“ — Dieſe geſchichtlichen Zeugniſſe von dem Weſen der Proteſtation, von welcher der Name der Proteſtanten abzuleiten iſt, bezeichnen hinlänglich den Geiſt, die Ueberzeugung und Abſicht derer, die in dieſer feierlichen Erklärung ſich vereinigten. Wir vernehmen darin auch nicht bloß die Stimme der proteſtirenden Reichsſtände, ſondern weil dieſe vorher ſich über alles mit ihren Theologen beriethen, und weil letztere ſelbſt an der Abfaſſung der Proteſtation und Appellation Antheil hatten, auch die Ueberzeugung der erſten Gründer und Hirten der geſammten evangeliſchen Gemeinden, die aus freier Wahl, übereinſtimmend mit jener Ueberzeugung, in den Theologen ihre Stimmführer und Stellvertreter erkannten. Luther ſelbſt hatte, auf des Chur-

fürſten von Sachſen, ſeines Herrn Befragen, wie man ſich in Hinſicht des ſpeieriſchen, die Glaubensfreiheit beſchränkenden Reichstagsſchluſſes zu verhalten habe, klar und gründlich erklärt: „daß, weil jener Reichstagsſchluß fordere, die Reichsſtände ſollten die Lehre laſſen, welche der Churfürſt für chriſtlich halte, und tröſtlich erfahren habe in dieſer Zeit, es demſelben mit gutem Gewiſſen nicht zu thun ſey, daß er in denſelben willigen ſolle; weil er es wider ſein Gewiſſen thun würde, wenn er die Lehre verdammte, die er von Gott chriſtlich und heilſam erkenne; weil er ſich theilhaft machen würde auch der Sünde derer, die nach ſeinem Beiſpiel, auch wider ihr Gewiſſen, dieſe Lehre verdammten; weil er auch nicht die Macht habe, Jemand zu zwingen, die gefallenen Mißbräuche wieder aufzurichten, oder anzunehmen, — ſondern es auf eines Jeglichen eignem Gewiſſen ſtehe; weil er nicht bewilligen, noch dazu dringen dürfe, daß man die Mißbräuche wieder herſtelle, welche die unleidliche Beſchwerung durch die Geiſtlichen aufs neue beſtätigten, gegen welche die Reichsſtände ſchon zu Worms Klage eingereicht hätten, die auch der Kaiſer damals abzuſtellen verheißen, und die wieder aufzurichten und zu erhalten des Churfürſten Meinung nicht ſeyn könne; weil endlich der Kaiſer daraus, daß die Reichsſtände ſelbſt die Lehre nicht verdammt, ſondern auf ein Concilium verwieſen, zum Beweis, daß ſie dieſelbe nicht ſchlechthin für unchriſtlich hielten, wohl abnehmen könne, daß der Churfürſt nichts Unchriſtliches vorhabe." — Wenn nun die Frage iſt, was das Charakteriſtiſcheigenthümliche und Unterſcheidende der Partei war, die durch jene Proteſtation ſich ihre Ueberzeugung und Gerechtſame verwahren wollte, ſo ergibt ſich aus dem Mitgetheilten, als aus einer reingeſchichtlichen Grundlage, daß die Proteſtanten nicht nur dem angemaßten Recht eines weltlichen Gerichts und irgend einer weltlichen Gewalt, in Sachen des Glaubens einen die Freiheit der Gläubigen kränkenden, und die Gewiſſen beſchwerenden Spruch zu faſſen, widerſprachen; ſondern auch überhaupt alles ablehnten, was, ſey es durch Stimmenmehrheit, oder irgend eine bloß menſchliche Autorität, die Gewiſſen binden, die Glaubenfreiheit beſchränken, für den Chriſtenglauben einen andern Grund und eine andre die Zuſtimmung abnöthigende Ueberzeugungsquelle, als die klaren Ausſprüche der heiligen Schrift aufſtellen; in Glaubensſachen einen andern Richter, als den höchſten Gott, den Chriſten aufdringen, und in chriſtlicher Lehre und chriſtlichen Gebräuchen die Befugniß, dem, was nach Gottes Wort zur Seligkeit führe, aus eigner Ueberzeugung und mit eigner Verantwortlichkeit vor Gott nachzufolgen, irgend unterdrücken wolle. Nicht nur für ſich, ſondern im echtchriſtlichen Geiſt für alle, die damals und künftig, wie ſie ſelber, am Wort Gottes halten möchten, foderten ſie Sicherheit und Schutz gegen jede Gewalt, die ihnen, was nach ihrer Ueberzeugung wider Gott und ſein Wort, wider ihrer Seelen Heil und Gewiſſen ſey, aufbürden wollte. Weſentlich alſo und vor Allem fodern ſie Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, das Recht, in den höchſten und heiligſten Angelegenheiten des Menſchen, in denen Jeder ſeine Seligkeit ſucht, und Jeder für ſich ſelbſt verantwortlich ſey, und nur Gott Rechenſchaft abzulegen habe, auch nur Gott als Richter anerkennen, und wie er vor dieſem beſtehen möge, ſelbſt nach der natürlichen Freiheit der Gläubigen vorſehen zu dürfen, ohne ſich eine menſchliche Satzung, die gegen die eigene, auf die Schrift gegründete Ueberzeugung ſtreite, aufdringen zu laſſen. — Solche chriſtliche Freiheit vertheidigten ſie fortwährend gegen alle Waffen der Hierarchie und gegen jede weltliche Gewalt, die entweder Kirche

und Papſtthum mit einander verwechſelnd, oder Menſchenſatzung und Gottes Wort vermiſchend, oder von Leidenſchaft getrieben, dieſe Freiheit unterdrücken wollte; für dieſelbe wagten ſie Gut und Blut, und ſetzten die Ruhe und Sicherheit ihres Lebens daran, ein ſo theures Kleinod ſich und allen, die es begehrten, zu retten und zu erhalten. Es blieb ihnen nicht nur der Name, ſondern auch das Weſen der Proteſtanten, weil der Widerſtand und Kampf gegen das, was die mühſamerrungene, oft gefährdete, ſchwer zu vertheidigende Freiheit antaſtete, nie enden durfte, und weil ſie ſelbſt als eine für dieſen Zweck, und in einem fortdauernden Geiſt vereinte Partei gegen die Glieder der alten Kirche, die die Glaubensfreiheit nicht anerkennen wollten, ſich feſtſtellten. Aber die Freiheit, für die ſie ſtritten, ſollte nicht Willkür, ſondern vielmehr jene heilige ſeyn, die ſelbſt Geſetzmäßigkeit iſt. Ein höchſtes und heiligſtes Geſetz erkannten ſie nicht nur an, ſondern ordneten ſich auch demſelben mit frommer Neigung unter. Dies höchſte Geſetz fanden ſie in dem klaren und lautern Wort Gottes, wie daſſelbe in der heiligen Schrift allen zugänglich und für alle ausgeſprochen ſey. Die heilige Schrift ward ihnen dann auch die einzig höchſte Richtſchnur ihres Glaubens und Lebens; nichts menſchliches achteten ſie derſelben gleich, und was menſchliche Weisheit und Frömmigkeit je erfunden, ward von ihnen nur in ſo fern als chriſtlich und als verbindlich anerkannt, als es mit der heiligen Schrift übereinſtimmte. Die Proteſtanten fanden ſich zwar bald veranlaßt, Bekenntnißſchriften aufzuſetzen, oder für einige der älteren ſich, als ihre Ueberzeugung enthaltend, zu erklären; aber nur um vor der Welt ein einfaches, klares und bündiges Zeugniß abzulegen, was ſie als echte Chriſtus- und Bibellehre aufnähmen, und für alle die, welche ſich mit ihnen zu gleichem Bekenntniß der evangeliſchen Wahrheit vereinten, einen hinreichenden Ausdruck der Ueberzeugung, die ſie geiſtig verband, auch äußerlich zu gewinnen, und dadurch zu verhüten, daß nicht durch willkürliche Auslegung und Deutung der heiligen Schrift von den Gliedern der Gemeinde etwas als evangeliſche Wahrheit geltend gemacht werde, was nicht die Ueberzeugung Aller ſey, oder durch gehäſſige Beſchuldigungen von ihren Gegnern ihnen Lehren aufgebürdet würden, die ſie nicht anerkannten. Durch die Annahme dreier älterer Bekenntnißſchriften, die auch in der catholiſchen Kirche als ein Ausdruck der Rechtgläubigkeit anerkannt waren, bezeugten ſie, daß ſie ſelbſt mit der frühern, noch durch keine Papſtgewalt unterdrückten chriſtlichen Kirche, in ihrer Lehre übereinſtimmten, und alſo keinesweges eine neue Kirche gründen, ſondern nur die alte in ihrer Lauterkeit wieder herſtellen wollten. Zu dieſen dreien geſellten ſie ihre neuen Glaubensbekenntniſſe, die nur der Form, nicht dem Geiſt und der Lehre nach neu ſeyn ſollten, in denen ſie, mit Beziehung auf jene ältern, beſonders diejenigen Lehren heraushoben, welche, nach ihrer Ueberzeugung, durch die willkürlichen Satzungen der päpſtlichen Kirche entſtellt und gemißdeutet worden, und die ſie nun nach den Zeugniſſen der Schrift, in ihrer Echtheit und Reinheit wieder ausſprechen wollten. Mit großer Freudigkeit und echtem Gottvertrauen, feſt ſich anhaltend an Gottes offenbartes Wort, wie es für alle Zeiten in der heiligen Schrift enthalten iſt, enthüllten ſie hier ihre wohlerwogene und tiefbegründete Ueberzeugung vor den Augen mächtiger Feinde, ſcharfſinniger und gewandter Gegner. Sie ſelbſt aber verpflichteten ſich auch der, in den Bekenntnißſchriften ausgeſprochenen Wahrheit treu zu bleiben, unter allen Gefahren und in jedem Verhältniß, und, ohne ſich ſelbſt oder andern in neuen Satzungen eine neue unerträgliche Laſt und

Sclaverei aufbürden zu wollen, doch, ſo lange ſie den Namen Proteſtanten, oder evangeliſche Chriſten führten, in denſelben, als einem Hauptinbegriff der echten Bibellehre, auch den treuen Ausdruck der ihnen gemeinſamen Ueberzeugung anzuerkennen. Wie ſie ſelbſt dieſe Bekenntnißſchriften, die nur als der von allen anerkannte Ausdruck der Bibellehren abgefaßt wurden, auch nur darum aufnahmen, weil, ihrer Ueberzeugung nach, dieſelben mit der heiligen Schrift ganz übereinſtimmten, ſo ſollte dieſe, nicht in der äußern, den Zeitverhältniſſen angehörigen Form, wohl aber in dem allen Zeiten entſprechenden Geiſt, und in der Wahrheit beſtehende Uebereinſtimmung, auch von denen, die künftig ihrer Gemeinſchaft ſich zugeſellen würden, nach eigner, im Geiſt der evangeliſchen geſetzmäßigen Freiheit, und mit beſcheidener Anerkennung der Schranken jeder beſondern Forſchung angeſtellten Prüfung zur Ueberzeugung gebracht, und ſo in den Bekenntnißſchriften, weil ſie mit der heiligen Schrift übereinſtimmen, ein bleibender Vereinigungspunkt der Gemeinſchaft erhalten werden. Es ſollte offenbar dadurch ſo wenig als die chriſtliche Freiheit überhaupt auch insbeſondere die theologiſche Forſchung keineswegs beſchränkt, ſondern nur verwahrt werden, daß durch die bloß allgemeine Berufung auf die heilige Schrift, mit Vorbehalt der eigenen beliebigen Deutung derſelben, nicht ein eigenmächtiger und fremdartiger Geiſt in den proteſtantiſchen Verein ſich eindränge und die Willkür an die Stelle der Freiheit geſetzt werde, oder daß unter dem Titel der Schriftlehre eine Menſchenſatzung die allgemeine, auf die gemeinſame Ueberzeugung und das in derſelben anerkannte Geſetz ſich gründende Freiheit gefährde. Auf dieſelben Bekenntnißſchriften aber, durch die ſie bezeugten, daß ſie nichts anders lehrten und bekennten, als was die Lehre Jeſu, ſeiner Apoſtel und der früheſten chriſtlichen Kirche, alſo das reine Evangelium ſey, gründeten ſie auch die ſtandhaft vertheidigten Anſprüche auf die unbeſchränkte Predigt ſolcher Lehre, und einen derſelben gemäßen freien öffentlichen Gottesdienſt, überhaupt auf die Freiheit, Sicherheit und ungeſtörte Uebung im Staate. Es war insbeſondere die augsburger Confeſſion, auf welcher der Rechtsanſpruch der im ſogenannten Religionsfrieden ihnen zugeſtandenen Freiheiten dergeſtalt beruhte, daß nur die von der alten Kirche getrennten, auf jene ſich verpflichtenden Gemeinden dieſelben genießen ſollten. Proteſtant, im Sinne der erſten Gemeinden dieſes Namens, heißt demnach derjenige, der in Sachen des Glaubens und des Gottesdienſtes die Willkür und Obergewalt menſchlicher Satzungen und Meinungen verwirft, allein die heilige Schrift als Richtſchnur ſeines Glaubens anerkennt, die Freiheit, allein dieſer Richtſchnur zu folgen, in Anſpruch nimmt, als Glied einer kirchlichen Gemeinſchaft ſich auf die den Sinn der Bibellehre, als der Lehre Chriſti, ausſprechenden Bekenntnißſchriften derſelben Gemeinſchaft, doch nicht als auf Menſchenwort, ſondern weil ſie die Lehre der Schrift und die einmüthige Ueberzeugung aller Gemeindeglieder enthalten, auf ſo lange, als dieſe Ueberzeugung auch die ſeinige iſt, ſich verpflichtet. Ke.

Proteſtantismus iſt uneigentlich das, was den Proteſtanten als Proteſtanten bewährt, oder der Geiſt, das Streben, die Ueberzeugung und die religiöſe Geſinnung deſſelben. Proteſtantismus iſt nämlich, wie Chriſtenthum, nicht bloß Lehre, ſondern Weſen und Leben deſſen, der ſich dazu bekennt. Was die erſten echten Proteſtanten gewollt, erſtrebt, erkämpft haben, das iſt noch heut das Streben und Leben des Proteſtantismus — Freiheit nämlich, Freiheit im Glauben, Freiheit in der chriſtlichen Lehre, Freiheit im Gottesdienſt; aber eine Freiheit nur,

die, ſo wahr und wirklich ſie dies iſt, nur in Geſetzmäßigkeit lebt, und darum ſich ſelbſt dem höchſten Geſetz als dem Ausdruck des göttlichen Willens, unterwirft. Darin aber iſt die Freiheit des Glaubens, daß dem Gläubigen nur das lautre Wort Gottes, wie es für alle Zeiten offenbart ward, als die Wahrheit ſelbſt gilt, und er nur an das glaubt, was als die Offenbarung Gottes auch ſeine Seele erleuchtet hat, ohne durch irgend eines Menſchen Anſehn, oder Ueberlegenheit ſich beſtimmen zu laſſen, das eigene gläubige Leben in Gott und Chriſtus, und das Vertrauen auf den Geiſt des Herrn, der die Wahrhaftgläubigen in alle Wahrheit leitet, menſchlichem Gericht unterzuordnen. Darin iſt die Freiheit der Lehre, daß einzig die klaren, unumwundenen und unverdeutelten Ausſprüche der Schrift, wie einer den andern erläutert, als die echtchriſtliche Lehre angenommen und verkündet, das Suchen und Forſchen in der Schrift, das Ringen nach klarer Erkenntniß ihres lebendigen Worts durch keine Gewalt gehemmt, nicht irgend eine von Menſchen aufgeſtellte Lehrform als die alleinſeligmachende, und darum unbedingt anzunehmende anerkannt, noch um menſchlicher Satzung willen die eigene Ueberzeugung von dem Wort Gottes aufgeopfert wird. Darin iſt die Freiheit des Gottesdienſtes, daß, wie nach der Lehre Chriſti, der rechte Gottesdienſt eine Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit iſt, derſelbe aus eigenem herzlichen Verlangen und innerm Bedürfniß hervorgehe, immer in heiliger Andacht ſich erneue, von allem falſchen Vertrauen auf bloß äußerliche Geberden ſich entbinde, und nur diejenigen Gebräuche, die dem Wort Chriſti entſprechen, ein Ausdruck des chriſtlichen Glaubens, der Ueberzeugung und der Schriftlehre ſind, als chriſtlich anerkannt, als heilſam geübt, aber alle, bloß von Menſchen eingeführte Uebungen, die als unbedingt nothwendig zur Seligkeit ſich darſtellen, nicht für verbindlich geachtet werden. Der Proteſtantiſmus iſt alſo ein ſtetes Verneinen des entſcheidenden Anſehns aller Menſchenſatzungen in religiöſen Angelegenheiten, ein glänzendes Vertrauen auf die allein ſichre Leitung des Geiſtes Gottes und eine darauf gegründete ſtete Unterordnung aller menſchlichen Erkenntniß und Lehre unter die Wahrheit, die aus Gott ſtammt und in der Schrift verkündet wird; er iſt in einer ſteten Vertheidigung der chriſtlichen Freiheit und Abwehrung alles deſſen, was ſie hemmen will, in einem ſteten Streben, das göttliche Wort, als ſolches und als das höchſte Geſetz, immer klarer zu erkennen, in immer größrer innrer und äußrer Freiheit zu üben, begriffen. Er will die chriſtliche Kirche, als eine freie, dem Wort Gottes und der Vernunft treue Gemeinſchaft der Gläubigen, unter der Obhut des unſichtbaren und doch gegenwärtigen Hauptes, welches Chriſtus iſt, und unter der Leitung des heiligen Geiſtes, im Licht des Evangeliums, herſtellen, ſchützen, befeſtigen und die Chriſtenheit über alle menſchliche Gewalt zu Gott führen, dem allein jeder für ſeinen Glauben verantwortlich iſt. So ſteht er da als ein ſteter Gegenſatz gegen den Catholicismus, ſofern dieſer dem höchſten Glaubensgrund einen menſchlichen zugeſellen, gewiſſe Lehrformeln darum, weil (obwohl erleuchtete, doch dem Irrthum unterworfene) Menſchen dieſelben aufgeſtellt haben, gewiſſe Gebräuche, welche die Schrift nicht als unveränderliche und als Bedingung der Seligkeit aufſtellt, und die nur als Ausdruck und Stützen neuer Lehrformeln von Menſchen angeordnet wurden, den Gläubigen aufdringen und als allgemein verbindlich geltend machen, dem unſichtbaren Haupt der Kirche ein ſichtbares als Stellvertreter und Herrſcher der Gläubigen beiordnen, und das innige Glaubensleben einer äußern Gewalt unterwerfen will. Während der Catholicismus

in ſeiner ſpätern Geſtalt auf eine geiſtliche Alleinherrſchaft hinweiſt, für die aller gläubige Gehorſam und alle Demuth der Gemeinde, alles Anſehn der frühern Lehrer und Heiligen der Kirche, und aller Schlüſſe der Kirchenverſammlungen, alle Gewalt der Meinung und der geiſtlichen Vielherrſchaft ſich in dem Einen ſichtbaren Haupt und Herrſcher und ſeiner Gewalt verkörpert, ſtrebt der Proteſtantismus nach der Herſtellung einer freien frommen Gemeinſchaft, in der aber die ungekränkte Herrſchaft des Einen höchſten Geſetzes, das aus Gott iſt, und des göttlichen Worts, der Lehre Chriſti, wie ſie offenbart iſt in der Schrift, und Chriſtus als Haupt der Gemeinde freudig anerkannt werde. Beide ſtreben, den Menſchen zu Gott zu führen; der Proteſtantismus nur durch des Glaubens Gewalt, der allein er völlig vertraut, und die ſeiner Freiheit Bürgſchaft iſt; der Catholicismus zugleich durch die Gewalt menſchlichen Anſehns und bedeutſamer Gebräuche, die er nicht, wie der Proteſtantismus bloß als heilſame, dem innern Bedürfniß entſprechende Uebungen, ſondern als Mittel, an welche die Seligkeit ſelbſt ſchlechthin gebunden iſt, und als eine verdienſtliche Dienſtbarkeit betrachtet und behandelt. So gewiß nun die vollkommnere Verfaſſung der geſelligen Menſchenverhältniſſe die iſt, wo nicht der Wille eines Einzigen, oder die Ueberlegenheit Einiger unbedingt und despotiſch gebietet, ſondern der vernunftmäßige und in geſetzlicher Freiheit gegründete Wille Aller in den Anordnungen und dem Leben des Ganzen ſich ausdrückt; ſo gewiß, zumal in den höchſten Lebensangelegenheiten des Menſchen, irgend eine gewaltſam nöthigende Gewalt, welche die eigne Vernunft fremder Willkür und bloß menſchlichem Anſehn unterwirft, unſtatthaft iſt, und die freie aus höherm Bedürfniß und frommem Streben hervorgehende Selbſtbeſtimmung allein als menſchenwürdig erkannt werden darf: ſo gewiß muß in den religiöſen und kirchlichen Angelegenheiten jenem Geiſt chriſtlicher Freiheit, der die Seele des Proteſtantismus iſt, der Sieg über alle unchriſtliche Gewalt in Glaubensſachen bereitet, und darum der proteſtantiſche Geiſt aufrecht erhalten werden und fortleben. Proteſtantismus und Catholicismus in ihrer echten und reinen Geſtalt ſtehen zwar einander an ſich keineswegs entgegen, denn jener ſtrebt wie dieſer nach Allgemeinheit, nach dem unendlichen Wachsthum des chriſtlichen Geiſtes und evangeliſchen Lebens, doch ſo, daß der Gläubige als ſolcher nicht der menſchlichen Lehre, ſondern dem Wort Gottes allein in ſich und andern die völligſte Anerkennung und Huldigung ſichern will, und der echte Catholicismus, weil er nur das reine Chriſtenthum in Lehre und Leben darſtellen will, kann dem Geiſte chriſtlicher Freiheit, ſo weit irgend die gläubige Gemeinſchaft derſelben fähig iſt, nicht abhold ſeyn. Weil er aber eine äußere nöthigende Gewalt für die Gläubigen nicht nur für erſprießlich, ſondern auch für unerlaßlich hält, weil er eine Vermittlung zwiſchen der Kirche und dem eigenen frommen Streben der Gläubigen nicht nur darbeut, ſondern auch aufdringt, weil er die Meinung und die frommen Uebungen der Chriſtenheit beherrſchen, und Alles Einer Meinung unterthan machen will; ſo tritt ihm der Proteſtantismus als der Verfechter der chriſtlichen Gerechtſame, ſich aus dem Wort Gottes ſelbſt zu belehren, und der eignen Ueberzeugung, wenn dieſe nur dem Geiſt der ganzen Gemeinſchaft nicht widerſtrebt und Unchriſtliches hegt, zu folgen, beharrlich entgegen. Beide aber erſcheinen als zwei nothwendige Formen im Leben der ſichtbaren chriſtlichen Kirche, beſtimmt in ihrem gegenſeitigen Verhältniß ſich ſelbſt und über Alles die chriſtliche Kirche immer vollkommner herzuſtellen. Denn durch zweierlei wird

die chriſtliche Freiheit gefährdet, durch Willkür und durch Gewalt, und die Kirche bedarf eben ſo ſehr des Schutzes gegen jene als gegen dieſe. Weil nicht alle Glieder der Kirche der höchſten Freiheit, die durchaus Geſetzmäßigkeit iſt, fähig und ſelbſt die Frömmern der Gefahr, bei eigenem Streben in Willkür zu verfallen, ausgeſetzt ſind, ſo bedarf der Proteſtantismus eben ſo ſehr eines Gegengewichts wie der Catholicismus, bei dem die Freiheit wie dort durch Willkür, durch die herrſchende Gewalt bedroht wird. Für die chriſtliche Kirche iſt es eben ſo wichtig, daß der möglichen Willkür, wie der Gewalt begegnet, und aller Sclaverei, die aus jener wie aus dieſer hervorgehen kann, geſteuert werde. Damit die chriſtliche Freiheit, nach welcher der Proteſtantismus ſtrebt, nicht entarte oder gemißbraucht werde, hält der Catholicismus auch die Gewalt menſchlichen Anſehens und menſchliches Gericht entgegen; damit dieſer nicht dem menſchlichen zu viel einräume und den Geiſt unterjoche. Durch Menſchenwort, nimmt jener das Recht der Gläubigen, Gott allein als den höchſten Richter anerkennen, und wie jeder vor ihm beſtehen möge, ſelbſt ſorgen zu dürfen, in Anſpruch. So ſtreben ſie beide doch weſentlich auf Ein Ziel hin, und ſind bei der Unvollkommenheit und Schwachheit der menſchlichen Natur gleich unentbehrlich. Dies wird noch offenbarer, wenn man erwägt, wie bei der eigenthümlichen Richtung beider der Proteſtantismus zur Begründung der freien Ueberzeugung, die er auch in Glaubensſachen erringen will, der Forſchung und Erkenntniß bedarf, bevor er ſeine Ueberzeugung weſentlich nur von den Ausſprüchen der heiligen Schrift abhängig macht, fort und fort auch in dieſer Belehrung ſuchen muß; der Catholicismus hingegen ſelbſt bei mangelhafter Erkenntniß doch den Glauben fodert, das eigene Forſchen und die Selbſtbelehrung dieſem unbedingt unterordnet und die Erkenntniß und Lehre auch von dem Anſehn der erleuchteten Zeugen der Wahrheit und dem Ausſpruch der Kirche abhängig macht, ja ſelbſt das Zeugniß der Schrift nicht nach der von mehr oder minder vollkommner Erkenntniß bedingten Deutung, ſondern nach der von der Kirche anerkannten Auslegung ſtatthaft hält. Nun iſt offenbar Jener eben ſo ſehr in Gefahr, die eigene Ueberzeugung und die Erkenntniß zu hoch, dieſer ſie zu gering zu achten; jener ein zu übermüthiges Wiſſen, dieſer einen zu ſclaviſchen und blinden Glauben zu erzeugen. Sie mäßigen und vollenden ſich alſo gegenſeitig, indem jener durch dieſen vor zu großem Vertrauen auf die eigene Forſchung und Erkenntniß; dieſer durch jenen vor zu blinder Unterwürfigkeit unter fremdes Anſehen, das zum Glauben nöthigen will, vor einem Glauben, der ohne Ueberzeugung iſt, beſtändig gewarnt und verwahrt wird. Der Proteſtantismus, der mit Recht zum Glauben Ueberzeugung, darum auch Erkenntniß fodert, ordnet leicht den Glauben, das religiöſe Gemüth dem Wiſſen und Verſtande zu ſehr unter; der Catholicismus, der mit gleichem Recht den Glauben für das Höchſte, und über alle Erkenntniß achtet, nimmt leicht die Vernunft zu ſehr gefangen, und ordnet eben ſo ſie dem Gemüth und religiöſen Gefühl zu ſehr unter. Wie aber in dem rechten Verhältniß des Erkennens und Glaubens der Vernunft und des Gefühls die echte Religioſität iſt, ſo auch die rechte Vollendung der Kirche, und ſo wird dieſe, die nie vollendet iſt auf Erden, in ihrer ſichtbaren Geſtalt, durch das ſich gegenſeitig mildernde und bedingende, erweckende und warnende Streben beider, wenn daſſelbe rechter Art iſt, immer vollkommner hergeſtellt. Wenn aber der Catholicismus, der der eignen Erkenntniß und Vernunft nur wenig einräumt, an De-

muth, der wahrhaft chriſtlichen Tugend, den Proteſtantismus zu übertreffen ſcheint, ſo darf doch nicht verkannt werden, daß dieſer von einer andern Seite darin demüthiger iſt, daß er ſich ſelbſt nur in einem immer fortſchreitenden Werden begriffen fühlt, während jener ſich ſchon zu einem vollendeten Seyn gelangt glaubt. Darum erkennt auch der Proteſtantismus den Catholicismus als eine chriſtliche Erſcheinung des chriſtlichen Lebens an, wenn dieſer ſich ſchlechthin für alleinſeligmachend erklärt, und darin die Demuth verläugnet. Es iſt proteſtantiſch, auch dem einzelnen Gläubigen die Freiheit zu laſſen, nach dem eigenen Bedürfniß, der einen oder der andern der beiden Hauptformen der chriſtlichen Kirche (der catholiſchen oder proteſtantiſchen) ſich zuzuwenden und zu bekennen, daß die chriſtliche Kirche an ſich nicht hier iſt oder dort, ſondern in allen denen, die von Herzen an Chriſtum glauben, und in Glauben und Liebe wandeln, und wie ſie ſo eine unſichtbare heilige Gemeinſchaft iſt, auch vollkommner auf Erden erſcheinen wird, wenn der Geiſt des Proteſtantismus und Catholicismus in einen höhern Einklang treten wird. Es iſt proteſtantiſch auch, die Unvollkommenheit beſonders des heutigen ſogenannten Proteſtantismus anzuerkennen, weil in demſelben der Dünkel des eigenen Wiſſens, der Uebermuth des Erkennens ſo überhand genommen hat, daß die Kraft und Innigkeit des kindlich demüthigen Glaubens unter den Proteſtanten nur zu ſehr verſchwunden iſt. Der Proteſtantismus ſoll es nie vergeſſen, daß er ſich ſelbſt vernichtet, wenn er den Geiſt verläugnet, in dem, von Gott geſendet, Luther die Kirche zu erneuen begann, den Geiſt des Glaubens, der über alle Erkenntniß, den Geiſt der Demuth, der ſich und Alles Menſchliche dem Licht von oben, der Offenbarung, dem Wort Gottes unterordnet. Viele aber, die zu dieſer Zeit ſich des Proteſtantismus rühmen, huldigen nicht ſeinem, ſondern ihrem eignen Geiſt, und indem ſie Alles auf die Schrift zu gründen vorgeben, ſteifen ſie ſich nur auf die eigne willkürliche Deutung derſelben. Die Verächter oder Gegner des Proteſtantismus aber faſſen ihn nur in dieſer ſeiner Entartung, und was das Heil der Chriſtenheit, das Bedürfniß der Kirche ſey, ſcheint denen verborgen zu ſeyn, die durch bloße Annäherung der äußern Formen dem Proteſtantismus und Catholicismus aufzuhelfen, und insbeſondre jenen durch die Reize und die Freigebigkeit der Künſte weſentlich zu ſtützen glauben. (S. d. Art. Catholicismus.) Aber der echte Proteſtantismus wandelt fromm und würdig ſeinem Ziel, das er nie erreicht zu haben ſich überredet, entgegen, und erneut ſich mit der ihm inwohnenden jugendlichen Kraft unter Leitung des Geiſtes des Herrn zu einem Daſeyn, das immer höher ſich läutern und vollenden wird. K e.

Proteus, in der altgriechiſchen Fabel ein vergötterter Menſch, der jetzt als wahrſagender und zauberiſcher Meergreis die Robben Poſeidons im ägeiſchen Meere weidete und nach dem Berichte verirrter Seefahrer in jener noch unbekannten Gegend, manchmal auf der wüſten Inſel Pharos, unweit der weſtlichen Nilmündung, manchmal auch auf der entgegengeſetzten Seite des Mittelmeers in Carpathos, dem heutigen Scarpanto, zwiſchen Creta und Rhodus, ſich mit den Robben ſonnte und Mittagsſchlaf hielt. Nur durch Liſt und Gewalt gezwungen, weiſſagte er; zuvor wandte er alles an, um dem Fragenden zu entwiſchen, und verwandelte ſich in allerlei Geſtalten, in verſchiedne Thiere, in Bäume, und ſelbſt in Feuer und Waſſer. Wer aber, unabgeſchreckt, ihn ſtets in feſten Banden hielt, dem entdeckte er endlich, was er zu

wiſſen verlangte, Vergangnes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. So überliſtete und zwang ihn Menelaus, ihm ſeine Prophezeiungen und ſeinen Rath zu ertheilen. Homer nennt den Proteus einen Aegyptier, entweder im eigentlichen Sinne oder weil er in der Nähe des Stroms Aegyptus ſich aufhielt. Ihn für einen Aegyptier zu halten, wäre darum nicht nöthig; als aber ſpäter die ägyptiſchen Prieſter ſich der geſammten griechiſchen Götterlehre bemächtigten, machten ſie den Proteus zu einem Könige aus der Zeit des trojaniſchen Krieges, der entweder durch heilige Künſte oder durch künſtliche Veränderungen des Hauptſchmucks mancherlei Geſtalten habe annehmen können. In andern Erzählungen, welche vielleicht Virgil vor ſich hatte, war Proteus ein vergötterter Tauſendkünſtler aus Pallene, einer Landzunge Emathiens oder Macedoniens. Durch die Ruchloſigkeit ſeiner Söhne gekränkt, wanderte er zu Hercules Zeiten unter dem Meere weg nach Aegypten, und hütete ſeinem Herrſcher Neptunus, der ihm die prophetiſche Wundergabe verliehen hatte, die Robben jenes noch unerkundeten Meeres. Erſt die ſpätern Myſtiker ſchufen ihn zu einem Sinnbilde des Urſtoffs um, und ſo erſcheint er im 24ſten orphiſchen Hymnus. Der ſterblich geborne Meerdämon wurde jetzt ein Sohn des Neptun und der Phönice oder gar des alten Oceanus ſelbſt und der Thetys. Zur Gemahlin gab man ihm die Pſamothe, mit der er mehrere Söhne und Töchter zeugte, deren Namen verſchieden angegeben werden.

Protogenes, ein griechiſcher Mahler und Zeitgenoſſe des Apelles, nach Einigen aus Rhodus, nach Andern aus Carien gebürtig. Es werden mehrere meiſterhafte Gemählde von ihm genannt, namentlich der Jalyſus, der vermeintliche Stifter der Stadt Rhodus. Auf dieſem Gemählde befand ſich ein Hund, den der Mahler keuchend und mit ſchäumendem Munde vorgeſtellt hatte. Plinius erzählt, daß ihm lange der Schaum am Munde nicht hatte glücken wollen. Vor Unwillen warf er einſt den Schwamm, womit er die Farben abzuwiſchen pflegte, auf das Gemählde, und zufälliger Weiſe wurde dadurch der Schaum ſo natürlich gebildet, als es Protogenes nur wünſchen konnte. Zur Zeit des Cicero war dies Gemählde noch zu Rhodus; Caſſius brachte es nach Rom und ſtellte es in dem Tempel des Friedens auf, wo es unter Commodus ſammt dem Tempel verbrannte. Ueber ſein Zuſammentreffen mit Apelles vergl. man den Art. Apelles.

Provence, eins der ehemaligen Gouvernements von Frankreich, das gegen Oſten an Piemont, gegen Süden an das mittelländiſche Meer, gegen Norden an Dauphiné und die Grafſchaft Venaiſſin gränzt, und gegen Weſten durch die Rhone von Languedoc getrennt wird. Es iſt im Ganzen ein ſchönes und fruchtbares Land, das Wein, Oel, Feigen, Mandeln, Granatäpfel u. ſ. w. in Ueberfluß, Getraide aber nicht in hinlänglicher Menge hervorbringt. Im Mittelalter hatte es ſeine eignen Grafen, welche unter dem römiſchen Reiche ſtehen wollten, und daher auch nicht zu den franzöſiſchen Landſtänden gehörten. Unter Carl VIII. wurde es durch ein im October 1486 gegebnes Edict unzertrennlich mit der Krone Frankreich vereinigt. Jetzt zerfällt dies Land in die Departemens der Baſſes Alpes, der Bouches du Rhone und des Var; ein kleiner Theil iſt zu dem Departement der Vaucluſe gezogen worden.

Provenzaldichter ſind die ritterlichen Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts im ſüdlichen Frankreich und Spanien. Dieſe ſüdlichen Landſchaften führten damals den gemeinſchaftlichen Namen Provence. Unter dieſer iſt alſo nicht nur das Land zwiſchen Rhone und

Var zu verſtehn, ſondern auch, was ſonſt hieß Languedoc, Gascogne, Auvergne, Bourgogne, vereinigt ſeit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts (unter Raimond Berengar IV., zuvor Graf von Barcelona oder Catalonien, und dann durch Verheirathung Graf von Provence, und als ſolcher R. B. I.) und dann erweitert durch Aragonien und einen großen Theil des ſüdlichen Spaniens. Die Unterthanen hießen Provinciales oder Provençaux, und waren ungefähr durch die Loire von den weit rohern François geſchieden. Südfrankreich, ſchon ſonſt durch die Colonien der Griechen, z. B. Marſeille, und durch die Nähe der Römer mehr verfeinert, und durch ſchönern Himmel und liberalere Regierung begünſtigt, war bis zum elften Jahrhundert dem Norden ſchon ſehr vorgeeilt in der Cultur, und im Beſitz einer Sprache, die, aus römiſchen und germaniſchen Wörtern gebildet, ſich durch Klarheit, Zartheit, Wohlklang und Reichthum ſo auszeichnete, daß ſie die Sprache der Gebildeten auch in Catalonien, Valencia, Majorca u. ſ. w. ward. Eine ſolche Sprache, die romaniſch-provenzaliſche, die Verfeinerung des damaligen Adels durch die Bekanntſchaft mit dem Orient, namentlich mit den dichtenden Arabern, die durch Reiſen und Abenteuer geweckte Phantaſie und vergrößerte Verſtandesbildung, die herrſchend gewordene romantiſche Stimmung und der durch den Handel entſtandne Wohlſtand, alles dies weckte die Geiſter, weckte die Poeſie; man ſang Krieg und Abenteuer, Religion und Liebe, und fand viel Ermunterung und lauten Beifall, beſonders von Seiten der in den Liedern verherrlichten Frauen. Bald war poetiſch der ganze Adel und alles, was Bildung hatte in der Provence, deren Fürſten die Dichtkunſt ſehr begünſtigten, beſonders Raimond Berengar III. und V. nach deren Herrſchaft es zum guten Tone an ihren Höfen, damals den gebildetſten und prachtvollſten in ganz Europa, gehörte, einen Kreis von Dichtern aus dem Adel um ſich zu verſammeln. Poeſie und Geſang, durch die Laute, Harfe oder Violine begleitet, mußte jede Feſtlichkeit verherrlichen, daher Viele herumreiſ'ten, um durch ſolche Gaben die Freudenfeſte zu verſchönern. Die Namen Provenzal und Dichter wurden faſt gleichbedeutend. Ihre Lieder, in denen ſich der Reim ausbildete, die aber oft nicht aus poetiſcher Begeiſterung hervorgingen, ſondern oft nur aus einer chevalereſken Begeiſterung und Nachahmungsſucht, waren bald ſüße, fröhliche (Soulas), bald klagende Liebeslieder (Lais), bald idylliſche (Pastourelles), bald religiöſe, bald didaktiſche, bald ſtark ſatyriſche (Sirventes), beſonders gegen die verdorbene Geiſtlichkeit, bald Wettgeſänge über galante Streitfragen (Tensons), die in den Cours d'Amour recitirt wurden. Am liebſten ſangen ſie jedoch Frauen und Liebe, wetteifernd, ihre Damen als Idole und Ideale zu verherrlichen; aber nicht ſo herzlich und ſo züchtig, wie die deutſchen Minneſänger. So wenig uns nun ihre Gedichte im Ganzen zuſagen, da vielmehr nur einzelne feine und treffliche Stellen, die überhaupt im Originale geleſen werden müſſen, weil der meiſte Reiz im Ausdrucke liegt, und ſo wenig ihre Lieder wahrhaft poetiſchen Werth haben, da ſie ſelten etwas feſt halten, und oft mehr phantaſtiſche Ziererei und alltägliche Reimerei ſind, als Wiederhall eines begeiſterten Gemüths, ſo muß man doch die großen Vortheile nicht verkennen, welche ihre Zeit von dieſer Poeſie davontrug, welche immer die Geiſter bildete, die Sprache bereicherte, die Männer zu Thaten begeiſterte und die Frauen anfeuerte, ſich liebenswürdig zu machen. Dieſe Dichter führten auch den Namen romaniſche Dichter, weil man die Provenzalſprache auch noch die romaniſche nannte, aus welcher ſie ſich gebildet, und in wel-

eher man ſchon im 10ten Jahrhundert Romane zu ſchreiben verſucht hatte; ferner Troubadours (von trouver, finden), und im Italieniſchen Trovatori; während die etwas ſpätern nordfranzöſiſchen Dichter, die in der rohern franzöſiſchen Sprache beſonders Romane, die viel Unſinn, alberne Mährchen und Phantaſtereien enthalten (zuerſt den damals ſo beliebten, aber langweiligen Roman von der Roſe), Heldengedichte (von den zwölf Pairs Carls des Großen, von den Rittern der Tafelrunde und von den Amadiſſen) Contes und Fabliaux ſchrieben, und die beſonders von Carl VI. begünſtigt wurden, Trouvéres genannt wurden. Der älteſte Troubadour, den wir noch nach ſeinem Namen und ſeinen Liedern kennen, iſt Wilhelm, Graf von Poitiers und Guienne (geb. 1071), der die Abenteuer ſeines Kreuzzugs beſang, vor dem jedoch ſchon andere geſungen haben müſſen. Die Zeit der Provenzaldichter währte höchſtens 300 Jahre; die Zeit ihrer Blüthe ſetzt man auf 1162, als Berengar III. vom Kaiſer Friedrich I. mit der Provence belehnt worden war. Da waren nicht bloß die Großen und viele Damen in der Provence, ſondern auch große fremde Fürſten (z. B. Richard Löwenherz) und der italieniſche Adel ganz für den Provenzalgeſang eingenommen. Die Reize der Provenzalſprache und des Provenzalgeſangs verbreiteten ſich nämlich gar bald in Italien (wo Folchetto der erſte namentlich bekannte Provenzaldichter war) und in Spanien (limoſiniſche Provenzaldichter), wo viele Fürſten Dichter waren (wie Alfons II., Peter III. und IV.), auch ſpäter in Sicilien. Der Verfall des Provenzalgeſangs trifft ins 14te Jahrhundert, in deſſen erſter Hälfte man ſchon Preiſe (zu Toulouſe, goldne Veilchen, dann auch ſilberne Ringelblumen und Feldroſen) zur Ermunterung für Dichter ausbieten mußte. Der letzte, den Millot, der Verfaſſer des Hauptwerks in dieſem Fache, anführt, iſt ein von Beſieres. Man ward dieſes Zeitvertreibs natürlich endlich überdrüſſig, der Verſtand verdrängte die Phantaſie, der Adel verlor ſeinen Glanz, die fürſtlichen Begünſtiger ſtarben aus, die entſtehende Herrſchaft der Könige aus dem franzöſiſchen Hauſe begünſtigte ſtatt der Provenzalſprache die franzöſiſche, auch fehlte es an Stoff, da die Ritterabenteuer aufhörten; ein kräftiger Petrarca trat unter den Provenzalen nicht auf, und ſtatt der Sänger, die man, wenn ſie ſelbſt Troubadours waren, Menetriers nannte, gab es nur noch Luſtigmacher, Jongleurs, die den Namen Troubadours mißbrauchten, und die Verachtung ſolcher bewirkte auch das Vergeſſen der frühern beſſern Dichter. Wir haben noch viel von dem poetiſchen Nachlaſſe der Provenzaldichter, auch einige religiöſe Romane, und dieſer Nachlaß iſt allerdings ſehr intereſſant für uns, weil er eine Probe des wiedererwachenden Geſchmacks der Europäer, und ein Denkmal der damaligen Denkart und der damaligen Sitten unter den Gebildeten iſt und den Alterthumsforſchern viele Materialien gibt. Doch wir können dieſen Aufſatz nicht ſchlieſſen, ohne dem Leſer ſelbſt eine Probe von den Producten jener Sciença gaye (ſo nannten ſie die Dichtkunſt) gegeben zu haben.

1) Romaniſch-provenzaliſch.

Al chans d'ausels commenza ma chansos,
Chant aug chantar la ghianta et aiglos,
E' pels cortils veg verdegár lo luis.
La blava flors que par entr' el boissos,
E'l piu clar corren sobr' els sablos
La ù s'espand la blanca flor del lis . . . . .

d. i. ſingen Vögel wieder, dann ſchallt auch mein Lied; hör' ich wieder die Lerche und Amſel, ſehe ich wieder grünen den Grund der Wie-

ſen, prangt die blaue Blume wieder in den Hecken, und rieſeln die Bäche hell über den Sand hin, dort, wo die weiße Blüthe der Lilien entblüht . . . . .

2) Romaniſch-franzöſiſch.

Quand florist la violette,
La rose et la fleur du glais,
Que chante le Papegai,
Lors mi poignent amoretes,
Qui mi tiennent gai.
Mis pieça ne chantai;
Or chanterai
Et ferai
Chanson joliette
Pour l'amour de ma miette,
Ou grand pieça me donnai.

d. i. wenn das Veilchen blühet, und die Roſ' und Tulpe, wenn die Vögel ſingen, necken mich die Liebesgötter, welche mich ſo fröhlich machen. Niemals noch ſang ich; doch bald ſing' ich; dann mach' ich ein artiges Liedchen der Liebe der Theuern, der ich innig ergeben bin. F.

Provinz, Provincia, hieß bei den Römern eine Landſchaft, welche ein geweſener Conſul oder Prätor als Statthalter verwaltete. Demnach wurden ſie eingetheilt in Provincias consulares und praetorias. Aber nur ſolche dem römiſchen Reiche unterworfene Landſchaften hießen Provinzen, welche außerhalb Italien lagen. Unter Auguſt wurden die Provinzen in Provincias senatorias oder populares und imperatorias getheilt. Zu letztern beſtimmte man diejenigen Provinzen, welche feindlichen Angriffen am meiſten ausgeſetzt waren, und deren Verwaltung ſich Auguſt unter dem Vorwande allein vorbehielt, um den Senat und das Volk von Unruhen zu befreien, eigentlich aber, um das Commando des Heeres ganz an ſich zu bringen. Sie waren nicht immer dieſelben.

Provinzial heißt ein Ordensoberer, der über die Klöſter ſeines Ordens in einer beſtimmten Provinz Aufſicht führt und unter dem Ordensgeneral ſteht. Vergl. d. Art. geiſtliche **Orden**.

Prozeß in der Jurisprudenz. Was iſt der Endzweck der bürgerlichen Geſellſchaft? Löſt er ſich in den höchſten und letzten Foderungen der Vernunft auf, oder iſt es ein niederer, Geltendmachung des Freiheitsverhältniſſes, wie es im Privatrechte erſcheint? Und wenn letzteres als wahr anzunehmen, kann ein ſolcher rechtlicher Zuſtand unter den Menſchen außer dem Staate realiſirt werden, oder iſt dieſes bloß nach geſchehener Verzichtleiſtung auf das Recht des eigenen Gerichts durch Conſtituirung eines öffentlichen Richteramts möglich? — Dies alles ſind Fragen, welche durch die neuen Syſteme der Philoſophie deutlicher und preciſer als je zur Sprache gebracht worden und einen lebhaften Federkrieg unter den Juriſten veranlaßt haben, der aber zur Zeit noch nicht als ganz beendigt angeſehen werden kann. Hingegen daß nach den Conſtitutionsgeſetzen der wirklich exiſtirenden Staaten Sicherung der darin geltenden Rechte ſich als ein Hauptzweck für dieſe darſtellt, iſt außer allem Zweifel. Selbſthülfe iſt daraus verbannt und dafür die Hülfe des Staats oder der Stellvertreter deſſelben — der Verwalter der Juſtizpflege wider den unrecht Handelnden proclamirt worden. Indeſſen muß der Natur der Sache nach einer ſolchen richterlichen Hülfsvollſtreckung die richterliche Anerkennung der Exiſtenz ihres Objects vorangehen, welches nothwendiger Weiſe zu einer Mehrheit von Hand-

lungen führt, für die, weil ſie einen beſtimmten Zweck haben, ſich ſowohl in Hinſicht der Ordnung als Einrichtung mittelſt des Verſtandes beſtimmte Regeln bilden laſſen. Ob nun gleich auch bei nicht ſtreitigen Fällen (z. B. bei Verſchollenen, bei Gemeindetheilungen) zur Feſtſtellung der Rechte ein regelmäßiges Verfahren nothwendig iſt; ſo pflegt man doch in Gemäßheit des Sprachgebrauchs bloß die Verhandlung eines Rechtsſtreits, welche zu einer gerichtlichen Entſcheidung deſſelben nothwendig iſt, das gerichtliche Verfahren oder (das procedere) den Prozeß und die Lehre davon die Prozeßtheorie zu nennen. Auch ſondert man richtig von der letztern die Anleitung zur Form des Gerichtsſtyls, indem dieſe Anleitung einen Theil der ſogenannten juriſtiſchen Praxis ausmacht. Da jene Verhandlung nicht ohne einen ihr angehörigen Gegenſtand und ohne Verhandelnde denkbar iſt, ſo drängt ſich zuvörderſt die Frage auf: welches ſind die Sachen, ſo in beſtimmter Form verhandelt werden ſollen, — wo denn nach geſchehener Sonderung der Civilſache (welche das Mein und Dein betrifft) von der Criminalſache (welche mit einer öffentlichen Strafe belegt iſt) jede nebſt ihren verſchiedenen, auch nur zufälligen Eigenſchaften genau zu entwickeln und von allen verwandten abzuſondern iſt. — Sodann führt die nothwendige Beantwortung der Frage: welche Perſonen hat der Staat dazu beſtimmt, die Prozeſſe der Bürger zu leiten und zu entſcheiden, in welchem Verhältniſſe ſtehen alle dieſe Perſonen in Hinſicht einzelner Individuen und Sachen, und welches ſind im Allgemeinen ihre Pflichten — zu der Lehre von der Gerichtsbarkeit. — Hierauf ſind die Haupt- und Nebenperſonen (Kläger, Beklagter, Denunciant, Denunciat, Inquiſit — Advocaten u. ſ. w.), welche bei einem Prozeſſe vorkommen, nach ihren Eigenſchaften zu betrachten. Nach dieſen Momenten iſt die Verfahrungsweiſe ſelbſt, welche auch eigends, in engerer Bedeutung, Prozeß genannt wird, zu zergliedern. — Die alten Völker, den wahren Geiſt des Criminalrechts verkennend, zogen zwiſchen dieſem und dem Civilrechte nicht ſolche ſcharfe Grenzlinien, wie es die Natur der Sache erfodert, und ſchufen ſo einzig für das erſtere den Anklageprozeß, welcher einen dem Gange von Civilſtreitigkeiten nicht unähnlichen Weg nahm. Durch das canoniſche Recht hingegen wurde nach und nach in dem Inquiſitionsprozeſſe eine ganz verſchiedene, jedoch dem Strafrechte höchſt angemeſſene, mithin philoſophiſch wichtige Verfolgungsform eingeführt. Und eben ſo entſpricht wieder der deutſche gemeine Civilprozeß dem Geiſte des Privatrechts. Daher werden die nun folgenden Grundriſſe der Verfahrungsweiſen in Gemäßheit deutſcher gemeiner Rechte gegeben. — Das Civilverfahren beginnt mit einer Handlung der Partei, regelmäßig mit der ſchriftlichen Klage (ſ. d. Art.). Der Beklagte vertheidigt ſich dagegen bald in einer Einlaſſung (litis contestatio), indem er den Inhalt der Klage ganz oder zum Theil abläugnet, bald Einreden (ſ. d. Art.) vorſchützend. Der Kläger ſalvirt hierauf ſein Recht in einer Replik, worauf gewöhnlich ſein Gegner mit einer Duplik (ſ. d. Art.) ſchließt. Der Richter leitet dieſen Schriftwechſel durch Decrete (ſ. d. Art.) und ſpricht dann ein Urtheil aus, womit er bei Ermangelung eines Rechtsgrundes die Klage verwirft, oder, wenn er nicht jetzt ſchon hauptſächlich erkennen kann, auf Beweis (ſ. d. Art. und Deduction) der illiquiden Thatſachen, ſey es der Klage oder Einrede, mit Nachlaſſung des Gegenbeweiſes erkennt (Beiurtheil). Iſt letzteres der Fall, ſo fängt nun ein Beweisverfahren an. Der Richter beraumt nämlich, nachdem die Parteien in legitimer Friſt (ſ. d. Art.) ihre Beweiſe (probatio, reprobatio) in Schriften eingereicht haben, einen Termin (Productions- und resp.

Reproductionstermin) an. Hier werden Urkunden im Original zur Anerkennung vorgelegt (producirt), die Zeugen beeidet und in Abweſenheit der Parteien abgehört, auf die zu Eid geſtellten Artikel Einlaſſung und Antwort verlangt und der Augenſchein ſo thunlich eingenommen. Ein beſonderes Verfahren über die Zuläſſigkeit der Beweismittel (Productions-, Reproductionsverfahren im engern Sinne) muß der Richter zu vermeiden ſuchen, damit nach Lage der Sache, die in einen Rotul gebrachten Zeugenausſagen (ſ. Zeuge) den Parteien alsbald eröffnet oder ein Termin zu Ableiſtung des Eides (Schwörungstermin) anberaumt werden kann. Oft liefern nun noch die Parteien Deductionen über ihre behaupteten Rechte aus den Beweisführungen (Impugnationsſchrift, Salvationsſchrift). Der Richter aber faßt darauf ein Urtheil in der Hauptſache (sententia definitiva, ſ. Urtheil) ab, worin er unbedingt abſolvirt, condemnirt oder noch auf Leiſtung eines Eides von Amts wegen ſpricht (ſ. Eid). — Dieſe Verhandlungsart iſt Regel und wird daher ordentlicher Prozeß genannt. Ausnahmsweiſe tritt aber auch ein hiervon abweichendes Verfahren, außerordentlicher Prozeß, ein. Iſt Raſchheit des Verfahrens Grund dieſer Abweichung, ſo nennt man das Verfahren ein ſummariſches, welches einen beſtimmten (Wechſel-Executivprozeß) und unbeſtimmten Gang hat. Auf einem andern Sonderungsgrunde beruht der Concursprozeß (ſ. Concurs). — Das bisher beſchriebene Verfahren iſt Sache eines Richters. Glaubt aber eine Partei durch das Erkenntniß dieſes Richters gravirt zu ſeyn, ſo muß ſie binnen zehn Tagen ein Rechtsmittel (ordentliches Rechtsmittel) dagegen einlegen, wodurch immer die Rechtskraft jenes Urtheils ſuspendirt wird (Suspenſivmittel) und eine neue Inſtanz (ſ. d. Art.) anhebt. Wird das ganze Verfahren an ein neues Gericht gebracht, ſo nennt man das Rechtsmittel vorzugsweiſe ein devolutives (Appellation). Außerordentlicher Art ſind die reſciſſoriſchen Rechtsmittel (remedia rescissoria), welche gewöhnlich keinen Suspenſiveffect haben (Beſchwerde über unheilbare Nichtigkeit, Wiedereinſetzung in den vorigen Stand). — Iſt ein Urtheil nach den Verhandlungen in den geſetzlichen Inſtanzen oder ſchon in der erſten rechtskräftig geworden, ſo darf der Sieger um Vollſtreckung deſſelben (ſ. Execution) nachſuchen, wobei eine Berechnung (Liquidationsverfahren) vorkommen kann. — Noch können in jedem Theile des ordentlichen und außerordentlichen Prozeſſes mancherlei Nebenhandlungen vorkommen, welche in den gewiſſen Rechtsgang nicht hinein gehören, z. B. Verſuch zur Güte, Befriſtungen und Ungehorſamsanklagen, Reaſſumtion, Sicherheitsleiſtungen, Intervention u. ſ. w. — Den Unterſuchungsprozeß veranlaßt ein geſetzlicher Grund zur Unterſuchung, welcher entweder in eine Denunciation oder in ein öffentliches Gerücht oder aber in Anzeigen (indicia praesumt.) zu ſetzen iſt. In Beziehung auf das Formelle zerfällt dieſer Prozeß auch in den ordentlichen, feierlichen und in den ſummariſchen. Bei dem letztern kommen nur die bei jedem Strafprozeſſe überhaupt weſentlich nothwendigen Handlungen zur Anwendung. Der ſolenne peinliche Prozeß hingegen findet in eigentlichen peinlichen Fällen Statt, und hier haben die Geſetze noch gewiſſe beſondere Förmlichkeiten und Handlungen verordnet, welche bei dieſer Prozeßart gleichfalls weſentlich nothwendig ſeyn ſollen, um dadurch deſto eher ſowohl eine übereilte Losſprechung als eine geſetzwidrige Verdammung zu verhüten (Specialinquiſition). Wenn der eines Verbrechens verdächtig gewordene daſſelbe weder zugeſteht, noch durch Beweismittel, als Augenſchein, Zeugen oder Urkunden deſſen überführt werden kann, ſo ſind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwen-

den. Ein höchſt verkehrtes Mittel iſt die Tortur, welche durchaus nicht Prüfung der Schuld und Unſchuld, ſondern Probe für Stumpfheit oder Reizbarkeit des Nervenſyſtems iſt. Mit dieſer verwandt iſt die Territion, weil ſie in Vorzeigung oder Anlegung der Torturinſtrumente ohne Peinigung beſteht. Der Reinigungseid (ſ. Eid) und Confrontation (ſ. d. Art.) gehören ebenfalls hieher. Um Milderung der verwirkten Strafe oder Abwendung einzelner Prozeßhandlungen, z. B. der Specialinquiſition zu bewirken, darf keinem Angeſchuldigten ein Sachwalter verweigert werden, welcher zu dieſem Zwecke eine Defenſion (ſ. d. Art.) zu fertigen hat. Das Criminalurtheil (sent. criminalis) ſpricht entweder frei (sent. absolutoria), ſey es nun von der ganzen Anſchuldigung oder nur von der Fortſetzung der Unterſuchung, oder es verurtheilt d. h. erklärt des Verbrechens ſchuldig und beſtimmt die Strafe (sent. condemnatoria). Gegen ein peinliches Erkenntniß ſtehen dem Verurtheilten mehrere Rechtsmittel zu, anderweite Vertheidigung, Nichtigkeitsbeſchwerde, Appellation. Die Vollſtreckung, vorzüglich des Todesurtheils, geſchieht öffentlich und mit manchen Förmlichkeiten. — Will man über den philoſophiſchen Werth dieſer letzten Verfahrungsarten einige Reflexionen anſtellen, ſo muß von dem Charakter des Privatrechts ſowohl als des Criminalrechts ausgegangen werden. Denn da die Rechtsverfolgung ſich zum Rechte ſelbſt wie Mittel zum Zwecke verhält, ſo kann die erſtere nur dann auf Beifall rechnen, wenn ſie mit der beſondern Natur des zu ſchützenden Rechts harmonirt. Hat nun das Mein und Dein unter den Privaten das Merkmal der Veräußerlichkeit in ſich, ſo muß auch dem Verfahren in Civilſachen das Recht der Veräußerung unterliegen. Denn wer auf das Recht ſelbſt Verzicht leiſten kann, iſt auch zur Verzicht auf die Mittel zur Erhaltung des Rechts befugt. So lange demnach niemand ein Privatrecht gegen den Andern vor Gericht in Anſpruch nimmt, mangelt es an der Bedingung der civilrichterlichen Thätigkeit — wo kein Kläger iſt, da iſt kein Richter. Daß dieſer Satz an der Spitze der deutſchen gemeinen Prozeßrechtslehre ſteht, iſt aus Obigem hervorgegangen. Es iſt daher dieſe Grundlage richtig, weil ſie auf der Verhandlungsmaxime beruht. Ganz anderer Natur iſt hingegen das dem öffentlichen Rechte angehörige Criminalrecht. Unveräußerlichkeit iſt der Charakter dieſes, nur dem Staate kommt das Recht, Strafen zu mildern oder zu erlaſſen, zu. Mithin müſſen auch die Mittel, welche zur Ueberführung eines Verbrechens dienen, lediglich in ſeiner Hand liegen. Dadurch iſt der Criminalrichter aufgefodert, ſtets von Amtswegen zu handeln. Ergibt ſich nun aus Obigem, daß das gemeine deutſche Criminalverfahren den Charakter der Unveräußerlichkeit in ſich trägt, ſo iſt auch das Fundament, dieſe Prozeßart, richtig, und zwar deßwegen, weil es auf der Unterſuchungsmaxime beruht. Zwar will man neuerer Zeit dieſe Maxime auch auf den Civilprozeß angewendet wiſſen; allein dagegen läßt ſich behaupten, daß die Unterſuchungsmaxime hier nur durch Inconſequenz gehalten werden kann, und daß es weniger Schuld der Verhandlungsmaxime als vielmehr der Richter, welche ſie im Leben darſtellen ſollen, iſt, wenn ſie ſich in dieſem Leben nicht immer wohlthätig äußert. Uebrigens werden die Verhandlungen in Deutſchland durch Schriften gepflogen. So iſt für einen ſichern Rechtsgang geſorgt worden. Die Friſten und richterlichen Auflagen hingegen ſind nicht ſo ſtreng, als zu ſchnellerer Beendigung der Prozeſſe zu wünſchen iſt. Mehr davon ſ. Prozeßordnung. En.

Prozeß heißt in der Chemie diejenige Operation der Natur oder Kunſt, wobei oder wodurch das Weſen eines Körpers verändert wird.

Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Beſtandtheile, woraus alle Naturkörper zuſammengeſetzt ſind, außer dieſer Zuſammenſetzung, d. h. für ſich ſelbſt eine ganz andre Natur und Beſchaffenheit haben, als ſie in jener Verbindung zeigen. Von vielen Körpern lehrt die Erfahrung dies als gewiß. So geben z. B. die beiden luftförmigen Stoffe, das Waſſerſtoffgas und Sauerſtoffgas, wenn ſie ſich innigſt mit einander verbinden, einen dritten Körper von ganz verſchiedner Natur, nehmlich Waſſer. — Die Chemie nun zeigt die Mittel, die Naturkörper zu zerſetzen, d. h. ihre Beſtandtheile aus der Verbindung zu bringen, in welcher ſie einen gewiſſen Körper ausmachen. Sie kennt aber auch Mittel, durch neue veränderte Verbindungen Körper andrer Art hervorzubringen. Die Operationen, nach welchen dies geſchieht, heißen chemiſche Prozeſſe; dergleichen ſind die Auflöſung, die Niederſchlagung, die Verdampfung, das Schmelzen, Deſtilliren und Sublimiren (ſ. d. Art.) In der Natur gehen dieſelben chemiſchen Prozeſſe von ſtatten, und durch ſie bringt die Natur die beſtändigen Veränderungen in dem Weſen der Körper oder den Wechſel der Dinge hervor.

Prozeßordnung (Gerichtsordnung) iſt die geſetzliche Darſtellung einer Prozeßvorſchrift. Da der Staat ſich nicht auf den guten Willen der Richter verlaſſen darf, da er die Bürger gegen alle mögliche individuelle Willkühr der Richter zu ſchützen verbunden iſt, da das Intereſſe der bürgerlichen Geſellſchaft einen feſten gleichförmigen und, ſo viel es möglich iſt, ſchleunigen Gang der Juſtiz unumgänglich erfodert, ſo muß die Beſtimmung der Ordnung und der Art und Weiſe des gerichtlichen Verfahrens durch poſitive Geſetze ein ſehr wichtiger Gegenſtand für die legislativen Behörden ſeyn. Die alten Deutſchen hatten keine poſitiven Prozeßgeſetze und wenig beſtimmte Obſervanzen, die Richter ſchufen ſich in jedem einzelnen Falle ſelbſt eine Norm. Erſt bei Errichtung des nunmehr verſchwundenen Reichskammergerichts erhielt (1495) Deutſchland durch ausdrückliche Reception des römiſchen Rechts und im canoniſchen Rechte geſchriebene Prozeßgeſetze, im juridiſchen Sinne des Worts, und die Ordnung für dieſes Gericht war die erſte germaniſche bürgerliche Gerichtsordnung, wenn anders die des gemeinſchaftlichen Hofgerichts zu Leipzig und Altenburg nicht früher oder auch nicht gleichzeitig mit jener erſchienen iſt. Dieſe Ordnungen aber enthielten von der Verfahrungsweiſe ſelbſt faſt gar nichts. Ihr Hauptzweck war Beſtimmungen über die Verfaſſung des Gerichts, und ſo waren ſie bloß Gerichtsordnungen im engern Sinne des Worts. Erſt in der Folge erſchienen häufiger in den Reichsgeſetzen Normen für die civile Verfahrungsweiſe, welche, in ſo weit ſie mit einer auf ganz Deutſchland ſich erſtreckenden Kraft gegeben worden, noch jetzt geltend ſind. Vorzüglich fürs ganze Reich war berechnet Carls V. peinliche Gerichtsordnung, welche neben dem canoniſchen und römiſchen Rechte eine Hauptquelle für das gemeine deutſche Criminalrecht und das criminelle Verfahren iſt. Das intereſſanteſte Reichsgeſetz für den Civilprozeß iſt der jüngſte Reichsabſchied von 1654, worin unter andern das artikulirte Verfahren abgeſchafft worden iſt. Nur bei dieſem Artikelprozeſſe und der übrigens ſteifen Verfaſſung der Reichskammer iſt dem Beklagten, von welchem Vulteius erzählt, er habe den Kläger 75 Jahre verfahrend hingehalten, bevor er auf die Klage geantwortet und den Krieg Rechtens befeſtigt, dergleichen möglich geweſen. Und man ſollte daher wirklich glauben, die Juſtiz ſey vor Errichtung des Reichskammergerichts beſſer geweſen als nachher, wenn ein Spanier, welcher in der Mitte des 15ten Jahrhunderts Deutſchland durchreiſ't iſt, Wahr-

heit gibt, indem er ſagt (Roderici Zamor Sp. Vitae Num. lib. 1. c. 18, fol. 21): In den vielen volkreichen Städten in Deutſchland, wo ich geweſen, habe ich die vortrefflichſte Polizei und Rechtspflege gefunden, ich habe geſehen, daß ein einziger Mann, ob er gleich der Rechte (römiſchen) ganz unwiſſend und in der Entſcheidung der Rechtshändel (nach ſelbigen) ganz unerfahren war, dennoch alle Streithändel in der ganzen Stadt binnen kurzer Zeit und ohne alles Geräuſch gütlich beilegte, dabei auch weder Advocaten, noch ſonſt eine ſinnreiche Wortwechſelung im Vorbringen der Parteien vorkam; ich erſtaunte hierüber und erkundigte mich, woher es komme, daß in einer ſo angeſehenen Stadt nur ſolche geringfügige und noch überdies ſo wenige Streithändel im Gerichte vorkämen? und wenn es geſchehe, warum kein Advocat dabei gegenwärtig ſey? Laconiſch und mit einem beſcheidenen Lächeln antwortete man mir: eben dieſes letztere ſey die Urſache vom erſtern. — Nach Abfaſſung des jüngſten Reichsabſchieds hat zwar nirgends in gemeinen deutſchen Rechten wieder ein ſolcher monſtröſer Prozeß ventilirt werden können, allein das Verfahren könnte immer noch einfacher ſeyn, und einen ſchnellern Gang gehen. Mehr iſt in den deutſchen Particulärgeſetzgebungen dafür geſorgt worden. In Sachſen hat man ſeit alter Zeit durch Strenge der Prozeßfriſten und richterlichen Auflagen, ſo wie durch die heilſame Eventualmethode dies zu erreichen geſucht. In der preußiſchen Gerichtsordnung iſt deßwegen mit der Verhandlungsmaxime die Unterſuchungsmaxime verbunden worden. In Preußen iſt der Zweck erreicht worden, weil die Verfaſſung der Gerichte damit harmonirt und die Richterſtellen gut beſetzt ſind. In Sachſen hat ſich die Gerichtspflege in der neuern Zeit verſchlimmert, weil die Verhandlungsform nach den ſächſiſchen Prozeßordnungen höher ſteht als die Verfaſſung der Gerichte, welche für ein prozeßreiches Zeitalter nicht paßt. Noch haben während der franzöſiſchen Invaſion ſich mehrere Prozeßordnungen im Geiſte des Code de procédure civile (ſ. code civil françois) in Deutſchland eingeſchlichen, allein mit der Flucht der Franzoſen ſind ſie zugleich flüchtig geworden und haben aufgehört, als deutſche Prozeßgeſetze zu exiſtiren. Ob die heilige Aſträa wieder für einen den Deutſchen gemeinſamen Juſtiztempel ſorgen wird, ſteht zu erwarten. Flehend hat deßwegen für Deutſchland der eben ſo ſinnreiche als gelehrte Thibaut zu Heidelberg ſeine Stimme erhoben. Einen Entwurf zu einer gemeinen deutſchen Gerichtsordnung hat ſchon Gönner drucken laſſen; wird das Geſchenk dieſes Rechtsphiloſophen benutzt, und werden noch dazu ein von Almendingen, Grolman und Martin zu Rathe gezogen, ſo muß etwas Vollendetes werden. En.

Pruth, ein großer und ſchiffbarer, aber reißender Fluß, welcher in Gallizien in den Carpathen entſpringt, durch die Moldau, Jaſſy vorbei und in die Donau fließt. Er iſt merkwürdig geworden in der Geſchichte Peters des Großen (ſ. Petr I. und Catharina I.).

Prytaneum hieß in Athen das Gebäude, wo die Prytanen, d. h. diejenige von den zehn Claſſen des Senats, welche (was der Reihe nach geſchah) den Vorſitz hatte, ſich verſammelte, und während der 35 oder 36 Tage ihrer Amtsführung wohnte und geſpeiſ't wurde. Die Speiſung im Prytaneum gehörte zu den höchſten Ehrenbezeigungen, und wiederfuhr nur um den Staat hochverdienten Männern. — In Paris ſtiftete Napoleon eine Lehranſtalt unter dem Namen Prytanée, in welcher einige hundert Schüler größtentheils auf Koſten des Staats erzogen und gebildet werden. Bis ins 12te Jahr erhalten ſie gemeinſchaftliche Bildung, werden dann entweder zu bürger-

lichen Geſchäften (worin 5 Profeſſoren), oder zu Militärdienſten (worin 3 Profeſſoren Unterricht ertheilen) beſtimmt. Mit dem 15ten Jahre treten ſie aus dieſer Anſtalt, um zur weitern Bildung in ihre Fächer vertheilt und angeſtellt zu werden.

Pſalm bedeutet im Allgemeinen: Geſang. Das griechiſche Stammwort (πσαλλειν) dem deutſchen ſchallen, hallen entſprechend, wird von dem Spielen auf Saiteninſtrumenten, und vom Singen gebraucht. Sonſt wurde zuweilen, wie noch jetzt im Niederſächſiſchen, das Vorſchlags-P weggelaſſen, und Salm für Pſalm geſagt, beſonders in zuſammengeſetzten Wörtern, wie Salmbuch, das Geſangbuch. Wenn aber nach ſeiner Ableitung Pſalm überhaupt Geſang, Lied, bezeichnet, ſo iſt doch das Wort insbeſondre von den heiligen Liedern und Religionsgeſängen, die ſich im alten Teſtament als eine ganze Sammlung finden, üblich worden. Dies iſt ein Kreis echter Religions- und Nationallieder des Volkes Gottes, faſt alle aus den Zeiten Davids und der ſpätern, und wohl nur Einer (der neunzigſte, der Pſalm Moſis) aus früherer Zeit. David, der den Tempelgeſang vollendete, ordnete nicht nur aus den Leviten eine bedeutende Anzahl von Sängern und Singmeiſtern an, ſondern dichtete auch ſelbſt zum heiligen Gebrauch heilige Lieder, die das Vorbild und Muſter für viele andere wurden. Mehrere Pſalmen, die ſeinen Namen tragen, ſind wohl nicht von ihm, ſondern nur nach den ſeinigen gedichtet, und nur in dieſer Hinſicht mit ſeinem Namen bezeichnet. Wiewohl aber öfters ſogar alle Pſalmen ihm zugeſchrieben wurden, und insbeſondre einund ſiebzig durch die Ueberſchriften ihm beigelegt werden: ſo können doch auch dieſe nicht alle von ihm ſeyn, da offenbar Einige ſehr beſtimmt auf ſpätere Zeiten hinweiſen. Dagegen ſcheinen andre, die ſeinen Namen nicht führen und deren Ueberſchriften vielleicht verloren gingen, ihn zum Verfaſſer zu haben, wofür ſowohl der Inhalt einiger, als die Darſtellungsweiſe ſpricht. Aus Davids Zeiten ſind auch die meiſten Pſalme, die dem Aſſaph, Heman und Ethan oder Jeduthun beigelegt werden. Zwölf Pſalme führen Aſſaphs Namen, von denen jedoch mehrere auf eine ſpätere Zeit ihres Urſprungs hinweiſen. Aſſaph ſelbſt, ein Sohn des Berachias (Berechio), war ein Levit, und (nach 1. Chron. 17, 5) der Erſte unter den von David zum heiligen Dienſt verordneten Sang- und Muſikmeiſtern. Der Name Hemans iſt nur Einem, dem 88. Pſalm vorgeſetzt. Heman, mit dem Beinamen der Eſrachit, ſcheint der Levit zu ſeyn, der unter den Sangmeiſtern Davids genannt wird. Zu dieſen gehörte auch Ethan oder Jeduthun, auch ein Eſrachit, dem der 89. Pſalm zugeſchrieben wird. Andre Pſalmen ſang wohl Salomo (der nach 1. Buch der Könige, 4, 32. über tauſend Lieder dichtete), deſſen Namen aber in unſrer Sammlung nur zwei, der 72. und 127. führen, von denen überdies der erſtere mehr auf Salomon, als von ihm gedichtet ſcheint. Wohl aber mögen einige andere unbekannte von ihm ſeyn. Mehrere ſind wenigſtens aus ſeiner Zeit, beziehen ſich auf Verhältniſſe unter ſeiner Regierung, auf die Tempelweihe ꝛc. Die Meinung, daß einige Pſalmen aus der Zeit Samuels und von ihm ſelbſt ſeyen, gründet ſich zwar auf kein hiſtoriſches Zeugniß, hat aber nichts bedeutendes gegen ſich. Die meiſten, von ungenannten Verfaſſern, ſcheinen aus ſpäterer Zeit, wenige aus der Regierungszeit der nächſten Könige nach Salomo, mehrere aus der Trauerzeit des Exils und der Rückkehr, wohin wohl beſonders die gehören, die mit dem

Namen der Kinder Korah bezeichnet ſind, und wahrſcheinlich meiſt Einen Verfaſſer haben. Aus ſpäterer Zeit ſind auch wahrſcheinlich die ſogenannten Aufſteigepſalmen, jene Reiſelieder, die man auf die Rückkehr aus dem Exil bezogen hat, die aber wohl überhaupt ſich auf die jährlichen Wallfahrten nach dem hochliegenden Jeruſalem und dem Tempel beziehen. Einige wenige endlich ſcheinen ſogar der Zeit der Maccabäer anzugehören. Die davidiſchen Pſalme, ſie mögen nun ihn ſelbſt zum Verfaſſer haben, oder zum Theil nur aus ſeiner Zeit ſeyn, machten wahrſcheinlich eine frühere Sammlung aus, die bis zum 72. reichte. Die folgenden ſind meiſt jünger. Unſere Sammlung beſteht bekanntlich aus 150 Pſalmen, die jedoch in ältern Handſchriften nicht überall mit derſelben Zahl bezeichnet ſind, die ſie in der lutheriſchen Ueberſetzung führen, weil hier einige Mal zwei oder drei Pſalme, die anderwärts ſo geſchieden vorkommen, als Einer, und andere, die anderwärts Einer ſind, in mehrere getheilt erſcheinen. Die Maſorethen theilen, ohne wichtigen Grund, die ganze Sammlung in fünf Abtheilungen. Noch willkürlicher und übrigens unfruchtbar iſt die Eintheilung in hohe, mittlere und niedere. Ihr Inhalt würde eine ſichrere Unterſcheidung darbieten. Im Allgemeinen ſind zwar alle lyriſche Geſänge, Lieder im engern Sinn, oder Oden und Hymnen, aber theils eigentliche Oden, die entweder Einen Gedanken, Ein Gefühl, oder Ein Bild in einem kleinern, geſchloſſenen Kreiſe ſinnig darſtellen, oder aus mehrern Gliedern zu Einem lyriſchen Ganzen ſich runden, theils lyriſche Wechſelgeſänge, theils Lieder, in denen der lyriſche Geiſt durch elegiſchen oder idylliſchen Ton, oder durch eine geſchichtliche Thatſache, oder durch weiſe Lehrſprüche eigenthümlich geſtaltet iſt. Die meiſten haben die Gebetsform, oder beginnen oder enden als Gebet, und ſind, ſie mögen Klage, Trauer oder Troſt ausſprechen, Ausdruck des tiefſten Gottvertrauens, der lebendigſten Zuverſicht. Die Sittenlehre iſt rein, und nur in mehrern, beſonders davidiſchen Trauergeſängen, Kriegs- und Siegsliedern, durch Groll und Haß gegen die Feinde, durch einen nicht ſelten unfreundlichen Nationalſtolz entſtellt. Alle aber ſind wahre Nationalgeſänge, Volkslieder, und die meiſten von reinem religiöſen Gehalt. Sie gehören dem Höchſten und Erhabenſten an, was je die Dichtkunſt erzeugte, und das heilige Licht der Offenbarung, der begeiſternde Glaube an den ewigen wahren Gott verbreitet über ſie einen hellen Glanz, und erfüllt ſie mit tiefer Innigkeit. Man muß ſie nicht vergleichen wollen mit andern lyriſchen Geſängen der Vorwelt; ſie ſind ein ganz eigenthümliches und herrliches Gewächs des heiligen Landes, in dem der Offenbarung Stimme am lauteſten erſcholl und am reinſten bewahrt ward. Viele werden in ihren beſondern Beziehungen durch die Geſchichte aufgehellt und erklärt, und dieſe geſchichtlichen Beziehungen müſſen deßhalb aufgeſucht werden. Doch würde man zu weit gehen, und leicht den rechten Sinn ſich ſelbſt verdunkeln, wenn man alles geſchichtlich deuten wollte, da offenbar vieles ſinnbildlich, anderes, obwohl ſeltener, allegoriſch, vieles auch prophetiſch mehr auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit hinweiſend ausgeſprochen iſt. Einige ſind dann auch bei ganz beſondern Zeitbeziehungen für uns minder erbaulich; die meiſten aber, reich an Erhebung, Troſt, kindlicher Zuverſicht, freudigem Gottvertrauen, Zeugniſſe von Demuth und bußfertiger Seele, und zu dem Trefflichſten gehörig, was die heilige Dichtkunſt je hervorbrachte, eignen ſich eben ſowohl für chriſtliche Geſangbücher, wie ſie in der Bibel ſelbſt uns tief und innig ergreifen. — Uebrigens enthält die Sammlung unſerer Pſalme im alten Teſtament

keinesweges den ganzen Liederſchatz der Hebräer. Nicht nur ſind die ſalomoniſchen Lieder für uns verloren, ſondern im alten Teſtament ſelbſt werden noch manche erwähnt, die ſich in unſerer bibliſchen Sammlung nicht finden. Dieſe war zwar zu heiligem Gebrauch veranſtaltet, aber enthält gewiß auch nicht alle hebräiſche Religionsgeſänge. — Nachmals hat man auch erhabne religiöſe Lieder neuerer Dichter Pſalme genannt, wie wir unter andern von Klopſtock einige herrliche beſitzen. Ke.

Pſalmodie bezeichnet ſowohl das Singen der Pſalmen mit Muſikbegleitung, als die Melodie des Pſalmengeſangs. Man hat auch wohl den Pſalm ſelbſt, in wie fern er geſungen wird, eine Pſalmodie genannt. Obwohl uns die eigentliche alte Geſangweiſe der Pſalmen, wie ſie bei den Juden üblich war, unbekannt iſt, ſo hat doch jeder Pſalm in ſich einen vorherrſchenden Geſangston, eine ihm inwohnende Melodie, die durch die Muſik hervorgehoben wird, und auch in den Sangweiſen der überſetzten Pſalme in unſern ältern Geſangbüchern meiſt ſehr richtig ausgedrückt iſt. In ſo fern iſt uns auch die echte Pſalmodie keinesweges verloren, wenn wir auch den eigenthümlichen Rhythmus der Pſalme nicht aufzufinden vermöchten. Ke.

Pſalter heißt das muſikaliſche Werkzeug, zu dem die Pſalme geſungen wurden, das den Geſang begleitete. Es war ein Saiteninſtrument, wie man glaubt, der Harfe ähnlich; doch wurde es vielleicht geſchlagen, und hatte in ſo fern wohl mehr Aehnlichkeit mit einem Hackebrett, vielleicht von vollkommenerer Bauart. Nach bibliſchem Zeugniß (beſonders nach Pſalm 33, 2.) hatte es zehn Saiten. Doch konnten andere Arten deſſelben auch weniger haben. Es iſt gewiß eins der älteſten muſikaliſchen Inſtrumente ſo genannt worden. — Auch das Pſalmbuch, die ganze Sammlung der Pſalmen, heißt der Pſalter. Endlich nannte man ſo auch einen beſonders langen Roſenkranz, den die Nonnen einiger Orden führten. Ke.

Pſeudo, ein griechiſches Wort, welches man Namen und Worten vorſetzt, um dadurch anzuzeigen, daß ſie unecht oder falſch ſind. So heißt Pſeudonym, was einen falſchen Namen führt; Pſeudoprophet, ein falſcher Prophet; Pſeudo-Smerdes, der falſche Smerdes u. ſ. w.

Pſyche, Seele und Schmetterling, durch welchen Doppelſinn die ſchöne allegoriſche Dichtung von ihr ungemein gewann, war die Tochter des Sonnengottes und der Endelecheia oder Entelecheia, d. i. der Stetigkeit oder Strebekraft. Spätere Dichter machen ſie zu einer Königstochter und erzählen ihre Geſchichte alſo: Pſyche, deren zwei ältere Schweſtern von mäßiger Schönheit waren, war ſo liebreizend, daß man ſie für Venus ſelbſt hielt, und nur wie eine Göttin ſie zu verehren, nicht ſie zu lieben wagte. Dies erregte der Venus Neid, die, um ſich zu rächen, dem Amor gebot, ſie in den verächtlichſten Menſchen verliebt zu machen. Amor kam, ſah Pſyche und liebte ſie ſelbſt. Der Vater indeß, voll Schmerz, ſeine Tochter verſchmäht zu ſehen, wendet ſich an Apollo's Orakel, welches den Ausſpruch thut, man ſolle Pſychen, in Trauergepränge, auf den Gipfel eines Berges führen und dort allein verlaſſen, denn ſie ſey zur Braut eines beflügelten Drachen beſtimmt. Unter Jammer wird der Ausſpruch befolgt, und Pſyche ſieht ſich allein auf dem verlaſſenen Felſen, als plötzlich Zephyr ſie ſanft umſchwebt, aufhebt und in ein ſchönes Luſtſchloß des Gottes der Liebe bringt, wo dieſer jede Nacht, ungeſehen und unerkannt, ſie beſucht und mit Anbruch des Tages wieder verläßt. Eines vollkommnen Glücks hätte Pſyche genoſſen, wofern ſie, des Geliebten Warnung befolgend,

nie neugierig geweſen wäre, ihn näher kennen zu lernen. Allein verführt durch ihre eiferſüchtigen Schweſtern, die ſie, auch gegen Amors Gebot, zu ſich hatte kommen laſſen, glaubte ſie ein Ungeheuer in ihm zu umarmen und die Neugierde ſiegte. Mit einer Lampe trat ſie, als er einſt entſchlafen war, zu ihm, entdeckte den ſchönſten der Götter, und ließ vor freudigem Schrecken einen Tropfen heißes Oel auf ſeine Schultern fallen. Amor erwachte, warf der beſtürzten Pſyche ihr Mißtrauen vor und entfloh. Jetzt war ihre Ruhe dahin. Troſtlos irrte ſie, nachdem ſie vergebens ſich in einen Fluß zu ſtürzen verſucht hatte, in allen Tempeln umher, forſchte überall nach ihrem Geliebten und kam zuletzt in den Pallaſt der Venus. Hier begann ihr eigentliches Leiden. Venus behielt ſie bei ſich, behandelte ſie als Sclavin und legte ihr die härteſten und empfindlichſten Arbeiten auf. Pſyche wäre unter der Laſt erlegen, hätte Amor, der ſie noch immer heimlich liebte, ſich ihrer nicht unſichtbar angenommen und ihr in allen Unternehmungen beigeſtanden. Nur in der letzten gefährlichſten Probe, zur Proſerpina ins Schattenreich hinabzuſteigen, und von ihr eine Büchſe mit Schönheitsſalbe zu holen, wäre ſie faſt erlegen. Zwar beſtand ſie alle Verſuchungen glücklich, aber — ſie öffnete die Büchſe, woraus ein ſo tödtlicher Dampf hervordrang, daß ſie leblos zu Boden ſank. Da erſchien Amor und die Berührung mit ſeinem Pfeile brachte ihr Leben zurück. Venus war verſöhnt und auf Jupiters Wort ward Pſyche unſterblich und auf ewig mit dem Geliebten verbunden. Mit großen Feſtlichkeiten ward ihre Vermählung gefeiert, ihre neidiſchen Schweſtern aber ſtürzten ſich von einem Felſen herab. — Dieſe allegoriſche Erzählung finden wir bei Apulejus (ſ. d.)

Pſychologie (Seelenlehre.) Eine Wiſſenſchaft von der Seele kann zur Aufgabe haben, die allgemein wahrnehmbaren Veränderungen und Erſcheinungen der geiſtigen Thätigkeit in ihrer Geſetzmäſſigkeit, ſo wie in ihrem innern Zuſammenhange darzuſtellen, oder auch dem letzten Grund dieſer Erſcheinungen nachzuſpüren und das Weſen der Seele, ihr Verhältniß im Univerſum zu erforſchen, oder kürzer, die Seele betrachten, wie ſie ſich *äußert* oder was ſie *iſt*. Eine Unterſuchung letzterer Art hat man, weil ſie dasjenige zum Gegenſtande hat, was nicht *erfahren* und wahrgenommen werden kann, *metaphyſiſche* oder transcendentale, ſonſt auch rationelle Pſychologie genannt (ſ. d. Art. Metaphyſik); dahingegen die Unterſuchung erſterer Art, weil hier die Seele als Gegenſtand der *Erfahrung* betrachtet wird, *Erfahrungsſeelenlehre* oder *empiriſche Pſychologie*, auch Pſychologie *vorzugsweiſe* genannt. Die *empiriſche Pſychologie* iſt ſonach die zur Wiſſenſchaft ausgebildete Erfahrung über die Aeußerungen und Veränderungen der menſchlichen Seele. Als *Wiſſenſchaft* bezieht ſie ſich auf das *Allgemeine* in der Thätigkeit der Seele, gewiſſe Claſſen der innern Erſcheinungen, welche wir durch vergleichende Beobachtung finden; als Wiſſenſchaft der *Seele* iſt ſie ein Theil der Anthropologie, daher ſie auch pſychologiſche Anthropologie genannt und von der Phyſiologie oder der phyſiologiſchen Anthropologie unterſchieden wird, wiewohl beide immerfort zur Vereinigung hinſtreben. Sie ſetzt den Unterſchied der geiſtigen Anlage (des Ich) und des Körpers als im Bewußtſeyn *gegeben* voraus, und verſucht nicht, denſelben zu erklären; ſie betrachtet zwar die Seele in ihrer Wirkſamkeit, in ſo fern ſie mit dem Körper verbunden iſt, aber abſtrahirt auch von den bloß körperlichen Veränderungen, und deutet bei aller Verſchiedenheit beider auf ihre urſprüngliche Einheit immerfort hin. Geſchähe letzteres nicht, ſo

wäre ſie der Erfahrung vielmehr zuwider, als gemäß, und dürfte ſich des Namens Erfahrungsſeelenlehre nicht rühmen. Ihr Verhältniß zur Philoſophie iſt vielfach. Denn erſtens kann ſie als Vorbereitungswiſſenſchaft zu derſelben, für den entwickelnden philoſophiſchen Geiſt dienen, und iſt dieſes noch mehr als die Logik, welche unter den Thätigkeiten des Geiſtes nur den Verſtand in ſeiner Geſetzmäßigkeit betrachtet. So wie nämlich die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes überhaupt von dem Beſondern ausgeht, und zu dem Allgemeinen fortſchreitend ſich erhebt, ſo iſt die empiriſche Pſychologie, welche eine erfahrungsgemäße Selbſtkenntniß gewährt, die zweckmäſſigſte Vorbereitung und Einleitung in die ſpeculative Weltanſicht, welche die Philoſophie aufſtellt; ſie iſt es um ſo mehr, je deutlicher ſie das geiſtige Organ kennen lehrt, mit welchem wir philoſophiren. Auch werden hier nur Thatſachen vorausgeſetzt und entwickelt, die in eines jeden Bewußtſeyn liegen, mithin jedem verſtändlich ſind, deren deutliche und zuſammenhängende Erkenntniß aber manchem Irrthum des Philoſophirens vorzubeugen im Stande iſt, und als die leichtere zu den ſchwerern ſicherer fortleitet. Nie aber kann ſie ſelbſt die Stelle der Philoſophie vertreten, weil die Erfahrung und Beobachtung nie über das Weſen der Dinge lehrt; daher auch Einige fälſchlich die Philoſophie zu einer bloß pſychologiſchen Betrachtungsweiſe machen. Ja ſie iſt vielmehr, von einer zweiten Seite betrachtet, eine angewandte philoſophiſche Wiſſenſchaft, in ſo fern ſie ſich nämlich zur Anordnung und Erklärung ihrer Thatſachen nicht nur der philoſophiſchen Form, ſondern auch gewiſſer metaphyſiſcher Begriffe, (z. B. Kraft, Wirkung u. ſ. w.), deren Wahrheit ſie vorausſetzen muß, und des philoſophiſchen Geiſtes zu ihrer Begründung und Aufſtellung als Wiſſenſchaft bedarf. Dadurch aber unterſcheidet ſie ſich auch wieder von einer bloßen Naturbeſchreibung der Seele, die ihr in ihrer Entwickelung vorhergegangen iſt. Letztere ſtellt nur die Thatſachen ſelbſt in einer natürlichen Anordnung auf; die wahre Erfahrungsſeelenlehre aber will dieſelben in ihrem lebendigen Zuſammenhange und nach ihren Geſetzen erklären und ſo das innere Leben als geiſtigen Organismus darſtellen. Und ſo iſt ſie derjenige Theil der angewandten Philoſophie, insbeſondre der anthropologiſchen Wiſſenſchaften, welcher die Organiſation der menſchlichen Seele gemäß ihren durch innere Erfahrung (Selbſtbewußtſeyn) wahrgenommenen Aeußerungen kennen lehrt. Dieſem Ideal ſchreitet die Ausbildung der Pſychologie immer näher, je mehr ſie ſich über eine bloße Aufzählung verſchiedener geiſtigen Aeußerungen, und über die Naturbeſchreibung erhebt; ſie iſt aber als eine jüngere Wiſſenſchaft in allen ihren Theilen noch nicht gleichförmig ausgebildet. Einige theilen ſie wie die Körperlehre in die Lehre von den natürlichen, geſunden oder krankhaften Zuſtänden des Geiſtes ein; mithin in die pſychologiſche Phyſiologie und Pathologie. Noch gewöhnlicher iſt die Eintheilung in allgemeine und beſondere oder ſpecielle, von welcher jene die Seele in ihren allgemeinen geſetzlichen Aeußerungen, dieſe beſondere Seelenarten und Claſſen geiſtiger Zuſtände betrachtet, und ſich daher in die Seelencharakteriſtik und Pathametologie der Seele theilt. Nach dieſer Beſtimmung ihres Inhalts und Umfangs leuchtet auch ein, wie ſehr empiriſche Pſychologie nicht nur jede andre Wiſſenſchaft und deren Anwendung unterſtütze und befördere, ſondern auch wie groß ihr Einfluß auf das Leben ſey. Die richtige Erklärung der heiligen Schrift und der Rechtsurkunden, Erziehung und Unterricht jeder Art, die Anwendung der Geſetze auf vorliegende Fälle, die tiefere Geſchichtsforſchung und

Darſtellung, ein der menſchlichen Natur angemeſſenes Heilverfahren, ſo wie jede methodiſche Behandlung der Menſchen beruht auf geiſtigen Geſetzen, deren klare und zuſammenhängende Erkenntniß jene Wiſſenſchaft gewährt. Was ihre Geſchichte anlangt (Fr. Aug. Carus hat dieſelbe in ſeiner Geſchichte der Pſychologie, Leipzig 1808, ausführlich behandelt), ſo lieferten ſchon die Griechen in zerſtreuten Beobachtungen reichlichen Stoff für dieſe Wiſſenſchaft z. B. Plato (man ſehe Tennemanns Syſtem des platoniſchen Philoſophie, 3. Bd.) und Ariſtoteles in ſeinen Büchern über die Seele; in der neuern Zeit David Hume in ſeinem Treatise of human nature, von Jacob überſetzt, Hartley, Locke (de intellectu humano), Montaigne in ſeinen Essais, René des Cartes (beſonders in dem Buche de passionibus animae), Helvetius (de l'esprit de l'homme), Charles Bonnet (essai analytique sur les facultés de l'ame), v. Irwing (Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen), Tetens (in ſeinen philoſophiſchen Verſuchen über die menſchliche Natur ꝛc.), Tiedemann (Unterſuchungen über den Menſchen), Herder (in ſeinen Ideen zu einer Philoſophie zur Geſchichte der Menſchheit), Feder u. v. A. — Aber wiſſenſchaftlich wurde die Erfahrung über die menſchliche Seele zuerſt gefaßt von Chriſtian Wolf, der daher auch der Vater der empiriſchen Pſychologie genannt wird (in ſeiner psychologia methodo scientifica pertractata, Fcf. et Lips. 1732, 4), und die empiriſche Pſychologie von der ſogenannten rationellen oder metaphyſiſchen nicht immer glücklich abſonderte. Eine neue Periode dieſer Wiſſenſchaft beginnt durch die kritiſche Philoſophie (ſ. d. Art.), deren Grundlage pſychologiſch iſt. Kant eröffnete nicht nur in ſeinem größeren Werke (nämlich Kritik der reinen Vernunft und der Urtheilskraft) ſondern auch in der populären Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht, Königsberg 1802, 2. Aufl., der Pſychologie manche neue Ausſicht. Nach Kant und durch Kants Schüler wurde die empiriſche Pſychologie in mehrern Compendien bearbeitet, von K. L. F. Schmid, H. L. Jacob (welcher noch 1814 einen neuen Grundriß der empiriſchen Pſychologie nebſt Commentar über denſelben herausgegeben hat, J. Ch. Hoffbauer in mehrern Schriften, Maaß, Kieſewetter, Snell, Olshauſen. Die Schriften der beiden Letztern und einige von Hoffbauer ſind zum populären Selbſtunterricht für Schüler und für ein größeres Publicum geeignet, die der erſten ſind ſtrenger wiſſenſchaftlich angeordnet und eignen ſich mehr zu Vorleſungen. Mit mehr Eigenthümlichkeit haben zuletzt die empiriſche Pſychologie G. F. Schulze (Grundriß der philoſophiſchen Welt, 1 Thl.), der genannte Fr. Aug. Carus (in 2 Theilen, Leipzig 1808, 8.), und Chr. Weiß in ſeinen Unterſuchungen über das Weſen und Wirken der menſchlichen Seele, Leipzig 1811, bearbeitet. Einzelne Theile derſelben ſind von Maaß (z. B. die Theorie der Gefühle, und die der Leidenſchaften), Dirkſen, (über die Stärke der Seele), Dedekind, Suabediſſen u. A. beſonders bearbeitet worden. Auch gehören hieher einige Werke des trefflichen Schubert (z. B. Ahnungen des menſchlichen Lebens und Symbolik des Traums). T.

Ptolemäus, der Name mehrerer ägyptiſchen Könige nach Alexander. S. Aegypten.

Ptolemäus (Claudius), ein berühmter Geograph, Aſtronom und Mathematiker, geboren zu Peluſium um das J. 70 der chriſtlichen Zeitrechnung. Er blühte zu Alexandria unter der Regierung des Marcus Antoninus und Hadrian. Man glaubt, daß er gegen 80 Jahre alt geworden ſey. Ptolemäus iſt immer als der erſte unter den Aſtronomen des Alterthums angeſehen worden, und hat uns in ſeinen Werken

ein vollſtändiges Syſtem ſeiner Lieblingswiſſenſchaft hinterlaſſen. Ihm verdanken wir die Aufbehaltung der Beobachtungen und wichtigſten Entdeckungen der Alten, bereichert und vermehrt mit ſeinen eignen. Er berichtigte das Fixſternverzeichniß des Hipparchus, und entwarf Tabellen, mittelſt welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet werden konnten. Die einzelnen Beobachtungen der Alten wurden von ihm zuerſt geſammelt und in ein Syſtem gebracht, welches er der Welt in ſeinem Werke Μεγαλη Συνταξις (aus 13 Büchern beſtehend) übergab. Das Weltſyſtem, welches er hier aufſtellt, iſt unter dem Namen des ptolemäiſchen bekannt. (S. Erde.) Um das J. 827 wurde dieſes Werk auf Befehl eines der arabiſchen Könige ins Arabiſche überſetzt, und aus dieſer Ueberſetzung, welche den Titel Almageſt führt, iſt es um das Jahr 1230 auf Antrieb des Kaiſers Friedrich II. ins Lateiniſche übertragen worden. Außerdem aber gibt es noch andre Ueberſetzungen dieſes Werks aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche. — Eine andre wichtige Schrift des Ptolemäus iſt ſeine Geographie in ſieben Büchern. Er folgte bei dieſer Arbeit der Geographie des Marinus von Tyrus, welche nicht lange vorher erſchienen war, bereicherte ſein Werk aber mit zahlreichen Zuſätzen und Verbeſſerungen in Hinſicht auf die Längen und Breiten der Orte und auf die Gränzen der verſchiednen Länder und Provinzen, denn er iſt als der erſte Schriftſteller anzuſehen, welcher die Lage der Orte auf dieſe Weiſe zu beſtimmen ſuchte, und ſo unvollkommen auch vieles aus Mangel an Beobachtungen bleiben mußte, ſo iſt er doch den neuern Geographen unendlich nützlich geworden. Dieſe Geographie wurde griechiſch und lateiniſch 1605 zu Frankfurt in Fol. von Peter Montanus, und 1618 zu Leiden in Fol. von Peter Bertius herausgegeben. Von der oben bemerkten Μεγαλη Συνταξις exiſtirt eine einzige griechiſche Ausgabe von 1538 Baſel in Fol. Außer dieſen beiden Hauptwerken beſitzen wir noch verſchiedne andre Werke von Ptolemäus, nämlich: Quatuor libri de Apotelesmatibus et Indiciis astrorum; Fructus librorum suorum, centum aphorismis astrologicis, eine Art von Supplement des erſtern; Recensio chronologica Regum a Nabonassaro Assyriorum, Medorum, Persarum, Graecorum et Romanorum usque ad Antoninum Pium; De apparentiis et significationibus stellarum inerrantium; Uranologium; De Analemmate; De hypothesibus Planetarum liber; Planisphaerium, bis jetzt nur in einer lateiniſchen, aus dem Arabiſchen gemachten Ueberſetzung bekannt; Elementorum harmonicorum Lib. III, und De judicandi facultate et animi principatu.

Publiciſt, Staatsrechtskundiger, Staatsrechtslehrer. S. d. Art. Staatsrecht, Moſer und Pütter. Der gründliche Publiciſt verbindet mit dem Studium des Naturrechts, der Politik, Geſchichte und Statiſtik eine umfaſſende Kenntniß des öffentlichen Rechts der wichtigſten europäiſchen Staaten und desjenigen insbeſondre, deſſen Mitbürger er iſt. Er muß aber auch außer der lateiniſchen, die deutſche und franzöſiſche Sprache ſprechen und ſchreiben, die engliſche wenigſtens verſtehen, und die Kunſt der ſchriftlichen Darſtellung beſitzen. Gewöhnlich verſtand man unter einem Publiciſten einen Kenner des deutſchen Staatsrechts, des verwickeltſten und ausgebildetſten in Europa. Dieſe Gelehrſamkeit iſt im practiſchen Sinne mit dem deutſchen Reiche untergegangen, wohl aber noch im hiſtoriſchen Sinne wichtig. Doch kann hier leicht zu viel Kenntniß des Poſitiven den Blick vom Allgemeinen abziehn, und einer klaren Anſicht des Ganzen nachtheilig wer-

den. Geſunde Begriffe vom Staatsrecht überhaupt, eine gründliche Einſicht in das Weſen des Staatenlebens, genaue Kenntniß der vorhandenen Verhältniſſe, und ein Geiſt, der einer Idee empfänglich, auf das Wahre, Rechte, Edle und Große gerichtet iſt, dies ſind die unerlaßlichen Eigenſchaften eines guten Publiciſten. Jeder Diplomatiker muß in dieſem Sinne Publiciſt ſeyn; und wehe jedem Staate, wehe Europa, wenn nicht dieſer gereifte und gebildete Geiſt der Staatsweisheit, ſondern der Dämon der Staatsliſten, der italieniſch-, ſpaniſch-, franzöſiſch-ruſſiſche Macchiavellismus eines Alexanders VI., Ferdinands des Catholiſchen, Philipps II., Richelieu's, Napoleons, Potemkins und ähnlicher Fürſten oder Staatsmänner in den Cabinetten der europäiſchen Mächte den Vorſitz führt! Es iſt ein Verdienſt der deutſchen Publiciſten und des aus dem Charakter der Deutſchen hervorgegangenen öffentlichen Rechts im ehemaligen heiligen römiſch-deutſchen Reiche, daß die deutſche Staatskunſt in der Theorie ſtreng die Grundſätze des Rechts beachtete, und in allen Formen, ſo verworren ſie übrigens ſeyn mochten, die klare Anſicht des Geſetz- und Verfaſſungsmäſſigen feſt im Auge behielt. Auch in dieſer Hinſicht iſt die echt publiciſtiſch-hiſtoriſche Darſtellung des bayerſchen Erbfolgeſtreites und ähnlicher öffentlichen Staatshändel, wie über die Schelde, in von Dohms Denkwürdigkeiten I. II. ſehr leſens- und beherzigungswerth, damit unſre jungen Diplomatiker nicht glauben, alles gethan zu haben, wenn ſie Flaſſans Hist. de la diplomatie françoise einige Male durchleſen. Was ehemals die kaiſerlichen Wahlcapitulationen den deutſchen Publiciſten für Stoff zu gründlichen Erläuterungen boten, wird jetzt bei der deutſchen Bundesverſammlung, die endlich am 5ten Nov. 1816 zu Frankfurt eröffnet worden iſt, wieder der Fall ſeyn. Möge ein zweiter Häberlin dieſe Verhandlungen publiciſtiſch prüfen und darſtellen! K.

Pucitta (....), Director der italieniſchen Oper zu Paris, geboren zu Rom um das J. 1779. Schon von Kindheit auf zeigte er einen unwiderſtehlichen Hang zur Muſik, worin ſeine Aeltern ihn bloß zum Vergnügen unterrichten ließen. Er machte ſchnelle Fortſchritte, und hatte ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre eine Menge Arietten, Romanzen und vollſtimmige Stücke geſetzt, die er in Liebhabergeſellſchaften ausführen ließ. In ſeinem neunzehnten Jahre wurde ſeine erſte Oper vor einer Verſammlung der vornehmſten Perſonen von den beſten Künſtlern und Virtuoſen der römiſchen Theater aufgeführt. Der Erfolg dieſes Verſuchs beſtimmte ihn, ſich in dem Studium der muſikaliſchen Compoſition unter den berühmteſten Lehrern zu vervollkommnen. Er begann ſeine Laufbahn zu Florenz, Mailand und Venedig, wo ſeine Opern den glänzendſten Beifall gewannen, namentlich: I Fuorusciti, Teresa e Wilz, Werther, I due prigionieri, Zelinda e Lindoro, Lauretta. Er ging darauf nach Amſterdam, um hier die Direction des italieniſchen Theaters zu übernehmen; von hier wurde er an das londner Theater berufen, wo er binnen ſieben Jahren mehrere ernſthafte und komiſche Opern componirte, die alle ſehr wohl aufgenommen wurden. Dahin gehören: La caccia di Enrico IV.; I villeggiatori bizzarri; Le tre Sultane; La Ginevra; La Vestale; L'Aristodemo, welche ihren Verfaſſer durch ganz Europa bekannt gemacht haben. Nach dem Urtheil der Kenner verbindet Pucitta viel Originalität in ſeinen Ideen mit einer beſonders glücklichen Methode in der Begleitung, welche, ohne den Geſang zu beeinträchtigen, immer gefällt und eine herrliche Wirkung hervorbringt.

Puder. Im Alterthum finden wir einige Spuren von dem Gebrauche eines Puders. So erzählt Joſephus, daß ſich die Reiter Salomo's täglich mit Goldſtaub puderten; ein Gleiches thaten die Jüdinnen. Die griechiſchen Fürſten befahlen, daß ſich ihre Leibwachen mit Goldſtaub pudern ſollten. Auch von den Kaiſern Gallianus und Commodus wird erzählt, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe puderten. Von den Mören heißt es in dem homeriſchen Hymnus auf Hermes, daß ihre Häupter mit Mehl beſtreut geweſen, wobei man indeß wohl nicht an einen Mehlpuder denken darf. Dieſer ſcheint in ſeiner Anwendung nicht über das ſechzehnte Jahrhundert hinaufzuſteigen.

Pufendorf (Freiherr Samuel von), einer der erſten und größten deutſchen Naturrechtslehrer, Publiciſten und Geſchichtsforſcher, geboren zu Flöhe, einem Dorfe bei Chemnitz, 1631. Nachdem er zuerſt auf der Fürſtenſchule zu Grimma, dann auf den Univerſitäten zu Leipzig und Jena große Fähigkeiten entwickelt hatte, widmete er ſich mit allem Eifer dem allgemeinen und deutſchen Staatsrechte, indem er dabei das philoſophiſche oder Naturrecht immer zum Grunde legte. Die Mathematik, welche er unter Weigel in Jena und die Philoſophie, welche er nach Descartes ſtudirte, bildeten ſein wiſſenſchaftliches Talent aus. Vergeblich bewarb er ſich um eine Stelle in ſeinem Vaterlande. Im J. 1658 nahm er daher die Stelle eines Hofmeiſters in dem Hauſe des königl. ſchwediſchen Geſandten, Herrn von Coyet am däniſchen Hofe an, begab ſich mit ſeinem Zöglinge nach Copenhagen, wurde aber, da eben der Krieg zwiſchen Dänemark und Schweden ausbrach, mit der ganzen Familie des ſchwediſchen Geſandten verhaftet. In dieſer Lage, welche acht Monate lang dauerte, beſchäftigten ihn Grotius und Hobbes Anſichten über Recht und Staat vorzüglich. Als Reſultat ſeines philoſophiſchen Nachdenkens erſchienen 1660 zu Haag ſeine Grundſätze der allgemeinen Rechtswiſſenſchaft (elementa jurisprudentiae universalis). Der gelehrte Churfürſt von der Pfalz, Carl Ludwig, welchem er ſie dedicirt hatte, nahm dieſe Schrift mit ſolchem Beifall auf, daß er für ihn eine beſondere Lehrſtelle des Natur- und Völkerrechts — die erſte in Deutſchland — 1661 ſtiftete. Hier lehrte er bis zum J. 1670, in welchem ihm der König von Schweden, Carl XI., eine Profeſſur des Naturrechts auf der neuerrichteten Univerſität zu Lunden in Schonen ertheilte. Hier ſchrieb er ſein Werk über das Naturrecht (de jure naturae et gentium, Lund. 1672), welches jenes frühere Werk verdrängte und ſich durch Deutlichkeit, ſyſtematiſche Ordnung und Conſequenz ſehr empfahl, und bald darauf das kleinere Compendium, oder vielmehr den Auszug des genannten Werks, de officio hominis et civis (Lund. 1673), welche Schriften unzählige Ausgaben, Ueberſetzungen (die vorzüglichſte ins Franzöſiſche von Barbeyrac) erhalten hat. Da Pufendorf in dieſen Schriften ſich von der bisher beliebten ſcholaſtiſchen Art zu philoſophiren noch mehr als Grotius entfernt hatte, ſo konnte es ihm an heftigen Gegnern in der damaligen Zeit nicht fehlen, die er aber durch ſein geiſtiges Uebergewicht und ſeine Verbindungen überwand. So verſchieden man auch jetzt über dieſe Schriften Pufendorfs urtheilen mag, ſo iſt doch das nicht zu läugnen, daß Pufendorf in der Geſchichte des Naturrechts Epoche gemacht hat. Ihm ſchwebte noch klarer, als vor ihm dem Grotius, die Idee einer Wiſſenſchaft, welche unabhängig von aller Autorität des poſitiven Rechts oder der Theologie, die Rechtsverhältniſſe bloß nach Geſetzen der Vernunft beſtimmen ſollte. Sein Naturrecht war eine philoſophiſche Moral über die rechtlichen Verhältniſſe der Menſchen gegen einander, welche von der

chriſtlichen Moral immer noch abhängig blieb. Er ſtellte als Princip des Rechts mit Grotius die Socialität (Geſelligkeit) auf, welche der chriſtlichen Nächſtenliebe ſehr verwandt iſt, und leitete das Recht aus dem Stande der verderbten Natur mit Hobbes ab. — Nicht minder machte Pufendorf im deutſchen Staatsrechte Epoche. Noch als Profeſſor in Heidelberg ſchrieb er auf Anregung des Churfürſten unter dem Namen Severinus a Monzambano das berühmte Buch de statu reipublicae Germaniae, welches er ſeinem Bruder Eſaias Pufendorf, der ſich damals als ſchwediſcher Geſandter in Paris aufhielt, zuſchickte, und durch denſelben zum Druck befördern ließ. Pufendorf ſtellte in demſelben Deutſchland als einen republikaniſchen Körper dar, deſſen ſchlecht zuſammengefügte Theile ein monſtröſes Ganzes bildeten. Gegen dieſes Buch, welches ſeit 1667 in mehrern Ausgaben und Ueberſetzungen erſchien und das größte Aufſehn erregte, erhob ſich von allen Seiten ein großer Kampf; Pufendorf, der es kräftig vertheidigte, fand doch nicht für rathſam, ſich als Verfaſſer deſſelben zu nennen, welches erſt nach ſeinem Tode mit Gewißheit bekannt worden iſt. Wir übergehen andere ſeiner ſtaats- und kirchenrechtlichen Schriften. Als der Krieg in Schonen ausbrach, begab er ſich nach Stockholm, wo er zum Staatsſecretär, königl. Hofrath und Hiſtoriographen ernannt wurde. Hier ſchrieb er ebenfalls in lateiniſcher Sprache die Geſchichte von Schweden ſeit Guſtav Adolphs Feldzug in Deutſchland, bis auf die Abdankung der Königin Chriſtine (de rebus Suecicis, Utrecht. 1676), und die Geſchichte Carl Guſtavs (de rebus a Carolo Gustavo gestis. 2. Voll. fol. Nürnb. 1696), ferner in deutſcher Sprache ſeine Einleitung zur Geſchichte der vornehmſten Reiche und Staaten (Frankfurt 1682) 3 Theile, ſpäterhin von Ohlenſchlager fortgeſetzt, und von Martiniere ins Franzöſiſche überſetzt. Dieſe Schriften vermehrten ſeinen Ruhm ſo ſehr, daß er von dem Churfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, 1686 einen Ruf nach Berlin als Hofrath und Hiſtoriograph und Kammergerichtsbeiſitzer und den Auftrag erhielt, das Leben dieſes Fürſten zu ſchreiben, welches er unter der Regierung ſeines Sohns, Friedrichs III., vollendete. Im J. 1690 ward er churbrandenburgiſcher geheimer Rath, und 1694 von dem Könige von Schweden, Carl XI., in den Freiherrnſtand erhoben. Den Antrag aber, des Kaiſers Leopold Leben zu ſchreiben, lehnte er, ungeachtet der großen Verſprechungen, die man ihm machte, ſtandhaft ab. Er endigte ſein thätiges Leben zu Berlin 1694, in einem großen Anſehn, welches er ſich durch Geiſt und Gelehrſamkeit, ſo wie nicht minder durch ſeinen Charakter erworben hatte.

Pugatſchew (Jemelian), der Sohn eines Koſacken, geboren 1726 zu Simoveisk, einem kleinen Dorfe am Don, ſpielte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine zu wichtige, wenn gleich nur kurze Rolle in Rußland, als daß nicht ſeiner auch hier erwähnt werden ſollte. Schon jung beſchäftigte er ſich mit dem Handwerke des Kriegs und des Raubens, und ward ſchon früh Anführer einer Bande. Doch entfernte er ſich in der Folge aus ſeinem Vaterlande, nahm im ſiebenjährigen Kriege beim preußiſchen Heere Dienſte, begab ſich dann zur öſterreichiſchen Armee, wo er im Kriege gegen die Türken als Koſack mit zu Felde zog, und 1770 der Belagerung von Bender beiwohnte. In ſein Vaterland zurückgekehrt, ſuchte er, ein feuriger, wilder, unbändiger Mann, ganz in dem Geiſte ſeiner Nation, unter ſeinen Landsleuten den Samen des Aufruhrs auszuſtreuen, wurde bald darauf wegen ſeines unruhigen Betragens zu Malikowka an der Wolga eingezogen, und nach

Kaſan ins Gefängniß geſchickt. Er wußte ſich zu befreien, ging nun weiter öſtlich nach Jaizkoi, fand hier viel unruhige, zu Gewaltthätigkeiten geſtimmte Gemüther, und faßte nun, verführt durch einige Bekannte, die zwiſchen ihm und dem verſtorbenen Kaiſer Peter III. einige Aehnlichkeit fanden, den ungeheuern Einfall, ſich ſelbſt für Peter III. auszugeben, welcher — ſo fabelte er und ſeine Anhänger — bei ſeiner Entthronung, wo man auf dem Todtenbette einen ihm ähnlichen Soldaten ausgeſetzt habe, verkleidet entkommen ſey, und jetzt nach langem Herumirren unter ſeinen getreuen Koſacken erſcheine, und von ihrer Unterſtützung die Wiedererlangung ſeiner Krone erwarte. Der Aufruhr brach in der Mitte Auguſts 1773 aus, wo ein Manifeſt im Namen dieſes Pſeudo-Peters verbreitet wurde. Von neun Mann, woraus anfangs ſein Anhang beſtand, hatte ſich dieſer ſchon im September auf 300 vermehrt; überall ſchloſſen ſich ſeine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels Schutz und Rache verſprach. Sein Anhang vermehrte ſich noch durch 500 Ueberläufer aus der Feſtung Jaizkoi, die er auffoderte; bald traten noch mehrere, und beſonders auch die Roskolniken (ſ. d. Art.) hinzu; ſo eroberte er mehrere Feſtungen, beging dabei furchtbare Grauſamkeiten, und nachdem er nun auf 5000 Mann ſtark, und mit 36 Kanonen verſehen war, belagerte er die Feſtung Orenburg, die er zwar nicht bekam, aber doch ſeinen Anhang immer mehr und bis 16,000 Mann verſtärkte. Der Zulauf von ganzen Nationen, Baſchkiren, Wotjäken, vielen Tatarn ꝛc. ward immer größer, und die Gefahr deſto drohender — ſogar die alte große Hauptſtadt des Königreichs Kaſan eroberte er, und nahte ſich nun Europa, indem er über die Wolga ging. Aber der Oberſte Michelſon war es endlich, der durch die höchſten Strapazen, durch die gefahrvollſten Mühſeligkeiten dieſem Rebellen einen Schlag nach dem andern beibrachte, und eben als die Gefahr am höchſten war, indem bereits Moskau bedroht war, ihn abſchnitt. Von ſeinen Anhängern verlaſſen, ja ſelbſt verrathen, wurde Pugatſchew gefeſſelt dem General Suwarow übergeben, und hierauf am 10ten Juni 1775 nebſt den übrigen Rädelsführern zu Moskau hingerichtet — das einzige Todesurtheil, welches unter Catharinens Regierung vollzogen worden iſt. So endete dieſer Aufruhr, der über 100,000 Menſchen, und überhaupt mehr als irgend einer der blutigſten Feldzüge koſtete. Hätte Pugatſchew eben ſo viel Klugheit, als Muth und Entſchloſſenheit gehabt, er würde dann ohne Zweifel eine noch weit furchtbarere Rolle geſpielt haben, ſtatt daß er nun als Rebell und Böſewicht ſein Leben auf dem Schaffotte endete.

Pulci (Luigi), einer der namhafteſten Dichter Italiens. Er war im Jahre 1431 zu Florenz geboren, und der jüngſte von drei Brüdern, welche ſämmtlich als elegante Schriftſteller aufgetreten ſind. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur, daß er mit Lorenz von Medici und Polizian in vertrauten Verhältniſſen ſtand. Sein epiſches Gedicht Il Morgante maggiore, worin er die abenteuerlichen Thaten des Rinald und des Rieſen Morgante erzählt, ſoll er auf Antrieb der Lucrezia, der Mutter des Lorenzo, verfaßt und die einzelnen Geſänge zur Unterhaltung bei der Tafel vorgeleſen haben. Durch eine Vergleichung mit Arioſt und Taſſo kann Pulci nur verlieren. Phantaſie iſt ihm zwar nicht abzuſprechen; aber es fehlt ihm an ſinnreicher Erfindung, an Geſchmack und feinem Urtheil. Die Vermiſchung des Höchſten und Ernſteſten, ſelbſt des Heiligſten mit dem Burlesken und Gemeinen iſt zwar im Geiſte ſeiner Zeit, der darin nichts Anſtößiges fand, erſcheint jedoch uns zu roh, um wahrhaft zu gefallen. Seine Schreibart iſt reich an echt toscaniſchen Redensarten,

ſein Versbau aber rauh und ungelenk, und wenn Varchi ihn deſſen ungeachtet dem Arioſt vorzieht, ſo beweiſ't er dadurch nur ſeine Geſchmackloſigkeit. Außerdem ſind von Luigi Pulci noch verſchiedne andre Werke gedruckt, die wir übergehn. Von ſeinen beiden Brüdern ſchrieb Bernardo eine Elegie auf den Tod des Cosmo von Medici, eine andre auf die ſchöne Simonetta, ein Gedicht auf die Paſſion Chriſti und eine Ueberſetzung von Virgils Eclogen; Luca aber Stanzen auf das Tournier des Lorenzo von Medici, heroiſche Epiſteln, eine Paſtoralromanze unter dem Titel Driadeo d'Amore, und eine epiſche Romanze (wahrſcheinlich die erſte in italieniſcher Sprache), unter dem Titel: Il Ciriffo Calvaneo.

Pulk, ſ. Koſacken.

Puls (von pulsus der Schlag), iſt die Bewegung der Arterie, die von ihrer abwechſelnden Ausdehnung und Zuſammenziehung entſteht, und von dem Gefühl als ein Anſchlagen wahrgenommen wird. Dieſe Bewegung iſt in dem Herzen, als dem Mittelpunkte des Arterienſyſtems, am ſtärkſten, pflanzt ſich von da durch die großen und kleinen Aeſte der Arterien bis in die kleinſten Verzweigungen im gleichem Zeitmaße und in verhältnißmäßiger Stärke fort, ſo daß in jeder, auch der kleinſten Arterie zu derſelben Zeit und in derſelben Folge nach einander der Puls Statt findet. An denjenigen Arterien, welche hoch und zunächſt unter der Haut liegen, kann man das Schlagen der Arterien an der aufgelegten Fingerſpitze fühlen, z. B. an der Speichenarterie (arteria radialis), welche an dem untern Theil der Speiche mehrere Zoll lang an dem Knochen ſo frei liegt, daß man das Schlagen derſelben über dem Handgelenk deutlich fühlen kann, und daher auch dieſe Stelle gewöhnlich zur Unterſuchung des Pulſes wählt; man könnte ihn aber an jeder Arterie fühlen und ſehen, wenn man ſie von den umgebenden Theilen entblößte. Dieſes abwechſelnde Ausdehnen und Zuſammenziehen des Herzens und der Schlagadern iſt die Aeußerung ihrer eigenthümlichen inwohnenden Kraft, ihr ſpecifiſches Leben, und der Zweck dieſer Bewegung iſt, die Maſſe des neubelebten Blutes aus dem Herzen durch die unzählbaren Aeſte und Zweige der Gefäße in den ganzen Organismus überſtrömen zu laſſen. Dieſe Bewegung rührt aber weder von dem Herzen allein, noch von den Adern, noch von dem Strom des Blutes allein her, ſondern ſie iſt die vereinte Folge dieſer drei Urſachen, das Herz zieht ſich zuſammen, verengert dadurch ſeinen innern Raum, und preßt folglich die Blutmaſſe, welche in demſelben iſt, in die große Arterie, welche dem Herzen zunächſt folgt. Dieſe erweitert ſich, und nimmt die zuſtrömende Blutwelle auf, dann zieht ſie ſich ebenfalls zuſammen und treibt das empfangene Blut weiter. In wellenförmiger Bewegung ſetzt ſich nun die abwechſelnde Ausdehnung und Zuſammenziehung der Schlagadern fort, und befördert den wogenden Strom des Blutes, der ſich in unzählige, immer kleiner werdende zertheilt. Ohne dieſe Beihülfe der Arterien würde der Strom des Blutes, der den mächtigen Antrieb vom Herzen aus zuerſt erhalten hat, durch die ſtete Vertheilung aber immer ſchwächer wird, in den feinſten Schlagadern ſtocken. Das Blut ſelbſt iſt auch ein mächtiger Reiz zu dieſer Bewegung. Indem es in den Lungen ſich mit Sauerſtoff verſehen, aus ſchwarzem in rothes Blut verwandelt hat, ſtrömt es, von neuem auf die höhere Stufe des Lebens gehoben, in ſeinen vorher reizloſen Beſtandtheilen mit neuem Lebensreiz verſehen, von dem Mittelpunkt aus, nach der Peripherie; denn ſo wie es als Venenblut, ſeines höhern Lebens beraubt, mit dem innern Antrieb, dem Geſetz der Schwere folgend, das Centrum ſuchte, und von

allen unzähligen Adern ſich in die Hohlvenen und in das rechte Herz concentrirte, ſo nun umgewandelt, zu neuem Leben erwacht, flieht es vom Centrum abwärts, um dies neue Leben im ganzen Organismus zu verbreiten. So zeigt alſo der einzelne Pulsſchlag die Kraft des Herzens, womit es den Blutſtrom weiter treibt, die Energie der Arterie, in der ſchnellkräftigen Ausdehnung und Zuſammenziehung, und den Reichthum der Blutmaſſe an friſchem Lebensſtoffe. Weil aber von dieſem die vorher indifferente (ſchlafende) Maſſe durch den Beitritt des Oxygens erſt zum Leben der organiſchen Faſer und zur Contraction fähig gemacht, und auf die höhere Stufe des organiſchen Lebens erhoben wird, welche wir Irritabilität nennen, und welche ſchon in dem Herzen und der Arterie ſelbſt ihre Herrſchaft und Verrichtung am kräftigſten ausübt, ſo iſt der Puls auch eine äußere Offenbarung der Energie der Irritabilität. Da aber in dem Organismus das höhere Leben das niedere beherrſcht, und daher alle Functionen, alſo auch die des Blutſyſtems, unter der Herrſchaft des Nervenſyſtems ſtehen, welches, der höhern Idee des Lebens theilhaft, ſie alle zu dem Einen Zwecke des Organismus vereinigt und regulirt, ſo offenbart ſich demnach durch den Puls auch die Einwirkung des Nervenſyſtems, der Grad von Lebensthätigkeit desſelben. Da endlich auch die Function des Nervenſyſtems ſelbſt nur der Ausdruck der realen Darſtellung der Idee des organiſchen Lebens iſt, die wir Naturkraft nennen (ſ. d. Art. Phyſiologie), ſo iſt der Pulsſchlag auch überhaupt eine einzelne Aeußerung der Naturkraft oder Lebenskraft. So gibt uns der Puls ein Merkmal von der Beſchaffenheit der Blutmaſſe, von dem Grade der Energie des arteriellen Syſtems und des Herzens, von der Art der Einwirkung des Nervenſyſtems, und dem Stande der organiſchen Naturkraft überhaupt, und ſo vielfältig die Blutmaſſe von ihrer normalen Miſchung, das Herz und das Arterienſyſtem von dem normalen Stand ſeiner Function, das Nervenſyſtem von ſeiner normalen Einwirkung, die Lebenskraft ſelbſt von ihrer Energie abweichen kann, ſo vielfältige Abänderungen des Pulsſchlages von ſeiner Normalbeſchaffenheit müſſen auch dadurch bewirkt werden. Die hauptſächlichſten Rückſichten bei dem Pulſe ſind nun theils die Zahl der Pulsſchläge, welche in einer gewiſſen Zeit auf einander folgen, und die Ordnung und das Zeitmaß, in welchem dies geſchieht, theils die Art, wie jeder einzelne ſich darſtellt. In erſterer Rückſicht iſt alſo die Zahl der Pulsſchläge häufiger oder ſeltner, in ſtets gleichem Zeitmaße: ordentlich oder in abweichenden Zeitmaßen, unordentlich, ungleich, in Rückſicht der Folge auf einander, des Anſchlags, der Stärke, ausſetzend, ſo daß nach einem Schlage oder mehreren Schlägen einer fehlt, u. ſ. w. In der zweiten Rückſicht iſt der Puls in ſeinen einzelnen Schlägen ſtark oder ſchwach, — die Ausdehnung der Ader ſchnell oder langſam, — in Einem Schlage oder unterbrochen und in Abſätzen, — dem äußern Druck widerſtehend oder nachgebend (hart oder weich), — mit viel oder wenig Blutmaſſe verſehen: voll oder leer, — in ſeiner Ausdehnung größern oder kleinern Raum einnehmend: groß oder klein. Der Normalſtand aller dieſer Beſtimmungen iſt aber eben ſo verſchieden, als der Stand des Lebens in ſeinem organiſchen Cyclus, den es durchläuft, nach den verſchiedenen Lebensaltern; in der Spaltung des ſchaffenden und bildenden Charakters, nach den zwei verſchiedenen Geſchlechtern; in der realen Darſtellung der Lebensidee, nach den verſchiedenen Individuen, nach dem Temperament; endlich nach dem Kreis des Lebens im Sonnenlicht und in der Finſterniß, nach dem Wachen und Schlafe, und nach zufälligen Einwirkungen von Nahrung, Getränken, Gemüthsaffecten u. ſ. w.

verſchieden iſt. Bei dem Kinde erreicht der Normalpuls die höchſte Zahl, er ſchlägt in der Zeitabtheilung einer Minute hundert Mal, bis hundert und zehn Mal, iſt dabei gleichmäßig, ſchwach, ſchnell, mehr weich als hart, klein, nicht voll. Bei dem Jüngling hat die Zahl ſchon etwas abgenommen, ſie beträgt etwa 90, etwas drunter oder drüber. Dabei iſt der Puls gleichmäßig, kräftig, etwas ſchnell und lebhaft, etwas ſtärker, doch noch mehr weich als hart, mäßig voll, mehr klein als groß. Bei dem Erwachſenen beträgt die Zahl 75, der Puls iſt ſehr gleichmäßig, kräftig, aber gemäßigt, zwiſchen weich und hart ſchwebend, eben ſo im Mittel zwiſchen voll und leer, zwiſchen groß und klein. Im Greiſenalter ſinkt die Frequenz auf die Zahl 65, auch wohl auf 60. Der Puls iſt zuweilen ungleichmäßig, ſtark aber langſam, hart, mehr voll als leer, mehr groß als klein. Bei dem weiblichen Geſchlecht iſt der Puls, in Verhältniß zu dem des männlichen Geſchlechts, frequenter, ſchwächer, ſchneller, lebhafter, weicher, voller und kleiner; der Puls des männlichen Geſchlechts iſt dagegen immer etwas weniger häufig, ſtärker, langſamer, gemäßigter, härter und größer. Bei dem ſogenannten ſanguiniſchen Temperament iſt der Puls frequenter, lebhafter, weicher und voller, bei dem choleriſchen weniger frequent, gemäßigter, härter, ſtärker, bei dem phlegmatiſchen langſamer, ſchwächer, weicher, voller; bei dem melancholiſchen langſam, hart und ſtark. Frühmorgens iſt der Puls ſparſamer, langſamer, gemäßigter, Nachmittags und zum Abend hin wird er frequenter (der Normalpuls von 65 Schlägen ſteigt bis zu 75), ſchneller, lebhafter. Bei dem Genuſſe von Pflanzennahrung iſt er gemäßigter, langſamer, ſchwächer, voller, weicher; bei Fleiſchnahrung, nach dem Genuß von Gewürzen, geiſtigen Getränken wird er frequenter, lebhafter, härter. In reiner, heller Luft wird er frequent, lebhaft ſchnell, in feuchter, unreiner Luft matt, langſam, weniger häufig. Von plötzlichen Gemüthserſchütterungen und heftigen Leidenſchaften wird er beſchleunigt, lebhafter, unordentlich; von Freude frequent, lebhaft, kräftig; von anhaltendem Kummer wird er ſchwach, langſam, weich, klein. Hieraus leuchtet hervor, daß der Puls zwar ein höchſt wichtiges Zeichen des innern Zuſtandes des Organismus ſeyn kann, aber auch, welche ſorgfältige und genaue Beobachtung, Rückſicht auf alle Verhältniſſe, und Uebung in der Unterſuchung und Beurtheilung der unendlich feinen Unterſcheidungen nothwendig ſind, wenn er für den Arzt dieſes werden ſoll. Wenn z. B. die Art des Pulſes, welche bei dem Kinde dem Normalzuſtande gemäß iſt, bei einem Erwachſenen Statt fände, ſo würde dieſer in bedeutendem Zuſtand von Krankheit ſich befinden. Wenn ein Menſch den Puls des Morgens hätte, der am Abend ſein Normalpuls ſeyn kann, ſo würde er krank ſeyn, u. ſ. w. Jede Abweichung von dem Normalpuls eines Menſchen deutet folglich auf einen krankhaften Zuſtand. Bei Schwäche der Naturkraft des Organismus überhaupt, beſonders in dem irritabeln Syſtem, bei abweichender Beſchaffenheit der Blutmaſſe, Mangel an gut aſſimilirtem Nahrungsſtoffe und gehöriger Belebung durch Annahme des Oxygens, iſt der Puls weniger frequent, ſchwach, langſam, weich, er kann dabei voll, zuweilen auch groß ſeyn. Iſt die Function der Irritabilität durch irgend eine Einwirkung in ihrer Norm auf diejenige Weiſe zerrüttet, daß ſie von der Herrſchaft des Nervenſyſtems ſich entfernt, und eigenmächtig in ihrer Thätigkeit excedirt, ſo entſteht der Zuſtand, den wir, wenn er allgemein iſt, Fieber, und wenn er örtlich iſt, Entzündung nennen, und der Puls iſt dann frequenter als die Norm erfodert. Iſt dabei die innre Energie der Irritabilität ſelbſt erhöht oder doch ungeſchwächt, ſo iſt der

Puls zugleich hart, oft auch ſtark, ſchnell, voll und groß, in Entzündungen jedoch öfter auch hart, ſchnell und klein; iſt aber die Irritabilität im Sinken, ſo iſt bei dem fieberhaften Zuſtande der Puls zwar frequent, zuweilen noch voll, aber zugleich weich, oft auch ſchwach und klein. Dieſe Beſchaffenheit des Pulſes nimmt zu, je mehr die Irritabilität herabſinkt, ſo daß er, wenn ſie dem Erlöſchen nahe kommt, nur noch als ein ſchwaches Zittern der Arterie bemerkbar iſt. Iſt die Einwirkung des Nervenſyſtems unordentlich, oder über die Norm verſtärkt, z. B. bei ungleicher Vertheilung der Naturkraft, geringer Irritabilität und geſteigerter Senſibilität, bei empfindlichem, reizbaren Nervenſyſtem, ſo entſteht oft ein frequenter, ein ungleicher, unordentlicher, ausſetzender Puls, z. B. bei Krämpfen, bei krankhaftem Reiz im Unterleibe, z. B. von Würmern, bei Hypochondriſten und Hyſteriſchen. Bei mechaniſchen Hinderniſſen des Kreislaufs, z. B. Waſſerſucht des Herzbeutels, Polypen im Herzen oder in den großen Arterien ꝛc. entſteht ein ungleicher, ausſetzender Puls. Da der Puls ein ſo wichtiges Zeichen iſt, den innern Zuſtand des Organismus zu erkennen, ſo war es natürlich, daß die Aerzte jedes Zeitalters ſich bemühten, durch genaue Beobachtung deſſelben ſeine Bedeutung in Rückſicht des innern Zuſtandes zu erforſchen. Zwar iſt es zweifelhaft, ob ſchon Hippokrates nähere Kenntniſſe von dem Pulſe gehabt habe, indem ſich in den echten Schriften deſſelben, wo er bloß im allgemeinen von einem widernatürlichen Klopfen der Schlagader ſpricht, kein Beweis dafür findet. Doch bald nach ihm wurden die Aerzte auf die wahre Bedeutung des Pulſes aufmerkſamer, und beſonders machten die aus der alexandriniſchen Schule hervorgehenden ſchon bedeutende Fortſchritte in der Kenntniß deſſelben. Obgleich ihre Definitionen des Pulſes, wegen mangelhafter Kenntniſſe der Anatomie und Phyſiologie, noch verſchieden und ſchwankend waren, ſo vermehrten ſie doch die Hülfsmittel zur Unterſcheidung der einzelnen Krankheiten durch ſorgfältige Beobachtung des Pulſes in denſelben ſchon bedeutend. Archigenes aus Apamea z. B. nahm ſchon den Pulsſchlag als natürliche Erweiterung des Herzens und der Schlagadern an. Aretäus aus Cappadocien erklärte ſie (wie ſchon vor ihm Athenäus aus Cilicien) als eine Bewegung, die durch eine natürliche und dem Willen nicht unterworfene Ausdehnung der dem Herzen und den Schlagadern eigenthümlichen Wärme, die durch ſich ſelbſt bewegt wird, und den Grund der Bewegung des Herzens und der Schlagadern enthält, hervorgebracht wird. Er beſchrieb die vielen einzelnen Krankheiten eigenthümlichen Pulsarten. Galen hat verſchiedne Schriften über den Puls geſchrieben; ein Buch von dem Nutzen deſſelben; vier Bücher von dem Unterſchiede des Pulſes; vier von der Kenntniß deſſelben; vier von den Urſachen, und eben ſo viel von der Vorherſagung durch denſelben in Krankheiten. Von Galen an machte die Lehre des Pulſes wenig oder gar keine weitern Fortſchritte; Galen war, wie in der Medicin überhaupt, ſo auch hier der Führer der Aerzte mehrere Jahrhunderte hindurch. Durch Harvey, der zuerſt den Umlauf des Blutes unumſtößlich erwies, durch Haller, der die Reizbarkeit der Muskelfaſer durch Verſuche darthat, bekam die Lehre von dem Pulſe wieder neues Leben, Beſtimmtheit und tiefere Bedeutung, und nach dieſen haben nun mehrere Phyſiologen durch genaue Beſtimmungen, durch geſammelte Erfahrungen über die Abänderungen und Anzeigen deſſelben in Krankheiten, und durch Feſtſetzung ſeiner Bedeutung als Zeichen zur Unterſcheidung und Erkenntniß der Krankheitszuſtände, und zur Vorherbeſtimmung der Vorgänge im weitern Verlauf

der Krankheiten und deren Entſcheidung, die Lehre vom Pulſe immer weiter ausgebildet. H.

Pulsadern, ſ. Adern und Blut.

Pulsadergeſchwulſt, ſ. Aneurisma.

Pultawa, eine befeſtigte Stadt in Rußland, am Fluß Worskla, in dem 1802 gebildeten Gouvernement gleiches Namens, worin ſie die Hauptſtadt iſt. Sie zählt 4000 männliche Einwohner, und iſt merkwürdig wegen der Schlacht, in welcher 1709 Peter der Große Carl XII. vollkommen ſchlug, und zu deren Andenken auf einem großen Platze vor der Kirche zur Auferſtehung Chriſti eine Säule aufgerichtet ſteht. Ueber die Schlacht ſelbſt vergl. Peter I. und Carl XII.

Pulver, ſ. Schießpulver.

Pulververſchwörung, eine der abſcheulichſten Verſchwörungen in neuern Zeiten, ein ſchreckenvolles Ereigniß des religiöſen Fanatismus. Sie wurde 1605 in England unter Jacob I. unternommen. Als dieſer König, welcher 1603 nach dem Tode der proteſtantiſch geſinnten Eliſabeth den Thron beſtiegen hatte, wiewohl er ſich zur proteſtantiſchen Religion bekannte, dennoch zweideutigere religiöſe Geſinnungen äußerte, als ſeine Vorgängerin, ſo hatten die Catholiken große Hoffnungen auf ihn geſetzt. Dieſe Hoffnungen gingen jedoch nicht in Erfüllung, da er ihnen bloß kleine Vortheile zukommen ließ. Einige wenige Catholiken, von religiöſer Wuth entflammt, und von den Jeſuiten unterſtützt, entwarfen den gräßlichſten aller Mordplane. Sie wollten den König, der den 5ten November 1605 in der Parlamentsverſammlung erſcheinen wollte, zugleich mit den ſämmtlichen Mitgliedern des Hauſes der Lords und der Gemeinen durch eine ungeheure Pulvermaſſe in die Luft ſprengen, dann deſſen Tochter Eliſabeth gefangen nehmen, und zur Königin ausrufen, alle Catholiken unter ihre Fahnen bringen, und die katholiſche Religion zur herrſchenden erheben. Die Verſchwornen waren gar nicht zahlreich, und das Unternehmen alſo das fürchterlichſte Wagſtück. Einer derſelben, Thomas Percy, miethete ſich ein Gewölbe unter dem Palaſte des Parlaments, und noch ein Gebäude neben an, füllte das Gewölbe mit Pulver, und grub nebſt den Mitverſchwornen von dem Gebäude aus eine Mine. Schon war alles zur Ausführung bereit, als Mountreagle (ein Freund eines Verſchwornen) kurz vor dem beſtimmten Schreckenstage ein namenloſes Billet erhielt, worin er in undeutlichen Ausdrücken gewarnt wurde, nicht ins Parlament zu gehn, weil daſelbſt „ein ſchrecklicher Schlag von unſichtbarer Hand erfolgen würde.“ — Er zeigte das Billet dem Staatsſecretär, Grafen von Salisbury, und dieſer dem König. Dieſer muthmaßte ſogleich, wiewohl ſehr dunkel, die Exiſtenz einer Pulvermine, ließ die Parlamentsgewölbe noch in der Nacht vor dem 5ten November unter dem Vorwand eines geſchehenen Diebſtahls durchſuchen, wo man denn eine ſehr große Menge Pulver fand. Man traf in dieſen unterirdiſchen Behältniſſen einen äußerſt verwegenen Menſchen, Fawkes, Percy's Bedienten, an, der das Pulver früh anzünden, und ſich ſelbſt mit in die Luft ſprengen wollte; man brachte ihn zur Anzeige der Mitverſchwornen, ließ dieſelben einziehen, und, wenn ſie ſich aus Verzweiflung mit gewaffneter Hand widerſetzten, niederſchießen. Die meiſten derſelben wurden zugleich mit dem Provinzialpater der Jeſuiten, Heinrich Garnet, hingerichtet, und die ſehr verdächtigen Jeſuiten einige Zeit nachher aus dem Reiche verwieſen. Jacob bewies ſich hierbei ſehr gemäßigt und ſchonend, erklärte auch die übrigen Catholiken der Wahrheit gemäß für unſchuldig, führte aber doch,

da ſie der Staatsruhe gefährlich werden konnten, den Eid der Treue (Oath of Alegiance) ein, vermöge deſſen jeder, der ein geiſtliches, und ſpäterhin ſeit 1610 auch ein weltliches Amt erhalten wollte, der geiſtlichen Oberherrſchaft des Papſtes entſagen mußte, wodurch alle Catholiken von der Anwartſchaft zu Aemtern ausgeſchloſſen wurden.

Pumpe iſt überhaupt jede Maſchine, wodurch eine Flüſſigkeit in einer Röhre mittelſt des Auf- und Niederſtoßens eines darin feſt anſchließenden Körpers in die Höhe gebracht wird. Es gibt Luftpumpen und Waſſerpumpen. Erſtere ſind in einem eignen Artikel beſchrieben worden. Die Einrichtung der Waſſerpumpen, wie man ſie über Brunnen anbringt, um das Waſſer auf eine bequeme Art heraufzuſchaffen, iſt eben ſo einfach als ſinnreich. Eine einfache Röhre, welche ſenkrecht im Waſſer ſteht, iſt das Hauptſtück der Pumpe. Sie iſt bei den gemeinen Pumpen aus zwei Stücken zuſammengeſetzt, von welchen das untere noch über dem Waſſer hervorragt, ſpitzig zuläuft und mit ſeiner Spitze in die Höhlung des obern Stücks paßt. Die Höhlung des untern verſchließt da, wo es in das obere Stück eingefügt iſt, ein nach oben ſich öffnendes Ventil oder eine Klappe von ſtarkem Leder. Im Innern des obern Theils der Röhre befindet ſich der Stempel oder Kolben, gemeiniglich Eimer genannt. Er iſt durchbohrt, unten mit einer ebenfalls nach oben ſich öffnenden ledernen Klappe (Ventil) verſehen und oben an der Zugſtange befeſtigt. Wenn nun der Kolben in die Höhe gezogen wird, ſo entſteht zwiſchen ihm und dem Ventil des untern Stückes der Röhre ein luftleerer Raum, nach welchem ſich das Waſſer von unten in die Höhe drängt, weil die äußere Luft auf das Waſſer im Brunnen drückt. Beim Hinaufdrängen in den luftleeren Raum ſtößt das Waſſer die nach oben ſich öffnende Klappe auf, um durchzukommen; dieſe wird aber wieder verſchloſſen, ſobald der Kolben zurück- oder niedergeſtoßen wird. Das eingedrungene Waſſer kann alſo nicht wieder zurück, indem es das Ventil durch ſeine eigne Schwere niederdrückt. Durch den Druck des Kolbens, der einem Eimer gleicht, deſſen Boden ſich von unten nach oben öffnet, wird die Luft in einen engern Raum gepreßt; ſie wirkt auf das in der Röhre befindliche Waſſer; dieſes hebt das Ventil des Kolbens auf, dringt durch und ſtrömt bei fortgeſetzter Bewegung des Kolbens ſo lange in den über ihm befindlichen Theil der Röhre, bis es irgendwo einen Ausgang findet. — Uebrigens laſſen ſich alle Pumpen in drei Arten abtheilen: in Saugpumpen, Druckpumpen, und ſolche, die beide Wirkungen, das Saugen und Drucken, zugleich in ſich vereinigen. Bei der Druckpumpe iſt der Kolben unterhalb des Waſſerſtandes angebracht; bei der Saugpumpe aber oberhalb deſſelben, und zwar auf einer Höhe, die nicht über 32 Fuß ſteigen, ja noch unter dieſem Maße bleiben muß, weil durch den Druck der Luft das Waſſer nicht höher gehoben wird. (S. Atmoſphäre.) In den vereinigten Saug- und Druckwerken ſteigt zwar das Waſſer wie in der Saugpumpe; aber der Kolben iſt hier voll, und wenn das Waſſer bis an ſeine Baſis gelangt iſt, ſo treibt er daſſelbe beim Herabſteigen wieder zurück, und zwingt es, in eine Seitenröhre zu treten.

Punier, eigentlich Phönicier, und **puniſch**, phöniciſch, dann aber auch für Carthaginienſer und carthaginienſiſch, weil Carthago eine phöniciſche Colonie war. Die puniſchen Kriege ſind die drei großen Kriege, welche Carthago und Rom gegen einander führten und welche mit Carthago's Zerſtörung endigten. (S. Carthago, Rom und Hannibal.) Die puniſche Treue (fides punica) war im Alterthum übel berüchtigt und die puniſche Treuloſigkeit zum Sprichwort geworden.

Perfidia plus quam punica, eine mehr als puniſche Treuloſigkeit, iſt der höchſte Ausdruck für Falſchheit und Wortbrüchigkeit.

Punkt, in der Geometrie nach Euklides Definition, eine Größe, die keine Theile hat oder untheilbar iſt. Ein Punkt, der fortbewegt wird, beſchreibt eine **Linie**. Ueber die Bedeutung des Worts Punkt in der Grammatik ſ. Interpunction. — In der Tonſchrift erhöht der hinter eine Note geſetzte Punkt den Werth derſelben um die Hälfte; über der Note ſteht der Punkt als Zeichen des Abſtoßens oder des Staccato.

Punktation heißt jede Schrift, worin die Hauptpunkte eines zu ſchließenden Vertrags enthalten ſind, und aus welcher, ſobald ſie gegenſeitig angenommen worden, auf die Vollziehung der Vertragsurkunde ſelbſt geklagt werden kann.

Punktiren, ſ. Bepunkten.

Punktirte Manier. Der Kupferſtecher bringt Zeichnung und Haltung in den Kupferſtich entweder durch Striche, oder durch bloße theils runde, theils längliche Punkte; oft vereinigt er beide Arten. Was kühn und lebhaft gezeichnet, in Licht und Schatten ſtark gehalten werden ſoll, wird mit Strichen, was fein, weich und mit den ſanfteſten Schatten gleichſam nur angeflogen ſeyn ſoll, z. B. Geſichter, überhaupt das Nackende, wird mit Punkten bearbeitet. Dieſes Punktiren iſt alſo eine Art Miniaturſtrich, der als Hülfsmittel gebraucht wird, die ſchwachen Schatten zu verſtärken. Man hat aber auch ganze Stücke in punktirter Manier, z. B. von dem franzöſiſchen Kupferſtecher J. Morin, und die bloß punktirten mit dem Punzen eingeſchlagenen Stücke des J. Lutma. S. Abr. Boſſe de la manière de graver, und den Art. Kupferſtecherkunſt. K.

Punt (Johann), geb. zu Amſterdam im J. 1711, Kupferſtecher, Mahler und einer der berühmteſten Schauſpieler Hollands, bewies in ſich die Verwandtſchaft der ſchönen Künſte. Nachdem er ſich im J. 1733 mit Anna Maria Bruin, der damaligen holländiſchen Melpomene, verheirathet hatte, betrat er ſelbſt das Theater von Amſterdam. Gleich in ſeiner erſten Rolle als Rhadamiſt zeigte er ſeine Meiſterſchaft. Heroiſche kräftige Rollen wurden von ihm trefflich dargeſtellt; ſelbſt wo er fehlgriff, erregte er Bewunderung. Nachdem er im J. 1744 Witwer geworden, zog er ſich von der Bühne zurück, und nahm den Grabſtichel wieder, den er ſeit einiger Zeit vernachläſſigt hatte. Er beſchäftigte ſich beſonders damit, die 36 von Rubens für die vier großen Gallerien der Kirche der Jeſuiten zu Antwerpen gemahlten Deckenſtücke zu ſtechen. Jacob de Witt hatte ſie ſechs Jahre früher, als dieſes prächtige Gebäude ein Raub der Flammen wurde, gezeichnet. Punts Haus war damals der Sammelplatz aller Männer von Geſchmack und aller Freunde der Künſte geworden. In dieſer ausgezeichneten Geſellſchaft unterhielt er ſich gern über dramatiſche Dichtkunſt und Declamation, und bildete ſo durch die Reflexion ſeine natürlichen Anlagen für die letztere aus. Nachdem er ſich im J. 1748 mit der Tochter eines Gemähldehändlers, Anna Maria Chicot, wieder verheirathet hatte, gab er dem allgemeinen Wunſche nach, und betrat 1755 das Theater wieder. Mehr als je erndtete er Beifall in der Rolle des Achilles. Im J. 1755 erhielt er den einträglichen Poſten eines Caſtellans des Schauſpielhauſes, der ungefähr mit dem Poſten eines Directors gleichbedeutend war. Um dieſelbe Zeit vertauſchte er den Grabſtichel mit dem Pinſel, dem er einen Theil ſeiner Wohlhabenheit verdankte. Er mahlte Portraits, Landſchaften und ſelbſt hiſtoriſche Bilder. So lebte er glücklich und geachtet, als er im

J. 1771 zum zweiten Male Witwer wurde. Dem Wunſche ſeiner ſterbenden Gattin gemäß verheirathete er ſich im folgenden Jahre mit der berühmten tragiſchen Schauſpielerin, Catharine Eliſabeth Fokke, und ſah kurze Zeit darauf ſeine ganze Ruhe durch den unglücklichen Brand des amſterdamer Schauſpielhauſes vernichtet. Nur mit Mühe gelang es ihm, ſein und ſeiner Gattin Leben zu retten. — Sein Sterbejahr iſt uns nicht bekannt.

Puritaner, ſ. Diſſenters.

Purpur. Die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, war theils ſchwärzlich, theils violet und roſenroth. Sie gehörte zu dem Schönſten und Koſtbarſten, was ſie kannten. Wir wiſſen, daß die Alten ihren Purpur aus mehrern Schnecken zogen, die uns aber aus Mangel an genauer Beſchreibung nicht vollkommen bekannt ſind. In neuern Zeiten hat man in mehrern Conchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, einen purpurähnlichen Saft entdeckt. Er iſt zähe und in einem beſondern Beutelchen enthalten, welches bei den meiſten zwiſchen dem Herzen und der Leber liegt. Die Farbe dieſes Saftes iſt ſehr verſchieden; bei einigen nämlich wirklich purpurroth, bei andern blaßgelb, und bei mehrern pomeranzenfarbig. Hieraus laſſen ſich denn auch die verſchiedenen Angaben der Alten hinſichtlich des Purpurs erklären. Einige ſagen, man müſſe ihn ſogleich ausdrücken, andere behaupten, daß Purpurſchnecken in Oel und Honig aufbewahrt, ihre Farbe viele Jahre lang unverändert gut erhalten. Die echte Purpurfarbe der Alten ſoll weder an der Luft und Sonne, noch durch Waſchen verblaßt, ſondern durch den Gebrauch nur noch ſchöner geworden ſeyn. Reaumur fand, daß der Anfangs gelbliche Saft der Trompetenſchnecke, auf Leinwand getragen, in wenigen Secunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau durchlief, und zuletzt purpurroth ward. Der Saft der Kräuſelſchnecke, die unter dem Namen des blauen Kräuſels in Peru von den Spaniern zum Färben gebraucht wird, bietet ähnliche Erſcheinungen dar. Wenn man ihn aus der Schnecke nimmt, ſieht er gelblichweiß aus; taucht man ein Stück Zeug darein, und ſetzt es der Einwirkung der Luft und Sonne aus, ſo ändert ſich jene Farbe ſtufenweis, und geht endlich in ein Roth über, welches zwar unvertilgbar, aber doch nicht rein iſt, wie das Roth der Cochenille, welche nebſt dem Kermes bei uns die Stelle des Purpurs vertritt. — Als Erfinder der Purpurfarbe nennen die Alten einſtimmig die Phönicier. Die Sage von dem Schäferhunde, der die Schnauze von dem Safte zerbiſſener Purpurſchnecken ſich roth färbte, und dadurch Veranlaſſung zur nähern Unterſuchung dieſer Thiere ward, iſt bekannt.

Pütter (Johann Stephan). Das Leben dieſes großen Staatsrechtslehrers iſt zwar nicht reich an wechſelvollen Ereigniſſen, und hat für Den keinen Reiz, welcher das merkwürdige Schauſpiel eines mit dem Schickſale ringenden Menſchen erblicken will; aber, wie kaum ein anderes, zeigt es uns einen Mann, der durch ſtille, doch kräftige Thätigkeit der Lehrer von Tauſenden wird, und in ungeſtörter Ruhe das höchſte Glück des gelehrten Stilllebens genießt. Johann Stephan Pütter wurde den 25ſten Juni 1725 zu Iſerlohn in der weſtphäliſchen Grafſchaft Mark geboren, wo ſein Vater, Johann Heinrich Pütter, einen anſehnlichen Handel trieb. Seine Mutter hieß Eliſa Barbara Varnhagen, und war die Tochter eines Predigers an der Stadtkirche zu Iſerlohn. Von acht Geſchwiſtern war Johann Stephan der jüngſte; doch waren ſchon vor ſeiner Geburt fünf derſelben geſtorben. Seinen Vater verlor er im J. 1731, und nunmehr übernahm der älteſte Bru-

der, Caſpar Dietrich, welcher im J. 1763 als Hoffiscal in ſeiner Vaterſtadt ſtarb, die Erziehung der jüngern Geſchwiſter. Den erſten Unterricht erhielt der junge Pütter bis 1734 von einem Candidaten der Theologie, welcher auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe ſeinen Zögling in den alten Sprachen unterrichtete, und ſelbſt das Hebräiſche mit demſelben anfing. Als aber dieſer geſchickte Mann in dem genannten Jahre zu einer Predigerſtelle befördert wurde, ſo trat ein Verwandter des pütterſchen Hauſes, welcher eben in Jena ſeine theologiſchen Studien beendigt hatte, an ſeine Stelle. Allein da der ältere Bruder fand, daß derſelbe bei dem Unterrichten eines neunjährigen Knaben von ſeinen Univerſitätsheften ungereimten Gebrauch machte, und z. B. die Sätze der wolfiſchen Metaphyſik lateiniſch dictirte, ſo ſchickte er ihn nach neun Monaten wieder fort, und gab ſeinen Bruder einem geſchickten einſichtsvollen Prediger zu Hohenlimburg unweit Iſerlohn in Penſion. Noch in ſeinem höchſten Alter erinnerte ſich Pütter mit liebenswürdiger Begeiſterung der ſchönen Zeit, welche er in dem Hauſe dieſes würdigen Mannes verlebte. Nicht bloß der gründliche und anziehende Unterricht, ſondern auch der Genuß der ſchönen Natur trugen zur ſchnellen Entwickelung der geiſtigen Kräfte des Knaben bei, und daher darf es nicht befremden, daß er im Griechiſchen und Lateiniſchen reiſſende Fortſchritte machte, das Hebräiſche mit Eifer trieb und als elfjähriger Knabe den größten Theil des alten Teſtaments durchlas, ja ſelbſt das Chaldäiſche erlernte. Er hatte die Freude, daß die lateiniſchen Verſe, welche er bei Gelegenheit der Geburtsfeier des regierenden Grafen mit Hülfe ſeines Lehrers machte, nicht nur von ihm ſelbſt vor einer glänzenden Verſammlung gehalten werden durften, ſondern auch nachher gedruckt wurden. Uebrigens umfaßte der Unterricht, den er hier erhielt, die Geſchichte, Geographie und die römiſchen Alterthümer. Er reifte ſo ſchnell, daß man ihn im dreizehnten Jahre ſeines Alters die Univerſität zu Marburg beziehen laſſen konnte. Im Frühjahre 1738 ging er mit einem Landsmanne, der Theologie ſtudirte, dahin ab, und hörte vornehmlich reine Mathematik und Metaphyſik bei dem berühmten Chriſtian Wolf, deſſen lichtvoller Vortrag ihm den größten Nutzen und das größte Vergnügen gewährte. So jung er war, ſo wenig ließ er ſich von den damals unter den Studirenden herrſchenden ſchlechten Sitten anſtecken, vielmehr machte der Mißbrauch ſinnlicher Genüſſe einen ſo widrigen Eindruck auf ihn, daß er z. B. vor dem Laſter der Trunkenheit und dem Genuß des Tabakrauchens einen unauslöſchlichen Abſcheu erhielt. Da außer Wolf nur wenige ausgezeichnete Lehrer damals in Marburg waren, ſo faßte Pütter den Entſchluß, Marburg mit Halle zu vertauſchen, und er bezog im Herbſte des Jahres 1739 dieſe Univerſität. Er wurde von dem damaligen Prorector, dem Canzler von Ludwig, immatriculirt, und zog durch ſeine Jugend die Aufmerkſamkeit deſſelben in hohem Grade auf ſich. Weil er noch nicht confirmirt war, ſo hörte er vor allem Dogmatik bei Siegm. Jac. Baumgarten; außerdem beſuchte er die Vorleſungen des berühmten Heineccius über die Pandecten und Inſtitutionen. Ferner hörte er Moral bei Alex. Gottl. Baumgarten, deſſen Vortrag vorzüglich lehrreich und angenehm war. Während ſeines Aufenthaltes in Halle kam auch der Philoſoph Chriſtian Wolf wieder dahin; fand jedoch nicht den Beifall, den er in Marburg gehabt hatte, theils weil er mitten im Sommercurſus in einer Stunde zu leſen anfing, die ſchon mit andern wichtigen Collegien beſetzt war, und er das Intereſſe der Studenten nicht ſo zu erregen vermochte, daß ſie ihre Brotſtudien darüber vernachläſſigt hätten, theils weil er durch die

gedruckte Erklärung, er wolle als Schriftſteller Professor generis humani werden, bei Lehrenden und Lernenden anſtieß. Pütter hörte zuletzt noch das Lehnrecht bei Juſt. Böhmer, und das Staatsrecht bei Ludwig. Dieſer Letztere aber befriedigte nicht; daher folgte Pütter dem Rathe ſeines Freundes Emminghaus, und ging 1741 nach Jena, um den berühmten Eſtor in dieſer Wiſſenſchaft zu hören. Der gründliche und anziehende Vortrag dieſes Gelehrten war auch ſo beſchaffen, daß Pütter ſich ganz befriedigt fühlte, und ſein Aufenthalt in Jena wurde ſehr folgenreich für ihn. Er wohnte nämlich in Eſtors Hauſe, wurde ein vertrauter Freund ſeines Lehrers, konnte deſſen reiche Bücherſammlung ohne Zwang benutzen, und erhielt von ihm Acten, wodurch er ſich eine genaue Kenntniß von den verſchiedenen Arten, wie in Deutſchland Prozeſſe geführt werden, erwarb. Nicht weniger Nutzen zog Pütter aus dem Practicum, welches Eſtor über den Reichsprozeß las, und der Beifall, der ſeinen practiſchen Arbeiten ertheilt wurde, munterte ihn immer mehr zu ſolchen Arbeiten auf. Ueberblickt man das ganze Leben Pütters, ſo dringt ſich die Ueberzeugung auf, daß Pütter völlig durch Eſtor gebildet und auf die Bahn geführt worden iſt, die er ſpäterhin betrat, und auf welcher er ſo viel Ruhm ſich erwarb. Gefeſſelt an ſeinen Lehrer folgte er ihm 1742 nach Marburg, wohin derſelbe von Jena berufen worden war. Dieſer Schritt war für Pütter entſcheidend. Um mit einigen Studenten die Vorleſungen Eſtors über die Pandecten repetiren zu können, hörte er dieſelben. Dies war ſein erſter Anfang des akademiſchen Vortrages. Bald übernahm er auch practiſche Arbeiten; und obgleich ſeine erſte Arbeit dieſer Art, welches eine Bittſchrift für einen Juden war, ihm nicht mehr als acht Groſchen eintrug, ſo hatte er doch das Vergnügen, ſeine Mühe durch glücklichen Erfolg belohnt zu ſehen, indem eine willfährige Entſchlieſſung von der Regierung zu Marburg darauf erging. Um Oſtern 1743 — 45 gab er dem in Marburg ſtudirenden Burggrafen zu Kirchberg täglich eine Stunde Unterricht in der Jurisprudenz, und wurde durch eine Reiſe nach Wetzlar, welche Eſtor ihm auftrug, mit dem Reichskammergericht daſelbſt näher bekannt. 1744 erwarb er ſich das Recht, Vorleſungen zu halten, zugleich mit der Licenziatwürde, und fing nun an, die deutſche Reichsgeſchichte vorzutragen. Sein Eifer wurde nicht wenig geſtärkt, da er 39 Zuhörer hatte und durch ſeinen Vortrag anzog. Mit Wetzlar trat er in nähere Verbindung, als der Burggraf von Kirchberg dahin abging, und ihn zu wöchentlichen Beſuchen daſelbſt einlud. Er machte bei dieſer Gelegenheit die Bekanntſchaft vieler beim Reichskammergerichte angeſtellten Perſonen, und führte auch einige Rechtsſachen vor dieſem hohen Tribunale mit Glück. Zugleich machte er ſich durch einige Druckſchriften, welche durch Eſtors Namen noch mehr empfohlen wurden, bekannt. Durch jene Prozeſſe vor dem Kammergerichte zog er die Aufmerkſamkeit des Kammergerichtsaſſeſſors von Schwarzenfels, eines Neffen des großen Münchhauſen, auf ſich; und da dieſer berühmte Miniſter und Stifter der Univerſität Göttingen über den Reichsprozeß Vorträge in Göttingen gehalten wiſſen wollte, ſo ſchlug Schwarzenfels ſeinem Onkel unſern Pütter vor. Er reiſ'te daher in den Pfingſtferien 1746 nach Hannover, und wurde von Münchhauſen für Göttingen gewonnen. Um ſich jedoch die möglich vollkommenſte Kenntniß von dem Rechtsgange bei dem höchſten Gerichte in Deutſchland zu verſchaffen, reiſ'te er auf königliche Koſten nach Wetzlar, Regensburg und Wien, und ging erſt im Herbſte 1747 nach Göttingen als außerordentlicher Lehrer der Rechte. Vor drei Zuhörern eröffnete er hier ſeine Vorleſungen

über den Reichsprozeß; doch bald ſtiegen ſie auf 23, und vermehrten ſich von dieſer Zeit an mit jedem Jahre. Seine Thätigkeit war nun zwiſchen akademiſchen Vorträgen und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten getheilt. Vom Jahre 1752 an las er regelmäßig drei Collegien, Staatsrecht, Reichsgeſchichte und Reichsprozeß, und hielt ein Practicum, das ebenfalls ſehr beſucht wurde. Im J. 1757 verheirathete er ſich mit der zweiten Tochter des fürſtl. ſolmsbraunfelſiſchen Regierungsraths Stock; doch genoß er nie das ſüße Vaterglück. Mit welchem Erfolge er als akademiſcher Docent und als berühmter Rechtsconſulent und Schriftſteller gearbeitet habe, davon ſind die verſchiedenen vortheilhaften Anträge zu anderweitigen Ehrenſtellen, die ihm von Zeit zu Zeit gemacht wurden, deutliche Beweiſe. Er lehnte ſie aber alle aus Dankbarkeit gegen ſeinen erhabenen Freund und Gönner, Münchhauſen, und aus Liebe zur Georgia Auguſta ab. 1755 rückte er als ordentlicher vierter Profeſſor in die Facultät ein, und wurde 1757 an die Stelle des verſtorbenen Schmauß zum Professor juris publici mit dem Hofrathstitel ernannt. Eine ihm ſehr angenehme Unterbrechung der akademiſchen Geſchäfte verurſachte die Auffoderung, welche der Herzog von Gotha an ihn ergehen ließ, daß er den Erbprinzen im Staatsrechte und in der Reichsgeſchichte unterrichten möchte. Er erhielt dazu die königliche Erlaubniß, und verlebte in Gotha von 1762 — 1763 ein ſehr glückliches Jahr, da er am Hofe und bei den vornehmſten Perſonen die größte Achtung genoß, und zu allen Vergnügungen, welche das Hofleben gewährt, gezogen wurde. Er hatte auch das Glück, dem großen Friedrich vorgeſtellt zu werden, als dieſer nach dem ruhmvoll beendigten ſiebenjährigen Kriege in Gotha einen Beſuch abſtattete. Zugleich ward er durch dieſe Entfernung von Göttingen allen Unannehmlichkeiten entzogen, welche die letzten Ereigniſſe jener Kriegszeit auch über Göttingen herbeiführten. Gleich im folgenden Jahre 1764 ward er der churbraunſchweigſchen Wahlgeſandtſchaft bei Gelegenheit der Ernennung Joſephs II. zum römiſchen Könige als Rath beigegeben, welches ihm nicht nur einen ſehr angenehmen Aufenthalt in Frankfurt, ſondern auch das Vergnügen der Bekanntſchaft ausgezeichneter Perſonen verſchaffte. Ueberhaupt ſtand er ſelbſt mit fürſtlichen Perſonen in genauer Verbindung, weil er wegen ſeiner Kenntniß des Reichskammergerichts oft um Rath gefragt, und zu thätigem Rechtsbeiſtande aufgefodert wurde. Er fühlte ſich in ſeinen häuslichen und Amtsverhältniſſen ſo glücklich, daß ihm faſt nichts zu wünſchen übrig blieb. Daher konnte er auch nicht bewogen werden, Göttingen zu verlaſſen, ungeachtet er 1763 zum geheimen Archivar in Dresden mit 2000 Thalern Gehalt, 1766 zum Reichshofrath, und 1769 zum Kanzler der Univerſität Gießen berufen wurde. Zur Belohnung ſeiner treuen Anhänglichkeit an Göttingen legte ihm Münchhauſen 1770 den Geheimen Juſtizrathtitel bei. In ununterbrochener Thätigkeit, wofür ihm die Achtung ſeiner zahlreichen Schüler, die Freundſchaft aller Kenner der Wiſſenſchaften, die Werthſchätzung der höchſten Staatsperſonen zu Theil wurde, brachte er die übrigen Jahre ſeines Lebens hin, und erheiterte dieſelben durch den anmuthigen Wechſel kleiner Reiſen nach Pyrmont, Straßburg, Stuttgart, Dresden, Gotha u. a. O. Der Beifall, mit welchem er lehrte, erhielt ſich bis in ſein höchſtes Alter. 1796 feierte er daher ſein Amtsjubiläum mit großer Theilnahme der Lehrenden und Lernenden, und wurde, nachdem er noch als erſchöpfter Greis Ordinarius der Juriſtenfacultät geworden war, den 12ten Auguſt 1807 zu ſeinen Vätern verſammelt. Seine Thätigkeit als Schriftſteller war ſehr groß. Davon

zeugt die Menge ſeiner Schriften, von den viele in mehreren Auflagen erſchienen. Seine hiſtoriſche Entwickelung der heutigen Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs (3 Bde. 8. Götting. 1788) hat auch jetzt noch Werth, da er aus Quellen ſchöpfte, und ſein Urtheil auf eine umfaſſende Kenntniß des Rechts gründete. Da er indeſſen ſein ſchriftſtelleriſches Verdienſt größtentheils an den damaligen Zuſtand des deutſchen Reichs knüpfte, ſo hat daſſelbe ſeine einwirkende Kraft zugleich mit dem Untergange des heiligen römiſchen Reichs verloren. Aber immer wird er wegen ſeiner Religioſität, ſeiner liebenswürdigen Beſcheidenheit und ſeiner außerordentlichen Thätigkeit als akademiſcher Lehrer der Gegenſtand reiner Achtung bleiben. Kl.

Puzzolana oder Puzzolanerde wird ein vulcaniſches Product genannt, welches im untern Theile von Italien, inſonderheit bei Puzzolo (Puteoli) häufig vorkommt. Von Farbe iſt dieſe Erde bald grau, bald ſchwarz, braun oder gelblich; ihre Conſiſtenz iſt theils ſtaubartig, theils feſt in Brocken. Man hält ſie für eine Spielart der Tuffwacke. Mit Waſſer vermiſcht und wieder getrocknet, verhärtet ſie ſich zu einer feſten ſteinartigen Maſſe, weßhalb ſchon die Alten ſie als Mörtel zum Bauen gebrauchten. Vornehmlich iſt ſie beim Straßen- und Waſſerbau anwendbar. Die berühmte appiſche Straße, welche vor faſt 2000 Jahren angelegt wurde, gibt davon einen merkwürdigen Beweis. Noch jetzt ſind die mit Mörtel von Puzzolanerde ausgefüllten Fugen zwiſchen den Steinen ſo feſt, daß man nicht im Stande iſt, mit einer Degenſpitze dazwiſchen zu ſtechen. Eben ſo widerſtehen die Dämme des alten Hafens von Puzzolo, welche von Backſteinen mit dieſem Mörtel aufgeführt ſind, noch jetzt der Gewalt des Meeres.

Pygmalion, König von Cypern, haßte die Weiber wegen ihrer Ausſchweifungen. Als ein geſchickter Bildner hatte er einſt eine weibliche Statue aus Elfenbein gefertigt, deren Schönheit ihn ſo entzückte, daß er von Liebe für ſein eignes Werk entbrannte und die Venus bat, die Statue zu beſeelen. Seine Bitte wurde erfüllt. Die Statue begann vor ſeinen Augen und unter ſeinen Umarmungen zu athmen und zu leben. Sie wurde ſeine Gemahlin und er zeugte mit ihr den Paphos.

Pygmäen, ein fabelhaftes Zwergenvolk bei den Alten, das Einige an die Quellen des Nils, Andere nach Indien verſetzen. Schon Homer ſingt von ihnen, daß die Kraniche ſie mit Tod und Verderben bedrohten. Dieſe Erzählungen wurden von den Spätern noch mehr ausgeführt. Nach Plinius waren ihre Städte und Häuſer nur von Eierſchalen gebaut; ihr Getraide ſchnitten ſie nach Philoſtrat mit Beilen ab, als ob ſie Bäume fällen wollten. Ebenderſelbe ſpricht von einem Pygmäenheere, welches den nach der Niederlage des Antäus eingeſchlafnen Hercules angriff. Sie machten dazu Anſtalten, als ob ſie eine Stadt belagern wollten. Die beiden Flügel des Heeres ſtürzten ſich auf die rechte Hand des Helden, das Mitteltreffen griff die linke an; der Nachtrab umlagerte die Füße, und der König machte mit den Tapferſten einen Sturm auf den Kopf. Hercules erwachte, lächelte über die kleinen Weſen, wickelte ſie in eine Löwenhaut, und trug ſie zum Euryſtheus.

Pylades, ein Sohn des Strophius und der Anaxibia, der Schweſter Agamemnons, oder der Aſtyoche, oder der Kynagora, berühmt durch ſeine Freundſchaft mit Oreſt (ſ. d. A.). Er vermählte ſich mit Elektra, und zeugte mit ihr den Medon und Strophius.

Pyramide heißt in der Geometrie ein Körper, welcher auf einer drei-, vier- oder vieleckigen Baſis ſteht, und an der Spitze in ei-

nem Punkt endet; oder nach Euklides iſt die Pyramide ein Körper, der aus mehreren Dreiecken beſteht, deren Grundlinien alle in einer und derſelben Fläche liegen und eine gemeinſchaftliche Spitze haben. Die Oberfläche einer gegebnen Pyramide wird leicht gefunden, wenn man dieſe Dreiecke einzeln mißt und zu ihrer Summe den Flächeninhalt der Grundfläche hinzufügt. Eben ſo leicht wird der Körperinhalt einer gegebenen Pyramide gefunden; man erhält ihn, wenn man den Inhalt der Baſis mit dem dritten Theil der Höhe oder den dritten Theil des Inhalts der Baſis mit der ganzen Höhe der Pyramide multiplicirt. Jede Pyramide iſt dem dritten Theile eines Prisma gleich, welches mit ihr gleiche Grundfläche und Höhe hat.

Pyramiden, in der Architektur, Gebäude einer gewiſſen Form, welche ſich von den Aegyptern herſchreiben. Nach Herodot betrachtete dieſes Volk die pyramidaliſche Form als ein Sinnbild des menſchlichen Lebens. Die breite Baſis bedeutete den Anfang, und das Zuſammenlaufen in einen Punkt das Ende unſers Daſeyns in dem gegenwärtigen Zuſtande; weshalb ſie ſolche auch bei Begräbniſſen anwendeten. Einige Schriftſteller leiten das Wort Pyramide aus dem Griechiſchen ab, und verſtehen darunter entweder Kornbehältniſſe, dergleichen der Patriarch Joſeph erbaut haben ſoll, oder denken an πυρ, Feuer, weil die Geſtalt der Pyramide einer aufſteigenden Flamme gleicht; Andre leiten es von dem koptiſchen Worte Piramue, Sonnenſtrahl, ab. Unter den verſchiedenen Pyramidengruppen, welche wir in Aegypten finden, ſind die bei Gizeh die ungeheuerſten; die größte von allen ſteht unfern Memphis. Herodot ſagt, man habe ihm berichtet, daß letztere die Gebeine des Cheops, eine andre dabei ſtehende aber die Gebeine ſeines Bruders Cephrenes bedeckte, welcher ihm nachfolgte. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Nachricht dieſes alten Schriftſtellers, daß hunderttauſend Menſchen ununterbrochen zwanzig Jahre lang an Errichtung dieſes ungeheuern Gebäudes gearbeitet hätten, und daß Cheops deßhalb der Gegenſtand des Haſſes ſeines Volks geworden ſey. Als Savary die Pyramiden von Gizeh beſuchte, ſtand das Land unter der Herrſchaft ſeiner jetzigen Bewohner, deren Kiaſchif oder Gouverneur des Diſtricts einen kleinen Zoll von den Reiſenden nahm und ihnen dagegen eine Bedeckung zum Schutz wider die Araber mitgab, die jede Gelegenheit benutzten, ſie zu plündern. Savary brach, von einigen Freunden und einer Bedeckung begleitet, um ein Uhr nach Mitternacht von Gizeh auf, und wurde bald darauf durch den Anblick der beiden größten Pyramiden erfreut, deren Gipfel der Mond beſchien. Sie hatten das Anſehn ungeheurer Felſenſpitzen, welche durch die Wolken drangen. Um halb vier Uhr Morgens machte ſich die Geſellſchaft bereit, in die große Pyramide hineinzuſteigen. Sie legten größtentheils ihre Kleider ab, und jeder nahm eine Fackel in die Hand. So begannen ſie einen langen Gang hinabzuſteigen, der zuletzt ſo eng wurde, daß ſie auf Händen und Knien kriechen mußten. Als ſie ihn zurückgelegt hatten, mußten ſie faſt unter gleichen Umſtänden wieder aufwärts ſteigen. Am Ende dieſes zweiten Ganges traten ſie durch eine ſehr kleine Thür in ein weites längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach. An dem einen Ende dieſes Gemachs ſah Savary einen leeren marmornen Sarkophag, aus einem Stück, aber ohne Deckel, und Scherben irdener Gefäße waren über den Fußboden verſtreut. Sie beſuchten noch ein zweites Zimmer, das unter dem eben erwähnten gelegen und von kleinerm Umfang war. Es enthielt den Eingang eines damals mit Schutt angefüllten Ganges. Befriedigt ſtieg man jetzt auf demſelben Wege wieder hinaus, nicht oh-

ne Schwierigkeit einen tiefen und gefährlichen Brunnen zur linken Hand vermeidend. Als ſie wieder in freier Luft ſich befanden, erſchienen alle bleich und erſchöpft durch die Hitze, welche ſie im Innern der Pyramide ausgeſtanden hatten. Nachdem ſie ſich erholt und geſtärkt hatten, beſtiegen ſie die Pyramide von außen. Sie zählten gegen zweihundert ſteinerne Stufen, deren Höhe unregelmäßig von zwei bis vier Fuß war, und genoſſen von oben der ſchönſten Ausſicht auf die Landſchaft. Weit ſchwieriger als das Hinaufſteigen war das Niederſteigen. Als ſie den Erdboden wieder erreicht hatten, gingen ſie rings herum und betrachteten mit Entſetzen die rauhe Maſſe, die in der Nähe einem losgeriſſenen Felſen glich, in der Entfernung aber die Unebenheiten verliert, und mit ebnen Oberflächen erſcheint. Die Form dieſes ungeheuern Gebäudes läßt eine genaue Meſſung der Dimenſionen nicht wohl zu; daher die vorhandenen Angaben nur als Vermuthung anzuſehen ſind. Herodot gibt die Höhe auf 800 Fuß und die Breite auf jeder Seite der Baſis auf eben ſo viel an; Strabo beſtimmt ſie auf 625, Diodor auf 600 Fuß. Mit letztern ſtimmen die neuern Angaben am meiſten überein. Die Verſchiedenheiten in dieſen Meſſungen mögen zum Theil daher rühren, daß ſie auf verſchiednen Seiten gemacht worden, dieſe aber des mehr oder weniger angewehten Sandes wegen nicht gleich ſind. Strabo erwähnt, daß der Stein, welcher den Eingang in die Pyramide verſchlöſſe, faſt auf der Mitte der einen Seite befindlich ſey; wäre dies richtig, ſo müßte das Erdreich in der Nähe ſich ſehr angehäuft haben, da jetzt der Eingang nicht über 100 Fuß von der Grundfläche entfernt iſt. Herodot ſagt, die große und nächſte Pyramide ſey ganz mit weißem Marmor bekleidet, und Diodor und Plinius nahmen an, ſie ſeyen ganz aus dieſem koſtbaren Material erbaut. Herodots Anführung wird durch noch vorhandene Ueberreſte beſtätigt. — Denon, der die franzöſiſche Expedition nach Aegypten begleitete, liefert über den gegenwärtigen Zuſtand der Pyramiden folgende Details. Bonaparte hatte beſchloſſen, die großen Pyramiden von Gizeh zu unterſuchen. Es waren dazu gegen 300 Perſonen beſtimmt, unter denen ſich auch Denon befand. Man näherte ſich auf Böten vermittelſt der unter Waſſer geſetzten Canäle des Nils der Gränze der Wüſte in einer Entfernung von einer halben Stunde von den Pyramiden. Der erſte Eindruck, den ihr Anblick machte, entſprach der Erwartung nicht, da es an Gegenſtänden zur Vergleichung fehlte. Erſt als man ihnen näher kam und Menſchen an dem Fuße der Pyramide erblickte, trat ihre rieſenmäßige Größe hervor. Man beſtieg einen kleinen Hügel von Schutt und Sand, der zu der Oeffnung der Pyramide führte. Dieſe Oeffnung, welche nach Denons Angabe ungefähr ſechzig Fuß über der Baſis ſey, iſt verſteckt durch eine allgemeine Außenſeite von Stein, welche die dritte oder innere Einhegung des die Pyramide umgebenden Bollwerks bildet. Große Steine liegen horizontal an den Seiten des Eingangs, und über dieſen befinden ſich andre von ungeheurer Größe ſo gelegt, daß ſie durch ihr Gewicht ihren Fall oder ihre Verrückung unmöglich machen. Hier beginnt der erſte Gang in einer Richtung gegen den Mittelpunkt und die Grundfläche des Monuments. An dem Ende dieſes Ganges, ſagt Denon, findet man zwei große Granitblöcke, welche ihn unterbrechen. Da die Verſuche, das Hindernis zu überwinden, fruchtlos geblieben, ſo iſt man wieder etwas zurückgekehrt, iſt um zwei Steinblöcke herumgegangen und hat, über ſie wegklimmend, einen zweiten ſo ſteilen Gang entdeckt, daß man, um hinaufzuſteigen, Stufen hat aushauen müſſen. Dieſer Gang führt in einen Raum, wo eine Höhle iſt, welche gewöhnlich der Brun-

nen genannt wird. Sie iſt der Eingang zu einem horizontalen Gang, welcher in ein unter dem Namen Gemach der Königin bekanntes Zimmer ohne alle Zierrathen oder Inſchriften führt. Von dem oben genannten Raum führt eine Oeffnung in perpendiculärer Richtung zu dem Hauptgange, und dieſer endigt in einem zweiten Raum, wo ſich ein drittes und letztes Behältniß befindet. Dies iſt mit größerer architektoniſcher Sorgfalt und Eigenthümlichkeit als das übrige gebaut. Zuletzt kommt das königliche Gemach, welches den Sarkophag enthält, und der letzte Zweck eines ſo ungeheuern Gebäudes iſt. — Im Ganzen haben die Neuern über 40 Pyramiden in Aegypten gefunden, von denen keine einzeln, ſondern immer mehrere in Gruppen neben einander ſtehen. Die vornehmſten ſind die Gruppe von Gizeh, von Saccara, von Dagſchur, von Manjelmuſa und von Fejum.

Pyramus, ſ. Thiebe.

Pyrenäen, eins der berühmteſten europäiſchen Gebirge, welches in einer Länge von mehr als 50 geographiſchen Meilen von S. Sebaſtian am biscajiſchen Meere bis Port Vendres am mittelländiſchen Meere reicht, und die Gränzſcheide zwiſchen Spanien und Frankreich macht. Die größte Breite beträgt 24 geographiſche Meilen. Die höchſten Punkte ſind der Mont perdu, 10,578, Maladetta, 10,500, Vignemale, 10,332, Cylinder des Marbore, 10,260, Port de la Pez, 10,151, Pic long, 10,000, Canigou, 8640 pariſer Fuß hoch, u. ſ. w. Man zählt an hundert Päſſe, von denen man 28 bequem zu Pferde und 7 mit Wagen und Canonen paſſiren kann. Von dieſem Gebirge haben drei franzöſiſche Departements den Namen. (S. Frankreich.)

Pyrmont, fürſtlich waldeckiſche Grafſchaft an der Emmer, welche auf 1 1/2 Quadratmeilen 4509 Einwohner enthält, 75,000 Thaler Einkünfte gibt, und reich an Salz und Mineralquellen iſt. Der Hauptort **Pyrmont**, ein offner Ort an einem angenehmen Thale zwiſchen hohen Bergen, iſt berühmt wegen der mineraliſchen Waſſer, die ſowohl zum Baden als zum Trinken ſehr heilſam ſind, und weit und breit verführt werden. Schon im 14ten Jahrhundert waren die Quellen bekannt. Durch ſchöne Anlagen und Spaziergänge iſt für das Vergnügen und die Bequemlichkeit der Badegäſte geſorgt, deren Zahl während der Curzeit ſich wohl auf 2000 beläuft. Seit 1720 hat der Ort Stadtfreiheiten und den Namen **Neuſtadt Pyrmont**. Einwohnerzahl 2000.

Pyromantie, die vermeintliche Kunſt, aus dem Feuer zu wahrſagen.

Pyrometer, Feuermeſſer, ein Werkzeug, mit welchem höhere Grade der Wärme gemeſſen werden können. Unter den verſchiedenen zu dieſem Zweck erfundenen Inſtrumenten verdient das **Wedgwoodiſche** den Vorzug. Es gründet ſich auf die Eigenſchaft des Thons, in der Hitze um ſo mehr zu ſchwinden, je größer dieſe iſt, ohne ſich hernach in der Kälte wieder auszudehnen. Auf einer meſſingnen Platte ſind Stäbe von demſelben Metall gelöthet, welche etwas ſchräg gegen einander laufen und ſo eine allmählig enger werdende Nuth bilden, in welche die zu den Verſuchen nöthigen thönernen Würfel hineingeſchoben werden. Will man den Grad der Hitze, z. B. eines Ofens meſſen, ſo legt man einen thönernen Würfel in die Nuth, läßt ihn die Hitze des Ofens aufnehmen, und wirft ihn dann ſogleich in kaltes Waſſer. Der Würfel geht deſto tiefer in die Nuth des Pyrometers hinein, je ſchmaler ſeine Seite durch die Hitze geworden iſt. Da, wo der Würfel ſtecken bleibt, ſteht an den Stäben eine Zahl, die den Grad der Hitze

angibt. Es verſteht ſich übrigens, daß die Thonart, welche man braucht, immer dieſelbe ſeyn muß. Lambert, welcher zuerſt die Lehren vom Maße des Feuers und der Wärme in eine förmliche Wiſſenſchaft brachte, unterſcheidet Thermometrie und Pyrometrie, und ſchränkt jene auf die unſerm Gefühle erträglichen, dieſe auf die höhern Wärmegrade ein.

Pyrrhichius, ſ. Rhythmus.

Pyrrho, ein ausgezeichneter griechiſcher Philoſoph und Stifter der pyrrhoniſchen oder ſkeptiſchen Schule, gebürtig aus Elis im Peloponnes, blühte um die hundertundzehnte Olympiade (340 Jahr vor Chr.) In ſeiner Jugend beſchäftigte er ſich einige Zeit mit der Mahlerkunſt, verließ ſie aber nachher, um ſich dem Studium der Philoſophie zu widmen, zu welchem er durch die Schriften des Democrit geführt wurde. Sein erſter Lehrer war Bryſon, des Stilpo Sohn, ein Schüler des Clinomachus. Nachher ſchloß er ſich an Anaxarchus, einen Schüler des Metrodorus von Chios. Dieſem Lehrer folgte er nach Indien im Gefolge Alexanders des Großen. Hier im Orient ſparte er keine Mühe, ſich mit den Meinungen der Brachmanen, Gymnoſophiſten, Magier und andrer morgenländiſchen Philoſophen bekannt zu machen. Aus den Lehren dieſer verſchiednen Secten ſchöpfte er alles, was ſeiner natürlichen Neigung zum Zweifel zuſagte. Dieſe Zweifelſucht ſtieg mit dem Fortgange ſeiner Studien ſo hoch, daß er endlich alles in Zweifel ſtellte und nichts behauptete. In allen Fällen antwortete er ſeinen Gegnern: „Was ihr ſagt, kann wahr oder nicht wahr ſeyn, ich halte mein Urtheil zurück; ich entſcheide nicht.“ Pyrrho, der dieſe Methode zu philoſophiren angenommen hatte, errichtete eine neue Schule, in welcher er lehrte, daß jeder Gegenſtand der menſchlichen Unterſuchung in Ungewißheit gehüllt ſey, ſo daß man nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne. Einen großen Theil ſeines Lebens brachte er in der Einſamkeit zu, und ſuchte hier durch Enthaltung von allen Urtheilen über Meinungen und äußere Erſcheinungen zur Gemüthsruhe zu gelangen, unangefochten von Furcht, Freude oder Kummer. Körperliche Schmerzen ertrug er mit großer Seelenſtärke; keine drohende Gefahr machte ihm Unruhe. In der Diſputirkunſt war er berühmt wegen der Scharfſinnigkeit ſeiner Gründe und der Klarheit ſeiner Sprache. Epictet gibt ſeiner Behauptung, daß dem wahren Philoſophen Leben und Tod gleich ſeyn müſſe, den größten Beifall, ſo ſehr er auch in andrer Hinſicht den Skepticismus verachtete. Epicur, der eben ſo wenig mit den Grundſätzen ſeiner Philoſophie einverſtanden war, drückte doch die größte Bewunderung für ihn aus, weil er jene Selbſtbeherrſchung empfahl und ausübte, welche ungetrübte Ruhe, den großen Zweck (nach Epicurs Meinung) aller phyſikaliſchen und moraliſchen Kenntniß, hervorbrachte. Von der hohen Achtung, worin er bei ſeinen Landsleuten ſtand, zeugen viele Umſtände. Sie ernannten ihn unter andern zum Oberprieſter, und gaben ein Geſetz, das alle Philoſophen von den öffentlichen Abgaben befreite. Um ſo unglaubwürdiger erſcheinen die Abgeſchmacktheiten, welche Diogenes Laertius ihm aufbürdet, als ſie mit dieſer Achtung nicht zu vereinigen wären. Pyrrho war ein großer Bewunderer der Dichter, beſonders des Homers, und führte oft Stellen aus ſeinen Gedichten an. Er ſtarb in einem neunzigjährigen Alter, wahrſcheinlich in der hundertdreiundzwanzigſten Olympiade. Die Athenienſer errichteten ihm zu Ehren eine Statue, ſeine Landsleute aber zu ſeinem Andenken ein Monument. Wie Pyrrho zu dem Skepticismus kam, iſt leicht zu erklären. Frühzeitig war er mit dem Syſteme des Democrit bekannt geworden. Nachdem er von dieſem Philoſophen ge-

lernt, das wirkliche Daſeyn aller Eigenſchaften an den Körpern zu läugnen, diejenigen ausgenommen, welche den anfänglichen Atomen eigen ſind, und jede Erkenntniß auf den Anſchein und die Meinung zurückzuführen, ſchloß er, daß unſer ganzes Wiſſen von dem trügeriſchen Einfluß der Sinne abhänge und folglich nichts für gewiß gelten könne. In dieſen Anſichten wurde er durch den allgemeinen Geiſt der eleatiſchen Schule, worin er erzogen worden, und die dem Wiſſen ungünſtig war, bekräftigt. Nichts aber trug mehr dazu bei, ihn in dem Skepticismus zu beſtärken, als die Spitzfindigkeiten der dialectiſchen Schulen, mit welchen er durch den Sohn des Stilpo bekannt gemacht wurde. Keine Methode war ſo geſchickt, die Sophiſtik über den Haufen zu werfen, als die Lehre von einer allgemeinen Ungewißheit. Durch angebornes Temperament und Lebensgewohnheiten geneigt gemacht, unbewegliche Ruhe als den großen Zweck aller Philoſophie zu betrachten; wahrnehmend, daß nichts dieſe Ruhe ſo ſehr ſtöre, als die unzähligen Meinungsverſchiedenheiten in den Schulen der Dogmatiker, und daß durch ihre Disputationen eher die Ungewißheit als die Gewißheit vermehrt werde, beſchloß er, den Frieden, den er in der dogmatiſchen Philoſophie zu finden verzweifelte, wo anders zu ſuchen. So erzeugte ſich bei ihm der Skepticismus. Pyrrho hinterließ keine Schriften, aber aus einigen ſeiner Nachfolger, und beſonders aus Sextus Empiricus können wir die Grundſätze ſeiner Schule, oder richtiger, die Art zu philoſophiren kennen lernen, wodurch ſie mehr danach ſtrebte, jedes andre philoſophiſche Gebäude umzuſtürzen, als ein eignes aufzubauen. Im Allgemeinen iſt es das Geſchäft der ſkeptiſchen Philoſophie, äußere Erſcheinungen mit Verſtandesbegriffen zu vergleichen, und ihre Unſtatthaftigkeit, ſo wie die daraus folgende Ungewißheit aller vom Schein der Dinge hergenommenen Raiſonnements zu entdecken. Seine Abſicht iſt, die Unruhe zu beſeitigen, welche aus dem unbefriedigten Streben nach Wahrheit entſteht, und durch ein allgemeines Aufgeben alles Urtheils Geiſtesruhe zu erlangen. Sein Grundprincip iſt, daß jedem Argument ein gleich wichtiges in allen Fällen entgegenſteht. Der Skeptiker läßt keine Meinungen zu, nicht weil er das unmittelbare Zeugniß der Sinne verwirft, ſondern weil er ſeine Zuſtimmung zu ſo zweifelhaften Dingen, als die Wiſſenſchaft zu beſtimmen unternimmt, verſagt. Er läugnet nicht, daß er ſehen, hören oder fühlen kann; aber er behauptet, daß die Folgerungen, welche Philoſophen aus den Berichten der Sinne gezogen haben, zweifelhaft ſind, und daß jeder allgemeine nach äußern Erſcheinungen gemachte Schluß eben ſo bündig widerlegt als bewieſen werden kann. Der Skepticismus verſtattet das Daſeyn ſinnlicher Erſcheinungen, weil die Eindrücke, welche äußere Gegenſtände auf den Verſtand oder die Phantaſie machen, eine unwiderſtehliche Ueberzeugung ihrer Realität hervorbringen, aber er zweifelt an den Sätzen, welche in Anſehung der Naturerſcheinungen aufgeſtellt werden. In Dingen des gemeinen Lebens beruhigt der Skepticismus ſich bei den Erſcheinungen, da er durch ſeine natürlichen Begierden und Leidenſchaften genöthigt wird, ſich nach ihnen zu richten. Daher gehorcht er der Stimme der Natur, handelt den beſtehenden Gewohnheiten gemäß und übt nützliche Künſte aus. Die Art, wie der Skeptiker zu einem ungetrübten Seelenzuſtand gelangt, iſt ganz zufällig. Wenn er das Studium der Philoſophie anfängt, hofft er fähig zu ſeyn, wahre und falſche Meinungen zu unterſcheiden und ſo Ruhe zu erlangen; aber durch entgegengeſetzte Meinungen in Ungewißheit erhalten, verzweifelt er bald, hier Befriedigung zu erhalten, und ſchließt, daß über Gut und Uebel kein ſiche-

res Urtheil gefällt werden könne. Dadurch wird er belehrt, daß es keinen Grund gibt, irgend ein ſcheinbares Gut oder Uebel zu verfolgen oder zu fliehen, und ſo kommt natürlich ſeine Seele in einen Zuſtand ungeſtörter Ruhe.

Pyrrhus, des Achilles und der Iphigenia Sohn, welchen ſein Vater nach der Opferung Iphigenia's nach Skyros brachte und der Deïdamia übergab. Andre geben ihm die Deïdamia, des Lycomedes Tochter, zur Mutter. Auf Skyros wurde er erzogen, von wo Ulyſſes und Diomedes ihn abholten, da ohne ihn Troja nicht erobert werden konnte. Er erhielt jetzt den Namen Neoptolemus. Homer beſchreibt ihn als ſchön, beredt, tapfer und ſtets unverzagt. Die nachhomeriſchen Dichter laſſen ihn die Opferung der Polyxena veranſtalten, den Philoctet von Lemnos abholen und den Polides und Priamus tödten. (S. d. Art.) Von den Gefangnen wurde ihm Andromache und Helenus zu Theil. Sehr von einander abweichend ſind die ſpätern Sagen. Einige laſſen ſeine Rückkehr zu Lande, andre zu Waſſer geſchehen. Nach Einigen kam er zu Epirus zu den Moloſſern, dort eine neue Herrſchaft ſtiftend. Hier war Andromache ſeine Gemahlin, mit welcher er den Moloſſus, Pierus und Pergamus zeugte. Endlich überließ er Gemahlin und Reich dem Helenus, und nun finden wir ihn in einem neuen Mythenkreis, deren Grund bei Homer iſt, daß er nämlich mit Hermione vermählt ward, die ihr Vater Menelaus ihm vor Troja zur Gemahlin gelobt hatte. Darüber wurde er nach Einigen von Oreſt, der Hermione zeitherigem Gemahl, ermordet. Nach Andern erfolgte ſein Tod auf Apollo's Veranlaſſung, den er beleidigt hatte. Darüber ſind die Meiſten einig, daß ſeine Ermordung zu Delphi geſchah. Hier zeigte man ſein Grabmahl und brachte ihm alljährlich ein Gedächtnißopfer.

Pyrrhus II. Dieſer in der Geſchichte der Römer ſo merkwürdige König von Epirus lebte faſt 300 Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Er war einer der größten Feldherrn ſeines Zeitalters, dabei aber ein äußerſt ehrgeitziger und eroberungsſüchtiger Fürſt. Schon in ſeinem 12ten Jahre beſtieg er den väterlichen Thron; und ob er gleich nach fünf Jahren durch den Neoptolemus von demſelben vertrieben wurde, ſo erhielt er ihn doch bald nachher wieder. Er vergrößerte darauf ſeine Macht durch die Eroberung Macedoniens. Nach neuen Eroberungen lüſtern, nahm er mit Vergnügen die Einladung der Tarentiner in Calabrien an, welche ihn gegen die Römer zu Hülfe riefen. Merkwürdig iſt das Geſpräch, welches er mit dem Cineas, ſeinem philoſophiſchen Freunde, führte, als er eben im Begriff war, nach Italien zu gehen. „Was willſt du (fragte ihn dieſer) alsdann thun, wenn du die Römer beſiegt haben wirſt?“ — Dann (antwortete er) werde ich mit leichter Mühe Italien, Sicilien, Afrika und Griechenland bezwingen. — „Und wenn du nun alles dieſes erobert haben wirſt, was gedenkſt du dann vorzunehmen?“ — Ruhig und fröhlich zu leben. — „Was hindert uns wohl, dieſes ſchon jetzt zu thun? und warum ſollen wir das ſo weit ſuchen, was uns ganz nahe liegt?“ Doch ſeine Eroberungsſucht machte ihn taub gegen dieſe vernünftigen Vorſtellungen. Mit Hülfe ſeiner Elephanten beſiegte er zwar die in dieſer Art des Kriegs noch unerfahrnen Römer; allein ſein eignes Geſtändniß: „noch ein ſolcher Sieg, und er werde allein nach Hauſe gehen müſſen,“ bewies, wie viel ihm derſelbe gekoſtet. Unterdeſſen lockten ihn die Unruhen in Syrakus nach Sicilien. Aber ohne ſeine eitlen Eroberungsplane ausgeführt zu haben, kehrte er nach Italien zurück; und nachdem er hier von den Römern, die ſich nun ſchon an ſeine Art zu kriegen gewöhnt hatten, geſchlagen

worden war, ſah er ſich genöthigt, unverrichteter Sache nach Griechenland zurückzugehen, wo endlich ein Wurfſpieß bei der Belagerung von Argos ſeinem unruhigen Leben (272 vor Chr. Geb.) ein Ende machte. Von dieſem Könige haben die Römer einen großen Theil jener Kriegskunſt erlernt, welche ſie nachmals ihren Feinden ſo furchtbar machte. Er hingegen hatte ſehr oft Gelegenheit, ihren Edelmuth zu bewundern. (Man ſ. d. Art. Fabricius.)

Pythagoras, der erſte unter den Weiſen des Alterthums, welcher den Namen eines Philoſophen annahm, und der geprieſne Stifter der italiſchen Schule. Nach der gewöhnlichen Meinung war er aus Samos gebürtig. Sein Vater war ein Kaufmann, Namens Mneſarchus, wahrſcheinlich aus Tyrus oder ſonſt einer phöniciſchen Stadt, welcher nach Samos handelte. Hier erhielt er das Bürgerrecht und ließ ſich mit ſeiner Familie nieder. Ueber das Geburtsjahr des Pythagoras haben mehrere Gelehrte Unterſuchungen angeſtellt. Bentley hält dafür das J. 608, Lloyd das J. 586, Dodwell das J. 569. Meiners, der mit Gelehrſamkeit und Scharfſinn dieſe verſchiednen Meinungen critiſirt hat, ſetzt des Pythagoras Geburt zwiſchen 584 und 586 vor Chr. Geb. Wenn wir die von Jamblich und Porphyrius uns überlieferten Nachrichten von ſeinem Leben durchgehn, ſo finden wir ſie ſo ſehr von Wundergeſchichten und abgeſchmackten Fabeln entſtellt, daß wir uns ihrer nur mit der größten Vorſicht bedienen können. Ohne bei den wunderbaren Gaben, die ſich ſchon an dem Knaben offenbarten und in ihm einen Götterſohn erkennen ließen, zu verweilen, nehmen wir an, daß ſein erſter Lehrer Creophilus war, der in ſeiner Vaterſtadt Unterricht gab. Dann begab er ſich nach der Inſel Scyrus und war ein Schüler des Pherecydes bis zu deſſen Tode; auch beſuchte er Milet, wo er Unterweiſungen von Thales und Anaximander erhielt. Der erſtere rieth ihm, nach Aegypten zu gehn und dort von den Prieſtern zu Memphis und Theben zu lernen. Ob er wirklich den Unterricht dieſer berühmten Mileſier genoſſen, bleibt bei der großen Verſchiedenheit zwiſchen ſeinen und der joniſchen Schule Grundſätzen immer zweifelhaft; wahrſcheinlich begab er ſich von den griechiſchen Inſeln zunächſt nach Aegypten, dem Lande, das in jener frühen Zeit vor allen andern ſich tiefer und geheimer Weisheit rühmte. Jamblich erzählt, daß auf ſeiner Reiſe nach Aegypten Pythagoras einige Zeit in Phönicien im Umgange mit des Moſchus Nachfolgern und andern Prieſtern des Landes verweilte, von denen er in ihre beſondern Myſterien eingeweiht wurde, und verſchiedne Theile Syriens bereiſ't habe, um ihre wichtigſten heiligen Gebräuche und Lehren kennen zu lernen. Auch dieſe Angabe iſt wegen der zugleich darin enthaltnen fabelhaften Umſtände in Zweifel zu ziehn; als da ſind das übernatürliche Herabſteigen des Pythagoras von dem Gipfel des Carmel bis zur Seeküſte, wo ein vorbeifahrendes ägyptiſches Schiff ihn aufnahm, ſein unbewegliches und ſtillſchweigendes Verharren zwei Nächte und drei Tage hindurch, ohne Speiſe, Trank oder Schlaf; die Ueberzeugung des Schiffsvolks, daß er eine göttliche Perſon ſei, deſſen Gegenwart ſie eine ungewöhnlich kurze und glückliche Fahrt verdankten; und die Errichtung eines Altars und die ihm erwieſene göttliche Verehrung, ſobald ſie in ihrem Vaterlande angekommen waren. Pythagoras hatte Briefe von Polykrates, Tyrannen von Samos, an den ägyptiſchen König Amaſis bei ſich, worin er des Königs Gunſt empfohlen und dieſer gebeten wurde, ihm den möglichſt leichten Zutritt zu den Schulen der ägyptiſchen Prieſter zu verſtatten. Trotz des königlichen Befehls fand er große Schwierigkeiten. Von Heliopolis wurde er nach

Memphis, und von da nach Theben geſchickt. Dort wagten zwar die Prieſter nicht, dem Befehl des Königs geradezu entgegen zu handeln, aber ſie hofften ihn durch die ſtrengſten Prüfungen und Ceremonien, (unter andern auch die Beſchneidung) die ſie ihm auferlegten, abzuſchrecken. Zu ihrem Erſtaunen überſtand Pythagoras die härteſten Proben mit unerſchütterlicher Geduld. Er gewann ihr Vertrauen, und wurde nach und nach in ihre geheimſten Lehren eingeweiht. Er blieb zweiundzwanzig Jahre in Aegypten, während welcher Zeit er die drei in dieſem Lande üblichen Schriftarten, die briefliche, ſymboliſche und hieroglyphiſche, vollkommen erlernte. Durch ſeine Bekanntſchaft mit den gelehrteſten Männern in allen Prieſtercollegien gelang es ihm, ihre älteſte Sagengeſchichte kennen zu lernen, und überhaupt mit der ägyptiſchen Gelehrſamkeit in ihrem ganzen Umfange vertraut zu werden. Von Aegypten aus, ſo erzählen heidniſche und chriſtliche Schriftſteller, begab er ſich in den Orient, und beſuchte die perſiſchen und chaldäiſchen Magier ſowohl als die indiſchen Gymnoſophiſten. Nach Jamblich war er unter den Gefangenen, welche Cambyſes von Aegypten nach Babylon brachte, woſelbſt er zwölf Jahre verlebte, die Philoſophie der morgenländiſchen Weiſen ſtudirend. Einige haben behauptet, daß er den Unterricht des berühmten Zoroaſters ſelbſt genoſſen, andre, daß er mit gewiſſen jüdiſchen Propheten umgegangen ſey, von denen er die jüdiſchen Geſetze und Gebräuche kennen gelernt. Allein alle dieſe und andre zum Theil noch unglaubhaftere Angaben ſind ſo widerſprechend und zugleich mit ſo unüberwindlichen chronologiſchen Schwierigkeiten verknüpft, daß wir geneigt ſind, ſie für Erdichtungen zu halten, welche das Anſehn des Pythagoras noch vermehren ſollten. Dieſer eröffnete nach ſeiner Rückkehr auf Samos eine Schule, worin er nach dem Muſter der Aegypter ſeine Lehren unter einer ſymboliſchen Form vortrug. Seine Landsleute zeigten aber ſo wenig Geſchmack daran, daß er es gerathen fand, ſeinen Plan aufzugeben, und auf neue Mittel zu denken, ſich Zuhörer zu verſchaffen. In dieſer Abſicht ging er nach Delos, wo er dem Apollo ein Geſchenk von Kuchen darbot, und dagegen von der Prieſterin moraliſche Dogmen erhielt, oder erhalten zu haben vorgab, welche er ſeinen Schülern unter dem Namen göttlicher Vorſchriften mittheilte. In gleicher Abſicht beſuchte er auch Creta, wo die Prieſter der Cybele ihn in die Höhle des Ida führten, in welcher Jupiter gewiegt worden und ſie das ſogenannte Grab deſſelben zeigten. Hier kam er mit Epimenides zuſammen, der ſich des Umgangs mit Göttern und der Gabe der Weiſſagung rühmte, und ihn in die heiligen Myſterien der Griechen einweihte. Von Creta ging er nach Sparta und Elis, wo er der Feier der olympiſchen Spiele beiwohnte, und dem Abaris einen goldnen Schenkel gezeigt haben ſoll, um ihn zu überzeugen, daß er Apollo ſey. Von da ging er weiter nach Phlius, wo er, vom Könige Leon nach ſeinem Geſchäft befragt, ſich einen Philoſophen oder Freund der Weisheit nannte, indem er erklärte, daß der Name eines Weiſen (Sophos) nur der Gottheit zukomme. Mit vermehrtem Wiſſen und noch größerer Begierde, den Aberglauben der Menſchen ſeinen Anſichten dienſtbar zu machen, kehrte Pythagoras in ſeine Heimath zurück, wo er jetzt mit glücklichem Erfolg eine philoſophiſche Schule ſtiftete. Zu dem Ende errichtete er ein halbrundes Gebäude, in welchem er, mit der Mine göttlichen Anſehns, Vorſchriften der Moral vortrug, welche ſo eingekleidet waren, daß ſie die Aufmerkſamkeit feſſelten, und zugleich nutzten und belehrten. Einen großen Theil ſeiner Zeit brachte er mit ſeinen vertrauten Freunden und geweihten Schülern

in einer Höhle zu, wo er ſie unter myſtiſchen Formen in den dunklern Theilen der Philoſophie unterrichtete. Seine Lehren ſchienen göttliche Orakelſprüche, und dieſes heilige Dunkel, worein er ſie zu hüllen wußte, zog eine große Menge von Schülern an. Dennoch faßte er den Entſchluß, Samos zu verlaſſen, entweder um den ihm angetragnen Staatsämtern, oder der Tyrannei des Polykrates zu entgehn, und begab ſich nach Großgriechenland. Hier landete er zu Crotona, deſſen Einwohner durch die Verderbtheit ihrer Sitten berüchtigt waren. Jamblich und Porphyrius erzählen, daß, als er beim Betreten des Landes einige Fiſcher geſehn, die eben einen reichen Fang gethan hatten, er ihnen alle Fiſche abgekauft, ſie wieder ins Meer gelaſſen, und den Umſtehenden die Lehre gegeben habe, keine Fiſche zu tödten, und überhaupt ſich aller animaliſchen Nahrung zu enthalten. Sie fügen dieſer Erzählung noch die wunderbaren Umſtände bei, daß Pythagoras, als die Netze noch im Waſſer geweſen, genau die Anzahl der Fiſche beſtimmt, und daß ſeine Gegenwart verhindert habe, daß ein einziger Fiſch, während ſie aus dem Waſſer geweſen, geſtorben ſey. Aus ihren Nachrichten geht hervor, daß er Anſprüche auf übernatürliche Kräfte machte, um ſich Anſehn zu verſchaffen, welches ihm auch ſo wohl gelang, daß Leute aus allen Volksclaſſen ſich um ihn verſammelten. Die guten Wirkungen ſeines Einfluſſes wurden bald ſichtbar. Nüchternheit und Mäßigkeit traten an die Stelle der Völlerei und Sittenloſigkeit. Sechshundert Einwohner von Crotona unterwarfen ſich den ſtrengſten Vorſchriften ſeiner Diſciplin, und legten ihr Vermögen zuſammen, zum Vortheil der ganzen Gemeinde. Noch zweitauſend andre, heißt es, nahmen ſeine Lehre an, und traten in das Noviciat dieſer höchſten Claſſe ſeiner Anhänger. Pythagoras lehrte auch in andern Städten von Großgriechenland, Italien und Sicilien, und bekam allenthalben zahlreiche Schüler, die ihn faſt göttlich verehrten. Um dieſe Zeit erregte er dadurch Eiferſucht, daß er ſeine Anweiſungen auf politiſche Gegenſtände ausdehnte, und allenthalben auch beſſere Einrichtungen in der Verwaltung zu machen verſuchte. Nicht nur zu Crotona, ſondern auch zu Metapontum, Rhegium, Himera, Agrigentum, Tauromenium, und an vielen andern Orten, foderte, er das Volk auf, ſeine Rechte gegen ſeine tyranniſchen Regenten zu behaupten. Die Folge davon war, daß er ſich mächtige Widerſacher zuzog. An der Spitze ſeiner Feinde zu Crotona ſtand Cylon, ein reicher und angeſehner Bürger, den er dadurch gegen ſich aufgebracht, daß er ihm die Aufnahme unter ſeine Schüler verſagt hatte. Sich zu rächen, überfiel dieſer einſt das Haus des Milo, wo gerade eine Anzahl von Pythagoräern zu einer Berathſchlagung verſammelt war, umringte es mit ſeinen Anhängern und ſetzte es in Brand. An vierzig Perſonen verloren das Leben, und nur Archippus und Lyſis entkamen. Pythagoras ſelbſt war wahrſcheinlich in Crotona, aber nicht in dem Hauſe gegenwärtig. Er nahm ſeine Zuflucht zu den Lokrern, und da dieſe ihn nicht aufnehmen wollten, nach Metapontum. Da auch hier Feinde auf ſeinen Untergang dachten, ſuchte er eine Freiſtätte in dem Tempel der Muſen, wo er aus Mangel an Nahrung in einem Alter von 80 Jahren umkam. Einige Zeit nach ſeinem Tode errichteten ihm ſeine Schüler Statuen, und hielten ihn in ſo abergläubiſcher Verehrung, daß ſie ſein Haus zu Crotona in einen Tempel der Ceres verwandelten, und ihn als eine Gottheit bei Betheurungen anriefen. — Schon oben haben wir der vielen Erdichtungen erwähnt, welche in die Geſchichte des Pythagoras eingemengt ſind, und deren Widerlegung überflüſſig ſeyn würde. Unter andern wird er-

zählt, daß er mit einem Worte einen dauniſchen Bären, der eine ganze Gegend verwüſtete, gezähmt, daß er einen Ochſen abgehalten, Bohnen zu freſſen, indem er ihm etwas ins Ohr geraunt, daß er einen Adler aus dem Himmel herabgerufen habe, daß er an zwei Orten zugleich gegenwärtig geweſen, Naturbegebenheiten vorhergeſagt habe, und beim Ueberfahren über einen Fluß von dieſem mit dem Zuruf: „Heil, Pythagoras! ſey begrüßt worden. Er ſelbſt nahm wahrſcheinlich zu dergleichen Künſten des Betrugs ſeine Zuflucht, um ſich in ein größeres Anſehn zu ſetzen, und nachdrücklicher auf den leichtgläubigen Haufen zu wirken. Gleichen Zweck mochte auch die Behauptung haben, daß ſeine Seele ſchon früher in mehrern Körpern gelebt habe, zuerſt in dem Aethalides, dem Sohne Mercurs, dann im Euphorbius, dann im Pyrrhus von Delos und zuletzt im Pythagoras. Vor dem Volke erſchien er in einem langen weißen Gewande, mit herabfließendem Bart, und wie Einige erzählen, eine goldne Krone auf dem Haupte, in ſeinem Aeußern ernſt, gebieteriſch und würdevoll. Nie drückte ſich in ſeiner Miene irgend eine Leidenſchaft aus. Er enthielt ſich aller animaliſchen Nahrung, und beſchränkte ſich auf Vegetabilien, mit Ausſchluß der Bohnen. Dieſe Eigenheiten trugen dazu bei, ihm bei dem Volke den Anſchein eines übermenſchlichen Weſens zu geben. Um ſeine Achtung für die Ehe zu zeigen, nahm er ſelbſt ein Weib aus Crotona zu ſich, mit der er unter mehrern Kinder zwei Söhne, Telauges und Mneſarchus, zeugte, welche nach ſeinem Tode einige Zeit ſeiner Schule vorſtanden. Daß Pythagoras Schriften hinterlaſſen habe, iſt nach den Zeugniſſen der Alten unwahrſcheinlich. Die unter ſeinem Namen vorhandnen goldnen Sprüche, die als ein kurzer Abriß ſeiner populären Lehren gelten mögen, ſcheinen entweder von Epicharmus oder von Empedocles abgefaßt worden zu ſeyn. — Pythagoras Lehrmethode war nach dem Muſter der ägyptiſchen Prieſter doppelt, exoteriſch und eſoteriſch, oder öffentlich und privatim. Sein öffentlicher Unterricht beſtand in Vorträgen zum Lobe der Tugend und zur Abmahnung vom Laſter, zugleich mit beſondern Anweiſungen für einzelne Claſſen als Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Bürger und Magiſtratsperſonen u. ſ. w. Seine Zuhörer bei dieſen ſind wohl zu unterſcheiden von einer auserwählten Anzahl von Schülern, die er einer eignen Diſciplin unterwarf, und erſt nach einem langen Unterricht in alle Geheimniſſe ſeiner eſoteriſchen Lehre einweihte. Nur nach einer langen und ſtrengen Prüfung wurde ein Candidat in ihre Zahl aufgenommen. Dieſe Schüler durften keine andre Kleider tragen, als ſolche, wodurch die größte Reinheit und Einfachheit der Sitten ausgedrückt wurde; ſie in der Demuth und dem Fleiß zu üben, gab er ſie drei Jahre lang dem beſtändigen Widerſpruch, dem Spott und der Verachtung ſeiner andern Schüler preis, und verurtheilte ſie zu freiwilliger Armuth, indem ſie ihr Vermögen in die allgemeine Caſſe liefern mußten. Nach Beſchaffenheit der Umſtände legte er ihnen ein ſtrenges Stillſchweigen von 2 bis 5 Jahren auf. Dadurch ſicherte er ſich zugleich vor zudringlicher Neugierde und vor Widerſpruch. Er gab ſeine Lehren als unfehlbare Sätze, vor den Blicken ſeiner Zuhörer durch einen Vorhang verborgen, oft auch durch das Organ eines ihm untergeordneten Lehrers. Das bekannte: Er hat's geſagt, galt ſtatt alles Beweiſes. Nur wer die rauhe Bahn der Prüfungen geduldig zurückgelegt hatte, wurde unter die Eſoteriker aufgenommen, und durfte jetzt des Meiſters Wort in ſeiner unmittelbaren Gegenwart vernehmen. Wer, durch die Schwierigkeiten abgeſchreckt, ſein Vorhaben aufgeben wollte, der konnte ungehindert zurücktreten; ſeine Beiträge zur Caſſe wurden zu-

rückgezahlt. Man beging ſein Leichenbegängniß, errichtete ihm ein Grab, wie einem Todten, und gedachte ſeiner nicht mehr. Den Mitgliedern der eſoteriſchen Schule wurde die ganze Lehre des Pythagoras, nicht wie den Exoterikern unter der Hülle von Bildern und Symbolen, ſondern unverſchleiert vorgetragen. Sie mußten ſich jedoch durch einen Eid zur Geheimhaltung verbinden. Jetzt durften ſie auch Fragen thun und Einwürfe machen. Man nannte ſie vorzugsweiſe Pythagoräer, auch Mathematiker, von den Studien, mit welchen ſie ſich unmittelbar nach ihrer Einweihung beſchäftigten. Sobald ſie hinlängliche Fortſchritte in der Geometrie gemacht hatten, wurden ſie zum Studium der Natur, zur Erforſchung der Grundprincipien und zur Kenntniß Gottes angeleitet. Denen, die dieſe erhabnen Speculationen verfolgten, wurde der Name Theoriſten gegeben, während die, welche ſich insbeſondere mit der Theologie beſchäftigten, Sebaſtikoi oder Religioſen hießen. Andre wurden in der Moral, Oekonomie oder Politik unterrichtet, nach ihren Neigungen und Fähigkeiten, und ſodann entweder zur Beſorgung der Geſellſchaftsangelegenheiten gebraucht, oder ausgeſandt, die Grundſätze der Philoſophie und Staatsverwaltung in den übrigen griechiſchen Städten zu lehren und in Ausübung zu bringen. Die Lebensweiſe in der pythagoräiſchen Schule zu Crotona war, nach den Angaben der Alten, folgende: Die Brüder, etwa 600 an der Zahl, lebten bei einander in einem öffentlichen Gebäude, wie in einer Familie, nebſt ihren Weibern und Kindern. Alles geſchah mit der vollkommenſten Regelmäßigkeit. An jedem Morgen wurde beſtimmt, was den Tag über vorgenommen werden ſollte, und an jedem Abend unterſucht, was geſchehen ſey. Sie ſtanden auf vor Aufgang der Sonne, um ſie zu verehren; dann wurden Verſe von Homer und andern Dichtern recitirt oder Muſik gemacht, um die Geiſteskräfte zu wecken, und für die Pflichten des Tages geſchickt zu machen. Sodann wurden mehrere Stunden in ernſten Studien zugebracht. Hierauf folgte eine Pauſe zur Erholung, in welcher gewöhnlich ein einſamer Spaziergang gemacht wurde, um ſich der Contemplation zu überlaſſen; dann eine Unterhaltung. Vor der Mahlzeit wurden mancherlei gymnaſtiſche Uebungen angeſtellt. Das Mahl beſtand vornehmlich in Brot, Honig und Waſſer. Der Ueberreſt des Tages war öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, dem Geſpräch, dem Bade und religiöſen Gebräuchen gewidmet. Nachdem die pythagoräiſche Schule von Cylon überfallen worden, hielten es Lyſis und Archippus für nothwendig, ihres Meiſters Lehre in eine ſyſtematiſche Ueberſicht zu bringen, und ſie der Vergeſſenheit zu entreißen; aber immer noch wurde die größte Geheimhaltung empfohlen. Endlich kaufte Plato vom Philolaus eine Handſchrift über des Pythagoras Philoſophie, und bekam von Archytas deſſen Commentare über die Aphorismen und Lehren ſeines Meiſters. So erhalten wir durch ihn und ſeine Schüler Nachrichten von der pythagoräiſchen Philoſophie, von der er vieles ſeinem Syſtem anpaßte und darein aufnahm. Rein iſt daher auch dieſe Quelle keineswegs, und alles, was wir von der Lehre des Pythagoras wiſſen, muß als unſicher und unzuverläſſig angeſehn werden. Wir begnügen uns, folgendes davon anzuführen. Der Zweck aller Philoſophie iſt, den Geiſt von den Beſchwerden zu befreien, die ſeine Fortſchritte zur Vollkommenheit hindern, und ihn emporzuheben zur Betrachtung unwandelbarer Wahrheit und der Erkenntniß göttlicher und geiſtiger Gegenſtände. Dies kann bei der Gewöhnung an ſinnliche Dinge nur ſtufenweiſe geſchehen. Die erſte Stufe zur Weisheit iſt das Studium der Mathematik, welche, da ſie Gegenſtände betrachtet, die zwi-

ſchen körperlichen und unkörperlichen Dingen in der Mitte liegen, den Geiſt am geſchickteſten zur Contemplation hinüberführt. Der ganze Curſus der mathematiſchen Wiſſenſchaft kann in vier Theile getheilt werden, zwei in Hinſicht auf Zahlen, zwei in Hinſicht auf Größen. Zahl kann betrachtet werden als abſtract für ſich und als angewandt auf einen Gegenſtand. Erſteres gibt die Arithmetik, von letzterer Art iſt die Muſik. Größe kann betrachtet werden entweder als in Ruhe, oder als in Bewegung. Von erſterer handelt die Geometrie, von letzterer die Aſtronomie. Arithmetik iſt die edelſte Wiſſenſchaft, Zahlen der erſte Gegenſtand des Studiums, und eine vollkommne Bekanntſchaft mit den Zahlen das höchſte Gut. Zahlen ſind entweder ſcientifiſch oder intelligibel. Eine ſcientifiſche Zahl iſt das Erzeugniß der in die Einheit gehüllten Kräfte oder die Progreſſion der Vielheit von der Monade oder Einheit und ihre Rückkehr zu derſelben. Einheit und Eins ſind zu unterſcheiden; jenes iſt ein Abſtractum, dieſes auf zählbare Dinge anwendbar. Die Zahl iſt nicht unendlich, aber die Quelle jener unendlichen Theilbarkeit in gleiche Theile, welche die Eigenſchaft aller Körper iſt. Intelligible Zahlen ſind die, welche in dem göttlichen Geiſte vor allen Dingen waren, von denen jedes Ding ſeine Form empfangen und die immer unveränderlich dieſelben bleiben. Sie ſind das Modell, wonach die Welt in allen ihren Theilen gebildet worden. Zahlen ſind die Urſach des Weſens der Dinge. Die Monade oder Einheit iſt die Größe, welche, wenn ſie aller Zahl entkleidet worden, feſt übrig bleibt; ſie iſt die Quelle aller Zahl. Die Duas iſt unvollkommen und paſſiv und die Urſach von Wachsthum und Theilung. Die Trias, zuſammengeſetzt aus der Monas und Duas, nimmt an der Natur Beider Theil. Die Tetras oder Geviertzahl iſt höchſt vollkommen. Die Decas, welche die Summe der vier erſten iſt, umfaßt alle muſikaliſchen und arithmetiſchen Proportionen. — Den Sinn dieſer Zahlen zu ergründen, iſt vergebens verſucht worden, wahrſcheinlich waren ſie ſymboliſche oder ſinnbildliche Vorſtellungen der erſten Principien oder Formen der Natur und vornemlich deſſen, was Plato Ideen nannte. Da Pythagoras die abſtracten Begriffe in der einfachen Sprache nicht ausdrücken konnte oder wollte, ſo ſcheint er ſich der Zahlen, wie der Geometer der Diagramme, bedient zu haben, um dem Faſſungsvermögen ſeiner Schüler zu Hülfe zu kommen. Er nahm einige Analogie zwiſchen den Zahlen und den Denkformen in dem göttlichen Verſtande wahr, und machte daher erſtere zu Symbolen der letztern. Wie die Zahlen von der Monas oder Einheit ausgehn, ſich mannichfach verbinden und in ihrem Fortſchreiten neue Eigenſchaften annehmen, ſo ſah er das reine und einfache Weſen der Gottheit als den gemeinſamen Urquell aller Naturformen an, welche nach ihren verſchiedenen Abſtufungen verſchiedene Eigenſchaften haben. Nächſt den Zahlen gehört die Muſik zu den Vorbereitungsübungen der pythagoräiſchen Schule, wodurch der Geiſt über die Herrſchaft der Leidenſchaften erhoben und zur Contemplation geſchickt gemacht wird. Pythagoras betrachtete die Muſik nicht nur als eine vom Ohre zu beurtheilende Kunſt, ſondern als eine auf mathematiſche Grundſätze und Verhältniſſe zurückzuführende Wiſſenſchaft. Er war der Erfinder einer muſikaliſchen Tonleiter, welche nach ſeinem Tode in Erz eingegraben und im Tempel der Juno auf Samos aufbewahrt wurde. Die Erzählung aber, daß er durch den verſchiednen Klang der Schmiedehämmer, den er im Vorbeigehn vor einer Schmiede einſt wahrgenommen, darauf geführt worden ſei, wird von Burney verſpottet. Die Erfindung des harmoniſchen Canons oder Monochords, eines Inſtruments mit einer

einzigen Saite, das zur Meſſung der muſikaliſchen Intervallen diente, iſt ihm von alten und neuern Schriftſtellern beigelegt worden; Pythagoras glaubte, daß die himmliſchen Sphären, worin die Planeten ſich bewegen, indem ſie bei ihrem Umſchwung den Aether theilten, einen Ton hervorbrächten und daß dieſer Ton verſchieden ſeyn müſſe nach ihrer Größe, Schnelligkeit und Entfernung. Daß dieſe Verhältniſſe aber von der Art wären, daß dieſe Töne die vollkommenſte Harmonie bildeten, mußte er glauben vermöge ſeiner Vorſtellung von der höchſten Vollkommenheit des Weltgebäudes. Seine Nachfolger benutzten dieſe Lehre, um von ihrem Meiſter zu erzählen, daß er der einzige Sterbliche geweſen, dem die Götter vergönnt hätten, die Harmonie der Sphären zu vernehmen. Außer der Arithmetik und Muſik beſchäftigte ſich Pythagoras auch mit der Geometrie, welche er in Aegypten erlernt hatte, und er brachte ſie mehr als einer ſeiner Vorgänger oder Zeitgenoſſen in die Form einer regelmäßigen Wiſſenſchaft. Nach ſeiner Vorſtellung war der geometriſche Punkt das Einfache, die Linie das Zweifache, die Fläche das Dreifache, der Körper das Vierfache. Von den geometriſchen Sätzen, welche ihm zugeſchrieben werden, ſind folgende die wichtigſten: Die innern Winkel eines Dreiecks ſind gleich zweien Rechten; und in einem rechtwinkligen Dreieck iſt das Quadrat der Hypothenuſe den Quadraten der Katheten gleich. Der letztere Satz heißt nach ihm noch jetzt der pythagoräiſche Lehrſatz (auch Magister matheseos.) In der Aſtronomie lehrte er oder ſeine Schüler folgendes: das Wort Himmel bezeichnet entweder die Sphäre der Fixſterne, oder den ganzen Raum zwiſchen den Fixſternen und dem Mond, oder die ganze Welt, ſowohl die himmliſchen Sphären als die Erde in ſich ſchließend. Es gibt zehn himmliſche Sphären, von denen uns neun ſichtbar ſind, nämlich die Sphäre der Fixſterne, die ſieben Sphären der ſieben Planeten (die Sonne und den Mond mit gerechnet), und die Sphäre der Erde. Die zehnte Sphäre, von ihm Antichthon (Gegenerde) genannt, iſt unſichtbar, aber nothwendig zur Vollkommenheit der Harmonie der Natur, da die Decas die Vollendung der Zahlenharmonie iſt. Dieſes Antichthon mag die Urſach ſeyn, daß es mehr Sonnen- als Mondfinſterniſſe giebt. Feuer iſt in der Mitte des Weltalls, oder in der Mitte der vier Elemente befindet ſich die feurige Kugel der Einheit; die Erde iſt nicht ohne Bewegung, noch in dem Mittelpunkt der Sphären befindlich, ſondern ſie iſt einer der Planeten, welche ſich um die Feuerſphäre bewegen. Der Umlauf des Saturn wird in dreißig, der des Jupiter in zwanzig, der des Mars in zwei, der der Sonne, des Mercur und der Venus in einem Jahre vollendet. Die Entfernung der verſchiedenen himmliſchen Sphären von der Erde entſprechen dem Verhältniß der muſikaliſchen Tonleiter. Der Mond und die andern planetariſchen Körper ſind bewohnbar. Die Erde iſt eine Kugel, auf der es Antipoden geben kann. — Die Schüler der pythagoräiſchen Schule wurden von dieſem Vorbereitungsſtudium zum Studium der Naturwiſſenſchaft, der Theologie und Moral geleitet. In Anſehung der Weisheit im Allgemeinen lehrte Pythagoras, daß die Wiſſenſchaft ſolche Gegenſtände umfaſſe, welche in ihrer Natur unveränderlich, ewig und unverwüſtlich ſind, und von denen allein eigentlich geſagt werden kann, daß ſie exiſtiren. Wer ſich dieſem Studium widmet, iſt ein Philoſoph. Der Zweck der Philoſophie iſt, daß durch die Contemplation der menſchliche Geiſt dem göttlichen ähnlich und zuletzt geſchickt gemacht werde, in die Verſammlung der Götter zu treten. Mit größtem Fleiß iſt dahin zu ſtreben, den Geiſt von der Herrſchaft der Leidenſchaften, dem Einfluß der ſinnlichen Ge-

genſtände und allen körperlichen Eindrücken frei zu machen, damit er zur Anſchauung des Geiſtigen und Göttlichen geſchickt werde. Zu dieſem Zweck iſt der Gottheit und der guten Dämonen Beiſtand im Gebet anzurufen. Die Philoſophie iſt entweder theoretiſch oder practiſch, je nach dem ſie ſich mit ſpeculativen Wahrheiten oder mit den Regeln des menſchlichen Verhaltens beſchäftigt. Die practiſche Philoſophie iſt nur ſo weit zu ſtudiren, als für die Zwecke des Lebens erfodert wird; die theoretiſche Philoſophie iſt die vollkommene Weisheit. Contemplative Weisheit kann nicht vollſtändig erreicht werden ohne gänzliche Abgezogenheit von den gewöhnlichen Dingen des Lebens und gänzliche Ruhe und Freiheit des Geiſtes. Daher die Nothwendigkeit, eine von der Welt geſonderte Geſellſchaft zu ſtiften für Contemplation und Studium. Moralphiloſophie wurde, wie Ariſtoteles ſagt, zuerſt von Pythagoras, dann von Socrates gelehrt. Man ſchreibt ihm folgende Sätze zu: die Tugend zerfällt in Privattugend und in öffentliche. Erſtere betrifft Erziehung, Stillſchweigen, Enthaltung thieriſcher Nahrung, Muth, Nüchternheit und Klugheit. Die Kräfte des Geiſtes ſind Vernunft und Leidenſchaft; wo die letztere der erſtern gehorcht, iſt die Tugend vorherrſchend. Die Jugend iſt an Unterwürfigkeit zu gewöhnen, dann wird ſie es leicht finden, dem Anſehn der Vernunft zu gehorchen. Man führe ſie in die beſte Lebensbahn; die Gewohnheit wird ſie ihr bald zur angenehmſten machen. Stillſchweigen iſt beſſer, als nichtige Worte. Der Weiſe wird ſich auf alles bereit machen, was nicht in ſeiner Macht ſteht. Thue was du für recht hältſt, wie auch das Volk über dich urtheile; verſchmähe ſeinen Tadel und ſein Lob. Es iſt feig, den vom höchſten Gott angewieſenen Poſten früher zu verlaſſen, als er es erlaubt hat. Auf der Nüchternheit beruht die Stärke des Geiſtes, denn ſie erhält die Vernunft unumwölkt von Leidenſchaft. Niemand iſt für frei zu halten, der ſich nicht vollkommen beherrſcht. Trunkenheit iſt ein temporärer Wahnſinn. Das Verlangen nach Ueberflüſſigem iſt thöricht, weil es keine Gränzen kennt, u. ſ. w. Die öffentliche Tugend bezog ſich nach Pythagoras auf den Umgang, die Freundſchaft, den Gottesdienſt, die Ehrfurcht vor den Todten und die Geſetzgebung. Im Umgang iſt der Charakter und die Lage deſſen zu berückſichtigen, mit dem wir umgehn. In der Freundſchaft verlangt er Entfernung alles Zwieſpalts, vollkommenes Vertrauen, Beiſtand unter allen Umſtänden und gegenſeitiges Beſtreben, einander vollkommen zu machen. Wahre Freundſchaft iſt unvergänglich. Der Zweck und Gegenſtand aller moraliſchen Vorſchriften iſt, die Menſchen zur Nachahmung Gottes anzuleiten. Alles Gute kommt von der Gottheit, welche alles leitet und gegen deren Willen nichts geſchieht. Während der Vollziehung heiliger Gebräuche muß Frömmigkeit in der Seele wohnen. Die Götter müſſen verehrt werden durch ſolche Symbole, als für ihre Natur paſſen, durch einfache Reinigungen und Gaben und mit Reinheit des Herzens. Ein Eid darf nie verletzt werden. Die Todten müſſen nicht verbrannt werden. Nächſt den Göttern und Dämonen gebührt die höchſte Verehrung den Eltern und Geſetzgebern; die Geſetze und Gebräuche unſers Landes ſind heilig zu beobachten. — Die theoretiſche Philoſophie des Pythagoras, welche von der Natur und ihrem Urſprunge handelt, war in das tiefſte Dunkel gehüllt, und wir wiſſen nichts davon, als was ſich aus einzelnen Winken der Alten errathen läßt. Gott iſt nach Pythagoras, wie es ſcheint, der Weltgeiſt, allenthalben verbreitet, die Quelle alles thieriſchen Lebens, die eigentliche und innerliche Urſache aller Bewegung, in der Subſtanz dem Lichte ähnlich, in der Natur gleich der Wahrheit,

das erſte Princip des Weltalls, unfähig eines Leidens, unſichtbar, unzerſtörbar und nur mit dem Verſtande begreifbar. Der Gottheit untergeordnet waren drei Gattungen von Intelligenzen, Götter, Dämonen und Heroen, verſchieden an Würde und Vollkommenheit, je nach dem ſie, als Ausflüſſe des höchſten Gottes, mehr oder minder von ihrer Quelle entfernt waren. Die Heroen dachte er als bekleidet mit einem feinen materiellen Körper. Zu dieſen drei Gattungen kam eine vierte, der menſchliche Geiſt, ebenfalls ein Ausfluß der Gottheit. Alle hatten von Gott, dem Urquell der Intelligenz, eine reine, einfache, unveränderliche Natur erhalten. Da Gott ein einiger und der Urſprung aller Verſchiedenheit iſt, ſo wurde er als Monas und die untergeordneten Intelligenzen als von der Einheit abgeleitete und in der Einheit enthaltene Zahlen dargeſtellt. So kamen die Zahlen oder abgeleiteten Intelligenzen des Pythagoras mit den Ideen des Plato überein, ausgenommen daß dieſe reingeiſtiger Natur, jene aber mit einem feinen ätheriſchen Körper bekleidet waren. Die Region der Luft dachten ſich die Pythagoräer angefüllt mit Geiſtern, Dämonen und Heroen, welche Menſchen und Thieren Geſundheit oder Krankheit erzeugen, und vermittelſt der Träume und andrer Mittel der Divination die Kunde zukünftiger Dinge mittheilen. Die materielle Welt war nach Pythagoras durch die Kraft der göttlichen Intelligenz hervorgebracht worden. Es iſt eine belebte Sphäre, jenſeit welcher ein vollkommnes Vacuum iſt. Dies enthält Sphären, die ſich mit muſikaliſcher Harmonie drehen. Die Atmoſphäre der Erde iſt eine dicke und unveränderliche Maſſe, aber die Luft oder der Aether iſt rein, heilſam, klar, ſtets bewegt, und die Region aller göttlichen und unſterblichen Naturen. Sonne, Mond und Sterne werden bewohnt von Theilen der Gottheit oder Götter. Die Sonne iſt ein ſphäriſcher Körper; ihre Verfinſterungen werden dadurch verurſacht, daß der Mond zwiſchen Sonne und Erde tritt; die Verfinſterungen des Mondes durch das Dazwiſchentreten des oben erwähnten Antichthon. Der Mond iſt von Dämonen bewohnt. Cometen ſind Sterne, die nur zu gewiſſen Zeiten ſichtbar werden. Von dem Menſchen glaubten die Pythagoräer, daß da er aus einer elementaren Natur, aus einem göttlichen oder rationalen Princip beſtehe, er ein Mikrokosmus ſei; daß ſeine Seele ein ſich ſelbſt bewegendes Princip und aus zwei Theilen zuſammengeſetzt ſei, dem rationalen, welcher ein Theil der Weltſeele ſei und im Gehirn wohne, und dem irrationalen, welcher die Leidenſchaften in ſich faſſe und im Herzen wohne; daß in beiden der Menſch etwas mit den Thieren gemein habe, die wegen der Miſchung ihres Körpers und des Mangels der Sprache unfähig ſeyen, vernünftig zu handeln; daß die ſenſitive Seele (θυμος) untergehe, der rationale Geiſt (φρην) aber unſterblich ſei, weil er aus einer unſterblichen Quelle ſtamme; daß der letztere, wann er aus den Feſſeln des Körpers gelöſ't worden, ein ätheriſches Vehikel annehme und in die Wohnungen der Todten übergehe, wo er bleibe, bis er auf dieſe Welt zurückkehre, um einen andern menſchlichen oder thieriſchen Körper zu bewohnen, und daß er endlich, wenn er genugſam geläutert worden, zu dem Urquell zurückkehre, von dem er ausgegangen. Dieſe urſprünglich ägyptiſche Lehre von der Seelenwanderung (Metempſychoſe) war die Urſache, weßhalb die Pythagoräer kein Thier tödteten.

Pythia, die Prieſterin des Apollo, welche in Delphi die Orakelſprüche ertheilte. S. Delphi.

Pythiſche Spiele. Sie gehörten zu den vier großen Spielen,

welche in Griechenland gefeiert wurden, und waren zu Ehren Apollo's des Pythonbezwingers ſchon in den früheſten Zeiten geſtiftet. Gehalten wurden ſie auf den ſogenannten criſſäiſchen Feldern bei Delphi, welches früher Pytha hieß, anfangs alle neun Jahre, ſpäter, auf eine Verordnung der Amphictyonen, alle fünf Jahre. Lobgedichte wurden zu Ehren Apolls nach dem Tone der Flöte oder Lyra abgeſungen, und Dichter und Muſiker ſtritten dabei um den Preis, der in einem Lorbeer- oder Eichenkranz beſtand. Kampfrichter waren die Amphictyonen. Später kamen auch andre muſikaliſche und gymnaſtiſche Wettſtreite dazu. Mehrere Sieger in dieſen Spielen hat Pindar beſungen. In der ſpätern Zeit wurden dieſe Spiele auch in andern griechiſchen Städten gefeiert, bei Delphi aber bis ins dritte Jahrhundert nach Chr. Geb.

Python, ein furchtbarer Drache, welcher aus dem von der deucaleoniſchen Fluth zurückgebliebnen Schlamme entſproſſen war, und bei Criſſa am Parnaſſus hauſte, wo er das nachherige delphiſche Orakel bewahrte. Der Zukunft kundig, wußte er, daß Latonens Sohn ihn tödten werde, und verfolgte ſie aufs heftigſte. Apollo aber erlegte ihn bereits in den erſten Tagen nach ſeiner Geburt, und erwarb ſich dadurch den Beinamen des Pythiſchen, des Pythonbezwingers.

Q.

Q, auf franzöſiſchen Münzen das Zeichen der Münzſtadt Narbonne.

Quadrat heißt in der Geometrie jedes gleichſeitige und zugleich rechtwinklichte Viereck. Sein Flächeninhalt wird bekanntlich gefunden, wenn man ſeine Grundlinie mit ſeiner Höhe, oder, welches hier daſſelbe, zwei ſeiner Seiten mit einander multiplicirt. Daher heißt auch in der Arithmetik jedes Produkt zweier gleichen Zahlen, z. B. $8 \times 8 = 64$ ein Quadrat, oder 64 die Quadratzahl von 8, und die Zahl ſelbſt, hier 8, die Quadratwurzel des Products 64. Eine Quadratwurzel heißt rational, wenn das Quadrat ſelbſt genau das Product von zwei beſtimmten Zahlen war. So ſind 1, 2, 3, 4, 5, 6 u. ſ. w. die rationalen Quadratwurzeln der Zahlen 1, 4, 9, 16, 25, 36 u. ſ. w. Alle andre ganze Zahlen aber, die zwiſchen jenen liegen, wie 2, 3, 5, 6, 7, 8 u. ſ. w. haben keine vollkommnen Quadratwurzeln, oder dieſe können nur näherungsweiſe gefunden werden als Zahlen, deren Quadrat von dem gegebnen nur wenig abweicht, und ſolche Wurzeln heißen irrational. — In der Geometrie wird zum Maß des Flächeninhalts der Figuren immer ein Quadrat gebraucht; daher heißt den Flächeninhalt einer Figur ſuchen, vorzüglich in der höhern Geometrie bei krummlinigten Figuren, ihre Quadratur ſuchen oder ſie quadriren. Cirkelquadratur, ſ. Art. Kreis. Quadraturen in der Aſtronomie, ſ. Art. Adſpecten.

Quadrant, in der Aſtronomie ein Werkzeug, welches zur Abmeſſung von Bogen größter Kreiſe der Himmelskugel gebraucht wird, um dadurch die Höhen der Geſtirne und ihre Abſtände vom Scheitel zu beſtimmen. Es heißt Quadrant, weil es das Viertel von einem Kreisbogen oder den Bogen eines Cirkelausſchnitts von 90 Grad ausmacht. Dieſe 90 Grade ſind mit weitern Unterabtheilungen darauf angegeben; ferner ſind an dieſem Werkzeuge Dioptern oder Abſehen an einem Lineal oder einer ſogenannten Regel angebracht, welche man auf

gen Stern richtet, deſſen Höhe oder Abſtand vom Scheitel man meſſen will. Wenn nun die dioptriſche Regel oder das Diopternlineal gegen ein Geſtirn gerichtet auf irgend einen Theilungspunkt des Quadranten fällt, ſo wird alsdann das Verhältniß der Theile deſſelben zu 90 Graden dem Verhältniſſe der von der dioptriſchen Regel auf dem Quadranten abgeſchnittenen Theile zu den zu findenden Graden gleich ſeyn. In den neuern Zeiten ſind die Quadranten theils durch die genaueſte Eintheilung, theils dadurch, daß man ſich ſtatt der bloßen Abſehen zum Viſiren der Dioptern mit Fernröhren bedient, ungemein vervollkommnet worden. Uebrigens pflegt man ſich jetzt faſt allgemein ſtatt der Quadranten ganzer Kreiſe zu bedienen. Man hat bewegliche und unbewegliche Quadranten. Erſtere werden bei dem jedesmaligen Gebrauch in eine Vertikalfläche aufgeſtellt, und ſind doppelter Art, entweder iſt das Diopternlineal am Quadranten ſelbſt feſt, und aus dem Mittelpunkte des Limbus ſpielt ein Bleiloth herab, deſſen Faden auf die Theile des des Bogens trifft, oder das Werkzeug bleibt feſt auf ſeinem Geſtell ſtehen, aber das Diopternlineal iſt an einem Punkte ſo befeſtigt, daß es ſich um denſelben drehen läßt. Die unbeweglichen Quadranten ſind dieſelben, welche, weil ſie an einer Mauer der Sternwarte in der Mittagsfläche befeſtigt ſind, Mauerquadranten heißen. Sie ſind größer als die andern, und geben die genauſten Beſtimmungen.

Quadrille, der Name eines Tanzes von munterm Charakter. Die Melodie, welche aus zwei Repriſen von acht Tacten beſteht, wird in den 2/4 Tact geſetzt, und in einem lebhaften Zeitmaße vorgetragen.

Quäker (engliſch Quakers, Zitterer) werden die Glieder einer um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in England entſtandenen Religionsgeſellſchaft genannt, weil ſich die Begeiſterung bei ihren Andachtsübungen in der erſten Zeit nach ihrer Stiftung durch Verzuckungen und Zittern anzukündigen pflegte und ihr Stifter George Fox (vergl. den Art.) einſt vor Gericht geſagt haben ſoll: Zittert vor dem Worte des Herrn. Dieſe Secte nennt ſich ſelbſt die chriſtliche Geſellſchaft der Freunde, weil das Band der Freundſchaft und gleichen Geſinnung die Anhänger ihres Stifters zu eignen, von der engliſchen Kirche abgeſonderten Gemeinden vereinigte. Fox fing 1649 in einem wegen politiſcher Gährungen und um ſich greifender Beſchwerden gegen die biſchöfliche Kirche dem Separatismus beſonders günſtigen Zeitpunkte an, göttliche Offenbarungen mitzutheilen, die er erhalten haben wollte. Die Dreiſtigkeit, mit der dieſer von aller wiſſenſchaftlichen Bildung entblößte Schuſtergeſell auf die Laſter aller Stände loszog, die Geiſtlichkeit angriff, alle Gelehrſamkeit und Schulwiſſenſchaft für unnütz erklärte und das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, fand eben ſo viel Beifall bei den gemeinen Leuten, als Widerſpruch unter den Gebildeten. Trotz aller Verfolgungen, die über ihn ergingen, breiteten ſich ſeine Meinungen ſchnell genug aus; in Wales und Leiceſter hatten ſich die erſten Quäkergemeinden gebildet; 1654 entſtand auch eine zu London und 1658 hielt Fox ſchon die erſte Generalverſammlung ſeiner Parthei zu Bedford. Einige zu ihr übergegangene Gelehrte, wie Samuel Fiſher, George Keith, William Penn, der ihr eifrigſter Verbreiter ward, und beſonders Robert Barclay, deſſen Apologia theologiae vere christianae 1676 den Glauben der Quäker am gründlichſten darſtellt, brachten durch ihre Schriften in die verworrnen Ausſprüche des Stifters erſt die Beſtimmtheit und Ordnung, welche das Eigenthümliche der Lehre dieſer Secte kenntlich macht. Ihr Princip iſt die Meinung, daß jedem, der den göttlichen Geiſt ernſtlich ſuche, un-

mittelbare göttliche Offenbarungen zu Theil würden, deren Keime der menſchliche Geiſt ſchon in ſich trage. Dieſe nach ihrer Anſicht dem Menſchen angeborne Fähigkeit, ſich durch Anregung des heiligen Geiſtes göttlicher Offenbarungen und der geſammten Religionswahrheiten bewußt werden zu können, nennen ſie den im menſchlichen Herzen wohnenden Chriſtus, das innere Licht oder Wort, welches ſie im Range über die heilige Schrift ſtellen. Dieſe gilt ihnen nur als eine ſecundäre Glaubensregel und ſie ſprechen ihr das Prädicat der Vollſtändigkeit und allgemeinen Anwendbarkeit auf neuere Zeiten ab. Das Werk der Erlöſung halten ſie für eine geiſtige Thatſache, die ſich im Innern jedes wahren Chriſten erneuere und eben ſo ſind ihnen die Sacramente auch nur innere, gemüthliche Handlungen, daher es bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchlichen Gebräuche gibt. Ihr Gottesdienſt übertrifft an Einfachheit den Cultus jeder andern chriſtlichen Secte. Man ſieht keinen Altar, keine Kanzel und keine Bilder, man hört keinen Geſang und keine Muſik in ihren Verſammlungsſälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zuſammen und harret ſchweigend mit bedecktem Haupte auf den Geiſt. Wer ſich von ihm ergriffen fühlt, kündigt ſeine Begeiſterung durch Seufzer an, in welche die übrigen einſtimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm alle ſtehend, die Männer mit entblößtem Haupte zu. Bisweilen ſprechen mehrere nach einander, doch wenn keiner ſich dazu gedrungen fühlt, geht man auch nach ſtundenlangem Harren wieder aus einander, ohne daß ein Laut gehört worden iſt. Einen beſondern geiſtlichen Stand dulden die Quäker nicht, Männer und Weiber dürfen in ihren Verſammlungen predigen und beten, weil nach ihrer Meinung der heilige Geiſt noch jetzt, wie in den Apoſteln, bei jedem Chriſten wirkt und das innere Wort erweckt. Erſt in neuern Zeiten haben ſie Glieder der Gemeinde, die ſich oft im Predigen auszeichneten, beauftragt, dieſes Geſchäft in der Regel zu verſehen, und zu Dienern der Gemeinden ernannt, ohne dadurch die Freiheit Aller, zu predigen, wenn ſie ſich begeiſtert fühlen, einzuſchränken; auch bleiben ſolche Diener bei ihrem Gewerbe und erhalten nur, wenn ſie es bedürfen, einige Unterſtützung aus der Gemeindecaſſe. Ihre Predigten ſind ganz kunſtlos und abſichtlich vermeiden ſie darin die bei andern Religionspartheien hergebrachte dogmatiſche Terminologie. Die Verfaſſung der Quäkergemeinden iſt zufolge ihres Princips, das alle gleich macht, ganz democratiſch. Jede verſammelt ſich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanſtalten, über die Aufnahme von Proſelyten, über die Sittenzucht und Beſtrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweiſe und Ausſchließung verfahren wird, und über die Erlaubniß zu Heirathen, die durch ein vor den Aelteſten geleiſtetes Eheverſprechen geſchloſſen werden, zu berathſchlagen. Dieſe monatliche Verſammlung entſcheidet auch in erſter Inſtanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, führt die kirchlichen Liſten und wählt die weder durch Beſoldung, noch durch andere Vorrechte ausgezeichneten Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Aelteſten, die Diener und ihre Deputirten zu den vierteljährlichen Verſammlungen. Die vierteljährlichen Verſammlungen beſtehen aus den Deputirten der Gemeinden eines Diſtricts und bilden eine höhere Synode, die die Beſchlüſſe der monatlichen beſtätiget, die Berichte derſelben zur Kenntniß der jährlichen bringt, Appellationen in zweiter Inſtanz annimmt und entſcheidet, und die Repräſentanten des Diſtricts zu den jährlichen Verſammlungen ernennt. Letztere ſind für alle Gemeinden eines Landes

die höchſte Inſtanz, üben in Sachen der Disciplin, Verfaſſung und Sitte die geſetzgebende Gewalt, bevollmächtigen Apoſtel (Miſſionärs) zur Ausbreitung der Lehre und geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die definitive Entſcheidung. Solcher jährlichen Generalverſammlungen werden für die ſieben Länder oder Provinzen, in welche die Secte ſich eingetheilt hat, gleichzeitig ſieben gehalten, nämlich für Neu-England, wozu Neu-Hampſhire, Maſſachuſets, Rhode-Island und Konnektikut gehören, für Neu-York, für Penſylvanien mit Neu-Jerſey, für Maryland, für Virginien, für Nord- und Süd-Carolina mit Georgien, und für die europäiſchen Quäker zu London. Sie erhalten durch die Ausfertigung und Mittheilung allgemeiner Nachrichten über den Zuſtand der ganzen Secte und durch gegenſeitige Unterſtützung den Zuſammenhang aller Quäkergemeinden; auch ſtehen unter ihrer Aufſicht die Geſellſchaftscaſſen, welche den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuſer und milden Anſtalten blos aus dem Ertrage freiwilliger und meiſt ſehr reichlich eingehender Beiträge der Einzelnen beſtreiten; denn da nach ihrer Lehre alle Mitglieder Geiſtliche ſind, halten ſie die Entrichtung von Abgaben an Kirchen und Klerus für unerlaubt. Schon die aus dieſem Grundſatze folgende Verweigerung des Zehnten und andrer Kirchengebühren mußte die Duldung der Quäker in chriſtlichen Staaten, wo irgend eine Kirche die herrſchende iſt, ſchwierig machen, aber in noch größeres Mißverhältniß mit der bürgerlichen Ordnung kommen ſie durch die Eigenheiten ihrer Moral. Dieſe iſt bei den Myſtikern überhaupt ſehr ſtreng; ſie unterſagt ihnen unbedingt die Ablegung des Eides, die Leiſtung von Kriegsdienſten und Kriegsſteuern, und den Genuß von Vergnügungen, welche die Sinnlichkeit reizen und Leidenſchaften erregen. Daher halten ſie die Theilnahme an öffentlichen Luſtbarkeiten, Theater, Glücksſpiele, Jagd, Tanz, Schmäuſe und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja ſelbſt den Handel mit Luxusartikeln und Kriegsbedürfniſſen für unerlaubt, und die Uebung der ſchönen Künſte wenigſtens für gefährlich. Wegen der bibliſchen Vorſchrift: achte nicht das Anſehn der Perſon! glauben ſie von den Pflichten der eingeführten Höflichkeit entbunden zu ſeyn, nennen alle Menſchen ohne Unterſchied des Ranges du, verweigern den Gebrauch der Titel und nehmen vor Keinem den Hut ab. Eine beſtimmte Kleiderordnung, die den Anzug auf das Nöthige beſchränkt und den Männern Hüte mit breiten herabhängenden Krempen und dunkelfarbige Röcke ohne Knöpfe, den Frauen eine ſchwarze Kopfbedeckung und grüne Schürzen vorſchreibt, iſt für alle verbindlich. Die Monate und Wochentage benennen ſie nicht mit den herkömmlichen römiſchen Namen, ſondern nach der Zahlenordnung. So viele Sonderbarkeiten in Lehre, Verfaſſung und Sitte mußten die Quäker um ſo mehr zum Gegenſtande des Spottes und der Verfolgung machen, je unbeſcheidner und hartnäckiger ſie im erſten Enthuſiasmus ihrer Verbrüderung damit hervortraten. In England warf man viele wegen der Verweigerung des Eides und anderer rechtswidrigen Handlungen in Gefängniſſe und Tollhäuſer, noch weniger glückte es ihnen in Deutſchland, wo ſie im Holſteiniſchen, zu Hamburg und Danzig kaum angefangen hatten, ihre Lehre zu verbreiten, als obrigkeitliche Verbote und Streitſchriften *) ſie wieder vertrieben. Beſſer gedieh ihr Werk auf holländiſchem Gebiet, wo die ſchon 1658 in Fries-

*) Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts erſchienen in Deutſchland viele Streitſchriften wider dieſe Secte unter den Titeln: Quäkergreuel, Quäkerpulver, Quäkerquark, Quäkerquakelei.

land und die ſpäter in den bedeutendſten Städten Hollands entſtandenen Gemeinden ſich bis jetzt behauptet haben. In England waren ſie unter Cromwell und Carl II. abwechſelnd geſchont und gedrückt, bis ihnen die Toleranzacte 1689 endlich vollkommene kirchliche Freiheit verſchaffte. Dieſelbe genießt auch die erſt 1786 durch engliſche Apoſtel geſtiftete kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. Außer dieſer, den holländiſchen und den jetzt 60,000 Seelen zählenden engliſchen, welche allein in London 32 Bethäuſer haben, gibt es in Europa keine Quäkergemeinden. Wo ſie geduldet werden, gilt ihr einfaches Verſprechen vor Gericht an Eidesſtatt, und für ihre Befreiung von Kriegsdienſten entrichten ſie beſondere Abgaben unter andern Namen. Nirgend haben ſie ſich weiter und freier ausgebreitet, als in Nordamerika. Die erſten kamen 1660 dahin und ſiedelten ſich in Neu-Yerſey an, aber viel zahlreichere Colonien folgten ihnen 1681, da William Penn (ſ. d. Art.) ihnen das von der engliſchen Krone erhaltene Land am Delaware einräumte. Penn ging 1682 ſelbſt nach Penſylvanien und gründete die Verfaſſung der daſigen, durch Einwanderungen aus England, Holland und Deutſchland ſchnell anwachſenden Quäkergemeinden. Seitdem haben ſie ſich in den meiſten Provinzen der vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebreitet, wo ihre Seelenzahl über 300,000 geſchätzt wird. Sie genießen hier vollkommene bürgerliche und kirchliche Freiheit, mußten aber doch die Unverträglichkeit ihrer Grundſätze mit jeder Staatsverfaſſung in dem Kriege empfinden, der die vereinigten Staaten von England losriß. Damals entſtand unter ihnen die beſondre Secte der freien oder fechtenden Quäker, aus deren Mitte Männer wie Matlock, Green und Thomas Mifflin als Generale nahmhaft wurden, während die Quäker vom alten Syſtem, das jede gewaltſame Vertheidigung unterſagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Roggen, Waizen und andre Körner (ſie wollten nicht ſagen Munition) beweiſen mochten. Die freien Quäker unterſcheiden ſich von den alten nur durch die Meinung von der Zuläſſigkeit der Kriegsdienſte, ſind aber von dieſen völlig getrennt und machen ungefähr den ſechsten Theil aller Quäker in Nordamerika aus. In der Würde des ſittlichen Charakters übertreffen die Quäker alle andern chriſtlichen Secten. Ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernſt ihres Betragens und die häuslichen Tugenden, die man faſt ohne Ausnahme in ihren Familien wahrnimmt, haben ihnen die öffentliche Achtung erworben. Verbrecher ſind bei ihnen höchſt ſelten, Selbſtmorde ganz unerhört, und auch nirgend Bettler und Landſtreicher zu ſehen; ihre trefflichen Anſtalten für Arme und Hülfsbedürftige, die Wohlthätigkeit, mit der ſie ſich ſelbſt fremder Glaubensgenoſſen annehmen und die ſtreng gehandhabten Geſetze ihrer Sittenzucht laſſen nicht leicht etwas aufkommen, das ihren Ruf beflecken könnte. Vorzüglich ihren menſchenfreundlichen Bemühungen iſt die Aufhebung des Sclavenhandels und die Befreiung der Neger in den vereinigten Staaten zuzuſchreiben. Wiſſenſchaften und Künſte werden freilich von ihnen wenig gefördert, unter den Facultätsſtudien ſchätzen und üben ſie nur die Medicin, ihr Sinn iſt durchaus mehr auf das Practiſche gerichtet, und die meiſten beſchäftigen ſich mit Handel und Gewerben. Uebrigens erſcheinen ihre Eigenheiten jetzt weniger ſchroff, als ſonſt; die Heuchelei, die man ihnen vorgeworfen hat, wird unter ihnen ſeltner, und die Begeiſterung für ihren Particularismus verraucht immer mehr. Das Verbot der Heirathen außer der Gemeinde iſt in neuern Zeiten öfter übertreten worden, wohlhabende und vornehme Familien ziehen ſich häufig von ihnen zurück, um der

freien Geſelligkeit und den Staatsämtern, von denen das Quäkerthum in England ausſchließt, näher zu kommen. Diejenigen unter ihnen, welche ſich von der alten Einfachheit entfernt und verfaſſungswidrige Gebräuche der Weltſitte und des Luxus angenommen haben, werden naſſe Quäker genannt und von den monatlichen Verſammlungen ausgeſchloſſen, dagegen die altgläubigen und ſtrengen trockne heißen. Da die Zahl der Letzteren allmählig geringer wird, ſo ſcheint dieſe Secte, deren Religionsanſicht, wenn ihre myſtiſche Hülle abfällt, ein dürrer Deismus iſt, ihrer Auflöſung entgegen zu gehen. Ueber die von den Quäkern weſentlich verſchiedene Secte der Schütter-Quäker oder Shakers, vergl. d. Art. Schütterer. E.

Qualität und Quantität ſind zwei Denkformen, welche als Urbegriffe des menſchlichen Verſtandes von den Philoſophen zu den Categorien (ſ. d. Art.) gezählt werden. Qualitäten ſind die innern Eigenſchaften einer Sache, welche an dieſer Sache für ſich, ohne daß ſie mit etwas anderm verglichen wird, wahrzunehmen ſind, oder nach Kant iſt Qualität nichts anders als die Beſtimmung eines Dinges überhaupt, wodurch ſein Inhalt oder ſeine Materie gedacht wird, und die Qualität der Urtheile des Verſtandes beſteht in der Beſtimmung des Verhältniſſes des Prädicats zum Subjecte. Die in der Zeit beſtimmte Qualität heißt Grad, nehmlich erfüllte Zeit überhaupt; Seyn, Empfindung in der Zeit, heißt Realität, und ſein Gegentheil Negation, Nichtſeyn überhaupt. Seyn in der Zeit durch Nichtſeyn eingeſchränkt, heißt Limitation. Durch Quantität wird gedacht die Verbindung eines gleichartigen Mannichfaltigen, welches vermehrt und vermindert und nach einem angenommenen Maße (einer Einheit) beſtimmt werden kann, woraus ſich der Begriff von einem Quantum ergibt. Die Quantität durch Zeit verſinnlicht, gibt Zeitreihe; eine beſtimmte Größe in der Zeit iſt die Zahl, wobei man ſich eine ſucceſſive Wiederholung von Einheiten vorſtellt. Eine Größe, welche ſucceſſiv von Theil zu Theil apprehendirt wird, iſt eine extenſive, eine Größe, welche auf einmal apprehendirt wird, iſt ein Grad oder eine intenſive Größe. Eine ſowohl extenſive als intenſive Größe iſt continuirlich. Verengungen einer Größe, da wo ſie aufhört, ſind Schranken, Gränzen.

Quanz (Johann Joachim), geboren zu Oberſcheden im Hannöverſchen 1697, war von ſeinem Vater, einem Hufſchmid, ebenfalls zu dieſer Profeſſion beſtimmt. Da er aber als Knabe öfters bei den Bauern mit ſeiner Baßgeige aufgeſpielt und an dieſer Lebensart mehr Gefallen gefunden hatte, ſo begab er ſich im zehnten Jahre nach des Vaters Tode zu ſeinem Onkel, Stadtmuſikus in Merſeburg in die Lehre, wo er nachher als Kunſtpfeifergeſelle ſchon Gelegenheit hatte, in der herzoglichen Kapelle ſeinen Geſchmack zu bilden. Im J. 1714 ging er nach Dresden, wo er den 1716 erlangten Dienſt eines Stadtpfeifergeſellen andern Anträgen in die Capellen kleiner Fürſten vorzog. Als Hoboiſt — er hatte ſich anfangs die Hoboe zu ſeinem Lieblingsinſtrumente gewählt — bei der ſogenannten polniſchen Capelle (1718) ging er mit nach Warſchau, wo er nun vorzüglich die Flöte zum Gegenſtande ſeines Fleißes machte. Er nahm Unterricht bei dem damals bekannten Buffardin. Endlich erhielt er (1724) die Erlaubniß, im Gefolge des polniſchen Geſandten nach Italien zu gehen; hier traf er (1725) den berühmten Haſſe zu Neapel, und wurde durch dieſen bei dem alten Aleſſ. Scarlatti (der die blaſenden Inſtrumente ſonſt nicht leiden konnte) eingeführt, bei welchem er ſich in Gunſt ſetzte. Nach

mehrern Reiſen (er beſuchte auch Paris und London) erlangte endlich Quanz in Dresden, wohin er wieder zurückkehren mußte, in der königlichen Capelle einen Poſten, bis er 1741 von Friedrich II., welcher ihm ſchon als Kronprinz ſehr oft Anträge gemacht hatte, mit 2000 Thalern Gehalt und andern vortheilhaften Bedingungen nach Berlin berufen wurde. Er blieb bei dieſem Monarchen, deſſen Lehrer auf der Flöte er ward, und den er ſehr oft begleiten mußte, bis an ſein Ende, welches 1773 zu Potsdam erfolgte. Quanz hat übrigens nicht bloß als Meiſter auf der Flöte, ſondern auch als Verbeſſerer dieſes Inſtruments große Verdienſte. Schon auf ſeinen Reiſen machte er zu Paris (1726) den erſten Verſuch zur Verbeſſerung der Flöte, indem er ihr noch eine Klappe zuſetzte; 1739 fing er an, mit beträchtlichem Vortheil ſelbſt Flöten zum Verkauf zu fertigen; und 1752 erfand er bei dieſem Inſtrumente den Aus- und Einſchiebekopf, wodurch die Flöte, ohne Verwechſelung der Mittelſtücke, um einen halben Ton tiefer oder höher geſtimmt werden kann. Seine Anweiſung, die Flöte zu ſpielen, hat mehrere Ausgaben erlebt. Als Compoſiteur lebte er zwar meiſtens nur für ſeinen Schüler, den großen Friedrich, für welchen er 299 Concerts und 200 Solo's geſetzt haben ſoll, die nicht ins Publicum gekommen ſind; aber auch das, was man von ihm in dieſer Art hat, wird von Kennern ſehr geſchätzt, und verräth ſeine große Kenntniß in der Harmonie. — Wie weit übrigens die Zärtlichkeit und Sorgfalt des Königs für dieſen ſeinen Lehrer ging, ſieht man daraus, daß er in ſeiner letzten Krankheit ſelbſt Arztes Stelle bei ihm vertrat und für die nöthige Pflegung ſorgte, auch ihm zu Ehren nach ſeinem Tode ein ſchönes Grabmal ſetzen ließ.

Quarantaine, ſ. Contumaz.

Quarin (Joſeph von), ein ſehr geachteter und gelehrter Arzt, geboren zu Wien am 19. November 1733, wo ſein Vater ebenfalls Arzt war. Frühzeitig entwickelten ſich die Fähigkeiten des geiſtreichen Knaben; in ſeinem 15ten Jahre erhielt er bereits nach ſchweren Prüfungen die Würde eines Doctors der Philoſophie und drei Jahre ſpäter zu Freyburg die mediciniſche Doctorwürde. Das Jahr darauf ward er zu Wien darin beſtätigt, und der mediciniſchen Facultät einverleibt. Van Swieten, Leibarzt der Kaiſerin, ermunterte ihn, die ſeltnen Fähigkeiten des jungen Quarins erkennend, ſich dem Lehrfache zu weihen. Quarin hielt daher ſchon 1754 öffentliche Vorleſungen über Anatomie, ſpäter auch über Arzneimittellehre und Clinik im Hoſpitale der barmherzigen Brüder. Die Kaiſerin ernannte ihn 1758 zum Regierungsrathe und Referenten des Sanitätsweſens bei der niederöſterreichiſchen Landesſtelle. Er ſchrieb Abhandlungen über den Nutzen und Schaden der Inſecten, über die Verſchiedenheit der Salze, Verſuche über die Cicuta u. ſ. w. In ſeinen größern Werken: De curandis febribus et inflammationibus und Animadversiones practicae in diversos morbos, zeigte er ſich als beobachtenden und practiſchen Arzt. Mehrere gelehrte Geſellſchaften zu London, Madrid, Venedig, Copenhagen und Wilna ehrten ſeine tiefen Kenntniſſe und nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Selbſt das große Zutrauen der Kaiſerin offenbarte ſich durch eine Sendung nach Mailand, zu ihrem dritten Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand, der an einem ſchleichenden Fieber dort faſt aufgegeben war. Eine ſchnelle Geneſung des Prinzen krönte Quarins Bemühungen, der jetzt zum Leibarzt befördert ward. Dadurch begründete ſich ſein Ruf als practiſcher Arzt ſo feſt, daß bei Conferenzen ſein Ausſpruch als entſcheidend galt. Joſeph, der Quarin die oberſte Leitung des neuen Kran-

kenhauſes übertrug, kränkelte ſeit der Rückkehr aus den Sümpfen des Bannats und foderte Quarin auf zu geſtehen, wie lange er noch leben dürfte. Quarin, dem Befehle gehorchend, beſtimmte eine kurze Friſt, und der Monarch belohnte ihn für ſeine Offenheit mit der Erhebung in den Freiherrnſtand, und einem anſehnlichen Geſchenke. Dieſes Zuſammentreffen brachte vielleicht Quarin zu der Sonderbarkeit mit eingebildeter Unfehlbarkeit jedem Menſchen ſeine Lebensjahre zuzuzählen und ihm ſogleich ſein Alter anzuſehen. Quarin diente jedoch nicht allein der leidenden Menſchheit mit Ausdauer und Talent, er war auch ein eben ſo großer Patriot, der 1797 durch Sammlung von Beiträgen die Ausrüſtung der wiener Freiwilligen vorzüglich unterſtützte. Nicht minder ſchützte er 1805 die Univerſität und ihre Sammlungen durch ſeine Verwendung und ſein Anſehen. Dieſe Verdienſte wurden von der hohen Schule anerkannt; ſechsmal war er Rector derſelben, und 1802 ſtellte man ſeine Marmorbüſte in dem Univerſitäts-Conſiſtorialſaale mit hoher Feierlichkeit auf. Noch in ſeinem Alter ſchrieb er alle neuerlich gemachten Erfahrungen nieder, welche er ſeinen Animadversionibus als Bereicherung beifügte, die bald nach ſeinem Tode, der am 19ten März 1814 eintrat, ſeine Kenntniſſe nochmals beurkundeten. Fs.

Quarré, ſ. Viereck.

Quarte heißt in der Muſik ein Intervall von vier Stufen, welches drei Gattungen unter ſich begreift, nämlich die verminderte, reine und übermäßige Quarte. Ueber die Frage, ob die Quarte unter die Conſonanzen oder unter die Diſſonanzen gehöre, iſt viel geſtritten worden. So lange die reine Quarte nicht als eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords gebraucht wird, iſt ſie eine Conſonanz, die in Hinſicht auf den Grad ihres Conſonirens unmittelbar nach der reinen Quinte folgt, in vielen Fällen aber einer eben ſo beſchränkten Fortſchreitung wie die Diſſonanzen unterworfen iſt. Iſt die Quarte eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, ſo wird ſie von den meiſten Theoriſten jetzt als eine Diſſonanz betrachtet.

Quartett, Quadro, Quatuor; wird in der Muſik ſowohl von Inſtrumental- als Singſtücken gebraucht, und bezeichnet bei jenen ein Tonſtück für vier meiſtens concertirende Inſtrumente, bei Singſtücken machen allezeit vier Singſtimmen, meiſtens unter Begleitung von Inſtrumenten, das Quartett aus. Sie kommen, in Kirchenſtücken ſowohl als in Opern, ſehr häufig vor, und erfodern eben ſowohl als jene, die Inſtrumentalquartetten, ſehr gründliche Compoſiteurs, da bei ihnen viel Harmonie und häufige Abwechſelungen nöthig ſind. In Inſtrumentalquartetten hat Joſeph Haydn (ſ. d. Art.) eine neue Bahn gezeichnet, und ſchon dieſe würden den würdigen Veteran in der Tonkunſt bei den Verehrern derſelben unſterblich machen.

Quarze, eine zum Kieſelgeſchlecht gehörige Steinart, die ſehr gemein und verbreitet iſt. Es gibt eine Menge Abarten, die zum Theil eigne Namen führen. Der Quarz iſt meiſtens farblos oder weißlich, und in Hinſicht des Glanzes und der Durchſichtigkeit höchſt verſchieden. Häufig findet man ihn cryſtalliſirt als ſechsſeitige Säule, deren Flächen nicht ſelten fein in die Queere geſtreift ſind. Er iſt immer hart, und gibt, im Finſtern an einander gerieben, ein phosphorartiges Licht. Am gewöhnlichſten kommt er in Ganggebirgen vor, wo er auch meiſtens Erze und Metalle enthält; ſeltener in Flötzgebirgen, und zwar als Geſchiebe. Die beiden Hauptarten des Quarz ſind der Bergcryſtall und der gemeine Quarz.

Quäſtoren, diejenigen ordentlichen Magiſtratsperſonen bei den

Römern, welche dem öffentlichen Schatz, der im Tempel des Saturn aufbewahrt wurde, vorſtanden und die Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Gelder beſorgten. Sie wurden Anfangs von den Königen, dann von den Conſuln, und ſeit dem J. 307 von dem Volke in den Comitiis tributis erwählt. Ihre Zahl wechſelte zu verſchiedenen Zeiten. Anfangs gab es zwei Quäſtoren; im J. 333 wurden außer dieſen, welche in der Stadt blieben, noch zwei andere zur Unterſtützung der Conſuln im Kriege gewählt. Als die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch vier hinzu; unter Sulla gab es zwanzig, und unter Cäſar vierzig. Später war ihre Zahl willkürlich, immer aber gab es in Rom ſelbſt nur zwei, welche zum Unterſchied Quaestores urbani hießen. Die andern nannte man Q. provinciales oder militares. Die Quäſtur war das unterſte Ehrenamt, und bahnte den Weg zum Senat; bisweilen bekleideten ſie aber auch Conſularen.

Quatember (vom lateiniſchen quatuor tempora, d. i. die vier Jahrszeiten), das Vierteljahr; insbeſondre heißen die Tage, an welchen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, die Quatember, welche in einigen Gegenden ſind: Oſtern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachſen: Reminiſcere, Trinitatis, Crucis und Luciä; in noch andern, z. B. in Nürnberg: Lichtmeß, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. — In Sachſen heißt Quatember auch eine Grund- und Gewerbſteuer, welche jeder Contribuent nach Maßgabe ſeiner Schocke entrichtet, und welche Anfangs nur vier Mal des Jahrs entrichtet ward. Jetzt aber finden jährlich 20, 30 und mehr ſolche Quatemberſteuern, welche von der Bewilligung der Landſtände abhängen, Statt. — Bei den Catholiken ſind die Quatember vier Faſttage, welche am erſten Freitage eines jeden Vierteljahrs ſtreng beobachtet werden müſſen.

Quatrain nennt man in der Verskunſt eine vierzeilige Strophe.

Quebeck, eine Stadt in Nordamerika, und die Hauptſtadt in Nieder-Canada, am Zuſammenfluß des Lorenz- und St. Carlsfluſſes, mit 12,000 Einwohnern. Sie iſt ſtark befeſtigt, und hat einen guten Hafen. Im J. 1759 wurde ſie den Franzoſen von den Engländern entriſſen. Damals fiel der berühmte General Wolf; auch der franzöſiſche Befehlshaber Montcalm verlor das Leben. Der Verſuch der Amerikaner im J. 1775, die Stadt zu nehmen, mißlang.

Queckſilber, ein Metall, welches ſchon in unſerer gewöhnlichen Temperatur tropfbar flüſſig erſcheint, bei 600 Grad Fahrenheit ſich verflüchtigt, und bei hohen Graden der Kälte (39 bis 40 unter 0 nach Fahrenheit), die bei uns nur künſtlich erlangt werden, ein feſter Körper von ſchönem Silberglanze wird, der ſich hämmern und ſchneiden läßt, ſehr biegſam iſt, und einen dumpfen Klang wie Blei von ſich gibt. In ſeinem gewöhnlichen Zuſtande der Flüſſigkeit gleicht es an Farbe dem geſchmolzenen Blei oder Silber, und iſt ungemein beweglich. Es theilt ſich leicht in kleine Tröpſchen, welche vollkommen kugelrund ſind. Größere Maſſen nehmen eine platte Geſtalt an mit erhaben rundlicher Oberfläche, wie andere geſchmolzene Metalle. Mit Sauerſtoff verbunden, ſäuert das Queckſilber. Dies geſchieht langſam, wenn es an der freien Luft ſtill liegt; es ſetzt ſich eine ſchielende Haut auf der Oberfläche, welche ein unvollkommner Queckſilberkalk iſt. Man erhält denſelben auch, wenn man das Queckſilber an der atmoſphäriſchen Luft reibt und ſchüttelt. Es verwandelt ſich dabei in ein ſchwarzgraues Pulver (einen unvollkommnen Kalk), das den Namen für ſich bereiteter Queckſilbermohr führt. Einen vollkommnen Queckſilberkalk

erhält man durch eine ſehr lange unterhaltene Siedhitze in einem vor der atmoſphäriſchen Luft nicht ganz verſchloſſenen Gefäße. Das Queckſilber verwandelt ſich darin in einen hochrothen, ſcharf und metalliſch ſchmeckenden Kalk, der ein Zehntel ſchwerer iſt, als das reguliniſche Queckſilber, und für ſich bereiteter rother Queckſilberkalk genannt wird. Nach der Platina und dem Golde iſt das Queckſilber das ſchwerſte Metall; es iſt nach einer mittlern Angabe 14,000 Mal ſchwerer als das Waſſer. Aufgelöſ't wird das Queckſilber durch ſtarke Schwefelſäure bei einer höhern Temperatur. Man erhält dadurch ſchwefelſaures Gas und Waſſer. Die Salpeterſäure löſ't es bei einer niedrigen Temperatur auf. Dabei erhält man ſalpeterſaures Gas und Queckſilberhalbſäure. Die Auflöſung des ſalpetergeſäuerten Queckſilbers im Waſſer zerfrißt die Haut. Nach dem Abdampfen cryſtalliſirt ſie ſich, und die Cryſtallen ſind gleichfalls ätzend. Die Kochſalzſäure hat keine Verwandtſchaft mit dem Queckſilber, wohl aber mit der Queckſilberſäure. Wenn man etwas Kochſalzſäure in eine Auflöſung von ſalpetergeſäuertem Queckſilber gießt, ſo verbindet ſich die Kochſalzſäure mit der Queckſilberſäure, und bildet den ſogenannten weißen Präcipitat oder Niederſchlag, welcher nichts anders als eine weiße Queckſilberhalbſäure iſt. Das kochſalzgeſäuerte Queckſilber iſt unter dem Namen Calomel oder Mercurius dulcis bekannt. Das überſaure kochſalzgeſäuerte Queckſilber heißt Sublimat oder ätzender Queckſilberſublimat. Dieſer iſt ungemein flüchtig, ſublimirt ſich in verſchloſſenen Gefäßen, cryſtalliſirt ſich und vergläſ't ſich zum Theil. An der Luft verändert er ſich nicht. Cryſtalliniſch hat er eine völlig ſalzartige Beſchaffenheit. Wegen ſeiner freſſenden und ätzenden Kraft nennt man ihn ätzenden Queckſilberſublimat. Unter allen Giften iſt er das tödtlichſte und freſſendſte. Durch einen hinlänglichen Zuſatz von reguliniſchem Queckſilber entſteht mittelſt der Sublimation das verſüßte Queckſilber oder der verſüßte Queckſilber-Sublimat, welcher nicht ätzend, aber flüchtig und ohne Geſchmack iſt. Die Verbindung der Schwefelſäure mit dem Queckſilber heißt Queckſilbervitriol, woraus man nach dem Abwaſchen mit heißem Waſſer das ſchöne gelbe mineraliſche Turpeth erhält. — Mit pulverförmigen oder zerreiblichen, feſten, deßgleichen mit allen zähen und fettigen oder bloß ſchleimichten Subſtanzen läßt ſich das Queckſilber im reguliniſchen Zuſtande ſo verändern oder vermengen, daß es ſeine laufende Eigenſchaft verliert und wie ein Brei oder eine Salbe ſtill ſteht. Dies nennt man das Queckſilber tödten; es geſchieht dabei eine unvollkommne Verkalkung. Reguliniſches Queckſilber mit Schwefel zuſammengerieben oder zuſammengeſchmolzen gibt ein ſchwarzes Pulver, welches mineraliſcher Mohr oder Queckſilbermohr heißt. Bei einer höhern Temperatur entſteht aus der Verbindung des Queckſilbers mit dem Schwefel das rothe geſchwefelte Queckſilber oder der künſtliche Zinnober, eine dunkelrothe, nadelförmig angeſchoßne Maſſe, welche fein zerrieben, eine ſchöne Farbe gibt. — Mit den meiſten andern Metallen tritt das reguliniſche Queckſilber in eine chemiſche Verbindung, welche man Amalgama nennt. (Man ſ. d. Art.) Niedergeſchlagen wird das Queckſilber aus ſeinen Auflöſungen in Säuren durch das Kupfer in metalliſcher Geſtalt, durch die Alkalien und alkaliſchen Erden verkalkt, wobei die Kalke verſchiedene Farben zeigen. — In der Natur findet ſich das Queckſilber theils gediegen, theils vererzt. Gediegen, Jungfern-Queckſilber genannt, kommt es an mehrern Orten in Europa vor, zumal bei Idria und im Zweibrückiſchen. Es läuft daſelbſt in den

Gruben zuſammen, und man kann an manchen Tagen wohl 100 Pfund ſammeln. Auch findet ſich das Queckſilber in einem natürlichen Amalgama, z. B. gediegenes Queckſilber iſt mit gediegenem Silber verbunden. Dies iſt im Zweibrückiſchen der Fall. Viel Queckſilber wird aus dem Bergzinnober erhalten, in welches es mit Schwefel verlarvt iſt. Noch andere Queckſilbererze ſind das Queckſilber-Lebererz (bei Idria das gemeinſte) und das Queckſilber-Hornerz (auch natürlicher Sublimat oder natürliches Turpeth genannt). Iſt es in den Erzen gleich gediegen, ſo fließt es aus dieſen von ſelbſt in Tropfen ab, wenn man ſie zerſchlägt; iſt es mit fremden Subſtanzen verlarvt, ſo wird es in einem Ofen durch einen Zuſatz geſchieden. Aufbewahrt wird es in Maſſen von 100 bis 150 Pfund in ledernen Beuteln. — Der Verbrauch des Queckſilbers iſt ſehr beträchtlich. Es wird zur Bereitung des künſtlichen Zinnobers, zur Scheidung des Goldes und Silbers, zum Vergolden und Verſilbern im Feuer, zur Unterlage der Spiegel, zu Thermometern, Barometern u. dgl. angewendet. Von ſeinem mediciniſchen Gebrauch handelt der folgende Artikel.

Queckſilbermittel ſind die verſchiedenen Bereitungen aus dem Queckſilber, welche in der Medicin als Heilmittel, äußerlich oder innerlich, angewendet werden. Die Wirkſamkeit des Queckſilbers auf den Körper beruht auf der Verbindung dieſes Metalls mit dem Oxygen oder mit Säuren. Je inniger dieſe Verbindung, je reichlicher mit Oxygen oder Säure geſättigt das Queckſilber iſt, deſto ſchneller, eindringender und zerſtörender iſt die Wirkung deſſelben. Wir zählen unter den mannichfaltigen alten und neuern Zubereitungen dieſer Mittel nur diejenigen hier auf, welche noch jetzt merkwürdig, oder in der Heilkunſt wichtig ſind. Die milderen Mittel ſind diejenigen, welche bloß durch den Zutritt des Sauerſtoffs des metalliſchen Lebens beraubt, als Metallkalke erſcheinen, und für ſich allein, oder mit andern Körpern verbunden, angewendet werden. Die Verkalkung (Tödtung) des Queckſilbers geht ſchon durch bloßes Reiben oder Schütteln deſſelben vor ſich, da das Oxygen aus der atmoſphäriſchen Luft hinzutritt. So entſteht der unvollkommene (nur halb verkalkte) von ſich ſelbſt entſtandene Queckſilbermohr, aethiops mercurii per se, der als ein grauer Staub ſich darſtellt; mit Krebsſteinen ſo lange gerieben, bis ein gleichförmiges ſchwarzes Pulver entſteht, gibt den beinahe zuerſt von den alten Aerzten (ſ. unten) gebrauchten mercurius kalisatus; mit Zucker gerieben, den Zuckermohr, mercurius s. aethiops sacharatus; metalliſches Queckſilber mit arabiſchem Gummi, etwas Zucker und Waſſer abgerieben, iſt das Mittel, welches Plenk erfand und ſich deſſen häufig bediente, daher es noch jetzt den Namen mercurius gummosus Plenkii führt. Queckſilber mit Terpenthin gerieben, bis zur Verkalkung des erſtern, gibt nun unter verſchiedenen Beimiſchungen von Fett, oder von andern Pflaſtern, die Queckſilberpflaſter (unguentum mercuriale, — neapolitanum). Wird das Queckſilber mit Schwefel gerieben, ſo entſteht ebenfalls ein unvollkommener ſchwarzer Kalk, der mineraliſche Mohr (aethiops mineralis), welcher häufig gebraucht wird. Seltener wird die inniger chemiſch verbundene Miſchung von Schwefel und Queckſilber, welche mit ſchöner rother Farbe erſcheint, der Zinnober, als innerliches Mittel gebraucht, weil er etwas unſicher in der Wirkung iſt. Der Zinnober, welchen man ſchon in der Natur, in Queckſilberbergwerken, gebildet findet, iſt gemeiniglich mit einem Antheil Arſenik verunreinigt. Alle dieſe unvollkommenen Kalke ſind in Waſſer unauflöslich, in allen Säuren aber ſehr leicht auflöslich. Auch der Speichel und Magenſaft, und wie die

Erfolge beweiſen, auch die lymphatiſchen Flüſſigkeiten des thieriſchen und menſchlichen Körpers müſſen eine auflöſende Gewalt über ihn ausüben. Sie wirken zwar gelinder als die Queckſilberſalze, doch immer etwas unſicher, weil der Grad der Verkalkung zu ſchwankend und von der Bereitungsart zu abhängig iſt, daher die meiſten Präparate dieſer Claſſe veraltet ſind. Einige davon bleiben indeſſen, eben wegen ihrer mildern Wirkung, immer ſchätzbar, nur müſſen ſie genau bearbeitet werden. Unter den mit Säure verbundenen Queckſilbermitteln und den daraus wieder hergenommenen Bereitungen ſind die mit Salpeterſäure und die mit Salzſäure verbundenen Mercurialſalze die gebräuchlichſten. Die Auflöſung des Queckſilbers in verdünnter Salpeterſäure, wobei alle Wärme vermieden werden muß, gibt eine waſſerhelle ſehr ſcharfe und ätzende Flüſſigkeit, die unter dem Namen solutio mercurii nitrata (mercurius nitrosus Selle) gebräuchlich, und ein ſchon altes Mittel iſt, welches die ältern Aerzte, jedoch nach verſchiedenen Zubereitungen, im Gebrauch hatten, indem es der weſentliche Beſtandtheil der Queckſilbereſſenz des Charas, des mercurius liquidus der alten pariſer Pharmakopöe, der aqua grisea Gohlii, des liquor mercurialis Bellostii u. a. m. iſt. Wird die Flüſſigkeit gelind abgedampft, ſo ſchießen Salzcryſtallen an, welche Queckſilberſalpeter heißen, mercurius nitrosus. Dieſes Mittel wurde ſeiner heftigen Wirkung wegen nur wenig und ſehr furchtſam innerlich, meiſtens nur in Auflöſungen äußerlich gebraucht. Die Erfahrung hat indeſſen gelehrt, daß es unter die wirkſamſten und eindringendſten Queckſilbermittel gehört, und bei gehöriger Vorſicht auch innerlich ohne Furcht kann angewendet werden. Wird von dem Queckſilberſalpeter durch die Gewalt des Feuers die Salpeterſäure wieder abgetrieben, ſo bleibt ein glänzend rothes Pulver zurück, welches aus vollkommenem Queckſilberkalk und noch einigem Antheil von Salpeterſäure beſteht, und (mit Unrecht) rother Queckſilberniederſchlag, rother Präcipitat, (mercurius praecipitatus ruber) genannt wird. Es iſt ein ätzendes heftiges Mittel, welches äußerlich zum Wegbeizen von Geſchwülſten, Auswüchſen, zur Reinigung veneriſcher Geſchwüre gebraucht wird, deſſen innerliche Anwendung man erſt neuerlich mit großer Behutſamkeit in hartnäckigen veneriſchen Uebeln gewagt hat. Wird hingegen die Salpeterſäure aus der Verbindung mit dem Queckſilber durch das flüchtige Laugenſalz weggenommen, indem die ſalpeterſaure Auflöſung mit Waſſer verdünnt, und alsdann ätzendes flüchtiges Kali zugegoſſen wird, ſo entſteht ein Niederſchlag, der erſt ſchwarz, dann grau, zuletzt weiß ausfällt. Läßt man die Niederſchläge von allen drei Farben beiſammen, und reibt ſie nach gehöriger Reinigung mit Waſſer (Ausſüßung) und getrocknet unter einander, ſo iſt dies ein längſt bekanntes altes Präparat, das Blacks aſchgrauer Queckſilberkalk (mercurius cinereus Plackii) heißt. Setzt man das flüchtige Laugenſalz nur ſo lange zu, als der Niederſchlag ſchwarz erſcheint, und ſammelt dieſen beſonders, ſo iſt dies der ſchwarze Queckſilberkalk, welcher auch mercurius solubilis Hahnemanni genannt wird, weil Hahnemann deſſen Zubereitung zuerſt in einer ſehr umſtändlichen und koſtſpieligen Methode angab, die aber nachher von Göttling vereinfacht worden iſt. Beide Mittel ſind nichts anders, als unvollkommene Queckſilberkalke, nur daß der zuletzt niederfallende weiße Niederſchlag noch einen geringen Antheil von Salpeterſäure behält. Der Vorzug des ganz ſchwarzen Queckſilberkalkes beſteht in der größern Sicherheit und Milde ſeiner Wirkung. Er iſt aber nicht im Waſſer, ſondern nur in Eſſigſäure auflöslich. — Die Auflöſung des Queckſilbers in Salzſäure geht nur im verkalkten Zuſtande vor ſich; in

dieſem Zuſtande hat aber das Queckſilber nähere Verwandtſchaft zu der Salzſäure, als zu andern Säuren, daher es ſich, wenn es in Vermiſchung zur Salzſäure kommt, aus allen andern Verbindungen trennt, und mit dieſer vereinigt. Die Verbindung des Queckſilbers mit der Salzſäure, die in der Pharmacie theils durch Auflöſung des erſtern, in der Säure, theils in den Fabriken durch andere Methoden bewerkſtelligt wird, gibt das ſalzſaure Queckſilber, mercurius salitus corrosivus, welches gemeiniglich auch ätzender Queckſilberſublimat, mercurius sublimatus corrosivus, genannt wird. Es iſt das ſchärfſte, ätzendſte, am ſchnellſten zerſtörende unter den Queckſilbermitteln, und daher eins der allerſtärkſten Gifte. Er iſt ein vollkommenes metalliſches Mittelſalz, in 16 bis 20 Theilen kalten, und ſchon in drei Theilen ſiedenden Waſſers auflöslich. Er wird äußerlich in Auflöſungen auf mancherlei Weiſe, für ſich allein und in Verbindung angewendet. In der Miſchung einer Auflöſung deſſelben in Waſſer und mit Zuſatz von Kalkwaſſer, dem ſogenannten phagadäniſchen Waſſer, wird die Säure von dem Kalk weggenommen, das Queckſilber fällt als ein gelber Queckſilberkalk zu Boden. Wird das Queckſilber aus ſeiner Auflöſung in Salzſäure durch flüchtiges Laugenſalz abgeſchieden; ſo fällt es als ein weißer Queckſilberkalk zu Boden, dem noch Salzſäure und etwas flüchtiges Laugenſalz anhängt, und welcher mercurius praecipitatus albus, weißer Queckſilberniederſchlag, weißer Präcipitat, genannt wird. Er iſt zwar weniger ätzend, als der Sublimat; da aber die Bereitung nicht ſo genau geſchehen kann, daß er nicht bald mehr, bald weniger Antheil von Salzſäure und von dem flüchtigen Laugenſalze enthalten, oder die Verkalkung bald mehr, bald weniger vollkommen Statt finden ſollte, ſo iſt er in ſeiner Wirkung nicht gleichförmig, daher der innerliche Gebrauch nicht ſicher. Er wird deßhalb bloß äußerlich in Salben angewendet. Wird die im Sublimat enthaltene Säure mit hinzugeſetztem Queckſilber geſättigt, ſo entſteht ein ganz neues Product, dem die Alten den Namen: mercurius dulcis, verſüßtes Queckſilber, die Neuern: mildes ſalzſaures Queckſilber, gegeben haben. Es wird durch innige Vermiſchung von drei Theilen metalliſchem Queckſilber mit vier Theilen ätzendem Queckſilberſublimat, durch lang anhaltendes Reiben und nachherige Deſtillation und Sublimation verfertigt. Es iſt im Waſſer ſehr ſchwer auflöslich, indem ein Theil davon 1200 Theile Waſſer zur Auflöſung erfordert. In ſeiner Wirkung iſt es viel milder, als der Sublimat, zum innerlichen Gebrauch ſehr wirkſam, und dabei eins der ſicherſten Queckſilbermittel. Die ältern Chemiker glaubten, es durch mehrmalige Deſtillation und Sublimation noch milder zu machen. Wurde es ſechs Mal, jedesmal mit dem Zuſatz von etwas metalliſchem Queckſilber ſublimirt, ſo bekam es den Namen Calomel, calomelas, ſehr uneigentlich, weil dieſe Benennung zuerſt dem aethiops mineralis wegen ſeiner ſchwarzen Farbe beigelegt wurde, das verſüßte Queckſilber hingegen weiß ſieht. Man ließ es auch wohl 12 bis 16 Mal ohne Zuſatz von Queckſilber ſublimiren, und nannte es alsdann Queckſilberpanacee, (panacea mercurialis). Durch dieſe öftere Sublimation, wird es aber nicht milder, ſondern wieder ſchärfer und ätzender. Eine Zuſammenſetzung von verſüßtem Queckſilber und Kalkwaſſer macht das milde phagadäniſche Waſſer, aqua phagadaenica mitis. Die Verbindung des Queckſilberkalkes mit Phosphorſäure gibt das phosphorſaure Queckſilber, das im Waſſer unauflöslich, und ein mildes Queckſilberſalz iſt, das, wie die andern milden Queckſilbermittel, zum innern Gebrauch angewendet werden kann. Es wird indeſſen durch jene Mittel überflüſſig, eben ſo, wie

das eſſigſaure und weinſteinſaure Queckſilber, welche beide ſonſt noch von verſchiedenen Geheimmitteln gegen die veneriſche Krankheit die Grundlage ausmachten, jetzt aber ziemlich in Vergeſſenheit und ganz außer Gebrauch gekommen ſind, z. B. die kaiſerſchen antiveneriſchen Drageen und deſſen antiveneriſche Pillen. Die Wirkungen der Mercurialmittel auf den menſchlichen Körper ſind zwar im Grade verſchieden, je nach dem ſie mit Sauerſtoff oder mit Säure verbunden, als Kalke, als milde oder als ſcharfe Salze erſcheinen, doch kommen ſie in der Art ihrer Wirkung alle überein. Wenn ſie nämlich in nähere Berührung und Zuſammenwirkung mit dem Körper gebracht werden, ſo zeigen ſie eine Tendenz, den Zuſammenhang der organiſchen Faſer, die Cohäſion, aufzuheben, die plaſtiſche bildende Kraft zu vernichten. Die bildende Kraft im Organismus iſt eine Aeußerung der organiſchen Naturkraft oder der Lebenskraft in der unterſten Sphäre der Reproduction. Indem nämlich die thieriſche Gallerte des Blutes durch Verbindung mit Oxygen zur höhern Lebensqualität gehoben worden iſt, geht dieſe in dem Haargefäßſyſtem in Gerinnung, die erſte organiſche Geſtaltung, den Zellſtoff, über, welcher ſich in den verſchiedenen Organen zur Ausbildung oder zum Erſatz der abgeſonderten Theile anſetzt. Die Stärke, mit welcher dieſe erſte organiſche Zellform zuſammenhält, iſt die Cohäſion. Die innere Naturqualität dieſes unter den Metallen mit der geringſten Cohärenz verſehenen Metalls geht ſchon im Metallreiche ſelbſt auf Vernichtung der Cohäſion derſelben und Auflöſung. Soll es aber dieſe Qualität auch auf den lebenden Organismus äußern können, ſo muß es ſelbſt durch Verbindung mit dem Oxygen auf eine höhere Stufe des mineraliſchen Lebens geſetzt werden, wodurch ſeine innere Qualität erſt aufgeſchloſſen und regſam, und nun erſt fähig wird, auf den lebenden Organismus zu wirken, gleichſam begeiſtet in der kleinſten Quantität ſeine innere Qualität zu offenbaren, und Auflöſung der Cohäſion, Vernichtung der Bildungskraft des Organismus zu bewirken. Da der Organismus, ſeines ſteten Wechſels wegen, immer neuen Stoff von außen aufnehmen muß, ſo iſt er mit einem Syſtem von einzelnen Gebilden verſehen, welches die äußern Stoffe durch **Auflöſung und Vernichtung ihrer Cohäſion** und innern Qualität, und durch Zerſetzung in ihre einfachen Beſtandtheile zur neuen organiſchen Lebensform fähig macht. Dies iſt das Verdauungsſyſtem und was dazu gehört, beſonders aber das Speicheldrüſenſyſtem, welches daher unter allen organiſchen Syſtemen des Körpers die nächſte Verwandtſchaft zum Queckſilbermittel hat. Da nun ferner diejenigen Stoffe, welche von der Aſſimilation nicht bezwungen werden, ſondern durch Verbindung mit Oxygen, ſchon auf einer höhern Stufe des Lebens ſtehen, ihre innere Qualität in höherm Grade auch im Organismus behaupten, und ihrer Tendenz gemäß in demſelben wirken, die ihnen verwandten Functionen dadurch verſtärken, ſo folgt hieraus, daß auch die Queckſilbermittel auf das **Speicheldrüſenſyſtem** vorzüglich **erregend** wirken, und eine normwidrige übermäßige Thätigkeit, die Tendenz, alles in lymphatiſche und ſpeichelartige Flüſſigkeit zu verwandeln, erregen müſſen. Dieſem gemäß beobachten wir auch Erſcheinungen in dem lebenden Körper, von der Anwendung der Mercurialmittel an und in demſelben. Wird ein ſolches Mittel, zumal eins von den heftiger wirkenden, in concentrirter Form äußerlich an den Körper, an eine entblößte Stelle gebracht, ſo wirkt es ätzend und zerſtörend auf dieſe Stelle, daher es in den Magen gebracht, als wahres ätzendes Gift tödtet. In kleiner Gabe und anhaltend gebraucht, erregt es zunächſt eine äußerlich noch wenig wahrzunehmende, nur aus Vorgängen in krankhaftem Zu-

ſtande, zu ſchließende Verminderung der organiſchen Cohäſion, und Beſchränkung der Bildungskraft des Organismus. Bei weiterer Fortſetzung des Gebrauchs wird das Zahnfleiſch, die Zunge, die innere Bekleidung der Wangen, lockerer, aufgeſchwollen, es entſteht Hitze im Munde, metalliſcher Geſchmack, übelriechende Ausdünſtung aus demſelben, vermehrte Abſonderung des Speichels, die immermehr überhand nimmt, endlich ſo übermäßig wird, daß dieſe Flüſſigkeit ununterbrochen aus dem Munde läuft. Dabei entſtehen Abſonderungen der innern Haut, oberflächliche Geſchwüre, die ſchnell um ſich greifen, Losſtoßung der Zähne, Aufgedunſenheit des ganzen Geſichts. Würde noch immer das Einbringen der Queckſilbermittel fortgeſetzt, ſo würde endlich alles in ſpeichelartige Flüſſigkeit aufgelöſ't, die Cohäſion und organiſche Reproduktion würde gänzlich vernichtet werden, und der Tod erfolgen. Dieſe mächtige Wirkung der Queckſilbermittel macht ſie nun in denjenigen Krankheiten zu einem Heilmittel, in welchen die Cohäſion zu ſtark, die Bildungskraft in der Sphäre der Reproduktion entweder allgemein, oder örtlich normwidrig erhöht oder ausgeartet iſt. Das Queckſilber iſt das einzige ſpecifiſche Mittel gegen die veneriſche Seuche und deren Ausbrüche verſchiedener Art. Die Aerzte der älteſten Zeit kannten ſeinen Gebrauch als Heilmittel nicht. Erſt die arabiſchen Aerzte wandten es in Salben an. Von dieſen kam es in dem elften Jahrhunderte zu den Europäern, welche durch Einreibungen der Queckſilberſalben einen Speichelfluß, und dadurch Heilung hervorbringen wollten. Auch in Räucherungen wurde es ſchon damals angewendet. Den innerlichen Gebrauch der Queckſilbermittel wagte man viel ſpäter, erſt im ſechszehnten Jahrhundert. Matthiolus bediente ſich eines von Vigo 1510 erfundenen Präcipitats; Huxham gebrauchte Bürtons mercurius alkalisatus; Baſilius Valentinus empfahl zuerſt den innerlichen Gebrauch des Sublimats, auch Boerhave machte eine, wiewohl noch ſehr furchtſame Anwendung davon. Erſt nach van Swietens Anleitung wagten es die Aerzte, häufigere Verſuche damit zu machen. Gegen andere als veneriſche Krankheiten wurde das Queckſilber noch ſpäter angewendet, nachdem man erſt mehr Erfahrung über deſſen Heilkraft geſammelt hatte. Ehe man noch eine richtigere Theorie über deſſen Wirkung in dem menſchlichen Körper erforſcht hatte, war dieſe Anwendung anfangs freilich bloß empiriſch, und wurde nach herrſchenden Meinungen bald zu allgemein empfohlen, bald zu ſehr beſchränkt. Man verſuchte es in mancherlei Hautkrankheiten, den Flechten, der Krätze, in Krankheiten des lymphatiſchen Syſtems, den Skropheln, bei verhärteten Drüſen- und andern Geſchwülſten, in der Waſſerſcheu, ſogar in krampfhaften Krankheiten. Der engliſche Arzt Hamilton machte auf ſeinen großen Nutzen in verſchiedenen Entzündungskrankheiten aufmerkſam; deutſche Aerzte beſtimmten dieſe Anwendung noch genauer. Die browniſche Schule hielt es ohne weitere Rückſicht auf ſeine qualitative Wirkung bloß für ein erregendes Mittel, und leitete daraus ſeinen Nutzen in aſtheniſcher, namentlich in der veneriſchen Krankheit her. Die Erregungstheoretiker, namentlich Röſchlaub, hielten es für ein eindringendes, auflöſendes, ſchwächendes Mittel, und modificirten darnach die Vorſchriften für die Anwendung deſſelben. Die eclectiſchen Aerzte hielten es für ein Reizmittel, beſonders für das lymphatiſche Syſtem, und beurtheilten darnach ſeine Wirkſamkeit. Die Aerzte aus der naturphiloſophiſchen Schule haben ſeine innere Qualität näher zu erforſchen, und die Tendenz ſeiner Einwirkung, die Gränzen ſeiner Anwendbarkeit genau darnach zu beſtimmen geſtrebt. H.

Quedlinburg, ein ehemaliges fürſtliches Damenſtift lutheriſcher Religion, zwiſchen Halberſtadt und Anhalt gelegen, deſſen Aebtiſſin ein Reichsſtand war, und auf der rheiniſchen Prälatenbank Sitz und Stimme hatte. Es enthielt auf 2 Quadratmeilen 15,000 Einwohner. Die Stiftshauptmannſchaft und Erbvogtey darüber hatte Sachſen im Jahr 1697 an Brandenburg für 300,000 Thaler verkauft. Der König von Preußen hielt daher Garniſon in der Stadt, erhob Acciſe, Service, ließ ſich den Huldigungseid leiſten u. ſ. w., und hielt zur Beſorgung dieſer Gegenſtände einen Stiftshauptmann, welcher unmittelbar von den höchſten Landescollegien zu Berlin abhing. Die Aebtiſſin aber war im Beſitz der höhern und niedern Gerichtsbarkeit, hatte ihre Regierungskammer, ihr Conſiſtorium u. ſ. w. Im J. 1802 kam Quedlinburg als Entſchädigung ganz an Preußen; 1807 wurde es dem Königreiche Weſtfalen einverleibt, und zum Departement der Saale geſchlagen; die Siege von 1813 ſtellten aber den preußiſchen Beſitz wieder her. Die Hauptſtadt Quedlinburg an der Bode zählt 11,000 Einwohner, führt vielen Branntwein, viele Leinwand und Wollenzeuge aus, und treibt einen beträchtlichen Viehhandel. In den acht Kirchen gibt es verſchiedene ſehenswürdige Alterthümer, z. B. die Gräber Kaiſers Heinrich und ſeiner Gemahlin. Die auf dem Schloſſe befindliche Bibliothek enthält einige koſtbare Alterthümer.

Querpfeife (piffaro), ein flötenartiges Kriegsinſtrument, welches gewöhnlich mit der Trommel begleitet wird. Sie wird wie die Flöte intonirt, unterſcheidet ſich von dieſer aber dadurch, daß ſie durchgängig gleich weit gebohrt iſt, außer dem Mundloche und den ſechs Tonlöchern keine Klappen hat, viel kleiner iſt und um eine Octave höher ſteht, auch einen ungleich ſchärfern und ſtärkern Ton hat. Ihr Umfang geht vom zweigeſtrichenen bis zum viergeſtrichenen d, mit Inbegriff der durch Kreuze erhöhten Töne fis, gis, cis.

Quellen nennt man die Ausflüſſe des unter der Erdoberfläche befindlichen Waſſers. Sie bilden bei ihrem Fortgange über die Erdoberfläche Bäche, durch Vereinigung von mehrern derſelben Flüſſe und endlich Ströme. Da das Waſſer, den Geſetzen der Schwere folgend, allemal von Anhöhen nach Niederungen fließt, ſo können auch Quellen nur an ſolchen Orten entſtehn, die höher liegen als die Gegend, über die ſie hinfließen. Alle Quellen entſpringen daher mehr oder weniger an Bergen oder Anhöhen. Ihr Waſſer ſtrömt in größern oder kleinern Flüſſen dem Meere zu, welches dadurch Erſatz für die täglich durch die Ausdünſtung verloren gehende Waſſermaſſe erhält. Die Quellen aber bekommen ihre Nahrung durch das Regen- und Schneewaſſer, ſo daß ein beſtändiger Kreislauf des Waſſers auf der Erde Statt findet. Die Quellen ſelbſt ſind von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. Der Grad der Reinigkeit ihres Waſſers hängt von den Erdſchichten ab, durch welche ſie fließen. Die reinſten und klarſten Quellen entſpringen meiſt in den beträchtlichſten Höhen, und das eigenthümliche Gewicht ihres Waſſers kommt dem vom Regenwaſſer am nächſten. Das gewöhnliche Quell- und Brunnenwaſſer iſt mit mehr oder weniger mineraliſchen Materien, inſonderheit mit Gyps, Kalkerde und ſalzichten Theilen angeſchwängert. In Rückſicht der Waſſermenge, welche die Quellen liefern, theilt man ſie in gleichförmige und periodiſche. Die erſtern geben mehrentheils zu allen Zeiten immer gleich viel Waſſer; die letztern wechſeln ab, indem ſie bald ſchwächer bald ſtärker fließen; manche verſiegen zu gewiſſen Zeiten ganz. Auch findet man hie und da Quellen, welche ſtundenweiſe ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonſanche bei Nismes fließt täglich

etwas über ſieben Stunden und ſetzt an 5 Stunden aus. Die von Colmar in der Provence ſetzt allemal in der 7ten Minute aus. Ihr Waſſerſtrahl hat die Dicke eines Arms, und ward 1755 bei dem großen Erdbeben, welches Liſſabon zerſtörte, in eine beſtändig fließende Quelle verwandelt. Erſt im J. 1763 fing ſie wieder an auszuſetzen. In der Schweiz findet man mehrere ſolcher ausſetzenden Quellen. Man leitet dieſe Erſcheinung mit der größten Wahrſcheinlichkeit von kleinen Berghöhlen oder Waſſerbehältern her, die ſich von oben anfüllen und ſeitwärts durch heberförmige Röhren oder Canäle wieder leeren. Dieſe Heber leeren die Behälter nur bis an die waagrechte Fläche ihres Verbindungspunktes aus, hören dann auf zu fließen, und fangen erſt wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf ſeinen höchſten Punkt gefüllt iſt. Bei ſtärkerm Zufluß, z. B. nach heftigem Regen, muß natürlich die Zwiſchenzeit verkürzt werden. Gibt es in dem Behälter einen heberförmigen Canal, der das Waſſer von der Quelle ab nach einem andern Orte führt, ſo kann eine ſolche bei trocknem Wetter fließen und beim Regen ſtill ſtehen. Auf Island finden ſich einige Quellen, die ihr Waſſer nur ſtoßweiſe von ſich geben, wobei wahrſcheinlich unterirdiſche Dämpfe wirken. In Frankreich will man in manchen Küſtengegenden Quellen bemerkt haben, bei denen ſich der Einfluß der Ebbe und Fluth äußert.

Quesnoy, der Erfinder des phyſiokratiſchen Syſtems. (S. d. Art.)

Quetſchung (chirurgiſch), iſt die Verletzung irgend eines Theils des Körpers durch mechaniſche Gewalt eines ſtumpfen Werkzeugs oder durch Schlag, Stoß, Fall, Wurf u. dergl., ohne ſichtbare Trennung der Theile. Iſt letztere damit verbunden, ſo heißt die Verletzung eine gequetſchte Wunde. Es finden bei der Quetſchung verſchiedene Grade Statt, je nachdem die Gewalt der mechaniſchen Einwirkung, oder der Widerſtand der verletzten Theile ſtark war, daher ſie bei Knochen, oder an den Theilen, welche an einem Knochen liegen, verhältnißmäßig immer bedeutender iſt als an weichen Theilen. Die Folge der Quetſchung iſt Lähmung und Zerreißung der feinſten Gefäße, daher auch Austreten der Feuchtigkeiten, die dieſe enthalten, in das benachbarte Zellgewebe. Hiervon rührt die blaue, braune oder gelbe Farbe, die Geſchwulſt und der Schmerz der gequetſchten Stelle her, wozu ſich oft noch Entzündung einfindet, die an Gelenken, bei krankhafter Conſtitution, in ſchwammigen Theilen ſehr gefährlich werden kann. H.

Quevedo de Villegas (Don Franciſco), Ritter des Ordens von Santiago und Herr von La Torre de Juan Abad, einem in der Gegend von Mancha gelegnen Orte, hat ſich in der ſpaniſchen Literatur einen berühmten Namen erworben. Er war 1570 zu Madrid geboren, und ſtudirte zu Alcala de Henares. Außer den alten Sprachen umfaßte er die Theologie, Medicin und Philoſophie, weil er keine einzelne Wiſſenſchaft zu ſeinem Brotſtudium machen wollte. Umfaſſende Kenntniſſe waren in ihm mit vielem Witz und großer Eigenthümlichkeit des Geiſtes vereinigt. Statt die ihm angetragnen Aemter anzunehmen, zog er es vor, auf Reiſen zu gehen, um ſeine Einſichten durch Welt- und Menſchenkenntniß zu berichtigen und zu erweitern. Er ging zuerſt nach Italien, wo er ſich durch Leiſtung wichtiger Dienſte die vertraute Freundſchaft des Herzogs von Oſſuña, Don Pedro Giron, damaligen Vicekönigs von Neapel, erwarb. Von Italien aus beſuchte er Süddeutſchland und Frankreich. Bald nach ſeiner Zurückkunft nach Spanien wurde er als ein Vertrauter des in Ungnade gefallenen Herzogs

ins Gefängniß geworfen und zur Unterſuchung gezogen. Erſt nach drei Jahren erhielt er ſeine Freiheit wieder. Um ſeiner geſchwächten Geſundheit aufzuhelfen, bereiſ'te er Spanien, und ließ ſich dann in Madrid nieder. Durch das erlittene Unrecht gewitzigt, vermied er es, ein Amt anzunehmen; er begnügte ſich mit dem Titel eines Secretärs Philipps des Vierten. Im J. 1634 verheirathete er ſich mit einer Schweſter des bekannten Bernardo de Cabra, Erzbiſchofs von Albarazia, die er aber ſchon nach einigen Jahren wieder verlor. Er zog ſich jetzt noch mehr von der Welt zurück, und beſchränkte ſich auf den Umgang mit wenigen Freunden. Er war bereits ein 68jähriger Greis, als er wegen eines Libells gegen den Miniſter Olivarez, das man ihm ohne weitere Unterſuchung zuſchrieb, zum zweiten Mal eingekerkert wurde. Als er nach zweijähriger Gefangenſchaft wieder frei ward, hatte ſeine Geſundheit ſehr gelitten. Ein Lungengeſchwür drohte ihm einen nahen Tod. Vom Hofe verbannt, begab er ſich auf ſein Landgut, welches während ſeiner Gefangenſchaft mehr als einmal war geplündert worden. Endlich nöthigte ihn ſeine Krankheit, ſich nach Villa nueva de los Infantes zu begeben, um ſich wiederherſtellen zu laſſen; aber er war kaum angekommen, als er im J. 1647 in einem Alter von 77 Jahren ſtarb. Quevedo's Werke ſind theils in Proſa, theils in Verſen, und von dem mannichfaltigſten Inhalt. Seine heroiſchen Gedichte zeichnen ſich durch Energie und Erhabenheit, die lyriſchen durch Schönheit und Anmuth, die humoriſtiſchen durch Scherzhaftigkeit und ſinnreiche Erfindung aus. Seine proſaiſchen Werke beſtehen eines Theils aus ernſthaften, moraliſchen und religiöſen Stücken, andern Theils aus Ergüſſen von Laune und Satire. Durch die letztern iſt Quevedo dem Auslande am meiſten bekannt geworden, namentlich durch ſeine Sueños und durch ſein Gran Tacaño, den erſten komiſchen Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier Bettlerromane nennen.

Quiberon, ein Städtchen von 1916 Einwohnern auf der ſchmalen Halbinſel gleiches Namens, die ſich zwei Stunden von Auray in das Meer erſtreckt, im Departement des Morbihan, Bezirk von Lorient. Dieſe Halbinſel iſt bekannt durch die unglückliche Landung eines Heerhaufens franzöſiſcher Ausgewanderten und durch das tragiſche Ende eines edeln heldenmüthigen Mannes, des Grafen von Sombreuil. — Die franzöſiſchen Ausgewanderten in England hatten im Jahr 1795 mehrere Regimenter in engliſchem Solde gebildet, und ihre Heerführer wünſchten, durch eine brittiſche Flotte unterſtützt, nach Frankreich übergeſchifft zu werden, um zu dem königlichen Heere in der Vendée, oder zu den Chouans ſtoßen zu können. Ihre Erwartung eines glücklichen Erfolgs war ſo zuverſichtlich, daß ſie dadurch ſelbſt das beſonnene brittiſche Miniſterium hinriſſen. Dieſes war nämlich der Meinung, man müſſe erſt mehr Truppen beiſammen haben, ehe man eine ſolche Unternehmung wagen könne. Pitt ſagte daher zu Puyſaye und Hervilly, welche die Unternehmung beſchleunigt wiſſen wollten: „Sie werden Ihren Zweck verfehlen, wenn Sie ſich mit ſo wenig Truppen bloßſtellen. Sie müßten nach meiner Meinung warten." Allein Puyſaye verſicherte, die Erſcheinung von einigen tauſend Mann wäre hinreichend, um ganz Bretagne zum allgemeinen Aufſtande zu bewegen; ſie brauchten nichts als Waffen, Pulver und Schiffe. Der brittiſche Miniſter glaubte endlich, der Erfahrung eines Mannes nachgeben zu müſſen, welcher den Krieg verſtand, und ſchon vor der Revolution Generallieutenant geweſen war. Doch waren einige andre franzöſiſche Offiziere, unter Andern der General Hector, mit dieſem Wagniß ſo wenig einver

ſtanden, daß ſie in England zurückblieben. Die Schaar der Ausgewanderten wurde nun mit brittiſcher Freigebigkeit ausgerüſtet. Oberanführer war der Graf von Puyſaye; die übrigen Anführer waren Graf Hervilly, Marquis Dudresnay de la Châtre u. A. m. Unter den Soldaten befanden ſich aber auch eine Menge franzöſiſcher Kriegsgefangenen, die ſich hatten anwerben laſſen, um bei dieſer Gelegenheit nach Frankreich zurückzukehren. Sie ſegelten unter dem Schutze einer brittiſchen Flotte nach der franzöſiſchen Küſte, und nachdem Admiral Bridport, der 10 Linienſchiffe führte, den franzöſiſchen Admiral Villaret Joyeuſe, welcher 12 Linienſchiffe und 11 Fregatten befehligte, den 23ſten Juni 1795 auf der Höhe von Lorient geſchlagen, und drei Linienſchiffe erobert hatte, landeten die Ausgewanderten, 3036 Mann ſtark, ohne Hinderniß, den 27ſten Juni an der Küſte von Quiberon. Sie rückten hierauf raſch vor, und mehrere Tauſend bewaffnete Franzoſen vereinigten ſich in kurzem mit ihnen, ſo daß ſie nach einigen Angaben 10,000 Mann ſtark wurden. Aber ſchnell zog der republikaniſche Feldherr Hoche mit einem Heere von 25,000 Mann heran, und hinderte die Vereinigung der gelandeten Schaar mit den im Innern des Landes bewaffneten Chouans. Die Landzunge, welche die Halbinſel mit dem feſten Lande verbindet, wird durch die Feſte Penthievre vertheidigt. Dieſer und noch einer kleineren bemächtigten ſich die Ausgewanderten. Sie drangen bis über Auray vor; allein zurückgeworfen von der Uebermacht des Generals Hoche mußten ſie ſich auf die Halbinſel zurückziehn, wo ihre Stellung ſehr feſt und beinahe unbezwinglich war. Denn die Feſtungswerke ſind zum Theil auf ſteilen Felſen angelegt. Sie entſandten hierauf den 10ten Juli eine Schaar königlicher Truppen in das Innere von Bretagne, welche auch durch Zulauf von Chouans zu einem beträchtlichen Haufen anwuchs; allein dennoch nicht ihnen das Land zu öffnen vermochte. Daher unternahmen ſie in der Nacht vom 15. zum 16ten Juli einen Angriff auf die Republikaner bei St. Barbe, anfangs mit Erfolg, als ſie aber unerwartet auf eine Batterie ſtießen, mußten ſie ſich mit Verluſt zurückziehen. Der Graf von Hervilly wurde verwundet, führte aber dennoch den Rückzug in guter Ordnung aus, bis Sombreuil, der eben angekommen war, an ſeine Stelle trat. Die ſtarken Werke hinderten die Republikaner an weiterer Verfolgung. Schon bei dieſem Angriffe zeigten ſich Spuren von Verrätherei; gleichwohl war man ſo unvorſichtig, die Beſatzung der Feſte Penthievre dem Regimente Hervilly anzuvertrauen, weil es das ſtärkſte war, indem es 1400 Mann zählte; allein es befanden ſich in demſelben viele geweſene Kriegsgefangene, die jetzt durch Verrath ihre Freiheit zu erlangen ſuchten. Ihre Lage wurde nicht beſſer, als ſie den 17ten Juli eine Verſtärkung von 1174 Mann erhielten, die ihnen Sombreuil zuführte. Dieſe Mannſchaft beſetzte die Gegend zwiſchen Penthievre und Quiberon, nahe am Meere, und rettete zuletzt noch einen Theil der Gelandeten. Unterdeſſen hatte General Hoche mit den Verräthern in der Feſte Penthievre Verabredungen genommen. Sein Heer erhielt Verſtärkungen. Er überfiel daher in der Nacht vom 20ſten Juli die Feſte, welche 4000 Mann vertheidigten, und eroberte ſie mit 200 Mann. Die Republikaner wurden nämlich von den verrätheriſchen Vorpoſten auf einem ſteilen Felſenwege bis in die innern Werke geführt. Beim erſten Lärm wollte der Befehlshaber die Truppen ſammeln, ward aber erſchoſſen; 800 Mann legten hierauf das Gewehr nieder, oder ſchoſſen ihre eigenen Offiziere todt. Die Verrathenen waren ohne Anführer, und in der Verwirrung war das Gemetzel groß. Viele Königliche liefen zu den Republikanern

über, und hieben mit ihnen zugleich auf die noch Widerſtand leiſtenden ein. Sombreuil konnte jetzt nichts thun, als die Einſchiffung der übrig gebliebenen Ausgewanderten decken. Er und ſeine zwei Bataillone wehrten ſich gegen Hoche's Heerhaufen mit einem Heldenmuthe, den Hoche und die Conventstruppen bewundern mußten. Man ſchlug ihm einen Vergleich vor, wenn er keine Truppen einſchiffen ließe, ſondern ſich mit allen ergäbe; allein auf dieſe Bedingung wollte er nichts von einem Vergleiche wiſſen. Die Einſchiffung ging vor ſich. Sombreuil blieb der letzte zurück, und ergab ſich endlich als Kriegsgefangner. Ein anderer Theil der Königlichen hatte ſich von Penthievre auf einen Felſen gezogen. Die Republikaner ſtürmten hinauf, tödteten viele, und nahmen die übrigen gefangen. Als hier von Damas, ein trefflicher Offizier und edler Menſch, ſah, daß er ohne Rettung war, ſtürzte er ſich mit ſeinem Pferde von der ſteilſten Anhöhe ins Meer herab. An dieſem blutigen Tage, in welchem der Kampf durch das Feuer der engliſchen Schiffe noch mörderiſcher wurde, verloren die Königlichen an Todten und Gefangenen überhaupt 5274 Mann; die Zahl der Geretteten, welche ſich wieder einſchifften, unter welchen ſich der General Puyſaye, der verwundete Hervilly, und faſt die ganze Artillerie- und Ingenieur-Mannſchaft befand, war 2234. Eine große Zahl der Gelandeten und der hinzugetretenen Chouans hatte die Verwirrung benutzt, um zu den Republikanern überzugehen. Die Sieger machten eine beträchtliche Beute an Vorräthen aller Art. So mißlang eine kühne Unternehmung tapferer Männer, die in Frankreich ausführen wollten, was einſt Pelopidas für Theben that. Nur pariſer Lüge konnte Pitt als den Urheber dieſes verunglückten Zuges anklagen, und ihm Schuld geben, er habe, um England von der koſtbaren Laſt der Ausgewanderten zu befreien, ſie auf die Schlachtbank von Quiberon geliefert. Hoche ließ die mit den Waffen in der Hand gefangnen Ausgewanderten, ob ſie gleich zuletzt mittelſt einer Art von Vergleich ſich ergeben hatten, nach Vannes bringen, wo ſie vom 28ſten Juli an ſämmtlich erſchoſſen wurden. In den erſten vier Tagen allein belief ſich die Zahl der Hingerichteten auf 188. Unter dieſen befanden ſich der Graf von Sombreuil, und der Biſchoff von Doll. Beide ſtarben mit dem Muthe der Helden. Der Graf von Sombreuil, 28 Jahre alt, war einer der ſchönſten Männer in Frankreich, und zugleich einer der bravſten. Im J. 1789 hatte er, 22 Jahr alt, durch ſeine feſte Entſchloſſenheit, ſeinen Freund, Julius von Polignac, aus den Händen des mordſüchtigen Pöbels errettet. Er ging hierauf in preußiſche Dienſte, focht mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Feldzügen von 1792 bis 1794, und erhielt den preußiſchen Verdienſtorden. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, und ſein jüngſter Bruder ſtarben in der Schreckenszeit auf dem Blutgerüſte. Er ſelbſt, der mit ſeinem Leben den Rückzug ſeiner Gefährten und ihre Rettung geſichert, und großmüthig ſich ſelbſt zu retten, ſich geweigert hatte, flößte durch ſeine Tugend und Schönheit den Kriegern, die das Bluturtheil an ihm vollziehen ſollten, ein Zittern der Ehrfurcht ein, ſo daß ſie ihn in die Schulter trafen. Sombreuil blieb ſtehn und ſagte: „O ſo endigt doch, ich bitte, endigt!“ Da fiel der junge Held, ein blutiger Zeuge der Raſerei des franzöſiſchen Bürgerkriegs.

Quietismus. Der ganz nach außen gerichtete, hierarchiſche Geiſt einiger Mönchsorden, beſonders der Jeſuiten und Dominicaner hatte im 17ten Jahrhundert die Andacht und Gottesverehrung der Catholiſchen beinahe in eine bloß mechaniſche Gottesdienſtlichkeit verwandelt, welcher der Mangel an Wärme und Herzlichkeit mit Recht vorge-

worfen wurde. Seine Zeit mit Herſagen der Formulargebete aus dem Brevier und am Roſenkranze, mit Faſten, Beichten und Bußübungen hinbringen, fleißig wallfahrten, die Mutter Gottes und die Heiligen anrufen, Almoſen geben, Ablaß kaufen und überhaupt die kleinlichſten Formen des äußern Cultus beobachten, galt unter dieſem Einfluſſe für wahre Frömmigkeit. Daher wendeten ſich fromme Gemüther, die es mit ihrer Andacht ernſtlicher meinten, als bei dieſer Art von Religionsübung nöthig war, mit neuem Eifer der Myſtik zu, die dem Gefühlvolleren ſchon ſonſt Zuflucht und Nahrung gewährt hatte, wenn alles in den Formen der Kirchlichkeit zu erſtarren ſchien. Der geiſtliche Wegweiſer, guida spirituale, ein Erbauungsbuch, das Michael Molinos, ein ſpaniſcher Weltprieſter, 1675 zu Rom herausgab, entſprach dieſem Bedürfniſſe. Molinos redete darin von der Ruhe eines gänzlich in Gott verſunkenen Gemüths, das aller andern Gedanken und Gefühle ledig, von keiner Thätigkeit nach außen geſtört, nichts als die Nähe Gottes empfinde, mit einer Entzückung, die ſeinen frommen Phantaſien bald viele Freunde verſchaffte. Nach ſeiner Anleitung ſuchten nun die Andächtigen lediglich dieſe Gemüthsruhe (quies, daher der Name Quietismus und Quietiſten), und man würde es ihnen nicht gewehrt haben, wenn dabei jene von der Kirche und den Mönchsorden begünſtigten Andachtsübungen nicht in Gefahr gekommen wären, überflüſſig zu ſcheinen. Der franzöſiſche Hof ſetzte es beim Papſte durch, daß Molinos ſeine Irrthümer abſchwören und ſein Leben unter täglichen Bußübungen in einem römiſchen Dominicanerkloſter beſchließen mußte (ſtarb 1696). Dieſer Gewaltſchritt hinderte jedoch keineswegs die Verbreitung des Quietismus. Der geiſtliche Wegweiſer wurde in Deutſchland und Frankreich, wo man durch die Schriften der Bourignon (ſ. d. Art.), Poirets und der Pietiſten vorbereitet war, fleißig benutzt, und erzeugte bald eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geiſte. Die berühmteſte Pflegerin des Quietismus war eine am Hofe Ludwigs XIV. beliebte, ſchöne und reiche Wittwe, Johanna Maria Bouvieres de la Mothe Guyon, die die Welt unter dem Namen der Madame Guyon als eine liebenswürdige Schwärmerin von mehr Einbildungskraft als Verſtand kennen gelernt hat. Ihr Beiſpiel, ihre Betſtunden, ihre ſalbungsvollen Schriften und die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe gewannen ihr Anhänger genug, um den Clerus aufmerkſam zu machen. In der That gerieth man in Verſuchung, eine junge Frau für verrückt zu halten, welche ſich für das ſchwangere Weib in der Apocalypſe (c. 12 v. 2) hielt und in ihrer eigenen Lebensbeſchreibung von ſich ſagt, ſie ſey oft von einem ſolchen Uebermaß der Gnade erfüllt, daß ſie im buchſtäblichen Sinne berſten wolle, und ihre Kleider auflöſen laſſen müſſe, worauf denn dieſe Gnadenfülle ſich über die, die ihr dieſen Dienſt leiſteten, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet, und ſtarb 1702 zu Paris im Gefängniſſe. die Guyon ſelbſt aber kam nach einer kurzen Einſperrung wieder in Freiheit und zu der Ehre, an den Betſtunden der Maintenon in St. Cyr Theil zu nehmen. Der Streit ſchien daher abgethan, als Fenelon (ſ. d. Art.) in der Guyon eine Geiſtesverwandte zu erkennen glaubte, und ihr und ihren Schriften in ſeiner Explication des Maximes de Saints sur la vie intérieure 1697 das Wort redete. Der Zutritt eines ſo bedeutenden Mannes, deſſen Andachtsbücher Frankreich mit Begeiſterung aufnahm, gab dem Quietismus neues Gewicht und dem Verfechter der franzöſiſchen Theologen Boſſuet Gelegenheit, dieſem beneideten Nebenbuhler eine Beſchämung zuzuziehen. Boſſuet erwirkte 1699 ein päpſtliches

Breve, in dem 23 Sätze aus Fenelons Explication als irrig verdammt wurden, aber die ſelbſt in Rom bewunderte Sanftmuth, mit der dieſer ſich unterwarf, brachte ſeine Gegner um die Früchte des Sieges, ſo daß nicht die Gewalt, von der die Guyon (ſtarb 1717) eine zweite kurze Gefangenſchaft zu erleiden hatte, ſondern nur der veränderte Zeitgeiſt den Quietismus allmählig in Vergeſſenheit brachte. Eine Secte hat er ohnehin nie gebildet, ſondern ſich nur einige Jahrzehende als das Thema vielgeleſener Erbauungsbücher und als die eigenthümliche Denkart einer Partei unter den Frommen behauptet. Aus Fenelons Explication, worin er am deutlichſten dargeſtellt iſt, lernt man ihn als eine harmloſe Schwärmerei kennen, deren nur phantaſiereiche, exaltirte Seelen fähig ſind. Wahres und Falſches iſt darin wunderlich vermengt; er fodert die ſogenannte reine Liebe, die ſich ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle mit gänzlicher Selbſtverläugnung auf Gott richtet, bloß weil dieſer es will. Das Fleiſch muß dabei ganz abgetödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf eigene Kräfte bei guten Werken vernichtet und die Seele in einen leidenden Zuſtand verſetzt werden, bei dem ihre eigene Thätigkeit aufhört und Gott allein in ihr wirkt. Dieſer Zuſtand, der das Gemüth weſentlich mit Gott vereinigt, iſt die Ruhe oder das unaufhörliche innere Gebet (die bleibende Richtung auf Gott), wobei man nichts wünſcht, nichts von Gott bittet, ſondern ſich ihm ganz überläßt und am reinen Anſchauen ſeines Weſens (Contemplation) begnügt. Wie ſelten nun auch die hier bezeichnete Anſicht des Quietismus in das Leben übergegangen ſeyn mag, weil ſie weder den Bedürfniſſen der menſchlichen Natur, noch den Foderungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes entſpricht: ſo iſt ſie doch in der Myſtik der Neuern und Neuſten häufig wieder erſchienen und hat in der Religionsphiloſophie und Aſcetik der beſonders im ſüdlichen Deutſchland verbreiteten theologiſchen Schule, die weder ihren Meiſter Schelling, noch ſich ſelbſt verſteht, manches Blatt füllen helfen. E.

Quin (James), ein berühmter engliſcher Schauſpieler, war im J. 1693 zu London geboren, und der Sohn eines Irrländers, welcher ſich unglücklicher Weiſe mit einer Frau verheirathet hatte, die für eine Witwe galt, deren erſter Mann aber nach einer langen Abweſenheit zurückkam und ſie reclamirte. Quin verlor dadurch ſeine rechtmäßige Geburt, und befand ſich nach ſeines Vaters Tode 1710 ohne alles Vermögen. Die Noth führte ihn endlich in einem Alter von 21 Jahren auf das Theater von Dublin. Ein Freund, der ſein großes Talent erkannte, rieth ihm, nach London zu gehen, wo er im J. 1715 in die Geſellſchaft von Drury-lane trat. Von da ging er nach zwei Jahren zu Lincoln's Inn Theater über, bei welchem er ſiebzehn Jahre blieb. Im Trauerſpiel glänzte er in ernſten, würdevollen, mannhaften und ſententiöſen Rollen, als Cato, Zanga und Coriolan, im Luſtſpiel in Rollen von ſarcaſtiſchem Humor, als Falſtaff, Volpone und Sir John Brute. Doch war eine gewiſſe Monotonie in ſeinem Spiel nicht zu verkennen; er recitirte in der damals beliebten pomphaften Manier. Sein leidenſchaftlicher reizbarer Character brachte ihn mehrmals in Mißhelligkeiten mit den Theaterunternehmern, ſo daß er öfters ſein Engagement wechſelte. Dabei war er der Geſellſchaft und den Tafelfreuden ergeben. Einen Beweis, daß er nicht ohne Edelmuth der Geſinnung war, gab er dadurch, daß er dem Dichter Thomſon, welcher wegen einer Schuldfoderung verhaftet war, augenblicklich mit 100 Pfund aushalf. Beide wurden dadurch die genauſten Freunde, und Thomſon

hat in ſeinem Castle of Indolence ſeinem edeln Befreier ein Helden rühmliches Denkmal geſetzt. Garricks Erſcheinung machte das Publicum nach und nach gleichgültig gegen Quin, welcher im J. 1753 der Bühne entſagte, nachdem er ſie in einem Beneſiz ſeines Freundes Ryan zum letzten Male in der Rolle des Falſtaff betreten und in derſelben ein dauerndes Andenken zurückgelaſſen hatte. Er lebte ſeitdem größtentheils zu Bath, wo er im J. 1766 ſtarb. Garrick, anfangs ſein Nebenbuhler, ſpäter aber ſein Freund, verfaßte eine poetiſche Inſchrift für ſein Grabmal in der Cathedrale zu Bath.

Quinault (Philippe.) Dieſer bekannte franzöſiſche Schauſpieldichter war im J. 1636 in einer Schauſpielerfamilie geboren, und erhielt eine nicht eben ſorgfältige Erziehung. Die Anweiſung abgerechnet, welche ihm Triſtan l'Hermite in der Verskunſt gab, verdankte er ſeine Geiſtesbildung allein ſeinem eignen Fleiß und Talent. Noch vor ſeinem zwanzigſten Jahre brachte er einige Schauſpiele auf die Bühne und fuhr mehrere Jahre mit dergleichen dramatiſchen Arbeiten verſchiedner Art fort, welche ziemlich allgemeinen Beifall fanden. Aber eben dieſer Beifall machte bei dem Ungeſchmack, der in ihnen herrſcht, Boileau's Satire rege, der ihn mit ſo vieler Bitterkeit angriff, daß er endlich ſeinem eignen Rufe dadurch zu ſchaden ſchien. Denn Quinault, der das Trauerſpiel, für welches er ſich nicht geeignet fühlte, aufgab, verband ſich mit Lulli für die Oper und entwickelte in der Art der lyriſchen Poeſie, wie ſie zur Muſik paßt, eine ſolche Meiſterſchaft, daß er alle ſeine Nebenbuhler übertraf, und von den beſten Kunſtrichtern zu den ausgezeichneten Charakteren aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. gezählt wird. Es gibt in der franzöſiſchen Sprache nichts Zarteres, Zärtlicheres und Sinnreicheres, als ſeine Arien und Liebesgeſpräche. Boileau und ſeine Tadler ſchrieben den Beifall einzig der Muſik Lulli's zu, welche jedoch jetzt vergeſſen iſt, während man Quinault's Verſe noch immer mit Vergnügen lieſt. Seine Armide und ſein Atthys ſind in ihrer Art Meiſterſtücke. Quinault, der zugleich in den Geſchäften des Lebens erfahren war, hatte die Angelegenheiten eines Kaufmanns in Ordnung gebracht, und heirathete nach deſſen Tode die hinterlaſſene Witwe deſſelben. Dadurch kam er in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens, und kaufte ſich jetzt (1671) die Stelle eines Auditeurs in der Rechenkammer (Chambre des comptes.) Man machte ihm anfangs Schwierigkeiten, wahrſcheinlich weil er ein Theaterdichter war. Bei dieſer Gelegenheit verfaßte ein witziger Kopf ein Epigramm, welches mit den Verſen ſchloß:

Puisqu'il a fait tant d'auditeurs,
Pourquoi l'empêchez-vous de l'être?

Bald darauf trat er auch in die franzöſiſche Akademie, und in ihrem Namen begrüßte er den König bei ſeiner Rückkehr aus den Feldzügen von 1675 und 1677. Als Schmeichler deſſelben erſcheint er in den Prologen ſeiner Opern, und er wurde dafür mit einer Penſion belohnt. Eine gewiſſe Schwermuth, die wahrſcheinlich durch die Abnahme ſeiner Geſundheit erzeugt wurde, hinderte ihn, ſein äußeres Glück vollkommen zu genießen. Seine theatraliſchen Arbeiten ſchienen ihn aus Bigotterie zu gereuen, und er beſchloß, den Ueberreſt ſeiner Kräfte zur Ehre Gottes und des Königs anzuwenden. Er fing ein Gedicht auf die Ausrottung des Proteſtantismus in Frankreich an, das er jedoch glücklicher Weiſe nicht vollendete; es würde ſeinen Ruhm nur vermindert haben. Er ſtarb im J. 1688. Im Umgang war er liebenswürdig, fein und zuvorkommend; er ſprach und recitirte angenehm. Außer ſeinen Theater-

ſtücken ſchrieb er mehrere gelegentliche Gedichte, unter denen ſich einige vortheilhaft auszeichnen. Seine ſämmtlichen Werke ſind 1739 und 1778 in fünf Bändchen erſchienen.

Quinquett, ſ. argandſche Lampe.

Quinte, in der Muſik ein Intervall von fünf Stufen. Man unterſcheidet drei Arten der Quinte: ſie iſt entweder rein, oder vermindert, oder übermäßig. Die reine Quinte iſt eine Conſonanz, die verminderte und übermäſſige ſind Diſſonanzen.

Quintett iſt ein Tonſtück für Inſtrumental- ſowohl, als für Vocal-Muſik, wo bei jenem fünf Inſtrumente, bei dieſem fünf concertirende Singſtimmen (meiſtens unter Begleitung mehrerer Inſtrumente) erfordert werden. Alles, was vom Quartett geſagt worden, gilt auch von dieſem.

Quintilianus (Marcus Fabius), lebte im 1ſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, und kam aus Calachorra (ehemals Calagurris) in Spanien, ſeiner Geburtsſtadt, frühzeitig nach Rom, wo er zuerſt als Redner vor Gericht und Sachwalter, und dann als Redelehrer ſich berühmt machte. Er hatte viele Jahre hindurch die vornehmſten Römer zu ſeinen Schülern, und wurde vom Staate dafür beſoldet. Der Kaiſer Domitianus ehrte ihn durch Ertheilung der Conſulwürde und unter ſeiner Regierung, in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſchrieb er ſein vortreffliches Werk — institutiones oratoricae — welches in zwölf Büchern eine Theorie der Redekunſt aufſtellt. Man erkennt darin den geübten Meiſter, und den fein gebildeten, geiſtvollen Mann, den würdigen Nachahmer Cicero's. Vorzüglich anziehend iſt das zehnte Buch, wo er mit eben ſo vielem Scharfſinn als Bündigkeit ſein Urtheil über die Autoren der Griechen und Römer ausſpricht, auch wichtig für die Geſchichte der Literatur. Außerdem legt man dem Quintilian noch eine anſehnliche Sammlung zur Uebung gehaltener größerer und kleinerer Reden (declamationes) bei, die aber bei weitem nicht ſo anziehend ſind, als jene Theorie, auch nicht die Vollendung haben, welche man ihr zu Folge erwarten ſollte, daher man auch glaubt, daß wenigſtens nicht alle von Quintilian ſelbſt herrühren, da manche ſeiner ganz unwürdig ſind. Endlich findet man noch in den Ausgaben der quintilianiſchen Werke eine Schrift: de oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae, die aber mehrere Gelehrte dem Tacitus, Einige einem andern Verfaſſer zuſchrieben. Den correcten Text beider vorher angeführten Werke findet man in der zweybrücker Ausgabe, nebſt einer umſtändlichen Literarnotiz. Einzeln ſind die zwölf Bücher von der Redekunſt, wegen ihres wichtigen und anziehenden Inhalts, dem die ſchöne und würdige Form entſpricht, mehrmals herausgegeben worden, und zwar mit Anmerkungen von Joh. Matth. Gesner (Göttingen 1766); ferner eine kleinere und wohlfeilere Ausgabe von Harles (Altenburg 1773.) Die neueſte ſehr ſchätzbare kritiſche, mit erläuternden Anmerkungen verſehene Ausgabe iſt folgende: Quintiliani de instit. orat l. XII. ad codd. vett. fid. rec. et annot. expl. G. L. Spalding. Lips. 1798 — 1815 in 4 Bänden. Das zehnte Buch allein gab A. W. Erneſti heraus; Quint. de instit. orat. l. Xus in usum lectionum ed. ab A. W. Ernesti. Lips. 1769. Eine deutſche Ueberſetzung des ganzen Werks lieferte Henke unter dem Titel: Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften in Proſa; aus dem Lateiniſchen von H. Ph. Kr. Henke. Helmſtädt 1775—1777. Von der Schrift: de orator. sive de causis corruptae eloquentiae, haben wir eine Ueberſetzung mit kritiſch-hiſtoriſchen Anmerkungen und Erläuterungen von J. Jac. H. Naſt, un-

ter dem Titel: **Von den Urſachen des Verfalls der römiſchen Beredſamkeit.** Halle 1787. S.

Quippo's dienten den **Peruanern**, die vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier **Pizarro** zu Anfang des 16. Jahrhunderts die **Schreibekunſt** nicht kannten, anſtatt derſelben. Sie waren eine Art von **Farben**- oder **Bilderſchrift**. Es wurden nämlich mehrere **Fäden** von verſchiedenen **Farben** an eine Schnur gereiht, und in dieſe Fäden viele oder wenige **Knoten** geknüpft. Jede Farbe hatte ihre beſondere Bedeutung; und wenn man durch Farben etwas nicht bezeichnen konnte, bediente man ſich der Knoten. Auf dieſe Art wurden nicht nur Rechnungen geführt, ſondern auch Volkszählungen, hiſtoriſche Denkmäler und Geſetze aufbewahrt, geſchloſſene Bündniſſe und Tractaten aufgezeichnet u. ſ. w. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieſer Quippo's angeſtellt, welche mit unſern Archivaren und Rechnungsführern übereinkamen. Uebrigens erſetzten mündliche Ueberlieferungen und kleinere Gedichte das Mangelhafte dieſer Schreibart. Eine den **Quippo's** ähnliche Art der Schrift findet ſich in **Guiana**, wo man gleichfalls Fäden und Knoten gebraucht.

Quirini (Angiolo Maria), ein gelehrter Cardinal, geboren 1680, ſtammte aus einer edeln venetianiſchen Familie. Nachdem er in dem Collegium von S. Antonio zu Breſcia ſeine erſte Erziehung erhalten, trat er als ein Jüngling in den Orden der Benedictiner von Monte Caſſino. Zu Florenz genoß er den Unterricht verſchiedner der ausgezeichnetſten Gelehrten jener Zeit und wurde darauf ſelbſt Profeſſor in ſeinem Kloſter. Eine Rede, welche er hier hielt, De mosaicae historiae praestantia, wurde gedruckt. Durch die Einbildung, daß er an der Steinkrankheit leide, wurden ſeine Studien einige Zeit unterbrochen; nachdem er ſich aber von dem Ungrund ſeiner Furcht überzeugt hatte, trat er 1710 ſeine literariſchen Reiſen an. Er beſuchte Deutſchland, Holland, Flandern, England und Frankreich. In letzterm Lande verweilte er über zwei Jahre, meiſt bei den Benedictinern von St. Germain des Pres. Alles, was dieſe Länder an intereſſanten Menſchen und Gegenſtänden beſaßen, ſuchte er kennen zu lernen, und allenthalben gewann er Achtung durch ſeine Talente, ſeine Wißbegierde und ſein Benehmen. Bei ſeiner Rückkunft nach Italien gab er einen Plan zu einer Geſchichte dieſes Landes und einen Verſuch einer Geſchichte des Kloſters von Farfa im Herzogthum Spoleto heraus. Papſt Innocenz XIII. ernannte ihn zum Erzbiſchof von Corfu. Hier verfaßte er ſein gelehrtes Werk: Primordia Corcyrae ex antiquissimis monumentis illustrata. Benedict XIII. ertheilte ihm 1727 den Cardinalshut, nachdem er ihn zum Biſchof von Breſcia ernannt hatte. Quirini begnügte ſich nicht, zur Ehre ſeiner Diöceſe verſchiedne Werke über die Literatur von Breſcia zu verfaſſen, ſondern er ſuchte auch ſeine Cathedrale zu einer der prachtvollſten von Italien zu machen und gründete zu Breſcia eine öffentliche Bibliothek. Seine Anhänglichkeit an den römiſchen Stuhl zeigte er durch ſein Leben Papſtes Paul II. (gedruckt 1740), worin er denſelben gegen die Angriffe Platina's vertheidigte. Bald nachher ward er zum Bibliothekar der Vaticana und zum Vorſteher der Congregatio Indicis ernannt. Er fuhr in dieſen Aemtern fort, der Sache der Literatur zu dienen. Auf ſeinen Antrieb erſchienen die Werke des heiligen Ephraim in einer neuen Ausgabe, griechiſch, ſyriſch und lateiniſch (6 Bände in Folio.) Auch gab er die Briefe des Cardinals Pole heraus, begleitet mit einer Abhandlung, worin er die Trennung der Reformatoren von der römiſchen Kirche als nicht zu rechtfertigen darſtellte, und

einer andern, worin er den Charakter Pauls III. vertheidigte. Die Mäßigung und Aufrichtigkeit, verbunden mit der gründlichſten Sachkenntniß, welche er immer zeigte, erwarben ihm ſelbſt den Beifall der Proteſtanten. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, namentlich der Akademien von Petersburg, Wien und Berlin. Preiswürdig war ſeine Freigebigkeit, wo es dem Glanz der Kirche, dem öffentlichen Wohl und der Unterſtützung der Armen galt. Zur Erbauung der ſchönen catholiſchen Kirche zu Berlin trug er freigebig bei; ſeine koſtbare Bibliothek ſchenkte er der vaticaniſchen. Die Pflichten ſeines Amtes erfüllte er mit unermüdlichem Eifer bis an ſeinen Tod, welcher im J. 1755 zu Breſcia erfolgte. Außer den genannten Werken hat er auch eine Reiſebeſchreibung und eine Nachricht von ſeinem Leben hinterlaſſen.

Quirinus iſt ein Beiname des Romulus, den man ihm nach ſeiner Vergötterung gab, und welchen man von dem ſabiniſchen Worte Quiris oder Curis, einem Spieß, und figürlich einem Krieger herleitet. Daher kam auch der Name Quirites, womit die römiſchen Bürger auf ehrenvolle Art angeredet wurden, und welchen die Römer nach der Vereinigung mit den Sabinern angenommen hatten. Daher rührten auch endlich die Quirinalia — ein Feſt, das dem Romulus zu Ehren gefeiert wurde.

Quiſtorp, (Johann, Johann Nicolaus, Bernhard, Friedrich, Theodor Johann und Johann Chriſtoph.) Die Familie Quiſtorp hat ſich in der gelehrten Welt ſehr große Verdienſte erworben, und ihren Namen unvergeßlich gemacht. Schon im J. 1628 trat Johann Quiſtorp, Profeſſor der Theologie, Superintendent und Prediger an der lieben Frauen Kirche zu Roſtock (geboren 1584, geſtorben 1648), mit einer Erklärung des Propheten Nahum, als ein mit vielen Kenntniſſen ausgeſtatteter Mann, in der Reihe der Schriftſteller auf. — Sein Sohn, Johann Quiſtorp (geb. 1624, geſt. 1699), der zu Greifswalde, Königsberg, Copenhagen und Leyden ſtudirt hatte, ward Doctor und Profeſſor der Theologie zu Roſtock, in der Folge auch Prediger daſelbſt, ſtarb als Rector magnificus, und machte ſich durch mehrere Schriften, die freilich dem Geiſte und der Schreibart ſeines Zeitalters angemeſſen waren, verdient. — Des Johann Quiſtorp des jüngern Sohn, Johann Nicolaus Quiſtorp, war, wie es ſein Vater und Großvater geweſen waren, Profeſſor der Theologie zu Roſtock. — Bernhard Friedrich Quiſtorp, geboren zu Roſtock im J. 1718, Doctor und (ſeit 1779) erſter Profeſſor der Theologie und Generalſuperintendent über Schwediſch Pommern und Rügen, vertheidigte (im J. 1751) die roſtockſche theologiſche Facultät gegen eine, den meklenburgſchen Intelligenzblättern eingerückte Abhandlung, von natürlicher Wahrnehmung mehrerer Selbſtſtändigkeiten in dem einigen Weſen Gottes, gab demnächſt mehrere (größtentheils kleinere) theologiſche Schriften, Diſſertationen, Programme und Predigten heraus, und ſtarb im Jahre 1788. — Theodor Johann Quiſtorp ward im Jahre 1722 zu Roſtock geboren, ſtudirte daſelbſt und in Leipzig, ward von Gottſched vorzüglich geachtet, in die damals blühende Geſellſchaft der Redner aufgenommen, und mit dem dichteriſchen Lorbeerkranz gekrönt. Er ſchrieb philoſophiſche, juriſtiſche und hiſtoriſche Abhandlungen, einige Luſt- und Trauerſpiele, und mehrere Gelegenheitsgedichte, von denen der größere Theil durch den allgewaltigen Strom der Zeit in den unerſättlichen Ocean der Vergeſſenheit abgeführt ſind. Im Jahre 1744 ward er unter Ernſt Johann Friedrich Manzels Decanate zu Roſtock Licentiat; und bald darauf Doctor der Rechte. Er ging hierauf nach Wismar, widmete ſich der Praxis, und

ward im J. 1746 Tribunaladvokat. In der Folge führte er zwei dänische Grafen von Schulenburg auf Reiſen, und ſuchte unter Gottſcheds Verwendung in Leipzig eine Anſtellung, gab aber dieſen Wunſch wieder auf, übernahm die ihm ſchon vor ſeiner Reiſe zugeſicherte Procuratur beim Tribunal zu Wismar, ward im J. 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats ernannt, und wäre, wenn nicht unvermuthete Hinderniſſe eingetreten wären, im Jahre 1754 zum Syndicus der Reichsſtadt Lübeck erwählt worden. Er ſtarb am 29ſten Mai 1776 zu Wismar als Procurator und Advocat des königlichen Tribunals, wie auch als Director der Kämmerei im Senatscollegio. Mehrere rhetoriſche Aufſätze, juriſtiſche und hiſtoriſche Abhandlungen und kleine, im gundlingſchen und eſtorſchen Geſchmacke abgefaßte Schriften hinterließ er handſchriftlich. Sie verdienten wohl die Ehre des Drucks. — Johann Chriſtian Quiſtorp ward im J. 1737 zu Roſtock geboren. Im J. 1759, folglich in ſeinem 23ſten Jahre, erſchien (gleichfalls unter Manzels Vorſitze) ſeine Inaugural-Diſſertation, die die damals wichtige Frage zu beantworten ſuchte: Utrum unus testis faciat torturae locum? Er ward zuerſt Profeſſor in Roſtock, im J. 1772 ordentlicher Lehrer der Rechte zu Bützow, im J. 1774 herzoglich-meklenburgſchweriniſcher Juſtizrath, im J. 1780 Oberappellationsrath, und im J. 1792 von dem ſächſiſchen Vicariate mit dem Prädicate eines Ritters und edlen Herrn in den Adelſtand erhoben. Er ſtarb am 15. März 1795. — Eine nicht unbedeutende Menge von Schriften, unter denen einige von einem ausgezeichneten Werthe ſind, und wiederholte Auflagen nothwendig machten, ſind unverwerfliche Zeugen ſeines gelehrten Werthes. Man findet ein Verzeichniß derſelben in dem meuſelſchen gelehrten Deutſchlande, ſo wie ſein Leben im erſten Stücke von Koppe's gelehrtem Meklenburg, Seite 142 bis 154. DH.

Quito, eine Provinz von Peru in Süd-Amerika, welche zwiſchen den hohen Andesgebirgen liegt, wohl angebaut, und in den nördlichen Gegenden reich an Gold iſt. Die Stadt gleiches Namens liegt in einem anmuthigen Thale und iſt der Sitz eines Biſchofs. Es gibt hier zwei gelehrte Collegien.

Quittung, eine ſchriftliche Erklärung, worin der Gläubiger ſeinem Schuldner den Empfang deſſen, was er an ihn zu fodern hat, ganz oder zum Theil bekennt.

Quodlibet, von dem lateiniſchen Quod libet, was beliebt. Man bezeichnet mit dieſem Worte alles, was ohne Ordnung und Zuſammenhang neben einander geſtellt iſt, — ein Miſchmaſch. Daher pflegt man kleine ſcherzhafte Gemählde, worauf mehrere Gegenſtände, die einander nichts angehn, gleichſam als Bruchſtücke hingeworfen ſind; ferner kleine Gedichte von ähnlicher Beſchaffenheit mit dem Namen Quodlibet zu bezeichnen. Eben ſo nennt man ein muſikaliſches Quodlibet ſolche Muſikſtücke, worin allerhand Abwechſelungen, ſowohl in Rückſicht der Tactarten als der Melodien vorkommen, und ohne Sinn und Zuſammenhang aufgereiht werden. Der Werth ſolcher Quodlibets, die neuerlich unter dem moderniſirten Namen muſikaliſcher Potpourri's wieder Mode geworden, iſt an und für ſich ſehr gering. Der Contraſt iſt es vornehmlich, wodurch ſie für einen Augenblick unterhalten können.

Verzeichniß

der

im ſiebenten Bande enthaltenen Artikel.

O.	Seite 1
Obduction	—
Obelisk	—
Oberlin	2
Obereit	3
Oberſchlächtig	7
Object	—
Oblate	8
Obligat	—
Obligation	9
Obligo	—
Obrigkeit	—
Obſequium	—
Obſt	—
Occident	—
Occidentaliſches Kaiſerthum	—
Ocean	19
Oceaniden	—
Oceanus	—
Ocellus Lucanus	—
Ochlokratie	20
Ochſenauge	—
Oecolampadius	25
Octant	20
Octave	—
Octavia	21
Octavius	22
Octroy	—
Oculiren	—
Oczakow	23
Ode	—
Oder	24
Odeſſa	—
Odeum	—
Odin	—
Oedipus	26
Odoaker	24
Odyſſee	25
Ofen	27
Ofen	28
Offenbach	—
Offenbarung	—
Offenſiv	31
Offertorium	33
Official	—
Officinell	—
Ofterdingen	—
Ohio	—
Ohr	—
Ohrenbeichte	—
Ohſſon d' (Muradgea)	34
Oekonomie	35
Olavides	—
Olbers	—
Oldenburg	36
Oldendorp	—
Oele	37
Olearius	39
Oligarchie	40
Olivarez	—
Olive	41
Oelmahlerei	42
Olmütz	43
Oels	44
Oelung	—
Olymp	—
Olympiade	45
Olympias	—
Olympiſche Spiele	46
Omar	47
Omina	48
Omnium	—
Omphale	—
Omrah	49
Ontologie	—
Onuphis	—
Onyx	49
Ooſt	—
Opal	50
Oper	—
Opfer	53
Ophiten	55
Ophthalmie	—
Opitz (Martin)	—
Opitz	58
Opium	59
Oporinus	60
Oporto	61
Oppian	—
Oppoſition	—
Oppoſitionspartei	—
Optik	—
Orakel	62
Orang-Outang	63
Oranien	—
Oratorium	—
Orbilius Pupillus	64
Orcadiſche Inſeln	—
Orcheſter	—
Orcus	65
Ordalien	—
Orden (Ritter-)	67
Orden (geiſtliche)	81
Ordensgeneral	105
Ordination	—
Ordnung	106
Ordnung	107
Oreaden	—
Orenoko	—
Oreſtes	—
Organe	108
Organiſch	110
Orgel	111
Orgien	114
Orient L'	—

Orient S. 114
Oriental. Sprachen —
Orient. Kaiſerthum —
Oriflamme —
Origenes —
Original 116
Orion 118
Orixa —
Orkan —
Orkney-Inſeln —
Orleans —
Orleans (Jungfr. v.) 119
Orleans (Phil. von) —
Orleans (Louis Joſ. Philipp von) 132
Orlow 136
Ormus 139
Ormuzd —
Ornithologie —
Orographie 142
Oronoko 144
Orpheus —
Orſini 145
Orthodoxie 146
Orthographie —
Orville (d') —
Oryktognoſie 147
Oeſer —
Oſiander 148
Oſiris 149
Osmaniſche Pforte —
Osnabrück —
Oſſian 150
Oſſuna 154
Oſt —
Oſtade —
Oſtende —
Oſteologie 155
Oſtermann —
Oſtern 156
Oſterode 157
Oeſterreich —
Oeſtr. Statspapiere 171
Oſtfriesland 172
Oſtindien 173
Oſtindiſche Compagn. —
Oſtracismus 175
Oſtrömiſches Kaiſerthum —
Oſtſee —
Otaheite 176
Otfried 178
Otho —
Otto I. 179
Otto II. 181
Otto der Große 182
Otto von Freyſingen —
Otto v. Wittelsbach 183
Ottomaniſche Pforte —
Otway —
Oudinot 184
Ouverture —
Ovid 185
Owaihi 188
Owen —
Oxenſtierna —
Oxford 191
Oxhoft —
Oxydation —
Oxygen —
Oxymoron —
Oybin —

P. 193
Päan —
Pädagogik —
Paderborn 194
Padiſchah 195
Padua —
Paer —
Paganalien 196
Paganismus —
Page 197
Pagoden —
Pairs 198
Paiſiello —
Pajou 200
Paladin 201
Palafox —
Palais Royal 203
Palamedes 208
Palämon —
Palankin —
Paläphatus 209
Palaprat —
Paläſtina —
Paläſtra 212
Palatinus —
Palermo —
Pales 213
Paleſtrina —
Palette 214
Palindromon —
Palingeneſie —
Palinodie —
Palinurus —
Paliſaden 215
Paliſſot —
Palladio 216
Palladium 217
Palladium (Metall) —
Pallas —
Pallas —
Pallas (P. S.) —
Pallavicini 219
Palliativ —
Pallium 220
Palm 221
Palme 226
Palmenorden —
Palmer —
Palmſonntag 227
Palmyra —
Pampelona —
Pampus —
Pan —
Panacea 228
Panard —
Panathenäen 229
Panckoucke —
Pancratium —
Pandämonium —
Pandemos —
Pandecten 230
Pandora —
Panduren —
Panegyricus 231
Panier —
Panin —
Panisbrief 231
Paniſcher Schrecken —
Pannonien —
Panniput 233
Panorama —
Pantalon —
Pantalone —
Pantheismus 234
Pantheon 235
Pantomime 236
Panzer 240
Paoli —
Paphos 242
Papier —
Papiergeld 245
Papiermache 246
Papin —
Papinianus —
Pappe 247
Pappenheim —
Papſt, Papſtthum 248
Papyrus 255
Parabel —

Parabel S. 255
Paracelſus —
Paradies 257
Paradies (M. Th.) —
Paradox 258
Paraguay —
Parallaxe 260
Parallele —
Paralytiſch 261
Paramaribo —
Paraphe 262
Paraphernalgüter —
Paraphraſe —
Parentheſe —
Parère —
Päris —
Paris 263
Pariſer Bluthochzeit 272
Pariſche Marmor-chronik —
Park —
Park (Mungo) 274
Parlament (Engl.) 275
Parlamente in Frankreich —
Parlamentär 276
Parma 277
Parmēnides 278
Parnaſſus —
Parnell 279
Parny —
Parochie 280
Parodie —
Parole —
Paroli —
Paros —
Paroxysmus 281
Parrhaſius —
Parſen 282
Pārthenon —
Parthēnope —
Parther —
Particip 283
Partikel —
Partiſan 284
Partitur —
Parzen 286
Paſcal —
Paſcha 290
Paſchalik —
Paſigraphie —
Paſiphae 291
Paſithea —
Paſquill 291
Paſquino 292
Paſſah —
Paſſagen —
Paſſatwinde —
Paſſau —
Paſſion 293
Paſſirgewicht —
Paſſivhandel —
Paſte —
Paſtell 294
Paſtici 295
Paſtorale —
Paſtorale —
Paſtoralwiſſenſchaften 296
Päſtum 297
Paßwan Oglu —
Patagonien 298
Patarener 299
Patene —
Patērculus (Vellejus) —
Paternoſter —
Pathogenie —
Pathognomik 300
Pathologie 301
Pathos 307
Patkul 308
Patmos 312
Patois —
Patriarchen —
Patrimonialgerichtsbarkeit —
Patrimonium Petri 313
Patriot —
Patriotismus 315
Patriſtik 317
Patrize —
Patrizier —
Pätroclus 318
Patrolle 319
Patron —
Patrone 322
Pau —
Pauke —
Paul —
Paul I. 323
Paulicianer 326
Paulus —
Pauſanias 328
Pauſanias 329
Pauſe —
Pauſilipp —
Pauw 329
Pavia 330
Pavillon —
Payne (Thomas) —
Pays de Vaud 331
Pazzi 332
Pechmeja 334
Pectiniten 335
Peculat —
Peculium —
Pedal —
Pedell 336
Pēgaſus —
Pegnitz —
Pegu 337
Peinliches Verfahren —
Peking 338
Pelagianismus —
Pelasger 339
Peleus —
Pelew-Inſeln 340
Peliſſon-Fontanier 346
Pelōpidas 347
Peloponneſiſcher Krieg —
Peloponneſus 348
Pelops 349
Penaten —
Pendel —
Penēlope 351
Penn (William) 352
Pennalismus 356
Pennant —
Penſionair 357
Penſylvanien —
Pentāmeter 358
Pentapla 359
Pentateuch —
Pentheſilēa —
Pera —
Perceval —
Percival 366
Peregrinus Proteus —
Pergament 367
Pergoleſi —
Pericopen 368
Pērikles 369
Periode 372
Periode 376
Periode —
Periōſteum 378
Peripathetiſche Philoſophie —
Peripherie 380

Periphraſe S. 380
Periſtyl —
Perkinismus —
Perlen 382
Perouſe (de la) 383
Perpendikel 384
Perpetuum mobile —
Perpignan 385
Per procura —
Perſepolis —
Perſeus 386
Perſien 387
Perſiſche Sprache und Literatur 396
Perſius 402
Perſonenrecht 403
Perſpective 404
Perſpective 406
Perth 408
Pertinenzien —
Perturbationen —
Peru —
Perücken 409
Pervigilien 410
Peſt —
Peſtalozzi 414
Peſth 417
Petarde 418
Petechien —
Peter I. 419
Peter II. 442
Peter III. 443
Peter der Grauſame 444
Petersburg (St.) —
Petersgroſchen 446
Petion —
Petitmaitre 448
Petitum —
Petrarca —
Petrefacten 453
Petronius —
Petrus —
Peutinger 454
Pezay —
Pfahlbauer 455
Pfalz 456
Pfalzgraf 458
Pfand —
Pfändung 461
Pfeffel 462
Pfeffers 463
Pfeifergericht —
Pferd —
Pfingſten 464
Pflanzen —
Pflanzenthiere 470
Pflicht —
Pflichttheil 471
Pforr 472
Pforte 473
Pforzheim —
Pforzheim (die 400 Bürger von) —
Pfropfen 474
Pfund 475
Pfyfer 476
Phädra —
Phädrus —
Phaëton 477
Phalänen —
Phalanx —
Phälaris —
Phänomen 478
Phantaſie —
Phantasmen 482
Phantaſus 485
Phantom —
Pharao —
Phariſäer 486
Pharmacie —
Pharſalus 487
Pharus —
Phaſen —
Phelloplaſtik —
Phidias —
Philadelphia 489
Philantropinismus 490
Philemon 492
Philidor —
Philipp 493
Philipp II. 494
Philipp Auguſt 504
Philippi 507
Philippiken —
Philippinen —
Philipponen 508
Philippsburg —
Philippsthal —
Philo —
Philoctet 509
Philologie 510
Philomele 523
Philopömen 524
Philoſophie 526
Phiole 531
Phlegethon —
Phlegma 531
Phlegyas —
Phlogiſton 532
Phöbe —
Phöbus —
Phocäa —
Phocion —
Phocis 535
Phönix —
Phönizien —
Phorometrie 538
Phosphorus —
Photius —
Photometer 539
Phraſeologie —
Phrixus —
Phrygien —
Phryne 540
Phyſik —
Phyſikotheologie —
Phyſiognomie 541
Phyſiokratiſches Syſtem 543
Phyſiologie 544
Phytologie 551
Pianiſten —
Piano —
Pianoforte 552
Piaſten —
Piaſter —
Piazzi —
Pic —
Picard —
Picarden 555
Picart —
Piccini —
Piccolomini 558
Pichegru 559
Pichler 574
Pickelhäring —
Pickenick —
Pico —
Pico della Mirandola —
Piedeſtal —
Piemont —
Pierinnen 575
Pierrot —
Pietiſten —
Pifferino 577
Pigalle —
Pike 578
Piket —

Pilaſter S. 578
Pilatre de Roziers —
Pilgerfahrt —
Pillnitz —
Pilory 581
Pilot 582
Pindarus —
Pindus 585
Pinke —
Pinnen —
Piombino —
Piombo 586
Pionniers —
Pipe —
Piper —
Pipin 587
Piquet —
Piquetſpiel —
Piraneſi —
Pirithous 588
Pirkheimer —
Piron 589
Piſa —
Piſiſtratus 592
Piſſevache 594
Piſtocchi —
Piſtole —
Pitho —
Pitt —
Pittoresk 619
Pius VI. 620
Pius VII. 647
Pizarro 673
Pizzicato 677
Plafond —
Planeten —
Planimetrie 679
Planiſphäri —
Planiten —
Plantagenet —
Plaſtik —
Plaſtiſch 683
Plata 685
Platform —
Platina 686
Platiren 687
Platner —
Platon 688
Platow 706
Plattdeutſch 707
Plauen 709
Plauiſcher Grund —
Plautus 715
Plebejer 716
Plectrum 717
Plejaden —
Pleonasmus —
Pleyel —
Plinius d. Aelt. —
Plinius d. J. 718
Plombières 719
Plus —
Plutarchus —
Pluto 720
Plutus 721
Pluviale —
Pluvius —
Plymouth —
Pneumatik 722
Pneumatomachen —
Po —
Pochwerke —
Pocken —
Pockels —
Podagra 723
Podeſta 724
Poelenburg —
Poeſie —
Poetik 730
Poinſinet 731
Poiſſarden —
Poitiers —
Poitiers —
Pol 732
Polarkreis —
Polarität —
Polder —
Polemik —
Polen 734
Polen (Königreich) 741
Policinell 742
Polignac (Melchior von) —
Polignac (Herzogin von) 744
Polignac (Armand) 745
Politik —
Polize 747
Polizei —
Polizei (mediciniſche) 750
Poliziano 754
Pölnitz 756
Pollux 760
Pollux (Julius) —
Polniſche Sprache 760
Polniſche Literatur 761
Polonoiſe 763
Polozk —
Polyandria —
Polyarchie —
Polybius —
Polygamie 765
Polyglotte —
Polygnōtus 766
Polygon 767
Polygraph —
Polyhiſtor —
Polyhymnia —
Polyneſien —
Polypen —
Polyphem 768
Polytheismus —
Polyxena 769
Pombal 770
Pommern 774
Pomologie 775
Pomōna 780
Pompadour —
Pompeji 781
Pompejus —
Pompignan 787
Pondichery 789
Poniatowsky —
Poniatowsky (Stanislaus) —
Poniatowsky (Joſ.) 791
Pönitentiarius 792
Pönitenz —
Pont-de-Vesle —
Pontac 793
Pontifex —
Pontificat —
Pontiniſche Sümpfe —
Pontons —
Pontoppidan 794
Pontus —
Pontus Euxinus 795
Pope —
Popen 800
Popularität —
Porcia 802
Porös —
Porphyr 803
Porpora —
Porſenna 804
Portal 805
Portalis —

Portamento	S. 806	Prämie	854	Proceſſion	896
Portici	—	Prämiſſen	—	Proconſul	898
Porticus	—	Prämonſtratenſer	—	Procopius	—
Porto	—	Pranger	—	Procris	—
Portocarrero	—	Präparate	—	Procruſtes	—
Porto Ferrajo	807	Präſentation der Wechſel	855	Procurator	899
Portorico	—	Präſumtion	—	Prodromus	900
Portroyal des Champs	—	Präſtigiatoren	—	Profan	—
Portsmouth	808	Prätendent	—	Profeß	—
Portugal	—	Prater	—	Profil	—
Portugieſiſche Sprache u. Literatur	820	Prätor	—	Prognoſticon	903
Portumnus	827	Praxis	856	Programm	—
Porzellan	—	Praxiteles	—	Progreſſion	—
Poſaune	829	Prediger	857	Projection	—
Poſeidon	—	Preisler	859	Prolegomena	—
Poſen	—	Prenzlau	—	Prolog	—
Poſen	830	Presbyter	860	Prometheus	905
Poſitiv	—	Presbyterianer	—	Promptuarium	906
Poſſe	—	Preßburg	—	Pronomen	—
Poſſelt	831	Preßfreiheit	—	Propädeutik	—
Poſtament	833	Preßſpäne	862	Propaganda	908
Poſtweſen	—	Preſſen der Matroſen	—	Propertius	—
Poſtillen	839	Preſtel	—	Propheten	909
Poſtulat	—	Preſto	863	Proportion	910
Poſtuliren	—	Preußen	—	Proportionalcirkel	911
Potemkin	—	Préville	885	Propſt	—
Potenz	845	Prevoſt d'Epiles	—	Propyläen	—
Pothier	—	Priamus	886	Prorogation	—
Potocki	846	Priapus	887	Proſa	—
Potoſi	848	Prieſterweihe	—	Proſcenium	915
Potpourri	—	Prieſtley	—	Proſelyt	916
Potsdam	—	Primawechſel	890	Proſerpina	917
Pottaſche	—	Primas	—	Proſodie	918
Pouſſin	—	Primat	—	Protector	920
Pozzo di Borgo	850	Prime	—	Proteſilaus	—
Präadamiten	—	Primogenitur	—	Proteſt	921
Präbende	—	Primzahlen	—	Proteſtation	—
Präcluſion	851	Prince (Le)	891	Proteſtant	—
Practiſch	—	Prinzen von Geblüt	—	Proteſtantismus	926
Prädeſtination	—	Prinzipal	—	Proteus	930
Prädicat	—	Prinzip	—	Protogenes	931
Pradon	—	Prinzmetall	892	Provence	—
Präfect	—	Prior	—	Provenzaldichter	—
Prag	—	Prior (Matthew)	—	Provinz	934
Praga	852	Priorität	894	Provinzial	—
Pragmatiſch	854	Priſenrecht	—	Prozeß in der Jurisprudenz	—
Pragmatiſche Sanction	—	Prisma	—	Prozeß in der Chemie	937
Prälaten	—	Privatrecht	895	Prozeßordnung	938
Präliminarien	—	Privilegium	—	Pruth	939
Präludium	—	Probe	896	Prytaneum	—
		Probieren	—	Pſalm	940
		Problem	—		

Pſalmodie S. 942
Pſalter —
Pſeudo —
Pſyche —
Pſychologie 943
Ptolemäus 945
Ptolemäus (Claudius) —
Publiciſt 946
Pucitta 947
Puder 948
Pufendorf —
Pugatſchew 949
Pulci 950
Pulk 951
Puls —
Pulsadern 955
Pulsadergeſchwulſt —
Pultawa —
Pulver —
Pulververſchwörung —
Pumpe 956
Punier —
Punkt 957
Punktation —
Punktiren —
Punktirte Manier —
Punt —
Puritaner 958
Purpur —
Pütter —
Puzzolana 962
Pygmalion 962
Pygmäen —
Pylades —
Pyramide —
Pyramiden 963
Pyramus 965
Pyrenäen —
Pyrmont —
Pyromantie —
Pyrometer —
Pyrrhichius 966
Pyrrho —
Pyrrhus 968
Pyrrhus II. —
Pythagoras 969
Pythia 977
Pythiſche Spiele —
Python 978

Q. —
Quadrat —
Quadrant —
Quadrille 979
Quäker —
Qualität u. Quantität 983
Quanz —
Quarantaine 984
Quarin —
Quarré 985
Quarte —
Quartett —
Quarze —
Quäſtoren —
Quatember 986
Quatrain —
Quebeck —
Queckſilber —
Queckſilbermittel 988
Quedlinburg 993
Queerpfeife —
Quellen —
Quesnoy 994
Quetſchung —
Quevedo de Villegas —
Quiberon 995
Quietismus 997
Quin 999
Quinault 1000
Quinquett 1001
Quinte —
Quintett —
Quintilianus —
Quippo's 1002
Quirini —
Quirinus 1003
Quiſtorp —
Quito 1004
Quittung —
Quodlibet —

Berichtigungen zum ſechsten Bande.

In dem zwiſchen mir und Herrn **Brockhaus** abgeſchloſſenen Vertrage, von welchem in der dem **ſechsten Bande** dieſes Werks vorangeſchickten Erklärung die Rede iſt, war feſtgeſetzt worden, daß ich vom 6ten Bande an den Text von der **vierten** Brockhausſchen Ausgabe abdrucken ſollte. Ich machte daher von den Berichtigungen, Verbeſſerungen und Zuſätzen zum ſechsten Bande, die bereits im Manuſcripte vor mir lagen, anfangs keinen Gebrauch, und ſetzte erſt vom 30ſten Bogen an, nachdem Herr **Brockhaus** unſern Vertrag durch die offenbarſten Verletzungen aufgehoben hatte, den Druck wieder mit Benutzung der von mir veranſtalteten genauen und umfaſſenden Reviſion fort, ohne daß ich jedoch im Stande war, die vielen, zum Theil höchſt auffallenden Fehler und Nachläſſigkeiten ausmerzen zu können, die aus der **Brockhausſchen** 4ten Auflage in die meinige übergegangen waren Dieſe **vierte Auflage**, ein Werk flüchtiger Eile, iſt, einige wenige neue Artikel und einige kurze Zuſätze ausgenommen, nicht viel weiter als ein bloßer Wiederabdruck der dritten Ausgabe, worin die meiſten Unrichtigkeiten und Fehler der letztern wiederholt, und die wichtigſten Nachträge und Veränderungen verſäumt ſind; das Beſte darin aber ſind offenbar diejenigen Artikel und die vielen zum Theil ſeitenlangen Stellen, die Herr **Brockhaus** — dieſer heroiſche Gegner des Büchernachdrucks — **mir aus meiner Auflage nachgedruckt hat.** Es wäre leicht dieſes Urtheil mit vielen hundert recht eclatanten Beiſpielen zu belegen; mehrere derſelben finden indeſſen meine Abnehmer in den beſagten 29 Bogen ihrer eigenen Exemplare. Da iſt, um nur einiges anzuführen, **Mailand** noch immer die Hauptſtadt des Herzogthums gleiches Namens; ihrer jetzigen Verhältniſſe in dem Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiche aber wird mit keiner Sylbe gedacht. Nach S. 97 iſt Sobiesky dem die Stadt Wien belagernden Großvezier zu Hülfe gekommen. **Malmedy** gehört noch immer zum franzöſiſchen Departement der Ourthe; **Mannheim** wird aber gar zur Hauptſtadt des Großherzogthums Baden gemacht. Nach S. 101 erficht **Wallenſtein**, ob er gleich ſchon 1634 ermordet worden, doch nach 1666 einen Sieg über **Ernſt von Mansfeld**, **welcher letztere Artikel übrigens, wie mehrere andere, wörtlich S. Baur's hiſt. Handwörterbuch** ꝛc. Bd. III. S. 484 ff. **nachgedruckt iſt.** Das Markgrafthum **Meiſſen**, ſo wie das Stift **Merſeburg** wird beſchrieben, ohne der Veränderungen, die ſich 1815 mit denſelben begeben haben, auch nur von weitem zu erwähnen. Der Duca de Lodi, **Melzi d'Erile**, der ſchon am 15. Jan. 1816 geſtorben iſt, erſcheint noch unter den Lebenden. Nach S. 363 blieb das Haus **Metternich** bis 1803 im **ungeſtörten** Beſitze ſeiner überrheiniſchen Güter. Der Orientaliſt **Johann David Michaelis** aber wird zu einem Sohne des **Dichters** Chriſtian Benedict Michaelis gemacht, in welcher Angabe, wie jeder Anfänger in der Li-

teratur weiß, ein gedoppelter Fehler ſteckt. Johann Martin Miller ſtirbt als bairiſcher Kirchenrath. Nach S. 421 war Mirabeau's Geſicht nur zu Zeiten von den Blatternarben entſtellt. Monaco ſoll 1814 wieder unter ſardiniſche Hoheit gekommen ſeyn, unter der es nie war, und unter die es erſt durch den Frieden von 1815 gelangte. Auch hier, wie im ganzen Werke, wird immer Tartaren ſtatt Tataren, Ungarn ſtatt Ungern geſchrieben, und Bisthum mit Hochſtift verwechſelt ꝛc. Alle dieſe und noch viele andere Fehler ſind aus der dritten Ausgabe abgedruckt, und waren durch die meiner Ausgabe voraus gehende Reviſion verbeſſert. Eine genaue Berichtigung derſelben, und noch weniger die Vervollſtändigung der ſelten die Gegenſtände ganz erſchöpfenden Zuſätze iſt nun freilich nicht mehr möglich. Indeſſen glaube ich meinen Abnehmern, in Beziehung auf die beſagten 29 Bogen, wenigſtens folgende rectificirende und nähere Nachweiſungen ſchuldig zu ſeyn, bei welchen ich jedoch ausdrücklich bemerken muß, daß die Fehler, die dieſelben veranlaßt haben, ohne Ausnahme, auf Rechnung der vierten Ausgabe des Herrn Brockhaus kommen.

S. 3. Z. 19. ſtatt Muſäum ſetze Muſeum.
S. 67. Z. 5. ſtatt ihm ſetze der Stadt.
S. 68. Z. 31. nach ein ſetze ehemaliges.
S. 69. Z. 18. nach Mailand ſetze „die nunmehrige Hauptſtadt des Lombardiſch-Venetianiſchen Königreichs, der Sitz des Vicekönigs und des Gouvernialcollegiums des Lombardiſchen Gouvernements."
S. 87. Z. 31. nach Kreiſe ſetze „ſeit 1815 zur preußiſchen Provinz Nieder-Rhein und dem Regierungsbezirk von Aachen gehörig."
S. 99. Z. 25. ſtatt des Großherzogthums Baden ſetze des Badenſchen Neckarkreiſes.
— — Z. 28. ſtatt Gewiſſensfreiheit ſetze Religionsverfolgungen.
S. 101. Z. 44. ſtatt 1666 ſetze 1626.
S. 111. Z. 12. ſtatt gebranntmarkte ſetze gebrandmarkte.
S. 195. Z. 31. nach wieder ſetze an Holland.
S. 301. Z. 7. von unten — nach erhalten ſetze „Er iſt am 15. Jan. 1816 geſtorben."
S. 334. Z. 35. nach Einwohner ſetze: „Sie iſt jetzt die Hauptſtadt des ſächſiſchen Regierungsbezirks in der preußiſchen Provinz Sachſen, und der Sitz der Regierung."
S. 363. Z. 16. nach Beilſtein bleiben die Worte blieben — — kamen weg; dagegen wird geſetzt: kamen 1803 an Frankreich.
S. 373. Z. 25. ſtatt Dichters ſetze gleichfalls berühmten Orientaliſten.
S. 389. Z. 15. ſtatt baieriſcher ſetze würtembergiſcher.
S. 421. Z. 43. die Worte zu Zeiten bleiben weg.
S. 464. Z. 26. ſtatt 1814 ſetze 1815. wieder wird ausgeſtrichen.

Stuttgart, den 1. Okt. 1817.

A. F. Macklot.

Bei A. F. Macklot in Stuttgart ſind folgende Werke erſchienen oder in Anzahl zu haben:

(Liebhaber, welche ſich mit baarer Zahlung unmittelbar an ihn wenden, erhalten 10 pr Cent und bei Beſtellungen von wenigſtens 20 fl. Belauf, 20 pr Cent Rabatt. — Die Preiſe ſind im Conventions-24 Guldenfuß ausgeſetzt, nach welchem 1 Rthlr. ſächſ. 1 fl. 48 kr., 1 ggr. 4 1/2 kr. beträgt.)

ABC- und Leſebuch, neues. Enthält eine Anleitung zur Buchſtabenkenntniß, zum Buchſtabiren und Leſen, kleine Geſchichten, Leſe-Uebungen aus der Naturgeſchichte, Denkſprüche, Fabeln, die Zahlenkenntniß ꝛc. Mit 25 ill. Kupf. Neue Aufl. 8. 36 kr.

Adelung, J. C., deutſche Sprachlehre für Schulen. 6te Aufl. gr. 8. 1816. 1 fl. 30 kr.

Archenholz, J. W. v., die Jacobiner, eine hiſtoriſche Beſchreibung. 8. 793. 12 kr.

— — der Krieg in der Vendee, nebſt dem Feldzug des Gener. Weſtermann. 8. 794. 20 kr.

Becker, K. F., die Weltgeſchichte für die Jugend. 10 Bände. 3te Aufl. Mit 2 Kupf. 8. 1815. 15 fl.

— — D. G. W., die ſicherſten Mittel ſich von den Krämpfen zu befreien, für Aerzte und Nichtärzte. 8. 805. 24 kr.

— — — — der Rathgeber vor, bei u. nach dem Beiſchlaf. 4te Aufl. 8. 807. 24 kr.

Bibliothek hiſtoriſcher Claſſiker aller Nationen. 1r — 17r. Bd. gr. 8. Wien 1817. Jeder Band 2 fl. 48 kr.

Enthält bis jetzt:

I. Bd. Heeren Handb. der Geſch. der Staaten des Alterthums. — II. Heeren Handbuch des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonien. III — VII. Heeren Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. — VIII. IX. Heeren kl. hiſtor. Schriften. — X. XI. Machiavelli florentiniſche Geſchichten. — XII — XVI. Davila Geſch. der bürgerl. Kriege von Frankreich. — XVII. Geſch. Kaiſer Friedrichs II.

Die zunächſt erſcheinenden Bde. werden enthalten: Gillies Geſch. von Altgriechenland. — Mitford Geſch. Griechenlands. — Ferguſon Geſch. der röm. Republik. — Sismondi Geſch. der ital. Freiſtaaten im Mittelalter.

Bildungsbibliothek für Nichtſtudirende. Herausgeg. von C. P. Funke. 1r — 14r Bd. gr. 8. Wien 1817. Enthält bis jetzt:

I. Bd. Reinbecks deutſche Sprachlehre 1 fl. 40 kr. — II. de Marées Anleitung zur Lektüre, in 2 Abtheil. 3 fl. 20 kr. — III. Reinbecks Mythologie 1 fl. 40 kr. — IV. Funke Naturgeſch. u. Technologie in 2 Abtheil. 3 fl. 20 kr. — V. Lippolds Naturlehre 1 fl. 40 kr. — VI. Lippolds Aſtronomie 1 fl. 40 kr. — VII. Lippolds phyſiſche Erdbeſchreibung 1 fl. 40 kr. — VIII. Walthers Religionsl. 1 fl. 40 kr. — IX. Walthers Sittenlehre 1 fl. 40 kr. — X. Kieſewetter Erfahrungsſeelenl. in 2 Abth. 3 fl. 20 kr. — XI. XII. Rühs Handb. der Geſch. des Mittelalters. 2 Bde. 5 fl. — XIII. Luden Geſch. der Völker u. Staaten des Alterthums in 2 Abtheil. 3 fl. 20 kr. — XIV. Cannabichs Lehrbuch der Geographie.

(Wird fortgeſetzt).

Blaſche, B. H., der Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten. Vorzüglich Erziehern gewidmet. 5te verb. Aufl. Mit 3 Kupfertafeln. 8. 1816. 1 fl. 36 kr.
Blumauer, A., Gedichte. 4 Thle. in 1 Bd. 12. 1816. 1 fl. 30 kr.
— — vermiſchte Schriften. 8. 808. 45 kr.
— — Virgils Aeneis, traveſtirt. 3 Thle. 8. 813. 1 fl. 20 kr.
Blumenbach, J. F., Handb. der Naturgeſch. Mit 2 Kupfert. 9te Aufl. gr. 8. Wien 1815. 3 fl.
Bröder, C. G., Uebungen der lat. Conjugationen in deutſchen Aufſätzen, nebſt einer noch nirgends gegebenen Anleit. zur rechten Stellung der latein. Wörter. Ein Anhang zu allen lat. Grammatiken. Neue Aufl. gr. 8. 817. 24 kr.
Bürger, G. A., Gedichte, herausgeg. von K. Reinhard. 2 Thle. Neue Aufl. gr. 12. 811. 2 f.
Campe, J. H., kleine Kinderbibliothek. 6 Bändchen. 11te Aufl. gr. 12. 1815. 3 fl. 36 kr.
— — Klugheitlehren für Jünglinge. N. Aufl. 8. 805. 24 kr.
— — väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenſtück zum Theophron. Neue Aufl. 8. 807. 1 fl. 12 kr.
Cannabich, J. G. F., Lehrbuch der Geographie nach den neueſten Friedensbeſtimmungen. 3te vermehrte Aufl. gr. 8. Wien 1818. (Unter der Preſſe.)
Cicero's, M. T., ſämmtl. Briefe; überſ. und erläutert von C. M. Wieland. 5 Thle. mit ebenſoviel ſchönen Kpfrn. gr. 8. 814. 10 fl.
Correspondant, le, Triestin. Troisième Edit. 8. 802. 43 kr.
Davila, H. K., Geſch. der bürgerl. Kriege von Frankreich. Aus dem Ital. mit Erläut. und Zuſätzen von B. Reith. 5 Bde. gr. 8. Wien 1817. 14 fl.
Eſchenmayer, D. C. A. von, Verſuch, die ſcheinbare Magie des thieriſchen Magnetismus aus phyſiologiſchen und pſychiſchen Geſetzen zu erklären. gr. 8. Wien 1817. 1 fl.
Ewald, J. v., vom Dienſt im Felde für Unteroffiziere d. Infant. u. auch für Laien in der Kriegskunſt. 8. 803. 24 kr.
Fouqué, Frid. Bar. de la Motte, Gedichte. Erſter Band. Mit Portr. 8. Wien 1817. (Der 2te Band iſt unter d. Preſſe.) 1 fl. 15 kr.
Funke, C. P., Naturgeſchichte und Technologie zur Selbſtbelehrung f. Nichtſtudirende. In 2 Abtheil. gr. 8. Wien 1817. 3 fl. 20 kr.
Geiſt, der, des Judenthums 8. 1 fl. 12 kr.
Gellert, C. F., geiſtliche Oden und Lieder 12. 805. 24 kr.
Geſchichte Kaiſer Friedrichs II. gr. 8. Wien 1817. 2 fl. 48 kr.
Gesellschaftslieder von den besten deutschen Dichtern 8. 810. Schreibpapier. 30 kr.
Glatz, J., kleines Erzählungsbuch für Knaben u. Mädchen, mit der franz. Ueberſ. von Abbé Libert. Mit 5 Kupfern. 8. Wien 1816. 1 fl. 30 kr.
— — Iduna. Ein moraliſches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. 2 Thle. 4te Aufl. 8. Wien 1815. 1 fl. 36 kr.
— — die guten Kinder. Eine kleine Familiengeſchichte für Kinder, die gut ſind, oder gut werden wollen. Mit 1 ill. Kupf. u. Vign. 8. Wien 1815. geheft. 1 fl.
— — Linas erſtes Leſeb. Ein element. B B C = und Leſeb., zunächſt f. Mädchen. Mit 1 ill. Kupf. u. Vign. 8. Wien. 816. geh. 48 kr.

Glaß, J., Minona. Ein unterhaltendes Leseb. für junge Mädchen von ſieben bis zwölf Jahren, zu Bildung ihrer Sitten. Seitenſtück zur Iduna und Theone. 3te Aufl. 8. Wien 1815. 40 kr.

— — Religionsbüchlein, oder Unterhalt. eines Vaters mit ſeinen Kindern über Gott und göttliche Dinge. Mit 1 Vign. 8. Wien 1815. geb. 54 kr.

— — Theone. Ein Geſchenk für gute Töchter zur Weckung und Veredlung ihres ſittlichen und religiöſen Gefühls. Seitenſtück zur Iduna. 2 Thle. 3te Aufl. 8. Wien 1815. 1 fl. 36 kr.

— — Woldemars Vermächtniß an ſeinen Sohn. Ein Buch f. Jünglinge, zur Bildung u. Veredlung ihres Geiſtes u. Herzens. Neue Aufl. 8. Wien 1815. 1 fl. 12 kr.

Goldſmith, O., das verlaſſene Dörfchen, und: Der Reiſende. Zwey Gedichte. Aus dem Engl. von S. G. Bürde. Mit 1 Kpfr. 12. 803. 24 kr.

Gruber, C. A. von, Idyllen. 2te verb. Aufl. Taſchenformat 1803. 24 kr.

Heeren, A. H. L., Handbuch der Geſchichte der Staaten des Alterthums, mit beſond. Rückſicht auf ihre Verfaſſungen, ihren Handel und ihre Colonien. gr. 8. Wien 1817. 2 fl. 48 kr.

— — Handbuch der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonien, von der Entd. beider Indien bis zur Erricht. des franz. Kaiſerthrons. gr. 8. Wien 1817. 2 fl. 48 kr.

— — Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. 5 Bde. m. Kart. gr. 8. 817. 14 fl.

— — kleine hiſtor. Schriften. 2 Thle. gr. 8. Wien 817. 5 fl. 36 kr.

Heinſius, Th., kl. theoret. prakt. deutſche Sprachlehre für Schulen u. Gymnaſien 7te verb. Aufl. gr. 8. 818. (Unt. d. Preſſe.) 54 kr.

Heydenreich, K. H., Worte einer edeln Mutter an den Geiſt und das Herz ihrer Tochter. Nebſt einem Anhang über weibliche Seelengröße. Taſchenf. geb. 36 kr.

Heyne, F. A., Pflanzen-Kalender, oder Anweiſung, wann und auf welchen Standorten Pflanzen zu ſammeln ſind. Neue verb. u. mit einem Regiſter verſehene Ausg. 2 Thle. 8 810. 1 fl. 30 kr.

Hommel Geſchichte des ſpaniſchen Erbfolgekriegs. 1r Abſchnitt, mit 1 Vign. 8. 794 15 kr.

Hufeland, C. W., Geſchichte der Geſundheit nebſt einer phyſ. Charakteriſtik des jetzigen Zeitalters. Eine Vorleſung. gr. 8. Wien 814. geb. 20 kr.

— — guter Rath an Mütter über die wichtigſten Punkte der phyſiſ. Erziehung der Kinder 2te Aufl. mit 1 K. 8. 804. 30 kr.

Jungs, J. H., gen. Stilling, Jugend, Jünglingsjahre u. Wanderſchaft. Eine wahre Geſch. 8. 805. 1 fl. 15 kr.

— — Lehrjahre. Eine wahrhafte Geſch. Neue Aufl. 8. 807. 54 kr.

— — Scenen aus dem Geiſterreiche. 2 Thle. neue Aufl., mit dem Porträt des Verf. 8. 806. 1 fl. 30 kr.

— — kleine geſammelte Schriften. 2 Thle. mit dem Portr. d. Verf. 8. 808. 1 fl. 12 kr.

— — Erzählungen — Geſchichte Florentins v. Fahlendorn — Geſchichte des Hrn. v. Morgenthau — Leben der Theodore v. d. Linden ſiehe unter Romane.

Junker, F. A., Handbuch der gemeinnützigſten Kenntniſſe f. Volksſchulen. Beim Unterricht als Materialien und bei Schreibeübun-

gen als Vorſchriften zu gebrauchen. 3 Thle. 9te Aufl. 8. 816—817.
2 fl. 45 kr.

Davon einzeln:

Erſter Theil: Religions- und Sittenlehre; Naturgeſchichte; Naturlehre; bibliſche und Religionsgeſchichte. 45 kr.

Zweiter Theil: Erdbeſchreibung und Geſchichte (nach den neueſten Veränderungen umgearbeitet und fortgeſetzt); Kenntniß der Geſetze und Landesverfaſſungen. 1 fl.

Dritter Theil, erſte Abtheilung: Deutſche Sprachl. u. Aufſ. 24 kr.

Dritter Theil, zweite Abtheilung: Gewerbkunde, Zahlen- und Meßkunde, Bewegungslehre (Mechanik). 36 kr.

Kant, J., politiſche Meinungen, oder über die Redensart: dieß mag zwar theoretiſch wahr ſeyn, iſt aber in Praxi nicht anwendbar. 8. 1796. 15 kr.

Kieſewetter, J. G. C., faßliche Darſtellung der Erfahrungsſeelenlehre zur Selbſtbelehrung für Nichtſtudirende. In 2 Abtheilungen. gr. 8. Wien 1817. 3 fl. 20 kr.

Knigge, A. Freih. von, über den Umgang mit Menſchen. In 3 Theilen. 9te verb. Aufl. gr. 8. 816. 1 fl. 15 kr.

Körner, Theodor, Leyer und Schwert. Von dem Vater des Dichters veranſtaltete Ausgabe. 8. 815. 30 kr.

— — ſämmtliche Werke. Mit einer Charakteriſtik des Dichters von C. A. Tiedge und biograph. Notizen über ihn von dem Vater des Verewigten. 5 Bdchen. Taſchenformat 818. geh. (Unter d. Preſſe.)

Davon einzeln:

Lyriſche Gedichte. 2 Bändchen.

Dramatiſche Dichtungen. 3 Bändchen.

Kotzebue, A. von, das merkwürdigſte Jahr meines Lebens. 2 Thle. mit Vign. 8. 802. 1 fl. 15 kr.

— — — — Koſtbarkeiten für das Herz und den Verſtand. Aus ſeinen Schriften geſammelt. 8. 804. 24 kr.

— — Moritz von, der Ruſſiſche Kriegsgefangene unter den Franzoſen. Herausgeg. von deſſ. Vater, A. v. Kotzebue. Mit 1 Kpfr. 8. Wien 815. geheft. 1 fl. 20 kr.

Langbein, A. F. E., Gedichte. 2 Thle. Neue Aufl. gr. 12. 813. 1 fl. 45 kr.

Leben P. Melanchtons. 8. 798. 24 kr.

— — J. Calvins. 8. 798. 24 kr.

— — Ulrich Zwinglis. 8. 801. 24 kr.

— — Johann Huß. 8. 799. 30 kr.

— — J. Wiclefs. 8. 802. 24 kr.

— — Deſ. Erasmus. 8. 804. 30 kr.

— — Ulrichs v. Hutten. 8. 804. 30 kr.

— — Hieronymus v. Prag. 8. 804. 24 kr.

— — Joh. Hausſchein, genannt Oekolampadius. 8. 806. 30 kr.

Lippold, G. H. C., Aſtronomie zur Selbſtbelehrung für Nichtſtudirende. gr. 8. Wien, 817. 1 fl. 40 kr.

— — phyſiſche Erdbeſchreibung zur Selbſtbelehrung für Nichtſtudirende. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

— — Naturlehre zur Selbſtbelehrung für Nichtſtudirende. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

Löhr, J. A. C., die Geſchichten der Bibel, zum Gebrauch f. Lehrer und Schüler. 3te Aufl. 8. 815. 20 kr.

Luden, H., Geſchichte der Völker u. Staaten des Alterthums. In 2 Abtheilungen. gr. 8. Wien 817. 3 fl. 20 kr.

Machiavelli, N., florentiniſche Geſchichten, aus dem Ital. von W. Neumann. 2 Thle. gr. 8. Wien 817. 5 fl. 36 kr.

Marées, H. L. de, Anleit. zur Lektüre. In 2 Abtheilungen. gr. 8. Wien 817. 3 fl. 20 kr.

Matthiſſon, Fr. von, Werke. 7 Thle. Mit prächtigen Kupfern. gr. 8. Wien 1815 — 817. 10 fl. 30 kr.

Davon einzeln:

Gedichte. 2 Thle. Vollſtändigſte Ausgabe. Mit Kupf. 3 fl.

Erinnerungen. 5 Thle. Mit Kupfern. 7 fl. 30 kr.

Meſmer, D. F. A., allgemeine Erläut. über den Magnetismus und den Somnambulismus. gr. 8. Carlsr. 815. geh. 24 kr.

Moritz, C. P., kleine prakt. Kinderlogik, welche auch zum Theil für Lehrer und Denker geſchrieben iſt. Mit 7 Kupfertafeln. 8. Wien 815. 1 fl. 12 kr.

Müchler, K., das Stammbuch. Eine Auswahl von Gnomen und Denkſprüchen aus den Werken der vorzüglichſten deutſch. u. franz. Schriftſteller. Taſchenf. 815. 45 kr.

Poppe, D. J. H. M., der phyſikal. Jugendfreund, oder faßliche u. unterhaltende Darſtellung der Naturlehre, mit der genaueſten Beſchreibung aller anzuſtellenden Experimente, der dazu nöthigen Inſtrumente, und ſelbſt mit Beifügung vieler beluſtigenden phyſikaliſchen Kunſtſtücke. 5 Thle. Mit 29 Kpfrt. 8. Wien 815 — 17. 5 fl.

Reinbeck, G., Mythologie f. Nichtſtudir. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

— — deutſche Sprachlehre nebſt Anleitung zu ſchriftlichen Aufſätzen. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

Richter, Jean Paul Friedr., Vorſchule d. Aeſthetik, in 2 Bdn. gr. 8. Wien 815. 4 fl. 30 kr.

Roſenmüller, D. J. G., erſter Unterricht in der Religion für Kinder. 7te Aufl. 8. 806. 16 kr.

Rühs, F., Handbuch der Geſchichte des Mittelalters. 2 Bände. gr. 8. Wien 817. 5 fl.

Sander, H., üb. die Vorſehung. 3 Thle. 8. 795. 1 fl. 24 kr.

Schlenkert, F. C., Deutſchland. Ein hiſtoriſches Gemählde. 3 Thle. 8. 799 — 804. 2 fl. 15 kr.

Schulz, Fr., Geſchichte der Camiſarden, ein Seitenſtück zur Geſch. des 30jährig. Kriegs. Mit 1 Vign. 8. 802. 36 kr.

Schütz, F. W. von, Geſch. des zehenjähr. Kriegs in Europa. 8. 804. 1 fl.

Seume, J. G., Gedichte. 4te Aufl. gr. 12. 813. 1 fl. 30 kr.

Spieß, J. H., der wahrſagende Zigeuner. Ein Taſchenb. für Jüngl. u. Mädchen. Mit 1 Vign. 12. 802. 30 kr.

— — die wahrſagende Zigeunerin. Seitenſtük zum Vorigen. Mit 1 Vign. 12. 802. 30 kr.

Sturm, C. C., Gebete und Lieder für Kinder. 12. 808. 12 kr.

Taſchengratulant, der neueſte elegante, für Jung und Alt, zu allen Gelegenheiten, in deutſcher und franzöſ. Sprache; nebſt Gratul. Briefen und Stammbuchaufſätzen. Mit Vign. 12. Wien. 817. geb. 1 fl. 30 kr.

Wagener, S. C., romantiſche Züge im Wechſel mit Erzählungen und Anekdoten aus dem Gebiete intereſſanter Thatſachen. 2 Thle. 8. 816. 1 fl. 12 kr.

Walther, B. S., die Religionslehre, in ſo fern wir ſie durch den bloßen Gebrauch unſerer Vernunft zu erkennen vermögen. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

— — die Sittenlehre, in ſo fern wir ſie durch den bloßen Gebrauch unſerer Vernunft zu erkennen vermögen. gr. 8. Wien 817. 1 fl. 40 kr.

Woltmann, K. L. v., Leben, Thaten und Schickſale Wallenſteins. 8. 804. 24 kr.
Zahnarzt, der ſorgfältige, ein Hülfsbuch für alle Menſchen. Taſchenformat 800. 15 kr.
Zimmmermann, E. A. W. von, die Erde und ihre Bewohner nach den neueſten Entdeckungen. Ein Leſebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel. 1r bis 5r Th. gr. 8. 812 — 816. (wird fortgeſ.) 6 fl. 15 kr.

Romane und Schauſpiele.

Albrecht, J. F. E., neue Biographien der Selbſtmörder. 4 Thle. Neue verb. Auflage 8. 801. 1 fl. 30 kr.
Alf von Dülmen, oder Geſchichte Kaiſer Philipps und ſeiner Tochter. 2 Thle. mit Kupf. 2te verb. Aufl. 8. 797. 1 fl. 15 kr.
Anatole, oder der unbekannte Geliebte. Aus dem Franz. 2 Thle. Mit 2 Kupf. 8. Wien 817. geh. 2 fl. 30 kr.
Atala, oder die Liebe zweier Wilden in der Wüſte, von Chateaubriand, überſ. von C. F. Cramer. 8. 802. 24 kr.
Bärbchen, das Hirtenmädchen. 2te Aufl. 8. 804. 24 kr.
Bekenntniſſe einer Giftmiſcherin, von ihr ſelbſt geſchr. 8. 803. 45 kr.
Bilder, die warnenden, des ſtillen Thalbewohners. Eine rom. Skizze vom Verfaſſer der Luiſe Moor. 8. Wien 816. 45 kr.
Bilderbeck, L. F. v., die Brüder, ein Familiengemälde. 4 Thle. mit Vign. 8. 805. 2 fl. 24 kr.
— — Ludolphs Lehrjahre. 3. Thle. 8. 804. 1 fl. 36 kr.
— — Wilhelmine von Roſen. 2 Thle. 8. 803. 45 kr.
Biographien, Skizzen, Scenen und Gemälde aus dem Menſchenleben. 4 Lieferungen. 8. 800 — 802. 1 fl. 48 kr.
Blondchen, der Zigeuner-Findling. 8. 804. 36 kr.
Brautnacht, die angſtvolle. Nebſt einer Zugabe heitern Inhalts. Mit 1 Kupf. 8. Wien 816. geh. 1 fl. 15 kr.
Centilles. Eine Geſch. aus dem ſpan. Inſurrektionskriege. Vom Verf. des Admir. 2 Thle. mit 2 Kupf. 8. Wien 816. geh. 2 fl. 30 kr.
Cramer, C. G., Adolph der Kühne, Raugraf von Daſſel. 3 Thle. Mit Kupf. 2te verb. Aufl. 8. 798. 1 fl. 15 kr.
— — der deutſche Alcibiades. 3 Thle. mit Vign. 2te verb. Auflage. 8. 802. 1 fl. 48 kr.
— — Bellomos lezter Abend des Lebens. Mit Vign. 8. 801. 36 kr.
— — der Domſchütz und ſeine Geſellen. 2 Thle. mit Vign. 8. 824. 1 fl. 48 kr.
— — die Familie Klingsporn, ein Gemälde des Jahrhunderts. 2 Thle. mit Vign. 8. 799. 1 fl. 12 kr.
— — der ſchöne Flüchtling. Mit 1 Vign. 8. 804. 45 kr.
— — Fräulein Runkunkel und Baron Sturmdrang, eine poſſirliche Geſchichte unſerer Zeit. Mit 1 Vign. 8. 800. 30 kr.
— — Genieſtreiche. 2 Thle. mit Vign. 8. 800. 1 fl. 12 kr.
— — der arme Görge. Mit 1 Vign. 8. 800. 36 kr.
— — das Grillenthal. Ein Naturgemälde mit 1 Vign. 8. 806. 30 kr.
— — Hans u. Görge, eine Familiengeſch. Mit 1 Vign. 8. 801. 30 kr.
— — Hans Stürzebecher und ſein Sohn, ein Beitrag zur Geſchichte meiner Zeit. 2 Thle. mit Vign. 8. 799 und 800. 1 fl.
— — das Harfenmädchen. Mit 1 Vign. 8. 800. 36 kr.
— — Julius der Verworfene. 2 Thle. mit Vign. 8. 803. 48 kr.

Cramer, C. G., Leben und Meinungen, auch ſeltſame Abentheuer Erasmus Schleichers. 4 Thle. mit Vign. 4te verb. Aufl. 8. 805. 2 fl. 30 kr.
— — Leben, Thaten und Sittenſprüche des lahmen Wachtelpeters. 2 Thle. mit Vign. 2te verb. Aufl. 8. 801. 1 fl.
— — der kluge Mann. 3 Thle. m. Vign. 2. verb. Aufl. 8. 801. 1 fl. 36 kr.
— — Peter Schmoll und ſeine Nachbarn. 2 Thle. mit Vign. 8. 800. 1 fl. 12 kr.
— — Raſereien der Liebe. 2 Thle. m. Vign. 8. 802. 48 kr.
— — Ritter Euros und ſeine Freunde, Frühjahre des Domſchützen. Mit 1 Vign. 8. 805. 45 kr.
— — der braune Robert und das blonde Nannchen, ein Spiegel für viele. 2 Thle. mit Vign. 8. 800. 1 fl. 15 kr.
— — die gefährlichen Stunden. 2 Thle. mit Vig. 8. 800. 1 fl. 12 kr.
— — das Turnier zu Nordhauſen. Mit 1 Vign. 8. 799. 36 kr.
— — Yſopiana, als Anhang und Nachtrag zu dem Leben Paul Yſops. Mit 1 Vign. 8. 799. 30 kr.
— — Zoar der Auserwählte. 2 Thle. m. V. 8. 800. 1 fl. 30 kr.
Deſſalines, Tyrann der Schwarzen, und Mörder der Weißen auf St. Domingo. Ein Gemälde aus der Gallerie politiſcher Ungeheuer. 8. 805. 24 kr.
Edeln, die, der Vorwelt. 2 Thle. m. K. 8. 795. 1 fl. 24 kr.
Eliſabeth, Erbin von Toggenburg, oder Geſchichte der Frauen von Sargans in der Schweiz. 2 Thle. m. Kpf. 8. 798. 1 fl. 15 kr.
Eremit, der, am ſchwarzen Grabmahle oder das Geſpenſt im alten Schloſſe. Ritterroman d. Anna Radecliffe. 2 Thle. m. 2 K. 8. Wien. 1817. geheftet. 2 fl. 30 kr.
Erſcheinung, meiner Gattin wirkliche, nach ihrem Tode. Eine wahre Geſchichte. 8. 805. 30 kr.
Erzählungen intereſſanter Geſchichten, Launen, Gedichte, Anekdoten und Aufſätze in Stammbücher. 4 Thle. m. Vign. 8. 800. 2 fl. 24 kr.
— — von F. Kind, L. Germar und G. Reinbeck. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien. 1816. 1 fl. 15 kr.
— — von F. Laun, K. Streckfuß, G. Schilling u. F. Kind. Mit 1 Kpf. gr. 12. Wien. 1817. 1 fl. 15 kr.
— — von A. Fr. v. Steigenteſch. 2 Thle. in 1 Bd. m. 1 Kpf. 8. Wien, 1816. geh. 1 fl. 15 kr.
— — kaledoniſche, von Fr. Müller. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1815. 1 fl. 15 kr.
— — romantiſche. Erſter Theil von Caroline de la Motte-Fouqué, Reinbeck, St. Schütze und Friedr. Fouqué. Zweiter Theil von Fridr. Gleich und Wilhelmine Willmar. Mit 2 Kupf. gr. 12. Wien 1815 — 1816. 2 fl. 30 kr.
Förſterfamilie, die, von C. A. v. Gruber. 8. 803. 24 kr.
Fouqué, Friedr. Bar. de la Motte, die Fahrten Thiodolfs des Isländers. Ein Ritterroman. 2 Thle. Mit Kpfrn. 8. Wien 1815. geheftet. 3 fl.
— — der Held des Nordens. 3 Thle. m. 1 Kupf. 8. Wien 1816. geh. 3 fl. 36 kr.
— — Neidmar und Diona (der Todesbund). Mit 1 Kpf. 8. Wien 1816. geh. 1 fl. 15 kr.
— — Neue kleine Romane, Märchen und Erzählungen. 4 Thle. mit 4 Kpf. 8. Wien 1814 — 1817. geh. 5 fl.

Fouqué, Friedr. Bar. de la Motte, Sängerliebe. Eine provenzaliſche Sage. 2 Thle. mit 2 Kpf. gr. 12. Wien. 816. 2 fl. 30 kr.

— — Sintram und ſeine Gefährten. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1815. 1 fl. 15 kr.

— — Undine. Eine Erzählung. 8. Wien 1815. geh. 40 kr.

Fouqué, Caroline Baronin de la Motte, kleine Erzählungen. m. 1 K. 8. Wien 1814. geh. 1 fl. 15 kr.

— — Feodora. Ein Roman. 2 Thle. mit 2 Kupfern. gr. 12. Wien 1815. 2 fl. 30 kr.

— — Magie der Natur. Ein Roman. m. 1 K. 8. Wien 1814. geh. 1 fl. 15 kr.

— — der Spanier und der Freiwillige in Paris. Eine Geſchichte aus dem heil. Kriege. m. 1 K. gr. 12. Wien 1815. 1 fl. 15 kr.

Geiſt Erichs von Sikingen, ſein Herumwandeln und ſeine Erlöſung. 2te verb. Aufl. 8. 1803. 45 kr.

Gemälde, neue, des menſchlichen Herzens, von Cramer, Lafontaine, Kotzebue, Spieß u. a. Neue Aufl. 8. 805. 36 kr.

— — des weiblichen Lebens, von C. Nicolai. m. 1 K. gr. 12. Wien 1817. 1 fl. 15 kr.

Geſchichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. 2 Thle. mit Vign. 2te verb. Aufl. 8. 798. 1 fl. 30 kr.

Geſpenſt, das. Drei Erzählungen von G. Schilling, F. Kind und F. Laun. Nebſt: die Nymphe des Rheins, von Charlotte v. Ahlefeld. m. 1 Kpf. 8. Wien 1815. geh. 1 fl. 15 kr.

Geſpenſterbuch, herausgeg. von A. Apel und Fr. Laun. 4 Thle. m. Kpf. 8. 1815. 5 fl. 20 kr.

— — 5ter Thl. auch unter dem Titel: Wunderbuch 1r Thl. mit 1 Kupfer. 8. 1815. 1 fl. 20 kr.

Goldkörner aus Deutschlands Taschenbüchern gesammelt. Eine Auswahl von Erzählungen, Aufſätzen und Gedichten von A. G. Eberhard, Gerning, Th. Hell, Kind, Langbein, Laun, J. Paul u. a. 8. 1813. broch. 1 fl. 15 kr.

Hatto, Biſchoff von Mainz, eine Legende aus dem zehnten Jahrh. 2 Thle. m. Kpf. 8. 791. 1. fl. 30 kr.

Herbſtroſen von A. Schreiber. m. 1 K. gr. 12. Wien. 816. 1 fl. 15 kr.

Hölle, die, auf Erden, in der Geſchichte der Familie Fredini, von J. G. Gruber. 8. 1802. 54 kr.

Huber, L. F., das Urtheil der Welt, eine Herrnhutiſche Erzählung. Mit 1 Vign. 8. 1805. 36 kr.

Jack, der kleine, eine Volksgeſchichte. Nach dem Engl. m. 1 Vign. Taſchenformat. 1800. 24 kr.

Ich und meine Frau, drei Erzählungen von Laun, Lindau und Schilling. m. 1 K. 8. Wien 1816. geh. 1 fl. 15 kr.

Jung, J. H., genannt Stilling, Erzählungen. 3 Bändchen. 8. 1814 — 1815. 1 fl. 48 kr.

— — Geſchichte Florentins von Fahlendorn. 3 Thle. 8. 803. 1 fl. 12 kr.

— — — — des Herrn von Morgenthau. 2 Thle. 8. 800. 1 fl. 12 kr.

— — Leben der Theodore von der Linden. 2 Thle. 8. 800. 1 fl. 24 kr.

Kind, Fr., ausgewählte Erzählungen. 4 Thle. m. 4 Kpfrn. gr. 12. Wien 1815 — 16. 5 fl.

Knigge, A. von, die Reiſe nach Braunſchweig, ein komiſcher Roman. m. 1 Kupf. 8. 1803. 45 kr.

Konradin von Schwaben, oder Geſchichte des unglücklichen Enkels Kaiſers Friedrich des Zweiten. 2 Thle. m. Kpf. 8. 794. 1 fl. 24 kr.

Kotzebue, A. v., Adelheid von Wulfingen, ein Denkmal der Barbarei des 13. Jahrh. m. 1 Vign. 3. verb. Aufl. 8. 801. 30 kr.
— — Chroniken. Eine Sammlung merkwürdiger Geſchichten der Vorzeit. m. 1 Vign. 8. 804. 48 kr.
— — Geſchichte meines Vaters, oder wie es zuging, daß ich gebohren wurde. 8. 1804. 24 kr.
— — die ſilberne Hochzeit, Schauſp. 8. 1801. 24 kr.
— — die Huſſiten vor Naumburg. Schauſp. 8. 1805. 24 kr.
— — Ildegerte, Königin von Norwegen, hiſtoriſche Novelle. m. 1 Vign. 2e verb. Aufl. 8. 1801. 36 kr.
— — Johanne von Montfaucon. Ein romantiſches Gemählde aus dem 14ten Jahrh. 8. 1801. 24 kr.
— — die jüngſten Kinder meiner Laune. 5 Thle. mit Vign. 3. verb. Aufl. 8. 1805. brochirt. 3 fl. 20 kr.
— — die Leiden der Ortenbergiſchen Familie. 2 Thle. 3te verb. Aufl. Mit Vign. 8. 1801. 1 fl. 12 kr.
— — Leontine. Ein Roman. 2 Thle. 8. 1808. 1 fl. 45 kr.
— — die geprüfte Liebe, eine wahre Geſchichte. 2 Thle. 2te verb. Aufl. 8. 1804. 1 fl. 15 kr.
— — kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen. 4 Thle. mit Vign. 8. 1807. 4 fl.
— — Romanesken. 2 Thle. m. 2 K. 8. Wien 1816. geh. 2 fl. 30 kr.
— — dramatiſche Spiele zur geſelligen Unterhaltung. Enthalten: die barmherz. Brüder — Cleopatra — Unſer Fritz — die ſchlaue Wittwe — der Hahnenſchlag — Ariadne auf Naxos. Mit 6 Holzſchn. 8. 1808. 36 kr.
— — die Verläumder, Schauſp. in 5 Akten. 8. 1800. 30 kr.
— — die Verſöhnung, ein Schauſp. 8. 1801. 30 kr.

Lafontaine, A., Agathe oder das Grabgewölbe. 3 Thle. m. 3 K. gr. 12. Wien 1817. 3 fl. 36 kr.
— — Aline von Rieſenſtein. 3 Thle. 8. 1809. 2 fl. 36 kr.
— — Amalie Horſt, oder das Geheimniß glücklich zu ſeyn. 2 Thle. m. Kpf. 8. 1811. 2 fl. 24 kr.
— — Antonie, oder das Kloſtergelübde. m. 1 V. 8. 1800. 24 kr.
— — Ariſtomenes und Gorgus, oder Rache und Menſchlichkeit. m. 1 Vign. 8. 1803. 1 fl.
— — Arkadien. 3 Thle. m. 3 Vign. 8. 1808. 2 fl. 24 kr.
— — Barneck und Saldorf. 2 Thle. mit Vign. 8. 1805. 2 fl.
— — das Bekenntniß am Grabe. 3 Thle. m. K. 8. 1812. 3 fl. 36 kr.
— — die beiden Bräute. 3 Thle. m. Vign. 8. 1810. 3 fl.
— — Bürgerſinn und Familienliebe, oder Tobias Hoppe. 3 Thle. m. Kupf. 8. 1813. 3 fl. 36 kr.
— — Eduard od. der Maskenball. 3 Thle. 8. 1811. 2 fl. 36 kr.
— — Emma. 2 Thle. 8. 1810. 2 fl.
— — Er verführt ſeine eigene Frau. — Rektors Minchen. — Makaria (drei kleine Romane). M. 1 K. gr. 12. Wien. 1816. 1 fl. 15 kr.
— — moral. Erzählungen. 4 Thle. m. Vign. 8. 1799. 3 fl. 36 kr.
— — neueſte Erzählungen und kleine Romane. 2 Bdchn. m. Vign. 8. 1807. 1 fl. 48 kr.
— — Eugenie oder der Sieg über die Liebe. 3 Thle. m. Kpftn. 8. Wien 1814. 3 fl. 36 kr.
— — die Familie von Halden. 2 Thle. m. 2 Vign. 2te verb. Aufl. 8. 1801. 2 fl. 30 kr.

Lafontaine, A., die Familienpapiere, oder die Gefahren des Umgangs. 2 Thle. mit 2 Vign. 8. 1807. 2 fl. 12 kr.
— — Fedor und Marie, oder Treu bis zum Tod. m. 1 Vign. 8. 1803. 48 kr.
— — die Gefahren der großen Welt, oder Bertha von Waldeck. 2 Thle. m. Kpf. 8. 1811. 2 fl. 24 kr.
— — Gemähldeſammlung zur Veredlung des Familienlebens. 2 Thle. m. 2 Vign. 8. 1808. 2 fl. 12 kr.
— — das heimliche Gericht des Schickſals, oder Roſaura. 3 Thle. Mit 3 Kpf. gr. 12. Wien 1818. (Unter der Preſſe.) 3 fl. 36 kr.
— — die Gewalt der Liebe, in Erzählungen. 4 Thle. m. Vign. 2te verb. Aufl. 8. 1799. 3 fl.
— — das Haus Barburg oder der Familienzwiſt. mit 1 Vign. 8. 1806. 1 fl. 15 kr.
— — das Haus im Walde, oder Försters Aennchen. — Der Zeidler. — Der Schwiegerſohn (drei kleine Romane). mit 1 Kupfer. gr. 12. Wien. 1816. 1 fl. 15 kr.
— — der Hausvater, oder das liebt ſich! und warum? 3 Thle. 8. 1811. 2 fl. 42 kr.
— — Henriette Bellmann, ein Gemälde ſchöner Herzen. 2 Thle. m. Vign. 8. 1802. 1 fl. 48 kr.
— — Herrmann Lange. 2 Thle. mit Vign. 8. 1802. 2 fl. 24 kr.
— — Ida von Kiburg, oder das Verhängniß. m. 1 Kupf. 8. Wien 1816. 1 fl. 15 kr.
— — Iſidore, oder die Waldhütte. 2 Thle. mit 2 Kupf. gr. 12. Wien 1816. 2 fl. 24 kr.
— — Karl Engelmanns Tagebuch. Mit 1 Vign. 8. 1799. 1 fl.
— — Leben eines armen Landpredigers. 2 Thle. m. Vign. 8. 801. 2 fl. 15 kr.
— — Lenardo und Blandine, oder Amandus und Amanda. — Der Mündel. — Die Blumen. (Drei kleine Romane). m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1817. 1 fl. 15 kr.
— — Liebe und Dankbarkeit. m. 1 Vign. 8. 1799. 15 kr.
— — Mährchen, Erzählungen und kleine Romane. 2 Thle. m. Vign. 8. 1802. 1 fl. 12 kr.
— — die Moralſyſteme, oder Ludwig v. Eiſach. 2 Thle. m. Kupf. 8. 1812. 2 fl. 24 kr.
— — Natur und Kunſt, oder Graf Hans v. Roden. m. 1 Kupf. 8. 1811. 1 fl. 12 kr.
— — der Naturmenſch, oder Natur und Liebe. m. Vign. 3te verb. Aufl. 8. 805. 45 kr.
— — die Pfarre an der See. 3 Thle. m. 3 Kpf. gr. 12. Wien 817. 3 fl. 36 kr.
— — die Prüfung der Treue, oder die Irrungen. Ein Luſtſpiel. 8. 1807. 24 kr.
— — Quinctius Heymeran von Flamming. 4 Thle. mit Vign. 8. 801. 4 fl.
— — Raphael, oder das ſtille Leben. 8. 810. 1 fl. 12 kr.
— — Roſen, geſammelte Erzälungen. 8. Mannh. 814. 1 fl. 30 kr
— — Rudolph und Julie. 2 Thle. m. Vign. 8. 801. 1 fl. 12 kr.
— — Saint Julien. 2te verb. Aufl. m. 1 Vign. 8. 801. 1 fl. 12 kr.
— — So geht es in der Welt. 3 Thle. m. Vign. 8. 804. 3 fl.
— — der Sonderling. 3 Thle. m. V. N. Aufl. 8. 810. 2 fl. 24 kr.
— — das Teſtament. 3 Thle. 8. 810. 2 fl. 24 kr.

Lafontaine, A., Theodor. 2 Thle. m. Vign. 8. 800. 2 fl.
— — Tinchen, oder die Männerprobe. 2 Thle m. K. 8. 812. 2 fl. 24 kr.
— — die Tochter der Natur. m. 1 Vign. 8. 799. 24 kr.
— — der Unbekannte, oder der Kampf mit den Verhältniſſen. 3 Thle. m. 3 Kpfrn. 8. Wien 1815. 3 fl. 36 kr.
— — Walther, oder das Kind vom Schlachtfelde. 3 Thle. mit 3 K. 8. 814. 3 fl. 36 kr.
— — Wenzel Falk und ſeine Familie. 3 Thle. 8. 1811. 3 fl.
Langbein, A. F. E., die Kleinſtädter und der Fremdling. Ein komiſcher Roman. m. 1 K. 8. Wien 814. geh. 1 fl. 15 kr.
— — Unterhaltung für müßige Stunden. m. 1 K. gr. 12. Wien. 1815. 1 fl. 15 kr.

Laterne, die, bei Abend, oder Samml. v. Geſchichten u. Erzähl. zur Unterhaltung in den Abendſtunden, ein Buch zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann. 2 Thle. 8. 802. 1 fl. 12 kr.

Laun, F., das Ebenbild. m. 1 K. 8. Wien 1817. geh. 1 fl. 15 kr.
— — luſtige Erzählungen. 2 Thle. 8. 1803 — 7. 1 fl. 12 kr.
— — neue ausgewählte Erzählungen. 2 Thle. m. 2 Kpf. gr. 12. Wien 1817. 2 fl. 30 kr.
— — die Geſtalt auf dem Grabmahle. Vielleicht Geſpenſtergeſchichte. m. 1 Kpf. 8. Wien 1814. geh. 1 fl. 15 kr.
Leben, Thaten und Schickſale der berüchtigten Räuber Sotſchiwizka und Nickel Liſt. m. 1 Vign. 8. 802. 36 kr.
Legenden, Volksſagen, Geſpenſter- und Zaubergeſchichten von L. von Baczko. m. 1 K. 8. Wien 1816. geh. 1 fl. 45 kr.
Luiſe, oder die unſeligen Folgen des Leichtſinns, eine Geſchichte einfach und wahr. Mit einer Vorrede von Kotzebue. 2 Thle. mit Vign. Taſchenform. 801. 1 fl. 36 kr.
Mädchen, das, unter den Räubern, und ihr wunderbarer Retter. 8. 1805. 45 kr.
Magazin ſchrecklicher Ereigniſſe und fürchterlicher Geſchichten. 4 Thle. 8. 805. 1 fl. 20 kr.
Mahlmann, A., kleine Erzählungen, Gedichte und proſaiſche Aufſätze. 2 Sammlungen. m. 1 Vign. 8. 802. 1 fl.
Maria, oder die Tochter des Unglücks, etwas mehr als Roman. Mit 1 Vign. Taſchenform. 801. 48 kr.
Mary und Jerome, oder Liebe und Betrug, mehr als Roman. Von Baptiſt von Heinsburg. m. Kpf. gr. 12. Wien 816. 1 fl. 15 kr.

Meißner, A. G., Kriminalgeſchichten. 8. 805. 1 fl. 24 kr.
— — Maſaniello. 8. 803. 24 kr.
— — Spartakus. 8. 803. 24 kr.
Merkel, G., Erzählungen. m. 1 Vign. 8. 802. 36 kr.
Müllner, A., König Yngurd. Trauerſpiel. Taſchenform. 817. geh. 1 fl. 20 kr.
Natalis, oder die Schreckensſcene auf dem St. Gotthardt, von C. F. Benkowitz. 8. 801. 36 kr.
October, der achtzehnte, oder das eiſerne Kreuz, ein Roman von C. Hildebrand. 2 Thle. m. 2 Kupf. gr. 12. Wien 816. 2 fl. 30 kr.
Pachterin, die ſchöne. 2 Thle. 8. 803. 1 fl. 12 kr.
Pudel, der, auf Reiſen, um ſeinen Herrn zu ſuchen. Nach dem Engl. von J. G. Gruber. 8. 803. 24 kr.
Reinbeck, G., Erzählungen. m. 1 Kupf. gr. 12. Wien 815. 1 fl. 15 kr.

Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann. 3 Thle. mit Vign. 8. 800. 2 fl. 30 kr.

Robert, oder der Mann wie er ſeyn ſollte, ein Seitenſtück zu Eliſe, oder das Weib wie es ſeyn ſollte. 3 Thle. mit Vign. 8. 802. 2 fl. 15 kr.

Romane, neue, u. Erzählungen von A. Kuhn. m. 1 Kupf. gr. 12. Wien 1816. 1 fl. 15 kr.

Rudolph von Habsburg, ein hiſtor. rom. Gemälde von C. F. Schlenkert. 4 Thle. mit V. 8. 799 — 801. 2 fl. 24 kr.

Sagen der Vorzeit von Veit Weber. 7 Thle. Mit Kpf. 2te Aufl. 8. 795 — 99. 5 fl. 30 kr.

Scherflein z. Menſchenkunde, in Erzähl. mit 1 V. 8. 794. 30 kr.

Schiller, Fr. von, Macbeth, Trauerſp. nach Shakespear, zur Vorſtellung eingerichtet. 8. 803. 30 kr.

Schilling, G., Abendgenoſſen. 2 Thle. m. 2 Kpf. 8. Wien 1816. geh. 2 fl. 30 kr.
— — der Beichtvater. 2 Thle. 8. 805. 48 kr.
— — die Brautſchau. 2 Thle. 8. 810. 1 fl. 12 kr.
— — Drako Dämon der Hölle. 8. 805. 30 kr.
— — die gute Frau. 2 Thle. 8. 805. 45 kr.
— — die Geiſter des Erzgebirges. — Nebſt: die Neuntödter; eine Poſſe. mit 1 Kupf. 8. Wien 816. geh. 1 fl. 15 kr.
— — Gott lebt noch, eine Erzählung. 8. 805. 20 kr.
— — Irrlichter. 2. Bdchn. mit 2 K. 8. Wien 814. geh. 2 fl. 30 kr.
— — der Mann wie er iſt. Neue Aufl. 8. 814. 45 kr.
— — die Reiſe nach dem Tode. 8. 806. 24 kr.
— — Röschens Geheimniſſe. 2 Thle. 12. 800. 48 kr.
— — die Saat des Böſen. 2 Thle. in 1 Band. m. K. gr. 12. Wien 1816. 1 fl. 15 kr.
— — das Weib wie es iſt. Neue Aufl. 8. 814. 45 kr.
— — Wilhelm Winters Jugendgeſchichte; ein komiſcher Roman. — Nebſt: der Weihnachtsabend. mit 1 Kupf. 8. Wien. 1817. geh. 1 fl. 15 kr.

Schinderhannes der Räuberhauptmann. Ein Gemälde ſeines Lebens, aus den Criminalakten gezogen. 8. 804. 24 kr.

Schulz, Fr., Henriette von England. m. 1 V. 8. 803. 36 kr.
— — Leopoldine. 2 Thle. m. Vign. 8. 801. 1 fl. 12 kr.
— — Moriz, ein komiſcher Roman. 2. Thle. mit 1 Vign. 3te verb. Aufl. 8. 802. 45 kr.
— — die Prinzeſſin von Cleves, ein Seitenſtück zu Zaide. m. 1 V. 8. 802. 45 kr.
— — William, oder Geſchichte jugendlicher Unvorſichtigkeiten. mit 1 Vign. 8. 802. 1 fl. 12 kr.

Sehnſucht und Liebe, Geſchichte Eduards von . . . aus den Papieren ſeines Freundes, von F. Gleich. mit 1 Kpf. 12. Wien 1817. 1 fl. 15 kr.

Sonntagsnovellen von C. Nikolai. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1816. 1 fl. 15 kr.

Spieß, C. H., Biographien der Selbſtmörder. 4 Thle. 8. 800 — 802. 1 fl. 36 kr.
— — — — — — — — — — — der Wahnſinnigen. 3 Thle. 8. 803. 2 fl.
— — Clara von Hoheneichen. Schauſp. 8. 801. 30 kr.

Spieß, C. H., kleine Erzählungen und Geſchichten. 3 Thle. 8. 798 — 802. 1 fl. 48 kr.

— — Hans Heiling, vierter und letzter Regent der Erde- Luft- Feuer- und Waſſergeiſter. 4 Thle. 8. 800. 2 fl. 24 kr.

— — die ſtrahlende Jungfrau oder der Berggeiſt, eine Zaubergeſchichte. 8. 804. 1 fl.

— — Kriminalgeſchichten voller Abentheuer und Wunder und doch ſtreng der Wahrheit getreu. 3 Thle. 8. 804. 2 fl. 42 kr.

— — Leben und Meinungen des Jacob von Buchenſtein, Erb- Lehn- und Gerichtsherrn auf Ober- Mittel- und Unter-Buchenſtein. 3 Thle. mit Vign. 8. 798. 1 fl. 36 kr.

— — die Löwenritter, eine Geſchichte aus dem 13ten Jahrh. 4 Thle. 8, 804. 3 fl.

— — der Mäuſefallen- und Hechelkrämer, eine Geſchichte höchſt wunderbar und doch natürlich. m. 1 Vign. 2te verb. Aufl. 8. 802. 36 kr.

— — Oswald und Mathilde, eine Geſchichte des mittlern Zeitalters. 8. 803. 24 kr.

— — meine Reiſen in die Hölen des Unglücks und die Gemächer des Jammers. 2 Thle. m. Vign. 8. 798. 1 fl. 12 kr.

— — die Ritter mit d. güldnen Horn. 2 Thle. 8. 805. 1 fl. 12 kr.

Starke, G. W. C., Gemälde und Erzählungen aus dem häuslichen Leben. 5 Thle. mit Vign. 8. 799 — 804. 3 fl.

Stein, Karl, Kirſchen. Eine Samml. von Erzählungen. 1r Bd. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1815. 1 fl. 15 kr.

— — die Verſchleierte. Ein kom. Roman. Nebſt: der Königsſchuß; eine Erzähl. von G. **Schilling**. m. 1 Kpf. gr. 12. Wien 1816. 1 fl. 15 kr.

Taſchenbibliothek unterhaltender Lektüre, für die elegante Welt. Taſchenformat 1815 — 1817. Jeder Band mit geſtochenem Titel und 1 Kpfr. 1 fl. 15 kr.

Erſter Jahrgang (1815) enthält: I. Kirſchen, eine Samml. von Erzählungen von K. **Stein**. — II. Kaledoniſche Erzähl. von Fr. **Müller**. — III. Erzählungen von G. **Reinbeck**. — IV. Der Spanier und der Freiwillige in Paris, von Carol. **Fouqué**. — V. Unterhaltung für müßige Stunden, von A. F. E. **Langbein**. — VI. Sintram und ſeine Gefährten von Friedr. **Fouqué**. — VII. VIII. Feodora, von Carol. **Fouqué**. 2 Thle. — IX. Romant. Erzählungen 1r Bd. (von Car. **Fouqué**, **Reinbeck**, **Schütze**, und Fridr. **Fouqué**). — X. — XII. Ausgewählte Erzählungen von F. **Kind**. 1r — 3r Theil.

Zweiter Jahrgang (1816): I. Mary und Jerome oder Liebe und Betrug von Bapt. v. **Heinsburg**. — II. Sonntagsnovellen von C. **Nicolai**. — III. Romant. Erzählungen. 2r Bd. (von F. **Gleich** u. Wilhelmine **Willmar**). — IV. Erzählungen von F. **Kind**. 4r Bd. — V. Herbſtroſen von A. **Schreiber**. — VI. Mährchen, Erzählungen u. Anekdoten von C. F. **Weiſſer**. — VII. Neue Romane und Erzählungen von A. **Kuhn**. — VIII. IX. Sängerliebe von Fridr. **Fouqué**. — X. Erzählungen von **Kind**, **Germar** u. **Reinbeck**. — XI. XII. Der 18te Oktober oder das eiſerne Kreuz, von C. **Hildebrand**.

Dritter Jahrgang (1817): I. Erzählungen von **Laun**, **Streckfuß**, **Schilling** u. **Kind**. — II. Sehnſucht u. Liebe, von F. **Gleich**. — III. Gemälde des weiblichen Lebens von C. **Nicolai**. — IV. V. Ausgewählte Erzähl. von F. **Laun**. (Wird fortgeſetzt).

Todeskampf, der, am Hochgericht, oder Geſchichte des unglücklichen Dulders F. Seider. Ein Seitenſtück zu Kotzebue's merkwürdigſtem Jahr meines Lebens. 8. 803. 15 kr.

Unterhaltungsbibliothek, neue romantiſche, für die elegante und gebildete Leſewelt. 1r — 31r Bd. 8. Wien 1815 — 1817. Jeder Bd. mit 1 Kpf. 1 fl. 15 kr.

Enthält: Ir Bd. Undine von Fr. Fouqué. — II. III. Irrlichter von G. Schilling. — IV. Die Geſtalt auf dem Grabmahle von F. Laun. — V. Kleine Erzählungen von Carol. Fouqué. — VI. Die Kleinſtädter und der Fremdling von A. F. E. Langbein. — VII. Magie der Natur von Carol. Fouqué. — VIII. Die Verſchleierte von C. Stein, nebſt: der Königsſchuß von G. Schilling. — IX. Das Geſpenſt von F. Kind, F. Laun und G. Schilling. — X. Neue kleine Romane ꝛc. von Frid. Fouqué, 1r Bd. — XI. Sintram und ſeine Gefährten von Fr. Fouqué. — XII. XIII. Feodora von Carol. Fouqué. — XIV. Neue kleine Romane von Fr. Fouqué. 2r Bd. — XV. die Saat des Böſen von G. Schilling. — XVI. Ich und meine Frau, 3 Erzähl. von Laun, Lindau und Schilling. — XVII. XVIII. Romanesken von A. Kotzebue. — XIX. XX. Abendgenoſſen von G. Schilling. — XXI. Die angſtvolle Brautnacht ꝛc. — XXII. Neue kleine Romane ꝛc. von Fr. Fouqué. 3r Bd. — XXIII. XXIV. Centilles. 2 Thle. — XXV. Erzählungen von A. Steigenteſch. — XXVI. Die Geiſter des Erzgebirges, nebſt: die Neuntödter von G. Schilling. — XXVII. XXVIII. Anatole, oder der unbekannte Geliebte. 2 Thle. — XXIX. Das Ebenbild von F. Laun. — XXX. Neue kleine Romane von Frid. Fouqué. 4r Bd. — XXXI. Wilhelm Winters Jugendgeſchichte, nebſt: der Weihnachtsabend, von G. Schilling. (Wird fortgeſetzt.)

Verbildung und Leichtſinn, oder das Tagebuch eines Freudenmädchens. 8. 804. 45 kr.

Wagner, Ernſt, die reiſenden Maler, ein Roman. 2 Thle. 8. 807. 1 fl. 24 kr.

Walter und Nanny, eine Schweizergeſchichte von der Verfaſſerin der Agnes von Lilien. 8. 802. 24 kr.

Weiſſer, C. F., Märchen, Erzählungen und Anekdoten. m. 1 K. gr. 12. Wien. 1816. 1 fl. 15 kr.

Welt, die heutige, ein lebhaftes Gemälde der Sitten und Lebensart verſchiedener Stände. 2 Thle. 8. 793. 48 kr.

Wunderbuch. Herausgegeben von A. Apel u. Fr. Laun. 1s Bdchn. m. Kpf. 8. 1815. Auch unter dem Titel: Geſpenſterbuch ꝛc. 5tes Bdchen. 1 fl. 20 kr.

Wundermädchen, das Nordhäuſiſche, ein weiblicher Rinaldini, von E. Bornſchein. 4 Thle. 8. 804. 2 fl.

Zſchokke, H., die Prinzeſſin von Wolfenbüttel. 2 Thle. 8. 1805. 48 kr.

In dem Verlage des Unterzeichneten iſt erſchienen:

Handbuch der gemeinnützigſten Kenntniſſe für Volksſchulen. Bei dem Unterrichte als Materialien und bei Schreibeübungen als Vorſchriften zu gebrauchen. 3 Thle. 8. Erſter Theil. Neunte Auflage. 1816. Zweiter Theil. Achte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1817. Dritter Theil. Siebente Auflage 1817. 2 fl. 45 kr.

Einzeln werden verkauft:

Erſter Theil: Religions- und Sittenlehre; Naturgeſchichte; Naturlehre; bibliſche u. Religionsgeſchichte. 45 kr.

Zweiter Theil: Erdbeſchreibung und Geſchichte; Kenntniß der Geſetze und Landesverfaſſungen. 1 fl.

Dritter Theil, erſte Abtheilung: Deutſche Sprachlehre und Aufſätze. 24 kr.

Dritter Theil, zweite Abtheilung: Gewerbkunde; Zahlen- und Meßkunde; Bewegungslehre (Mechanik). 36 kr.

Dieſes Werk, das der vorigen Jahrs zu Braunſchweig verſtorbene Director Junker 1787 zuerſt herausgab, iſt, wie ſeine ſo oft wiederholten Auflagen ſchon bezeugen, in ganz Deutſchland als eines der brauchbarſten und nützlichſten Schulbücher anerkannt, und es hat ſich als ſolches, in allen öffentlichen und Privatanſtalten, in denen es gebraucht wurde, durch den beſten Erfolg bewährt. Indem es das geſammte Gebiet der menſchlichen Erkenntniſſe, in ſo ferne ſie Beſitz und Bildungsmittel des Bürgers und des Landmanns ſeyn ſollen, umfaßt, und mit ſcharfſinniger Abſonderung des Unzweckmäſſigen, doch einen unermeßlichen Reichthum gemeinnütziger Wiſſenſchaft und Wahrheit darbietet, iſt es eine Art von trefflicher Encyklopädie für die Jugend und das Volk, gleich tauglich, um den Unterricht der erſtern daran zu knüpfen und die geiſtige Bildung des letztern durch eine gehaltvolle Lectüre zu fördern. Noch mehr erhöht ſich aber der Werth dieſes ſchätzbaren Handbuches dadurch, daß ſeine Beziehung auf ein minder gebildetes Publikum der Gründlichkeit in der Erörterung und Darſtellung des Stoffs keinen Eintrag thut, daß man überall den ſeinen Gegenſtand beherrſchenden und nach einem feſten Plane verfahrenden Gelehrten in der faßlichſten Manier reden hört, daß auch das Schwerſte in der reinſten Klarheit ſich entwickelt, und daß über das Ganze ein frommer, ruhig belehrender Geiſt ergoſſen iſt, der nicht nur den Verſtand, ſondern auf gleiche Weiſe auch das Gemüth freundlich und erheiternd anſpricht. Weſentliche Vorzüge vor jeder frühern Auflage hat die gegenwärtige in dem zweiten Theile erhalten, in welchem die Erdbeſchreibung und die Geſchichte vorgetragen wird, indem derſelbe beinahe gänzlich umgearbeitet, der Territorialbeſtand der Staaten, wie er ſich ſeit dem Jahre 1814 fixirt hat, dargeſtellt, die Geſchichte bis auf den jetzigen Augenblick fortgeführt, und alle in der 7ten Auflage vorkommenden itzt nicht mehr gültigen Notizen auf das genaueſte rectificirt worden ſind.

König Yngurd.

Trauerſpiel in 5 Aufzügen

von

A. Müllner.

Taſchenformat 1817, geheftet. 1 fl. 20 kr.

Stuttgart den 1. Okt. 1817. ——— J. F. Macklot.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conversations-Lexicon oder Encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände

Bd.: 7

Stuttgart 1817

Enc. 42 x-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400823-6